Princeton University Library
32101 064300583

12

RECAP
0902

Digitized by Google

.6089 ANNEX LIB.
2.12

Library of

Princeton University.

Digitized by Google

Digitized by Google

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Zwölfter Band,

Juli bis Dezember

1837.

Berlin, gedruckt bei A. W. Hayn.

Preis des Jahrganges (Berlin, in der Expedition der Allgemeinen Preußischen Staats-Zeitung, so wie bei allen Königl. Post-Aemtern ohne Erhöhung) drei Thaler Preuß. Cour.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Portugal.

September: Lissabon im Flugr gesehen (113).

November: Sicherheits-Polizei in Portugal (138).

Dezember: Antonio Feliciano de Castilho (156).

Spanien.

Juli: Von Madrid nach Valencia. Nach dem Journal des Débats (85).

August: Die Baskischen Provinzen. Nach E. B. Stephens (104).

September: Spanische Zustände. I. Galicien (109). II. Katalonien (113).

Oktober: Landstraßen und Bodenkultur in Spanien (119). Das heutige Kadix (120). Bibliographische Mittheilungen.

November: Spanische Rechtspflege (133). Gibraltar. Von Rosseeuw de St. Hilaire (141). Die Maurischen Denkmäler in Granada (142).

Dezember: Cervantes und Don Quixote (146).

Frankreich.

Juli: Leiden eines Französischen Deputirten (79). Ein Manuskript von Napoleon (80). Das Johannisfeuer im Jahre 1573. Von Februar Soulié (81). Zur Statistik der Französischen Zeitungen (83). Die Jungfrau von Orleans, historisch und poetisch. Von Chantres Agnes (83). Carreau Königs. Dramatischer Stoff von Scribe (85). Jules Janin's literarische Portraits. Alfred de Vigny (86). Die Gliederpuppen der Französischen Gesellschaft (88). Bibliographische Mittheilungen.

August: Jules Janin's literarische Porträte. George Sand (92). Die Todesverurtheilungen in Frankreich (94). Die öffentlichen Wagen in Paris (95). Die Reise nach Paris (96). Der Salon der Herzogin von Manchin. Von der Herzogin von Abrantes (98). Die Reisen der Französischen Schriftsteller (101). Zur Naturgeschichte der Menschen-Racen (104). Bibliographische Mittheilungen.

September: Der Salon der Gräfin von Genlis. Von der Herzogin von Abrantes (105). Die erste Pariser Eisenbahn. Von Jules Janin (106). Streifereien Napoleon's à la Haroun-al-Raschid. Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes (107). Die Mathematik, auf die Nachtseite angewandt (111). Ein Bergen Poet über George Sand. Nach der Genfer Bibliothèque Universelle (114). Ueber die Verfälschung einiger Lampreaux's (116). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Die vierzehige Pflege der Französischen Advokaten (121). Napoleoniana. Nach dem United-Service-Journal (122). Boreaux und seine Bewohner (127). Der Streit über Quanquam und Kamkam (128).

November: Studentenleben in einer Französischen Provinzialstadt (132). Die Hunter, Hülfstruppen der Franzosen in Algier (133). Schweizer Bataeit. Eine Legende von Eb. Rodier (136). Ein Wahlkandidat für die Deputirten-Kammer (138). Lefurne (140). Zur Statistik von Frankreich (141). Napoleon als Baumeister (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die Lorettmädl und ihre Jünger in Paris. Von Emilien Pacini (145). Bücher-Anklündigungen und Literaten in Paris (148). Charles Fourier und sein Social-System (149). Napoleon und Goethe (151). Das Thal der Priester und die Republik Andorre. Von Michel Chevalier (153). Der Sonntag in Paris (155). Bonaparte's Depeschen aus Ober-Italien (156). Bibliographische Mittheilungen.

Schweiz.

Juli: Statistisches aus Genf (86).

August: Schlichthändler in der Schweiz (99).

September: Etwas aus und über Genf (109). Genf's historische Bevölkerungs-Zunahme. Von Ed. Mallet (117).

Italien.

Juli: Notizen über die Wirkung der Cholera in Neapel (83). Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien (89). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Sicilien in ältere und neuere Zeit (118). Ein Sammet-Sonntag in Rom (119). Die Universität Pavia. Von Ner. Valbi (122). Thorwaldsen in Rom (124). Rom bei Annäherung der Cholera. Von einem Engländer (125). Bibliographische Mittheilungen.

November: Malta und die Malteser (133). War Tasso wirklich in Prinzessin Leonore verliebt? (137). Handels-Notizen aus Italien (139). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara (147). Leonzio Pilato, der erste Professor der Griechischen Sprache in Italien (152). Die alten Italiänischen Romane. Von Desendente Sacchi (152). Bibliographische Mittheilungen.

England.

Juli: Shakspeare in China. Nach dem New-Monthly-Magazine (79). Bulwers „Athen" (81). Der Vogelgesang (82). Schriftstellers Gemeinplätze (84). Zufall oder Fügung (87). Bibliographische Mittheilungen.

August: Von Paris nach London (93). Engländer auf dem Kontinent. Von Captain Marryat (94). Eine Sommernacht in London (96). Wahlscenen und Volksleben in England. Von Mery (97). Die Merkwürdigkeiten Londons (99). Odeon Sham in Portugal und Spanien (100). Parlaments-Wahlen und Volksleben in England. Zweiter Artikel (102). Die wichtigsten Erscheinungen der Englischen Literatur im Jahre 1836 (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Englische Journalistik. Von Capt. Marryat (107). Schriftsteller-Einfluß in England. Von Capt. Marryat (108). Britische Spielsucht (110). Greenwich und Richmond. Von Mery (112). Die Badeorte Bath und Cheltenham (112). Die Universität Cambridge (116). Capt. Back's Bericht über seine letzte Reise (117). Bibliographische Mittheilungen.

Oktober: Schottland's Geschichte von Tytler (123). Affectation (123). Hieta, die Jäger-Insel (126). Scenen aus dem Gerichtsleben Doctor's Commons (126). National-Denkmale in England (129). Ernst Matteudorf. Von E. L. Bulwer (130). Bibliographische Mittheilungen.

November: Irland, mit Französischen Augen betrachtet. I. Ankunft in Dublin. Von C. Feuillet (134). Eisenbahnen in England (140). Von der Aristokratie des gesellschaftlichen Lebens in England (141). Gothe's Briefwechsel mit einem Kinde in England (143). Bibliographische Mittheilungen.

Dezember: Die Jugend Heinrich's VIII. von England (144). Ein die Redaction des Magazins (144). Disziplin in der Britischen Armee. Von einem Englischen Offizier (146). Die Universitäten Cambridge und Oxford (152). Das Unglück, berühmt zu seyn (153). Irland mit Französischen Augen betrachtet. Zweiter Artikel (154). Ludwig's XII. letzte Gemahlin (156). Bibliographische Mittheilungen.

Digitized by Google

Holland.

November: Holländer und Deutsche (137).

Dänemark.

November: Andersen, nach X. Marmier (135).

Schweden.

September: Die Schwedischen Universitäten. Von X. Marmier. I. Lund (111). II. Upsala (115).

Polen.

Juli: Der letzte Kmita (90).

November: Das Polnische Osternacht (133). Memoiren des Johann Chrysostomus Pasek (138). Die Sage von Twardowski, dem Polnischen Faust (143).

Dezember: Die Sage von dem Fürsten Trojan (149).

Finnland.

Dezember: Die Literatur Finnlands (150).

Rußland.

Juli: Die Aufführung der ersten Russischen Oper. Von dem Fürsten Elim Mescherski (91).

August: Die Aufführung der ersten Russischen Oper. Schluß (92). Die Russalken (95). Bibliographie (100).

Oktober: Ein Festtag im Kaukasus (121). Giebt es Russische Klassiker? (127). Zürich Kantonie. Ein biographisch-kritischer Versuch (128). Bibliographische Mittheilungen.

November: Journalistik in Finnland (142).

Moldau und Wallachei.

November: Die Zigeuner der Moldau und Wallachei. Nach M. v. Kogalnitschan (131).

Griechenland.

Juli: Die neue Universität in Athen (89). Bibliographische Mittheilungen.

August: Stimme aus Griechenland über Journalismus und Preßfreiheit (99).

Oktober: Italiänisches Theater in Athen (129).

November: Die Vorlesungen an der Universität Athen im ersten Halbjahr 1857 (131).

Dezember: Die Piloten der Insel Milos (155).

Türkei.

Juli: Die Türken im heutigen Konstantinopel (91).

Dezember: Die Reformen des Osmanischen Reiches. Von L. Gallagne (144). Frauen und Männer im Orient. Von M. J. Dain (154).

Syrien.

November: Zustand der Heilkunde im heutigen Palästina (132).

Persien.

September: Persische Arzneikunde (114).

Japan.

Oktober: Ueber Sprache, Schrift und Literatur der Japanesen (124).

Ostindien.

August: Ein Kriminalfall in Ostindien (93).

September: Kinder-Raub und Verkauf in Ostindien (115).

Oktober: Zauberei und Aberglauben in Ostindien (118). Die Dayaktal's auf der Insel Borneo. Aus der Holländischen Militair-Zeitung (130).

Dezember: Indische Landwirthschaft (155).

Java.

November: Dschoko Pirangen, der König von Negypten. Eine Javanesische Sage (136).

Dezember: Arschi Seke. Eine Javanesische Sage (147).

China.

Juli: Zur Geschichte des Buddhismus. Aus der Reise des Chinesischen Priesters Fa-hian (88).

Dezember: Die rechte Art zu studiren. Nach Dschu-hi (151). Auf dem Chinesischen Meere. Aus dem Schiffstagebuche eines Engl. Capitains (156).

Algier.

November: Der Mezouard (134).

Aegypten.

September: Valanthiennes in der Pyramide von Gizeh (105).

Oktober: Marschall Marmont in Aegypten (118).

Afrika.

Juli: Franzosen und Araber in Algier (80).

August: Handels-Expedition vom westlichen in das innere Afrika (97). Capitain Fawckner in Afrikanischer Gefangenschaft (98).

Oktober: Ein Tag in Tanger. Von Rosserau de St. Hilaire (125).

Dezember: Der Hrachich, des Orients Champagner (146).

West-Afrika.

September: Sierra-Leone (103).

Süd-Afrika.

Dezember: Unbilden gegen die Kaffern (150).

Amerika.

Dezember: Die Alterthümer der neuen Welt (145).

Nord-Amerika.

Juli: Miß Martineau in Nord-Amerika (79). Die Jubiläer als die zehn Stämme Israels dargestellt (90).

August: Die Eisenbahnen in Nord-Amerika (102). Das Sklaventhum und die Frauen in Boston (103). Bibliographische Mittheilungen.

September: Cochran's neue Kanone (106). Aerzte in Nord-Amerika (106).

Oktober: Die farbige Bevölkerung Louisiana's (120). Bibliographische Mittheilungen.

November: Die Amerikanischen Ursprachen (139).

Mexiko.

August: Michel Chevalier in Mexiko. Erster Artikel (92). Zweiter Artikel (100). Dritter Artikel (101).

September: Michel Chevalier in Mexiko. Vierter Artikel (113).

Süd-Amerika.

September: Robinson's Insel „Juan Fernandez" (108).

Australien.

Juli: Englische Deportationen nach Australien (87).

Mannigfaltiges.

Juli: Genealogie des Zuckers. — Victor Hugo. — Louis-Lecourt und Michallowsky-Domiewsky. — Ein Blick auf die Polnische Literatur. — Aus Schweden. — Madame Pierat und Herr Benoasont. — Zu die Kanonen des Invalidenhauses. — Jenin gegen Balmer. — Pferdezucht in England. — Literarisches aus Nord-Amerika. — Kosmopolitisches Album. — Südpol-Expeditionen. — Englische Universitäten. — Memoiren des Teufels. — Erstreigungen des Montblanc. — Nachdruck in Nord-Amerika.

1902 .C08 v.12 (LEAP) 572213

Digitized by Google

August: Urbanität der Quarterly Review. — Mortalitäts-Verhältnisse. — Englischer Comfort. — Preisaufgabe für Architekten und Maschinenbauer. — Deutsche Muster-Uebersetzungen. — Schillers Dramen in England. — Pferde aus der Heide of Mesopotamia. — Die Spas in Deutschland. — Alexander und Wilhelm von Humboldt. — Raufe's Geschichte der Päpste. — Englischer Kunstverein. — Englische Literaturgeschichte. — Das Lied von der Glocke in Nord-Amerika. — Schulen in Mexiko. — Adelbert von Chamisso. — Morrison's Chinesische Bibliothek. — Ludwig XIV. und seine Zeit.

September: Mäßigkeit und Bürstigkeit. — Capt. Marryat's Urtheil über Büffel. — Napoleon und die Welt-Eroberung. — Zeichen unserer Zeit in Indien. — Hindustanische Literatur. — Baumwollen-Fabriken in Aegypten. — Goethe's naturhistorische Werke. — Mayer's Denkmal. — Dument d'Urville. — Französischer Antizo. — Columbus in Island. — Barthélemy's Virgil. — Misters Trollope. — Phraseologie der Englischen Juristen. — Janin's neuester Roman. — Gerthe's Briefwechsel mit einem Kinde.

Oktober: Fichte's Briefwechsel mit Napoleon. — Anakreon, Aberwalstern und Ricci. — Zur Kenntniß der Zigeuner. — Bulwer und die Deutschen. — Mittheilungen aus Spanien. — Mandarin und Bonze. — Englisches Theater. — Goethe und das Kind in England. — Neueste Spanische Malerschule. — Zusammenrufung der Kunst in England. — Philosophie in Nord-Amerika. — Bulwer's Zeitgenossen. — Italien, wie es ist. — Die Französische Schreckenszeit. — Silvio Pellico. — Deutsche Philosophie in Frankreich.

November: Marlowe's Tod. — Robert Southey. — Spanische Lexikographie. — Chambeau's Handbuch der Weltgeschichte. — Cholera in England. — Philosophie in Italien. — Literarische Reactionen. — Philipp II. auf der Bühne von Madrid. — Italiänische Literatur im Jahre 1835. — Wallenstein's Leben von L. Pitschell. — Belgische National-Literatur. — Briefe Maria Stuart's an Elisabeth. — Napoleon und Canova. — Schweitzischer Volkskalender. — Ersch's Insekten.

Dezember: Neue Komplimentirbücher. — Philosophie in Holland. — Die Rossiniana. — Robert in Frankreich. — Goethe in Italien. — Geographische Differenzen. — Historische Vorlesungen in Paris. — Cimarosa und Mozart. — Unbefugte Nachbildungen. — Bilder für die Jugend. — Die Jungfrau von Orleans auf der Englischen Bühne. — Internationaler Literatur-Vertrag. — Französischer Neuigkeiten. — Briefsammlungen unserer Zeit. — Molière, Deutsch. — Historische Monographie. — Italiänische Weltgeschichte. — Englische Geschichtsschreibung. — Nelson's Leben, von einem Seemanne. — Geschichte Ludwig's XIV., von James. — Romeo und Julia auf der Französischen Bühne.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Sgr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 79. Berlin, Montag den 3. Juli 1837.

Nord-Amerika.

Miß Martineau in Nord-Amerika. *)

Bei keiner Art von Büchern geht die vorgefaßte Meinung, die Stimmung, die Eingenommenheit des Verfassers so unmittelbar in die Darstellung über, wie bei Reisebeschreibungen. Miß Harriet Martineau schildert uns in ihrer hier angezeigten neuesten Schrift den Zustand der Gesellschaft in Nord-Amerika nach den Eindrücken und Erfahrungen, welche sie auf ihrer Reise durch den größten Theil des Gebietes der Vereinigten Staaten gesammelt hat. Es wäre zu wünschen, daß alle Verfasser ähnlicher Schriften ihre Vorliebe und die Vorurtheil so offen und ehrlich zur Schau trügen, wie Miß Martineau. Man weiß gleich, woran man mit ihr ist. Man mag sie in ihren religiösen und politischen Ansichten des Irrthums zeihen, aber man kann ihrem Charakter die Achtung, ihren Schriften die Werthschätzung nicht versagen. Dies ihr jüngstes Buch ist lehrreich, populär lehrreich, weil die Verfasserin — sie bekennt es mit eigenen Worten — über Reise mit einer großen Geneigtheit antrat, die demokratischen Institutionen Amerika's in der Nähe zu bewundern, weil sie die republikanische Verfassung für das Ideal aller Staats-Formen hält, und weil sie dessenungeachtet, um der Wahrheit und dem besseren sittlichen Gefühl treu zu bleiben, mit Schmerz, mit Unwillen und Abscheu von den Ausartungen und Verderbnissen des Amerikanischen Lebens berichten muß. Ihr Herz ist voll Mitgefühle für die Leidenden, sie ergreift mit edler Wärme die Partei der Unterdrückten und eifert mit moralischer Strenge gegen das Böse und gegen die Bösen. Dabei zeigt sie Beobachtungsgabe und Scharfsinn, letzteren vielleicht im Uebermaße, so daß wir keineswegs alle die allgemeinen Folgerungen unterschreiben möchten, wozu sie durch ihre Auffassung und Zergliederung der Thatsachen gelangt. Mit einem Worte, ihr Buch ist eine der besseren Schriften, aus denen wir uns über den gesellschaftlichen Zustand der Nord-Amerikanischen Freistaaten unterrichten können.

In welchen innerlichen Mängeln die gepriesene politische Verfassung dieser Freistaaten krankt, wie wenig bei dem stürmenden politischen Treiben und Verbrauchen auf feste und rechtsschaffne politische Grundsätze gegeben wird, und wie der große Haufe sogenannter Patrioten lediglich aus Triebfedern der Leidenschaft, des Vortheils und des nächsten Eigennutzes handelt, darüber hören wir Miß Martineau selbst. Es ist die Rede davon, mit welcher Geschwindigkeit auch Unterwürfigkeit Jeder, der sich um ein Amt bemüht oder sich in den erworbenen bekannten Besitz seiner Würdungen und Verurtheilen seiner Konstituenten halten muß, mit Aufgebung aller selbstständigen Ueberzeugung. Bei dieser Gelegenheit sagt sie: „Es ist natürlich, daß ein Bewerber, um die Stimmen der Majorität in einem gemischen Bezirke zu gewinnen, sich über deßwinnte Hauptpunkte und über besonders wichtige Gegenstände, die während der Dauer seines Mandates zur Erörterung oder Volljehung kommen können, zu den Ansichten und Wünschen dieser Majorität bekennt. Jetzt aber ist es dahin gekommen, daß ein Kandidat sich anheischig machen muß, zu behaupten und zu leugnen, zu genehmigen und zu verwerfen, zu ehren und zu schweigen, Alles nach dem Willen der Majorität. Dies hat zur Folge, daß die achtbarsten und trefflichsten Männer sich entweder gar nicht um ein Amt bewerben mögen oder in der Bewerbung gegen solche durchfallen, die weniger Charakter und Gewissenhaftigkeit besitzen. Leute solchen Schlages benutzen dann die Amtsgewalt zur Erreichung selbstsüchtiger Zwecke und zeugen durch ihr Beispiel, ihren Einfluß und ihre Umtriebe vollends dazu bei, alle politische Moral und Gesinnung bei ihren Konstituenten zu untergraben. Ich habe oft politische Gespräche zwischen reisenden Amerikanern angehört, aber es dauerte lange, ehe ich begreifen lernte, was die Leute meinten. Da hieß es, N. habe bei der und der Gelegenheit so und so votirt, und nun fing man an zu erklären, warum: nämlich um den B. zu verpflichten, da B. v Einfluß dem C. in einer gewissen Angelegenheit entscheidenden nützen könne; C. habe auch, falls die Sache glücklich von Statten gehe, dem Sohne, dem Bruder, dem Neffen von K., oder auch den Konstituenten des N. in der und jener bedeutenden Stadt, gewisse Vortheile zugesagt. Solche Motive eigennütziger Berechnung sagt man jedem politischen Beamten und überhaupt Allen unter, was öffentlich geboten und gesprochen wird; man giebt sich nicht einmal die Mühe, sich darüber zu verstellen, als ob man einen solchen Zusammenhang ausfindig gemacht hat. Daß Jemand sein Benehmen lediglich aus vernünftiger Ueberzeugung und nach diesem Genissen, ohne Nebenrücksichten, gehen könne, daran denkt man gar allerdings. Ich gab öfters Männern, die ein Amt bekleideten oder eines suchten, meine Verwunderung hierüber zu erkennen; sie lächelten über meine Einfalt oder lachten mich geradezu aus. Das schmilt mir ins Herz; denn in der That, welche Erhebung kann selbstfeiger und niederschlagender sein, als in einer Republik allen Glauben an politische Tugend ersterben zu finden?" — Das hätten wir der Verfasserin allenfalls voraussagen können, daß sie bei den Bürgern eines republikanischen Staates eben keine reinere patriotische Intentionen finden würde, als bei den Unterthanen eines monarchischen. Die Selbstsucht der Individuen findet sogar in einer Demokratie, wie die Amerikanische, noch weit mächtigeren und allgemeineren Vorschub. In der Monarchie ist die Ehre, in der Republik das Interesse das Prinzip aller Bestrebungen.

Man ist gewiegt, die öffentliche Meinung, die sich in der unumschränkt freien Presse ausspricht, als ein Korrektiv für alle einseitende Mißbräuche anzusehen. Hören wir, wie es darum steht. „Ein Mann von schriftstellerischem Talent, der zu Washington lebt, schreibt Briefe über die Staatsmänner des Kongresses und über die Politik der Central-Regierung, läßt diese Briefe hier und dort, auf allen Punkten bis in die entlegensten Winkel des Unionsgebiets, in den Zeitungen erscheinen und sie kann wieder in das zu Washington herauskommende Blatt der Regierung aufnehmen, wo sie natürlich als Zeugnisse von dem Stande der öffentlichen Meinung in den betreffenden Staaten und Distrikten aufgefaßt und weidlich kommentirt werden. Das Manöver ist übrigens gar kein Geheimniß. Eben so weiß Jedermann, daß die in den Nördlichen Staaten bei Unionsfesten gehaltenen ihrem Inhalte zufolge Vorgänge von nicht geringer Bedeutung gänzlich verschweigen; theils wollen sie ihre gewisse Dinge nichts mittheilen, theils dürfen sie nicht, denn kein Gesetz und keine Behörde vermöchte die Herausgeber der der prompten Volks-Justiz zu schützen; man will über das gesellige Einvernehmen, das dort im Schwange geht, durchaus die Wahrheit nicht verlauten lassen. Ich kann hier die unglaublichen Dinge bezeugen, die sich im Süden der Union tagtäglich zutragen, und wovon keine Zeitung ein Wort sagt; ein und wieder verbreitet der Zufall das Gerücht davon in größere Fernen. Zu Mobile warnt, kurz vor meiner Ankunft daselbst, zwei Fremde, wahrscheinlich als Abolitionisten, von den zusammengerotteten „Gentlemen" ohne Urtheil und Recht lebendig verbrannt werden. Keine Zeitung erzählte davon; viele Monate später las ich eine Erwähnung des Vorfalls in einer Zeitung des Nordens, von Hörensagen, ganz kurz und in ein paar Zeilen abgefertigt." — Kurz, die Presse unterliegt, wenn der größten Lieeny und Freiheit, zugleich der härtesten Tyranney. Es ist eine Tyrannei der Mehrzahl: desto schlimmer, denn eine solche ist in jedem Augenblicke allgegenwärtig und läßt, der freien Verfassung zum Hohn, der Minderzahl nicht einmal das Recht der freien Meinungsäußerung übrig.

Auch in ihrer literarischen Beschaffenheit stehen die meisten Nord-Amerikanischen Zeitungen auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe; der Ton ist der roheste, den man sich denken kann; für Geist sind sie zum schnöderstem Unglimpf bereit. Ausnahmen sind spärlich; auch ist wenig Aussicht vorhanden, daß es mit dem Zeitungswesen besser werden könne. „Die wenigen Blätter, die sich zu ihrem Vortheil von der allgemeinen Verwilderheit unterscheiden, sind von rechtschaffenen, rechtenden und wahrheitliebenden Männern redigirt werden, — diese wenigen finden, leider! bei den Lesern nicht die verdiente Aufnahme und Gunst. Der erste beste junge Mensch") läßt in die Mitwelt, wo kaum erst die Niederlassungen begonnen haben, sest sich unter die Bauern und findet ein Blatt für die Dörfer auf ein paar Meilen in der Runde zusammen, das dem seelich Abnehmer und seiner Familie zu klump und roh und unverschämt ist sein mag. Aber auch in den größeren Städten am Atlantischen Meere ist man gleichgültig gegen die besseren Journale, während die schlechtesten, pöbelhaftesten einer ungeheuren Verbreitung genießen; und dies ist wahrhaft traurig." (Schluß folgt.)

*) Society in North-America. By Miss Harriet Martineau. — Vgl. den Art. „Mannigfaltiges" in № 62 des „Magazins".

**) Exempli gratia, der Redakteur des „Ohio Genius of Liberty", welcher wegen Verletzung der jungfräulichen Ehre eines Mädchens im Gefängniß saß (wissen, dann wegen Treulosenverleidigung in Civil verurtheilt werden, was ihn aber Alles nicht hindert, jetzt als Pamtgenie der Jacksonschen Partei aufzutreten.

Digitized by Google

und es sind deren oft sehr exaltirte mit der National-Repräsentation verknüpft. Der Deputirte des Departements ist durch seine Wahlmacht einer Menge von Erkenntlichkeiten ausgesetzt. Die Leute seiner Provinz betrachten ihn wie einen Geschäftsmann, einen Agenten, welcher ihnen als Mittelsperson dienen und bei jeder Gelegenheit Beistand leisten soll. Sie bedienen sich seiner ohne Bedenken und ohne Rücksicht, vermöge ihres Rechts als Wähler. Als ein Opfer dieses unbescheidenen Mißbrauchs, gehört der Deputirte sich selbst nicht an, seine ganze Muße wird ihm durch Besuche entzogen; die Gesuche und Aufträge jeder Art, die ihn bestürmen und oft mit sich selbst im stärksten Widerspruche sind, rauben ihm alle seine Zeit.

Das Ungemach des Deputirten beginnt mit seinem Eintreffen. — Er durchläuft die Morgen-Anzeigen, heftzagt das politische Barometer und sieht sorgfältig nach, ob sein Name nicht im „Corsaire" oder „Charivari" zwischen zwei Witzen gelevigirt ist. Bald kommen nun die Besuche einer nach dem anderen; jeder hat etwas zu bitten, bald für sich selbst, bald für die Provinz.

— „Und unsere Brücke?" sagt der Eine; „Sie hatten uns eine Brücke versprochen, und wir warten noch immer darauf. Wir stehen noch unter dem Regime der Fähre, wir im Mittelalter. Die Regierung achtet uns, wie es scheint, sehr gering, da sie nicht einmal die Kosten einer einfachen Brücke bewilligen mag. Uebrigens kann die Gemeinde in etwas für die Kosten aufkommen, und das Departement kann ein Weniges thun. Bringen Sie die Sache ins Gleiche; es ist Ihre Ehre eben so gut als die unsrige. Bei jeder Wahl stimmen wir für drei jenigen Kandidaten, die uns die Brücke versprecht, und wenn die Brücke des Deputirten um ist, so haben wir keine Brücke und stimmen für einen Anderen. So geht das Ding seit zwanzig Jahren fort, und wir sind schlechter, es ist so fortgehen zu lassen, bis die Brücke erbaut ist. Die Kammer soll, wie man sagt, aufgelöst werden; desto besser, es ist ein Vortheil mehr für uns. Denken Sie wohl daran; wir werden nur für Sie stimmen, wenn wir bedrei über unsere Brücke gehen können; müssen wir aber auf der Fähre über den Fluß setzen, um uns zur Wahl zu begeben, so stimmen wir für Ihren Mitbewerber. Da jetzo der Bau der Brücke einige Zeit erfordert, so sind wir mit einer Verordnung zufrieden, die uns ihre baldige Erbauung zusichert. Kommen Sie also nicht anders, als mit dem Konkaur in der Hand."

— „Mein Herr", sagt ein anderer Repräsentant aus der Provinz, „Frankreich wird jetzt mit zwei Eisenbahnen ausgestattet, eine nach Bayonne, die andere nach den Pyrenäen. Marseille reklamirt; wir verlangen, daß sie durch unsere Stadt gehe. Auf Sie kommt es an, daß uns die Regierung in die Liste einträgt und die Genehmigung desjenigen Planes gewährt, in welchem unsere Stadt eingegriffen ist." — „Aber liegt ihre Stadt nicht auf einem Berge?" — „Allerdings, allein was thut das? Paris steht ja auch auf Bergen! Die Wissenschaft wird Mittel erdenken, wenn sie sich durch ein so sämmerliches Hinderniß aufhalten lassen wollte." — „Ein noch schwierigerer Punkt ist der, daß die Bahn nothwendiger Weise einen großen Umweg machen müßte, um Sie aufzufinden. Sie liegen ganz außer der Richtung. Die jetzige Landstraße, welcher auch die Eisenbahn zu folgen hat, durchschneidet Ihr Departement so ziemlich seiner Mitte, gibt, wie ich glaube, in einer Entfernung von sunfzehn Stunden bei Ihnen vorbei." — „Es ist wahr, daß die Ober-Präfektur von B. durch besondere Gunst die Chaussee erhalten hat, aber Jedem das Seine, und jetzt ist die Reihe an uns. Lebedies ist es unsere Stadt wohl werth, daß man überhaupt einen Umweg um sie herum machen könnte. Es ist eine so merkwürdige Beziehungen interessante Stadt. Man hat darin so eben ein Römisches Grabmal entdeckt, das die Bewunderung der Alterthümler auf sich zieht. Man wird nöthigen Falls noch andere entdecken. Sie sehen, daß Wissenschaft und Kunst unsere Sache begünstigen. Wir rechnen auf Sie. Uebrigens wird ich Sie benachrichtigen, daß Sie für die nächsten Wahlen einen Mitbewerber haben, der uns die Eisenbahn feierlich versprochen hat."

Nach diesen nur Lokal-Interessen betreffenden Gesuchen präsentirt sich eine Dame; sie ist gewählte Aetlichkeit, ein metaphysischer Kundeck weiß sich in ihren Zügen, sie setzt sich mit einem Seufzer nieder und blickt schmachtend umher; dann wendet sie die Lieblichkeit ihrer Augen, wie folgt: „Sie sehen, mein Herr, eine unglückliche Frau vor sich. Ach! Schauspiele und Romane haben nicht so unrecht, indem sie die Frauen mit traurigen Farben schildern. Unser Leben besteht wahrlich aus Thränen. Solgar kennt uns verzweifelt! auch trage ich ihn dafür in meinem Herzen. Ja, mein Herr, mein ich zu sagen, daß ich seine Dreißigerin bin, ich werde den elften des nächsten Monats erst neunundzwanzig Jahre alt.*) Aber jetzo Aiter hat seine Plage. Bei den verbrieftheten Frauen wartet das Unglück nicht auf die Zahl der Jahre. Ich gehöre reichen, aber verblendeten Aeltern an. Sie haben mich aufgezogen, jung, ohne Erfahrung, und man wich in die Arme eines bereits bejahrten Gatten. Ich verlangte eine Seele, die fähig wäre, mit der wenigen zu sympathisiren; aber ach! mein Mann war um zwanzig Jahre zu alt, um mich zu verstehen. Verzeihen Sie meine Aufregung, wenn eine Thräne meine Wange netzt. Ein Opfer der Ehe, verlange ich keineswegs die Emancipation der Frauen, Gott verhüte! doch ich eine solche Unthätigkeit beginne! Ich bin zu sehr Frau für einen so sonderbaren Ehrgeiz. Ich will Kinder kommen, daß unser schwaches und zartes Geschlecht nicht dazu da ist, auf die Wache zu gehen und den Staat zu regieren; ich verlange keine Ehrenbezeugungen, aber das Wohl der Frauen; ich verlange einen Hafen, einen Zufluchtsort, wo unsere Leiden die Größere christlicher Verbindungen verschlossenen Herzen in Sicherheit zu bringen. Dieser schützende Hafen ist die Ehescheidung. Die Scheidung ist eine Sacrale, die Ehe ohne Ende ist ein schrecklicher Gefängniß. Ich habe über diesen Gegenstand eine Petition an der Kammer gerichtet; ich hoffe, mein Herr, daß Sie dieselbe mit Ihrem schönen Redner-Talent, mit Ihrem Einfluß auf Ihre Kollegen, oder wenigstens mit Ihrer Kugel unterstützen werden."

Der Deputirte hütet sich wohl, eine Unterhaltung einzuflehen, welche nicht endigen würde, und verspricht nur, alle Sorgfalt auf die Scheidungs-Frage zu verwenden. Die unglückliche Frau dankt ihm mit Ueberschwenglichkeit und sagt ihm beim Weggehen: „Ich will mich an die Deputirte persönlich wenden; ihnen soll ich Alles machen ich Besuche, und es bleiben mir noch hundertundsechsundzwanzig Repräsentanten zu besuchen übrig, aber mit Muth, und zu rechter Zeit einen Fläser, kommt man mit Allem zum Ziel."

Das Kapitel der Petitionen ist eines von denen, welche dem Deputirten große Unruhe verursachen und ihn lebhaften Bestürmungen aussetzt. Alle diese Leute, welche jeden Sonnabend von der Kammer Gesetze, Prohibitionen, Verbesserungen, Privilegien verlangen, kommen vorher persönlich ohne durch Bevollmächtigte zu ihm, nehmen den Deputirten bei Seite und bezeichnen seine Stimme und seine Verwendung. Aber wir wollen auf die Vorzimmer der Departements zurückkommen, die voll Verwirrung auf ihre Wahlrechte erschrinen und die zahlreichsten und thätigsten sind. Kaum ist die Ehrscheidungs-Thüre verschwunden, so steht unser Deputirte einen der Honoratioren der Stadt, welche er bereitet, in sein Zimmer schreiten. „Wie lange", ruft dieser, „ich bin noch auf mein Kreuz der Ehrenlegion warten! Ich kann sagen, ohne mich zu rühmen, daß ich einer der wichtigsten Männer in meinem Departement bin, und mir fehlt das Kreuz. Das ist sicherlich und setzt mich tausend Kränkungen aus. Neulich z. B. war ich bei dem Maire, wir spielten unsre Wire eine Partie Boule, und ich war der Einzige, der keinen Orden hatte! Ich war nach Beelauf von zehn Minuten ausgeschnitten. Gewiß bin ich nicht so übergeschnappt, meine Unglück dem Mangel eines rothen Bandes zuzuschreiben, aber als ich meine drei Mitspieler mit ihren Kreuzen geschmückt und mich allein jeder Auszeichnung beraubt sah, empfand ich eine Mißstimmung und ein Gefühl der Zurücksetzung, das mich meines kalten Bluts und meiner gewöhnlichen Geschicklichkeit beraubte; ich machte einen Stoß zu viel und verlor die Partie mit zehn. Dieser Verlust von Zehn an Männer mit Orden hat mich erbittert. Es ist wahrhaftig zu arg, daß ein Mann wie ich, der zweihundertfünfzig Morgen Wald besitzt, kein Kreuz der Ehrenlegion hat. Ich bin vielleicht der einzige Mann in Frankreich, der zweihundertfünfzig Morgen Wald besitzt und keinen Orden hat. Ist das Grund-Eigenthum nicht die Grundlage des Thrones und der Quelle des Wohlgetes? Sie fragen nach meinen Verdiensten? Meine Bäume, mein Holz sind meine Verdienste. Und was noch mehr ist, ich habe mich stets öffentlich als ein Anhänger der Regierung bekannt. Ich habe achtundzwanzig Mal nach den ministeriellen Umfrag-Schreiben meine Namens-Unterschriften, hier, mein Herr, sind sie, hier sind sie, — was denn? Wenn ich darauf zu sausen wüßte, so müßte ich bereits das Commandeurs-Kreuz besitzen."

Die Leute, die für ihre Privat-Interessen sprechen, sind weite schweitig; der Deputirte weiß recht wohl, daß die geringste Einwendung von Ergebenheit des Wortes-Gefühls zur Folge haben würde. Aber dabei Aufschwung zu, billigt durch Geberden und versprecht, wenn die Rede zu Ende ist, sich thätig für das Kreuz des ehrenwerthen Herrn, der sich voll Hoffnungen sie rein Knopfloch entfernt, zu verwenden.

Ein neuer Landsmann erscheint jetzt, jedoch ein Mann, der nicht nach kleinen Interessen nur nach Großem sinnen kann. Er ist der Herr Repräsentant, wir sind zu den Festen nach Paris gekommen, und ich rechne in dieser Beziehung auf Sie, so wie Sie bei den Wahlen auf mich rechnen können. Ich habe meine Frau und meine drei Töchter hier, die sich durchaus bei den Hof-Bällen zeigen müssen. Sie wissen, daß die Frauen auf diese Lustbarkeiten sehr versessen sind, und das ist sehr natürlich. Die armen Kinder sind sich seit vier Tagen-weile des Haushalts, mit der Sorge für den Herd; es ist billig, ihnen von Zeit zu Zeit einige Zerstreuung zu verschaffen. Ich habe auch meinen Sohn bei mir, Anatole, ein Kind von dreizehn Jahren, aber etwas Außerordentliches sie sein Kleid, er erbiet im vergangenen Jahre drei Preise, und wurde bei dem wechselseitigen Unterricht, der ertheilt ward. Sie in einigen Tagen besuchen zu können, um mit Ihnen wegen eines Stipendiums zu sprechen, das Sie gewiß mit großer Leichtigkeit für meinen Knaben in einem der Gymnasien von Paris erlangen werden; deshalb habe ich auch das Kind mitgebracht, einen außerordentlichen Kopf, der einmal ganz Aufsehen machen wird. Ich will dafür sorgen, meinen Sohn später in der Reihe der höheren Staats-Beamten zu placiren, und möchte ihm gern die vornehme Weise zeigen, wünschte also, daß er in die Einladung mit eingeschrieben wäre, die Sie uns verschaffen werden. Uebrigens ist Anatole gut erzogen und kein wartiges Kind, das sich etwa über die Verschwendung ärgern und auf die Präfektur-Gattin stürzt. Ich werde ihm zu Voraus sagen, wie viel Stück Kuchen und wie viel Glas Eis er nehmen soll, und Sie werden sehen, daß er sich mit Anstand benimmt. Ich bitte Sie also um eine Zunsilleu-Einladung für den Ball im Stadthause, für den Ball der National-Garde und für den Ball in den Tuilerieen. Sie wissen, daß wir ihre Ungüte einzeichnet sind, um überall erscheinen zu können. Meine Frau hat ihren Karneval-Schmuck mitgebracht, ihren blauen Tarkan und ihr Kleid von Katin orange, dasselbe, welches sie sich zu dem letzten Ball bei dem Präfekten machen ließ. Was meine Töchter betrifft, so sind es, ich darf es mit Stolz sagen, junge Damen, die keine Geschlechtsverwandtschaft. Sie besitzen die Anmuth und den Anstand ihres Alters und Kleider von glattem Crêpe, welche ihnen wie ein Zauberbild passen. Ich zweifle nicht daran, daß sie demnächst werden und dem Departement Ehre machen. Und wer weiß, ob nicht einige Hofleute von ihnen begehrt werden. Dann hat Herren vom Hofe Heirathen noch Neigung einzehen sehen, und meine Töchter haben Neigung, zu Eroberungen unter den höheren Ständen zu machen."

Die Einladungen zu den Hof-Festen sind schwerer zu erlangen,

*) In diesen Worten ist eine Anspielung auf den bereits „Neunundfünfzigsten" Geburtstag des Königs Louis Philipp enthalten.

Digitized by Google

als das Kreuz der Ehrenlegion, indessen schlägt der Deputirte die so inständig begehrte Familien-Einladung nicht geradezu ab; er verspricht, die nöthigen Schritte zu thun, um diese Bezeichnung zu erlangen.

Jetzt benachrichtigt man ihn, daß das Frühstück aufgetragen ist; er geht in den Speise-Saal, und hier Wittseller folgen ihm; zwei setzen sich sogar ohne Weiteres mit ihm zu Tische. Die Frühstücks-Gerichte sind die, wo der Deputirte die an ihn eingegangenen Briefe liest. Es findet mitunter auf seiner Serviette; sie tragen den Stempel seines Departements. Er öffnet sie aufs Gerathewohl; der erste ist von dem Bibliothekar des Hauptorts und enthält Folgendes:

„Mein Herr, die Bibliothek unserer Stadt befindet sich in einem bedauernswerthen Zustande. Wir hatten einen Voltaire und einen Rousseau, welche die Pflichtenlehre defekt gemacht haben, indem sie die angeblich heterischen Bände verbrannten. Wir hatten eine Sammlung des Moniteur, welche unser Präfekt uns verschleudert hat, indem er die Nummern austeilt, die seine Aberglauben und Glückwünsche an den Kaiser, an Ludwig XVIII., an den Herzog von Wellington, an Karl X. ꝛc. enthielten. Wir hatten einige wissenschaftliche Werke, die an einige Gelehrte verliehen wurden, an unachtsame Leute, die sie verloren haben sterben. Wir hatten eine ziemlich gute Anzahl Romane, welche die Köchin des letzten Bibliothekars zu allen Stunden benutzt hat. Unter diesen traurigen Umständen wenden wir uns an Sie, um einige von den Werken zu erhalten, auf welche das Ministerium beständig unterzeichnet und die es, wie man sagt, mehr Freigebigkeit verbreitet."

Zwei andere ähnlich gedrängte Briefe stopfen den Deputirten in große Verlegenheit, der erst lautet: „Man sieht im Wagrift, in der Departuiten-Kammer ein Gesetz über das Salz zu erörtern. Der durch die Kommission eingereichte Entwurf ist den Interessen unseres Departements sehr vortheilhaft, wir bossen, daß sie ihn durch eine kräftige Rede unterstützen."

Der Zweite: „Man steht im Wagrift, in der Departuiten-Kammer ein Gesetz über das Salz zu erörtern. Der durch die Kommission eingereichte Entwurf ist den Interessen unseres Departements sehr nachtheilig; wir bossen, daß Sie ihn durch eine kräftige Rede bekämpfen werden."

Ein Brief liege noch unerbrochen. — „Vielleicht reißt mich dieser aus der Verlegenheit," sagt der Deputirte, aber es findt nichts von Salz in dieser letzten Epistel. Hier folgt sie:

„Woran denken Sie denn, Verehrtester? Ich erwarte eine Kiste mit Mode-Waaren, die Sie mir am sunfzehnten schicken wollten; wir haben bereits den achtzehnten, und noch hat sich nichts blicken lassen. Ich habe keine solche Gleichgültigkeit und Langsamkeit bewiesen, als es darauf ankam, Ihre Wahl zu treffen und Stimmen für Sie zu sammeln. Und dabei ist es noch Ihre eigene Sache, denn wenn ich einigen Einfluß in unserer Stadt habe, so verdanke ich ihn meiner Eleganz. Ich sage Ihnen weiter nichts, als daß Madame J., die, wie Sie wissen, den Kandidaten der Opposition unterstützt, mich bei der letzten Soiree des Generals d'Einenbourne gefragt hat, ob ich Ihnen Vorwürfe machen hat sich auf Unkosten des meinigen vergrößert. Sie hatte eine Taille, die ihr ein entschiedenes Uebergewicht gab, eine bedeutt vortheilhafte Taille, sage ich Ihnen, welche Ihnen wohl bei den nächsten Wahlen einige Stimmen entziehen könnte. Sie ist sehr kokett, und die Männer lassen sich so leicht durch den Schein bestechen. Das letzte Hängen Alles, welches Sie mir geschickt haben, taugt nicht genug. Madame J. hat Bemänder mit Camen. Trägt man denn jetzt Camen? Ich habe dergleichen, die ich lassen lassen könnte. Der General giebt Montag über acht Tage einen Ball, wenn ich nicht bis zu diesem Tage meine Kiste habe, so bin ich ein unglückliches Weib. Schreiben Sie mir, wie doch man die leichten Unterkleider trägt und welches die neueliebste Form der Aermel ist. Ich denke mir, daß die Gigots ganz aus der Mode sind, aber welches ist nun die richtige Mitte in Betracht der schlichten Aermel? Schreiben Sie mir, welche Blumen die geschmackvollsten für den Kopfputz sind, die besonders, welche die Frauen von meiner Haarfarbe tragen. Ich setze Ihnen eine Locke von meinem Haare für den Fall, daß Sie sich nicht genau der Schattierung erinnerten. Sie werden sechzig Franken auf der Rechnung der Wäscherin abziehen, die ganz unverschämt ist. Ich werde Ihnen die nächste Woche durch Herrn B., der Donnerstag nach Paris abreist, einen Handschuh und einen Stiefel schicken. Schicken Sie mir dann zwölf Paar Handschuhe genau nach dem Maße, und zwar sechs Paar weiße und sechs Paar bunte, vier Paar Schuhe und zwei Paar Schnürstiefeln. Ich rechne auf Ihre Pünktlichkeit, machen Sie Ihre Nachlässigkeiten wieder gut und besorgen Sie meine Kuftrage mit dem Eifer und der Zärtlichkeit eines Gatten. Schreiben Sie mir dann zwölf Paar Handschuhe genau nach dem Maße, und zwar sechs Paar weiße und sechs Paar bunte, vier Paar Schuhe und zwei Paar Schnürstiefeln. Ich rechne auf Ihre Pünktlichkeit, machen Sie Ihre Nachlässigkeiten wieder gut und besorgen Sie meine Kuftrage mit dem Eifer und der Zärtlichkeit eines Gatten."

Nachdem er diesen liebenswürdigen Brief gelesen, weicht der Deputirte andern Geschwerden aus, indem er sich aus seiner Wohnung retet, um in die Sitzung der Kammer zu gehen. Aber die Wittseller erwarten ihn auf dem Wege, sie suchen und finden ihn unter den Bäumen der Tuilerien und auf dem Platze de la Concorde. Im Palais Bourbon gewährt er endlich seinen zwei Meinungsäußerungen, die ihm um seine Stimme quälen. Die Dotirionirs fassen ihn rechts, der Hierpartei links, und Jeder zerrt ihn nach seiner Seite. Die Sitzung ist eröffnet, und neue Trübsale beginnen; zuerst eine Rede von Herrn N., dann eine Rede von Herrn D. Unser Deputirter ist so glücklich, einzuschlafen. Eine Runde von Herrn M. schreckt ihn plötzlich aus dem Schlaf auf; er ist zum Mittagessen in der Stadt eingeladen. Eine Rede von F. verlängert die Sitzung ins Unbegränzte. Endlich ist er so weit frei, um zu Tische gehen zu können, aber beim Mittags-Tisch muß er seine Rolle als Deputirter wieder aufnehmen und fortsetzen. Er geht in die Oper und zeigt sich einen Augenblick in der Loge des Ministers. Augenblicklich stellen sich sünf oder sechs Leute aus seiner Provinz mit Schildwachen vor die Thür, und sobald er aus der Loge herauskritt, quälen sie ihn, sie St. Excellenz vorzustellen.

Für den Deputirten giebt es keinen Zufluchtsort, keinen heiligen oder unheiligen Ort, der ihn gegen die Wittseller und Bittsteller seiner Provinz sichern könnte. Auch wenn er erst um Mitternacht nach Hause zurückkehrt, wird er noch irgend einen derselben Wittseller finden, der ihn in seinem Salon erwartet; um Mitternacht hat er eben so viel Briefe zu lesen, als am Mittag. Briefe voll Empfehlungen und Bitten, welche ihm neue Besuche für den folgenden Tag anzeigen. Während der Nacht träumt er von Wählern, Ball-Einladungen, Bibliotheken, Cantzeug, Salz-Gesetzen, Kreuzen der Ehrenlegion, Hänge-Leuchtern, die Stimme der Bittsteller summt in seinen Ohren, die Einbahn geht über seine Stirn, sein ganzes Departement setzt sich auf seine Brust, um ihm als Alp zu drücken. Und wenn er endlich aus diesem angstvollen Traum erwacht, so geschieht es nur — um den vorigen Tag wieder anzufangen. (Rev. Fr.)

England.

Shakespeare in China.

Nach dem New-Monthly-Magazine.

Wie würden dem Kollegium der Blaubeinen großlich Augen Utrecht thun, wenn wir dahinnen wollten, die Werke Shakespeare's wieder ihm noch nicht bekannt. Nein, Canton hat schon seinen Kommentator gefunden, und in wenigen Jahren vielleicht dringen sich die Bewohner des ganzen „Himmlischen Reichs" vor der Majestät des großen Dichters. England, das auf so vielfache Weise seine Verachtung für den großen Landsmann gezeigt hat, das z. B. noch vor als 200 Jahren anfängt, heran zu denken, daß seinem gefeierten Sohn bereits ein ausländisches Denkmal zu setzen, dieses England, sagen wir, muß jetzt Bedeutung des Shakespearethums mit Freuden entgegenkommen, in welchem Winkel der Welt sie sich auch zeigt, besonders aber wenn es im Chinesischen Reich der Fall ist.

Kein Zeitpunkt war glücklicher für die Abfindung jahrelicher Mißstimmen des Shakespearethums, als der jetzige, ja kaum Zeit konnten wir so viele Schauspieler entdecken, als jetzt. In London gröbt das Glück Shakespeare's und guter Schauspieler, die ihn verstehen und darstellen, der Geschichte an. Wie glücklich meint's also der Zufall mit uns, daß wir gerade jetzt flarke Lobungen von solchen Bühnenkünstlern besitzen, die sich durch ihre Darstellung Shakespeare's, den Dichter, zuwenden können. Bei den Engländern ist Shakespeare so unfashionable geworden, wie ein Dewitz; dies zeigt sich deutlich in den rührenden Anstrengungen der Direktoren, den verachteten Dichter noch vor dem unbankbaren Publikum zu erhalten. Während ist es anzuführen, wie die guten Leute mit roher Barbarkeiter in ihren großen Nöthen die Schauheit eines Heiligthums verletzen, das ihnen von dem Geiste des Dichters an den Mann zu bringen suchte, daß er es zwischen zwei gute legte; um Shakespeare an den Mann zu bringen, spielen sie Theile aus seinen Stücken zwischen einer Oper und einem Ballet. Badefchinik ist Ehina nur noch der Ort, wo das Publikum sinal lange Akte an einem Abend aushalten kann, die Geduld ja eine hervorstechende Tugend des Chinesischen Charakters ist.

Wenn es uns gelungen ist, durch obige Nachricht vom Zustande des Geschmacks in London die Ueberzeugung der Shakespeare's und seiner Darsteller zu zeigen, so wird es jetzt Zeit sein, zu erklären, warum wir von dem Chinesischen Shakespeare Angelegenheiten sprechen mögen, daß er gerade nach dem „Himmlischen Reiche" seine Schauspieler-Zitte senden soll. Es giebt überwortretliche Menschenfreunde, die mit einem einzigen Satz ihr ganzes politisches Leben hindurch ausfommen können, sobald man Wohlergehen zur Verbesserung des Zustandes eines Volkes oder einer besonderen Klasse vorschlägt. „Was Noth ist noch nicht reif für diese Verbesserung", sagen sie und werfen sich in die Brust. Will man die Griechen vom Joche der Türken befreien, so sind sie noch nicht reif; will man die Sklaven in Amerika, die Katholiken in Irland, die Juden in England vom Joche der Nicht-Juden frei machen, so fehlt Alles die gehörige Reife. Diese Edelmen Gerren werden nun gewiß auch sagen, die Chinesen seien noch nicht reif für eine Shakespeare; für diese besonders müßten wir das Mauvaise-Genre des Chinesen beibringen, das der Zufall uns in die Hände gespielt hat.

Es mag einige Monate der sein, als wir Zeuge einer Auction von mongrelähnlichen Seltenheiten waren. Unser Freund Peregrine, der eben von der Spitze der großen Pyramide mit heil gekommen Gliedern zurückgekommen war, bot auf ein Gemälde. Da das Gemälde eine Scene aus Shakespeare darstellte, so fand er, wie sich von selbst versteht, in England keinen überdieteuden Gegner, und so wurde er für ein Geringes der Eigenthümer eines Stückes, das als eine treffliche Probe Chinesischer Kunst und Nachahmungsfähigkeit gelten kann. Kurz, es war nichts Anderes, als eine Kopie des Boydellschen Gemäldes, Falstaff im Waschkorb in den „lustigen Weibern von Windsor" darstellend, eine ganz treue, durch glänzenden Farbenschmuck ausgezeichnete Kopie von der Hand eines Künstlers zu Canton. Allein das Gemälde selbst ist nicht einmal für uns von großem Werthe, und in der Beschreibung, die sich auf der Rückseite desselben angeheftet fand. Da diese Beschreibung auf Papier geschrieben war, von dem ein halbes Buch noch nicht so dick wie der Finger eines Schmetterlings ist, so ist es kein Wunder, daß der Schalk selbst dem Ding eines Inscriptions nes entschlüpft ist. Die Beschreibung hat wahrscheinlich in einem Journal zu Canton gestanden, und man darf annehmen, daß die sorgfältig ausgesprochenen Meinungen von alten Chinesen gehegt werden. Sie ist von dem Mandarinen Ching an den Mahre Ting, der für ihn das Englische Original kopiren sollte, und lautet so:

Ching an Ting.

„Ich schicke Dir von dem Schiffe der Barbaren (Fremdlinge) ein Gemälde. Mache für Deinen Freund ein solches nach, das demselben ganz gleich ist in Gestalt, Größe und Farbe. Doch was brauche ich dieses Werte zu verschwenden mit Ting, dessen Pinsel wohr ist, wie die Zunge des Konfuzius? Ich will geradezusagen. Also erzähle, was

Digitized by Google

ich von den hier abgebildeten Barbaren weiß; denn wie würde sonst selbst Ting die Gesichter der Barbaren mit voller Wahrheit malen können, wenn er die Geschichte nicht nur ihrer selbst, sondern auch ihrer Vorfahren nicht kennte?

Der männliche Barbar mit dem dicken Bauch hieß Fortkoff und ward mit der Zeit als Monarazt Fortkoff berühmt*), weil er wahrscheinlich in der Armee des Barbaren-Königs (von welchem ich Die ein andermal erzählen werde) ein geschickter Feldscheerer war. Fortkoff's Vater war ein gewisser Schat aller Schat, Spease oder Spear; die Barbaren machen nämlich scheerlichen Streitlärm über dieses zweifelhafte e. In nichts zeigt sich die Unwissenheit der Englischen Barbaren lächlicher, als in dem Ursprunge, den sie diesem ihrem Schat geben. Nach ihrer lächerlichen Angabe soll er, gleich dem großen Beama, aus einem Sie hervorgegangen sein; am Ufer eines Stromes; in tausend Büchern nennen sie ihn deshalb Schwan von Avona (Avon).

Wenn Fortkoff im hohen Alter das Sterben nicht laffen konnte, so verdankt er dieses Laster seinem Vater Schat, der so lange gelobten hat, besondres Antiquum, die er gewungen war, von seiner Heimath nach London, der heiligen Freistätte aller Räuber, zu flieben.**) In London war er sehr arm, und da es dort keine Antiquen giebt, so wußte er sich mit andern Thieren durchzuschlagen; er mußte nämlich die Pferde reicher Barbaren hüten, während diese in einem Tempel (Theater) am Steom-Alfee ihren Gottesdienst verrichteten. Damals machte er Hufeisen für die Pferde, und diese Hufeisen stehen in großer Verehrung bei den abergläubischen Barbaren; sie bezahlen sie mit den höchsten Preisen, hängen sie auf die Schwellen der Häuser und Scheunen, glauben thörichterweise, daß dadurch weder Feuer noch anderes Uebel über die Schwelle bringen kann. So dumm sind die barbarischen Gebrauchner.

Endlich wurde Schat im Tempel selbst angestellt, und hier zeigte er sich als einen Meister der ächten Kunst. Er schrieb Dinge auf Papier, die, wie man sagt, die Leute bald lachen, bald weinen machen; die Geister vom Himmel und Teufel aus den Gewölfern beargen; die das Herz der Menschen öffnen und sehen lassen, was darin ist; die bald die Krone vom Haupte eines Königs reißen, bald dem Bettler Adel verleihen. Und all diese soll Schat gethan haben, ohne jemals studirt zu haben. Neun, bis der Ting, der war nicht gleich Sing, welcher obgleich ein armer Kuhhirt, doch weise geworden ist durch das Buch, welches er beständig zwischen den Hörnern seiner Kuh hatte, auf welcher er umherzog.

Der wundertätige Schat wurde durch seine Thaten bald reich. Selbst die Barbaren-Königin lächelte ihm und warf ihm einmal gar mit glühenden Augen ihren Handschuh zu; allein Schat, sagt man, gab zum größten Aergernis der Königin den Handschuh zurück, ohne weitere Aufsicht auf die verliebte Einladung.

Nachdem er im reiferen Alter den Zaubertrank mezgetrgt hatte, kehrte er in seine Heimath zurück und lebte da als schlichter Mensch, und, was einem hochmüthigen Mandarinen unglaublich scheinen mag, er blieb sich selbst, trotz des großen und vielen Wunderbaren, nur für einen einfachen Menschen. Er baute sich hier ein Haus und pflanzte sich einen Baum. Das Haus ist zerfallen, aber die Narren von Barbaren nennen einzelne Steine, die sie im Innern ihrer Kimmer aufbewahren und, ich zittere, indem ich es niederschreibe, so heilig halten, wie wir den Altar unserer Gottheit.

Der Baum ist von einem hinuvegbrannten Faße umgehauen worden, aber die Späne desselben werden ebenfalls göttlich verehrt. Dieser Baum war ein solches Wunder, wie derjenige, welchen Deine Jugend Augen, o Ting, gesehen haben; ich meine den Baum, dessen herabgefallene Blätter, so wie sie den Boden berührten, Mäuse wurden.***) Die Blätter des Baumes, welchen Schat gepflanzt, sind Menschen geworden, und an einem gewissen Tage jedes Jahres kommen sie zusammen, mit Zorgen von Mandelkernen um die Häupter, in festlichen Kleidern, singen Lieder zum hohe Schat und trinken Wein in seinem Namen. Noch Vieles könnte ich Dir, geliebter Ting, von diesem Schat, dem Vater Fortkoff's, erzählen, wenn ich nicht jetzt zu seinem berühmtesten Sohne Fortkoff übergehen müßte.

Dieser wurde zur dritten Stunde des Morgens geboren, und bei seiner Geburt zeigte sie Dicke seines Bauches auf sein weißes Haar schon die künftige Größe an. Von der Geschichte seines Jugendlebens ist nur sehr wenig bekannt. Er soll selber in den Tempeln der Barbaren gesungen haben, sich durch seine zarte Stimme Bewunderer geschafft, sie aber durch Uebervreibung verloren haben. Nachher trieb er sich mit Wechselspielern umher, welche man den Barbaren, welche die Lüge für sein Laster halten, glaubten, so hätte Fortkoff auf seinen Kunstreisen unerhörte Wunder vollbracht. So trech er einmal durch den Ring eines Alderman*) wie ein Wurm und wurde dreimal vom Könige bestehrt.

Nach diesen Thaten verband sich Fortkoff mit einem gewissen Prinzen, Sohne des Barbaren-Königs, und anderen Straßenräubern. Fortkoff trieb sein angerobtes Diebesalaser so weit, daß er den Königssohn damit anstecken. Doch war dieser so klug, eine Maske vorzunehmen, wie ein klugrer Englischer Prinz immer thut. Fortkoff sist in Unnade bei den Prinzen, ward von ihm zum Heere geschickt, wo er nach einem Punsch (Perry) schnarchen mußte, wie selber nach einer Pusse (Büste) und ihn auch wirklich erlegte; die Ehre des Sieges wollte ihm feindlich der Prinz entreißen.

Nach dem Kriege ging Fortkoff nach Winter (Winchse), um mit dem Könige des Mittag zu speisen. Hier verlierte er sich in zwei Weiber zu gleicher Zeit, wurde von ihnen in einen Waschtorb gesteckt und ins Wasser geworfen, woraus er sich nur mit hurter Noth durch Schwimmen rettete. Der arme verarbene Fortkoff wurde noch abendrein zur Strafe in ein Hammelvieh verwandelt, worauf er bald in Verzweiflung und Wahnsinn stirbt.

Du wirst nun, geliebter Ting, aus den wenigen Worten noch Deiner Weisheit und Tugend das Gemälde Fortkoff's und seiner zwei Weiber vollenden."

— Wir fragen zum Schlusse den unparteiischen Leser, ob unser Ebing in seinem Kommentar zu Falstaff nicht höhre als diese Kommentatoren Shakespeare's steht, und ob es unnütz wäre, wenn Lord Palmerston eine Truppe Englischer Schauspieler nach Ebing's Vaterlande schickte!

Bibliographie.

A historical inquiry into the unchangeable character of a war in Spain. — 2½ Sh.

Snarleygow, or the dog fiend. — Roman, von Cap. Marryat. 3 Bde. 31½ Sh.

Memorials of Oxford. — 3 Bde. 36 Sh.

Impressions at home and abroad. — Von J. R. D'Llanagan. 2 Bde. 21 Sh.

The widow's offering. — Von W. Pitt Scargill. 2 Bde. 21 Sh.

Travels in Palestine and Syria. — Von G. Robinsen. 2 Bde. 21 Sh.

Narrative of Captain J. Fawkner's travels in West-Africa. — 4 Sh.

The naturalist's library. Vol. XVIII. Foreign Butterflies. — 6 Sh.

Mannigfaltiges.

— Genealogie des Zuckers. Ein in England so eben unter dem Titel: „Unterhaltungen über Natur und Kunst") erschienenes Büchlein enthält unter Anderem einige interessante Notizen zur Geschichte des Zuckers. Zuerst ward der Zucker in dem Lande angebaut, das so viele Dinge und Erfindungen früher kannte, als andere Länder, nämlich in China. In Europa ohnte man noch nichts von diesem süßen Genuß, als man in China schon zweitausend Jahre lang sich daran erquickte. Die Griechen haben ihn zwar bereits gekannt, jedoch nur als etwas sehr Kostbares und Seltenes, und zwar wohl nicht vor der Zeit des Theophrastus, der seiner erwähnt. Er rühmt damals, weil man ihn wahrscheinlich nur in seiner sandartigen weißen Gestalt kannte, den Namen „Indisches Salz". Die Chinesen verstanden es jedoch auch schon, ihn zu raffiniren, und Plinius erwähnt seiner als Zuckerland. Von China war er in unsichren Verhältnis nach Indien gewandert, doch hatte er sich daselbst nicht den Namen Zucker erworben. Er erhielt daselbst den Namen, den er jetzt noch führt, nämlich „Zuccar" mit dem Beisatz „mambu", d. h. „Zucker des Bambus." Von den Europäischen Völkern des Mittelalters waren es die Portugiesen, die den Zucker zuerst, und zwar in den westlichen Häfen von Indien, kennen lernten. Nach orientalischer Weise erzählten die Indier jedoch Wunder und anschlußigkeiten die Portugiesen über den Ursprung desselben, so daß in Europa mancherlei darüber gefabelt wurde, und die Gelehrten sich über die Erzeugung dieses süßen Produktes die Köpfe zerbrachen. Einige behielte Theorctiker erklärten es ganz einfach für morgenländisches Honig; dieregen wurde jedoch eingewandt, daß sich durchaus keine Spuren von Bienen in den Zuckerländern fanden, darin entdeckten sie, da meinten denn die Herren Theoretiker, die sich von unwissenden Praktikern nicht leicht verdrießen lassen, daß dieser Honig ohne Bienen erzeugt werde. Andere behaupteten, es sey eine Art von Manna, der in Indien von Himmel herabfalle. Hiergegen ließ sich zwar einwendlich gar nichts erwenden; im Gegentheile waren vielmehr die Weiße, Reinheit und anfrorordentliche Schmackhaftigkeit des merkwürdigen Produktes unwiderspreschliche Beweise für diese Behauptung. Bald ging auch die Chemie an die Untersuchung des neuen Manna und erklärte es für den verdichteten Ausfluß eines Baumstammes, das sich auch mit den Honigs der Kirschbäume dicke. Eine Zeitlang war man, wie man sieht, immer weiser als die andere, wenn nun noch die des gemeinen Volkes kam, die wenigstens den Ausstich des Romantischen für sich hatte. Der Volksglaube hielt den Zucker nämlich für das Werk Indischer Hexen, die ihn an den Hörnern des Mondes während des ersten Viertels einkommandirte. Endlich aber setzte Marco Polo die ganze Europäische Welt in Erstaunen, als er von seiner Reise nach Venedig zurückkehrte und mit dem Zuckerrohr in der Hand das Geheimniß der Zuckergewinnung offenbarte. Inzwischen hatte sich auch die Anpflanzung des Zuckerrohrs von Indien immer mehr westwärts bis nach Arabien verbreitet, und von hier aus wachte er, wie der Kaffee, die Wanderung durch alle südliche Zonen der Welt. Die Genußsucht hatte sich seiner bemächtigt, und diese ist bekanntlich eine viel umfassendere Propaganda, als jede politische und religiöse. Von Arabien kam das Zuckerrohr nach Aegypten, von Aegypten nach Sicilien, von Sicilien nach Madeira, von Madeira nach Hispaniola, Brasilien und Barbadoes, und von hier endlich nach allen Inseln des Britischen West-Indien.

*) Im Englischen Texte liest: was known as Surgeon Fortkoff, whyel Jedermann leicht den Sinn dieses Wortspieles als John mit Surgeon erkennen kann, welchen unser Engländer im Sinne hat. Der Britschlitter muß das Englische gut aufsprechen, wenn er Sie mit Vergnügen lesen soll, er aber Fortkoff statt Falstaff schreibt, so heißt er wohl noch ein bischen weiter gehen und Fortkoff lesen können; dann wird auch der dicke Bauch deutlicher.

**) Shakespeare soll bekanntlich wegen seiner Schulerei genöthigt geworden sein, seine Vaterstadt Stratford am Avon zu verlassen.

***) Siehe Naturreise „Ehina" in Peters blieg Baumes.

*) C. Heinrich IV. 1ter Theil 3ter Aufz. 4te Scene.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

*) Conversation on nature and art.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 80. Berlin, Mittwoch den 5. Juli 1837.

Frankreich.

Ein Manuskript von Napoleon.

Noch vor sechs bis acht Jahren lebte zu Paris, wo der Zufall uns mit ihm zusammenführte, ein würdiger alter Mann, Herr Detesgarille, vormals Professor der Geschichte an der Kriegs-Schule zu Brienne. Dieser Mann schrieb im Jahre 1785, indem er über die Fähigkeiten und Anlagen seiner Zöglinge berichtete, neben den Namen des jungen Napoleon Bonaparte die Worte, die seitdem sein Geschichtschreiber anzuführen vergessen hat: „Kerse von Nation und Charakter; wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn günstig sind." — Ja wohl, Korse von Nation und Charakter! beides war der junge Napoleon damals in höherem Grade, als selbst der scharfsichtige Professor es sich träumen lassen mochte.

Das Leben und die Thaten großer Männer lassen sich aus zweien Gesichtspunkten betrachten und begreifen. Nimmt man seinen Standpunkt auf der Höhe, von wo aus man das vollendete Ganze der Geschichte und die Wege der Alle leitenden Vorsehung rückwärts schauend überblickt, so stellt sich der Charakter und das Wirken historischer Personen in einer großartigen und strengen Einheit dar; sie haben eine Sendung auf Erden, sie sind die Träger, die Darsteller eines Gedankens, der in ihrer Person seine Offenbarung in der Welt erlangte. Für diesen Zweck sind sie mit wunderglücker Verhältnißstimmung ausgerüstet; Kraft und Wille, innerer Trieb und äußerer Anlaß, Alles nimmt bei ihnen eine harmonisch-schöne Richtung, die zur Erfüllung des weltbildenden Berufes führt. Ganz anders stellt sich die Betrachtung, wenn man sich zu der nächsten Nähe der auszeichnenden Personen hält, wenn man sie begleitet von den Anfängen bis auf die Höhe ihres Lebens und ihre Entwickelung inmitten der Umgebungen mit Aufmerksamkeit verfolgt. Wiederholt geht bei dieser Betrachtungsweise das historisch-philosophische Interesse zum Theil verloren, die Einheit der Idee scheint in einer Vielheit zufälliger Bestimmungen und Einflüsse zu verschwinden, und die Gestalt von der Erhabenheit zum Gewöhnlichen herabzusinken. Aber das psychologische Interesse gewinnt dabei unstreitig: das Bild des Helden tritt in den Hintergrund, dafür stellt sich das Bild des Menschen in schärferen und genaueren Umrissen dar.

Das Genie tritt nicht auf einmal mit dem vollen Bewußtseyn seiner Kraft und seiner Aufgabe in die Welt. Es ist in Banden der Erziehung, der Gewohnheit, des fremden und eigenen Vorurtheils befangen, aus denen es sich mühsam losringen, die es in manchertei unruhigen Bestrebungen abstreifen muß. Hat es sich ihrer entledigt, so ist auch dann sein Schritt noch nicht fest, seine Richtung noch nicht gefunden, und es gewährt ein eben so interessantes als lehrreiches Schauspiel, den künftigen Helden in den Schwankungen und Prüfungen seiner Jugend zu betrachten. Dann kommt die Stunde, wo der Geist seine Bahn entdeckt hat, auf die mächtig vorwärts dringend, das Jahrhundert mit sich fortreißt. In solcher Art und Weise muß die Geschichte uns ihre großen Männer vorführen, daß wir den Helden aus dem Menschen erwachsen sehen; wo nicht, so entleidet sie ihn der menschlichen Natur und macht ein abstraktes oder phantastisches Wesen aus ihm; sie verstößt ihn in das Reich der Dichtung, und es braucht nicht viel Zeit zu vergehen, so gehört der Held schon in das Reich der Fabel.

In der Darstellung der Geschichte Napoleon's ist man sehr oft in den hier bezeichneten Fehler verfallen; man hat seine geistige Gestalt von ihren natürlichen Fundamenten losgerissen, und leben wir nicht so kurze Zeit nach ihm, daß seine Asche kaum Zeit gehabt, unter den Todtenurnen von St. Helena zu erkalten, wer weiß, es hätte schon zu dem Beweise gekommen wäre, der Kaiser Napoleon sey eine mythologische Person, das Symbol einer Idee, und habe in der Wirklichkeit niemals existirt. Wir wissen aber zum Glück, daß er der zweite Sohn des Korsischen Ehelmanns Carlo Bonaparte zu Ajaccio und der Lätitia Ramolini gewesen.

Napoleon's Leben scheidet sich in zwei sehr deutlich markirte Perioden. Während der ersten bitterschien ihn die Verurtheile seiner Familie, seines Landes, und kann erfaßte ihn die Revolution recht in der Höhe ihrer Gewalt, als sie noch von keiner Menschenhand zu bändigen war, und wäre es auch die Eisenfaust ihres künftigen Bezwingers gewesen. In der zweiten Periode wendet sich Bonaparte von den Sympathieen seiner Jünglingsjahre ab, verleugnet, was ihn selber begeistert, stellt sich der Revolution in den Weg, verdrängt sie aus der Herrschaft und setzt sich an ihre Stelle, um ihr Werk fortzuführen. Wie stellen aber die Historiker dies dar? Bei ihnen ist der Napoleon schon in vuce fertig. Mit dem Finger auf der Lippe, als hätten sie Euch ein ganz wunderbares Geheimniß zu entdecken, führen sie Euch schon vor Beginn der Revolution abseit und weisen Euch dort in einem ruhegelegenen Winkel, auf der Schuldank sitzend, einen Knaben, der mit dem ungrammatischsten Ehrgeize und mit Einwürfen einer Universalmonarchie schwanger geht. Ein paar Jahre später wird er uns wieder vorgeführt; er trennt sich mit kalter Berechnung, daß die Revolution durch Gewaltthaten sich selbst zu Grunde richtet, ungesäumt wie ein habgieriger Vetter es gern sieht, wenn der Verwandte, dessen Universalerbe er ist, seine Lebenskraft in Ausschweifungen vergeudet. So steht Bonaparte auf der Lauer; er schleicht hinter die Revolution seiner Zeit auf Zehn, und packt nur den Augenblick ab, um über sie herzufallen, wie der Jäger über ein ermüdetes Wild. Er fängt das Raubthier ein, er macht es sich gehorsam und führt es dann zum Kampfe gegen die Könige Europa's. Ein so geschilderter Napoleon ist nicht der wahre; er ist eine Romanen-Figur, keine historische. Im Anfange seiner Laufbahn, ehe sein Genie und sein Ruhm ihn hoch über Alle emporgehoben, war Napoleon nicht mehr und nicht weniger, als ein junger Offizier voll Talent und Ehrgeiz, aber noch mit sich selbst nicht eins, noch keiner großen Pläne sich Lebens mächtig, unkundig seines Ziels und seines Weges.

Die Betrachtungsweise mit den von ihr aufgedrungenen Zuständen und Gewohnheiten beherrscht das Leben des Menschen in seinen ersten Jahren, und diese Herrschaft ist so durchgängig und gleichmäßig, und in ihrer Wirksamkeit so still und dem Bewußtseyn entzogen, daß selbst das Genie sie nur mit Mühe überwindet. Ehe Napoleon's Gedanken sich Frankreich zumerkten, dingen sie mit aller jugendlichen Wärme und Lebenslegierd an der Insel Korsika. Ein aus bekannter hoher Offizier war ein Jahr lang in der Kriegsschule zu Brienne Napoleon's Kamerad gewesen. Sie saßen Beide nicht weit von einander, sehr am Ende einer langen Tafel, der junge Franzose hinten, der junge Korse vorne drüben. Das ganze Jahr hindurch, ohne daß die Beiden auch nur einzigen Worte mit einander gewechselt hätten. Eines Tages bemerkt der Franzose in den Hände seines sonderbar aussehenden Mitschülers ein kleines beiernes Herz, worauf mit einer Nadelspitze Schriftzüge eingegraben waren. Neugierig nahm er die Gelegenheit wahr, das Ding näher zu betrachten; die Worte lauteten: „Korsika und Frankreich stehen nimmer herein." Das hatte Napoleon geschrieben, derselbe Napoleon, der nachher in seinem Ruhme Eins mit dem Französischen Volke geworden ist.

Auf seinen einsamen Spaziergängen, in der Umgegend von Brienne, hat der junge Bonaparte gewiß an Korsika und Paoli gedacht, wie er Hölzer an Alexander und Cäsar hackte. Paoli war der Held, das Ideal seiner Kindheit und seines Jünglingsalters. Carlo Maria Bonaparte, war als Freund und Waffenbruder nicht von Paoli's Seite gewichen, bis der Tag von Pontenuovo der Sache der Korsischen Independenten ein Ende machte. Die Mutter, Lätitia, trennte sich nicht von dem Gemahl, ebenso die Mädchen des ruhmvollen Freiheitskrieges, jetzt mit den Kämpfenden über Berg und Thal, während Alle sie in zweifelnder Angst unter dem Herzen trug. So war denn Napoleon Bonaparte gewissermaßen ein geborner Streiter für die Sache Paoli's. Die an Abenteuern reiche Jugend dieses berühmten Landsmannes, die Liebe zum Vaterlande, der stumme Kampf gegen Genua und dessen mächtige Verbündete, diese Thaten und Eigenschaften, wodurch Paoli ein großer Mann im Sinne und in der Weise der alten Griechen und Römer ist, machten auf das jugendliche Gemüth Napoleon's einen tiefen Eindruck und gaben seinem kaum erwachenden Ehrgeize die erste Richtung.

Als der junge Bonaparte Korsika verließ und nach Frankreich ging, war jene Insel noch durchschüttert von den jüngsten Bewegungen, und es kann derselbe Kampf um die Freiheit gedauert noch in den Gemüthern fort. Paoli, der Verbannte, hatte in England Zuflucht gefunden. Alle Briefe, die Napoleon von Verwandten und Freunden aus Korsika empfing, waren voll von Paoli's Namen; er selbst schrieb an den Verbannten nach England. So stand er in der Mitte zwischen Frankreich und dem alten Vaterlande, und wenn er in dieser Zeit von der Prophezeiung des Professors in Betreff seiner Kunde gehabt, so hat er sich gewiß innerlich zugeschworen, sie für sein geliebtes Korsika zu erfüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Nord-Amerika.

Miß Martineau in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Mit gerechter Entrüstung spricht Miß Martineau von der aufrührerischen Zügellosigkeit, von den tumultuarischen, gewaltthätigen Rau-

Digitized by Google

trittren, die ſich immer häufiger auf dem Lande und in den Städten Amerika's ereignen, und die nicht immer bloß von der niedrigſten Klaſſe der Bevölkerung ausgehen. Nicht ſelten fallen dabei die ſchenßlichſten Verbrechen vor, aber die Miſſethäter gehen frei und ungeſtraft aus, ſie ſpotten des Geſetzes, ſie bieten ihm Trotz; nur über Sklaven hat es noch Gewalt. „Durch die Ereigniſſe der letzten Jahre iſt es mehr kundig geworden, wie ſchlecht es an vielen Orten in Amerika, und namentlich im Süden, um die bürgerliche Moral, um die Achtung vor dem Geſetz, vor den Geboten der Religion und Menſchlichkeit beſchaffen iſt. Der Aufruhr zu New-York und Boſton wegen der Abolitionsſeuge, die Verbrennung der Negro-Kirche zu Charleston, der Aufruhr gegen die Bank zu Baltimore; dann abermals zu Charleston die Einſicherung der Poſt-Anſtalt, weil die Poſt die Flugſchriften der Abolitionisten beförderte; ferner die unzähligen Volkrecknungen des ſchrecklichen „Lynch-Geſetzes“, die Aufſtöhnung der Miſſionaire zu Bleeburg, die Verbrennung der Negerkirche zu Cincinnati und die Zerſtörung der Druckereien des Herrn Lovejoy zu Alton, Illinois; dann die wiederholten Aufrufe Steinen zu Cincinnati wegen der Abolition — welche Reihe von entſetzlichen Auftritten und wilden Miſſethaten! Und wenn wir fragen, wer ſind denn die, welche derſelben erfinden? Wer hat das gräne Reiſig zuſammen und in zum Scheiterhaufen um den armen Schwarzen aufgeſchichtet? Wer hat ihn an den Galgen ſie zuhß, für zwanzig feiner ſchuldloſen Mitbürger aufgebaut und das Hauterwerk an ihnen verrichtet? Wer hat die Art angelegt, wer hat den Feuerbrand geſchwindet? Wer hat die armen Neuner um Mitternacht in Todesangſt aus ihren Betten gejagt, daß ſie kaum ihr nacktes Leben aus Flammen retteten? Wer waren die Thäter, die mordſüchtigen Wüthen, die rohen Unmenſchen, ohne Bildung und Gefühl, ohne Einſicht und Mitleid?“ Die Antwort lautet treffles genug. Es waren Männer vom achtbarſten Stande, beſchäftigte Republikaner, Gentlemen, der wohlerzogenen, der angeſehene Theil der Bevölkerung. Was daß man da erſt dem niederen Volke, dem Pöbel zutrauen? Welchen Schickſale giebt eine Geſellſchaft entgegen, die ſolche Gräuel am Tage ungeſtraft üben läßt, ja ſie ſelbſt verübt? Kann Aſiatiſcher Despotismus ärger wüthen, als dieſe anarchiſche Volkswillkür?

Der Despotismus iſt eben auch in Republiken zu Hauſe: er gebt von unten nach oben. Sich der Mißbräuche zu widerſetzen, Vorkehrungen anzuſtrecken, die ihr nicht gefallen, Mißregeln vertheidigen, wegegen ſie eingenommen iſt — das darf man, allerdings, wenn man bereit iſt, ſein Leben darum zu wagen. Die Herrſchaft dieſer Majorität — nicht der großen des ganzen Staaten-Vereins, ſondern des Volkswillens in jedem der Theil-Staaten, und namentlich in den ſüdlichen — wird mit Schrecken und Abſcheu betrachtet. Sklaverei der Sklaverei, Inſtitution ſind für vogelfrei erklärt; die verfallen ſie der expeditiven Volks-Juſtiz, noch bitter werden ſie menchinge umgebracht. Die Sklavenfrage iſt das feuerfangende Kapitel, das nicht zu tangeren; ein Wort darüber öffentlich zu äußern, gilt für die kühnſte Verwegenheit. Mitglieder des Kongreſſes, welche ſich über dieſen Gegenſtand nicht mit der größten Scheu, d. h. nicht mit der äußerſten Beſcheit ausgeſprochen, ſind von zugenen Mördern mit Dolchſtichen verfolgt worden. Der wördige und beredte Geiſtliche Dr. Channing hat ein Buch von der Verderbtheit der Sklaverei geſchrieben; aber dieſer Bibliotheca iſt im Staate New-York, deſſen Bevölkerung ſich in Sklavenfrage, wo Sklaverei ſelbſt nicht intereſſirt iſt; es iſt ihm jedoch öffentlich angedroht worden, wenn er ſich je in Süd-Carolina oder einem anderen Sklaven-Staate ſehen ließe, ſollten zwanzigtauſend bewaffnete Begleiter nicht im Stande ſeyn, ihn vor der Rache der Sklaven-Eigenthümer zu ſchützen.

Ein anderer in einer Republik ſogar empfindlicher Mißbrauch iſt die Behandlung, welche überall in den Vereinigten Staaten, auch im Norden, den Farbigen widerfährt. Unter Farbigen ſind aber nicht bloß freigelaſſene Neger zu verſtehen, ſondern auch alle Perſonen, die von irgend einer Seite her den ſchwarzen Nettern abſtammen, wenn auch weder ſie ſelbſt, noch ihre Eltern jemals Sklaven geweſen ſind. Sie ſind reich, gebildet, rechtſchaffen von Charakter, achtbare Menſchen ſeyn, ſie müſſen ſich die ſchmählichſte Verachtung und Demüthigung gefallen laſſen. Sie ſind ausgeſchloſſen von den Schulen, von jenen höheren Stand und Beruf, von allen Municipal-Aemtern, von allen wiſſenſchaftlichen und literariſchen Vereinen; ſie dürfen mit Weißen nicht zuſammen an einem Tiſch eſſen, nicht zuſammen zu Gott beten. In den Kirchen ſind die Farbigen auf eine beſondere Galerie verwieſen, die oft noch durch einen Verhang von dem übrigen Raume geſchieden iſt, als wäre ihr Anblick, ihr Athem verunreinigend für die übrembürtigen Unterblicker. Sie gelten nicht als volle Bürger des Staates; man hat Beiſpiele von ihrem Ehe herab entführen, weil das Geſetz ihnen dieſe Eigenſchaft nicht zuerkenne. Mit Martineau iſt ſammer ſehr streng in ihren Verdammungs-Urtheilen über die Triſtokratie in Europa; die Anmaßungen einer verhältnißmäßig kleinen Minderzahl in den alten Monarchien ſcheinen ihr unerträglich. Wir vermuthen, das Aymere der Sklaverei, die Sklaven in England und auf den Europäiſchen Kontinent iſt für Miß Martineau ohne Interesse, aber Ihre ſie einmal hinein, ſo würde ſie den Neger neben dem weißen Mann, den ſtolzeſten Paſe des Königreichs neben dem niedrigſten Bauer ſitzen ſehen. Alle vereint in der Antacht zum höchſten Weſen.

Die Grauſamkeit des Herrn gegen die Sklaven beſteigt oft alle Vorſtellung. Sie ſind ſein Eigenthum, er kann mit ihnen ſchalten, wie ihm beliebt, ſie verſtümmeln, ſie zu Tode quälen. Aber alle dieſe Abſcheulichkeiten verſchwinden gegen die eine und größte, daß der Herr ſeinen Sklavinnen beiwohnt und die Kinder, die ihm aus ſolcher Rebweiberſchaft geboren werden, als Sklaven weiter verkauft. Die Mädchen namentlich, die aus einer ſolchen Verbindung entſpringen und Quadroons (Quarteronnes) genannt werden, ſind oft von großer Schönheit, beſonders wenn die Mutter eine helle Farbige geweſen iſt; ihr Schickſal iſt das traurigſte, ihre Beſtimmung, ſie die ſie oft ab ſchlicht erzogen werden, die Proſtitution; ſie werden, wie ihre Mütter, die Maitreſſen oder Kebsweiber der Weißen. „Man erzieht dieſe Mädchen äußerlich aufs ſorgfältigſte und eleganteſte, und wenn ſie erwachſen ſind, geben ſie an Schönheit, Anmuth und Bildung denen vom reinſten Europäiſchen Blute nichts nach. Jeder junge Mann unter den Weißen hat dann in der Regel ein ſolches Mädchen zur Geliebten; er etabliert ſie, wie man ſich ausdrückt, in einem der kleinen freundlichen Land- und Gartenhäuſer, deren man unzählige dicht an den Thoren jeder einigermaßen bedeutenden Stadt des Südens gewahrt. Es finden ſich Beiſpiele, daß eine ſolche Verbindung ſie das ganze Leben dauerte; in der Regel aber währt ſie nur einige Jahre, ſo lange nämlich, bis der „Gentleman“ eine Bekanntſchaft, eine Liebe ſchließt. Die arme verlaſſene Quarteronne wird von ihrem Geſchick gewöhnlich durch einen Brief ihres „Patrons“ in Kenntniß geſetzt, worin er ihr anzeigt, daß ſie das Haus nebſt allem Zubehör als ihr Eigenthum betrachten könne, manchmal erſt durch die Vermählungs-Anzeige in der Zeitung. Gelten hört man, daß eine dieſer unglücklichen ſich einen zweiten Mann anſchließt; viele bringen ſich aus Schmerz ums Leben, viele ſterben jung am gebrochenen Herzen. Mancher Gentleman läßt das ſeldere Verhältniß auch nach der Verheirathung fortbeſtehen, wenn es nämlich unbemerkt geſchehen kann. Jedes Quarteronnen-Mädchen hofft auf dieſe Art ein beſſeres Loos. Die Geliebte werde eine Ausnahme machen und ſie nicht verlaſſen; ihre Weiße ſchmeichelt ſich mit dieſer Wahne, ihr Verhebter oder Ehemann ſey der Verführung und Untreue fremd geblieben.

Dieſe unehelichen Verbindungen ſind bei den Pflanzern in den Indianiſchen Unterſtaaten ſo häufig, man ſie ſo daran gewöhnt, daß man ſie ganz in der Ordnung findet. Die Anſitte iſt nur die: Einer, der ſo verehelicht mindeſtens die Verſſerein mit der Verſicherung, ſie habe dies aus dem Munde der achtungswürdigſten und ehrbarſten Frauen und Mütter, in deren Jenguiß und Einſicht ſie nicht den mindeſten Zweifel ſetzen könne. Die Gattin eines Pflanzers, eine rechtſchaffene Frau, der aber die Unterie dieſer Gatten heimlich und gerechten Anlaß zur Klage gab, äußerte ſich gegen Miß Martineau: „Glauben Sie mir, des Pflanzers Ehewelt iſt nur die erſte Sklavin im Harem.“ — Schon Moſiſen ſand ſich zu der Bemerkung veranlaßt, die Unſittlichkeit bade in den Braziliſchen Pflanzer-Diſtikten einen wahrhaft erſchreckenden Grad erreicht; es ſey dort nichts Ungewöhnliches, daß junge Sklavinnen im ſunfzehnten Jahre Mütter würden. Auch iſt die Zahl der aus ſolchen Konkubinat entſproſſenen Kinder ſo groß, daß, wenn man ihnen gleiche Rechte mit den ehelichen Kindern der Weißen einräumte, die Letzteren in der Menge ganz verſchwinden würden. „Aus dieſem Grunde iſt es dem Vater durchaus verboten, die Kinder einer ſolchen Verbindung ſeine ſie frei zu erklären, ohne die Einwilligung, die er nur ſelten will.“ Das Geſetz iſt ein ſchamloſes, daherſtoßes, aber die Gefinnung der weißen Väter gegen ihre Mulattenkinder iſt in der Regel nicht beſſer. Es kommt faſt gar nicht vor, daß der Vater auch nur wünſchte, ſie zu emanzipiren. Wo das Band der ehelichen Treue und Liebe nicht geknüpft iſt, da gehört auch keine Zärtlichkeit, da macht die Blutbrüſt ſich ohne Scheu geltend.

„Eine Dame aus dem Süden“, — wir laſſen Miß Martineau reden — „die für eine der ſeinſtinnigſten und gebildetſten gilt und auch in ihrem ſittlichen Charakter des beſten Rufes genießt, erzählte in einer Geſellſchaft zu Boſton, wo Sklaverei nicht exiſtirt, eine ſehr ſonderbare Geſchichte. Sie habe eine junge ſehr ſchöne Mulattin im Hauſe gehabt (als Sklavin nämlich) und ſey dem Mädchen ſehr gut geweſen. Ein junger Mann habe eine Zeitlang als Gaſt im Hauſe gewohnt und ſich in das Mädchen verliebt. „Das arme Kind!“, ſagte ſie, „ihn zu mir und hat mich um Schutz gegen ſeine zudringlichkeiten gebeten, den ich ihr auch gewährte. Der junge Mann reiſte weg, kam aber nach etlichen Wochen wieder und beſchwor mich, ihm das Mädchen zu laſſen; er liebe ſie über die Maßen und könne ohne ſie nicht leben. Es that mir leid, mich von dem Kinde zu trennen, aber auch der junge Mann ging mir nahe; kurz, er war ſunfzehn genug, ſie um ſtrn 1500 Dollars zu überkaufen.“ Die Dame erzählte dies ohne alles Arg, als die natürlichſte Sache von der Welt, und als einen Beweis von ihrer Gutmüthigkeit; daß etwas Aufſallendes, etwas moraliſch Bedenkliches dabei ſey, davon hatte ſie nicht die geringſte Ahnung.“ — Wie denken, dieſe Anekdote erſpart uns jeden weiteren Kommentar über die Sittlichkeit des Südens der Vereinigten Staaten. Nur noch das: daß Feau that den Lüſten eines jungen Mannes Vorſchub; ſie hat das Mädchen lieb, hat es in Schutz genommen und giebt es ihm um ſtrn Geld! und urtint am Ende noch, ein gutes und freundliches Werk verrichtet zu haben, deſſen ſie ſich erfreuen darf! Nach ſolchem Maaßſtabe, muß der heizt da noch Bedenken ſeyn.

Wir heben noch eine Geſchichte an, eben ſo herzzerreißend als empörend. „Vor vielen Jahren zog ein Mann aus Newhampſhire nach Louiſiana und wurde Pflanzer. Er ſing es an wie gewöhnlich, d. h. mit gehörigem Geize, wollte es bebe Zinſen zahlen, und das er von ſeinem Zuhr unter anderen allmälig dahin mit den Preiſe ſeiner Ruckers und ſeiner Baumwolle. Auch nahm er, nach Landesgrundſatz, eine Quarteronne zum Weibe; dem Geſetze nach konnte ſie ſreilich nur ſeine Konkubine heißen, da zwiſchen Weißen und Farbigen doch keine Ehe gilt; in ſeber anderen Rückſicht der Natur, der Vernunft und Moral aber war dieſe Perſon, die er in ſein Haus nahm, mit der er lebte und Kinder zeugte, ſein rechtmäßiger Weib. Sie war wohlerzogen, liebreich und beay, auch in der Farbe kaum noch von einer Weißen zu unterſcheiden. Die Beiden lebten zwanzig Jahre glücklich mit einander. Sie war ſeine Freie: ihre Großmutter war eine Sklavin geweſen, und weder an ihrer Mutter noch an ihr ſelbſt war je die Kreiſaſſung in gültigen Form vollzogen worden. Bevorgt um das Schickſal ihrer Kinder, machte ſie ihren Mann wiederholt auf die Rechtwenigkeit aufmerkſam, deren Freiheit zu ſichern; er verſprach, daſür zu ſorgen, vergaß es aber, oder ſchob es von einer Zeit zur anderen auf, bis endlich der Tod ihnj nach einander Beide entriß. Es blieben drei Töchter von

achtzehn, siebenzehn und fünfzehn Jahren, alle drei von ungewöhnlicher Schönheit, und auch das schärfste Auge hätte keine Spur von Mulatte darinne an ihnen wahrgenommen. Der Vater der Mädchen sahe der Reise von Neuhampshire nach Louisiana, um den Nachlaß in Ordnung zu bringen; man glaubte nämlich allgemein, der Vater der Mädchen sey als ein reicher Mann gestorben. Der Oheim fand an seinen Nichten so großes Gefallen, daß er ihnen versprach, sie mit zurück nach Neuhampshire zu nehmen und sie dann in die Gesellschaft der Weißen einzuführen, wonach sie durch ihre Anmuth und Bildung Anspruch machen konnten. Mittlerweile stellte es sich heraus, daß die Passiva des Verstorbenen seine Activa überstiegen, zwar unbedeutend — doch mußte ein Inventarium der Immobilien und Mobilien aufgenommen werden, die man zu Händen der Gläubiger überlassen sollte. Der Bruder des Verstorbenen, als Verweser des Nachlasses, setzt das Inventarium auf; mehrere Kreditoren beschweren sich, es sey nicht vollständig. Er betheuert, nichts verhehlt zu haben; man straft ihn Lügen. Die Zahl der Sklaven ist zu gering angegeben, die drei Mädchen sind nicht mit aufgeführt. Der Oheim steht starr vor Entsetzen; erst kann er nicht begreifen, daß er mit der Hinnahme seiner Nichten in Verlegenheit kommen könnte. Er wendet sich an die Eingebornen, er verschwendet Bitten, Vorstellungen an jeden besonders: kein Erbarmen; die Mädchen sind ein touranter Artikel, vom ersten Preis, das Beste an der ganzen Verlassenschaft, dürfen nicht herausgezogen werden. Der unglückliche Oheim, obwohl er selbst sechs Kinder zu ernähren hat, bietet all seine Habe, um seine Nichten auszulösen — das sey bei weitem mehr, als die Kinder jemals auf dem Markte einbringen und mit ihrer Arbeit in Haus und Feld abverdienen könnten. Dies wird ausgeschlagen, mit beyspielsm Hohn: die Mädchen würden schon auf andere Weise mehr einbringen, als mit Haus- und Feldarbeit. Der unglückliche klimpert in seiner Verzweiflung mit dem Geld, das er nicht besitzt, bis die armen Kinder umgebunden, als sie einem solchen Schicksale preisgegeben. Er deutet ihnen an, was ihrer wartet. Da sah er einen Schmerz, da vernahm er einen Jammer, wie ihn keine Rede schildern kann, wie er im Menschenleben seines gleichen nicht hat. Die Mädchen sähen nicht, schliefen nicht, liefen Tag und Nacht auf den Straßen, bis man sie abholte nach New-Orleans zum Sklavenmarkt. Da wurden sie versauft, jede einzeln, zu hohen Preisen, zu schmählicher Bestimmung; Niemand weiß, was seitdem aus ihnen geworden ist. Auf Erden sind sie verloren; am Tage der Vergeltung werden sie im Lichte der göttlichen Gnade sich wiederfinden."

Aber auch abgesehen von dieser entsetzlichen Enttäuschung, die eine Folge des Sklavenmarktes ist, erscheint der Zustand der Gesellschaft in Amerika in seinem grellsten Lichte. Gräßliche Wildheit, gewaltthätige und thatsächliche Rechtlosigkeit greifen täglich weiter um sich. „Der Mann, in dessen Hause ich zu wohnen pflege", erzählt der Verfasser, „ist ein Arzt, in dem Umgang mit seiner Familie und mit Fremden, wie auch in der Behandlung seiner Sklaven, die größte Freundlichkeit und Gutherzigkeit. Doch hatte er vor zwei Jahren, im Leseximmer des Tätschen Klubs, von feindlicher Hand hinterrücks einen Dolchstich erhalten; die Sache ging so hin; eine Untersuchung einzuleiten, hielt sich Niemand einfallen. In einer anderen Stadt kam mein Wirth, gerade zur Zeit meines Aufenthaltes, vierzehn Tage hinterher beiläufig geladene Pistolen bei sich; er hatte nämlich vor einiger Zeit die gesetzwidrigen Umtriebe und Schliche gewisser Leute bei der Obrigkeit denunzirt; die mit der Untersuchung beauftragte Gerichtsperson war unterwegs überfallen worden und hatte sich nur mit Mühe gerettet, während man dem Wagen der Richters zu Stücken schlug und ins Wasser warf; meinem Wirthe wurde wechselnaß aufgelauert. Eines Nachmittags wurde aus der Gesellschaft, in der ich mich befand, eine Geschützsalve gegeben, um die Ankunft eines fliehenden Mannes zu Pferde zu erkennen, welcher, mit Weib und Kind an Bord von Booten, von Bäumen und von drei Männern, die hinter den Bäumen verstellt lagen, mit drei Kugeln in den Rücken geschossen worden war. Alle Augenblicke hört man erzählen, daß Jemand einem widerrechten Anfall erlegen oder entkommen ist. Ich sprach eine Dame aus Montgomery in Virginien, die mir versicherte, seit vier Jahren, in welcher Zeit sie fort wohne, sey beinahe kein Tag vergangen ohne Duell oder Mordanfall."

Was Miß Martineau in sehr glimpflicher Weise bei den Amerikanern als „falschen und übertrieben reizbaren Ehrgefühl" bezeichnet, dürfte in den Augen unserer Leser einen schlimmeren Namen verdienen, wenn sie noch so abschreckenden Beispielen unterblicken, wie die folgende. Miß Martineau traf auf dem Dampfboot, das den Mississippi hinauffuhr, mit einem Passagier zusammen. „Er war aus einer höchst angesehenen Familie in Kentucky, hatte sich verheirathet und zu Natchez im Staate Mississippi niedergelassen. Dort hatte ein Pflanzer sein Weib verführt; er hatte den Verführer erschossen und war nach Texas entflohen. Die Frau reiste mit ihrer Schwester und zog ihren Ehemann nach; unterhalb New-Orleans erlitt sie Schiffbruch, verlor Alles, was sie hatte, wurde von mitleidigen Personen mit Mitteln zur Weiterreise versehen, fand aber an der Ehebrecherin ihr

hören zu müssen, die ihnen unverständlich ist. Jeder Haus in Algier hat eine Terrasse mit der Aussicht auf das Meer und einen Theil der Felder; welche Theater-Decoration könnte uns so prächtiges Panorama wiedergeben, wie das, welches sich den Algierer an einem schönen Sommer-Morgen von seiner Terrasse darbietet? Vor sich hat man das unendliche Meer, in welchem der letzte Tagesschimmer langsam erlischt; zu seiner Rechten Segel der Fischer hängen dem Hafen zu, während die großen Schiffe von fern lästlich in der Bay dösen. Sie sich bauen, um den verlaßenen Felsen der Küste aufzusuchen. Rechts stößt sich zwischen zwei Vorgebirgen eine geräumige Bucht; die großen dichten Gebüsche am Rande dieser Bucht werden immer düsterer, und bald ist das Kap Matafu in Dunkel gehüllt; aber bald funkeln auch die goldenen Sterne am Firmamente; jede Constellation nimmt die Stelle ein, die Gott ihr angewiesen, und harrt des Mondes, der mit seinem sanften Lichte den Reigen anführen. Eine feierliche Stille waltet über der Landschaft; die Geister der Nacht schweben auf den Fittigen des Abendwindes durch die Luft, und der Mensch, dessen ganze Seele in dieser öpigen und wohlthätigen Natur sich löst, schwärmt frei und seelenlos im Lande seiner Träume. Hier taucht die goldhaarige Phantasie des Arabers jedem Wesen eine Seele ein; sie läßt Feen und Genien durch die Himmelsräume ziehen; ein salomder Stern ist ein Liebender, der seiner Geliebten nacheilt, oder eine Perle, die von dem Diadem einer in Liebesrausch versunkenen Fee sich ablöst; die Milchstraße ist der Weg, den ein seliges Brautpaar wandelt; der Mond eine Sultanin, von ihren Odalisken umgeben, das gelbest Schleier wehend und Hymnen singend, dem niederathmenden Gewaht entgegenbarret.

Aber nicht jede Seele fühlt sich hingezogen zu mystischem Gespräche mit den Sternen; nicht jeder irdische Geist schwingt sich auf den Rauchwolken des Tschibuk zum Himmel empor. Nach einem abendlichen Spaziergang in den materiellen Ungenüssen wünschet Du Dich leicht ein belebteres Vergnügen: nun, so besuche die Maurischen Kaffeehäuser; laß Arabische Musiker zu Dir kommen; findest Du nicht immer Harmonie und Melodie in den Tönen, so hat wenigstens das Neue und Fremdartige großen Reiz für Dich.

Das Theater selbst könnte in den langen Winterabenden ein recht angenehmer Ort werden, wenn man Frankreichs Missionen in Afrika verstände und den Eingeborenen mehr sich anbequemte. Ein Reisender, der nach Algier kommt, müßte auf dem dortigen Theater ein vollständiges Panorama des Landes finden, das ihm die reizendsten Umgebungen der Stadt zeigte und ihn über Sitten und Charakter der Bewohnern Aufschlüsse gäbe. Da die Bühne nicht bloß der Spiegel, sondern auch ein Führer und Ratgeber der Gesellschaft ist, so müßte man dahin trachten, auf diesem Wege die Herzen der Mauren zu gewinnen und ihr materielles Dasein zu veredeln. Wann wird es endlich dahin kommen, daß die Eitle dritte Bölfte in demselben Theater zusammenstößt und mit gleichem Interesse dem Schauspiele zuhört?

Ich kann hier nicht umhin, mit ein paar Worten der Kaffeehäuser zu gedenken, die im ganzen Orient so große Verbreitung haben. Das Kaffeehaus müßte ohne Zweifel einer der vornehmsten Oerter seyn, wo die Eingeborenen mit den Europäern geistig verkehren könnten; aber alle die Europäischen Etablissements in Algier, denen man diesen Namen giebt, sind elende Kneipen mit einem schmutzigen Buffet und einem Dutzend schiefrichter Tische und Stühle. Ist es denn so sehr unter unserer Würde, aus einem Maurischen Kaffeehause Etwas zu entlehnen und statt Divane, Arabesken und Tschibuk's zu sorgen? Das Wichtigste bei derartigen Mauern bestehet: ein guter Diwan und guter Tabak würden die Bekehrung vielleicht vollständig machen.

Die Festlichkeiten am Namenstage des Königs waren schon besser und anziehender arrangirt. Besonders Preiß waren für die Seelente ausgesetzt, mochten sie nun Europäer oder Eingeborene seyn. Eine Salve von 21 Kanonenschüssen verkündete den Tag mit Tagesanbruch, und um 9 Uhr drängte man sich schon auf dem „Regierungs-Platz" um zwei neben einander aufgerichtete Klettern-Masten. Die Araber zeigten eben so viel Geschicklichkeit wie die Europäer; beide Theile kletterten an Stricken den Mast hinauf. Die Frauen waren in großer Anzahl herbeigeeilt, um das Schauspiel zu genießen; alle trugen ihre besten Kleider, einige Aktionen ausgenommen, die seit der Ankunft der Franzosen ihre Schleier abgelegt haben. Um die Mittagszeit fanden die Wett-Fahrten der Schiffer im Hafen statt, und um drei Uhr begaben sich die Europäer nach dem Circus olympique, wo man eine dramatische Vorstellung bei freier Entree gab.

Was aber die Ausmerksamkeit des Volkes besonders fesselte, das waren Gruppen von Negern, die auf dem Regierungs-Platze im Ebenen sangen und tanzten. Alle Tanzenden bildeten einen Kreis, in dessen Mitte die Castagnettenn- und Tambourin-Spieler standen. Mit kleinen Schritten in der einen und Schnupftüchern in der andern Hand sprangen sie die Neger tactmäßig, und Alles schlug sich dem Geschlechte auf den Stock des vor ihm her gebrandten und des nachfolgenden Tänzers. Der Tanz ist für diese Leute ein wahrer Lebensrausch; man sieht sie einander gegenseitig anfeuren, lachen und jauchzen, sich bücken, um noch höhere Sprünge zu thun, und voll seliger Freude ihre Sitten abtreuten. Solche den Muselmännern fremde Tänze gehören noch dem Heidenthum an; der Koran hat sie den Arabern streng untersagt, damit jede Erinnerung an das Heidnische in ihnen verlischt wäede; und dennoch sieht man in späterer Zeit bei den Türkischen Derwischen die religiösen Tänze wieder in Aufnahme kommen. Die Neger, die in Algier bei allen öffentlichen Festlichkeiten tanzen, sind zwar Muselmänner; aber alle Drohungen des göttlichen Buches haben es doch nicht vermocht, sie diesem lebendigen Ausdruck ihrer Freude abwendig zu machen.

Wenn die Neger während des ganzen Tages der Eingebornen bei dem Feste repräsentirt hatten, so revanchirten sich die Franzosen am Abend mit einem schönen Feuerwerk, das in Gegenwart einer unzähligen Menge Mauren und Europäer auf der Esplanade Bab-el-Oued abgebrannt wurde. Raketen und Freudenschüsse spielten bei allen Festen der Araber eine bedeutende Rolle; wenn sie Gesellschaften oder Hochzeiten feiern, hört man die ganze Nacht hindurch Flintenschüsse. Ein so brillantes Feuerwerk, wie das eben erwähnte, mußte also in den Augen der Araber des Namensfestes eines so großen Menschen sehr wichtig seyn. Eine andere sehr bedeutende Anerkennung betraf die Vertheilung von Lebensmitteln unter die Eingebornen. Solche Vertheilungen sind den Sitten der Eingebornen sehr angemessen; Geschenke an Geld würden viel weniger willkommen seyn. Ich hör schon, daß Manchre mir entgegnet: wir kann man auf solche Lappalien großen Werth legen? Aber eine ganze Reihe unbedeutender Fehler und Versäße schadet uns in der Meinung des Arabers gewaltig, weil dieser die Theorie und den Unterschied der vergeblichen Säße und der Todsünde noch nicht kennt.

Um einem alten Herkommen sich anzubequemen, hatte man für die öffentlichen Gebete in Kirchen, Moscheen und Synagogen am Namenstage des Königs die Mittagszeit bestimmt. Ich glaube gern, daß, wenn die Bäbbeten in die Messe gegangen sind, der Priester das Domine salvum fac regem gesungen haben wird; auch will ich nicht bezweifeln, daß die jüdischen Rabbi's für den König gebetet haben; aber die Muselmänner haben es gewiß nicht gethan und nicht thun können. Was am Freitage, zur Zeit des öffentlichen Gebetes, um 12 Uhr, spricht der Imam ein Kanzel-Gebet für die Obrigkeit; da aber der 1. Mai auf einen Montag fiel, so gab es keinen öffentlichen Gottesdienst; der Imam betete nicht die Kanzel, und das Gebet für den König wurde nicht gesprochen.

Man könnte aus Napoleon's Memoiren über Aegypten lernen, wie die Araber behandelt werden müssen, und durch welche Mittel in wenigen Monaten ein größeres Resultat hervorgebracht werden kann, als wir in dem Zeitraum von beinahe Zahren bervorzubringen vermochten, obgleich unsere Hilfsquellen ohne Vergleich bedeutender waren. Napoleon soll freilich ein Mann von Genie gewesen seyn! (Rev. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Victor Hugo. Der Dichter des „Vergnügungsreisenden Gänger" (Orientales), der „Herbstblätter" (Feuilles d'automne) und der „Dämmerungslieder" (Chants du crépuscule) ist mit einer neuen Sammlung seiner Gedichte aufgetreten, in denen er bei weitem mehr, als in seinen Romanen und Theaterstücken, sich als wahrhaften Poet zu zeigen pflegt. Sein neuestes Buch der Lieder heißt „Innere Stimmen" (Voix intérieures) und ist, den Franzosen nach, wieder mit Französischen Bildern darauf mißhandelt, reicher als irgend ein früheres. Unter Anderem enthält es auf den Tod Karl's X. ein längeres Gedicht, das ganz vom Geiste der Liebe und der Versöhnung mit dem Unglück durchdrungen ist. Es fübet die Ueberschrift „Sunt lacrymae rerum" und giebt in zehn Bildern ein Seitenstück zu der trefflichen Ode als Lamartine auf den Tod Napoleon's gedichtet hat. Wie theilten hier als Probe die Apostrophe an die Kanonen des Invalidenhauses mit, und wau wird hieraus auf das Ganze schließen können:

Sombres canons rangés devant les Invalides,
Comme des sphinx au pied des grandes pyramides,
Dragons d'airain, hideux, verts, monstres hideux,
Gardiens de ce palais, bâti pour des géans,
Qui dressa et fait au bois ramper a la lumière
Un casque monstrueux sur sa tête de pierre!
A ces bruit qui fadis vous est fait rugir tous,
— Le roi de France est mort! — D'un vieux qu'aucun de vous,
Comme au bon capitl qui secouerait sa chaîne,
Aurun n'a terminé sur sa base de chêne,
Et n'a, se réveillant par un subit effort,
Dit à son nain voisin: — Le roi de France est mort!
D'où vient qu'il n'est parmi tant de voix sonores,
Un cercueil qu'on clouait là-bas dans les ténèbres!
Et que rien n'est sorti de vos gueules de fer,
Pas même, ô canons sourds, ce murmure confus
Qu'au vague battement de ses ailes livides
Le vent des nuits arrache à ces armes vides!
C'est que, prostituées dans nos troubles civils,
Vous êtes comme nous serfs, soldats et vils!
C'est que rouilles, vieillis, rivés a votre place,
Toujours agenouillés devant tout ce qui passe,
Restiers des combats, et dans ce rude métier,
Par des soldats boiteux gardés sous un vieux mur,
Vains foudres de parade oubliés de Parmée,
Ardeur de tout vainqueur laissant de la rapre,
Esservés pour la pompe et la solennité,
Vous avez pris rachat ce sentir lâcheté!
Soyez fâtrisé canons que la guerre repousse,
Dont la voix sans terreur dans les fêtes s'émousse,
Vous qui glorifiez de vous cri profond
Ceux qui viennent, toujours, jamais ceux qui s'en vont!
Vous qui, depuis trente ans, portes courtisans de bronze,
Avez, comme Henri Quatre adorant Louis Onze,
Toujours tout applaudi, toujours tout salué,
Vous tuiniez seulement faisant de la fumée!
Lâches, vous préferez ceux que la sort préfère!
Dans le moule brûlant le fondeur pour vous fâire
Mit Vétale et la colvre at Pnubi du valneu!
Car qui meurt exilé pour vous n'a pas vécu!
Car vos poumons de fer, au grondé aux âpre haleine,
Souf marte pour Gorits comme pour Haute-Reine!
Soyez fâtris!

Hierbei Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß des vorigen Halbjahres.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 81. Berlin, Freitag den 7. Juli 1837.

England.

Bulwers „Athen".*)

Mit diesem Buche hat Bulwer nicht bloß das Europäische Publikum, sondern auch seine nächsten Freunde überrascht. Nach seinem bisherigen Auftreten in der Politik und Literatur kommt es jetzt wirklich unerwartet, daß er auf einmal die Geschichte, und zwar die so entlegene Geschichte Alt-Griechenlands ergreift. Ein Englischer Kritiker sagt in dieser Beziehung: „Daß Herr Bulwer klassische Studien gemacht hat und eine reiche klassische Bildung besitzt, das wußten wir wohl: wozu wäre er auch im „College" aufgewachsen? Gleichwohl hätten wir uns eher von dem Doktor Wakley eines Traktats über Metaphysik oder zu Herrn Warburton**) eines Lehrgedichts der Theologie versehen, als uns von Bulwer ein ausschließliches und gründlich gearbeitetes Werk über die Ursache von Athens Größe und Fall versprechen. Bei seiner lebendigen Phantasie, bei der lustigen Klarheit und Beweglichkeit seines Geistes, bei seiner satirischen Auffassungsgabe hätten wir ihm die ernsteren, gewichtigeren Eigenschaften einer Geschichtsschreibers kaum zugetraut. Hat er so lange Zeit seine Phantasie und seinen Witz lediglich auf gefällige, geistreich aufgeputzte Romanschöpfungen verwendet, wie will er's jetzt zum mühsamen Fleiß des Sammlers und Forschers, wie zu der nüchternen Besonnenheit und leidenschaftslosen Gründlichkeit des Urtheils, zu der Strenge und Genauigkeit unparteiischer des Historikers bringen?" — Nun, Bulwer hat sich auch dies in seinem Talent bewährt; er hat sich, wenn auch nicht als Gelehrter, doch als ein ganz tüchtiger Kenner der alttlassischen Literatur und Geschichte gezeigt. Man erkennt, daß er den Griechischen Autoren viele Jahre selbstständigen Studiums gewidmet hat und in den Geist ihrer Werke eingedrungen ist; er hat ferner die besten Englischen und Deutschen Bearbeiter zu Rathe gezogen und in den bedeutenden Partien seines Gegenstandes zwar nichts Neues aufgebeut, aber das durch Anderer Forschungen gewonnene Licht glücklich auf die geeigneten Punkte konzentrirt. Demzufolge ist sein Werk im Ganzen zwar nicht neu und eigenthümlich, aber in der Darstellung interessant und für die Leser, auf die der Verfasser gerechnet hat, in hohem Grade lehrreich. „Nicht für Schulen und Studirstuben", sagt er in der Vorrede, „habe ich dieses Buch geschrieben, sondern für die Leserwelt im Allgemeinen." Diesen Zweck einer populairen Geschichte erfüllt es auch vortrefflich. Noch höher jedoch ist des Verfassers Verdienst in denjenigen Abschnitten, wo von der Griechischen Literatur, namentlich von der poetischen die Rede ist. Er behandelt diesen Gegenstand mit großer Liebe und Ausführlichkeit, und namentlich seine Beurtheilung des Aeschylos und Sophokles wird nicht bloß bei Laien Bewunderung, sondern auch bei Gelehrten Anerkennung finden. Weniger befriedigend ist seine Darstellung der Griechischen Philosophie gerathen; die deutende Physik des Pythagoras z. B. hat er gar nicht in ihrem Wesen gewürdigt, sondern sie mit der Aegyptischen Abrdgaben in Eins zusammengeworfen. Es hängt hiermit zusammen, daß er auch über den Ursprung, die Entwickelung, das Wesen Griechischer Religion nur sehr Mangelhaftes beigebracht hat. Die religiösen Traditionen des Orients und ihr Zusammenhang mit dem Griechischen Volksglauben sind ihm ein unbekanntes Feld. Dies kann uns jedoch nicht Wunder nehmen. Bekenken wir, daß Bulwer noch im ersten Mannesalter steht, und wie viele anderweitige Beschäftigungen von seinem Jünglingsalter an seine Zeit in Anspruch genommen haben, so ist eher Grund vorhanden, uns zu verwundern, daß der Lücken und Mängel so wenige und im ganzen wenig auffallende sind.

Ein anderer, gerechterer Tadel trifft den Mangel wahrer Unparteilichkeit in diesem Geschichtswerk. Bulwer hat mit vielen neueren Historikern den Fehler gemein, politische Ansichten von heute zur Betrachtung des Alterthums mitzubringen und die Ereignisse und Personen jener längstvergangenen Zeit durch die gefärbte Brille moderner Vorurtheile anzusehen. Als Whigherr, als Liberaler, als Geschichtschreiber ehenland zu schreiben, konnte man in England nach den Gesinnungen des Mannes unfehlbar prophezeien, daß die Athenischen Demokraten in seinem Buche schlecht wegkommen, die Lacedämonischen Aristokraten alle Gunst bei ihm finden würden; von Thukydid lieh sich das Entgegengesetzte voraussehen. Und wie steht es um Bulwer? Es heißt zwar in der Vorrede mit seinen eigenen Worten: „Man hat die Geschichte der Griechischen Freistaaten so oft im Interesse des kühnen Parteigeistes entstellt und aufgebauscht, daß die Verschterung an die Leser nicht überflüssig erscheint: wie auch mein politisches Glaubensbekenntniß für die Gegenwart und für England lauten mag, nie habe ich mit Willen und Wissen die große Wahrheit der Geschichte nach vorgängigen Interessen und Parteigrundsätzen zu drangen getrachtet. Oft habe ich einen Tadel über das Volk von Athen auszusprechen, noch öfter es vor verdientem Tadel zu rechtfertigen gehabt; ich war mir dabei keines anderen Strebens bewußt, als nach gewissenhafter, unparteiisch gemessener Gerechtigkeit. Ich bin weit davon entfernt, in den Verfassungen und Verhältnissen jener Zeit Anspielungen und Deutungen auf die Gegenwart, die übrigens selten recht passen, aufzusuchen; das hieße seine Richterwürde mit einem Advokaten-Amt vertauschen und an die hohe Aufgabe des Historikers mit der niederen Absichtlichkeit eines Pamphlet-Schreibers herangehen." Ganz schön, und wie wollen dem Verfasser auf sein Wort glauben, daß er sich keines anderen Strebens „bewußt" gewesen, als nach „gewissenhafter, unparteiisch gemessener Gerechtigkeit"; er mag nie mit „Wissen und Willen" ungerecht geworden seyn, aber geworden ist er's ofe genug, ungerecht im Tadeln, übertrieben im Loben. Den Spartanern ist er ungefähr eben so abhold, wie Mitford den Athenern. Er ist ringenommen und wirft es wahrscheinlich selber nicht, aber die Leser werfen's ihm vor. Er kann einen Solon, einen Aristides seine Verwunderung nicht versagen, aber wie ganz anders spricht sich seine Sympathie aus, wo von den Gegnern und Zähtern der Demokratie, von Themistokles und Perikles die Rede ist. (Fortsetzung folgt.)

*) Athens, its rise and fall, with views of the literature, philosophy and social life of the Athenians prestge. By Edw. Lytton Bulwer, Esq., M. P. etc. 2 vols. London, 1837. Vol. III. 55 des „Magazin".

**) Beide bekannt als radikale Parlaments-Mitglieder und allerdings die entschiedensten Antipoden aller metaphysischen Verstrenungen und alles Spiritualismus. Wakley ist Arzt, Redacteur der wohlzinnischen Zeitschrift The Lancet, das Parlament gewohlt hat den Londoner Leichl Finsbury, ein derer der Aristaten, der bei allen radikalen Meetings das Lamm Wort führt; Bahr er hier mit dem eleganten, weltmannischen feinen Bulwer in Parallele gestellt wird, ist eine kleine Malice des Englischen Rezensenten gegen Letzteren.

Frankreich.

Das Johannisfeuer im Jahre 1573.

Von Frédéric Soulié.

In einem Winkel der Königl. Bibliothek zu Paris fand ich ein altes eingebundenes Manuskript, das aus Pergamentblättern von verschiedenem Formate besteht. Es enthält die Erzählung der wichtigsten Begebenheiten, die sich in der Familie, der es einst gehörte, zugetragen, die Data der Geburten, Todesfälle und Heirathen, die beliebesten Gesänge jener Zeit, Tanzlieder, Anekdoten der Chronique scandaleuse, darunter wieder politische und moralische Betrachtungen: kurz, es scheint das Tagebuch einer Person gewesen zu seyn, die die Gewohnheit hatte, Alles niederzuschreiben, was ihr des Beachtens und Aufbewahrens würdig schien.

Auf der 31sten Seite dieses Manuskripts liest man: „Gestern, am 20. Dezember 1573, ist in der Kirche St. Germain l'Auxerrois die Hochzeit der Dame Rose Katharina von Duiquedeuf und des Herrn Pierre du Ru, Capitains der Bogen- und Pistolen-Schützen unserer Stadt, gefeiert worden. Diese Heirath ist die Folge des denkwürdigen Abenteuers mit der galanten Katz gewesen, das sich am Johannistage des vorigen Jahres zugetragen, und das Pierre du Ru so gewandt zu seinem Vortheil zu nutzen gewußt."

Ich weiß selbst nicht, warum diese wenigen Zeilen meine Neugierde in so hohem Grade reizten, und weshalb ich es wie in den Kopf setzte, durchaus eines Näheren von dem Abenteuer der galanten Katze mich zu wissen. Ein Benedektiner, der den Wunsch gehegt, den Zug, an welchem die Cimbern über den Rhone gegangen, ganz bestimmt angeben zu können, oder der durchaus genau Ort und Stelle wissen wollte, wo die Schlacht bei Chalons geliefert worden, konnte, glaube ich, in seinen historischen Nachforschungen nicht eifriger gewesen seyn, als ich es war, um jene berühmte Begebenheit kennen zu lernen.

Es war mir nicht schwer, in alten Urkunden Notizen über einen der Helden dieser Geschichte, den Herrn Pierre du Ru, aufzufinden, und ich wußte bald, daß er bei Gelegenheit des Johannisfeuers 1573 die große Summe von 25 Sous Tournois bekommen hatte, um seinen hundert Bogenschützen, die an dem besagten Tage auf dem Grève-Platz der Festlichkeit beiwohnen mußten, um das Volk dort in Ordnung zu halten, damit etwas zu Gute zu thun. Das Feuer muß wirklich in jenem Jahre ganz besonders prächtig gewesen seyn, denn außer mehreren ungewöhnlich großen Anzgaben, die mich in Erstaunen setzten, fand ich auch unter Anderem, daß man dem Seiler-Meister Amyot für eine gewisse Quantität von Stricken und Hanf, die er zu dem Feuerwerk zum Johannis-Abend gestiefert, 9 Livres Tournois, dem Hauptmann der

Digitized by Google

Artillerie, Jean Durand, aber gar 37 Livres 5 Sous und 6 Deniers gezahlt habe, weil dieser Letztere an dem besagten Tage drei Kanonen auf dem Grève-Platz aufpflanzen ließ, um das Feuer mit dem Donner seines Geschützes zu begrüßen. Auch erfuhr ich aus derselben Quelle, daß das Festmahl, mit dem die gute Stadt Paris damals den König bewirthete, ausgezeichnet reich und allzugroß gewesen und übermäßige Kosten verursacht habe. Meister Johann de la Wendère, Bürger und Kaufmann von Paris, hatte zu jenem wahrhaft königlichen Imbiß nicht weniger als 24 Pfd. des verschiedensten Konfekts zu 25 Sous, 12 Pfd. Zuckerwerk zu 50 Sous, 4 große Marzipan-Torten für 60 Sous und endlich 3 kolossale Fraußschale-Wappen, aus dem feinsten Zucker kunstreich geformt, für 22 Sous geliefert. Aber alle diese Notizen konnten mich doch nicht auf die Spur meiner galanten Katze führen.

Ich durchblätterte die Rechnungen aus jenem denkwürdigen Jahre mit noch geschärfter Aufmerksamkeit und entdeckte endlich folgende Anmerkung: „Für Lucas Pommereury, Aufseher der Ställe der Stadt, der zu dem Johannisfeuer 1573 so wie auch zu den beiden vorhergehenden Jahren zu derselben Festlichkeit die nöthigen Katzen, nebst einem großen leinwandenen Sack, worin besagte Thiere eingesperrt waren, geliefert: 100 Sous Pariser."

Da hätte ich also den Sack aufgefunden, worin wahrscheinlich meine galante Katze mit allen andern gesteckt hat, die dazu bestimmt gewesen, in den Flammen auf dem Scheiterhaufen das Volk durch ihr klägliches Todesgeschrei und ihre Zuckungen zu unterhalten; aber wie sollte ich ihn öffnen, um das interessante Thier herauszubekommen und es am sein Abenteuer zu befragen, um jene berühmte Begebenheit von ihm zu erfahren, die die Herzog der edlen Dame Katharina Quinquedenar und des Kapitains du Ru berühmt gemacht hat?

Ich wußte nicht mehr, auf welche Art ich meine Nachforschungen fortsetzen sollte, als ich mich mit einem Male eines alten Buches erinnerte, das ich von einer meiner Reisen ins südliche Frankreich mitgebracht und das folgenden Titel hat: „Histoires joyeuses & galantes, une pour chaque jour de l'année." Ein altes Vertrauen, das mich vergeblich eines glücklichen Erfolges uns gewöhnlich einflößt, ergriff ich meinen alten Schmöker, öffnete ihn und las wirklich unter dem Datum des 23. Juni: „Das berühmte Abenteuer der galanten Katze und dessen Folgen."

Ich glaube nicht, daß Christoph Columbus, als er die neue Welt entdeckte, glücklicher war, als ich in diesen Augenblicke. Hier ist nun die ganze Geschichte:

Am 23. Juni 1573 bemerkte man in einem Winkel des Grève-Platzes, dort an der Barrière, die dort von den Bächlein, Pistolen- und Armbrustschützen der Stadt Paris gezogen werden, um das Volk in Ordnung und den dem Johannis-Feuer seine Ehre schützen, junge, reich gekleidete Frau, die aber in Blick und Haltung des Kopfes weder Stolz zeigte, als es wohl einer Bürgerlichen zukam, die doch nur ihres Geldes wegen von dem edlen Herrn von Quinquedenar geheirathet und in den Adelstand erhoben worden war. Da aber die Gemahl vor einem Jahre gestorben, so hatte sie von diesem einen ganzen Schwarm von Verehrern umgeben, die ihr theils ihres großen Vermögens, theils ihrer Schönheit wegen den Hof machten. An diesem Tage war es seinen der Favoriet, die ihr huldigten, gelungen, sie ein Fenster zu verschaffen, von wo aus sie denken das Feuer mit ansehen konnte, und Arnolph Bonin, der Aufseher, nach dem Grève-Platz zu gehen, um mitten unter dem Volke der Festlichkeit beizuwohnen. Fünf oder sechs ihrer eifrigsten Anbeter hatten sie dorthin begleitet und umgaben sie jetzt, um ihre reichen Kleider vor der Berührung des Pöbels und den Scherzen der Beutelschneider zu schützen, die sie schnell genug aller Herrathen und Stickereien beraubt hätten. Indessen wäre es ihr doch nicht gelungen, so weit vorzudringen, wenn der Kapitain Pierre du Ru nicht einige ihrer Begleiter erkannt und seinen Schützen befohlen hätte, ihr Bahn durch die dichten Massen Volkes zu brechen und sie an einen sicheren Ort zu geleiten. Er sah die Dame Katharine zum ersten Mal, und da sie außerordentlich schön war, suchte er sich ihr zu nahern und sagte ihr, wie sehr es ihn schätze, daß es ihm gelungen wäre, einer so edlen Frau einen kleinen Dienst zu leisten. Katharine Quinquedenar antwortete stolz und kalt; der Kapitain jog sich gekränkt zurück, aber dennoch war es ihm nicht möglich, der Anbetungen zu fürchten, so sehr hatte ihre Schönheit ihn entzückt. Er hielt sich also in seiner Nähe, um seine Dienste denen der jungen Edelleute, die zur Eskorte dienten, zu beobachten, und sah bald, daß sie sich wie eine Kibrizin von ihnen anwarten und bedienen ließ, aber es ward ihm nicht klar, ob Einer derselben der glücklichen Auserwählte sey, mit dem sie ihren Thron theile. Indem er sie so unverwandt beobachtete, bemerkte er, daß sie sich lachend mit einer alten ärmlich gekleideten Frau unterhielt, die seit zwei Stunden auf derselben Stelle neben ihr stand und nicht aufhören wollte, zu jammern und zu weklagen. Der Kapitain hörte das Geschicher der Dame und der Herren, er sah die Thränen der Alten, und als er näher trat, um die Ursache dieses Kummers und jener Lustigkeit zu erfahren, vernahm er, wie die Alte zu einem der Kavaliere sagte: „Beim heiligen Johann, Herr, ich möchte Euch gezeigen sehen, und ich wette, daß ihr Schnurrbart dem Burigen Furcht machen würde, denn er ist besser aufgestutzt, als der eure unserer Schönen, edlen Herren, die das Gesolge einer Prinzessin bilden!" — „Hedo, Alte!" rief Pierre du Ru, „bekümmert mir diese edle Dame nicht, oder ich werde euch in meinen Schützen schicken und ins Gefängniß werfen!" — „Sachte, sachte", erwiderte die Frau, „warum mischt sie sich unter uns, wenn sie nicht hierher gehört? Ist es denn übrigens nicht schon genug, daß die Hofleute uns unser Geld und unsere Ehre zu dem Feste nehmen; müssen sie uns auch noch von unserem Platze verdrängen, wenn wir das Feuer sehen wollen?" — „Schweigt, Alte!" rief du Ru, „oder . . . ." — „Mein Herr", unterbrach ihn Dame Katharine, „diese gute Frau ärgert mich, und Sie wohnen sich der Sache Gottes an, wenn Sie ihren Verdruß."

Der Kapitain fühlte sich noch tiefer gekränkt als vorher und gelobte sich in seinem Innern, alles Möglicher zu thun, um ein Gelegenheit aufzufinden, diese stolze Schönheit ein wenig zu demüthigen. Indessen sah also auf neue zu seinen Schützen zurück und konnte nicht hören, wie angelegentlich sich Katharine nach ihm erkundigte; denn sie war erzogen von seinem männlichen Gesichte, seiner ritterlichen Gestalt und Haltung und dem edlen Anstande, mit dem er die Hand auf das steif seines Degens stützte, als ob er sagen wollte: „Diese gute Klinge hier dürgt für mich."

Indessen war der König Karl IX. angekommen. Man hatte ihm eine große, zwei Plank schwere, weiße Wachskerze, deren Griff prachtvoll mit rothem Sammet garnirt war, überreicht; Se. Majestät waren darauf an den Johannisfeuern getreten, hatten mit Schicklichkeiten ihrer das erste Reisbund desselben angezündet und begaben sich darauf in das Stadthaus zurück. Nach und nach ergriff das Feuer die hölzernen Gefüge und leeren Tonnen, die rund um den Baum hoch aufgethürmt waren, und während man Michel Nostre, der geschworene Trompeter des Königs, mit sechs seiner Gefährten Tusch blies und die Posaunen ertönten, ergriff sich dem Volke ein Schauspiel, das es noch lauter jubelgeschrei begrüßte. Die Katzen, die bis dahin am Fuße des Baumes angebunden gewesen, wurden jetzt frei gelassen und singen nun an, mit kreischendem Gewimmer ängstlich hin und her zu laufen; einige klettersten an dem Baume in die Höhe und kleinen dann zu das loderade Feuer herab, andere stürzten sich mit wilder Wuth in die Flammen und verbrenden, mit dem Tode kämpfend, ein herzdurchende Angstgeschrei, welches das Gerdusch der Trompeten und Posaunen übertönte. Plötzlich schwang sich mitten aus den Flammen eine ungeheure Katze empor, verletzte sie sich in der höchsten Wuthe des Martes, warf von oben brend rollende Feuerdlicke um sich der, und in dem entstehen Augenblicke ihre man mitten unter dem Gelächter und Freudengeschrei der Zuschauer die Stimme einer alten Frau, die aus Liebeswehen schrie: „Da ist er! Martial! mein Kater, Martial! Martial! Martial!" Es war die alte Frau, die neben Katharine stand und jetzt ihren Liebling wieder erkannt hatte. Auch das Thier hatte die Stimme seiner Gebieterin gehört; denn in dem Augenblicke, wo es nahe daran war, in den Flammen zu verschwinden, sprang es mit einem ungeheuren Satze von dem Maste herab und fiel sanfend des Feuerkreises, der den Baum umgab, zur Erde nieder. Die Siegesnahe, die in der Nähe waren, um die Gluth anzuschüren, wollten die Katze wieder einfangen; aber sie entwischte und flüchtete sich, unter den lauten Beschöwen und Beifallsrufen des Volkes und Pöbels, zu ihrer Gebieterin hindurch.

Aber plötzlich mischten sich Jammertöne und lautes Angstgeschrei in dieses Gelächter. Die Katze hatte sich nämlich, wahrscheinlich um vor ihren Verfolgern sicher zu sein, unter die Röcke der Dame Katharina vertrochen und diese so gebissen und zerkratzt, daß der arme Frau die Eretleuten, die sie begleiteten, ohnmächtig in die Arme getragen war. Als diese sie aus der sie umringenden Volksmasse trugen, bemerkte der Kapitain du Ru, der sich bei diesem tragi-komischen Vorfall der hochmüthigen Schönen wieder gendhnt hatte, auf der Erde ein weiß atlasnes Band, das mit Silber gestickt war und mit vielen Banschleifen besetzt war; er bob es auf und sah, daß es das Strumpfband der Dame Katharina sey, welches die böse Katze ihr wahrscheinlich losgerissen, während ihre abscheulichen Krallen die glänzend weiche Sammetbant der Dame zerfetzten. Da ein Gedanke das Strumpfband ein und verwahrte er sorgfältig, ohne zu ahnen, daß er ihm einst sein Glück zu verdanken haben werde.

Katharina von Quinquedenar war länger als einen Monat an den Folgen ihres Abenteuers krank, und während dieser Zeit erkundigte sich der Kapitain täglich nach ihrem Befinden. So viele Thränlnahme und Aufmerksamkeit gefielen der jungen Frau, und als sie genesen war, erlaubte sie diesem treuen Verehrer, daß er sie besuchen und ihr den Hof machen dürfe; dabei hatte sie aber nur die Absicht, die Zahl der eifrigen Galans, die sie umschwirrten, durch einen jungen schönen Edelmann zu vermehren; denn sie war eben so gefallsüchtig, wie kokett. Du Ru verwendete alle um sonst die ärtlichsten Blicke und seinsten Galanterieen; seine Bielebung schien nur zu Thränen, die sie ihm vergoß, und ihr eifrigen Eifolg seiner eifrigen Bewerbung, als man eines Tages in Gegenwart der schönen Spröden von einer Heirath sprach, die nächstens stattfinden sollte, und der jüngste der Kavaliere annief: „Aber, wer ist der glückliche Adel des Festes?" — „Ich!" — „Abgethan!" sagte Dame Katharina, mit verächtlicher Miene, „ich begreife nicht, wie eine Frau sich dieser abscheulichen Ceremonie unterwerfen kann; ich meinerseits, ich wüßte wohl mich davon frei zu machen an dem Tage, wo ich Herrn von Quinquedenar heirathete."

Diese Worte einer jungen Wittwe begeisterte, die der Liebesgott zu reizen den Letzten, aber unglücklichen Liebhabern einzuhandeln erlost, sieht du Ru auf, und er, der sich gewöhnlich nur mit einem schüchternen, ängstlich hingeworfenen Worte in die Unterhaltung zu mischen pflegte, antwortete mit leichter, offener Miene: „Meiner Treu, Madame, wenn Sie es auch nicht an ihrem Hochzeitstage erlauben, so ist das doch ein andermal geschehen; denn ich selbst besitze eines Ihrer Strumpfbänder, das Ihnen einst ein zudringlicher Unverschämter entwandt hat!" — Die Dame ward der Farn bald blaß, bald roth, und rief aus: „Was Ihr da sagt, Herr, ist eine abscheuliche Lüge, und es thut mir nur leid, daß ich weder Bruder noch Gemahl habe, der Euch für solche Grobsprechereien und Frechheit zur Rechenschaft ziehen könnten." — „Es bedarf keines Bruders oder Gemahls", riefen alle Edelleute wie aus Einem Munde, „wir übernehmen es, den Kapitain du Ru für seine ungehörigen Reden zu strafen; er soll es wohl bereuen, eine so schöne Frau beleidigt zu haben." — „Ruhig, ruhig, meine Herren", erwiderte du Ru lächelnd, „wir sind Duelle werden mit dem da mit einemmale angehoben! Sieben, glaube ich, denn Ihr seid gerade so viele Kavaliere. Nun gut, ich nehme sie alle an, doch unter der Bedingung,

Digitized by Google

daß Ihr eine Wette eingeht." — „Laßt hören, welche", riefen Alle zusammen. „Ich verpflichte mich, Euch binnen zwei Tagen den Unterschämten, der das Strumpfband der Frau von Duiquerdouf entwandt hat, tot oder lebend, wie Ihr es wünscht, zur Stelle zu schaffen, und ich wette gegen tausend Livre Tournois, daß nicht Einer von Euch es dann wagen wird, mich auf seine Ehre der Lüge zu zeihen." Die Kavaliere sahen sich, ihrer tiefen Vorschlag erstaunt, an, und Katharine rief ihnen zu: „Nehmen Sie es an, meine Herren, nehmen Sie es an; ich stehe Ihnen dafür, daß Sie Ihre Wette gewinnen, denn wenn Sie verlieren, so müßte ich so eine Frau ohne Ehre gewesen sein, und ich schwöre zu Gott, daß mein Gewissen rein ist." — „Wir willigen ein", sagten die Kavaliere, „und nachdem wir die Wette gewonnen, rächen wir die beleidigte Ehre der Frau von Duiquerdouf." — „Wenn ich nun aber gewinne", sagte du Bu, „so werden Sie mich und Katharinen, „werdet Ihr Euch dann noch, meine Herren, für eine Frau schlagen, die sich das Strumpfband der einem Anderen abnehmen ließ?" Die Edelleute sahen sich unentschlossen an und schwiegen. „Ihr zögert", fuhr du Bu fort, „wohlan, ich bin großmüthiger als Ihr, und auch selbst dann werde ich mich nicht für beleidigt halten, wenn Ihr mir das Anerbieten machen, mit meinem Namen für ihre Ehre zu bürgen. Nehmt Ihr das an, edle Frau?" — „Wie?" rief Katharina, „wenn Ihr gewinnt, will Ihr mir Euer Hand reichen?" — „Ja wahrlich, das will ich." — „Ja so kann's gehen", sagte Eine, erwiderte du Bu, „aber morgen als ich bekleidet Stunde bin ich weder hier und bewege den Gesangenen todt oder lebendig mit." — „Lebend, mein Herr", sagte die Dame mit zorniger Miene, denn ich muß selbst mit ihm sprechen." — „Und uns wird er auch für seine Unverschämtheit Rede stehen müssen", sagten die Edelleute. Du Bu zuckte lächelnd und entfernte sich.

Am folgenden Tage waren Alle wieder bei Katharina versammelt, und zur bestimmten Stunde erschien du Bu, gefolgt von vier Dienern, die einen ungeheuren verschlossenen Koffer trugen, in dem ein Mensch wohl ganz bequem Platz haben konnte. Als die schwere Last in Katharina's Zimmer, wo der Ausgang der seltsamen Wette sich entscheiden sollte, niedergesetzt worden war, näherte sich du Bu der Dame, und sich tief verbeugend, zog er aus seinem Wamms das Strumpfband der Schönen hervor. „Erkennen Sie dieses Band als das Ihrige?" fragte er. — Die Dame erblickte vor Erstaunen und Verwunderung; aber da sie nicht sagen wollte, antwortete sie, daß es in der That ihr gehöre, daß sie aber ohne Zweifel verloren habe. Du Bu's Gesichtszüge flogen nun auch an, ein wenig verwirrt zu werden; sie wußten nicht, was sie davon denken sollten, und auch Katharina fühlte sich viel gedrängt, als du Bu erwiederte: „Sie haben es nicht verloren, Madame, denn diese Kiste schließt den Verbrecher ein, die es wagte, das Band freventlich zu entwenden." — „Oeffnet, Ihr!" riefen die Kavaliere. — „Ich habe den Gefangenen selbst in meinen Koffer Capitain Lächeln; „denn so sorgte Ihr auch selbst wüßet, meine Herren, so würdet Ihr doch zu rücksichten, glaube ich, wenn sein Schnurrbart dem Einzigen zu nahe käme." — So sprechend öffnete er den Kasten, und darin saß — der Kater der alten Sibylle, der die Dame Duiquerdouf einst so abscheulich zerkratzt hatte. Alle brachen in lautes Gelächter aus, als sie die Abenteuerin dem Johannisfeuer erinnerten, und du Bu sagte: „Nun, ist Einer unter Euch, der auf seine Ehre schwören könne, daß ich gelogen habe?" — „Nein, gewiß nicht", erwiderten sie, „wir werden die Tausend Livres bezahlen." — „Und Sie, Madame", sagte du Bu fort, sich zu Katharina wendend, „haben Sie die Wette verloren, oder soren haben, und werden Sie mir Wort halten, wie diese Herren?" — Alle legten ihren Unwillen über diese Anmaßung kund an den Tag und sagten, daß es nicht Recht wäre, wenn eine Dame, die sie schon so lange verehrten, einem Neuangekommenen den Vorzug geben und ihm die Hand reichen wolle; denn er könne sie doch unmöglich so hoch lieben wie sie selbst verdiente den glücklichen Ausgang des Streites nur einer erbärmlichen List.

Die Frau von Duiquerdouf dachte einen Augenblick nach; dann erwiderte sie: „Ich weiß nicht, ob die Liebe der Capitains größer ist, als die Eurige, meine Herren; aber wenigstens wußte er es hinreich und geschickt anzufangen, um mir ein Versprechen zu entlocken. Verredet dann ich auch nicht vergessen, wie schnell Eure Glaube an meine Ehre beim Anblick dieses Strumpfbandes wankend geworden, und da es mir seit einem Augenblicke ganz außerordentlich wohlgefällt, so erlaube ich meinem künftigen Gatten, es mir wieder umzulegen."

So wurde also nun du Bu durch sein es seiner List und Klugheit — der Gemahl der schönen Katharina von Duiquerdouf. Aus Ersenntlichkeit nahm er die alte Frau mit ihrer Katze zu sich, pflegte sie bis an ihr Ende und gab der letzteren einen Pagen und einen Lakai zur Bedienung.

Ein Manuskript von Napoleon.

(Fortsetzung.)

Drei Jahre waren seitdem vergangen, und der Professor machte den Schüler kommt der Prodyteirung vergessen haben, als im Jahre 1788 einer Morgens selbst ein junger Artillerie-Offizier in sein Studierzimmer trat. Es war sein sechzehnter Schüler Bonaparte. Schon auf der Kriegsschule hatte der junge Mann zu nichts Anderem Neigung bewiesen, als zu mathematischen Wissenschaften und zur Geschichte. Plutarch war sein Lieblings-Autor; aus innerer Ahnung wußte seine Seele, daß sie bei Plutarch in Gesellschaft ihres Gleichen sei. Vielleicht auch schwebte ihm bei diesem Buche der großen Männer und Thaten auf jeder Seite das Wort vor Gedanken, das Rousseau über Korsika gesprochen: „Es ohne mit diese kleine Insel wird einmal die Welt in Erstaunen setzen." Dieser Plutarch ist Einzigen von jeher das Orakel, der vertraute Seelenrath aller thatdrängen Geister gewesen, so auch der dramatischen Dichter, die in ihrer Weise gleichfalls Pfleger der That sind. Wie viel Theil Plutarch am Shakespeare und Alfieri gehabt hat, ist zur Genüge bekannt, und so sehen wir, daß auch Napoleon's Genie sich an ihm groß gesäugt hat. Der preußische Heroismus, diesen Spur und Andenken nur zu oft in der Flucht vor den Begebenheiten untergeht, hat sich in diesen schönen Biographien frisch und glänzend und in lebendigen Zügen kenntlich erhalten.

Ein Schüler, der, wie Napoleon, eben so viel Neigung als tiefe geistige Anlage zum Studium der Geschichte mitbringt, wird sich auch seines Lehrers, an dessen Unterricht er zuerst den Gegenstand lobgewann, mit sormwährender Dankbarkeit erinnern. Also, wir sehen, Napoleon Bonaparte fand sich eines Morgens bei dem Professor Delesgueille ein, und nachdem man eine Weile von der Schule, dann von dem Lebenslaufe des jungen Artillerie-Lieutenants gesprochen, der die letzten drei Jahre seiner Studien in La Fère und in der Lieutenantsgarnison gestanden hatte, ging Napoleon, der schon damals die Umschweife nicht liebte, unmittelbar zum Gegenstande seines Besuches über. „Ich komme", sagte er, „um, wie vor drei Jahren, bei Ihnen Lection in der Geschichte zu nehmen"; und mit den Worten zog er ein großes Manuskript aus seiner Tasche. Hunderte der guten Pariser, die in Versuche sich versuchten gehen lassen, wie dem überdauert schon die Expositive den ehrmaligen Abstand zwischen Lehrer und Schüler beträchtlich verkürzten, so nahm er jetzt allen seinen Anstand und seine Etourdisi zusammen und ließ sich das Gesuch seines Schülers verzeihen. Napoleon hatte das wohlbekannte strenge Urtheil seines Professors einigermaßen gefürchtet und deshalb seinen historischen Versuch zuerst dem Abbé Raynal vorgelesen. Dieser fand großes Gefallen daran und rieth ihm zur Fortsetzung. Kein Wunder: in Napoleon's Schreibart hat allezeit etwas Dictatmateriches gelegen, und dieser reife Jugendversuch namentlich mochte in einem Ton geschrieben sein, der dem beklamatorischen Geschmack Verfasser des Histoire philosophique des deux Indes nicht wenig zusagte. Freilich ist ein großer Unterschied zwischen Declamation und Declamation, und mit all seiner phrasenreichen Effekt-Jägerei bringt es ein Raynal nicht dazu, daß man von seinem Styl sagen kann, was der alte Demarron von Napoleon's Schreibart gesagt hat: „Das ist Granit, an mikkanischen Werkzeugen." Wen verzleichen hätte man auch Marmontel und Labarre, Raynal's kritische Orakel, keine Ahnung gehabt. Kurz und gut, aus Raynal's Rede schöpfte der junge Bonaparte Muth und trug sein Opus zu seinem Professor. Herr Delesgueille nahm es zu Händen, schlug es langsam und gravitätisch auf, durchblätterte und las den Titel. Ein großer Schrecken überfiel ihn, und mit bedenklicher Miene sah er den verwegenen jungen Mann an. Die Ueberschrift lautete: „Geschichte der Korsischen Freiheit."

Das Manuskript machte einen ziemlich starken Quartband, gegen hundertundfünfzig Blätter in etwas weitläufiger, nachlässiger Schrift. Als Napoleon bei der Wahl der Gegenstände, auch an den seltsamen vergessen Krähwinkeln Stoffe, an den verschiedensten Orten und in den Stellen erkannte der Professor seinen vormaligen Schüler wieder — so auch an der Diction, die von schleppender Breite zu lebendig schlagender Kürze, vom Gemüthlichen und Trivialen zu originellem Gedankenreichthum pikkanter Einsprung und sich fast durchdringig in ziemlich affektirten Phrasenschwulst bewegte, in Manier und revolutionärer Pose in Gedanken und in Worten machte den Professor stutzen, so daß er das Buch zuschlug und beiseitschiebend, wie Einer, den etwas Unbegreiflich ängstigt, den jungen Kriegsmann mit den Augen musterte; der aber stand unbeweglich und verzog keine Miene. — Zum Anfange der Geschichte war ein kurzer Ueberblick der Geschichte von der Zuständer von Korsika unter seinen verschiedenen Beherrschern seit der Römerzeit gegeben, bis auf die Zeit des Aufstandes gegen Genua und des Auftretens der beiden Paoli. Die Thaten und Kämpfe dieser beiden Freiheitshelden, mit sichtbarer Vorliebe erzählt, nahmen zwei Drittheile des Manuskriptes ein. Es athmete durch und durch den instinktmäßigen, rezgmäßigen Freiheitssinn, wie er zu Hause war in den Korsischen Bergen. — Der junge Bonaparte verlor die Geduld; er bat den Professor, seine Bemerkungen an den Rand zu schreiben, und empfahl sich. Der gute Professor machte seine Noten und Randglossen mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit, nahm auch jede Gelegenheit wahr, unter die historischen und diplomatischen Bemerkungen einige gelehrte Kalb und Mist, manche seiner Lemdahne mit einfließen zulassen. Aber wer nicht kam, sein Manuskript wieder abzuholen, das war Bonaparte. Für ihn hatte eine andere Geschichte angefangen, und seine Begeisterung für Paoli war verraucht, abgekühlt. Das ging folgendermaßen zu:

Als Paoli konstituirender Minister Lord Chatham der Insel Korsika den gleichen Genuß aller Französischen Rechte und Gesetze zugestand, stellte Mirabeau die Rednerbühne — er mochte von der Art her, da er als junger Offizier unter den Französischen Truppen auf Korsika gedient, manche Sünde gegen das Land gut zu machen haben — energisch die Zurückweisung aller Korsischen Rechte. Das Defret erging; Paoli eilte aus England herbei und ging zunächst nach Paris, um der National-Versammlung in seinem und seiner Landsleute Namen zu danken. Damals stellte ihn auch Lafayette dem König vor. Wer seiner Rückkehr nach Korsika wurde der Volksheld mit ganz unerhörter Begeisterung unter einem wahren Taumel von Freudenbezeugungen aufgenommen. Paoli wurde mit Ehrenbezeugungen, mit Würden, mit Aemtern, die eine bedeutende Macht in seine Hände legten, gleichsam überschüttet; er nahm Alles an, und man glaubte ein dankbar für Frankreich gewonnen. Er aber nährte andere Gedanken und trachtete, sich dieser Mittel, dieser Gewalt gegen Frankreich zu bedienen, sobald die Zeit herangekommen sein würde, den alten Korsischen Freiheitsgeist wieder wach zu rufen.

Der junge Bonaparte wohnte der leidenschaftlichen Rückkehr Paoli's als Augenzeuge bei — und sehe da, statt daß sein Bewunderung den Gipfel hätte erreichen sollen, kam er auf ganz andere Gedanken und Betrachtungen. Der Knabe hatte in der ersten Aufwallung seiner jugendlicher Gefühle nichts Herrlicheres gerühmt, als Paoli's Werk festgestellen;

Digitized by Google

da nun aber der Held selbst widerstand, das Begonnene zu vollenden, schien Bonaparte sich dadurch betroffen und verletzt, als hatte dies nimmermehr geschehen dürfen. So ausschließ seine Liebe und sein Enthusiasmus für Paoli gewesen war, so erfolg er daran gearbeitet hatte, Paoli's Andenken im Lande beliebt und populair zu erhalten, so war dies doch in der Erwartung geschehen, daß er, Napoleon, diese Popularität ordnen, daß er, und nicht sein exilirter Vorgänger, die Früchte der ausgestreuten Saat ärndten sollte. Darin sah sein ungeduldiger Ehrgeiz sich getäuscht, und darum wurde der Enthusiasmus, den er selbst mit hatte anregen helfen, ihm zur Pein. Der Meister mich dem Schüler nicht schnell genug vom Platze. Der junge Mann sprach diese Gesinnungen nicht aus, war sich ihrer selbst kaum bewußt, aber als dunkles Gefühl lagen sie in seiner Seele; es wurde ihm unbehaglich und unbehaglich in den Verhältnissen und Aussichten, worin er sich bisher bewegt hatte, und sein Groll gegen Paoli stieg, da in den Französischen Interessen zu, welchen zugleich die Wohlzahl seiner Familie anhing. Drum nur sein Vater, Carlo Bonaparte, war mit dem General Paoli durch die Bande persönlicher Freundschaft und ungetrennlicher Treue verbunden, während zwischen den beiderseitigen Familien seit langer Zeit eine gehrime Abneigung bestand; und da die Partei an der Spitze der Korsischen Partei stand, so konnten sich die Bonaparte schon dadurch an die Französische gebunden. Napoleon konnte überdies, für seine Person, seine Französischen Gesinnungen nicht verhehlen; ihm, der Frankreich in der Wiedergeburt begriffen, der das große Beispiel einer Revolution bei einem großen Volke gesehen hatte, war Nein wissen ihm jetzt diese Widersprüche in seinen Pflicht. Diese Streit um die Nationalität der Korsen verkommen! So kam es denn bald dahin, daß Bonaparte dem einst verehrten Vaterlandsbefreiten als entschiedener Gegner gegenüberstand.

Paoli erhielt nämlich zu Anfange des Jahres 1792 von der Französischen Regierung den General-Lieutenants-Titel und das Kommando der 23ten Militair-Division; zugleich aber wurde Napoleon provisorischer Kommandant eines Bataillons besoldeter National-Garden, die man zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe angeworben und organisirte. Daß die Französische Regierung etwa die Absicht gehabt haben sollte, Paoli durch Bonaparte zu Fall zu bringen, davon ist nicht zu denken; noch dann Napoleon sich nicht als der offenbart, der er später wurde; auch war er in seiner neuen Stellung durchaus Paoli subordinirt. Am Oster-Sonnabend desselben Jahres kam es zu Ajaccio, wo die Bevölkerung sich durch überspannten Korsischen Patriotismus angezeichnete, zu unruhigen Auftritten, worin auch die National-Garden mit hinein gezogen wurden. Napoleon schrieb über diese Vorfälle seinem Bruder Joseph, den Bataillon auf eine Weise ein, der gewissermaßen als ein Pendulum zu seinem 13. Bruderminister gelten kann. Darüber entstand große Erbitterung der Parteien, und Napoleon's Feinde beschuldigten ihn laut, er hätte selbst die Bewegung angestiftet, um sich aus der Unterstellung ein Werkzeug zu machen. Man konnte es ihm freilich nahe, daß er nach Paris gehen mußte, sich dort zu rechtfertigen, und vielleicht war es diese Reise, die seine künftige Größe entschied, indem sie ihn in entscheidenden Zeitpunkte dem engen Korsischen Schauplatze entzog. Er war in Paris, als der Umwälzung des 10. August 1792 ausbrach, und da ging es plötzlich in's Große auf sie los, das ihm die Zukunft erhellte. Ob er die Begeisterung für die in ihrem Rechtsch so furchtbare republikanische Freiheit theilte, mag dahingestellt seyn; aber hier, und nur hier, bot sich seinem Ruhm- und Thatendurst die Gelegenheit, eine große Rolle zu spielen. Von da an war er mit entschiedenem Sinne das ganze Gewicht seines Genies und seiner Ergebung in die Schale der Französischen Partei, und wie er selbst mehr Französisch gesinnt nach Korsika zurückkam, als er gegangen war, so fand er auch in Paoli und den Seinen noch entschiedenere Korsen, als je vorher. So wurde die Kluft zwischen Beiden immer tiefer und weiter; entfremdet und kalt standen sie einander gegenüber und beobachteten sich mit gegenseitigem Mißtrauen. Bald sah sich Paoli in der unerfreulichen Lage seiner Schritte den festen und forschenden Blick des jungen Mannes auf sich gerichtet zu sehen. Wo zwei Feinde, zwei Nebenbuhler so vorsichtend Ruy in Auge gegen einander stehen, da bedarf es nur geringen Anlasses und der Kampf leicht unter Thun aus. Damals gerade schickte die Französische Regierung den Abmiral Truguet mit einer Flotte gegen Sardinien. Die Expedition mißlang, und auf Paoli fiel der Verdacht, er habe ihre Plünderungen heimlich helfen. Der schwergereizte Mann wartete die förmliche Untersuchung nicht ab; er erbod die Zahne des Ausstandes, und aller verborgene Haß auf beiden Seiten brach in lichte Flammen hervor.

Es ist wichtig Schade, daß die Geschichtschreiber des großen Kaisers von seinen ersten Lebensereignissen so wenig Notiz genommen und namentlich ihr Thaten und Fahrten die Artillerie-Lieutenants Napoleon Bonaparte so kurz übergangen haben. In Vorbeigehen führen sie uns wohl nach Brienne zur Militairschule, wo man des Helden im Knabenwesen sieht; kaum aber gedenken sie seiner mit seinem Namen, bis er auf einmal, wie eine Bombe, auf den Felsen vor Toulon losplatzt. Dazwischen liegen acht Jahre: was that er während der Zeit? Meint man etwa, sein künftiges Genie sey in der Einsamkeit den Lodbsten, aber unfruchtbaren Träumen des Ehrgeizes nachgegangen? Mit nichten; daraus schon dragnen er, mit den Hirten der Partriganger über die Berge und Thäler Korsika's rinderspähend, sein langes Kriegsleben, von dem er nicht eher als auf St. Helena ausruhen sollte. Ist es möglich, dieses verschollene Blatt seiner Lebensgeschichte wieder aufzufinden? den Poesog zu dem großen Drama wieder herzustellen? Zum Theil vielleicht. Noch ist die Erinnerung an die Kämpfe jener Tage auf Korsika nicht erloschen; noch mag manches graue Haupt die Ur-Großväter, wenn er sich vor seiner Hütte in den Strahlen der Abendsonne wärmt, dem jüngeren Geschlecht von Paoli und von Bonaparte erzählen, von dem seltsamen, fremden jungen Offizier mit dem magern, bleichen und strengen Gesicht, der Monate lang den Helden Paoli sammt seiner untermürkichen Popularität in Schach zu halten wußte. Noch oft Korsischer Wein wurde damals der Krieg von beiden Seiten geführt; und der große Paoli, der sein Vaterland von der Ernurrschen Zwangsherrschaft glorreich befreit, der einmal sogar die Französischen Kriegsschaaren in die Flucht getrieben hatte, trieb Paoli, an dem Ufern's festen, auch vor Friedrich dem Großen sich nicht sonderlich Ruhm und Verehrung ding, sondern an dem jungen Bonaparte einen so furchtbaren Gegner, daß der Korsische Haß die Grunesse der Ehre bei ihm überwog, und daß er Mordpläne gegen den Verdenbuhler zwar nicht selbst ausführte und begünstigte, aber doch kuhete und gewähren ließ. Die ganze Familie Bonaparte wußte 1792 aus Korsika weichen, und Napoleon mit ihnen. Erbittert und beschämt der bisher ihrem Ruzgang, — denn vielleicht ein Unrecht ist noch Wunteren die Tapferkeit und Verwegenheit hatte er sich zum Rückzuge verstanden, — achtete er von nun an jedes Band, wodurch er noch an Korsika hing, sie zerreißen, und als das Jahrzeug ihn und die Seinen an der Französischen Küste aussetzte, gebiete er mit allem Stimmen und Trachten ganz und gar Französisch. Die Familie folgte ihrem Wohnsitz in der Gegend von Marseille auf, und kurze Zeit darauf befand sich der junge Artillerie-Lieutenant bei dem Belagerungsheer vor Toulon. So führte ihn sein Glück immer zu rechter Zeit und unverzagt an die Stelle, wo man seiner bedurfte.

Die Fortgange des Krieges auf Korsika unterlag Paoli zum zweiten Male, traf sich wieder nach England und fand endlich Jahre später mit dem zweifachen Schmerz, daß er sein geliebtes Korsika nicht befreien konnte und daß er seinen Feind Napoleon auf dem Throne Frankreichs sah. Wenn wir anerkennen, daß Napoleon nicht bloß vom Schicksal zu größeren Dingen berufen, sondern auch vielleicht ein Größerer war, als Paoli, so darf uns dies gleichwohl nicht machen gegen den Unterlegenden. Die Geschichte vollzieht die nothwendigen Schicksale der Menschheit und kennt dabei kein Erbarmen, keine Schonung; wer sich ihrem Laufe entgegenstellt, wird zermalmt, trotz der beitenmüßigsten Großartigkeit. Das Erstik, was die Geschichte zertrümmert hat am Staaten und Institutionen, hat sie gleichwohl mit Ruhm zusammengetragen, damit an dessen Statt das Neue hervorgebildet und gereift ist, und im Kampf gegen dieses Weltverhängniß schützt keine Tugend, keine Tapferkeit vor dem Unterliegen. Darum darf man aber auch nicht den moralischen Werth der historischen Personen, die im Rasseldem gegen die Bewegung der Geschichte besiegt werden, nach der unvermeidlichen Niederlage schätzen. Der Kreis, in welchem sich ein reißender Strom zu stürzen sucht, ist auch ihre Kraft. Die wahre Größe liegt ja nicht in dem, was man ausrichtet, sondern in dem Bewußtseyn des Wollens und der Kraft. Wenn der Tyrann dem Stärkeren und jüngeren Götter geschickt unterliegt und an den Felsen geschmiedet wird, so stirmt unsere Phantasie nicht, wir bedauern seine Größe zu wenig; vielmehr gehört auch den Gefesselten unsere Ehrfurcht. Wer sein ganzes Leben der Freiheit des Vaterlandes opfert, mag kurzsichtig seyn, aber großsinnig ist er gewiß; und darum bleibt Paoli für alle Zeiten ein Plutarchischer Held.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— Caulaincourt und Michailowsky-Danilewsky. Unter dem Titel „Erinnerungen des Herzogs von Vicenza (Caulaincourt)" hat eine Madame Charlotte de Sor so eben zwei Bände Memoiren herausgedichtet (Ernreals drucken lassen, die ihr derselbe angeblich bei einem Zusammentreffen mit ihr an einem Badeorte durch Erzählungen mitgetheilt haben soll. Bald nachdem die Pariser Nouvelle Minerve einige interessante Bruchstücke aus diesen Denkwürdigkeiten als Probe gegeben, erklärten die Söhne des verstorbenen Herzogs von Vicenza, daß sie durchaus keinen Antheil an der Veröffentlichung dieser Erzählungen hätten, und daß sie vielmehr im Spitze schriftlicher Memoiren ihres Vaters seyen, die jedoch erst nach dem Tode aller darin vorkommenden Personen publizirt werden dürften. Gleichwohl dörte Madame de Sor nicht auf, ihre Publikation für ächten so authentisch auszugeben, als rührte sie aus der Feder des Herzogs selber her. Und in der That werden nur wenige Unkundige, namentlich die Geschichte der Abdankung Napoleon's und der Mission Caulaincourt's an den in Paris verweilenden Kaiser Alexander, mit solchen Details erzählt, daß man an ihrer völlige Wahrheit glauben könnte, wenn nicht unglücklicherweise sie Frau von Sor gleichzeitig mit ihrem Werke auch ein lebender von mehr Einige Jahre ihrer Secretair aufgetreten wäre, der, so viel sich bis jetzt ermitteln läßt, die Wahrheit der „Erinnerungen an den Herzog von Vicenza" sehr zweifelhaft macht. Das in Riga erschienene und von dem immer noch geistig regsamen Hr. Garlieb Merkel redigirte „Provinzialblatt der Russischen Ostsee-Provinzen" macht zuerst darauf aufmerksam, daß der General-Lieutenant Michailowsky-Danilewsky, historischer der Adjutant des Kaisers Alexander in den denkwürdigen Feldzügen von 1813—1815, in seinem von uns bereits erwähnten Werke über diese Zeit den Empfang Caulaincourt's bei dem Kaiser von Rußland, die Erinnerungen Alexander's über das von dem Herzoge vorgetragene Gesuch Napoleon's und endlich den Verlauf der ganzen Unterhandlung mit denselben so völlig anders als Frau von Sor darstellt, daß man ihrem Bericht sie nichts anders als eine romantisch ausgeschmückte Erzählung von Thatsachen, die ihr vielleicht oberflächlich bekannt worden sind, zuerkennen kann. Wir haben bereits in Nr. 61 des „Magazins" darauf hingewiesen, auf welche Weise man in Paris Memoiren fabrizirt. Allen Anschein nach, haben auch die „Erinnerungen an den Herzog von Vicenza" einer ähnlichen Spekulation ihre Entstehung zu verdanken.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 82. Berlin, Montag den 10. Juli 1837.

England.

Der Vogelgesang.

Die liebliche Melodie der Vögel findet ihren Weg zu jedem Herzen; aber das Motiv der zarten Erzeugungen, die an einem heiteren Frühlings-Morgen Wald, Fessen, Strom und Thal mit so süßen Tönen erfüllen, ist bei den Dreitheologen viel mehr Sache des Zweifels, als diejenigen glauben mögen, die nicht ganz in die Geheimnisse der Zoologie eingeweiht sind. Vieles ist über diesen Gegenstand geschrieben worden, und wenn wir die verschiedenen Meinungen prüfend gegen einander halten und unsere eigenen Beobachtungen hinzufügen, so sind wir anzunehmen berechtigt, daß Liebe und Wetteifer die beiden großen Anzeugungen des Vogelgesanges sind. Damit wollen wir aber nicht gesagt haben, daß es nicht auch viele andere Gründe für den Vogel giebt, ihn zum Singen aufzumuntern; das bloße Vergnügen, sich in einem ihm ihener gewordenen Reste zu befinden, sich in der Mitte eines Ortes, wo sein Lieblings-Futter im Ueberfluß ist, zu sehen, und mehrere dergleichen angenehme Empfindungen sind oft dem zarten Gefühle des Thierchens schon eine Aufforderung, sich einen melodischen Kaudruck zu verschaffen.

In England ist die Jahreszeit der Reproduction unbestreitbar die, von welcher der Dichtere sagt:

> "The lais is full of pleasaunt notives,
> Bounden and wreyed as in her degree"

und ungefähr zehn Wochen im Jahre werden als die Periode angegeben, während welcher die meisten unserer in dem Zustande der Freiheit lebenden Vögel dem Gesange huldigen. Hiervon giebt es freilich manche Ausnahmen. Wir haben eine wilde Drossel bis weit in den September hinein sehr lieblich singen hören, aber wir lauschen in der Regel vergebens, wenn wir das Weibchen entdecken. So hören wir auch das Rothkehlchen im Herbste und sogar im Winter; und die Vögel im Käfig, wenn sie wohl genährt und gepflegt werden, singen den größten Theil des Jahres hindurch.

Ehe wir weiter gehen, wollen wir versuchen, dem Leser Aufschlüsse über das natürliche musikalische Instrument zu geben, das jene lauten und verschiedenen Passagen hervorbringt. Der Larynx ist aus zwei Theilen zusammengesetzt: der erste enthält die eigentliche rima glottidis am oberen Ende, während die niedrigere Abtheilung, die ebenfalls eine rima glottidis hat, mit straffen Membranen versehen ist. Das untere gleicht einem Klavierstroke und das obere der Oeffnung des Instruments, worauf der Ton schwut. Man hat ganz richtig behauptet, daß in der Structur des Vogels sein Theil ist, welcher der Luft unzugänglich wäre. Daher sagt Jacquemin, nur in dieser Fähigkeit, Luft einund auszunehmen, läge die Lösung des Räthsels, wie ein so kleines Geschöpf so starke und anhaltende Töne ohne sichtliche Ermattung hören lassen könne. Die Muskeln, deren Aufgabe es ist, dieses wunderbare Blase-Instrument zu hörerschen, sind bei dem Geschlechte, welches mit der Kraft des Gesanges begabt ist, verhältnißmäßig stärker und wohlausgebildet. Zehn Hunter fand, als er eine männliche Nachtigall, eine männliche und weibliche Amsel, einen männlichen Hänfling und einen männlichen und weiblichen Buchfink secirte, daß der Larynx der Nachtigall stärker als der der übrigen Vögel derselben Größe war; und überall fand er ihn beim Männchen weit stärker, als beim Weibchen. Der Wettstreit, mit welchem einige dieser gefiederten Sänger in der Gesangeskunst sich gegen einander versuchen, ist jedem Vogel-Liebhaber bekannt, und Beechstein bemerkt von den Kanarienvögeln in Thüringen, daß es viele giebt, die, besonders in der Paarungszeit, mit solcher Anstrengung und Eifrigkeit singen, daß die feinen Gefäßchen der Lunge brechen und der arme Sänger sofort verendet.

Bartington, der große Naturerklärer auf diesen Gegenstand gewendet hat, bemerkt, daß sich einige Passagen bei wenigen Singvögeln mit den Intervallen unserer Tonleiter vergleichen lassen, daß aber der größte Theil dieses Gesanges keine Vergleichung mit dem Notenverhältniß zuläßt, weil die Schnelligkeit und die Höhe größer, als bei unseren sämmtlichen Instrumenten sey.

Derselbe Gelehrte behauptet, daß einem Vogel selbst die Stimme seiner Gattung abgehen kann, wenn man ihn aus dem Neste genommen hat, bevor er älter als zwei Tage geworden ist. Die Nestlinge können zwar vor dem siebenten Tage nach ihrer Geburt nicht sehen, wohl aber den ersten Augenblick ihres Lebens schon hören. Gerade weil sie nichts sehen, sind sie die ersten Tage mehr auf den Laut ihrer Aeltern aufmerksam, befördert es ihnen durch die Stimme der Alten die Ankunft ihres Futters verkündet wird. Nachdem Herr Bartington die Weise angiebt, wie man solche junge Vögel mit Mühe aufzieht, spricht er von einem Hänfling und einem Dompfaffen, die man in einem Alter von 2 bis 3 Tagen aus dem Neste genommen hatte, und von anderen seltenen Fällen von Nachahmung in folgender Weise:

„Der erste dieser Vögel (der Hänfling) gehörte Herrn Matthews, einem Apotheker zu Kenfington. Er hatte seine Gelegenheit gehabt, Melodieen nachzuahmen, und sprach daher nur in fast artikulirtem Tone: pretty boy (hübscher Junge) und einige andere kurze Sätze. Ich hörte selbst das pretty boy von diesem Vogel, der, wie mir Herr Matthews versicherte, weder die Stimme, noch den Ton irgend eines anderen Vogels hatte. Dieser redselige Hänfling lockte viele Menschen von London nach Kenfington, wo er im vorigen Jahre starb. — Der vorerwähnte Dompfaffe besand sich zu Knighton in Radnorshire; ich ihrte ihn, als ich zufällig vor dem Hause vorbeiging. Ich hielt die Stimme für die eines Kanarienvogels und ging in das Haus, um mich darüber zu belehren, da dieser kleine Vogel selten lange im Käfig lebt. Die Leute des Hauses jedoch sagten mir, sie hätten keinen anderen Vogel als einen Dompfaffen, und glaubten, er sänge seine natürliche Stimme; allein ich vermeinte lange Zeit im Zimmer und hörte keinen anderen Ton, als den eines Kanarienvogels, ohne die geringste Beimischung der Stimme eines Dompfaffen. Durch weitere Erkundigungen erfuhr ich, daß der Vogel aus dem Neste genommen wurde, als er erst einen oder zwei Tage alt war, daß man ihn vor einem Fenster aufgehängt hatte, wo auch einem kleinen Garten ging, und daß er auf diese Weise die Stimme des Kanarienvogels nachahmen lernte. Diese Thatsachen beweisen, daß die Vögel nicht gerade eingeborenen Trieb haben, den Gesängen, welche den einzelnen Arten eigenthümlich sind, zu Fleiß mitbringen. Wenn aber der Vogel im Stande der Freiheit doch so sehr dem Gesange der ganzen Spielart anhängt, daß man sogleich beim Anblick des Vogels weiß, welchen Gesang man zu erwarten hat, so kommt dies daher, daß der junge Nestling nur auf die Stimme seiner Aeltern lauscht, ohne sich im geringsten um die Stimmen der rund um ihn her singenden fremden Vögel zu kümmern. So weit Jedermann, daß der gemeine Hausperling in der Freiheit nichts Anderes thut, als zwitschern, obgleich ihm keineswegs das Vermögen fehlt, anderen Vögeln nachzuahmen. Um auch von letzterem ganz vollkommen zu überzeugen, nahm ich einen gemeinen Sperling aus dem Neste, als er flügge war, und erzog ihn mit einem Hänfling; der Vogel hörte jedoch auch zufällig einen Dompfaffen und bekam dadurch eine Stimme, die eine Mischung von den beiden verschiedenen Stimmen der Lehrmeister hatte."

Derselbe Beobachter erzog ein junges Rothkehlchen bei einer sehr schönen Nachtigall, die aber schon deinahe nicht mehr schlug und nach wenigen Tagen ganz stumm wurde. Das Rothkehlchen war in der kurzen Zeit gelehrig genug, und sein Gesang hatte später drei Viertel von der Stimme der Nachtigall, und das vierte Viertel war das, was die Vogelsänger in England „rabbish" nennen, das heißt, eine Stimme, die so viel als gar nichts bedeutet.

Bechstein behauptet, daß fast alle Vögel in der Jugend Stücke lernen können, die man ihnen täglich vorspielt oder vorpfeift; aber aus diesjenigen, welche ein starkes Gedächtniß haben, vertauschen sie immer ihre natürlichen Töne gegen die Melodieen, die man ihnen giebt.

Nach der Angabe vieler Beobachter kommen folgende Töne im Gesange der Vögel vor: F-dur drei der Waldlerche; A-dur drei der Drossel; die Terze C — A gewöhnlich beim Kuckuk; A-dur beim gewöhnlichen Hahne; dagegen das B mol bei einem sehr großen Hahne; desgleichen bei manchen Enten; D-dur bei manchen anderen. Demnach hätten wir A, B-mol, C, D und F, zu welchen Barrington aus eigener Erfahrung bei einer Nachtigall, die drei Jahre im Käfig gelebt hatte, noch G hinzufügt und außerdem bemerkt, daß te oft von einem und demselben Vogel C und F gehört habe.

Wir wollen jetzt einige Worte über verschiedenen Vögel sprechen, welchen man vielleicht am besten durch Conversationen bezeichnen kann. Die Hausvögel bedürfen wegen ihrer Stimmen keiner weiteren Beschreibung. Wer kennt nicht das gellende Lied jenes Apostels des neuen Tages, das tagtäglich Lieb, worin er uns, seitdem es hieß: „Es werde Licht!" jedesmal mit lieb emporgehobenem Kopfe preist: „Es wird Licht!" oder die behaglichen Kehlgeräusche, womit der glückliche Polygamist sein zahlreiches Serail zur offenen Tafel ruft. Wer kennt nicht die Manier der Madame Paetlet (Frau Krähenfuß), welche mit Selbstgefälligkeit und Genauigkeit von Mierdorf zu Mierdorf und von Dorf zu Dorf schreit: „Sedt, ich habe diese glückliche Stätte zum Geburtsorte eines frischen Eies gemacht." Wie sprechen nur von den weniger bekannten mit weniger allgemeinen Vögeln.

Digitized by Google

Das, was die Jagdfreunde in England tschnisch mit dem Namen The call bezeichnen, ist bei den Singvögeln eine Stimme, welche fast wunderbare Wirkung auf das Gehör der ganzen Spielart ausübt. Sobald der Vogelsteller seine Netze nach den Umständen ausgelegt hat, bedient er sich der Lockvögel (call-birds). Die Lockvögel haben eine Art mutleidiger Schadenfreude, ihre fetten Stammgenossen in dieselbe Gefangenschaft zu bringen. In der sie selbst sich befinden. Ihr Gesichts- und Gehör-Organ ist weit flüter, als das des Vogelers; sobald der wilde Vogel in den Feuer bemerkt wird, giebt ein Lockvogel dem andern ein Zeichen durch seine Stimme; alle hören sich dann, so zu singen, wie ein Vogel im Zimmer, sondern sie laben gewissermaßen den Unglücklichen durch jene Stimmen ein, in der Englische Vogler Short jerks nennt. Der Einfluß dieser einladenden Stimme ist so mächtig, daß der Vogel von seinem Instinkt und sich in das zu seinen Füßen ausgebreitete Netz stürzt; ja von ganzen Flügen werden die letzten noch davon so bezaubert, daß sie sich in dieselbe Falle drängen lassen, wo schon der größte Theil ihrer Flugzgefährten gefesselt sich winden. Der Vogel, welcher sich nicht bethören läßt, heißt bei den Engländern Sharper (Schlaukopf); er weiß auf alle mögliche Weise von dem Orte entfernt werden, sonst könnten die Jäger lange auf ihre Beute warten.

Zur Klasse der Insessores (der auf Aesten sitzenden Vögel) gehören die eigentlichen Sänger, doch findet sich unter den Raubvögeln eine bemerkenswerthe Ausnahme; wir meinen den „Caucou Chanteur" bei Levaillant, von dem Cuvier sagt, daß er der einzige Raubvogel sey, welcher angenehm singt. Sein Gesang ist sehr süß, aber verschiedentlich wie der Gesang der Sittenn.

Wenige Länder sind so reich an Singvögeln, wie die Britischen Inseln. Die Wilder Amerika's wiederhallen zwar ebenfalls von reizenden Gesängen, doch scheint sich keine der prächtigen Verschiedenheit der Spielarten nicht. Gleichwohl besitzen sie die wundervolle Polyglotte, den sogenannten Spottvogel (mock-bird) oder Orpheus polyglottus, den wir zwar selbst gesehen, gehört, angeklaunt und beschrieben haben, den aber Willen zu schön beschreibt, als daß wir nicht lieber ihn sprechen lassen sollten. Er sagt darüber:

„Die Leichtigkeit und Eigenthümlichkeit seiner Bewegungen, die Lebhaftigkeit seines Auges, die Kraft der Einsicht und des Gedächtnisses, mit welchem er so viele Melodieen nachahmt, ist überraschend. Dazu kommt seine eigene Gesangsstimme, die voll, stark, mußikalisch ist und jeder Modulation fähig. In Mark und Nerven abwt er genau seine Originale nach, in Kraft und Heftigkeit übertrifft er sie einem schönen Virginischen Tage er auf dem Wipfel eines Baumes und singt in der Mitte von vielen Sängern des Waldes, die er alle überragt, und die seine Stimme nur zu accompagniren scheinen. Er singt mit ungeschwächtem Eifer eine halbe, auch eine ganze Stunde. Seine ausgedrehrten Flügel, seine glänzenden Federn scheinen bei jeder besondern Art, die seine Kehle hat, Ton ergehen. Er schwebt rund umher mit enthusiastischer Entzückung; er steigt höher oder tiefer, je nachdem sich sein Gesang erhebt oder verklingt. Er schwingt sich in die Höhe mit der Schnelligkeit des Pfeiles, als wollte er sich dem Weber nähern, um seine von der erschöpfenden Melodie ganz trunkene Gattin mit himmlischer Weise zu erfreuen. Während dieser Ausführung wkete ein Mann, der nur über drei Gedanken des Ohres, nicht aber des Auges gebieten kann, nicht anders glauben, als daß ein ganzer Chor von Vögeln zusammengetreten wäre, um in der Wette um einen Preis zu singen; so vollkommen ist seine Nachahmungskunst. Er täuscht durch seine harmonische Vielseitigkeit nicht nur sie, sondern die ers glauben, der Vogel vor sich zu haben, der sich weitenweit in der Runde nicht findet, sondern auch viele Vögel, die er bald glauben macht, sie werden von ihren Gefährten eingeladen, bald, sie werden vom Finkenfall verfolgt. Durch die Gesangeinfalt verliert er wenig an Kraft. Es ist ein herrlicher Gesang, so schön, wie er die Hauptlieder zum Raseen hat. Bald pfeift er auf den Hund, und Elster springt schnell auf, wedelt mit dem Schwanze und läuft, was er kann, seinem Herrn entgegen; bald schreit er wie ein verletztes Küchlein, und die erschreckte Mutter eilt heraus mit gesperrten Flügeln und aufbrausendem Zorn, ihr Kind zu schützen. Das Bellen des Hundes, das Miauen der Katze, das Krähen eines vorüberziehenden Schuldarren ahmt er mit großer Treue und schnell auf einander nach. Melodieen der Nachtigall und des Kanarienvogels singt er in Gegenwart dieser Thierchen oft mit so vielem Uebertauscht, daß sie vor Gram verstummen, er aber, sich ihrer Beschämung bewusst, erhebt dann nur noch um so mehr seine triegerischen Töne. Gewohnt in der Freiheit als in der Gefangenschaft beginnt er in feierlicher Stille der Nacht, sobald sich der Mond majestätisch erhebt, sein lieblichstes Solo und setzt es oft mit Lust bis zum Anbruch des Tages fort, als wollte er der Schöpfung eine gefühlvolle Serenade bringen."

(N. M. M.)

Bulwers „Athen".

(Fortsetzung.)

Das erste Buch umfaßt die historisch dunkle Periode der Griechischen Urgeschichten bis herab auf Solon und macht weder auf großes Lob, noch auf großen Tadel Anspruch. Der Autor sagt sich hier kurz, und daran thut er recht. Untersuchungen über den Ursprung der Pelasger und Hellenen, der Jonier und Dorier, über die Ursprachen dieser Volksstämme, ihre Religion, ihre Wanderungen und Schicksale in vorhistorischer Zeit, können zwar von so scharfsinnig als weitläufig geführt werden, aber die Belehrung daraus wäre gering. Hypothesen und Theorieen aufzustellen, ist nicht des Historikers Sache; wo sich keine Fakta, weder direkt, noch durch Indurtion ermitteln lassen, da thut man im Interesse der historischen Wahrheit am besten, ganz zu schweigen. Ob ein einziger Stamm, ob deren mehrere den Ursprung des Griechischen Volkes ausmachen, wo dieselben hergekommen, wo sie sich niedergelassen, das sind Fragen, die der Geschichtschreiber wohl nie wird genügend beantworten können. Eben so wenig wissen wir von den Anfängen ihrer Religion; ob sie im Lande einheimisch oder aus Asien und Aegypten herübergebracht sey, darüber hat es viel Streit gesetzt; und da uns alle bestimmte Nachrichten fehlen, so können wir nur die Vermuthung aussprechen, da alle Religionen der alten Welt in ihrem Ursprunge nach Asien zurückweisen, daß es sich mit der Griechischen eben so verhalten dürfte; warum sollten gerade die Griechen in diesem Punkte eine Ausnahme von der allgemeinen Regel machen? Eins steht fest, so viel auch in späterer Zeit die Griechischen Philosophen über die absolute Einheit des göttlichen Wesens sprkulirt, wie sehr sie sich demüht haben, dem Volksglauben einen metaphysischen Unterbau zu geben, die Griechische Religion war von Anfang an reiner Vielgötterdienst, ihre Götter sinnlich wahrnehmbare Gegenstände der Verehrung. Es liegt nicht im natürlichen Gange des menschlichen Geistes, von der übersinnlichen Betrachtung zur sinnlichen herab, besonders umgekehrt, von dieser zu jener aufzusteigen. Immer erst soll, in Zeiten vorhistorischer Bildung, macht sich das Bestreben geltend, zwischen der Abhstraktion eines hergebrachten Glaubens und einem verständigen Denken zu vermitteln, indem man den Worten und Ceremonien eine bildlich symbolische Bedeutung unterschiedt. Wie die Menschen dazu gekommen seyn mögen, sich solche Götzen zu schaffen und sie anzubeten, das ist eine andere Frage, worüber geschichtliche Nachrichten uns fehlen, worüber also weder die Erfahrung der Haldgbilder läßt sich schon eher erklären. Ohne Zweifel haben Holden wie Herkules und Theseus einst gelebt; es sind Griechische Stamm-Häuptlinge, um ihrer Tapferkeit und Weisheit willen in der Erinnerung ihrer Nation unsterblich und mit Wundersagen umgeben. Wie setzen zur Erläuterung dessen Walter's eigene Worte her:

„Wenn man nach langer Wanderung in dunkler Nacht endlich im äußersten Osten die Finsternis entweichen sieht, der freue Tag in Dunst und Nebel trübe heraufdämmert, die Umrisse aller Gegenstände im Zwielicht hin und her wallen und schwanken und sich in abenteuerlichen, ins Riesenmäßige vergrößerten Formen am unbestimmten Horizont verlieren, so haben wir darin ein Bild jener Zeitalter, in die wir zurückblicken, und wo im Scheine des ersten historischen Dämmerlichtes die Gestalten jener Heroen uns in riesenhafter Vergrößerung entgegentreten. Der sorgfältige und skeptische Geschichtschreiber Thorpydides hat in der Einleitung zu seinen unsterblichen Büchern über den Peloponnesischen Krieg mit meisterhafter Kürze und Schärfe die Umrisse jener griechischer Zustände entworfen; er schildert in lebendigem Umriß jene Zeiten, wo persönliche Kraft und Tapferkeit den Mann zum Halbgott erhoben, Zeiten der unstäten Wanderung, der Gesetzlosigkeit, des Faustrechts, der Abenteurer, der räuberischen Ueberfälle von Nachbarschaft zu Nachbarschaft, der ewigen Verwüstungen und Brandungen, der Entstehung des Krieges Aller gegen Alle. Es sind Züge in dem Gemälde, die uns lebhaft an den Norden erinnern; die gewaltthätigen Räuber am Lande, die Führer der Piraten zur See, die sich auf die unbewachten Küsten werfen und plündernd landeinwärts stürmen, die sich eine Ehre machen aus ihrem Gewerbe und sich rühmend dazu bekennen, haben eine auffallende Aehnlichkeit mit den Skandinavischen Heerkönigen, mit den Dänischen, Normannischen Häuptlingen, die vor einem Jahrtausend Englands und Frankreichs Küsten auf ihren Fahrzeugen heimsuchten. Die Beschaffenheit des Meeres um Griechenland war dieser Seeräuberwelsen günstig; zahlreiche Inseln, tief ausgebuchtete Gestade, an den Küsten waldgekrönte Höhen, die ihnen Zuflucht vor Verfolgern und das beste Versteck für ihren Wagnis, dreyrech den Habgierigen reiche und leichte Beute, wies den Jüchtigen überall in der Nähe zahlreiche Schlupfwinkel. In so rohen Zeiten ist Tapferkeit die einzige Tugend und adelt jedes Unternehmen. Die Seeräuber waren im Aegeischen Meere, wie gothmund in den Nordischen Gewässern. Jahrhunderte lang ein Schrecken und Verderben des gefferderten Geschlecht. War die Küste ihren beständigen Angriffen ausgesetzt, so war auch im inneren Lande, in seinen verschlossten Thälern keinen Augenblick Sicherheit vor den Banden der kühnen Räuber. Fremde und einheimische Stämme wanderten und bekämpften sich. Eroberung und Besitznahme des fruchtbaren Landes, sagten einander aus ihren Sitzen; die Vertriebenen wurden die natürlichen Feinde der Seßhaften und zogen wieder auf Raub und Rache. Die zahlreichen Klippen und Berge, die Thäler, Höhlen, Wälder, die noch heute den Boden Griechenlands so interessant für Reisende machen, dienten jenen Horden als natürliche Befestigungen. Jeder Stamm, jede tapferer Recke schlug sich seinen eigenen Mittelhof auf dem oder wegen Friedensbruchs, so begab er sich mit einer Schaar von Freunden und Gefährten in die unangreifbare Wildnis, überfiel weit und breit Dörfer und Wohnungen, raubte die Heerden, entführte die Weiber, so auch Bedürfnis oder Lust. So war seine Hütte sicher, seine Heerde gesichert, Keiner lief des Waffen sich des Seinige. Dieses Zustandes wesen verbreitete sich und herrschte über ganz Griechenland, bis ihm seine eigene Unerträglichkeit ein Ende machte, die überall, wo ein Stamm sich niederließ und eine Gesellschaft zu bilden trachtete, Bad und Wehren den Räuber traf und die Stimme der bewaffnen öffentlichen Meinung sich entschieden gegen die Friedensbrecher erklärte. Da wurde es zum rühmlichsten Ehrgeiz und Wetteifer der Tapferen, ihre Landschaften von solcher Plage zu säubern; da zogen Abenteurer auf dergleichen brillante Unternehmungen auf, und es kam das Zeitalter der Heroen, der Helden, die den Räuber, den Riesen, den Drachen in seinem Schlupfwinkel aufsuchen, ihn kämpfen und vernichten. In der Erinnerung der dankbaren Nachkommen lebte der Mund des fremden Ritters fort und verklärte sich zu der Herrlichkeit eines Halbgottes. Es schien, daß diese Veränderung der Zustände Griechenlands mit einem Umschwunge seiner politischen Verfassung zusammenkinge; neben und mit den Heroen erhebt sich eine friegerische Aristokratie, ein Waffenadel, ein Herrenstand im Volke. Ob und wie tief mit einer Sin-

Digitized by Google

wanderung des tapferen Bergvolkes der Hellenen, die von Norden her nach Griechenland gekommen sein sollen, in Verbindung zu bringen ist, ob diese Hellenen sich wirklich als Eroberer zu Herren des Landes aufgeworfen haben, dies müssen wir dahingestellt sein lassen. Ein kriegerisches Zeitalter brach herein, wo mit den Waffen die höchste Ehre und Macht, mit kühnen Wagnissen der Ruhm im weiten Lande zu gewinnen war. Da wurden die Griechischen Wälder und Gebirge auch von ihren wilden thierischen Uebewohnern gesäubert. In jenen ältesten Zeiten war die Wildniß voller Raubthiere; Wölfe streiften sich in Schaaren umher, auch wilde Nierschen, von denen nächtigen Hörnern Herodot mit Verwunderung erzählt; ja, sogar Löwen ließen sich, bis auf die Zeiten des Xerxes herab, in dem weiten Laubstrich von Thracien bis Akarnanien zuweilen sehen. Die Geschichten der Altesten Heroen sind daher fast immer an Thaten über an Raubthieren verknüpft. Herkules tödtet den Lyrischen Nemäischen Löwen und den Marathonischen Stier, er bezwingt den Kretischen Löwen und den Erymanthischen Eber."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Ein Manuskript von Napoleon.

(Schluß.)

Indessen war Napoleon längst über seine Jugendträume und Phantasien hinaus. Die mittels Thatenlaufbahn war ihm geöffnet; seine Gedanken reiften, die Plane seiner Ehrgeizes prägten sich überraschend schnell in den Sommerstürmen der Revolution. Seine Siege setzten die Welt in Erstaunen, und in der Berauschung des Ruhmes vergaß er, wie man leicht denken kann, ganz und gar jenes Manuskript, welches Herr Delesgnille in Händen hatte. Herr Delesgnille aber hatte dasselbe seinesmeges vergessen, vielmehr gewann es für ihn von Tag zu Tage größeres Interesse, je mehr der Name des Verfassers mit Auszeichnung genannt wurde. Schon im Jahre 1794 beförderte Napoleon Bonaparte die Artillerie bei der Armee der Alpen, und ihm verdankte man die wenigen glücklichen Erfolge, die damals in den Thälern Piemonts errungen wurden. Es kam das Jahr 1795 und der 13te Vendemiaire; Bonaparte erfocht über die royalistische Partei den Sieg für den Konvent und die Republik. Herr Delesgnille nahm sich schon vor, dem General Bonaparte seine Aufwartung zu machen und ihm die Schrift wieder zu Händen zu geben; aber die Furcht, man möchte es ihm für nichtige Schmeichelei auslegen, hielt ihn zurück. Im Jahre 1797 schlug Bonaparte Italien wieder, und Herr Delesgnille, der treue Professor, wie alle Welt zur selben Zeit, von dem Ruhme des jungen Helden so erfreut und entzückt, daß er sich's unmöglich verfagen konnte, ihn wiederzusehen. Dazu gab das Manuskript den erwünschten Vorwand, also nahm er's eines Morgens unter den Arm und wanderte nach Nizo die 15 Meilen weit. Gott weiß, was ihn unterwegs sie Bedenklichkeiten einfielen — ob er vielleicht Jemanden sagen hörte, der General en Chef der Italiänischen Armee wäre der Mann, welcher den Erdschmichtheim der Direktorial-Regierung den Garaus machen würde — kurz, er fand es schlüsch, den Schritt reiflicher zu überlegen, und ließ es für diesmal bewenden, nicht an die Thür des Bürgers Bonaparte zu klopfen. Ehe er wieder rechten Muth gefaßt hatte, war jener längst nach Aegypten unter Segel gegangen. Man weiß, was in Frankreich vorging, während die Französischen Waffen siegreich an den Pyramiden und an dem Berge Tabor erglänzten; man weiß, wie Bonaparte's unerwartete Rückkehr Aufsehen machen wurde, und welche Zeigen sie hatte. Herr Delesgnille machte sich darüber eigene Gedanken, und der republikanische Ton des Manuskripts fing an, ihm große Besorgnisse einzuflößen. Es sah gar nicht danach aus, als ob der Artillerie-Lieutenant von 1785 jetzt noch im mindesten Lust hätte, Raynal's Rath zu befolgen und die Geschichte der Korsischen Freiheit fortzuschreiben. Ja, er konnte sich ziemlich an, zu fürchten, man werde es ihm übel nehmen, daß er dem Anfange der Korsischen Freiheit noch etwas wisse. Er hatte große Lust, das ganze Heft zu verbrennen. Aber wie, wenn der Verfasser es zurückerlangte? Eingeführen, es sey verbrannt? Nicht doch: die Lehre wäre gar zu verführerisch gewesen für einen Kriegshelden nach Gewaltsdauer, der schon einmal genetzt war, nicht allzu säuberlich mit republikanischen Manuskripten umzugehen. Also fand es der ehrliche Mann für's Beste, das anvertraute Gut sorgfältig zu verwahren, hauptsächlich aber Niemanden ein Wort davon zu sagen.

Die Zeit bremsinderte die Besorgnisse des Professors nicht, sondern bestärkte ihn vielmehr darin. Je näher der General und Konsul in seinem raschen Siegeslaufe zur höchsten Stufe der Gewalt hinanrückte, desto schwerer lag Herrn Delesgnille das verwahrte Manuskript auf dem Herzen. Oft kam ihm der Gedanke wieder ein: nun wüßt du es doch abgeben; er wollte und konnte wieder nicht, und je länger er zögerte, desto gewaltiger wurde Napoleon, und desto schwerer wurde der Schritt. Der Held, der mit seinem Degen die Throne Europa's erschütterte, ließ es sich schwerlich träumen, daß jener Stoß, den er führte, in dem Gemüthe des alten Professors nachzuckte und dem Manne Pein und schlaflose Nächte verursachte.

Man war in den letzten Zeiten des Konsulats, und ganz Frankreich ahnte, die Einen mit Furcht, die Meisten mit Hoffnung, daß das Konsulat für Bonaparte nur eine Vorstufe zur höchsten, unumschränkten Gewalt sey werde. Um so ängstlicher hielt Herr Delesgnille das Manuskript unter seinen Schlüssen. Nun denke man, wie der gute Professor erstaunte und erschrack, als ihm eines Tages ein Schreiben von dem ersten Konsul zuging. Mit Zittern erbrach er's: Gottlob! es war nur eine Einladung zum Diejeuner für den nächsten Vormittag. Die Sache ging sehr natürlich zu. Herr Delesgnille hatte seinen Namen neben vielen anderen unter eine Petition gesetzt, worin man sich für einen jungen Militair verwendete; der Konsul hatte den Namen bemerkt, sich der Militair-Schule zu Brienne erinnert, und wollte jetzt seinem ehemaligen Professor der Geschichte ein Zeichen seines Wohlwollens geben.

Aber das begriff Herr Delesgnille nicht. Einer besangenen Einbildungskraft erscheint das Alltenatürlichste und Grundhöchste in bedeutlicher Gestalt. Er schlief die ganze Nacht kein Auge: „Was kann der Konsul von mir wollen?" dachte er. Daß Napoleon sich zu seinem Vergnügen ein paar Stunden in die Erinnerungen seiner Jugend zurückversetzen wolle, fiel ihm nicht ein. Gewiß hat er sich zur selben Stunde des Professors und des Manuskripts erinnert, auch nun wird er's darauf anlegen, diese ungelegene Erinnerung aus dem Kopfe des alten Mannes nachdrücklich auszutreiben. Der arme Herr Delesgnille fürchtete um so mehr, den Konsul ungnädig zu finden, da die Feinde Bonaparte's sich gerade in den letzten Tagen das boshafte Vergnügen gemacht hatten, ihn ganz lächerlich zu machen. Antiquitäten-Narr, wie mit der ehrliche Dacis die öffliche Zuvorkommenheit des reichen Konsuls erwiederte hatte. Bonaparte, sagte man, hätte bei der Gelegenheit gefragt, ob es wohl viel solche wilde Enten unter den Franzosen gäbe, wie der Dichter (!) des Hamlet. Der Professor Aengstigte sich, ob er vom Konsul gleich an ihm den Versuch anstellen wolle. Indessen schlafte die Zeit und die Stunde immer näher. Der geplagte Mann warf sich mit so viel Eleganz als möglich in ein weitläufiges habit français und nahm seinen Weg in die Tuilerieen mit dem muthigen Vorsatz, sich nach den Umständen zu richten und zu schweigen, wenn man nicht mit ihm zu reden anfinge. Als ein retzungsloidendste und verschüchterter Mann jedoch schon in den Vorzimmern hin und her im Rockschoßen, die tief und distret genug war, um nichts davon merken zu lassen.

Der General Bonaparte empfing seinen Gast auf herzliche und zuvorkommende Weise, sprach aber kein Wort von dem Manuskript. Da er sich auch nicht daran erinnerte, so konnte er's seinem Gaste auch in den Mienen von ihrem Gesichte los, konnte eine gewisse Verlegenheit, ein Heimlichthun in dem Benehmen und in der Haltung des guten Mannes nicht entgehen, und er mochte vermuthen, was ihm auf dem Herzen lag; er ließ aber nichts davon merken. Möglich jedoch, daß er sich Gewißheit schrift bei Professors hieß er einen seinen Aldeschan

der Leute Mund bringen können. Vergessen wollte er sein; andere Unfreundliche machte er nicht. Wir manchen gute Vater nicht für sich selbst, sondern für seinen Sohn übergroßig ist, so war er's für den Kaiser Napoleon, den er so bald und bald für seinen geistigen Pflegesohn ansah. Und dann tichelte ihn doch zuweilen seine kleine Eitelkeit mit dem Gedanken, daß der mächtige Kaiser einigen Grund habe, von ihm, Mr. Delesgnille, etwas zu fürchten; und obwohl er selbst es der Vorstellung erschrack, so gefiel sie ihm doch gar zu wohl, und mit Recht, — denn wer konnte sich damals erzählenden rühmen?

Also, wie gesagt, von dem Manuskript wurde kein Wort gesprochen, es schien ganz und gar vergessen; ihn und wieder warf er einmal einen verstohlenen Blick darauf. Es giebt dergleichen Gegenstände, deren Anblick uns bestemmt und peinigt, und die uns doch mit einer Gewalt, die Aller ist, als unser Wille, anziehen, daß wir sie betrachten müssen. Da ereignete sich unversehens ein Versall, der Herrn Delesgnille aus der Sicherheit aufstörte, worin er sich eingewiegt hatte, und ihm bewies, es gebe Mitwisser um sein Geheimniß. In seinem Bureau ward heimte nämlich als Secretair ein junger Mann von lebendigem und schalkhaftem Geist, dabei ein Liebhaber und Sammler bibliographischer Raritäten. Woher der junge Mann erfahren haben mochte, daß ein solches Manuskript vorhanden sey, das können wir leider nicht sagen; genug, er wußte es. Eines Morgens, Anno 1810, hatte Herr Delesgnille seinem Secretair etwas mehr Aufträge als gewöhnlich gegeben und verschiedene sich mit dem ringsherum Geschäften wegen des heute stehenden Festzuges und mit den ausserlichsten Befehlen des Kaisers. „Ja doch, Euer Kaiser!“ sprach der junge Mann mit der losen Zunge in etwas unumhüllgem Tone, „der hat jetzt gut befehlen! ist aber auch nicht von jeher so ein Freund der absoluten Herrschaft gewesen, und es giebt leute, die wissen, daß er einmal der schönen Freiheitsgöttin Hin in die Augen gesehen hat. Nicht wahr, Herr Delesgnille, so etwas wißt, ten Sie auch etwas zu erzählen, wenn Sie nur den Mund aufthun wollten?“ — „Allerdings, ja wohl“, entgegnete der ehrliche Mann in sichtlicher Verlegenheit und bemühte sich, so unbefangen als möglich zu lächeln, „auf der Militairschule ist er immer seinen ganz besonderen Weg gegangen, hat auch nie Lust dazu gehabt, in Pintarch Lectionen gelesen, als sich eigentlich gern leben mochte.“ — „Wahrscheinlich“, sagte der Secretair mit einer saltdilatiren Ruhe, die den grängsteten Sous-Chef zur Verzweiflung bringen konnte, „wahrscheinlich studirte er Lwoleon's Leben, um Paoli's teste schöner beschreiben zu können.“ Der Herr Sous-Chef stingelte, ein Büreau-Diener trat ein und unterbrach das Gespräch.

So leichten Kaufs ließ sich aber der neugierige junge Mann nicht abfertigen, und sobald der Diener sich mit einem unbedeutenden Auftrage entfernt hatte und der Schall seiner Tritte draußen nicht mehr zu vernehmen war, ging er auf Herrn Delesgnille zu: „Aber, Herr Minister, Ihre Delesgnille, gestehen Sie nur, Sie haben ein Manuskript von Napoleon zu Hause.“ Das Wort erschütterte den guten Herrn so gewaltig, daß er mit seinem Lehnsessel, ohne aufzustehen, drei Schritte zurückschoß; doßig ein er die alte Weise von der Nase und wollte ein strenges verweisendes Gesicht machen, aber der junge Mensch ließ ihn nicht zu Worte kommen. „Herr Graf des, wenn Sie mich, den ich mit meinen Kopf bringen will!“ Dem Secretair that sein Vorwitz schon leid; er war von seinem Chef immer freundlich wie ein Sohn behandelt worden und hatte ihn aufrichtig lieb. Die tragische Exclamation des Mannes ließ ihn erschrecken, er möchte zu weit gegangen und doch etwas Geschwätziges an der Sache sein. Indeß, da er sich keiner bösen Absicht gegen ihn bewußt war, trieb er die Sache weiter und sprach, ohne von seiner Schrift aufzusehen: „Aber wahr ist es doch, Paoli war ein großer Mann, er liebte sein Vaterland und wollte es frei machen.“ Herr Delesgnille sah den junger Mann mit Blicken an, die um Erbarmen flehten. „Nun so gen Sie, schrieb der Kaiser damals schon eine so schlechte Hand wie heute?“ — „Ich beschwöre Sie, junger Mann“, bat der Gequälte, „um Ihres Wohles willen, sprechen Sie mindestens leiser.“ Man sieht, er gab allen weiteren Widerstand auf und dachte nur daran, sich einen ehrenvollen Rückzug zu sichern, indem er nicht sehr sich, sondern für seinen jungen Freund zu sichten sorgte. „Herr Delesgnille“, sagte der Secretair, „nun sehe ich doch, daß Sie mich beschützen und ich Sie.“ Mit diesen Worten verließ er seinen ledergepolsterten Sitz und rückte sich vertraulich mit beiden Armen auf die Rückenlehne von Herrn Delesgnille's Sessel. Die wagte ihm nicht ins Gesicht zu sehen, wußte auch nicht zu sagen; er that, was Cyanarelle in solchem Falle zu thun pflegt: er nahm eine Prise Tabak. Darauf bot er tandelnd die Hand über die eigene Schulter weg die zu den Obelöffnen des Secretairs, pustte ihn daran, nimmt noch ohne sich umzudrehen, und seufzte aus tiefstem Herzen: „O, die Jugend, die Jugend!“ — „Ja, die Jugend!“, sprach der unbarmherzige Secretair weiter, aber diesmal doch nur flüsternd; „in der Jugend, da nimmt man Partei für die Republik, da schreibt man voll Begeisterung die Geschichte der Befreiung seines Geburtslandes; hernach aber läßt man sich auf einmal, an einem schönen hellen Morgen, zum Kaiser der Franzosen und König von Italien proklamiren. Nicht wahr, das meinen Sie, Herr Delesgnille?“ Dem armen Manne blieb nun nichts übrig, als sich auf Discretion zu ergeben und um Gnade zu bitten. Er bekannte Alles, erzählte Alles und versprach Alles, was der junge Mann verlangte, unter der Bedingung unverbrüchlicher Verschwiegenheit.

Am nächsten Morgen betrat er mit geheimnißbeangster Miene sein Büreau, schlich auf den Zehen, hielt den Athem an sich, schloß die Thüre sorgfältig zu und wandte sich in seinen Lehnstuhle Platz, ohne ein Wort zu reden, ja, ohne den Morgengruß des schalkhaft lächelnden Secretairs zu erwiedern. Mit größter Vorsicht zog er eine Papierrolle aus der Tasche, um welche ein seitenes Band geschlungen war, legte sie sachte auf den Tisch und seufzte tief auf, wie Jemand, der eine ungeheure Anstrengung überstanden hat. Der junge Mann streckte die Hand nach dem Manuskripte aus, brach es von allen Seiten und durchlief es von Blatt zu Blatt; wenn ihm ein Satz recken, der unter den gegenwärtigen Umständen pikant oder verwegen klang, so las er ihn mit gedämpfter Stimme vor. Herr Delesgnille saß seine Qual von gestern wieder angeben und rief: „Um Gottesmillen, nehmen Sie es mit nach Hause und teten Sie's mit aller Bequemlichkeit.“ Den ganzen Tag sprach er kein Wort mehr; er war verstört, beklügt; es war ihm zu Muthe, als gäbe er ein gefährliches Werkzeug einem Kind zu Händen, das sich und Andere damit verwunden könnte. Andererseits aber war er so froh, es weggegeben, wie Jener, es zu empfangen; ein Stein war ihm vom Herzen gewälzt, als er das Manuskript nicht mehr im Hause hatte; er hat es auch nie zurück verlangt. Von der Stunde an schlief der gute Mann ruhiger, bekam wieder den Appetit zum Abendessen und sah täglich frischer und jünger aus. Bisher war er in seinem Hause gewesen wie ein Drache, der einen verzauberten Schatz bewacht; jetzt war der Raube von ihm genommen: er ging frei aus und ein, er trat auf und ab, er sprach laut; er sprach sogar, was er früher nimmer gewagt hätte, von der Militairschule zu Brienne und von seinen ehemaligen Schüler Napoleon Bonaparte und sprach mit solchem Behagen und in solchem Tone, als wäre er noch heute der Präzeptor Napoleon's.

Nach der Wiederherstellung der Bourbonen hätte Herr Delesgnille sich den Besitz des Manuskriptes wohl zu Nutze machen und sich für die lange Zeit durch einen Pensionsbrief entschädigen können. Aber er hätte aber das Aeußerste über sich ergehen lassen, als der wackere Mann, als durch eine solche Publikation in dieser Zeit den schmähsüchtigen Feinden des großen Kaisers Vorschub gethan. Jetzt that es ihm in manchen Augenblicken leid, daß er die Schrift aus Händen gegeben; er wußte sie lieber in seinem Besitze verbrannt und die Asche verschickt, als sie zu unwürdigem Gebrauch in fremden Händen gelitten haben. — Dergleichen ist nun nicht mehr für das Andenken des Kaisers zu fürchten; aber leider weiß Niemand, wo das Manuskript hingekommen ist. Der Secretair, der es an sich genommen, machte 1812 den Russischen Feldzug mit und gab es in einer wohlverschlossenen Kassette, neben vielen anderen Papieren, seiner Familie in Verwahrung. Der junge Mann kam nicht wieder, man hielt ihn für todt. Herr Delesgnille gedachte seiner oft: „Der arme junge Mensch, ich hatte ihn sehr lieb; aber es hat nie immer geahnt, daß ihm ein Unglück zustoßen würde.“ Nur er sagte dies in seinen Tagen, als wenn er sich Vorwürfe über das Schicksal des jungen Mannes machen dürfe. Die Angehörigen desselben erbrachen die Kassette und verbrannten einen Theil der darin enthaltenen Papiere; das Manuskript, welches den Namen seines Verfassers nicht trug und vielleicht bei flüchtiger Durchsicht für eine Schmähschrift gegen den Kaiser gehalten wurde, mag bei dieser Gelegenheit den Flammen übergeben worden sein. Der Zeitgenossin ist einige Jahre später wohlbehalten nach Frankreich zurückgekommen; das Manuskript hat sich nicht wiedergefunden. Möglich indeß, daß es noch vorhanden ist. Wer es findet, kann es setzt unbedenklich drucken lassen: der gute Herr Delesgnille ist gestorben, und der Kaiser Napoleon steht glorreich wieder auf seiner Säule. (R. d. F.)

Bibliographie.

Anecdotes historiques. — Vom Baron Dudrynier.
Essai sur la centralisation administrative. — Von Bechard.
2 Bde. 15 Fr.

Mannigfaltiges.

— Ein Blick auf die Polnische Litteratur. Der unter dieser Ueberschrift in Nr. 72 und 73 des „Magazins“ enthaltene Artikel war von uns nach einer Pariser Zeitschrift bearbeitet worden, wo er die Unterschrift „Emil Haag“ trug, die wir auch unserer Bearbeitung gestatten haben. Gegenwärtig werden wir jedoch darauf aufmerksam gemacht, daß Herr Haag sich nichts weiter als eine Uebersetzung des Artikels „Polnische Litteratur“ geliefert hat, der schon vor einigen Jahren erschienenen achten Bande der neuesten Ausgabe des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons befindet. Herr Haag, der bloß einige nicht eigentlich zur Litteratur-Geschichte gehörige und darum von uns weggelassene politische Raisonnements hinzugefügt hat, scheint nicht genannt; wir glauben jedoch den Deutschen Verfasser jener Uebersicht, der auch in der Vorrede zum zweiten Bande des Conversations-Lexikons namhaft gemacht wird,*) diese Erklärung schuldig zu sein.

Aus Schweden. Die in Upsala erscheinende Schwedische Literatur-Zeitung beginnt in ihrem Blatte vom 26. Juni d. J. eine ausführliche Recension von zwölf verschiedenen, in Berlin, Breslau, Königsberg, Halle, Koblenz, Stralsund, Neubrandenburg und Dortmund erschienenen Entgegnungsschriften auf Dr. Lorinser's bekannte Abhandlung über die Gymnasien. Jede einzelne dieser Schriften wird gewürdigt und mit ihren Entwickelungen und Auseinandersetzungen den Leser vorgeführt. Besonders aber ist dies mit dem in Berlin unter dem Titel „Die Schulfrage der gegenwärtigen Zeit“ erschienenen Dialog der Fall. Das Ganze kann als ein Beweis dienen, wie sehr man sich jetzt im Skandinavischen Norden für die Schul-Einrichtungen unseres Vaterlandes interessirt. Die „Lorinser-Literatur“, meint übrigens der Schwedische Kritiker, dürfte bald einen eigenen, wirenell mehr noch als unbedeutenden Zweig von Deutschlands neuerer Bibliographie bilden; er habe freilich nur ein Dutzend dieser Schriften sich zugemacht, doch seyen drei die besseren, und möchte sich die Zahl der bereits erschienenen leicht wohl auf sechsundzwölfzig schon belaufen.

*) Herr Hülfsprediger und Rektor Werner in Gnesen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatz der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 83. Berlin, Mittwoch den 12. Juli 1837.

Frankreich.

Zur Statistik der Französischen Zeitungen.

Nach der British and Foreign Review.

Seit dem Jahre 1830, wo in Frankreich die Cautionssumme für die Journale so sehr verringert wurde, stoßen in der Provinz die Zeitungen wie Pilze hervor. Bordeaux, Lille, Lyon, Nauen und Blois stellte haben jetzt jedes drei Tagesblätter, und jede bedeutende Departementals-Stadt hat zum wenigsten eine Zeitung. Wie 1835 rechnete man dreihundert periodische Schriften in den Departements; seit den strengen Gesetzen von diesem Jahre mußten mehrere Republikaner und Legitimisten die Feder aus der Hand legen, und die Provinz hat nicht mehr als zweihundert Blätter. Die Provinzial-Blätter sind sehr nachtheilig für die Cirkulation der Pariser Blätter geworden. Sie zahlen geringere Stempel-Gebühren, geringeres Porto, weil sie von geringerem Umfang sind; ihre Korrespondenten in Paris liefern ihnen die Neuigkeiten einen Tag früher, als es den Zeitungen ihnen können; die große Gleichgültigkeit gegen jede ausschließliche Diskussion der Meinungen macht sogt in Frankreich täglich auffallendere Fortschritte; dies Alles zusammengenommen, wußte die Pariser Presse an Popularität und Unterstützung sehr verminderen. Der Constitutionnel ist von 22,000 Abonnenten auf 9000 herabgekommen; das Journal des Debats ist etwas mehr gesunken durch die Fernerschaft der finanziellen Mittelklasse, durch Unterstützung von oben und durch eine sehr gewandte Redaction, und hat daher mehr Abnehmer, als sein früher glücklicherer Rival, doch ist es auch auf 10,000 gesunken. Die Gazette de France erhielt unter Polignac große Summen „für literarische Leistungen" aus dem Staatsschatze; sie hatte damals 10,000 Abnehmer; jetzt hat sie höchstens 4000, von denen ein großer Theil ausländische Zeitschriften sind, denen unsere Standard's, Morning Post's und Times noch etwas zu liberal und zugleich viel zu theuer sind.

Die Provinzial-Presse ist in Frankreich von der größten politischen Unbedeutsamkeit. Sie steht in der Regel dem Parteistandpunkt der Seine und liefert nur die Resultate desselben; die Zeitungen in der Provinz verlangen wenig Einfluß und haben fast gar keinen auf die öffentliche Meinung; sie sind bloße Buchhändler-Speculationen. Da die Cautionssumme so gering ist, Stempel-Gebühren und Porto herabgesetzt wurden, Setzer und Druck wohlfeiler als in der Hauptstadt sind, so kann jeder Buchdrucker den Plan zur Herausgabe einer Zeitung haben. A — 500 Subskribenten genügen, während die Pariser Blätter so viele Tausende haben müssen. Hat der ausschließende Buchdrucker gar noch einige Zugänglichkeit für winisterielle Gesinnungen, so besitzt er in der Person des Präfekten allein 150 bis 200 Abonnenten. Unter solchen Umständen ist es nicht allein kein Wunder, daß 200 Provinzial-Blätter existiren, sondern man muß darüber staunen, daß nicht viel mehr erscheinen. Die einzigen Zeitungen der Provinz, welche politischen Einfluß hatten, waren nur Filial-Zeitungen der Pariser, entweder der Tribune für die Republikaner auf dem Lande, oder der Gazette für die Legitimisten. Man schickte ihnen Artikel und Korrekten von Paris. Die Juli-Ereignisse fanden den Constitutionnel und das Journal des Debats im höchsten Glücke. Da der letztere weniger Eigenthümer waren (es waren nur zwei oder drei), so hatten diese mehr Einfluß und konnten wohl Minister ein- und absetzen.*) Es repräsentirte die Wünsche der Börsenbrüder, der reichen Kaufleute und Spekulanten und, was die Kammer betrifft, das rechte Centrum, während sein Nebenbuhler, der Constitutionnel, dort das Organ des linken Centrums war. Von der republikanischen Presse sind nur noch magere Reste da. Sie war nach der Juli-Revolution sehr fruchtbar, sie hatte den National, den Patriote, Avenir, Reformateur, Populaire, Bon Sens, Mouvement und die Tribune; aber die neueren Gesetze, die fortwährenden Prozesse (die Tribune hatte deren über hundert und bezahlte nach und nach an eine Million Franken Strafe, während ihr Haupt-Redacteur sein Leben drehpfeilen mußte, wenn er die ihm zuerkannten Gefängniß-Strafen absitzen wollte), die geringe Absitzahme für sie im Lande und über Ausschließung vom Rathe haben ihnen schon Lebensluft genug entzogen; der September 1835 brachte ihnen den Gnadenstoß. Der Bon Sens schleicht noch als lebendige Leiche am Arme einiger hundert Abonnenten umher; der National würde sich noch ferner Leser geschafft haben, da selbst seine Feinde den Geist, das Talent und die Schärfe, mit welcher er geschrieben war, zu schätzen wußten; aber die Urheber dieser Vorzüge des Blattes, die Hoffnung der Partei und eine Zierde der Publizistik, fiel in einem Ehrenkampfe, und dem überlebenden Blatte fehlt man den Mangel der hingeschiedenen Meisterkraft deutlich an.

Seit dem Anfang des vorigen Jahres meuten Zeitungen aus bloßer Spekulationssucht und nicht sie eine Partei angehört. Das Mißl, welches einige gemacht haben, reizte die Gelbmenschen mehr, als sie das Unglück vieler anderer hätte vorsichtig machen sollen. Eine Aktie der Constitutionnel ist noch heute 25 Mal so viel werth, als der Einsatz war; die Aktien der Gazette des Tribunaux kosteten 500 Fr. anfangs und werden jetzt mit 30,000 Fr. verkauft; die Gazette de France brachte lange Zeit ihrem Genosse die Summe von 200,000 Fr. jährlich, ohne die schönen Unterstützungen „für literarische Leistungen", welche Herr Genoude erhalten hat. Diese drei Beispiele von Glück reichen hin, Nachahmer zu wecken. Um aber Theilnehmer genug zu finden, kam man zu dem an darauf, der Aktien einen neuen Werth durch kleine Summen in einzelne Theil abzutheilen, wie man's in England bei den gewöhnlichen Unternehmungen von Wundenteleien macht. Solche Zettel von 250 Francs wurden an die Börse gebracht, und damit ward geschwindelt. Durch Künste aller Art trieben die Väter den Preis der Aktien in die Höhe, um dem armen Schwachköpfen Lust zu machen. In der Restorg wie in der Provinz wunderte man mit dem Journal wuder und ließ es durch Handlungs-Reisende ausbieten, wie man ein Faß Zucker und einen Ballen Baumwolle ausbietet. Die Zeitungen dieses Ursprungs wollen weiter nichts, als Geld, geschwindt, ob es legitimistisch, republikanisch, oder gemäßigt liberal ist, wenn es nur nicht soviel ist. Wenn darin kommen alle Protokolle überein, daß sie die achtbaren Zeitungen um ihr Ansehen bringen. Die Peesse (das neue Journal dieses Namens) hat es auf die Vernichtung des Journal des Debats abgesehen; der Siècle will dem Courrier Français den Rang ablaufen; die Europe stellt sich der Quotidienne zur Seite, der Monde sucht der Gazette gleich zu thun; das Journal général de France hofft die Eröffnet des ehemaligen Journal des Villes et des Campagnes durch seinen Französisch zugeflogten Terdismus zu erwerben. Vor kurzem kamen auch drei juristische Journale ans Tageslicht, der Droit, das Journal des Tribunaux und die Loi. Ein republikanisches Blatt, der Radical, ist angekündigt; wir wissen nicht, ob es erschienen ist.

Diese neue Presse ist wohlfeil, ein Umstand, der nähere Betrachtung verdient. In der Zeit der Restauration zahlte man jährlich für ein Blatt, das täglich erschien, zuerst 60, dann 57, endlich 80 Francs. Es sitzt der Preis, so wie die Regierung die Stempelgebühren und das Porto erhöhte, aber das Format des Blattes stieg in demselben Verhältnisse. Hatte der Flächenraum des Blattes weniger als 30 Decimeters im Quadrat, so zahlte es 5 Centimes (ein Centime ist ungefähr ein Pfennig) Stempel- und 4 Centimes Postgeld; dies macht jährlich 32 Francs 85 Centimes. Rechnet man nun noch 4 Francs für die Vertheilung ab, so bleibt der Redaction für Druckereien, Papier, Honorar und dergl. 43 Fr. 15 Cent. Hingegen muß man als Einkünfte der Journals noch die jahrlichen Ankündigungen rechnen, ein Gewinn, der erst seit dem Jahre 1828 bei den Französischen Blättern in Betracht zu kommen anfing. Ein Blatt von 3000 Abonnenten kann auf 60,000 Francs von diesem Zweig seiner Einnahme rechnen; der Constitutionnel nimmt 120,000, das Journal des Débats 200,000 Francs hierdurch ein. Das letztere Blatt zahlt am meisten an die Herausgeber, nämlich 125,000 Fr., die Korrespondenz jedoch mitgerechnet. Die Französische Presse hat aber keine Korrespondenz, die in irgend einem Verhältnisse zu der der Englischen Zeitungen steht. Die Times allein zahlt für ihre Korrespondenz in Paris bloß so viel, als die sämmtlichen Angaben einer Französischen Zeitung betragen. So sehr aber auch die Französischen Blätter im Preise niedriger, als die Englischen sind, so findet man das Zeitungshalten in Frankreich doch noch zu theuer, und man vermehrte die Leser einer Zeitung, ohne ihre Abonnenten zu vermehren, durch die Cabinets de lecture, wo man für eine Kleinigkeit alle Blätter lieft. Wäre seine Stempel-Taxe, so würden die Herausgeber ihre Blätter auf den Preis von 30 Fr. ermäßigen können, und die Cirkulation müßte bald verdoppelt werden. Die Stempel-Taxe bringt dem Schatze zwar gegen 2 Millionen jährlich, allein diese Steuer würde leicht durch die Verwehrung der Postgelder und durch die erweiterte Verbreitung der Blätter ersetzt werden.

Ohne zu warten, bis sich die Regierung mit dieser Ansicht einverstanden erklärt, haben es in der preußen Zeit einige kühne Geschäfts-

*) Werden, der Haupt- oder alleinige Eigenthümer des Journal des Débats, hat schon oft den Antrag, ein Ministerium zu ernennen, abgelehnt und soll seinen Freunden als Grund gesagt haben, es sühle, wie jener Römer Cursus, daß es sicherer sey, die Herrscher in seiner Gewalt zu haben, als selber zu herrschen. Allein nach seinen guten Geschäften zu urtheilen, wird er wohl schwerlich, wie jener Cursus, von den Herrschern seine Kochen seiner Rinder in einem irdenen Topfe sich abernarren lassen.

Digitized by Google

Abonnenten verschafft, auf eigene Faust eine Reform der Tagespresse zu bewirken, indem sie den Subscriptions-Preis auf die möglichst niedrige Summe, auf 40 Francs, herabsetzten. Die Erfinder dieser Reform, der sehr bald ein Heer von Nachahmern in seinem Gefolge hatte, ist Herr Emil von Girardin, Deputirter des Creuse-Departements, ein verständiger, unternehmender Literat. Er läßt sich nicht umgehen den Calvin der Presse nennen, und vielleicht könnte er auf alle Eigenschaften eines Reformators stolz thun, hätte sein Charakter mehr moralisches Gewicht und sein Talent mehr politische Geschicklichkeit. Girardin gründete eine Monatsschrift unter dem Namen Journal des Connoissances Utiles à quatre francs par an. Es hatte anfangs 120,000 Abonnenten, verlor aber einen großen Theil, als man ihr Erwartungen und Versprechungen nicht erfüllt fand. 1835 machte er ein eigenes Werk über die gesetzlichen Mittel, die periodische Presse zu eingrenzen, bekannt.*) Daten schlägt er vor, erstens: die Regierung sollte eine Zeitung für 12 Francs jährlich unter dem Namen Le Moniteur Universel herausgeben, in welchem nur die Nachrichten des Tages ohne Kommentar enthalten sein müßten; zweitens sollte jeder Wahlfähige und jeder Wählbare das Recht haben, eine Zeitung ohne Stellung einer Caution herauszugeben; drittens sollten Beleidigungen der Presse mit der größten Strenge bestraft werden. Nach den dort angesprochenen Grundsätzen hat er endlich selbst ein Blatt La Presse herausgegeben, das aber wenig von den nöthigen Eigenschaften einer Volkszeitung verräth.

In seinem Prospektus sagt Girardin unter Anderem Folgendes: „Die Kosten der Redaction können in zwei Klassen getheilt werden, in abnehmende Ausgaben und in zunehmende Ausgaben. Das heißt: abnehmende Ausgaben sind solche, die bei der Vermehrung der Abonnements immer geringer werden, z. B. wo Honorare der Mitarbeiter, das Schreiben und die Miethe. Je mehr Abonnenten, desto geringer ist die Last dieser Ausgaben auf einem Exemplar. Die andere Klasse, die zunehmenden Ausgaben, sind Stempel-Gebühren, Porto, Druckerlohn, das Packen und Versenden u. dgl. Je mehr Exemplare abgezogen werden, desto mehr beträgt diese Art von Ausgaben. Rechnet man nun:

Abnehmende Ausgaben.

Für die Herausgeber	100,000	Francs
„ „ Setzer	36,000	„
„ „ Verwaltung	24,000	„

So haben wir eine Total-Summe von . . 160,000 Francs.

Zunehmende Ausgaben.

Stempel 5 Centimes für 365 Tage	18	Fr.	25 Cent.
Porto 4 „ „ „ „	14	„	60 „
Papier, Druck ꝛc.	10	„	95 „
Total-Summe für ein Exemplar . .	43	Fr.	80 Cent.

Bei 10,000 Exemplaren hätten wir:

Abnehmende Ausgaben	160,000	Fr.
Zunehmende „	448,000	„
Total-Summe . .	608,000	Fr.“

So rechnet Girardin. Bei 10,000 Abonnenten ju 40 Fr. müssen noch 4 Fr. Rabatt abgerechnet werden; es ergiebt sich somit nur ein Einkommen von 360,000, das heißt 248,000 Fr. weniger als die Ausgaben betragen. Diese Defizit soll durch die Einnahmen von Ankündigungen decken zu können, vergißt aber, daß die besten und ältesten Zeitungen keine 248,000 Francs für diesen Zweig einnehmen. Dabei vergißt er noch, unter die Ausgaben 5 Prozent Zinsen an die Actien-Inhaber zu rechnen; das Kapital seiner Presse zu 800,000 Fr. wirft er herunter als Nichts. 40,000 Fr. werden, wie bemerkt, auch noch manche Pfiffigeien vergessen, da der den Actien-Inhabern bewilligt werden und den Abonnenten, so daß auf ein Defizit von 350,000 Fr. zu rechnen ist. Dieses durch Inserirenden decken zu wollen, ist unmöglich. Denn da man für die Zeile 1 Fr. 25 Cent. und durch Kontrakt nur 1 Fr. zahlt, so kann eine ganze Seite, wenn sie auch täglich kommt und ist, was doch schwerlich der Fall ist, nur 288,000 Fr. einbringen; mehr als eine Seite mit Ankündigungen anzuklinken, wird keine Französische Zeitung wagen. Das Schönste dabei wäre noch dies sein, daß ein Blatt desto mehr verliert, je mehr die Zahl der Abonnenten wächst. Ein Blatt zu 40 Fr., wollen wir annehmen, hat 10,000 Abnehmer und durch Inserirenden-Gebühren an 300,000 Fr., so daß das verdächtig gesunden Einnahme und Ausgabe zu Stande gebracht ist. Wächst die Abonnenten-Zahl auf 12,000, so verliert es jährlich 16,000 Fr., da jedes Exemplar 3 Fr. mehr kostet, als man's verkauft. Höchstens kann das Journal general de France zu 48 Fr. einige Aussicht auf Bestehen haben, und zwar nur bei einer strengen, aber absoluten Sparsamkeit in Allem, was den Werth eines Blattes erhöht.

Was jedoch die wohlfeile Presse in Frankreich zu Grunde richten muß, ist die offenbare Talentlosigkeit, durch die sie sich schon jetzt auszeichnet. Es ist wohl sehr angenehm, den Koffee und das Tuch wohlfeiler zu haben, die geistigen Genüsse dürfen jedoch nicht zu so herabgesetzten Preisen erschwinden. Man muß Mitarbeiter und Korrespondenten haben, die was gelernt haben und was verstehen, und die sich auch nicht zu niedrigen Künsten herablassen dürfen; und solche Männer müssen nach Verdienst bezahlt werden. Wie jetzt hat die wohlfeile Presse, trotz des Reizes der Wohlfeilheit, noch kein großes Glück gemacht. Die Presse hielt bei bei allen Anstrengungen und Lärm nur 8000 Abonnenten; der Siècle 3000; das Kapital ist erschöpft, und Girardin, sagt man, bezahlt seine Mitarbeiter sehr schlecht.**) Bis jetzt war die Folge dieser wohlfeilen Presse nur eine noch größere Zersplitterung der Parteien und eine Herabwürdigung der Presse. Das doctrinaire Ministerium unterstützte die 40 Francs-Presse aus allen Kräften; oder, richtiger zu sprechen, es schürte den Streit immer mehr an, damit sich die Presse selber gegenseitig verderbe und dem Ministerium nicht mehr lästig falle. Die Apathie der öffentlichen Meinung ist aber so groß, daß man an der Krisis wenig Antheil nahm und es der Presse selbst überließ, sich zu retten oder zu fallen. —

— Seitdem wir Obiges niedergeschrieben, haben sich die Sachen sehr verändert, sie haben unsere Voraussetzungen sie jetzt nur zum Theil bestätigt. Die Presse hat trotz ihrer Mängel 12,000 Abonnenten und die Krämer Blätter der sogenannten „jungen Presse“ Grund gewonnen. Bei dieser ökonomischen Wendung sind die alten Zeitungen gezwungen, der Rothwendigkeit zu weichen. Ihre Nebenbuhler haben den Preis des Blattes erniedrigt; sie rächen sich durch Herabsetzung der Inserions-Gebühren. Allein sie handelten bei diesem Verfahren nicht übereinstimmend, was sie die Erfindung manches Blattes nachdrücklig lehrt. Das Journal des Débats hat der Constitutionnel setzten die Gebühren für eine Zeile auf einen Franken herab, der Courier Français auf achtzig Centimes, und der Temps hat gar keinen Preis bestimmt. Dieselbe Verschiedenheit hat sich in der Veränderung ihres Formats gezeigt. Das Journal des Débats hat das Format der englischen Blätter angenommen, weil es dadurch vermeiden Erniedrigung seiner Ansgaben durch seine Inseritionen zum Theil decken kann. Die Vergrößerung des Formats kostet ihm 100,000 Fr. mehr, aber, und die Inseritionen, die bei ihm zahlreicher als überall sind, werfen nur ein Mehr von 50,000 Fr. gegen sonst ab. Die Gazette de France und der Corsaire haben dasselbe Format angenommen, ohne bisherigen Hülfsquellen zu haben. Der Constitutionnel und der Courrier Français behielten ihr Format bei, gehen aber zur Entschädigung des Publikums gelegentlichen Supplementen. Der Temps war am klügsten; er setzte seinen Preis auf 72 Cent. herab und vergrößerte sein Format um das Doppelte. Er ist jetzt so groß wie der Morning Chronicle, zählt an 300,000 Buchstaben in jeder Nummer und beschäftigt dreißig Setzer. Die Franzosen finden aber das große Blatt unbequem. Was aber aus der Presse und der Richtung der öffentlichen Meinung in Frankreich werden wird, läßt sich bei dem Zustande der Wandelbarkeit daselbst nicht voraussehen. In einem Lande, wo alle sechs Monate ein neues Ministerium und mit ihm neue Beamten am Ruder sind, wo die Repräsentanten des Volks in so viele Parteien zerfallen, daß eine Majorität nur aus der zufälligen Verbindung zahlloser Minoritäten erwächst, kann sie jetzt schwerlich an eine bestimmte Richtung der Presse gedacht werden.

Die Jungfrau von Orleans, historisch und poetisch.

Nach Michaud und Poujoulat, von Chandes-Aigues.*)

Wenngleich die Erzählungen der Geschichtschreiber über das Leben der Jeanne d'Arc von anfallenden und unerklärlichen Widersprüchen wimmeln, wenngleich der Schleier des Geheimnisses von ihrer Gestalt noch bis zur Stunde nicht wegzugezogen ist und wahrscheinlich niemals gehoben werden wird, so kann doch heute für den Historiker kein Zweifel mehr obwalten, was von der Jungfrau von Domremy, von ihrem Charakter und ihrer Sendung zu halten sey. Die von ihren Feinden ausgesponnenen Fabeln, denen man so lange blindlings Glauben geschenkt, haben sie die heutige Welt nicht einmal als Kuriosität mehr interessirt. Die Ehrsucht des Monsterlese und die Jungfräuliche Reichsgeschichte des Dubuisson liegen in den Bibliothek-Winkeln unserer Bibliotheken eben so vergessen, wie die Schriften der beiden Verehrer dieser und Verdammer Johanna's, Anchard und Edmond Richer. Seltsam bleibt es jedoch und bemerkenswerth, daß die letzteren niemals zum Drucke gekommen sind. Sie gehen in naiver Glaubigkeit und Verehrung eben so weit, wie jene Beiden zu Haß und in der Lästerung. Daß aber die Darstellungen der Monsterlese und Dubuisson so einstimmenden Beyzug und Eingang bei der lesenden Welt gefunden haben, das ist eben wieder ein Beispiel von der Ungerechtigkeit, womit die Nachwelt sich so häufig an dem trostlosen und glorreichsten Antlitzen versündigt. Zugleich erklärt sich hieraus, wieso der Name und die Person der Jeanne d'Arc bei dem französischen Publikum in so schlechtem Ruf, um nicht noch etwas Schlimmeres zu sagen, gekommen ist.

Heute steht, wie gesagt, die Meinung über die Jungfrau von Orleans in der Hauptsache fest. Der ernste und gründliche Geschichtsforscher übt Mitleyd zur Rechten und den Reuse des Visionnaire und Hallucinirten et critique zur Linken. Seine Ueberzeugung die Wahrheit obwaltet, die Jungfrau entweder für eine von Gott sammtlichen ausgesandte Heilige oder für eine mit dem Teufel buhlende Hexe zu halten. Der verständige Etienne Pasquier hat es bereits gesagt, daß an der Geschichte der Jeanne d'Arc, wenn man auch alle von den Zeitgenossen aus guter oder schlimmer Meinung hinzugefügte Erschwingen und Lügen davon abbrechen, noch immer Interessanten und Wunderbaren genug bleibt. In neuester Zeit haben Lingard und Siemondi denselben Gesichtspunkt behandelt, und es ist sonderbar, daß jener mit seinen katholischen Ideen und Tendenzen gleichwohl die Jungfrau bei weitem weniger günstig darstellt, als der skeptische und raisonnirende Französische Autor.

Die Notice sur Jeanne d'Arc, von den Herren Michaud und Poujoulat verfaßt, tragt den Charakter der Unparteilichkeit, Unbefangenheit und besonnenen Gründlichkeit, die zwischen den Extremen hindurch zur Wahrheit führt. Hier erscheint uns Johanna d'Arc, was sie in der Wirklichkeit gewesen, als ein junges Landmädchen, einfältig von Sitten und Gemüth, aber beseelt vom Glauben, durchglüht von Eifer,

*) Moyens législatifs de réprimer la Presse périodique par M. Emile de Girardin, Député. Bvo. Paris, 1835.

**) Das Feuilleton des Presse soll stärker jetzt durch kommen, noch zu den besseren der Französischen Blätter. Die Freunde seiner Frau (Delphine v. Girardin geb. Gay), namentlich Madame Sophie Gay, Alex. Dumas, Fred. Soulie u. A., unterstützen Herrn v. Girardin noch fortwährend. Vgl. übrigens die Nachschrift zu diesem Artikel.

*) Notice sur Jeanne d'Arc. Par Michaud etc. Paris, 1837.

Digitized by Google

durch den Anblick der Leiden ihres Landes und ihrer Kirche hin, zum Fanatismus exaltirt. Da die unmittelbare Eingebung, einen Auftrag, eine Sendung von oben gehabt? Ganz gewiß, insofern sie ein Werkzeug der Vorsehung zur Rettung Frankreichs gewesen ist; aber ihre Verschwörung, daß sie Botschaften unmittelbar vom Himmel empfangen habe, braucht darum nicht für buchstäblich wahr angenommen zu werden. Sie selbst hat zeichnete die Offenbarungen, die ihr zu Theil wurden, immer mit dem Ausdrucke: die Stimme habe gesagt, sie habe befohlen. Es geht daraus hervor, daß sie nicht gerade ihr himmlisches Boten selbst mit Augen gesehen, sondern nur Worte vernommen hat, die der Ausdruck dessen waren, was ihre ganze Seele erfüllte und begeisterte. Das Phänomen hat sich zu allen Zeiten wiederholt, daß, was der innere Sinn besitzt und schaut, sich bei einzelnen Personen Organe verschafft, um zur äußeren Wahrnehmung, zur Vision sich das Auge, zur Stimme sich das Ohr gestaltet. Hiebei wird Alles begreiflich und die Kunahme eines Wunders wie einer Verklärt gleich überflüssig; die tahlen Schwerter der Freiheit zerfallen in Nichts, und auch die schwerfälligen Gewehr-Gewehre der Christlich-Gläubigen schmelzen in Aetherluft zusammen vor der einfachen und wahrzweifelbaren Wahrheit, daß der Glaubensmuth und die fromme Begeisterung jener reinen und unschuldigen Jungfrau die großen Dinge ausgerichtet hat, deren keine menschliche Tapferkeit, Kraft und Klugheit fähig gewesen wäre.

In der That, kann man sich, außer den vor großem Kurzschichtigkeit und Oberflächlichkeit, mit der Geschichte zufrieden geben, daß Johanna eine Begeisterin gewesen? daß sie den Leuten etwas weis gemacht, indem sie sich für eine Gesandte des Himmels ausgab, indem sie erzählte, wie oft ihr der Erzengel Michael, die heilige Margaretha, die heilige Katharina erschienen wären, die zu den Worte Mark einzusprechen Pflegen, Johanna war keine Begeisterin, da sie die Erscheinungen wirklich gehabt, die Stimmen wirklich vernommen; nur freilich war es nicht außer ihr, was sich ihr offenbarte, sondern in ihrer Seele ging es vor. Man mag dies Fanatismus, Ueberspannung, Wahnsinn nennen: was liegt daran, welches Wort man wählt, um die Ursache der nicht wegzuleugnenden Wirkungen zu bezeichnen? Hätte Johanna nicht in dem festen Glauben gelebt, daß sie Gottes Auftrag erfüllt, wäre sie nicht ganz und gar durchdrungen gewesen von dem Bewußtsein, daß sie vom Himmel berufen sey, Frankreich und den König zu retten, woher hätte sie Muth und Kraft gewonnen zu den Thaten, welche die Geschichte von ihr bezeugt? Das ist Philosophie hinwegräumen, daß Johanna d'Arc damals Frankreich gerettet hat, daß es ohne ihr Erscheinen um die Französische Unabhängigkeit und Nationalität geschehen war.

Wie sah es im Jahre 1429 in Frankreich aus? Seit fünfzig Jahren hatten die Parteihämpfe und Bürgerkriege nicht getruht; die Fortionen von Burgund und Armagnac zerfleischten das Land, die blutete aus tausend Wunden; hilflos und zu Grunde gerichtet, war es den Angriffen übermächtiger Feinde preisgegeben. Drei Viertheile des ganzen Französischen Territoriums im Süden, im Westen, im Norden waren in der Engländer Händen, die Herzoge von Bretagne und Burgund mit ihnen verbündet. Was Heinrich V. von England bei Azincourt (1415) siegreich begonnen, das setzte sein Bruder, der Herzog von Bedford, in Gemeinschaft mit dem Grafen Salisbury und den furchtbaren Talbot, fort; diese Drei hatten sich gewissermaßen in die Eroberung von Frankreich getheilt; sie flogten bei Cervant und Verneuil; immer enger zog sich der Kreis um Karl VII., der zu Chinon in der Touraine mit wenigen Getreuen; von Tage zu Tage lichtete Verrath und Zwist die Reihen seiner Anhänger, seine Streitmacht schwolz zusammen; es kam dahin, daß er nur eine Schaar fremder Söldlinge, die ein Schotte, Douglas, befehligte, zu seiner Vertheidigung behielt. Durch wiederholte Niederlagen ganz entmuthigt, sah er schon mit dem Verbannen um, noch der Dauphine zu flüchten und sein ganzes Königreich, das er nicht zu behaupten, noch zu schützen vermochte, den Engländern zu überlassen. Noch widerstand die treue Stadt Orleans, sein letztes Bollwerk, den Angriffen der belagernden Engländer, aber ohne Aussicht auf Hilfe und Entsatz; man konnte in seiner muthigen Gegenwehr nur die letzte verzweifelte Anstrengung der hoffnungslos zu Grunde gerichteten Könige sehen Paarei erblicken.

In dieser äußersten Noth, da die letzte Stunde der Französischen Monarchie und Unabhängigkeit geschlagen zu haben schien, tritt plötzlich Jeanne d'Arc auf den Schauplatz. Sie erscheint am Hoflager zu Chinon; mit zuversichtlichem Muthe, festen Schritten und unerschrockenen äußerlichen Gehabe, verspricht sie im Namen Gottes, noch Alles zu retten, wenn man ihrer Führung vertraue. Anfangs glaubt man ihren Worten nicht; oder ihre begeisterte Rede, die Ueberzeugung, von der sie sichtbar beseelt ist, und ihr selber Muth reißt doch auch auf die Umgebungen hin. Der König Karl selbst, verwundert über die Harmlosigkeit, womit die Jungfrau auf ihrem Vorhaben besteht, neugierig, was sie ein Ende diese ungewöhnliche Begebenheit wohl nehmen würde, und bei dem verzweifelten Stande seines Spieles wohl geneigt, einen auf so besondere Weise sich darbietenden Wurf auf gut Glück zu wagen — der König gewährt endlich ihr Verlangen und stellt ihr eine bewaffnete Schaar zu Gebote, womit sie zur Rettung von Orleans ausziehen will. Und siehe da, kaum hat die Jungfrau sich in die belagerte Stadt geworfen, so ändert sich auf einmal der Stand der Dinge; ein Umschwung des Kriegsglückes tritt ein. Die Engländer hören von der wunderbaren Streiterin, die sich gegen sie erhoben hat, und wähnen, der Himmel oder die Hölle habe sich gegen sie erklärt. Die Belagerten, von den Worten und dem Beispiele der begeisterten Jungfrau angefeuert, fühlen ihren Muth und ihre Kraft sich verdoppelnd; und erneuenen sich zu tapferer Anstrengung. Drei Tage sind vergangen und Jeanne d'Arc hat ihr Versprechen erfüllt; die Engländer ziehen ab, Orleans ist befreit. Aber sie begnügt sich damit nicht; nun zieht sie ins Feld, die Engländer zu stieben der itzt; feste Plätze, Largeau, Meun, Bongency werden erstürmt oder ergeben sich. Stets Sieg und Glück begleiten sie; die Engländer in offene Feldschlacht immer Sieger geblieben; jetzt, bei Patay, schlägt die Jungfrau sie in die Flucht. Der Weg nach Rheims ist offen; beeilen hat sie versprochen, den König zu führen, damit die Krone seiner Väter von seinem Haupte gewinde werde; sie erfüllt auch dies, und nun selbst sie, daß ihre Sendung vollendet ist. Sie will in ihr Dorf zurückkehren, aber jetzt beschwört sie der König, zu bleiben. Ihr demüthigen Einreden bleiben ohne Erfolg; sie bleibt darauf, und sie siegreich. Noch mancher Sieg wird unter ihrer Führung erfochten, aber das begeisterte Selbstvertrauen ist von ihr gewichen; sie ist nur eine gewöhnliche Sterbliche noch, und es obut ihr Unglück. Nur zu bald erfüllt es sich. Bei einem Ausfalle der Engländer aus Compiegne gerath sie, indem sie den Rückzug der Ihren, in feindliche Gewalt. Ergrimmt über die Schmach, von einem Weibe besiegt worden zu seyn, verdammen die Feinde das wehrlose Opfer zum Feuertode, und um ihren Ruf zugleich mit ihrem Leben zu vernichten, beschuldigen sie, eben so lächerlich als grausam zu ihrem Hall, die Jungfrau der Zauberei und des Verkehrs mit dem Teufel. Sterben sahn die Thaten und Siege der Johanna d'Arc bei der einen Partei für Gotteswerk, bei der anderen für Satanswerk gegolten, aber die Schande ist zuletzt mit vollem Gewicht auf das Andenken der rachsüchtigen Lauder und Verfolger zurückgefallen.

Der Thaten der Jungfrau lassen sich groß und begreifen, ohne daß man zu übernatürlichen Vorstellungen und Erklärungsweisen seine Zuflucht nimmt. Der zur Begeisterung und zum Fanatismus exaltirte menschliche Wille ist ein über alle Vorstellung mächtiger Agens, eine Kraft, die sich in weiten Kreisen mittheilt und fortpflanzt, sich der passiven Individualitäten bemächtigt und sich in ihnen tausend gehorsame Werkzeuge schafft. Ein Glaube, ein Gedanke, ein Wort, ein Wunsch, ein Feuer das entzeret, und wird durch die Bindtheilung nur desto lebendiger angefacht. So wird es klar, wie die Erscheinung der Jungfrau dem muthlosen und darniederzagten Französischen Heere einen so unglaublichen Aufschwung mittheilen konnte; dieses ist der geistige Zauber, an dem sich die ganze Reihe ihrer Heldenthaten und Triumphe abspinnt.

Auch der Leitung dieser Begeisterung in den Gemüthe des einfachen Landmädchens ist nicht schwer aufzulösen. Oft hatte sie als Kind, wenn sie mit Brüdern und Verwandten um den Heerd saß und die Rede von Frankreichs Leiden war, die Worte weinend beklagen hören, die im Munde des Volkes umging: Ein Weib werde das Königreich Frankreich zu Grunde richten, ein Weib dasselbe wieder retten. Die erste Hälfte der Wahrsagung war schon in Erfüllung gegangen. Die Königin Isabella aus Bayern, die ehebrecherische Gemahlin Karl's VI., die Mutterwuter, die unbarmherzige Feindin des Sohnes, Karl's VII., hatte die Engländer nach Frankreich gerufen. Der böse Engel war erschienen, man erwartete den guten. Nun denn, in jenen Zeiten der Verödung und Verwirrung, wo Brüder und Kinder die Gesichten und Mißhelligkeiten in Kampf und Belagerung mit den Männern theilten, konnte ein junges Landmädchen wohl den Gedanken kühnhingen, ihrem Vaterlande und dem Volke die verheißene Hilfe zu werden. Man versetze sich in jene Zeiten, wo man an ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit in menschliche Dinge noch aus voller Seele glaubte, wo es als die höchste Verherrlichung eines frommen Menschenlebens erschien, einen vom Himmel erhaltenen Auftrag zu erfüllen; man erschrickt, wie tief manche Gemüther, als sie einzelne fandte Retterin Frankreichs aufgetreten, in der gläubigen und begeisterten Seele Johanna's Wurzel faßten. Und indem sie sich durch göttlichen Beruf geheiligt fühlt, wirdt sie sich einiger Jungfräulichkeit und hält ihr Gelübde. Wie unwürdig und lieugestillig ist die Sudtiterei und der Zweifel über dieses Gelübde! Welchen Zwang, welche Oder legt der sinnliche Mensch sich nicht täglich um der kirnlichen, geschlechten Zwecke willen auf! Dürfen wir einer sonnigen und gesteigerten Begeisterung nicht mehr zutrauen, als irdischem Eigennutz und Ehrgeiz? Und schwache, die Keuschheit ist keine so gar schwere Tugend für Personen, deren Geist von großen Gedanken und Erfindungen erfüllt ist. Je heiliger das Verlangen der Seele aufstammt, desto mehr erbleicht und erlischt die Gluth des sinnlichen Verlangens, und umgekehrt. Im Reiche der Wissenschaften wird uns der große Newton genannt, der im hohen Alter jungfräulich starb. Warum bei Johanna d'Arc zweifeln? Welche Macht über die Seele ist stärker, welcher Dienst zehre größere Opfer und mehr Märtyrer, die Religion oder die Wissenschaft? Mit dieser einen Betrachtung sind alle höhnische Zweifel an Johanno's jungfräulichter Reinheit siegreich abgewiesen; sie ermangeln überdies oder historischen Begründung, und es ist kein Wort mehr darüber zu verlieren.

(Schluß folgt.)

England.

Bulwers „Athen".

(Fortsetzung.)

„Das Menschen verachtet wurden, daß sind finden sich Beispiele in jedem Lande und Volke. So haben die Skandinavier ihren Odin zum Gott erhoben, so die Germanen ihren vaterländischen Helden Arminius, der den Römern siegreich widerstanden. Wir erleben aus der Lebensbeschreibung des heiligen Anschar, daß die Schweden noch im neunten Jahrhunderte Ihren sinnigh verehrenden Königen Kläder errichteten, und Adam von Bremen berichtet uns, daß diese Ehre in der Regel denjenigen Kriegshäuptern und großen Volksvobilhätern widerfuhr. In der neueren Zeit sind alle diese Volks-Traditionen vor der christlichen Religion in den Schatten zurückgetreten und in Vergessenheit geraihen; im Altertume aber erhielten sie sich, so lange die Völker dauerten; als nun der Verkehr der Siowohner verschiedenen Länder mit einander in Verbindung brachte, wanderten die verschiedenen Sagen und Traditionen von geitgewerdaren

Digitized by Google

Helden aus einem Lande ins andere, vermengten und vermischten sich. Die Griechen übertrugen die Namen ihrer Götter und Heroen auf die Gottheiten anderer Völker und entlehnten von letzteren Attribute und Symbole, die man dann auf einem ursprünglich Griechischen Heros vereinigte. So wird unter dem Griechischen Herkules auch noch ein Assyrischer und Aegyptischer genannt u. s. w."

„Der eigentliche Hebräische Volks-Heros ist Theseus, den die Sage vielfach in Gemeinschaft mit Herkules erwähnt. Die wunderbaren und lebhaften Abenteuer werden von ihm berichtet. Als er von Argos nach Athen wanderte, fiel in Epidauerien ein weit geschickterer Räuber ihm an; Theseus erschlug ihn und behielt die Keule des Besiegten zur Lieblingswaffe. Am Isthmus lauerte Sinnis den Wanderern auf; er hatte zur Gewohnheit, die Unglücklichen an die Aeste zweier Fichten zu binden, die er mit Gewalt zusammengebogen, und sie dann von den wieder auseinanderfahrenden Bäumen in Stücke zerreißen zu lassen. Theseus überwältigte ihn und brachte ihn zur Strafe auf dieselbe Weise um. In dieser Fabel begegnet uns nun ein beinahe romantischer Zug, wie wir ihn in einem mittelalterlichen Ritter-Romane kaum andere erwarten dürfen. Dieser Sinnis nämlich, der Fichtenbeuger, hatte eine außerordentlich schöne Tochter, die sich aus Furcht vor dem gewaltigen Sieger unter die Wäsche in Dienst verdang. Da kam denn Theseus, so erzählt Plutarch, das Mädchen, wie sie in ihrer kindlichen Unschuld aus Eitelkeit zu den Bäumen heiter, — ohne Schlüsse mehr, verrathet mich nicht, ich will euch auch keine Leides thun, euch nicht auszreißen und nicht verbrennen.““ Eine anmuthigere Legende dürfte kaum der Spencer zu finden seyn. Theseus sollte die Jungfrau mit freundlichen Worten und ritterlichen Verbeugungen aus ihrem Wesfuß und genannt über Land führen. Was denn weiter den Räuber betrifft, so ist nach Kreta gesobren, um die Athener von dem Tribute der sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen an den König Minos zu befreien, wie er den Minotaurus erlegt, wie er mit Ariadne entstehen und sie auf der Insel Naxos verlassen — diesen Sagen liegt gewiß etwas Historisches, eine wahre, aber nach so vielen Menschenaltern die zur Unkenntlichkeit entstellte Begebenheit zu Grunde.

„Wichtiger und wohlthätiger als seine Heldenthaten sind die gesetzlichen Einrichtungen, die dem Theseus als Könige von Athen zugeschrieben werden. Die Sage nennt zwar Lykurgs, etliche Jahrhert Jahre vor Theseus, als den ersten, der die wilden Bewohner Attikas unter eine geordnete Verfassung vereinigt habe. Namentlich wird ihm die Eintheilung des Landes in zwölf Bezirke oder Demen, mit einer Burg oder einem Hauptort in jedem Demos, zugeschrieben. Diese Bezirke aber hatten nicht zusammengehalten, sondern waren einander beinahe entfremdet, daß auch in benachbarten Angelegenheiten kaum gemeinschaftliche Berathschlagung und Beschluß stattfand; so es waren sehr häufig innere Zwistigkeiten ausgebrochen und hatten, in Ermangelung gesetzlicher Entscheidung, zu Gewalt und Blutvergießen geführt. Theseus nun brachte die Vereinigung aller dieser kleinen Gemeinwesen in einen Staat zu Stande. Er wußte diesen Staat und jede Gemeinde sorgfältig zu schützen; den Schwachen gegen den Starken und die Vereinigung gegen Gefahren, denn sie erwarteten von der Vereinigung in eine große Stadt wirksameren Schutz gegen ihre kleinen Zwingherrn; die Reichen und Mächtigen aber, die Glieder der Herrenstandes, hatten nicht Lust, ihre gewissermaßen feudale Unabhängigkeit in den kleinen, geschlossenen Landgemeinden aufzugeben. Ihnen mußte Theseus Versprechungen machen, um sie über ihre Rechte und über Freiheit zu täuschen. Er führte eine Verfassung ein, wodurch die Staatsgewalt in den Händen der Mehrzahl blieb. Er selbst als König wollte nur der Heerführer im Kriege und in Friedenszeit der Wächter der öffentlichen Ordnung, der Hüter der Gesetze schuldig war. Die Einen gaben seiner Ueberredung, die Andern seinem gebietenden Ansehen nach, und so erreichte er seinen Zweck. Mit allgemeiner Einwilligung bob er die Adelsräthen und Versammlungen in allen kleineren Attischen Städten auf und errichtete in Athen die große allgemeine Versammlungshalle, das Prytaneion, welches noch zu Plutarch's Zeiten gestanden haben soll. Er gab auch zuerst den Gesetzen und Wohnungen, die sich zuvor zerstreut hatten, eine gemeinschaftliche Ebene ausgetheilt hatten, den gemeinschaftlichen Namen Athen und stiftete das Fest der Panathenäen, zu Ehren der Schutzgöttin Athene und zur Erinnerung an die Vereinigung. Der königlichen Gebäude, seiner Schwester und seiner Oheimen, die Pallantiden, das Wolf-Gefilde er in Städte, die bis dahin Privatgebäuden seinen Landsgenannt der Eupatriden, bildeten; das übrige Volk theilte in die beiden Klassen der Aekerleute (Geomoeren) und der Handwerker (Demiurgen). Die priesterlichen Würden, die Auslegung der Gesetze und die obrigkeitlichen Aemter übrden als Vorrecht in den Händen der Eupatride. So hat Theseus in der Sage den Ruhm, der erste Gründer einer festen, wenn gleich noch unvollkommenen Verfassung zu seyn. Er war der Erste, sagt Aristoteles, der unumschränkte Königsmacht freiwillig aus Händen gegeben. Isokrates drückt sich mit einer rednerischen Wendung also über ihn aus: Damals sey ein Wetteifer gewesen zwischen König und Volk, ob dieses mehr Macht, ob jener mehr Freiheit zugestehen wollte. Als durch Vermehrung der Bevölkerung die Macht seines neuen Staates zu erhöhen, forderte Theseus Fremde auf, sich in Athen niederzulassen, und sicherte ihnen Schutz des Lebens und gleiche gesetzliche Rechte mit den Eingebornen zu. Die Gründe seines Staatsgebiets bezeichnete er durch Errichtung einer hohen Säule auf dem Isthmus, wo sich Jonien vom Peloponnes scheidet. Auch die Isthmischen Kampfspiele zu Ehren Poseidon's hat Theseus eingesetzt.“

Offenbar wird in dieser Darstellung dem Theseus zugeschrieben, was ein Werk vieler Menschenalter, vielleicht vieler anderer Attischen Könige und Heroen gewesen ist; aber weil sein Name unter allen der berühmteste war, so hat die Sage allmälig Alles auf ihn zurückgeführt, und er repräsentirt in der Tradition, so zu sagen, eine ganze politische Entwickelungs-Periode des Athenischen Volkes und Staates.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Distant glimpses, or astronomical sketches. Von J. B. Burton. 45 Sh.

Remarks on military law and flogging — Vom General C. J. Napier. 7 Sh.

Mannigfaltiges.

— Madame Morel und Herr Bonafont. Der „Hamburger Korrespondent“ setzt in seinem Blatte vom 3ten d. M. (Nr. 136) die Polemik gegen Herrn Bonafont fort, dessen Erklärung in Bezug auf sein Eigenthum an der Französischen Uebersetzung Schiller'scher Gedichte (S. Nr. 77 des Mag.) als unbefriedigend dargestellt wird. „Warum“, fragt der Korrespondent, „legt Herr Bonafont, der doch vermuthlich noch ein Exemplar seiner ersten Bearbeitung von 1822 besitzt, dasselbe nicht öffentlich vor?“ Ein Freund des „Korrespondenten“ hat sogar dieser Angelegenheit halber nach der Schweiz geschrieben und warten wir der Antwort ab, um sie ebenfalls zu veröffentlichen. Einstweilen werden auch wir von der zwei Jahren in der Helvetie, einem Schweizer Blatte, erschienenen Rezension der Madame Morel nachstehende interessante Notizen mittheilen: „Isabella von Grünen, einer patrizischen Familie des Fürstenthums Neuchâtel entsprossen, war im Jahre 1779 zu Zigurées geboren und zeigte schon in früher Jugend so seltene Fähigkeiten, daß sie, kaum 20 Jahre alt, dem Preußischen Hofe als Vorlesserin der Prinzessin Charlotte, jetzigen Kaiserin von Rußland, empfohlen wurde und auch einen Ruf nach Berlin erhielt, dem sie aber nicht entsprechen konnte, weil sie eine Zuneigung für den Pastor von Corgémont, Herrn Morel, gefaßt hatte, den sie bald darauf ehelichte. Hier in Corgemont brachte sie in Abgeschiedenheit ihr Leben zu, welches sie zunächst der gemeinschaftlichen Uebung ihrer künstlichen Talente, und literarischen Arbeiten, die wahrentheils der moralischen und religiösen Gattung angehörten, theilte. Im Jahre 1805 gab sie eine Novelle, Louise et Alberi, heraus, etwas später eine Uebersetzung des Pestalozzischen „Handbuchs für Mütter“; hierauf folgte eine Uebersetzung von „Gretchen von Wart“; zuletzt die Uebersetzung Schiller'scher Gedichte, wovon nachher die Heldenlieder, die Balladen enthielt (bei Mad. Morel S. 79, bei Bonafont S. 83). Um literarischen Ruhm war es ihr hierbei nicht zu thun, sondern es war nur ihre Absicht, die Franzosen zum Studium der Deutschen Literatur aufzumuntern. Noch liegen von ihr ungedruckt: eine Uebersetzung von Schmidt's Geheimnissen, eine von Pestalozzi's Nachforschungen der thierischen Magnetismus; Betrachtungen über die Werke der Frau von Genlis und endlich ein historischer Leitfaden (cahier historique) für die Jugend. Auch hat sie einzelne Aufsätze in die Helvetie einrücken lassen, unter Andern einen Artikel zu Gunsten der Polnischen Flüchtlinge. Sie starb mit vollem Bewußtseyn und mit Ergebung in Gottes Willen, sei und gewiß sewohl wegen ihrer echt christlichen Religiosität, als ihrer persönlichen Liebenswürdigkeit halber, der allgemeinsten Achtung, als sie am 18. Oktober 1834 nach langer und schmerzlicher Krankheit ihrem trauernden Gatten und ihren zahlreichen Freunden entrissen wurde.“

— An die Kanonen des Invalidenhauses. Ein Leser des „Magazins“ hat uns von dem in Nr. 80 befindlichen Fragment aus Victor Hugo's Gedicht auf den Tod Karl's X. der nachstehenden ihm übersetzten Abschnitt mit den grellen Schwierigkeiten des Originals auch gelungen zu nennende Uebersetzung einsandte:

Ihr finstern Schlünd' in Reihen vor den Invaliden,
Den Söhnen gleich am Tod der großen Todesmüden,
Ihr Drachen, die Ihr schlaft, und nimmer mehr erwacht,
Ihr Wächter diesem Schloß, für Ritzen aufgedacht,
Dem Schloß, das Frankreich taub im Dienst gewidmet,
Den anderthalb Heim auf seinem Hampt von Stirnen:
Bei jener Mähr, die sonst euch schreckte und das Reich
Ihr hört, Frankreich König ist — sagt's euch, und Feind von Euch,
Wie ein erfaßt'ner Leu, will raffelnd mit der Kette,
Nicht Ruh, erhebt auf seiner Eisenstange Bette,
Und nicht verlöschlich nun Erwachen Kraft erweckt,
Zum schwarzen Nachbar fauend: „Krankreich todt Karl!“
Wie kommt's, daß Euer Gähnen nicht begleitet hatte
Den Satz, den man in Nacht dort unten hat begraben:
Daß man von Euren dürren Statten nichts vernimmt,
Leibl., todte Schlünde, nicht auf Rollen, Lafetten,
Wie's wohl mit schwanken Schlage einer schwarzen Schwingen
Der Sinn der Nacht sagt aus ihrer Todesklingen: —
Es ist, weil entehrt in unsern Purpurtrügen, weil
Ihr stets seyd, gleich uns selbst, voll Phrasen nur und — feil,
Es ist, weil verrathet, alt, in der Gruft geschlossen,
Stets auf den Kaiser vor Allem, was verübertritt,
Entkommt vom Kampf, um ihn zu stürzen in Rache,
Von lahmen Soldaten hinter morschem Wall bewacht,
Barabrüstet nun, wirasten sind vom Krieger,
Mit einem Rauch und Dunst umwallt wie Geister,
Nur noch bestimmt zu Pomphgerang' und Festschuß,
Ihr Mörser schaut in dieser Feuerzeit herab
Schmach über Euch! Kanonen, ihr der Krieg verschmäht
Und deren Stimme nur beim Fest sich vernehmen läßt!
Ihr, die mit Donnern verbrüdert sich der Lust Lauf,
Was noch zu kommen immer, niemals was entschwand,
Seit breißig Jahren habt Ihr — Hoffnung von Gleich,
Die Heimath bald, und bald den ersten Tumult preisen! —
Stets Einem unaufhaltsam und Gruße zugebracht,
Nur Ihr nicht kennend, was Ihr thut, noch verhöhnt!
Zeitstrag, die dem Gleichlichen nur Saiten schicken,
In Euer Feuer warf einst der Meister, Ein zu sticken,
Ein Augenpaar mit Lunten dem, der unterlag,
Dann war verdammt fürd, daß für Euch niemals den Tag
Ihr werner Mund, der sonst wie Sensenstahl ertönt,
Er ist für Gott, wie für Ex. Heinen verstummt!
Schmach über Euch! . . . .

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Institut der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Oberbaum-Straße No. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 84. Berlin, Freitag den 14. Juli 1837.

England.

Schriftstellers Gemeinplätze.

Es giebt Buchhaben, die so häufig in Verbindung vorkommen, daß die Schriftsteller eine eigene Form dafür zu haben pflegen: so z. B. ſt, ſi, ſſi u. ſ w. Man sollte diesen Gemeinsinn auch auf Phrasen anwenden, mit denen die Schriftsteller versehen sind, um sie an passenden Stellen anzubringen, und die so sicher wiederkehren, wie irgend einer von den 24 Buchstaben des Alphabets. Was würde dadurch dem armen Setzer für Zeit und Arbeit erspart, und wie manche Sachen, die, obgleich sie wenig mehr als solche Gemeinplätze enthalten, mit Gewalt gereckt sein wollen, würden dadurch auf schleunigste abgethan und dann ohne große Mühe in dem Staub und Schlaf der Buchhandlungen oder in dem geschäftigen Treiben der Gewölbräden ein schnelles Ende finden.

Eine große Zahl dieser Gemeinplätze flammt aus der heidnischen Mythologie, und ich würde hier vor Allem die Augen des Argus, Morpheus' Waffen oder Mohn, Jupiter's Donner, Kupido's Pfeile und Pandora's Büchse zu solchen Typen empfehlen. Außerdem giebt es noch eine ganze Legion; zum Unglück aber kommen bei allen übrigen die Worte niemals in derselben Form und Stellung vor, und es würde z. B. sehr schwer sein, die Reinigung der Augiasſtälle, die Blätter der Sibylle, den schönen Gemahl von Minerva, wie sie gewappnet und gerüstet aus dem Haupte des Zeus hervorspringt, in einen ganzen Topus zu bringen, der sie jeden Fall paßt und unverändert in die Reihen gestellt werden kann. Eben so verdrießlich schrieben wir die Qualen des Tantalus, das Rad des Ixion und die Essigkrüge, und was sollte Apollo mit den Musen und dem Pegasus beteiſſe, so fürchte ich, daß diese Dinge für unseren Zweck ganz unbrauchbar sind, obgleich sie gerade am meisten von fast allen Dichtern wiedergekäut werden. Etwas Anderes ist es, wenn klassischer Autoren von diesen Dingen mit ungewöhnlicher Emphase sprechen, und es würde wohl der Mühe verlohnen, auch aus Shakespeare und mehreren Autoren ein ganzes Register solcher mythologischer Anspielungen zu sammeln, die sich vortrefflich für den Stereotyp eigneten. „Haemoniſch wie Apollo's Laute" — „eine in Thränen schwimmende Miene" — „finſter wie des Orkus Nacht" — „Proſerpina, die Blumen sammelt" — „ein Kriton unter den Griechen" — das sind nur einzelne Beiſpiele unter etlichen Hunderten, welche nicht einen besonderen Platz in des Setzers Kasten verdienen. Ferner dürften wir nicht die Unzahl von Phrasen vergeſſen, die man zwar keinem großen Autor insbeſondere nachweisen kann, die aber desto mehr in dem Munde des großen Haufens sind, so daß, wenn diese stereotypirt wären, man in Bälde mit Gott nur das thäte, was in letzterem Bezug schon mehr als zehntausendmal geſchehen ist. „Keuſche Diana", als Benanne für den Mond — „das Erröthen Aurora's", um die Morgendämmerung zu beſchreiben — „der trunkene Gott", zur Bezeichnung von Bacchus — „Afrika, die in den Himmel zurückſtieß", zur Darſtellung des eiternden Zustandes auf Erden — „Worauf erdreht die Sonne", zur Beſchreibung eines ſchönen Festes (besonders geeignet für Zeitungsberichte) — ferner „der von seinen Hunden zerriſſene Aktäon" — „das ewig brennende Feuer der Veſtaliſchen Jungfrauen" — „Plutus' Reichthümer" — Hymen's Altar" — „die bunteren Zungen der Fama" (mit einer ergänzenden Hindeutung auf das „vires acquirit eundo" des alten Virgil) — „Phöbus, wie er in Thetis Schooß ſinkt" — „die Scheeren der Schickſalsſchweſtern" — „der ſterbende Schwan, der ſein eigenes Todtenlied ſingt" — „wild und grimmig, gleich zehn Furien" — „Nektar und Ambroſia" — und „der Olymp, der bei Jupiter's Kopfſchütteln in ſeinen Grundveſten erbebt", dieſe und manche andere Redearten der Art ſind eben ſo allgemein und gewöhnlich, wie Stereotypen und Anerkennungszeichen. Einen ſchönen Jüngling „Adonis" und einen eitlen „Narciſſus" nennen, blöckte Sängerinnen „Sirenen" taufen und dem Becher der Freude das Prädikat „Circäiſch" beilegen, das ſind ſchon die allerbekanntesten und häufigſten Gemeinplätze, die die es aber leider nicht oft genug, besonders Typen zu ſetzen, da bei ihnen die Anſpielung an einen Mann Alles beſitzt. Dagegen wäre es unſterlig ein dankbenswürdiges Beſtreben, wenn man ſo „einen auf den Oſſa gethürmten Pelion", „einen aus der friſche fließenden Phönix" und „einen Saturn, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt", gleich fertig für den Druck liegen hätte.

Die Topographie, die Geſchichte und die Literatur Griechenlands haben unſere Autoren mit einer nicht kleineren Zahl von Anſpielungen verſehen, welche zwar ſchon alle ein ſehr ehrwürdiges Alter erreicht haben. Jedes erſtrebte Thal muß „ein Tempe", jedes von Dichtern vielbeſungene Land „ein Arkadien" ſeyn. Iſt Jemand recht ſtämmig, tapfer und kriegeriſch, ſo bekömmt er den Titel „Hektor", iſt er alt, „Neſtor"; jeder Weiſe iſt ein „Solon", jeder gerechte Staatsmann ein „Ariſtides". Kritiker heißen die „Nachfolger Ariſtarch's", und jeder Tadler gilt ſtets „einen weiteren Zoilus". Ein kriegeriſcher Dichter, oder vielmehr ein Meiſter mehrerer Capitain, iſt der „Homer" ſeines Corps. Ein Publiziſt, der das Wort führt, iſt der „Demoſthenes" der Tribüne. Die Witz in einem Aufſatz iſt ſein „Attiſches Salz", und ein unſittlicher Menſch hat ein „Böotiſches Gehirn". Ein Dichter, der in der Volksſprache ſchreibt, „bläſt ſein Dorfiſches Rohr". Gerichtsdiener und Landeichter werden die „Abwendigen des Geſetzes" genannt. Ein klluges, rasches Mittel, verwickelte Fragen und Schwierigkeiten zu löſen, heißt „den Gordiſchen Knoten durchſchneiden". Spottlustige Kunſtrichter ſind „Delphiſche Todtenſprüche"; ein wackerer Offizier iſt ein „gute Epikureer" und ein luſtiger Kerl ein „Schüler Demokrit's". Geauſame Verordnungen heißen „Drakoniſch", und Dinge, die aller Mannigfaltigkeit und alles Wechſels entbehren, ſind gleich „den Geſetzen der Meder und Perſer". Wo gab es je einen eingeizigen Feldherrn, der nicht „weinen wollte wie Alexander, weil es nur eine Welt zu erobern gäbe"? und welchen kommen Ihm kaum wan uns nennen, der nicht ſchon von ſeinem ſchlangenartigen Laufe den Beinamen „Mandroſch" bekommen hätte! Auch Rom hat ſeine Literatur und Geſchichte und begehren müſſen; haben wir nicht von Rom den „Fabius Cunctator", und die „Gänſe, welche das Kapitol retteten", und den „Gegenſatz über den Rubikon", und „Numa mit ſeiner Egeria", und „eine Römiſche Matrone", und „den auf Karthago's Ruinen ſitzenden Marius", und das „Bei Philippi werden wir uns wiederſehen"? Nicht zu gedenken der „Geiſter von Cäſar's und Brutus", und „Fallen in die Cäſura, um die Ohrendiebe zu vermeiden". Die einzige erträgliche Phraſe, um eine außerordentliche Seltenheit in der pöpſtlichen oder geiſtigen Welt zu bezeichnen, iſt die „rara avis", und welchen beſſeren Ausdruck haben wir für einen Freund, deſſen äußerer Erſcheinen ungewein benutzegekommen, als das: „Man quantis mutatus ab illo Hectore!" Welch ein Gemeinplatz könnte nicht auf das Feſtatter anwenden, als: „Oh tempoes! oh mores!" und wie könnten wir zotter und poltrichter einem Freund zu verſtehen geben, daß er ihre unſer früheres Unglück ſchweige, als mit „Inſandum, regina?"

Unſere ſtehenden Phraſen ſind aber nicht ausſchließlich aus der alten Mythologie und Literatur hergeleitet. Es giebt auch einige Anſpielungen aus der neueren Geſchichte, einige Stellen aus der vaterländiſchen Literatur, die faſt eben ſo bekannt und gangbar geworden ſind, als die Thaten der heidniſchen Götter und Göttinnen. Der „Schwan vom Avon" (Shakeſpeare) hat allen Schriftſtellern zweiten Ranges eine anſehnliche Zahl Phraſen an die Hand gegeben, die ſie jetem anderen Autoren deſſelben Inhalts vorziehen. Sie ſind ihm überjenen überreinen Arten „Kovine für das Volk", und liebreich gegen das gemeine Volk handeln, nennen ſie nach Shakeſpeare „ſich goldene Meinungen ertaufen". Kommt es darauf an, eine recht ſcharfe Unterſuchung durch den Mundes einer Kommuten Unterſtehelt niederzuſchlagen, iſt da nicht die bequemſte Phraſe: „Es giebt mehr Dinge in der Welt, Horatio, als Deine Philoſophie ſich träumen läßt." Auch von Pope haben wir eine Auswahl von Allerweltsphraſen. „Ein wenig Wiſſen iſt gefährlich", das iſt ſicherlich die merkwürdigſte dazunter. Jede Unterſuchung in der Logik, die man ſich denken kann, wird in England durch ein Citat aus Pope entſchieden. Den Gop kommt die Redenskart, die bei jeder ſchweren Wahl anwendbar iſt: „Wie glücklich könnt ich ſeyn mit beiden." Geap hat ferner folgende zwei gegeben: „Gedanken, die athmen, und Worte, die brennen", und „Wo Unwiſſenheit ein Glück iſt, iſt's thöricht, weiſe ſeyn." Aus der Engliſchen Geſchichte können wir nur wenige weltverbreitete Gemeinplätze aufbören. „Der luſtige Monarch", iſt bekannt genug. „In den Tagen des luſtigen Monarchen", welch köſtlichen Anfang giebt das für eine intereſſante Erzählung oder Abhandlung. „Eine Abigail", als ein ſtehender Terminus für die Magd einer Königin, iſt glaub' ich, ebenfalls aus der Engliſchen Geſchichte, indem eine der Damen des Puritaniſchen Wüſtlings Buchan war, der buchſtäblich Magd der Königin Anna.*) Sonſt kann ich mich in dieſem Augenblick keiner anderen Phraſe aus unſerer eigenen Geſchichte erinnern, außer wenn wir die bekannten ebreteriſchen Figuren hierher rechnen wollen, als da ſind: „unſere glorreiche Revo-

*) In der That ſcheint unſer Autor nur wenig belesen zu ſeyn, ſonſt würde er wohl wiſſen, daß „Abigail" Königs David's Trotz in ſeinen alten Tagen war. Ueberhaupt würde er dann wohl auch die heilige Schrift als eine der Hauptquellen unſerer oft wiederkehrenden Redensarten mit angeführt haben.

Digitized by Google

fassung" — „die Heerschaft des Meeres" — „die hölzernen Wälle" (Kriegsschiffe) — „die Verschwendung von Blut und Gold" — „die Söhne und Töchter der Verderbnis" (ein Lieblingswort Isokrat's) — et hanc genus omne (was selbst wieder ein sehr verdrauchter Gemeinplatz ist). Ich hoffe, man wird mir einräumen, daß diese sämmtlichen Adagia aus der Englischen Literatur und Geschichte auf eigene Zopfen Anspruch machen dürfen.

So giebt es auch einige von noch neuerem Ursprung und etwas abweichenem Charakter, und zwar muß man die meisten darunter auf den Lippen der populairen Redner suchen. „Die Länge und Breite des Landes" verdient gewiß einen eigenen Platz im Kasten des Setzers, und eben so wenig darf man bei dem „Fortschritt der Intelligenz" Beenden tragen. „Dem Verneinen nach" ist eine unter den Zeitungsschreibern so allgemein gangbare Formel, daß man sich wundern muß, sie nicht schon längst in einem besonderen Topus zu besitzen. Dasselbe läßt sich von der „literarischen Republik" und von „Talent und Genie" sagen. Was endlich das Gebiet der poetischen Diction betrifft, so würde sich auch hier manches leichte Mittel finden, dem Setzer die Arbeit zu verkürzen. So ist es ganz abgeschmackt, daß er so oft die Buchstaben setzen muß zu den Worten Liebe, Hoffnung, Furcht, Verzweiflung, Wünsche, Blätter, Brand, Verfall, gebrochenes Herz, entschwundene Freuden u. s. w. u. s. w. Alle diese sollten zu jeder Zeit als besondere Charaktere fertig liegen. Dabei fällt mir auch etwas höchst Sinnreiches ein, was dem Verfasseben selbst kaum im Scherzen mit Verlegenheit entspringt, nämlich eine Menge solcher Worte, auf Papierstreifen geschrieben, in einen großen Sack werfen, das Ganze gut durch einander schütteln und dann die einzelnen Streifen herausnehmen und in eine eigenthümliche Ordnung zusammenstellen; es würde wahrscheinlich eine ganz neue zu gute Ordnung herauskommen, als wenn Zehntel von Wissen, was die Welt bisher lesen muß. Doch dies ist schon das Thema einer besonderen Betrachtung, die nicht hierher gehört; hier wollten wir uns bloß bei Setzern und Druckern unsterblich machen.

(Lzgl. Rev.)

Bulwers „Athen".

(Fortsetzung und Schluß.)

Bulwer's zweites Buch reicht von Solon's Gesetzgebung bis auf die Schlacht von Marathon, 594—490 v. Chr. Geb. Dasselbe zeigt sich nun bald, weich politischen Geistes Kind der Verfasser ist; kaum, daß er dem großen Gesetzgeber Gerechtigkeit widerfahren läßt; an sehr deutlichen Anspielungen auf politische Verhältnisse der Gegenwart fehlt es auch nicht. Solon hat recht eigentlich die künftige Größe Athen's gegründet, die Anarchie gebändigt und die meisterlichen Gesetze so trefflich in Wirksamkeit gesetzt, daß auch die Vornehmsten und Mächtigsten Gehorsam leisten mußten.

„Die erste Maßregel, womit Solon auftrat, war eben so kühn als entschieden. Mit einer Umwälzung ist dem Volke nicht geholfen, wenn nicht seine Lasten mittlich vermindert werden, wenn sich sein Zustand nicht bessert. Ein armes Volk verlangt stets nach politischen Neuerungen, weil es sich davon Abhilfe seines Elends verspricht. Also sagte Solon den Entschluß, den Kauf des ewigen Hasses zwischen Reichen und Armen ein für alle Mal zu verstoßen. Das Mißverhältniß lag hauptsächlich in der ungebührenden Bereicherung der Inneren Stände gegen die Aeußeren; wer nicht zahlen konnte, mußte den Gläubigern Zehen; dieser Druck wurde den niederen Klassen unerträglich. Solon deutete es nun dahin, daß die Gläubiger sich zu einer großen SteuerleistungsMaßregel gegen ihre Schuldner verstanden; Sie sühnt in der Athenischen Geschichte den Namen Seisachtheia (d. i. Abwerfung der Last); aber worin sie eigentlich bestanden, ob gradezuewegs in einer gänzlichen Annullirung des Schuldverhältnisses, ob in Herabsetzung der Zinsen, oder in Erhöhung des Nominal-Werthes der Münzen, darüber ist man streitig. Die meisten Autoren erklären sich für das Erstere, also für den kühnsten und durchgreifendsten Schritt, und Plutarch beruft sich, um diese Meinung zu unterstützen, auf Solon's eigene Worte, die sich in seinen Gedichten gut auch anders erklären lassen. Um ferner den gehäuften Uebelstand der vorgangenen bösen Zeiten sie immer hinwegzunehmen, verbot er durch ein Gesetz, daß kein Freier hinfort Schulden halber sich in Knechtschaft sollte verkaufen dürfen. Wer wegen Schulden Sklave war, wurde freigelassen; wem sein Gläubiger eine Person in die Fremde verkauft hatte, der wurde jetzt zurückgeholt und in sein Bürgerrecht wieder eingesetzt. Die Noth der Zeit hatte den Gesetzgeber zu diesen verwegenen, ja verzweifelten Auskunftsmitteln getrungt, das man in unseren Tagen als einen sämmtlichen erklären Nationalbankerott bezeichnen würde. Dello entschiedener verwarf er jenen Vorschlag einer Gleichtheilung der Güter, der Landestheilung. Die Mittelmäßigkeit, welche den Gläubiger über den Schuldner zusetzt, die wucherische Habgier des Ersteren kann allerdings Uebel verbreiterten, die der Gesetzgeber schnell und mit schonungslosester Hand hinwegnehmen muß. Die Ungleichheit des Besitzes aber, sie sich allein, kann keine Folgen haben, die ein solches Einschreiten rechtfertigten. Solon begnügte sich, durch ein Gesetz zu bestimmen, daß Niemand durch Kauf Ländereien über einen gewissen Betrag sollte an sich bringen dürfen; gewiß eine weise und höchst preiswürdige Verordnung, wenn sie sich nur in allen Zeiten aufrecht erhalten ließe. — Anfangs war das Volk mit Solon's Maßregeln unzufrieden; es fand sich in seiner Erwartungen getäuscht, weil es auf eine Gleichtheilung des Grundbesitzes nach dem Beispiele der Lokrogischen Gesetzgebung gehofft hatte; bald aber wendete sich die öffentliche Meinung zur besseren Erkenntniß. Die Seisachtheia wurde durch ein öffentliches Fest mit Opfern gefeiert und den Gesetzgeber seiner Autorität für weitere Zeit und mit erweiterter Vollgewalt bekräftigt. Solon gebahre gli tücher Weise nicht zu den Staatsklügern, die zwischen vollsthümlichen und aristokratischen Genußsäften und Maßregeln hin und her schwanken und sich einbilden, weil sie heute gewährt, darum müßten sie morgen versagen. Er war ein Menschenkenner und wußte, daß ein Staatsmann dem Volke so schnell und leicht verdächtig werde, wie einer, der mit kühnen Reformen anfängt und dann auf einmal kleinmüthig innehält und in ängstlichen Rothbehelfen seine Zuflucht nimmt. Seine zweite politische Maßregel war vielmehr noch kräftiger, noch allgemeiner durchgreifend, aber nicht minder beifall und lieb, als die erste. Die Gesetze, welche vor Jahren der Archont Drakon den Athenern gegeben, waren um ihrer Strenge willen wirkungslos. Wer Gesetze mit Blut schreibt, der schreibt sie in den Sand. Solon schaffte sie alle mit einemmale ab, bis auf das eine wahre und allgemeingültige, wonach auf Mord Todesstrafe stand, und führte statt ihrer andere ein, worunter auf Raub, Diebstahl, falschen Zeugniß, Verunreinung, Ehebruch und dergleichen Vergehungen verhältnißmäßige Strafen gesetzt wurden. Es ist übrigens eine interessante Eigenthümlichkeit der Solonischen Gesetze, daß sie in hohem Maße auf das Ehegesetzbl, auf die Frecht der Schande berechnet sind; die dazgetreibe Ehre einzuhalten, ein Axiomes zu werden, dies war eine von den allerhärtesten Strafen. Denn dieser Zug schon damals im Athenischen Charakter lag und von dem Gesetzgeber benutzt worden ist, so hat auch die Gesetzgebung Solon's ihrerseits dazu beigetragen, den Volks-Charakter durch ein hohes Gefühl von Bewußtsein der Ehre zu erheben und zu veredeln. Von demselben Geiste und derselben Absicht zeugt es, daß die Söhne derjenigen, die im Kriege für die Vaterstadt gefallen, auf öffentliche Kosten erzogen wurden; auch der Staat ihnen, wenn sie mannbar geworden, eine vollständige Waffenrüstung schenkte und ihnen ausgezeichnete Plätze bei allen öffentlichen Versammlungen und Festspielen einräumte. — Er selbst, Solon, war in seiner großmüthigen Weisheit jede Verstehung der Herrschsucht unzugänglich; dem Ehrgeiz Anderer suchte er Schlich und Riegel vorzuschieben durch die Gesetze. Daß, wer nach der Alleinherrschaft im Staate geschtbt, des Todes schuldig sein sollte. Auch dem demagogischen Treiben und Gunstbewerben Einzelner gebachte er vorzubeugen, indem er verordnete: ein Gesetz zu Gunsten oder zum Nachtheil eines einzelnen Bürgers dürfe Niemand vorschlagen, wofern nicht sechstausend Bürger ihre Zustimmung dazu erklärten. Um endlich die innere Ruhe und den Frieden der Stadt vor der Gewaltthätigkeit des Parteienkampfes zu sichern, war Allen und Jedem verboten, bewaffnet in den Straßen einherzuziehen, außer in Fällen der höchsten öffentlichen Gefahr."

„Die Verfassung Athen's, wie sie bis auf seine Tage beschaffen war, hat Solon nicht eigentlich umgestaltet, sondern sie mit Beibehaltung der meisten Hauptbestandtheile in demokratischen Sinne erweitert. Einen dichten Roth oder Senat fand er schon vor; diesem setzte er eine Volksversammlung zur Seite. Jeder freie Bürger, welchen Ranges und Standes er sonst sein mochte, war integrirender Theil, des Souverains; von achtzehen Jahre an konnte jeder zum Kriegsdienste innerhalb Attika's verpflichtet. Mit zwanzig Jahren war der Athener vollährig, trat in den Genuß aller Bürgerrechte und des Stimmrechtes in der Volksversammlung. Um jedoch Aemter bekleiden zu können, war eine gewisse Vermögens-Qualification nöthig. Alle Einwohner Attika's wurden nämlich nach ihrem Einkommen in vier Klassen getheilt. Wer neun Scheffel Grundfrüchten (500 Medimnen*) jährlich an Ertrag gab, dem, Oel und anderem steuerbaren Gewächse zog, der gehörte zur höchsten Klasse und war zur höchsten Staatsämter, zum Archontat, wählbar. Wer nur zwischen dreihundert und fünfhundert Medimnen bezog, der gehörte zu den Hippeis, d. h. zu den Reitern oder Rittern, weil er sich nämlich, so oft das Aufgebot an ihn kam, mit einem Pferde zum Kriegsdienst stellen mußte. Wer zu zweihundert Medimnen jährlichen Einkommens herab reichte der Stand der Zaugitai, die den Kriegsdienst zu Fuß als Schwergewaffnete mitzumachen hatten. Diejenigen, welche auch jenen geringsten Census nicht erreichten, hießen Thêtes, und waren von allen Aemtsverleihungen ausgeschlossen, aber auch von allen aktiven Staatsstellen befreit; nur in der Volksversammlung stimmten sie mit. Die Verwaltung des Gemeinwesens lag sonach ganz in den Händen der drei ersten Klassen, die aber damit auch die größten Opfer und Anstrengungen, so wie auch die meisten Verletzungen, zu tragen hatten."

— Dies ungefähr sind einerlei die Grundzüge der Solonischen Gesetze für die Darstellungsweise, die Bulwer sie sein weues historisch-archäologisches Werk gewählt hat. Man sieht, daß er dabei vorsach auf die politische Bildung und auf die öffentlichen Interessen seiner Landsleute Rücksicht genommen. In Deutschland dürfte das Buch wohl nicht leicht ohne Anfechtungen von Seiten gründlicher Kenner des Alterthums bleiben. Die Mitglieder Schwäbischen in Stuttgart hat uns den Gustav Pfizer beauftragt Ueberlegung des Bulwerschen „Athene" angeklindigt. Wir hoffen, daß sich Herr Pfizer, der jetzt gar vielerlei übersetzt, bei dieser Arbeit nicht werde übereilen lassen.

Bibliographie.

The poets daughter. — 3 Bde. 31½ Sh.
Eureka. — Eine Prodpzeitung. 3 Bde. 31½ Sh.
Journal of a horticultural tour through Germany and Belgium.
By James Torbey. 3½ Sh.
Ministerial responsibility. — Ben N. Dallas. 1 Sh.
The personal memoirs of Colonel Charles Shaw and narrative of the war in Spain. — 2 Bde. 28 Sh.

Frankreich.

Die Jungfrau von Orleans, historisch und poetisch.

(Schluß.)

Versetzen wir uns in Gedanken in die oben geschilderten Zustände des Jahres 1429 und in die belagerte Stadt Orleans. Der Muth

*) Der Medimnos, ein Attisches Hohlmaaß; 500 Medimnen mögen 470 Berliner Scheffeln gleichkommen.

ihrer Verbündeten ist durch wiederholte Niederlagen, durch ihre Bedrängnis und Hülflosigkeit tief erschüttert; nur die Ehre, die Treue, die Hoffnung zu Gott hält sie noch aufrecht. Da erscheint die Jungfrau; wie durch ein Wunder ist sie mitten durch das Heer der Belagerer hereingedrungen; sie spricht im Namen des Gottes, der sie gesendet, sie verheißt die nahe Rettung, Befreiung und glorreichen Sieg. Welchen Eindruck mußte dies auf die Gemüther der Belagerten machen? Sie waren plötzlich umgewandelt, aus verzweifelnder Hoffnungslosigkeit erhoben zu fester und freudiger Zuversicht. So ist der Mensch: in den äußersten Nöthen am meisten geneigt, sein Heil der Hoffnung zu öffnen und das Unmöglichste für möglich zu halten; aus der Begeisterung sich aufraffend zu den verwegensten Entschlüssen, aus tiefster Niedergeschlagenheit zu unvergleichlichem Heldenmuthe sich aufrichtet, wenn die Anregung von Innen kommt. Und der Quell, aus welchem diese ungeahnte Fülle sich ergießender Kraft hervorströmt, heißt Glaube: das Vertrauen und Erfüllsein von Gott, von der Idee. Weil Johanna des Glaubens voll war an ihren Herrn, darum durfte sie mit Wahrheit sagen, Gott habe sie erwählt und gesendet. Weil die Krieger unter ihrer Anführung sich mit vollem Glauben für unüberwindlich hielten, darum waren sie es wirklich. Die Jungfrau war das sichtbare Werkzeug des Sieges; die Kraft, die unsichtbar den Sieg bewirkte, war der Glaube.

Indem wir solchergestalt die Wunder, welche Johanna d'Arc vermichtet hat, rein aus den Bedingungen der menschlichen Natur, als die herrliche Wirkung einer begeisterten Zuversicht, erklärten, haben wir lediglich den Kern des Historikers im Auge. Der Dichter aber wird und darf sich mit dieser Deutung nicht zufrieden geben; er wird nicht leiden, daß man diese Geschichte von Wundern entkleide, um sie nackt zu machen. Er will sie uns überliefert wissen ist, entkleide. Die Tradition ist des Dichters Gut und muß ihm bleiben: nur aus ihr kann er seine Wesen gestalten; im Gedicht muß die Jungfrau getragen erscheinen von der göttlichen Eingebung, begeistert von Geschichten der Engel und der Heiligen, in der ganzen Wärme, Innigkeit und Tiefe der Zeitgenossen sie sah. Wohlverstanden, wir reden vom epischen Gedichte; denn für dramatisches Helden eignet sich, unseres Erachtens, Johanna nicht. Das drohnende und große Dichter gleichwohl der Versuchung nicht haben widerstehen können, die Jungfrau auf die Bühne zu bringen, kann uns in unserem Urtheil nicht irre machen! Alle poetische Gestalt, als poetischer Charakter, steht Jenen höher als sie in der Sphäre des Wunderbaren und hat nicht Realität, wir möchten sagen nicht Leibhaftigkeit genug für eine wahrhaft dramatische Handlung. Eine Heldin, die augenscheinlich von höheren Mächten geleitet wird, die nicht aus sich, sondern aus göttlicher Eingebung spricht und handelt, kann unmöglich solche und verschiedene Töne, aber immermehr als Hauptperson einen Drama's füllen und tragen. Der Gegenstand des Drama's ist menschliche Leidenschaft und menschliches Geschick; die Jungfrau aber geht wie ein Engel über die Bühne, in gottverklärter Extase, hinausgehoben über gewöhnlich menschliches Empfinden. Mit einem Wort, sie steht ganz außer Verhältniß zu allen dramatischen Umgebungen. Ist die Kraft des Willens, schedar auf die Bühne hingestellt, und neben ihr schwinden Freund und Feind, Könige und Kriegsherren, Karl, Dunois und Talbot zu machtlosen Figuren herunter. Und aus diesen Gründen gehört Johanna recht eigentlich in ein Epos; das Ehrentrieb, Wunderbare, das Weltumgreifende, Individuelle und Allgemeinen, das Walten übermenschlicher Mächte — damit deckt sich das epische Gedicht; sie hat Raum und Mittel, solchen Stoff zu verarbeiten.

Leider müssen wir gestehen, daß die Epopöen, die man bis auf den heutigen Tag über Jeanne d'Arc geschrieben hat, alle schlecht gerathen sind. Aber damit ist gegen die Richtigkeit unserer Ansicht nicht ersieren; wenn die Ausführung einer Aufgabe mißlungen ist, darf der Zweifel zurückgeblieben ist, so darf darum noch nicht die Idee selbst verworfen werden. Hat Chapelain ein schlechtes Gedicht gemacht, was folgt daraus? daß er der poetischen Aufgabe nicht gewachsen war. Man wähle Chapelain Dreigens Unrecht thun, wenn man gar so geringschätzig von ihm dächte, wie der satirische Boileau ihn darstellt. Die ersten zwölf Gesänge seines Heldengedichtes, La Pucelle ou La France sauvée, erschienen zusammen und wurden binnen zuterthalb Jahren siebenmal aufgelegt; die acht folgenden Gesänge erschienen bruchstückweise in langen Zwischenräumen nach einander; die vier letzten sind gar nicht gedruckt worden. Es war also für den Geschmack seiner Zeit mittelmäßigen Dichter der Nachdruck vorbei, daß die Zeitgenossen und die Nachwelt das Werk nicht haben im Ganzen bewerthen können. Wir glauben schwerlich, daß irgend ein Leser den Muth haben wird, sich, dem Baumstrauß Boileau's zum Trotz, in das Chapelainsche Gedicht zu vertiefen und sich an eigenes Urtheil über den Plan zu bilden, den das klaglich verfehlte hatte, vierzig goldenen Jahrhunderten Frankreichs als einer Sünden verschrieben zu werden. Es findet sich aber bei näherem Zusehen, daß der arme Sünder gar oft seinem Richter über den Kopf wegsieht, und daß die Anstrengte und satirischen Geistesblitze Boileau's nicht immer richtig treffen. Chapelain's Stil gilt auf Boileau's Wort hin für gewaltig abgeschmackt und lächerlich; allerdings ist er an vielen Stellen, und namentlich in den Beschreibungen und Schilderungen, ungeschickt, schwerfällig, geob und ungelenkbar. In den rhetorischen Partien hingegen, in den Reden der Engel, der Jungfrau, des Königs Karl, tont überall, wo es mehr auf Inspiration als auf Phantasie und poetischer Gestaltung und Malerei ankommt, finden sich gar Vieles, was recht schön gedacht und ausgeführt ist. Manchen Vers Chapelain's, worin er die Schönheit und die Heiligkeit seiner Heldin preist, würde auch der trefflichste, der sorgfältigste und geschmackvollste Dichter heutiger Zeit gern als sein eigen anerkennen und zur Verherrlichung seiner Angebeteten in die Welt senden. Was dem Chapelainschen Gedicht eigentlich fehlt — denn so weit geht unsere Parteilichkeit für ihn nicht, daß wir seine Mängel wegleugnen sollten — ist Anmuth, Plan und Anlage. Eigentlich sind es zwei Gedichte in einem. In den ersten zwölf Gesängen nimmt Johanna ganz allein den Schauplatz ein; in den folgenden echt ist Ragen Sorel die Heldin; dabei theilt und zersplittert sich das Interesse, und man verläßt die Lektüre unbefriedigt. Wie gesagt also: Chapelain's Gedicht ist nichts weniger als vorzüglich, aber doch nicht so alles Guten bar, wie man gemeiniglich glaubt.

Die Leser erlassen uns sonder Zweifel, hier von einem Gedichte zu sprechen, das weit bekannter und mit weit größerem Talent geschrieben ist, als das vorhergenannte, das auch den Namen der Jungfrau von Orleans auf dem Titel trägt, sich aber in ganz anderen Ideen und Absichten bewegt, als womit wir es hier zu thun haben. Wir meinen Voltaire's „Pucelle", bei der natürlich von einem ernsten Verhalt nicht die Rede sein kann; und selbst wenn man auf Voltaireische Gesinnungen und Tendenzen eingeht, kann das Urtheil über den literarischen Werth dieses Spottgedichtes noch sehr zweifelhaft bleiben. Hier braucht keine Rede davon zu sein.

Um glücklichsten ist Robert Southey in der epischen Behandlung des Gegenstandes gewesen. Er ist frei von allem Rationalismus-Vorurtheil, er fühlt sich und wahr, und so hat er das Bild der Heldin, aus aufrichtiger Bewunderung und in reiner poetischer Absicht, mit großartigen Zügen entworfen. Seine Johanna ist wirklich eine von göttlichen Kraft erfüllte und getriebene Jungfrau. Auch ist der Expositions speicht sich die tiefe und gründige Gesinnung des Dichters aus. Johanna zieht von Dunois geleitet an des Königs Hoflager nach Chinon; unterwegens bei herrinbrechendem Abenddunkel hält sie inne und wendet ihren Blick nach der verlassenen Heimath zurück, auf die Thürme von Vaucouleurs und die Hütten von Domremy, die hinter Nebel und Schatten verschwinden. Ihre Empfindungen sind rein, und sie ergießt dem Dunois die Geschichte ihrer Jugend und ihrer Berufung. Das Ganze ist eine der schönsten dichterischen Stellen, feierlich ernst und wehmüthig. Aber leider erhält das Gedicht in seinem Fortgange sich nicht auf dieser Höhe; so einfach, ergreifend und großartig die Exposition, so überladen, verworren und ermüdend wird die wiederholte Schilderung von Schlachten, Zweikämpfen und anderen Heldenthaten; das Bestreben des Dichters, den Gang der Handlung mit Abenteuern und Episoden zu durchweben, hat die Monotonie vielmehr erhöht, als beseitigt. Von großer dichterischer Schönheit ist die Liebesnerede, welche die Jungfrau den drei der Befreiung von Orleans gefeierten Kriegern hält; doch wünschten wir, sie wäre einer anderen Person in den Mund gelegt. Das Predigen paßt nicht recht in den Charakter der Jungfrau, die zu Thaten ausgesendet ist; wir wissen auch, daß sie in Worten einfältig und kurz angebunden gewesen, aber die Erste voran zu Geschichten und Wagnissen. Ein anderer Fehler: Southey läßt die Jungfrau eine geheime Liebe für einen Französischen Ritter Namens Amadeus empfinden; dadurch entsteht das ist eine störende Zuthat. Ferlich benutzt der Dichter diese Fiktion zu einer schönen und ergreifenden Episode, wie Thodore von Orleans auf den Tod verwundet liegt und sterbend der Johanna ihre traurigen Schicksale prophezeit; wir können aber dennoch die Liebe nicht ausgestrichen finden. Southey hat sich durch diese Episode nicht vollends ist der Krönung zu Rheims und führt also die Schicksale der Heldin nicht bis zu Ende. Bei der Krönung läßt er übrigens die Jungfrau eine prächtige Rede halten, die freilich etwas mehr nach dem Jahre 1790, in welchem das Gedicht geschrieben wurde, als nach 1429 schmeckt, denn sich aber sonst progressistische politische Ansichten auf sie zu übertragen. Von diesen Tadel abgesehen, verdient die reiche Phantasie, die Geschicklichkeit, womit Southey die Ereignisse in Scene gesetzt hat, und vor Allem die Innigkeit und der Adel seiner Gesinnung das höchste Lob. Shade, daß er dergleichen Inspirationen nicht mehr hat, sintemen er poeta laureatus geworden ist.

In welchem Charakter Shakespeare im ersten Theile seines Heinrich VI. die Jungfrau von Orleans auftreten läßt, ist bekannt genug, und man darf ihm durchaus keinen Vorwurf machen. Als Shakespeare seinen Heinrich VI. schrieb, war die Erinnerung an jene Nationalkämpfe zwischen Franzosen und Engländern noch lebendig, und die blose Erwähnung des Namens der Jungfrau mußte in den Engländern Stolz, Zudem weiß man wohl, aus welcher Quelle Shakespeare seine historischen Stoffe schöpfte: aus der Ehronik seines Zeitgenossen Holinshed, die voll monströser und oldrener Mährchen steckt. Hätte Shakespeare die Reaction erlebt, die in der Meinung des Englischen Publikums auf Schiller in Betreff der Johanna d'Arc vorgegangen ist, hätte er statt des Holinshed den würdigen und besonnenen Hume gelesen, so würde auch er eine edlere Vorstellung von der Jungfrau aus Domremy gehabt und er würde die Befreierin Frankreichs nicht als eine mit edlen Gesinnungen durchwebte, von ihrem eigenen Vater verschmähte und verführte Zauberin auf die Englische Nationalbühne gebracht haben. Uebrigens ist die Jungfrau auch für Shakespeare keine dramatische Heldin, sondern nur eine Nebenfigur, die er zu einer episodischen Scene in seinem großen Geschichtsgemälde verwendet.

Was Shakespeare nicht wollte oder nicht wagte, hat Schiller unternommen und von der Geschichte der Jungfrau ein Schauspiel in fünf Akten gemacht. Bei all seinem Talente für dramatische Bildung und Ausführung ist es ihm dennoch mit dieser Aufgabe bei weitem weniger als mit anderen gelückt. Die Expositionen im Vorspiel und im ersten Akt ist unbestreitbar schön und wahr; hier hatte der Dichter seine Heldin nur umzuführen aus ihren Charakter zu motiviren, und es geschieht Alles mit der sicherzigsten und unbefangensten Weise. Aber im Verfolge zeigt sich der Unmöglichkeit, durch die bloße sich gleichbleibende Entwickelung des so angelegten Charakters das Interesse bis ans Ende zu unterhalten und zu spannen. In dem gegebenen historischen Stoff lag keine dramatische Bewegung und Leidenschaft, und der Dichter soll sich gewaltsigt, deiten aus seiner Phantasie hinzuzuthun. Hier lag die Klippe, an der er unvermeidlich scheitern mußte. Indem er sein Heil in der schwer zu bewirkenden Vermischung des romantischen Elements mit dem religiösen suchte, griff er zu einem verwegenen Auskunftsmittel,

Digitized by Google

das den Charakter seiner Heldin und damit zugleich die Einheit des ganzen Gewebes zerstört. Die Jungfrau wird von Liebe für den Engländer Lionel ergriffen, und irdische Zärtlichkeit wandelt ihr das Schwert aus den Händen, das ihr im Namen Gottes führt. Es entspinnt sich hierauf eine Reihe von Scenen, die an und für sich trefflich sind, wir man es von Schiller erwarten darf, und besonders ein unnachahmlich schöner lyrischer Monolog — aber das Interesse ist gebrochen, und die Handlung eilt von da an in Sprüngen, inmitten der aufsallendsten historischen Unrichtigkeiten, einer unnatürlich unwahren, ganz in die Luft gebauten, und Widersinnigkeiten spottenden Katastrophe zu. Schiller's dramatisches Genie im Kampfe gegen die Unsolgsamkeit dieses Stoffes in die dramatische Form unterlegen ist, so können wir uns wohl berechtigt finden, auf unserer Meinung zu bestehen und, so lange wir nicht durch die That angeschlagenen widerlegt werden, zu behaupten: Johanna d'Arc ist keine Heldin für das Drama, wohl aber ein vortrefflicher Gegenstand für ein Epos, das in der Französischen Literatur gewiß nicht ausbleiben wird.*)

Nur einige Worte, so viel der beschränkte Raum gestattet, über die Art und Weise, wie Maler und Bildhauer die Jungfrau von Orleans dargestellt haben oder darstellen können. An Meinbren und Scheffer für den Pinsel und den Meißel, an Cabanel und Henri Scheffer zu zwei Compositionen benutzt haben. Das Bild von Delaroche hat sehr wenig Verdienst: auf einem Streifzuge eine starke und plump gearbeitete, grimmisch entzweut aussehende Kriegerin, und ihr gegenüber ein Geistlicher, der ein sehr grimmiges Gesicht macht — das kann uns wohl gefallen noch ergetzen. Nur insofern verdient der Versuch Dank, als er der erste war über diesen von den Französischen Geschichts-Malern ganz unbenutzt gelassenen Gegenstand; dasselbst leicht er zu erfolgreichen Studien die Bahn. Henri Scheffer hat die Jungfrau auf dem Schlachtfelde gemalt, und obwohl seine Bild sich weiter durch die Vortrefflichkeit der Zeichnung, noch durch Harmonie und lebhaften Ton der Farben empfiehlt, so liegt doch der Composition ein poetischer Gedanke zu Grunde, und es ist ein Ausdruck darin, der, indem er das Herz rührt und gewinnt, auch das strengere Urtheil besticht; doch läßt es noch immer viel zu wünschen übrig, auch wenn man über die Tiefe und Anordnung mit dem Künstler völlig einverstanden ist.

Das schönste unter allen Werken, wozu die Heldin von Domremy in neuerer Zeit Schöpferische Künstlerseelen begeistert hat, ist nicht etwa die Tragödie von Alexandre Soumet oder die zehnte Missionnaire von Casimir Delavigne — der Letzte dieser Dichter hat auch, weil sie vorher unter den Dichtern beinahe vergessen hätten — sondern unsterblich die einfache Statue, die jetzt im Museum zu Versailles aufgestellt ist. Die Jungfrau steht aufrecht und drückt mit der Brust gekreuzten Händen ein Schwert, dessen Griff als ein Kreuz gebildet ist, ans Herz, während die Hand sich auf sie klingt niederstützt. Diese Stellung ist eben so schön als sinnig, und gewiß mit nicht geringem künstlerischen Talent gewählt; die Sanftmuth und die Kraft, die Entsagung und der Heldenmuth, die Jungfräulichkeit und die Tapferkeit sind hier sombolisch in Eins verschmolzen; der historische und der poetische Charakter der Heldin tragen und durchdringen einander, und der Beschauer sühlt sich von Ehrfurcht und Bewunderung ergriffen und vollständigen in dem Kunstwerk befriedigend angesprochen. Es gehört nicht blos ein sicheres und geschmackvoll durchgebildetes künstlerisches Gefühl dazu, die Idee so auf ihren einfachsten und anschaulich bezeichnetsten Ausdruck in der Form zurückzuführen, sondern auch eine Vertrautheit mit allen Schwierigkeiten der Plastik und eine sicherere Herrschaft in der Behandlung des Stoffes, wenn man den Gedanken so festhalten und setzen in der Ausführung Meister bleiben will. Beides ist der Künstlerin — unsere Leser wissen schon, daß es die Prinzessin Marie, die zweite Tochter König Ludwig Philipp's ist — in hohem Maße gelungen, und die Ausführung steht der Idee würdig nicht zurück. Einige Unregelmäßigkeit, sich in ganz kleinen bedeutungslosen Details kund giebt, kommt gegen die erhabene Schönheit des Ganzen, gegen die ruhige Würde dieser Stellung und gegen die Reinheit der Züge dieses Antlitzes gar nicht in Betracht. So einstimmig man das Lob und die Bewunderung, welche die Beschauer vor dieser Statue äußerten, daß jeder Versuch einer herabsetzenden Schmälerung verschwand, so daß man der Prinzessin mit voller Entschiedenheit zu dem Werke Glück wünschen kann, wenn sie die Bildhauerkunst verschont hat.

Die Schrift der Herren Michaud und Poujoulat wird Dichtern und Künstlern, die dem Leben der Jungfrau von Orleans Stoff zur Darstellung zu entnehmen gedenken, nicht minder zu Gute kommen, als Freunden der Geschichte, die sich ohne die verschiedentliche Mühe des Nachschlagens der Quellen zu unterziehen wünschen. An des Abbé Lenglet Dufresnoy in Systemsucht befangene, schleppende und gräßliche Darstellung denkt jetzt wohl ohnehin kein Mensch mehr; aber auch die Histoire de Jeanne d'Arc von Lebrun de Charmettes wird an Klarheit und Gediegenheit, das Buch von Berriat-Saint-Prix an Gelehrsichkeit und den alten Hypothesen entfernter thatsächlicher Genauigkeit noch gegenwärtige „Notice" übertroffen. Der Stil ist von philosophischer Prätension eben so weit entfernt wie von der trockenen Einfalt, wodurch Barante den unglänzigen Stoff abzuwerben für nöthig hielt. Die geschichtliche Wahrheit wird gegen die Anmaßungen der Leidenschaft, der poetische Gehalt gegen den unsicheren Geschmack Einzelner in Schutz genommen, und es läßt sich dem Ganzen die größte Vollständigkeit nachrühmen.

Chaudes-Aigues. (R. d. P.)

Bibliographie.

Dictionnaire historique de déduration. — Von Delacroix. Bd. I. 8 Fr.
Florence et ses vicissitudes. 1215 — 1790. Von Dieterle. 2 Bde. 16 Fr.
Documens statistiques sur les hôpitaux etc. de Marseille. 1825 — 1834.
Examen critique des révolutions d'Espagne de 1820 à 1823 et de 1836. 2 Bde. 15 Fr.
Leçons et modèles de littérature sacrée. — Von dr Genoude. Erste Lfg.
Les Cornelia. — Von Marie. 3 Bde.
Plan d'une bibliothèque universelle. — Von Martin. 7½ Fr.
Synopsis de la nouvelle flore des environs de Paris. — Von Marat. 4½ Fr.
De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit. — Von Pictet. 5 Fr.
Voyage de la princesse Hélène de Mecklenbourg, duchesse d'Orléans. — Von Beers.
Le chateau de Pierrefonds. 1394. — Von Bernier. 2 Bde. 15 Fr.
Réveries dans les montagnes. — Von Mad. Bodin. 2 Bde. 15 Fr.
Voyages aux Guanzocalcos etc. — Von Beissi. 7½ Fr.
Origines du droit Français. — Von Michelet. 7½ Fr.
Les Athéniennes. — Gedichte von Paillet. 3 Fr.

Mannigfaltiges.

Janin gegen Bulwer. Während man ihn in Deutschland Ehrenmeral reichet, während man hier Werke von Bulwer bewundert, die er gar nicht geschrieben hat, kündigt man ihm in Frankreich einen Krieg auf Leben und Tod an und nennt ihn, wie es Janin im Journal des Débats vom 3. Juli thut, „einen Mann, der sich in seinem Lande einer gewissen Celebrität erfreue, und der eine große Anzahl von Romanen geschrieben, die wohl, wenn man nicht eines von ihnen kennte, dagegen eingenommen sei, einen Verglcich mit den schlechteren Novellen von Victor Ducange aushalten könnten." Was eigentlich diesen Krieg entzündet, haben wir noch nicht herausgebracht; vermuthlich hat Bulwer den Pariser Feuilletonisten irgendwo angegriffen; zum Beweise aber ist die „Herzogin von Lavallière", das Erstaunlichste in der Geburt vermeintlicher Dramen des Englischen Romanschreibers, und der darin angeschuldigte Ruhm Ludwig's XIV. genommen. Janin ist mit einemmale ein wüthender Parteigänger des Siècle de Louis XIV. geworden! „Es ist unmöglich", sagt er, „den Ruhm und die Liebesthaten des großen Königs, der jemals einen Thron geehrt (!), auf empfindlichere und zugleich unsichtigere Weise zu beleidigen, als es hier geschehen ist." Nun, wir erinnern uns, von Herrn Janin selbst, und zwar erst ganz kürzlich in seinem Bereicht über das in Paris zur Aufführung gekommene Drama: „Die letzten Augenblicke eines großen Königs", Dinge über Ludwig XIV. gelesen zu haben, die nicht minder stark als der französischen Devotionsalmosen waren, die sich Herr Bulwer über diesen Monarchen gestattet hat. Aber Herr Janin meint, ein Engländer habe darum doch nicht das Recht, den Ruhm des großen Königs anzugreifen. „Es giebt", drückt er sich etwas matter aus, „sogar in Shakespeare Dichter, die verdunkliger denken und schreiben würden, als der Herr Bulwer." Recht gesagt, nur müssen wir, was den Krieg eigentlich entzündet, wenn der eine literarische Meinung mit solchen Keulen auf die andere losschlägt, so muß nothwendig ein gewaltigerer Entzweiungszgrund da sein, als uns hier vorliegt. Wir wissen Herrn Janin nicht durch alle Batterien seiner Bonbons- und Gemsenarten-Kritik folgen und setzen daher hier nur noch den Schluß seiner Tirade hin: „Nun gesagt", ruft er, „von jener Clownerei! Es ist leichter, so abgeschmackte Zeug zu vergessen, als es zu verzeihen. Ich bin gewiß kein Parteigänger leidenschaften, was man die dramatische Kunst von Frankreich im 19ten Jahrhunderts nennt; ich finde sie viele mehr in jeder Beziehung ganz unwürdig unserer alten Bühne, welche die sittlichste und anständigste Seite unserer literarischen Ruhmes bildet: aber wahrhaftig, wir lieben Meisterwerke, wir sind lauter Corneille's und Racine's im Vergleich mit dieser „Herzogin von Lavallière", diesem grotesken Werke, in welchem das ganze 17te Jahrhundert auf die seltsamste und schauderhafteste Weise entstellt wird. Es war freilich nicht Vermögens nöthig, als der Name Ludwig's XIV. und das Geschlecht der beiden Lavallière, ferner die Bedeutung einer Scene, welche der Schauspieler Shakespeare's gewesen, und endlich die politische Stellung des Herrn Bulwer, um uns zu zwingen, mit solcher Aufmerksamkeit ein Stück zu lesen, das unter allen Gesichtspunkten, mit Rücksicht sowohl auf Geschichte, Gerechte, Stil, Erfindung und Interesse, als auf Form, Poesie, Drama, Komödie und Witz, weit weniger unser Indignation, als unser Mitleid verdient."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

*) „Gran. Jerund. ist alle Theorie", wer man versucht, dem Französischen Kritiker hier zuzurufen. Was bedeutet „unbeteiligen Ton", einem Gegenstande, wie dem Schiller's „Jungfrau von Orleans" auf der Deutschen Bühne errungen hat, und wie es kaum einem Kunstwerke der dramatische Dichtung die Heldin in Deutschland populärer gemacht, als selbst in ihrem Vaterlande, und die sie von dem gemeinen Niveau, wenn gar so emporgehoben worden, wie sie jetzt erst die Französische Kritik darstellt? Der tiefe Johanna's in Lionel findet unterstig eine eben so poetische als dramatische Lösung, und wodurch man auch den Ausgang des Stückes wenigstens abweichend von der Geschichte wünschen, so rundet er doch das symmetrische Gemälde auf eine versöhnende Weise ab. Nicht etwa wie ein Melodrama, wie Voltaire, oder wie ein Raupach'sches Trauerspiel, ein halbes Jahrhundert, sondern sie sechsundvierzig Jahren unumstreichen und mitten unter allen Uebertreibungen einer ausgeartetsten Phase in die „Jungfrau von Orleans" ein Lieblingsstück des Deutschen Publikums geblieben. Nur zwei Novarische Meisterwerke, „Don Juan" und die „Zauberflöte", sah in dieser Zeit eben so oft (etwa 200 Mal, auf dem Berliner Theater gegeben worden, und dennoch steht Johanna d'Arc seine Heldin für das Drama eben und Schiller sie nicht dramatisch ausgearbeitet haben?

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.) in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Numern.

№ 85. Berlin, Montag den 17. Juli 1837.

Frankreich.

Correur: König.

Dramatischer Stoff von Scribe.

Wenn der Leser auf einem glänzenden Balle zwei Mädchen sähe, jung, schön, reichgeschmückt, die in einem Winkel des Saales in ihre Plaudrei so vertieft sind, daß sie den Tanz ganz vergessen, würde ihn nicht eine lebhafte Neugier anwandeln, ihr Gespräch zu belauschen? Eine Unterhaltung, die man unter solchen Umständen dem Tanze vorzieht, muß doch sicherlich sehr interessant seyn. Das Horchen, was jedem Anderen verpeinlich wäre, ist ja überdies für Jemanden, der sich einen dramatischen Dichter nennt, mehr Berufspflicht. — Dort am Kamine standen sie beide, gewiß nicht über funfzehn oder sechzehn Jahre alt, zwei reizende Kinder: wie anmuthig, wie lebhaft ihre Haltung und Geberde, und wie naiv ihr Gesichtchen! und wie sie sich doch sind, wie sie lachen, so ganz glücklich, so ohne Gedanken an die Zukunft, daß ich unwillkürlich deste lebhafter daran denken mußte. Die Eine, die blond war und etwas älter schien, forsch leise und lebhaft zur Anderen, die ihr braunes Locken-Köpfchen neigte und mit niedergeschlagenen Augen ein Bouquet von weißen Kamelien in den Händen hin und her wendete. Offenbar wurde sie ausgescholten gesagt und wollte nicht antworten. Eine Weile erhob sie das dunkelblaue ausdrucksvolle Auge zu ihrer Gespielin, und aus dem Blicke las ich deutlich, sie sagte oder wollte sagen: „Ich schwöre Dir, liebe Freundin, ich begreife gar nicht, was Du da sprichst." Die Andere erwiderte mit einem lauten Gelächter, das ich wie so überseyen: „Ach, wie Du thust; ich glaub' Dir's doch nicht." — Offenbar hatte sich richtig gedrutet; ich verfolgte den Gang der Conversation, aber die Worte! die Worte! — In dem Augenblick präsentirt die Frau vom Hause mir eine Whist-Karte. Ich habe kein Glück im Whist, ich spiele sehr schlecht, ich verliere und kann doch nicht davon lassen. Es ist eine unglückliche Leidenschaft, und die ist dauerhafter Natur, wie Jedermann weiß. Diesmal traf sich's über die Maßen glücklich: unser Spieltisch stand ganz nahe am Kamin, und das Loos wies mir meinen Platz so an, daß nur die Lehne meines Stuhls zwischen mir und den beiden Plaudrerinnen war. Sie schieten aber gar nicht auf uns. Die Mädchen ihres Alters, auf einem Balle, wo es andere junge Mädchen giebt, und Blumen, Brillanten, glänzende Toiletten, Tänzer, Cavmacher, Kavaliere — was stellen da vier Whistspieler vor? Gar nichts, vier Stühle um einen Tisch; sie sind als wären sie nicht vorhanden.

— „Wirklich, liebe Cäcilie, daß Du noch gar nicht daran gedacht?" — „Niemals." — „Auch nicht geträumt?" — „Meinst Du denn, ich habe Zeit zum Träumen? ich schlafe viel zu fest." — „Und die Mutter hat Dir auch noch nichts gesagt?" — „Kein Wort." — „Es wird schon kommen; siehst Du, ich habe schon zwei Partieen ausgeschlagen." — „Warum hast Du sie denn ausgeschlagen?" — „Weil sie nicht Vermögen genug hatten; mein Gatte muß reich seyn, sehr reich, und Deiner?" — „Meiner? jung muß er seyn, ein gutes Herz haben und einen gebildeten Geist." — „Ach, geb' mir, gebildeten Geist! wer hat den heutzutage nicht?" Ich sage Dir, meiner muß eine recht hohe Stelle am Hofe haben . . . da werde ich vorgestellt . . . ." — „Und werter wünschest Du nichts?" — „O ja wohl! Du? was soll ich denn da für Toilette machen." — „Aber wie kannst Du davon denken? Heirathest Du denn um der Toilette willen?" — „Woran soll ich denn denken?" — „An Deinen Mann . . . ." — „Haben Sie kein Trefle, mein Herr?" rief mir mein Partner zu. — „Zu dienen, ich habe." — „Nun, so geben Sie zu." — „Entschuldigen Sie: ich beobachtete aber vielmehr ich kombinirte; ich rechnete, welche Blätter schon heraus waren." Und über dem verwünschten Intermezzo waren wir ganz Ohr aus der Conversation hinter meinem Rücken verloren gegangen. — „Ob ich ihn lieben würde? warum denn nicht? wenn es sich so träfe." — „Wenn es sich träfe! a nein, das ist die Hauptsache." — „Wober weißt Du das?" — „Liebst Du, und warum darf er nicht viel älter seyn, als ich, und meine Neigungen muß er haben; meine Fehler zum Theil wohl auch, denn ist er nachsichtiger. Und seine verzeih' ich ihm alle schon im Voraus, wenn er mich nur recht lieb hat, und mich allein." — „Meine Tante sagt, das ist nicht möglich." — „Warum denn nicht? ich würde ihm ja so gut seyn . . . Du bist nicht klug. Und wenn er aufhört, Dich zu lieben?" — „Das thut nichts, ich würde ihm doch gut bleiben: es ist meine Pflicht." — „Und wenn er Die untreu wird?" — „Da würde ich mich zu Tode grämen; oder gut bleibe ich ihm doch." — — „Was machen Sie?" rief mein Partner; „Sie bringen uns um drei Stich. Ich zeige Ihnen deutlich, daß ich Coeur renoncire, und Sie bringen es nicht nach." — „Was schadet das?" — „Was es schadet? ich hatte die Hand voll kleiner Atouts, die alle auf Ihre großen gefallen sind." — „Das thut ja nichts." — „Freilich thut es; die Herren kommen auf 10." — „Ah so, entschuldigen Sie. Ich mache übrigens kein Hehl daraus, daß ich schlechthin spiele. Ich bedauere sehr, daß ich Sie in Verlust bringe." Im Herzen verwünschte ich ihn, denn was wollte sein Verlust gegen den meinigen sagen! Das Ende der Unterredung war mir entgangen; die beiden Mädchen entfernten sich. Die Eine interessirte mich ungeweint; ich folgte ihr mit den Augen, getraute mich aber nicht, bei den Mitspielern nach ihrem Namen zu fragen.

Eine großgewachsene Frau von magerer, eckiger Statur, von flotzem und barschem Wesen trat dem Mädchen entgegen und sprach: „Nimm Deinen Shawl, Cäcilie, wir wollen gehen." — „Gleich, Mama; man hat mich zwar eben zum Contretanz engagirt, ich werde aber danken." — „O, wirr', sprach die Frau vom Hause, die eben dazu kam, „das kann ich unmöglich zugeben; Sie gönnen uns wahrlichen noch ein Viertelstündchen, Frau von Orbös." Als sie mich am Spieltische gewahr wurde, nahm sie mich bei der Hand und führte mich der neuen Bekanntschaft entgegen: „Frau Gräfin Orbös wünschte Sie kennen zu lernen, und es geschieht auf ihren Wunsch, daß ich Sie vorstelle." Der Ceremonie brohte langweilig zu werden, und ich brannte, daß Cäcilie dabei Zeit für ihren Contretanz gewinnen würde, und es brannte mich, ihr gleich zum Anfange der Bekanntschaft, ehe sie nach etwas von dem neuen Freunde wußte, durch ein kleines Opfer einen Dienst zu erweisen. Ein Opfer war es nicht. Die Bicomtesse Orbös war eine gewaltig verwitwete Frau, aus angesehener Familie, vom ältesten Adel, voll Stolz und hoher Prätensionen. Sie schried auch Bücher, die von ihren Bekannten sehr bewundert, aber nicht gelesen wurden. Es war ein sie allemal ausgemacht, Alles, was die Bicomtesse schreibe, sey religiös, monarchisch, sublim; die Welt nahm es auf Treu' und Glauben; und kaum hatte der Verleger ein neues Werk der Bicomtesse angekündigt, so dreitte sich Jeder, ihr das pflichtmäßige, unabkürzliche Kompliment zu machen: Sublim! monarchisch! religiös! Das weiße Gesicht gemacht und unstreitig am meisten zum Rufe der Verfafferin beigetragen hat der Roman ***, der nicht erschienen ist und nur den Hörensagen existirt. Auch wäre es Oberstlich, zu bemerken, und derselbe sich in Betracht des berühmten Namens der Bicomtesse nicht unter ihrer Frömmigkeit und ihrer religiös-monarchisch-sublimen Grundsätze schon von selbst, daß sie immer anonym schrieb: in heutiger Zeit das unfehlbarste Mittel, einen großen Ruf zu erlangen.

Die edle Frau führte die Unterhaltung mit solcher Ueberlegenheit, daß sie ganz allein sprach. Ich habe das sehr gern und lasse mir überhaupt die Gesellschaft geistreicher Frauen recht wohl gefallen, wenn man mit ihnen nicht geistreich zu seyn braucht, so daß zu dem Vergnügen, sie reden zu hören, noch die Annehmlichkeit kömmt, selber zu schweigen. Ein großer Schöngeist sagte einmal: „Ich muß nur gestehen, ich habe ein recht geistreiches Buch machen; herrnach habe ich das Werk, mein ganzes Leben lang einfältig zu seyn." Ich für mein Theil mache von diesem Rechte gern Gebrauch; ob ich's verdient habe, darum mögen sich Andere stümmern. — Die Frau Bicomtesse war so gnädig und sprach von meinen Werken; ich von den übrigen, und beklagte von ihrem Reichthum, denn das war unstreitig ihr Talent, obwohl sie gerade darauf sich am wenigsten einzubilden schien. Sie gab's: ein Werkzeug weiß nie seine eigenen Werke richtig zu beurtheilen. Das Gespräch zog sich dermaßen in die Länge, daß Cäcilie zu zwei Contretänzen Zeit bereitet. Das gute Kind war sehr erfreut, und ich nahm ihr anmuthiges Lächeln als einen unverdienten Dank hin. Sie wußte freilich nicht, daß ich ihr schon für eine kleine dramatische Scene verpflichtet war. Indem ich ihr nachlud und mich ihrer herzlichen paaren Reden erinnerte, dachte ich: wie glücklich ist der Jüngling, der ihre Liebe gewinnt! wie glücklich der Gatte, den sie erwählt! und ich wünschte ihr alles Glück auf Erden.

Den ganzen nächsten Sommer und Winter sah ich Cäcilien nicht wieder; ich komme fast gar nicht mehr auf den Ball. Im Februar 1833 begegnete mir allerdand Werdrutz; wofür die Leser sich nicht weiter interessiren kann. Zur Herstellung meiner Laune ergriff ich ein Mittel, das ich den Lesern für ähnliche Fälle als zuverlässig empfehlen kann: ich setze mich auf den Postwagen und fuhre nach der Nachbarstadt und nach den Pyrenäen. Da ergötze und zerstreute ich mich mit Ausflügen und Streifzügen in die Kreuz und Quer und warf bei Gelegenheit mein Netz nach Stoff zu neuen Komödien aus.

Die wenigsten Franzosen und gewiß die allerwenigsten Pariser kennen die Schönheit der Hupergnadischen und Pyrenäischen Gebirgs-

Digitized by Google

gegenüber. Jeder Kaufmann oder Beamte, der sich zur Ruhe setzt, jeder Gommis oder Advokat, der Ferien hat, macht seine Reise in die Schweiz; er müßte seine Robe haben, er müßte sich's selbst vorenthalten, wenn er nicht Weib und Kindern erzählen könnte: Ich habe das Lauterbrunner Thal, den Brienzer See, den Grindelwald-Gletscher gesehen. Auf diesem Heerweg Lust: alle Welt, und eine Reise nach der Schweiz ist so gewöhnlich geworden, wie ein Ausflug von Paris nach Saint-Cloud. Und unter diesem Volke von Reisenden, die alljährlich wie Schwalben und wilde Gänse immer hinter einander her, ihren Zug antreten, hat keiner eine Ahnung davon, daß auch in Frankreich Wasserfälle, Schneefälle und thurmhoch ragende Bergabgründe anzutreffen sind. Unsere kühnen Touristen gehen an Unbeschreiblichkeiten der Landschaften, an Schadenfreude der Aussichten, an Großartigkeit und Manchfaltigkeit der Naturerscheinungen blind vorüber, ohne nach. Das werden mir Alle begreifen, die aus eigener Anschauung, und nicht bloß aus matter Beschreibung, das Felsenrund von Gavarnie, die Thäleme des Mardore, den Rolandsfelsen und das Cauvaner Thal kennen. Die Natur ist hier nicht immer wunderbar, nicht immer geheimnißvoll und gewaltig, als auf der ewigen Felsen- und Gletscherstraße des Montblanc oder in den tosenden Wasserfällen des Rhein und der Aar. — Wer weiß wir zu sagen, wo ein See auf dem Gipfel eines hohen Berges liegt, tief eingefaßt in den Krater eines erloschenen Vulkans? Aber unter Euch, Herren und Damen, die Ihr bei Tortoni Gefrornes naschet und in der Oper eine Loge auf das ganze Jahr habt! Wie ich Euch sage, ein wirklicher See, zu dem man erst hoch aufsteigen und dann wieder einen schwindelnden Absturz niederfteigen muß, und ein wirklicher Vulkan-Krater, wo man den ehemaligen Heerd und den auf eine halbe Stunde im Umkreis aufgeworfenen Wall deutlich erkennt; man geht und steht auf erhärteter Lava; aber unten, wo ehemals das Feuer glühte und tiefrothen Schwefel- und Salpeterdunst in die Höhe sendete, da ist jetzt ein Krater, reiner, dunkelblauer Wasserspiegel; rings umher ist die fast senkrechte hundertmanfunfzig Fuß hohe Wand mit Bäumen und Rasen bedeckt und bildet eine Mauer von dichtem, üppigen Grün, die ihren Fuß in die helle und ruhige Fluth taucht und sich in ihr abspiegelnd niederspiegelt. Die Lust des Wassers scheint wirklich unergründlich, noch hat man an keiner Stelle Boden gefunden. Auch mag sich kein Kahn auf die geheimnißvolle, verzauberte Wasserfläche, denn sobald das geringste Lüftchen sich zwischen den hohen Uferwänden, in den Spalten und Höhlen verfängt, so beginnt der See plötzlich zu brausen, und der Nachen bleibt wohl den Nachen an die Felsen schleudern oder ihn in die Tiefe verunglücken, bevor noch kein Expedoktes Antwort gebracht hat. — Noch einmal, wer kann mir sagen, wo diese Herrlichkeit, dieses Wunder aus Tausend und Einer Nacht zu finden ist, dieser Feuerberg, in einen See verwandelt, und vielleicht noch unter dem Wasser für einen Lustgang Ausbruch sorte glühend? Nicht in den Alpen, nicht in den Cevennen, nicht in der Auvergne, zwei bis drei Meilen vor Mont d'Or, fünfzig Meilen von Paris; Paris heißt der See und der Berg, und vom nächsten Städtchen aus führt ein Marsch von zwei oder drei Stunden Euch an Ort und Stelle. Ich rathe Euch, drei wackeren Michel Garnier zum Führer zu nehmen, der ist keine Mühe ganz beschäftigt; vierzig Sous verlangt und Euch in seinen Gedanken für einen fremden Fürsten hält, wenn Ihr ihm drei Franken gebt.

Ich befand mich in Gesellschaft des besagten Michel Garnier an Ufer des Sees, lag auf dem grünen Rasen unter hohen überhängenden Fichten und schaute hinüber, wie und wieder einen Zug an dem Rande des silberklaren Wasserspiegels, der dann und wann, wenn ein Lüftchen über ihn hinstreich, sich unter Murmeln aufkräuselte; der Führer erzählte mir von dem schönen, aber furchtbaren Schauspiele, wenn das Wasser von stärkeren Windstößen zu stürmen und sich zu thürmen anfängt. Das Geräusch mehr kommender Schritt unterbrach mein aufmerksames Zuhören; wir bekamen Gesellschaft. Ein ältere von ziemlich dunkelcher militairischer Haltung kam heran, gefolgt auf den Fersen eines jungen Mädchens, und rief in verdrießlichem Tone: „Aber Du gehst mir zu rasch, so komme ich nicht nach.“ Ich wendete mich um, und siehe da, an dem zarten und schlanken Wuchs der jungen Dame, an ihrem anmuthigen Gang und halb verschämten Benehmen erkannte ich meine Nachbarin vom Hotel, die schöne Tänzerin von jenem Abend, die Tochter der Frau von Orthes wieder. Den letzten Zweifel benahm mir der Anblick einer weiblichen Gestalt, die etliche Schritte hinter dem ersten Paar aus dem Dickicht trat, Schreibtafel und Bleistift in der Hand, und in Eifer schrieb. Es war die Frau Nitzenthal, die Gattin des Malers, eben beschäftigt, eine sublime Beschreibung der Gegend und des See's abzufassen. Schade, daß ich sie den Lesern nicht statt der meinigen geben konnte, die nichts taugt. Nach dünkänglichen gegenseitigen Bezeugungen der Freude und des Erstaunens über den unverwandte Zusammentreffen, nach mehr als hinlänglicher Lobpreisung der Schönheit und Erhabenheit der vor uns ausgebreiteten Landschaft und nach gehöriger Abhandlung aller Höflichkeits-Fragen und Phrasen wollte ich nun auch etwas für mein Vergnügen thun und ersuchte die Vicomtesse, mich Fräulein Cäcilie vorzustellen. „Fräulein Cäcilie!“ rief sie verwundert, „Sie wissen also nicht, daß meine Tochter verwählt ist?“ Ich sah auch um, wo der junge Offizier geblieben wäre, und es ist seine Gewohnheit nicht beginnt hätte! „Kommen Sie!“, fuhr Frau von Orthes fort, „ich will Sie meinem Schwiegersohne vorstellen.“ Sie führte mich zu den Gatten und nannte mir mit großer Emphase seinen Namen, den ich hier nicht wieder nennen werde. Dem Leser genügt, zu wissen, er war von hohem Adel, General unter Napoleon, Herzog und Pair unter der Restauration, noch gegenwärtig mit einem wichtigen Kommando bekleidet, unermeßlich reich und durch viele vorzügliche Eigenschaften ausgezeichnet, worunter nur die eine üble, daß er es mit allen seinen Vorgängen bereits zu siebenundsechzig Jahren gebracht hatte. Er trug schwarzlockige, nicht ganz verbarcirte Haare, von Zeit zu Zeit stellten sich Rheumatismen und Gicht mit ihrem gewöhnlichen Gefolge: dem Unmuth und Ungeduld ein. In gesunden Tagen war der treffliche Mann auch ein sehr heiterer, liebenswürdiger; nur leider brachte er unter zuviel Phantasien kaum zwei bei ungestörtem Wohlsein hin. Diese seiner Frau von Cäcilius Gatte geworben. Ich erinnerte mich an das Gespräch, das ich vorigen Jahr belauscht hatte, an die Träume ihres Herzens vom künftigen Gemahl ihrer Liebe, und ich weiß nicht, ob sie meine Empfindungen aus meinen Blicken las, aber es ist nur, ohne genauere Verständnißs meines Gefühls, durch den Antheil, welchen ich ihr bewies, sich genommen fand — schon nach wenigen Minuten sprachen wir mit einander, wie die besten Freunde von der Welt.

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

La marquise et la jolie fille des halles. — Von Beaulieu. 2 Bde. 15 Fr.

Le convent de St. Lazare à Venise. — Geschichte der Armenischen Mechitaristen und Notizen über die Armenische Sprache und Literatur. Von Bore. 1 Fr.

Traité des délits et contraventions de la parole, de l'écriture et de la presse. — Von Chassan. 8 Fr.

Code de Pharmacopée français. — 8 Fr.

Recherches médico-physiologique sur l'électricité animale. — Von Goubert. 7 Fr.

Spanien.

Von Madrid nach Valencia.

Nach dem Journal des Débats.

Nichts ist leichter, als in Frankreich von Paris nach Lyon oder nach Bordeaux zu reisen; es kommt nur darauf an, auf dem Post-Büreau anzufragen, ob Plätze offen sind, und, wenn dies der Fall ist, einzusteigen. Um von Madrid nach Valencia zu reisen, hat man eine kleine Formalität mehr zu beobachten, nämlich sich zu erkundigen, ob Bandidos noch immer in der Mancha herumstreift, ob Cabrera oder der Serrador den Schauplatz ihrer Thaten neue oder südwärts von der Hauptstraße verlegt haben; wann der letzte Postwagen derselben oder verdrannt wurde, und endlich, ob der Weg frei ist und ob man sonst glücklich sein wird, gesund und wohlbehalten an dem Orte der Bestimmung anzukommen. Wenn man aber diese Hindernisse so befriedigende Auskunft erhalten, so macht man sich schon auf den Weg, redet sich ein, daß nicht die Hälfte von den unsinnigen Gerüchten wahr sey, erhebt seinen Geist über alle steinliche Furcht des gemeinen Volks, nimmt einen Paß, läßt denselben bei den constitutionnellen Alkalden, wenn man Glück hat, auch zuweilen in Haus trifft, visiren und erscheint um drei Uhr Morgens auf dem Büreau der Königlichen Eilpost. Dann hier sind die Eilposten in der That Königlich, und es ist kein bloßer Ehrentitel. Das Königthum hat die Eilposten begründet, eben so wie es die Landstraßen gebaut hat; auch ist es ganz in der Ordnung, zu sagen, der Königlichen Eilpost, wie der Königlichen Gensdarmerie (real camino), obgleich gewisse Liberalen, die bis auf den heutigen Tag mehr Dinge zerstört haben, als sie je begründen konnten, das übelklingende Adjectivum opfern und den Patriotismus so weit treiben zu müssen glaubten, daß sie den Real (eine Münze, auf Spanisch real de vellon) nicht mehr, der ungefähr 10 Centimen gilt, in einen Millième (nacional de veillon) umtauften. Während man die Monithiere anschirrt, habe ich Zeit, von einigen ähnlichen Zügen zu sprechen, die den in Madrid waltenden Geist charakterisiren. Eine Sucht, alles Fremde nachzuahmen, beherrscht gegenwärtig diese gute Hauptstadt. Die Polizeibehörde des jetzigen Jahrhunderts hat bis jetzt in Spanien nichts zu Stande gebracht, aber sie wirkt wie ein Sporn und Stachel auf den alten Spanischen Charakter, sie zerstört ihn, thut ihn auf und hinterläßt als Bodensatz in dem Destillirkolben, welcher Madrid ist, das wunderlichste und seltsamste Gemisch. Voltaire, Diderot, Voltaire, Diderot, Voltaire, Diderot,

die Stirn und Wange ihres Geſichts und den funkelnden Glanz ihrer Augen hervortreten läßt. Man trägt Hüte, aber ach! was für Hüte? Sie würden den gemeinſten Dienern in der Straße St. Denis ein arges ächtliches Lächeln abzwingen. Ich ſah, denn hier ſieht man Alles, ſinnreiche Seidenhüte aus dem grünen Schawle, auch wohl gar Shawls unter den Mantillen; das Spaniſche auf das Franzöſiſche, das Geſuchte auf das Barbariſche gepfropft und die nichtigſten Geſchöpfe in dieſen Grad oder Schönheit lebendig vergraben. Auch die Sprache verdirbt; das Franzöſiſche bricht hervor; der alte Caſtilianer hätte ſich in ſeinem Mantel und ſeufzt, wenn er die junge Spanierin die vertrauten Worte amarés (soirées) und el toraldor durch die toaleta (toilette) ausdrücken hört, und wenn er auf den Theater-Zettel lieſt, daß der um der Zarzuela und die Tänzerin ein padeda (pas de deux) tanzen werden, er muß mit Ärgerniß, daß er das Kauderwälſch, welches in Madrid geſprochen wird, nicht mehr verſteht.

Während ich hier erzähle, hat man die Namen der Reiſenden verlieren, der Poſtillon hat ſich auf das vorderſte der zehn Maulthiere geſchwungen, der Mayoral und der Zagal haben ihre Plätze eingenommen, der Peitſchen-Knall zur Abreiſe ertönt, jeder Reiſende ſchlägt das Zeichen des Kreuzes, und wir rollen nach Aranjuez. Da der Weg höchſt traurig iſt, nach alter Coſtümlicher Sitte ohne einen Baum, und man die Roſtchenfenſter zumachen muß, um ſich des öſtlichen Staubes zu erwehren, ſo will ich der Zeit benutzen, unſere Fuhrwerke zu beſchreiben. Betrauf achte, jedoch, bisweilen zwölf Maulesel ohne Führer, zwei und zwei zuſammengeſpannt, auf einem der beiden vorderſten ein kleiner Poſtillon; auf dem Bock der Mayoral oder Conducteur, welcher die beiden Mittelthiere an der Wagendeichſel lenkt; an ſeiner Seite der Zagal, dieſer Zagal iſt der Polazo, der Aufwärter des Mayoral; er iſt ihm rechte Hand, ſein Adjutant. Wenn ein Strang reißt, ſo ſtrigt der Zagal von ſeinem Sitz. Wenn ein Maulthier ſtürzt oder aus dem Geleiſe hüpft, wenn das Geſpann der Peitſche bedarf, um es in Galopp zu bringen — logleich iſt der Zagal unten, folgt den Maulthieren, peitſcht, ermuthet ſie, hält ihnen Gottesgericht, und wehe den Thieren, wenn ſie nicht des Rechtes, rufe ſie bei Nacht, folgt ſie bei der Ehre und ſchimpfe ſie aus; jetzt wendet er ſich an die Capitana, jetzt an die Coronela, und wenn er ſie nun in geſtrecktem Galopp gelegt hat, faßt er einen Riemen und ſchwingt ſich mit einem Satz an die Seite des Mayoral, welcher, majeſtätiſch und leidenſchaftslos, ſein Rückkommando handeln läßt. Der Zagal gebietet zu den Eigenthümlichkeiten ſeiner Species und bedient nur auf deſſen Boden; er iſt gewöhnlich klein, aber kräftig und lebhaft, und verdringt ſein ganzes Leben mit Ab- und Aufſteigen und Laufen. Ich glaube nicht, daß es ſeit den olympiſchen Spielen, wo die Ringer ſich mit Sand einrieben, etwas Staubigeres, Schmutzigeres und Verſtörteres gegeben hat, als wir mit Schweiß und Staub vermischten dürren Haare des Zagal, wenn er mit ſeinen Maulthieren eine Meilenſtunde gelaufen iſt und ſich keuchend und ſelbſtgefällig auf ſeinen Sitz ſchwingt. Doch wir ſind bereits in Aranjuez; wir wollen einen Augenblick verweilen.

Aranjuez, die Königliche Reſidenz, erbaut durch Philipp V., war im Anfang dieſes Jahrhunderts Zeuge der erſten Bewegungen Spaniens. Dort begann für dieſes unglückliche Land die Bahn der Revolutionen und der bürgerlichen Zwietracht; dort ſtürzte der Friedensfürſt unter den ungewiſſenen Verwünſchungen des Volks; dort legte der ſchwache und gutmüthige Karl IV. die Krone nieder, welche er trug, ohne ſie zu kennen; dort ſtarb ſeine Gemahlin und die Verſchwendungen ſeines Günſtlings begannen; dort bereitete Ferdinand VII., noch jung, die Wahn der Intrigue und der Täuſchung, die ihn, unterſtützt von gräuelvoller Kriminalität, den Spaniſchen Charakters, bis an ſein Ende über den Grad und Verachtung, welche ſich zuzogen, triumphiren machte. Die Franzöſiſchen Truppen drangen von allen Seiten in die Hohlheit ein. Murat marſchirte nach Sans-Sierra; Dubrome übernimmte Barcelona. Der Verwand eines Einfalls in Portugal reichte nicht mehr aus für ſo viele verdächtige Handlungen. Der Friedensfürſt, gewiegt durch die Hoffnung auf ein Königreich in Algarbien, ſchlummerte in den Tag hinein, und der im letzten Augenblick durch die drohende Gefahr aufgeſchreckte Hof dachte zu ſpät daran, ſich nach Sevilla zurückzuziehen, um im Nothfall Amerika zu erreichen, als die Verſtörung von Aranjuez und Madrid, während über eine Entfernung, welche dem Herzog gleich, und, wie es ſcheint, auch aufgeregt durch die Emtrieben Ferdinand's, ſich erhob und den Günſtling Blitzt, welcher ſo ungeſchickterweiſe Karls Gunſt dankte ob und gab ſo durch die Zweideutigkeit dieſes wichtigen Schrittes dem treuloſen Schickenbrücke-Corps, deſſen Napoleon ſich zur Beſchädigung ſeines Bordabens bediente, einen ſcheinbaren Vorwand. Aber dieſe hiſtoriſche Erinnerung, ſo intereſſant ſie auch immer ſeyn mag, iſt in Aranjuez nicht bei Handſtein. Die ganze Geſchichte Spaniens erbricht vor dem Reiſenden, welcher von Spanien nichts als Aragonien und Caſtilien geſehen hat, vor dem Blitz, das dieſe Oaſe der bereichſten Vegetation, die ſo natürlich die nackten einförmigen Ebenen, welche man durchreiſt, unterbricht, dem Auge darbietet.

Der Tajo, der den Park von Aranjuez durchſtrömt, belebt den Boden, den ſonſt überall die Sonne austrocknet, mit nahrhaften Säften. Wie ein Wunder ſteht man in den ſtruppigen Ebenen, welche kaum einige beſtaubte Rosmarien ernähren, Ulmen, Platanen, Pappeln und eiſenhaltige Zedern ſich erheben. Das einzige Steinbe davon ſo dürre Rand einfaßen von der wohlthätigen Feuchtigkeit des Tajo eine ſolche Kraft und Fruchtbarkeit, daß ich Ulmen ſah, welche nahe an fünfzig Fuß im Umfang hatten und gewiß den reichſten Wäldern unſerer gemäßigten Zone Ehre gemacht haben würden. Ich wunderte mich, daß Aranjuez keinen größeren Ruf in Europa hat; denn außer Valencia, von wo ich die Schweiz, kann ich ſagen, daß ich noch nirgend in Spanien eine ſo großartigere Natur ſah. Der Palaſt, den ich vor einigen Monaten Einſiedeleien hatte, im Einzelnen zu beſehen, bietet nichts beſondere Merkwürdiges dar. Mehr des Reichthums als des guten Geſchmacks wegen kann man die Lage des Lobrador, einen kleinen als Luſthäuschen erwähnten Pavillon, anführen, in welche der alte Karl IV. Millionen vergeuden hat, um ſich wegen ſeiner Unglückſeelige zu zerſtreuen. Das Gold, der Marmor, die koſtbaren Tapeten und einige ſchöne Malereien, jetzt der Aufſicht eines Schloßwegts anbrimgegeben, ſind ein dürftiges Zeugniß dieſer Königlichen Langeweile.

Aber Aranjuez kannte ſänzt die Anſtrengung nicht weiter an, ohne in einer neuen Geſtalt, welche ſich durch luxuriöſe Fülle prägt, wenn man Ocanna hinter ſich hat. Von Ocanna habe ich wenig mehr zu ſagen, als daß in dem Gaſthof, in welchem man zu Mittag ißt, die Wände mit ſchlechten, in Paris in der Straße St. Jacques gemalten Bildern tapezirt ſind, welche die Waffenthaten des Kaiſerreichs, den Tod Poniatowski's ꝛc. und endlich die Begnadme Algiers darſtellen, drei welchem letzteren Gemälde der Künſtler, ohne Zweifel aus Gewiſſenheit über alle Napoleons, welche er gemalt, dem Herrn Admiral Duperré mit dem wohlbekühmten kleinen Hut den Kopf bedeckt hat. Indeß haben wir alle dieſe elenden Subjekten mit ihren erklärenden Franzöſiſchen Text mehr Vergnügen gewährt, als es Zeichnungen von Raphael hätten thun können. So ſterblichkeit wie Fragrichen auch ſeit kurzer Zeit geworden ſind, ſo iſt uns doch das Andenken des militairiſchen Ruhms im Grunde des Herzens verblieben, muß ſelbſt das plumpe, zur Bewunderung der Mauthherrſcher beſtimmte Bild unſerer Siege in einer Herberge der Mancha, und zwar zwiſchen Madrid und Baden, bei einer Reiſe-Verſtörung, welche uns mehr als noch dieſen Tag, durch falſche Meinungen ire geleitet, aus nur gar zu gern ſür ſein gegenwärtiges Unglück verantwortlich macht — ſelbſt ein ſolches Gebilde rührt das Biedern militairiſch Sinnlichkeit, welches jeder gute Franzoſe in ſich trägt, und bringt der Magd der Herberge ein Gedächtniß mehr ein.

Von Aranjuez, das die Luſtreiſenden in Ocanna eine andere Geſtalt annimmt; wir ſind jetzt bereits mitten in die Mancha eingetreungen. Dieſe traurige Provinz bildet eine große Ebene ohne Waſſer, keine einzige Erhöhung des Bodens, kein Baum; es iſt ein armſeliger Landſtrich, auf welchem das Auge nur in ſeiner eigenen Schwachheit Grenzen findet. Im Süden, weit ob von der Landſtraße, erſcheinen die Sierra Morena wie ein Nebel am Horizont, dazwiſchen liegen ungeheure Wüſten (despoblados), auf welchen man vier und ſünf Stunden reiten kann, ohne eine menſchliche Wohnung zu gewahren. Die Gewalt des Menſchen ſcheint von dieſem Lande verzweifelt zu ſeyn, von dem man ſagen könnte, daß das Leben es unwerth ſindet. Auch nur in der Geſtalt eines Krauts oder einer Pflanze, die ſich ſelbſt ernährt, nichts Menſchenähnliches auf der ganzen Welt, als dieſe weite Einöde, wo die Sonne aufs und untergeht, ohne etwas Lebendiges beſchienen zu haben, und die nackte Erde, ihren ſengenden Strahlen bloßgeſtellt, ſich ſpaltet und austrocknet. Es iſt die Wüſte ohne ihre Schöne, ihre Sandwirbel und ihre brennenden Winter der ſalz- und ſteinigen, es iſt die gemeine proſaiſche Wüſte. Nur hier und da zerſtreut findet man auf dem Wege einige Flecken, deren armſelige an einander gelehnte Hütten nicht ſehr lenen unglücklichen Hammeln gleichen, welche, da ſie nichts mehr abzugeben finden, ſchwadronweiſe zuſammengetrieben, den Kopf des einen zwiſchen die Beine des andern geſteckt, um ſich gegenſeitig vor der Sonnenhitze zu ſchützen, unbeweglich auf einem Steppenfelde ſtehen.

Die menſchlichen Bewohner der Mancha leiden unter dem grauſamen Druck der Natur. Der Manchego, der wenig von ſeiner Nahrung zu haben hat, iſt in Folge davon ein träger Vagabund. Mangel und Unthätigkeit verzehren ihn; ſein Geſicht iſt von Blattern, an Krücken gehenden Kindern, welche wieder, andere ſchutzenacke Kinder auf den Armen tragen, belagert. Alt und Jung, Alles leidet, und eine unbegränzte Faulheit bildet beinahe das einzige Erbtheil, das dieſes verabſcheuungswürdige Geſchlecht gerade auf ſeine Nachkommen übertragt. Ich brauche mich weiter zu ſagen, daß der Mangel an Holz in ſeinen Wäldern in einem abſcheulichen Ruin ſteht. Es widmet ſich gern der Contrebande, einem herumſtreifenden Leben oder dem Diebſtahl, legt ſich gern in einem kleinen Tannen-Wäldchen oder mitten auf dem Dreſchplatze in Hinterhalt, um dem Poſtwagen aufzulauern und denſelben auszuplündern, während dieſer, bekannt mit ſeinen Leuten und ſeinen Waffen, nur mit zwei oder drei Escopetten auf der Imperiale, davon jeder mit einem guten Gewehr und ſchaefen Patronen im Gürtel verſehen, die Fahrt unterbrimmt. Man ſagt auch, daß die Parteigänger, welche uns aufhielten in der Mancha herumſchleichen, dieſen natürlichen Anlagen zahlreiche Verbrechen verdanken. Ohne dem handſchriftlich bekannten, daß eine Hälfte der Mancha auf Unkoſten der anderen lebt, ohne Herbergen, wo wir aufhielten, um zu eſſen, erfuhren wir jedes Mal, daß die Streif-Corps zwei, drei oder vier Mal vorüber gekommen ſeyen, und daß das Küchengeräth, aus Furcht vor einem Ueberfall, die Hälfte der Zeit auf dem Grund des Ziehbrunnens zubrachte.

Ein einziger Ruhm bleibt der Mancha. Cervantes hat aus dieſelben das Vaterland und den Schauplatz der Thaten ſeines Helden gemacht. In ihr wurden der große Don Quichote und ſein unſterblicher Stallmeiſter geboren, in ihr ſtarben ſie, und die Volksſage zeigt noch einige ihrer glorreichen Schlachtfelder. Rechts von der Landſtraße, einige Meilen von Quintanar de la Orden, zeigt man uns das Feld, das Barteland der Dulcinea, auf der Landſtraße ſelbſt die Herberge, wo der Held zum Ritter geſchlagen wurde, und etwas weiterhin links die hundertarmigen Rieſen, welche ein eiſerſüchtiger Zauberer in Windmühlen verwandelte, und welche ſeitdem nicht aufhören, ſich unter ſeiner verringerten Geſtalt durch den bekannten kreuzbeinigen Kampfſtoß zu bewegen. Wenn man Alcazera, eine ziemlich bedeutende Stadt und den Hauptort der Provinz, welches wegen der Fabrication ſeiner Meſſer in Spanien eben ſo bekannt iſt, als Chatellerault in Frankreich, paſſirt hat, läßt man Chinchilla, eine alte graue Stadt, ähnlich einem Adler-Neſt auf einem Felſen, links liegen und befindet ſich in kurzer Zeit in Almanza, wo der Herzog von Berwick am 25. April 1707 die berühmte Schlacht gewann, welche Philipp V. die Krone von Spanien ſicherte.

Ich will mich nicht dabei aufhalten, von Manbern und Kriegsknecht zu erzählen; die Schlacht von Almanza war ohne Zweifel eine

Digitized by Google

Schlacht wie alle Schlachten. Aber was in dieser Zeit, wo auch zwei Nebenbuhler sich den Thron streitig machen, besonders merkwürdig bleibt, ist der Kontrast der damaligen Energie mit der heutigen Weichlichkeit, ein auf mehr als eine Art seltsamer Kontrast. Um was handelte es sich damals? Um weiter nichts, als ob eine Zweigbische oder Oesterreichische Dynastie über Spanien herrschen sollte, und ob der einzige Sohn Karl II. durch sein Testament Einen der beiden Prätendenten mehr als den Andern begünstigen könne. Heutzutage will man ausmachen (wenigstens scheint dies Jedermann zu glauben), ob ein altes Regierungs-System mit hundertjährigen Mißbräuchen wieder hergestellt werden, oder ob Spanien zukünftig in die gemeinschaftliche Bahn der civilisirten Völker eintreten soll. Die Sache scheint heutzutage ein wenig verständlicher, als es der Streit Philipp's V. mit dem Erzherzog war, und doch, welcher Unterschied in dem Aufwand von Kräften. Wer wollte die nachdrucksvollen Erklärungen, die einfachen und rührenden Aufopferungen des Erbfolge-Krieges mit der Lauigkeit und Trägheit vergleichen, mit welcher man Spanien mit jedem Tage mehr absterben läßt? Philipp V., durch die Erscheinung einer Flotte der Verbündeten gezwungen, die Belagerung von Barcelona aufzuheben, ward genöthigt, sich nach Navarra zurückzuziehen; sein Nebenbuhler gelangte bis Madrid, Catalonien und Aragonien waren für den Erzherzog. Jeder hielt Philipp für verloren; aber er, voll Vertrauen auf die Biederkeit der Castilianer, sagt von ihm unverzagt: Gott hat mich hier in ihre Hände und schwor, sie nicht zu verlassen. Nun machte das ritterliche Volk, welches der Treulosen und Heldenmuth nie lässig fand, dreifache Anstrengungen, die wenigen Reichen verkauften oder verpfändeten ihre Güter, die Sache ward eine National-Angelegenheit. Ein armer Pfarrer in Alt-Castilien deklamirte sich selbst mit seinen Pfarrkindern und brachte 120 Eire zusammen, welche er dem König sandte. „Eire", sagte er ihm, „was wir Ihnen anbieten können, ist nur sehr wenig, aber wie bitten Sie, in Erwägung zu ziehen, daß in dem Dorfe noch hundertundzwanzig Personen verbleiben, welche, in Ermangelung einer starkern Summe zur Unterstützung Ew. Majestät, ihr Leben und ihre Arme darbieten." Der Marschall von Berwick, der mit großer Klugheit die kleine Armee, welche die letzte Hoffnung Philipp's ausmachte, zu schonen wußte, ergriff endlich wieder bei Almanza die Offensive, ward den Feind aus dem Königreich Murcia und aus Valencia und besetzte „als nur einen Theil von Catalonien, während der Herzog von Orleans Lerida bezwungen und ein abgesondertes Corps unter dem Befehl des Marquis von Bay an der Portugiesischen Seite die Gränze deckte. Einige Monate reichten hin, um das Glück wieder zurückzuführen, aber es gab damals Ueberzeugung und Hingebung; die alten monarchischen und religiösen Vorurtheile bestanden noch in ihrer ganzen Kraft. Heutzutage ist beide mächtige Triebfeder mehr als zur Hälfte verschwunden, aber doch etwas an ihre Stelle getreten wäre. Spanien sperrt sich, unter dem Panier eines blinden Glaubens weiter zu schreiten, und seine Augen sind noch nicht klar genug, das durchdringende Licht der Ausklärung zu ertragen; es hat die Leidenschaft in den Adern und den Zwiespalt in den Geiste; und schlich, wo ist der Anführer, welcher aus der Sache Spaniens die seinige gemacht hätte? Wie Viele haben seit zwanzig Jahren versprochen, seine Wunden zu heilen, und haben dieselben nur verschlimmert, und wie groß auch wirklich oder scheinbar die Interessen im Spiel sein mögen, es fühlt sich ermattet und klüpft um noch durch einen Rest von Hartnäckigkeit und thränenlaken: es hat aber nicht das Bewußtseyn der Kraft, die Sicherheit des Erfolgs, welche der Sieg verleiht. Es ist der Kampf zweier Sterbenden.

Ich habe mich sehr weit von Ihnen, wovon ich sprechen wollte, verirrt; da ich indeß noch sehr viel über dieses schöne Land sagen möchte und dieser Brief schon ziemlich lang ist, so mag es ein ander Mal geschehen.

Italien.

Notizen über die Wirkungen der Cholera in Neapel.

Bei dem neuren und mehr als irgendwo geflegterten Wiederauftreten der Cholera in Neapel möchte es nicht unmitterfant seyn, die nachstehenden statistischen Notizen zu kennen.

In der Stadt Neapel erlagen im Jahre 1836 an der Cholera:

2804 Individuen männlichen Geschlechts
2783 „ weiblichen „

Von der Geburt bis zum	10ten	Jahre	563	Individuen	
Vom 11ten	„	20sten	„	476	„
„ 21sten	„	30sten	„	737	„
„ 31sten	„	40sten	„	952	„
„ 41sten	„	50sten	„	873	„
„ 51sten	„	60sten	„	758	„
„ 61sten	„	70sten	„	513	„
„ 71sten	„	80sten	„	299	„
„ 81sten	„	90sten	„	100	„
„ 91sten	„	100sten	„	14	„

Diese gehörten folgenden Stadtvierteln an:		Verhalt sich zur respectiven Bevölkerung des Stadtviertels:		
San Ferdinando	259	wie 1 zu	119,61	
Chiaja	432	„ 1 „	63,94	
San Giuseppe	204	„ 1 „	95,73	
Latus .	895			

Transport .	895			
Porta	1410	wie 1 zu	23,85	
Mercato	932	„ 1 „	52,34	
Pendine	554	„ 1 „	35,70	
Vicaria	384	„ 1 „	102,19	
San Lorenzo	100	„ 1 „	111,79	
San Carlo all' Arena	243	„ 1 „	86,43	
Stella	127	„ 1 „	182,55	
Avvocata	144	„ 1 „	225,00	
Montecalvario	209	„ 1 „	147,87	
Real Sito di Portici	135			
Unter dem Militair	134			
	5287			

Diejenigen dem Königl. Schlosse in Capodimonte sind unter denen des Quartiers San Carlo all' Arena begriffen.

Die Zahl der Rentiers und Reichen war	506
„ „ „ Militairs	134
„ „ „ bürgerlichen Gewerbtreibenden und Individuen aus dem niederen Volk	4647

Es ist zu bemerken, daß die Quartiere, wo die Opfer der Cholera am zahlreichsten waren, die nächsten am Meere, von geringerer Ausdehnung, und mehr bevölkert, daher auch die Wohnungen enger und folglich von weniger wohlhabenden Leuten bewohnt sind. Gleichfalls muß bemerkt werden, daß in den 3 Monaten in einander gerechnet, wo die Cholera herrschte, der Todten zu andern Krankheiten in nicht geringerer Zahl vorkamen.

Mannigfaltiges.

— Pferdezucht in England. Die Anzahl der Pferde in Großbritanien wird vom Sporting Magazine auf 2,116,105 angegeben, die im Durchschnitte auf 15 bis 18 Pfd. Sterl. geschätzt, einen Werth von 36 Millionen Pfd. (240 Millionen Thaler) repräsentiren. Da zwei volkreichere und größere Frankreich besitzt nur ungefähr eben so viel Pferde, nämlich 2,147,276, die jedoch keinen so bedeutenden Werth repräsentiren, indem das Stück nur auf 300 bis 350 Franken geschätzt wird, was einen Totalwerth von 750 Millionen Franken (200 Millionen Thaler) ergiebt. Man zählt aber auch in Frankreich unter der angegebenen Zahl nur 132,800 Luxus- und Kavallerie-Pferde, während man in Großbritanien fast ein Viertel der ganzen Zahl als Luxus- oder Stroms-Pferde anstellt, die natürlich einen viel größeren Werth zwar nicht für das Land und sein Getreiben, aber doch für den Liebhaber und Spekulanten haben. Von den 9000 Pferden, die jetzt in England jährlich erzeugt werden, will man ungefähr 8000, deren Werth etwas hoch auf 200,000 Pfd. geschätzt wird, für den Landbau und 1000, die man auf 40,000 Pfd. geschätzt, zu andern Zwecken brauchen. Das obengenannte Englische Journal rechnet noch darüber, daß die Pferdezucht dieser heutzutage gar zu sehr auf den Wettlauf sehen, den ihnen die Schnelligkeit der Pferde verspricht, wodurch sie bei der Kreuzung der Racen besonders darauf bedacht seyen, ein Allongement des Skelettes zu erzeugen, wodurch dem Pferde seine eigentliche Kraft und Schönheit genommen werde. Früher sey das in England ganz anders gewesen. Die berühmte „Eclipse", die im vorigen Jahrhunderte den Stolz der Englischen Pferdezucht ausgemacht, habe breite und starke Schultern, ein muskulöses Vorderbein und in ihrem Hintertheil wahrhaft bewundernswerthe Proportionen gezeigt, und doch sey sie viertausend Fuß in der Minute gelaufen, ein Resultat, das man bei den aus geren und gekreuzten Thieren unserer Zeit schwerlich zu erzielen werde. Dieses ausgezeichnete Thier, dessen Nachruhm in den Annalen der Pferdes Kultur einzig und unangefochten dasteht, ward in den Stutereien des Herzogs von Cumberland (Sohnes Georg's II.) geboren, nach dem Tode desselben an den Obersten O'Kelly für nicht mehr als 75 Guineen verkauft und hat seinem spätteren Besitzern nicht weniger als 625,000 Pfd. (zur Millionen Thaler) als Rennpferd und Beschäler eingebracht haben. Die wackere „Eclipse" starb im Jahre 1789 im 25sten Jahre ihres Alters und hat eine zahlreiche auch über den ganzen Kontinent verbreitete Nachkommenschaft hinterlassen. Sie ist insofern noch nicht das älteste Pferd, dessen die Englischen Pferdeschäler in Verbindung zu sich und mit Ehrfurcht gedenken. Noch älter sind der Beschäler „Ture blanc" und die Stute „Coffin Mare", die beide dem Protektor Cromwell gehörten, der zuerst die Pferderennen in England begünstigt haben soll, und die bei den Rennen jedesmal den Sieg davontrugen. „Coffin Mare" soll ihren Namen (Sarg-Stute) daher erhalten haben, daß sie sich zur Zeit der Restauration der Stuarts, als Cromwell's Eigenthum öffentlich versteigert wurde, in ein Grabgewölbe geflüchtet hatte. „Coffin Mare" hat sich also nicht blos einen historischen, sondern auch einen politischen Namen erworben. Unter der Königin Anna haben sich besonders der „Darley", Letterater der „Eclipse", ein Bidal „Flying Childers" und das sogenannte dürtige Pferd „Curwen" berühmt gemacht. In der neueren Zeit ist in England der „Kopenhagen" als historisches Pferd bekannt geworden. Es war nämlich das Schlacht-Roß, das der Herzog von Wellington sechzehn Stunden lang hinter einander bei Waterloo gerritten und das er seitdem nicht wieder bestiegen, sondern vielmehr in seinem Marstall sürstlich pflegen ließ, bis es vor wenigen Jahren starb. Die Herzogin trägt jetzt noch ein Armband von den Haaren dieses treuen Pferdes, das am Tage der Seeschlacht von Kopenhagen geboren worden war, und auf Befehl des Herzogs von Wellington ist es mit kriegerischen Ehren förmlich zur Erde bestattet worden.

Herausgegeben von der Redaction des Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Von pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 86. Berlin, Mittwoch den 19. Juli 1837.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

Alfred de Vigny.

Alfred de Vigny ist zwei Jahre älter als das neunzehnte Jahrhundert, drei Jahre älter als Victor Hugo. Zum Waffenhandwerke griff er gerade in dem Augenblicke, als Frankreichs Ruhm und Waffenglück ihren Wendepunkt erreicht hatten. Als junger Lieutenant machte er noch die letzten Schlachten unter der dreifarbigen Fahne mit. Es kam es, daß er von der Kaiserlichen Glorie nur die letzten matten Strahlen sah, daß er vom Kriegs- und Lagerleben nur die Leere und die Langeweile kennen lernte. Funfzehn Friedensjahre hindurch blieb er Soldat; für den Krieg erzogen, wußte er diese ganze lange ermüdende Zeit im Corps de Garde zubringen. Er fand sich mit resignirter Geduld in seine Lage und lernte frühzeitig die Kunst, in stiller Sammlung in und mit sich selbst zu leben. Er richtete sich im Zelt und in der Wachtstube ein, wie in einer Bouchekinet-Zelle; jede Stunde des Tages hatte ihr unabweisliches Geschäft. Er las die Bibel und machte Gedichte: lauter flüchtige, etwas zärtlich schwächliche Produkte, ohne rechte Wärme der Begeisterung, und denen man nicht ansieht, wo sie hinaus wollen. Sie haben ihm indeß als treffliche Sprach- und Stylübung gedient, und nimmer hätte er später in seinem „Cinq-Mars" solche Harmonie und solchen Wohllaut der Prosa erreicht, hätte er nicht zuvor mit so unsäglicher Geduld und Sorgfalt jene große Menge Verse komponirt. Genug verdienen jene im Allgemeinen so mißlungenen als nichtssagenden Produkte, jene Nugae canorae, um mit Horaz zu reden, kaum daß man dabei verweilt, wenn auch der Verfasser noch heute mehr als billig darauf zu halten scheint; es sind eben die ersten stammelnden Aussüße einer noch nicht recht flügge gewordenen Muse. Da ist „Eloa", ein schwächlicher Nachhall von Milton, — „Moïse", eine mißrathene Elegie, — „Dolorida", eine Tragödie ohne Anfang und Ende, — „Le déluge", eine geschmacklose Ode, — „Les bains d'une Dame Romaine", das in lustiger Nachahmung an André Chenier erinnert. Zum Glück trat de Vigny 1826, kurz nach dem Eloa, mit dem Romane Cinq-Mars auf, und hier haben wir auf einmal eine eben so geniale, als in Ausführung und Schreibart vollendete Schöpfung vor uns. Der Charakter Ludwig's XIII. und seines Ministers, des Kardinal Richelieu, ist hier aufs feinste studirt, aufs glücklichste getroffen, und diese Darstellung steht der historischen Portraitirung Ludwig's XI. in Walter Scott's Quentin Durward würdig zur Seite. Mit ungemeiner Kunst sind alle Fäden der Begebenheit angelegt und geleitet, so daß sie plötzlich zusammenschlagen, zur überraschendsten Wirkung auf den Leser, auf den Zuschauer hätte ich bald gesagt, denn wenige Dramen sind so dramatisch. Drei Personen spielen die Hauptrollen: Richelieu der Despot, Ludwig XIII., der Sklave, und Monsieur le Grand, das Opfer. Die Herrschsucht des furchtbaren, erbarmungslosen Richelieu hat noch den Kampf gegen die Königin Anna von Oesterreich zu bestehen, die über das Gemüth des schwachen Ludwig viel vermag. Hierzu braucht der Kardinal einen Gehülfen, der sein Werkzeug sei und sich in die Zuneigung des Königs einschmeichle; dazu dient ihm der junge Henri d'Effiat, genannt Cinq-Mars. Damit Richelieu's Herrschaft fest begründet sei, soll die Königin Mutter in die Verbannung gehen; dazu soll der König überredet werden. Aber das Werkzeug kehrt sich wider den Meister; Henri d'Effiat schämt sich seiner erbärmlichen Rolle; er will nicht länger ein Zeitvertreib, ein Spielzeug für den König, er will nicht länger die Schlinge seyn, die der schlaue Priester-Herzog aus wirft. Er nimmt sich vor, den Kardinal, den Tyrannen Aller, am Hofe, zu stürzen; er eröffnet seine Gedanken dem Könige, zeigt ihm die Aussicht, frei zu werden von einer lästigen Bevormundung, und der König geht darauf ein. Nun gährt der Kampf, nun entwickelt sich die Intrigue zwischen diesen Dreien. Und dieser düsteren Partie des Buches, diesen trüben ärgerlichen Ränken gegenüber, läßt der Dichter eine Gruppe von drei anderen Personen auftreten, an denen unser Herz ein freundlicheres Interesse nimmt: Anna von Oesterreich, die verlassene Gattin und Königin, Maria, das liebende Mädchen, und de Thou, den männlichen, treu hingebenden Freund. Alle diese Geschicke und Interessen verschlingen sich in rasch fortschreitender, stets die Erwartung spannender Handlung, und durch das ganze schreitet, düstervergessen und allgebietend, die dämmerhafte Gestalt des Mannes im rothen Kleide, des Prieſter-Kardinals.

Dieser Roman machte anfangs wenig Aufsehen in der Französischen Welt. Dieselbe hatte damals, was Romane betraf, alle Hände voll mit Walter Scott, und was Literatur überhaupt betraf, alle Hände voll mit dem Streite der romantischen und klassischen Schule zu thun. Man war emsig darüber her, die ars poetica des Blair mit der des Boileau, den Shakespeare mit dem Racine zu vergleichen; man schrie einander zu und verstand einander nicht. So wie man aber ein wenig zur Besinnung kam, was man eben so erstaunt als überrascht, die Entdeckung zu machen, daß Frankreich unterdessen mit einem trefflichen Romane beschenkt worden, sogar mit einem historischen Roman, den es durchaus sein eigen nennen durfte, nicht dem Walter Scott geschuldet oder nachgemacht. Und von da an ist dieser Roman bloß durch seinen eigenen Werth, ohne praktische Annexion, ohne Lobsalve, ohne Aufsehen erregende kritische Taufe, immer höher in der Gunst und Schätzung der Nation gestiegen und wird einstimmig mit zu den ersten Werken der neueren Zeit gezählt. Die Gerechtigkeit kommt auf Erden immer nach, — sogar für das Gute.

Da es de Vigny mit seinem Uebergange von der Presse zum Romane so gut gegliickt, so hätte man meinen sollen, er werde in dem Romane seinen eigentlichen Beruf erkennen und diesem fortan treu bleiben. Aber nein! es muß auch den ausgezeichnetsten Geistern erstaunt schwer fallen, den Verlockungen einer weit verbreiteten Eitelkeit zu widerstehen, der Eitelkeit nämlich, auf der Bühne Beifall zu ärndten. Und wie gebachte de Vigny es anzufangen? er machte sich über Shakespeare's Othello und übersetzte ihn Zeile für Zeile, Wort für Wort in Französische Verse. Man denke sich Othello in Französischen Versen! dieser Mohr mit seiner schwarzen aufschreienden Leidenschaft, dieser teufliſche Jago, diese lindliche Desdemona, alle diese Lieblichkeit Shakespeare'scher Dichtung neben dieser genauen Nationalmodistin der Weltordnung, die mit zwei kleinen Fischchen zu maßiosen, verzehrenden Ungeheuern anwachsen sehen, und die in Französische Verse zu bringen, verbo tenus! Eher könnte ein Kind einen Riesen zu Boden zingen. Shakespeare ist längst „ins Heiligthum entrückt vor frevlen Uebersetzer-Händen"; das hätte Alfred de Vigny wissen sollen. Voltaire, der Shakespeare einen Barbaren schalt, ja, der bei der bloßen Nennung des Namens Shakespeare ordentlich vor Unmuth zu beuten anfing, als quälte ihn die innere Ahnung von der unsterblichen Größe dieser Barbaren, — Voltaire hat Othello und Desdemona bereits ins Französische übersetzt, so weit Französischer Geschmack dies zuließ. Sein Othello heißt Desdemone, seine Desdemona heißt Zaire. Da er von Afrikanischer Leidenschaft keine Ahnung hatte, so schnitt er sie nach Französischen Muster zu, und sein damaliges Publikum hielt die Sache auch für so Afrikanisch und Orientalisch als möglich. Der Jago blieb natürlich ganz weg; den hätten die Pariser damals auch in der schwächsten Nüancirung nicht vertragen. Später, als Voltaire schon todt war, kam ein guter Mann, der sich Ducis nennt, und der Leuten in großem poetischen Kredit; dieser ging mit der Idee um, daß er zu nichts Anderem geboren sey, als die Shakespeare'schen Dramen zu arrangiren, zu kopiren, zu übertragen, umzudichten und zu verschönern. Er machte sich auch rechtschaffen an die Arbeit, von dem Mißlichen gar keine Ahnung hatte; er schnitt mit einer genialischen, classischen Jagendhorn-sentimentalen Scheere in das Shakespeare'sche Fleisch und Blut hinein, und siehe da, er erlebte einen großen Triumph, es regnete Beifall, alle Welt fand den so zu Schanden geschnittenen Shakespeare vortrefflich. Dazu kam, daß Talma, damals in der ersten Blüthe seines Ruhmes, sein Schauspieler-Talent mit daraufsetzte und all seine Kunst an die Darstellung jener elenden Krüppel von Tragödien verschwendete. Shakespeare hat sich gewiß im Grabe umgedreht, wenn er von der Wiedschaft erfuhr. Der Französische „Bearbeiter" hatte es für gut gefunden, jede Tragödie mit zwei ganz verschiedenen Katastrophen zu versehen, einer glücklichen und einer unglücklichen, zur beliebigen Auswahl, — etwa wie ein Pariser Zeitung auf seinem Schilde anzeigt, daß es 2 Thlr. des personnes friſtet. Im Othello z. B. erwägt einmal der Mohr die Desdemona (sie heißt bei Ducis Edelmone) und erfleht sich gleich darauf über ihrer Leiche; das anderemal aber kommen Leute dazu, und Beide werden am Leben erhalten. Wie gefällt Euch das? — Nun also, weil Zaire bei den Franzosen Glück gemacht hat, weil Ducis' Othello bei den Franzosen Glück gemacht hat, — gerade darum hätte sich's Alfred de Vigny gar nicht sollen träumen lassen, das Unmöglichste zum dritternmale zu versuchen. Ein Publikum, das sich Jahre lang mit einem Ducischen Othello abspeisen lassen, verdient den wahren Shakespeare gar nicht. — Und dann, wer ist vermögen genug, vor sein Publikum hinzutreten und ihm voraus zu verkünden: „Ich werde ich zu Euch reden in der Sprache Shakespeare's." Wer getraut sich, auch nur in der Nachahmung des Wortes die Kraft, die Tiefe, die Herrlichkeit zu erreichen, womit Shakespeare den Haß und die Liebe, den Neid, den Stolz und die Größe auftreten und reden läßt! — An diesem Wagniß ist de Vigny gescheitert, und was noch schlimmer für ihn ist,

Digitized by Google

am Kleinlichen ist er geschritten. Er hat nicht dies das Drama übertragen, sondern auch den Shakespeare'schen Styl in seinen Malen und Zügen abkonterfeien wollen; sogar mit den Worrspielen, mit den gehäuften Einfällen, mit den Concetti, und was sonst noch von Italiänisch gezierten Conversationston am Hofe der jungsehnlichen Elisabeth Mode war, sogar damit hat er sich und seine Zuhörer geqnält. Da saß das Pariser Parterre und hatte den besten Willen, spertte Augen und Ohren auf und — sah die Tragödie schwerfällig sich vorüberschleppen. Es ist zu viel Dichter, das will heißen zu wenig als dramatischer Dichter, sondern auch Shakespeare an jenem Abend im Théâtre français zu Grabe getragen worden. Vielleicht waren unter den Zuschauern seine Jedn, die nicht dem Herausgehen den Dacke bei weitem schöner und rührender fanden, als den Shakespeare; so übel hatte de Vigny diesem bei den Franzosen geerbt. Nieux vaudrait un sage ennemi, — sagt Lafontaine in der Fabel.

Dieses erste Mißgeschick hätte dem Dichter zur Warnung gereichen sollen, sich weiter mit dem Theater einzulassen. Aber der Himmel mag wissen, was sie eine Begauderung das hölzerne Viereck hinter dem Vorhang, Bühne genannt, auf die gebrechlichen Gerüstsäge, die Dichter, ausübt, daß sie gar nicht davon lassen können, sondern immer von neuem daran anlaufen und zerschellen wie Glas. In allen anderen Künsten geben sich die, welchen es gar nicht glücken will, endlich zur Ruhe, gehen heiser und padern ein. Ein Redner, dem Niemand zu Hört, ein Maler, dessen Bilder Niemand ansieht, ist am Ende Tod, wenn er in den schlimmsten Schatten der Vergessenheit zurückschlüpfen kann. Ein Dichter, wenn er lange genug sich allein vorgesungen, verliert endlich die Lust; zwar verwälscht er im Stillen den Ungeschmack, die Unempfindlichkeit der Welt, in die er verstoßen ist — aber er hört doch auf. Nur die Dramatiker, dieser Geschlecht ist gar nicht auszurotten, gar nicht zu vernichten, es kommt nicht darauf an. Einmal die Bühne betreten, ist an Umkehr nicht zu denken; blindlings vorwärts treibt es sie; jehmal gestürzt, raffen sie sich jedmal wieder auf, sie müssen's bis zu Ende durchwachen. Man betrachte Victor Hugo: was er schreibt, ist trefflich, wohlgerathen; was er auf die Bühne bringt, schlägt ihm fehlerhaft ein. Er hat es versuchen müssen auf Theater und will kein Buch mehr schreiben. So auch de Vigny: erst schreibt er einen Roman, der allgemeine und gerechte Bewunderung erndtet; dann dringt er ein Drama in Uebersetzung auf die Bühne und das fällt verdientermaßen durch. Wonder er sich nun zum Roman zurück? bewahre; er versucht es abermals mit einem Drama: „La marechale d'Ancre." Und ei, wie ist ihm das gegückt! ein Roman ist es geworden, aber in dramatischer Form gezwängt, zum Dialog herumgeschlagen; Alles unordentlich in einander geschoben, wie's im Fachwerk der Akte und Scenen nicht recht unterzubringen war; verstellt in der Anlage, unklar und schleppend in der Entwicklung. Mit aller Mühe hat er es zu einem paar wahrhaft schönen Charakterzeichnungen überdiesen Scenen gebracht, und die haben das Stück zur Noth für etliche Vorstellungen aufrecht erhalten. Und doch, wäre er seiner wahren, natürlichen poetischen Richtung treu geblieben, er hätte aus diesem Stoff ein Meisterstück zu seinem Ruhm schaffen können.

Sey es, daß er seines Irrthums inne wurde, sey es, daß die selbst hrer Neigung sich lebhafter wieder regte, sein nächstes Werk war ein Roman: „Stello", auf dem Titel bezeichnet als das erste Stück der Consultations du Docteur Noir. Es ist etwas Krankliches, enge drückig Zugwängtes in diesem Buche, was dem Leser das Interesse und den Genuß verkümmert. Die Handlung, der Plan, sogar der Charakterumriß der beiden den Vordergrund ausfüllenden Figuren, Stello's und des Doktors, verschwimmen in einer Masse oft spielender Details. Und wenn das Ganze eine Klage sein soll um das Loos des Poeten auf Erden und zugleich eine Apotheose des Poeten selbst, so ist es dafür zu monoton gehalten, zu schwerfällig, und die Klage läßt sich zu sehr durch materiellen Dingen drücken, daß die Poesie gar nicht damit zu schaffen hat. Ob der Poet hungar stirbt, ob er kein Bett hat, kein Obdach, keinen Rock, — was thut das, wenn er in Wahrheit ein Poet ist. Dann ist die Poesie ihm Alles in Allem, Leben, Jugend, Hoffnung, Glück und Seligkeit. Poesie ist sreudige Expansion der Seele, des Herzens, aller sterblichen Sinne. Darum ist es kein Unglück für diese Welt, ein Poet zu sein; darum ist der Poet glücklich in der Armuth, glücklich in der Verfolgung, glücklich im Tode; glücklich, wenn er wie Camoens im empörten Meere schwimmt und seinen Schatz, sein Gedicht, über den Wassern hält; glücklich, wenn er verfolgt, ertrunken, in hohen Thoen den Fall der Engel, die Schlacht und Verwirrung seliglich sieht, wenn er am Wanderstabe die Oörfer durchzieht und dem Volke vom Zorne des Achilles und von der Müdigkeit des Pelcher erzählt. Weg mit diesem unnützen Mitleid für die Dichter! Haben sie, die Erwählten Gottes, auf ihrer Bahn der Prüfung und des Ruhmes je daran gedacht, über die Loos zu murren, über ihr Elend zu jammern? Einen Dank, den Verdammten, der die tiefste, gewaltsamste Liebe zu seiner Vaterstadt, zu der „liebkorgen Mutter Florenz", durch sein Exil trägt, der mit bittrem Herzen „fremde Treppen auf- und niedersteigt", ob er sein unstätes Leben vertauschen will gegen die goldenen Paläste seiner Verfolger. — Fragt Tasso, ob er aus dem Kerker erlöst sein möchte um den Preis, sein betreitet Jerusalem den Flammen zu übergeben. Fragt Cervantes, ob er seinen Don Quixote entbehren und eine königliche Pension dafür eintauschen will? Was antworten sie Euch? Jürwahr, der Mensch lebt nicht vom Brode allein: sie leben in der Fülle ihres Geistes und sind glücklich. Die Verfolgung fendet den Dichtern ihre Engel, wie den Kindern ihr Oerz sührt sie bei der Hand, nicht auf grasblühliche Wegen, aber er führt sie sicher, und seine Kraft ist mit ihnen. Wenn weinen über ein vermeintes Unglück, das für die Betroffenen gar keines ist!

Alfred de Vigny hat sich drei Beispiele, gleichsam drei Typen des Dichter-Unglücks, ausgelesen, um an ihnen darzuthun, daß der Poet in jeder Verfassung der Gesellschaft zum Leiden verurtheilt ist: Gilbert, Chatterton und André Chenier. Aber zu allen Dreien kann die menschliche Gesellschaft nichts sagen: „An ihrem Geschick bin ich nicht Schuld." Gilbert verdammt sich, er auf seine Faust, den Kampf gegen sein ganzes Jahrhundert zu erheben. Er rächte an zum Sturm, er schlug zu Boden, zertrümmerte, durchbohrte, ein Schrecken ging vor ihm her, und im gewaltigen Anlauf stürzte er und starb. Was will man mehr? starb er nicht an seinem Triumph? — Chatterton ist, so will uns bedünken, als Dichter weder an Kraft, noch an Begeisterung Gilbert gleichzustellen; er starb an seinem Stolz. André Chenier endlich, der zwar liebenswerthe Jüngling, ist darum gemordet worden, weil er ein Dichter war. Welchen Beruf, welchen Stand, welches Geschlecht hat der Terrorismus denn geschont? Wessen Blut hat er nicht getrunken? Könige, Dichter, Mädchen in zarter Jugend, er hat sie alle verschlungen im Heißhunger und nach ihren Namen nicht gefragt. Weshalb dem Gedanken dieser Drei eine Thräne, oder stellt ihre Bilder nicht als Trauer-Monumente, als Symbole des ewigen Dichterschmerzes auf. Kleidet nicht den Namen Chatterton's in allen Glanz der Reimbert und des Genie's, um an diesem Namen England poetisch zu verschönen. Sprecht auch nicht um Gilbert's willen das Anathema über Frankreichs achtzehntes Jahrhundert. Gilbert's Satyer kann den Espriet des Ioin und die Encyklopädie nicht aufwiegen. Und wenn ihr Robespierre und dem Schreckensthstem der Revolution sluchen wollt, so sey es nicht blos im Namen Chenier's, sondern im Namen Aller, treten Hanpt unter denselben Beil gefallen.

Alfred de Vigny begnügte sich übrigens nicht damit, diese zwar im Namen, aber nicht im Grisse der Poesie erhobene Klage in seinem Roman in die Welt zu rufen; er ruhte nicht, bis er dasselbe Thema abermals in dramatischer Form vom Stapel lassen saßen. Zu dem Ende nahm er aus seinem Vache die Episode von Chatterton, der Lindkrin Kein Geld, dem Lord-Maire Verdruß u. s. w., und ließ diese Leuchten auf der Bühne gerade so sprechen, handeln und — sterben, wie im Romant. Und nun weiß man nicht recht, was er eigentlich und dem Thema hat machen wollen. Weichen von beiden ist Nebenwerk, der Roman oder das Schauspiel? Schade um de Vigny's produktives, vielseitiges, elegantes Talent, daß er nie — wie Chateaubriand, Lamartine — daß er nie mit rechtem Selbstvertrauen, mit recht fester Konsequenz an seine Schöpfungen geht. Zu sagen: „von diesem Punkte hier gehe ich aus, und jener dort ist mein Ziel" — dahin gelangt er niemals. Darin rühren Hindernisse bald er inne, und statt es mit kühnem Muthe zu räumen, geht er lieber herum herum und verliert die Richtung. Das Ziel ist darüber in den Wolken, auch wohl in's Meer gefallen; immer so das Ungewisse spürt, das Mühsame, Hervorgezwungene, kurz die Unentschiedenheit und Selbstqual des Autors. Auf diesem Wege wird er es mit seinem Talent zu keiner populairen Anerkennung bringen.

Seine jüngste Schrift: „Servitude et grandeur militaires" ist so zu sagen ein Pendant, (Gegenstück) zum Stello. Auch hat das Thema hier nicht das Unglück des Dichters, sondern das Unglück des Soldaten. Im übrigen waltet dieselbe künstliche Besangenheit und Gespanntheit. Alfred de Vigny gerdrtet sich ein wenig, wie der Israelitische Prophet, der in Jerusalem umherlief, als Titus die Stadt belagerte, und schrie: „Wehe über Jerusalem!" nur nicht eher aufhörte, als bis ein Pfeil ihn traf und er mit dem Rufe zu Boden stürzte: „Wehe über mich!" — Alfred de Vigny, der Dichter, ruft: „Wehe über die Soldaten!" daraus macht er ein Buch, das keine Wahrheit und kein Interesse hat: — „Wehe über mich! Wehe über mich!" — Wenn du ein Dichter bist, wir bitten dich um aller Barmherzigkeit willen, warum legst du die Leier aus den Händen und greifst zu dem Messer des Zergliederers? warum willst du der Menschen Leidenschaft, ihre Empfindungen, iher Interessen bis in die nackten Fasern verfolgen, warum kreistst du ihnen die Hülle der Schönheit ein? Jugend und Leben sie für lebendig zeigen? wo soll es hinaus sein Schmetterlinge, die Zergliederten, denn Experimentirens? Fabel verschmachten Herz und Gemüth. — Nein! sein Leben lang sollte Alfred de Vigny, zu jedem Tage und jeder Stunde, den Glückseligen preisen, der ihn vor Jahren auf Ludwig XIII. und Richelieu geführt.

Carreau-König.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr hatte sich zur Ruhe niedergelegt, die Mutter schlief in einem Sorl in ihr Stickzeug, Beide hiesen uns ungestört plaudern. Was sie sagte, war einfach, durchaus frei von Affectation, aber es blickte eine Weichheit und Melancholie des Gemüthes daraus hervor, von ungetheilter, zärtlicher Wirkung. Wie sprachen von ihrem Gemahl, den sie mit unverbrüchlicher Herzlichkeit liebte; sie wußte nicht müde, von seiner Güte zu sprechen, und wie sie ihn Mann, Reichthum, Ehre und Ansehen in der Gesellschaft verdankte, wie er seinen ihrer Wünsche unbefriedigt lasse; von dem Alles sprach sie, von ihrem verlorenen Jugendglück kein Wort. In dieser edeln und reinen Seele war nichts als kindlicher Liebe, Ergebung und frommes Pflichtgefühl zu lesen. Aber wer hätte an dieser ernsten, schwermüthig geistbliebten Sprache und Empfindung das Mädchen wieder erkannt, das ich vor nicht achte Monaten so heiter, so kindlich fröhlich, so sach- und tanzlustig gesehen? Wie war sie plötzlich ernstig geworst, voll Einsicht, Lebenserfahrung und feinen sittlichen Takte! Durch welche Leidensschule, dachte ich, muß sie gegangen sein, so Vieles in so kurzer Zeit zu lernen.

Der See lag dicht zu unseren Füßen, rein und klar, ruhig und unergründlich, ein Bild ihres Herzens. Ich sagte es ihr; sie lächelte und erwiderte: „So ist wohl manches Menschenherz, an der

*) Ein zweiter Theil der Consultations du docteur Noir ist angekündigt.

Digitized by Google

Oberfläche ein stiller, glatter Spiegel, in der Tiefe ..." — „Die ist Keinem bewußt", fiel ich ein, „auch ihm selbst nicht." — „Doch Einem", entgegnete sie lebhaft, und ihre Hand sah gen Himmel. Hier sie ihn im Stillen zum Zeugen? oder bereut sie nun Stärkung für ihr Gewissen? ....

Die Bicomtesse erhob ihre scharftönende Stimme, um die Tochter herbeizurufen. Die Kühle des Wassers bei flutender Sonne bekam dem General nicht wohl, er trieb zum Aufbruch. Gern hätte ich Cäciliens den Arm gereicht, aber sie hing sich an den ihres Gemahls. Ich machte also den Rückweg in Gesellschaft der Mutter und hatte ein langes literarisches Gespräch zu überstehen. Es schied an einem warmen Roman und wollte mir ihn in den nächsten Tagen verleihen: einer bunte Zumuthung für einen Autor, der zu seiner Erholung reist. „Ich bedauere sehr, Madame, daß ich das Vergnügen wahrscheinlich werde entbehren müssen; meine Reise geht weiter nach den Pyrenäen." — „Das thu geht unser Weg auch; man hat dem General die Bäder von Bareges verordnet; man sagt, sie stehen wunderthätig gegen Wiesfieren." — „Ich meinte, der General brauche die Bäder zu Mont d'Or." — „Ja, er hat sie im Vorbeigehen versuchen wollen, da sie vorigen Jahr dem Marschall Soult so gut angeschlagen sind; aber da er nach den ersten Tagen noch keine Wirkung haben verspürt, so gehen auch wir noch diese Woche noch Bareges. Ich hoffe, die Aerzten uns Gesellschaft." Ich verneigte mich mit großer Devotion. „Wo sind Sie in Mont d'Or eingekehrt?" fragte sie weiter. „Im Hotel Chamouni, Madame." — „Wir gleichfalls, und wir rechnen auf das Vergnügen, Sie heute zum Diner bei uns zu sehen." Ich verneigte mich abermals; ganz im Nu war ich der Tischgenosse, der Tischgefährte, der Hausfreund der Familie geworden. Es ist ja das Reisen und namentlich an Badeorten; im Laufe weniger Stunden wird man bekannt, befreundet, vertraut. Ich glaubte, wir die Sachen standen, bereits ein Recht zu besitzen, das Gefrorch mit der Bicomtesse auf Cäcilien zu lenken und ihr, in sehr vorsichtiger Wendung, dersteh sich, meine Besorchtung auszudrücken, es möchte in ihrer äußeren Nähe sich so ehrenvolle und zwar überhaupt Bewährung nicht doch vielleicht den inneren Frieden, das Seelenglück ihrer Tochter einstens stören können. „Ich sehe wohl, mein Herr", sprach sie, „Sie kennen meine Tochter nicht; sie wissen nicht, was für eine Erziehung sie genossen hat. Sie ist, wie sall alle junge Damen von Stande aus meiner Bekanntschaft, unter der Leitung des frommen Vereines zum Herzen Jesu aufgewachsen. Sie hat alle meine Schriften gelesen, sie liest sie noch täglich; und die darin enthaltenen Grundsätze ...." — „Sind moralisch, trefflich, Madame; aber Ihre Tochter ist jung; sehr jung; und sollte ihr Herz einmal laut werden ...." — „Es wird nicht laut werden, mein Herr!" entgegnete sie stolz, „ich kenne dasselbe; wir haben bereits unserer Familie wie erlebt." — „Ihre Vorgeschaft, Madame, gilt für die Vergangenheit; meine beziehe sich auf die Gegenwart und vom reinsten Antheil eingegebene Bemerkung gilt der Zukunft." — „Zu jeder Zeit", sagte sie, sich in die Brust werfend und mich mit dem Blicke vom Kopfe bis zu den Füßen messend, „ist jeder Zeit und in jeder Lage der Adel verpflichtet, seine Fahne hoch zu halten vom Religion und Grundsätze hat. Mit Religion und Grundsätzen giebt es keine ungleiche Ehe, giebt es keine Gefahr für das Herz; so, mein Herr, hat man von jehe in unserer Familie gedacht." — „Ich glaube, Madame, das ist die Wahrheit sprechen." — Wir standen an der Thür des Hotels.

Der General, scheinbar verstimmt, fand zur Beruhigung seiner üblen Laune zu Hause Depeschen und Briefe vor, die schleunigst Antwort verlangten; auch waren unverzüglich Ordres zu expediren. „Da haben wir's", sagte er verdrießlich zu seiner jungen Gemahlin, „hätten wir bei Heinrich wir, so könnte ich mich mit der Feder ein wenig abarbeiten; aber Du darf's nicht leiden wollen." — „Wir waren ebenhin schon drei im Wagen, und mein Kammermädchen konnte sich doch nicht entbehren." — „Das nenn' ich einen rechten Weiberegrund! weil sie ihr Kammerjächchen um sich haben will, darum muß ich meinen Neffen, den guten Jungen, meinen sinken Adjutanten, zu Hause lassen; ich weiß gar nicht, wie ich ihm die Ausbleiben soll." — „Begreifen Sie nicht, daß meine Mutter und ich bereit sind, Ihnen jeden möglichen Beistand zu leisten, und daß Herr von Castelnau zur Besorgung Ihrer Angelegenheiten in Paris zurückbleiben mußte." — „Was, Angelegenheiten!" rief der General immer wärmischer, „Deine Launen sind daran Schuld. Du kannst ihn nicht leiden. Du bist neidisch auf Deine Tochter, Du Coquette." — „Ich soll Ihrem Neffen gram sein?" — „Ja, Du! meinst Du, man merkt es nicht? Du siehst ihn kaum an, Du würdigst ihn keines Wortes; ich weiß nicht, wir er's bei diesem Empfang von Deiner Seite noch über sich gewinnen kann, zu uns ins Haus zu kommen, wenn er's nicht aus Liebe zu mir thät." — „Diese Beschuldigung verdiene ich nicht; der Neffe meines Gemahls hat auf meine Achtung und Zuneigung Ansprüche, die ich nie aus den Augen setzen kann." — „Ei, wie schön! was Du gaddig bist! den wollt' ich einmal sehen, Donnerwetter, der die Achtung gegen Heinrich aus den Augen setzt! Und wenn er Die noch einen Hund machte'gat, so hätte er doch irgend einen Grund. Er war mein einziger Erbe und verliert durch meine Heirath sein künftiges Vermögen." — „Das will ich nicht hoffen", rief Cäcilie mit großer Lebhaftigkeit. — „Einen Theil verliert er doch; aber er denkt gar nicht daran. Er wird gar nicht genug Gutes und Schönes von seiner Tante zu sagen. Und das muß Du selbst bekennen, wie aufmerksam und dienstbereit er gegen Dich ist. Und seine Mutter? Ende ja Jahre hat sie durch ganz Paris; er wär' im Stande, drei Pferde vorzuspannen, um Euch ein Billet zu einem Ball oder eine Loge in der Oper zu verschaffen." — „Das ist wahr", sprach die Bicomtesse, „allerdings, Cäcilie, Du mußt Dich freundlicher gegen Heinrich benehmen, schon Deinem Gemahle zu Liebe." — „Ich thue, was ich muß und was ich für Recht finde, liebe Mutter", entgegnete Cäcilie im rührenden, entschiedenen Tone. — „Ei, so geh' zum Kuckuck!" platzte der General zornig heraus, „hat man je so was gehört! was so ein Eigensinn in dem Köpfchen steckt! und doch kann sie sanft und folgsam sein, wie ein Engel, wenn sie will. Ich kenne sie schon: Zuerden büßt bei ihr gar nichts. Und dabei ist sie erst siebzehn Jahr; ei ei, Frau Bicomtesse, das verspricht was Schönes für die Zukunft. Ich möchte wohl wissen, wie Sie das Mädchen erzogen haben; ich begreife die Haarnäckigkeit nicht — es ist ja um Zollwerden." — „Meine Tochter", sprach die Bicomtesse mit Würde, „hat meine Schriften gelesen ...." — „Ja, das meint' ich eben", fiel der alte Herr ein. — „Herr General", der merkte sie etwas empfindlich, „Sie vergessen ...." — „Sie haben Recht, Frau Mama; ich vergesse, daß wir unsre Diner verfäumen. Sie werden verzeihen, mein Herr!" mit diesen Worten wendete er sich zu mir, — „wir haben da eben eine kleine häusliche Scene vor Ihnen aufgeführt; so. Sie werden doch ehelich sein und und nicht in Komödie setzen?" Damit ergriff er mich beim Arme und wies mir bei Tafel den Platz unmittelbar zu seiner Rechten an. Die Mahlzeit ging still vorüber, und ich war in dem kleinen Zirkel der Einzige, gegen den der General sich nicht mißgelaunt zeigte. Der Wahrheit zu Ehren muß ich indeß bemerken, daß seiner Schwiegermutter die nicht geringere Ehre widerfuhr, die meisten Anekdoten seines militärischen Humors auf sich zu ziehen.

Beim Dessert langte noch ein Brief an; der General las ihn und schlug, mit der Faust auf den Tisch, daß Tasse und Gläser gegen einander fuhren. „Da das heißt eine Devotion aus noch", rief er, „der Heinrich ist verwundet!" Ich sah Cäcilien leichenblaß werden und ihre Lippen beben. „Ja, eine Wunde hat er bekommen, einen Degenstich, der zweiwerteren Junge! Das muß er recht ungeschickt gemacht haben. Nu, Anglisgen Sie sich nur nicht, Frau Mama", sagte er zur Bicomtesse, die gleichfalls, an ihrer Tasse Kaffee saugend, „es ist meistens keine Gefahr dabei. Acht Tage sind's der, es giebt schon wieder besser; der Doktor will ihn Barreges verordnet; er kommt uns nach, morgen ist er hier." — „Gott sei Dank!" sagte die Bicomtesse und setzte die Tasse weg. — „Also morgen!" sprach Cäcilie thränahmes, und die Geschichte war wieder vorbeigeschwatzt wie zuvor.

Mit gespannter Erwartung sah ich dem nächsten Morgen entgegen. Um zehn Uhr hörte man eine Kalesche heranrollen. Die ganze Bevölkerung des Städtchens fuhr an die Fenster. Die Ankunft einer Postkutsche ist in jeder kleinen Stadt ein Ereignis; die Einwohner von Mont d'Or hatten vollends Jahr aus Jahr ein keinen anderen Zeitvertreib, als Reisende ankommen oder abfahren zu sehen. Heinrich von Castelnau flog aus dem Wagen, trat in den Salon, umarmte seinen Onkel mit großer Herzlichkeit und grüßte die beiden Damen mit Ehrerbietung. Er schien mir fünfundzwanzig Jahre alt zu sein, war gesund schlank gebaut, seine Physiognomie anziehend und ausdrucksvoll — kurz, er konnte mit vollem Rechte ein hübscher Mann heißen. Und was ihn vollends liebenswürdig machte, war, daß er von diesen seinen Vorzügen gar keine Ahnung hatte und, frei von aller Eitelkeit und Gefallsucht, immer mit bewährter Zuvorkommenheit um Andere, mit um sich selbst beschäftigt war. Heute sah er blaß und etwas leidend aus; die Erwähnung von der Gefahr, in welcher er sich befand, die Aufregung noch anderer Art hatte ihn erschöpft, und seine Wunde fing wieder an zu schmerzen. — Ich beobachtete ihn und Cäcilien mit der größten Aufmerksamkeit. Sie vereinte in ihren Mienen, in ihrem Benehmen nicht die geringste Bewegung, dergestalt dem jungen Manne mit unbefangener Höflichkeit und erkundigte sich nach seinem Befinden mit einer Theilnahme, die herzlich und freundlich, aber doch nicht so war, wie ich es erwartet hatte. Heinrich's Rührung hingegen war auf seinem offenen und ehrlichen Gesichte deutlich zu lesen, und er hatte die größte Mühe, die niederzukämpfen; er suchte nach Worten, seiner Lante zu danken, und fand keine. In diesem Augenblicke schien es ihm wohlkommen zu sein, daß sich mit ihm ein Gespräch über die Reise und das abscheuliche Wetter anknüpfte; während ich ihn von gleichgültigen und langweiligen Dingen unterhielt, gewann er allmälig seine Fassung wieder und fühlte sich von seiner Wehmuth erleichtert. Da stieß man, daß ein freftiger und ennupanter Gesellschafter doch dieweilen zu etwas gut ist.

Am Nachmittage, da das Wetter sich aufhellte, besuchten wir die Wasserfälle von Gueurail und La Bruière. Mehrmals versuchte Heinrich, sich Cäcilien zu nähern, aber die reichte jedesmal ihrem Gemahl oder ihrer Mutter den Arm, lief sich auch mit mir ins Gespräch ein, als sie Heinrich's nicht. Abends leistete er uns Gesellschaft; dieser ernsthaften Gesellschaft, las ihm die Zeitungen vor, expedirte Briefe und Depeschen und hörte mit musterhafter Geduld und Aufmerksamkeit, die wohl ein besseres Loos verdient hätten, zwei langen Diskursen der Bicomtesse zu. Von Zeit zu Zeit jedoch heftete er, aus unwillkürlichem Drange, seine großen schmachten Augen auf Cäcilien, die dieser mit freudlichen Redeit gedeckt sah und wieder zu ihm, auch zu den Anderen aufblickte. Ich wußte mich doch wohl geirrt haben; der Anschein hatte mich auf falsche Vermuthungen geführt. Der junge Mann liebte Cäcilien, das hat keinen Zweifel, aber er war ihr gleichgültig.

Am nächsten Vormittage — es war der letzte Tag vor unserer Abreise nach den Pyrenäen — befand ich mich mit Cäcilien und ihrer Mutter im Salon, während der General und Heinrich auf ihrem Zimmer arbeiteten. Die Bicomtesse schrieb; Cäcilie saß am Flügel und spielte eine rasche, munter-Melodie mit überaus künstlichen, brillanten Variationen. Sie spielte mit Lust und glänzender Fertigkeit, und ich bezog diesen feinen Zweifel mehr, daß sie auch an ihr geübt hätte. Mein, dachte ich, mit einer unglücklichen Liebe im Herzen spielt man keine solche Variationen, und am wenigsten spielt man sie gut. Sie lieht ihn nicht.

Ich kann noch darüber nach, als die Thür sich öffnete und ein junger Arzt in den Saal trat, den ich von Paris her kannte und der gleichfalls erst vor wenigen Tagen zu Mont d'Or eingetroffen war, in Begleitung eines vornehmen Mannes, der unter seiner Aufsicht die Kur brauchte. Wie Politiaies dessländig von ihren Campagnen und Autoren

Digitized by Google

den ihren Wöchnern sprechen, so Aerzte von ihren Kranken; man kann ihnen das nicht verwehren. So fing denn unser junger Doktor alsbald, auf die Gefahr hin, die Damen zu langweilen oder in Verlegenheit zu setzen, von allerhand wunderbaren und seltsamen Kuren zu erzählen an, die er selbst verrichtet oder von Anderen verrichten sehen, und wiegte nebenbei seine Erzählung mit einigen, theils schalen, theils pikanten Anekdoten, auf die Niemand hörte, als ich; denn wie gesagt, es gebührt zu meiner Profession, allen Leuten zuzuhören. — Unter Anderem erzählte der Doktor, man habe ihn neulich zu einem jungen Manne gerufen, der im Duell eine gefährliche Wunde mit dem Degen erhalten habe. „Bedenken", sagte er, „war die Verletzung allerdings, aber auch von ganz unerklärlicher Beschaffenheit. Die Waffe war nicht gerade in den Leib, auch nicht von unten nach oben eingedrungen, sondern gerade umgekehrt, von oben hinein in die Brust und abwärts. Der Patient selbst war indeß von sehr hohem Wuchs, und sein Gegner hatte, um ihm einen solchen Stoß beizubringen, noch ein gut Theil höher, mindestens ein Viertel von sich oder gar zehn Fuß sein müssen. Kurz, ich schöpfte Verdacht und setzte dem Verwundeten mit Gründen und Fragen so lange zu, bis er mir gestand, er selber habe sich den Stich mit dem Degen in die Brust versetzt. Und wissen Sie, warum er das that? rathen Sie einmal; oder nein! Sie können es unmöglich errathen, es ist gar zu sinnig. Er wollte einen Vorwand haben, ins Bad nach Barèges zu gehen; er beschwor mich, ihm Barèges zu verordnen, und ich, ich wäre nicht lange bitten, denn es that ihm wirklich Noth. Er konnte nicht mehr ferne gängend, der arme junge Mann, und beim Abschied legte er mir noch die strengste Verschwiegenheit auf."

— „Und Sie hatten Wort, wie ich sehe", bemerkte ich lächelnd. „Mein Ihren hat es ja nichts zu sagen", warf der Doktor ein. — In dem Augenblicke tritt der General zur Thür ein, auf den Arm seines Adjutanten gelehnt. Kaum ist Heinrich den Doktor gewahr geworden, so eilt er mit großer Freundlichkeit auf ihn zu: „Ach, sind Sie das" rief er, reicht ihm die Hand; „meine Damen, lieber Doktor, dieser Herr ist mein Rettung; ich verdanke ihm mein Leben. Er hat meine Wunde glücklich geheilt, und ich hoffe, Barèges wird meine Genesung vollenden. Nicht wahr, Doktor? Sie haben es mir ja verordnet." Der Doktor brachte stotternd einige Worte vor und empfahl sich eiligst, weil sein Patient ihn erwarte. Der General setzte sich recht behaglich in seinem großen Lehnsessel zurecht; Heinrich lehnte aufrecht am Kamin und blickte aus seligen Herzen; die Bicomtesse, zudemeglich vor Schreck, glühend vor Unwillen, wollte reden und fand nicht den Mund. Cäcilie war erblaßt; sie faß in tiefem Sinnen, das Haupt in die Hand gestützt. Ich betrachtete die stumme Scene und fand sie meisterhaft; mit großer Spannung erwartete ich ihren weiteren Verlauf, und mit was für einer Wendung sie mich selbst ihren Augen, ahnten sie nicht.

Der erste Laut, der sich wieder vernehmen ließ, kam vom General. Er summte eine Lieblings-Melodie in den Bart; es war eine Arie aus einer neuen Oper, aber von ihm für seinen Gebrauch und Geschmack so eigenthümlich verändert, daß der Komponist schwerlich etwas mehr als sein eigen anerkennen konnte. „Nun, der Arzt's, meine Damen", rief er, nachdem er mit seiner Romanze fertig war, „morgen geht die Reise fort, und dann wollen wir einen Monat lang in Barèges hausen, nicht wahr?" Es kam keine Antwort. Alle blieben stumm; aber aus Heinrich's Augen blitzte ein Strahl der Freude. „Wie wird Dir mit Deinen Augen, Cäcilie?" sagte der General weiter, „mit Deinen Augen, Schwiegermama? Die Haaren, die Hüte, die Schachteln, ist Alles in Bereitschaft?" Cäcilie rang sichtlich nach Muth: „Es ist Alles für Ihre Abreise besorgt", sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Für meine Abreise? was sollt Dir denn ein, reisen wir denn nicht Alle zusammen?" — „Nein, mein Herr." — „Wo, warum denn nicht, was haben Sie, die gnädige Frau für Gründe?" — „Unsere Absicht war nur, Sie bis Pau zu begleiten; in der Gegend haben Sie ein Landgut und ein schönes Schloß, das wir noch nicht gesehen haben; da können wir bleiben, meine Mutter und ich, bis Sie von Barèges zurückkommen." — „Wie, Ihr wollt mich in Nérac allein lassen? Das soll Schande!" — „Das habe ich nicht gesagt; wir wollen Sie keineswegs allein lassen, vielmehr war ich entschlossen, die ganze Zeit über bei Ihnen zu bleiben; aber da Herr von Castelnau nun auch nach Barèges reist, so fehlt es Ihnen ja nicht an Begleitung und Beistand, und Sie drängten unserer nicht mehr." — „Soll mich Gott strafen, wenn ich begreife, was Sie wirrlich." — „Ei, ich sage Ihnen unverhohlen, sich einen ganzen Monat lang zwischen die wüsten und abscheulichen Berge vergraben; dazu habe ich gar keine Lust; es muß schrecklich einsamant sein, wenn ich nur nach den drei Tagen urtheile, die wir hier zugebracht haben." Ich sah den General unruhig auf seinem Sessel hin und her rücken, die Tabaksdose unaufhörlich zwischen den Fingern drehen; in der nächsten Minute mußte der Sturm losbrechen. Aber wen ich nicht ohne wniges Mitleid betrachten konnte, das war Heinrich. Der Unglückliche war verdenbleich, seine Knie wankten, er mußte sich an dem Kaminsgesimse festhalten. In seinen Zügen malte sich die qualvollste Verzweiflung. Wenn heute sich, was in seiner Seele vorgehen mußte, was hatte er nicht um ihretwillen gethan! Sich den Degen in die Brust gestoßen, um einen Monat in ihrer Nähe zu sein, und sie wollte es ihm nicht gönnen! Eine Lawine dieses barbarischen Weibes sandte ihm sein Glück. — Der General aber sonnte sich nicht länger halten, er sprang auf und stieß mit den Füße seinen Lehnstuhl um, daß er mitten ins Zimmer flog. „Mae!" schrie er der Zofe zu, gellend, „hält man noch für einen Rekruten, daß man mir so mitspielt? Meint man, ich werde mich von einem Weibe, von einem unartigen Kinde an der Nase herumführen lassen? Sie werden mitreisen, Mamme, ich sage es Ihnen, und dabei bleibt's, Sie reisen mit!" Cäcilie erhob sich, am ganzen Leibe zitternd, aber sie sprach mit fester Stimme, scheinbar kaltblütig: „Ich reise nicht mit." — „Warum nicht? Laß hören." — „Warum?" fragte sie gedehnt. Sie faßte allen Muth zusammen, sie überwand die Zittern und, auf Alles gefaßt, nur ihrer Pflicht gedenkend, erklärte sie mit bald erstickter, aber entschlossener Stimme: „Weil ich nicht will."

(Schluß folgt.)

Schweiz.

Statistisches aus Genf.

Ueber das Verhältniß der ehelichen Kinder zu den unehelichen in Genf drückt sich Herr Eduard Mallet in einem höchst interessanten Aufsatze*) folgendermaßen aus:

Eheliche	517 —	80,09 — 4
Uneheliche	129 —	19,97 — 1
	646 —	100,00

Auf 9833 eheliche Geburten rechnet man 517 Todtgeborene, dies macht einen Todtgebornen auf 19,0 eheliche Geburten oder 20,0 Schwangerschaften; auf 1092 uneheliche Geburten rechnet man 129 Todtgeborene, dies macht einen Todtgebornen auf 8,4 Geburten oder 9,4 Schwangerschaften. Hieraus folgt, daß das Todtgeborenwerden unter den unehelichen Kindern doppelt so groß als unter den ehelichen ist. Die Wahrscheinlichkeit, nicht zu höherem Alter zu gelangen, ist doppelt so klein bei den Unehelichen als bei den Ehelichen. Verschiedene Ursachen tragen dazu bei, dieses Resultat herbeizuführen. Uebrigens werden die unehelichen Schwangerschaften oft verborgen, besonders im Anfange; sie sind stets begleitet von Furcht und Sorgen, sowohl während ihrer Dauer, als nach der Entbindung; zuweilen sind sie sogar von Krankheiten begleitet, eine Folge der üblen Lebensführung; demnächst aber kann das Verbrechen der Abtreibung der Leibesfrucht auch nicht ohne Einfluß auf dieses Resultat seyn.

*) Mémoires de la Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève. Tom. VII, 2me Partie, p. 329. 1836.

Mannigfaltiges.

— Literarisches aus Nord-Amerika. Die große und allgemeine Krisis, welche seit langem allen Handel und Vertrieb in Nord-Amerika auf das Nothwendigste beschränkt, hat auch nicht verfehlt, ihren Einfluß auf das literarische Treiben daselbst zu üben und trat, seit in Jüchern Mage wie in Bogen, allein im Nachdrucken lebenden Buchhandel zu lähmen. Kein Amerikanischer Buchhändler würde es gegenwärtig wagen, etwas zu drucken, wovon er nicht ganz gewiß wäre. Dies sind aber in diesem Lande nur ganz praktische Sachen, Dinge, von denen die Alphamennung gleich zu finden ist. Aber jener Zeit erschien in Boston ein Büchlein unter dem Titel: Der dreifache Lebensweg (Three Experiments of Living) in drei Abtheilungen, überschrieben: Innerhalb des Bereichs seiner Mittel leben; Wie zu zum Bereiche seiner Mittel leben; und Ueber seine Mittel leben. Die Verfasserin ist Mrs. George Lee, eine bekannte Schriftstellerin, der der scharfsinnige Pickering, ein Freund Wilhelm von Humboldt's, die Ehre erzeigte, daß ein Theil seiner Briefe an sie zu Büchlein zu schreiben. Es ist die Lebensgeschichte eines Ehepaares, das seinen Lauf mit großer Thätigkeit beginnt, alle Mittel zum Lebenserwerbe nur in sich selbst suchend und findend, reich wird, ungenügsam und verschwenderisch, und endlich, in tausend Uebereilichkeiten befangen und den früheren tugendhaften Grundsätzen ungetreu, untergeht. Es ist die gewöhnlichste Geschichte von der Welt, aber mit allerlei guten Bemerkungen und nützlichen Wahrheiten durchsäumt, übrigens steif und hölzern geschrieben, wenigstens ohne den Reiz des Stils der Miß Sedgwick, die jetzt Ähnliche praktische Sachen schreibt. Dies Büchelchen machte, so gering es war, in der ganzen Literaturwelt Aufsehen genug, die mit der verschwenderischen Lebensweise beimaß, unendliches Aufsehen, und zwar unter allen Klassen und Sekten. In ein paar Monaten waren funfzehntausend Exemplare verkauft, und ein ganzes Heer von Fortsetzungen, Nachahmungen und Parodieen ist erschienen. Solche Bücher will das Amerikanische Publikum haben, praktische, kurz und wohlfeil. Das erwähnte Schriftchen kostet nur einen Viertel Dollar oder elf Silbergroschen). Nehnlichen Erfolg hatten die zum Theil seitlich werthvolleren Erzählungen zur Empfehlung der Nüchternheit (Temperance) oder Enthaltsamkeit von geistigen Getränken. Mehrere von diesen hatten in ein oder zwei Jahren über hundert Auflagen erlebt. Schriften, deren Hauptwerth, wie bei aller eigentlichen Literatur der Fall ist, in der Form besteht, da alles übrige mehr Handwerkszeug ist, werden hier noch lange nicht entstehen oder geschätzt werden. Channing, nächst Irving der beste Amerikanische Schriftsteller, wird nur wegen des theologischen Inhalts seiner Werke gelesen, und die Romane Lehrgenannten ruht mehr auf Europäischer als auf Amerikanischer Grundlage, wie auch sein ganzes Naturell und seine Lebensweise mehr der alten als der neuen Welt angehören. Die besten seiner Erzählungen spielen in England oder in dem an die Ufer des Hudson vorpflanzten Holland. Nur „Atlantis", welche die Abenteuer des Polydamas im Westen Amerika's schildert, wurden Gedanke und Mittel dem Dichter von einem Deutschen verschafft; ihr ist auf gleicher Bahn nun auch sein neuestes Buch, der „Sonnenstich", gefolgt.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt für Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 87. Berlin, Freitag den 21. Juli 1837.

England.

Zufall oder Fügung?

Sehr alten Zeitungs-Lesern ist wohl noch der Name des Sir Evan Nepean erinnerlich, der unter dem Ministerium des jüngeren Pitt zuerst Unter-Staats-Secretair des Innern, später zur Zeit des Revolutions-Krieges Secretair der Admiralität war. Von diesem Sir Evan erzählte sich damals das Englische Volk eine wunderbare Geschichte: Dort oder hier zum Tode verurtheilte, oder vom Königs begnadigte Männer standen auf dem Punkte, hingerichtet zu werden, weil der Unter-Staats-Secretair vergessen hatte, den Begnadigungs-Befehl zu expediren; derselbe wurde indessen noch zur rechten Zeit durch eine nächtliche Erscheinung gewarnt, so daß der Befehl abging und gerade in dem Augenblick eintraf, da die Hinrichtung vor sich gehen sollte. Wir entlehnen einem in jüngster Zeit erschienenen Englischen Buche*) die Erzählung des wahren Hergangs der Sache, wie ihn Sir Evan selbst seinen Freunden mitgetheilt hat; er erklärte dieses Ereigniß für das außerordentlichste seines Lebens und für ein wahres Wunder, auch ohne Geistererscheinung.

Eine Nacht im Sommer des Jahres 178[illegible] konnte Sir Evan nicht einschlafen. Er verspürte nicht das geringste Unwohlsein, er hatte vor dem Schlafengehen nichts gegessen, er trug sich auch mit keiner Sorge, mit keinem aufregenden Gedanken, woraus die Schlaflosigkeit sich hätte erklären lassen. Es lag er von 11 Uhr Nachts bis 2 Uhr Morgens und schloß kein Auge; der Tag begann zu dämmern, und der vergebliche Versuche zum Einschlafen müde, raffte Sir Evan sich auf und ging hinunter in den Regents-Park, um sich durch einen Spaziergang in der Kühle vielleicht noch einige Stunden Morgenschlaf zu verschaffen. Der Park war leer, und Sir Evan sah auf seinem Wege nichts Lebendiges außer den Schildwachen, die gähnten oder schliefen. Im Aus- und Niedergehen kam er mehremals an dem Amtsgebäude des Home Office**) vorüber und hatte den Einfall, durch eine Seitenthür, deren Schlüssel er bekändig bei sich trug, hineinzugehen. Eine Absicht verband er damit gar nicht; es geschah lediglich, weil er sonst nichts anzufangen wußte. In einem Expeditions-Zimmer lag das Journal vom vorigen Tage noch auf dem Pulte; er tritt hinzu und schlägt es auf, ganz mechanisch, ohne etwas darin suchen zu wollen. Das Erste, was ihm in die Augen fällt, ist in der Rubrik „Eingegangen" Folgendes: „Begnadigung für die zum Tode verurtheilten Falschmünzer, nach Port zu expediren." Zu seiner größten Bestürzung fällt ihm ein, daß der Befehl, den Begnadigungs-Brief abzusenden, zwar bereits am vorigen Tage gegeben, daß aber der wirkliche Abgang noch nicht bescheinigt war. Die Hinrichtung war auf den frühen Morgen des nächstfolgenden Tages festgesetzt. In höchster Unruhe sucht er im Kopial-Buche nach, wo die bewußte Bescheinigung sich möchte eingetragen finde; er überzeugt sich, daß sie fehlt. Unverzüglich eilt er nach Downing-Street in die Wohnung des Kanzlei-Direktors seines Ministeriums, weckt ihn auf — drei Uhr war bereits vorüber — und fragt: „Wissen Sie bestimmt, ob die Begnadigung nach Port expedirt ist?" Der Befragte erwiedert bestürzt und verlegen, er könne sich nicht gleich erinnern. „Sie sind noch verschlafen", sagte Sir Evan; „nehmen Sie Ihre Gedanken zusammen, sie muß expedirt worden sein." — „Jetzt besinne ich mich", erwiederte der Andere; „ich habe gestern die Sache an den Kron-Kanzelisten (Clerc of the Crown) überwiesen; er muß sie nach Port befördert haben, es gehört in sein Amt." — „Dann wohl!", sagte Sir Evan fort; „aber haben Sie Bescheinigung von ihm in Händen, daß der Befehl wirklich abgegangen ist?" — „Das nicht." — „So müssen wir ihn auf der Stelle aufsuchen: kommen Sie mit! es ist noch zeitig, wir müssen ihn finden." Der Mann wohnte ziemlich weit davon in Chancery-Lane; sein Fiaker lief sich treffen. Sir Evan und sein Begleiter rannten mehr, als sie gingen, und kamen gerade in dem Augenblick vor des Kron-Beamten Thür, als derselbe in seinen Wagen stieg, um auf sein Landgut hinauszufahren; er meinte, Alles abgemacht zu haben, und rechnete auf einen freien Tag. War er schon über den Besitz des Unter-Staats-Secretairs zu so ungewohnter Stunde verwundert, so erschrack er vollends, als er hörte, wovon die Rede war. „Hilf, Gott im Himmel!" rief er und schlug sich vor die Stirn; „ich habe den Befehl noch in meinem Pulte liegen." Er holte ihn sofort herbei, und Sir Evan hat sich vom Post-Amte den allerschleunigsten und zuverlässigsten Expreß aus-

*) Illustrations of human life, by the Author of „Tremaine" und „de Vere". Drei Bände. London, 1837. Der Name des Verfassers ist Ward.

**) Das Ministerium des Innern.

Am folgenden Morgen traf die Begnadigung zu Port in dem Augenblick ein, da die Verurtheilten den Karren bestiegen, der sie zum Richtplatz führen sollte.

Diese kleine Geschichte ist gewiß außerordentlich in ihrer Art, und das Einschreiten einer höheren Fügung scheint uns dabei unverkennbar. Geistererscheinungen und Geistertraumen — wenn man sie als möglich zugiebt — wären bei weitem nicht so wunderbar, als diese Verkettung scheinbarer Zufälle zu einem Resultate, das uns, als ein durch höhere Absicht hervorgeführtes, in die Augen springt. Jeder Glied in dieser Kette ist ein an und für sich so unwahrscheinliches Ereigniß, daß es unter hunderttausend Fällen vielleicht nicht Einmal zutreffen würde; und hier mußte jedes zutreffen, keines durfte ausfallen, sonst war es um das Resultat geschehen. Daß Sir Evan in der Nacht nicht schlafen konnte, mag, wie gesagt, wie gehen es zu, eben nichts Ungewöhnliches sein; seine Schlaflosigkeit mag einen physischen Grund gehabt haben, wovon er sich keine Rechenschaft zu geben wußte. Daß Jemand, der nicht schlafen kann, sich um zwei Uhr des Sonnenaufgang zu einem Spaziergange in den Park aufmacht, dürfte schon zu den Ausnahme-Fällen gehören. Wäre Sir Evan, was bei weitem die meisten Leute zu seiner Stelle gethan hätten, bloß im Zimmer auf- und abgegangen, oder hätte er sich bloß ins Fenster gelegt, sich an der kühlen Morgenluft zu erfrischen, so geschah nichts von Allem, was später geschah, und die armen Sünder wurden gehangen. Und wie, wenn Sir Evan von seiner Morgen-Promenade wieder zu Bett gegangen wäre? Sieht es wohl einem solchen Ereignisse und unerklärlichen Erwachen, daß es den Unterstaats-Secretair früh vor Tage sein eigenes Amts-Lokal besucht, ohne ein Geschäft vorzuhaben, noch sonst aus irgend einem Antriebe, sondern aus ganz gedankenloser Laune des Augenblicks? Und wenn Sir Evan nun nicht gleich im ersten Zimmer das Journal auf dem Tische liegend gefunden hätte? Auch dieser Umstand ist ein sehr merkwürdiger; denn ein für die Geschäftsführung so wichtiges Buch wird doch wohl nicht in der Regel von dem, der es führt, am Ende des Tages verwahrt, und man läßt es nicht für Boten, Diener und andere Leute, die aus- und eingehen, frei da liegen. Und wenn Sir Evan Nepean nicht gleich auf den ersten Anlauf die Seite aufgeschlagen hätte, auf welcher die eingelaufene Begnadigung eingetragen war? Wer sieht dafür, ob er im andern Falle sich die Mühe würde genommen haben, nur ein einziges Blatt umzuwenden? Er wollte ja eigentlich gar nichts. Und wie, wenn der Kron-Beamte, den Sir Evan und der Kanzlei-Direktor eben auf dem Wagentritt antrafen, ein paar Minuten früher weggefahren wäre, wenn man ihn hätte nachschicken, ihn von dem Landsitze hätte zurückholen müssen? Nur eine halbstündige Verzögerung durch diesen Umstand verursacht — und die ganze Kette reißt, alles Frühere hilft zu nichts. Es war so schon kein Augenblick mehr zu verlieren; die Rettung kam den Verurtheilten, ganz wörtlich gesagt, am Rande des Todes.

Wenn nun Jemand sagte: welcher Nutzen kann die Erzählung haben, mit so wunderbaren, übermenschlich verketteten Veranstaltungen einzugestehen zur Lebensrettung wessen? etlicher elender Verbrüger, die wahrscheinlich, so wie sie mit heiler Haut davonwarnen, ihr Falschmünzergewerbe von neuem begonnen haben; denn in der Regel bessern Leute der Art sich nicht, und je glücklicher sie davonkommen, desto tiefer lassen sie sich wieder ein. Einem solchen würden wir antworten: Wie unwissende Sterbliche dürfen uns nicht anmaßen, zu bestimmen, was ein Menschenleben, wäre es auch des verdächtigsten Verbrechers, in Gottes Augen werth sein solle. Bei weiterem Nachdenken stellt es sich übrigens heraus, daß das Wohl eines viel besseren Mannes, nämlich des Sir Evan Nepean selbst, auf dem Spiele stand. Wären die Falschmünzer, ungeachtet erfolgter Begnadigung, gehangen worden, so war Sir Evan ein zu Gerichte gerichteter Mann für sein Leben. Der Grimm des Volkes würde gegen ihn entbrannt sein von einem Ende Englands zum andern; man würde ihm den Tod der Leute Schuld gegeben haben, und Niemand, er sey, wer er wolle, kann unter solchen Umständen in England auch nur eine Stunde länger im Amte bleiben. Man hat in neuerer Zeit das Beispiel gehabt, daß ein sehr hoher Rechtsbeamter zu London, um eines viel leichteren Versehens willen, augenblicklich seinen Posten verlor. Kein Minister hätte sich alsdann getrauen dürfen, Sir Evan in Schutz zu nehmen, ein strenger Tadel vom Parlement, ein Erweis höchster Unzufriedenheit von Seiten des Königs würde über ihn ergangen sein; er hätte sein Haupt verhüllen und in die Verbannung gehen müssen, dem öffentlichen Unwillen auszuweichen. War da weiß, welche Dienste Sir Evan Nepean später, als Secretair der Admiralität, in eben so schwierigen als gefährlichen Kriegszeiten dem Vaterlande geleistet hat, der wird begreifen, daß es sich in den Stunden jener Nacht nicht bloß um Leben und Tod der Verurtheilten, son-

Digitized by Google

dern zuglaich für England um den Verlust eines redlichen, einsichtigen, wohlwollenden, thätigen Beamten bandelte, welchem an der Glorie Britischer Seeflotte ein gewisser Antheil gebührt. Das Verfahren sei eigentlich dem Clerk of the Crown zur Last, der den Befehl nach York zu befördern vergessen; aber das Volk würde die Schuld dessenungeachtet von drei niederen Beamten auf den Vorgesetzten gewälzt haben, denn so sind einmal seine Vorstellungen von Gerechtigkeit beschaffen. Dem Sir John war nichts vorgeworfen, als etwa, daß er das Jouenal am Abend zuvor hätte revidiren müssen; und allerdings ist eine solche Vorsicht einem hohen Beamten wohl zuzumuthen, wenn im Laufe des Tages Verfügungen über Leben und Tod durch seine Hände gegangen sind. Also um eres guten Ruf sind wir nun können wir uns freuen, daß der Himmel es so gefügt hat. Fuit dignus vindice modus.

(N. M. N.)

Bibliographie.

Wanderings in Greece. — Von W. Eochranr. 2 Bde. 24 Sh.
Country Stories. — Von Miß Mitford. 10½ Sh.
Elements of geology. — Von Blinb. 3 Sh.
The emigrants introduction to the American Colonies. — Von Bill. 5 Sh.
Sketches of popular tumults. — 7 Sh.
New-South-Wales, its present state and future prospects. — Von James Macarthur. 8 Sh.

Frankreich.

Carreau's König.

(Schluß.)

Das war dem General zu viel, und er wäre vielleicht während ihrer so hingerissen, hätte nicht ein leises Stöhnen aus einer entfernten Ecke des Saales unsere Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Daselbst befand sich unwohl und drohte umzusinken; ich fing ihn in meine Arme auf und legte ihn auf das Kanapee. Der zornige Unmuth des alten Herrn wendete sich auf einmal von seiner Gemahlin auf seinen Neffen: „Der alberne Junge, wie unverschämt, er schont sich gar nicht! Von dem langen Stehen wird die Wunde wieder aufgebrochen sein. Ich hab's ihm wohl gesagt, aber er folgt mir nicht, der dummige Junge! Kommen Sie mir hier, man hört gar nicht auf mich. Das Ist Alle zum Teufel wärest! Na, wo geht's, kommt er wieder zu sich?" Cäcilie war emsig um den Kranken beschäftigt, ließ ihn aus Riechfläschchen atmen, rieb ihm die Schläfen und zeigte die rührendste Theilnahme. „Nu, sieh' da", rief der General voller Freude, „er schlägt die Augen auf." Aber kaum war Heinrich wieder zu sich gekommen, so entfernte sich Cäcilie mit großer Hast und ging hinauf in ihr Zimmer, wohin die Mutter ihr nachfolgte. Auch der General überließ nach einer Weile seinen Neffen; der sich wieder ganz besser befand, der Ruhe und ging zu Cäcilien, um sie durch Bitten, durch Vorstellungen, durch Drohungen von ihrem beharrlichen Schweigen abzubringen.

Als es fruchtete Alles nicht. Am Abende fand sich der General wieder mit Heinrich und mir zusammen: „Einen eisernen Kopf hat sie, das kleine Weibchen, man sollt' es gar nicht glauben." — „Wie", rief Heinrich, „sie kennt also nicht mit nach Barèges?" — „Nein, mein Sohn, wir Beide machen Ihr Alles, und die Zeit bis Sie wieder auf Ihrer Maitte auf unseren Schiffe in Lezcar bei Pau." — „Ich Sie haben ihr ihren Willen gelassen, General!" sagte der Neffe in einem Tone, der bald wie Verwurf klang. „Was sollt' ich machen? Glaub' mir, ich habe Alles versucht, aber sie bleibt sich eher unbeugsam lassen. Ich hab' ihr's gebroht, in allem Ernste." — „Nun, was hat sie gesagt?" — „Sie hat gesagt kurz gut, bringen Sie mich nur um so gewisser gleich ich nicht nach Barèges. Da hatte sie freilich Recht. So ein Eigensinn in einem so jungen Köpfchen! Ich kann vor Erstaunen noch gar nicht zu mir kommen. Wenn das nicht wäre! Und doch, es giebt kein tiefered Weibchen auf der Welt."

Früh am anderen Morgen war Alles bereit, alles Gepäck in Ordnung; die gnädige Frau, sagte mir das Kammermädchen, habe die ganze Nacht kein Auge geschlossen und an Alles selbst Hand angelegt. Die Wagen fuhren vor, Cäcilie warf sich schnell in die Berline; die Wiesenreise kam nach und benutzte den Augenblick, wo ich ihr zum Einsteigen die Hand reichte, mir leise und mit Emphase zu sagen: „Glauben Sie jetzt, mein Herr, daß Religion und Grundsätze das Herz gegen alle Gefahren schützen? Hatte ich Recht zu sagen, daß es mit Religion und Grundsätzen keine unglückliche Ehe giebt?" Ich verneigte mich und dachte: aber Kämpfe giebt es, unausgesuchte Scenen giebt es; und ich betrachtete Cäcilien bleiches, verwirrtes Gesicht. Noch einmal sah sie Heinrich an den Augen, die sie vor Niemanden wollte sehen lassen; als sie dabei von meinem ihrem Gemahl gewahr wurde, der an Heinrich's Arm auf den Wagen zuschritt, rief sie dastig: „Fahr' zu Postillon!" Die Peitsche knallte, die vier Pferde zogen an, und im Nu war der Wagen aus den Gesichte. Der alte Herr schlug die Hände über einander: „Da seh' Einer die tolle Klaue; sie weiß gar nicht, wo ihr der Kopf steht; fährt davon, giebt keine Hand, nimmt keinen Abschied." — Meiner Treu, sprach ich zu mir selbst, ein Komödienschreiber kann von Glück sagen, wenn ihm ein solcher Stoff zu einem lustspiel, ja noch mehr, zu einem trefflichen Blüder- und Familiens Schauspiel ungefucht vor die Füße fällt. Dann schrieb war es zu oben, wie Heinrich dastand; der Schmerz, dachte ihn ganz betäubt, er sah nicht, er hörte nicht, es war keines Wortes mächtig; wie ein Kind ein es sich von mir bei der Hand fassen und neben seinem Thron in an Wagen setzen. Er dankte mir nicht, er nahm nicht Abschied, und er Wagen rollte von dannen. Ich sah ihm lange nach; der arme, arme Mensch, dachte ich, es bringt ihm den Tod!

Um wenige Stunden später verließ auch ich das Städtchen, und ne Reisegesellschaft ging es nach Süden, den Pyrenäen entgegen. Der Leser sei guten Muthes, er braucht nicht alle meine Fahrten mitzumachen. Es ist meine Absicht nicht, ihn auf die steilen Spitzen der Montperdu zu führen, der gewiß so sehenswerth und drinnahe so doch und dabei viel leichter zugänglich ist, als der Montblanc; auch nicht in die lachenden malerischen Thalgefilde von Saint Jean de Luz und Saint Sauveur; auch nicht durch das Gebirgsthal von Argelès, ein wildes, gräuliches Labyrinth von gewaltigen Felsblöcken, die vom Himmel herunterzugerast oder aus der Hölle emporgeschleudert zu sein scheinen. An dem Felsen-Amphitheater von Gavarnie gehen wir vorbei; denn einmal drinnen, würde die wunderbare Herrlichkeit und Majestät des Rudiers Euch so fesseln, daß wir so bald nicht wieder herauskämen. Seht sie doch oben die Felsenthürme des Marboré mit dem ewigen Schnee, der sie wie Sonnenlichte gleich Diamanten blitzt. Ganz nahe daran ist die Rolandes-Breiche, eine gewaltige Mauer von Granit, die ehemals Frankreich von Spanien schied; aber Roland spaltete sie mit einem Hieb seines Degens und schuf sich so den Weg. Zwei, dreihundert Fuß tief geht die Spalte durch den Felsenwall und öffnet die Aussicht weit hin über die Ortagenische Landschaft. Wir sind auch nicht willens in dieser gefährlichen Bergwildniß alle Helden Ariost's leiden uns Gesellschaft. Am Fuße dieser Felsenthürme haben Agramant und Ferragus gegen den Paladine Karl des Großen gefochten; vielleicht ist auch die Bergspitze nicht weit, von wo Astolph in die Lüfte stieg. Wir lassen ihn steigen und richten unsere Schritte wieder rechtwärts, denn es ist winterlich kalt auf diesen Höhen. Das Dörfchen Gedres, dessen Bevölkerung halb Französisch, halb Spanisch ist, empfängt uns; treten wir ein in zur Stube des wackeren und gastherzigen Wirthes, wärmen wir uns an seinem Feuer und verzehren mit unsere Mitreisenden in Gesellschaft irgend eines Contrebandiers, der gerade von seinem Werke rastet. Sind wir gestärkt, so nehmen wir unseren Weg durch das Bastanthal über den Tourmalet und endlich hinab in das paradiesische Campanet Thal nach Bagnères. Hier sind wir am Ziel der Reise; wollt Ihr ruhen, so mögen wir uns hingestreckt auf Grünteppich setzen, ich weiß Euch dazu keinen besseren Ort auf Erden zu nennen.

Unterwegs, während ich die Berge hinauf und herab kletterte, kam mir aus einer Zudel Lavantaine's die Idee zu einem sinnlustigen Lustspiel, in welchem eine Menge pikanter Situationen auf meiner lustigsten politischen Ereignisse Bezug nehmen. Man wird sich wundern, weil es warm ist; ich mietbete mir zu Bagnères ein kleines Häuschen, an einer reizend gelegenen Stelle, neben dem schönen Lager'schen Schlosse, den großen Kastanien-Bäumen der Maintenon-Allee gegenüber, und lebte hier die vierzehn ruhigsten, genußreichsten Tage meines Lebens. Früh stand ich schon Abends schrieb ich an meinem Lustspiel. Tag über machte ich Spaziergänge in der reizenden Umgegend, im Campanet- und Syponner-Thal, nach den Kiosken Medoux und Elisée-Saint-Paul, auch auf die höchsten Bergspitzen, einmal nach der Cäsars-Schanze oder auf das Grat des Hyrpix, ein andermal auf den hohen Pic du Midi, von dessen Gipfel man die Pyrenäen-Kette und die Spanische Landschaft Bearn's übersieht. Die steile Bergluft, das klare Sonnenlicht, das Grün der Thäler und Abhänge, wie das den Wanderer auslacht, ihn erfrischt, ihn berjüngt! Leid und Seele wird gesund auf diesen freien Bergshöhen; Krankheit, Kummer und Verdruß, das bleibt Alles unten, wenn man's nur seinen Rücken kehrt, Lebewohl!

Meine fünf Akte waren fertig und meines Bleibens länger nicht. Ich nahm von dem schönen Campaner-Thal Abschied, besuchte das zwischen seinen Hügeln anmuthig belegene Argelès, das Städtchen Lourdes, die drei Meilen entfernte schöne Kapelle Unserer lieben Frauen zu Betharram und schlug endlich den Weg nach Pau ein. Dazu hatte ich mehrere Gründe. Einer meiner Freunde, einen so trefflich als Charakter als ausgezeichneter Gesellschafter, vormals Estadrons-Chef in der Königlichen Garde, wohnt mit seiner liebenswürdigen Familie in dem ehemals Königlichen Schlosse zu Pau, und ich hätte es nicht verantworten können, die Provinzen besucht zu haben, ohne ihn zu umarmen. Einen zweiten Beweis hatte ich zu Lezcar, unweit Pau, abzuholen, wohin ich von dem General und der Vicomtesse zu kommen aufgefordert worden. Ich stimmte auch nicht lange, der Einladung zu folgen; denn ich trug große Verlangen, Cäcilien wiederzusehen.

Das Schloß zu Lezcar ist ein sehr schönes Gebäude und überaus glänzend eingerichtet; der weitläufige Park erstreckt sich bis an den Lez, schmelzströmenden Gave; von den Fenstern des Gesellschafts-Zimmers aus erblickt man in großer Nähe die Hügelkette von Jurançon und am Horizonte, in einer Entfernung von 15 Stunden, die blaue, mit weißen Zinken gekrönte Linie der Pyrenäen.

Als ich anlangte, wurde ich von der Vicomtesse und ihrer Tochter überaus freundlich willkommen geheißen. Der General, erlebt ich, war noch nicht von Barèges zurück; man denke sich daher mein Erstaunen, als ich, in den Saal eintretend, Herrn von Castelnau gewahr wurde, der auf dem Kanapee sich und die Zeitung las. Die Vicomtesse bemerkte meine Verwunderung: „Der General", sagte sie mit Lachen, „hat ihn verantwortlich, dem Kommandanten in Pau Depeschen zu überbringen, eigentlich aber um Nachrichten von Cäcilien einzuholen, die unter der Zeit sehr krank gewesen ist." Ich gab meinem Antheil und meine Verwegung zu erkennen. „Es hat glücklicherweise nichts zu sagen", fuhr sie fort, „Cäcilie befindet sich bereits viel besser. Der Arzt hat versichert, das Übrigens sich ganz gut einfinden kommen von einem Tage zum anderen; er hat ausdrücklich verlangt, daß Heinrich im Schlosse wohnen solle, und in der That, es hätte sich doch nicht gut schickt, ihm eine andere Wohnung anzuweisen." — „Höre den Castelnau", sagte ich, „vortrefflich also bereits seit einer Woche hier?" Die Vicomtesse erröthete meine Gedanken: „Ihre Bosheit", sagte sie, „ist ungegründet; ich dächte, Sie müßten meine Tochter besser kennen; übrigens versichere ich Sie, ich habe Cäcilien nichts von Minnie aus den Augen gelassen." Er verbirgt es sich in der That. Cäcilie brachte

Digitized by Google

den ganzen Tag, mit Arbeiten beschäftigt, im Saale neben ihrer Mutter zu, und auch bei den Promenaden im Park fand Heinrich keine Gelegenheit, mit ihr allein zu sein. Ich muß zu seinem Lobe sagen, daß er die Gelegenheit auch gar nicht suchte. Sein ganzes Benehmen war musterhaft und verdiente die höchste Bewunderung. Er war gegen Cäcilien voll brüderlicher Freundlichkeit, voll Achtung und Zuvorkommenheit, aber er ließ sich kein Wort, keine Regung entschlüpfen, ja er hütete seinen Blick, der das Geheimniß seines Herzens einem Fremden hätte verrathen können. Sogar seine Heiterkeit und jugendliche Fröhlichkeit hatte er wieder gewonnen, nur gar nicht mehr ausgelassen. Er nahm lebhaft Theil an der Unterhaltung. Erst jetzt konnte ich ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen; er zeigte sich eben so bescheiden, als kenntnißreich, geistvoll, in Gedanken und Worten edel und fein sinnig; kurz, eine Menge Vorzüge, der selber gar nicht an ihm zu bemerken waren, kamen jetzt auf einmal glänzend zu Tage."

Der Wiesenmesse fiel ein Theil der Festlust fast auf, und sie las wohl; es war die Erzählung eines Selbstmordes . . . . „Der Bedauernswürdige!" sprach Cäcilie, als die Geschichte zu Ende war, und ihr Ton schien anzudeuten, als ob sie mehr als Mitleid um die That empfinde. „Der wahnsinnige Thor!" rief Heinrich mit dem Ausdrucke der Mißachtung. „Und Sie", fragte ich ihn lebhaft, „an der Stelle des Unglücklichen, fänden Sie die That nicht zu entschuldigen?" — „Nimmermehr", entgegnete er mit Feuer, „wer sich um eigenes Leid den Tod giebt, der bringt sich selbst um das größte Glück." — „Und das wäre?" — „Für die zu leben, die man liebt." Er sah sie dabei nachhe ich in Cäcilien, aber mehr ihn, er saß männlich und muthig gefaßt, er wird die Leidenschaft bekämpfen und überwinden. Ich empfand Hochachtung für den jungen Mann.

Die Wiesenmesse erinnerte mich an unsere Verabredung in Mont d'Or; ihr Roman war fertig, ich sollte ihn vorlesen hören. Es versteht sich von selbst, daß ich mich mit Freuden bereit erklärte, an dem folgenden Abende in der Dame auf ihr Stubenzimmer. Sie schien mir in diesem Augenblick, ganz von ihrer Schriftstellerei-Eitelkeit eingenommen, ihre mütterliche Wachsamkeit zu vergessen, und so mochte Heinrich einige Augenblicke gewinnen, mit Cäcilien ohne Zeugen zu sein. Aber ich hatte falsch vermuthet. Die Vorlesung dauerte lange, und ich bestaun sie, ohne Ahnungen sich gefaßt, mit Heldenmuth; während dessen hörten wir Cäcilien im Saale am Flügel spielen, wilde, schwermüthige Melodieen; sie besand sich allein. Heinrich war in den Park hinunter gegangen; bei einem Blicke durchs Fenster sah ich ihn in einer Allee, weit entfernt vom Schloß, auf und ab gehen. Als ich meine, daß den Saal hinabkam, wo Cäcilie noch immer allein; sie hatte sich in einen Sessel geworfen, das Haupt in die Hände gesenkt. Bei meinem Eintreten sprang sie schnell auf und kam mir entgegen, indem sie sich zum Lächeln zwang; aber ihre Augen waren roth; ihr Schnupftuch war neben dem Sessel, wo sie gesessen, ich lud es auf, es war naß.

„Wie ich nicht ein rechtes Kind", sagte sie und wies auf ein Buch, das über dem Kamin-Simse lag, „daß ein Roman mich so zu Thränen bringt! Ich sah das Buch an, es war ein Roman von ihrer Mutter: der beste Beweis, daß sie nicht die Wahrheit gesprochen, wenn ich überhaupt dasselbe erst einen Beweis gebrauchen hätte.

Am Abend sand sich viel Gesellschaft im Schlosse ein, die ganze vornehme Gesellschaft aus Pau und der Umgegend war im Saale versammelt. Cäcilie machte die Honneurs mit unvergleichlicher Freundlichkeit und Anmuth und bewegte sich so leicht, so leidsam unter ihren Gästen, als ihr die gar kein Kummer auf dem Herzen; zudem kommend und verbindlich gegen Jedermann, außer gegen Heinrich, dem sie in seiner Zeit, wegen der Anordnung der Spielsäle, einige Anweisungen zuflüsterte. Mich setzte man mit drei hohen Beamten des Departements zum Whist, die anderen alten Herren machten ihr Piquet, die bejahrteren Damen wurden von der Wiesmesse zum Boston engagirt, der Maire von Pau und der Generals-Steuereinnehmer von Basses-Pyrenäen spielten Billard, während Cäcilie die jüngeren Herren und Mädchen um sich versammelte und ihnen Pfänderspiele vorschlug. Das ward mit Jubel angenommen; eine Pariser Dame wäre freilich ihr Mädchen erlassen und sagen: „Je n'aime pas les jeux innocens"; aber in der Provinz, und ganz besonders in den Pyrenäen-Departements, da sind die Sitten noch so schrecklich weit von Paris ist, daß ausschließlich Spiel noch in Ehre. — Es stand in den Sternen geschrieben, daß Cäcilie mir jedesmal beim Whist Unglück bringen sollte. Ich dachte nun an sie, ich gab mehr auf das südliche Spiel, wobei sie den Vorsitz führte, als auf die Karten Acht, und machte Fehler über Fehler. Mein Partner mag über die Whistspielerei aus der Provinz sehr schön die Achseln zucken dürfen, — Heinrich hielt sich abseit und sah den beiden Billardspielern zu; es fanden sich aber gar bald ein paar junge Damen, die den hübschen Spielmarker herbeiholten; bald gern, bald mit Widerstreben nahm er unter den Spielenden Platz, aber so weit als möglich von Cäcilien, suchte es auch bei den Stoßen, die er zu verrichten oder zu verhindern hatte, immer so einzurichten, daß er sich ihr nicht zu nähern brauchte. Aber der Zufall spielt mit aller menschlichen Berechnung, und einmal fand Cäcilie sich durch das Spielgeräth verunreinigt, hinzugehen und ihren Aermel zu säubern. Sie erhob sich . . . . in dem Augenblick stach ich meinem Partner eine Karte weg, die schon drei Stiche gemacht hatte; er ereiferte sich und Cäcilie unaufmerksam mit dem Stuhl, — ich bückte mich rasch und rückte . . . ich war nur Auge für die junge Frau, die mit aufgegebenen Schritten, freundlich und unbefangen, zur Heinrich hinging und ihm die ersagten Wangen zum Kusse bot. Er beugte sich tief mit dem Lippenzug er wurde mich gewahr, nickte flüchtig, er verlor die Bestimmung nicht. — Ruhig, nichts von Allem geschah, was ich erwartet hatte. Seine Fassung und Kaltblütigkeit verleugnete sich nicht einen einzigen Moment. „Er ist sürwahr ein Held", dachte ich; ich wußte es nun, ich ich ihn mehr bewundern oder bedauern sollte; ja, ich ertappte mich selbst auf gehemmen Wünschen für ihn und seine Liebe, die doch für ewig eine Hoffnungslose war!

Alle Pfänder waren eingelöst; die Mädchen und edliche junge Herren nahmen um einen großen runden Tisch in der Mitte des Saales Platz und blätterten in den Zeitschriften, Kupferwerken, Taschenbüchern, Portefeuille's und dergleichen, die zur Ausstatt und Zierde dalagen. Einige griffen zum Bleistift und zeichneten, Andere standen am Fenster und flüsterten kleine Partieen des Pacles und der Umgegend in Sepia. Heinrich that einem kleinen Mädchen, das neben ihm saß, den Gefallen, die ihr Finger eines Cremiten aus Kastanienholz zu schnitzen. In der Ahnen- und Porträtengegend sieht man dergleichen Spielwerk häufig: die Schäfer verstehen sich darauf vortrefflich und zum Zeitvertreib. Das Holz war sehr hart, und bei einem zu raschen Druck entfuhr es das scharfe Englische Federmesser Heinrich's rechter Hand und schnitt ihn in den Zeigefinger der Linken. Cäcilie schrie laut auf und wurde bleich; im nächsten Augenblick hatte sie sich wieder gefaßt und lachte über ihre kindische Angst. Der Schnitt hatte nichts zu bedeuten, aber er blutete anfangs stark. Im Nu waren alle Taschentücher der Damen angeboten, und wurden dem Verwundeten angeboten; ein Dutzend Nteesfaires wiederholten sich; man brachte Leinwand, Seide, Englisches Taffe, man schnitt Pflaster, und zwanzig weiße, zierliche und geschickte Händchen waren zum Verband erbötig. Unter Lachen und Scherz, wer man geschäftig, aber man brachte die Sache mit Ernst zu Ende; sie war nicht so leicht. Der Schnitt war ziemlich tief gerade in die bewegliche Stelle des Fingers, über dem zweiten Gliede, eingetrungen; der Finger beugte sich aus und ein, und der Verband hielt keine halbe Minute. Man fing zum zweiten, zum dritten Mal an; er löste sich immer wieder. „Hätten Sie sich nicht verwundet", sagte man zu ihm: „bewegen Sie ihren Finger nicht". — „Ei, das ist leicht gesagt, meine Damen! aber es geht nicht, ich vergeß es auch immer wieder." — „Hört von Casselaar das Recht", sprach ich hinzutretend, „so geht es nicht; man muß etwas Fesles um den Finger legen, wenn er zuhig bleiben soll; wir nennen es hier Fingerhut" — „Schönwort", rief Heinrich lachend; „daß man seinen Arm oder sein Bein nicht nähen kann, wenn man's gebrochen hat." — „Ganz recht." — „Aber wo nehmen wir dergleichen her?" fragten die Damen. — „Das soll nicht immer daher", sagte ich, trat an den verlassenen Whisttisch und nahm eine Karte aus dem Spiele; es war der Caro-Aas König, der mir in die Hände kam. Ich schob die zusammengefaltete Karte den drei Fingern, die den Damen schlangen einen Seidenfaden herum, die Apparat hielt, der Finger blieb in seiner Lage, und die Schnittwunde konnte sich schließen. Kaum war es vollbracht, so brach ein Beifallssturm los, man klatschte in die Hände, man umarmte mit von allen Seiten Glück zu meinem chirurgischen Talent. Heinrich schüttelte mir die Hände auf, über ein Honorar für meine Wundheilung zu klauteren; Cäcilie verbrach, mich bei allen einzeln ten Fällen von Steckmadelchen oder Nähnadelspitzchen über sämmtlichen weiblichen Kleinzeug zu exkommandiren. So kam in wenige Secunden und Herzlichkeit die zehn Stunde heran; man griff zu den Wachsfackeln, wünschte sich gute Nacht und ging. Ich war der Letzte, der genaume Zeit allein auf meinem Zimmer, als ich noch draußen auf Treppen und Gängen das fröhliche junge Mädchen lachen, schätzen und einander unterbrechen hörte.

Um zehn Uhr des andern Morgens befand ich mich wieder im Saale und sah zu mit der Wiesmesse in Unterhaltung begriffen, als zu unserer größten Ueberraschung — wer zur Thür eintrat? der General, und uns im wunderten Tone Guten Morgen! entgegenrief. — „Willkommen, Herr Schwiegervater", entgegnete die Wiesmesse, „aber wo kommen Sie denn auf einmal her? Wir sind Sie denn eingetreten?" Man sah an Ihren Wagen gar nicht, daß Sie ankommen hörten." — „Ei, ich kam still um fünf, das ganze Haus schlief noch . . . ." — „So?" — „. . . . Und wollte Niemand anwecken, sitze also gerade in die Treppe hinauf an die Thür meiner Frau und sleepte; sie wollte mich gar nicht aufmachen, so war sie erschrocken." — „Das kann ich mir denken, wenn man so ganz allein den besten Schlaf getrommt hat." — „Sie hatte Angst, das gute Kind, das Schloß oder den Spuk, den Fabrigenten oder von Schmuggeln überfallen; ich hab' ihr aber bald meiner Muth eingeschrecken. Sie ist doch wieder ganz gesund! Und wie geht es Ihnen und aller Welt im Hause?" — „Alles wohlauf." — „Schön! Ihr Buch auch die Zeit recht vertrieben? Und Ihre Verlagen, weil ich nicht da war?" — „Erstaunt Mehrere hatten wir die Gesellschaft. Wir haben gespielt Whist, Boston . . . ." — „Apropos, Frau Schwiegermama, von dem Kartenspiel hab ich ein Wörtchen zu reden. ein ernstliches. Was denken Sie denn hin? Sie machen mir Cäcilien zur Spielerin." — „Ja? Wie so?" — „Eine Spielerin ist sie geworden, Frau Conte-Comte. Ich glaube gar, sie hat Lag und Nacht die Karten nicht aus der Hand. Sehen Sie nur — und dabei lachte er laut auf — was ich da in ihrem Bett gefunden habe: eine Karte, einem zusammengerollten Carreau-König. Ist das nicht deutlich?" Ich zwang mich, um die Wette mit ihm zu lachen, denn er sicht auf die Verfälzung der Wiesmesse durchaus nicht möglich, ein wahrer Donner gerührt dastand. Der General aber ließ seinem fröhlichen Humor immer freieren Lauf. „Ei, sehr doch, wie sie dastzt, die gute Mama, sie lacht nicht, sie ist wie vor den Kopf geschlagen. Ich glaub's wohl, sie steht ihr Kunststück ein!" — Ja wohl, dacht' ich im Stillen, sie steht es ein!

In dem Augenblick kam Heinrich hereingetreten, seinen Morgen zu begrüßen; wenige Minuten später Cäcilie. Wie setzten uns zum Dejeuner, es war ganz häuslich, andre aus Pariser Niemand am Tische. Ich beobachtete Heinrich und Cäcilie; sie schienen einander gleichgültig, serend, aller Vertraulichkeit frei, wie gestern beim Spiel; aber um wie viel schärfer war jetzt mein Auge! Was sah ich Alles aus diesen vier Augen, die einander mieden! wie bereit deutete ich diese Bestimmungen! was für Empfindungen tauschten sie in jedem Moment, während sie scheinbar einander nichts zu sagen hatten!

Wir standen von Tische auf und gingen hinab in den Park. Im Eingange war ich mit der Wiesmesse etliche Schritte hinter den Andern zurückgeblieben. „Gnädige Frau", sagte ich ernst, „darf ich fragen

Digitized by Google

glauben, daß es mit Religion und moralischen Grundsätzen seine Gefahr bei ungleichen Verbindungen gibt?" — „Schweigen Sie!" winkte sie mit zu; „der General!" — Eben trat er zu uns heran und sagte mit lachender Miene: „Nun, Herr Poet, hat sich die Byronsche Muse verschönt? ein hübsches Stück gefunden?" — „O ja, und ein recht pikantes obendrein." — „Was wird's werden? daß ich wissen? ein Lustspiel?" — „Diewal nicht, Herr General! eine Novelle." —

E. Scribe.

Australien.

Englische Deportationen nach Australien.

Die letzte Reisebeschreibung des Dr. Wilson verdankt ihre Wichtigkeit den Belehrungen, die derselbe über die jetzt kaum entdeckte Meerteegegenden giebt. Man weiß, daß die Geographen nur erst wenig nähere Nachrichten über die Noerküsten des ungemessenen Festlandes von Neu-Holland und über die zahlreichen Inseln besitzen, mit welchen jene von Europäischen Schiffen nur selten durchfurchten Meere besäet sind. Dr. Wilson nun hat mit Sorgfalt wissenswerthe Nachrichten, wo seiner Reisetour sich darbot, gesammelt und so hat er selbst uns die Gründe kennen, welche das Englische, in seinen Handels-Entwürfen sonst immer so hartnäckige und methodisch zu Werke gehende Ministerium dahin entschieden haben, die Punkte, die es auf den nördlichen Ufern von Australien inne hatte, aufzugeben.

Minderen richten aber auch wir unsere, nicht minder merkwürdige nährere Mittheilungen die Auswerksamkeit des Beobachter und die Erzählung des Dr. Wilson. Noch hat bisher Niemand die von der Englischen Regierung auf das umfassite wahrgenommenen Maßregeln für den Deportirten-Transport mit gleicher Sorgfalt beschrieben. In diesem Kapitel ist seine Erzählung wahrhaft selbst. Im Verlaufe von acht Ueberfahrten nach dem Australischen Festlande begleitete er, in der Eigenschaft eines Ober-Wundarztes auf einem Regierungs-Schiffe, fast 2000 nach Neu-Holland Deportirte. Alle seine Beobachtungen zeugen von dem hellsten Verstande und sind frei von jedem Vorurtheile.

Auf den Antrag des Staats-Secretairs im Departements des Innern lassen die Lords der Admiralität bekannt machen, daß man die Submissionen für die Herstellung eines Schiffes von der und der Größe und dazu bestimmt, eine gewisse Anzahl Gefangener nach Neu-Süd-Wales oder nach Vandiemens-Land überzuführen, entgegennehmen wolle. Dann wird das Schiff inspicirt von kompetenten Beamten in Augustschien genommen. Hierauf trifft man alle innere Einrichtungen. Die Submittenten sind gehalten, das Tafelwerk und die nöthigen Vorräthe zu beschaffen. Es ist festgestellt, daß das Deportations-Schiff sieben Matrosen und einen Schiffsjungen auf jede hundert Tonnen Raum führen soll. Die Besatzung besteht in dreißig Mann, unter den Soldaten des ersten nach Sydney bestimmten Schiffes ausgehoben. Ehe man ist man so weit gekommen, die mittlere Aufgabe für jeden Verurtheilten auf die Summe von nur 14 Pfd. für die ganze Ueberfahrt zu beschränken. Der Hochbootsmann ist beauftragt, die Nationen von Lebensmitteln zu vertheilen, wie auf den Kriegsschiffen. Er benimmt sich mit Pünktlichkeit und kann Anordnungen auf einen Vorschlagsbetrag von 30 Pfd. Auf einem Schiffe, das deportirte Frauenzimmer an Bord hat, erhalten der erste und der zweite Matrose Gratifications von 20 die 15 Pfd., wenn sie vom Ober-Wundarzte Zeugnisse über ihre gute Aufführung beibringen. Der Wundarzt, immer unter den gachtigsten Gliedern der Königlichen Marine ausgewählt, übt eine wahre Diktatur an Bord des Deportirten-Schiffes. Er vereinigt in sich die Functionen des Friedensrichtes, des Predigt-Kommissarius, des Schulmeisters und selbst des Kaplans. Die innere Verwaltung des Schiffs gehört ihm ausschließlich; alle Verantwortlichkeit lastet auf ihm. Nichtmals mit tiefer komplizirter Gewalt bekleidet gewesen, hat der Dr. Wilson in seiner Erzählung alle nähere Umstände seiner Verwaltung angeführt. Sobald die Gefangenen an Bord kommen, übergiebt man ihnen eine Nummer, gleichlautend mit derjenigen des Behältnisses oder der Hängematte, die sie einzunehmen haben. Mit derselben Nummer bezeichnet man auch alle Sachen einer Jeden von ihnen, sowohl um Verwechslung zu vermeiden, als auch um der Schaltung der Sachen sich zu versichern. Dann theilt man sie, wie Soldaten, in Kameradschaften, immer zu sechs Mann, unter dem Befehle eines Chefs, der mit seiner Person sie die ganze Ordnung in seiner Kooperadschaft, für die Reinlichkeit bei den Mahlzeiten und für die Aufstehung seiner Kameraden haftet. Die Köche zählt man unter die Vorgesetzten. Streitigkeiten und Schlägereien auf den Schiffe gewesen und an die Sie gewöhnt sind. Einige andere Verrichtete sind überdies mit der allgemeinen Aufsicht und mit der Aufrechthaltung der Ordnung im Gefängnisse beauftragt. „Diese Functionen verrichtete ich", sagt Dr. Wilson, „jedesmal den größten Spitzbuben der ganzen Mannschaft an."

Sobald man das Land aus den Augen verliert, nimmt man den Gefangenen, die auf dem Verdecke bleiben dürfen, so lange sie wollen, alle Ketten ab; jeder Akt von Insubordination oder Unsittlichkeit zieht aber den Verlust dieser Freiheit nach sich. Die Mund-Portäthe sind immer, sowohl in Quantität als Qualität, den Verhältnisse vollkommen entsprechend. Jedem Verurtheilten giebt man zwei Gallonen (acht Maaß) Wein, für die Dauer der ganzen Reise. An Wasser werden täglich sechs Pinten (drei Maaß), wenn man aber die Wendeleise durchschneidet, acht zugestanden. Die Kranken-Stube ist sehr bequem; zweimal täglich empfangen die Kranken den Besuch der Aerzte. Ausnahmsweise nach dem ärztlichen Morgen-Besuche verlaß der Dr. Wilson seine eichtreichen Geschäfte. Er hörte die Klagen der Gefangenen an und suchte vor Allem jeden inneren Zwist beizulegen, ohne seine Zustucht zu Strafen zu nehmen; ein Mittel, daß er im Allgemeinen für überflüssig oder gefährlich ansieht. „Wenn einmal zwei Gefangene einen Streit mit einander hatten und sich gegenseitig chikanirten", sagt der Doktor, „so ließ ich dem Einen wie dem Anderen die Daumschrauben so lange anlegen, bis sie wieder gute Freunde geworden, worauf sie denn auch niemals gar zu lange warten ließen. Machte ein Gefangener etwa Lärm, oder beleidigte er Jemand, so ließ ich ihn auf das Verdeck kommen und nöthigte ihn, auf diesem umherzugehen und dabei sein Bett auf seinem Rücken umgebunden zu tragen. Diese Strafe dauerte bei starkem Wetter Stunden lang, im Mittelmeere aber nicht Minuten. Aber nur selten hatte ich Gelegenheit, diese Züchtigung, die von den Deportirten ungemein gefürchtet wird, zwei Mal anzuwenden; wehrere von ihnen baten mich, sie doch lieber wie Männer zu bestrafen, d. h. sie ausprügeln zu lassen. Nicht minder scheuen sie eine andere Strafe, die darin besteht, einen ganzen Tag lang aufrecht, den Kopf gerade, ohne ein Wort zu sprechen, vor der Schildwache zu stehen, der es gleichfalls verboten ist, sie, unter welchen Vorwande es auch sey, wächte, anzureden. Oft auch rief ich einen jungen Delinquenten zu mir, hielt ihm eine lange Rede und schickte ihn dann, ohne seine Verbedigung oft abzuwarten, zurück. Diese Verfahren brachte die im Allgemeinen mit einer ausschweifenden Zunge-Geläufigkeit begabten Taschendiner Spitzbuben vollkommen aus aller Fassung; denn nichts ärgerte sie mehr, als die Unmöglichkeit, ihren Geist und seine Hülfsmittel vor mir entfalten zu können, und sehr oft haben sie sich über diese grausame Behandlung beklagt. Eine gewisse Klasse von Gefangenen scheint mehr besonders viel zu Strafen zu sein, und sehr genau beaufsichtigt werden: die der Gerichtsschreiber, Leute, die auf dergleichen Schiffen sehr zahlreich vorhanden sind und mich einige Male zwangen, zu sehr peerlichen Strafen zu schreiten. Ich versuhr aber auch immer ohne alles Erbarmen, wenn ich sie darauf ertappte, sein in der etwaige Uneinigkeiten heimlich zu nähren suchten. Einen Gerichtsschreiber auszupeitschen lassen, ist von wahrhaft wunderbarem Einflusse zu Gunsten der Ordnung unter den übrigen Gefangenen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

— *Kosmopolitisches Album.* Unter diesem Titel läßt der bekannte Französische Bauchredner Alexander, dessen eigentlicher Familien-Name Wattemare ist, sein reichhaltiges Stammbuch in Druck erscheinen. Dasselbe enthält die Erklärung seiner Grundsätze, aus Autographen, Inschriften, Devisen und Zeichnungen der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Personen und Künstler aller Länder und Zeiten bestehend, ist so eben in Paris unter der Redaction des Herrn P. Henrichs erschienen. Wir hatten, als Herr Alexander in Berlin war, Gelegenheit, ihn in der That merkwürdigen Album im Originale zu bewundern, und können es daher aus eigener Anschauung empfehlen. Das Album enthält unter Andern den Erinnerungen an hohe Personen unter Anderem auch Originals Zeichnungen von Ed. Bendermann, von dem Fürsten Gagarin, von Karl Schulz in Berlin und von Kookoek in Amsterdam, dessen Schenes Landschaft auf der letzten Berliner Kunst-Ausstellung so vielen Beifall gefunden hat. Der Preis jeder Lieferung ist auf gewöhnlichem Papier 6 und auf Chinesischem 10 Franken.

— *Südpol-Expeditionen.* Der Französische Capitain Dumont d'Urville, dessen dreijährige Reise um die Welt ihm einen weitverbreiteten Ruf verschafft hat, wird jetzt von Herrn Arago, dem beständigen Secretair der Akademie der Wissenschaften, aufgefordert, die Resultate seiner wissenschaftlicher und den erdumkreisenden Aufgaben, die er sich gestellt hat, durchaus nicht gewachsener Mann dargestellt. Herr Dumont d'Urville ist von der Französischen Regierung zur Leitung einer Expedition nach dem Südpol bestimmt worden, und dies wurde zunächst von Herrn Arago auf unerwartendlich hervorgehoben. Darauf scheint sich der Erstere mit einer an die Akademie gerichteten Note, worin er mit schaefer Polemik gegen den Secretair desselben auftrat, den er unter Anderem beschuldigte, seine (des Capitains) Beobachtungen unterschätzen Temperaturen vier Jahre lang zurückbehalten und sie erst auf eine gegen ihn angestellte Frage wieder ausgekramt zu haben. Diese und andere Beschuldigungen konnte der gelehrte Secretair natürlich nicht auf sich sitzen lassen, und so hat er denn jetzt in Französischen Blättern eine Antwort an Herrn Dumont d'Urville publizirt, die diesen in den Augen der ganzen gelehrten Welt völlig vernichtet. Herr Arago sagt, er sey an die Prüfung des ihm von dem Capitain übergebenen Tagebuchs gegangen, aber er habe in den einen Beobachtungen einer zu einer anderen gekommen, denn auch nicht ein einziges Phänomen sey beobachtet worden. „Je mehr ich mein Examen fortsetzte", sagt Herr Arago hinzu, „um so mehr schien es mir auch, daß der Befehlshaber der „Astrolabe" drei Jahre lang mit verbundenen Augen und mit zugeknöpften Ohren gereist sey." Gerade Beobachtungen unterseeischer Temperaturen, auf die Herr Dumont d'Urville einen so besonderen Werth gelegt, bezeichnet sein Gegner als ganz unbrauchbar; aber auch seine magnetischen, meteorologischen und allgemeinen physikalischen Beobachtungen werden als unbedeutend und als ohne alles Resultat dargestellt. Die Empfindlichkeit des Herrn Arago spricht zwar in jeder Zeile seines Schreibens mit, aber dieses stellt andererseits schlagende Beweise auf, daß sich darauf kaum Etwas wird entgegnen lassen. Herr Arago, der sich durch den Capitain förmlich herausgefordert fühlt, macht der gelehrten Welt endlich auch noch Hoffnung, daß er noch einem von ihm selbst entworfenen Plane und mit Hülfe einiger reichen Kaufmanns in Rouen eine eigene Expedition nach dem Südpol anordnen werde, falls die Regierung dabei beharre, Herrn Dumont d'Urville an die Spitze der übrigen zu stellen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 88. Berlin, Montag den 24. Juli 1837.

China.

Zur Geschichte des Buddhismus.

Aus der Reise des Chinesischen Priesters Fa-hian.

Der berühmte vor drei Jahren verstorbene Sinologe Abel Remusat hat die bandschriftlich Französische Uebersetzung eines wichtigen Chinesischen Werkes hinterlassen, das den Titel *Fo-kue-ki*, d. h. „Beschreibung der Buddhistischen Reiche", führt und dessen Verfasser, ein Priester von der Sekte des Fo (d. h. des Buddha), gegen Ende des 4ten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung lebte. Dieser Mann — er war ein Chinese und hieß Fa-hian — unternahm aus Eifer für die Lehre, zu der er sich bekannte, eine Reise durch alle westlich von China belegene Länder, wo der Kultus Buddha's damals in seiner Blüthe stand und zum Theil in größerer Reinheit, als bei den Chinesen, sich erhalten hatte.

Der Französische Uebersetzer begleitete den Text mit gelehrten Anmerkungen, die glücklicher Weise schon großentheils ausgearbeitet waren, als der Tod ihn von seinem Werke abrief. Professor Julius Klaproth übernahm die Fortsetzung des Kommentars; allein auch dieser Gelehrte starb, ehe er zum Ziele gelangt war; und Herr Landresse, ein Fleißiger, das Andenken seines Lehrers Abel Remusat's ehrender Schüler, legte nun mit Eifer die letzte Hand an dieses literarische Denkmal.

Der Buddhismus, dessen Einfluß noch drei Jahrtausende überdauern soll, hat einst eine Stellung in Boreer-Indien eingenommen, im Laufe der Zeiten über Ceilon, Hinter-Indien, China, Japan, Tübet und ganz Hochasien sich ausgebreitet. Manches halbwilde Volk ist durch die milden Lehren dieser Sekte menschlicher geworden, und schon darum können uns die Wesen und ihre geistesthätige Entwickelung nicht gleichgültig seyn. Auch gewähren die Reise Fa-hian's hauptsächlich von dieser Seite Interesse; denn der eifrige Buddhist kümmert sich fast nur um Dinge, die seinen Glauben und dessen Schicksale betreffen. Nur gelegentlich streut er dem Reiseberichte topographische Bemerkungen ein, denn sein Zweck war nicht die Verbreitung weltlicher Kenntnis. Er will Oerter besuchen, die durch heilige Reliquien in Ruf gekommen sind, will Sagen, Legenden, geistliche Bücher sammeln und von der Verbreitung, dem Gedeihen oder dem Verfalle seines Glaubens in dieser oder jener Zeit sich überzeugen. Wie der bekannte Spanisch-Jüdische Reisende Benjamin von Tudela in der ganzen Welt herumreist und überall nur Juden gewahrt und schildert, so sieht und sucht Fa-hian nichts als Buddhisten und Buddhistisches.

Unser Reisender verließ im Jahre 399 mit mehreren frommen Kollegen seine Vaterstadt, die in einer der nördlichen Provinzen China's lag, und wanderte nordwestlich durch die große Sandwüste der Tataren bis zum Lop-See, der südlich von Karaschar im Chinesischen Turkestan belegen ist. Von dort aus schlug Fa-hian eine südwestliche Richtung ein, passirte das große Binnengebirge hindukh nördlich von Kaschmir, setzte über den Indus, besuchte Afganistan und Persien, wendete sich dann nach Indien, das er, den Laufe des Ganges bis an seine Mündung folgend, in west-östlicher Richtung durchwanderte, schiffte sich nach Ceilon ein und kehrte von dort, auf seinem Wege Java berührend, nach China zurück. Er hatte in sechzehn Jahren ungefähr 3000 Meilen durchreist.

Auf dieser ungeheuren Wanderung verlor unser Reisender mehrere seiner Gefährten: Einige starben, und Einer, dem die Indischen Knaben reten heftiger verkamen, als die Chinesischen, blieb in Indien zurück, um dereinst hier, und nicht in China niederzugehen zu werden. Nur Fa-hian, der es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die Lehre in seiner Heimath zu predigen, setzte seinen Weg ohne Begleiter fort.

Das Tagebuch des Chinesischen Pilgers ist ziemlich trocken; nur selten schildert der Verfasser seine Gefühle, seine Eindrücke; aber man wird auch desto angenehmer überrascht, wenn sie mit einem Male hervorbrechen und in dem abstrakten Buddha-Diener auch einen sühlenden Menschen erkennen lassen. Er unterbricht seine Erzählung von den religiösen Wundern, die er auf Ceilon gesehen, mit den Worten: „Es waren nun viele Jahre verflossen, seitdem ich das Land der Han*) verlassen hatte. Alle Menschen, mit denen ich damals verkehrte, waren Ausländer. Die Berge, die Gewässer, die Bäume, die Pflanzen, alle Gegenstände, die mir zu Gesicht kamen, waren mir neu, und auch meine Gefährten hatte ich sämmtlich verloren. So oft ich an die Betrgangenheit dachte, versank ich in Schwermuth. Einst sah ich, wie Jemand vor der Statue aus Jaspis (einem Buddhistischen Idol auf Ceilon) einen weißen Fächer aus dem Lande Dsin*) als Opfergabe niederlegte: dieser Fächer erinnerte mich so lebhaft an meine Heimath, daß ich einen Strom von Thränen vergoß."

An einer anderen Stelle beschreibt er seine Bangigkeit während eines Sturmes auf der hohen See. Was ihm da besonders zu Herzen ging, war das mögliche Schicksal seiner Sanskrit-Bücher, die er mit so vielem Fleiße gesammelt und abgeschrieben hatte; denn er fürchtete, die Eigenthümer des Schiffes möchten diese Schätze als unnützen Ballast über Bord werfen. Bei einer Kriegerei wäre er beinahe ein Opfer des Sieten-Hasses geworden. Er befand sich auf einem Schiffe, das ausserdem lauter Brahmanen am Bord hatte. Diese fagten unter einander: „Der Buddha-Priester da bringt uns Unglück; wir wollen den Menschen auf einer Insel aussetzen." Wie häufig hat man Italiänische oder Spanische Matrosen ähnliche Gesinnungen äußern hören, wenn sie einen protestantischen Passagier am Bord hatten!

Endlich begegnet der fromme Reisende den Boden seiner Heimath wieder. „Indem ich", so sagt er, „alle meine Erlebnisse in mir zurückrufe, fühle ich mich unwillkührlich tief bewegt; der Gedanke, daß die Geschichte der Reise mit ausgesprochen, ist nicht die Ursache dieser Gemüthsstimmung. Die Gefühle, die mich beseelten, haben meinen Körper aufrecht erhalten; und mein großer Muth war es, was mich in Ländern, wo man seines Lebens nicht sicher ist, dieses Leben aufs Spiel setzen ließ. Ich wollte meine Wünsche höchster Ziel auf jede Gefahr hin erreichen.

Lassen die nun die Person und die Gesinnungen des Reisenden bei Seite, und gehen wir zu dem über, was er uns von den Ländern erzählt, die er durchwandert hat.

Das Interesse, welches Fa-hian's Reiseberichte für uns haben, besteht hauptsächlich darin, daß wir aus denselben die Verbreitung und den Zustand des Buddhismus in Gegenden, von welchen kein gleichzeitiger Schriftsteller handelt, kennen lernen. Aus Fa-hian's Reise ersehen wir, daß Buddha's Lehre im vierten Jahrhundert unserer Zeitrechnung am reichen Ufer des Indus, in einem Lande, welches noch jetzt zum Theil von der Anglikanischen (Anglican) genannten Kirche, Burgel gefaßt hatte. Seit jener Zeit aber gerieth sie allmälig in Verfall, die die Religion Muhammed's sie vollends den Todesstoß gab.**)

In den Ländern, die er besucht, sieht unser Reisender abwechselnd den Kultus des Brahmanen und das Buddhathum vorwalten. Nachdem er, von Persien zurückkehrend, das östliche Ufer des Indus wieder betreten hatte, findet er die Lehre Buddha's in voller Blüthe, auch im centralen Indien verschwand und blühend. Diese Thatsache ist für die Geschichte des Buddhismus von Wichtigkeit; denn andere Chinesische Reisende, die etwas später Indien besuchten, weihen uns, daß diese Lehre, die sich, trotz der grausamen Verfolgungen, die sie im südlichen Indien erlitten, an den Ufern des Ganges so lange behauptet hatte, damals schon zu verfallen begann.

Man ersiehet auch aus Fa-hian's Berichte, daß die Lehre der Tao-sse zu seiner Zeit in Indien Anhänge gefunden hatte. Wahrscheinlich kam sie von Tübet, wo sie so lange herrschend gewesen, bis der Buddhismus sie zu Ende machte. Man weiß, daß die Lehre der Tao-sse sich eine der drei in China vorherrschenden Doktrinen ist.

China ist eine Welt für sich; aber die Chinesen haben dessenungeachtet oft, daß um Eroberungen zu machen, bald um feindliche Uebersälle abzuwehren, ihre Gränzen überschritten und den Schrecken ihres Namens einige Male sogar bis in die Gegenden am Kaspischen Meere verbreitet. Keine andere Nation steht uns so fern und umgeben dagegen Nachrichten über die Völkerstämme des ungeheuren Hochlandes von Inner-Asien. Ist es nicht eines der überraschendsten Ergebnisse für die Wissenschaft, wenn wir in den Annalen China's Notizen über den Ursprung der Germanischen Völker und Winke über die erste

*) D. h. China. Die Chinesen belegen ihr Land gern mit dem Namen einer ihrer berühmten Kaiser-Dynastieen. Unter dem Kaiserhause Han begannen die ersten ernstgemeinten Unternehmungen gegen die Völker der Tataren.

**) Dsin hieß vor Alters ein Theil der heutigen Chinesischen Nord-Provinz Schan-si, der Heimath Fa-hian's.

***) Die merkwürdigen lokalsagen Ceylons, welche von der großen Königsstraße zwischen Indien, Persien und Baktrien liegen, sind unbezweifelt Buddhistischen Ursprungs und reichen, wie man schon jetzt hat ermitteln können, zum Theil in eine weit frühere Periode hinauf, als die Reise Fahian's, der ihrer gelegentlich erwähnt. Diese bis auf die neueste Zeit von Europäern unbeachtet gebliebenen Monumente (Vgl. Nr. 15 des Magazins von d. J.) entsprechen den Dagops's auf Ceilon und Java, über welche man W. von Humboldt's Untersuchungen in seinem großem Werke „Ueber die Kawi-Sprache" u. s. w. (S. 144 f.) nachlesen kann. In der Landessprache am Indus heißen sie Topp's, welches Wort aus dem Sanskrit-Worte stupa (Thurm) herzuleiten ist. Eine lichtvolle Abhandlung darüber hat Ritter's, in welcher den Topp's am Indus besonderer Aufmerksamkeit geschenkt ist, der bereits sich anzuschließen im diesjährigen Februar-Hefte der Monats-Berichte der Berliner Akademie der Wissenschaften.

Veranlassung zu jener Völkerwanderung fanden, die dem Europäischen Mittelalter voranging? Dergleichen der Aeltere hatte in seiner „Geschichte der Hunnen" zuerst den Versuch gemacht, die Geschichte des Leidenvolks durch Data, die er aus Chinesischen Quellen schöpfte, zu beleuchten. Leider ging er aber bei seinen Forschungen von einer Präsumtion aus, deren Wahrheit starken Zweifeln unterliegt; er erklärte die Hunnen für identisch mit den Hiong-nu's der Chinesischen Historiker. Ob nun die Meinung der Herren Saint-Martin und Abel Remusat, daß Yue-ti und Getä mit den Alten Massageten und Issedonen, besser von der Kritik dieser Orte, lassen wir dahingestellt. Das blonde Haar, welches die Chinesischen Historiker diesen Völkern zuschreiben, ist der einzige erhebliche Grund, der uns bestimmen könnte, sie als Glieder der großen Germanischen Familie zu betrachten. Waren sie dies aber wirklich, so reichen die Verbindungen der Chinesen mit Völkern Germanischen Schlages bis ins zweite Jahrhundert vor Christus hinauf, als der Epoche, in welcher der General Tschang-Kiao, in der Eigenschaft eines Gesandten, in das Land der Geten (Yue-ti) kam.") Eine andere, noch seltsamere Mission nach Westen war die des Kan-Ing, von der unser Buddhistischer Reisender spricht. Diesen schickte ein deutscher Chinesischer Eroberer im Jahre 97 n. Z. an das Ufer des Kaspischen Meeres, um ein gewisses Reich, Tsu-lin, dessen Ruf bis in die Residenz der „Söhne der Himmels" gedrungen war, zu erobern. Tsu-lin war allem Anschein nach nichts Geringeres als das Römische Reich!"

Von der anderen Seite zeigt uns Fahdian diese Yue-ti oder Geten, wie sie mit Völkern am Ufer des Indus Krieg führen, um Buddha's Goldenen Topf zu erobern. Demnach hätte ein Deutsches Volk noch vor Anfang des 3ten Jahrhunderts einen Religionskrieg, eine Art von Buddhistischem Kreuzzuge, gegen die Perser unternommen! Wie höchst interessant sind dergleichen Data, selbst wenn sie vereinzelte stehen! Lassen sie uns nicht in Verhältnisse der Nationen von einem ganz neuen Gesichtspunkt aus wahrnehmen? Werfen sie nicht ein wunderbares Licht auf die Geschichte der Menschheit?

Andeutungen ähnlicher Art geben diesem Werke sein vornehmliches historisches Interesse. Anderen aber enthalten Text und Kommentar viele mannichfalige Aufschlüsse über den Buddhismus, über seine Dogmen, Mythen und Legenden, und seine tiefsinnige oder vielmehr wüthrische Verfassung; denn, wie Hodgson richtig bemerkt, der Buddhismus hat Mönche, aber keinen Klerus. Einige Auszüge aus den Fällen des Gegenden werden diese Religion unter verschiedenen Gesichtspunkten am besten charakterisiren.

Der Buddhismus hat eine Metaphysik und eine Mythologie, von denen die erstere sehr abstrakt, die letztere sehr reichhaltig und verworren ist. Der dogmatische Theil dieses Systems spielt in dem Berichte unseres Reisenden natürlich eine Schwache, dagegen der mythologische und sagenhafte Theil eine desto größere Rolle, und dieser wird uns daher vorzugsweise beschäftigen.

Es scheint den Buddhisten (besonders den Indischen) genug nicht an Phantasie, um einen Mythenkreis zu schaffen; allein sie fanden es bequemer, die ganze Mythologie des Brahmanenthums in sich aufzunehmen und mit eigenen Erdichtungen zu erweitern. Brahma ist von dem Buddhistischen Pantheon nicht ausgeschlossen; man hat ihn nur dem Buddha unterge drdnet. Bald überträgt man ihm die Verwaltung der zahlreichen Welten, die tausend Millionen Sonnen zählt — ein ganz ehrenvoller Invaliden-Posten — bald ist er nur der Oberste von mächtigen Göttern, die zu Schutzherren der übrigen Welten bestellt sind. Er führt den Titel König, eine schlechte Entschädigung für den eingebüßten Rang der höchsten Gottheit.

An anderen Orten ist der Buddhismus weniger anmaßlich gewesen; in Nepal z. B. läßt er der Brahmanischen Trias ihre dreifache Rolle der Schöpfung, Erhaltung und Zerstörung; aber alle hohe und niedere Gottheiten gelten dort für Emanationen des höchsten Buddha.

Der Buddhismus hat auch mit Ketzern und Irrlehrern zu kämpfen gehabt, von denen bei Fahdian oft die Rede ist. Schon zur Zeit Buddha's gab es, laut der Ueberlieferung, 96 häretische Sekten! Ein Theil derselben hat sich den spitzfindigsten metaphysischen Grübeleien hingegeben; auch in der Buddha-Religion ist die Metaphysik die Mutter der Ketzereien.

Kommen wir jetzt zu den Legenden über Buddha.

Es ist unmöglich, die wahre Geschichte des Stifters dieser merkwürdigen Sekte aus dem Wuste von Fabeln, den dreißig Jahrhunderte und den so viele Völker über die zusammengethürmt, wieder herauszufinden. Noch niemals ist eine Biographie so ganz in der Legende untergegangen. Eine Brahmanische Jungfrau, ein fürstlicher Einsiedler, Riesenschlangen, Japanischer, Tübetischer und Mongolischer Sagen über den Ursprung des Buddhismus hat nur so viel ergeben, daß Buddha höchst wahrscheinlich um die Mitte des 10ten Jahrhunderts vor Christus geboren ist. Die Reisebeschreibung Fahdian's bestätigt dieses Datum; auch erfahren wir von dem Chinesischen Pilger mit Bestimmtheit, daß die Wiege dieser Religion und vermuthlich auch der Geburtsort des Stifters am Ganges zu suchen ist.

Hierauf beschränkt sich unsere ganze historische Kunde von dem großen Reformator, in welchem seine Anhänger eine göttliche Incarnation gesehen haben, der nach unzählige Incarnationen ähnlicher Art vorangegangen sein sollen und nach ihm Buddha selbst mich also erdand eingeführt: „Die Zahl meiner Geburten kann nur mit der Zahl der Bäume und der Pflanzen des Weltalls verglichen werden. Niemand vermag die Leiber zu zählen, in denen ich gelebt habe. Ich selbst kann alle die Verkörperungen und Erneuerungen von Himmel und Erde, die ich mit angesehen, nicht aufzählen."

Buddha hat eine Geschichte, die unendlich älter ist, als sein Erscheinen auf Erden. Er war anfangs ein gewöhnlicher Mensch, der die Weisheit suchte. Dann arbeitete er sich durch Millionen Leben zur Würde eines Bodhisattwa's (einer höheren Intelligenz) empor; er wurde Abdig des Weltgebäudes, stieg in den Himmel Brahma's und wurde selbst Brahma. Die Lebensdauer eines Brahma's umfaßt zwei Erneuerungen des Weltalls, oder 2688 Millionen Jahre. Er war gleichzeitig im Himmel ein Gott und auf Erden ein heiliger König. Aber in diesem Zustande der Glückseligkeit überkam Buddha die Sehnsucht, das Menschengeschlecht zu retten. Er selbst wählte sich die Mutter aus, die ihn gebären sollte; er stieg herab und wurde unseres Gleichen.

Die Sage beschreibt auf mancherlei Weise Buddha's erhabene Schwermuth beim Anblick des menschlichen Elends. In einer von Abel Remusat citirten Legende sagt er selber: „Die Leiden, die mein göttliches Auge sehen, mein göttliches Ohr hören muß, und denen ich nicht abhelfen kann, verursachen mir solche Betrübniß, daß ich den Stand der reinen Intelligenz nicht erreichen kann."

Anderwärts erzählt die Sage, wie Sakya-Muni (der Buddha unserer Welt-Periode) zu dem Entschlusse gekommen sei, die Menschen zu erlösen, d. h. sie aus dem stürmischen Meere des Geburtenwechsels an das jenseitige Ufer der seligen Versenktheit in Buddha zu führen.

Buddha ist der Sohn eines mächtigen Königs. Als er geboren ist, ein traurig und düsterung sieht, drei weibliche Wesen von höchster Vollkommenheit zu Ehrfrauen gieht. Jede dieser edlen Gemahlinnen hat zwanzigtausend Jungfrauen in ihrem Dienste, die alle von hoher Schönheit sind. Trotz dieser 60,000 reizenden Geschöpfe, von denen immer Eine zärtlicher und hingebender als die Andere, findet kein Lichtheit in dem Busen des jungen Prinzen Eingang. Es plagt ihn eine Sehnsucht, mit der wahren Lehre bekannt zu werden. Die Minister seines Vaters rathen ihm, sich auf Reisen zu zerstreuen; aber eine Gottheit erscheint ihm darauf unter verschiedenen Gestalten und hemmt seinen Pfad.

Das erste Mal kommt sie in der Gestalt eines Mannes entgegen. Der Prinz fragt: „Was ist das für ein Mensch?" und seine Diener antworten ihm: „Es ist ein Greis." — „Was versteht man unter einem Greise?" fragt er weiter, und man entwirft ihm ein lebhaftes Bild von dem Elende dieser Menschen, „dessen Organe abgenutzt und stumpf sind, und der nicht mehr vertauen kann, was er zu sich nimmt; seine Weisheit kann aus ihren Fugen gehen, wenn er sich niederlegt, so daß er des Verstandes Anderer; er spricht nur, um zu klagen, und sein ganzes Bestreben ist, nichts mehr nützlich." Der junge Prinz stellt nun selber einige Betrachtungen über das Alter an und kehrt noch traurige wieder um, als er abgereist war. Der Schmerz bei dem Gedanken, daß Alle dies dem gleichen Schicksal unterworfen sind, läßt ihn keine Freude genießen.

Der Prinz schickt sich ein zweites Mal zur Reise an. Sein Vater hatte das Befehl ergehen lassen, daß kein unreiner oder ekelhafter Gegenstand ihm vor die Augen kommen solle. Aber derselbe Gott, der sich als Greis verändert hatte, erscheint ihm jetzt in der Gestalt eines am Wege liegenden Kranken. „Was ist das?" fragt der Prinz. Der Kutscher kennen Ton, Züge und Bauch versagten ihm den Dienst; er rief nach Vater und Mutter und stammelte sich vor Schmerzen an sein Weib und seine Kinder." Der Prinz fragt: „Wer ist dieser?" Seine Diener antworten: „Es ist ein Kranker." — „Was bedeutet dies Wort?" fragt der Prinz und erhält nun folgende Belehrung: „Der Mensch ist aus vier Elementen geformt; jedes Element hat 101 Krankheiten, die den Menschen um die Reihe heimsuchen" u. s. w. — Es folgt nun die Schilderung des Zustandes eines kranken Person. Der Prinz bedenkt, daß er selber diesem Unglücklichen ähnlich werden könne, und faßt voll bittren Schmerzes auf's Neue den menschlichen Körper kennt mit vor, wie ein Regenstropfen — mehr über die Herden dieser Welt!"

(Schluß folgt.)

Australien.

Englische Deportationen nach Australien.

(Schluß.)

Schon oft ist behauptet worden, der Aufenthalt an Bord mache die Gefangenen nur noch schlechter. Der Dr. Wilson leugnet, eine derartige Folge geht er selbst zu, daß sie moralisch besser würden. Die Schiffs-Disziplin ändert an diesen Menschen ohne Grundsätze wenig mehr, als die äußere Aufführung und Schicklichkeit. Diese Aenderung aber ist leicht und kann sehr rasch bewerkstelligt werden. Der Doktor sing damit an, daß er sich des Vertrauens bei der Equipage zu verschaffen suchte, und dies gelang ihm vollkommen. Noch scheint es, als haben sich diese sich dazu verstanden, gewissen Vergehen zu wehren, besonders z. B. gewissen leichtfertigen Reden, die man in einer Kaserne oder Wache allenfalls wohl noch hatte dulden können. Und er verscheert, daß man dahin auf dem Schiff, auf welchem er diene, auch nicht einmal einzelne derselben Ausdruck zu hören bekommen. Doch scheint es, als haben sich die Gefangenen dafür entschädigt, sobald sie das offene Verdeck verlassen, um in ihre Verschläge hinabzusteigen.

„Allgemein", sagt der Doktor, „macht man sich eine ganz falsche Vorstellung von einem Englischen Deportirten-Schiffe; glaubt man doch, an Bord eines solchen gehe es nur Zügellosigkeit, Unordnung und Ausgelassen. Gerade das Gegentheil aber ist meistlich der Fall: Reinlichkeit, Stille und Einfluß herrschen daselbst eben so gut, wie auf irgend einem Kriegsschiffe unter gehörigem Kommando. Man kann also wohl die bessere Beschaffenheit der Mannschaft, durch welche die Deportiren-Schiffe sich auszeichnen, bezweifeln, noch auch in dieser Rücksicht für einen der Vorzüge der Kauffahrtei-Schiffe, sie auf dem

Digitized by Google

Hafen von London auslaufen, gleichfallen wollten. Auch wird dieser Vorzug von denen, welche die Kolonieen kennen, so vollständig anerkannt, daß sie sich in England die Verpflichtung, ihre Ueberfahrt auf einem Konvoi-Schiffe zu machen, diesseits sehr viel Mühe kosten lassen."

„Für den ganzen Betrauf einer Fahrt nach Neu-Holland liefert die mittlere Stredkheit der Deportirten höchstens auf 2 Pfd., gewiß ein sehr günstiges Verhältniß, wenn man bedenkt, daß eine Menge von ihnen mit einer schon sehr geschwächten Constitution an Bord kommen. Sobald sie nur gelandet sind, werden sie dann auch sogleich unter die Kolonisten vertheilt, die es auf sich nehmen, sie zu beköstigen, und die sie nach einem festen Tarife mit Nahrung, Kleidern, Bettzeug u. s. w. versehen. Meistens bewilligen die Kolonisten ihren Leuten so viele Lebensmittel, als diese eben verbrauchen können. Und geben ihnen auch Kinder, so oft sie deren bedürfen; denn die Herren finden es ja in ihrem eigenen Interesse, in diesen Ausgaben nicht zu knausern. Der Fremde, der das Haus eines solchen Kolonisten besucht, sieht seinen Unstande am besten nach dem Aufsehen seiner Leute am Sonntage beurtheilen. Sind diese reinlich und gut gekleidet, so hat die Pachtung der Kolonisten einen guten Fortgang. Haben die Dienstboten aber an diesem der Rube gewidmeten Tage zerrissene Kleider, lange Bärte und schmutzige Gesichter, so ist es ein Zeichen, daß es mit der Unordnung wied gar bald Ungeheuer erwachsen, und deshalb wird auch auf solchen Pachtungen, wo die Leute scheußt gehalten sind, das Einschreiten der Obrigkeit oft nothwendig.

Auch die Verwaltungs-Behörde der Kolonie selber regt zur moralischen Besserung der Verurtheilten an, indem sie denjenigen unter ihnen, die sich besonders gut betragen, gewisse Vergünstigungen de willigt. So wird ihre gute Führung z. B. mit Tickets of leave, Erlaubniß-Scheinen, die dem Deportirten das Recht geben, sich selber einen Herrn zu wählen, oder wohl gar auf eigene Rechnung zu arbeiten, belohnt. Doch ist Dr. Wilson der Meinung, daß die Ertheilung von derartigen Scheinen nur allzu großen Leichtsinn auch sich habe. Neuerdings hat man sich auch genöthigt gefunden, eine Mittelzeit zu ergreifen, die, dem ersten Blicke, sehr seltsam erscheinen dürfte. Vor diesen neuen Gesetze hatte die Deportation für Ehbrecher schon gar nichts Furchtbares mehr; ein Englischer Ehbrecher ließ sich eben, hatte er sein Leben, sein freiliches dem Verluste gewidmet, einmal auf der That ertappen und erhielt dann das Urtel der Deportation, das sie ihn eine wahre Wohlthat wurde. Denn vor der Verurtheilung ließ er sein schändlich erworbenes Besitzthum auf den Namen seiner Frau schreiben. Dann, da er gar nichts Besseres thun konnte, als sich landesverwiesen zu lassen, schwamm er auf Kosten des Staats wohlgemuth nach den Kolonieen von Vandiemensland oder Neu-Süd-Wales, besser behandelt, als selbst ein Reisender auf einem Kauffahrer es sein dürfte. Nach einigen Jahrendaute in der Deportirten-Kolonie erwirkte er, wenn er nur darauf bedacht gewesen, durch eine gute Führung sich auszuzeichnen, daß seine Frau und Kinder — gleichfalls auf Kosten des Staats — ihm nachkommen konnten. Ward ihm aber die Sklaverei etwa allzu lästig, so nahm er seine Zuflucht zu einem anderen Auskunfts-Mittel: dann lief er nämlich seine Frau auf eigene Kosten, d. h. mit dem Gelde, welches sein Diebereien in der Hauptstadt ihm eingebracht, nach Neu-Süd-Wales, ließ sich von ihr pflegen und ernährte auch ohne Schwierigkeit, daß ihr Mann ihr als Diener zugewiesen wurde, was ihn ja doch in der That völlig frei machte. In diesem unnatürlichen Verhältnisse konnte also eine Frau, die ihren eigenen Mann als ihre zugetheilten Arbeiter erhalten hatte, denselben ausspeichern, und die Reste sogar oder auf jede andere Art beglegen lassen. „Vielleicht ist man nun geneigt, zu glauben", sagt Dr. Wilson, „daß ein solcher Sklaverei unterworfener Mann gegen seine Frau rothwendigerweise gut und unterwürfig sein werde. Keineswegs! Oft hab' ich gesehen, wie ein Mann, dieser seiner Abhängigkeit ungeachtet, seine rechtliche Autorität auf eine gar unchrerbietige Art sogar während ausübte und die Frau Herrin sich ihm mit der größten Demuth unterwarf."

„In der letzten Zeit nun hat die Englische Regierung sich genöthigt gesehen, die Lage der Deportirten, die unlängst sogar wichtige Strafen einnahmen, ein großes Aufsehen sich bewirken und ganz wie Gentlemen leben, etwas bärter zu gestalten, und es ist gewiß nun nicht mehr so bald der dortige Aufenthalt eine wirkliche Strafe ist, und daß jeder Schuldige dem Zwange zu einer seinem Alter und seiner Individualität angemessenen Handarbeit unterliegt. Ueber die so wichtige Frage jedoch: Ob der Aufenthalt in den Kolonieen die Verbrecher besser, spricht sich der Doktor gar nicht aus. Nur eine lange Erfahrung hat ihn lehren können, daß die

nur nach herkömmten Rechten oder, so zu sagen, Chimten regiert. Die Gliederpuppe ist ein folgsamer Sklave, der sich selbst vergißt und über den man eine unumschränkte Gewalt übt. In der politischen Welt beachtet man gerade den Gesattesmann nicht, aber mit fast wunderbarem Erfolge bedient man sich nur der Gliederpuppe. Die Kunst, sie auszuwählen, sie abzurichten, sie anhängsich zu machen, sie zu bewegen, ihr eine bestimmte Meinung einzuflößen, ist das ganze Geheimnis der Diplomatie. Die Gliederpuppen finden sich bei den Kongressen in Ueberfluß vor, und bei allen Musstellen giebt es stets einige Exemplare in der Eigenschaft einer Gliederpuppe.

Die Gliederpuppen können der Gliederpuppen eben so wenig entbehren, als die Maler, um ihre Leinwand zu drapieren und akademische Akte zu zeichnen. Die Romanschreiber und dramatischen Schriftsteller bedienen sich lebender Musterbilder, um die Personen und Charaktere, welche sie in die Scene bringen, zu schildern. Die Schriftsteller, welche eine materische Schilderung entwerfen will, malt, schalt er den Plan seines Werkes entworfen, seine Gliederpuppen, stutzt sie sorgfältig und läßt sie nach dem Willen seiner Einbildungskraft handeln. Dies ist auch die Ursache, warum man oft Schriftsteller in ganz unpassender Gesellschaft findet. Die Frauen sollten vor Allen den plötzlichen Leidenschaften mistrauen, die sie den jungen Leuten der literarischen Welt einflößen. Es ist möglich, daß nach einigen Wochen der zärtlichsten Aufmerksamkeit der Liebhaber eben so schnell verschwindet, und daß die Schöne an seiner Stelle zwei neu dreschierte Attadvanden oder ein Logen-Bilet zu der Aufführung eines Stücks im Theatre français oder im Gymnase erhält. In dem Roman wird sie sich auf eine traurige Weise geschildert finden; ihre Liebe, ihre Verzweiflung, sogar ihre geheimsten Gedanken und Selbstgespräche, werden mit einer wunderbaren verrätherischen Treue wiedergegeben sein, und diese Treue ist die einzige, die ihr zu Theil wird. Und der Scene wird nur sie es sein, die, durch Mlle. X. oder Madame B. dargestellt, die Beifallsbezeugungen des Schauer erhält und den Kritiker der Repräsentanten preisgegeben wird. Von nun an gehört sie in das Theater-Repertoir und in die Leihbibliotheken.

Es ist wahr, daß die Frauen sich zu rächen wissen, und daß es ihnen auch nicht an Gliederpuppen mangelt. Die Frauen besitzen eine wunderbare Kunst, sich eine Umgebung von Puppen mit Marionetten zu zusammenstellen, und sich durch diese Puppen, sogar ihre geheimsten Gedanken und Selbstgespräche, werden mit einer wunderbaren verrätherischen Treue wiedergegeben sein, und diese Treue ist die einzige, die ihr zu Theil wird. Und der Scene wird nur sie es sein, die, durch Mlle. X. oder Madame B. dargestellt, die Beifallsbezeugungen des Schauer erhält und den Kritiker der Repräsentanten preisgegeben wird. Von nun an gehört sie in das Theater-Repertoir und in die Leihbibliotheken.

Es ist wahr, daß die Frauen sich zu rächen wissen, und daß es ihnen auch nicht an Gliederpuppen mangelt. Die Frauen besitzen eine wunderbare Kunst, sich eine Umgebung von Puppen mit Marionetten zu zusammenstellen, und sich durch diese hindurch zu bewegen, als ob sie selber Leichtigkeit, unfreiwilligen Anmuth und bewundernswürdige Geschicklichkeit bedienen. Die Koketten haben Gliederpuppen, um ihre begleichen Liebhaber zu verderben, um die Einen an sich zu ziehen und die Anderen zu entfernen. Die erfahrenen Witwen stellen ein ganzes Bataillon Gliederpuppen auf, um sich durch einen spitzen Bart zu verschaffen. Eine geschickte Mutter hält ihre heirathsfähigen Tochter stets eine sich sechzehn Gliederpuppe zur Seite, welche dann ungefähr die Stelle eines Lichtsogels vertritt.

Unter gewissen Umständen und Nebelmissen kann es nothwendig sein, Feinde zu haben. Ein bekannter Philosoph hat gesagt, daß selbst einem wahren Freunde niemals vollkommen ist, als ein wahrer Feind. Die Gliederpuppe, die man sich zum Feind auserwählt, hat den Vortheil, daß sie nicht schadet, da man selbst ihre Schläge leitet und ihre Feindseligkeiten ordnet. So hat man auf der einen Seite nichts zu fürchten und erwirbt sich auf der anderen Seite den Ruhm, daß man den Neid zu erheben und über ihn das zu triumphiren. Man kann sich daher ohne Bitterkeit des Ausdrucks „Meine Feinde" bedienen, und dies ist manchmal erbaherer, schmeichelhafter und glänzender, als das höchste Glück! Man wird sich sehr leicht den Triumph verschaffen können, diese Feinde zum Stillschweigen zu bringen und sie zu Verbindungen zu überführen, indem man den Ungrund ihrer Verleumdungen beweist; kein die Gliederpuppen dürfen nur das sagen, was sie sollen. Sie umgehen die verdrießliche Wahrheit und stürzen ihren Angriff auf leicht zu widerlegende Lügen. Die Gliederpuppen verleihen so allerhand Beschäftigung, während sie gleichzeitig aus aller Verlegenheit, aus allen Unannehmlichkeiten, aus allen Verlegenheiten, selbst aus der Langeweile retten. Wenn man eine bivouichende Menge Gliederpuppen zu seiner Verfügung hat, so läßt man sie manövrieren, wie die kleinen Kinder ihre bleiernen Soldaten. Man stellt sie sanft an die bedrohten Stellen, setzt sie als Zufallsleuten, allen Gleichfallen aus und bedient sich ihrer als eines Schildes, eines Bouquets oder eines Jacks, wie es eben die Umstände erfordern; denn eine Gliederpuppe muß nach Willkür ein Strohmann, ein Eisenmann oder auch ein Mann von Baumwolle sein. Man schleudert sie gegen seine wahren Feinde, leibt sie seinen Freunden, benutzt sie, um das Glück zu versuchen. Gut geleitete und geschickt gehandhabte Gliederpuppen schützen vor jeder Gefahr und machen alle Unternehmungen gelingen; sie machen stark und unverletzlich, sie verdoppeln und vervielfachen ihren Besitzer, sind seine Stützen und Verbündete. Jener Räuber, der ganz allein die Postwagen anhielt, indem er sechs Strohmänner-Bonditen an einer Wendung der Landstraße aufstellte, war ein Genie, das das Gliederpuppen-System auf seine einfachsten und natürlichsten Bestandtheile zurückgeführt hatte. Mittelst guter Gliederpuppen kann man sich alle Tugenden und Talente verschaffen, kann man sich auf wohlfeile Art großmüthig zeigen, tapfer ohne Schwertstreich sein und mit eigenmüthig erscheinen, ohne etwas dabei zu verlieren. Man werfe eine Gliederpuppe in den Fluß, stehe sie wieder aus dem Wasser, und der Montyonsche Preis ist gewonnen. Viele sogenannte Philanthropen haben wahrlich nicht mehr gethan!

Die kleinen Gliederpuppen sind leicht zu finden; mit Geschicklichkeit kann man sie zu großen Zwecken verwenden, aber das Höchste der Kunst ist, große und verdiente Gliederpuppen zum Spiel zu bringen. Man hat kleine Intriguanten Fürsten in ihr Gewehr gehen sehen. Niemand hat das Amt einer Gliederpuppe auch seinem Nutzen und führt oft zu dem Genuß einer glücklichen Nichtigkeit. Oft hört man einen Einfaltspinsel sagen: „Ich weiß nicht, wie das zugeht, aber Alles gelingt mir, das Glück kömmt mir entgegen, ohne daß ich es suche; man möchte sagen, daß eine unsichtbare mächtige Hand mich zu Glück und Ehren treibt." Dieser Thor ist eine Gliederpuppe, die ihr Besitzer in die Bahn der Glückseligkeit geschleudert hat und die noch ein Stück von dem goldenen Faden besitzt, welcher sie bewegte.

Aber die Rolle einer Gliederpuppe wird nicht allein den Narren zu Theil; sehr verdiente und gescheite Leute, sogar Männer von Talent, versehen bisweilen dieses Amt, nur mit dem jedenmaligen Unterschiede, daß die Einfaltspinsel zwei Gliederpuppen bleiben, während gescheite Leute dies nur in einzelnen Augenblicken, in Stunden der Zerstreuung sind. Und so genommen, giebt es vielleicht keinen einzigen Menschen auf der Welt, der nicht wenigstens einmal in seinem Leben eine Vierteljahrende Gliederpuppe war. Es ist dies eine Pflicht, ein Zoll, welchen man, wie alle Neteige, der menschlichen Gesellschaft beingt. (Journ. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Englische Universitäten. Ein ausführlicher Artikel im Juli-Hefte der British and Foreign Review beschäftigt sich mit der seit einiger Zeit in Anregung gekommenen Reform der Englischen Universitäten und bespricht dabei auch die Deutschen Hochschulen, mit deren innerer Einrichtung der Berichterstatter sehr vertraut scheint. Er sucht besonders die Nothwendigkeit der Forderung zu beweisen, daß auf Freiheit der Deutschen Universitäten auch auf den Englischen einflößen möge, indem es die Freiheit, seine Studien und Lehrer nach Belieben wählen zu können, mit der sogenannten akademischen Freiheit überhaupt nicht verwechselt wissen will, und wohl die erstere, nicht aber auch die letztere, als nachahmungswerth darstellt. Insonderheit ist er noch auch weit entfernt, die gegenwärtige Disziplin der Englischen Universitäten gut zu heißen. „Auf den Schulen", sagt er, „ist allerdings die Freiheit des Jünglings so viel als möglich zu beschränken; er muß so lange von anderen Händen geleitet werden, bis er im Stande ist, sie sich selbst zu bandeln, d. h. vernunftgemäß zu wollen. Die Universität besteht ich der Ort, wo er lernen soll, sich zu freuen, und dort muß sie beobachtet bleibt den Gesetzen, welche die Akademie ihren Mitgliedern so lange zur Richtschnur macht, bis sie dahin gelangen, einen Theil jener größeren Gesellschaft auszumachen, in der sie nur noch dem Gesetze Gottes und den Staatsgesetzen zu gehorchen haben. Die Mittel, vermöge welcher die Englische Universität den Gehorsam ihrer Studenten zu erlangen sucht, sind Beschränkungen mancher Art. So zwingt sie ihn unter Anderem, einer besonderen Kleidertracht sich zu bedienen, in ein bestimmtes Haus oder Kollegium einzutreten, zu gewissen Stunden an festgesetzten Oeten zu erscheinen und viele ähnliche Reglements zu beobachten, deren einziger Zweck ist, ihn an Ordnung und Gehorsam zu gewöhnen. Er sieht aus freien Stücken unterworfen hat. Es scheint uns jedoch, daß sowohl die Universität als die Kollegien nicht das nöthige Material besitzen, um den Zweck zu erreichen, den sie dabei im Auge haben. Das ganze System, wie es jetzt besteht, ist entweder nicht anerkannt und wird daher, weil es stets an Mitteln und Gewalt fehlt, ignoriert, oder es ist lästig, die kleinlichsten Details aufzufinden und daher in höchsten Grade verhaßt. Unsere Universität steht vor Allem auf die Polizei-Ordnung der Stadt; sie verdindert jede notorische und öffentliche Unordnung, und ihr Gericht mit seinen Strafen ist lediglich das Mittel, die öffentliche Ruhe zu erhalten. Studenten aber bersche in den meisten Kollegien*) ein Uppischer und Liberaus verzärtelndes System der Einmischung in die kleinsten Dinge, wodurch oft untergeordnete Geistern eine launenvolle Willkür gestattet ist und in den meisten Fällen eine Opposition erregt wird, die nicht sowohl Achtung, wie es der Fall sein sollte, als Widerwillen gegen die bestehende Ordnung erzeugt. Junge Leute auf der Universität wollen nicht wie Kinder behandelt sein. Inzwischen ist in dieser Beziehung, mit Ausnahme etwa zweier Kollegien, Cambridge weit über Oxford zu stellen. Auch wollen wir darum noch gar nicht sie das deutsche System uns erklären, wonach den Studierenden oft eine viel größere Freiheit gestattet ist, als den meisten Anderen selbstständigen Menschen. Wir wollen nur, daß die Universität eigener Gesetze und Beschränkungen, die gleichsam eine Zugabe und eine Vorbereitung zu den allgemeinen Gesetzen sein sollen. Statt dessen haben die Deutschen Universitäten noch besondere Polizeigesetze, die außerhalb der bürgerlichen Ordnung liegen und um in jener Zeit, wo es seine Jünste, Sitten und Temperamenten mehr giebt, mit denen sie allerdings an ihrem Platze gewesen sein mögen, als etwas ganz Anomales erscheinen. Der einzige wirkliche Vortheil, den der Deutsche Student vor unserem Englischen hat, ist, daß er seinen Professor sich wählen kann, wo es ihm gefällt. Er ist nicht gezwungen, den Einen mehr als den Anderen zu hören, wiewohl er Einen oder den Anderen gehört haben muß. Er kann die Rechte in Heidelberg bei Thibaut studiert haben, kann von da nach Berlin zu Savigny und Eichhorn gehen und sich von dier wieder nach Göttingen zu Mühlenbruch und Albrecht wenden. Die mit dieser Freiheit verbundenen Vortheile gehen uns alle verloren. Wir gehören einem besonderen „Kollegium", einer besonderen „Seite", einem besonderen „Jahre" an und müssen daher die von dem „Kollegium" für diese „Seite" und dieses „Jahr" angesetzten Vorlesungen hören — wie mögen nun wollen oder nicht."

*) Kollegien im Gegensatze zur Universität sind in England eben sowohl als Theile des Ganzen, wie als besondere Einheiten oder Gebäude zu verstehen, wo die verschiedenen Studierenden nach ihren Altersgraden u. s. w. untergebracht sind.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Kgl. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 89. Berlin, Mittwoch den 26. Juli 1837.

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.*)

Diejenigen, welche sich immer nur an die Oberfläche halten und nicht weiter eindringen verstehen, sehen wohl in der Literatur eine ganz angenehme Erholung, einen anständigen Schmuck, oft eine Entschuldigung für den Müßiggang, diesweilen sogar ein Schmarotzer-Handwerk; und so heißt denn freilich Literat mitunter nur: ein Phäntast der sich mit allerhand ganz werthleeren Arbeiten abgiebt, ein dünkelhafter Prahler mit schönen Worten und seichten Kenntnissen, ein eifriger Gast an fetten Tafeln. So nennt man ja auch einen Philosophen Jeden, der sich absonderlich und bizarr zeigt, in Allem verschieden von den Anderen: als Verächter der Freuden des Lebens und der geselligen Gebräuche, mehr aber in der Absicht, Aufsehen zu erregen, als aus Liebe zur Tugend. Beides indessen sind Täuschungen, die mehr in dem Schicksale der Wörter, als in dem Wesen der Dinge selber ihren Grund haben. Wer sich verständig von dem Haufen abzusondern weiß, der achtet in der Literatur die Kunst des Schönen und erkennt, daß, so wie die sinnlichen Fähigkeiten des Menschen in den Schönen Sporn und Zügel finden, auf die Sittlichkeit der Menschen die Literatur einen so mächtigen Einfluß übt, daß man sie für eine starke Besatzung, für eine Obrigkeit von erhabener Würde und Wirksamkeit, ja, wir dürfen sagen, für ein hohes Priesterthum, das die Gemüther zu Tugenden hin lenkt und gehörig Act führt, achten kann. Ist nun aber die Würde und Macht des Wissenschaft eine solche, so kann es auch nimmermehr weder verwerflich, noch unnütz Bücherlesen, zu untersuchen: Was in unserem, durch Verschiedenheit der Meinungen und die Mittel so hervorstechenden Zeitalter ihre Pflicht seyn müsse, oder: nach welchen Zwecken sie vorzugsweise zu streben habe.

Unserem Zeitalter ist ein anderes vorausgegangen, dessen kühne Gedanken, glühende Phantasieen, grämzeloses und gebahltes Unternehmungen, maßloses Ungemach, Thränen- und Blutvergießen Niemanden unbekannt. Leute, in langen Zeitverlauf unablässig gewordene, in Arbeit und Ueberdruß versunkene, arbeiten nur noch Neuerungen und lechzten nach einer Aufregung. Schwere Bekränginisse und wesentliche Unordnungen verschärften jenen Antrieb; noch mehr aber lästigte ihn das natürliche Forschstreben der Zeit, das den Alten das Alte hieß, den herumwechselnden Geschlechtern dagegen das Neue ihrer und wünschenswerth machte. So bestrebten sich die künftigen Regierbenden in der Stille vor; öffentlich aber riefen die Philosophen sie hervor durch ihre Systeme, die Literaten durch ihre Declamationen, Verwürfe, Angriffe, Scherze und durch Ironie, ja selbst die Politiker und Oekonomen durch ihre Irrthümer. Und auch die Gelegenheit zum Durchbruche hierin nicht aus; und die Völker suchten aus in Zorn, Tumult, Verwirrungen, Kriege, mehr als Bürger-, Brüder-Kriege, hänslicher und Glaubens-Kriege, gräßlich über alle Maßen. Die aber jene Ruhe, welche ihnen so wenig zugesagt hatte, ungedeihlig geworden, von der Wuth, empfunden zu wollen, grausamen, jener Müßigung ungewohnten und unfähigen Gemüther meinten, nur zwischen Wüstheiten und Zerstörung alles Verehrungswürdigsten und Heiligsten Entwickelungen, die zu ihrer Befriedigung geeignet wären, zu finden: ein metalisches Phänomen, das die Philosophie vielleicht nicht vorhergesehen, das sich aber faktisch erwiesen. So folgten denn der Aufregung die Krankenheit, die Niedergezogen der Unsinnigkeit, der Monarchie die Anarchie, der Anarchie die Republik, der Republik die Despotie. Alles war Extreme: der Schauplatz nun in der Kraft, das Glück in der Uebermacht, der Schwerz in der Wildheit. Auf diese Weise vergehrte die Revolution sich selber; denn die Extreme dauern nicht; und eben das der Schwere des Uebels und aus dem allgemeinen Umsturze erhob sich eine entgegengesetzte Kraft, die in dem Kerkelande von wenigen Jahren Alles zur festeren Ordnung zurückführte.

Doch die den Geistern mitgetheilte Bewegung war in hohem Grade heftig gewesen; und konnte sie sich auch, durch eine positive Kraft gezügelt, weder in Thaten, noch in Begebenheiten ferner offenbaren, so zögerte sie dennoch doch keineswegs, einen Ausgang zu suchen, noch sich in der Nachahmung an den Tag zu legen, die so, nächst der Handlung selbst, die zweite Art ist, in welcher der Mensch das, was er denkt und will, kundgiebt. Wer nun aber aufmerksam nachdenken will, der wird finden, daß diese Symptome, welche die Uebel und Wechselfälle des verflossenen Zeitalters charakterisirten, in dem gegenwärtigen sich wiederholen, und zwar gleichfalls in einer Nachahmung, oder in den Wissenschaften und Künsten: Ein anderes moralisches Phänomen von großer Wichtigkeit, dessen genaue Beachtung, unserer Meinung nach, gar viele nützliche Aufklärungen und viele heilsame Lehren an die Hand geben kann.

Man begann mit einer ganz unmäßigen Liebe zu allem Neuen, welche schon die Hauptursache der früheren Umwälzungen gewesen war. Die eigenthümlichen Formen unserer Literatur wurden sie veralter, schimmelig und wegen zu hohen Alters abgenutzt erklärt; und die glänzende verleiden, die Mythologie, der die Griechischen Erfinder und so viele berühmte Italiäner ersten und zweiten Ranges sich bedienten, um ihre erhabenen Gedanken auszudrücken, wurde für ein heidnisches Ueberbleibsel, für ein Kinderspielwerk, für eine Erfindung, unwürdig der modernen Civilisation und im Mißklange mit den Fortschritten unserer Zeit, angesehen. Doch ist es hier nicht unsere Absicht, uns zu einer Prüfung dieser so heftig gestörten Streitigkeit zu rüsten, und um so weniger, da sie schon von Anderen wiederholt behandelt worden ist. Aber wenn heutzutage die ganze Mythologie auf eine einfache poetische Redensart sich beschränkt, wenn die Poeten noch, um Feuer, Krieg, Weisheit oder Vergnügen zu bezeichnen, Vulkan, Mars, Minerva, Venus sagen, schient es wirklich weiter der Mühe werth, so viel Lärm darum zu machen, noch diese armen Wörter, die doch nur und von der trübsinnen Ursprunge herstammen, vermögen zu bekriegen. — Nachdem nun der Hang auf diese Weise verbrannt oder vielmehr zerstört worden, wollte man auch jene Genien, welche als Autoritäten und Muster unsere Wissenschaften beherrschten und, weil sie einen ausserordentlichen Theil und eine ganz eigenthümlich geweihte Kraft besitzen, vorzugsweise die Klassiker genannt wurden, von ihren Thronsitzen herabreißen. Deshalb wurde von den Neuerern verschert: die starken und freien Geister sollten niemals den Spuren Anderer folgen, und die Nachahmung der antiken Muster wäre wirklige Knechtschaft oder blinder Aberglaube. Ein Anderer sagte: Sie wären nicht den Grund: weil es ja nicht darum zu thun ist, die klassischen Autoren nachzuahmen, sondern vielmehr darum, von diesen die Nachahmung des Schönen zu erlernen. Immer aber waren die Schöpfung und vorzüglich der Mensch, oder die Natur und die Moral der Typus jener Nachahmung; doch um die schöne Natur zu finden und eine rechte Nachahmung derselben zu Stande zu bringen, bedarf es der Führer und Beispiele, Vorschriften und Regeln. Und so lange die Sonne die Himmelsbahn hinaus- und herabsteigen wird, wird immer das Beispiel der Ahnen die Lehre für die Enkel seyn, werden die Unvollendeten immer von den Weisen lernen müssen.

Da also den klassischen Meistern die ihnen so viele Jahrhunderte hindurch erwiesene Verehrung geofzentheits genommen war, so waren auch die Regeln, welche dieselben in ihren Werken und Lehren aufgestellt, unwirksam und unnütz, oder wenigstens unpassig geworden. Außer der an sich schon so mächtigen Reizung zu dem Neuen, rieth aber auch Jedem jene Feigheitsliebe, welche der Gemüther in der vorangegangenen Zeit aufgeregt und entzündet hatte, dazu an aber, in der Politik zurückgedrängt, in die Literatur übergegangen war, zu ihrer Abschaffung. Demnach gab man vor: diese Regeln wären ein übler Nachgeschmack der Schulen und nur Hindernisse für die Anlagen; die Poesie wäre eine feurwillige und freie Schöpfung; sticheln pasten sich zu den alten Regeln nicht; die neuen Gebräuche, Einrichtungen und Bedürfnisse; ihre Kampfplan stände offen und frei, und Jeder könne sich nun nach seiner Weise auf demselben auszeichnen.

Dergestalt wurde es den jungen Köpfen beinem gemacht, die Prinzipien anzunehmen und die Methoden zu befolgen, die ihnen eben am besten gefielen. Man nahmen sie gar keine Rücksicht mehr, und Einige richteten sich nach gar ungewöhnlichen Zielen, auf noch viel ungewöhnlicheren Wegen; Andere schweiften auf verworrenen und gewundenen Pfaden, ohne nur zu wissen, wohin sie gingen; noch Andere liefen, wie Homer's Achill, leeren Gespenstern nach, von denen sie in die Lyre und auf Abwege gezogen wurden. Hieraus entstand eine Zerrbildschung von Ideen, eine Kleinigkeits-Krämerei von Theorieen, ein Geschwätz von gedankenlosen und ängstlichen Stimmen, so daß dem Uebeldrusse an den Regeln alle Gesahren der zügellosen Ungebundenheit folgten. „Nun wird die individuelle Ansicht zum Grade der universellen Vernunft erhoben; und es bildet sich eine dogmatische Philosophie, deren Professoren sich wenig andere, denn als inspirirt, sich zu Herren der Universum zu machen, erhoben und, werden sie gehört, erklären: die Zeiten seyen noch

*) Eine von der Redaction des in Neapel erscheinenden Progresso mit dem Preis gekrönte Abhandlung von Girolamo Venanzio. — Es wird Deutschen lesern gewiß interessant seyn, auch den eigenthümlichen Standpunkt kennen zu lernen, von welchem der Neapolitaner die Literatur unserer Zeit betrachtet.

Digitized by Google

um anderthalb Jahrhunderte hinter ihren Ideen zurück. Die Jungen und Einige, die bedlimmt scheinen, immer zu den Jungen zu gehören, umfassen dieses System mit Freuden, angeleitet durch so viele schöne Augenfälligkeiten, vor Allem aber durch die Wahrnehmung, wie dieses seine Anhänger von der schwersten aller Operationen des menschlichen Verstandes befreit; wie meinen: von dem auf die Erfahrung, auf die Regeln der Logik gegründeten, durch klare und unerschütterte Argumente erwiesenen und mit praktischer Weisheitsmiltz zu einer nützlichen Anwendung gedrachten Vernunftschlusse. Mit vielen pomphaften Wörtern wird eine Lehre voll Dunkles bemäntelt und beschirmt, der man nicht wieder sprechen darf, ohne Gefahr zu laufen, sie etwas noch weit Schlimmeres, als dis dhsinnig, auszuschreien zu werden." — So lesen wir in einem kürzlich erschienenen Werke, dessen Autoren gewiß Niemand der neuen Schule abhold und der Alles regeln nennen dürfte.

War man also doch von dem Alterthume abgefallen und hatte man jenen hohen Thron der Ideale verlassen, so mußte man sich nothwendig an die Wirklichkeit und an das Leben der Gegenwart halten. Daher wurde als Fundamental-Kanon der neuen Literatur aufgestellt: daß die Poesie den Zeiten entsprechen müsse. Das Leben jedoch erschien, entweder vermöge der Erinnerung an die erduldeten Leiden, oder wegen der zerrütteten Wohlthätigkeit, vermöge der getäuschten Hoffnungen, oder der Heftigkeit der Feindschaften, die niemals verschone, oder vermöge der Hartnäckigkeit einiger Meinungen, die weder den wichtigsten Thatsachen, noch den einleuchtendsten Darstellungen weichen, sehr traurig, trostlos, wüst; und so athmete denn auch die Literatur, die dies ja eben darstellen sollte, von allen Seiten nur Trübsinn und Jammer; die Poesie aber kleidete sich in schwarze Blüthe und gestaltete sich zu gallischen Leidensdramen. Es war ja nun in einem vollkommenen und vielgestaltigen Stoffe der neuen Dichtungen alles Verwerfenste und Elendeste, was nur irgend im Menschen sich findet, alles Traurigste aus den von der Geschichte überlieferten Begebenheiten, alles Erschütternde der Natur-Katastrophen. Da erschien das Mittelalter als einer der reichhaltigsten Schachte für die Italienische Poesie. Aber nicht etwa das Verlangen, nationale und unserem Zeitalter nicht abzusondernde Gegenstände zu behandeln, nicht eine gerechte Bewunderung für jene Thaten des Mittelalters, die vielmehr Wunder, als Proben von Tapferkeit und Tugend waren, bewirkten es, daß man sich in jener Zeit einem so rauhigen und leidenschaftlichen Streben ergab, sondern nur das Verlangen, die Stimmung des Lesers aufzuwühlen zu können und Schwerpfahle Anstritte vor nicht heiteren Zuschauern darzustellen, war die Ursache davon. So wie denn in dem beschriebenen Irrthume der Wirklichkeit und des Lebens der Gegenwart die Phantasieen ein kleines oder gar kein Feld sie sich fanden, so war vor ihnen die Zukunft verschlossen und es schatterten sich vor ihnen die Schätze jener anderen Lebens, welches die Religion mit so vielen Geheimnissen und Hoffnungen erfüllt, ab, und zwar um so mehr, als durch langes Nachsinnen über das Elend und Unglück und über die Schuld der Menschen ganz natürlich ein Gedanke erwächst, der den Weg zu einem besseren Dasein zeigt und mit dem Eingehen des Glaubens in das Gemüth in schöner Einklange steht. Und dies läßt sich auch ganz gut mit unseren politischen Zuständen vereinigen, vermittelst deren, durch Erleichterung des Verkehrs zwischen dem Diesseit und dem Jenseit der Alpen wohnenden Nationen, auch wir mit der nordischen Poesie bekannt und vertraut geworden sind, wie ja, sowohl unter der pyhsischen Verhältnissen der Heimath, als auch vermöge der natürlichen Anlagen jenes zu sublimen Betrachtungen und zu den erhabensten Gedanken ganz besonders geneigten Volkes, Tacit und Wegeisterung aus der Bestimmung des Menschen für unsterbliche Tage, die jenseit des Grabes beginnen, zieht. Daher ist denn, der neuen Schule zufolge, das Leben eine Pilgrimschaft, bei der der Mensch zwischen heiteren Leiden und seufzen nach dem Ziele, dem Himmel, wobdringt; und deshalb finden sich auch in unserer gegenwärtigen Literatur auf der einen Seite Erwartung, Bangigkeit, Zerstel, Zittern, aberisches Kauderwälsch, Mysteriosmus und auf der anderen Leiden, Angst, Kreuzmal-Geschichten, schauderbare und gräßliche Schauspiele, Trübsinn und Schwermuth, Verzweiflung oder Gott, die Vollendung der Geschichte der Geschöpfe, die heilige und gute Erdens-Erkenntniß, das Ende des Kampfes, die Lösung des großen Räthsels.

Auf solchen Wegen und also fortschreitend verwerfstelligte sich in der Literatur die Verähnderung, die von Einigen bewundert, von Anderen verflucht wird. Wie aber glauben, daß wenn die hochtrabenden Redensprüche, auch die bittren Klagen, die man hierüber hört, überhaupt wahrheits- oder vernunftgemäß seyen. Denn einerlei ist ohne Zweifel viel Licht verbreitet, viel Rost abgewischt und eine große Masse fremder Ideen und überdrüssiger Vorurtheile gehoben worden; und unsere Literatur hat sich wieder gestärkt, erfrischt, von neuem mit jungem Landwerke geschmückt; wir können aus dem Reichthume der fremden Literaturen Nutzen ziehen, nachdem wir die sinnlose Gewohnheit, welche uns mit den einheimischen Erzeugnissen zufrieden und gegen alles Uebrige gleichgültig oder geringschätzig sein ließ, überwunden haben. In dieser neuen Schule liegt dann auch der Italienische Geist die schönsten Proben ab und zeigte den Anglänzungen und Spötterei, daß er für seine Aufgabe zu schwach, und daß, um sich auszumischen, ihm wohl die Gelegenheit, niemals aber die Kraft fehlen kann. Und auf den erst kürzlich eröffneten Kampfplatz sind Kämpen herabgestiegen, deren Namen und todes-Erhebungen schon jetzt einen glänzenden Anspruch auf den Nationalen Ruhm gründen; deren Ihre Anstrengungen doch auch gar wunderbar von unserer Sprache unterstützt, die ja, nicht minder schmiegsam, als reich, eben sowohl für die klassische Strenge, als für die romantische Darstellung geeignet ist. Die Sache der Moral und der Humanität wird mit ernstem Eifer und mit inniger Ueberzeugung behandelt, wenn auch zuweilen die Wiederung verschieden von der Absicht ausfällt; denn, ob jene auch gefahrlich sey, ist diese doch die erdichtete; und ist das Ziel nur lobenswerth, so können zu die Mittel, sollten sie, um es vollständig zu erreichen, nicht geeignet seyn, dennoch oder vielleicht besser werden. Wer Allem aber drang man weit in die verborgensten Tiefen der Seele ein: Die innersten Geheimnisse des Gebaukens, die verstecktesten Empfindungen des Herzens deckte man auf; und so machte die Poesie, indem sie zur lichtvollen Offenbarung der moralischen Natur der Menschen wurde, einen wirklichen und dreifamen Fortschritt. — Andererseits jedoch kann man auch nicht verhehlen, daß bei allen diesen Vortheilen immer noch ein festes und wohlgeordnetes System fehlt, und daß unser Literatur noch immer in einem Zustande von Unsicherheit und Bewegung, dessen Ende nun doch wohl an der Zeit wäre, sich befindet. Mit Zorn, Lärm und Ungestüm nahm man für die dritten neuen Schulen Partei, anstatt mit jener gesammten Ruhe, die zu den Kampfen eines solchen Krieges so ausschließlich gut paßt. Anstatt darauf sich zu beschränken, aus den fremden Literaturen Nutzen zu ziehen, was verständig wäre, will man sie nun ganz und gar in unser Land brüdertragen, was übereicht ist; weil ja die physischen und moralischen Umstände, die ihnen in Auslande Charakter und Nahrung geben, sich nicht zugleich mit herübertragen lassen. Daher kommt es, daß unsere Künstler und Virtuosschaften jetzt nur allzudunkle zu Gegenständen ihrer Nachahmungen grauenerregender Verschränkungen, unerhörte Lüste, gräßliche Unglücksfälle nehmen, die wohl guten Stoff für das Nachdenken, aber grundsächlichen für das Gefühl bieten. Und dies thut man ohne alle Beachtung der natürlichen Neigungen der Völker, vermöge deren die ebenbürtigen gerade gefallen, über das nachgeahmt werden, was die südlichen nur zu leicht allen Einbrüchen preisgiebt; indem in diesen gerade das Gefühl rasch erwacht und reizend sich entwickelt nach immer die Eigenschaft des Gegenstandes, der es eben in Aufregung gebracht, annimmt. Um nun diese Irrthümer zu rechtfertigen, stützen sich die Schulen mit transcendentalen Doktrinen, abstrusen Theorieen, verschrobenen und dunklen Phrasen, so daß ihre metaphysische Sprache einigermaßen ähnlich wird dem Geschwätze der Griechischen Sophisten, die Sokrates so lächerlich machte und verachtete, weil sie in verständlichen Schlußgründen sprachen und der reinen und aufrichtigen Vernunft erklärte Sprachlichkeit von dem Wortlaute und unterzuhören pflegten. Bei diesem Stande der Sachen ist es wohl klar, daß der Literatur noch gar schwere Pflichten zu erfüllen übrig bleiben; und diese, unserem Vorsatze gemäß, so weit die Schwäche unseres Vermögens es gestatten wird, anzudeuten, wollen wir nun versuchen.

(Fortsetzung folgt.)

China.

Zur Geschichte des Buddhismus.

(Schluß.)

Ein dritter Mal verwandelte sich der Gott in einen Leichnam, den man aus der Stadt trug. Der Prinz sragte: „Was ist das?" Man antwortete: „Es ist ein Todter." Auf die fernere Frage, was man unter einem Todten verstehe, machte die Diener dem Fürsten eine grausenerregende Beschreibung von den Leiden und Folgen des Todes. Der Prinz seufzte tief, ergriffen ein paar Teanes-Beete und kehrte so niedergeschlagen in seinen Palast zurück, daß er keinen Bissen Speise zu sich nehmen konnte.

Endlich erscheint ihm derselbe Gott in Gestalt eines frommen Anachoreten und offenbart dem Prinzen die wahre Lehre, durch die man über alle irdische Leiden und alle Wechsel des Daseyns sich erheben kann, indem man die Begierden unterdrückt und durch vollkommene Seelenruhe zur Herzens-Reinheit gelangt. Wenn ein Mensch diesen Grad von Selbstverleugnung erreicht hat, so macht sein Ton, seine Farbe einen Eindruck auf ihn; seine Würde erregt seinen Ehrgeiz; er ist frei von Haß und Schmerz, und findet sein Heil in der Vernichtung.

Im Verlauf der Legende bedient sich der Gott eines anderen Mittels, um Buddha über das Elend alle Kreaturen zu belehren. Der Prinz sah den Arbeiten der Landleute zu; indem diese die Erde aufwühlten, kamen Würmer hervor. Ein Landmann sah sie scharfe sich an, die Würmer zu verjehren, als eine Schlange herbeieach und den Raben verschlang. Ein Storch, der die Schlange würgen wollte, wurde die Beute eines Falken, und dieß darauf würgte den letzteren ein Geier. — Buddha ward von Mitleid ergriffen, als er sah, daß alle Lebende Wesen einander unglücklich machen. Durch diese Regung des Mitleids sühnte ihn zum ersten Grade der Beschauung.

Aus Besorgniß, der Königssohn möchte noch ferner Bedenken tragen, von der Welt sich loszureißen, schicken die Götter endlich noch den Geist des Todesdrufts in seinen Palast. Bei nächtlicher Weile wurden alle Theile des Palastes in Gräber und alle Frauen in Harems in wehrende Leichen verwandelt, an deren Fenster die Todesgeist sich lehnten. Als der Prinz diese entsetzliche Metamorphose sah, als er sah, daß alles Irdische nur ein Traum, eine Täuschung sey, und daß nur ein Ausnunge sie die Eitelkeiten dieser Welt sich interessiren könne — da ließ er sein Pferd satteln und ging, um in einsamte Betrachtung über die Dauern des materiellen Daseyns sich zu erheben.

Die Umstände der Belehrung Buddha's sind derjenige Theil der Legende, welcher die Lehre seines Helden am besten charakterisirt. Es giebt aber noch viele andere interessante Erzählungen, die zum Theil dem Texte des Fo-shue-ki einverleibt und anderen Theils in den Romanen verarbeitet worden sind. Dahin gehört Buddha's wunderbare Geburt aus dem reinen Leibe einer Jungfrau, ein Ereignis, das alle Wesen feierten; dahin gehören ferner die mannigfachen Versuchungen zum Bösen, denen er ausgesetzt war. So bemühte sich ein Höllengeist, dem unzählige Dämonen von niederem Range zu Gebote standen, ihn mit seinen Blendwerken zu schrecken. „Diese Teufel", sagt Fo-hian, „erschienen ihm in der Gestalt von Löwen, Bären, Rhinocerossen, Tigern, Eisphanten, Ochsen, Pferden, Hunden, Schweinen und Affen; andere hatten Theilweise auf Menschenfüßen, und noch

Digitized by Google

aubrre tragen Berge auf dem Rücken und spien Feuer." Wer denkt hier nicht an die Anstechungen des heiligen Antonius?

Endlich ist Buddha's Tod, d. h. seine Auflösung in die unendliche Leerheit, ein Lieblingsthema, das die Legende mit allem Zauber der Poesie ausgeschmückt hat. Selbst die schönen Künste haben sich an diesen Gegenstand gewagt; so giebt uns Herr von Siebold in seinem großen Werke über Japan die Kopie eines japanischen Gemäldes, das Buddha's Tod darstellt. Man staunt über den großartigen Ausdruck der Trauer in diesem ganzen Gemälde, wo die Götter, die Menschen und alle übrige belebte Geschöpfe den Leichnam der Welt-Erlöserin klagend umgeben.

Alle Länder, wo der Buddhismus Wurzel geschlagen, haben sichtbare Spuren von der einstmaligen Anwesenheit des göttlichen Stifters und von den Wundern, die er bewirkt, aufzuweisen. An einer Bruge von Ceylon zeigt man Spuren der Füße Buddha's im Wasser. Die vertiefte Fußsohle dieser Art befindet sich auf der Insel Ceilon; diese wird aber von Christen und Muselmännern dem Adam vindizirt.

Viele der auf Buddha und seine heiligsten Schüler sich beziehenden Lokal-Traditionen sind ausnehmend komisch; es giebt aber auch rührende Sagen dieser Art, welche in hohem Grade geeignet sind, den schönsten Zug in Buddha's Charakter, wie ihn die Legende giebt, recht naiv und anmuthig auszudrücken.

So zeigte man unserem Pilger einen Ort, wo Buddha, als er einst vor seinen Feinden floh, einen armen Brahmanen fand, der ihn um ein Almosen anflehte. Da der fromme Büßer in seinem Bettelsack nichts als seine Bettel-Schale, worin er sich pflegte sein Essen zu holen, hatte, und diese selbst noch dem Könige, seinem Feinde, auslieferte, damit das Geld, welches die Ueberbringer zum Lohne empfingen, als Almosen hingeben könnte. Diese Handlung wurde dadurch noch verherrlichter, daß der Bettler, für welchen Buddha sich hingeopfert, ein Brahmane war und also zu einer feindseligen Sekte gehörte. Eine Menge anderer Handlungen des frommen Büßers, die er in verschiedenen Existenzen vollbracht, beweisen, oft in sehr bizarrer Form, seine universelle Hingebung, seine unverletzbare Liebe zu allen Kreaturen. Er opfert Glieder seines Körpers, um Verdrängte zu retten, und einmal läßt er sich gar freiwillig von einer Tigerfatze, die dem Hungertode nahe war, auffressen. *)

Die Geschichte des Goldenen Topfes Buddha's, den arme Leute mit wenigen Blumen füllen können, während es dem Reichen nicht gelingt, wenn er auch Millionen Blumen hineinwirft — diese hübsche Sage ist faß eben so rührend, wie die alte Evangelische Legende vom Barfüßer, jenem wunderbaren Heiligen, der alle Fische, alle Vögel, alle Thiere, alle Meere nicht zu füllen vermochten, das aber von Einer Thräne der Reue schon überfloß.

Die Buddhistische Moral athmet überhaupt eine Sanftmuth und zarte Schonung, die sich auf Menschen und Thiere erstreckt. Durch den Einfluß dieses Systems wurde zu Ceylon's Zeit in dem Lande, wo jetzt die rohen Veddahs hausen, die Todesstrafe abgeschafft. Gottesurtheile waren gebräuchlich, aber in sehr milder Form: die Parteien brauchten nicht glühendes Eisen anzufassen oder durch Feuer zu gehen, wie im alten Indien und Europa. Wenn zwei Personen einen Streit hatten, so nahmen sie Wetze eine gewisse Arznei; der Schuldige bekam dann unfehlbar heftige Leibschmerzen.

Ein barbarischer König hatte in seinen Staaten eine Hölle eingeführt wollen; aber ein Buddhistischer Bettelmönch belehrte ihn; er wurde Buddha's Anhänger und gab seine Hölle wieder auf. Wunderliche Inkonsequenz des Gesetzes der Nächstenliebe! Das Buddhathum selbst hat nicht eine, sondern zwei Hölen, durch in jeder von beiden sechzehn Grade der Pein, welche die Seelen der Verdammten alle durchlaufen müssen. Uebrigens ist dieser nachweislich Institut weit eher ein scherzliches Fegefeuer, als eine Hölle zu nennen; die Lehre von der Seelenwanderung hat den Buddhismus wenigstens vor dem Dogma der ewigen Verdammniß bewahrt.

Wenn es noch überhaupt nothwendig wäre, den wohlthätigen Einfluß des Buddhathums auf die Sitten und gesellschaftlichen Einrichtungen zu beweisen, so brauchten wir nur eine Stelle des *Fo-kue-ki* anzuführen, wo von wirklichen öffentlichen Hospitälern in der Buddhistischen Stadt Magadha die Rede ist. „In diesen Häusern", sagt Fa-hian, „versorgt man die Armen, die Waisen und die Krüppel mit Allem, was sie bedürfen; auch die Kranken werden unentgeltlich behandelt und verpflegt."

Die Heden der Bettelmönche gehören nicht bloß unserem Europa an. Schon mehr als tausend Jahre vor dem heiligen Franziskus von Assisi hatte der Buddhismus seine frommen Bettler, die wiederum in dem Schoße der alten Brahmanen-Glauben ihre Vorgänger gehabt hatten. Es giebt unter den Buddhisten auch Beichtes-Nonnen. Den frommen Bettlern breiter Geschichtet ist eine sehr strenge Regelist zur Pflicht gemacht.

Die Klöster der Buddhisten haben in vielen Beziehungen mit den katholischen Instituten dieser Art merkwürdige Aehnlichkeit. Diese ist sogar in geringfügigen und zufälligen Dingen wahrzunehmen. Man weiß, daß die Mönche im Mittelalter dermittelst einer Zeichensprache, wie sie unter Taubstummen Sitte, mit einander verkehrten; die Buddhistischen Mönche, deren Bekanntschaft Fa-hian machte, hatten gleichfalls diese Sitte unter sich eingeführt. „Wenn sie im Speise-Zimmer beisammensitzen, beobachten sie ein feierliches Schweigen; sie bemühen sich, mit ihren Beckten und anderen Gefäßen kein Geräusch zu machen, und will einer dem Anderen Etwas mittheilen, so giebt er ihm nur einen Wink mit dem Finger."

In dem Lande Kie-scha bemerkt, unserem Reisenden zufolge, die Natur den Mönchen so große Aufmerksamkeit, daß die Witterung nicht eher sich ändert und kälter wird, bis sie ihre Vorräthe eingesammelt haben. Der König des Landes ist aber so klug, diese Vorräthe nicht verabfolgen zu lassen, bevor alle Getraide-Aehren reif sind.

Anderwärts sagt Fa-hian, indem er von den Buddhistischen Königen Indiens spricht: „Wenn ein König einem Priester begegnet, so entblößt er das Haupt; er reicht ihm die Nahrungsmittel eigenhändig und setzt sich dann auf einem am Boden ausgebreiteten Teppich (nicht auf einem Stuhle) nieder. . . . Die Könige, die Großen, die Familien-Häupter haben für die Geistlichen Kapellen errichtet; sie haben ihnen Felder und Häuser, Gärten und Meiereien geschenkt. Die Schenkungs-Akte ist auf Eisen eingegraben, und kein Nachfolger würde sich erdreisten, Etwas daran zu ändern."

Waren diese Zeiten nicht wirklich auch dem Chinesischen übersetzt, so glaubte Wuan, unsere Ehrerbietigkeit vor den Bildnissen zu hören, der die fromme Demuth rechtgläubiger Fürsten und ihre religiöse Freigebigkeit rühmt.

Ein großer Theil des Buddhistischen Kultus erinnert lebhaft an die Gebräuche der Römischen Kirche. Alle Buddha-Priester haben Rosenkränze, die sie Morgens und Nacht werden Gloden geläutet. Jedes Kloster bewahrt Reliquien von Buddha, als da sind: seine Zähne, einige Knochen aus seinem Schädel, ein Stück seiner Kleidung u. s. w. Ganz eigenthümlich aber ist dieser Gebrauch sogenannter Gebet-Räder, einer kleinen Art von Rädern oder Cylindern, auf die man Stücke Papier klebt, worin mit Gebeten beschrieben sind. Stets wenn die Gebete hergesagt, in dem man das Rad herumdreht um, so oft man Beruf dazu fühlt. In anderen Gegenden — was aber Fa-hian nicht erzählt — hat man diese Operation noch mehr vereinfacht; da drehen sich nämlich die Gebet-Räder durch Einwirkung des Windes oder eines Gewichtes von selbst um. Schade, daß man dort noch keine Dampfmaschinen zu kennen scheint!

Der Buddhismus übt unstreitig zu den großen Religionen, die einen mächtigen Einfluß auf die menschliche Gesellschaft gehabt. Es fehlt ihm nichts, was die Mitbrüder anregen kann, die am Studium der gegen und verwickelten Phänomene des menschlichen Geistes Gefallen findet, und seine Geschichte ist in dem Bericht einer Vergleichung mit der des Christenthums zu. Wie das Christenthum, so hat auch der Buddhismus seine Glaubenspredniger nach allen Orten und zu allen Völkern geschickt; wie dieses, hat er seinen Bekennern Demuth, Mäßigung und unparteiische Nächstenliebe zur Pflicht gemacht und in Indien barbarische Sitten verändert. Er hat eine Menge von Mönchs- und Nonnenklöstern gestiftet, sein Kultus hat Aehnlichkeit der Religionen fortgerstanz, die frommen Gebräuche, und die Legenden unendlich vervielfacht. Sogar ein Buddhistischer Papst erstand in der Person des Dalai-Lama's zu Tübet. Alles dies hat sich erhalten bis auf den heutigen Tag, und man kann in China, Japan, Tübet und den Steppen der Tatarei mehr als 400 Millionen Seelen trehen, die an Buddha glauben.

Trotz ihrer vielen äußerlichen Berührungspunkte sind aber Christenthum und Buddhismus ihrem Wesen nach eben so verschieden, wie Theismus und Pantheismus. Das Christenthum hat von dem einzigen Wesen, das auf sich selbst beruht, die Idee eines lebendigen persönlichen Gottes erhalten, wogegen Buddha's Lehre, als aus dem Hindu-thume erwachsen, einen Gott ohne Individualität und Selbstbewußtsein, eine blinde Natur-Nothwendigkeit annimmt. Die ganze mystisch-ästhetische Tendenz des Buddhismus kannst an den Wirkungen dieser Prinzipes; die vorherrschende Tugend, welche er seinen Bekennern zur Pflicht macht, soll sie zu höherer Vollkommenheit leiten, und diese Vollkommenheit ist die absolute Vernichtung aller geistigen Thätigkeit. Es warter ihrer das gänzende Loos, durch eine Reihe von Entsagungen und Selbstverleugnungen in einen Zustand zu kommen, wo der Unterschied zwischen Wesen und Nichtsein gänzlich aufhört und nichts übrig bleibt als die Leerheit." So ist diese Religion, die an ihrem Ausgangspunkte den edelsten Regungen der menschlichen Natur angemessen war, durch die in ihr waltende pantheistische Idee fortgerissen worden und hat den Wirkungen derselben, den Anschauungen des orientalischen Quietismus, eben so wenig entgehen können, wie die anderen Indischen Sekten. Durch alle Grade der ascetischen Beschaulichkeit emporsteigend, ist sie jenseits des Himmels in einen bodenlosen Abgrund gestürzt. Was der heilige Irenäus von den Gnostikern sagte, das könnte man auch auf die Buddhisten anwenden: „Sie wollten über Gott selbst hinaus."

J. J. Ampère.

*) Diese Legende hat uns der um die tiefere Kenntniß des Buddhismus hochverdiente Schmidt in Petersburg, in einem Anhang zu seiner Mongolischen Grammatik, Mongolisch und Deutsch, mitgetheilt. Die Sitte und Hochherzigkeit des Sanskritdichters Oelsaindi sind hier bei der Vertragung in eine vergleichungsweise rohe Sprache, wie die Mongolischen, nicht unvergegangen.

Griechenland.

Die neue Universität in Athen.

So viel man auch schon über die neue Anstalt, theils in Absehung ihrer inneren Einrichtung an sich, theils in Betreff des Personals der angestellten Lehrer, in Deutschen Zeitungen gelesen hat, so haben sich doch in die derfallsigen Mittheilungen über den letzteren Gegenstand so manche Irrthümer eingeschlichen, daß es, bei dem offenbaren Interesse, anthropologische Notizen hierüber zu haben, nicht unwichtig erscheint, folgenden Personal-Bestand der Universität zu Athen, nach der Mitte

*) Diese Ansicht auf selige Verwichtung in Buddha würde, im Verein mit einer frommen Heiterkeit, den Buddhismus nicht allein populair gemacht haben. Allein die Glaubens-Prediger und geistlichen Väter dieser Sekte lassen den gemeinen Mann seine Sünden gegen die vorsichtsmäßige Enthaltsamkeit mit frommen Vertrauen büßen und erfinden ihm selbst eine bequeme Aussicht auf materielle Wohlbehaltenheit in künftigen Existenzen, denn nicht jeder Menschenleben wird augenmuthet, daß sie den Mitmenschlichen in der Materie sich entwinde und an einer verklärten Auktität empordringe. So hat der Islam seinen Bekennern die Huri's des Paradieses als leckerische Lohn-Genüsse jener seichten Bekennern, die nur geistiger Erhebung erschient haben. Dem erleuchteten Moslim ist ein Leben im unmittelbaren Anschauen der Gottheit zugesagt.

Digitized by Google

theilung im Griechischen Lexikon (Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος), 1837. 81, übrigens mit einigen biographisch-literarischen Zusätzen, hier mitzutheilen.

A. Theologische Fakultät.

a) Ordentliche Professoren:

Archimandrit Michael Apostolidis (Dekan fürs erste Jahr). Theoklitos Pharmakidis.[1])

b) Außerordentlicher Professor:

Konstant. Kontogonis.[2])

B. Juristische Fakultät.

a) Ehren-Professoren:

Klonaris, Präsident des Areopags,[3])
Kallis, Staats-Prokurator (Dekan fürs erste Jahr).
Theodorizos, Ministerial-Rath und Referendar im Staatsrathe,
Feder (aus Bayern), Mitglied des Areopags,
Klias, Advokat,
Joannis Sutsos, Mitglied des Staatsraths.

b) Außerordentliche Professoren:

G. Mavrokordatos,
P. Argyropulos.

C. Medizinische Fakultät.

a) Außerordentliche Professoren:

D. Mavrokordatos, für Anatomie und Physiologie,
Wuos,[4]) für spezielle Pathologie, Therapie und Klinik,
Lexios, für Geschichte der Medizin, allgemeine Pathologie und Therapie (fürs erste Jahr Dekan),
Kostis, für Hebammenkunst,
Olympios,[5]) für Chirurgie.

b) Ehren-Professoren:

Treiber,[6]) für praktische Chirurgie,
Vallis, für gerichtliche Medizin,
Nikolaidis aus Livadia, für Diätetik,
Zpitis, für . . . .

D. Philosophische Fakultät.

a) Ordentliche Professoren:

Neophytos Vamvas,[7]) für Philosophie (fürs erste Jahr Dekan),
Georgios Gennadios,[8]) für Griechische Literatur,
Ulrich (aus Bremen), für Römische Literatur,
Ludwig Reß (aus Holstein), für Archäologie,
Konst. Schinas, für Geschichte (Rektor fürs erste Jahr),
Konst. Negris, für Mathematik,
Wurts, desgleichen und für Physik.

b) Außerordentliche Professoren:

Landerer, für Chemie und Experimental-Physik,
Fraß, für Botanik,
Alex. Sutsos,[9]) für Philologie und Aesthetik.

c) Ehren-Professoren:

Domando, für Naturgeschichte,
Manuffis,[10]) Mitglied des Areopags und Staats-Prokurator bei der Synode, für Philosophie (im Originale steht das Wort: *moudeia*),
Neophytos Dukas,[11]) für Philologie,
Konst. Kairis[12]) und Konst. Kontogonis, für Philosophie.

Bibliographie.

Συνοπτικὴ ἐφημὶς τῶν εἰς ἐλευθερίαν ἐπιχειρηθεισῶν Ἑλλήνων γραφέντων τακτικῶν κ. τ. λ. παρὰ Ἀντωνίου Α. Μανούλου. Ἐν Ναυπλίῳ, 1835. (Geschichtliche Uebersicht der See-Schlachten des Griechischen Freiheits-Kampfes.)

Γραμματικὴ τῆς λατινικῆς γλώσσης. Ἐν Ἀθήναις, 1835. (Grammatik der Lateinischen Sprache, von D. Ulrich.)

Γραμματικὴ τῆς γερμανικῆς γλώσσης, ἐν συνόψει. Ἐν Τυρνάβῳ, 1835. (Kurzgefaßte Grammatik der Deutschen Sprache.)

Λεξικὸν τῆς καθ' ἡμᾶς Ἑλληνικῆς διαλέκτου, μυθολογικῆς τε καὶ ἀρχαίου Ἑλληνικοῦ καὶ τῶν ἐπιτομῶν γραμματικῶν τόμων τῶν πατέρων καὶ μάλιστα ἁπάντων, ὑπὸ Σακελλαρίου Α. τοῦ Βυζαντίου. (Neu-Griechisches Wörterbuch in Alt-Griechischer und Französischer Sprache, nebst einem Vergleichnisse der neuen und alten Ortsnamen.) Athen, 1835.

Εὐριπίδη. (Neu-Griechische Uebersetzung der Hekuba des Euripides.) Wien, 1835.

Βιογραφία τοῦ Κανάρη. (Lebensbeschreibung des Kanaris.) Leipzig, 1835.

Ἀλβανικὴ Ἀθῆναι, ἢ Περιγραφὴ τῶν ὀχυρωτικῶν Ἀθηνῶν. (Beschreibung der Alterthümer Athens.) Von Pittakis. Athen, 1835.

Ἀθηναϊκὴ ἡ Σκόλιον, ἐφημέρων ἐρωτικῶν καὶ ἑρωτικῶν. (Sammlung freyscher und Liebeslieder). Bd. 1. Athen, 1835.

Ἀρμάτων διαφόρων ποιητῶν. Ἐν Ναυπλίῳ, 1835. (Gedichte Verschiedener.)

Ὁ Ἔτος τοῦ 1831. (Der Verdrannte des Jahres 1831.) Von Alex. Sutsos. Athen, 1836.

Ἱστορικαὶ ἀφηγήσεις πολέμων καὶ διαφόρων μαχῶν κ. τ. λ. ἀπὸ 1820—1829. (Darstellungen verschiedener Schlachten aus den Jahren 1820 bis 1829.) Von Perrauvos. Athen, 1836.

Στοιχεῖωδες μάθημα τῆς λατινικῆς γλώσσης. (Einfangsgründe der Lateinischen Sprache.) Von Ulrich. Athen, 1836.

Περιγραφὴ τῶν ἐν Πίσῃ, Λάδῃ καὶ Θερμοπύλαις ὀρῶν ὑδάτων. (Beschreibung der warmen Quellen in Pyrrata, Retzpfos und den Thermopylen.) Von Lauterer. Athen, 1836.

Περὶ ἀμπελουργίας καὶ οἰνοποιΐας. (Ueber die Kultur des Weinstocks und die Bereitung des Weins.) Von Geog. Palaiologos. Athen, 1836.

Ὁ γέρων Δημήτρης, ἢ Διάλογοι ἐν περιπάτοις, ὑποθέσεων ἠθῶν καὶ πραγμάτων ἱλαρῶν. (Der alte Limperis, oder Gespräche über Griechische Sitten und Zustände.) Von Spyr. Valettas. Athen, 1836.

Ἱερὰ ἱστορικο-κριτικὴ τῆς λατινικῆς φιλολογίας. (Historisch-kritische Darstellung der Römischen Literatur.) Von J. D. Sigalla. Athen, 1836.

Περιήγησις τῆς γερμανικῆς. (Lehrbuch der Turnkunst.) Von Georgios Pagon. Athen, 1837.

Ἐφημερὶς τοῦ βασιλείου τῆς Ἑλλάδος. (Staatshandbuch für Griechenland.) Von J. Klados. Athen, 1837.

Ἀπογραφὴ. — Von D. Mavrokordatos. Athen, 1837.

Mannigfaltiges.

— Memoiren des Teufels. Vor zehn Jahren bereits hat ein talentvoller Deutscher Schriftsteller, der früh verstorbene Wilhelm Hauff, diesen Titel für zwei Bände seiner Erzählungen gewählt*) und damit kein Glück gemacht. Gegenwärtig macht's ihm ein Franzose, Herr Frederic Soulié, nach**), und wir bezweifeln, daß es ihm besser damit gehen werde. Der Teufel fängt nachgerade an, eine verbrauchte Figur zu werden; auch verbietet's uns Jeder, wie der Dichter des Lied, oder wie Milton, Klopstock und Goethe, ihm seine großartige und poetische Seite abzugewinnen. Herrn Soulié's Held, der Baron Luizzi, citirt seinen Teufel gerade so, wie weiland Kasperle im Dr. Faust unserer Puppen-Theater, nur mit dem Unterschiede, daß sich der Baron, statt des gemeinen Bertlet und Berlick, eines gelehrten Kunstgriffes bedient. Auf den Rat dieses Gleichchens muß der arme Teufel jedesmal und sofort erscheinen — und wozu erscheinen? Um dem Baron Luizzi, der sehr neugieriger Natur ist, die Geheimnisse seiner Connoissancen, besonders aber aller schönen Frauen zu verrathen! Lesage's Asmodeus hatte im Vergleiche mit diesem Klatschweibe noch noch einen wahren Ehrenposten, und auch „Madame" der Madame Delphine von Girardin, mit deßen Fülle der Held ihres Romans Jedem in das Herz blicken kann, ist unvergleichlich poetischer, als dieses Gleichchen, das unsterblig eine Nachbildung des ersten wie des zweiten Werkes ist. Der Baron Luizzi macht unter Anderem in der Diligence eine Reise, und da fällt ihm ein, auf Kosten seiner Mitreisenden, um den ihm zu erfahren, wer seine schlafenden Reisegefährten seyen. Der schlanke Herr da, antwortet ihm der Gefragte, ist ein Marquis, der sich trefflich auf das Volteschlagen versteht und vor riniger Zeit nach Berlin ging, um sein Talent dort zu benuhen. Aber unglücklicherweise kam die Polizei ihm auf die Schliche, und er mußte auf drei Jahre nach Spandau wandern. Hier saß er die ganze Zeit mit einem Sträfling zusammen, der lange in Indien gewesen war, und von diesem ließ er sich so genau über das Land unterrichten, daß er jetzt in Paris zwei Bände unter dem Titel „Erinnerungen an Indien" herausgiebt und die geographische Section der Französischen Akademie im Besitz ist, ihm sofort einen Preis zu ertheilen. Das ist freilich ein lustiges Geschichtchen, und dergleichen giebt es noch sehr viele in dem Buche, die obendrein auch mit vieler Anmuth erzählt werden, aber das Ganze ist doch ohne allen Sinn und poetische Rechtfertigung, besonders, wenn der Baron Luizzi, ein noch kümerer Tenfel als der in seinen Diensten, mit seinen Geheimnissen und Liebeshändeln am Ende nur zu der allergewöhnlichsten Katastrophe von Mord und Blutschande gelangt, mit dieser in hundert anderen Französischen Romanen ebenfalls vorkommen. Wir haben bereits Gelegenheit gehabt, Grenadetens und Ebkeres und der Herr des Teufels Soulié zu lesen und hätten nicht gegläubt, daß er noch einmal einen Rückschritt zu den abgeschmacktesten Französischen Erzählungen der ersten Hälfte unsers Jahrzehends thun könne.

*) Mittheilungen aus den Memoiren des Satans. Stuttgart, 1826 u. 1827.
**) Mémoires du diable. 2 vols. Paris, Dupont.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 90. Berlin, Freitag den 28. Juli 1837.

Polen.

Der letzte Kmita.

(Ein Polnisches Charakterbild aus dem sechzehnten Jahrhundert.)

Ungefähr eine Meile von Bochnia in Galizien liegt das Schloß Wisniez, derjenige als Stammsitz der einst so mächtigen Familie der Kmiten, in welchem ihr letzter Sproß, Peter Kmita, Wojewode von Krakau, wohnte und den Gebieten gastliche Aufnahme gewährte. Hier war es auch, wo derselbe gleich nach der Krönung König Sigismunds August's und der Königin Barbara, da er plötzlich seine Meinung geändert, den König und die junge schöne Königin, um den alten Groll zu vermischen, mehrere Tage lang aufs prächtigste bewirthete. Dieser Peter Kmita hatte, als Senator und Kron-Großmarschall, bedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten aus. Mit ihm erlosch der Mannsstamm seines Geschlechts. Sein Leben hat ein gleichzeitiger anonymer Schriftsteller, wahrscheinlich Stanislaus Gorski, Domherr und Secretair König Sigismund's I., beschrieben.

Peter Kmita von Wisniez, der letzte Abkömmling des Geschlechts der Sreniawiten, Sohn des Stanislaus und der Katharina von Tenczewski, brachte seine ersten Jugendjahre auf Schulen in Deutschland und dann am Hofe Kaiser Maximilian's zu, um die Deutsche Sprache zu erlernen und sich in der Kriegskunst zu üben. Von da begab er sich an den Hof König Sigismund's I. Und da er sich vor Allen durch schöne Körperbildung und durch scharfen Verstand auszeichnete, wurde er zum Hofmarschall, später zum Großmarschall, ernannt zum Wojewoden von Sandomir und endlich zum Wojewoden von Krakau erhoben.

Schon frühzeitig wußte Kmita den Adel für sich zu gewinnen; er übte die Tapferen, liebte die Gelehrten, war hingebend gegen seine Freunde, seinen Feinden furchtbar, zeigte den Unterwürfigen gern über Schuld und gewann sich ihre Dienste. Der Religion seiner Vorfahren blieb er zugethan und gab davon Beweise, indem er in Wisniez eine maßive Kirche erbauen ließ, die er mit schönem Schmuck und mit den nöthigen Dotationen ausstattete. Auch das Schloß in Wisniez dankt er neu auf und zierte es mit verschiedenen Malereien, besonders mit den Bildern seiner Vorfahren und des Polnischen Königs, befestigte es auch mit Thürmen und Werken. Er hatte mehrmals Gesandtschaften an die Kaiser Karl und Ferdinand und an Deutsche Fürsten, um den Frieden mit dem Auslande, den er über Alles setzte, dauernd zu begründen. In die Staatshändel mischte er sich niemals. Räubern (sogenannten Schnapphähnen), die unter dem Namen und in der Tracht von Ungern die Polnisch-Ungarischen Gränzen beunruhigten, setzte er nach, nahm sie gefangen und bestrafte sie mit dem Tode.

Bei den glänzenden Festgelagen, die er veranstaltete, setzte er mit übermäßiger gastlicher Freigebigkeit und unermüdlichen Fällen der Becher seinen Gästen oft gewaltig zu. Auf diesen Schmausereien pflegte er unter die Leute allerlei Geschenke zu vertheilen, als Pferde, Reitzeug, Ringe, Ketten, Geld und andere Dinge, und durch artige Worte erhöhte er noch den Werth dieser Gaben. Auch gegen Arme und Unglückliche zeigte er sich oft sehr huldvoll.

Diese guten Eigenschaften wurden aber durch große Fehler aufgewogen, so wohl durch Ueberzug, durch ein rachsüchtiges und grausames Gemüth, Habgier, Verderbung der Landesgesetze, Störung der öffentlichen Ruhe unter dem Schein der Förderung des Gemeinwohls, und Verschwörung mit Wegelagerern, mit denen er gemeinschaftlich die Landstraße zerriß.

Die vertragsmäßigen Zehnten und Zahlgelder hielt er nach Belieben zurück, seine Gläubiger ließ er schmachten, die Juden plünderte er aus, hetzte auf den Landtagen den Adel, sie zu verfolgen und zu berauben, und wußte auf alle mögliche Art von ihnen Geld zu erpressen. Auch die Krakauer Kaufleute mußten den einem Schutz, den er ihnen angedeihen ließ, theuer bezahlen. Auf dem Reichstage beantragte er, man solle die Juden aus dem Reiche vertreiben, des angeblichen Diebstahls und Betrugs wegen, den sie an den Christen verübten. Erschrecht hierdurch, beachten die Juden ihren letzten Zehrpfennig zusammen. Eben so wurde die Stadt Krakau von ihm bedrückt und aufgefaugt; die städtischen Aemter verkaufte er förmlich, ohne alle Rücksicht auf Tugend und Verdienst, die rechtlichen und tugendhaften Bürger jagte sich daher nach und nach von der Verwaltung zurück, denn mit den Schlechten wollten sie nicht zusammen im Rathe sitzen. Im Krakauer Senat erpreßte er bald durch Drohungen, bald durch Schmeichelworte manches theure Geschenk an Geld, Silber, goldenen Ketten und Geld. Zuweilen lieh er auch beträchtliche Summen von ihm auf ewige Zeiten.

Einige der reichen Einwohner Krakau's hatten Güter, auf die sie dem Adel Geld geliehen, als Unterpfand in Besitz. Um nun dem Adel wieder zu seinem Eigenthum zu verhelfen, brachte Kmita auf den Landtagen in Vorschlag, jene Bürger, als unrechtmäßige Besitzer, weil sie Bauern und Gewerbe leiden und daher nicht Genugthuerung sein könnten, dazaus zu verterben, unter dem Vorwande, daß sie nicht wie der Adel zur Vertheidigung des Vaterlandes ins Feld zögen und deshalb des Genußbesitzes unwürdig seyen. So wußten die auf die Landtage vorgeladenen Bürger, durch Drohungen eingeschüchtert, theils durch Geschenke an Kmita, theils durch Opfer an die gesammtigten Landboten, den Besitz ihrer Eigenthume retaufen. Genug, er verstand es, überall die armen Kämmer zu scheren.

Sein ganzer Hof, hohe und niedere Dienerschaft und der ganze Schwarm, der an ihm hing, bestand aus dem schlechtesten Gesindel; junges Volk von Adel- und Pfründerstande sammelte sich um ihn; Faullenzer, Prasser, Unmußstifter, ja sogar Diebere, die der Strenge der Gerechtigkeit entgangen waren, fanden bei ihm eine Zuflucht und dienten ihm dafür unentgeltlich. Dzechowski, Jakob Przyluski und Martin Krowicki, berühmte Apostaten jener Zeit, hielten sich an seinem Hofe auf; bei meinen größere aber war die Zahl der verdächtigen Leute, die er bei sich hatte, wie Baranowski, Kumelski, Skrzeszewski, Dodlinski, die Szabs, Poll's, Damicki's, Richter, Unterrichter und andere wilden und flüchtig gewordenes Volk, ein Hauffe, der, auf den Wink seines Herrn, ihm zu dienen bereit war.

In seiner Amtsführung als Wojewode und Starost war er ein Tyrann seines und des benachbarten Gebiets; er verfuhr ganz nach Willkür und Laune und stiftete so viel Unheil, gestaltete sich so viel Beleidigungen gegen den Armeren Adel, daß man staunen muß, wie dies Alles so ungestraft hingehen konnte. Verhaßt aber war er in der ganzen Landschaft Pozewsk wegen seiner Tyranney.

Es gab sich den Schein eines großen Patrioten und hielt es stets mit den unruhigen und dem Königl. Ansehen Partein. So lange der Kanzler Tomicki und des Kastellan von Krakau, Szydlowiecki, Sigismund's edler und wackerer Rath, noch lebten, gaben sie es nicht zu, daß der übermüthige Magnat das arme Volk brauchte oder die öffentliche Ruhe gefährdete. Nach ihrem Tode aber änderten sich die Dinge. Im Jahre 1534, da Kmita auf dem Reichstage zu Lublin war, um die Gesetze verbessern und vielfältige Mißbräuche abstellen wollte, widersetzte sich nunmehr dieser Kmita mit seinen Anhängern jenen löblichen Absichten und setzte es durch, daß man es bei den alten Gesetzen bewenden ließ und zu der alten Unordnung und Willkür zurückkehrte. So wurde die Saat der Zwistigkeiten ausgestreut, deren schreckliche Folgen sich in nächsten Jahre auf dem Reichstage zu Krakau zeigten und bei der Wallachischen Expedition gegen Lemberg kam es auf Anstiften der Königin Bona zu offener Fehde. Diese ränkesüchtige Frau hatte nämlich nach dem Tode des oben erwähnten weisen Rathgeber des Königs alsbald große Macht an sich gerissen und die Bischöfe, Wojewodschaften, Kastellaneien und andere Königliche Aemter zu vergeben gewußt, indem sie den Zugang zum Könige und zu hohen Stellen dem Meistdietenden eröffnete. Sie war es, die einen Lotalski, einen Gamrat und viele Andere dieses Gelichtees zu Bischöfen beförderte, und die so vielen Fremden von den schlechtesten Sitten die höchsten geistlichen Würden verlieh.

Jener Gamrat war der Sohn eines Bürgerlichen, der jedoch, da er eine Gattin aus adligem Geschlecht hatte und Güter erwarb, für einen Edelmann galt. Der Sohn war lange Zeit Haushofmeister des Bischofs von Plozk, Erasmus Ciolek, in Rom; er besaß zwar keine Kenntniße, war aber ein Mann von angenehmen Aeußeren und hoher Gestalt; in Italien lernte er die Ränke und Verbrechen, durch die er sich nachher in seinem Vaterlande emporschwang und verschrieben machte. Diesen Menschen begann die Königin, auf Kmita's Empfehlung, mit Gnadenbezeugungen zu überschütten, und nachdem sie ihn auf den Bischofsstuhl von Przemysl erhoben, wollte sie ihn gar zum Kanzler des Reichs machen, da sie dachte, daß er ihr dann in allen willfahren werde. Auch Krzycki wurde ein Liebling der Königin, und das leichte bin, ihn emporzubringen. Was Krzycki diktirte, war Gamrat bereit zu unterzeichnen. Die Königin ertgte also die Landboten auf, daß sie den König bestimmen sollten, Gamrat zum Kanzler zu ernennen. Der König aber hielt Gamrat für unfähig zu diesem Posten, lehnte das Gesuch ab und ernannte wider Erwarten den Bischof von Plozk, Ebeinski, dessen tiefe Einsicht und Kenntnisse er zu würdigen wußte, zum Kanzler. Als nun in der Rathsversammlung im Senat der Marschall mit lauter Stimme den Königlichen Beschluß zu verlesen anfing und zu den Worten gelangte: „Se. Majestät haben, da Höchstdieselben Ihre große Gelehrsamkeit, Erfahrung und Verrichtungen und Ihren unbescholtenen Glauben

Digitized by Google

kennen", erhob sich Gamet, in der Meinung, dies sey an ihn gerichtet; der König aber sagte: „Behalten Sie Platz, von Ihnen ist nicht die Rede." Da setzte der Mann sich beschämt nieder, und der Marschall führet den Bischof Ebsimalt zum Könige zu. Ebsimalt darüber, wollte die Königin mehrere Tage lang den König nicht sehen.

Die Lembeyer Unruhen, bekannt unter dem Namen des Kartoffelkrieges, waren das Werk der Königin und des stolzen Kunza, der unter dem Rest viele Anhänger hatte. Welches Unheil sie das Land daraus hervorging, ist aus der Geschichte bekannt. Der weise und wohl auch schon etwas schwache König wollte die Hülfe nicht anrufen, die ihm von den benachbarten Mächten angeboten wurde, um der Anarche ein Ziel zu setzen, und so stellte er leider ein ärgerliches Beispiel für die Zukunft auf. Eben so schädlich erwies sich Kunza's Macht, als nach dem Tode des alten Skjeinwald sein Sohn die Regierung übernahm und seine Gemahlin Sabrina Skarzywill, mit der er schon heimlich vermählt war, öffentlich als Königin proklamiren und in Krakau thronen lassen wollte. Indeß die Festigkeit Sigismund Augusts und die Rathschläge Maciejowski's und Tarnowski's siegten über die baarmächtigen Magnaten, und Kunza, seine Ohnmacht erkennend, bereitete denselben Königin, die er so hasste und deren Wollt er aus allen Kräften zu Kunst hatte, noch ihrer Krönung den glänzendsten Empfang auf seinem Schlosse Wieniez. Er starb zu Krakau im Jahre 1553 im 77sten Jahre seines Alters und liegt in der koetigen Kathedrale begraben. Da er keine Mannskommen hinterließ, so ging sein ungeheures Vermögen auf die Familien Stadnicki und Myszkowski, das Schloß Wieniez aber kam später in den Besitz der Lubomirski's, und der Herman Lubomirski ließ hier zum Andenken an seinen bei Chotzim über die Türken erfochtenen Sieg eine Kirche und ein Kloster für die Karmeliter erbauen.

(Przyjaciel Ludu.)

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.

(Fortsetzung.)

Demnach scheint es vor allen Dingen nöthig zu seyn, daß die Verfechtungen unter einander sich dahin vereinigen, die Meinungen gegenseitig zu nähren, zu vergleichen, zu berichtigen, zu bewirken, daß alle Schulen, alle Bestrebungen in einem einzigen Systeme, in einer allein-gen Einheit, die unsern Instituten und Wissenschaften Macht und Würde verleihen können, zusammentreffen. Dieses aber wollen keineswegs angeben, welches dieses System, welche diese erwünschte Einheit seyn solle, und zwar aus dem Grunde, weil der scherfste Ausspruch, der über das Schicksal unserer Wissenschaften zu entscheiden hat, niemals von einer ermessigen, jeder Universität erwungenen Stimme ausgehen kann, sondern vielmehr nur von der Uebereinstimmung aller Letzungen, die, von den Thron bis zum Pflug, aus aufrichtigem und thätigem Eifer nach Frieden, unsere Wissenschaften zu Nutzen und Ruhme zu bringen: eine Uebereinstimmung, die bei sorgfältiger und leidenschaftsloser Untersuchung der südeuischen National-Verhältnisse, bei aller Wahrheitsliebe und bei vorsichtiger und uiterwolter Mäßigung wohl nicht schwer zu erlangen seyn dürfte. Keinesweges also eine aus der Luft gegriffene, weil nur in dieser Hinsicht gar keine eigene und hinlänglich festgewurzelte Meinung hätten; denn der Mangel einer solchen müßte uns so, unserer Ansicht nach, in die Strafe verfallen lassen, mit welcher Solon diejenigen belegte, die bei den Kämpfen des Vaterlandes gleichgültig und neutral blieben. Unser Glaube ist vielmehr recht und plan, nicht aus folgenden Folgerungen hergeleitet, nicht verdunkelt durch schwierige Begriffe, noch durch geheimnißvolle Worte: Wir glauben, daß die Literatur ein Werkzeug der Bildung, glauben, daß eben deshalb ihr Hauptziel die Erweitung der Menschen zu dem Gefühle ihrer Würde, die das Prinzip und die Grundlage aller menschlichen Kraft ist, sey, und daß sie, um dies Ziel glücklich zu erreichen und um den Einfluß zu gewinnen, die Literatur so wie das Land, d. h. der Name und Lage besselben entsprechend seyn müsse. Daher scheint es uns, wenn man davon spricht, die Literatur umzugestalten, eben so viel, als spräche man von der Umgestaltung der Sonne und des Sonnensystems. Diese sind die Glaubens-Artikel, an denen wir durchaus festhalten, und die entweder, wenn sie fälschlich angenommen werden, angenommen, oder im entgegengesetzten Falle durch andere, festhalten, daß man wisse, was man ohne Bedenklichkeit und ohne Gefahr glauben solle, festzt werden müssen. Indessen erwungelt die neue Schule, bei der großen Anzahl von Schriftstellern, welche die Säße derselben bestreitigen, bei der großen Menge der unaufhörlich erscheinenden Werke, immer noch einer klaren Auseinandersetzung ihrer Prinzipien, einer festen Erklärung ihrer Doktrinen. Doch glauben wir nicht etwa, daß dies eine Grund der Fall sey; denn wenn man die Ideen das und unbestimmt läßt, wenn man sie wahren, wie den falschen Begriffen, den Wahrheiten, wie den Irrthümern, den regelrechten wie ungeklärten Compositionen ein gleiches Privilegium ertheilt, so kommt man freilich dahin, der ungebändigten Verwegenheit und den zuwerschüchtlichen Leichtsinn der Jugend Genüge zu thun — der Eitelkeit zu schmeicheln, die sich, wenn auch noch so verdorben und zusammengestammt, doch immer in der Unwissenden Herzen voll Ideen finden läßt — denn wo vorsichtigen Enthusiasmus oder dem zerstörimmernden Fanatismus, die beide jeden Zügel und jedes Gesetz verschmähen, zu folgen, und vor Allem dahin, die Lasser, welche die schimmsten Prädtranthieren der gegenwärtigen Gesellschaft sind, den Dünkel und die Anmaßung zu begen. Leicht aber war dies der verderbenvolle Schule, von ihren ersten Anfängen an, beobachteter Gebrauch. Die Biographen Shakespeare's sagen uns, daß die Unregelmäßigkeiten, die in den Werken des großen Dichters sich finden, Opfer waren, den er dem Geiste des Volkes, für welches er schrieb, bringen gewußt; daß ferner die Zuhörer saß ganz ungebildet und unwissend gewesen; daß er deshalb zu ihrer Belustigung unter die gewöhnlichen Vorfälle des Lebens unterredentliche und fabelhafte mischen gewußt daß, weil die dramatische Poesie wohl, als jede andere Gattung dem Stande und den Neigungen der Menge sich anschließen muß, unten so ihr Schicksal soll immer von der Stimme und von der Gunst des Volkes abhängt, Shakespeare diesen geheuerlichen Gebäuden jede oft wechten gewußt und nicht ohne Gefahr, seinen Ruf und seine Vortheile zu verlieren, über sein Jahrhundert sich erheben gekonnt; daß er überdies auch Schauspieler von Fach, und also gezwungen gewesen, den Interessen und Launen der Gesellschaft, welcher er angehörte, sich zu bengen.

Lopez de Vega schreibt in einem seiner Briefe über die Kunst, Schauspiele zu verfassen: „Die Bastarden, die Gothen folgten in ihren unsörmlichen Werken unter den Prinzipien der Griechen, noch der Römer; unsere Novem schreiben auf den neuen Bahnen einher, und unsere Mönen gegen Barbaren. Es herrscht die Mißbrauch; die Vernunft schweigt, und die Kunst neigt sich zum Verfalle. Wer mit Verstand schreiben will, mit Kunst, mit Anstand, der Lentere seine Feuchi, leit verachtet und stirbt im Elende. Ich bin gezwungen, sie die Unwissenheit zu schreiben; unter sieben Siegeln halte ich den Sophokles, Euripides und Terenz; ich schreibe wie ein Unsinniger, wenn ich schreibe zu auch sie Narren. Das Publikum ist mein Herr, und ich muß wohl gehorchen; so erich' ich ihm denn sie sein Geld das, was es eben wünscht. Sie das Publikum schreib' ich, nicht sie mich, und Bilder hier' ich aus, um einen Beifall zu erlangen, dessen ich mich schäme!"

Er schreiben und so hatten Schauspiele und Lieder jeden wahrlich ein schönes Zeugniß zu Gunsten der Schule, welche sie zu Beelämpfern angenommen hat in der Erzeugung von Gestalten und Gestalten aus der Laune und Unwissenheit des Volkes, welche ihre Nachwerter benutzage mit Entsetzen anstaunen, als wären sie die Ausdrücke innigster Ueberzeugung und wunderbarer Anhäufungen der menschlichen Natur. So lange aber unsere Schulen von Pfiffelrichtern und unausstehlichen Klagen hin- und hergeworfen werden, giebt es weder eine Erhebung des Geistes, noch Normen für die Zukunft, noch Rube in der Gegenwart, noch endlich jene Gleichgestaltung der Ideen, Effekte, Hoffnungen, ohne welche die Literatur weder einen entschiedenen Charakter, noch einen sichern Rang, noch einen bedeutenden Rang gewinnen kann. Die Nation verzehrt die Kräfte ihres Geistes in Discussionen über die Prinzipien, als wäre sie eben erst zu Tage geboren, und nicht im Gegentheile schon reich an Weisheit, Kraft und Denkmälern. Wirken wir so thätlicher, als der Pöbel sich der Bitterkeiten in den Mißhandlungen der Wissenschaften und Künste, wie sie in den Handlungen eines Mannes herrschen Tadel unterlegen würden. Und von derjenigen Widerspruchen geben selbst die Banner-Träger der neuen Literaturen gar merkwürdige Beispiele. — Doch lassen wir diese elenden Reste der verbrauchten Vergangenheit, diese schmerzlichen Rückerinnerungen, diese unterwürfigen Stimme widersprechender Wörterbücher; folgen wir die an unsichere Mächten sich erheben, an guten Thaten so arme Parteischaft; bemerken wir, daß die Wissenschaften und Künste Italiens dahin sich vereinen, in vollkommener Einstracht für die wahren Bedürfnisse des gegenwärtigen Zeitalters, für das Ansehen unseres Namens, für das Beste unseres Vaterlandes zu sorgen!

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die Judianer als die zehn Stämme Israels dargestellt.

Herr J. Samuel Zeev, von Geburt ein Deutscher Israelit, der in England zum Christenthum übergetreten, giebt jetzt in Nord-Amerika eine zunächst für seine ehemaligen Glaubensgenossen bestimmte religiöse Zeitschrift heraus.*) In einem der letzten Hefte sucht er darzuthun, daß die Nord-Amerikanischen Indianer nichts Anderes seyen, als Nachkömmlinge der verschollenen zehn Stämme Israels seyen. Und die Beweisungen, die er giebt, sind, wenn auch nicht überzeugend, doch interessant genug, wenn es nämlich dem Berichterstatter nicht so geht, wie vielen anderen Sprachlegen, die immer dasjenige finden, was gerade in ihren Kram paßt. Wie bekannt, erzählt uns die heilige Schrift von dem Untergange des Reiche Israel, wie von der Gefangenschaft eines Theils seiner Vaterlande durch die Assyrer und von ihrer Entführung in Medische Städte; nimmt man dazu noch die Nachricht aus dem apokryphischen Buch Esra, wo es heißt, daß diese Israeliten sich entschlossen, „fortzuziehen in ein fernes Land, wo noch niemals Menschenkinder gewohnt", so ist damit Alles, was wir von den Schicksalen dieser Stämme, von dem Untergang ihres Unabhängigkeit wissen, erschöpft, und jede weitere Kunde, jede sichere Spur sie ist, nunmehr schon seit 24 Jahrhundert deeten, gänzlich verloren gegangen. Die Reisenden und Forscher haben sich schon in mannigfachen Vermuthungen und Combinationen erschöpft, um das Dasein dieser Verlorenengeglaubten in den unzugänglichsten Ländern und Welttheilen zu beweisen, und Herrn Zeev's neue Argumentation, daß die rothen Häute in den Amerikanischen Urwäldern von den Kindern Israels am Jordan herstammen, kann zwar nur dazu dienen, die leichte Fülle von Hypothesen, die man in diesem Gebiet offen hat, zu vermehren, daß aber, wie mit daß schon vorher, wenigstens so viel für sich, daß schon Andere vor ihm auf ähnliche Vermuthungen geleitet worden sind, und ist, wie alle solche vielseitige Kombinationen, wo eine Menge Dinge und Beziehungen zur Sprache kommen, nicht sowohl seiner eigenen Schlußfolgerung wegen, als sür manche anderweitige Konsequenzen und Resultate, die sich aus einigen der von ihm ausgestellten Punkte ergeben könnten, jedenfalls höchst beachtenswerth.

Fassen wir diese Beweisnunte kurz zusammen, so finden wir folgende: Erstens die hebräischen Stellen in den heiligen Schriften, die sich mit

*) The Jewish Intelligencer. A monthly publication. New-York, 1837.

Digitized by Google

jener Konjektur wohl zu wertragen schrienen; ferner die auffallenden Spuren des Hebräischen, die man noch heute in der Sprache der Indianer findet, die Verehrung des Einen „Großen Geistes“, die dem Israelitischen Monotheismus so nahe kommt; kann der Umstand, daß manche von den Indianischen Traditionen dem Abriß der Bibel anzugehören scheinen, welcher zur Zeit der Verbannung der jetzt Stämme aus dem gelobten Lande schon bekannt war, und endlich die scheinbare Aehnlichkeit, die in den Sitten, den Gewerbsteilen, der Religion und anderen Instituten der Indianer mit denen der Israeliten zu erkennen ist. So erzählte schon der berühmte William Penn von den Eingebornen Pensylvaniens, ehe noch die Sitten derselben durch einen Verkehr mit den Europäern verändert worden waren, er habe an ihren Geschichten und Gebräuchen sehr Vieles gefunden, was an die Hebräer erinnere, und besonders zeigten ihre Kinder nur so außerordentliche Aehnlichkeit mit den jüdischen, daß man sich bei ihrem Anblick nach Duke's-place oder Bury-street in London versetzt glauben möchte. James Adair, welcher vierzig Jahre lang als Handelsmann unter den Nord-Amerikanischen Indianern gelebt, hat eine Geschichte derselben geschrieben, in welcher er fest behauptet, daß jene Amerikaner von den Israeliten abstammen. Etwas Aehnliches haben der Dr. Jonathan Edwards und viele Andere ausgesprochen, und Herr Ferd. Zinzel folgende Stelle aus dem Briefe eines Missionars unter den Cherokee vom Jahre 1824:

„Nach dem, was ich von den Vater Zeyd über die Traditionen und die Gebräuche und Ceremonien der Indianer in dieser Gegend ersahren, schreint mir viel Grund vorhanden, sie für die Nachkommen Abraham's zu halten. Auch sie hatten, wie die alten Israeliten, Hirtenleben, Erstlingsfeste und Opfer von den Erstlingen ihrer Heerden, die so rein und vollkommen genommen, daß man nicht einen einzigen Makel oder Schaden, nicht ein gebrechenes Knochenstehen an ihnen bemerken konnte. Noch nie hat man gehört, daß sie Bilder verehren oder einem Götzen von Menschenhand Opfer bringen; sie haben alle eine Vorstellung, eine Tradition von dem „Großen Geist“. Ihre Feste, ihre heiligen Tage waren alle in der Zeit nach der Zahl Sieben geordnet, also nach sieben Nächten, sieben Monden, sieben Jahren u. s. w. Sie hatten auch eine Art Lade, deren Inhalt für hochheilig gehalten und als ein sinnverbildtes Geheimniß vor dem gemeinen Volk aufbewahrt wurde. Diese Lade wurde von einer auserwählten Schaar von Männern getragen, die sie rund um drei Tage lang; wenn ich nicht irre, hatten sie die Ehrenlese eine solche Lade. Sie ist sie mit einem andern Stamm in Krieg geriethen, nahmen sie diese Lade mit, und die Heiligkeit derselben war in ihren Augen so groß, daß es sich durch nichts entschuldigen ließ, sie auf die bloße Erde zu stellen; nur ein ganz glatter Felsen oder ein blitzeres Gerüst war rein genug, um dieser heiligen Lade zum Ruheplatz zu dienen. Ein Stamm trat dem andern mit dem größten Respekt davor, daß, sobald die Partei, unter deren Obhut die Lade stand, geschlagen und gezwungen war, sie auf dem Schlachtfelde zurückzulassen, die Sieger sie auf seine Weise zu derselben wagten. Herr Smith bemerkt, daß diese Nachricht merkwürdig übereinstimme mit manchen anderen aus verschiedenen Gebieten der Indianer; unbegreiflich aber bleibt sie, so lange man nicht annimmt, daß die Indianer die Abkömmlinge der Israeliten sind.“

Man könnte die Frage aufwerfen, wie so die Amerikanischen Indianer, wenn man dem Berfasser Alles zugiebt, dahin gekommen sind, alle Kunde von der Bibel und den Weissagungen der Israeliten zu verlieren? Darauf läßt sich antworten, erstens, daß sie, noch ehe sie Amerika erreichten, in tiefe Unwissenheit und Barbarei versunken seyn können; ferner ist es ziemlich gewiß, daß, wenn die jetzt Stämme irgendwo existiren, sie als Nation in einem so rohen und erbärmlichen Zustand leben, daß sie außer Stande sind, in den Künsten und Fertigkeiten des civilisirten Lebens etwas zu leisten; endlich aber hat man zu vielen Grund zu glauben, daß die Vorfahren der Amerikanischen Stämme in seltenen Jahrhunderten Kenntniß besaßen, von denen sie in späteren Zeiten nichts mehr wußten; Zeuge davon sind die Mauerstreine, die irdenen Gefäße, die Gerätthe von Stein und anderen Metallen, die man in den von ihnen bewohnten Gegenden findet, und die Dämme, die Befestigungen und andere ähnliche Reste aus alten Zeiten. Wenn diese nicht von Indianern aus früheren Perioden herrühren, wie sind sie überhaupt dahin gekommen? Oder sollen etwa die Scythen oder andere Eingeborne aus dem nordöstlichen Asien hinübergekommen und sie gemacht haben? Viel ist dadurch freilich nicht gewonnen, aber es ist immerhin möglich, weil diese Nord-Asiaten zu der Zeit, da die Indianer in jene Gegenden gekommen seyn müssen, keine Spur hatten von einer solchen Civilisation.

Eine andere Hypothese, die man zu Gelegenheit dieser Frage aufgestellt hat und die sich noch weiter hören läßt, ist folgende. Es ist wahrscheinlich, daß die zehn Stämme, trotz der Künste und Kenntnisse, die sie von der Civilisation nach Amerika mitbrachten, in der weiten Wildniß daselbst, wo das reiche Wild sie von allen Seiten zur Jagd einlud, in ein rohes herumschweifendes Jägerleben verfielen, daß sie so in verschiedenen Haufen von einander auszogen und einander ganz verloren, und daß die Meisten von ihnen, denen dieses sorgenlose Nomadenleben gefiel, sich immer mehr davon gewöhnten und nach und nach alle Erinnerungen ihres früheren Lebens abstreiften. Einige Stämme scheuch, welche ihrer früheren Bildung ferner blieben, mochten noch Jahrhunderte lang zusammenhalten und die alten Traditionen und Kenntnisse aufbewahren und fortpflanzen; von diesen hätte man dann die Kulturreste im Westen und Süden des Erdballs herzuleiten, die nach und nach die verwilderten Stämme die Ueberland gewannen und über mehr civilisirten Brüder unterdrückten. So würde es sich wenigstens erklären, wie so die Buchstaben-Kenntniß, die Schiffahrtskunst und der Gebrauch des Eisens unter diesen Einzelnen spurlos verloren gegangen ist, und jedenfalls würde dieser Verlust gegen die Fortleitung den den zehn Stämmen nicht mehr bewiesen, als gegen irgend eine andere Abstammung.

Jetzt kommen wir auf einen der wichtigsten und interessantesten Momente unserer Hypothese, auf die Sprache. Die Sprache gilt immer für eine Hauptquelle der Existenz, wenn von der Abstammung und Verwandtschaft der Nationen die Rede ist, und auch bei unserem Fall kommt sie ganz vorzüglich zu Statten. Während nämlich einerseits mehrere Berichte, die sich lange mit dem Studium der verschiedenen Amerikanischen Dialekte beschäftigt haben, darauf hindeuten, daß alles trotz Verschiedenheiten ein und dasselbe gemeinschaftliche Idiom zum Grunde liegt, hat man andererseits gezeigt, daß diese gemeinschaftliche Muttersprache zahlreiche Symptome einer Verwandtschaft mit dem Hebräischen enthält. Herr Frey sagt in dieser Beziehung:

„Was ihre Sprache betrifft, so sagen Dr. Edwards, Dr. Boudinot, Herr Adair und Andere vollkommen überein, daß sie von dem Hebräischen herzustammen scheint. Dr. Edwards bemerkt, daß man in beiden Sprachen, der Hebräischen und der Indianischen, keine Präpositionen findet, daß aber einen Reichthum von Präpositionen und Substiven, eine Eigenthümlichkeit, die fast in keiner anderen Sprache weiter bekannt ist. Auch zeigt es, daß nicht nur die Worte, sondern auch der Satzbau in beiden Sprachen ähnlich ist, und daß besonders die Nomina und Pronomina der Indianer ganz deutlich aus dem Hebräischen stammen. Auch Herr Adair spricht mit großer Zuversicht und Ueberzeugung von der Verwandtschaft beider Sprachen; er macht besonders auf die kräftigen, sakonischen Redewendungen und Figuren aufmerksam, die beiden gemein sehen, und er erzählt, er habe nach einem vierjährigen Aufenthalt unter den Indianern so viel Hebräisches in ihrer Sprache erkannt, daß ihm diese reine Erhaltung der Hebräischen Urspracht in den Indischen Dialekten seit mehr als 2000 Jahren und ohne alle Hilfe einer Literatur saß ein Wunder bedünke. Um ein Beispiel von ihrer Aehnlichkeit nachzuweisen, giebt er folgende Anekdote eines Häuptlinge an seine Krieger bei dem Ausziehen in den Kampf: „„Ich weiß, Eure Füßten brennen in Euren Bäuchen; Eure Tomahawks dürsten, das Blut Eurer Feinde zu trinken; Eure scharfen Pfeile können es nicht erwarten, hindurchgen durch die Lüfte; und auf! daß mich Eingeborne Zeugen Euren Muth brechen, will ich Euch das erquickende, stärkende Wort zurufen: Auf, laßt uns der heiligen Lade nachziehen und unseren Feind von der Erde vertilgen!““

Nicht nur der Sipl und Satzbau im Indianischen ist dem Hebräischen ähnlich; es enthält auch eine Menge Worte, die ganz hebräischer Physiognomie. Der Boudinot, Herr Ward, Herr Smith und Andere haben einige von diesen Worten aus den Dialekten verschiedener Stämme gesammelt, und anstatt die Anzahl derselben für zu gering und unbedeutend zu halten, müssen wir vielmehr erstaunen, daß ein Volk, in solcher Entfernung von dem Vaterlande seiner Ursache und ohne alle schriftliche Tradition, sich noch so viele Elemente seiner ehemaligen Sprache in der alten Gestalt erhalten hat, während wir wissen, wie sehr das Hebräische schon in der letzten Babylonischen Gefangenschaft von 70 Jahren, trotz aller schriftlichen Literatur, entstellt und verdorben wurde. Es sind unter diesen Worten manche, an denen weiter keine Veränderung stattgefunden hat, als die Auslassung der hebräischen Silben, so: Nish sie Ani = Ich; und wer weiß, ob man nicht durch eine nähere Bekanntschaft mit den Indianischen Idiomen, durch ein tieferes Studium derselben zu einer beträchtlichen Vergrößerung der Liste gelangen kann, die wir hier versuchen wollen:

Deutsch.	Indianisch.	Hebräisch oder Chaldäisch.
Jehovah	Jahohewah	Jehowah
Gott	El	El, Elohim
Gott	Jah oder Wah	Jah
Schild	Schilloh	Schilloh
Himmel	Tschemim	Schamajim
Vater	Abba	Av, Abba
Mann	Isch, Ischie	Isch
Weib	Ischio	Ischah
Gattin	Awah	Chawwah
Ich	Nish	Ani
Preis dem Höchsten!	Hallelowah.	Hallelujah.

Besonders bemerkenswerth sind die Notizen, die wir über das Indianische Jehowah und Hallelujah bekommen. Ganz wie der Israelit haben die Indianer nicht nur verschiedene Namen für Gott zur Bezeichnung seiner verschiedenen Attribute, sondern auch außer dem „Großen Geist“, wie sie ihn bei gewöhnlichen Gelegenheiten nennen, haben sie auch ihr Tetragrammaton einen ihren heiligen Namen von der Verehrung, den sie gleich den Israeliten in alltäglicher Rede nie ganz aussprechen dürfen. Bloß bei seltenen Gelegenheiten lassen sie in höchst feierlichem Modus den Namen Ja-ho-he-wah hören, und auch dann werden die vier Sylben nur selten dinter einander ausgesprochen; in ihren religiösen Tänzen singen sie zuerst, mit erhorchsvoller Verbeugung des Körpers, Jah, Jah, Jah, dann Ho, Ho, Ho, dann He, He, He, und zuletzt Wah, Wah, Wah, alle zusammen Jahohewah. Dann fangen sie wieder von vorn an und singen das Lob des Herrn in einem bekannten Hebräischen Wort, Hal, Hal, Hal, le, le, le, lu, lu, lu, jah, jah, jah, zusammen Hallelujah. So singen sie auch oft den Namen Schilloh, ohne zu wissen, was eigentlich darunter verstanden ist; und diesen Namen verbinden sie noch mit dem Tetragrammaton, indem sie singen: Schilo, Schilo, Schilu-Jah, Schilu-Jah. Schilu He, Schilu He, Schilu Ho, Schilu Ho, Schilu Wah, Schilu Wah. So gebrauchen sie also den Namen Jehowah, indem sie ihn in vier Theile zerlegen, jeden von diesen Theilen zwei, drei, viermal und noch öfter wiederholen und erst dann zu der nächsten Silbe fortgehen, und es schrint, daß sie vor diesen Namen ganz dieselbe Scheu und Ehrfurcht haben, wie die Juden, die bis auf den heutigen Tag das Wort Jehovah nicht aussprechen dürfen.

Digitized by Google

Bei Gelegenheit der Amulette und Gebetriemen, deren frommer Bewahrung ein Hauptstück des Israelitischen Religions-Ceremoniels ausmacht, findet uns Herr Ferd einer kuriosen Funde, der hiermit zusammenhängt und zu einer Menge von Konjekturen Anlaß gegeben hat. Die Sache war folgende: Joseph Wierrick, ein alter braver frommer Mann aus dem Orte Rittersfeld in Mosselandsstein, starb im Jahre 1815. bei Abtragung des Bodens auf Indian Hill in Pittsfield, auf ein ansehnliches Loch in der Erde, in dessen unterster Tiefe er etwas fand, was wie eine Art schwarzer Riemen aussah, gegen sechs Zoll lang und unterthalb breit, etwas dicker als das Zugleder an einem Pferdegeschirr. Er bemerkte, daß es an beiden Enden eine Art Knopf von einer harten Materie hatte, wie es schien, zu dem Zweck, um das Ganze daran halten zu können. Als er dieses Büchschen mit Mühe gehoben, fand er darin vier Blättchen von altem Pergament, welche in die Stücke einer dicken rohen Haut um den Schwanz eines Thieres eingenäht und so geschickt und wasserdicht gemacht waren. Die Blättchen waren beschrieben, und indem sie die Nachbarn ihre Neugierde darin zu befriedigen suchten, wurde eines von den Blättchen zerrissen und vernichtet. Die übrigen drei wurden von Herrn Sylvester Karned nach Cambridge mitgenommen, und nachdem er sie hier sorgfältig untersucht, schrieb er einen Brief, in welchem er sagt: „Nach einiger Mühe habe ich mit einer Pfibe den Inhalt dieser Büchsen herausgebracht; es sind folgende Abschnitte aus dem Pentateuch: Nr. 1. aus Deuteronom., Kap. 6. Vers 4—9 incl. Nr. 2. aus Deuteronom., Kap. 11, Vers 13—21 incl. Nr. 3. aus Exodus, Kap. 13. Vers 11—16 incl."

So berichtet Herr Karned, und in der That sind dies diejenigen Texte, welche die Juden auf drei von den vier Blättchen in der obbeschriebenen Art einschreiben. Diese Gebetriemen (Tephilin) haben gewöhnlich kleine Büchschen mit Pergamentrollen; auf denen einige Stellen aus dem Gesetze abgeschrieben sind, und sie werden besonders während des Morgengebets auf dem Vorderkopf und auf dem Gelenk der linken Hand getragen. Anfangs vermuthete man, jener Fund könne von einem Juden herrühren, der verflucht an dem Ort gelebt habe, doch nach sorgfältiger Forschung konnte es sich nicht finden, daß diese Stadt seit der Zeit ihrer Gründung je einmal von einem Juden besucht worden, außer dem Verfasser dieses Werkes, Herrn Fezy. Man forschte auch, ob vielleicht unter die Britischen Truppen, die einst hier gelagert, Juden gemischt sey, und endlich trat dieses Gerücht sich nicht. Verschiedene Gelehrte, die jenen Fund besichtigten, waren der Meinung, er sehe so alt aus, daß kein genügender Grund dagegen sey, ihn von den alten Israeliten herzuleiten. Die Farbe des Pergaments war dunkelgelb, ganz ähnlich einer Rabbiner Handschrift, die der Wertheimer Antiquitäten-Gesellschaft gehört und lange Jahre in der Bibliothek der Rabbiner aufgehoben wurde. Auch gehört hierher eine Angabe von dem Hr. Weil aus Stockbridge, der sich von einem alten Indianer erzählen ließ, seine Väter hätten ein Buch gehabt, das sie lange Zeit aufbewahrt; da sie aber die Kunst, es zu lesen, verloren hatten, so schliefen sie, daß es ihnen zu nichts nützen könne, und vergruben es dahin mit einem Häuptling.

Bei dieser Gelegenheit nun stellt Herr Smith die Vermuthung auf, daß, wenn die Indianer Israeliten sind und ihre Gebetriemen noch Mosesta mitbrachten, sie dieselben gewiß sorgfältig als einen ihrer köstlichsten Schätze in der heiligen Lade aufbewahren, wie die Israeliten ehemals das heilige Geräth in ihrer Wundersade aufbewahrten. Nachdem sie dann schon längst die Kunst des Lesens vergessen, habe vielleicht ein Häuptling, oder ein Hohepriester, oder irgend ein alter weiser Mann, der ihre Traditionen zu bewahren pflegte, aus Furcht, diese heiligen Bücher möchten zuletzt ganz verloren gehen, sie mit den Gebeinen eines Thieres (dem bekannten Indianischen Zwein) in einen Umschlag von rohen Fellen eingenäht und diese Rolle in der Lade niedergelegt oder in dem Gürtel mit sich herumgetragen. So mochte sich das Ding sicher erhalten bis zugefähr in die Zeit, wo die Eingebornen jenen Indian Hill bewohnten, vielleicht im Anfang des letzten Jahrhunderts. Da habe es der Eigenthümer an jenem Orte verloren gehabt, wie eben so wahrscheinlich ist, es wurde vielleicht mit einem Häuptling oder Hohepriester begraben und ist so auf uns gekommen. Jedenfalls ist diese Konjektur unter der Voraussetzung, daß die Indianer Israeliten sind, viel wahrscheinlicher, als daß ein neuerer Jude es in jenem Zustande dort zurückgelassen habe. Schon ist es ganz Art und Weise, wie man die Pergamente aufbewahrt getunden, sieht ganz Indianisch aus, aber durchaus nicht jüdisch; kein neuerer Jude würde sich dazu verstehen, die kostbaren Bücher seiner Gebetriemen in einem rohen Fell, mit den Sehnen eines Thieres zusammengenäht, aufzubewahren, und noch viel weniger selbe er sie in einer Erde, wie sich unter der Lade befand, haben. Schon dies ist ganz unglaublich. — Auch verräth sich die Annahme, daß jener Fund von den Indianern herstamme, sehr gut mit der obenerwähnten Erzählung des alten Indianers von dem Buche, das seine Väter, da sie es nicht lesen konnten, unter die Erde vergruben.

Doch andere jüdische Gelehrte machen den Fund sehr hoch, und manche andere Zeugnisse für seine Hypothese an, so besonders die Feste, welche diese Indianer feiern, und von denen mehrere den Festen der Hebräer vollkommen entsprechen, z. B. ihr Esstlingsfest und gleich darauf an dem Abend desselben Tages einen Passahfest Aehnliches; ferner das Thierfest, das dem Versöhnfest entspricht; das Neujahrsfest und der Versöhnungstag; ein täglliches Opfer und ein Liebesfest.

Dabei darf man nicht vergessen, daß die Personen, welche die ausführlichsten Nachrichten von diesen Dingen geben, den Aeußerlichkeiten, die Sitten und den Charakter der Amerikanischen Eingebornen vor vielen Jahren zu studiren, als sie sich noch durch keinen ausgebretteten Verkehr mit den Europäern verwandelt oder verschlechtert hatten.

Wir schließen unsere Ausfüge aus Herrn Fezy's Abhandlung mit einem Abschnitt, in welchem die Indianische Sitte beschrieben wird, die mit dem altisraelitischen Gesetz von den Aussätzigen für unverzeihliche Todesschuld vor Rechtliches hat:

„Die Indianer glauben, daß das Blut eines Verwandten für gerechterisch aufgerbert, Blut für Blut zu vergießen; sie reisen hinunter von Pleiten, um das Blut eines Familiengliedes zu suchen, und sie bleiben fortwährend ihrer Rache eingedenk, bis sie sie befriedigt, obgen auch viele Jahre unterdessen verflossen seyn. Dagegen haben sie eine alte Sitte, gewisse Häuser und Städte als Zufluchtsplätze abzusondern, in welchen ein Verbrecher und selbst ein Gefangener, sobald er nur hineinkommen kann, vor jeder Blutrache sicher ist. Vortzum ernährt die Stadt Apalachucla in dem Gebiet der Creeks, als dem Frieden gehörigt, und sagt dazu: „„Keine Gefangenen dürfen hier getödtet, kein menschliches Blut darf hier vergossen werden.““ Adair erzählt, daß die Chorotees, obgleich sie sehr ausbewerdentlich verdorben sind, doch immer noch das Gefühl zu heilig achten, daß sie selbst einen vorsätzlichen Mörder in ihrer geliebten Freistenstadt Schutz gewähren; doch nur selten lassen sie ihn aus dieser Stadt sicher nach Hause kehren. An einem Nebenfluß des Mississippi liegt eine solche Asylstadt, Namens Choato, fünf Meilen oberhalb des Punktes, wo selber das Fort Loudon stand. In diesem Orte fand ein Engländer Schutz, nachdem er einen Indianer bei der Berührung seines Eigenthums getödtet. Er wollte später nach Hause zurückkehren, aber die Häuptlinge sagten ihm, das würde ihm schlecht bekommen, und er blieb daher zurück, bis er die Verwandten des Getödteten mit Geschenken beschäftigt hatte. In dem oberen Lande der Muskogee war früher eine alte heilige Stadt, Namens Koosah, jetzt nur ein kleines Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Mannigfaltiges.

— Erstiegungen des Montblanc. Seit seit fünfzig Jahren kennt man die Spitze des Montblanc. Bis dahin hatte es noch Niemand gewagt, den über Gletscher, Schneeberge und unermeßlich tiefe Abgründe nach dem äußersten Gipfel dieses höchsten aller Europäischen Erdzunkte führenden Weg ganz zurückzulegen. Der berühmte Saussüre hatte vergebrlich schon im Jahre 1760 für diejenigen einen Preis ausgesetzt, deren es zuerst gelingen würde, das Ziel zu erreichen. Er selbst versuchte es in Person zu Chamouni, einem Dorf voller Trümmer, aber noch immer ein Zufluchtsort für die, welche unvorsätzlich einen Todtschlag verübt. Es schienen wirklich solche Städte fast bei jeder Indianischen Nation existirt zu haben; sie besaßen alle gelinde, heilige oder weiße Städte, und noch nie haben sie Menschenblut vergießen sehen, obgleich man weiß, daß manche Personen gewaltsam aus ihnen entführt und dann unbarmherzig ermordet worden sind."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 5 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 91. Berlin, Montag den 31. Juli 1837.

Rußland.

Die Aufführung der ersten Russischen Oper *).

Von dem Fürsten Elim Mestschersky.

Am 27. November vorigen Jahres ward ganz Petersburg durch ein schönes musikalisches Fest überrascht. Das herrliche neu eingerichtete Gebäude, unser „großes Theater“**), hatte an jenem Abend seinen prachtvoll dekorirten Schauspielsaal für Hof und Stadt eröffnet; die sieben Logen-Reihen waren mit den schönsten Frauen in brillanter Toilette gefüllt und strahlten im Glanze der Wachslichter; der weiße, mit Verzierungen reich verzierte Saal war in seinem neuen Gewande noch nicht von dem Publikum gesehen worden, und glich in seinem einfachen, reinen, aber glänzenden Putze einer Festhalle, die ihre Bürde als Prunkerin erwartet. Und in der That sollten an jenem Abend Poesie und Musik den Tempel, der ihnen in der Hauptstadt Rußlands errichtet worden, würdig einweihen.

Mittwoch hatten die Petersburger die dahin einem solchen Feste beigewohnt. Sie waren heute eingeladen, etwas ganz Neues und Außerordentliches, eine von Kopf bis Fuß durch und durch echt Russische Oper aufführen zu hören; eine Oper, deren Gegenstand, Musik, Text, Verfasser und Komponist die Kinder des gemeinschaftlichen Vaterlandes, deren Held und Hauptpersonen aber Leute aus der mederen Klasse des Volkes waren.

Wenn man sich etwa glauben, daß Rußland die jetzt gängigen der National-Musik entkehrt habe; das Russische Volk hat im Gegentheil außerordentlich viel Sinn und Gefühl für diese echte Kunst; die Harmonie unserer Gesänge, von der Herr Zeiß auch unter Anderem in seiner „Geschichte der Musik“ spricht, ist allgemein bekannt. Unser Volkssänger, die Slowen, führen singend ihre Kriege, und in unseren Tagen geben die Soldaten in die Schlacht wie zum Konzert; ihre heiteren Refrains sind Muth einflößend und begeisternd. Der gemeine Russe singt: er mag nun traurig oder heiter, glücklich oder unglücklich, bei der Arbeit oder beim Spiele, zu Lande oder zu Wasser seyn. Die National-Lieder sind lebhaft, mannigfaltig; ihre Melodieen drücken bald Seufzer, harmonische Klagen der Liebe, der Erinnerung, des Bedauerns und Schmerzes, bald wieder die lauteste Freude, Trunkenheit und wilde Kühnheit aus. Auch sind mehrere Kompositionen aus den höheren Klassen der Gesellschaft schon in jenes geschickter musikalischer Feld, das ausschließlich den Männern mit Bärten und den Frauen im Kalokschen***) gehört, herabgestiegen, haben dort wilde, seltsch aufgeblühte Blumen gepflückt, sie mit geschickter Hand zu Kränzen gewunden und ihr schönes Talent damit geziert. Wie viele Themata aus National-Gesängen sind, nachdem sie ein wenig modernisirt worden, auf der Bühne in Vaudevilles und kleinen Opern erschienen; wie viele findet man in Gedichten von Romanzen auf den Klaviren unserer eleganten Welt. Wer kennt in Rußland nicht die reizenden Kompositionen des Grafen Wielhorsky, der Herren Werstowsky, Jenischka, Titof und Toiksi, dieser Künstler, deren vorzüglichstes Verdienst darin besteht, daß sie den volksthümlichen Stil, den Charakter der Russischen Musik europäischer haben, und deren Lieder vielleicht mit den Englischen, Französischen und Deutschen Productionen derselben Art rivalisiren können.

Indessen hatte es noch Keiner bis jetzt versucht, diese Volkslieder, so bedeutend sie auch immer seyn mögen, zu so großen, zu kolossalen Kompositionen auszudehnen; noch Keinem war es gelungen, die Musik, die bei uns noch fast in der Kindheit stand, zu einem hohen Grade von Ausbildung zu erheben und wie mit einem Zauberschlage die Idylle in Ode und Epopöe zu verwandeln. Wer hätte es wohl erwartet, daß die Töne der ländlichen Schalmeyen, dieses unbedeutenden monotonen Instrumentes, voetirt, dramatisirt, modulirt und chromatisirt werden könnten; daß diese poetische, beschiedene Pfeife in großen Arien, im Ober, Duett, Quartett und Recitativ, das seinen Italiänischen Ursprung unter einer Russischen Physiognomie verbirgt, auch eine nicht unbedeutende Rolle spielen dürfe? Und konnte man sich wohl vorstellen, daß die Balalaika, unsere einfache Mandoline, zu der Höhe und dem Umfang des Klarinett geführt werden könne? daß sie zur Begleitung ernster, grandioser Gesänge sich vortrefflich eigne und also im großen Orchester auch eine würdige Stelle einnehme? daß endlich das anspruchslose, bescheidene Nationalleid seinen ländlichen Sarafann*) verlassen und ein glänzendes Hofkleid anlegen würde? — Dieses große Werk, das man so vollbringen dürfe, hat unser junger Komponist, Michael Glinka, ruhmvoll und würdig vollendet.

Zunächst muß ich nun einige Worte über den Inhalt der Oper sagen. Der Text ist von dem Baron von Rosen, einem vortrefflichen Kritiker und sehr geachteten Dichter. Man weiß, wie schwerfällig und antipoetisch oft die Verse eines Singspiels sind, wie sehr die Fülsel des Komponisten lähmen und sich dem freien Aufschwung seines Genius benimmt in den Weg legen. Wie unangenehm, ja fürchtet ist es oft für ein gebildetes, kunstliebendes Publikum, wenn es in großen Opern schlechte, prosaische Verse mit anhören muß. Dem Libretto (Textbuche) der neuen Russischen Oper kann man diesen Fehler nicht vorwerfen. Der Inhalt des Dramas ist eigentlich sehr einfach; die Intrigue desselben durchaus nicht verwickelt, und obgleich noch mehr Abwechselung der scenischen Effekte, eine größere Mannigfaltigkeit zu überraschendern, unerwarteten Situationen, vielleicht auch mehr Zusammendrang in dem Ganz der Dichtung zu wünschen wäre, so sind doch viele wohlhabt poetische Stellen darin. Die Strophen und Verse des Gedichtes sind, wie die Musik Glinka's, echt Russisch und populair. — Wie mißnschern dem Baron von Rosen Glück, daß er es so gut verstanden hat, in seinen Worten die Naivetät, die rührende Einfachheit, das tiefe und reine Gefühl und primitive Kolorit unserer Volkspoesie beizubehalten; denn das ganze Gericht trägt das Gepräge unserer Nationalität. Die Wahl des Sujets muß zu jedem Russischen Herzen sprechen; es muß in der Seele jedes wahren Patrioten, der sein Vaterland über Alles liebt, ein Echo finden. „Das Leben für den Zaren“ heißt bei uns so viel, wie „das Leben für das Vaterland.“ Das ist die magische Formel, durch die Rußland auf das große Theater der Welt berufen worden ist. Möge sie mit Feuer-Buchstaben in den Herzen, in den Gedanken eines Jeden stehen! — An dem Tage, wo das Russische Volk diese heiligen Worte vergäße, würde es sich, gleich jenem Zauberlehrling der Goethe'schen Legende, in seinem eigenen ruchlosen Werke Tod und Untergang bereiten.

Der geschichtliche Inhalt der Oper ist folgender: Verrätherische Bojaren hatten den Thron der Zaren usurpirt; die Usurpation bedeckte ihre freche Stirn mit der Mütze Monomal's**), sie verbarg ihre blutbefleckten Hände unter dem Hermelin der Rurike; Rußland war durch Kriege und Pest zerrüttet, durch Einfälle fremder Völker und innere Unruhen zerklüftet worden; endlich rief man Fädelland, den Fürsten von Polen, in Moskau zum Zaren aus, und Rußland sollte zu einer Polnischen Provinz werden. Aber die Vorsehung beschützte unser Vaterland, sie verdrietete über die Russische Aristokratie den Geist der Liebe, der Einigkeit und des Gemeinsinnes. Das Volk und die Großen des Reichs umarmten sich als Brüder. Minin, der Schlächter, und Pückarsky, Fürst Pojarski, Daniel und Abraham Palitzin boten das blutende Rußland auf ihren heroischen Armen empor und trugen es bald ohnmächtig mitten durch die Leichname der Polen hindurch nach dem Kremle, dort verband es seine Wunden und stimmte in der großen Kathedrale die Hymne seiner Befreiung an. Auch die deutschen Bojaren schien jetzt ein neuer Geist zu beseelen; sie zogen erhabenen Patriotismus und habe Selbstverleugnung; ihr Stolz hatte das Vaterland ins Verderben gestürzt, ihre christliche Demuth rettete es wieder. Sie versammelten einen Rath und im Verein mit den drei anderen Ständen des Reichs, mit der Geistlichkeit und den Deputirten der Städte, zerrissen sie mit eigenen Händen die aristokratischen Privilegien, die unter dem falschen Demetrius bewilligt und dem schwachen Schuiski entrissen worden waren. Auf der Rathversammlung der Bojaren, ward das Riesenscepter der Russischen Zaren einem jungen Manne, der kaum den Knabenjahren entwachsen, übergeben und derselbe als unumschränkter Gebieter des weiten Russischen Reiches proklamirt. Dieser Held war Michael Romanoff, ein Abkömmling der weitverbreiteten Linie des Hauses Rurik. Michael war nicht bloß ein neuer Regent, der einen verlegten Thron bestieg, er war der junge Baum des politischen Lebens, der an den dürren Russischen Erdboden gepflanzt wurde: Michael war Peter der Große, war Katharina II., war Alexander; ihm verdanken wir Alles, was wir sind, und was wir in der Zukunft seyn werden!

Während das Königsland, von seiner großen Bestimmung noch nichts ahnend, mit seiner Mutter auf einem seiner Landgüter bei Kostroma zurückgezogen lebte und Gott es in ihrer Einsamkeit, wie

*) „Unser Leben für den Zaren“. Musik von Michael Glinka.

**) St. Petersburg hat vier Theater: das große Theater, das Alexandrinen-Theater, das Michael-Theater und das Kamennoi-Ostrof-Theater. In den drei ersteren spielen abwechselnd Russische, Deutsche oder Französische Schauspieler; das letzte ist nur im Sommer eröffnet und allein für die Französische Truppe bestimmt.

***) Kostüm der Russischen Bauernmen.

*) Die Kleidung der Russischen Bäuerinnen. Die Hofdamen haben zu dieß Tracht für Gala-Tage angenommen.

**) Die Krone Wladimir Monomal's.

Digitized by Google

einst den Knaben Jea's in seinem Tempel, beschützte, verwüsteten Polnische Marodeurs, die aus Moskau geflüchtet waren, das Land. Eine Abtheilung derselben drang bis in das Kloster von Semitow, den Ertzorte der Romanoff, vor; sie suchten Michael, um ihn zu ermorden; aber glücklicherweise kannten sie den Weg nicht und gingen irre. Endlich begegnete ihnen ein Getis, der Bauer Ivan Sussanin, Leibeigner der Romanoff; sie fragen ihn, welchen Weg man nehmen müsse, um nach Domnino zu kommen, und Ivan erbietet sich, sie dahin zu führen. Sussanin war Russe, er liebte Gott, sein Vaterland und seinen Gebieter mehr als sein Leben; sein Entschluß war gefaßt. Er läßt heimlich die Mutter und das Kind von der Gefahr, die ihnen droht, benachrichtigen und sagt dann ein letztes tearenzes Lebewohl seiner Familie, die er stets willig verläßt, um seinen Gebieter gegen eine größere, gegen ganz Rußland, zu erretten. Sussanin führt die Polen nach Domnino noch der entgegengesetzten Richtung hin, bis sie sich in undurchdringliche Waldungen verliert haben. Da erst bemerkten sie, welche Schlinge ihnen gelegt worden: der edle Getis wird mit Flüchen gemartert, gemartert, gezwungen oder seine Dual der Hütte kann seiner patriotischen Wuth die Gebenedeiung, das sie verbreitet, das Volk Rußlands zu entreißen. Sussanin stirbt; er opfert sein Leben für den Zaren; der junge Fürst geht nach Moskau, um dort sein Haupt mit der Kaiserkrone zu schmücken, und der alte Bauer empfängt im Himmel die Strahlenkrone der Märtyrer.

Diese Episode aus dem erhebendsten Drama der Russischen Geschichte hat der Baron von Rosen zum Sujet seines Textes gewacht.

(Schluß folgt.)

Italien.

Ueber den gegenwärtigen Zustand der Literatur in Italien.

(Schluß.)

Demnächst dürfte es wohl nöthig sein, mit südländischer Beharrlichkeit die Bemühungen der Neuitaliener Philosophie zu untersuchen, auch der Bewegung des verflossenen Jahrtauseno, in dem gegenwärtigen zu Hülfsteuern der Literatur aufgerufen worden waren, und die damit anderen, dieser sich zu bemächtigen und sie zu beherrschen. Denn wenn auch die Religion gewiß eine erhabene und reiche Quelle der Poesie ist, so ist sie doch nicht deren einzige; und wenn es zuweilig ist, daß von ihr hohe Begeisterung, glänzende Bilder, Empfindungen, zu denen Hoheit die Menschen niemals hinreichen, ausgehen, so ist es doch eben so zuverlässig, daß auch die ganze Natur, und die Moral insbesondere, wunderbare Schönheiten umfassen und vermöge ihrer Schönheiten eine reiniere und prächtige Poesie hervorbringen können. Aber der heilige Morgenthau, der in den verflossenen Jahren in seinen Wogen jedem Kultus, jedem Glauben unumschränken brachte, fließt jetzt, noch eben so stürmisch, zurück und führt die Empfindungen und Bestrebungen wieder zur Religion. Dahin trägt man gegenwärtig sein Bekennen, zu der bauten, die Poesie sey wesentlich religiös, müsse, wie ein lebendiger Strom, erwachsen aus dem Mysterium der göttlichen Offenbarung und gehe nothwendigerweise ein, wenn sie ihre Begeisterung nicht einzig und allein aus dem Glauben ziehe. Ja, man geht noch weiter und verschlingt im Voraus, daß eine Zeit kommen werde, in welcher „eine geistige, erhabene Poesie der Wahrheit hervorgehen und in irdischen Gewande auch die Uebertreibungen des Evangeliz, die nur in symbolischer Hülle der geistigen Welt, darstellen werde.“ — Diese dunklen und ganz eigentlich räthselhaften Reeensenten aber beleben nur die Gedanken derer aus, die, unzufrieden mit dem Leben und zerrig wider ihr Schicksal, die Poesie von den Wirklichkeiten der Erde trennen und mit ihren eigenen unaufgeschlossenen Conceptionen in eine andere Welt erheben, wo sie vielleicht in den Mysterien der Gottheit, der Ewigkeit und des Unendlichen umherschweifen lassen; so daß denn eine ascetische verachtende Poesie zu mir verunsterstreift, die wohl mit der Gemüthsart der frühen der Zeuge wohnenden, zum tiefen Nachdenken so geneigten Völker sich vertragen mag, unseren goldenen Gemüthern aber steden, farblos, unfruchtbar, der Einbildungskraft und dem Herzen ohne Einfluß auf die Zukunft erscheinen muß. Behüte der Himmel indeß, daß wir hiermit unbedeutlich gegen die Religion gesprochen haben, oder deren Ansehen und Wirksamkeit auch nur um ein einziges Nadelspitzchen hätten schmälern wollen! Im Gegentheile, wir glauben, daß die Mitwirkung der Religion in der Poesie von außerordentlicher Wichtigkeit ist, sowohl für die Zwecke der Moral, als auch für die der Künste. Aber wir glauben auch, daß diese Mitwirkung ihre Gränzen haben müsse, da zu Allem in der bewunderungswerthen Anordnung des Universums sein Platz, seine Zeit, sein Maaß zugetheilt ist, und im innigsten Verhältnisse haben wir die Ueberzeugung, daß es für die Poesie wie Macht der Religion nicht nothwendig sey, daß die Literatur in eine theologische Schule, die Literaten in Missionarien sich verwandeln. — Eben dasselbe Urtheil kann nun auch auf die Philosophie angewandt werden. Erklären sich die Bekenner der neuen Schule ganz offen, daß sie mit ihrer Lehre dahin streben, eine Verschmelzung der Poesie mit der Philosophie zu bewirken, eine Verschmelzung, die wir aber für eine nicht sowohl schwierige, als vielmehr ganz unausführbare Unternehmung ansehen. Denn der Verstand und der Wille sind zwei verschiedene Zähigkeiten oder Geschicklichkeiten, in die Seele gelegt, damit diese zu gleicher Zeit Verstandkraft, von das Gute zu erkennen, und freie Macht, es zu üben, habe. Jener sehr auf, vorgleicht, ernstgt, unthätig; dieser empfindet, will, schreitet zur Handlung. Jener ruht, regelt, zügelt; dieser gerath in Bewegung, drängt sich, reißt hervor. Beide vereinigt, üben jedoch wir ordnender nicht im Einklange, erregen den bedauglichsten Kampf, der die wahrhaftige Seele grundhoe, ihre Flüge nach dem Himmel, als nach einer Forschungsstätte der Ruhe und Ruh, abgelähmen: ein Kampf, den vielleicht auch der göttliche Platon dargestellen gewollt, in dem Bilde der beiden an den Wagen der Seele angespannten Rosse, von denen das eine sich zum Himmel schwingt, das andere an der Erde sich hinschleppt, was sicher auch Veranlassung gegeben zu jener Lehre von den beiden Genien, den Guten und den Bösen, die dann so vielfach sinnbildlich dargestellt worden von den Chaldäern, Persern, Aegyptern, Griechen, Indiern und selbst von den Kinesianern. Nun aber ist ja der Verstand, von der Vernunft geleitet, Philosophie, der Wille aber, von der Schönheit bewegt, Poesie, auf somit auch klar, daß diese beiden Disziplinen sich wechselweise stützen und unterstützen können. Es kann die Philosophie der Poesie brillante Rathschläge ertheilen, wie der Verstand dem Herzen dergleichen giebt, und sie, den wahren Interessen der Moral und Politik gemäß, zum Vorscheinen bringen; und es kann die Poesie dagegen die Philosophie angenehmer machen und ihr, durch Hinwegnahme der lästigen Trockenheit, der häufigen Dunkelheit und der ärgerlichen Anstrengung ihrer Lehren, die verborgensten Zugänge öffnen. Beide Naturen aber mit einander zusammenschmelzen und vermengen wollen, erscheint uns als ein Gedanke, der in die eitlen Utopien unserer Tage zu verweisen ist. Denn wenn die Philosophie poetisiren, die Poesie sich in Plato's Träume und des Cartesius Mühen vertiefen, und wollte die Poesie philosophiren, so würde sie matt, farblos, eisigkalt werden; der philosophische Geist, überfüllen seine Begriffe, seine Abstractionen wirdeing gend, müßte so alle jene Ideale, jene Gebichte, jene glänzenden und lieblichen Bilder, die sie nun so schönen Blüthen schmücken, auf- und davonfliegen.

Ferner glauben wir, daß die Literatur eine besondere Achtsamkeit auf die Wörter verwenden und dahin streben müsse, deren Bedeutung hinlänglich festzustellen und dem Mißbrauche derselben abzuhelfen. Sony vorzüglich ist dies in unseren Tagen, da die Speculationen und Abhandlungen so sehr vermehren, wo der verschiedene, sogar entgegengesetzte Sinn nichts Geringeres als die Richtigkeit der Gedanken, die Wahrheit der Empfindungen, der Ruhen der menschlichen Handlungen abhängig werden kann. Denn die allgemeinen Begriffe und die Abstractionen sind Komplexe einfacher Ideen, die man in eine Form zusammengefaßt hat, wie auch die Bedeutung einer einzigen Sache sich verringert, und diese zusammengesetzte Idee gewinnt ja nur durch die Thätigkeit des Geistes, der sie in sich auffaßt, oder durch das Wort, das sie ausdrückt und aufbewahrt, Dasepn. Nun kann also nur die genaue, bis in das Kleinste gehende, individuelle Kenntniß der einfachen, unter einem Worte zusammengefaßten Ideen von Werth und die Bestimmung dieses Wortes selbst genau festkommen. Vergleichen elementare und primitive Ideen wechseln aber beständig und überall, denn die Zusammenstellungen der reinen Vernunft oder die allgemeinen Begriffe werden durch jede Zeit, jeden Ort, jede eingebildete oder abgeschaffte Gewohnheit, jede politische, ökonomische oder moralische Neuerung um eine Idee vermehrt oder vermindert.

Endlich sind wir noch der Meinung, daß die Literatur Liebe zu den Studien und gute Einreihen jenes Gedankens lehren müsse, daß man ohne lange und gründliche Studien in keiner Wissenschaft, in keiner Disziplin zum Gipfel der Vorzüglichkeit gelange, und daß man, wenn man diesen Gipfel nicht erreicht, seinen Namen nicht ehrenden Ruf gewinnen könne. Dies aber muß am meisten geordnet und eingeschärft werden; denn in unserer Zeit schreien gar viele von den neuen Gesetzschreibern zu glauben, sie wären für die Moral-Philosophie und Wissenschaften ordentlich prädestiniert, und gaben schon in einem Alter, zu dem man sie kaum in die Schule schicken sollte, in diese Disziplinen wörtig erachtet hätte, förmliche Orakel von sich und redeten sich als Richter der Vergangenheit und Propheten der Zukunft, die Schulen der Vorfahren zu kennen und vernichtend und diesjungen, welche den durch glorreiche Spuren bezeichneten Bahnen mit absichtsvollem Vertrauen folgten, verachtend. War ja doch auch die Wahrheit der Alten, und welchen die reife Bildung entsprang, und welche fortwährend die Lehrerin der Verständigen blieb, eine Weisheit ohne Anwaßung. In jenen Zeiten, in denen die Schriften noch sehr selten waren, durchzogen die berühmten Weisen die Länder zur Verfragung von Erinnerungen, Sammlung von Ueberlieferungen und Erfahrung von Denkwürdigkeiten, um dann nachdenkend die Weisheit in ihren Schulen zu lehren, die sie sorgfältig und unermüdliche Studien erworbenen Lehre zu hinterlassen. Aber weil unsere Jugend auch diesem nützlichen Beispiele folgen kann, brauchen wir doch weiter ihr die Vergangenheit zu entziehen, noch die Einsicht der Alten zu verwerfen, als wäre sie ungenügend für die großen Bedürfnisse unserer Zeit und nicht geeignet, uns auf die Zukunft vorzubereiten, an denen die Menschheit gegenwärtig leidet. Im Gegentheil, wir muß der Jugend unbedingt das ganze große Feld, auf dem sie beobachten und lernen kann, offen und so, daß sie sich nach demselben sehne, zeigen. Von den numerischen Punkte aus, in welchen die Gegenwart besteht, hingestellt zwischen eine Vergangenheit, die man verehrt, und eine Zukunft, die ja noch nicht da ist, können nun wohl die außerordentlichen und hervorragen Geister in hohem Schwunge sich erheben und zu Höhen, vor ihnen noch nie erreicht, hinaufsteigen; aber die mittelmäßigen Köpfe, die ja so zahlreich sind und doch auch dazu bestimmt scheinen, mit ihrer Anderer für die Fortschritte und selbst politische Ordnung der Staaten, die die Fortschritte der Bildung, für die individuelle Glückseligkeit nöthig mitzuwirken, werden in einer nothgedrungenen Unthätigkeit verdammt oder einer sicheren Gefahr ausgesetzt sein, indem sie zu wider die Kräfte, jenen neuen Wissenschaften nachzueifern, nach Licht, nach Leitung suchen, die sie auf den Bahnen der Alten finden könnten. Und wäre auch die antike Literatur jetzt verschlet und den Forschritten oder den Bedürfnissen unserer Zeit nicht entsprechend, so würde es doch ganz sicher ein irriger und unvorsichtiger Rathschlag sein, die Jugend davon abzuhalten, der Erforschung ihres Ursprungs und ihrer Prinzipien, des Zeitraums ihrer Aufschwünge, und deren Schönheit nachzuforschen zu können, sich zu befleißigen. Denn das Anstellen einer sorgfältigen Untersuchung in dieser reichhaltigen Vorrathskammer von Lehren und Mustern erzeugt zu wohlverdiente die

Digitized by Google

Gewohnheit des Studierens, und diese Gewohnheit bringt wieder die des Nachdenkens, des Vergleichens, des Uebertragens und die, alle Vorfahrts-Fähigkeiten in einer fortwährenden und so sehr dienlichen Uebung zu erhalten, mit sich und lebt zugleich Bescheidenheit; denn das, was man lernt, erscheint immer als ein Nichts im Vergleiche mit dem, was noch zu erlernen übrig bleibt; und das Studium, je weiter es sich ausbreitet, desto mehr offenbaret es die Gränzen, innerhalb deren der menschliche Geist eingeschlossen bleiben muß. Kurz erfolgt selbst aber auch die Richtung des Geistes auf dergleichen Studien uns keineswegs aus einem durch Civilisation und Eleganz bildern den Jahrhunderte etwa in ein ungebildetes, barbarisches führen, sondern vielmehr hat auch Griechenland, wo wir alle Einrichtungen, alle Denkmäler in dem einzigen Ziele sich begegnen sehen: in dem Umsichen das Gefühl der eigenen Würde, welches das Prinzip aller Tugend und Kraft ist, zu stärken und zu veredelkommen, und bald auch Latium, wo ein ungekröntes und vielleicht einziges Bild, die Majestät eines die Welt beherrschenden Volkes, nur unserer Augen litt. Auf diese Weise würden sich unsere Studien auch nicht in fremder Literaturen, die mit der unsern nicht affimiliert werden können, verlieren; denn Latium ist ja unser Land; und die zweiten Italiäner, die den ersten, von Rom aus einen so großen Theil der Erde beherrschenden, gefeiert sind, finden dort noch dieselbe Sonne, denselben Himmel, dieselbe Luft, kurz alle die physischen Umstände, die der Poesie ein eigenthümliches und klar ausgesprochenes Gepräge und einen besondern Charakter verleihen. Griechenland aber war das Vorbild Italiens.

In allem diesen wollen wir nur noch das hinzufügen: daß die Werke der Lateiner, noch mehr aber der Griechen, in der Architektur, Skulptur und, so weit die Gewalt der Zeit es gestatten, auch in der Malerei, bei den Schulen nicht sowohl Bewunderung, als vielmehr eine wahre Verehrung genießen, und daß daraus diese die auf Abwege gerathenen oder verderbten Künste zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückgeführt werden sind. Auch eilen die Künstler ja von allen Seiten herbei, aus der Anschauung derselben Gesetze und Begeisterung zu ziehen, und bedienen sonst und wiederholt, daß sie, fern von diesen, ein Bild weder erfunden, noch ausführen können. Nun aber wüßten wir doch wahrlich weder, warum den Wissenschaften das Recht genommen werden sollte, das man den Künsten zugesteht, da doch sine, wie diese, Theile einer und derselben Bildung ausmachen; noch, inwiefern die Formen, die in den Künsten für Zeugnisse solcher Vortrefflichkeit, ja für Muster zu Volkommenheit erachtet werden, in den Wissenschaften, von denen sie doch ganz nach derselben Schönheit gebildet, und auf denselben Beobachtungen begründet worden sind, für altes Ueberbleibsel, verderbter Waare, ja für wenig Mehr als Unrath gelten sollen.

Alle: die Bibeln, die Väter, die Doktrinen unserer neuen literarischen Schulen auf eine feindliche und wirksame Einheit zurückzuführen, — das Einschreiten der Religion und Philosophie in den Wissenschaften dergestalt zu mäßigen, daß diese Disziplinen sich gegenseitig unterstützen können, ohne jedoch zu verlangen, daß die Poesie wissentlich religiös seyn und einer Philosophie mit der Vorgenommenheit werden soll, — den Wörtern einen richtigen Werth und eine genaue und sichere Bedeutung zu geben und somit zu bewirken, daß die Sprache ein Mittel zur Eintracht werde, anstatt einen Beweggrund und eine Gelegenheit zu Streitigkeiten abzugeben, — endlich, in den jungen Gemüthern, durch Zurückführung derselben zu der alten Verehrung der antiken Meister, damit sie in den Werken derselben reichen Stoff und wirksame Gegenstände für ein emsiges und steterndes Studium finden, die Liebe zu den Studien wiederzuerwecken: dies sind, nach unserer Meinung, die Hauptpflichten der gegenwärtigen Italiänischen Literatur und die Wege, auf welchen sie zu größerer Vollendung gelangen kann.

Girolamo Venazio.

Bibliographie.

I perduli poetici. — Poetische Versuche von G. B. Giorgini. — Lucca.

Sull' interdizioni Israelitiche. (Ueber den politischen Zustand der Juden in Italien.) Von Dr. Carlo Gattanco. — Mailand.

Lucrezia degli Obizzi. — Historische Erzählung von Carlo Lemi. — Mailand.

Epistole di Fr. Petrarca. (Italiänischer Uebersetzung von Petrarca's Lateinischen Briefen.) Von Fred. Ranalli. — Mailand.

Le antiche lapidi del Museo di Este illustrate. (Abbildungen der antiken Steine im Museum Este.) — Padua.

Commento alle pandette. — (Vort's, Professors in Leyden, Kommentar zu den Pandekten. Zum ersten Male in Italiänischer Bearbeitung.) — Venedig.

Della socialista della legge Rosicea. — Rede des Professors Lelio della Torre im Rathhause Padua. — Padua.

Ulrico e Lida. — Erzählung von Tommaso Grossi. In sechs Gesängen und in Ottave-Rime. — Mailand.

Türkei.

Die Türken im heutigen Konstantinopel.

Die Türken sind die zahlreichsten Bewohner Konstantinopels; von den 600,000 Menschen dieser Hauptstadt mögen wohl zwei Drittheile Muhammedaner seyn.

Die Türken von Konstantinopel sind die Nachkommen derer, welche unter Muhammed II. die Stadt eroberten; doch haben sich auch Türken aus anderen Theilen des Reiches und Mauren, die aus Spanien verscheuchen werden, in Konstantinopel angesiedelt und mit den Eroberern vermischt.

Der Türke ist im Allgemeinen verständig, enthaltsam, fromm, brav und mildthätig; aber dandern auch dreist, unwissend und oft fanatisch. Kaltblütig und leidenschaftslos im Alltagsleben, zeigt er, wenn man ihn reizt, die Wuth eines Tigers. Einige seiner moralischen Gebrechen hängen mit seiner bürgerlichen Stellung zusammen, andere darf man von den wilden Sitten seiner Beduinen herleiten. Der häufige Verkehr mit Europäern macht ihn zwar geschmeidiger und äußerlich humaner, doch schadet er oft seinem innern Menschen.

Die Civilisation der Hauptstadt war bis in die neuere Zeit ein Gemisch Asiatischer und mittelalterlich-Griechischer Elemente; die Bedürfnisse waren gering und der Luxus barbarisch. Man legte seinen materiellen Reichthum unbehilflich zur Schau und kümmerte sich wenig um schöne Mannigfaltigkeit der Formen. Dennoch hat die Türkische Nation in ihrer Art viele sehr geschickte und talentvolle Künstler und Werkmeister hervorgebracht.

Man findet in Konstantinopel Blumen-Maler, deren Arbeiten wegen der Zartheit der Zeichnung und der hohen Vollendung des Kolorits in Staunen setzen. Ihre Stukkatore in Holz, ihre Strahlerei, Gitterwerke und Marmor-Arbeiten verdienen großes Lob, und die Schiffbauer der Türken sind unübertrefflich; dies beweisen die Kiel's auf dem Bosporus, deren Leichtigkeit, Solidität, Zierlichkeit und Schnelligkeit nichts zu wünschen übrig lassen. Unter den Erzeugnissen der Türkischen Industrie verdienen besonders ihre Seiden- und Baumwollen-Zeuge, ihre Seidenstoffe, Sammete und Atlasse rühmliche Erwähnung. Die Türken wirken ohne Zweifel in jener Europäischen Kunst Fortschritte machen, wenn ihre Religion sie nicht im Studium der Dessins beschränkte und wenn die Regierung nicht allen Wetteifer reflektte.

Ein Fremder hatte in Konstantinopel ein Stück Land zu einem Garten angekauft und wollte dasselbe bearbeiten; aber die Innung der Gärtner widersetzte sich dem, weil sie sogleich eine Usurpation ein, wenn sie vorstellte, daß, wenn man eine Konkurrenz erlaubte, der Gärtner-Lohn zu niedrig würde. Man fand ihre Bitte gerecht, und der neue Garten wurde nicht angebaut.

Ein Kaufmann wollte eine Quantität Seiden- und Seidenstoffe, die in Konstantinopel fabrizirt waren, exportiren; aber der Zoll-Beamte wachte ihm dagegenlich, er könne die Ausfuhr dieser ganzen Quantität nicht verstatten, weil die Stoffe dadurch im Preise steigen könnten. — Es gab früher zwei Kattun-Fabriken in der Hauptstadt; damit aber keine Konkurrenz zwischen beiden entstehen, wurde beschlossen, daß sie in zwei verschiedenen Gränzen arbeiten sollten.

Die Türken sind die rechtlichste von allen Nationen der Hauptstadt. In den höheren Kreisen der Gesellschaft findet man zwar denselben Ehrgeiz und dieselbe Intriguensucht, wie in civilisirten Europa — oft sogar ohne die Hilfe der Konvenienz, die so gebräuchige Fehler in Schranken hält; aber man begeht nicht so leicht hier, wie anderwärts, abscheußliche Ausnahmen, und wir haben viele Charaktere bewundert, denen hohe Rechtlichkeit das Gläck zu beherrschen wußte. In den Mittelständen, unter dem Volke muß man den Charakter der Nation kennen lernen: ein Türke, den Du Dich anvertraut hast, wird Dich selten verrathen; er wird seinen Versprechen treu bleiben und alle Frumme Wege vermeiden. Das Unrechte, was er Dir zufügt, ist mehr eine Explosion der Leidenschaft, als ein Ergebniß schlauer Berechnung.

Man verläßt in Konstantinopel vor Sonnenaufgang sein Lager, und mit dem Anbruch der Morgenröthe beginnt sich Jeder still an sein Tagewerk. Einer Tasse Kaffee oder zuweilen Salep und ein Stück schlecht gebackenen Kuchens sind das Festschlecht des Morgens. Kein Frühstuspel. Kurz vor Mittag hält sie seine Mahlzeit, die aus Reis und Hammelfleisch oder gesalzenen Fischen und Obst zu bestehen pflegt. Er ist wenig und sehr rasch; sein Getränk ist klares Brunnenwasser. Nach dieser frugalen Mahlzeit geht er in die Moschee oder verrichtet sein Gebet zu Hause.

Um die Mitte des Nachmittags, in der Zeit, wo man Thiere nennt, findet das Gebet vor Sonnenuntergang statt. Dann ist der Tag vorüber; die Bäreaus und Tribunale, die Basars und Werkstätten werden geschlossen, und Jeder geht sich in sein Haus zurück.

Im Hafen von Sabrjugen jeden Tag; eine unzählbare Menschenmenge tummelt sich auf dem prächtigen Wasserspiegel. Die mannigfachen malerischen Trachten, der seltene, aber helle Ton christlicher Redegleichen, der Arabischer Gesang der Muezzin's von den Minarets, die stilbrechenden Wogen des Bosporus, der scharfe Sonnenschein, der den Gipfel des Olympos noch einmal schont, die ungeheuren Fischerei-Netze und das zauberische Gesin der Baumgruppen und Cypressen-Wäldchen — alle diese Scenen bilden ein harmonisches Ganzes, das vielleicht kaum auf Erden seines gleichen hat. Nachlässig in seinem Kaik ausgestreckt, raucht der Muselmann seine lange Pfeife, und neben ihm liegen Schibuk-Behälter, Pfeifen, mit Perlen und Juwelen besetzt, Fische, Fischer, kaute Milch (Joghurt) u. dgl. Das Abendessen ist die vornehmste Mahlzeit, doch immer frugal. Hat der Türke zu Abend gespeist, so besucht er etwa noch ein Kaffeehaus. Die Kaffeehäuser sind eine Art Casino's; hier trinkt man für einen Para eine Tasse Kaffee, raucht seine Pfeife und vertreibt mit befreundeten Gästen ihre Muße. Die Kaffeehäuser sind sehr geräumig, und in ihnen befinden sich Sitzbänke ohne Lehne (Jskemle), von denen ein Theil am Eingang des Kaffeehauses steht. Ueber dem Eingang wölbt sich eine große Laube. Mancher Müßiggänger bringt den ganzen Tag im Kaffeehause zu: er muß sich aber hören, viel von Politik zu schwatzen, da die Regierung solche Diskussionen nicht duldet.

Digitized by Google

Die Resignation, welche der Türke im Unglück zeigt, beruht auf seinen religiösen Ansichten. Er glaubt nicht an eine blinde Nothwendigkeit, sondern an göttliche Vorherbestimmung. Diese Ueberzeugung verleiht ihm einen gewissen Stolz, der dem Muhammedaner überhaupt eigen ist; er glaubt bei einem himmlischen Lichte erleuchtet zu sein, dessen die Andersgläubigen entbehren müssen. Sein Fanatismus macht ihn ungerecht und grausam; er gestattet aber dem Raja die ruhige Ausübung seiner Religion, so lange dieser ihm gutwillig den Tribut entrichtet. Die Capitulation Irvisiens unter dem Chalifen Omar ist der Typus aller Verbandlungen der besiegten Ehristen gewesen.

Das Uebergewicht der Russen im Orient hat die Türken dahin gebracht, daß sie sich wenigstens nicht mehr für die erste aller Nationen halten. Auch Sultan Mahmud's neue Einrichtungen sind der Lotterang sehr günstig geworden. Unter dem Generalstabe der neuen Truppen, bei vielen Gros-Würdenträgern und am Hofe selbst ist der Islam nur noch etwas Aeußerliches, Während unsere Muhammedaner das Gute in jeder Religion schätzen, ohne deshalb ihrem Glauben untreu zu werden. Was den religiösen Stolz der Türken zu Konstantinopel am empfindlichsten demüthigte, war die Einnahme von Algier, einer Stadt, die sie als ein Bollwerk des Islams zu betrachten pflegten. Wenn die Russen den Krim sich bemächtigt, die Donau überschritten, den Balkan selbst erstiegen hatten, so existirte noch, zum Trotze des altgläubigen Wiener, eine jungfräuliche, den christlichen Einflüssen unberührte Stadt, wo die Religion Muhammed's unbeschränkt waltete. Die Engländer herrschten in Bagdad; Europäische Art und Sitte drang in Aegypten ein; Tripolis selbst konnte das türkische Waldthum einmal unterliegen müssen — Algier allein war noch das „unbesiegte Haus des heiligen Kampfes" (Dar-ul-Dschihâd), wie die Araber es nannten. Auch verbreitete die Nachricht von seinem endlichen Falle große Bestürzung und Entmuthigung unter den frommen Moslimen aller Gegenden.

Der Türke hat treffliche Anlagen zum Soldaten: er ist nüchtern, zu allen Leibesübungen geschickt, tapfer im Streite, geborsam und gegen Strapazen wenig empfindlich. Ein Französischer Offizier, Herr Gardanne, hat die ersten regulairen Truppen des Sultans geübet und organisirt noch immer neue Regimenter. Eine gedruckte junge Mannschaft, der vielleicht niemals Europäische Musik zu Ohren gekommen war, ist durch die Bemühungen des Unermüdeten Deutschen so weit gediehen, daß sie jetzt vollständige Ehre geschickter Spielleute bietet.

Was aber den Feuchtheiten der Civilisation im Osmanischen Reiche unbezwinglich mächtig entgegenwirkt, ist der Umstand, daß die Pforte keinen Ausländer in ihre innersten Angelegenheiten einweiht. Ihre Gesandtschaften erhalten militairische Kommandos; der Kapudan-Pascha, Botschafter oder Dragoman Offiziere gilt für einen bloßen militairischen Lehrer, dem man beseldet; der Sultan giebt seichen Institutionen öfter Zeichen seines Wohlwollens; allein sie würden in viel größerer Achtung stehen, wenn man ihnen wirklich Befehlshaberstellen übertrüge. Auch klimm die Türkischen Offiziere in diesen Fällt nicht nützlichere Vorbilder.

Der Türke reist wenig und besucht niemals ein Europäisches Land, es sey denn, daß er zu einer Gesandtschaft gehöre. Die Bürger von Konstantinopel verlassen ihre Hauptstadt selbst zu merkantilischen Zwecken nur selten, ohne sie besuchen höchstens die Küsten des Schwarzen Meeres.

Die Großsichtigkeit der Türken hat weder Neugierigkeit, noch Gerüschheit. An schönen Sommertagen sieht man den Muselmann unter kühlen Lauben, in der Nähe eines Springbrunnens, oder am Ufer des Bosporus saß und unbeweglich sitzen und seine lange Pfeife rauchen. Man glaube aber ja nicht, daß er gar nichts dabei: die Rösterion ist bei dem Türken immer thätig, er bleibt still über sich selbst und bei dem Dampfe des Tschibuk trifft manchet großartige Plan. Es ist eine höchst merkwürdige Thatsache, daß Türken, die aus einer niedrigen Stellung im Leben unplötzlich zu hohen Aemtern befördert wurden, dem ungewohnten Berufe fast ohne Ausnahme sich gewachsen zeigten.

Die vornehmen Türken lieben schöne Pferde; doch sieht man jetzt weniger Pferde in Konstantinopel, seitdem der Sultan das Beispiel großer Einfachheit in seinem Kaiserlichen Hofhalt gegeben hat. Auch die ungeheuer zahlreichen Dienerschaften sind bedeutend reduzirt worden.

Es giebt in Konstantinopel eine große Menge öffentlicher Schulen, die zum Theil ziemlich gut sind; auch können die Kinder aller Stände sie besuchen. Wer höheren Unterricht genießen will, findet sich eine höhere Lehr-Anstalt, wo Männer der Religion und des Gesetzes gebildet werden. Schon vor Mahmud bestand eine mathematische Schule, und der regierende Sultan hat ein chirurgisches Kollegium gestiftet, an dessen Spitze Europäische Wundärzte stehen. Beide Einrichtungen haben guten Fortgang. Die Türken zeigen überhaupt große Lernbegierde; möchten nur ihre Studien so geleitet werden, daß sie nicht blos mit den Formen, sondern auch mit dem Geiste der Europäischen Kultur innigst sich vertrauten lernten!

Da wir eben von öffentlichen Anstalten reden, so sey auch der nächtlichen Feuerwachen in Konstantinopel Erwähnung gethan. Es giebt deren drei sehr Thürme, von denen einer im Mittelpunkte der Stadt, ein zweiter im Serai und der dritte in Galata steht. Auf diesen Thürmen befinden sich Feuerwachen. Sobald eine Feuersbrunst ausbricht, werden die benachbarten Hauptwachen davon in Kenntniß gesetzt; starke Patrouillen gehen durch die Straßen, stoßen mit ihren dicken mit Eisen beschlagenen Stöben an den Boden und schreien „Feuer!" indem sie das Stadtviertel nennen, wo die Feuersbrunst ausgebrochen ist. Dann eilt Jeder, der etwas zu verlieren hat, dorthin und reitet, was er kann. Die sehr leicht gebauten hölzernen Häuser, deren Wände oft von Innen mit Oelfarbe bemalt sind, gerathen schnell in Brand; weht nun in solchem unglücklichen Augenblicke der Wind, so gleicht die Feuersbrunst einem Sturme, den nichts aufzuhalten vermag, und entlischt nicht eher, bis sie auf ihrem Wege an ein massives steinernes Gebäude stößt. Es ist ein erschütterndes Schauspiel, zu sehen, wie die Leute ihr Hausgeräth auch den öffentlichen Plätzen über einander werfen, wie Frauen und Kinder flüchten, und wie man Häuser einreißt, um der fressenden Flamme ein Ziel zu setzen. Die Spritz-Pumpen thun indeß ihre Schuldigkeit, und der Zuschauer beobachtet in ängstlicher Spannung den Kampf der beiden Elemente. Aber selbst da, wo das Feuer am ärgsten wüthet, entsteht keine Verwirrung; die morgenländische Resignation macht jedes Unglück erträglicher. Der Sultan, die Minister und die Großen des Reichs kommen persönlich und ermuntern zu eifriger Hülfsleistung. Oft sah ich den ganz Ruhigen in geringer Entfernung von ihrem abgebrannten Hause ruhig an einem Eckstein oder auf den Stufen vor einer Moschee sitzen und hörte die Unglücklichen mit großer Ruhe „Es war Gottes Wille" sagen.

Der Sultan wird bei solchen Gelegenheiten auf eine sonderbare Weise geweckt; eine der Frauen, welche der innern Wache seiner Gemächer vorstehen, tritt mit einer großen ausgeschlossenen Laterne aus rothem Zeuge ins Zimmer, ohne ein Wort zu reden; aber das Geräusch, das man vorsichtig beim Oeffnen der Thür macht, weckt Seine Hoheit aus dem Schlafe. Der Sultan läßt sich sogleich die Details der Feuersbrunst melden und reitet im Nothfalle selbst nach der Brandstätte.

Mit den Muselmännern steht in Konstantinopel eine Menschenklasse, die, ihrer Stellung nach, in unserer Gesellschaft nichts Analoges hat — es sind dies die Sklaven. Man denke hier nicht an eine Sklaverei, wie sie in den Amerikanischen Kolonieen besteht; der Türke hält seine Sklaven eines Christen nicht für würdig, und in der That ist die unterste Stufe der sozialen Leiter, von der man daß sich erheben kann.

Die Muselmänner lassen ihre Sklaven in den Vorschriften des Koraus unterweisen; stirbt der Sklave, noch ehe er zum Islam bekehrt ist, so wird er in eine Matte gewickelt, auf ein Brett gelegt und an der ersten besten Stelle begraben. Kein in Konstantinopel wohnender Ehrist darf Sklaven kaufen oder bei sich unterhalten, und der Franken gestattet man zuweilen leidigene Neger.

Viele Muselmänner aus den Provinzen kommen nach Konstantinopel, um daselbst durch ihre Industrie Geld zu erwerben. Die Türkischen Kaufläden retrutiren sich gewöhnlich unter den Losen, einem wilden Volke, das einen Küstenstrich des Schwarzen Meeres am Fuße des Kaukasus bewohnt. Diese Losen sind frisch, brutal und schwer zu Gehorsam zu gewöhnen. Auch viele Kurden leckt die Ansicht auf gutem Gewerb nach der Hauptstadt; dieses adelstolze Volk gilt für ehrlich, ist aber sonst nicht viel gelitten, als die Losen. Die Barbaresken aus Tripolis, und noch mehr die aus Tunis, sind ein scheußlicher Menschenschlag und gelten für geschickte Handelsleute. Den Arabern aus Syrien, die übrigens nicht eben zahlreich sind, wirft man Betrug und Gaunerei vor, welche Laster der übrigen muhammedanischen Bevölkerung Konstantinopels völlig fremd sind. (Bibliothèque Universelle.)

Mannigfaltiges.

— Nachdruck in Nord-Amerika. Das Hinweisen auf die Pflicht, den Nachdruck zu verachten, ist jetzt auch das Carthaginenser-Lied derjenigen der gesammten amerikanischen Presse. Das jüngste Heft der North-American Review macht bei Erwähnung einer in den Vereinigten Staaten erschienenen Ausgabe von Silvio Pellico neuerdings auf die Nothwendigkeit aufmerksam, auch amtlicherseits Schritte stellern auf die Gesuch Schutz gegen den Nachdruck zu verleihen. „Ein Amerikanischer Buchhändler", sagt das gedachte Blatt, „wird jetzt kein Haar seyn, einem inländischen Autor ein angemessenes Honorar für ein Werk zu bezahlen, dessen Absatz obendrein noch zweifelhaft ist, während er für gar nichts das neueste Werk eines populairen Englischen Schriftstellers erhalten kann, von dem er sicher ist, eine Auflage zu verkaufen." — Hieraus geht natürlich für Nord-Amerika hervor, daß sie sich das ähnlich sonstiniere Gesetz der Konfessions-Lenore, daß es an keiner eigenen Literatur gelangen kann. „In unserem ganzen Lande", fährt der Reviewer fort, „giebt es kaum ein Dutzend berühmter Leute, deren Schriften von den Verlegern honorirt werden. Aber es möchte wenigst zu unterlassen sind, wie viele Schriftsteller Honorar bekommen, die nie vielleicht ein Honorar empfangen. Ist, daß das Land mit den schlechtesten und interessesten Ausgaben überschwemmt wird. Wenn ein Englischer Schriftsteller, Bulwer oder Marryat z. B., einen Roman erschienen läßt — gleich sind unsere Nachdrucker hinterher, und damit sie nun die Ersten auf dem Markte seyen, muß die ganze Prozedur mit der größten Eilfertigkeit vor sich gehen. Der Konkurrenz wegen muß das Buch auch recht wohlfeil seyn und erscheint daher in schlechtesten Gewande, oft auf Löschpapier, so daß nach sind oder sechs Jahren von dem Buche gar kein Gebrauch mehr zu machen ist und jede ordentliche Bibliothek sich schämen muß, es in ihrer Sammlung zu besitzen. Man kann sich übrigens auch denken, daß, da es bei Geschmad unserer Nachdrucker ist, in der in der Regel die Auswahl trifft, nie gerade mit wertvollsten und wissenschaftlichsten Werken am schlechtesten versehen sind. Das Begehr der Menge leitet ihre Unternehmungen, und so muß es dergenige, der nicht zu dieser Menge gehört, auf die Befriedigung seines Bedarfs ganz verzichten, da aus England nur wenig Originalwerke nach Amerika jetzt kommen und wissenschaftliche Männer in Amerika für unsere Druckereien nicht beschäftigt sind." — In Belgien und in der Schweiz möge man aus dieser Darstellung eine Nutz-Anwendung ziehen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 92. Berlin, Mittwoch den 2. August 1837.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

George Sand.

Wer ist er? oder wer ist sie? so haben wohl schon Tausende gefragt: ein Mann oder ein Weib? ein Engel oder ein böser Dämon? ein wirklich existirendes Wesen oder ein paradoxes Hirngespinnst? Das Eine wissen wir, von einem Schriftsteller ist die Rede, den man zu den größten unserer Tage zählt. Wie fand er sich zu uns? weß Geistes Kind ist er oder sie? Wer gab ihm diese Wundermacht der Rede, diese unerschöpfliche vielgestaltige Kunst des Stiles? und wie kommt sie dazu, eine solche Fluth von bitterem Spott, von zürnendem Hohn, von schneidender Verachtung über unsere Welt und Gesellschaft ausgießen? Als Mann eine außerordentliche, als Weib eine räthselhafte Erscheinung, — und nun gar beides zugleich? Kein Wunder, wenn das Urtheil an einem solchen Phänomen irre wird, wenn unserem Interesse daran eine unwillkürliche Scheu, unserer Bewunderung eine gehrime Furcht sich beimengt. Ein Doppelwesen, in welchem die Empfindungen, die Gemüthserregungen, die Leidenschaften beider Geschlechter tausendfach durch einander gähren, sollen wir prüfend, forschend ins Auge fassen; von einer Gestalt, die dem Beobachter seinen Augenblick stillhält und ihn mit Gluth und sprühenden Funken blendet, sollen wir mit wenigen Zügen ein Bild entwerfen. Es sey versucht.

Die Juli-Revolution war eben vorüber, — vor dem Zorne, vielleicht nur vor der plötzlichen Laune eines empörten Volkes war ein Thron in Trümmer gegangen, — ein Königthum, welches sich unüberwindlich wähnte, unerschütterlich dünkte, lag wie vom Wirbelsturme getroffen im Staub, — noch hatte das Wetter nicht ausgetobt, kaum waren erst die Barrikaden weggeräumt, als auf dem denkwürdigen Schauplatze des Kampfes ein junger Mann eintrat, der in diesen Tagen Paris zum ersten Male sah. Wo Ihn er her? Von wo die großen Dichter und Schriftsteller kommen, verlaßt Euch darauf. Wohl lief er nach Paris? Was Jeder beim Abschiede daheim läßt: seine Ruhe, seinen Frieden, sein Glück, — wohl dem, der ein wenig davon mitnehmen darf. Was brachte er mit? Jugend, Raumth, Talente, reiche Hoffnungen, heiße Lebensdurstheit, die Fülle der Gaben, kraft deren dem Begabten die Welt gehört. Was suchte er in Paris? wäre er in seinen Tagen darum gefragt worden, er hätte es selbst nicht zu sagen gewußt. Und was fand er in der großen Hauptstadt? Das Schauspiel eines reichbewegten Lebens für seinen Geist, die Leidenschaft, wonach sein Herz, die fruchtbare Aufregung, wonach sein stürmischer Sinn verlangte, Wort und lebendige Zeuge für das Konzept seiner Empfindungen; mit einem Wort, in der Freiheit und Fülle dieser neuen Existenz fand er die Poesie.

Zürwahr, das Kind, das dem Vater den Gehorsam aufsagte, das Weib, das die Fesseln einer unwürdigen Ehe eigenmächtig abwarf, das unerkannte Genie, das für seinen Drang im Umwälzen und Umstürzen Befugniß fand, kannte zu seinem Einzuge in Paris keine glücklichere Zeit wählen, als das Jahr 1830. Den verwegensten Gedankenwurf, die ausschweifendste Phantasie, die kühnste Rede wagen zu lassen, bot sich hier Gelegenheit und weiter Spielraum. Die Stadt, wo eben noch alle Künste und Genüsse des Friedens blühten, wo Literatur, Poesie und schöne Kunst an der Tagesordnung war, hatte sich plötzlich in ein Chaos verkehrt, war erfüllt von Brausche, von Schrecken, von Ahnungen des Erhabenen und Eigenungen; ein tumultuarisches Drängen und Ringen, worin der Emporkömmling seinen Vorgänger rücksichtslos vom Platze stieß; in den Straßen ein tobendes, jubelloses Volk, dem nichts mehr unantastbar schien, das in die Kirchen stürmte, um die Altäre wie den Thron zu stürzen, um Gott aus dem Heiligthum, wie jüngst den König aus den Tuilerieen, zu verjagen. Der Zeitpunkt war der günstigste für Abenteurer aller Art, wovon sie auch getrieben seyn mochten, — ob von Ruhmgier oder Habsucht, ob von Haß und Leidenschaft, ob endlich vom Drange des Genies und der eingeborenen poetischen Kraft.

Kaum angelangt auf diesem revolutionairen Schauplatz, fand unser männlich-weiblicher Held sich auch mit seinem Blicke, mit rüstigem Muthe darin zurecht, — ja, es ward ihm wohl dabei, er fühlte sich in seinem Element. Die jüngste Revolution wollte nun auch auf literarischem Gebiet durch neue Schriftsteller und Dichter verherrlicht seyn, und den Ruhmwilligen, die den Kampfplatz zu betreten wagten, wurde ein hohes Maaß von Kühnheit und Originalität im Voraus zugemuthet. George Sand faßte diese Lage der Dinge mit männlicher Einsicht und Energie und zugleich mit aller Feinheit weiblichen Instinktes auf; sein Muth schwoll hoch, und wie der junge Soldat ins Gefecht geht, voll der stolzen und freudigen Zuversicht, daß in der Zukunft der Marschallstab seiner harrt, so stürzte er sich mitten in das Kampfgewühl. Könnt Ihr ihn Euch denken? Ein junger Mann, klein von Wuchs, anmuthig von Gesicht, mit dunklem Haare, gräulich lebendigem Auge, das forschend und durchdringend in die Welt sah, die Stirn fein und schön gewölbt, mit dem Spruche einer bedeutenden Intelligenz; voll Heldenmuth, voll rastloser Mißbegier, allem Zwange abhold und in der neugewonnenen Freiheit jubelnd wie ein Knabe, der eben dem Zwange der Schule entronnen; feurig, leidenschaftlich, übermüthig sogar, und doch voll Ernst und Tiefe des Gefühls, eben so kräftig als geistreich, eine reiche Zukunft andeutend in sich tragend: — so war George Sand in jenen Tagen. Wie sollte er nicht gebieterisch werden von den Anblicke des damaligen Paris, von dem Flammen-Ausbruch des revolutionairen Vulkans, von der Gluth politischer und socialer Aufregung, die gleich einem Lavastrom aus diesem Krater sich ergoß? Wie sollte sein Kopf nicht schwindeln, sein Gehirn nicht ergühen in dem Getränke und Gewühl dieser Straßen, die ein Regierungsfest noch durchwogte? Mit welcher Neugier mag er Paris durchwandert und jeden Ort, jedes Denkmal der jüngsten Thaten betrachtet haben: die Stein, verwüsten Tuilerieen, die vom wüsten Faschings-Trupp entweihte, zerstörte Kirche Saint Germain l'Auxerrois, und dann vor Allem das neue Juli-Königthum, wie es schlicht und freundlich über die Straßen einhergieng, über die Steine, die noch locker lagen von den Barrikaden her und unter seinen Füßen wankten und schlitterten, als hätten sie vereint, eines Königs Schritt und Tritt zu spüren. Mit was für Wundergebilden mochte die Phantasie des jungen Mannes, draußen in der einförmigen, einsamen Provinz, das nie gesehene Paris bevölkert haben! Kam sie ihm nicht jetzt in der Wirklichkeit wie eine glänzendere und abenteuerlichere Träume übertreffen? So begreifen wir die Ueberspannung, die sich seiner bemächtigte; für den trotzigen Sinn, der eben die Bande häuslicher Verhältnisse und Pflichten abgeschüttelt hatte, für das aus seinem Freiten aufgestörte Gemüth, für die nach reicheren Genüssen und Aufregungen dürstende Seele war diese Zerrüttung der gesellschaftlichen Zustände ein willkommenes Schauspiel, ein Freudenfest, in dessen Taumel sich die exaltirtesten Hoffnungen und Bilder der Zukunft wallten.

In solchem Rausche verlebte George Sand seine erste Zeit in Paris. Im Geiste nahm er Besitz von dieser neuen Welt voll Siegens und Drangens und merkte nicht, wie er selbst von ihr überwältigt, wie ganz und gar er dem allverbreiteten Enthusiasmus der Revolution unterthan worden war. Die höchste Lust fand er darin, auf den noch ganz frischen Trümmern niederzuwandeln, all' die gestürzte Herrlichkeit des vorigen Tages mit Füßen zu treten und über den Ruinen, wie ungebeugten Gesetzes, als auf einem fertigen Siegsthal, zu erhöhen. Da war mehr als eine Krone zu gewinnen, mehr als ein Scepter, das herrenlos am Boden lag, zu erbeuten; und George Sand begann sich zu fühlen, — zu fühlen, daß mit einigem Glück und Geschick eine Macht und Herrschaft der neuen Gesinnung der Dinge ihm zu Theil werden müsse. Er ließ sich köstlich ferner auf der Fluth der Gegenwart, recht in der reißenden Mitte des Stromes, und diesen brausenden und tosenden Umgebungen angemessen bewerte er die Zukunft. Er sah alle Bande der gegenwärtigen Gesellschaft sich lösen; er bildete sich ein, noch den Zerfall alter Sitten und Institutionen, das Zunichtwerden aller hergebrachten gütlichen und menschlichen Ordnung zu erleben: die Familie, die Ehe, die Kirche, die Taufe werde über kurz oder lang nicht mehr existiren, — so war die Idee, oder vielmehr der Wahn beschaffen, der ihn zu leidenschaftlicher Gluth begeisterte, aller seiner Seelenkräfte sich bemächtigte, zum Gegenstande all' seines Sinnens und Trachtens wurde. Der Bereich dieser Vorstellungen und Gesinnungen, für Andere ein unbegreiflisches, schrauken- und bodenloses Chaos, war die Heimath, wo dieser excentrische Geist sich ausbreitete; an solchem Stoffe hat dieser Genius sich großgenährt und die Gestalt gewonnen, in der er uns vor Augen steht. Ohne die Juli-Revolution hätte George Sand sich selbst nicht erkannt; diese mächtige destruktive Genie wäre nicht erweckt worden, und — wer weiß, der Zündstoff, den er in tausend und aber tausend Gemüther geworfen, hätte für ewig schlummern können. Seht da Euer Werk, Ihr Zerstörer der alten und Gründer der neuen Ordnungen. Ihr Stifter glorreicher Revolutionen! Euer Thun wirft die rebellischen Geister: Carrel, Lamennais, und den gesäbelrichten von allen, George Sand. Aus den Sternen der Barrikaden erblühen sie, gewappnet und streitbar, wie die Männer aus des Cadmus Drachensaat, und der mühsam künstlich aufgeführte Bau Eures neuen Staates wird täglich von ihnen in Frage gestellt, täglich in seinen Grundfesten angegriffen und erschüttert.

Digitized by Google

Der erste Rausch der Begeisterung konnte indeß nicht beständig in gleicher Stärke fortdauern, und so kam unser junger Dichter, nachdem er Alles gesehen, was für ihn zu sehen, Alles gehört, was zu hören, Alles bestanden hatte, was zu bestehen war, mit abgekühlter Phantasie von manchen Täuschung wieder zurück. Um so richtiger und ernster vernünftiger sich in den Verhältnissen, worin er mit seinen Ueberzeugungen gebannt war; er prüfte sich und ging sorgfältig mit sich zu Rathe, ob er auch wirklich die Kraft besitze, diese Lehren zu verkündigen und zu gestalten, ob er fähig und berufen sey, die grausamen Wahrheiten, die unbarmherzigen Paradoxen, von denen sein Gemüth durchdrungen war, vor der Welt zu behaupten und durchzusechten. Wie sollte er Anderen die Erkenntschaften, die Erfahrungen begreiflich machen, die er, der Neuling, auf seinem steilen Gange durch eine unbekannte Welt, inmitten einer erschütternden Revolution, an sich selbst erprobt hatte? Doch blieb er nicht lange in Zweifel, was für ihn zu thun oder zu lassen sey. An Arbeit auch fehlt ein Kind, faßte er seinen Beruf ins Auge und ging daran, wie ein Meister. Er tippte sich den Staub von seinen Kleidern, stellte sein langes schwarzes Haar darunter, so gut es gehen wollte, und ging hinaus ins Freie, um sich über sich selber zu erholen und zu denken sollen. Am Strome schlenderte er auf und nieder, ging seinen Träumereien nach, ließ sich vom Abendwinde anfächeln, und manche schöne junge Spaziergängerin warf freundliche Blicke auf den einsamen Lustwandler. — Der Zufall jedoch führte ihn eines Tages mit einem Vertäger zusammen, und da das Suchen ihn so lange, so mehr verdroß, so bot er dem Manne sein Buch an: „Da habe ich", sagte er in lachendem, unbefangenem Tone, „einen ganz schiefen Roman, worüber ich nicht volle vierzehn Tage geschrieben habe." Der Buchhändler ließ sich die Sache genauer und erbat sich an diese Werk eines Unbekannten, der sich selbst darüber lustig machte, 400 Thaler zu wagen. „Was", sagte Georg Cotta, „400 Thaler für vier Bändchen von mir! das ist ein verderblicher Handel." Sprach's, schob das Geld des „unglücklichen Verlegers" in die Tasche und warf es dann in einen Winkel seines Kämmerleins, wo es er's aber allgemach wieder hervorholte, um ein Zwanzigfrankenstück nach dem anderen „springen zu lassen".

(Fortsetzung folgt.)

Bibliographie.

Défense de l'ordre social contre le Carbonarisme moderne. —
Von Boyer. Zweite Abtheilung. ½ Fr.

Traité théorique et pratique des contrefaçons en tous genres, ou de la propriété en matière de littérature, théâtre etc. — Von Gastambide. 6 Fr.

Alpes et Danube. — Reisen in der Schweiz, in Steiermark, Ungarn ꝛc. von dem Ex-Minister Baron v. Hauffz. 2 Bde. 15 Fr.

Traité sur l'embonpoint ou obésité. — Von Lapauouse. 2½ Fr.

Rußland.

Die Aufführung der ersten Russischen Oper.

(Schluß.)

Der 27. November war der Jahrestag des Todes Sussanin's und der Wiederherstellung Rußlands. Es geschah also aus einem eben so patriotischen, als poetischen Grunde, daß gerade dieser Tag zur ersten Aufführung der neuen Oper gewählt wurde; die Liebe für die Kunst vereinigte sich mit der Andenung des Vaterlandes, um jenes Russische Herz freudiger zu stimmen; und so war es denn nicht bloß ein Musikfest — es war ein großes der Stimmerung geweihtes Volksfest, welches an jenem denkwürdigen Abend gefeiert wurde. Die Sinne, das Gefühl, die Seele, das Gedächtniß sogar athmeten in einer Atmosphäre dimmlischer Harmonien; Alles war berauscht, exaltirt und entzückt, jubelte in sich und uns her; es war ein begeistertes Drama, eine begeistert Musik und zweimal wiederholte Akkorde, die man auf der Bühne und in der Tiefe des Herzens wiederhallen hörte. Auch hatte dieses Schauspiel etwas Feierliches, Religiöses, das an die Jenischen Feste, an die Höfe der Troubadoure und Minnesänger erinnerte.

Lobt uns jetzt auf Michael Glinka zurückkommen. Dieser junge Komponist hat alle auf immer ein Problem gelöst, dessen Bedeutung man wohl ahnte, aber weder auffinden, noch begreifen konnte; er hat uns mit einer neuen National-Musik, die die Probe der Wissenschaft wohl bestanden hat, bereichert; er eröffnete der musikalischen Welt eine neue Aera und führte die Kunst in eine fremde unbegrenzte Region. Das Fiat lux! ist für die Russische Musik ausgesprochen worden. Es giebt Leute, welche die Nationalität der Musik ganz leugnen. Was schön ist, wird überall, zu allen Zeiten und an allen Orten schön bleiben, sagen sie; wir gehen ja, das es verschiedene Schulen, oder seine National-Eigenthümlichkeit in den Künsten giebt. Ehe wir also zu den Details der Oper übergehen, wollen wir es versuchen, diese Meinung zu widerlegen. Ganz gewiß ist das, was schön ist, auch überall schön; aber wie sollen es doch nur nach dem Gefühl sür das Schöne, das wir in uns tragen, nicht etwa nach dem Werth des Schönen selbst ans. In den Künsten ist es der Reiz, der Ausdruck, das wir Neal nennen; es ist die Offenbarung, die Darstellung der unendlichen Schönheit, die nur in Gott und seinen Werken ist. Und eben diesen mehr umfassenden Charakter des Idealen bestätigt die reiche Mannigfaltigkeit des Schönen, das wir in der Welt und im Raume wahrnehmen. In der ganzen Natur erblicken wir zu Schönheiten, die in Form und Gestalt so unendlich verschieden und doch in ihren Modifikationen herrlich sind. Welcher Unterschied ist zwischen dem ruhigen Meere, in welchem der Himmel sich spiegelt, und dem tobenden Ocean, dessen tausend Arme die Wolken zerreißen — zwischen dem Besuv, der seine Feuerströme über Lavaberge und Orangenhaine ausschüttet, und dem Hekla, der sodrandes Wasser über seine mit Schnee bedeckten Gipfel und seine wilden Felsen regießt — zwischen den dunkeln melancholischen Waldungen Norwegens, die auf grauen nackten Felsen liegen; und den schlanken, von der Sonne des Orients vergoldeten Palmbäumen, die den azurnen Himmel, die seligen grünen Wiesen und Reisefelder anzuschauen scheinen — drergen alle diese Natur-Schönheiten unserer Seele auf gleiche Art, bringen sie auf unsere Gemüthsstimmung dieselbe Wirkung hervor? Bewundern wir in der Poesie Ossian und Homer, oder Dante und Shakespeare aus denselben Gründen? Wenn es nicht auch eine Individualität des Schönen in den Künsten giebt, warum sagen wir denn die Griechische Statuar, die Römische, Byzantinische und Gothische Architektur, oder Italienische, Deutsche und Italiänische Malerei? Jetzo Volk sagt das Schöne nach seiner Weise auf und sucht es auch in der Kunst; denn jeder Nation-al-Charakter ist ja eigentlich nichts als eine Individualität eines Volkes. Wir wollen nun aus den Gesetzen der Theorie verlassen und uns an die Praxis wenden, so werden wir, glaube ich, noch mehr Beweisgründe für die Wahrheit unserer Behauptung finden. — Jeremann wird zum Beispiel wissen, daß in seinem Lande der Walzer popularer und allgemeiner ist, als in Deutschland, daß vielleicht auch nirgends mehr Walzer komponirt werden, als dort; daß man sie auch kann es wohl keinem musikalisch gebildeten Ohr entgehen, wie sehr sich ein Deutscher Walzer von einem Russischen, Italiänischen oder Französischen unterscheidet; sie gleichen sich zwar alle in Takt und Tonart, sind aber doch, ihrem Charakter nach, unendlich verschieden. Diejenigen, welche zugeben, daß es in der Musik verschiedene Schulen gibt, und dabei jet National-Eigenschränkung leugnen wollen, vergehen sich in ihrem Urtheile gegen die Logik. Im Grunde sind sie auch gar nicht im Widerspruch mit uns, sondern nur mit sich selbst; denn Schulen und Methoden sind nichts als die äußeren Formen der Kunst. Und sind nicht Methoden auch Theorien? Das Resultat der Art und Weise, wie Musik in diesem oder jenem Lande aufgefaßt, empfunden und behandelt wird?

Da ich jetzt mein Möglichstes gethan habe, um eine im Ganzen auch wenig bestrittene Wahrheit zu beweisen, so sey es mir nun erlaubt, von der großen Russischen National-Musik zu reden, die von Michael Glinka geschaffen worden. Die Oper ist das Werk beider musikalischer Vollendung. Der Künstler hat sich darin bei den Thaten Russischer Heldensinn gewiegt wurde, unter Italiens und Deutschlands harmonischem Himmel erzogen und ausgebildet. Wenn auch selbst sein Talent nicht so eminent wäre, als es ist, so würde er es doch bei seinen ernsten, angestrengten Studien gewiß zu etwas Großem gebracht haben. Aber alle diese Kunsterfindung — welche in die Chöre, in die Chöre, in die Schwingungen hervorbringen Compositionen eingewebt sind, haben einstimmig erklärt, daß diese Oper ein, für Rußland wenigstens, ausgezeichnetes Werk sey und wirklich großartig schöne Momente enthielte. Das Publikum hat auch wie sie gewurdigt, denn seit der Aufführung der Webersschen und Meyerbeerschen Opern hatte die Theaterkasse sich keiner so reichen Einnahme zu erfreuen.

Der erste Akt der Oper wird durch Chöre, die einen neuen und glücklichen Effekt hervorbringen, eröffnet. Dem ernsten Gesang der Landleute folgen die heiteren Reflexen der Bauernhuren, dann die belebten, munteren Lieder der Fischer, die endlich diese drei Chöre in einen großen Harmonien verschmelzen, in welchem der freien ungebundenen Gesang mit seinem eigenthümlichen Charakter herausbebt, ohne daß es dem herrlichen Ensemble schadete. Die Instrumental-Begleitung geschieht in einem glücklich gelungenen Pizzicato, in welchem unser Balalaika. dieses so beschriebene, zum erstenmal in das Gebiet der Kunst erhoben wurde. Sussanin's sich vertrieflich ausgesprochene Wuth kann sich nicht lebhafter und frischeres, als das Thema der Seeran-Arie, die diesen Chören folgt, denken; sie verräth auf eine großere Art ihre Russische Abkunft und könnte uns doch, glaube ich, von den besten Italiänischen Meistern benutzt werden. Das ganze Gewebe der Oper ist übrigens mit Geschicklichkeit und ausnehmender Sorgfalt gearbeitet. Nachstehendes Lied. Ein Trio für Baß, Tenor und Sopran, das sich dieser Arie anschließt, ist eben so ergreifend, wie gehaltreich und großartig. — Der zweite Akt ist des ersten Aktes ist der Polnischen Musik, dieser lebhaften, wilden Schwester der Russischen, gewidmet. Die Melodie des sogenannten „Polnischen Tanzes" ist ein Meisterstück in ihrer Art; sie ist so alten Styl sowohl, als auch in Hinsicht auf Eleganz und schönen Geschmacks ausgearbeitet und behandelt, auch der Maurer hat kein geringeres Verdienst. Die dramatische Handlung mischt sich in die Töne des Tanzes; während wilden Wuth- und Rachegeschrei grelle Dissonanzen verursacht, die sich mit obigen Weisen über den heiteren Gesang, der den Mayner begleitet, lagern, gebt sicher nunmehrschen weiter fort; dann, als endlich Alles wieder ruhig wird, verwandelt er sich in ein Erescendo, voll der reichsten Harmonie. Diese wunderbar ausgearbeitete Scene wird noch durch Chöre, deren doppelter Kontrapunkt den herrlichen Effekt des Ganzen erhöht, verschönert. — Die Musikstücke des zweiten Akts werden immer bewunderungswürdiger. Die erste Szene bildet ein entzückendes Duett für Baß und Alt; dann folgt ein liebliches, graziöses Quartett, in welchem die Musik das Glück und die Hoffnungen Sussanin's, der einen seine Tochter verheirathen will, ausdrückt; aber in dem Augenblick, wo der glückliche Greis alle seine Wünsche getheilt sieht, verbreitet sich ein leiser Hauch, ein zarter Anflug von Traurigkeit über die Musik, denn schrecklichte Dinge bereiten sich für ihn vor. Dieses musikalische Vorausfühl, das der Künstler so sinnig in die Melodie zu legen wußte, verräth nicht nur die Genialität

Digitized by Google

seines Talentes, sondern auch eine tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens. Jene verwortene Ahnung einer prophezeiungsvollen Zukunft, jene geheimnißvoll wahnenden Stimmen, die sich in die Erde schleichen, wenn sie noch voll des süßesten Freude ist, können nicht besser als durch die Musik ausgedrückt werden; denn sie allein leibt ja gewissen moralischen Empfindungen, von denen der Mensch sich selbst nicht Rechenschaft ablegen kann, die Sprache.

Endlich kommen Polnische Schönen, die den jungen Zaren suchen, an; ihre Ankunft verbreitet Angst und Unruhe; die festlich geschmückte Hütte verwandelt sich in einen Schauplatz des Schreckens. Hier wird die Musik nun immer dramatischer und gewaltiger; die Ehre der Russen und Polen beginnen; Glinka wußte mit seltener Geschicklichkeit die Uebereinstimmungen und Kontraste, die der Nationalcharakter dieser beiden Völker bietet, in die Gesängen verwerteten zu lassen; ihre bewußt schildert die ganze Musik der Oper treu die unterschiedende Physiognomie der moralischen Naturen dieser Nationen. In den Scenen, wo Polen als Hauptversonen handelnd auftreten, verräth sie Stolz und überspreitende Leidenschaft; aber in den Ehören der Russen offenbart sie ihre Beschaenheit, ihre Ruhe, ihre Einfalt, ihre Gutmüthigkeit. Ihr Charakter, die den scharfen Beobachter, der die Volkssitten Rußlands studirt, festwiren müssen. — Susssanin reißt sich aus den Armen seiner Familie, um die Polen zu suchen und den jungen Zaren zu retten. Dem wilden Kriegsgeschrei der Soldaten, den Jammertönen der weinenden Tochter folgt ein Chor der Bauern, welch die junge Braut adholen und heimführen wollen. Dieser Chor zeigt, wo möglich noch mehr als alles Andere, wie tief der Komponist in den Geist der Russischen Melodieen eingedrungen ist. Sein originelles, treiues ausgearbeitetes Melo erinnert wieder in Tempo, Tonart und Gesangsweise an die Volksliever. — Wir müssen uns versagen, noch mehrere Musikstücke, die wohl Erwähnung verdienten, überzehen; denn wir haben Eile, zu dem dritten Akt, dem Meisterstück Glinka's, zu kommen.

Sussanin hat die Polen in den Wald geführt. Während die Soldaten sich lagern, um den Anbruch des Tages zu erwarten, überläßt sich der heimwehkrankige Bauer seinen schmerzlichen, erbdenen Gedanken und bereitet sich zum Tode vor. Diese gesungenen Monologe enthalten der junge Künstler den ganzen Reichthum seines eminenten Talents; denn in dem Augenblick, wo Sussanin's Liebe für seinen Souverain und sein Vaterland mit der Erinnerung an das stille häusliche Glück, das er verlassen mußte, kämpft, in dem Augenblick, wo der gräßliche Tod sich dem Greis Russlands opfert, wird die Musik immer vorbeutscher, heroischer; sie erreicht den ganzen Höhepunkt des tragischen Stils und erwabet braunch treu und unverfälscht ihren echt Russischen Charakter, ihren populairen Typus. Diese Scene ist das vollendetst Werk des schöpferischen Genies, die Basis einer ganz neuen Musikart; schon sie allein hat uns zu der Behauptung autorisirt, daß mit dieser Oper sich eine neue Periode der Kunst in Rußland eröffne. Die Bezeichnung des Monologs ist auch eine zarte, schöne Compesition; das Orchester wiederholt in leisen, verhallenden Klängen einzelne Stellen aus den Hochzeitsliedern, aus den Arien der jungen Braut, und die zeichnet damit wehmüthige Erinnerungen an ein glückliches Leben. Was auf die Seele des unglücklichen Bauervater einstürmen. Dieser Greisung Sussanin's scheint uns den furchtbaren Charakter der Arie des Pizarro im „Fidelio" von Beethoven zu haben; wollte Gott, daß Glinka's Partitur auch außerhalb Rußlands mit demselben Erfolge bekannt wäre!

Der Epilog, der die Oper schließt, stellt den Einzug Michael Romanoff's in Moskau vor. Auch hier hat sich der dramatische Takt des Komponisten nicht verleugnet; traurige Akkorde, herzzerreißende Wehklagen thönen mitten durch den Jubel der allgemeinen Freude und der Triumphgesänge; es sind die Stimmen der drei Waisen, welche Sussanin — Ich bemerken — ist, in seinem Erben seines Ruhmes, und er, der unsterbliche Urheber der Festlichkeit!

Meine Aufgabe ist vollbracht. — Ich hoffe, die freundlichen Leser werden mir verzeihen, daß ich dem Werke meines jungen hoffnungsvollen Landsmannes nur Worte des Lobes und der Liebe spendete, und daß ich nicht, wie ein nagender Wurm, mit unbarmherziger Kritik hier oder jene Reie oder Vegetation angriff. Ich begreife nicht, wie man Gefallen daran finden kann, die weißen Flügel der Engel des Vaterlandes und der Künste, deren Michael Glinka für sein ganzes Leben Herz und Talent geweiht hat, mit Tinte zu besudeln. Es werden sich leider auch ohne mich Leute genug finden, die es nur zu leicht vergessen, daß der junge Künstler noch Vieles zu thun hat, daß er dabei mit Recht Anspruch auf ihre Nachsicht, auf ihre brüderliches und patriotisches Interesse habe.

Wirklich ist es unrecht, daß ich einen so langen Artikel über eine Oper geschrieben habe, von der ich nicht einmal weiß, ob sie Aur bis nach Deutschland oder Frankreich gedrungen ist; denn die Kunst gehört so allen Ländern an; die Künstler sind Brüder; sie alle sind die leiblichen Kinder des Genius und der Sorge; sie sind die verstorenen Noten Einer großen Harmonie, die sich auffuchen, verbinden und schnell mit einander sympathisiren. So habe ich also meine Worte vorzüglich an Euch, ihr Künstler, Norten und Musikfreunde gerichtet; ihr werdet mit Freude die Nachricht aufnehmen, daß sein von Euch ein großes Muster aufgestellen ist, der mit seinen lieblichen Melodieen schon Tausende entzückte; ihr werdet demjenigen danken, der Euch auf Michael Glinka aufmerksam gemacht, und den jungen Künstler vielleicht als ein würdiges Mitglied in Euer große Brüderschaft aufnehmen! —

Auch muß ich noch hinzufügen, daß ich in dieser Beziehung nicht nur wichtiges musikalisches, sondern auch moralisches Ereignis sehe. Rußland sängt jetzt an, sich allmälig umzubilden; es arbeitet an einer neuen Civilisation, die sich hoffentlich daß ihren ganzen Stoat erstrecken wird. Der Einfluß fremder Nationen war für die Russische Gesellschaft unumgänglich nothwendig, um ihre intellectuellen Fähigkeiten aus Licht zu rufen, ihre ein wenig erschlafften Lebensgeister zu erwecken und ihr jenen Impuls zu geben, der sie dahin brachte, mit vielen anderen Ländern Europa's gleichen Schritt zu halten. So ist es mir also hocherfreulich anzuerkennen, daß Erscheinen einer Russischen Nationaloper begeistern zu können; sie ist ein glänzender Beweis der großen Veränderung, die jetzt in meinem Vaterlande vorgeht. Die Blüthe des Nordens hat einen tiefen Sinn: das Nitterthum blühte, daß jetzt Civilisation, d. h. die Harmonie der menschlichen Gesellschaft, sich nur bei den melodischen Tönen der Musik entwickeln könne. Man steht also, daß die alten Traditionen nicht ganz verloren sind; singend gehen die Russen ihren Schlachten entgegen, und in Gesängen offenbart sich der Feierlichkeit ihrer Kultus.

Möge daher Michael Glinka's Eifer nie erkalten, möge er muthig weiterschreiten auf der Bahn, die er so ruhmvoll seiner Kunst eröffnet hat! Wir wollen wünschen, daß der ewige Hauch des Lobes over der kalten Gleichgültigkeit niemals die religiösen, patriotischen Flammen lösche, die seinen Geist erleuchten und in feurigen Akkorden ausströmen. — Wir wünschen auch, daß Glinka's Beispiel nicht unfruchtbar sei, daß es auf seine Kunstgenossen anregend wirke und sie zur Nachahmung aufforde. Ja's Wort also, ihr Musiker Rußlands! Ihr, Wielgorski, Theodhil Toltsky, Du feuriger Jüngling mit der glühenden Seele und dem edlen Herzen, dessen rührende Romanzen wirmen, lieben und schauern machen! Ja's Wort, Graf Michael Wielhorsky. Du gefühlvoller, gelehrte Mann, dessen lieblicht Lieder so populaire geworden sind und dessen Name von der ganzen Bevölkerung Kaiserpalais wie von den wilden Zigeuner-Sängern, jenen herumziehenden Bewohnern der Russischen Steppen, gleich geachtet und gefeiert wird! Aus Werk, all' Ihr jungen talentvollen Künstler, — die Bühne und das Vaterland erwarten Euch!

Elim Mrtschersky.

Mexiko.

Michel Chevalier in Mexiko.*)

März, 1835.

. . . . Mexiko ist ein herrliches Land; der Himmel ist hier beständig rein und heiter, die drei oder vier Monate der Regenzeit ausgenommen, in welchen die Schleusen des Himmels alle Tage, jedoch nur von drei bis die acht Uhr Abends, sich öffnen. Wegen ihrer Höhe von 7000 Fuß über dem Meere ist die Hochebene Mexiko's, obschon sie ganz in der heißen Zone liegt, ihrem gänzen Theile nach von einer mäßigen Hitze angefreit, und der Boden zeigt überall, wo man ihn bewässert, überschwänglicht Fruchtbarkeit. Die Felsen, auf denen Mexiko, zwei Weltmeere beherrschend, ruht, diese Felsen, oder vielmehr diese ungeheuren Berge, vor denen Oft und Westen wie Maulwurfshügel sich ausnehmen würden, sind nach allen Richtungen von Silber-, Kupfer- und Eisen-Gängen durchzogen. Die Abdachungen vom Rivrau der bis zu dem Meere die zur Höhe des Plateaus bieten uns eine Stufenfolge aller Temperaturen und Klimate, von einem Asiatanischen Sommer bis zu einem Frühling an der Loire, und die Produkte aller Zonen, von Arabien's Kaffee, Indien's Zuckerrohr, Brasilien's Zuckerbaum, Westindien und dem Kakao des tropischen Amerika's bis zum Europäischen Korn, bis zur Tanne und Fichte Norwegen's und den Tannenkräutern Island's. Besonders die Mittel-Region zwischen dem heißen Küstenstrich und dem beschneiegten kalten Lande (tierra fria) ist fast einzig in Ihren zu nennen. Diese gemäßigte Region (tierra templada) hat die ganze reiche, manchfaltige, tanzerhaftige Pflanzenwelt der Küste aufzuweisen, bleibt aber von den giftigen Dünsten und den Insekten-Schwärmen der letzteren verschont. Die gemäßigte Region ist ein wahres irdisches Paradies, wo all Jahrezeiten zu einem ewigen Frühling sich vereinigen.

Der Verehrer dieser glücklichen Lande erfährt nur dann, was Armuth ist, wenn er im buchstäblichen Sinne des Wortes gar nichts thut. In der dürren oder gemäßigten Region kettet er sich mit seiner Familie in einen Käfig aus Bambusstangen, ohne zu bedauern, daß der Verabredetenlose in die weiten Wirkschaftsräume neugieriger Blicke werfen dürfte. Gänzlich in einer Hangematte aus Baumwolle, die er mit einer Schlichten am Boden ausgebreiteten Matte. Der Mantel, den er bei Tage trägt, dient ihm zur Nachtzeit als Decke. Er hat ein Pferd, das in den Wäldern nach Gefallen graset; und seine ganze Habe mitte sich reichlich von dem Ertrage einiger Bananen-Bäume und den etwas Eiche**) und Mais, die er um seine Hütte gepflanzt hat. Die Zeit vertreibt er sich, wenn er nicht schläft, mit geistlichen Liedern zu Ehren der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, wobei seine geliebte Gitarre ihn accompagnirt. So kann er ein ruhiges und sorgloses Leben führen, unbekümmert um die Hoden der Revolutionen, in deren Verlaufe die höchste Gewalt durch eine Handvoll Abenteurer, Pfaffen und Militairs mehrmals umgestürzt und geschändet wird. Die Viehseuche und Ernteverdungen, welche das mit Intrigiren oder Übrigen Dreatten beschäftigte Gouvernement ungestraft auf den Heerstraßen begehen läßt, sind für ihn nur ein Stoff zur Unterhaltung, ein Thema, worüber er Klagen improvisirt. Er selbst fürchtet keine Diebe oder Räuber; denn sein Eigenthum, seine Lanz und Gitarre sind Alles, was er besitzt, und die Dolche der Wörder werten ihn nichts anhaben, es sey denn, er selbst, von Pulque oder Chingretito berauscht, den feinigen jagt.***)

Die Gegend um Puebla ist in hohem Grade imposant. Sie trägt die Spuren einer Reihe viel größerer Ueberschwemmungen, als diejenigen waren, denen das Schweizer- und Tiroler-Land seine Configuration

*) Nachdem seine Briefe über Nord-Amerika so viel Interesse erregten, läßt Herr Chevalier jetzt auch ähnliche Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Mexiko drucken. Gegenwärtiges ist der wesentliche Inhalt seines ersten Briefes.

**) Einer Art Piment, das die Mexikaner sehr lieben.

***) Der Pulque ist der in Gährung übergegangene Saft des Magney-Baumes, ein sehr wohlfeiler einheimischer Wein, der Chingretito aber ein Branntwein aus Zuckerrohr.

Digitized by Google

verdankt. Vulkane, an deren Seite der Anina selbst ein niedriger Berg wäre, und die noch jetzt einige rauchende Krater aufweisen, unterwühlten vor grauer Zeit die Mitte des innern Kontinents und gaben dem gewaltigen Plateau sein Dasein, das sich der Länge nach von dem einen Wendekreis bis zum andern erstreckt. Ungeheure waren die Ströme Lava und die Massen Trachyt, welche ausgeflossen wurden, um dem breitigen Mexiko als Unterlage zu dienen. Jene Berge der Runden, die ihre verwitterten Häupter von der Fläche des Plateaus bis in die Wolken erheben, befinden sich, wie Zinnen der Riesen, eine ganze Reihe schöner durchsichtiger Seen, die zwanzig oder dreißig Mal größer waren, als der Genfer See. Von dem ehemaligen Dasein dieser Seen zeugen nur noch die vollkommen geordneten Oberflächen ihrer Bassins und die Salze, welche den Boden derselben schwängern. Wasser haben sie nicht behalten, ausgenommen bei Mexiko, welches die Hauptstadt der Seen ist. Als wir diese glühenden Savannen durchwanderten, mit ihrem dreifachen Gürtel von Berggipfeln, der sich zur Rechten und Linken unabsehbar ausdehnt, mit ihren senkrechten Staubwirbeln und spärlichen Heerden, da konnte ich ein unaufhörliches Erstaunen darüber nicht unterdrücken.

Der Anblick dieser Einöden dringt ungefähr dieselbe Wirkung hervor, wie der Gedanke an ein Leben jenseit des Grabes. Allein und umgeben von einer leblosen Natur mit edlen, aber strengen Zügen, betrat folgsame Reisbündler den fast verlassen, erschauert der Mensch in dumpfes Staunen. Sobald wir aber die kultivirten Thäler betraten, wo jeder Augenblick mit einem Rauchern (kleinen Eigenthümern), einem Maultiertreiber oder einem armen Indianer Gefahr wechselten, fühlten wir auch unsere Pulse höher schlagen, und frische Lebenslust drang wieder in unser Herz. In der That, wer auch nur eine ereignare Fieber hätte, der müßte auf ein paar Augenblicke zum Dichter werden, wenn man ihn mit verbundenen Augen mitten in das Thal von la Puebla führte und plötzlich dieses unvergleichliche Panorama seinen Blicken enthüllte. Hier erheben sich, gleichsam in den vier Ecken des Horizontes, unter tiefblauem Himmel der Popocatepetl, der Orizaba, der Jztaccihuatl und der Malinché mit ihren beschneiten Häuptern, die man greifen zu können glaubt, so rein und durchsichtig ist die Atmosphäre. Dort weilt unser Blick auf Fluren, die noch üppiger sind als die Ufer des Missouris und aus denen die Kuppel manches stattlichen Dorfkirche hervorschimmert. Hier lehren die Tlaxcalteken, Montezuma's Feinde und Cortez's Verbündete. Noch steht die Pyramide von Cholula, aber statt des heidnischen Cocatli's (Tempels) erhebt sich eine christliche Kirche darüber. Noch zeigt man dem Reisenden die belebteste Straße, welche Cortez zog, um die Hauptstadt des Reiches zu erobern, und der Reisende überwindet ohne Mühe das Gefühl von Unglauben, welches der Anblick dieser grabverödeten Schlucht in ihm erregt; denn die paradiesische Natur und die auf seine Nerven wunderbar einwirkende verdünnte Luft haben ihn schon vollständig gestimmt.

Alles in diesem Lande hat für den Europäer das Gepräge der Neuheit und Originalität. Auf dem Plateau entspricht das Pflanzenreich der Trockenheit des Bodens. Die dreiblättrigen Pflanzen, welche hier herrschen und wild wachsen, heißen blattreies, stark und steif, sind der Magüey, eine Art riesiger Aloe, und der Nopal, der heiligen Baum der Azteken, auf welchem die Gründer Tenochtitlan's*) mitten in den Gewässern einen ruhenden Adler erblickten. Dieser Adler stellte, einem Orakelbruch zufolge, das Ziel ihrer langen Wanderung bezeichnen.

Merkwürdiger aber als alle übrige Seltenheiten sind uns Europäern die Ureinwohner des Landes, ebenmals Gesichtskünner und Folgsame katholisch-orthodoxer Christen, ein friedliches Volk, das seinen Fremden etwas zu Leide thut, obgleich man ihm alle Ausländer unter den Russischen Engländer, Jude oder Lutheraner verdächtig macht. Ihr Temperament hat übrigens den wehmüthigsten Grundzug, der allen Ur-Amerikanern eigen ist.

Wie auf Hunderte war man in Europa des festen Glaubens, daß die todte Menschen-Race durch die Grausamkeit der Spanischen Eroberer ganz vertilgt worden sey. Der berühmte Deutsche Reisende kam aber auf andere Resultate. Von den sechs Millionen Seelen, die Mexiko ungefähr zählt, besteht höchstens ein Fünftheil aus Weißen, und bestehe Verhältniß findet in dem ganzen ehemals Spanischen Amerika statt, dessen Total-Bevölkerung auf fünfzehn Millionen Seelen berechnet werden kann.

Als die Spanier in Mexiko ankamen, fanden sie ein Feudal-Reich, dessen Oberherrn oder Kaiser eine geistliche und eine weltliche Aristokratie unterdrückt hielt. Diese gehorchte und sinn Mitterspruche mit den übrigen Völkern Nord-Amerika's) selbstate Bevölkerung war durch regelmäßige gesellschaftliche Bande verkettet. Die meisten Bewohner trieben Landbau, kultivirten Mais und Baumwolle und bereiteten Cochenille; sie konnten feine Stoffe fabriziren und ihnen die lebhaftesten Farben geben. Auch verstanden sie es, die härtesten Steine zu bohren, Gold und Silber zu schmelzen und zu modelliren. Sie besaßen sogar einige Werkzeuge aus gehärteter Bronze, welche die stählernen Instrumente denahe ersetzen konnten. Ihre großen und wohlgebauten Städte entbielten prächtige Gärten, Paläste und Tempel von riesenhaften Verhältnissen. In der Astronomie hatten sie es so weit gebracht, daß das Sonnenjahr bei ihnen vollkommener war, als bei den alten Römern und Griechen. Ihre Pyramiden hatten sie eben so wie die alten Aegypter gebaut. Sie bewahrten Annalen in einer Art von Hieroglyphen-Schrift. Der Kaiser von Mexiko hatte seine Staatsdiener, seine Polizei, seine schönen Dolmetscher.

Die Tolteken, welche um die Mitte des 7ten Jahrhunderts v. Z. aus Norden kamen, führten zuerst Künste und Wissenschaften auf dem Plateau Anahuak*) ein. Kinder nördliche Völker rückten den Tolteken zu verschiedenen Zeiten nach, die endlich gegen Anfang des 13ten Jahrhunderts, d. h. zweihundert Jahre vor der spanischen Invasion, die Azteken oder eigentlichen Mexikaner erschienen. Dem südwestlichen Lande Nitlan entstammt, hatte dieses tapfere und stolze Volk alle benachbarte Stämme unterworfen und die Grenzen seines Gebietes bis zur Landenge Darien vorgerückt. Die Aztekischen Häuptlinge bildeten eine kompakte Aristokratie. Das Loos der zahlreichern Klasse war traurig. Man besaß weder Pferde, noch Rindvieh, noch irgend ein anderes großes Säugethier, und außerdem besanden sich die Handwerke auf einer sehr niedrigen Stufe. Der gemeine Mann mußte also schon wegen dieser Mängel wie ein Lastthier arbeiten.

Obgleich man es in Sachen des Luxus ziemlich weit gebracht hatte, so zeugten die Sitten von barbarischer Rohheit. Menschenopfer, Kannibalismus und Barbarei. Sie opferten ihren Göttern die Kriegsgefangenen, und die Fürsten feierten mit Menschen-Opfern ihre Thronbesteigung. Der Priester riß den Gefangenen das noch klopfende Herz aus der zuckenden Brust, besprengte das Blut aus und bemalte die Götzenbilder damit, oder bemengte es mit Mais-Mehl, um einen blutigen Kuchen, die Ambrosia der Aztekischen Götter, zu backen. Die ersten Gründer des Staates, die Tolteken, waren menschlicher gewesen. Um die Zeit der Invasion des Cortez herrschten die Azteken nur noch durch Schrecken, und dieser Umstand erklärt uns, warum so viele Indianische Stämme, als dahin ihre Verbündeten, mit Cortez gemeinschaftliche Sache machten. Als Cortez Mexiko belagerte, hatte sein Heer gegen 150,000 Mann Indianer und nur einige hundert Spanier!

Mannigfaltiges.

— Urbanität der Quarterly Review. Von der Bildung und dem feinen Tone der Quarterly giebt das letzte Heft derselben (Nr. CXVII.) wieder ein recht schlagendes Beispiel. Die alte Frau Wase liefert nämlich eine Kritik von dem ins Englische übersetzten „Schleichen in Hessen“ und macht sich bei dieser Gelegenheit das Vergnügen, ganz in der Weise alter Frau Wasen über den Verfasser herzufahren. Aber nicht bloß dieser, sondern auch sein Deutsches Vaterland, und nicht bloß das Land, sondern auch die Deutschen Dichter und Philosophen, ja sogar die Deutschen Schneider müssen herhalten, um den Unwillen des Gevatters und Basbuhmen der Quarterly von dem hochmüthigen Deutschland, von dem kindischen Verfasser des „Letters of a German Prinen“ in seiner Eitelkeit verletzt worden sind. Wäre die vornehme Gesellschaft in England wirklich so, wie sie in ihrer angebetheten Stimmführerin, in der Quarterly Review, sich zeigt, so würde sie allerdings von den „Briefen eines Verstorbenen“ nicht genau notirt, viel weniger mit Lobsprüchen sich unterhalten haben. Hier nur einige Stil-Proben. Die Quarterly, von der man billigerweise keine genaue geographische Kenntnisse fordern darf, nimmt an, Fürst Pückler sey ein Schlesier, was ihr indessen nachzusehen ist, da Muskau jetzt zum Regierungsbezirk Liegnitz gehört, wiewohl es in der Lausitz liegt und nicht im eigentlichen Schlesien liegt. Also die Quarterly, Schlesien sey eine Provinz in Deutschland, ist, augenscheinlich erschüttert durch die Gestalt Blücher's und Pückler's**), jetzt bloß gute Kieselsteine und schlechte Leinwand produzire; der Titel eines Schlesischen Fürsten habe aber eben so viel zu bedeuten, wie der eines Irländischen Grafen oder eines Französischen Marquis. Den Namen Pückler scheidet die Quarterly regelmäßig „Pickler“, weil, wie die gelehrte Dame versichert, das ü in Deutschland ganz so wie i aufgesprochen werde, augenschrinlich aber, um einen schlechten Witz zu machen, da pickler auf Englisch so viel als „Einpökler“ bedeutet. Ganz konsequent mit dieser Herabsetzung des Adels und des Namens, sucht sie weiter das Verdienst und den Patriotismus gottesvergessen Frau Semilasso's bei ihren Kaiserschwestern in Mißkredit zu bringen. „Er. Durchlaucht“, sagt sie, „wenn wir ihr den romantischen Mantel abnehmen, ist eine ganz gewöhnliche im mittleren Alter befindliche Preußische Person von schlechtem Geschmack und mit großer Prätension in ihrem Aeußeren. Deutschland, das paradoxer Erscheinungen reich ist, hat seine Bremerlein, sein Sauerkraut und seine Stands und Stutzer, die es uns als die besten Beispiele der menschlichen Gestalt überlassen hat, ist doch zum Sprichwort geworden durch seine geschmacklosen Diners und seine schlechtgekleideten Bewohner.“ In diesem Tone geht es weiter, und in diesem Tone wird auch von dem „unsichern Ueberschlage (swaddle of dotage) des alten Goethe“ und von den „deutschen Flügelmännern der Philosophie und des Unverstandes“ gesprochen. Die Leser würden es gewiß unseres Blattes unwürdig halten, wenn wir noch mehr dergleichen aus der urbanen Quarterly herübernähmen. Eines noch können wir jedoch nicht unerwähnt lassen. Die Quarterly gedenkt eines aus Kassel in Briefen, den Verfasser des „Letter-Writers“, eines Briefes von Semilasso und ist sehr genug, bei dieser Gelegenheit zu äußern: „Zu welcher liebenswürdigen Thierklasse dieser uns gänzlich unbekannte Herr Schreiber eigentlich gehören mag, sind wir zu ermitteln außer Stande.“ Welche Naivetät sonder Gleichen! Was würde wohl ein Engländer dazu sagen, wenn ein deutsches periodisches Literatur-Blatt gestände, sie habe nie etwas von Thomas Moore oder von Wordsworth gehört? Wüßte er nicht auszurufen, daß es eine Schande für Deutschland sey, ein solches Blatt als ein Organ der Literatur gelten zu lassen?

*) Der einheimische Name der Stadt Mexiko.

*) Der einheimische Name des Plateaus, auf welchem die Stadt Mexiko erbaut ist.

**) Fürst Blücher war freilich eben so gut ein Schlesier, wie Fürst Pückler. Und das sind die beiden einzigen Schlesier, die die Quarterly Review kennt!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Journal bei allen Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 93. Berlin, Freitag den 4. August 1837.

England.

Von Paris nach London.

England beginnt für die Franzosen eigentlich schon in Boulogne. Die anderen Französischen Küstenstädte, die mit Großbritannien in direkter und schneller Verbindung stehen, haben ihre National-Physiognomie erhalten. Calais ist eine traurige, graue und eben so häßliche Stadt als Dover, doch noch Französisch. Weder Calais, Dover und Ostende, in ihrer Häßlichkeit einander gegenüber gestellt, scheinen sich Geschäfter zu schmieren und so den alten Haß Frankreichs und Englands zu versüßen. Hafen wäre ein nationales Urbild nur gegen Amerikanische Formen vertauschen. Dieses überläßt sein reizendes Ufer der feinen Welt aus Paris, aber Boulogne ist ganz Englisch. Boulogne ist für London, was Bellevue für Paris ist: es ist eine vom Ungeziefer und den den Leidenschaften der Briten gegründete Kolonie. Dahin flüchten sich die durch Verschwendung zu Grunde gerichteten Dandys, die im Todeskampf liegenden Spekulanten, die von ihren Gläubigern verfolgten Gentlemen und die jungen Misses, welche die ihrer gerechten Ungunst gewährte Freiheit mißbrauchten. Diese Verbannten, denen ihr Vaterland immer theuer bleibt, haben Boulogne zu ihrer Residenz erwählt, und in dieser Stadt, die sie nach ihrem Vorbilde und zu ihrem Gebrauch umgemodelt haben, können sie sich recht wohl mitten in einer elgante Stadt der Grafschaft Sussex oder nach Mälös versetzt glauben; täglich bringt ihnen das Packetboot Nachrichten aus der Vaterstadt, bei jedem Tritte stoßen sie auf Erstlaßen ihrer Landsleute. Boulogne hat sich ihren Moden, ihrer Küche, ihrer Sprache anbequemt; man möchte sagen, es sey eine durch den Schwarzen Prinzen eroberte Stadt, die Karl VII. wiedergenommen vergessen hat.

Für den Reisenden, der von Paris nach London geht, ist Boulogne ein beleidigender Uebergangspunkt, nur nützliche Vorrede, aus der man während einiger Stunden die Englischen Lebens-Elemente und Sitten studiren kann. Man steigt aus dem Eilwagen mitten unter einem Auflauf ungeschickter Forderer, welche die Aufkommlinge für die Gasthäuser anwerben. Diese unverschämten General-Quartiermacher werfen sich auf die Waggen, packen den Reisenden beim Kragen und schleppen ihn, wenn man sich gehen läßt, mit Fleischraft fort. In Boulogne sind die Häfte der Gebäude nach Englischer Art eingerichtete Gasthäuser; es giebt darin Dolmetscher für die Franzosen, und man wird ganz nach Englischer Art bedient, das heißt, man ist sehr schlecht, und der Verdoppelung Preis kostet 18 Franes die Bouteille. Wenn man bei der Adreise seine Karte bezahlt hat, so sind die Unkosten erst zur Hälfte gedeckt, denn nun stellen sich die Dienstleute Einer nach dem Andreen ein: zuerst der Bettjunge, dann der Stiefelputzer, der Rockausklopfer, der, welcher die Weste ausgebürstet, der Tafeldecker, der bei Tische serwirt, das Mädchen, welches warmes Wasser, die Magd, welche kaltes Wasser gebracht, der Junge, der den Reise-Koffer, sein Kollege, der den Reisebeutel getragen hat, und endlich noch der Ueberzählige, welcher sich des Hut-Futterals angenommen; jeder verlangt mit ausgestreckter Hand sein Gehalt, und jeden muß man bezahlen, wenn man erholetlist seyn will.

Die Ausbildung der Reisenden zum Engländer wird auf dem Dampfboot fortgesetzt und vollendet. Sobald man den Fuß in das Boot gesetzt hat, befindet man sich mitten in England; man kann sich nue noch mit dem Wörterbuch in der Hand, und indem man nach dessen Regeln die Sprache Shakespeare's und der Miß Trollope radebrecht, verständlich machen. Man schlückert kaltes Kinnfleisch, Thee und Porter; das in der Börse geblendene Französische Geld hat alle Bedeutung verloren, und man muß nach Schillingen, Pences und Sovereigns zählen.

Bald zeigen sich die weißen Küsten Albion's wie ein Band am Horizont: Dover weit unten, gehüllt in die Nebel der See, näher Margate und Ramsgate, zwei reizende Häfen. Bald befindet man sich auf der Themse, bewundert die schönen Fluren England's, die gewaltigen Wiesen, die Hügel, welche grün gemalt zu seyn scheinen, und Bäume, gruppirt wie in den saubern Stadtgärten eines Kerpfahr. Das Boot gleitet dem Ufer näher, um uns Gravesend in der ganzen Anmuth seines Jadischen Schmucks zu zeigen. Gravesend ist das köstliche Phantasie-Bild eines Nabobs, eine Englische Odaliske, die ihre Ebinesischen Füßchen in der Themse badet. Weiterhin entfaltet Woolwich seine mächtige Artillerie, die Kanonen seines Arsenals, seine Bombentrauben und Kugel-Pyramiden vor unseren Augen. Hier zeigt sich England nicht mehr in seiner Normandy, sondern in seiner Kraft; hier ist bereits der Strom mit Schiffen bedeckt, ein Wald von Masten, der sich über einen Raum von mehreren Meilen erstreckt. Sobald man Greenwich vorüber ist, das ein geräumiges, den Invaliden der Marine gewidmet Palast schmückt, gelangt man in das Steinquartier von London. Zahlreiche Dampfboote durchkreuzen den Fluß, denen Mir Werften und schwarzen Magazinen bedeckt ist, und hinter diesen Häusern erheben sich wieder andere Maskenbäder, die Docks. Jetzt fährt man über den Tunnel; zur Rechten erschleat der Tower, vor uns die Londoner Brücke: Wir begrüßen die Hauptstadt Englands!

Aber wo weiten wir London? Die Themse hat herrliche Brücken, aber keine Lasis. Die Häuser verstehen den Fluß, eine sehr benannte Lage für die Kaufleute, die ihre Schiffe beladen, ohne aus ihren Magazinen zu gehen. Hier giebt es kein Exppeoriations-Geist für das allgemeine Beste, denn hier besitzen wie uns bei der Londoner Brücke in der City, und die City hängt weder von dem Königs von England, noch von dem Parlament ab, denn die City steht Kraft ihrer alten Freiheiten nur unter ihrem Lord-Mayor und erkennt keine andere Gesetze an, als die durch den Gemeinderath votirten Municipal-Gesetze. Achtung den Privilegien der City!

Man steigt von dem Dampfboote in eine Barke, durchläuft mehrere Klüfte, klettert auf ein Brettes-Gestell, passirt ein Gewölbe, welches einem Wasserabfluß gleicht, und man ist zwei Schritte vom Zollhause in London. Die Zoll-Beamten untersuchen das Gepäck sehr oberflächlich; es liegt in dieser Nachlässigkeit ein Schein von Verachtung gegen die Französischen Einschwärzungen, welche die Engländer mit Stolz ihrer National-Industrie unschädlich halten.

London ist in zwei Viertel, der vielmehr in zwei Städte getheilt, die City und das Westend. Das Westend setzt durch seine Großartigkeit in Erstaunen, die City durch ihr verstemdendes Aussehen. Die City besteht aus einem unendlichen Labyrinth kleiner Straßen, deren Backsteinhäuser eben so vielen kleinen Gefängnissen gleichen. Vor diesen Häusern, in der Luft von der Façade, hängen eiserne Gitterbalcone und als Einzäunungen von Vertiefungen, welche die Kellerräume enthalten; eine Art Brücke liegt vor der Eingangs-Thüre. Die niedrigen Häuser, die rothen Straßen, die schwarzen Gitter gewähren den wunderlichsten Anblick. Von Boulogne nach London dauert die Ueberfahrt elf Stunden, gewöhnlich trifft man den Lord-Mayor, kommt am Abende an und schreitet Nachts aus dem Zollhause. Was man von den Reisen thun kann, ist, nicht in, sondern auf einen Omnibus zu steigen, zwei Plätze neben dem Kutscher werden für unerschreckene Reisende aufbewahrt, und es ist dies ein ganz herrlicher Ort für einen Schaulustigen. Man durchfährt auf diese Weise einen guten Theil der neuen und alten Stadt und erhält von London eine summarische aber charakteristische, die einen lebhaften Eindruck macht. Man kommt an der Börse bei St. Paul und dem Hause St. Pioleskat des Lord-Mayors vorüber. Durch Temple-Bar gelangt man aus der City an den Strand, eine breit und schöne, belebte und von Gasflammen glänzende Straße. In den Kaufläden Londons spart man keine Gas-Lichter, man verschwendet sie, um zu blenden; sie glänzen überall in funkelnden Diadem, in rollenden Kugeln, in beweglichen Bouquetten, in riesenden Springbrunnen. Die vorzüglichsten Zeitungen Londons haben ihre Druckereien am Strand, die Gebäude derselben sind doch oben mit einem funkelnden Stern angekündigt, das heißt ein reisendes Schild. Ähnlich dem Zifferblatt an dem Stadthause in Paris, und in der Mitte desselben liest man den Namen der Zeitung. Am Ende des Strandes eröffnet Charing-Croß die Reihe der Wunder, welche Westend vom Trafalgar-Platze an bis zur äußersten Spitze von Regents-Park und bis nach Piccadilly entfaltet.

Gleich wenn man die Regents-Street durch Pall-Mall hineinkommt, muß man eine prächtige Decoration von Säulen, Tempeln und Pallästen bewundern, die sich dem erstaunten Blicke darbietet. Indeß eine genauere Untersuchung zerfällt bald das trügerische Blendwerk. Man gewahrt, daß es den prunkvollen Wohnungen an wahrer Größe mangelt; es ist Griechische Schminke und weiter nichts, die einfache Häuser zu gefucht und für Pallste zu ernstein. Regents-Street und Piccadilly sind durch ihre Breite und Länge wahrhaft schöne Straßen. Auch hier, wie in dem übrigen Theil der Stadt, sind die Häuser klein, aber reinlich, mit Dilsarden angestrichen und mit einer unglaublichen Koketterie verziert. Die Thüren spiegeln und blinken von blendendem Kupfer, die Fenster-Flügel, die sich nicht öffnen, sondern in einem Rahmen laufend in die Höhe ziehen, wie man es bei uns noch in einigen alten Gebäuden sieht, sind mit Spiegel-Scheiben versehen, die von ihrer leicht konkav gebogenen Oberfläche einen lebhaften Glanz ausstrahlen. Das zierliche Aussehen dieser Häuser wird von Volke geschätzt, und niemals malt eine reichste Dame schmutzige Dinge an die

Digitized by Google

Wände. Wenn ein Eigenthümer dieser aristokratischen Wohnungen stirbt, so bringt man an der Façade ein großes Gemälde in der Form eines geschobenen Viereck an, in welchem im schwarzen Rahmen das Wappen des Verstorbenen glänzt. Diese Trauer-Wappenschilde bleiben ein Jahr hindurch ausgestellt. Das ganze Westend wird von schönen und breiten Straßen durchkreuzt, die alle in reizende Squares auslaufen. Squares nennt man bekanntlich einen Platz, in welchen Bäume sich ein mit einem Gitter umgebenen Garten befindet. Der Besuch dieser Gärten steht ausschließlich den Bewohnern der Häuser zu, die den Platz umgeben. Die Squares sind im Kleinen und für Privatleute das, was die Parks im Großen und für das gesammte Publikum sind.

Man sieht sich statt des Quartiers der Tuilerien nach dem Luxembourg weite Felder mit Wiesen, Teichen, Kaulen, Bosketten, Gebüschen und Heeden; das sind die Parks. Man sollte glauben, man wäre in einer ländlichen und reizenden Stadt in Devonshire, oder man befindet sich in London, in St. James- Hyde-Park oder im Kensington-Garten. Und damit die Täuschung vollkommen sei, teilt man wenig Leute in diesen ländlichen Orten. Die Engländer fürchten die zudringliche Einbeobacher oder Neugierde ohne Zügel; jede Art von Spaziergang verabscheuen sie, und sie erheben sich nur, um eine Reise um die Welt zu machen. Nur die Dandys und die Mode-Leute fahren im Regents-Part spazieren, der den Hyde-Park in der Gunst der fashionablen Welt gestürzt ist. Gegen sechs Uhr drängen sich die elegantesten Equipagen in Regent-Street und rollen flüchtig auf der Marodamisirten Chaussee dahin.

Der Gewohnheit der Engländer, viel zu sitzen, muß man die ungeheure Entwickelung und das riesenhafte Verhältniß der Großbritannischen Zeitungen zuschreiben. Man hat berechnet, daß die ganze Auflage einer Nummer der Times die beiden Trottoirs-Reihen Straßen und Häuser, an deren Spitze London steht, bedecken würde. Das Lesen der Times kann einem wohl organisirten Engländer angenehm zu Hause fesseln und vom frühen Morgen bis zum Abend beschäftigen. Ubrigens sind die Engländer darin sehr gewissenhafte Leute, daß sie ihre Zeitung von Anfang bis zu Ende, die Anzeigen mit eingerechnet, durchlesen. Nichts kommt so auch, daß die Journalisten die ausgesuchte Gestalt des Puff angenommen haben und von den grellsteichten Schriftstellern redigirt werden. Man citirt als Muster reizender Puffs die, welche selber Thomas Moore für Mr. Fischer, den ehemaligen Kammerdiener Lord Byron's, anfertigte. Da Fischer arm war, sah er sich genöthigt, seinen Handel zu unternehmen und eröffnete einen Laden mit Italiänischen Pasteten. Thomas Moore, der ihm mit seiner Börse nicht helfen konnte, half ihm mit seiner Feder; der Dichter scheid Puffs über die Macaroni, komponirte herrliche Geschichtchen und gab interessante Erzählungen, deren dramatische Entwickelung immer auf eine angelsächsische Empfehlung der Fischerschen Fabrikmarken hinauslief. Aber der Kammerdiener Gibbie Hoody's wußte seinen Geist hier nicht genug und profaischen Beschäftigung eines kunstreichen Handels nicht zu deuten, und auch Thomas Moore's Puffs waren zu ohnmächtig, um seinen Banterott zu verhindern. Fischer, zu Grunde gerichtet, wurde von seinen Gläubigern mit Schulden halber eingesperrt. Das Gericht von seinen Unglücksfällen drang bis zu den erhabenen Regionen der schönen Welt. Eine Subscription wurde eröffnet, ein prächtiges Album circulirt in diesen Augenblick in den glänzendsten Salons von London. Jeder trägt seinen Namen und seine Gabe ein und begleitet sie mit einigen Zeilen in Versen oder in Prosa. Fischer wird endlich reich werden, oder er wird es nicht werden, wenn er, anstatt die durch Thomas Moore berühmten Macaroni zu verkaufen, seine Memoiren geschrieben hätte.

Die Engländer sind Siubenhocker, weil sie leutescheu sind; so weit vorgeschritten sie auch in der Industrie sind, haben sie doch nur wenig geselige Bildung. Was höher liegt, das sie sich in gewissen Punkten noch in einem Zustande völliger Barbarei befinden. So ist z. B. die Kochkunst bei ihnen eben so sehr in der Kindheit, wie bei den wenschenfressenden Völkern. (!) In der Gastronomie zeigt sich der höchste Austrock der vorgeschrittenen Civilisation. (!) Nom hatte die höchste Küste erreicht, als Lucullus lebte; die Engländer haben nichts von Gastronomie. Wie die Wilden, essen sie in reinem Wasser gekochtes Gemüse, und wie die Homerischen Helden, lassen sie sich ungeheure Stücke Rindfleisch vorlegen. Der an eine beistate Mahlzeit gewöhnte Ausländer ist in London ein verlorener Mensch; er kommt von dem verdammten blutigen Braten-Fest gar nicht los. Es ist immer ein und dasselbe, und man macht in den glänzendsten Restaurationen nur etwas mehr Umstände. Man bestellt ein Beefsteak und bekommt fünf Schüsseln, deren jede mit einer silbernen Glocke bedeckt ist. Was soll dies Alles? Es ist das verlangte Beefsteak mit seinem Zubehör. In der ersten Schüssel das Stück Rindfleisch, in der zweiten in Wasser gekochte Kartoffeln, in der dritten gewöhnliche Erbsen, in der vierten Erben, ebenfalls ohne Salz gekocht, in der fünften endlich geschmolzene Butter, dazu noch eine Menge Flaschen, welche Saucen und Pulver von allen Farben enthalten. Um zu wechseln, giebt man auch gesochten Lachs, Puddings und gräßliche Rhabarber-Pasteten, nach denen die Engländer und Engländerinnen die Finger lecken. Suppe ist in England gänzlich unbekannt, und um Wein zu trinken, muß man ein Millionair sein. Leute, die nur vierzigtausend Franken Rente besitzen, müssen sich mit dem zwei abschwülichen Getränken Ale und Porter begnügen.

Dennoch sah ich hinter den Coulissen des Kings-Theater Madame Pasta eine Pinte dieses gräßlichen Porters austrinken, ihre Lippen mit dem Aermel des Gewandes von Rewre abwischen und dann in die Scene treten, wo ihre schönen charakteristischen Accente eben so rein und kräftig ertönten, als zehn Jahre früher, wo sie im Italiänischen Theater zu Paris mit Beifall überschüttet wurde. Juni und Juli sind in London die beiden schönen Monate; die Nebel zerstreuen sich, die Aristokratie verläßt ihre Landgüter, die fashionablen Residenten kehren von Ostlande zurück, und die üppigste Zeit der Theater beginnt.

Das Kings-Theater giebt jährlich fünfzig Vorstellungen, welche im Monat Februar anfangen und den fünfzehnten August endigen. Der Unternehmer erhält keine Unterstützung. Die Miethe des Hauses beträgt 13.000 Pfd. Sterl., die Unkosten steigen bis auf 30.000 Pfd. (270,000 Thlr. Pr.) Die Sie die Saison gewöhnlichen Logen bringen 20 bis 25.000 Pf. St., und die Einnahme bei jeder Vorstellung darf das Uebrige. Der Preis der Plätze ist sehr hoch, der niedrigste, der des Parterre, ist ein halber Souverain (3½ Thlr.) Um zum Parterre des Kings-Theater mit zu gelangen, ist ein eleganter, wenn auch nicht gerade feiner Anzug nöthig. Die Männer haben meiner im Unbrauch, noch im wissen Tuch Zutritt. Die Frauen kommen gewöhnlich im Ball-Anzug, und man sieht sogar im Parterre Atlas-Roben und einen Haarschmuck von Perlen. Der innere Raum des Kings-Theater ist sehr unschön. Er enthält sechs Reihen Logen, ohne Galerieen. Die Loge der Königin ist weder geräumiger, noch weiter, sondern ganz einfach auf der linken Seite der ersten Reihe. Ein sehr dürftiger Kronleuchter, dicht an der Decke hängend, und zehn kleine Wandleuchter, welche kaum den Saal, welcher sehr groß ist, erhellen, ist in einem gewissen Halbdunkel. Das Kings-Theater steht mit der Pariser großen Oper in denselben Range.

Druck-Luft theilt sich mit dem Kings-Theater in die schöne Welt. Alle Tagliani weist Wunder auf dieser Bühne. Hieraus folgen nun Ballette, Pantomimen, Feerieen und Spektakel-Stücke. Allmonatlich ertönen sich öffnen und schließen. Das nützeste dieser Theater ist das, in welchem die Französische Truppe ihre Vorstellungen giebt. Der Saal ist mit einem bewundernswürdigen Luxus ausgeschmückt. Die Logen sind mit Seide drapirt und überzogen. Die Parquetsitze bestehen aus rothbraunem rothem Sessein mit vergoldetem Holz. Alles in diesem Saal nähmt Eleganz und seinen Geschmack, und der Engländer connoisseur nennen. Die Wände des Orchesters sind weit genug von einander entfernt, damit man hindurch gehen kann, ohne die Personen, welche ruhig sitzen bleiben, und wenn sie auch die nachdrücklichsten Stellungen angenommen hätten, zu stören. Die Engländer lieben aber Bequemlichkeit, und in allen Theatern sieht man dieser so unentbehrlichen Sorg. Der Architekt und der Tapezierer arbeiten nicht für den Dienst, sondern für das Publikum. Bei uns findet man gerade das Gegentheil. In diesem Augenblicke zählt London wenige gute Schauspieler. Charles Kemble und Liston stehen sich von Theater zurück; es bleibt Matthews, ein Komiker, der in der Darstellung verschiedenen Charaktere der Nationen ausgezeichnet, und Macready, ein Nord-Amerikaner, der voll Begeisterung sich Shakespeare ist. Der Sohn Kean's, der in der Provinz spielt, verspricht, wie man sagt, in die Fußstapfen seines berühmten Vaters zu treten.

Eugen Guinot.

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

George Sand.

(Fortsetzung.)

Der erste Roman unseres Autors: „Rose et Blanche", nimmt sich gerade so aus, als hätten zwei Federn davon geschrieben, und zwar zwei scheinbar ganz unvereinbare Federn; als wären zwei Schriftsteller damit beschäftigt gewesen, Charaktere und entgegengesetzter Schule hier zusammengestellen und hätten es nun darauf angelegt, sich in Styl und Ansicht gerade dermaßen von einander zu unterscheiden, daß auch der bösseste Leser sie nicht für Einen halten sollte. Der Eine von den Beiden ist elegant, tereett, klar, ruhig, feierlich, konsinuirlich, stilisch rein, correkt bis auf kleine Fehler zu verweilen, was Klöpfert bessern könnte; der Andere hingegen ist ungeräum, hitzig, leidenschaftlich, er wagt Alles, reißt sich Alles, und reist an der Gränze der Roben und Barbarischen gebricht der großen Dichtern eigene Instinkt des Schönen ihm Einhalt. Ich treate mir, manche Kritiker stutzigt Tage würde in solch' ordentlichen Verlegenheit kommen, wenn man ihnen seltsame literarische Eigenheit vorlegte und fragte: „An diesem Buche haben ein Mann und ein Weib geschrieben; nun sage an, welche Stücke sind vom Weibe, und welche sind von Manne?" Er geht an das Buch und findet manches Blatt, das geräthig, klug, einfach, anspruchslos ist: „Ganz gewiß", ruft er, „dieses ist von weiblicher Hand geschrieben." Dann findet er wieder andere Kapitel, die sich voll gewaltigen Ungestüms, voll glühender Gemälde der Leidenschaft, Zucht und Sitte empörend, und oft ist eine grausame Harte darin, als wären sie von reiferer Kraft mit reiferer Feder geschrieben. „Das kommt auf des Mannes Antheil", ruft der Kritiker — und er hat sich doppelt geirrt: denn das Weib hat Beides zugleich, gehabt und seinem Manne, was er nicht glaubte, gedient dem Weibe an. Fürwahr, George Sand wird seinen künftigen Auslegern viel zu schaffen machen.

Dieses seltsame und verwirrende Durchseinandergehören zweier Naturen in einer Person kennte so nicht fortbestehen und führte zu einem Kampfe, in welchem George Sand's geistige Individualität zur entschiedenden Durchbildung gelangte. Als Weib hat sie gepriesenste unter allen Weibern, vor deren glänzender Gegenwart selbst die geistige Größe einer Staël in Schatten getreten wäre, wollte George Sand dennoch durchaus nicht Weib, sondern um jeden Preis, auch der eigenen Natur und Schranke zum Trotz, durchaus ein Mann sein. Dieses Verlangen war nicht bloß eine Grille ihres Ehrgeizes, sondern es lag wirklich in ihrem Charakter, in ihrer Bestimmung. Oft geschah es, daß eine Schwäche sie überreitte, daß die Macht der Gewohnheit sie hinriß und sie in solchen Augenblicken als ein Weib fühlte und als ein Weib handelte, — daß ihr Herz im Drange weiblicher Empfindung schlug, ihr Auge von weiblicher Thränenbenetzt oder Ahdrang feucht wurde. Solche Momente empörte sich in ihr die mächtigere Hälfte ihres Selbst, und der männliche Charakter, der männliche Wille ging in den Kampf gegen

Digitized by Google

das weibliche Gemüth. Es war ein langer, hartnäckiger Kampf zweier Naturen um den Besitz dieser außerordentlichen geistigen Wesens, und er endete zwar mit entschiedenem Siege, aber nicht mit unbedingter Herrschaft des männlichen Genius. Meister seinem Temperament Willen wallten die Leidenschaft des Mannes ungehindert fort und behaupteten sich in ihrem Rechte; sie kuschte ihm nicht bedeuten, er sich ihr nicht widersetzen; — so hatten die beiden Wesen sich gegen einander abgekämpft. George Sand war nun, wonach er sich so lange gesehnt hatte, wirklich ein Mann, aber mit weiblichem Instinkt, Gefühl, Gemüthswelt und Kunstsinn; ein Weib in der Sphäre des Empfindungslebens, im Wollen und Erkennen männlich kühn und skeptisch. Das Band war gelöst, auf schwierigst gewaltsame Weise — davon ist manche Spur in George Sand's Briefen — gelöst das Band, das die beiden wirrsten denen Pfade zu einer Strecke verbandt; fortan ging jeder ihren besonderen Weg; er war der Pflicht und des Gehorsams gegen sie, sie war der Scheu und Rücksicht gegen ihn entbunden.

Die neue Lebensperiode, in welche unser Autor hiermit getreten war, eröffnete er nun mit einem Buche in recht feinem männlichen Geiste; der Roman „Indiana“ trat aus sich und brachte mehr allein eine politische lebhafte Sensation in die Pariser Welt, sondern auch eine tiefe Wirkung auf die Gemüther hervor. So lange man in Frankreich schon Romane geschrieben, von den Tagen des Gil Blas und der Manon Lescaut bis auf heute, war keiner, in welchem die Zustände und Verhältnisse unserer revolutionären Gesellschaft mit so durchdringendem Scharfblicke gemustert, so treffend beurtheilt und so tadelnde Feindheit unerbittlich aufgetragen, aber auch keiner, in welchem eine so bittere Anklage, ein so unmittelbich tendirender Hohn, eine so ungerechte Beredsamkeit darüber ausgesprochen worden wäre. Die Pariser Welt, nicht die heutige, sondern die sinnlichgemeine aus den Zeiten der Restauration — sie Einen haben sie mit überwältigtem Staunen gelesen, die Artisten die mit satirischer Geist, es unterdient, geschlichtigt, ein ernstes und gründlich und parteiisches Urtheil ist ihr noch nicht zu Theil geworden — hier findet der Leser sie mit seltener Kunst und Treue geschildert, bis in die feinsten Züge und Nüancen abgemessen. Der alte Soldat aus der Kaiserzeit, rauh und barsch, eigensinnig, ehrlich, wenig, gemüth- und freiheitsvoll, ist ein meisterhaftes Portrait, dessen Original wir für vor Augen gehabt haben — nur getraute sich dieser Niemand, es darzustellen, weil man die Baudevilles der Theater Gymnase und Variétés nun vollends der Lieder Beranger's, dieser Volks-Evangelien, nicht Lügen strafen darf. Neben dieser unitedenswürdigen männlichen Gestalt steht die weibliche der Heldin des Romans, ein Ideal von Reinheit und Seelenadel. Indiana, liebend, voll Hingebung, voll Angst, schuldbewußt, in ihrer Ehre angegriffen, moralisch zerstört, weiß sie in ihrer Ehe weder ihre Pflichten, noch ihre Rechte zu begreifen vermag; so ohne klares Bewußtsein über Lage, ohne Richtschnur für ihr Handeln, statt sie fester und tiefer auch gieder sich selbst zu verlieren. Nicht sowohl ihr Verführer, ihrer Liebe auf einen unwürdigen Gegenstand, als vielmehr der Haß gegen den liebeleeren Gatten wird ihr zum Verderben; mehr ihr Kopf als ihr Herz richtet sie zu Grunde. Ein unglückliches, ehrsüchtes, schwaches Weib, die zu hoch, wenn sie nicht hassen, und nicht vermag zu lieben, wenn sie lieben sollte, ist ihrer Verordnung, ihrer Stellung, Verachtung recht anzuerkennen versteht — eine Verbitterte, deren Blick ins Leben über die Leidenschaft der jeweiligen Stunde nicht hinauszureicht — wirft sie sich gedankenlos einem gemeinen verächtlichen Wesen in die Arme, einem rohen, gewissenlosen Wüstling, einem „eleganten jungen Manne“ der heutigen Gesellschaft, vor einer wahren Leidenschaft Furcht hat, wie vor dem ihrem Unglück. Unser Autor geht über die aimables jeunes hommes der Stedefeschen Komödie eben so scharf zu Gericht, wie über die braves soldats der Beazier'schen Singspiele. Zwischen die drei genannten, mit ungemeiner psychologischer Wahrheit gruppirten Charaktere ist als vierte das Kommerzmädchen Noting gebohren, ein junges Kind, die alle Vorzüglichkeiten ihrer Gattung theilt, aber ihre Thorheit nicht; in ihrer Liebe betrogen, kommt sie raschen Entschlusses mit sich selbst ins Reine und — stürzt sich ins Wasser, damit Selbstmord erscheint Ralph. „Indiana's wahrer, mit Selbstaufopferung zu ehrener Freund; — so lange unterdrückter es seinen Schmerz, bezwang seine Eifersucht, gebot seinem Herzen, die ihr Heil für ihn kommt, sich zu erfreuden, hervorzuleuten in den Augenblick, wo der unglücklichen Frau seine Hoffnung mehr auf Erden leuchtet, und seine Stimme tröstend zu erdröhnen: „Ich bin hier!“ Solcher Art ist der Inhalt des Romans und jede Figur kann eine Schöpfung.

Denselben frischen, „Balentine“. Hier hatte Sand und Dorfleutungerreise sich noch eine und vollkommener herausgebildet; zu der männlichen Kraft und Gedankenfülle gesellte sich in hohem Maße Klarheit, gefälliger Glanz und freie anmuthige Bewegtlichkeit. Das moralische Motiv des Buches war dasselbe, wie bei der „Indiana“, die Geschichte eines Weibes, das an der Ehe und durch die Ehe an Ehre und Seele zu Grunde geht, nur ist diese Dulderin außer der Ehe; aber die Aufklärung ist ungleich lustvoller, in unzähligen Schilderungen voll Wärme, Plastizität und dezahlender Lieblichkeit. Man glaubt es gar nicht, welche Mannigfaltigkeit interessante Scenen und Episoden unser Autor aus dem Boden seines Geburtsortes Berry, sonst der langweiligsten und poesielosesten Französischen Provinz, hervorzuzaubern weiß. Die Schilderungen und Situationen sind der gelesten Dichter und Meister würdig und dieselben die Vergleichung mit den feinsinnigen und leidenschaftlichsten Blättern der Nouvelle Heloise nicht zu scheuen haben. Wir erinnern nur an die Scene auf der Wiese, wo die drei Frauen, an Herz und Geist so himmelweit von einander verschieden, von einer Scene beschirmen, von einer Leidenschaft durchglüht, in Liebe zu demselben Manne entbrennen. „Indiana“ hatte den Ruhm des Best. Diesenen. „Valentine“ vollendete ihn und stellte den Namen George Sand in die erste Reihe der grazenwürdigen Dichter, ohne seines Gleichen unter den nämlichen, bedeutenden über sein Nebenbuhlerschwestlichen Schriftsteller, die je gewesen sein oder künftig kommen mögen.

Was es heißt, in Paris eine literarische Berühmtheit erlangen, das vermögen sich wohl wenige Leser vorzustellen. Es ist eine Herrschaft über die Geister, ein Königthum aus dem Siegesel, das über Nacht aufschießt; gestern wußte man noch nichts davon, heute kniet man das Knie davor. Der Kameltreiber eilt niederschlägt zum Gott. Der Kaufherbet sich, er ist unaufhaltsam, unwiderstehlich; man kann nicht sagen, wer ihn zu Wege gebracht, er schafft sich selbst und kommt von selbst, er bricht herein wie Sturm und Wetter. Dieselbe tiefe Dunkelheit, plötzlich blendende Glorie, und dazwischen nur die Presse einer Blatter Papier. Fama ist eine launische Göttin: während Unzählige sich mit heißen Beschwörungen, mit ungeschwerter Frechheit und Niederträchtigkeit sind zu bewerben, sucht sie ihre Günstlinge, die sie erhöhen, oder ihre Schöflinge, die sie züchtigen will, in der tiefsten Verborgenheit auf; wo der Geier auf die Taube, so schießt sie herunter auf den Gegenstand, mit dem sie spielen will; sie kommt ein unbetrauntes, ein ganz unbekanntes Wesen, läßt einen flüchtigen Glanz um seine Stirn spielen, und siehe da, der große Haufe reißt die Augen auf, staunt und betet ihn an. Nirgendes aber thut sie größere Wunder, als in Paris. Hier gewöhnt literarische Berühmtheit Euch Nase an Nase; Nichtthun, Nichtsehen, Kleine Schmeicheleien Euch Höhe und Größe ihrer Gestalt; des Tages, für den Morgen im Kabinet, für den Mittag auf der Promenade, für den Abend im Salon. Es gereicht auch unser Autor plötzlich in einen wahren Strudel von Bewunderung, Schmeicheln, öder Nachrede und Verleumdung: er war Mode geworden, — aus seinem Namen machte man sich, wer kann, — Mode war es. Einige Wochen lang — das große Räthsel, der große Gegenstand aller Unterhaltung, die große literarische Antiquität. Man rief sich um ihn an tausend Orten, zu jeder Stunde, gleich viel, ob in Männer oder Weibergesellschaft; man sah ihn und bewunderte, man hörte ihn sprechen und bewunderte noch mehr. Man sah ihn, George Sand, wie seinen vier Pfählen besucht, der findet bald einen munteren, schallbasten jungen Mann von achtzehn, bald eine hübsche, geistvolle Frau von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren. Der junge Mann verfehlt mit unnachahmlicher Grazie Tabak zu rauchen und zu schnupfen; die grande Dame weiß Buch mit glänzender Beredsamkeit und reicher Phantasie zu unterhalten, daß Ihr in entzückiges Verwundern über ihr Wesen. Und nun erwehrt Euch, so Ihr's könnt, dieses zauberhaften Zaubers, wenn er auf Euch gerichtet wird, entzieht Euch der zauberhaft fesselnden Gewalt dieses liebenswürdigen Doppelwesens. Ihr könnt nicht widerstehen; dingten müßt Ihr Euch, Euer sinnliches Dasein und Eure Seele an diese wunderbare Anziehungskraft der zahlbesitzen Persönlichkeit, die an Reizen und Fehlern, an Schönheit, Gefühl und Leidenschaft nichts mit Andern gemein hat, die Ihr mit tausend Namen nennen könnt, die einen Schatz aller Empfindungen, welche sich sonst nie in einem Wesen zusammenfinden, in sich beherbergt und Euch mit einer Fluth stets frischer, wechselnder Kunst überschüttet.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Traité de la propriété des biens ecclésiastiques. — Von Affre. 5 Fr.

Mémoire sur le calcul des probabilités appliqué à la médecine. — Von Binaber. 8 Fr.

L'herbagère. — Erzählung vom Vicomte Allincourt.

Ostindien.

Ein Kriminalfall in Ostindien.

Die heutige Stadt Delhi ist die dritte dieses Namens, welche auf demselben Boden erbaut worden. Die Zeiten haben jedes Mal die Trümmer des alten Delhi das Feld-Manöverfeld zu dem neuen gebliefert; im Süden und Westen der Stadt sind lange Strecken noch jetzt mit verfallenen Gebäuden bedeckt, die allerlei armen Volke und oft auch räuberischem Gesindel als Zuflucht dienen. Diese traurige Gegend führt den Namen Kundenet.

Als ich Meerut — es war im Oktober 1833 — machte der Gesellschaft des deutschen Britischen Cantonnements, Herr E., seinen gewohnten Spaziergang am Ufer des Dschymna. Etwa fünfzig Schritte von dem Flusse kam er an eine Stelle, wo ein großer Baum stand. Da sah er zu seiner Verwunderung fünf große Bündel von weißem Tuch liegen, die kein Mensch bewachte — ungewöhnliches Umstand in jenen Gegenden, wo so viele Diebereien vorfallen. Herr E. sah sich vergebens nach dem etwanigen Besitzer um, und auch auf sein wiederholtes Rufen erfolgte keine Antwort. Neugier bewog ihn endlich, eines der Bündel zu öffnen, und er entdeckte mit Grausen den Leichnam einer ermordeten Person. Die Klugheit rieth ihm, sich baldmöglichst von der Stelle zu entfernen; doch wollte er zuvor noch die andern Bündel untersuchen; er öffnete ein zweites und fand auch in diesem einen Todten, dessen Kehle mit einem Stück Zeug zugeschnürt war.

Jetzt eilte Herr E. ohne Verzug in die Stadt und machte von seiner Entdeckung die Anzeige. Der Richter schickte einen dreitlenen Beamten an den Darogah oder Polizei-Direktor, Mirza Dschi, der sich an die bezeichnete Stelle begab und Spuren einer Anzahl von Personen bemerkte, die unter dem Baume gelagert haben mußten. Die Dschadi's von Radschpur und die Gudger's von Dadsadad wurden vorgeladen und zur Rede gestellt; aber sie trugenen Standhaft jeden Antheil an dem Morde und jedes Mißwissen. Die Verwohner einiger anderer benachbarten Dörfer sagten zwar aus, sie hätten einen Todten kennt gesehen, die wir Brandschatza's ausfahren, aber keine weitere Notiz von ihnen genommen. Man forderte nun die etwanigen Verwandten der Ermordeten öffentlich auf, sie zu rekognosziren; vieles Volk strömte aus hoher Neugier herbei und betrachtete die Leichname, aber Niemand erkannte sie als seine Angehörigen.

Digitized by Google

Was war nun zu thun? Kein verdächtiges Individuum hatte sich ausfindig machen lassen, und selbst die Bewerggründe der Verbrecher blieben räthselhaft, denn die Gemordeten konnten allem Anschein nach nur sehr arme Leute gewesen sein. Mirsa Dritl nahm vorläufig ein Protokoll über den Befund auf und ließ dann die Leichname unter der Obhut zweier niederer Polizei-Beamten nach dem Rathhause zu Delhi bringen. Es selbst bestieg sein Pferd und wendete sich südwärts gegen Mirsoli, den Ort, wo das majestätische Denkmal Kurd Minar steht.

Der Polizei-Direktor konnte auf drei Wegen seine Station erreichen; einer dieser Wege führt gerade durch die Stadt Delhi, der andere außerhalb der Mauern um das Glacis herum, und der dritte, welcher der kürzeste und unbetretenste von allen ist, durch die verfallenen Gebäude um Delhi, Kunderut genannt. Die Stadt zu passiren, hielt er für unnütz, da der Polizei hier schon wachsam genug war; und auf der sehr gangbaren Straße nach Mirsoli konnte er eine Begegnung mit verdächtigen Personen kaum hoffen, wegegen Kunderut ein gewöhnlicher Schlupfwinkel von Vagabunden ist. Er betrieb sich einige Augenblicke mit seinem Begleiter und verschied dann, über Kunderut nach Hause zu reiten.

Es war schon beinahe finster geworden, und noch hatten sie auf ihrem Wege nichts entdeckt, was Spitzbuben ähnlich sah. Plötzlich hörten sie aus kurzer Entfernung „Wer da?“ rufen, ein sonderbarer Zuruf an die hohe Polizei. Mirsa Dritl sprang sein Pferd und ritt auf den Rufer los. Dieser, ein hoher athletischer Mann, war in einen weiten Mantel gehüllt und trug einen Turban von Tuchfarben auf dem Haupte. Mirsa Dritl, der jeden Mann in seinem Distrikte von Ansehen kannte, bemerkte gleich, daß jener Mann ein Fremder war, und sagte zu ihm: „Wer wie sind, kann Dir gleichgültig sein; wer aber bist Du?“ Der Fremde antwortete ganz unbefangen: „Nun, ich heiße Kreuto.“ — „Wo wohnst Du?“ — „Ich wohne dort!“ (hier streckte er mit dem Finger nach Mirsoli). — „Ah,“ sprach Mirsa Dritl, „Du meinst Kuttemadat, nicht wahr?“ — „Ihr habt's errathen.“ — „Das ist seltsam“, versetzte der Daroga, „ich kenne jeden Bewohner von Kuttemadat; auch bin ich gestern noch da gewesen und weiß, daß kein Fremder in dem Orte angekommen ist. Ich habe Dich nie gesehen. Komm nur mit uns!“ — Der feudalherrliche Polizei-Beamte, welcher unter einem Nat, statt jetzt dem fremden Mann näher zu Leibe und bemerkte sonderbare Bewegungen an dessen Mantel, als ob noch etwas Lebendiges darunter stecke. „Holla!“ sprach er, das Auch anfassend, „was habt Ihr da, Freund?“ Der Fremde wollte sich losmachen und hatte gern die Flucht ergriffen, allein es waren seiner Gegner drei und Einer von ihnen reitend. „Sieh doch einmal,“ Ibrahim Chan, das der Mann da unter seinem Mantel hat“, sprach Mirsa Dritl, „ein Perlsch, uns zu hinterziehen, macht ihn sehr verdächtig.“ Der Spitzbube wußte sich die Visitation gefallen lassen, und man zog ein junges Mädchen von beiläufig sechs vierzehn Jahren unter seinem Mantel hervor. „Aber ist dieses Kind“, fragte Mirsa Dritl, „und warum hat sie sie versteckt? Sie schient erschrocken zu sein, das arme Ding.“ — „Ja“, sagte Ibrahim Chan, „sie zittert wie eine gerupfte Taube.“ — „Wohl kann sie das“, versetzte der Fremde, „wenn Ihr sie ihrem Vater aus den Armen reißt, und in dieser kalten Nacht dazu. Ich wollte das arme Kind heim zu seiner Mutter bringen.“ — „Heim zu seiner Mutter!“ entgegnete der Daroga; „Du sagest ja. Deine Wohnung sey in Kuttemadat, und jetzt kommst Du von dort her; wohnt etwa Deine Frau an einem anderen Orte?“ — Der Fremde wollte eben neue Ausschweifungen versuchen, als das Mädchen plötzlich Muth faßte und, auf Mirsa Dritl zulaufend, kläglich anrief: „Ach, lieber Herr, Niles, was bieser Mann Euch sagt, ist erlogen, er ist nicht mein Vater; gestern Nacht hat er meinen Vater und meine Mutter gemordet und wird es eben so mit mir machen, wenn Ihr mich nicht beschützet.“ — „Es soll Dir nicht an Schutz fehlen“, sprach der Daroga und ließ durch seinen Begleiter Ibrahim dem Menschen die Hände auf den Rücken binden. Dann brachen Alle bis auf Einen plötzlich auf und erreichten spät in der Nacht die Polizei-Station Mirsoli.

Der Daroga ließ den Gefangenen in festen Gewahrsam bringen und verhörte dann die Kleine, die zum Glück ein sehr verständiges Kind war. Die Aeltern des Mädchens, ihrem Gewerbe nach Gasschneider, hatten auf ihrer Wanderung durch das Land sich in dem Stadtviertel von Delhi eine Wohnung bezogen. Mit ihnen zusammen wohnten noch mehrere Personen von demselben Gewerbe. Ein paar Tage vor der Gräuelthat nahm eine Gesellschaft von zehn Personen, die wie Reisende aussahen, in der Nähe jenes Hauses die Rastigen Quartier. Sie hatten Pferde bei sich und schienen wohlhabend zu seyn. Woher sie gekommen und welches der angebliche Zweck ihrer Reise gewesen, konnte Leischminia — so hieß das Mädchen — nicht sagen; sie wußte nur so viel, daß die fremden Männer ihre Aeltern und die Uebrigen einluden, sie auf der Wanderung zu begleiten und sie ihre Pferde Sorge zu tragen. Die Grausthäter nahmen ihre Kinder mit, und Alle zusammen logierten am Tage vor der Mordthat in der Nähe des Orts, wo man die Leichname entdeckt hatte. Die fremden Männer zechten mit den Schnittern, und Mertabo, das einzige Weib, welches bei ihnen war, bewies den Kindern große Freundlichkeit.

Mitten in der Nacht wurde Leischminia durch ein Geschrei und Getöhne aus ihrem Schlafe geweckt. Bald darauf hieß Mertabo sie aufstehen, setzte dann alle Kinder auf die Pferde und ritt mit ihnen weiter. Nachdem sie in den verfallenen Steinen von Kunderut eine Strecke zurückgelegt hatten, wählten sie ein Quartier und stiegen sämmtlich ab. Leischminia fragte, wo ihre Aeltern seyen; man befahl ihr aber unter schrecklichen Drohungen, still zu schweigen. Als der Tag gegraut, nahm Einer von der Gesellschaft, Namens Bhola — der Mann, den man jetzt im Gewahrsam hatte — Leischminia und ihre jüngere Schwester mit sich in die Stadt, um die Kinder zum Verkauf anzubieten. Die Gemahlin eines Nabobs kaufte die jüngere Schwester; Leischminia aber konnte der Räuber niegends anbringen, weil sie nicht mehr jung genug war. Voll Verdruß hierüber steigerte er das Mädchen wieder aus der Stadt und würde sie vermuthlich getödtet haben, wenn Mirsa Dritl ihm nicht dazwischen gekommen wäre. Man wunderte sich mit Recht über die Fertigkeit des Räubers, der bei hellem Tage in die Stadt gehen und Jemand zum Verkauf anbieten konnte, deren Aeltern er und derselben Stadt hinausgeladet und ermordet hatte.

Mirsa Dritl verfaumnelte seine Untergebenen nach der Ergreifung Bhola's nicht, sondern ging sogleich an das Verhör. Es wäre ihnen jedoch schwer geworden, die Spießgesellen des Bhola zu entdecken, hätte nicht ein Mann, der um ihren Aufenthalt wußte, der Polizei den Weg gezeigt. Man fand in dem Schlupfwinkel des Gesindels die Effekten der Ermordeten; die Verbrecher wurden gebunden abgeführt, und Mirsa Dritl machte sich mit Leischminia auf den Weg, um ihre Schwester zu befreien. Erstere fand nach kurzem Suchen das Haus der Dame, die das Mädchen gekauft hatte. Die Betrieben des Nemab wurden mit Bhola konfrontirt und beschwuren die Identität derselben mit dem Verkäufer.

In vollkommener Befriedigung eines Verbrechens sind, nach dem Gesetz der Muselmänner, Angeklagten nothwendig. Nun aber hatte Leischminia den Mord nicht eigentlich ausführen sehen; und so war der Britische Beamte, welcher die Sache zum Spruch vorlegen sollte, in einiger Verlegenheit. Endlich beschloß er, zwei von den Gefangenen, alten Aussehen nach, seine so verdorbene Wissenschaft waren, wie die übrigen, unter Zuschreibung der Freiheit, zum Geständniß zu vermögen. Beide gewannen allmälig Vertrauen, erzählten ihm Alles, wie es vorgefallen war, und erdärteten ihre Aussagen durch einen Eidschwur. In Folge dessen wurden fünf Individuen von der Bande konvoyirt auch Bhola, dessen Vater und Oheim) zum Tode, zwei Andere zur lebenslänglichen Verweisung, und Mertabo, deren Alter, Sexe und Bevder die Todesstrafe erleiden mußten, zu lebenslänglicher Einsperrung in Delhi verurtheilt.

Als Mertabo den Urtheilsspruch hörte, wurde sie fast wahnsinnig und wollte durchaus das Schicksal ihrer Verwandten theilen. Die Männer gaben kein Zeichen von Reue; sie bekannten ihren Thaten, daß sie von Stamme der Thugs'ee in Dschanpur seyen und schon viele ähnliche Grausamkeiten begangen hätten. Die Thugs'ee sind seit ohne Ausnahme Spitzbuben von Gewerbe und jener Verbrechens fähig. So charakterisirten sie Obrest Tod in seinen „Annalen von Rajasthan“. und Major Sleemann in seiner „Rambahna.“

Am 21sten Morgen des Monats Januar versammelte sich ein großer Volkshaufe um die Richtstätte. Auch viele von den vornehmen Bewohnern Delhi's, darunter der Radscha Kulinga Singh von Fischengurh, waren gegenwärtig. Alle Fünf standen auf dem Schaffot. Jeder mit einem Strick um den Hals, und der Henker zog die Kappe über Bhola's Gesicht. Während er mit den Uebrigen beschäftigt war, sah ich Bhola ein verbißliches Gesicht seinem Nachbarn zuwenden und hörte ihn fragen: „Bist Du schon gehenkt?“ dieser antwortete: „Nein, noch nicht.“ Sogleich sprang Bhola mit beiden Beinen über den Rand des Gerüstes und erdrosselte sich auf diese Weise selbst. Ich habe von Nnie wegen einen Hinrichtungen beigewohnt, aber versichern, daß ich die Hindu's immer mit größter Kaltblütigkeit sterben sah.

Mertabo wollte lauschendal lieber sterben, als ihre ihnenerlen Angehörigen überleben. Bis auf den Tag, an welchem das Schicksal der Bande sich entschied, konnte sie, trotz ihres vorgerückten Alters, eine schöne Frau heißen; aber drei Wochen nach der Hinrichtung war sie schon ein abgelebtes Gerippe mit eingefallenen Augen und hervorstehenden Backenknochen — das Bild des höchsten Jammers und Elends. Bald zogten sich auch Symptome von Geistes-Verwirrung, die mit vollkommenem Wahnsinn endeten.

(Aus. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Mortalitäts-Verhältnisse. In London stirbt jährlich von 40 Menschen, in ganz England aber nur von 52 Menschen Einer. Auch in den übrigen Distrikte Englands, in Northumberland, Wales und Suffolk, die ungesünderen dagegen Lancashire und Surrey, wegen der großen Städte, die sich darin befinden, und Durham und Northumberland, wo die zahlreichen Kohlen-Bergwerke nicht unwesentlich auf die Sterblichkeit einwirken. Nächst London ist Liverpool die ungesündeste Stadt in England, da daselbst von 31 Menschen jährlich Einer stirbt. In Manchester und Glasgow stirbt nur von 45 und in Leeds von 47 jährlich Einer. So wie England überhaupt aber dasjenige Land in Europa ist, wo die geringste Sterblichkeit herrscht, so hat auch London, wie es scheint, ein viel gesünderes Klima, als alle andere Hauptstädte Europa's und Nord-Amerika's — wenn nämlich den Sterbelisten, wie sie in der Sterblichkeitsliste Englischen Journalist geführt werden, ganz zu trauen ist. Nachstehende Zahlen-Angaben entlehnen wir dem kürzlich in England erschienenen, von Dr. John Hogg herausgegebenen Buche „London wie es ist“, das auch in Bezug auf die Gesundheits-Verhältnisse der Hauptstadt viel Belehrendes enthält. Die jährliche Sterblichkeit beträgt in London 1 auf 40, in St. Petersburg 1 auf 37, in New-York 1 auf 35, in Berlin 1 auf 34, in Paris 1 auf 32, in Philadelphia 1 auf 31, in Neapel 1 auf 28, in Brüssel 1 auf 25, in Amsterdam 1 auf 24 und in Wien 1 auf 22½. Von allen Ländern Europa's sind Sicilien das ungesundeste Klima und die größte Sterblichkeit haben, was sich auch bei der jetzt dort auf furchtbare Weise um sich greifenden Cholera zu bestätigen scheint.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 94. Berlin, Montag den 7. August 1837.

England.

Engländer auf dem Kontinent.

Aus Ralph Rebleß*) Meinungen und Bekenntnissen.

Von Capitain Marryat.

London, im Juni 1837.

Hat man erst fremde Länder gesehen, wie muß Einem da Alles in England so gedrungen und reichhaltig erschienen, von dem kleinsten Spielzeug der Kinder bis zur Säule des Herzogs von York. Wenn ich mit einem Tischler reden darf, alles Ausländische ist Nürnberger Tand. Rede mir Einer vom Palais-Royal, von der Rue-Richelieu und dem Glanz der Pariser Läden — nur 200 Schritt der Regent-Street, von Howell und James's an, sind hinreichend, sie mit Sack und Pack aufzukaufen, und geben vielleicht noch einen Ueberschuß, dessen Werth dem Rest der Französischen Ausstellungen gleichkommt. Doch bei dieser innern Gediegenheit und Substantialität sind die Dinge auch etwas schwerfällig, und die Folge davon ist, daß wir in London zu wenig Raum, zu wenig Luft zum Athmen haben; wir sind zu dicht verpackt; es thäten uns Gärten Noth mit recht viel Bäumen, um die wephitische Luft der Hauptstadt zu absorbiren, denn was unsere Lungen nicht annehmen, das ist sie die Vegetation sehr förderlich. Da man aber in dieser Welt nicht Alles haben kann, was einem Noth thut, so wird's vor der Hand schon ohne Gärten gehen.

Welche Masse von diesen Reichthümern verbreitet sich jetzt im Lande! und, Gott sey Dank, ich glaube, sie werden jetzt etwas besser verwendet, als früher bei jener lächerlichen Manie, die zwar gegen Weltklugheit sehr brillant sey, mehr aus dem Geist, aber uns doch gar zu grausam und unglaublich gescholten hat. Die Eisenbahn-Speculationen haben viele Millionen verschlungen, und das ist ein ganz gut angelegtes Geld — denn selbst wenn man annimmt, daß in einigen Fällen die Erwartungen der Spekulanten getäuscht werden sollten, so ist doch das Geld immer im Lande geblieben, und während es einestheils vielen Tausenden Arbeit und Nahrung schaffte, werden andererseits nur die Produkte von England selbst verbraucht. In diesen Speculationen, in der schnellen Produzirung dieser ungeheuren Summen zeigt sich recht die Größe Albion's. Unternehmungen, vor denen fremde Regierungen mit Schrecken zurückerben würden, kommen hier durch die Vertheilung weniger Individuen zu Stande. Doch wenn man von fremden Ländern spricht, muß man nicht vergessen, Amerika auszunehmen; denn ich glaube, wenn es nöthig wäre, eine Eisenbahn von dem Monde anzulegen, sie würden sich dort gleich daran machen.

Und nun zu meinen Auftrágen und Bestellungen. Welche lange Liste ist das! Als erster Artikel stehen wenen — zwei Kanarienvögel, denn die letzten zwei sind an einem schönen Morgen todt gefunden worden, Ein Mensch weiß, wie; Saamen und Wasser war genug da (der Diener nämlich hatte den Käfig damit versehen, nachdem er die Thierchen durch seine Sorgfoßigkeit verhungert gefunden), und folglich konnten sie doch nicht aus Mangel an Nahrung gestorben seyn. Ich bin ein Feind aller sogenannter Schooßthierchen, denn sie liegen Einem sehr zur Kost, und wenn sie sterben, dann geht erst das Jammern los.

In den „Feuerzaubertern" läßt Moore seine Hinda sagen:

„Nie pflegte die Gazelle sich
Mit Augen groß und scheu,
Kam sie zu mir und lockte mich,
So war's um sie geschehn."

Nun war Hinda ganz vernünftig, außer darin, daß sie sich für besonders unglücklich hielt. Fast Jeder, der sich solche Thierchen hält, wird eine ähnliche Geschichte, wie Hinda, erzählen können. Ich erinnere mich, wie uns einmal ein Kanarienvogel verpickte und meiner Jungens deshalb in großer Betrübniß waren; um sie zu zerstreuen, machten wir ihnen einen papiernen Sarg, legten den Verstorbenen hinein, nähten einen Deckel darauf und gruben ein Loch im Garten; dann flochten wir die Kleinen in einige alte Reste von Trauerbinden, die wir finden konnten, und hielten eine lange Prozession nach dem Grabe, wo der Vogel feierlich bestattet ward. Dieses kleine Schauspiel machte sie ganz entzückt; den nächsten Morgen sprang einer von den Jüngsten zu mir heran und sprach: „Ob Papa, wann werden Sie denn sterben?" Naivste Frage, dachte ich, da ich die gestrige Prozession schon längst vergessen hatte. „Warum fragst Du denn so, mein Kind?" — „Nun, ich freue mich schon auf den Spaß bei Ihrem Begräbniß." — „Sie sind sehr gütig, mein Theuerster."

*) Rebleß.

Es ist weit mehr Verstand in den Vögeln, als die Leute gemeiniglich glaubm; davon wird ich eine Geschichte zu erzählen, die sich bei dem Schiefferdruck eines Freundes zugetragen hat. Eine Drossel, die noch nicht wußte, wie sehr man sich vor den erpansiven Eigenschaften des Schießpulvers hüten müsse, baute ihr Nest auf einer Stelle, wo gerade der Fels von jenem Eigenschaften am Meiste zu leiden hatte. Anfangs wurde sie durch die nach allen Richtungen fliegenden Splitter ungemein inkommodirt, wollte aber immer noch nicht ihren unvermüthen Wohnsitz aufgeben; bald bemerkte sie, daß jedesmal, wenn eine Ladung abgefeuert werden sollte, eine Glocke läutete, und daß auf dieses Zeichen sämmtliche Arbeiter nach einem sicheren Punkt retirirten. Wenige Tage darauf sah man sie, so oft sich die Glocke hören ließ, ihre gefährdete Stellung verlassen und nach dem Zufluchtsort der Arbeiter hinfliegen, wo sie dicht vor ihren Füßen herumtrollen. Hier blieb sie so lange, bis die Explosion vorüber war, und kehrte dann nach ihrem Nest zurück. Die Arbeiter, die dies sahen, erzählten es ihren Brodherren, und auch die Fremden, die den Schießversuch besuchten, Zeichnen sämmtliche Arbeiter nach einem sicheren Punkt retirirten. Wenige Tage darauf sah man sie, so oft sich die Glocke hören ließ, ihre gefährdete Stellung verlassen und nach dem Zufluchtsort der Arbeiter hinfliegen, wo sie dicht vor ihren Füßen herumtrollen. Hier blieb sie so lange, bis die Explosion vorüber war, und kehrte dann nach ihrem Nest zurück. Die Arbeiter, die dies sahen, erzählten es ihren Brodherren, und auch die Fremden, die den Schießversuch besuchten, so auffallendes Zeichen von Verstand mit eigenen Augen anzusehen; da aber der Felsen nicht jedesmal, wenn Besucher kamen, gesprengt werden konnte, so läutete man bloß die Glocke, ohne zu schießen, was für einige Male ganz gleiche Resultat hervorführte. Die Drossel flog hinab nach dem Ort, wo die Fremden standen, bemerkte aber, daß man sie in den Apeil geschickt, und obwein wurde sie gerade in ihrem Verlustungsprozeß gestört. Was war die Folge davon? Sobald sie von jetzt an den Glockenzug hörte, fuhrte sie erst über den Felsrand hinaus, um sich genau zu überzeugen, ob auch die Arbeiter die Flucht ergriffen, und war dies nicht der Fall, so blieb sie ganz ruhig in ihrem Nest sitzen, wobei sie wahrscheinlich im Stillen bei sich dachte: „Nein, nein, meine Herren, so geht das nicht; ich habe durchaus nicht Lust, mich bloß zu Euerm Vergnügen von meinen Eiern abschießen zu lassen."

Manche Vögel besitzen sogar eine gute Portion Humor, ganz vorzüglich der Rabe. Ich hatte einmal so einen, der sich boshafterweise und kurzweiligste Thier war, das ich je gesehen habe. Sein größter Spaß war, sich in den Blumengarten zu schleichen, auf die Beete zu sitzen, wo der Gärtner eine große Menge von Saamen-Gattungen hingestreut, und die Sähbeete, die daneben in den Boden eingesetzt waren, herauszureißen und durcheinander zu jehn bis gerade Alles auf den Haufen hinzulegen. Hierüber war der alte Gärtner ganz wüthend, und er suchte den Raben wegzutreiben, der übrigens wohl wußte, daß er einen bösen Streich beginge, denn sonst würde er's eben nicht getham haben. Bald kam er zurück, um den Unfug von neuem zu beginnen, und wollte ihn nun der Alte, der nicht sehr schnell auf den Beinen war, wieder wegjagen, so hielt sich gewöhnlich der Rabe dicht an den Rechen oder der Hacke des Gärtners und tanzte rückwärts vor ihm her, indem er noch, so deutlich und vernehmlich wie ein Mensch, mit allen möglichen menschlichen Geberden zu singen pflegte: „Tol de rol de rol! tol de rol de rol!" Der Vogel ist noch am Leben und treibt noch wie vor seine alten verderblichen Praktiken, so oft er eine Gelegenheit dazu findet. Wenn er lange genug lebt, so hoffe ich, er wird noch einmal Witze reißen.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

J. Janin's literarische Portraits.

George Sand.

(Schluß.)

Kein Wunder, wenn dieser unverhoffte Erfolg, dieser unerwartete Beifall unserem Autor ein wenig in den Kopf gestiegen ist. Viele waren weiser als er, andere eitel als er, und haben doch gleichwohl dieses Rausches nicht erwehrt. Zuß in dem entscheidenden Augenblick, als seine Berühmtheit den höchsten Punkt erstieg, warf George Sand das männliche Gewand seines Geistes, den Ernst und die Besonnenheit auf einmal weg und zeigte sich in der schlechtesten Gestalt, „Lelia" als ein von Leidenschaft übermäßiges Weib. Wir können leider diesen Roman nur als einen Flecken in des Verfassers dichterischem Lebenslauf bezeichnen. Weder an humoller Erfindung, noch an Reichthum der Phantasie, noch an Styl und Eleganz der Darstellung ist hier der Verfasser von „Indiana" und „Valentine" wiederzuerkennen. Die Kühnheit ist hier sittlich und abschtlich bis zu dem verdammlichen Uebermaße getrieben. Diese Lelia ist ein so widernatürliches, abscheuliches Geschöpf, als sich nur erfinnen läßt: eine Courtisane, ohne Herz —

Digitized by Google

das ginge noch hin, aber auch ohne Einth der Sinne, eine Bahrin ohne die Schwäche, die einzig Bahrinnen entschuldigt, — ein genau-erregendes Augenthum, das wie eine Löwin nach der Sättigung drillt, die ihm versagt ist. Einen jungen Mann, der sie von ganzer Seele liebt, opfert dieses Ungeheuer dem Genusse, den es nicht zu erreichen vermag; sie selbst aber liebt eigentlich den Philosophen und Epicurer Sträuling Treumer, der sie verschmäht. Kurz, es ist ein rohes, widerwärtiges Buch, voll abstoßender leidenschaftlicher Sinnlichkeit; um eine Bahrin und einen Galeeren-Sträuling spinnt sich die ganze Intrigue an und ab; zum Glück indes ist es auch ganz baar an Interesse, ein langweilig schlechtes Gericht in schmutziger Brühe, und mit den anderen Erzeugnissen des Verfassers schlechterdings nichts gemein hat.

Auch säumte George Sand nicht lange, wahrzunehmen, wie sehr er sich verirrt und gelästert hatte, und wie seine vermeinte Rechtfertigung und Lobpreisung des weiblichen Charakters zur schärfsten Waffe gegen die eigene Sache geworden war. Bei der Gesandtheit dieses Talentes wurde es ihm nicht schwer, den alten Weg wieder einzuschlagen und die männliche Haltung wieder anzunehmen, die seinem Genius so natürlich und wohlgeziemend und nur in einem Moment der Uebereilung von ihm vergessen war. Sogar zu einer Gerechtigkeit strebte er sich zu bekehren, die ihm bisher fast ganz fremd gewesen. Es wird nämlich bekanntlich in der „Indiana" und „Valentine" ein Schein männlichen Geschlechts gar sehr mitgespielt, — so daß wir mehr noch eigentlich mißhandelt, und immer werden die Weiber, ungeachtet all ihrer Fehle und Verirrungen, im reinsten und glänzendsten Licht, als schuldlose Opfer des Zwanges unserer Zustände und Vorurtheile dargestellt. In einem neueren Roman, „Jacques", hat nun der Autor einen Charakter geschaffen, der Versuch gemacht, uns Männer wieder einigermaßen in Ehren einzusetzen. Es ist ein Roman in Briefen, die Anlage etwas verwirrt, die Erzählung ein wenig schleppend, die Charakterer ziemlich unbestimmt gezeichnet, — kurz, man merkt, daß der Autor sich hier einigen Zwang hat anthun müssen, und daß diese Aperçus der Männer gegen die Weiber, diese stets wahr und unerbittlich sein Strenge thuung für die groben Verständigungen der „Lelia", ihm nicht recht von Herzen gegangen ist. Und trotz aller Mühe, die er gekostet haben mag, findet sich, wenn wir diesem „plaidoyer" für unsere Sache recht auf den Grund gehen, daß der Advokat es nicht ganz ehrlich mit uns meint und nicht besser lassen kann, uns einen von den feinen schalmen Streich zu spielen. Dieser Herr Jacques ist gutmüthig, sanftmüthig, liebreich, er hat alle solche Eigenschaften, die man sich an einem Ehemanne wünschen mag — und er ist doch ein sehr unwohnsommener, ein kläglicher Held, und die Hauptrolle, die er spielt, unbeschreiblich großmüthig und einfältig. Denkt doch, dieser Jacques, weil er sieht, daß sein Weib Jemanden mit ihm, dem prosaischen Ehemanne, sich unglücklich fühlt, wie Indiana und Valentine mit ihren unwürdigen Gatten, auf was für ein Mittel er verfällt: er verschafft ihr einen Liebhaber, er giebt seine Ehre als Gatte und Hausherr zum Opfer, und dann geht er hin und weint sich kopfüber und über, wo er am besten ist. Das Buch hat manche schöne Stelle, worin sich die größten Meister der Dichtung und Sprache nicht schämen dürften; aber im Ganzen ist die Palinodie, vollends im Vergleich gegen die dreifach geschleuderte Anklage, sehr lahm und matt ausgefallen. Wie konnte es aber anders sein? Von einem so ungeschickten Produkt, wie Lelia, kann man nicht auf einmal zur Meisterschaft sich aufschwingen.

Noch die auf den heutigen Tag führt George Sand fort, von Zeit zu Zeit mit Romanen und kleineren Erzählungen aufzutreten, worin sie, je länger, desto mehr, den besseren Eingebungen ihres Genies treu geblieben ist und Styl und Manier in fehlerer Vollendung ausgeprägt hat. Ihre Darstellung gewinnt sich vorzüglich durch eine Verbindung und Verschmelzung von Ironie und Phantasie, von anmuthiger Feinheit und stürmischer Beredsamkeit aus. Ein Meisterstück ist ihre Erzählung „André", ein kleines durch köstliche Einfalt und Naivetät aufprechendes Bild, in schlichtem, kunstlosen Rahmen gefaßt; ein Mädchen unter Blumen aufwachsend, gleich ihnen, die Knospen und Blüthen, gleich ihnen verschönernd und des eigenen Reizes unbewußt; die Geschichte der Liebe zweier Kinderherzen, die an einander aus Spiel und Trauen zum Bewußtsein erwachen und wie zwei verschwisterte Blumen sich einander duften, mit einander verblühen. Neben dieses Paar ist in der Person des alten Marquis und der jungen Gräfin ein zweites Ringelspiel, weniger durch einen Hauch feinsten Humors, als durch Grazie aufs glücklichste abgetönt. In dem ganzen Gemälde ist nichts affektirt, nichts künstlich berechnet führt; Alles gleitet in wohlthuend sanfter, durch keine Störung unterbrochener Entwickelung dahin; nirgends Ueberraschung, aber durchgängig eine aus dem Herzen quellende Innigkeit und eine aus klarem Geiste geflißig hervorgehende Ironie. Wie ein Hauch ihm, dem Dichter, wie wollten wir, seine aufrichtigen Freunde und Bewunderer, und selbst Glück wünschen, wenn George Sand sich beständig so ungezwungen, so absichtslos in der Richtung gehen ließe, die seinem Genius die natürliche ist, und worin er sich mit solcher Lebendigkeit und Zartheit der Empfindungen, mit so unabhängiger Sicherheit, mit so voller Kraft des Geistes bewegt. Aber leider! wir fürchten, eine affektirte Emphase, eine absurde philosophische Sucht, die Eitelkeit, sich an der Spitze eines Systems oder einer Schule genannt zu sehen, und das unerquicklichste Verhandeln politischer Themata wird diesem frischen Talente schädlich werden und es nachgerade ausöden, wenn George Sand sich nicht bei Zeiten besinnt. Kurz er durch seinen Bruch manche frühere Stude gut gemacht, so wahre er sich jetzt doppelt, daß seine natürliche Schönheit und Anmuth nicht nach einer anderen Richtung hin durch Ueberreibung und Leidenschaftlichkeit verloren gehe.

— Wir haben ihn in jüngster Zeit überdies von einer neuen Seite kennen gelernt; daß er ziemlich in der Handhabung des Lichterlöschers mit den Dichtern ein nicht geringerer Meister ist, als im Polytechthen. So sinnen und doch seine Bewunderung und Begeisterung aufsaubert, in eben solcher Schnelligkeit und Fülle stehen ihm unter anderen unsäglichen die Sarkasmen zu Gebote; daß er darin Maaß zu halten, sich selbst zu beherrschen und alles Gesuchte, Unnatürliche zu vermeiden weiß, verleiht seiner Unterhaltung einen neuen und nicht geringen Reiz. Von seinen Reisen hat er tausend anmuthige Schilderungen und Details, tausend originelle Anekdoten, Erinnerungen und ergötzliche Portraits mitgebracht, namentlich aus Italien; er kennt dieses Land und Volk viel genauer, als Victor Hugo, der sich doch auf seine Vertrautheit mit Italiänischen Dingen nicht wenig zu Gute thut. — Gegenwärtig aber — es thut uns Leid, dies sagen zu müssen — hat George Sand den ganzen Kopf voll politischer Einbildungen und Vorurtheile, die ihn und Viele mit ihm entzweien, zur größten Störung seiner Ruhe und seiner ernsteren zur Förderung seines Ruhmes. In seinen Tagen, da er sich zum ersten Male neugierig in der Welt umsah und von Allem wissen wollte, was vorging, sah ihm das republikanische Wesen lebhaft in die Augen; die barrikadirte, faß bethermüthige Anstauer, vermit eine Handvoll junger Leute für diese nimmer zu realisirende Idee kämpfte und sich opferte, interessirte seine Einbildungskraft; nur einen Tag, als seinem Thun seine und seiner Eitelkeit gieich sehr zusagte, und somit erklärte er sich laut für einen Republikaner. Ja gladr sogar, wenn er sich davon überzeugen könnte, die rothe Mütze stehe schön zu seinem nach Alexander des Großen Weise ein wenig auf die rechte Schulter gezogenen Lockenkopfe und zu seinem Gesichte, wie zu seinem Geiste. Wie George Sand allenfalls sein Bedenken gegen dieses Stück saatvolutionschen Kostüms tragen. Natürlich haben die Republikaner einem solchen Genossen mit lautem Freudenzurus ihre Reihen geöffnet und rühmen sich seiner nicht wenig. Bei der Verhandlung des April-Prozesses vor den Pairs von Frankreich sah man George Sand unter Ersten heraus seinen politischen Freunden Brut und Blut zumieden; und als bei einer öffnen Adresse Michel de Bourges von dem Gerichtshofe in Strafe verurtheilt worden war, richtete Sand ein feuriges und energisch abgefaßtes politisches Sendschreiben an ihn, in einem Tone, wie der glänzig erzitirte Saint Just in den Tagen geschrieben haben mag, da seine Begeisterung noch rein und ohne fanatischen Beimischung war. — Ich darf endlich nicht vergessen, daß unser Autor um dieselbe Zeit seinen Landsmann und Gutsnachbar, den Fürsten Talleyrand, in einem kleinen Romane mit meisterhaft satirischen Zügen portraitirt hat.

Es sind in Allem auch nicht sechs Jahre verflossen, seit George Sand mit seinen schriftstellerischen Versuchen begann, und sein Ruf hat bereits in der öffentlichen Meinung so fest Wurzeln gefaßt, daß wenige Namen sich einer gleich großen und sicheren Berühmtheit erfreuen. An Glanz und Herrlichkeit des Styls ist sie unübertroffen, und welcher Romandichter unserer Zeit kann sich an Geist und Phantasie auch nur im entferntesten mit ihr messen! Hinsichtlich der Beredsamkeit und Schneidigkeit der Dialektik, die gleichsam zu ihrem Buch des Lebens der Schöpfer — schwahr einen seltenen unter weiblichen Schriftstellern hätte sie haben können, sie durfte ihn nur wollen; aber sie hat ihn standhaft verschmäht. Noch mehr, beschämt, gewissenhaft würde sie sich gefühlt haben, wenn ihr Romann eine Gestalt erschuf, das Wort zu ergreifen: „Du bist schön." Sie denkt nicht daran, und hier ihrer Verehrer denkt daran, auch sein Fremder, der in ihre Nähe kömmt, daß sie ein schönes Weib ist; die leibliche Gestalt verschwindet vor der geistigen, die ihrer Angebungen beherrscht, und nur den großen Dichter, den berühmten Schriftsteller behält man vor Augen, den scharfblickenden Kritiker und Denker, den kühnen Verfechter des christlichen Geschichtsschreiber weiblicher Eitelkeit, weiblicher Verirrung, weiblichen Elends; den Richter, der mit unnachsichtig geschwungener Geißel die Laster, die niedrige Gesinnung und den selbstsüchtigen Stolz der Männer gezüchtigt hat; den kühnen Aufsorger, der die Empörung gewrechtigen gegen unsinnschreiige Schranken der Sitte, gegen Form und Gesetz des Lebens aus uralten Zeiten, der im Ernst seiner flammenden Rede keinen Zügel duldet und jedem Widerstand mit sich fortreißt. — Wer kennt ihn ganz? Wer hat den Mann in ihm begriffen, die Seele des Weibes an ihm ergründet? Männlicher Freundschaft ist er fähig, die sich mit Treue und Hingebung bethätigt bis in den Tod; verschmähte Liebe voll weitzumsicher Beschränkungen wie ein Weib; klar und fest den Geist, wandelbar von Gemüth; ein feuriger, reicher Kopf, ein unruhiges, dadendes Herz; getrieben, gepeitschen und doch nicht glücklich; nicht genug zu bewundern und nicht genug zu bemitleiden. Welchen Weg hat sie zurückgelegt, diese Frau, und welchen hat sie noch vor sich? Die Welt hat Keinen gekannt, der sie in der Lebenskunst so weit voraus wie eine Straße aus alter Römischer Zeit, ein Riesendam, der durch die Wildnis zieht; wie sollen ihr, wo führt sie hin? Nirgends, sie verliert sich in der Oede, aber sie hört doch vor einem Abgrunde auf. Ein Genius, dem gegeben wäre, nach seinem höchsten Preis zu streben, zu ringen zu erreichen und der weiter nichts will und kann den mag, eine ehrene, unüberfreigliche Mauer starrt ihm entgegen, jeder Pfad ist ihm gesperrt; warum? weil er aus Weib gehoren ist. — Wohlan! so erthut der Ruf sie Alle; die Laubsahn steht Jedem offen, Niemand ist ausgeschlossen von der Bewerbung; die Besten, die Edelsten sollen einireten und an der Regierung des Landes theilnehmen. Sonach Ihr einen Geist, der anderen überlegen sey und das Wunderseyn dieser Ueberlegenheit besitzt? George Sand ist berufen, die Geister zu leiten; er fühlt seinen Beruf — redet ihn, macht ihn zum Minister. Nein, — denn er ist ein Weib. — George Sand hätte wohl Muth und Geschick, ein Heer zu führen; der Friede bekagt ihn wenig, der Krieg wäre sein Element; der Fluter, der er geschworen, würde er muthig vorangehen in den Kugelregen; — wohlan, redet ihn, macht ihn zum General. Nein, — denn er ist ein Weib. — In Stunden der Wehmuth, der ernsten Sammlung und Selbstbetrachtung, wenn er sein Haupt auf den Todtenkopf niederdrängt, der auf seinem Schreibtisch beständig vor ihm steht — dann ist George Sand recht religiös; er sehnt sich nach dem Frieden der christlichen Seele, er träumt von heiliger Musik und Weihrauchduft — redet ihn, macht ihn zum Bischof. Nein, — denn er ist ein Weib. — Wohl

Ihr noch mehr? Welche Feder thut es der ihrigen gleich? In Zartheit und Feinheit, in Anmuth und Kraft, im Knebrude des Komischen und der Laune ist sie Meisterin des Styls, und selbst wo sie sich im wildesten Ungestüm vergißt und dahinreißen läßt, ist ihre Sprache noch das herrlichste, korrekteste Französisch. Die Académie française rühmt sich unter ihren Mitgliedern keines Schriftstellers von gleichem Gehalt; ich glaube sogar, man würde in allen Akademien der Welt vergebens nach einem suchen suchen. Madame Sand kann ihr einen Sitz nur neben Chateaubriand und Lamartine; gewiß, Beide werden sich bescheiden, aufzustehen und ihr ehrerbietig Platz zu gönnen. Immer dieselbe Antwort: Sie ist ein Weib. — So sind denn alle Pforten vor ihr geschlossen; sogar das Thor der Akademie, dieses Thor der Verhöhnung für alle Welt, thut sich ihrwicht auf. Ja, Käme sie auch nur um Erlaubniß ein, eine Schuite zu halten, um Männer in ihrem Geiste heranzubilden, man würde sie barsch abweisen mit dem Worte: „Du bist ein Weib.“ Wenn sie nun zuletzt, so vieler getäuschter Hoffnungen müde, beschämt, sich so von allen Kreisen des thätigen Lebens ausgeschlossen zu sehen, erbittert gegen den tyrannischen Zwang dieser Sitten und Gesetze, wenn sie Hohn und die Waffen des Spottes gegen die Gesellschaft kehrt, deren Hort und Zierde sie hätte sein können, wenn sie sich den Reihen der Opposition zugesellt und diese feindlichen Prinzipien mit dem Glanze und der Autorität ihres Genius ausgestattet erscheinen — meint Ihr, sie werde dafür Dank ärndten von ihren neuen Freunden? Sagt eine Gelegenheit kommen, wo sie, ihren Wilden gegen die gesetzlichen Partei-Rücksichten energisch geltend machen will, und das Geschrei wird sich wieder sie erheben: „Sie ist ein Weib.“ Die letzte Zuflucht verschwächter großer Geister, die Opposition, steht ihr nicht offen; denn George Sand ist ein Weib.

Erkennen wir es, ein schwerzenreiches Loos ist ihr zu Theil geworden. Und während sie von Männern als ein bereites, als ein geoßes und herrliches Weib, der Stolz ihres Geschlechtes, gepriesen wird, weiß sich der Neid der Weiber über die Vereinigung von so viel Schönheit, Genie, Witz, Phantasie, Beredsamkeit, Muth und Hochsinn in einer Person nicht besser zu trösten, als sie Sand das Geschrei: „Sie ist kein Weib, sie gehört nicht zu uns, mag sie bei den Männern bleiben!“ — Und sie weichen ihr aus, wie mit Schrecken und Abscheu; sie ziehen in ihrer Nähe den Schleier vors Gesicht, um ihr bloßes Auge nein zu bewahren vor dem Zusammentreffen mit einem geistvollen. — Fürchtet Euch nicht. Ich weiß. Ihr zittert vor dem Gedanken, daß eine solche Rednerbühnerin je in Eure Reihen treten könnte. Ihr dürft ganz ruhig sein. George Sand, obwohl aus den Reihen der Männer verstoßen, wird nimmermehr zu Euch zurückkehren, ihre Rechte als Weib nie wieder in Anspruch nehmen. In dem Tage, als die Despotie der Männer ein Eigenthum seines Hasses wurde, da wueder Ihr ein Gegenstand seiner Mitleid. In der That, wenige die frechste beider Geschlechter scheidet, weil George Sand seinen Wohnsitz aufschlagen und in seiner Größe unangesehten thronen, den Männern eine verehrte Königin, Euch ein geistbefreiter Klinig.“)

Die Tabacks-Verkäuferinnen in Frankreich.

Siehe da ein Gewerbe, das noch ganz jung ist und doch im Leben der Frauen schon einen so bedeutenden Platz eingenommen hat, wie das neatte Geschäft der Wäscherinnen. Vor zwölf oder höchstens vierzehn Jahren noch war der Tabak konsumirt in die Schenken verbannt, und kaum hätte man in Paris zwölf mit Oel erleuchtete Tabakgeen gefunden, denn für die Raucher war der Talg gut genug. Wenn im Theater ein alter Seemann von seiner Pfeife sprach, sangen alle Bürger an zu lachen und fragten einander, welches unbekannten Dialekts sie da vernommen; ein Anglo-Amerikaner und ein Oesterreicher nicht so staunen, wenn er die harte pfeifende Mundart eines Irländischen Bauern hört. Aber gar einen Anderen als einen Seemann uns ausschend vorzuführen, wüthen sich die damaligen dramatischen Autoren wohl gehütet haben; man hätte über Unwahrscheinlichkeit, über schlechten Ton geschrieen, und das Wort Tabak wäre über alle Lippen gelaufen, ja selbst die Rekrutinnen des Cirkus hätten ihren doch schon so daran gewöhnten Mund gerümpft.

Dem Seemann allein, diesem Abenteurer und Sonderling, war es erlaubt, hin und wieder einige Rauchwolken von sich zu paffen und einen etwas eingerauchten Priem in den Backen, man sieh sieß als eine jener wunderlichen Sitten gelten, die nur das Meer mit seinen stets sich erneuernden Gefahren, mit seinem Himmel voll Ungewittern, erchrfertigen konnte. Und doch verdursten selbst die Seemänner noch einer anderen Entschuldigung, denn man hatte den sehr scharfsinnigen Vorwand, das herrliche Scorbutmu aufzefunden, daß der Tabakdampf vor der Meerkrankheit schütze; man wußte von Hätenlegen, daß die Holländer, dies Euten-Volk, wie Voltaire sie tautte, tagtäglich unzählige Kannen Thee leerten und unzählige Pfeifen dazu schmauchten; man wußte, daß die Deutschen Studenten mit der Pfeife im Munde durch die Straßen von Leipzig und Göttingen zogierten; indeß dergleichen Zeitvertreib wußte den nordischen Barbaren Horden überlassen werden; in Frankreich, dem Lande sanfterer Sitten und vorgeschrittener Civilisation dürfe Rauchen für einen Frevel, für ein Majestätsverbrechen gegen die Nation gegolten, und kaum entschuldigte man, um ihres poetischen Anflugs willen, den Spanischen Cigarito und die Orientalische Nargileh. Wir hätten wohl ein Mann, der sich selbst schützt, in eine anständige Gesellschaft mit noch dreisem von Tabak geschwängerten Athem eintreten, wir hätte eine Frau, auch nur in Gedanken, die wunderlichen und gräulichen Nebensarten, welche bei den Rauchern Mode geworden, ertragen können! Das Kauderwälsch der Diebe war minder wurdel, und eine Dame, die mit Vergnügen die Abenteuer Cartouche's und die Leiden Mankein's gelesen hätte, würde schamroth ihr Gesicht abgewendet haben, wenn aus einem Mund sie plötzlich, grässrieden und wohlerdenrischen Munde nur das einzige kleine Wort „meine Blase“ ihr leis aus Ohr gedrungen wäre!

Diese Civilisation, vergieb uns! denn wir haben seit einem Jahrzehend gewaltig viel Fehler in denen feuschen, züchtigen Mantel gestreift. Anfänglich tastsamte, wie ein nächtlicher Feuchtthaun, des Abends auf den abgelegenen Straßen und in den dunkelsten Winkeln der Bäder, eine bis zwei schämte Cigarre; Rauchen war damals ein bloßer Zufall im Leben, ein Ausnahmefall, ein Diebstahl an den seinen Sitten, eine Lust über die Schranken der gesellschaftlichen Gesetze und des Anstands-Codex auszuschweifende Künstlerlaune, eine Schwachheit, die man nicht einzugestehen wagte, die man wie ein Verbrechen gelten hielt. Heute und nach aber wurde der Verbannte vom vorigen Abend ein frecher Sieger, der die in breiliertlichen Straßen und Zugänge, in die glänzenden Gallerieen des Palais-Royal und in die hundert fashionablen Alleen unserer Boulevards eindrang; weder der Abscheu der Frauen, noch die Entrüstung der Sittenpreiger vermochten das allmälige Ueberhandnehmen der Cigarre aufzuhalten. Man rauchte bei hellem Tage oder Schatn, ohne Gewissensbisse, im Angesicht der Sonne; die Civilisation war besiegt, und der letzte Schatten der Französischen Galanterie entschwebte, in eine Rauchwolke gehüllt, gen Himmel. Jetzt gilt die Einbürgerung des Tabaks in Frankreich für eine abgemachte Sache; kaum wagen es noch einige Mutterlöpfe, gegen seine Legitimität zu protestiren, man kestretiret sie nicht mehr, man begnügt sich, von fern darüber zu brummen; bald werden auch diese letzten Anstrengungen einer unwilligen Opposition in gänzliche Ohnmacht dreinsen sein, und einstens wird der Vater, wenn er seinen Sohn rächer gute Lehren ertheilt, zu ihr sagen: „Mein Kind, sey weise und tugendhaft, entrage die Unglückliche dieser Lehre, sie vor Mutten, flechte Gott, dieser Heimath Ruhm und gewöhne Dich frühzeitig an den Tabaksrauch.“

O Rousseau! jetzt wäre Dein in heiligem Zorn über das Französische Sittenverderben ergangener Ruseuf nach seinen drei Seiten hin vollkommen richtig; jetzt ist Paris allerdings ist von Dir geschilderten Sitze des Lasters, des Kothes und verdorbenen des Rauche; Lärm und Schmutz haben nicht abgenommen, der Rauch aber hat sich gewaltig vermehrt. Was wärest Du dann, Du Mann der Natur, der Du so beredt gegen das Unsichgreifen jener scheerlichen Schwelerlöder geprediget, die nur dazu dienen, den Körper der Jugend zu entkräften, die jede Unreife zu entstellen, was würdest Du sagen, wenn Du hörtest, daß eine ganze Generation junger Leute, die kaum der Schule entwischt, es ihr tägliches Geschäft sein läßt, einen schwärzlichen Rauch einzuathmen, der die Glaser der Läden verdirbt, den Athem verunreinigt, die Lippen schmutzig macht, und zuletzt auch den Geist? Du würdest sehen an einem schönen Frühlingstage, in der Zeit, wo die Natürgall schlägt und Dein geliebtes Singvögln bildet, wenn Du da einen kleinen seichen easigen Knaben erblicktest, der ein Röhrchen von schwarzer Erde wie die Mündung eines Flintenlaufs zwischen den Zähnen hielte und stolz qualmend den Duft des bildnerten Feuers mit Tabaksdampf erfüllte! Und wie groß würde vollends Dein Schmerz sein, wenn Du Dir erzählter, daß es schöne Finger gebe, die tagtäglich damit beschäftigt seien, dies verdammte Rauchrohren zu verdichten und es unter allen Gestalten und in allen Manieren, als Pudrer, in Rollen und in Stengeln, feilzubieten! Ja, ja, das große Gesetz der Nothwendigkeit beherrscht alle Welt, selbst die hübschen Weiber, und wenn ein Mann darauf sinnt in Frankreich lebte, würde man ihr vielleicht statt einer Pension eine Tabaks-Niederlage bewilligen.

In der That, Frau von Warens (man verzeihe uns die Blasphemie) mit ihrem mittleren Alter, ihrem hübschen gewandten Benehmen, ihrer verschiedenen guten Laune und ihren etwas kurzen Verhältnissen giebt uns ziemlich genau den Typus einer Tabaks-Verkäuferin, wie wir ihn uns denken. Sie ist nicht mehr in ihrer ersten Jugend, und doch fühlt man sein Herz bewegt, wenn man sie sieht, und man möchte sich behaupten, die Liebe habe hier ihren Sitz gehabt. Von ihren vergangenen Leiden weiß man nichts, man weiß mehr als nichts; aber ein eigener Duft durchweht ihre Unterhaltung und ihr Wesen; genug, man mag gen glauben, daß dieses jetzt verschleierte Leben einstmals glänzend und bewidet gewesen. In ihrer ganzen Person ist eben so viel Glutb als Zartheit, die Leidenschaften stehen ihrer Lage nicht im Wege, die wenige Fassung der Gegenwart zugleich verschönert. Es ist ein Roman, der im Kaminwinkel endigt, ein Künstliches Dasein, das in Mittelmäßigkeit und Schweigen und, um diesen letzten Zug, der das Gemälde vollendet, nicht zu vergessen, mit einer lebenslänglichen vom Könige von Savoyen jährlich ausgezahlten Pension, stil wehmüthig erlischt.

Eine Zeit konnte man sich wirklich eine Tabakverkäuferin so vorstellen: ein Weibchen zwischen dreißig und vierzig Jahren, noch frisch, wenn auch über Schönheit nur noch eine hübsche Ruine war, ein kleiner Mund, den ein nenig Bitterkeit umschwebte, ziemlich dem Munde der Madame Dubarey nach ihrem Falle gleichend, ein kleiner Fuß, eine niedliche Hand, wenn auch von Ritter Noth etwas fest geworden, die Taille einer in Rubeland befindlichen Grisette, sanft gerändert und markig wie der Rücken einer Angora, dieser Augen, die nicht mehr lachen, eine etwas sallige Stirn, in ihrem ganzen Wesen eine gewisse Traurigkeit und Niedergeschlagenheit, der Ruhlick einer gefallenen Größe, einer abgesetzten Königin, ein mit Thränen gefeuchtetes Lächeln, das Zeichen von Seelenkämpfen und Schmerzen verwundeter Eigenliebe, eine stillstrickte Ruhe, düster und schweigsam, mit einzelnen Lichtblicken und Anflügen von Leidenschaft; kurz, eine Frau, wie eine Königin der entthronten Mode aussehen muß. Unter der Restauration war eine Tabaks-Niederlage eine Zufluchtt für die Schönheit in ihrem Verfall, ein Rubeplatz für jene glänzenden, aber einsälgen Existenzen, die, wenn die Liebe hinweg ist, erlöschen. Juwelen übergab man eine

---

*) D. Janin stellt sich mit aus der Sache. Er weiß der Georgs Sand ihren Thron anzuweisen da an, wo der Regenbogen auf der Erde steht.

Digitized by Google

Tabacks-Niederlage der Wittwe eines alten St. Ludwig-Ritters, der durch Treue und gute Grundsätze bekannt war; ein anderes Mal machte ein deteutirter und drei Pole deteirter Mann dem jungen Mädchen, welches seine erste Lungenwelle verschwadt und seine Jugendjahre beschäftigt hatte, ein tiefes Geschenk damit; ihre enderen alle Romandoren nicht ren Ranges, welche die Laune irgend eines kleinen Ludwig XV. für einen Augenblick auf den Thron der Mode erhoben hatte. Eine Tabacks-Niederlage war ein wohlthätiges Hospiz, eine wilde ruhige Zelle, auf die ein Romantiker jener Zeit der Intensität oder, wenn man will, auf die ein Romantiker jener Zeit der Intensität oder, wenn man will, das Epitaph: „Der Verstorbene ruhe in Schönheit!“ hätte setzen können. Ludwig XIV. hatte das Invalidenhaus für die alten im Kampfe verwundeten Krieger gegründet, die Restauration erfand die Tabacks-Niederlagen für die in den Kämpfen der Herzens entkräfteten, von den Stürmen der Liebe gefrümmten armen Frauen. Und in dieser Absicht war der Tabacks-Verkauf eine wahrhaft wohlige Institution, denn ist es nicht billig, daß alle Verwandten ihren Zufluchtsort haben, und daß auch die Liebe für ihre Opfer einen Ruheruhewinkel in Bereitschaft halte? Damals waren die Tabacks-Niederlagen noch nicht das, was sie nachher wurden — Mittel zu bedeutendem Gewinn; man spekulirte noch nicht darauf, sie hatten weniger Luxus, selbst Komfort, und waren nur für nie Tabotiers, Kaffeeten von Fiakern und Commissionairs, armseliges Volk, das zuweilen mit einer Prise Taback zu Abend soupirte, das war Alles; in diesen einfachen und ehrlichen Leben war nicht der geringste Raum für eine Leidenschaft; wenn die Tabacks-Verkäuferin ihr Kloster betrat, konnte sie mit Dante Verdammten sagen: „Ihr Alle, die hier eingehet, lasset die Hoffnung hinter euch zurück!“ Ich nicht die Liebe die einzige Hoffnung des Weibes! Keine Kokettieren mehr, kein berechnetes Entgegenkommen, keine kleine List, kein harmloses Liebäugeln; keine Komplimente, keine süßen Scherze, lies ins Ohr geflüstert; nichts als ein kleiner sehr finsterer und schlichter Winkel, gleich der Kasematte eines Festungsthurmes; kein reicher Schmuck mehr, keine Provinzmoden am dritten Tage, keine glänzenden Feste bei Kerzenschimmer; nichts mehr als zwei Waagschalen, drei bis drei Schnupftabacks-Töpfe, Rauch- und Kau-Tabac; statt des Italienischen Strebbuis die beschreibne unter dem Kinn zugebundene Haube, deren bloßer Name einer schönen Frau Schauder erregt; ein grausiges, unheilbares Weh, etwas, das soll ich es aussprechen, eine Feuergrüfte! ein Kattunkleid statt eines seidenen, ein Merinotuch statt eines Kaschmirshawls; und statt Kronleuchter und Sonne eine traurige Nachtlampe in einem zerbrochenen Glase.

Heutzutage, wo der Genuß des Tabacks ein Bedürfniß oder, wenn man will, eine allgemeine Mode geworden ist, hat sich das, was sonst einem noch eine blose Kuriosität war, in ein Gewerbe verwandelt. Man bewirbt sich um ein Tabacks-Bureau wie ehemals um eine Präfektur; es ist kein bloßer Brosam des Trostes mehr, den der einflußreiche Mann der ausgedienten Schönheit hinwirft, sondern ein ergiebiges Geschäft, eine Prämie, die der feischen, noch lumpenden Schönheit offen dargeboten wird. Die vorsichtigen Lenker der constitutionnellen Regierung nehmen eine Tabacks-Niederlage ohne Erröthen an und verschwänden es nicht, eine Struer von den Rauchern zu erheben. Der Tabacks-Verkauf ist aus seinen Winkeln heraus und schön geworden wie eine Gerichte im Sonntagsstaat. Eine Feuergrüfte mehr, die, wie Dante sagt, Gluth als Nachtlampe, Sarg als finsterer Winkel, sondern hübsche, anlockende, gefallsüchtige Läden, Mahagoni-Comoirs, vergoldete und schongefarmte Cigarren, die unerläßliche Zubehör zum feinseren Gestägel und zum Eis-Champagner; ein eleganter wohlhäbiges Aeußerer; grotisches und fabelhaftes Gemälde, Virginischer Tabac, Portorico, Maryland, Spanische Cigarretten, in Silberpapier gewickelt, in Nadelarbeitung und einer Mode-Handlung oder in einem Kaffeehause des vornehmen Stadtviertels. Der Tabacks-Verkauf hat sich seine Stellung erobert; sie ist unmittelbar zwischen dem Restaurateur und dem Theater des Palais-Royal. Seitdem hat die Tabacks-Verkäuferin ein ganz anderes Ansehen gewonnen und in neuem Licht eine neue Prophezeiung angenommen.

Die Tabacks-Verkäuferin putzt sich jetzt wie die Comoire-Mamsell der Mode-Läden und macht zweimal des Tages Toilette. Wie die Comoire-Mamsell, hat sie ihr lockendes Lächeln und ihre reizenden Blicke; nicht ein Opfer der Liebe ist es mehr, das ganz in der Vergangenheit lebte und sich matter ihrem Aeußeren, Gefühl der Schönheit, seinen Erinnerungen von ehemals nun seinen lachenden Jugendträumen tröstete; sondern ein munterer recker Soldat, der im Handgemenge seinen Platz behauptet und sich seine Sporen verdient in dem großen Kampfe, welcher zwischen dem sabionoben Müßiggänger, der um jeden Preis nach Zerstreuungen haschet, und der Laden-Jungfer, der täglichen Langeweile aufgerieben ist, unaufhörlich entbrannt; unter Lachenden (denn der Tabacks-Verkauf hat eben so seine Klienten, wie die Jurisprudenz) hat sie ihre Contmacher, ihre Liebhaber, ihre Anbeter, ihre Bewonderinnen; sie weiß genau, um welche Stunde der Advokaten-Schreiber in schmutzigen Pantalons und Stiefeln sich seine tägliche Cigarre holt, die ihm seine Fleische Blei ausschließen hilft; sie kennt den Hasten Geist, den Verächter der Beruthelit, der den Marpland verschmäht und den Frauen dicht unter der Nase stühn seinen Korporals-Taback aus irdener Pfeife rauchi; und den Dandy, der seine gelben Handschuhe anzieht, um sehr zierlich eine echte Havanna-Cigarre zu fassen, die ihm nach Liebe einige Unbeliebt erregen mirb; und den Mann aus der Provinz, der hereintritt und Tabact kauft, den er niemals rauchi, nur um einige Augenblick zu verschiendren. Was für ein bewegtes, stürmisches Leben, welche Mannigfaltigkeit von Sitten, Sprachen und Leidenschaften! Wie viel munterer Scherz, süße Retensarten, scheue und scheue, unverschämte und ehrerbietige Blicke! Und bei diesem beständigen Austausche einer Waare, die eben so schnell genommen wie gereicht wird, wie nahe kommen sich da die Hände des Käufers und der Verkäuferin! Wie leicht schlüpft ein Billet unter einer Waagschale durch! Wie vortrefflich läßt sich unter dem fortwährenden Lärm, der um das Comoir brauft, und in dieser Atmosphäre vom Rauch, die es umwallt, ein Liebesantrag anbringen! Wie habe ist das Leben einer Kaffee-Mamsell im Vergleich gegen das geräuschvolle Dasein, dessen Mittelpunkt jeden Augenblick wechselt, dessen Horizont sich, wie bei einem Jahrermen, jede Minute erneuert!

Und wie viel Verführungsmittel besitzt nicht die Tabacks-Verkäuferin! Während die Comoir-Mamsell steif und unbeweglich auf ihrem Sessel verbleiben, sich allen Blicken unterziehen und das vorübergehende oder nachtheilige Urtheil des Beschauers gleichsam abwarten muß, sagte die Tabacks-Verkäuferin aus allen Kräften zur Bewunderung los und gestaltet die Wirkung, die sie hervorbringen will, ganz nach ihrem Belieben. Hat sie eine kleine Hand, rosige Nägel und lange Finger, welch Glück für sie! Ist sie Schönheit der Mamsell im Kaffeehause eine trage und kaffee, so ist es gegen die Tabacks-Verkäuferin eine stets bewegte und thätige und präsentirt sich dermittelst der Macht der Kontraste in gehörtem Glanze. Wie gern steht sie auf, um die Biegung ihrer Taille und die sanften Wellenlinien ihres Nackens zu zeigen; wie weiß sie, über den Ladentisch sich neigend, die reizenden Schultern zu entblößen und die Spitzen ihres Hemdes hervortreten zu lassen! Und wan sage nicht, der Tabacksrauch schade ihr; ist denn die Liebe nicht eine Täuschung, und bedürfen nicht alle Täuschungen eines Schleiers, sey es Flor oder Rauch!

Das Leben der Tabacks-Verkäuferin ist also tausendmal bewegter als das einer Kaffee-Mamsell; dazu kommt noch, daß sie sich nicht in ein Kleid einzuwängen braucht, worin sie sich nicht frei bewegen kann, daß sie nicht fortwährend von einem eisersüchtigen Gebieter bewacht wird, der jede ihrer Bewegungen zählt und alle ihre Stellungen kontrollirt. Was bedarf einer Tabacks-Verkäuferin weiter als ein schlichtes, zierliches Kleid, das den Bewegungen ihrer Freiheit, der Haltung des Körpers ihre Leichtigkeit und Anmuth läßt. Sie darf nichts Steifes, das Tabacks-Verkäuferin glänzt durch Zwanglosigkeit, und was ihr an Aufehen fehlt, ersetzt sie durch Beweglichkeit. Während die eine verstummert und verwelkt, wie eine Pflanze auf einem Partier Fensterbrett, blüht die andere sich durch beständige Thätigkeit und Eitelkeit. Ich will nun den besonderen Duft der Tabacks-Luft hier nicht erwähnen, denn wehr als alle Schönheitsmittel verleiht der Taback der Haut ihren Glanz, den Lippen ihre Purpurfarbe. Ich kannte drei hübsche Provenzalinnen, die von böser Weichsucht befallen und fast entstellt waren; alle ärztliche Behandlung, Arzneien und Tränken halfen zu nichts. Da schickte man sie auf sechs Monate in eine Tabacks-Niederlage, und nach Ablauf dieser sechs Monate kamen ihre Farben zurück, ihre Augen belebten sich wieder, ihr Busen schwoll von Gesundheit und Leben. Der Tabacksdampf hatte mehr gewirkt als die medizinische Fakultät.

Wenn aber auch das Leben der Tabacks-Verkäuferin in ihrem Laden noch so glänzend ist, so muß man doch gestehen, daß ein unbarscheinlicher Schleier ihre festere Zukunft verdunkelt. Was wird aus ihr werden? Woher kömmt sie? Was wird es nicht. Durch welchen Zusammenfluß von Umständen wurde sie dahin gebracht, dies Gewerbe zu ermählen? Durch welche geheime Bande hängt ihr Geschick mit dem Geschick einer Tabacks-Verkäuferin zusammen? Hier hat die Phantasie freies Spiel, und die Individualitäten sind da, um den Romanschreiber mit Tabacksfachen zu versehen. Gewöhnlich ist die Tabacks-Verkäuferin eine Grisette. Vor zwei Jahren konnte man sie während des Sommers im Frasker zu den ländlichen Bällen eilen und im Nanelagh, einer kleinen Krämerin des abgebrannten Bazars gegenüber, ihren Thee; da führte sie ein Künstlerleben, warf ihr Dasein kühlig in den Wind und dachte das Weiberl, ohne an die Zukunft zu denken. Manchmal begegnet man ihr in eleganter, reichem Putz, mit Kette, Riechfläschchen, Halsschmuck und Ringen, stolz und fingerich umherblickend. Sie spreiste bei Dessirun zu Mittag, tauchte Abends nach dem Theater triumphirend eine Cigarre — sattsamen Vorbedeutung ihres Geschicks! — und eilte dann zu den Stelldängern, um in einem Vorspiel zu lachen und Skandal zu machen. Am folgenden Tage trug sie eine Haube und ein Kattunkleid, hatte aber immer noch die zumüthige, muntere und neugierige Miene der Pariser Grisette. Jetzt ist die Leichtsinnige betriebsam geworden; auch sie hat die Spekulationswuth ergriffen, um sie zu ihren Karren zu schmieden. Welche Einnahme hat sie, und wie hat sie sie gebabt? Wer über weiß man nichts Sicheres; nur sieht man jeden Monat einmal neben ihr im Laden einen wohlgekleideten und bebornten Herrn, der aus dem Gehäft, von Boulogne kömmt und des Abends die Oper besucht.

(J. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Englischer Comfort. Zur näheren Charakterisirung dieses Wortes ergibt ein Englisches Blatt folgende Anekdote: Ein sehr reflectabler Britischer Landmann wanderte vor vierzig Jahren mit seiner jungen Frau nach Nord-Amerika aus. In Connecticut, wo sie sich niederließen, sagte der Mann zu seiner Frau: „Jetzt laßt ich es mein ruhiges Bestreben sein, recht reich zu werden.“ Die Frau erwiderte darauf: „Ich bedarf keines Reichthumes; ich will nur glücklich, comfortable leben, und wenn ich das erreicht haben werde, so habe ich genug.“ Seitdem sind vierzig Jahre verflossen; der Mann arbeitet von Morgens früh bis Abends spät, er baute sein Feld, das ihm reichliche Frchte trug, und siehe da, er wurde erst ein wohlhabender und seit jetzt ein sehr reicher Mann. Als seine Kinder sich verheirathet, wohnen in seiner Nähe und sind selbst vermögende Landbesitzer geworden — er ist vollkommen glücklich, aber seine Frau sagt immer noch: „Ich will nichts als comfortable leben, und wenn ich das erreicht haben werde, so habe ich genug.“

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 95. Berlin, Mittwoch den 9. August 1837.

Frankreich.

Die öffentlichen Wagen in Paris.

Wenn man die große Menge von Wagen sieht, die unaufhörlich in den Straßen von Paris hin- und herrollen, so begreift man kaum, wo die vielen Zugänger auf den Trottoirs noch Platz finden; denn Plateau, Kabriolets, Lilburys, Diligencen, Kalechen, Landaus, Omnibus, Einspänner, Equipagen mit zwei, vier oder sechs Pferden sind Tag und Nacht in Bewegung, begegnen, durchkreuzen und stoßen einander in dieser Stadt, die seit langer Zeit schon das „Paradies der Frauen" genannt wird und die wahrlich mit noch größerem Rechte ihren andern Beinamen, den der „Hölle für die Pferde", verdient.

Wie weit hinter uns liegt jetzt jene glückliche Zeit, in der Heinrich IV. seinen Freund Sully nicht besuchen konnte, weil er seine Kutsche der schönen Gabriele von Estrée oder der Marquise von Verneuil geliehen hatte! Der unbedeutendste Wechsel-Makler unserer Tage hätte sie mit zwei oder drei Wagen dem Könige aus der Noth helfen können. Und wie fern sind uns jene alterthümlichen Sänften, jene beschneidenen zweisitzerigen Kalechen, in denen die vornehmen Damen vom Hofe Ludwig's XIV., mit hohen rothen Absätzen an den Schuhen, ins Theater fuhren, um die Schauspieler aus dem Hotel de Bourgogne spielen zu sehen. Wahrlich, Ludwig XV., der die Kabriolets seiner Zeit so geschmeidig fand, daß er selbst darin, er würde den Gebrauch derselben unterlassen, wenn er Polizei-Beamter wäre, müßte noch ganz andere erschrecken, wenn er jetzt in den Straßen von Paris spazieren ginge; denn was damals ein Gegenstand des unerhörtesten Luxus war, ist in unsern Tagen durchaus nothwendig, so zu einem Bedürfniß geworden. Die Zahl der Wagen in Paris stieg bis auf 20,000, und da mit jedem Tage neue gebaut werden, so kann man nicht wissen, wie hoch sie noch anwachsen wird. Eine Equipage! ist ja der Traum, das höchste Streben jedes guten Pariser Bürgers; er wird ohne Murren dreißig Jahre hindurch in der Straße St. Denis oder Richelieu Kehrwand, seidene und baumwollene Lappe ausklopfen; er wird im Schweiße seines Angesichts auf Louviere täglich Hoh verkaufen, um nur wenigstens nach Verlauf dieser mühevollen dreißig Jahre in die eigene kleine Kalesche steigen und nach seinem Landhause in Belleville oder Passy fahren zu können; denn er glaubt ja schon auf dem Lande zu seyn, wenn er in Passy oder Belleville ist; der gute Pariser! Auch der Exportkaufmann, der noch nicht recht weiß, welchen Gebrauch er von seinem Gelde machen soll, kauft vor allen Dingen einen Wagen, um durch diesen überhitzten Luxus alle seine Börsen-Konkurrenten zu verdrängen. „Hätt' ich nur eine Landpage!" seufzt die Opernsängerin, die nach dem Augenblicke schmachtet, wo sie in einem zierlichen Coupé zur Probe fahren und die armen Figurantinnen, die zu Fuße gehen müssen, im schnellen Vorüberrollen herablassend begrüßen kann. Selbst das junge, naive Mädchen, die eben ihre Pensions-Anstalt verlassen hat, reicht ohne Bedenken dem ersten besten begüterten Mann, den die Aeltern sie sie ermahnten, die Hand, um in einem eleganten Lilbury, der, schnell und leicht wie ein Vogel, kaum die Erde zu berühren scheint, das Bois de Boulogne durchfliegen oder, in die weichen Kissen eines Landauer, hinter welchen ein Jäger mit wogenden grünen Federn sich schaukelt, vornehm nachlässig zurückgelehnt, durch die Straßen von Paris rollen und mitleidig lächelnd auf ihre gehenden Mitschülerinnen herabblicken zu können.

Es scheint, daß man in unsern Tagen schneller lebt, als in frühern Zeiten. Die fast fieberhaft lebendige Thätigkeit, die den Franzosen anregt und treibt, macht ihm jedes langsame Fortschreiten zuwider; er muß rasch zum Ziele gelangen, und sollte er auch dabei umkommen; er verachtet jenen monotonen Schneckengang des vorigen Jahrhunderts, deshalb will er auch im geselligen Leben, in Geschäften wie Vergnügungen schnell vorwärts kommen, und wie wäre das ohne Wagen und Pferde möglich?

Der Adel im Faubourg St. Germain hat seine mit Wappenschildern gezierten Equipagen; die Chaussée d'Antin steigt in Kalechen und Coupés mit zwei feurigen Rossen herpanzt; der Kaufmann, der sein Glück noch nicht gemacht hat, begnügt sich mit einem Kabriolet und wartet dabei auf bessere Zeiten; ärmere Bürger oder Handwerker nehmen Fiaker, und alle Uebrige benutzen die Omnibus. Statt also „den Strom des Lebens sanft blaudahinfließen", wie man in der Provinz noch jetzt sagt, rollt in Paris Jedermann mit Blitzesschnelle auf der großen Landstraße der Existenz auf und nieder, bis endlich ein ganz schwerer beladener Wagen den Reisenden von seiner Gehwung abholt und ihn in die letzte dunkle Behausung führt, in der er lange von den Strapatzen und Stößen, die er auf dem Lebenswege empfinden mußte, ausruhen kann.

Wenn ich alle Wagen, die nach dem verschiedensten Richtungen hin Paris durchkreuzen, beschreiben wollte, so würde ich Stoff zu einem ganzen Werke finden; ich will mich also begnügen, von denen zu sprechen, die Jeder für einen festgesetzten Preis benutzen kann. — Das Erste, was sich meinen Blicken darbietet, ist jenes beschiedene kleine Fuhrwerk mit zwei Rädern, das man an jeder Straßenecke findet und das mehr als alle andere Wagen den Launen der unglücklichen Fußgänger Verderben droht. Die Zahl der öffentlichen Kabriolets, die fortwährend in Paris zirkulieren und die nicht überschritten werden darf, beläuft sich auf 737; jedes derselben zahlt monatlich 22 Franken Abgaben, eine Summe, die wahrlich schon ziemlich bedeutend für einen armen Teufel ist, dessen ganzes Vermögen oft nur aus einem Kabriolet und zwei wagren Pferden besteht. Auch hier hat sich, wie überall, jetzt schon das Monopol eingeschlichen. Die meisten dieser Wagen gehören nur wenigen Unternehmern, die ereich genug waren, um den größten Theil derselben an sich zu kaufen. Ein Kutscher, der nicht mehr als einen Wagen und nur zwei Pferde hat, kann in Paris nicht weit kommen; an manchen Tagen verdient er gar nichts, und wenn der arme Schlucker nicht bei guten Leuten Geld zurückgelegt hat, so sieht er sich mit einem Male alle Hilfsmittel beraubt. Einer der reichsten Kabriolet-Besitzer hat jetzt nahe an hundert solcher Wagen, die mit den Pferden wenigstens 400,000 Franken werth sind. Die Unternehmer haben mit ihren Kutschern ihre besondern Abkommen festgesetzt. Einige derselben müssen jeden Abend, die Einnahme sey nun gut oder schlecht gewesen, ihren Herren 10 Franken mitbringen. Alles, was sie über diese bestimmte Taxe verdienen, gehört ihnen; das davon Zehrende müssen sie jedoch immer von ihrem eigenen Gelde zulegen. Andere Kutscher bekommen täglich den vierten Theil von der Einnahme; doch sind diese unter spezieller Aufsicht als jene, und um den Betrieben unter ihren Fuhrleuten anzuregen, geben viele Kabriolet-Eigenthümer monatlich einen Preis von 50 Franken demjenigen Kutscher, der die reichsten Einnahmen mit nach Hause bringt.

Die Kabriolets-Kutscher ist die Zierde aller Kutscher. Tag und Nacht unermüdet in einem Winkel seines Wagenkrens kauernd, erwartet er den Fußgänger, den ein Platzregen oder irgend ein weiter Weg, den er scheut, zurückzugehen muß, zwingt, seine Hülfe in Anspruch zu nehmen. Hat ein Paßgänger sich eingefunden, so läßt jener seine Peitsche knallen, und dieses Signal bringt den einzigen unglücklichen Klepper, der die Equipage ziehen muß, in Bewegung. Der Gang der Kabriolet-Pferde ist ein ihnen ganz eigenthümlicher: man kann ihn weder Trab, noch Galopp oder Schritt nennen, und dennoch hat er von jeder dieser Bewegungen etwas an sich. Kaum sitzt man an der Seite des Kutschers, so sucht der den Schlüssel gleich eine Unterhaltung anzuknüpfen; er hat augenblicklich an der Physiognomie seines Nachbars erkannt, ob derselbe ein Fremder, ob er aus Paris oder aus der Provinz ist. Merkt er, daß er einen Ausländer führt, so beeilt er sich, diesen auf alle Merkwürdigkeiten, die er in der Hauptstadt sehen muß, aufmerksam zu machen, und erbietet sich zum Führer. Ist es ein Engländer, Deutscher oder Russe, so mischt er sogleich einige Englische, Deutsche oder Russische Worte ins Gespräch, die er während der Kriege des Kaiserreichs erlernt hat; denn der Kutscher eines Kabriolets muß ganz Europa gesehen haben, ehe er es so weit brachte, in den Straßen von Paris umher zu karriolen. Wenn er über den Carrousel-Platz fährt, so wird er daran, daß den Triumphbogen zeigend, gewiß sagen, daß er bei diesen bronzenen Pferde auf dem Platz von Venedig gesehen, und schwat er bei der Vendôme-Säule vorüber, so erzählt er, daß er in der Schlacht bei Austerlitz zwei oder drei Kanonen erobert habe. Diese Erinnerungen an Feldzüge und Kriege führen ihn natürlich auf Napoleon; nun singt er an, von dem Kaiser zu sprechen; er kommt nicht aufhören den großen Mann zu schmen, und bald nur einen Augenblick in seinen Lobeserhebungen inne, um den eben vorüberfahrenden Omnibus ein wenig zu chikaniren; denn Omnibus- und Kabrioletkutscher sind geschworene Feinde; auch die Stadt-Sergeanten kann er nicht leiden, sie lassen nicht selten seinen Wagen pfänden und ihn selbst, oft nur bei geringem Anlasse, festnehmen. Deshalb ist er auch grundsätzlich im Stillen republikanisch gesinnt; wenigstens liebt er die Emeute; denn während eines Aufruhrs kann er sich ja ungefesselt an beiden Feinden mit einem Male rächen; er wirft die Omnibus um, macht Barrikaden daraus und spielt den Sergeanten alle nur mögliche boshafte Streiche.

Wenn der Kutscher hält, das sein Paßgänger nicht gern von Politik spricht, so weiß er geschickt das Gespräch auf Literatur zu lenken; aber flocken darf es nicht einen Augenblick. Uebrigens ist er eben nicht

Digitized by Google

öse, wenn er zeigen kann, daß er auch in der neuen Frauzösischen Literatur nicht ganz unbewandert und fremd ist. Er geht zum Zeit zu Zeit ins Theater bei Franconi, liest auch an schönen, sonnenvollen Tagen, wo sein Kabriolet nicht viel benutzt wird, auch kennt alle Schriften von Pigault-Lebrun, wie alle Romane Paul de Kock's, für die er zwar sehr eingenommen ist, von denen er aber doch offen gesteht, daß die Lektüre ihm weniger amüsire, als eine vernünftige, französische Unterhaltung bei seinem Weinhändler. Ist er ganz unbeschäftigt, so spielt er auch gern den Liebenswürdigen bei der Blumen- oder Frauenhandlerin an der Ecke; denn obgleich er gewöhnlich nicht mehr ganz jung ist, erinnere er sich doch noch mit Vergnügen seines ehemaligen Standes als Husar oder Jäger, und wechsele zwei kurzen Touren macht er oft die zärtlichsten Liebeserklärungen.

Außer diesen 737 kleinen Fuhrwerken, die auf den Plätzen und in den Straßen von Paris zu finden sind, existirt noch eine fast eben so große Zahl öffentlicher Kabriolette, die aber nicht im Freien, sondern unter verschiedenen dazu bestimmten Schoppen stehen und mit Pferden nach coloculeis oder remise gemiethet werden. Sie sind bequemer und besser, als jene, haben auch keine Nummern; aber an dem monotonen, trägen Schritt ihrer Pferde erkennt man gleich, zu welcher Klasse von Wagen sie gehören. — Seit kurzer Zeit sind eine Menge neuer öffentlicher Wagen in Paris entstanden, die, gleichsam einen Übergang vom Kabriolet zum Fiaker bildend, die Aufmerksamkeit der Fußgänger vielfach machen und sich zu Schnelle zu überbieten suchen. Ich, meinerseits, liebe diese Art von Wagen, so häßlich ihr Aeußeres auch sey mag, durchaus nicht und zähle ihnen noch immer den guten alten Fiaker, dieses tiefsinnige Fuhrwerk vor, das zwar wirklich plump, doch auch sehr sanft rollt, und mit dem man, ohne Gefahr, in einem Tage zum Ziele gelangt; auch ist er noch immer der Lieblings-Wagen aller Familienväter, Großmütter und Verliebten geblieben.

Der Gebrauch der Fiaker in Paris ist ziemlich alt; denn zu den Zeiten Heinrich's IV. pflegten sie schon in den Straßen der Hauptstadt; indessen hatten sie selbst während der Regierung Ludwig's XIII. noch keinen bestimmten Namen. Besitzer Fiaker, ein Augustiner-Mönch, stand damals im Geruche der Heiligkeit; man sprach sogar von mehreren Wunderthaten, die er vollbracht haben soll. Als er starb, bedrohte sich sein Ruf als Heiliger schnell, und Jedermann glaubte an seine Reliquien. — Die Unternehmer öffentlicher Fuhrwerke in Paris beschäftigen, um ihnen Schnellpassagiere zu verschaffen, so fleißige Bürschlein, als gerade Fiaker in ihren Wagen auf, damit er sie auf der ziemlich holprigen Bahn, die dieselben täglich zu durchlaufen hatten, vor Unglück bewahre. Von dieser Zeit an nannte man diese Wagen: „die Wagen des heiligen Fiaker"; dann, zur Abkürzung, schiedwurg „Fiaker", und dieser Name ist ihnen noch bis auf den heutigen Tag geblieben.

Die Zahl der Fiaker, die das Recht haben, auf den Plätzen und Paris zu stehen, beläuft sich auf 1200; sie sind denselben polizeilichen Verordnungen unterworfen, wie die Kabriolette, und werden streng beaufsichtigt. Ihr Aeußeres wird fehr allmälig etwas eleganter als früher; die hiesigen neuen Kunstverbesserungen, die seit Jurzem erschienen sind, haben gute Wirkung auf sie geäußert, und die Fiaker mußten auch endlich begreifen lernen, daß man einer guten Toilette durchaus bedarf, um nicht gänzlich vernachlässigt zu werden. — Aber wie sehr ist der Kutscher eines Fiakres von dem des Kabriolets verschieden! Auf dem ziemlich hohen Sitze seines kleinen Fuhrwerkes thronend, sieht der Erstere einem gewöhnlich ernst aussehenden Mann, mit gummirtem Lederhute, langem alten grauem Ueberrock und schweren Reitschuhen; es ist der Fiakerführer; eine ganz andere Person, wie jener Zigaro der Kabriolette! Fast fortwährend, Tag und Nacht auf seinem hohen Sitze thronend, jedem Wechsel der Witterung, und den Launen der Passagiere ausgesetzt, ist er auch nur sehr litt mitten in dem Gewühle, das ihn umgiebt, er sieht die Menschen nur von oben herab; deshalb kann er sie verachten, und wenn er nicht Philosoph genug ist, um sich über diese Absonderung, in der er leben muß, wegzusetzen, so nimmt sein Charakter einen groben Anstrich mit der ängstlichen Scheu an. Selten sieht er von seinem Sitze herab, und wenn er wirklich mit dem Einen oder der Ecke einen ganz kurzen Besuch abstattet, so geschieht das still, und ohne daß er sich jemals einer lärmenden Trunkenheit hingiebt; dann begiebt er sich eben so ruhig in seine lustige Wohnung zurück und wartet geduldig, bis die Vorstellung ihm Kunden, oder vielmehr, um mit seinen Worten zu reden, eine Ladung" seine ehrbaren Gewohnheiten philosophischen Beobachten nach, betrachtet er die Menschen nur als eine mehr oder weniger schwere Last, die, ihrem Umfange nach, mehr oder weniger Platz einnimmt. Er mag nun das Gepäck eines Reisenden oder Departiete, Kaufmanns-güter oder häßliche junge Mädchen in seinem Wagen haben, ihm ist das gleichig; er nennt nur einzig und allein Fuhrwerk, um Alles zu bezeichnen: es sind „Ladungen", die er transportiren muß.

Und dennoch ist der Fiaker-Kutscher oft an einem einzigen Tage Zeuge so vieler verschiedener Dramen! Schon vor Sonnen-Aufgang fährt er oft nach dem Bois de Boulogne; vier Männer steigen aus seinem Wagen und verlieren sich mit ernster finsterer Miene in die grünen Alleen, in denen nur das Vogelgezwitscher den jungen Tag begrüßenden Vögel die tiefe Stille unterbricht. Wenige Minuten nachher hört er einen Schuß fallen, und mit einem Leichnam im Wagen tritt er den Rückweg nach Paris an; eine Stunde später führt er vielleicht schon lustige Hochzeitsgäste nach der Kirche. Und wie viel mannigfaltige Scenen erlebt er noch im Laufe des Tages! Er führt den unglücklichen Schuldner, der, ohne es wahrer zu können, festgenommen werden, in seinem Fiaker nach der Straße Clichy, hält dort an dem eisernen Gitter des Gefängnisses still und vertraut der Obhut des Schließers einen neuen Bewohner an, der während fünf langer Jahre sein Hotel bewohnen wird. Des Abends endlich, wenn die Nacht ihren dunklen Schleier über Paris ausbreitet, schlürft gedankenvoll ein junger Pärchen in denselben Wagen und sucht hinter seinen zerdem Vorhängen Schutz gegen die Blicke der Neugierigen und Dienstbeflissigen.

Sollte man nun nicht glauben, daß der Fiaker-Kutscher zu diesen so verschiedenartig interessanten Scenen, die hinter seinem Rücken vorgehen, doch wenigstens einigen Antheil nehmen müsse? O nein, er kümmert sich auch nicht im Geringsten darum; von seinem hohen Sitze herab betrachtet er Alles mit gleichgültigen Blicken; denn er, ein Philosoph im grauen Ueberrock und Holzschuhen, verachtet alle menschliche Leidenschaften: Freude und Schmerz, Tod oder Liebe, Alles führt er auf dasselbe Niveau, oder vielmehr nach demselben Tarif. Für jede Taxe 30 Sous. Seit kurzem hat sich eine neue scheußliche Konkurrenz für die Fiaker gebildet und übt ihnen mehr Schaden als die Omnibus. Es sind jene nichtlichen Wagen, die „Lebainen" genannt werden, und die den Nichtbesitzen fast für denselben Preis, wie die Fiaker, sehr komfortable Equipagen bieten, die sogar mit den Miethwagen größerer Fuhrherren rivalisiren können. Nichts fehlt an ihnen, denn für 6 Sous die Stunde bekommt man auch einen Groom, der dem Kutscher aber auf dem Bedientensitz hinten am Wagen sein Plätzchen findet; nur sehr kleine Neger muß man 8 Sous zahlen. Es kann sich jede Familie, Dank sey es den Lebainen, für geringe Kosten jene hohen Genüsse verschaffen, die früher nur für die Aristokratie des Reichthums existirten, und die einfachsten Gelüsten, die unbedeutendsten Kommis können jetzt in offener eleganter Kalesche nach dem Bois de Boulogne fahren und dort auf einige Stunden wenigstens die Vornehmen spielen. Diese Lebainen sind wirklich eine Wohlthat für Paris, sie die glücklichsten Erfolge versprecht und schon erhalten hat. Sie sind wohlfeil, vereinigen Luxus mit Bequemlichkeit und sind ihrer Coupés oder Landauer, theils Berlinen und vierrädrige Kabriolets; die Kutscher und Grooms tragen reiche Livreen; alle bietet nichts zu wünschen übrig.

Nun muß ich aber noch von den Omnibus Wagen sprechen, die den Kabrioletsführern so viele Verzweiflung verursachen. Die Omnibus, auch dazu gehören auch die Dames-blanches, die aber von schmutzigem Grau sind, die Escoffaisen, die nichts Schmutziges mehr haben, die Triqueles, die Favorites, Diligences a. s. w.

Die Omnibus, sage ich, welche seit einigen Jahren in Paris eingeführt sind, sind eben diejenigen Wagen, die dem Beobachter den meisten Stoff zu interessanten Bemerkungen liefern. Für seine 10 Centimen kann er an der Seite von 14 Personen Platz nehmen, die aus den verschiedensten Gegenden von Paris, vielleicht sogar von Frankreich oder Europa kommend, sich in denselben Wagen vereinigt finden und so 23 bis 30 Minuten lang mit einander in nähliches Leid theilnehmend machte ich meine Leser darauf aufmerksam, daß die Erfindung des Omnibus sich von derselben Epoche datirt, in der die St. Simonistische Lehre hervortrat, und daß sie auf dieselbe Basis, wie jene auf die Brüderlichkeit, gegründet ist. Aber das Glück hat die Jünger St. Simons nicht so begünstigt, wie die Unternehmer der Omnibus. Jene Apostel sahen ihre schönen Träume sehr schnell dahinschwinden, während der Omnibus seinen Weg durch die Welt noch immer ruhig verfolgt.

Der Anblick, den das Innere eines solchen Wagens darbietet, hängt von dem deßtimmten Orte ab, wo derselbe in Paris steht. Diejenigen, welche auf dem Platz St. Andre-des-arts oder dem Anfange der Rue Dauphine, den Fakultät stationirten, können zum Kommunikations-Mittel zwischen dem Quartier Latin und dem Quartier St. Denis; sie sind daher immer mit Studenten oder mit Grisetten, die in der Straße St. Jacques einige Nöthlichkeits-Einkäufe abhalten wollen, gefüllt; während die Omnibus, die nach Passy oder Auteuil fahren, mit Polizeiern aus der Straße Grange-Batelière vorhanden sind, die sich nach der Faubourg St. Germain begeben wollen, auf, während der Omnibus in der Nähe des Jardin-des-plantes hält, nur von alten Müttern, die in diesem Viertel wohnen, oder von Landleuten aus der Provinz, die, so wie sie in Paris angekommen sind, gleich die Gitasse sehen wollen, benutzt wird.

Die Zahl der Omnibus, die täglich nach allen Richtungen hin Paris durchfahren, beläuft sich auf 400; im Durchschnitt nimmt jeder derselben täglich 80 Franken ein, und also eine Totalsumme von 16000 Fr. auswachst, obgleich jede Person nur 6 Sous für die bestimmte Tour zahlt.

Man sieht also auch aus dieser kleinen Skizze, das Alles jetzt im Fortschreiten begriffen ist, das Jahrhundert geht nicht mehr ruhig seinen Gang mit früher; es reißt im Wagen mit Eisenbahnen angerichtet werden.

(E. d. P.)

Bibliographie.

Reveillé-Parise. Guide pratique des gonfleux et des rhumatisans. — 5 Fr.

Ségain, Les actes du martyre de Louis XVI. — Voltaire. Paulin. Théorie sur l'extinction des incendies. — ½ Fr.

Odart, Exposé des divers modes de culture de la vigne. — Tours. 2 Fr.

Daniel, Grammaire philharmonique, ou cours complet de Musique. — Zwei Bände. Baugres.

René. Découvertes sur la nature et le siège de la migraine et de la surdité, et leur nouveau traitement. — 1½ Fr.

Perrotin, Recherches et observations sur l'emploi thérapeutique du seigle ergoté. — 2 Fr.

England.

Engländer auf dem Kontinent.

(Fortsetzung.)

Jhnt, auf dem Dampfboot „Prinzessin Victoria".

Es scheint wirklich, daß die Bewegung eines Dampfbootes weit bemerkbar ist für die peristaltische Bewegung des Intestinums, als die

eines Segelschiffes. Die Leute sind auf dem Dampfschiff weit mehr krank, und zwar scheint die Leiden in einem gewissen Verhältniß zu stehen mit der Kraft der Maschine. Dies läßt sich sehr leicht nachweisen, da ja auch das Schaukeln der Schiffe in demselben Verhältniß zunimmt. Wir besuchen uns jetzt auf einem Schiff, das eine Bewegungskraft von 220 Pferden hat, und ich glaube, der beste Schluß daraus ist, daß die Passagiere so krank sein müssen, wie 220 Pferde. Die Folgen des Schaukelns am Hinterdeck des Schiffes gingen wirklich ins Lächerliche. Als man das Mittagessen auf den Tisch brachte, konnte es nicht anders als einer Schaukel gleichen, denn jedes Gericht, das auf dem Tisch stand, tanzte und klapperte nach seiner eigenen Musik. Und als das Gedeck abgenommen wurde, da ward es noch toller — die Schüsseln und Teller, was darin lag, schirren sammt und sonders mit dem Bestand, behaftet zu sein. Die grotteske Schüsselmusik schlimmte ihre Feinschmeckerei auf ein paar Gerichte ein, die in einer Tuchbinde rings herum prangten — ein großes Roastbeef, paquierte langsam und feierlich in seiner Schüssel herum — ein Schinken, beschirrt eine lange Diagonale von einer Ecke nach der andern — Zungen, denen man niemals wieder eine Bewegung zugetraut, tingen an zu wackeln — Flaschen und Gläser taumelten und hielten mit Trunkenheit ihre einander, und so Stück Brod neben dem Teller sich Gemeinschaft vertrauen mußte immer wieder auf eine alte Stelle zurückgebracht werden. Kurz, es war ein fortwährendes Hop-hop-hop, ein regelmäßiger Contretanz, erst in der Mitte hin und her, dann rechts und links.

Kurios nahm sich auch die Fortpflanzung dieser Bewegung aus; die ganze Gesellschaft schaukelte auf ihren langen Bänken rauf und runter — die Messer tanzten und die Gabeln tanzten, ja selbst der Löffel, den man in den Pfund stecken wollte, reiaubte sich noch einen Sprung, ehe er sich immer hinabsank — fürwahr, eine ganz neue Modifikation des Veitstanzes. Interessen haben wir wenigstens mit all dem etwas so vergnügtaug; denn in 14½ Stunden kamen wir von London nach Antwerpen.

Ich glaube, ich habe mich nie dazu verstehen können, längere Zeit an einem Orte zu verweilen. Als Kind hatte ich nimmerwehr Ruhe, ein Spielzeug dauerte bei mir nur Minuten, dann trieb mich die geschäftige Neugier, es zu zerglidern, zu weiter nichts, als es in tausend Stücke zu zerbrechen, um zu sehen, woraus es gemacht sey. Ich habe schon nachgedacht, ob es wohl je einmal in meinem Leben drei Monate an einem Ort ausgehalten habe, aber vergebens, ich kann mich nicht erinnern und glaub's auch nicht; denn selbst in den Schulsahren trieb es mich nicht lange auf einer Stelle. Der Wunsch nach Veränderung trieb mich rastlos, ich erkletterte die Mauern und lief weit weg; nachher wurde ich für meinen Widerwillen gegen das Lernen gezüchtigt, während ich doch in der That nur den Gedoten meiner eigenthümlichen Organisation gehorchte. Später ging es fort zur See; da waren meine Wünsche, wie Shakespeare sagt, „in Wellen eingeheilt und zwischen Luft und Wasser ausgebreitet", nach Nord, Süd, Ost und West; von dem Eis des Pols im einen bis zum sengenden Aequator im folgenden Monat; vor allen Nationen ging's voraus, weiß und braun und schwarz und kupferroth; vor allen Bildern und Panoramen endlich, von der in Schnee, Frost und Sturm unerschütterten Eiche bis zur Palme, die mit dem sicheren Passatwind sich wiegt, hin und dort und überall dieselbe Begierde, Alles zu sehen, derselbe Unbestand an den Gegenständen. Jedes Jahr verwehrte meine Wünsche und, mit der Befriedigung derselben, die Schwierigkeiten, freilich Nahrung sie für zu finden. Ich glaube fast, Niemand wird sich dem Genuß mehr hingeben, als ich, sowohl in der Erwartung, als im Besitz selbst; wenn sich zum ersten Mal eine ganz neue Scene vor meinen Augen auftut, so versenke ich mich darin so tief, bin so entzückt davon, daß ich wie einbilde, ich würde darin sie immer leben können; doch das geht bald vorüber, und in einem Monat wundere ich mich schon, wie ein Mensch es in einem solchen Nest jemals ausgehalten kann. Im Umgang mit meinem Mitmenschen verhalte ich mich eben so; auch hier bin ich im Anfang voller Vertrauen und Hingebung, und all' die Falschheit und Verräterei, die ich schon erfahren, hat mich noch nicht vorsichtiger gemacht. Ich kann es durchaus nicht lassen, von den Menschen zu denken, nicht wie sie sind, sondern wie sie seyn sollten, und natürlich erdet dies fast jedesmal in meinem Täuschen. Ich bin ein glücklicher oder unglücklicher Temperament? Gewiß, nur ein sehr glücklicher, denn ich bin in einem fortwährenden Streben begriffen, und darin besteht ja alle irdische Glückseligkeit. Ich lasse mich nicht warnen, so oft ich auch schon gebissen worden bin; dies beweist nur, daß alle Unklugheit nicht schwindenden, sanguinischen Temperament nur sehr leicht beobachten. Wären unsere Jahre nicht gezählt, so möchte ich in der That noch vor dem Ende meiner Pilgerschaft zusammenbrechen, oder wenigstens such' ich in dieser kurzen Lebensspanne keine neue Welten, noch sehne ich mich, den Bewohnern des Mondes die Hand zu schütteln.

Daß diese Art Unruhe mehr oder weniger zum Leben jedes Streblichen mitgehört, ist nicht zu bezweifeln. Bei den Gebildeten äußert sie sich als ungeheischter Durst nach immer neuem Wissen, bei den Schwachen und Einfältigen als Neugier. — Daß die Engländer vor allen Andern stark damit behaftet seyn sollen, das wäre kein Wunder; die Engländer haben zu allen Zeiten viel die Welt durchwandert, und besonders hat ihr weiter Handelsvertrieb so Viele hinausgelockt, die, wenn sie zurückgekehrt sind, wieder Andere mit der Sehnsucht erfüllten, fremde Länder zu besuchen.

Daß also die Engländer, nachdem sie sich durch eine lange Reihe von Kriegen auf ihrem Eiland ganz abgekehrt, beglaubigt sind, das Festland zu besuchen, das ist nicht allein sehr natürlich, sondern nur lobenswerth; daß sie aber herum den Kontinent zu ihrem beständigen Wohnsitz machen, daß sie zuletzt ganz und gar auswandern müssen, das muß ich eben so sehr bedauern, wie beklagen.

Als Entschuldigung führt man das wohlfeile Leben auf dem Kontinent an; das ist nun eine Anekdote, und ich muß sie gradezu Lüge strafen. Ich habe gar viele Orte mit und ohne eine Familie besucht, und ich kann ganz bestimmt versichern, nicht etwa zum Ruhm derer, die sich schon aus ihrem Vaterland verdammt haben, sondern als Warnung für die, so sich's hier ganz gemüthlich fühlen, daß sie nur ja bald einsehen werden, wie man für weniger Geld weit mehr Lebensgenuß und reellen Komfort in England haben kann, als in irgend einem Theile des Kontinents, den sie zur Niederlassung auserkoren mögen.

Wir wollen den Gegenstand etwas näher betrachten, und zwar zuerst in Bezug auf die Hauptsache: Wohnung. Die Preise derselben sey es in Erinnerung gebracht, daß wir sie in England seine Kriegspreise nennen dürfen, daß fast jeder Artikel von 35 auf 50 Prozent aufgeschlagen ist. Zwar giebt es noch einige Kaufleute, die sie fashionabel gelten und ihre Preise noch auf die alten Höhe halten; doch rühmen sich sie nicht absolut unverschämt, Jedermann zu kaufen, da es andere giebt, die eben so treffliche Waare haben und auch zu ihren Forderungen mäßigere sind; dann aber sind selbst jene schon gedrängt, ihre Preise bis auf einen gewissen Grad herabzusetzen, und es ist ganz sicher, daß ihre gegenwärtigen Preise mit ihren ursprünglich ausstehen werden.

Als Einzige in der Welt stehen sich noch und nach aus, aber nicht auf einmal. In fünf Jahren werden sämmtliche Artikel, nicht blos die, welche zu den nothwendigsten Lebensbedürfnissen gehören, sondern auch die Luxus-Artikel, einen ganz andern Stand haben, und England, früher das allentheuerste, wird dann das wohlfeilste Land auf der Welt werden. Der Wirthsjaus in großen Städten ist im Anfange wenigstens dem eben so theuer, wenn nicht theurer, als in England. Es giebt in jeder Hauptstadt Gegenden, die mehr oder weniger vornehm sind, und wer in diesen seinen Stadtwirtein zu wohnen wünscht, der muß auch danach bezahlen. Nun kann man sich freilich dadurch viel ersparen, daß man nur einen Theil des Hauses miethet, also etwa die erste, zweite oder dritte Etage mit einer gemeinschaftlichen Treppe und Eingang und Ausgang ist dies oder mit der Bequemlichkeit eines fondern Englischen Hauses zu vergleichen, wo man seine eigene Dienerschaft haben kann und von seinem Fenster aus jedermann sieht, was in der Straße vorgeht

über sonstigen vornehmen Wirthshaus vor den Augen derer zu begehen, welche sie vielleicht früher mit Neid betrachtet und deren Sport und Schadenfreude sie jetzt erwarteten; darum gegen sie sich auf den Kontinent zurück, wo eine Russine nicht verschwindig ist, um sich als Gentlewan zu zeigen. Sollen diese, die aus den genannten Gründen ausgewandert sind, wieder zurückkehren, so würden sie finden, daß dieses Haschen nach äußerem Prunk jetzt in England kaum zu merken ist. Die Zurückgebliebenen haben entweder Verstand genug gehabt oder sind auch durch Umstände dazu gezwungen worden, ihren Aufwand einzuschränken. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur einmal die Wagen auf den verschiedenen Rauschen, die jetzt in und um London herumfahren, und man wird finden, daß unter zehn fast neun dem Adel gehören oder die Route der Mittwoch an sich tragen, welche durch die Gebäude des Wirthums aus früheren Zeiten in Stand gesetzt sind, ihre Kutschen zu halten, während ihre Söhne und Töchter eine Ausgabe verweisen, die ihnen die Umstände nicht mehr erlauben.

Ein anderer Grund der Auswanderung ist die leichte Einführung in die sogenannte feine Gesellschaft auf dem Kontinent, die aber in der That durchaus nicht fein ist. Es giebt zwar eine ganze Masse von Comtes, Vicomtes und Barons unter den dort zusammenkommenden, aber man weiß ja, wie viel ein Französischer Titel oder Rang wenig ist im Verhältniß zu dem eines Englischen Edelmanns. Diese Gesellschaft also steht Einem für weit weniger Kosten offen, als die Englische, zumal in der Hauptstadt; doch darauf kann man sich verlassen, daß sie noch um jeden Preis zu thener ist.

Was Kinder-Erziehung betrifft, so gebe ich zu, daß für Knaben eine Erziehung auf dem Festlande vortheilhaft ist; doch wehe der Mutter, die ihre Tochter dem Verderb einer Französischen Pension anvertraut; und wenn man auch einräumt, daß die Knaben durch das Fortschreiten in die Fremde viel profitiren, so ist doch das noch kein Grund, weshalb eine ganze Familie auswandern sollte.

Auch ist der Unterricht gar nicht wohlfeiler, ausgenommen die Erlernung gewisser Fertigkeiten und Kenntnisse; aber diese Mittel nach Kenntnissen hat schon manches hübsche Mädchen in eine naiveiste Kokette verwandelt. Bedenkt man, wie viel Zeit weggeworfen wird, um die, welche kein Ohr haben, Musik, und die, welche keine Stimme haben, singen zu lehren, und wie alle diese sogenannten Fertigkeiten weiter nichts als eine Gefälligkeit verdorrenden, die das weibliche Gemüth so entstellt und die armen Opfer, die sich zu ihren Bewunderern hergeben müssen, so sehr corrumpiet, so möchte man allen Ernstes sie sämmtliche musikalischen Instrumente eine Tax wünschen, die ihren Mißbrauch etwas mehr beschränkte. (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Hymns and poems. — Von J. Mansell. 2½ Sh.

Guide along the Danube. — Von Claridge. Mit Karten. 8 Sh.

Breviary of the poor-laws. — Von Robinson. 1½ Sh.

Rußland.

Die Russalken.

Dem fürzlich in Rußland erschienenen Werke: „Sagen des Russischen Volks, von J. Sacharoff", entlehnen wir nachstehende Notizen über die Russalken (die Wasser- und Wald-Göttinnen der alten Slawen), ein Geschlecht, dem wohl schon wegen seiner Verwandtschaft mit Elfen und Nixen das Interesse des Publikums nicht fremd bleiben dürfte.

In vielen Gegenden Rußlands dauert die Herrschaft und die Feier der Russalken jährlich eine Woche hindurch; und diese Woche, die schon dem Alt-Russischen Leben bekannt ist, heißt noch die Russalie; das Russ'-Gedächtniß bewahrt das verrufene Wörtchen der Vorfahren getreulich.

Flüsse, Wiesen, Seen, abgelegen von jeder menschlichen Wohnung, sind die alleinigen Russenhalts-Oerter der Russalken. Sie lieben eine wasserreiche Gegend, in der sie am hellen Abende, wenn der Mond mit seinem hellen Scheine die Flnthen der Gewässer belenchtet, auf den Wellen daherschwimmen können. Dann plätschern sie gar munter im Wasser umher und schlüpfen behend von einer Woge zur andren. Wunderbar lächelt ihr Mund; in rosiger Gluth flammen die Wangen; die feurigen Augen verlocken liebstosend zum sorgenlosestigen Leben. Bei Einigen fallen die krachen Haare aus grünem Bleichgrase in ungefesselten Wogen auf die Gewänder herab; bei Anderen beschatten Kränze von Schilfrohr das Haupt. Gürtellos flatternde Hemdchen decken und zeigen verräthrisch den reizenden Leib. Oder sie sitzen auch wohl am Ufer und kämmen mit den schönen Fingern das reiche Gelock; oder spielen wie Kinder im Gewässer der Bäche und bespritzen sich mit der Fluth unter lautem Gelächter. Oefter kann der Mond über den schaumbedeckten Wellen auf, so taucht sie schüchtern nach seinen silbernen Hörnern oder tauchen zur Tiefe hinab, vor dem hellen Scheine sich bergend.

Solche Belustigungen, untermischt mit süßen, feurigen Liedern, verkünden einen Hochgeistesthanus. Die Russalken feiern ihre Hochzeit im Wasser. Nur Mittagsstunde, wo den Sonnenstrahlen beschienen, bewillkommnen sie, in den Wällen plätschernd und mit den Händchen klatschend die bräunliche Umgirne, die langsam und still aus der Tiefe heraufschwimmt. Unter fröhlichem Gelächter und mit Reigenklängen wird der Hochzeitschmaus gefeiert. Dieser wird aber nie brendet, sagen die Landleute, darum, sagen sie, weil sie von Verbrechergeboren unterbrochen werden. Dafür bestrafen die Russalken die Urheber solcher Störungen sehr hart. Kamen nämlich bemerken sie Jemand am Ufer, so verbergen sie sich alle unter das Wasser, nur die Braut nicht, die sich zur Rache verlobt hat. Stolz aus den schattenden Wogen den schwellenden weißen Busen erhebend, sendet das Mädchen verführerische Gesänge durch die Lüfte, so lieblich, daß sie jeden, der sie hört, zu sicher Berauschung verführen; und bezaubert klärge sich der Lauscher dem sanften Mädchen willenlos in die Arme. Die Russalke, auf den wogenden Busen die Augen niederschlagend, umfaßt den Leib des Opfers, indem sie es grausam kitzelt; und die raschen Wellen spalten sich, und Beide steigen hinab in die Wohnung der Russalken. Dort aber verzehrt er sich in ewig unerhörter Liebe.

Noch heutzutage pflegen sich die Klein-Russen gleich sorgfältig in der Russalken-Woche zu baden, und, wenn sie am Ufer gehen, etwas in die Hände zu klatschen. Sie wissen auch zuverlässig, daß der Mittag für die Spaziergänger verdängnißvoll zu sepn pflegt, und daß dann der Rache der Russalken Niemand entgeht.

Die heilige Russalkenwoche ist entschieden für alte Frauen, trigend für junge, vorzüglich wegen des Antheils der Mädchen und Frauen an den großen Russalkenspielen. Hier nähren sich die Russalken den Menschen, um sie entweder durch ihre Weisagungen zu ersreuen, oder um sie zu Tode zu kitzeln.

Noch heutzutage bringt die Russalken auch mit dem Echo zusammen. Wie so dies? — Darüber schweigt die Volkssage. Wir wissen es nicht. Nur so viel ist bekannt: das Echo lockt die Wanderer zu den Russalken, die, sobald sie einen Klein-Russen gewahr werden, ihm zurufen: „Geh' an den Galgen spazieren!" — Deshalb rufen sich an solchen Stellen die Landleute in der Russalken-Woche niemals laut an; und nur wenige Unerfahrene kennen dem Echo. Vergleichen Einfaltspinsel führen die Russalken denn in das Dickicht des Waldes; und dort kitzeln sie sie zu Tode. Von diesen Gefahren der Spaziergänge im Walde singen die Lieder der Klein-Russischen Mädchen noch immer:

O ihr, eitle, liebes Mädchen!
Sieht's, daß Russalken mißt sich um Dich! —
„Da schönste der Frauen, der! doch auf mich:
Drei Jahrlei geh' ich Die zu ratzen,
Kannst Du sie ersahren, bist Du mich quitt; *)
Doch rathst Du sie nicht, so nehm' ich Dich mit!"
Ei sage: Was wachst, und hat keine Wurzel!
Ei sage: Was läuft, und hat keinen Zügel?
Ei sage: Was fällt nicht, und hat keine Blüthe? —
Das Steinchen das wachst, und hat keine Wurzel;
Das Wasser das lauft, und hat keinen Zügel;
Das Farrenkraut das blüht, und hat keine Blüthe. —
Die Schönste hat nimmer die Lösung erfunden.
Denn hat das Russalkchen die Schönste gewonnen! **)

Dies Lied singen sie in Ehren, so lieber die Mädchen die Rolle der Schönen, ein anderes die der Russalken spielt. Die mit dem Russischen Leben genauer Bertrauten kennen gewiß noch viele Lieder, worin das Spiel des Landvolks alle Begebenheiten des Leben zurückreicht. Besonders jahrelich finden sich hergleichen am Don.

Die Klein-Russen feiern die Russalken-Woche in den zwölf grünen Nächten ***) in der grünen Woche. In dieser Woche, am Donnerstage, hören alle Arbeiten auf, aber nicht sowohl aus anderem Rücksichten, als vielmehr aus Furcht, sonst sich und den Hausgenossen wohl gar ein Unglück zuzuziehen. Dann schlafen die von der Arbeit befreiten Mädchen heimlich in den Wald, winden dort Kränze, sagen sich über ihr Schicksal wahr, werfen jene dann in die Gewässer und stehen zu den Russalken, die vom Schicksale ihnen bestimmten Zukünftigen sie finden zu lassen. Am Sonntage der grünen Woche entscheidet sich die Prophezeiung: Alle Mädchen eilen in den Wald, um ihr Schicksal zu erfahren. In dem seichten, in von verwelkten Kranz sehen sie das ganze und das schlimme Leben vor sich. Das Mädchen stirbt eines schimpflichen Todes; die leist Hand der Russalke hat seinen Kranz nicht berührt. Beim Anblicke des dürren, verwelkten Kranzes erkorren die Mädchen vor dem Lustmitigen. „Dieser Kranz hat die Russalke auf ihrem Haupt getragen! — Die Russalke weissagt ein glückliches Loos!" — Nun eilen alle Mädchen, dem Glückskinde nach, zum Wasser. Die Eine freut sich, wenn ihr Kranz ordnauf schwimmt; denn hierin sieht sie ein gutes glückliches Ehestand voraus. Eine Andere, dieser Hoffnung beraubt, schweigt neidisch. Alle aber geben gar kleinmüthig hin weg, wenn der Kranz untersinkt; denn in diesem Zeichen liegt ein naher Tod.

Nach dieser Lösung gehen die Mädchen auf eine Wiese, wo sie ihre angenehmen Zukunftigen erwarten und ihre Lustbarkeit mit Gesängen beschließen.

Mannigfaltiges.

— Preis-Aufgaben für Architekten und Maschinenbauer. Unter den Preis-Aufgaben, welche das Britische Institut für Maschinenbauer (Institution of civil engineers) kürzlich bekannt gemacht und deren Beantwortung auch Russländern, die sich um den Preis bewerben wollen, freisteht, befinden sich folgende: „Die Natur und die Eigenschaften des Dampfes, mit Bezug auf dessen Anwendung als bewegende Kraft der Maschinen, darzulegen." — „Ueber die Erwärmung und Ventilirung öffentlicher Gebäude, nebst einer Uebersicht der Methoden, die am erfolgreichsten angewandt worden, um einen gesunden Zustand der Atmosphäre zu erhalten." — Einer Kurze, mittelst Experimenten zudende Nachweisung der Geschwindigkeit, Last und Macht der Locomotiven auf Eisenbahnen, und zwar 1) auf geraden und 2) auf geneigten Linien." — Die Antworten müssen bis zum 31. März 1838 dem Institute in London eingesandt werden.

*) Eigentlich: so hamt-ka mamy, so laß' ich Dich zum Vater gehen.

**) Eigentlich: zu Jade gefleht.

***) Von Weihnacht bis zum heiligen Drei-Königs-Abende.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 96. Berlin, Freitag den 11. August 1837.

Frankreich.

Die Reise nach Paris.

Am 1. Januar 1837 sah zum Coupé der Lafite-Caillardschen Diligence, die über den Boulevard des Italiens in Paris einfuhr, der Kopf eines Reisenden heraus, der sich durch eine unmäßig breite über die Ohren gestülpte graue Mütze, durch die flöhrote Weiße auf der Nase und durch sein neugieriges Umherstehen mit weit aufgerissenen Augen als ein zum ersten Mal nach Paris kommender Provinzler zu erkennen gab. Der Mann war in seiner Heimath, dem Städchen Carpentras in der Provence, vierzig Jahre alt gewesen, gerade von seinem bescheidenen Vermögen ein reichliches Ruskommen, führte ein ruhiges, gemächliches Junggesellenleben und war noch mit seinem Fuße über den Dek und seine umgebende hinaus gewesen. Wem war auch wohler, als ihm? Das ganze Städchen kannte ihn, war ihm gut und hatte Respekt vor ihm, sogar die Honoratioren, der Unter-Präfekt, der Prokurator und seine Substituten; denn unser Freund, Herr Godard, war auch zugleich Wähler, eines der hundertundachtzigtausend diwagenden Räder in unserer repräsentativen Staats-Maschine, somit von Rechtswegen ein Gast bei allen Bällen und Diners der Heren von der Regierung, und so schon die Zeit der Wahlen, desto öfter wurde er eingeladen. Er war ein Patriot und guter Bürger von Scheitel bis zur Zehe, entrichtete seine Steuern mit exemplarischer Pünktlichkeit und versäumte seinen Wachdienst bei der Nationalgarde. Auch die geselligen Talente hatte er nicht ohne Glück kultivirt; er war musikalisch und übernahm bei Liebhaber-Konzerten die Partien des Bariton; seine literarischen Eigenzgnisse, Sylbenräthsel und witzig reimende Impromptü's fanden ihren Weg in die halb-offizielle Zeitung des Departements und prangten neben gründlichen Artikeln über den Bau der Runkelrüben oder über den Eingangs-Zoll auf das Vieh. Mit einem Wort, Herr Godard war im Städchen der Stimmangeber in Sachen des Geschmacks, der Kunstrichter in höchster Instanz, das Orakel in politischen Dingen; das Sprüchwort, „kein Prophet gilt in seiner Vaterstadt", ward an ihm zu Schanden. — Aber der Mensch weiß sein Glück nicht zu schätzen, bis er's einbüßt. Wenn in Carpentras, einer Stadt von zehntausend Seelen, so schön zu leben ist, wie derselbe, dachte er, muß es erst in Paris sein, das eine Million Einwohner hat. Gewiß, ein hündiges Rechen-Exempel, und das Facit davon war eine Reise nach Paris. Brauchen wir erst zu sagen, was für eine Betrübniß im Städchen war, was für eine Wehmuth, was für ein Abschiednehmen, als nun Herr Godard an der Messagerie auf den Wagen stieg, — wie man ihn umarmte, ihm die Hände drückte, ihn beschwor, sich in Acht zu nehmen, und ihm Grüße nachsendete, bis er aus dem Gesichte war? So viel Beweise der Liebe rührten den guten Mann, und mit thränenden Augen fuhr er zur Stadt hinaus; bald aber zerstreute ihn die Abwechselung der Reise und gab ihm alle seine Fröhlichkeit wieder. Von Station zu Station berechnete er mit freudiger Ungeduld, um wie viel er dem großen Paris, dem Paradiese Frankreichs und der Welt, nähre gekommen sey.

Am 1. Januar 1837, wie schon gesagt, hielt er seinen Einzug in besagtes Paradies, und zwar durch die Barrière d'Enfer. Das Wetter war regnicht; der Wagen wand sich durch lange, schlechtgepflasterte, kothige Straßen und setzte unsern Freund im Hofe der Messagerie ab. Ein Schwarm von Lohndienern und Packträgern fiel über ihn her, packte ihn an allen Schößen und Kragen seines weiten Schottischen Mantels, und Jeder wollte ihn in ein anderes Hotel führen. Nach langwierigem Zerren und Schreien entledigte sich Herr Godard ihrer brutalen Dienstfertigkeit durch die Entlehnung, er ziehe in Privatquartier. Dies war wirklich seine Absicht; er gedachte einen Schulz und Jugendfreund, Rigaud, der jetzt als reicher Banquier in Paris lebte, durch seine Ankunft zu überraschen, hatte deshalb auch nichts davon gemeldet, um ihm und sich die Freude des unverhofften Wiedersehens nicht zu verderben. Er nahm einen alten graukopfigen Lohndiener und ließ sich den Weg nach der Chaussée d'Antin zeigen, wo Herr Rigaud wohnte. Der Führer machte sich das doppelte Vergnügen, ihn im stärksten Regenguß auf Umwegen durch ein rechtes Lohdreieh von Sackgassen und Durchgängen hinter sich herzuschleppen, um dann einen recht hohen Lohn zu verlangen; damit noch nicht zufrieden, bat er sich am Ende auch etwas süs neue Jahr aus. Es war Abendzeit; schimm für Herrn Godard, daß er gerade am 1. Januar in Paris eintraf; an diesem und den nächstfolgenden Tagen müßte er in Kaffeehäusern, Theatern, an allen öffentlichen Orten großmüthige Geschenke austheilen für Dienste, die er das ganze Jahr über — nicht empfangen hatte. So geht es wohl öfter in Paris; der Eine giebt das Geld, der Andere hat den Kauf in der Tasche und geht still davon.

Als der Portier bei Herrn Rigaud einen ganz durchnäßten, vom Fuße bis zum Kopfe mit Koth bespritzten Unbekannten aufkommen sah, wollte er ihn anfangs gar nicht einlassen. Einen ähnlichen Kampf hatte Herr Godard gegen alle Domestiken des Hauses zu bestehen; oder er drang herzhaft durch die in den Saalen. Herr Rigaud hatte eben Gesellschaft und war sittlich übereaschirt und verlegen; das ungeeinte Eindringen und der gestaltete Aufzug des Besuchenden aus Carpentras verletzte den Stolz und die Eitelkeit des feinen Pariser Banquiers. Godard mochte dem Hausherrn zurest gestoßene Komplimente über die Schönheit und die Talente seiner „Jeune Gemahlinn", über die Anmuth der „Demoiselle Tochter", und rückte dann mit der Erklärung heraus, er komme ganz sacon, sich bei seinem alten Freunde einquartieren. Herr Rigaud, der sich solcher Freundschaft gar nicht versehen hatte, entschuldigte sich mit verschiedenen Bedauern, daß er ihm kein Logis in seinem Hause anweisen könne, empfahl ihm aber ein sehr schön eingerichtetes Hôtel garni. Es hieß Hôtel de la Galère und schien den Namen zu verdienen. Statt eines Zimmers im ersten Stock bekam Herr Godard bloß ein Kämmerlein im sünften, so eng, daß er mit jedem Schritte vorwärts, schräg rückwärts, rechts oder links an die Ecken des Kamins oder eines Möbels stieß. Doch; ein wahrer Kerker für den guten, bequemlichkeit liebenden Herrn, der dahein ein ganzes Haus für sich allein bewohnte.

Am bald jechs Uhr trieb ihn der Hunger herunter zur table d'hôte. Hier hatte er als jüngster und fremder Ankömmling das Mißvergnügen, zu sehen, wie die torpulente blonde Dame, welche ihr Benennen machte, ihren bekannten Gästen die gebratne und delikatessen Stücke zuschnitte; wie ihn erinnerte sie sich erst im Augenblicke der Vorgebung. Die übrigen nirten Gäste vollends schmausten um das Doppelte reichlicher und zahlten um die Hälfte weniger; unser Freund aber hatte nur ein Quasi-Diner zu sich genommen. Müde und schläfrig zum Umfallen, stieg er die sinst Treppen wieder hinauf zu seiner Klause; aber das einzige Fenster ging auf eine der allerbelebtesten Straßen in der Nähe des Palais-Royal hinaus; das Rollen der Wagen, das lärmende Reden der Lohnkutscher, das verwirrte Getöse von Paris zerwarterte den Abend und die ganze Nacht hindurch die Ohren unseres an die Ruhe und Stille seines Landstädchens gewöhnten Godard. Spät schlief er ein, und in aller Frühe weckte ihn schon wieder das Geschrei der Händler, die, ihre Waaren feilbietend, durch die Straßen zogen.

Kaum aus den Federn, lief er schon wieder zu Freund Rigaud und erwartete nichts Geringeres, als dieser werde mit ihm umhergehen und bei den Pariser Merkwürdigkeiten den Cicerone machen. Der Banquier entschuldigte sich mit seinen Geschäften und gab unserm Freunde den Commissionair des étrangers in die Hände; Godard ging in gerechtester Erwartung kleinlaut mit dem Büchlein von dannen. Freilich standen die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten von Paris darin verzeichnet, aber wie man auf leichte Weise und ohne großen Zeitverlust dazu gelangen könne, sie zu sehen, davon kein Wort. Der arme Godard gerieth in tausend Irrungen, machte tausend Gänge umsonst. Er getraute sich kaum, Vorübergehende nach dem Wege zu fragen, aus Furcht, man möchte sich ein schadenfreudes Vergnügen machen, ihn irre zu weisen. Für Paris ein ungeübter, wenig bedeutender Fußgänger, hatte er Angst, im Gedränge niedergetreten oder von den raschen Cabriolets überfahren zu werden; sogar den Fiakern mich er auf viele Schritte aus.

(Schluß folgt.)

England.

Eine Sommer-Nacht in London.

Die Nacht ist der Tag des Sommers; die Peripatetiker haben es vor mir bewiesen, sie, welche die Kunst, unter den Sternen zu lehren, erfanden. Im Sommer kannten sie keinen anderen Mittag, als die Mitternacht; die Hitze existirt nicht, sagten sie, es sei dies ein leeres Wort. Diese großen Philosophen fahren von der Sonne mit den Fiken und Untergang; sie wollten lieber 1022 Sonnen als eine einzige über ihrem Haupte sehen; das war glänzender und kostbarer. Bei ihnen fröhstückte man um drei Uhr Abends unter den Platanen der Akademie oder auf den Stufen einer Säulenhalle, die zu der Statue eines Gottes führte, trockne Feigen, Trauben aus Korinth, Honig aus Hybla, Wein aus Kreta. Um drei Uhr Morgens wurde zu Mittag gespeist; da gab es Beaten und hülsenden mit Oel zubereiteten Geisteln. Vor und nach dem Essen gingen sie spazieren, wobei sie sich über alle Gegenstände des Himmels und der Erde unterhielten, Räthsel aufgaben

Digitized by Google

oder ihre Reisen nach Sicilien erzählten, wo sie die Weisheit gründlich aus dem Munde der berühmtesten Redner gelernt. Welch ein lieblicher und stiller Narrenleben, unbekümmert um das Tagesleicht und der Sonne Glanz! Es war interß zu schwach, dem Fortschreiten des Lichtes zu widerstehen, und von der ersten Stelle, die in den städtischen Zonen wiederkehrt sie immer verschwunden ist, sind nur noch einige Spuren in London geblieben, wo die gnädige Polizei sehr Meinung, die Löwe und Auffehen verursacht, in Schutz nimmt.

Die Sommer-Hitze des Nordens ist unerträglich; es ist nicht die weite ausgedehnte Hitze der mittäglichen Gegenden, sondern eine Beklemmung, die das Athmen der Brust erschwert, als ob man die Lippen an die Oeffnung eines Backofens presse. In London sind die Sommerstage voll Staub, Geräusch, Kehrwuth. Ist überall wie Thau niedergefallt, und erstickenden Dunstes. Die Nächte verlassen den wunderbar die Leiden des Tages. Ich habe in vielen Ländern Nächte erlebt, die gleichen sich alle; das Volk schläft, es bleiben nur die Häuser in den Straßen. Die einzige Hauptstadt Englands hat eine besondere nächte Existenz. Es ist ein schauerlich-leichtes Schweigen, das sich über die Entfernung von zwanzig Meilen, die wahrhafte Wirkung eines Trauvilliers. Es ist möglich, daß der einbrünstige Engländer niemals diesen weiten Anblick London's gehabt hat, denn im Allgemeinen kennt Niemand seinen Nachbarn ein Land, als der, welcher es bewohnt; aber der Fremde sah leicht eine Neue auf, das Gesammtbild betroffen.

Keine Stadt in der Welt ist mit London in Bezug auf nächtliche Sicherheit zu vergleichen. Alle Straßen sind hier gleich den Sälen eines Palastes erleuchtet; man wandelt in einem beständigen Gaslicht, und der Geist erschrickt bei der Berechnung, was dieses wunderbare unterirdische Werk von Röhren, welche den Tag und die Nacht in der unermeßlichen Stadt wieder entsachen, zu schaffen und zu unterhalten kostet. Ganz England ist auf dieselbe Weise für seine Nächte besorgt; Städte, Flecken, Weilern, Landstraßen, überall dieselbe reiche Erleuchtung. In den Ländern, wo die Sonne fast nur dem Namen nach bekannt ist, wo der Mond und die Sterne unnütze Möbel sind, ist es nicht zu verwundern, daß man diese künstlichen Sterne zu Myriaden verwehrt hat, um der geizigen Natur zu beweisen, daß man ihre Gaben entbehren kann, wenn man in England ist und Steinkohlen-Gruben zur Hand hat. Gote gebe, daß die Gruben sich nicht erschöpfen! Albion würde erröthen.

Nichts begünstigt die ausschweifende Spaziergänge mehr als diese Klarheit, die den Wanderer umgiebt und seine Tritte sichert. Der Fremde, der so oft von Rändern in London erzählen hörte, die Alles, was man ihm davon erzählt hat, für eine Fabel. Man kann von keinem Trottoir zum anderen hinüberreisen, ohne einem Polizei-Beamten zu begegnen. Eine ganze Armee solcher Wächter ist die Aufsicht der Straßen zu führen und hält die Stadt in ihrem Gewahrsam. Diese Polizisten oder, wie man sie in London nennt, Policemen sind ernste, unnahbare, stille und melancholische Beobachter. Die Toleranz, die sie den Prinzipatellen beider Geschlechter angedeihen lassen, ist bewundernswerth; sie fragen niemals, wie es wohl in Paris geschieht: Wo gehen Sie hin? weil man ihnen antworten würde: Ich gehe spazieren, und die wegen Charta Niemanden verdrießt, den Mond oder die Sterne der Sonne vorzuziehen. Wenn indessen der nächtliche Zuspruch gar sich beikommen ließe, die Ruhe der die Mehrzahl ausmachenden Tages-Menschen zu stören, so wieder ein Policeman den Prinzipatellen ins Gefängniß führen. Dieses ist strenge Gerechtigkeit, die einem constitutionellen Boden, wo die Mehrzahl immer Recht hat, selbst dann, wenn das Unrecht auf ihrer Seite ist.

In London liegt sich die schlafende Bevölkerung um zwei Uhr des Morgens nieder; der, welcher nicht schläft, liegt sich noch dem Aufgang der Sonne, aber der Dinge, welches der Sonne gleicht, nieder. Bis zwei Uhr Nachts wird in den Theatern gespielt, rollen die Wagen, trinken die Einwohner Ginger-Bier, das sehr schlecht ist, essen die Verdorbenheiten Seefische und Krabben, ersuchen die Leute auf ihren Divans und bieten die Mannschaftrieren den Luxus der Schlafstaffiti liegenden Spaziergängern ihre Dienste an. Die unendlichen Orte verschaffen, die jemals ersitzte und in deren Angestellt Ihre Parente Dachatelet ein zweites Mal vor Schmerz sterben würde, wenn er auf die Welt zurückkehrte, umfängt das ganze heutige London, erfüllt London mit seinen zwanzig Säulen, pappenen Säulengängen, rhäurern Hotels, Wallsten von Backsteinen und seinen mit Del und Firnis gemalten Häusern, stimmt daher mit eine ernste Welt betrunkener Weiber, verdiber an dieser maßestätisch knauserigen Bautumst, welche sich nur nichts stummert und nur Fenster hat, um nichts zu beschauen. In allen diesen Wohnungen leben fene edlen Menschenfreunde, welche an der Wiedergeburt der Welt arbeiten, welche die Moral wieder aufstehen lassen, den Thron Gottes Werth, in Menschen seine Würde, Frau ihre Schuld wiedergeben wollen, welche evangelische Missionaire und Bibeln an die Menschenfresser von Borneo und Bantiemenstand, an die Heiden von Otaheiti und der Sandwichs-Inseln versenden und die Mauerfelk bauen, um den Grundstein zu einem Missionshause zu legen. Edle aufgeklärte Menschenfreunde, die von der Verbesserung der Polizei-Sitten träumen und die Schwelle ihres Hauses besudeln lassen, welche moralische Gesetze an den Grängen der Welt urbar machen wollen und unter dem Schutzgange ihres Hauses die Tochter des Armen ihre Unschuld verkaufen lassen!

Um zwei Uhr ändert sich die Scene. Die Leute, die nun noch auf dem Schauplatz bleiben, scheinen nicht mehr dieser Welt anzugehören; ein lebendiger Auskauf stiefe die Häuser entlang; Wesen ohne Zahl, ohne Geschlecht, ohne Stimme, ohne Gestalt wogen dem Zufall zu, wie jene Schatten, die einen Obolus erwarten, um auf die andere Seite des schäumenden Styxgestoßen. Man wohnt seltsamen Mahlzeiten an den Straßenecken bei, auf schmutzigen Tafeln, welche Licher und Schüsseln mit gräßlichen Gerichten schaukeln. Andere Wesen, ohne Zweifel Menschen, gehen in stummen Gruppen vorüber und kaufen um die geringste Kupfer-Münze ungeheure ungekochte Schnecken und kleingehackte Ueberbleibsel von unbekümmerlichen Thieren. Ringsherum steht eine Reihe glänzender Hotels, deren Gas mit ironischem Lurus leuchtet. Welcher Rahmen und welches Gemälde! Der Policeman spaziert herum, und sieht, daß Alles ruhig abgeht, so läßt auch er in die Gasse in Ruhe. Eine Progession kommervoller Seelen zieht stillschweigend über die Trottoirs, welche nach Carlton-House führen. Die Thore des Parks von St. James öffnen diesen Gespenstern London's elysische Felder; längs den Hecken, unter den Bäumen, auf den Bänken des Königlichen Parks teuchen verworrene Haufen von Lumpen, welche um Getippe heiun flackern, hervorbrente Steckbriefe, gegen mit dem Traurstoe Wilhelm's IV., Streckfleider, abscheuliche Gesichter mit Augen ohne Blick. Plunder-Ballen, die sich die Hände bieten, um gründende Gastlich bestehadit dies Alles mit seiner heiteren Flamme und verrath die bohteischen Schatten, welche die ernsten und teuschen Schildwachen umstreifen, die den Schatten des verstorbenen Königs bewachen. Keine Stimme, kein Geschrei, keine Klage klirt sich unter diesen Gebüschen hervor; diese Wachen sind Schild der Hoheit von Groß-Britannien-Terrace; es ist eine pantomimische Promenade, bei welcher die Fäustestoßteit emsig ausstebt, nicht über sich selbst sacht; ein melancholischer Scherz, ein ernster Maskwitze, der vor den Policemen seine Unschuld wieder erhält und von seinen Vergnügungen und seinem Leiden nichts mehr äußert, als die Ehre der Gerichte und Landes.

In dem ganzen Umfange dieses Parks bewegt sich dieselbe Verbitterung; mitten unter diesen unglaublichen Scenen findet man oft müßerische Engländer, die unter der Gastlertne ihre Zeitungen lesen, als sitzen sie in einem Lese-Kabinet, und habt durch den Strubel der Schatten nicht gestört werden. Diese unbegreifliche Philosophie durchschreiten diesen wandelnden Schmutz, wie die saufte Meinung die bitteren Wegen; sie plaudern nicht unter einander, sie gehen gebückt in stummem Nachdenken spazieren. Sie sitzen auf den Bänken, betrachten die Bäume aus schlafen auf Unkosten der Königlichen Gastfreiheit, welche ihnen dieses sonsten Schlummer verschafft. Jeder unter diesen verwunderen den Philosophen denkt sie sich, wie sie sich Schwimmen, als mit Nimm Ihnen, daß er sie seinen Nachbarn mittheilt. Es giebt nichts Düsterers, als diese Stille, welche nur in Zwischenräumen durch ein leichtes Fischen unsichtbarer Lippen, ähnlich dem Schwirren des Heimchens in den lauen Nächten der südlichen Zone, unterbrochen wird. Dieselben Scenen wiederholen sich vor dem neuen Palaste von St. James, welcher traurig und mißt daliegt, wie eine Aegyptische Ruine, vor dem Triumphbogen, welcher sich thöpisch zur Erde neigt, weil er nichts in den Himmel zu erheben hat, und selbst noch vor der erhobenen Westminster-Abtei. Der Kirchhof sogar stört sich; zerstreute Schatten treiben ihren Mutwillen auf den Gräbern mit den Leichensteinen auf Seiten des Chor- und Unterbaues und der verstorbenen Königinnen in den Gewölben und den benachbarten Gräbern. Westminster erhebt seine beiden Thürme wie zwei Arme gen Himmel, gleichsam um Rache zu fordern; aber der Himmel erhört das abtrünnige Bauwerk nicht; die Knochiten sollen in ihren alten Sünden umkommen, ohne Errungenschaft. Das wiederholte Himmels zeigt sich eine Schildwache, welche dort in ihrer Ordre keinen Befehl erhalten hat, die Gottesverächter zu stören, und der ewige Policeman, welcher nur beaufsrage ist, den Schlaf der Lebendigen zu schützen, kümmert sich nicht um den Schlaf der Todten.

Einzig und allein sich in die unendliche Verstadt auf der anderen Seite von Westminster, so begegnet man daselbst nächtlichen Umtreibern, bei denselben verrückterischen Leuchten jenes unerbittlichen Gases, welches das Verbrechen überall verfolgt und gleichmäßig scheint auf Böses und Gutes. Es giebt eiserne mit unbeweglichen Köpfen verzierte Gitter, die Jeden anklatren und niemals lachen; es giebt offene Thüren, welche zu geheimnißvollen und den Gastlichen Gnome vergleichenden Treppenleitern führen, Stufen, auf denen Männer und Frauen wie eine Gruppe von Statuen auf einem Grabe sitzen, und dabei zieht fortwährend die Trottoirs entlang der Schwarm der zerlumpten Schatten im Strudbut mit dem Königlichen Trauerflor, mit Unterbrechungen bald züchtigen, bald unzüchtigen Worten, welche sie von einander thun, der das Haupt des Policeman bedeckt, sich nähern oder entfernen sehen. Es ist überall dasselbe Bild, dieselbe Decoration, dasselbe Schauspieler-Personal, man schreitet immer fort in derselben Straße, die man verließ, und findet wieder, was man sah. Rechts und links stehen Häuser, deren Thüren den Kupfer und Firnis glänzen. Trottoirs, glatt wie polirter Stahl. Sonderes, die im Schatten ihrer eisernen Gitter schlummern, schwangere Straßen mit verzweifelter Regelmäßigkeit, überall nur unerhörte Verschwendung an Laternen, wo der Mond mit dem Gas oben auf dessen Kandelabern spielt, und überall auch das lebhafte und stehende Elend, der unverschämte Luxus, die in Zänisk hergegangenes Wollust, der über die Leere Niedrigkeit erhobene Cynismus, überall bilden Gold und Gemalt Englische Bizarrien auf schwuzigem Grunde. Wenn man über die Westminster-Brücke geht, so gewahrt man zu beiden Seiten zwei Reihen Häuser, welche mit München bedeckt zu sein scheinen, die entweder schlafen oder etwas erwarten, und wie man den Mund öffnet, um die Abendluft einzuathmen, anderen man so viele verweltete Luft in sich aufgenommen, steht man erstaunt vor dem prächtigen Schauspiel des auf den Lumpen des wachenden Londons eingeschlafenen Londons, eine Reihe der menschlichen Schöpfung, welche nicht genug trocken Brod für alle ihre Kinder besitzt und sie, auf den Mistbausen liegend, wie die Aborte der St. Paul-Kirche betrachtet, und wo selbst St. Paul's Kirche! ein schöner Körper ohne Seele, ein Leichnam der Sonne Roms, ein Dom von Eis, welcher den Kopf und das Herz erkältet und sich selbst nur eine Krone von ausgefrorenen Kohlen zu bieten vermag.

Der unterdrückte Morgen läßt endlich seinen blassen Schimmer auf alle diese verwunderten verdammten Seelen fallen. Sie erhalten beim ersten Leuchten des Tages einen Körper, aber welchen Körper! sie treffen der Morgenröthe, sie würden die Sonne zurückerbeben, wenn es in Lon-

Digitized by Google

den nur wahrhafte Sonne gibt. Man muß sehen, mit welchem Ernst die Schildwachen von St. James diese Flüchtlinge der Nacht daraufen gehen lassen. Wo werden sie den Tag über verweilen? Niemand weiß es, sie wissen es selbst nicht. In diesem Augenblick bietet ein Blick auf London zum Triumphbogen vor Hyde-Park oder an der Carlton-Terrace aus ein wahrhaft bezauberndes mährisches Gemälde. Die Morgennebel vermischen sich mit dem dunschleidenden Leuchten der Gas-Laternen, und lassen auf dem als Hintergrund dienenden Himmel von Gas die ausmahlsten Baumwipfel der Welt und die hohen Kolonnaden des Parks hervortreten. Alles, was das unendliche Lügenleicht Falsches, Phantastisches, Schwindliges, Maskirtes in der prunkenden Glastafel der Englischen Baukunst betanntreten läßt, liegt noch in dem gefälligen Halbdunkel der Morgenröthe vorbergen; man möchte glauben, unter dieser Finsternis Palmyra und Babylon aufersthen zu sehen. Die schwere und geschmacklose Säule des Herzogs von Port bewegt diesen Augenblick, um die Reste der Säule des Antonius zu spielen und mit weniger Pracht anmuthige Ruinen zu bilden. Die Waterloo-Place und in Regent-Street erheben sich alle Steine mit einer imposanten Majestät; die Saulengänge der Kinds vergessen, daß sie von Pappe sind, und nehmen das Ansehen von Tempeln an; die Tostanische, Jonische, Korinthische Ordnung, die die Sonne demüthigt um Verzeihung bitten, sich auf gute Englische manier zu benehmen, die Kolonnaden des Hauses des Phidias zu täuschen, zu architektonischen Stellungen. Auf dem Trafalgar-Platze umgiebt sich das Museum mit einem großartigen Rahmen; der Palast des Herzogs von Northumberland bildet sich in einen Venetianischen Domino, und der Thurm auf demselben gleicht einigt Minuten einem mittelalterlichen Thurm. Die Kirche von Charing-Cross, ein Meisterwerk des Verschmackung in Säulenhallen, Kolonnaden, Basiliken, Peristylen, Alles, wie ihr großer Künstler Martin sie in einer Gewitters-Nacht, mit einem blassen Leuchter statt der Sonne, gemahlt hat. In dem Grade, wie sich aber die Sonne mit ihren Rosen-Fingern durch diese Gebäudereihe von schattigen Wandervorhängen hindurchschleicht, flieht die Wirklichkeit ihre Wunder in den Staub, und wenn der Tag angebrochen ist, bleibt nichts übrig, als die geschmackte, geardnetste und bewohnbarste Stadt der Welt, in welcher Gewerbfleiß und Reichthum mit Comfort verbunden sind, ohne daß dabei Kunst und Grazie sehr beeinträchtigt erschienen.

Rézy.

Engländer auf dem Kontinente.

(Schluß.)

Daß das Unterrichtswesen in England nicht gut ist, läßt sich nicht leugnen, und zwar gerade je höher die Anforderungen gestellt sind, desto schlechter ist meistens der Lehrer. Es giebt viele vortrefflich Schulen in der Englischen Provinz, die eben so billig, ja noch billiger sind als die auf dem Kontinent; im Ganzen aber muß man sagen, daß die Schulsterbe in England durch ihr Festhalten an dem alten System und ihre unsinnigen Forderungen sehr schaden. Das Lernen nach diesem System auf den Irrthümer steht weit über dem Englischen, auch werden die Zöglinge besser beaufschsichtigt und wenn es darum auswärts doch eben so wohl schlechte Schulen giebt, wie in England, so zeigt sich doch das Verdältniß weder zu Gunsten der Kontinental-Schulen, wozu noch der Vortheil kömmt, daß die Kosten sich nur die Hälfte betragen. Es ist in dem neueren Unterrichtswesen eine große Veränderung vorgegangen; man hat gefunden, daß die lebenden Sprachen und die mathematischen Wissenschaften mit den Klassikern und anderem Unterricht, den man noch in England vorzugsweise festhält, wenigstens gleichgestellen sind.

Ich habe von jeher dafür gehalten und bin auch in meiner Meinung immer mehr bestärkt worden, daß die Grundlage alles Unterrichts die Mathematik ist. Alle andere Sachen kann man durch Uebung erlernen und ohne große Anstrengung; von den arithmetischen Elementen aber die zur Algebra und den Sätzen Euklid's kann kein Knabe seine Aufgabe machen, ohne sie gelernt zu haben. Ich habe gesagt die Mathematik gekannt, der nicht faß über alle Dinge im Leben wohl unterrichtet war; der Grund ist klar — die Mathematik hat seinen Verstand gewöhnt, Alles, was er anfängt, in sich aufzunehmen und zu behalten. In allen ausländischen Schulen wird dieser Unterrichtszweig mehr gepflegt als in England, und dieß ist mir noch ein gewichtiger Grund, ihnen den Vorzug zu geben. Was die Moral betrifft, so glaube ich, daß die Schulen dieser Länder auf gleichem Niveau stehen, wiewohl ich auch hierin das System der amerikanischen Schulen, ein Kind niemals durch körperliche Züchtigung zu erniedrigen, höher achten muß.

So viel kann ich zu Gunsten des Kontinents sagen, in jeder anderen Beziehung aber muß ich England das Uebergewicht einräumen. Junge Damen, die auswärts erzogen worden sind, scheinen mir im Allgemeinen zu Englischen Hausfrauen unzugnich, und daß ich in dieser Meinung von Vaudeting bin, weiß ich von vielen jungen Leuten. Manche Mütter, die mit ihren Töchtern bei den Französischen Frauen und Moden ausschließlich sind und sich einbilden, es müßten ihnen die schönsten Partieen entgegenkommen, würden sich gar gewaltig wundern, wenn sie die jungen Leute hörten, wie sie in ihren gegenseitigen Herzensergießungen über die Verdienste des andern Geschlechts sich aussprechen: das sey ja gar ein recht dürftiges, artiges Mädchen, sagen sie, aber sie habe ihre Erziehung im Auslande bekommen, und das könnten sie nicht brauchen. Viele Mütter wähnen, daß ihre Töchter, weil sie sich frei und ungenirt benehmen, laut sprechen und lachen und sich von einer Schaar junger Männer den Hof machen lassen, während das bescheidene stille Mädchen, das sich bei Seite hält, scheinbar vernachlässigt ist, mehr Bewunderung ärndten; das ist aber ein großer Irrthum. Die Männer lieben gerade dieses freie Wesen, ihre Kokketterie, dieses geistreiche Gerthesch, wenn ich so sagen kann, weil es sie für den Augenblick amüsirt; darum also umgeben sie die jungen Damen und scheuken ihnen Aufmerksamkeit, aber sie zu heirathen, daran denken sie nicht. Gerade das stille Mädchen in der Ecke des Zimmers, das scheinbar ganz überstehene, bekömmt viel eher einen Mann, als die andern. Es ist sensibel nicht männlich gebunden von unserem Geschlecht, auf diese Weise junge Damen in ihren Absichten zu belauschen und sie zu ihrer eigenen Kategorie zu verbreiben, wie Shakespeare sagt:

„Schmach dem, der sie Schuld zu zeihen sagt!
Und sich selber dran mag weiden."

Aber so ist es nun einmal und so wird es seyn, so lange die Welt steht und die Menschen nicht besser sind, als jetzt.

Wenn alle Durch das Verlassen ihres behaglichen, kamfortablen Heimath und eines moralisch guten Landes so wenig Vortheil erreicht wird, was ist es denn, was so viele Leute ins Ausland lockt? Ich muß erschrecken, den wahren Grund bei einer Schriftstellerin zu finden, die, indem sie von der Französischen Hauptstadt spricht, sich folgendermaßen äußert:

„Ich habe mich neulich bewußt, daraus zu kommen, was eigentlich Paris den Engländern zu einem solchen Lieblings-Aufenthalt macht. In Bezug auf Bequemlichkeit und Erleichterungen bietet Paris nichts, was sich mit London vergleichen könnte. Ein paar Zöten bei den Ministern in jenen Winter mögen vielleicht in Glanz und Pracht die Wäle, die mit was in den gesellschaften Klang der Dinge gegeben werden, übertreffen; aber sie einen Schwanz in Paris haben wir wenigstens dreizig. Die Gesellschaft steht bei uns in einem viel höheren und glänzenderen Range. Die wöchentlichen Soireen dagegen, welche eigentlich die Gesellschaft jener Stadt repräsentiren, sind dumpf, schwer und sind sie höchsten Grade. Da sind die übrigen Vergnügungen der Art wie Mirack's — ein Theater, wo man, wie in unserer Italiänischen Oper, die feinste Gesellschaft, die schönste Musik und den besten Tanz beisammen findet. Von den tausend und ein Theatern, auf die sich die Pariser so viel zu Gute thun, sind nur drei der Rede, daß sie Leute von Anstand besuchen können; die übrigen kommen schon so wenig in Betracht, wie das Pavillon- oder Garrick-Theater. Mittags-Gesellschaften giebt es hier nicht, Wasser-Partieen eben so wenig, auch keine Dejeuners, außer wenn einmal eine fremde Gesandtin eines giebt. Tausend Zugaben und Reize bei den Londoner Vergnügungen stehen hier. Im Monat Mai, hat man mir gesagt, sind die öffentlichen Gärten und auf dem Bois de Boulogne ganz besonders gut; aber was ist mich Alles dagegenbend im Mai? Paris ist es unglücklich gerade am allerwenigsten; denn mit Beginn des Monne-Monats pretzäit jede Französische Familie von Bedeutung die Residenz, um nach ihrem Landsitz zu gehen, aber ein See- oder Wineralbad zu besuchen. Nur die Fremden, der Handelsstand und die Beamten bleiben hinter zurück. Worin besteht also, ich möchte es gern wissen, die ausgesuchte Lustspiele, welche selbst solche Menschen, bei denen kein Grund zur Oekonomie da ist, verführt, sich in dieser schauderigen, trostlosen Stadt niederzulassen und sie ein Paradies zu nennen? Leider ist meine Meinung der Aufgabe weit entfernt, diesen Geschmack unserer Landsleute über zu ändern. In Paris stehen die Leute weit weniger, als in London, unter dem Tribunal der öffentlichen Meinung."

Und nicht dieß in Paris, sondern auf dem ganzen Kontinent; denn da, wo die Moral im Allgemeinen ziemlich locker ist, da geht das, was andere Staaten und Zabel erregt, als etwas ganz Alltägliches ohne Kommentar vorüber.

Daß Leben jenes Engländer in der Fremde ist in der That von so vielen wenigen Plackereien und Aergernissen bedrängt, daß nur sehr wichtige Gründe sie zu einem längeren Aufenthalt bewegen können. Ueberall, wo sich Engländer niederlassen, treiben sie sämmtliche Preise in die Höhe, zum größten Aergerniß der Menioes und der übrigen Honoratioren des Ortes, wenn auch dem Lande im Allgemeinen zum Vortheil. Die feinerzogenen und höheren Klassen wollen nichts mit ihnen zu thun haben und sehen sie durchaus nicht mit wohlwollenden Augen an. Was die Bedienung betrifft, so werden sie durchweg schlecht bedient, obgleich sie dafür die seriual so hoch bezahlen, als die Einheimischen, die es sich sogar in den meisten Orten zur Regel gemacht haben, nie einen Dienstboten zu nehmen, der einmal in einem Englischen Hause gewesen ist; die Folge davon ist, daß die, welche sich den Engländern anbieten, immer von der allerschlechtesten Sorte sind, eine Art Paria's in der Dienstwelt, zu nichts Anderem, als zu Verdrießen und Aufträgen. Wenn sie darin eingeschränkt werden, so ständigen sie auf der Stelle auf, und man kann keine Kolonie von Engländern in der Fremde besuchen, ohne sehr gerechte Klagen über die Schuldner der Dienstboten zu hören. Noch dreifachen Gewinnst giebt es wenige Orte im Auslande, wo die Kaufleute statt zum Preise haben, einen für die Engländer und den andern für die Einwohner.

Eine Englische Dame von Rang, mit der ich in Gesellschaft zusammen war, erzählte mir ein höchst ergötzliches Beispiel von der Frechheit der Belgischen Dienstboten. Sie hatte eine große Familie ganz allein und ohne Hilfe zu reisen und ging deshalb nach dem Kontinent. Man rauh mir, daß die Belgier ihre Dienstboten wie Hunde behandeln, und daß sie sich nur mit den Belgiern gut vertragen. Sie bekommen ein bestimmtes Zirum in Allem, was sie haben dürfen, das selbst aber ist sehr wenig. Diese Dame fand, daß ihre Ausgaben bei weitem ihre Mittel überstiegen, und versuchte daher, als sie erst eine Zeit lang in dem Lande gewohnt hatte, die Sache zu ändern. Sie erkundigte sich bei einigen Belgischen Familien, mit denen sie bekannt war, welches eigentlich das billige und rechte Maaß in allen Bedürfnissen sey, und dieses suchte sie nach und nach auch in ihrer Wirthschaft einzuführen. Der erste Artikel, mit der man früher beschwerderich umgegangen war, war Brod, weshalb sie jetzt ein gewisses Zirum vorlegte. Eines Morgens erwachte sie von einem lauten Gehämmer in dem unteren Stockwerk und konnte nicht begreifen, was das bedeute; als sie aber zum Frühstück herabkam, fand sie einen von den langen Boden, die auf dem Lande gebacken werden, mit großen Nägeln auf dem Kamin festgenagelt, und

Digitized by Google

als sie forschte, wer dies gethan, antwortete sogleich eine von den Mägden, sie hätte es da vorgestern, damit ihre Herrschaft sehen könne, daß das Beet nicht zu schnell abgrabe.

Ein anderer Punkt, über den sich die Engländer im Auslande lange und mit Recht beklagt haben, ist der, daß in jedem unbedeutenden Streit über Pfropfen, der vor einem niedrigeren oder höheren Tribunal, vom Friedensrichter an bis zum Cassationshof, verhandelt wird, das Urtheil jedesmal gegen sie ausfällt.*) Noch nie hab' ich ein Beispiel von Gegentheil gehört, obgleich es gewiß welche giebt. Ein Engländer hat bekommt durchweg seine Gerechtigkeit bei der Vorausbestimmung seines Eigenthumes ohne geringste Ursache, wie in Pillau, und in seinem Benehmen als Recht und Gesetz gilt: er muß sich entweder dem bittersten Hohn oder den frechsten Beleidigungen unterwerfen. Namentlich tritt dies in Paris und Brüssel hervor, und ist die beinahe ein Festtag für einen großen Theil der Einwohner, wenn sie hören, daß ein Engländer ins Gefängniß wandern mußte. Doch muß man gestehen, nicht die Manieren oder überhaupt die, welche, von ihren Neigungen getrieben, diese durch die von den Engländern verursachte Preiserhöhung sämmtlicher Artikel geschmälert finden und darum die Engländer weit weg wünschen, nicht diese allein haben jene feindselige Stimmung und Parteilichkeit gegen sie hervorgerufen; vielmehr ist besonders die große Zahl schlechter Charaktere daran Schuld, die aus England ausgestoßen, nun für ihre Stellung daselbst in der Gesellschaft nicht länger dahier finden und durch ihr unwahrheitgetreues Benehmen in der Fremde eine so nachtheilige Meinung von dem Englischen Charakter zurücklassen, daß dieser, selbst so hoch geachtet, als die Engländer bisher rechten, jetzt, da sie sich aus Oekonomie niederzulassen pflegen, sehr viel gewinnen ist; denn das Reisen zige, was sie sonst bei den dürftigen Auslandern so gern gesehen machte, war die vornehme Art, wie sie auf der Durchreise mit vollen Händen Geld verschwandten und dadurch einen Theil der Bewohner bereicherten, ohne die Consumtions-Preise für die ganze Gegend zu erhöhen.

Als einen Beweis von dem Ansehen, (Ansehen), mit der die Engländer behandelt werden, will ich dem Leser die höchst Abschrift eines Briefes geben, den ich vor nicht länger als einem Jahre von einem Freunde bekam. Ich habe von einem ähnlichen Fall aus Frankreich gehört, wo aber der Gastwirth ein Ritter der Ehrenlegion war; hier ist der Fall noch merkwürdiger. Die, welche reisen, können sich darauf verlassen, daß sie, wer der Verfasser ihrer Reise, noch mehr als irgend ein anderer einem solchen D. zu thun haben werden. Ich hänge für die Wahrheit jedes Wortes in diesem Briefe:

Wiesbaden, 3. Juli 1836.

Mein lieber ** —, — Da Sie sich so freundlich erkundigt haben, es wäre Sie ferner, von unserer Weitereise Nachricht zu hören, so bald sich eine Gelegenheit zum Schreiben biete, so will ich die Durchreise einiger Freunde durch Brüssel, um Sie treffen zu laffen, daß wir so weit gesund und wohlbehalten vorgerückt sind. Ob wir aber unseren Plan, in Italien zu überwintern, ausführen werden, scheint mir immer mehr zweifelhaft; denn erstens ist die Ebotera in verheeren Lämbern, die wir deßhalb meiden, ungesund, sodann ist, nach ein Brief, den ich erst das Land verlassen hat, ergößlie mir gesagt, der Pabst sowie sich so sehr über den Vormund, die Keyser von seinen Staaten entfernt zu halten, daß er nicht daran denke, die Quarantaine aufzuheben; so müßten wir jedenfalls in irgend einem Loch an der Gränze wieder Tage lang schmachten, wo man uns vielleicht, uns dies ohne noch meinem Dafürhalten hinreichend, uns ganz und gar abzuscheeren. Dazu kommt noch die Schwierigkeit mit dem fremden Geld und das beständige Daumlangsehen, die Fremden zu plündern, was wir bis jetzt schon erfahren haben und was jenseits der Alpen noch viermal ärger sein soll; dieser Alles muß uns jeden Gedanken der Reise so sehr verleiden, daß ich der formalkranken Frau Gräfin, die wir in Heidelberg haben, herzlich müde bin; Sie erinnern sage ich, da man mich in Köln sogar herausgeforderet hat. Die Geschichte ist zu hübsch, um vorgessen zu werden, und darum will ich sie zur Kurzweil für Sie und Ihre Bessersten Freunde erzählen. damit Sie auch noch, wen Sie können, vor Herrn Dr. ** in dem Handel †††) warnen! — Wir hatten mit Madame die wegen Stuben gehandelt, endlich schien sie sich zu fügen, und sie gab die Rechnung kam, setzte sie ihre eigene Forderung auf. Wir protestierten. und die Rechnung wurde geändert; da kam Herr D. selbst herbei, noch ehe ich ganz bezahlen konnte, und bestand darauf, daß die größere Summe, indem er meinte, seine Frau habe sich zu wenig Zimmer zu schlechten. Ich protestierte umsonst, und Madame selbst wandte ihre ganze Beredsamkeit auf, sie suchte auseinanderzusetzen; er blieb taub gegen Gründe, Beredsamkeit und Schönheit, die sich endlich, anfing: „Wir wollen kein Wort mehr verlieren, ich werde den Menschen bezahlen und will dann nichts mehr mit ihm zu thun haben; faßte aber wieder sich besann, daß unser ich, noch meine Freunde jemals wieder sein Haus betreten"; zugleich rig ich ihm die Rechnung aus der Hand. Da fragte er voller Wuth, was ich damit sagen wollte: „Ich bin ein Deutscher Gentleman", rief er, — „Sie ein Englischer, ich fordere Sie — ich fordere Sie." Obgleich ich ziemlich ergrimmt war, so machte mir doch dies so viel Spaß, daß ich mir Pistolen aus dem Hause lieh. Dies verdroß die feine Wuth, und er wiederholte seine Ausforderung: „Im wenigen Jahre", sagte er hinzu, „war ich in London, da verlangten sie für vierzehn Stübling von mir für ein Mittagbrod im Kaffeehause, ich war aber viel zu sehr Gentleman, auch nur einen halben Kreuzer abzuhandeln. Ich forderte Sie — ich forderte Sie." — „Halten Sie Ihr Maul, Herr!" rief ich, „nehmen Sie Ihr Geld und packen Sie sich." — „Ich, Geld nehmen!" erwiederte er, „ich Geld nehmen! Nein, mein Diener mag das Geld nehmen, ich bin viel zu sehr Gentleman, das Geld zu nehmen." Hierauf schrieb der Kellner das Geld vom Tisch und übergab es seinem Herrn, der es sogleich einsteckte und fortging."

Diese Thatsachen müssen beweisen, wie irrig es ist, aus Oekonomie ins Ausland zu gehen. Ich habe schon oben bemerkt, der einzige wohlfeilere Artikel außer dem Unterricht*) ist Wein, und hier muß ich freilich den Preis der wirklich guten Weine Deutschlands ausnehmen. Wenn Boedeaux- und nur andere Franz-Weine zu einem niedrigeren Zoll nach England kämen, so würden sie hier fast eben so billig sein, als in fremden Hauptstädten, und da die gesteigerte Consumtion der Regierung mehr als Ersatz geben würde, so muß man wirklich bedauern, daß es dazu so eingerichtet ist. Zudem haben die Französischen Weine bewährt und die Aussicht, daß sie, wenn die Eisenbahnen vollendet sind, eingelassen werden, sehr günstig. Wenn wir nur Französische Branteins-Weine zu einem sehr niedrigen Zoll einlassen, so wird England noch einen Markt mehr für unsere Producte erhalten, und dieser ist, wie gesagt, ein solcher, der sich leicht ein Land auf dem Kontinent. Die Abwesenden, die unsere Sehnsucht verdienen, werden zurückkehren, und die, welche es vorziehen, in der Ferne zu bleiben, sind doch weit besser an ihrem Platz, als wenn sie ihre Landsleute mit ihrer Gegenwart belästigen. Wie sie ist, so ist die folgende Geschichte ein Beispiel, wie sich Engländer

„Nach Hause endlich, nach Hause! Wie ein's ist's da, wie behaglich, wie bequem! In Marthen zeigte man mir das neuselige, schwanzige Logis, wo die Familie ** jetzt knarrt und zieht, als stehen die Wind- und Wetterfahnen auf dem Dache. Ich bin ganz froh, daß sie in diesem ertzedem Hause zugebracht, Arme Leut'! Wie muß das sich nach England sehnen! wie müssen sie die tausend unbedeutenden und doch so nothwendigen Bequemlichkeiten entbehren, die hier sie das civilisirte Menschenleben erfunden sind! Welch ein Anstand, welche Ehrerbietigkeit bei den Dienern! welch ein wohlthätiges Gefühl von Zuversicht, wenn in einem Hause, wo man zum ersten Mal kommt, und freier mag das Leben auf dem Kontinent sein, — doch das ist die Freiheit eines Vetters in seinem zerlumpten, bin und her greifenen Rock, der schon zwanzig Herren gedient und kann mehr zusammenhält, verglichen mit dem netten, dichtanschließenden Anzug, der zum Wesen eines Gentleman gehört."

Esp. Marrpat.

Mannigfaltiges.

— Deutsche Muster-Uebersetzungen. Die Edinburgh-Review beziehnet den Gelegenheit einer Anzeige von Irwine's Uebersetzung der „Braut von Messina" die Deutschen Uebersetzungen poetischer Werke des Auslandes als Muster-Arbeiten dieser Art sie alle andere Nationen. „Der Fehler Deutscher Uebersetzungen", sagt sie, „besteht fast immer nur in einer gewissen Starrheit der Form, die aus einem zu genauen Anschließen an das Original entspringt; vor jedoch die Deutsche Literatur nicht kennt, kann sich kaum einen Begriff davon machen, mit welcher Vollkommenheit, sowohl was die Treue als was den Geist und den Gehalten betrifft, aus einer Sprache in die andere übersetzt werden kann. Die Deutschen besitzen solche Uebersetzungen nicht bloß aus den neueren Sprachen, und namentlich aus dem Englischen, sondern auch aus der alten klassischen Literatur. Oefter bereits haben wir Gelegenheit gehabt, auf die wunderbare Uebersetzung hinzuweisen, die Aug. Wilh. v. Schlegel von unserem Shakespeare veranstaltet hat; eine Uebersetzung, die, wenn ein Englischer Reisender, der des Deutschen vollkommen mächtig ist, ein Shakespeare'sches Gedicht aus einem Deutschen Theater aufführen sieht, ihn fast vergessen macht, daß er nicht des großen Dichters eigene Laute vernehme. In diesen Deutschen Uebertragungen ist nicht bloß der allgemeine Charakter Shakespearescher Weise festgehalten, sondern auch der Ton und das Abweichende jedes besonderen Charakters überall getroffen. Der Schlegel'sche Shakespeare ist aber, doch immer noch unsre Uebersetzungen des Shakespeare in Deutschland erschienen, und so ausgezeichnet die Schlegel'sche Arbeit auch ist, so sind uns doch auch schon von Anderen einzelne Stücke vorgekommen, denen wir unbedenklich den Vorzug geben möchten. Namentlich haben wir in der letzten Zeit Gelegenheit gehabt, den ersten Theil einer Uebersetzung zu lesen, die von Herren Philipp Kaufmann herrührt, die, während in der Schlegel'schen mehr an Treue, noch an poetischer Schönheit nachsteht, doch auch noch einen ganz eigenthümlichen und anziehenden Charakter hat. — Gleichwohl müssen wir, wegen der vielen Analogieen, die sich zwischen dem Deutschen und dem Englischen finden, den ungemeinen Erfolg Shakespeare's in Deutschland für bei weitem wenniger merkwürdig halten, als die Meisterschaft, mit der die Deutschen auch die Dichter der Pyrenäischen Halbinsel sich angeeignet haben. Niemand wird sich über Jauregui's treffliche Spanische Uebersetzung von Lasso's Aminta wundern; beide Sprachen sind einander so nahe verwandt, daß manche Verse der Spanischen Uebertragung wörtlich so lauten, wie im Italiänischen Originale. Aber in Deutschen Recensen die Glutd des Südens wiedergeben, in die sage und gedankenvolle Sprache der Germanen die hinreißende Leidenschaft und die Einbildungskraft des Spaniers hineinen — das ist eine Aufgabe, die wir, wenn uns die Recensen von Schlegel, Gries und v. d. Malsburg nicht vorlägen, für eine Unmöglichkeit halten würden."

*) Der Unterricht also auch ein Artikel, wie Käse, Brod und Wein!

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin, in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Königlichen Post-Aemtern.

№ 97. Berlin, Montag den 14. August 1837.

England.

Wahl-Scenen und Volksleben in England.

Von Méry.

Orford, 26. Juli 1837.

... Die Reise nach Irland habe ich um eine Woche verschoben, um vorher die Manufactur-Distrikte des nördlichen Englands zu besuchen. Statt einer Schilderung des Irländischen Elends empfangen Sie daher diesmal einen Bericht über das Treiben bei den Englischen Wahlen, die eben im schärfsten Gange sind. Ich besitze weder Kenntnisse, noch habe ich Zeit genug, politisch gründlich auf den Gegenstand einzugehen; aber was ich auf meinem Diligencen- und Eisenbahn-Zuge durchs Land zu beobachten Gelegenheit gehabt, das will ich getreulich erzählen, ohne mich viel auf Reflexionen einzulassen. Ich gebe uns schlechtweg wieder, was ich sah und hörte, und will die Dinge nicht in meine Gedanken und Vorstellungen fixiren. Auf der Reise behält man auch nur zum Theil Zeit — das Nachrennen findet sich oft, wenn man ruhig zu Hause sitzt.

Zu London sah ich, ganz kurz nach dem Tode König Wilhelm's, die ersten Zurüstungen zu der großen Wahlschlacht, die aber noch sehr ruhig vor sich gingen. Die Parteien schaarmäßten von weitem gegen einander; es wurden Lokale für die Wahl-Comités gemiethet und eingerichtet, Anschläge und Proclamationen an die Mauern geheftet, Fahnen umhergetragen und aufgepflanzt, die Streitrösse von beiden Seiten eifrig, aber in bester Ordnung exerzirt. Indem ich sah, wie kaltblütig man dabei zu Werke ging, schwur ich es der gröbern Kunst- heit und Erfahrung der Englischen über langen Praxis in Wahl-Angelegenheiten zu und zweifelte nicht daran, daß Britischer Ernst und Britisches Phlegma sie auch auf das Wahlfeld und in die Volks-Versammlung begleite. Ich sah mich um nach den vielberufenen Meetings und Hustings; ich sah mich um nach den Kandidaten, die von Haus zu Hause, von Krambuden zu Krambuden mit Scharen werden gehen; ich sah mich um, wo man mit Kartoffeln, Kehlköpfen und faulem Obst nach einem Redner werfe — ich wurde nichts dergleichen gewahr. Die Zettelträger und Mauerbekleber waren freilich sehr geschäftig; aber ich war so ziemlich der Einzige, der sich damit aufhielt, die Anschläge an den Eisenbrücken zu lesen.

So dauerte es bis zu dem Tage, an welchem der „mit betrauerns- werthe" König Wilhelm zu seinen Vorfahren beigesetzt wurde. Gleich mit dem nächsten Morgen kamen alle Kennzeichen eines lebhaftern Kampfes in den Straßen zum Vorschein. Die Comité-Häuser wurden mit Fahnen und Teppichen von allen Farben über und über behangen, und soll im Nu waren alle Straßen des ungeheuren Londons zu beiden Seiten mit Mauer-Anschlägen in Weiß, Schwarz, Roth und Gelb tapezirt. Alle Minuten fuhren Omnibus den „Strand" entlang mit Zetteln oder Tafeln, worauf in großmächtigen Buchstaben die Namen der Kandidaten zu lesen waren: „Murray für Westminster!" „Loader und Evans!" „Haß für Marylebone!" Diese Fahrwerke begleiteten sich durch die Stadt und versahen bei der Volksmasse den Dienst von Cirkularen, um es mit den Namen der von den Wahl-Comités bezeichneten Kandidaten bekannt zu machen. Da flatterten rothe Fahnen mit der Inschrift: „Die Königin und die Kirche!" auf anderen las man: „Die Königin und die Constitution!" „Die Königin und Reform!" auf manchen auch blos „Reform!" schleichweg, ohne jenen mildernden Vor- und Beisatz. Eine rechte Insurrection von Wagen, von Anschlags-Tafeln, von Fahnen, von Wahlsprechen war in den Straßen los; das Volk aber ging noch immer ruhig seinen Geschäften nach und schien nicht darauf zu achten.

Ein Tag später, und die Scene hatte sich schon geändert. Ich wußte mich nicht mehr zu lassen, so wuchsen mir die Riesenzettel und Proclamationen über den Kopf; an mehreren Punkten in der äußeren Stadt brach Tumult aus, ich suchte mich in's Freie zu retten. Das Dorf Hampstead liegt auf einem ausmuthigen Hügel vor London, etwa wie Montmorency vor Paris; da hinauf rückt ich meine Schritte, aber Murray, Evans, Loader und Hall verfolgen mich unabläßig, ohne Barmherzigkeit, von Baum zu Baum: die Stämme sind beklebt, die Zweige behangen. Dort unter der schwarzlaubten Hecke von Steinborn und wilden Rosen will ich ruhen und sest Athem schöpfen — aber der Steinborn und der Rosenstrauch ist durch die Fürsorge des Lord-Comité's für Middlesex mit Thomas Wood und Pownall ausstaffirt. Ich rette mich nach High-gate, wo die entlegene, wenig betretene Wälder zwei Hügel mit einander verbindet und unter dem gewölbten Bäumendogen die Straße nach Barnet läuft; da stehen Trauerweiden mit melancholisch niederhängendem Laube, Pappeln um den kühlen Springbrunnen, dort am Abhange junge schlanke Tannen, und überall am Wege lustig grünende Hecken und Spaliere — was rufen sie Euch zu? was ruft die ganze Englische Natur Euch heute zu? „Murray für Westminster! stimmt für Murray! stimmt für Marquis Chandos! stimmt für Baronet!" — Ich wahne ein Pferd um mir in den dichten Fichtenwald hinter Margate, der einsam, düster und duftig ist wie der nach den Menschenhand nicht gelichteten Hainen der Bretagne; unter dem dunkelgrünen Dache des Nadelwaldes gehen drei Ochsen ohne Hirten herum und schielen mit gesenkten Köpfe und schrumm Ringe nach etwas ungewöhnlichen Wesen, womit die Bäume überzogen sind. Auch hierher hat sich ein Häuschen des unzähligen Zettelheeres verstreuet, und Murray, Evans, Pownall, wie sie Alle heißen, paradiren an den Fichtenstämmen in Schriftarten von jedem vorhandenen Kaliber, hier in bescheidenen Lateinischen Lettern, dort in kolossalen, tiefschattirten Kolumnar-Buchstaben. — Weit, weit von den Wohnungen der Menschen wähnt Ihr entflohen, wenn Ihr in dieses Juli-Monat ländliche Ruhe und Stille genießen, wenn Ihr auch nur ein Kärnlein ländlicher Poesie auflesen wollt. Siehe da, ein kleiner Teich oder See, seicht und klar zwischen grünen Rasenufern, — und wer sitzt da auf der Rasenbank und weidet in der Einsamkeit? gewiß ein Dichter, der sich aus dem geräuschvollen Treiben hierher gerettet hat, einer von den Tiefsinnigen und Empfindenden, von der „Schule der Seele"? Ich trete dem Philosophen zu, ich will mit ihm über die Poesie phantasiren, die im klaren, spiegelhellen Wasser steckt; der Mann erwiedert meinen Gruß und schielt mir eine Proclamation von Thomas Wood für Middlesex in die Hand. Er sah da, um Spaziergänger anzuwerben, und wartete mit Schaudern, daß man ihn in seinem Asyle stören sollte — die Rasenbank war ihm nicht weich und schwellend genug, und er hatte sie doch mit seinen Zetteln gepolstert. — Ich lasse den Mann sitzen und reite weiter. Ein lieblicher Weg, üppiger Rasen, zu beiden Seiten mit Schattdorn, Hagdornen und wilden Rosen dornvoll eingefaßt; drüben ein Buchenwald mit dem lachenden Rauh des Heidekrauts übergossen: prachtvolle, breitäßige Bäume, von der Natur selbst in eine Allee gepflanzt, und an deren Ende ein einzeln gelegenes Haus, so still, so nett, so kunstlos wie das Häuschen im Walde, von dem unsere Kindermährchen erzählen, wohnlich, sauber, einladend, die Krone aller Englischen Cottages. Wer sind bei Gelegenheit. Hier findet man die köstliche Beschreibung zu einer Gouache für die Person; reichen Rahm daßhaben man zu trinken und das dreschöne, unverfälschte Aele, von dem die Walter Scott'schen Romane und Helden so würzig duften. Die Lage des Häuschens ist entzückend schön, ein Rosengarten dahinter; ein Rosenhag, dessen ganze Fläche sich unter dem tiefsten Laubdach kräuselt; ein Springbrunnen mit darüber die allgegenwärtige Büste Wellington's; eine kleine Kapelle zum Andenken an Waterloo; eine Terrasse mit weiter Aussicht und drauf ein Pavillon, wo man erfrischt. Der gegenwärtige Besitzer und einzige Bewohner der reizenden Anlage, Herr Edward Worthy, schloß mir den Pavillon auf. Von außen überzog ihn ein blaues, gelbrot Moos, das seinen idyllischen Charakter merkwürdig hob; von sand ich? den unverweiblichen, unausbrechlichen „Murray für Westminster!" In Gestalt von Omnibus, von Riesen-Patentbogen, von Fahnen, von Zettelwerschen, von Comités-Hands-Schildern hatte er mich verfolgt, und hier lag er wieder in sunfzig Exemplaren, der Mensch mit dem häßlichen Namen, der mir Sand im Munde knirschen und mir die süße Milch von Erickwood gerinnen macht. Und bei dem Allen ist Murray nicht für Westminster gewählt worden! lohnte es sich darum, die Wälder und die Felder in ihrer Ruhe zu stören?

Meine Reise ging im Zuge von London nach Portsmouth, über Birmingham, Manchester, dann nach Liverpool, um von da nach Dublin überzuschiffen. In jenen drei großen Handels- und Fabrikstädten sah Alles noch ruhig. In Birmingham stiegt ein Griechischer Tempel und ein Gothischer Palast neben dem anderen auf; in Manchester klapperm Maschinen und rollen Wehstühle um die Wette; in Liverpool war eben der große Portikus der Eisenbahn feilig geworden. Eine schöne und großartig ausgeführte Idee! auf zweiundzwanzig mächtigen Säulen ruht die Wölbung, und darüber läuft der Eisenspfad, der den Hafen mit der großen Eisenbahn, die Weltmeerstraße mit der zukünftigen Europäischen Industrie-Straße verbindet. Ein Siegesbogen, der den Triumph des Handelsgeistes und der Civilisation für spätte Geschlechter bezeugen wird. Darum haben die Liverpooler auch in ehrgeizigem Sinn eine Medaille geschlagen auf die vollbrachte große Vereinigung (great junction) ihrer Eisenbahn mit der großen zwischen Birmingham und Manchester. Solche Medaillen lob' ich mir, es giebt keine von schönerem Korn und Gepräge. Welche Denkmünze auf Krieg und Sieg und Menschenschlächterei

Digitized by Google

Frankreich.

Die Reise nach Paris.

(Schluß.)

terei verkündet einen so wohlthätigen und folgenreichen, beschränken und doch unvergänglichen Ruhm, wir hier die kurze Umschrift: Great-Junction-Railway, 4 Jul. 1837. Kommen wir nun, daß der Juli nun auch einen Denktag hat im Kalender der Friedenskünste, der Industrie und Civilisation.

Als ich von einem kurzen Ausfluge nach der Grafschaft Derby wieder in Liverpool anlangte, fand ich die Stadt, die Königin des Handels, bereits in der stärksten Bewegung zum Wahlkampf in vollem Gange. Ein Meeting war in der Rodyhill-Lavern angelagt, wo ich abgeklagen war. Auf dem Platze vor dem Hause, und in den heranführenden Straßen Mount-Pleasant und Copper-Hill sah ich eine ganze Wolke von Polizeimännern mit ihren eisenbeschlagenen Stäben sorgeschäftig, wie nur immer die Stadt-Steigzanten zu Paris seyn können. Diese Art, die Freiheit der Wahlen zu beschützen, schien mir sehr Eingland neu. Wo blieben denn die Konstabler, von denen ich mir so viel hatte erzählen lassen, seine ehrlichen, ehrenhaften Gemeindebeamten, diese Repräsentanten des Gesetzes, die den Delinquenten nur mit dem Stäbchen berühren, und er giebt sich gefangen und läßt sich an der Spitze des kleinen Fingers ins Gefängniß führen? Es war keiner zu sehen. Ich vermuthe, der Konstabler gehört, gleich dem Italienischen Sbiren und dem Spanischen Landesgänger, zu den Phantasiegestalten, die nur in Büchern und Reisebeschreibungen existiren. Eine große Volksmasse strömte vor dem Versammlungshause des Meeting zusammen. Innen fand sich die Quintessenz des Torvismus zusammen, fast alle Wähler kamen zu Wagen an; das Volk sah ernst und still zu. Auf dem Waterloo-Platze wurden indeß die Hustings getimmert. Am übrigen Quartiere der weitläuftigen und geschäftigen Stadt sahen aus, als ob nichts Ungewöhnliches vorginge; es wimmelte von Arbeitern in den vierzig Docks, wo Schiffe mit Gütern und Schätzen von allen Gegenden der Welt einlaufen; zu dem prachtvollen Zoll-Gebäude, das die Stadt auf eigene Kosten in der Nähe des Hafens aufführen ließ, wurden die letzten Quadern behauen; die Nelson-Statue stand dem Börsen-Platze — wahrlich der redämmlichste unter allen bronzenen Nelsons, die man sehen kann — standen die Kaufleute in Gruppen und verhandelten ihre Geschäfte; in der Church-Street wälzte sich eine widerwärtig schmutzige, zerlumpte Bevölkerung von Bettlern und Proletariern vor den glänzenden Laden-Fenstern der besten Bäcker vorüber, wo jedes Gelüsten des ausschweifendsten und raffinirtesten Luxus im Augenblick seine Befriedigung finden kann. Brauche ich übrigens zu sagen, daß auch hier die Stadt mit dekorativem Papier überklebt und überschlittet wurde? Alle Augenblick schleift ein anderer Karrichat seine Rosinen mit ganzen Ladungen Lobes-Proclamationen.

Von Liverpool gelangte ich nach Manchester, schneller und bequemer, als man in Paris von einem Stadtviertel ins andere kömmt. Die beiden Riesen-Städte haben sich die Hand gereicht und sind die allernächsten Nachbarinnen geworden; die Eisenbahn ist zwischen beiden ausgewesen, eine weiterleitende Brücke, und man fliegt, um Lust so zu sagen aus einer Stadt in die andere, ehe man sich's versieht. Mit außerordentlichen Wregungen sah ich Manchester wieder. Die mächtige Stadt war eben im höchsten Fieber politischer Aufregung, einem gährenden, siedenden Vulkane gleich. Ihre flüssige sich die Waldbewegung im gesetzlichsten, imposantesten Ebenmaße. Es ist, als ob unter solchen Volksseelen, Aus den Zellen des ungeheuren gewerbsamen Bienenstocks drängte sich von neuem Handwerkern und Tagelöhnern ein unabsehbares Gewimmel hervor — ruhig, gesetzt, aber mahnend anstanden sie als Zuschauer die Wahlhandlung, wahrend an ein besseres Loos sie sich, an eine gerechtere Vertheilung der Erdenglüter. Arm in Arm zog Mit dem Portland-Platze, der dem schönen Manufatur-Gebäude von Louis Schwabe, gegen die Linsenbrüne und Wähler des anstoßenden Fleckens Salford in feierlicher Prozession vorüber. Es waren ihrer zweitausend, lauter Handarbeiter; die voranziehende Musik spielte die Nationalmelodien von Alt-England; lustig blaue Fahnen wallten auf den Reihen empor, und jeder Bürgler trug eine kleine Schärpe oder ein Band von gleicher Farbe freywillig über der Brust. Ein ernster, wehmüthiger Aufzug; keiner sprach ein Wort; lautlos, wie eine Prozession von Trappisten, wandelten sie einher. Ganz zuletzt zuhr ein alter, morscher Leichenwagen; darauf saßen drei Arbeiterlente und führten eine dunkle Tannenlaube auf, die in schwarzer und purpurfarbener Seide der Leichen, ihr Lebenslos und ihre hoffnungslose Ergebung versinnliche. Zwei von ihnen kneteten in einem Troge den rothen Lehm und Thon, woraus man Backsteine brennt, während der Dritte mit einem Spaten die Erde in einem Kasten aufgrub. Sie zogen über wogenen entblößten Haupt, ihre bleichen, von Hunger, Kummer und harter Mühsal eingefallenen Gesichter. So zogen sie an den Reihen, zu den Müßigen vorüber, und ohne ein Wort zu sprechen, sagten sie Alles. Das Volk verstand den Sinn des Aufzuges und begleitete sie, zum Beispielzeichen, mit dröhnendem Hurrah! Bleich ein Volk! Was bob' ich doch einmal von den Dörfern im Spessin, von Rapoorbenten und Bettlern gesagt? Das nehm' ich Alles zurück, ich thät ihnen Unrecht. Ihr Lazzaroni Rom's, die Ihr mit Euren Lumpen auf der Piazza Montanara Spalier bildet, ich habe Euch das elendste Volk Europa's genannt: verzeiht, ich habe Euch verkannt. Abwaste, Ihr Italiäner sind Leeres, Ihr seyd Fürsten und Herren im Vergleich mit Euren katholischen Brüdern in Dublin und den fetzerischen zu Manchester. Eure Stend hat doch noch eine Entschuldigung, Ihr seyd Kinder des dürren Apennin, und Eure Herr ist der arme alte Papst. Aber doet, in Manchester und Dublin! . . . . Gesehen muß man es haben, dann begreift man, was er will mit seinem gränzenden Donner, mit dem Glutbrostein seiner Beredsamkeit, der nimmer ruhende Fetsche Vulkan, der Mund, durch welchen das Land seine tiefe Nuat ausstöhnt, der gefährliche O'Connell!

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

Schröder's Turkish grammar in English and French. — 64 Sh. Notes on Indian Affairs. — Von Frederick Shore. 2 Bde. 28 Sh.

Herrn Gobard's Versuche, die viel geschwinden schnellen Pariser Communications-Mittel zu benutzen, liefen nicht besser ab; die „Schwalben" flogen nicht, die „Diligentes" gingen im trägsten Schritt, und endlich beim Abstiegen behaud unser Freund sich nicht so, wie es ihm wollte, sondern am entgegengesetzten Ende der Stadt, weil er sich auf den Cours der vielen Wagen nicht verstand. Einmal wollte er zu einer Vorlesung in die Sorbonne und wurde vor der Menagerie im Jardin des plantes abgesetzt; ein andermal nach dem Theater Gaité, und der Dienst führte ihn nach dem Kirchhofe Père Lachaise.

Herr Gobard war ein treu Bürger, er hatte diesmahr seinen und Gesäht für die Kunstkassse der Stadt, aber er sah zu viel auf einmal und zu schnell hinter einander. So brachte er von seinem Besuche im Museum des Louver nichts zurück, als eine wahre Musaik von tonfusen Ideen und Erinnerungen und gewaltigen Kopfschmerz. Um sich zu zerstreuen, wollte er auf die Bendôme-Säule steigen und hat bereits die Tanneama von da oben zu verstehen. Er hieß mit Anstrengung die spiralförmig gewundene Treppe hinauf, und als er oben angelangt war, überfiel ihn ein Schwindel. Er war gekommen, um zu sehen, und sah nichts.

Seine große Begierde, alle Einrichtungen zu sehen und kennen zu lernen, hätte ihm beinahe Gefahrlichkeit und Leben gekostet. Er war zwar kein besonderer Enthusiast für die neuen mechanischen und industriellen Erfindungen, doch wohnte er einer Probefahrt an einer Stelle der im Bau begriffenen Eisenbahn von Paris nach St. Germain bei; er stand mit einem Aufseher in der Nähe des Schienen-Geleises, und dieser demonstrirte ihm eben die Sicherheit und Gefahrlosigkeit der Bahn, als ein Wagen durch einen Stoß aus dem Geleise flog, und wenig fehlte, so hätte er Herrn Gobard das Bein zerschmettert. In einer Gesellschaftswagen-Abtheil drückte unser Freund an einem kleinen Hahne, und die Folge davon war eine beträchtliche Detenation, die ihn beide Augen Pfirr kosten können.

In den Anstalten eines Reisenden, der aus der Provinz nach Paris kommt, um sich zu amüsiren, nehmen die Theater natürlich die ansehnlichste Stelle ein. Auch Herr Gobard ging sehr fleißig ins Theater, aber auch dies Vergnügen war mit allerhand Widerwärtigkeiten verkauft. Er kaufte z. B. vor der Thür ein Logen-Billet zu dem beyoffentlichen Feste, welches der Hof gab, einen Platz in der vorderen Reihe zu finden; der Gute kam aber hinter einen monströsen Damenhut zu sitzen, der ihm die ganze Bühne verdeckte. Ein anderwal verleitete ihn die Wohlfeilheit, ein Billet für die Hälfte des Preises zu kaufen; aber nun mußte er auf dem Wege von draußen bis an seinen Platz so manche Unbequemlichkeit an Geschieben, Stoßen und Zugluftschiver nachzahlen, daß ein Billet, unmittelbar an der Kasse genommen, ihm viel billiger zu stehen gekommen wäre. Auf der Bühne selbst aber war die Tretschicht des Spiels und Gesanges nicht immer groß genug, ihn sie seine Leiden und Mühen schadlos zu halten. In der Opera comique sahen er und seine Leute zu hören, deßen Dekoration sich bei der Krönung Napoleon's verschied; auf einer kleinen Bühne sah er zudissjährige Knaben in einen Bitterroller und auf sehr großen sunfzigjährige Damen als junge Liebhaberinnen auftreten. Auch die Wahl der Stücke, die man aufführte, die eingreifende Kunst-Anarchie, die Vermengung aller Gattungen gab seinem klassischen ehrbaren Geschmack und seiner poetischen Alterthümlichkeit ein Aergerniß. Er ging ins Vaudeville-Theater und geriet mitten in ein weinerliches Rührschauspiel; dasselbe sah er im Théâtre François eine neue Komödie, die eigentlich nur ein zu flink Akten in die Länge gezogenes Vaudeville war. Manches Stück sah er öfter als ihm lieb war, manches hinwieder nicht oft genug, um es kennen zu lernen: Mercier's Jugenreiten z. B. nur einmal — und was ist einmaliger Hören bei Deutscher Musik?

Um kein Schauspiel ungesehen vorübergehen zu lassen, besuchte er auch die Sitzungen beider Kammern. Im Palaste Luxembourg war gar nichts los, es gab just keinen politischen Prozeß. In Palais Bourbon geriet er in eine Diskussion über die Zivilliste, die Apanagirungen der Prinzen, die ihm sehr schmackhaft vorkam. Er wendete sich an seinen Nachbar in der Loge mit der Bitte, ihm die berühmtesten Deputirten zu zeigen und zu nennen. Der Nachbar war ein Schalk und merkte an dem sittlichen Ernst der Fragen, wer er war, und gab ihm dabei absichtlich die falschen Namen. Verschiedene Male kamen ausgezeichnete Oratoren, indem er ihm den Namen eines Mannes vom Tiers-parti anhing, und machte einen alten legitimistischen Herrn mit Perrücke und Haardrutel zu einem der feurigsten Kämpen des jungen Frankreichs. Der gute Herr Gobard dankte aufgeredentlich höflich für die Gefälligkeit und fand für die interessanten parlamentarischen Notizen, die er zu hören bekommen.

Als ein Freund literarischen und gelehrter Feierlichkeiten erlebte er einen wahren Festtag, die Einführung eines neuen Mitgliedes in die Akademie, sand aber leider seinen Platz dermaßen in einer entlegenen Ecke des Saales, daß er kein Wort von den beiden Reden verstand, mithin übrigens von allen Dingen die Mehr war, nur nicht von Literatur; denn das verstehende Mitglied war ein seinsalkistischer Philosoph gewesen, das neu eintretende war ein Staatsmann und politischer Redner. Auch die Hoffnung, die gesammte Akademie in corpore versammelt zu sehen, wurde unser Freund haben lassen; ein Dutzend etwa von den ex officio unsterblichen Herrn war zugegen, und die berühmtesten gerade machten sich durch ihre Abwesenheit bemerklich; das übrigens die anwesenden Herren auch verstanmt hatten, ihr mit grünen Palmen geflochtes Kostüm anzulegen, so waren sie trotz ihrer garantirten Unsterblichkeit durchaus nicht von anderen Sterblichen zu unterscheiden.

Digitized by Google

Das war ein klassischer Wortwitz; desto romantischer fiel der Abend aus, wo er in einer Soirée die meisten Dichter von der neuen Mode und auserdem fünf oder sechs literarische Frauen und Jüdinnen beisammen sah, deren jede auf den Beinamen einer jehnten Muse rechtendete. Ein junger Mann lag, mit leiser schüchterner Stimme, einige Scenen aus seinem neuesten Mord- und Mord-Drama vor; die unschuldigste Person darin bezieg einen Inzest, zweimal Raub, dreimal Gift-mord und allerhand kleine Blutschuldsachen mehr; die Zuhörerschaft gab dem Werke einstimmig das Prädikat, es handle von den wichtigsten Seiten des Lebens, es seq voll prägnirender Aktualität. Die behabteste unter den sechs jehnten Musen psalmodirte in leiernden Tone, mit niedergeschlagenen Augen und unter großer Bewältigung, in ereimten, eine Elegie über das Herzzweckdürftigkeit der Liebe. Bei jeder Strofe, bei jedem Verse, bei jeder Lieblichkeit gab das Auditorium durch Lobeserhebungen, aber auch zuweilen mit Gähnen auf, durch Seufzen und Händeringen, aber auch zuweilen mit reiner Wehe bewaue. Auch in die Auctions-Lokale lief es sich verlocken, wo man Gegenstände aller Art auf Auctorik versteigern einnirrt. Das Allerschönste war, wenn man gar die Bücher selbst trüge, die ihm von Damen aus Carpentras und der Umgegend mitgegeben oder nachträglich zugesendet wurden; er sollte ihnen in Paris Hüte nach der neuesten Mode auswählen. Ein mißliches Geschäft. Herr Godard wendete sich an eine Mode-Händlerin in der Rue Vivienne und bat sie, ihm das Nöthigste zu besorgen, — und sie stieß, sie versorgte ihn reichlich mit Antiquitäten aus ihrem Modistinen Magazin.

Auch seine Freunde und Gönnerinn zu Hause liefen es ihm an Aufträgen nicht fehlen: er sollte sie sie sollicitiren, der arme Mann. Man kann denken, wie viel Zeit ihm darauf ging, bei Deputirten und Ministern seine Aufwartung zu machen, ihnen die Wünschlisten seiner Klienten zu überreichen und zu recommandiren. Sein Besuch bei dem berühmtesten Redner in dem Augenblick, wo sie ihre Improvisation für die morgende Sitzung auswendig lernten, und in den Ministerien mußte er Stunden lang anschwänzen und warten, bis die Büreaux-Chefs ihr Frühstück und ihre Conversation mit guten Freunden beendigten.

Mit einem Worte: der gute Mann auf Carpentras hatte in seiner Unerfahrenheit einen Führer nöthig gehabt und fand Keinen, der sich seiner annahm. Herr Rigaud hatte kaum Zeit, ihn zu sehen; er war so sehr mit anderen Interessen beschäftigt und in andere gesellschaftliche Verbindungen verflochten, daß die Erinnerung an ihre Jugendfreundschaft ganz und gar verschwunden war. Die Frau Rigaud und ihre Tochter an der Unterhaltung des Herrn Godard eben so wenig Geschmack fanden, als an seiner Figur und seinen Manieren, und ihn ganz und gar für provinzial und trivial erklärten, so wußte Herr Rigaud ihnen den Gefallen nicht, seinen alten Freund nur für die Tage oder Abende anzuladen, wo er große Gesellschaft bei sich hatte, wo man in solchem Gedränge der Besucher tausend Mittel und höfliche Vormände findet, lästigen Personen zu entschlüpfen, während man Gebuld mit ihnen haben muß, wenn man sie in vertrauter Häuslichkeit empfängt. In diesen zahlreichen Gesellschaften war unser alter Herr Godard ganz stolirt und fremd, wußte nicht was nicht was er sagen sich über die Manieren und über sich selbst. Bei einem vermeintlichen Diner setzte ihn eines Abends, aber vielmehr man sperrte ihn zwischen zwei Damen, deren Gigot-Aermel einen so ungebrauten Umfang hatten, daß er aus Furcht, daran zu stoßen oder zu knittern, seine Arme nicht zu rühren sagte und seinen Wissen nicht zum Munde brachte. Und was seine Lage vollends kläglich machte, dieser Nachbarinnen sprachen nur mit ihrem anderen Nachbar, und der gute Herr Godard rührte den Mund weder zum Essen, noch zum Sprechen.

Kurz, er kam je länger, desto mehr zu der Ueberzeugung, daß er und Paris sich nicht mit einander vertrügen. Sogar das Klima trug zu seinem Verdrusse bei; er schnte sich nach dem Regenwetter und der rauhen Atmosphäre der Seine-Ufer nach dem klaren, blauen Himmel des südlichen Frankreichs zurück. Er wußte nicht, wo er das Vergnügen finden sollte, das er in Paris beständig suchte, und das beständig der ihm floh. Er hätte gern Zutritt in den großen Gesellschaft, zu den Salons der hohen Staats-Beamten und Minister gefunden, und die Deputirten seines Departements hätten ihm auch Einladungen verschafft; aber das Ministerium war gerade nicht in der Stimmung, Festen zu geben. Es fühlte sich schwach auf den Beinen und sinchierte zu springen, darum ließ es nicht tanzen.

Das Riganische Haus war das einzige, wo Herr Godart einmal einem großen Balle beiwohnte. Aber die jüngsten Damen und die schönsten Mädchen waren schon sie alle Tänze versagt, und unserem Freunde blieb nichts übrig, als sich ex officio zu amüsiren, bis endlich die Frau vom Hause kam und ihm den Dienst auftrage, das zweite und dritte Aufgebot, die ennuirtesten Heirinnen der Kunst, ins Feld zu führen. Er fand sich tapfer in sein Geschick und hoffte, mindestens durch die Schnelligkeit seiner Waden Ruhm einzulegen, um verentwillen er bei den Seinigen zu Hause der Cäsar der Pirouetten, der Napoleon des Entechat genannt wurde. Aber leider, sein Talent gewann den neumodischen Tänzern, die weder hüpfen als springen, nur ein mitleidiges Lächeln ab. Nur Ausnahmsweise seiner respectabeln Tänzerinnen bot er alle Gemeinplätze auf, die ihm in den Sinn kamen, und man kann leicht denken, wie labm die Conversation dabei ging. Da dachte er denn mit Sehnsucht an die beschreibenen Feiten zurück, die der Autor-Präsekt zu Carpentras gab und wo die Wißspröinge seines Geistes und die Beberdigkeit seiner Pas so lautes Brava von sich Seiten ernteten, wenn sogar der General-Hypotheken-Reviseur und der Königliche General-Prokurator einstimmten.

Unser Freund hielt am seinem Posten bis aus Ende aus; dann aber wollte er sich entschädigen und hatte den Einfall, den Rest der Nacht auf dem Balle im Opernhause zu verbringen. Gedacht, gethan; er schickte sich in die Garderobe, seinen Mantel zu holen. Aber anstatt der seinen schönen Mantels, den er mitgebracht hatte, fand er eine numerirte Marke zu nehmen, hatte er leider verkannt — fand er einen schlechten, abgeschabten, von langem Dienst durchlöcherten Ueberrock. Es war eine Verwechselung, derzleichen häufig, und selten unwillkürlich, vorfallen, und er mußte den Verlust zu verschmerzen suchen. Das getrunkte Bier, das über die nie zur unausbleibige Begleiterung in solchen Lokalen wäsche, mochte er nicht anziehen; lieber entschied er sich kurz, den Weg nach der Oper im Frack zu machen, auf die Gefahr hin, sich einen gewaltigen Katarrh zuzuziehen. Die Nacht war kalt, und auch die Luft des Opernballs wollte ihn nicht recht erwärmen. Eine wahre Flucht von Masken wälzte sich an ihm vorüber, schob sich rechts und links, ne er hatte nicht das Vergnügen, zu sehen, daß eine einzige mit ihm Scherz anzufangen hätte. Ebenbaltnives, schweigend, unbemerkt und gelangweilt stand er mitten in dem jubelnden Treiben und Lärmen und wollte schon seufzmuig von dannen gehen, als ein anscheinlicher rosafarbener Domino ihn antrat und mit affektirter Englischer Aussprache ihn bat, für den Rest des Abends ihr Kavalier sein zu wollen; sie gab sich für eine vornehme Lady aus. Gleich fing unser Godard Feuer; seine Conversation wurde zusehends lebendiger, wie das Crescendo in einer Quadrille. Ein galantes, zärtliches Wort gab das andere, und er bittet die schöne Maske auf ein Souper. Die gefällige Dame nahm die Einladung an und ging in das Zelt des Zafel Prahen von Apperit ab, wo von einem mehr als weiblichen Heißenmuthe zeugen. Die galante Franzes, stolz darauf, den Englischen Dandy's eine so seltene Eroberung wegerissen zu haben, berschwieg sich die Schöne hoch und theuer, sie möchte ihn ihr Angesicht bewundern lassen. Die Dame demaskirt sich, und nicht in der zarte Rotität einer blonden Englischen Lady, sondern in der rothglühenden, pausbackigen Männergestalt mit schwarzen Knebelbart kommt zum Vorschein. Der Spaßmacher hält sich vor Lachen die Seiten und kann sich nicht genug freuen, daß er seine Wette gewonnen hat, heute noch auf Kosten eines neuen Pouvereangnac zu soupiren. Unser zum Besten gehabter Landsmann, der Freund, beschämt und gekränkt, will noch die Karte bezahlen; er bedeutet mit dem Gaçon über den unverschämt hohen Betrag und fordert von seinem Tischgenossen Genugthuung für die Mystifikation. Der Morgen dämmert, man begiebt sich ohne Säumen auf's Terrain, und beim ersten Aufall hat Herr Godard einen tüchtigen Stich im Arme sitzen.

Noch theurer bezahlte er bei anderen öffentlichen Gelegenheiten seine Unerfahrenheit, seine provinzielle Einfalt und seine Neugier. Alles zu sehen und zu hören. Einer Arenes, als er ganz taub von der musikalischen Artillerie des Orchesters aus dem Musiersaal Konzerte kam, wurde ihm im Gedränge eine wohlgefüllte Tabaksdose aus der Rocktasche gestohlen, zu welcher er erst am nämlichen Morgen eine Sicherheitskette gekauft hatte. Ein andermal gab es auf der Straße einen Zusammenlauf, zwar keinen aufrührischen, den man aber doch mit bewaffneter Macht aus einander zu treiben sie nöthig fand. Ein gewaltiger, kahlköpfiger Arbeiter nahm kläglich vom Schauplatze der Greßtaten wegreißen; dieser er, Godard, wußte seinen, was es da gab, und lief hinzu. Der Aermste geriet mitten zwischen die Zusammengetretenen und die aufrückenden Staat-Gregenten; von jener Seite setzte es Steinwürfe, von dieser Schläge mit den großen eisenbeschlagenen Stöcken, so daß die Aermste auf das Pflaster der öffentlichen Ordnung hin und her geschleudert, wo welcher er erst am nämlichen Morgen eine Sicherheitskette gekauft hatte. Ein andermal gab es auf der Straße einen Zusammenlauf, zwar keinen aufrührischen, den man aber doch mit bewaffneter Macht aus einander zu treiben sie nöthig fand. Ein gewaltiger, kahlköpfiger Arbeiter nahm kläglich vom Schauplatze der Greßtaten wegreißen; dieser er, Godard, wußte seinen, was es da gab, und lief hinzu. Der Aermste geriet mitten zwischen die Zusammengetretenen und die aufrückenden Staat-Gregenten; von jener Seite setzte es Steinwürfe, von dieser Schläge mit den großen eisenbeschlagenen Stöcken, so daß die Aermste auf das Pflaster der öffentlichen Ordnung hin und her geschleudert wurde

Afrika.

Handels-Expedition vom westlichen in das innere Afrika.

Von der Handels-Expedition, die namentlich auf Betrieb des wackern, ihre Zeit ehrenhaft eingetheilten Richard Lander im Jahre 1832 von Liverpool aus nach dem westlichen und dem innern Afrika unternommen wurde, sind nur noch zwei Männer, der Cargadeur Herr Laird und der Mundart Herr Oldfield, als lebende Zeugen übrig. Beide haben jetzt ihre Berichte über die Reise und ihre merkwürdigen Erlebnisse, der damit beabsichtigt wurde, im Druck erscheinen lassen.*) Wir theilen daraus Einiges mit, so weit es den Handel betrifft, da das Schicksal der unglücklichen Reisenden selbst, und namentlich Lander's, noch hinlänglich bekannt ist.

Die Unternehmung hatte vornehmlich den Zweck, wo möglich eine Handels-Verbindung mit dem innern Afrika zu eröffnen. Die Expedition bestand aus der „Columbine", einer schönen Brigg von 200 Tonnen, dem Dampfboote „Quorra" und dem „Alburkah", einem eisernen Dampfboote. Die Fahrzeuge verließen Liverpool am 19. Juli 1832 und ankerten am 17. August wohlbehalten in Port Praya, auf der Insel St. Jago. Auf den Cap-Verdischen Inseln fanden sie Hungersnoth, weil es dort in drei Jahren nicht geregnet hatte. Am 7. September erreichten sie Cap Coast, wo sie Herrn Material und zehn Kroomen**) einnahmen, setzten dann ihre Reise fort und drüberten den Libria, die bekannte Neger-Colonie am Flusse St. Paul, um sich mit Holz zu versorgen. Die Laird'sche Linie hat diese Colonie ihren Zwecken nicht entsprechen: die Bewohner sind noch ihm nichts weniger als freiwillige Auswanderer; sie sagten vielmehr, man habe sie unter falschen Vorwänden fortgelockt. Am 6. Oktober ankerten sie vor dem Holländischen Hafen Rhim. Der Statthalter war der einzige Europäische Bewohner; seine Garnison bestand aus einem Korporal und fünf Gemeinen, die ihm, wie er versicherte, mehr zu schaffen machten, als die ganze übrige Bevölkerung. Die Art, wie es das Recht handhabt, ist echt Holländisch: wird Jemand bei ihm verklagt, so schickt er seinen Stock in das Dorf, wo der Beklagte wohnt. Der Bote pflanzt den Stock in die Erde, und der Beklagte muß eine halbe Unze Gold bezahlen; weigert er sich dessen, so schickt ihm der Statthalter seinen Hut und verlangt eine ganze Unze. Respektirt der Beklagte auch den Hut nicht, so schickt der Statthalter seinen Degen und steigert so die Forderung auf zwei Unzen.

Im Dezember erreichte die Expedition Rhab. Unterdeß häuften sich Entbehrungen und Krankheiten zu solche beständig an Brennmaterial, das man nicht immer ohne viel Ungemach und Zeitverlust herbeischaffen konnte, und die giftigen Dünste aus den benachbarten Sümpfen wirkten so nachtheilig auf die Gesundheit, daß noch vor Ende Dezember ein Drittel der Mannschaft des „Quorra", und Anfangs des Capitains, ihre Opfer wurden.

Der König von Attah gilt für einen der mächtigsten Fürsten zwischen der Seeküste und Fundah. An der Protection eines solchen Mannes mußte Herrn Laird und den Seinigen natürlich viel gelegen seyn; aber die Verschwörungen dasiger Völker verwickelten wenig Gastfreundschaft, als man bedenkt, daß es Afrikanische Barbaren sind.

Die Bewohner der Ufer des Nigers haben einen regen Geist und lieben den Handel außerordentlich. Männer, Frauen und Kinder nehmen Theil daran. In Rhab wurde alle zehn Tage ein großer Markt gehalten, der jedesmal drei Tage dauerte und von sehr entfernten Ländern besucht wurde. Die Handels-Artikel sind: eindemische Äschen, Rosenkränze, Eisenbrin, Reis, Strohdüte und Sklaven. Für den Ertrag derselben kauft man Europäische Industrie-Artikel, besonders Spanische und Portugiesische. „Ungefähr 25 Kanoe's", sagt Herr Laird, „fahren alle zehn Tage bei uns vorüber, und jedes enthielt 40 bis 60 Personen." Alle diese Kanoe's kamen nur aus Einer Richtung.

Man fragte auf diesen Märkten hauptsächlich nach rothem Tuche, Sammet und Rosenkränzen aus falschen Korallen; nächst diesen Artikeln wurden Spiegel und Tabaks-Dosen von Venetianischer Arbeit am meisten gesucht. Die Art, wie der Handel von Statten geht, ist eine starke Probe, selbst für Englische Gebuld. Ein Elephanten-Zahn hat gewöhnlich vier oder fünf Pfunde, und da Jeder derselben von seinen Theile nehmen unabhängig handelt, so wird auch die Waare gewöhnlich vier- oder fünfmal an Bord gebracht, bevor man sie wirklich verkauft. Der Käufer thut am besten, wenn er ein- für allemal die Hälfte von dem verlangten Preise bietet. Die Kaufleute aus dem Innern setzen ihre Geschäfte zuweilen durch einen Mittler, Nawens Mallam Lantad, einen Bewohner von Abdakurda, besorgen und zahlten ihm regelmäßige Kommissions-Gebühren; der alte Spitzbube wurde aber in der That von beiden Theilen honorirt. Erst nach einiger Zeit entdeckte Herr Laird, daß dieser Mißbrauch herrschend war.

Der Indigo ist zu wire Fürstenlein unbrauchbar und kann in seinem gegenwärtigen Zustande nicht als Handels-Artikel betrachtet werden. Wachs in Kuchen fanden unsere Reisenden nicht vor; aber die Menge des Honigs läßt darauf schließen, daß man bedeutende Quantitäten Wachs gewinnen könnte. Die Eingeborenen kennen den wahren Werth des ihnigenannten Artikels noch nicht. Nur wenige Straus-Federn bot man ihnen zum Kaufe, und diese wenigen waren von schlechter Qualität. Der Preis eines Leoparden-Felis beträgt 2500 bis 3000 Cauris, was auf ihrer weiteren Fahrt kamen unsere Abenteurer in den Schein oder Tschadda und stemerten nach Fundah zu. Im April erreichten sie die Hauptstadt und fanden bei dem König freundliche Aufnahme. Auch hier zeigte das Volk nicht ganz gemeine Anlagen; es besitzt Scharfsinn und Unternehmungs-Geist. Die Einsernung von Fundah bis zum See Tschad kann nicht bestimmt seyn; denn man verschiedene Herrn Laird, daß ein Kanoe diese Strecke in zwölf Tagen zurücklege.

Der Bericht des Herrn Oldfield ist nicht weniger interessant. Er besand sich auf dem „Alburkah", wo die Steerbleichert geringer war, als auf dem „Quorra", von der Mannschaft des ersteren starben 15, von der des andern 24 Personen. Die Zahl der Ankerlebenden auf beiden Schiffen betrug in Allem nur neun Mann.

Alles, was unsere Kenntniß von dem Afrikanischen Kontinente bereichert, muß uns willkommen seyn; und ohne Zweifel ist die Dampfboot-Expedition in dieser Beziehung nicht fruchtlos gewesen. Da unser Mutterland jetzt hauptsächlich die Afrikanischen Verhältnisse im Auge hatten, so ist hier merkantilische Thätigkeit und der merkwürdigen Erfahrungen nicht wenig.

Herr Oldfield bekennt sich entschieden zu der Meinung, daß man nur durch den Niger*) in das Innere von Afrika eindringen könne. Er will an diesem Flusse eine Reihe Britischer Stationen errichtet, den Sitz der Regierung von Sierra Leone nach Fernando Po verlegt und diese Insel in Verbindung mit dem Innern von Afrika durch das vermittelst Dampfböten unterhalten wissen. Jede Station sollte, nach seinem Vorschlag, ein Capitain mit zwei Subalternen und einer Compagnie des Afrikanischen Corps besetzen. Freigelassene Westindische Neger müßten in der Nachbarschaft derselben sich ansiedeln und in ihren ökonomischen Verrichtungen Schutz finden. Nach und nach könnten diese Stationen vom Niger, der ganz West-Afrika beherrscht, bis zum Schary, der die 25° östlicher Länge schiffbar seyn soll, ausgedehnt werden; und auf solche Weise würde ein Verkehr mit den unbekannten Ländern zwischen Niger und Nil eröffnet.

Mannigfaltiges.

— Schiller's Dramen in England. Derselbe Englische Kritiker in der Edinburgh-Review, dessen Bewunderung Deutscher Uebersetzungen wir letzthin kennen lernten, äußert sich folgendermaßen über die bieher in England erschienenen Bearbeitungen Schillerscher Werke: Wen der wahre Zauk besitzt, wie nur wenige der vielen Uebersetzungen, daß wir aufgeführt haben, sie zu zählen; gleichwohl ist in allen zusammen noch nicht so viel Gutes, daß sich daraus eine Zusammenstellung machen ließe, die alle Ansforderungen befriedigte. Die einzige poetische Uebersetzung aus dem Deutschen, die bis jetzt ein Eigenthum der Englischen Literatur geworden, ist Coleridge's Wallenstein. Mehrere versuche, selbst so trefflich diese Uebersetzung auch im Ganzen sepn mag, wird sie doch durch einzelne Flecken, Ungleichheiten und hin und wieder auch durch falsche Auffassungen oder durch Kürzungen des Wortsinnes, was eine ausmerksamere Feile mit geringer Mühe hätte verbessern können, verunziert. Wenn auffallende Fehler, wie einige der trefflichsten Stellen des Originales in der Uebersetzung ganz fehlen. Coleridge hat sein Stück ferlich nach einer Handschrift übersetzt, und Schiller mag, bevor er es drucken ließ, noch manche Aenderung mit seinem Drama vorgenommen haben; diese könnte jedoch nur kleine Abweichungen rechtfertigen, während Coleridge ganze Musterstellen; wie z. B. in der Scene zwischen Wallenstein und Max Piccolomini, die letzten Akte und in dem trefflichen Monologe Thekla's im vierten Akt, weggelassen hat. Die schöne Stelle, welche mit den Worten anfängt:

Nein! auch für mich war jener Vorbertraum,
bis zu dem Ausrufe:
Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!
zusammen zwanzig Zeilen, hat Coleridge durch fünf unbedeutende Zeilen wiedergegeben. **) — Doch, wir gefragt, aber kleine Fehler ungerechnet, ist Coleridge's Wallenstein eine gute Uebersetzung und zugleich ein edles Englisches Gedicht. Anderem ist aber kein anderes Schillersches Stück von der Art übersetzt, daß man dadurch auch nur einen entfernten Begriff von den Schönheiten des Originals erhielte. Wir haben mehr als Eine Uebersetzung des „Wilhelm Tell" schon gesehen, aber von derselben, kräftigen Schweizer-Natur dieses Stückes — des einzigen bisher gelungenen Versuchs, den Helvetischen Freiheitskampf in eine poetische Form zu bringen, weiß darin nicht mit falscher Sentimentalität über brutale Roheit bellamiet wird, sondern die Landsleute in ihrer Natürlichkeit auftreten — davon hat der Englische Leser noch nichts erfahren. Eben so wenig haben wir in den Uebersetzungen von „Maria Stuart" und der „Jungfrau von Orleans", die wir besitzen, von dem wahrdrollen energischen Charakter der Ersteren und von dem romantischen Hauch, der über der Letzteren weht, etwas entdecken können. Beide sehen noch erst einer tüchtigen Bearbeitung entgegen.

*) Narrative of an Expedition into the Interior of Africa etc. (Bericht über eine Reise in das innere Afrika auf dem Flusse Niger, in den Dampfschiffen „Quorra" und „Alburkah", während der Jahre 1832, 1833 und 1834.) Herausgegeben von Macgregor Laird und R. A. Oldfield den übrigbenannten Offizieren der Expedition.

**) So lösten bekanntlich Britanniens Eingeborene der dortigen Afrikanischen Küsten-Gegend, die sich durch ihre besondere Geschicklichkeit als Seeleute und durch eine gewisse Industrie auszeichnen.

*) Der Strom, den die beiden Berichterstatter in ihrem Werke immer noch als „Niger" bezeichnen, führt diesen Namen nur mißverständlich, da, nach neueren Forschungen, der Niger der Alten damit gar nicht zu verwechseln ist. Lander nennt diesen Strom, dessen Mündung und Lauf er zuerst entdeckte, den „Quorra", weshalb auch eines der beiden Dampfboote diesen Namen erhalten hat.

**) Die Stelle lautet in Coleridge's Uebersetzung:
For me, too, was that sacred garland twined
That decks his bier. Life is an empty casket,
I throw it from me. Oh! my only hope
To die beneath the shock of triumphant steeds!
That is the lot of heroes upon earth!"
wobei besonders das „heroes" als eine Verhöhnung erscheint.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 98. Berlin, Mittwoch den 16. August 1837.

Frankreich.

Der Salon der Herzogin von Majarin.

Von der Herzogin von Abrantes.*)

. . . Die Herzogin von Majarin, eine der vornehmsten Frauen am Hofe Ludwig's XIV., war zwar schön, aber zu fett und dabei im höchsten Grade ungeistig. Sie hatte von Natur ein sehr rothes, volles Gesicht; daher konnte man gewiß seyn, sie gerade an Tagen, wo sie die meiste Farbe hatte, in einem hell rosa oder himmelblauen Kleide bei Hofe erscheinen zu sehen. Dennoch war diese geschmacklose Art, Toilette zu machen, noch nicht die lächerlichste ihrer Gewohnheiten; das Ameublement und die ganze Einrichtung ihres Hotels war prächtig und elegant, aber unpassend und schlecht geordnet; auch spottete man in Paris viel über die unglückliche Sucht der Herzogin, Nides falsch und ungeschickt anzulangen. Die Marschallin von Luxemburg (frühere Herzogin von Bouffler), deren ganze Geschmack und feiner Ton damals in allgemein bekannt war, konnte der Frau von Majarin ihre ungeschickten, schlechten Manieren nicht vergeben. „Die arme Frau!“ sagte sie oft von ihr; „sie hat bei ihrer Geburt alle Gaben, mit denen die Feen ein menschliches Geschöpf begnaden können, in reichem Maße erhalten; doch man vergaß damals, die boshafte Fee Guignon-Guignolant einzuladen; diese aber rächte sich für die Vernachlässigung und beschenkte das Kind mit der Gabe, Alles verkehrt zu machen.“ Als eine Dame einst in Gegenwart der Frau von Luxemburg das frische, blühende Aussehen der Herzogin rühmte, sagte jene Nächstes: „Sie nennen diese Röthe Frische? nun gut, ich gebe zu, daß es so sey; aber sagen Sie mir nur nicht, sie bilde nur eine Stoie, wenn eine Farbe gleicht zu der, welche der des frischen Fleisches, als der feuer farbe Blumen.“ . . . Die Herzogin hatte kostbare Diamanten. Einst lieh sie sich zu einer großen Hof-Fête ein Paar prachtvolle Ohrgehänge fassen, die aber so lang und schwer waren, daß sie die Ohren der armen Frau nun einen Zoll breit herunterzogen; an jenem Abend sagte Herr von Byon von ihr, daß sie einem Lakai gliche. . . . Auch ihre Sonpers waren berüchtigt wegen deklikat, ihre Tafeln immer mit den seltensten, ausgesuchtesten Speisen besetzt; sie hatte die besten Köche von Paris; aber auch hierbei selbst zeigte sie eine unglückliche Sucht, die oft Herrn von Lauvanjadière (einen berühmten Gourmand) in komische Verzweiflung setzte: die Speisen mußten nämlich auf den Schüsseln so künstlich aufgethürmt und verkünstelt aufgetragen werden, daß ferner der Gäste entdecken konnte, was er eigentlich essen werde, das sein Theil war ihm auf dem Teller lag. Herr von Lauvanjadière sprach niemals ohne eine Art von lächerlichem Zorn von diesen Festen der Herzogin; denn er mußte doch eingestehen, daß sie übrigens vortrefflich speiste. Natürlich konnten auch diese unglücklichen Launen nicht dem Spotte der beau monde von Paris entgehen, und Herr von Bièvre sagte einst, daß Frau von Majarin zwar keine Bälle mehr gebe, weil sie viel zu klein wäre, um selbst zu tanzen, daß sie sich aber durch ihre maestätischen Soupers dasselbe schadlos zu halten suche. Aber trotz aller dieser lächerlichen Eigenheiten hatte die Herzogin doch jede drei Wochen, ich kannte mehrere Personen, die mit ihr sehr befreundet waren und die liebenswürdigsten Briefe von ihr aufzuweisen haben; sie galt sogar für boshaft und bösartig; aber ihr fortwährendes Gaingen mußte ihr doch wohl endlich eine gewisse Bitterkeit einflößen, die denn ihr Benehmen und Wesen zuweilen würzte. Uebrigens war ihr Haus der Sammelplatz für die elegante große Welt von Paris; man lachte zwar über die Feten, die sie gab, besuchte sie aber doch gern, und dann lag in den Scherzen, die man sich über sie erlaubte, nichts wahrhaft Beleidigendes oder Beobachtet, denn Alle, die sie näher kannten, achteten und liebten die Herzogin.

Es war um die Zeit, als der verschollene König von Dänemark sich in Frankreich aufhielt und die ganze vornehme Welt den Paris sich beeiferte, die Gegenwart des hohen Fremden würdig zu feiern. Dieser war höflich und gragiös, zeigte sich namentlich dankbar für die gastliche Aufnahme, die ihm in der Hauptstadt wurde, und schien vor Allem über den großen Luxus, der damals am Französischen Hofe herrschte, verwundert, da er an die größte Einfachheit in seinen Umgebungen gewöhnt war. Der König und die ganze Königliche Familie hatten ihn nicht nur mit liebenswürdiger Höflichkeit und den feinsten Schmeicheleien, sondern auch mit glänzender, fast Verschwender. Pracht empfangen. Vorzüglich glücklich schien er sich über die Lobsprüche, die ihm von allen Seiten gespendet wurden; doch hatte er dabei das Unglück, sehr wenig Französisch zu verstehen.

Unter der Zahl derjenigen Personen, die dem Könige von Dänemark große Ehren gaben, darf auch die Herzogin von Majarin nicht vergessen werden. Indessen deutete sie sich nicht eben sehr damit, denn sie hatte in demselben Winter schon sehr viele Feste in ihrem Hause veranstaltet, und konnte fürchten sie auch, wieder irgend eine neue Ungeschicklichkeit zu begehen; die arme Frau konnte so das Unglück, das sie so beständig verfolgte. Einer Abends, als die Herzogin eben von dem kleinen Kreise der Auserwählten, die sie ihre wahren Freunde nannte, umgeben war, ward die Marschallin von Luxemburg gemeldet. Obgleich Frau von Majarin diese Dame nicht liebte, weil sie wohl wußte, was sie sich von ihr gesagt, war sie doch höflich und zuvorkommend gegen sie, denn die Marschallin sie besuchte, und wahrlich sie auch jetzt mit aufgeworfenheit Freundschaft aus. Bald fanden sich auch noch mehrere Gäste ein, und die Bedienten meldeten schnell nach einander den Marquis von Lavoupalière, die Damen von Serront, Berchini, Cambis, die Grafen von Caigny und Bulines, den Chevalier von Jaucourt, den man wegen seines runden, vollen und bleichen Gesichts „clair de Lune“ nannte, und noch mehrere andere Herren und Damen, die zu den Soirées der Herzogin Zutritt hatten. Das Gespräch sirt bald auf die nieten Festlichkeiten, die zu Ehren des Königs von Dänemark veranstaltet wurden.

„Was denken Sie denn zu machen?“ sagte die Marschallin von Luxemburg zu der Herzogin. — „Gar nichts“, erwiderte diese; „ich habe in diesem Winter schon drei Bälle, ein Konzert und so viele große Abendessen gegeben; auch denke ich noch an mein Nächstes . . .“ Hier brach sie kurz ab, denn die Erinnerung an die Nächstes Fest erschreckte sie wie ein Gespenst. — „Ach ja!“ sagte Frau Cambis, „Sie sprechen von Ihrer Hirten-Fête . . . sie hat freilich eine nur glückliche Wendung genommen; aber was für eine sonderbare Idee war das auch von Ihnen . . .“ — „Wie so denn?“ erwiderte die Herzogin; „Sie und Frau von Luxemburg waren es so eben, die mir diesen Rath gegeben haben.“ — „Ja wahrlich, Sie irren, Frau Herzogin!“ — „Nein, gewiß nicht“, erwiderte diese. — „Frau Majarin hat vollkommen Recht“, sagte die Marschallin von Luxemburg ruhig und kalt, „wie selbst haben sie darum gebeten; aber wie gaben sie doch wahrlich nicht den Rath, in ihrem Salon die Hammel, wie auf einer Wiese, loszulassen; und welch ein Salon war das!“ . . . Die Marschallin warf einen spöttischen Blick auf die großen Spiegel, welche die Hinterwände der rund um den Saal laufenden Nischen bildeten und von den vergoldeten Plafond bis auf den getäfelten Fußboden herabreichten. Diese Spiegel waren alle in breite Bronze-Rahmen gefaßt, von denen einige noch die Schadhaften Spuren der vor kurzem daran entzündeten Verbrennung trugen. Und in der That war derselbe Saal vor einigen Wochen der Zinge eines tragi-komischen Abenteuers gewesen.

Die Herzogin von Majarin war nämlich wirklich von den Frauen von Luxemburg und Cambis auf die Idee gebracht worden, mitten im Winter ein ländliches Fest zu geben. Die Nächste dieser beiden Damen mag durchaus nicht schlecht gewesen seyn; aber die Herzogin kam auch hier wieder auf einen bizarren Einfall, der dem Feste eine doch lächerliche, doch unglückliche Wendung gab. Sie ließ nämlich ein Kabinet, das am Ende des großen Saales lag, mit Laubwerk, Blumen und Gras förmlich so reich garniren, daß dasselbe einer wahrhaften Laube glich; dann mußte einer ihrer Leute den dem nächsten Dorfe schon, mit weicher, krauser Wolle bedeckte Hammel holen; die unglücklichen Thiere wurden in ein Seitbad gesteckt, gewaschen, parfümirt, mit rosa Bändern und Schleifen geschmückt und in das dem Kabinette zunächst liegende Zimmer gebracht. Hier sollten sie die zu dem Nageubild bleiben, wo eine der Feenen der Herzogin, als Schäferin, und einer ihrer Kammerdiener, als Schäfer gekleidet, die Heerde vorführen und sie bei den Tönen der ländlichen Sackpfeife, die im Kabinette hinter einer großen Spiegelwand gebalgen werden sollte, durch den Saal bei der Gesellschaft vorüberpassiren lassen müsse. — Alles dieses war von sehr gut ausgedacht, aber nie es gewöhnlich im Hotel Majarin der Fall ist, um so schlechter angeordnet und vorbereitet. Erst am Tage des Festes erinnerte man sich, daß zu einer Heerde auch ein Hund gehöre, und da kein one derer eben der bei Hand war, nahm man einen großen Hofhund, flechte das Thier in ein Seifbad, parfümirte es wie die Hammel und spreite

*) Nach dem Tode des Marschalls der Madame Soufle Gan hat die Herzogin von Abrantes eine Zusammensetzung der berühmtesten Salons ihrer Zeit versucht und diese in zwei Bänden unter dem Titel Les salons de Paris herausgegeben. Sie hat darüber eine Art von historischer Uebersicht verbunden, indem sie mit der Zeit Ludwig's XIV. beginnt, dann zur Revolution, zum Directorium und zur Kaiserzeit übergeht und endlich mit der Restauration und der Gegenwart schließt. Eine genaue Charakteristik dieser Sprechen dürften wir freilich in einem solchen Werke nicht erwarten. Aber auch die Mosaiken und das Kaffeegeschwätz können zuweilen dem ernsten Beobachter Aufschluß über Dinge ertheilen, die ihm gerade in streng historischen Werken ein Rätsel bleiben.

Digitized by Google

es dann zu der Heerde, damit es mit den seiner Leitung anvertrauten friedlichen Geschöpfen Bekanntschaft mache. Aber kaum hatte der Hund die Schwelle seines eleganten Schaafstalles betreten, so ließ er, wahrscheinlich von der Gesellschaft, die er dort antraf, wenig erbaut, ein dumpfes mürrisches Knurren hören, das den sanften, schlichternen Hammeln keinen geringen Schreck verursachte. Unglücklicherweise war die Thür, welche in das grüne Kabinet führte, nur angelehnt; der Widder, der die Heerde leitete, stürzt aus dem Zimmer, und kaum wird der Anfang gemacht, so bleiben die übrigen auch nicht zurück, sie folgen dem Beyspiele ihres Schäferin gekleidet, aus allen Kräften rannte und mit Augenblicke zur den jämmerlichen Zug wartete.

Als die armen Thiere sich so mitten in der geruhigen Wache, von ungewohnten Lärm und glänzenden Lichtern umgeben sahen, als sie das Gebrüll der Hunde, die entsetzlichen Flüche der Kutscher, gegen Thüren und mit seinen plumpen Füssen, als sie aufs neue sehen wurden und nun Hals über Kopf sich durch eine andere Thüre in den Garten retteten. Dort ergriff sie eine Art von Raserei, sie stoßen nach allen Seiten hin, und es dauerte eine volle Stunde, ehe es den Bedienten gelang, ein einziges zu fangen. . . . Das arme, das angstvolle Thier, das die Herzogin ihren Gästen vorstellt hatte; an anderen Morgen zierlichsten in Paris tausend Spottlieder über sie und ihre „fête villageoise", man sang sie nach allen Tonarten und sie lieferten zu den Weihnachts-Liedern desselben Jahres reichen Stoff. . . . Man kann sich nun wohl denken, wie erfreulich die Erinnerung an jenen denkwürdigen Abend für die Herzogin war. —

„Meiner Treue", sagte der Marquis von Lavaupalière, „ich sehe nicht ein, warum Frau von Majarin Se. Dänischen Majestät nicht ein recht schönes Diner geben sollte; nach Tische könnte sie ihn ja durch eine Partie Pharo oder Damine amüsiren." — „Nein, nein, lieber einen Ball", rief die Herzogin von Lude. — „Aber es taugt ja nicht", sagte Herr von Lavaupalière. — „Was thut das?" erwiederte Jamour, „so tanzen wir für ihn." — „Nicht doch", unterbrach die Herzogin von Majarin, „man muß etwas Neues erfinnen, um ihn zu amüsiren. Hat man schon irgendwo vor ihm Komödie gespielt?" — „Wir haben sie ja hier etwa als Schauspielerin auftreten?" sagte die Marschallin. — „Weiche Ihre", erwiederte die Herzogin, „ich ganz gewiß nicht; denn wie hat es immer an Gedächtniß gefehlt; ein einziges Mal in meinem Leben sollte ich einen Glückwunsch an meine Gesinnung auswendig lernen, und ich denke jetzt noch mit Schauder an die Worte, die ich weiß, die ich mich gequält habe, um sie hersagen zu können, aber ich werde ihm einen besseren Genuß zu verschaffen suchen." — „Und welchen denn?" fragte Frau von Lambis neugierig. — „Das ist mein Geheimniß", sagte lächelnd die Herzogin. — „Ich bin jetzt ganz ruhig", flüsterte die Marschallin v. Luxembourg Hrn. v. Lavaupalière zu; „wir haben sie dazu bewogen, eine Zeit zu gehen, und ich bin sicherlich, wir werden Stoff zum Lachen finden." — „Wie beobast Sie sind, Madame", sagt Lavaupalière eben so leise; dann entfernte er sich, ein Liedchen trillernd, eine Gewohnheit, die er immer an sich hatte, wenn er sehr heiter oder sehr verstimmt war. — Der Marquis von Lavaupalière war übrigens ein sehr trefflicher Mann, obgleich der seine ausgeschweifte Lebensart hatte, er war gutmüthig, zuvorkommend und ein liebenswürdiger Gesellschafter. Er spielte gern und viel; wenn er den Königen von Dänemark eine Fête gegeben hätte, so würde er sie beim Pembre-Tisch eröffnet und an der Bank präsidirt beschlossen haben; denn niemals waren Hazardspiele mehr in der Mode, als in jener Zeit. Da er nach Belieben Karten ausgezeichnet war und sich vorwährend in den höheren Kreisen der feinen Welt bewegte, so hatte er noch in seinem Alter die lebhaftesten Erinnerungen aus dem Hofleben jener Epoche; er erzählte gern und viel davon, niemals aber ward er ärgerer und amüsanter, als wenn er über das Verdienst irgend einer Dame sprach und mit dem größten Ernst den Koch oder Haushofmeister derselben rühmte. Frau von Majarin war in seinen Augen eine der ausgezeichnetsten Frauen, die seit Ludwig XIV. in der großen Welt aufgetreten waren, nur warf er ihrem Kothe vor, daß dieser die Spitzen zu versteckt aufsetze. Da er aber wohl wußte, daß das nur noch dem Mangel der Frau vom Hause geschehe, so nannte er diesen etwas bizarren Gebrauch „eine kleine Zuvorkommenheit der Herzogin", die ihre Gäste gern mit etwas Unerwartetem überraschte.

Der zu dem Feste der Herzogin von Majarin bestimmte Tag rückte heran. Diesmal glaubte die arme Frau gewiß, vor jeder Fatalität sicher zu seyn; es sollte Alles aufgeboten werden, um den hohen Gast würdig aufzunehmen, und in der That waren die Vorbereitungen, die sie getroffen, so vortrefflich geordnet, das ganze Hotel war mit so außerordentlich vielem Geschmacke zu dem wichtigen Tage verschönert worden, daß Jedermann an der Herzogin ihre Freude nicht mit der größten Genugthuung das Fest erwartete.

Frau von Majarin hatte den Ritter Glück gebeten, ein ausgesuchtes Konzert für diesen Abend zu veranstalten, und die berühmtesten Virtuosen jener Zeit sollten vor den Königen von Dänemark ihr Talent produziren. Der Winter ging zu Ende, und es gab schon eine Fülle jener zarten Frühlingsblumen, die in jedem Jahre angenehme Erinnerungen aus dem vergangenen zurückrufen. Die Zimmer und Säle im Hotel Majarin waren dermaßen damit geschmückt, daß man schwül und stickig darin geschmückt. Alles athmete dort eine gewisse elegante Einfachheit und einen reinen, guten Geschmack, an den man wahrlich sonst nicht gewöhnt war; die Herzogin von Majarin schien unter den glücklichen Inspirationen eines guten Geistes ihre Einrichtungen getroffen zu haben. An jenem Abend mußte wohl Jeder das unglückliche Abenteuer mit den Schafen und dem Neufundländischen Hunde vergessen; die Herzogin selbst strahlte im Glanz der Diamanten und der Schönheit, denn wenn sie nicht gar zu viel Farbe hatte, konnte man sie wirklich schön nennen, und erwartete ihren Königlichen Gast mit einem Selbstvertrauen, das sie schon lange nicht mehr gefühlt hatte. Die arme Frau hatte zu viele so vortrefflich vorbereitet! — Bald füllten sich ihre Säle mit der Elite der vornehmen Welt und mit allen ausgezeichneten Männern und Frauen, die aus fremden Ländern und von denen den fremden Höfen nach Paris gekommen waren. — Endlich ward der König von Dänemark erwartet! Die Herzogin ging oder lief ihm vielmehr entgegen und führte ihn nach dem prachtvoll beleuchteten Konzertsaal, wo 2000 Lichter in den reichsten Toiletten, vom Glanz der Diamanten strahlend, den hohen Gast, für den der Ehrenplatz aufbewahrt war, erwarteten. Die Wände dieses Saales bestanden nur aus Spiegeln, die mit reichen vergoldeten Rahmen umgeben waren und das Licht von tausend Wachslergen zurückwarfen; eine ganze Wand der schönsten Blumen verbreitete lieblichen Wohlgeruch rund umher, und der hohe Gast glaubte sich in ein Feenschloß versetzt, als er eintrat.

Der König konnte und liebte gute Musik. — Man kann sich also wohl denken, welchen Eindruck der Gesang Leitettes und dieses ganze neue Glück zusammengesetzte und selbst Königliche Kenner auf ihn machen mußte. Er war entzückt, bezaubert und konnte nicht aufhören, zu wiederholen, daß er niemals, nein, niemals etwas so großartig Herrliches gehört habe, und die Herzogin fühlte sich so unendlich glücklich, daß die Thränen ihr in die Augen traten. Sie war ja an keinen so glänzenden Beyfall, an keine Huldigungen gewöhnt, die wenig Frau Lambis ist noch nichts", flüsterte sie einigen ihrer Freundinnen zu, „Se. Majestät wird heute noch einen ganz anderen Genuß haben; nur Geduld, Geduld!"

Wie das Konzert zu Ende war, stand die Herzogin auf und sagte zu dem König, es Se. Majestät gefällig sey, sich in den Schauspielsaal zu begeben, der König reichte ihr den Arm, und bald hatten sich Alle, und die ganze Gesellschaft folgte ihnen nach einem reizenden, runden Salon, wo von den Architekten der Herzogin, nach der eigenen Zeichnung derselben, in ein Theater umgewandelt worden. Ein allgemeines Ach! der Bewunderung erfolgte, als das elegante Publikum in den geschmackvoll verzierten Saal trat; denn wie sehr man auch Luxus hatten, so hatte man ihn noch nie gesehen. — „Aber mein Gott, was ist denn der Fee Guignon Gutgesinnt dergegen!" sagten Einige leise. „Sollte sie sich mit der Herzogin verstehen haben?" . . . Die Marschallin von Luxembourg und Frau von Lambis waren die Einzigen, die nicht ganz befriedigt schienen.

„Es giebt hier kein Vergnügen für uns", sagte jene; „denn man amüsirt sich."

Der König wußte sich nur sehr unvollkommen und gebrochen in der Französischen Sprache auszudrücken; aber er hatte in seinem Gefolge einen Dänischen Freimann, der so geläufig Französisch sprach, als er in der Straße St. Dominique geboren wäre. So lange dieser Herr in der Nähe seines Königs war, gerieth die Unterhaltung nie in Stocken; aber wenn er sich unglücklicher Weise entfernte oder sein Dolmetscher-Amt nicht geschickt verwalten konnte, verfinsterte sich augenblicklich der Horizont, und auf diesen Augenblick hatte die Fee Guignon gewartet, um ihr altes Recht, Unheil zu stiften, geltend zu machen.

Damals lebte ein Mann in Paris, der in seinem bunten Rocke die große Menge eben so anlockte, wie Le Kain in seinem Kostüm als Dschengis-Khan; es war Carlin Bertinazzi, ein berühmter Mime. Der in jener Zeit sehr in Mode war und allgemeines Aufsehen erregte. Die Herzogin von Majarin, die seine Talente kannte, hatte ihn deshalb gerufen, setzte voraus, daß dieß auch ihren Gast, den König, amüsiren müßte, und daß war eben jenes große Geheimniß, das sie so wohl zu bewahren wußte. Sie hatte Carlin rufen lassen und ihm, ohne weiterer Erörterungen, gesagt, daß sie gern eines seiner hübschesten Stücke, worin er am beliebtesten sey, in ihrem Hotel vorführen möchte. Indessen verwandte sie dabei durchaus nicht den Königs von Dänemark, weil sie mit Recht voraussetzte, daß Bertinazzi schon, um sie zu verriethen, ein Möglichkeit sich lesten würde. Der mimische Künstler wählte das Stück, in dem er die Rolle des „Arlequin als lahmer Barbier" gab, weil es eine seiner Hauptrollen war; die Herzogin wußte, daß der König noch gar nichts von Carlin gehört hatte, so war sie sehr gespannt darauf und ließ alle zu der Vorstellung nöthige Vorbereitungen treffen.

Nun muß ich meine Leser zur Erklärung des Folgenden noch einmal daran erinnert haben machen, daß der König von Dänemark sehr wenig Französisch verstand, und daß er seit seiner Ankunft in Frankreich davon gewöhnt war, nicht nur an den Thoren der Städte, sondern auch in Palästen und Schlössern die lächerlichsten, abgeschmacktesten Komplimente und Lobeserhebungen zu hören: kaum öffnete man also den Mund, um ihn anzureden oder in seiner Gegenwart irgend etwas vorzutragen, so stand er auf und grüßte, und da er nun überdies sehr höflich war, so kann man wohl denken, wie viel Verbeugungen er in einem Tage verschwendet hat!

Carlin war in der Rolle des Arlequin wirklich unübertrefflich; aber wir hatte er so gut gespielt, wie an diesem Abend. Alles, was er sagte, hatte eine so komische Wendung; seine Lazzi's waren so drollig, daß der Saal von lautem Beifallklatschen der Zuhörer wiederhallte. Kaum hörte es der König, so wandte er sich zu der Herzogin und verbeugte sich tief; er sing jetzt an, die beständig wiederholten Schmeichelreien, die

Digitized by Google

er von allen Seiten zu hören glaubte, sehr angenehm zu finden; denn man gewöhnt sich ja so schnell und gern an Alles, was uns Vergnügen macht. — Frau von Mazarin glaubte anfangs, der König sage ihr nur, daß Carlin vortrefflich spiele, und da sie in ihrem eigenen Busen war und ihm zu Ehren das Fest veranstaltet hatte, so dachte sie, Se. Majestät bedanke sich für den Genuß, den sie ihm verschaffe. Aber weit gefehlt! — Der Dänische Monarch glaubte, das Stück, worin Carlin spiele, sey ein zu seinem Lobe verfaßtes, wie die Prologe der Festlichkeiten, die man ihm im Temple, im Palais-Bourgogne und Barrière gegeben hatte; so oft also Beelzebub durch sein komisches Spiel unter den Zuschauern eine lebhafte Bewegung des Vergnügens erregte, verbeugte sich der König gegen die Herzogin, um ihr zu danken. Dieser Irrthum war an jenem Tage um so verzeihlicher, da Carlin mit seinen Lazzi's und Calembourgs von den fremden Monarchen unmöglich vor Banden werden konnte; denn ihm entging ja sogar das Meiste, wenn Le Kain in Voltairischen Tragödien spielte. Eine Zeit lang glaubte die Herzogin noch immer, die verdrießlichen Grüße des Königs seyen nichts als Danksagungen; als sie aber das bremische, schlecht unterdrückte Gelächter der Frauen, Cambis und Brionne hörte, merkte sie, daß irgend etwas vorgehen müsse.

So lange die Vorstellung des unglückseligen Schauspiels dauerte, sah die Herzogin wie auf glühenden Kohlen; aber auch selbst mit dem Ende deſſelben sollten ihre Unannehmlichkeiten noch nicht aufhören. Der König tonnte, auch nachdem der Vorhang gefallen, noch nicht müde werden, der Herzogin für ihr unermüdliches Glück, sie so gehabt, indem sie das reizende Stück aufführen lassen, zu danken. Dann wendete er sich zu den Frauen von Luxembourg und Brionne, die ihm zunächst saßen, und dankte ihnen, so wie allen anwesenden Damen, noch ganz besonders für das freundliche Wohlwollen und den Beifall, mit dem sie die Lobspeiche, die er doch so durchaus nicht verdiene, angenommen. Frau von Brionne, die schöne Geliebte des Herrn von Louvois, antwortete nur durch eine stumme Verbeugung; die Marschallin von Luxembourg verneigte sich zwar auch, aber konnte sich nicht enthalten, noch mit einem verstellt bescheidenen Tone hinzuzufügen: „O, Ew. Majestät sind zu nachsichtig; Sie haben wirklich nicht lieserch zu loachen.“ — Der König lächelte mit selbstgefälliger Miene und erwiderte: „Wie unendlich gut sind Sie, Madame!“ — „Sire“, antwortete die Marschallin, „es ist heute das erste Mal, daß mir das gesagt wird.“

England.

Wahl-Scenen und Volksleben in England.

(Schluß.)

Gegen Abend durchwogerte sich Market-Street und kam dahinter auf einen freien Platz, der noch keinen Namen hat und voll Schutt und Baugerüst liegt. Hier wurde ich Zeuge einer Scene anderer Art, die wie eine Episode neben dem großen Wahl-Drama dergieng. Zunächst Verkäufer, bleich und mager, standen im Halbdreieck und sangen ein langsames, wehmüthig klingendes Lied, eine von den ernsten und traurigen religiösen Melodieen der Lutheraner. Um diesen Kreis schaarten sich unzählige Kinder, Mädchen und Knaben, bald nackt, in Lumpen, bald verlümmert und verdorrt, selbst von den leeren Brüsten ihrer darbenden Mütter entwöhnt, ein Herzerbarmen anzusehen. Die Frauen, abgearbeitet und abgetrieben, wie ihre Männer und Kinder, kamen dazu und mischten ihre schrillenden Stimmen in den Gesang; ein junger, dürftig, aber anständig gekleideter Mann dirigirte als Vorsänger den klagenden Chor. Als der Gesang zu Ende war, stieg ein alter Mann, hager und gelblich von Gesicht, aber von sehr kräftigem Constitution, auf einen umgestürzten Wagenkasten; die Zuhörer schlugen die Arme über einander; der Redner hielt von seiner Bühne herab einen Vortrag voll Salbung und natürlicher, eindringlicher Beredsamkeit; er ermahnte das Volk zur Mäßigkeit, zur Besonnenheit und Gerechtigkeit, zur gegenseitigen Liebe und Unterstützung, zur Uebung aller Tugenden, und gab alle die Schätze einer lieber vielleicht verschwiegenen Moral zu seinen Lehren auf. Denn was diesem Vorgange fehlte, war doch die eigentlich religiöse Weihe und Erbauung. Der Anstritt hatte für mich etwas Ehrfurcht Erregendes, und nicht ohne tiefe Wehmuth im Herzen, nicht ohne Thränen im Auge ging ich davon.

Einige Stunden später, schon in dunkler Nacht, ging ich durch Brown-Street und hörte in der Nähe ein furchtbares Geschrei losbrechen, das mich an die Pariser Emeuten erinnerte. Man sagte mir, es würde eben ein großes Meeting im Hause der General-Assemeany, Gesellschaft in derselben Straße gehalten. Eine dichte Volksmasse hielt alle Zugänge besetzt, um mit der größten Wuth einen Jeden zu mißhandeln. Ein Englisches Volksgetränke ist zehnmal schwerer zu durchdringen, als ein Französisches: jede Gestalt steht eckig und in die andere eingekeilt da; Keiner mocht auch nur einen Fuß breit Platz, wenn man ihn nicht vorgeschoben, und jeder Schritt will erkämpft seyn. Eine einzige Kutsche stand vor der Thür des Versammlungshauses, die nämlich, in welcher der Candidat, Herr Poulett Thompson, gekommen war. Ueber eine finstere, gewundene, mit Leuten besetzte Treppe schlüpfte ich hinauf in den Saal. In demselben war dicke Finsterniß, und bei dem dichten Sternenlicht, das zwischen den Wolken hindurch zu den offenen Fenstern hereinfallen konnte, unterschied man nur eine ungeheure, fest zusammengeschobene Masse von Köpfen und Schultern, die mit aufgereckten Geberden hin und her fuhren, mit Armen und Händen in der Luft fochten und meine Ohren mit ihrem „hurrah“ und „Hussah“ betäubten. Da sah ich den ersten rechten Wohlstarm. Herr Thompson, ein eifriger Whig, stand auf einem erhöhten Gerüst, daraginette die Versammlung und antwortete mit unermüdlicher Geistesgegenwart auf alle Unterredungen, die an ihn gingen. „Ihr wollt die Anmaßung der Aristokratie demüthigen!“ — Hurrah! — „Ihr wollt das Joch des Tory-Despotie, und abschütteln!“ — Hurrah! — „Ihr wollt die Reform!“ — Dreimaliger Hurrah, wovon das Haus in seinen Grundfesten erbebte. Und aus dem Saale drauſte der Lärm zu zehn offenen Fenstern hinaus dem Volke über die Köpfe und weckte ganz Brown-Street entlang ein heftiges Echo in der Masse. Als es Mitternacht schlug, war der Redner noch nicht müde, zu sprechen, und das Volk noch bereit, ihm zu antworten.

Am nächsten Tage war ich Zeuge der Wahl zu Chester und Liverpool. Was kann man nicht Alles an Einem Tage sehen, wo es Eisenbahnen giebt. Chester ist eine wunderschöne Stadt, von grünen Wällen umgeben, hat eine herrliche Gothische Kathedrale und die schönsten Frauen in ganz England. Sie ist der Wohnsitz der Aristokratie aus ganz Cheshire, und steht sein und elegant aus wie ein Bouquet. Natürlich spielt der Torypiemas hier den Meister und hat im Voll den Triumph davongetragen. Der Trost ist ihm zu gönnen, es hilft ihm doch Nichts mehr auf. In dem benachbarten Liverpool hat die konservative Partei diesmal gleichfalls den Sieg errungen; aber da gab es furchtbare Auftritte, ein wahres erbittertes Gefecht in den Straßen, einen förmlichen Krieg der Faustschläge und Knüttelschläge. Um einen Mann, der auf dem Platze geblieben ist, stritten sich die Parteien: die Whigs sagen, er sey ein Whig, die Tories, er sey ein Tory gewesen; man hat den Mann begraben, und damit war es aus.

In Birmingham rückte vor mir der ein Regiment Dragoner in schwarzscharlachrother Uniform ein, um die Wahlscheiben zu schützen. Die gewaltige Polizeimasse-Hauptstadt war in Bereitschaft, Fußvertreten bereitgestellt, falls alle Läden waren geschlossen, die Arbeiter sammelten sich auf den Straßen in drohenden Gruppen; Whigs und Tories überschüttelten einander in unzähligen Flugblättern und Wurfzeitschlägen mit bitteren Schuldungen und beißendem Spotte. Die Stadt war völlig in zwei feindliche Lager getheilt: auf dem einen standen die Banner des Reform-Kandidaten Attwood und Scholefield, die Losung der anderen Partei war der Name des Lord Stapleton. Die Whigs führten in ihren Manifesten eine leidenschaftliche Sprache: „Freie Männer, erinnert Euch an die Blutbäder zu Manchester und Bristol, sie waren das Werk der Tories!“ — Die Tories ihrerseits hatten gemäßigteren Ausdruck treffen lassen, so riefenbolt wie man noch keinen gesehen, der bloß aus drei Worten bestand: „Go at Stapleton!“ Das „Go“ war volle fünf Fuß hoch und dominirte mit seiner gigantischen Autorität dergestalt an allen Straßenecken, daß jeder Vorübergehende dabei stehen bleiben mußte. An einem Schaufe der Provinzen Buchhandlung hing eine blaue Fahne zum Fenster heraus, zum Zeichen, daß hier das Central-Comite der Reformer seinen Sitz habe; hier gingen von Minute zu Minute Berichte über den Stand des Volks ein und wurden auf einer Tafel vor der Thür ausgehängt, um welche das Volk unten sich zum dichtesten Knäuel drängte. Oben am offenen Fenster des ersten Stocks saß ein Mitglied des Comite und las den jüngsten Stand der Stimmengebung laut auf die Straße hinunter, zu Nutz und Frommen derer, die nicht an die Tafel, heran konnten. Eine sieberhafte Ungeduld bemächtigte sich der ganzen Bevölkerung, als die jüngste Abendstunde und mit ihr der Schluß des Voll herannahte; es ging unwiderstehlich durch die Stadt war auf den Brinen, alle Herzen pochten vor Erwartung. Da endlich wurde unter Trompetenschall und lautem Zujauchzen der Volksmasse das Resultat proklamirt; die Reform-Kandidaten hatten mit einer Majorität von tausend Stimmen gesiegt, Attwood und Scholefield waren als Volksrepräsentanten ernannt. Jn der Ferne die unabsehbare Menge stumm lauschen, als Knoffschecher schmückten sich mit Bändern in Englischer Nationalfarbe; ein Orkan von Hurrah's brach los und wälzte sich von der Eisenbahn hinaus bis zu der großen Stadthalle, dem Pantheon von Birmingham. Doch ging neben der lauten Freude eine dumpfe Besorgniß um; es glaubte in den Volksmassen sich fürchterer dunkler Elemente, wenn die Erbitterung der besiegten Partei und die Niederträchtigkeit gegen die bewaffnete Macht leicht führen konnte. Als die Nacht hereinbrach, wurden die Anzeichen immer drohender; es lief sich kein Franzenzimmer auf der Straße sehen, alle Läden in den Hauptbelebtheiten wurden geschlossen; die Polizeimänner gingen unher und sahen in Kasernen von den benachbarten Ortschaften herbei. Kleine Volksgruppen zogen trotzig und murrend durch die Straßen. Einen Augenblick trat ich in das Hotel zum weißen Schwan ein und fragte die Kente, ob diese Bewegung wirklich gefährlich werden könnte; man sah mich verwundert an, erwiederte mit lakonisch mit dem einen Worte: „Nie! Nie Wohl!“, und der Wirth sehr kaltblütig, wie Einer, der Neuigkeiten zu treffen, ohne auch nur ein einziges Mal auf die Straße hinauszusehen. Ich schämte mich meiner Furchtsamkeit, verließ das Hotel und ging durch Newstreet auf den Markt hinab.' Hier stand ein Haufen Volkes um die Statue Nelson's; man hatte ihm bronzenen Helden ein blaues Band um die Stirne und gehangen, zum Beifall erdrein, als man die Bildsäule mit den Abzeichen der Whigs und Reformer prangen sah.

Gegen neun Uhr lockte mich ein gewaltiges Schreien und Toben, das von Newstreet herkam, wieder in die Straße zurück; es war, als stünde ein ganzes wildes Heer auf einmal auf. Alles vor sich niederschlagen und zu verschlingen. Die ganze Straße lag in dichter Finsterniß. Einen Augenblick verweilte ich, erfreut und voll Bewunderung vor dem drei lichen, ſinnig vollendeten, palastähnlich Gothischen Gebäude, das den schlichten Namen der „Elementar-Schule“ (Grammar-School) führt; die Dunkelheit lieg seine massiven und gefangen, seine Formen doppelt imposant erschienen. Der Strom der Menge stieg und zog mich die Straße hinauf bis zu einer freien Stelle, wo zwei Lichter über einem wogenden Meer von Menschenhäuptern durch die Nacht blinkten. Hier eröffnete sich eine Szene, die nimmermehr aus meiner Erinnerung schwinden wird. Es war ein Meeting noch der Wahl, unter freiem Himmel: auf der Bühne, wo die beiden Fackeln brannten, stand ein Mann mit grauen Haaren und redete zum Volke; dies war Scholefield; sein Kollege Attwood stand neben ihm und wartete, bis die Reihe zum

Digitized by Google

Sprechen an ihn kämr. Die beiden Wiedergenesenden, von den Mitgliedern des Reform-Vereins, Comité's umgeben, überschauten und beherrschten von ihrer Höhe aus ihr unermeßliches Auditorium; sie standen nämlich auf der großen Terrasse des Royal-Hotel, gerade unter dem Balkon, wo mit dem Britischen Einhorn und Leoparden in Lebensgröße und in vollem Relief detorirt ist. Schottisch hatte die linke Hand auf dem Wappenschilde von England ruhen, das in die Mitte des prachtvollen Gebäudes eingesetzt war; die rechtedne Rechte gestikulirte lebhaft und mit Würde; er beschrieb den Völkern die Bahn, die er in künftigen Parlamenten einzuhalten gedenke, und bei jeder Phrase brach ein andauernder Beifallssturm los, der von fern dem Toben eines wüthenden Volkskampfs glich, in der Nähe aber durchaus nichts Schreckendes hatte. Denn hart neben dem Royal-Hotel gingen die Leute ruhig ins Theater, um den „Verräter in London" spielen zu sehen, eine Oper so schlecht als derbe Posse, worin der Britische Jude, wie in vielen anderen Stücken, die Rolle des einfältigen Maß spielt, gepreßt wird und Schläge kriegt. Der Zellner war bestohlen und ausdatirt, in der Komödie wie im Leben. Ein interessanter Zwischenfall unterbrach den Vortrag Schottfield's. Ein Dragoner-Offizier im schicksten Uniformsrock ritt zu Pferde mitten im Gedränge; er trug Epauletten, Stiefel nach Façon, er hatte dem radikalen Redner lange mit großer Ruhe und Aufmerksamkeit zugehört, aber bei einer allzuradikalen Phrase, die vom Balkon herab ertönte, gab er ein lautes Zeichen des Mißfallens. Ich meinte nicht anders, man werde ihn augenblicklich in Stücke reißen; er kam aber nicht aus der Fassung, richtete sich auf im Bügel und rief den Aufgeregten beleidigt zu: „So ist meine Meinung; darf ich nicht frei denken?" Plötzlich wandte sich der Unwille in lautes Beifall, die Masse öffnete sich, um ihm Platz zu machen, und der geschickte Offizier gelangte bis dicht unter die Terrasse, wo er ein energisches Hurrah! für Russell und Schottfield ausbrachte. — Noch der Mißstimmung war die Unterhaltung und waren die Reden in vollem Gange; es hatte sich gewissermaßen ein Dialog, eine politische Catechisation zwischen dem Volke und den Abgeordneten entsponnen, wobei die Fragen von unten, die Antworten von oben kamen. Noch stundenlang hörte ich aus meinem Zimmer, im Hotel zum Schwan, den Klang der Volks-Versammlung, und man erzählte mir am anderen Tage, erst nach Sonnenaufgange habe sie ihr Ende erreicht.

Auch auf meinem Wege von einer Stadt zur anderen, an der Landstraße, in Flecken und Dörfern, fand ich den Wahlkampf überall lebendig, überall durch Flugblätter und Anschläge an Bäumen, an Thoren, auf den Zeughäusern der Eisenbahnen, auf der Uniform der Postillone, auf den Wirthshausschildern verkündigt. Einen übertrachtenden Eindruck machte auf mich das Dörfchen Old Woodstock in Oxfordshire. Es hat, ein vielleicht einziger Fall in ganz England, eine buchaus Französische Physiognomie; die Häuser, die Dächer, die Gärten, die Landschaft erinnern an die Umgegend eines die Normandie. Die Geschichte erklärt sich aber eben der sich gegangen; leonfardige Fahnen flatterten aus den Fenstern, und auf dem Kirchplatze war ein Freiheitsbaum wohl fünfzig Fuß hoch aufgerichtet: als wäre ich hier, mitten in England, auf einmal in eine Französischen Zeiter der Juli-Tage geraten.

Ich bin erst den wenigen Stunden in Oxford angelangt — eine Stadt, die zugleich Spanisch, Italiänisch, moorisch und Gothisch aussieht. Gegenwärtigen Brief schrieb ich an großer Eil, mit einer von einem Studenten geliehenen Feder, auf einem Tisch in der Gaststube der Krone's Inn. Hier ist alle Welt mit dem Ausfalle der Wahlen zufrieden; in der Stadt ist ein Whig und ein Tory renannt worden, und beide Parteien stimmen das Tedeum an.

Mexy.

Afrika.

Captain Fawckner in Afrikanischer Gefangenschaft.*)

Captain Fawckner hatte sich an der Küste der Provinz Mongzwe, die zum Königreiche Benin gehört, in den Schuß der Piratanerei begeben. Der schlechte Zustand seines Schiffes war die Veranlassung zu diesem verzweifelten Schritte gewesen, der eine ganze Reihe von Drangsalen und wirklichen Gefahren nach sich zog. Die Wilden zerstörten das Schiff, raubten alle Lebensmittel vom Bord und schleppten den Capitain und seine ganze Mannschaft in's Innere an die Küste. Fawckner und seine Gefährten schmachteten hier viele Tage, ohne zu wissen, welches Schicksal ihrer harrte. Von drei wurden sie nach Porcella transportirt, diese Häuptling die wenigen Schwarzen unter der Mannschaft als Sklaven verkaufen und die Weißen hinrichten lassen wollte. Porcella war noch für das peinlichste Henker-Handwerk ein Stümper. Mit einem Dolch waren schlechte der Häuptling die Gefangenen unter dem Vorwande größerer Sicherheit in eine abgelegenere Gegend, wo man sie ohne die Gefahr einer Entdeckung opfern konnte. In ihrem Glücke hat der Verbrecher sie nie, wo die Menschlichkeit ihnen versagte. Ehe die blutige Haarung vollzogen werden konnte, mußten die Wetter um Rath gefragt werden.

„Der „Fetisch-Mann" (so heißt der Capitain) langte eine Anzahl Cauri's hervor, welches kleine Muscheln sind, die aus Westindien eingeführt werden. Die platte Seite derselben ist weiß, die konvexe Seite roth. Diese Muscheln warfen in die Luft geworfen werden, und wenn kam es darauf an, welche Seite sie beim Niederfallen nach oben kehrten. Es war ein Wissen um unser Leben. Nachdem der Fetisch-Mann eine Hand voll dieser Cauri's geworfen hatte, warf er sie mit der Sorgfältigkeit eines Knaben in die Höhe, um zu erfahren, ob es der Wille des Himmels sey, daß man uns gleich in dem Kanot niederschösse. Unsere Gefahr in jenem Augenblick verrieth sich nicht zu stehen; mit Thränen im Auge sahen wir den Nächstbesten an, daß er die Herzen der Barbaren erweichen und das drohende Verderben von uns abwenden möchte. Die Muscheln fielen prasselnd nieder, und zugleich waren Aller Augen auf sie gerichtet, die unsrigen allein ausgenommen. Augstvoll wandten wir nach dem Himmel, den das Resultat auf die Gesichter der Versammelten machen würde. Der Fetisch-Mann erhob sein Haupt, und seine Miene verkündete eine unempfindene Täuschung — fast jeder Cauri war auf die konvexe Seite gefallen und zeigte seine platte weiße Oberfläche. Schon glaubten wir uns gerettet, ermigliches für den Augenblick; wer mait aber unser Entsetzen, als das mißtrauische Schwarze die Mienen dem Offizier umherwarfen, der ihn an Bord zunächst kam, und ihn aufforderte, seinen Willen zu verkünden! Der Offizier setzte sich an den Bug der Kanoe's und that, wie Jener geheißen. Die Cauri's fielen und — leichten wieder ihre weiße Seite nach oben! Das Mißvergnügen der Versammlung steigerte sich jetzt bis zur Wuth; sie zogten einander mit Geschtern an, in denen sich Staunen und tasendes Verlangen mischte. Endlich wollten sie den Himmel zum dritten Mal befragen; sie reichten die Muscheln einem Manne, der am Steuer saß; er warf sie, aber umsonst: die meisten derselben lehrten ihre weiße Seite zum dritten Mal dem Lichte zu! Der Rest der göttlichen Berathung war stürmar ausgefallen, und zu retten, war keine Hoffnung mehr. Fawckner sagte: „Ja unserer Noth rief ich den Herrn an, und er beschrie mich aus meiner Drangsal!" Unsere Freude, unsere Dankgefühl waren unaussprechlich."

Bald darauf fielen sie einem Räuber-Häuptling in die Hände, der ihnen jedoch eine menschlichere Behandlung angedeihen ließ, als die bisher erfahren hatten. Auch hier hatte der Aberglaube großen Antheil an ihrer Erhaltung.

„Als wir drei Räuber-Chef nahe gekommen waren, fielen wir Alle auf die Kniee und flehten ihn um Schonung unseres Lebens. Unsere Flehenden Gebärden bewegten dieses anscheinend mit dreifachem Erz umpanzerte Herz, und die „Zeichen der Muscheln" zog ihn von seinem Vorhaben zurück. Er sah uns ein, in dem Genuß des Pipa zu nehmen, verlangte den Beutel voll Cauri's, der so oft gegen uns exprobt worden, und eilte mit einem seiner Unterge benen hinaus, um diese schwiegenden Orakel zu befragen. Wohl eine Viertelstunde lang schwebten wir in Todesängsten, ungewißheit, und hinaus dieser Zeit saßen die wilden Kanoe-Männer mit gefalteten Händen vor uns, um die Beschle des Chefs gleich auszuführen zu können. Als der Letztere zurückkehrte, strahlte ein Lächeln von seinem Antlitz, und das finsterer durchbrochene Auge verschwerte Güte und Wohlwollen. Er sang mit zwei Fäuchen Rum in der Hand auf uns los, nannte jeden Einzelnen und gab uns durch die freundlichsten Geberden zu verstehen, daß er unser Schonner und Schutzherr zu werden beabsichtigte. Die unmenschlichen Kanoe-Leute staunten über solche Huld und Gnade nicht weniger als wir; sie wurden jetzt doppelt gegen uns aufgebracht und warfen sich vor dem Häuptling nieder, indem sie flehten, daß er uns wieder an sie ausliefern möchte; allein der Räuber schien ihnen dies mit barschen Worten ab und sagte ihnen sogar, um ihrer ferneren Zudringlichkeit abzuwehren, sie sollten lieber sie ihre eigene Sicherheit sorgen. Dies hatte die gewünschte Wirkung: die Leute gingen wieder auf ihre Kanoe's und fuhren am Folgenden des nächsten Tages nach der Stadt zurück."

Mannigfaltiges.

— Probe aus der Bride of Messina. Wie haben vor kurzem eine kleine Uebersetzungs-Probe aus Raffel's Spona di Messina mitgetheilt und gehen nun hier als Seitenstück aus Irdine's Englischer Uebersetzung ebenfalls einen Ebor, und zwar aus der vorletzten Scene:

Oh! well is he, and blest his condition,
Who, in his native home and rest,
Far from the snares of life's wild transition
Sleeps like a child on nature's bosom!
I look'd on the house of the mighty with sorrow:
High o'er the earth to day they soar,
Mocking the sun — all vanished
Their pinse remembrath them no more!

Soft is the bed, and so watching a stranger,
Who, far from life's tempestuous wave,
Timely advised, hath retired from danger
In the deep cloisters silent cave;
Who the proud thoughts that aspire but to grieve us
Hath with proud fortitude repress'd,
And the vain wishes, that ever deceive us,
In his calm bosom lov'd to rest

Wie lassen zur Vergleichung die Worte des Originales folgen:

Wohl dem, selig mich ich ihn preisen,
Der in der Stille der ländlichen Flur,
Fern von der Welten verworrenen Kreisen,
Kindlich liegt an der Brust der Natur!
Denn das Herz wird mir schwer in der Fürsten Palästen,
Wenn ich herab vom Giebel der Gitter
Stürzen sehe die Hochthen, die Besten
In der Schwelle der Augenblicks!

Und auch der hat sich wohl geborgen,
Der aus der stürmischen Wogenbrecht
Zeitig gewarnt sich herausgerettet;
In die Klosters friedliche Zelle,
Wo die sachtlose Sucht der Herrn
Nun sich wirft und die eitle Lust,
Und die Wünsche, die ewig brachen,
Eingeschlafen in ruhiger Brust.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

*) Aus der Narrative of Captain J. Fawckner's Travels &c. (Captain James Fawckner's Reisen an der Küste von Benin in West-Afrika.) London, 1837.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Nemtern.

№ 99. Berlin, Freitag den 18. August 1837.

Schweiz.

Schleichhändler in der Schweiz.

Von Sitt in das Thal der Arve führt ein Pfad über das rauhe Gebirge, das vom Eisfirn bis Sallenche streicht. Nur die Contrebandiers, die aber hier an der Savoyisch-Schweizerischen Gränze ungemein zahlreich sind, kennen und benutzen diesen Weg. Diese schauen und verwegenen Leute holen die Waaren und Vorräthe zu Martigny im Wallis ab, erklimmen mit ihren schweren Last die steilsten und unzugänglichsten Höhen und steigen in die Savoyischen Thäler hinab, wo ihre Ladung abgiebt, vertheilt und andermerts weiter in das Land fortiet wird, während die Douaniers draussen an der Gränze auf der Wacht liegen und nichts Verdotenes die Straße hereinpassiren lassen. So besteht die Einrichtung in der schönsten Ordnung.

Ein Douanier ist leicht zu erkennen: er hat eine Uniform, schmutzige Hände und eine Pfeife im Munde. Er sitzt an der Straße, läßt sich von der Sonne beschienen, singert und wartet, bis ein Wagen vorbeikömmt, der die Straße wahrhaftig nicht sahren würde, wenn er auch nur für einen Pfifferling Contrebande führte. „Hat der Herr was zu deklarieren?“ — „Mar nichte.“ — Nun kennen die Herren, trotz der kategorischen Verneinung, mit Stöcken und Stechern heran, treiben Koffer und Felleisen auf, tappen und wühlen mit oden besagten Händen unter der weißen Wäsche, Taschentüchern und seidenen Roben. Für dies Geschäft bezahlt sie der Staat: ist das nicht tustos?

Die Contrebandiers sind wieder ein ganz anderer Schlag Leute: sie gehen ihren eigenen Weg, als an die Zölle verwiesen, und lieben nicht, daß ein Douanier auf ihrer Straße einherspazirt; treffen sie einen, so machen sie nicht viel Umstände und grüßen ihn mit einer Kugel unter die linken Rippen. Zum Glück wissen die Douaniers von der Sache und richten sich danach; wenn sie spazieren gehen, nehmen sie einen anderen Weg. Man sollte ihnen so seinen Lohn gar nicht zurauen.

Die Herren Douaniers kenne ich; ich hatte oft mit ihnen zu thun. Meine Hemden haben die Ehre gehabt, an allen Gränzen, von den Beamten aller möglichen konstitutionnellen und absoluten Regierungen, besichtigt und nach verbotenen Dingen durchsucht zu werden, die sich nicht darin fanden. Aber weil ich gerade von Hemden spreche, fällt mir eine hübsche Geschichte ein. Ich reiste nach Lyon. Zu Bellegarde im Zollhause waren unsere Koffer durchsucht worden, und nun sollte es auch an eine Untersuchung unserer Personen gehen, wogen Verdachts, ob wir nicht Uhrmacherwaaren am Leibe trügen. Die Aengstlichkeit läßt sich erklären, Gens ist nicht weit. Ich ließ mir die Visitation ruhig gefallen — ich bin überhaupt ein stiller, friedliebender Mensch; — aber es reizte ein Englischer Offizier mit uns, der gar nicht begriff, was man von ihm wollte; und als er's endlich begriff, zog er sein blankes Messer aus der Tasche und erklärte kaltblütig: „I stech die Erst', wer kommt, un die Zweit' darzu, durch und durch“, wenn Einer auch nur von fern Miene machen sollte, an ihn zu greifen. Das gab einen großen Rumor; die Herren wollten ihrem Reglement nichts vergeben, aber der lange resolute Silbersteller von Waterloo, mit der spitzen Klinge von blankem Englischen Stahl, zeigte ihnen seinen heiligen Respekt ein. Der Inspektor nahm alle seine Untergebenen zusammen: „Durchsuchet den Menschen!“ rief er gebieterisch; der aber wurde wüthend: „Komm' Sie an! if sneid' Sie in Stücken, die Erst' kommt die Zweit' und die Dritt', mit das!“ und er streckte das Messer dem Inspektor unter die Nase, der stutzte, Schritt zurücktrat. Die Sache hätte ein tragischer Ende nehmen können, denn der tapfere Grenadier war sehr wild und ganz außer sich; da trat ich dazwischen und machte einen Vorschlag zur Güte. „Der Herr“, sprach ich, „wird so gut seyn, sich selbst zu entkleiden und seine Kleidungsstücke den Herren von der Douane einzuhändigen; so können Sie Ihre Schuldigkeit thun, ohne dem Anstande gegen den Herrn zu nahe zu treten.“ Das war der Engländer gleich zufrieden; er zog rasch die Kleider vom Leibe und warf ein Stück nach dem anderen, wie es brunter war, den Douaniers an den Kopf. Er schlitzte sich rein aus, und ich werde die Art und Weise und den Ton nie vergessen, wie er zuletzt sein Hemde dem Inspektor saß ins Gesicht schlug: „Da nehm', miserable Kerl!“

Mit den Herren Contrebandiers ist meine Bekanntschaft nicht weit der, aber wir haben doch einmal mit einander zu thun gehabt, als ich mir nämlich eines Tages einfallen ließ, auf gemein Wege über das Gebirge ganz allein von Sitt nach Sallenche zu marschiren. Ich hatte mir den Pfad vorher genau beschreiben lassen: etwa eine Stunde, ehe man die höchste Höhe des Berges erreicht, geht man längs den Ufern eines kleinen Berg-Sees, welcher le lac de Gers heißt, und kann versolgt man eine scharfe Felsenkante, die aus einem Eis- und Schneefelde hervorragt; hernach geht es auf der anderen Seite abwärts durch die schöne Waldung, welche den Wasserfall von Arpenas umkränzt, bis nach Sallenche. — Ich war von herrlichstigen Stellungsthen schon ziemlich ermüdet, als ich endlich den kleinen See vor mir sah: ein mäßiger Teich zwischen Abhängen und Matten, deren helles Grün sich in dem Wasser dunkler widerspiegelt, während das Auge in der Tiefe dieser Klarn, durchsichtigen Fluth die glänzenden, schillernden Moose und Wasserpflanzen unterscheidet, die den Boden überkleiden. Ich streckte mich am Ufer nieder und betrachtete mir Narcissus im frischen Element mein eigenes Bild. Mit diesem Genuß verband ich einen anderen, nämlich den einer schmackhaften Fühnerkeule; ich aß und sah mich essen, und das war das Schöne an der Beschauung, daß mir kein Bissen darüber verloren ging.

Außer meiner werthen Person sah ich im Spiegel unten die ganze umliegende Landschaft, die Bergkuppen, die Wälder, die ganze Natur verkehrt, sogar zwei Rodrn, die hoch in den Lüften, da unten aber tief zu meinen Füßen im Abgrunde flogen. Das Schauspiel fesselte und ergötzte mich, und wer weiß, wie lange ich mit dem Kopfe über dem Wasser gelegen und die ganze Welt vergessen hätte — aber auf eins mal sah ich auf einem Abhange, der sich zu meinen Füßen spiegelte und über den ich nachher meinen Weg nehmen mußte, etwas sich rühren und den Kopf aus einer Spalte hervorstrecken; ob es ein Mann, ein Weib, oder nur ein Thier gewesen, vermochte ich nicht zu unterscheiden, denn es verschwand im Nu. Ich hob den Kopf in der Richtung auf, aber es war nichts mehr zu sehen. Die Täuschung mag gewesen seyn, dachte ich: das Wasser wird sich ein wenig bewegt haben; und machte mich auf den Weg, in der festen Meinung, das weit und breit kein lebendiges Wesen außer mir und den Bergen einhergehe. Weil ich mir aber doch gar zu deutlich bewußt war, etwas gesehen zu haben, so blieb ich von Zeit zu Zeit stehen und sah mich um; und als ich der Stelle näher kam, wo mir der Kopf erschienen war, schlich ich sachte und vorsichtig hinter einigen Felsstücken herum, um auszuspähen, was es etwa gäbe, und doch jede schimme Begegnung zu vermeiden.

Der Weg, der hier in die Höhe führte, war ein Holzpfad zwischen zwei niedrigen natürlichen Steinwänden, vielleicht künstlich ausgeschaufen. Dran hatte mir unten in Elsfes eine Geschichte erzählt, die hier wohl an ihrer Stelle ist, da sie sich in demselben Hohlwege zugetragen hat. Achtzehn Contrebandiers, jeder mit einem Sack Pulver aus der Berner Pulvermühle beladen, wollten über den Berg hinüber nach Savoyen. Sie gingen einzeln hinter einander; der letzte in der Reihe merkt, daß sein Sack leichter und immer leichter wird. Anfangs behagte ihm das; aber mit der Zeit fing er klüglich an, sich zu besinnen, daß es wohl mit seiner Ladung nicht richtig zugehen müsse. Leise war es so: der Sack hatte ein Loch, und hinter ihm bezeichnete ein Pulverstreif auf eine lange Strecke den Weg, den sie genommen waren. Der Schade wäre zu verschmerzen gewesen, aber das Schlimmste war: das Pulver konnte die Zollsäger auf die Spur des Tempos leiten, und dann hätten sie einen darten Stand gehabt. Der hintermann rief „halt!“, der ganze Zug stand still, wies die Säcke ab, und jeder trat sich auf seinen, um sich den Schweiß abzutrocknen und den Douanieranische zu verfluchen. Der verschlagne Hintermann, ein Feldberner Gemse, setzt nun und geht der Pulverspur bis an ihren Anfang nach. Noch zweifelhaftigem Marsch erreicht er die Stelle, wo sein Sack gerissen war, und um die Spur scheinungh zu verwischen, steckt er seine breitmündige Pfeife daran. Es dauert keine zwei Minuten, so hört er einen schwedischen Knall, der an den Bergwänden tausendfach widerhallte und mit betäubendem Donnern und Rollen durch alle Thäler und Schluchten lief. Er sperrte Mund und Ohren auf: ein solches Feuerwerk hatte es nicht gegeben, seitdem die Alpen stehen. Nämlich die stehenden Säcke, die sich am anderen Ende der Pulverstraße befanden, mit den sämtlichen Familienvätern daraus, waren in die Luft geflogen.

Die Geschichte ist nicht so ohne, und es läßt sich zweierlei Schönes dabei bemerken. Erstlich ist sie wahr und ganz ausnehmig und spaßhaft; sie ist aber nicht bloß wahr, sondern auch wahrscheinlich; sie wird dergnigt durch die deutsche Tradition und durch den Zeugengang, der sich noch an derselben Stelle befindet — davon kann sich Jeder mit eigenen Augen überzeugen. Aus diesen Gründen hatte ich die Begebenheit für so gewiß, wie den Zug Hannibal's über den kleinen Bernhard. Denn wodurch beweist man, daß Hannibal über den kleinen Bernhard gezogen ist? weil der Berg noch so derselben Stelle steht, das ist sonnenklar. Und was noch mehr ist, am Fuße des Berges liegt ein großer, ganz weißer Stein; das ist offenbar derselbe, den der Ko-

Digitized by Google

thätgische Feldherr oben mit Essig müsse gemacht hat, weil die Armee sonst nicht durchgekommt hätte. — Zweitens bitte ich den Leser, wohl zu bemerken, daß in dieser Geschichte Gehaltene Menschen ums Leben kommen und Einer thätig bleibt, um Kunde davon zu bringen. Das ist das rechte Merkmal, das wahre Kriterium einer schönen und bezeugenswerthen Erzählung, und ohne ein solches sollte man eigentlich gar keine gelten lassen. Denn bei einer Schlacht, bei einer Pest, bei Wasserund Feuersnoth, und was man sich sonst noch für Katastrophen in einer Geschichte denken kann, — sterben wenig Leute dabei, so ist's eine wahre Lumperei, daß Einer dieser Weit, was weiß ich? sich blinden über doch auch über in die Welt hinein. Aber Alle dürfen auch nicht sterben: sonst heißt es „gute Nacht!“ und wir soll dann die Geschichte in die Welt kommen? Also am besten und schönsten ist es, wenn so eine ganze Legion, ein rechtes Gewimmel und Gebäcge von Leuten auf einmal ins Gras beißen oder in die Luft springen muß und nur ein Einziger durchkommt, und die Begebenheit weiter erzählt: das ist die rechte Höhe der Kunst, und der Kenner setzt sich, wenn er so was zu lesen oder anzuhören bekommt. Darum ist ja eben die Geschichte so schön, die Griechische, die Römische und die neue, weil dergleichen tausendmal vorkommt.

Ich marschirte immer zwischen den Steinen fort. Heiß war es, aber in dieser Höhe herrscht beständig ein rascher Luftzug, der frisch erhält; die Schönheit der Natur, das stets wechselnde Schauspiel der Umgebungen und Aussichten beschäftigt Augen und Sinn, und man vergißt Hitze, Ermüdung und manche kleine Beschwerde, die in tiefer, flacher Gegend zu ebner größerer Unerträglichkeit wird. Ich unterhielt mich um; da lag der gewaltige von Eis gewölbte Dom des Buet so nahe vor mir, als könnte ich ihn mit Händen greifen. Aber hinter den letzten Tannen, über die ich hinaus war, ging etwas vor, was sür jetzt meine Aufmerksamkeit weit in Anspruch nahm; ich sah Jäger sich regen, — wer weiß, vielleicht gelbrothen, — dem Schuß nach, den ich vernommen sehen. Mit noch größerer Vorsicht trat ich den Marsch weiter an. Es ist ein Unglück, daß ich von Natur so furchtsam bin; ich glaube, es ist mit mir geboren. Ein Heh, sagt man, liebt die Gefahr; ich will darüber nicht streiten, weil ich's nicht begreife; ich für mein Theil liebe nichts so sehr, als Sicherheit vorn. Sicherheit im Rücken und auf beiden Flanken. Die bloße wohl eingetragene Vorstellung, daß man sich bei einem Duell mit einer blanken Degenspitze vor der Nase herumfahren lassen muß, hat hingereicht, mich für mein ganzes Leben vorsichtig und friedfertig zu machen, obwohl ich regelmäßig den Verdächtigen und aufbrausenden Temperamenten, und meine Aufmerksamkeit ist ungetheilt, obwohl ich eigentlich fleißig hin und her leicht zwar in die Nase steigt. Ihre oder konnte mir noch viel Schlimmeres vorstellen, als ein Duell, — ein Angriff auf meine Ehre, auf mein Leben, oder auf beider zugleich. Es konnte eine schrecklichere Katastrophe geben, und wenn mich einer, war Niemand da, sie meine zu erzählen, — denn ich war allein. Einsam, ich also nicht um jenen Preis mein Leben retten? Diese Verirrungen wurde immer mächtiger in mir, und ich hatte nicht eher Ruhe, als die ich einen wohlgelegenen Winkel hinter ein paar Felsblöcken aufgefunden, wo ich unterbauen und die Operationen der Feinden in meinem Rücken beobachten konnte.

Eine halbe Stunde — sie wurde mir aber so lang wie drei ganze; denn das Beobachten, lieber Leser, ist unter solchen Umständen ein langweiliges und mühliches Geschäft — eine halbe Stunde mochte ich so im Einverdrießlich gelegen haben, als eine Person von sehr verdächtigem, unangenehmem Aussehen hinter den Tannen sachte hervorschlich. Erst lugte der Mann eine ganze Weile durch den Steinen hin, wohnter ich verstehen war; dann klatschte er zweimal in die Hände. Auf das Signal kamen noch zwei Leute hervor, und nun luden die Drei jeder einen großen Sack auf die Schulter und stiegen allgemach bergan. Etwa zwanzig Schritt von der Stelle, wo ich saß mit dem Bauche an Boden lag, hielten sie wieder an, legten ihre Säcke nieder, setzten sich darauf, zuß wie die Siebenschläfer, und steckten ihre Pfeifen an. Zum Glück saßen sie mit dem Rücken gegen mich. Ich bebielt Ziel, meine Lunte genau zu mustern. Flöte erste waren sie wohldewaffnet, führten einen Karabiner und zwei Pistolen, ungerechnet die drei gewaltigen Säcke voll — so lehrte mich ihr Gesichtsausdruck — voll Heroen-Schießbedarf. Ich zitterte nicht wenig; wie leicht konnte wieder Pulver verschüttet sein. Ja, als einer von den Dreien aufstand, bei Seite ging und seine brennende Pfeife auf den Sack legte, empfaßt ich in einem Stoßgebet meine Seele Gott und klammerte mich an den Felsen, in Erwartung, die Explosion müsse jeden Augenblick losgehen. Gottlob, der Herr wich und wankte nicht; sonst hätte ich gleich, dächt' ich der Angst laut aufgeschrieen und mich verrathen.

Der Mann, der mir den Schreck eingejagt hatte, war indeß auf eine Anhöhe gestiegen, und zwei spähender Blicke auf den Weg hinaus, den sie zu nehmen gedachten; dann kam er zu den Seinen zurück. „Man hört ihn nicht mehr“, — „Gilt ganz gleich“, sprach der Zweite; „ein solcher Lumpenhund ist genug, uns zu verfaulen.“ — „Ich will wetten“, fiel der Dritte ein, „er hat's darauf abgesehen. Was rennt er so voraus? 's ist eine verkappte Spürnase, sag' ich Euch. Habt Ihr nicht gesehen, wie er stehen blieb und schnoperte und nach allen Seiten umschielte? Es war bumm, sag' ich, wir hätten ihn gleich still machen sollen; 's ist so ein verschwiegener Winkel hier, — wenn's abgemacht ist, fräht kein Hahn danach!“ — „Recht hast Du: ein Todter schwatzt nichts aus und kommt nicht wieder.“ — „Weißt Du noch“, lieh sich der Erste wieder vernehmen, „wie wir damals den Hansen aus dem Wege geschafft haben? Da unten ist noch das Loch, unter der Stiege, wo er verfault ist, der Spion.“ — „Ich hab' noch ein Andenken an ihn. Wie wir an ihn kamen, da warf er noch geschwind die Klinte weg, der Lyon, und that, als ging' er bloß spazieren wie ein Menschene schlechtweg. Die Klinte liegt bei mir zu Hause, und wenn ich sie in der Hand halte, sticht mich's ordentlich, so einen Schnüffler aufs Korn zu nehmen.“ — „Damals gab's turzen Prozeß“,

fuhr der Erste fort; „kaum hatten wir ihn, so band ihn der Lunte am Baume fest, und der Priester sitterte ihm die Schläfen mit einem Tod Biel, — ratz, da lag er. Und hinterher sprach der Peter erst: na Hannes, der um deine arme Seele, — aus lauter Spaß.“ Die Beschreibung schlug bei diesen entsetzlichen Worten einr lauter Lache auf, wovon mir Mark und Bein schauderte. Jetzt erhob sich der Dritte, derselbe, welcher vorhin das Signal gegeben hatte, und indem er sich umwendete und einige Schritte vorwärts ging, wurde er mich in meinem Versteck gewahr. „Halloh!“ rief er, „da sitzt der Fink' im Nester. Wie! Platzer, mein schöner Herr!“ Die beiden Anderen sprangen nun auch auf, und ich' ich mich dessen versah, umstanden sie mich, die Flinten- und Pistolenläufe gegen meinen Kopf gerichtet. Es waren drei, ich sah ihrer tausend; der Himmel und die Berge drehten sich mit mir. „Meine Herren“, stammelte ich, „meine Herren! ich .... Sie sind im Irrthum .... erlauben Sie .... thun Sie mir den einzigen Gefallen und setzen das Gewehr ab .... meine Herren, ich bin rein ehrlicher Mann wie einer auf der Welt —“ (sie murrten und runzelten zornig die Brauen) — „ich führe nichts Böses im Schilde .... setzen Sie um Gotteswillen die Pistolen ab, wir sprich können sie ohne Ihren Willen losgehen .... ich bin ein Schweizer, ein Schriftsteller .... habe nichts in aller Welt mit der Donane zu schaffen — ein Bauersohn, habe Weib und Kinder .... ich beschwöre Sie, legen Sie das Schießgewehr beiseit, es bringt mich ganz von Gedanken .... Sie können Ihren Marsch ganz unbesorgt fortsetzen .... haben Sie die Güte .... machen die sich nennetwegen keine Unruhe, ich verstehe Sie mit seinem Wort .... was gehen mich Ihre Angelegenheiten an? Ich bin ein friedlicher Fremd .... im Gegentheil, ich meine es gut mit Leuten Ihres Gewerbes .... es ist ein nützliches und nützliches Gewerb' .... Sie sind wackere Leute, meine Herren. Sie versorgen Ihre Nebenmenschen, die unter dem Druck der Zoll-Erpressungen leiden, mit wohlfeilen Bedürfnissen .... ich wünsche Ihnen von Herzen Glück und empfehle mich gehorsamst ....“ — „Nicht von der Stelle!“ rief der Schlimmste von den Dreien, eine harte und verschnupfte Cartouche-Physiognomie; „so kommt Ihr nicht fort. Ihr wollt uns anspafsen, he?“ — „Gott bewahre, wie kämen wir dazu? ich wollte ....“ — „Na feine Finken! anspafsen wollt Ihr uns und uns die Spitzbuben in Zäunern verlaufen. Wie kennen unsere Leute. Wir haben Euch da unten am Wasser auf der Lauer gesehen: was habt Ihr Euch da herumzutreiben?“ — „Die schöne Natur zu betrachten, liebe Herren; Anderes hab' ich nicht vor.“ — „Die schöne Natur! wenn wohl Ihr das einreden! und warum macht Ihr Euch da in den Winkel, wenn Ihr Euch bös Gewissen habt? was gab's da anzusehen? Hört Patron, Ihr werdt ein schändlich Ende werden, und es kommt Euch heim. Das sind hier unsere Wege, und wir leiden keine Spürhunde. Macht Euch fertig, sprecht ein Gebet; wir wollen Euch nicht quälen, aber das der Weit will Ihr.“ — Ich legte Hände und Füße an, und sie hatten in Betreuung an Seelen. Die beiden Anderen traten indeß hinzu und schienen ihrem Kameraden Vorstellungen zu machen; ein Wort erhielt sie leise mit einander; dann faßte der Eine mich an und warf mir, ohne Umstände, ohne ein Wort zu sagen, seinen schweren Sack auf den Rücken! „Du!“ pfiff er es und zog mich in die Höhe. Ich mußte gehorchen, und so machte ich, wider Willen und Absicht, den Zug der Schmuggler-Karawane mit. Es war das erste Mal in meinem Leben und auch das letzte; denn seitdem hab' ich mich besser zu hüten gewußt und bin keinen Schmuggler-Pfad mehr gegangen. (Fortsetzung folgt.)

Griechenland.

Stimme aus Griechenland über Journalismus und Preßfreiheit.

Im Jahre 1836 erschienen in Athen einige in Neugriechischer Sprache geschriebene Dialoge über Griechische Sitten und Zustände, unter dem Titel: *Ὁ γέρων Ἀνατόλιος* (der Greis Eutolis). Wir entnehmen hier daraus Folgendes:

Die Griechischen Journalisten (begann im Verlaufe des ersten Dialoges der Greis) gleichen in der That den Danaiden: sie schöpfen in ein durchlöchertes Faß, und was sie hineingießen, das fließt immer aus dem nämlichen trüben und übelriechenden Wasser. — Dein Gleichnis (erwiderte Dimitrios) ist wahrlich sehr treffend, und namentlich das Bild vom trüben Wasser brauchst mich, hinzuzusetzen, das sie eben darum über beschmutzten Geschirr nicht sehen, und daß sie, während sie Andere mit schwarzen Geschichten malen, nicht erkennen, wie geld und schmutzig sie selbst sind, nachdem sie im trüben Winter (nach dem Dichter) ertrunkt und vom Sturme der Leidenschaften ergriffen worden und daher die Rothwendigkeit nicht einsehen, sich zu reinigen, wenn sie vor dem Volke, dem obersten Gerichtshofe, redend erscheinen wollen. Die Journalisten bernehmen in gewisser Beziehung die Rolle eines Anwalts bei diesem Gerichtshofe; und wie dieser nicht, wie weit sich ihr Wirkungskreis erstrecke, oder, auch wenn sie dies wissen, sie überschreiten frech die Gränzen desselben. Sie sind nur bestimmt, die (öffentlichen) Handlungen öffentlicher Personen zu beurtheilen; aber gleichwohl ziehen sie auch die Handlungen von Privatpersonen in ihren Kreis, und machen sich auf diese Weise zu Herren der Römischen Censur an. Neben diesem Secretair, jenem Gouverneur oder anderen öffentlichen Personen, sollen sie auch hier über den Georgios, dort über den Dimitrios her, und, was das Schlimmste ist, nicht etwa wegen ihrer Handlungen von heute oder gestern, sondern wegen längst gethaner und oft zweifelhafter, auch nicht wegen eigener, sondern wegen ihres, was bei Einen Vater, bei Anderen Großvater, und sogar anderer Griechenland, in der Zukrei oder Angsten gethan hat. Ein einziges Wort ist oft eine ganze Biographie, und dergleichen Biographien von Privatpersonen findet der Leser nicht selten in den Griechischen Zeitungen, die unter Verantwortlichkeit derjenigen Personen herausgegeben werden, deren Gesch dann verdoppelt wird, wenn sie ins Gefängniß geschickt werden. Ist es

Digitized by Google

nun nicht sonderbar, daß, während bei anderen Anwalten dafür gesorgt wird, daß es Menschen von einem Stirn, von Bildung, Geistesfunkheit und Gerechtigkeitsliebe seyen, man es bei den Anwalten vor diesen höchsten Gerichtshofe für hinreichend hält, daß sie fünftausend Drachmen besitzen, oder daß sie für sich auf diese Weise die Erlaubniß erkaufen, nach dem Unschuldigen die Pfeile der Schande und der Ehrlosigkeit zu schwenken, und dies oft nur darum, weil derselbe im Staatsvermögen vor gegangen worden könnte, da er es verdient? Ist es nicht sonderbar, daß, wenn mich Jemand in Gegenwart Zweier mit beleidigenden Reden schwächt, ich mein Recht gegen den Beleidiger suchen kann; daß dagegen, wenn mich Jemand schriftlich und öffentlich in den Zeitungen beleidigt, ich mich mit dem Schänder der Journalisten einlassen muß, der es vorsichtig für vortheilhaft hält, daß ich ungerechter Weise geschwächt, er selbst aber gerechter Weise ins Gefängniß gesetzt werde und dann den doppelten Lohn, oder was sonst auf einen solchen Fall anbedungen worden ist, erhaltet? Während der Journalist die Beleidigung beabsichtigte, flüchtet er sich nun hinter seinen falschen Sklaven; dieser schleudert seine Pfeile ohne Gefahr, wohin er will, und — diesen Zustand der Dinge nennt man verfassungsmäßige Preßfreiheit!

Ich leugne nicht (entgegnete Eiderio), daß die Journalisten (unter die ich übrigens alle diejenigen, welche Aufsätze in die Zeitungen rücken lassen, und die periodischen Schriftsteller rechne), mehr oder weniger schädlich, nicht selten den Staat stürzen können, und öffentliche Personen selbst mit Koth bewerfen, statt allein deren schlechte Handlungen zu denunciren, daß sie die Lüge mit Wahrheit ausstaffiren, so oft es ihnen nützlich ist, daß sie die Maske des Patrioten annehmen, um besondere Zwecke zu erreichen, daß sie, wie die Jäger, die nach Rebhühnern jagen, verschiedener Farben anziehen können, um sich dem Auge, oder Ohre der Leser ihrer Zeitung, und besonders die einfachen und ungebildeteren, wie sie sich daherumreis in den Kaffeehäusern der Städte zu finden pflegen, zu fangen.

Ich bin damit ganz einverstanden (antwortete Dimitrios); erinnert Euch nun aber dessen, was wir früher besprochen, daß die eine Klasse der menschlichen Gesellschaft von jeder andern abhängt und nach ihnen sich richten muß, und erwägt Du, daß folglich auch die Journalisten auf die übrigen Bürger außer ihnen und namentlich auf die Leser ihrer Zeitungen im Rägerweisen Rücksicht nehmen müssen, und daß sie von ihnen abhängen, so bekennst nun auch das Folgende, um gerechter urtheilen zu können.

Das Vorgehen hat die Eisenlichkeit des Eisenbartmässes, der sich ausdehnen und zusammenziehen läßt. Dies erwägend und fürchtend, übernehmen die Journalisten nicht selbst die Verantwortlichkeit dessen, was sie schreiben, sondern bestellen einen anderen verantwortlichen Herausgeber und sagen, wenn nun einmal das Unheil über ihren Köpfen etwas zu weit vorstreckt, daß es besser sey, statt über ihren Schreiber, ihren Koch und Keller zu finden. Diese Methode ist freilich nicht sehr sokratisch; sie ist vielmehr eine offenbare Verletzung des Gesetzes und unter allem Zweifel der ungebildeten Vertreter der heiligen Wahrheit unwürdig; sie ist das Werk feiger, niederer Sophisten, und unmoralischer Anwalte des öffentlichen Rechts: aber warum geschieht es dennoch? Nur, weil das Verbrgeiz von dem verantwortlichen Herausgeber weiter Nichts, als fünftausend Drachmen verlangt, gleich als ob die Zahlung dieser oder einer noch größeren Summe ein Recht begründe den Thäter, welches nur in der Sittlichkeit der Menschen seine Grundlage hat.

Die Bestimmung des Gesetzes selbst also giebt dem Journalisten, der an sich seinen Leib hat, zu verlumpen und zu schänden, den Muth dazu, da er sieht, wie er, unerkannt und ungestraft, nach Belieben schmähen und verleumden und die Menschen nöthigen kann, mit seinem Koch sich in Streit einzulassen. Wie boden hier einen Beweis, wie eine schlechte Gesetzgebung überall die Sitten verdirbt, statt daß jedes Gesetzgeber sie verbessern soll; wie sehen hieran, wie die Griechen auf traurige und zugleich lächerliche Weise Gefahr laufen, sich ins gesammt mit kaulen Kerlen in Streit und damit Feindschaft zu verwickeln ins Gesicht zu werfen. Daraus entsteht die Gewohnheit gegenseitiger Geringschätzung und Verachtung; der Richter wird als ein bestechlicher Kadi, der Rath als ein Verräther und der Secretair als ein Feind des öffentlichen Wohles ausgeschrieen.

Der Mißbrauch des Lobes ist nun auch ganz natürlich zum Mißbrauche des Lobes führen müssen; und so ist es gekommen, daß das sonst leicht bewegliche, empfänglische Gefühl der Griechen, gegen das Eine, wie das Andere abgestumpft, ganz und gar zur Gleichgültigkeit herabgesunken ist. Wer schont wohl benutzauge die Schmähungen der Zeitungsschreiber? Wer stirnt noch ihrem Lobe? — Ich wenigstens, lieber Dimitrios, erwarteriete lächelnd der Held, würde mir von Niemand zwingen. Sins von Beiden zu erdnden, in der Zeitung lieber mit Spaßmirendes getadelt, als mit dem nach jenem in die Reihe der ausgezeichnetsten Männer des neuen Griechenlands gestellt und mit der Zustanella des Polettig gleicht sehen wollen.

Du hast ganz Recht, antwortete Dimitrios; und fast das nämliche Urtheil über die Griechischen Zeitungen las ich vorgestern zufällig in einer, vielleicht noch ungedruckten Handschrift. Ich habe mir das Wesentliche davon abgeschrieben. „Die Griechischen Zeitungen", sagt der Verfasser, „schreiben sich sonderbarer Weise die Kraft zu, welche der Mythos der Lanze des Telephos beimaß, nämlich die Kraft, zugleich zu verwunden und die Wunde zu heilen. Mag ich inwerdin meine Zeitungsblätter mit Schmähungen und Beleidigungen anfüllen, spricht der Journalist, und mag einer der Beleidigten wie derhald stürnen, und die ganze Stadt darin übereinkommen, daß ich ihm Unrecht gethan habe: was ist es weiter? Ich besitze die Kraft, nicht nur zu verwunden, sondern auch zu heilen; morgen fülle ich mein Blatt mit Lobpreisungen des Beleidigten an, und — wer kann dann Etwas wider mich sagen? Und sollte ich auch einmal wider alles Erwarten mit einem eitlen Prahlhans zusammenkommen, den in seinem Dünkel behaupte, daß er zu etwas Anderem auf der Erde bestimmt sey, als die übrigen Menschen, und weder meine Lunge, noch mein beßfälliges Gedicht ertragen will, so würde ich auch diesen nur leichter Mühe besänftigen können, wenn ich mein spätered Lob zusolge der Umstände vermehrte und ihn nach allen Regeln der Rhetorik anpriese. Auf diese Weise schiendert der Journalist sein Geschoß nach Jedem, der ihm in den Wurf kommt, darein, ihn zu heilen, wenn er ihn ungerecht verwundet hat. Der Arzt wundete ist wieder geheilt worden, sagt man auf die Ordnung der vielen Zeitungen in Athen); aber wie kommt es ihr in den Sinn, daß sie auf diesem Wege unvermerkt eine unbeschränkte Macht sich anmaßt; jede Macht aber, geistige oder andere Art, mag sie von einer Regierung, oder von einem Volke, von Dem oder Jenem gehalt werden, zu beseitigen, ist innen, als einem heiligen und ewigen Zwecke, sie die Interessen der Freiheit oder der Knechtschaft, — mit Einem Worte, jede Macht, die von Menschen ausgeht, trägt in sich selbst den Keim des Mißbrauchs und der Schwäche, das Erdtheil ihrer Natur, und sie darf daher nie unbeschränkt bleiben.

Unglücklicher Weise, sprach der Greis, nachdem er mit Aufmerksamkeit zugehört hatte, ist der Uebergang von der Nothwendigkeit der Freiheit zum Wunsche nach Macht nicht schwer. Constantinus! ruft die Athene zu zweien Malen in der Woche; und indem sie das ruft, was will sie? Theilung der Gewalten und Beschränkung einer jeden auf den Kreis ihrer Wirkungen? Recht schön! — Aber wissen Sie es jede Gewalt beschränkt wissen will, soll ihre eigene unbeschränkt sey, und sie selbst will das Recht haben, ohne Einschränkung, nur das Beleiden zu verwunden und zu heilen. Aber bedenke wohl, Athene, was Du sagst und thust! Dein Geschoß, wie jenes andere, es trifft, und — es heilt Niemand; nicht alle verwundet Du zu heilen, und darum ist es nöthig, vor dem Schusse selbst dafür zu sorgen, daß nicht ein Unschuldiger verwundet werde und man Dich nicht vor das Gericht rufe, wo allein diese Wunden geheilt werden können; und um so nothwendiger ist diese Sorge, je wahres es ist, daß eine jede Wunde, in moralischem, wie in physischem Sinne, nicht heilt, sondern auch noch so vollkommen Heilung eine unvertilgbare Narbe zurücklässt, die bei dem Anschuldigen um so sichtbarer bleibt und um so leichter die Veranlassung zur Ungerechtigkeit in sich trägt.

England.

Die Merkwürdigkeiten Londons.

Ein junger Franzose, der sich in Calais befand und achtundvierzig Stunden Zeit hatte, entschloß sich, diese zu einem Besuche von London zu benutzen. Er schiffte sich auf dem Packeboot ein, betrat den Englischen Boden um neun Uhr des Abends, brachte die Nacht im Eilwagen zu und kam mit anbrechendem Morgen nach London. Sobald er angekommen war, nahm er ein Kabriolet und ließ sich in der Stadt herumfahren. Er ging zuerst von Tower nach Regents-Park, durchlief dann alle Stadtviertel, passirte alle Boulevards, besuchte alle Monumente und alle Squarres, sah Oxford-Street und Piccadilly bei Lichte und reiste um Mitternacht wieder ab.

Diese schnelle Art, London zu sehen, hat große Vortheile und gewährt eine bedeutende Ersparniß; denn wenn man die sogenannten Merkwürdigkeiten Londons besuchen will, muß man wenigstens vierzehn Tage Zeit und vierzig Louisd'or aus seiner Börse, wir kürzlich ein genauer Statistiker berechnete, daran wenden, und wirklich sind die Londoner Merkwürdigkeiten nicht im Stande, vierzehn Tage der müßigsten Zeit und vierzig Louisd'or der gespicktesten Börse auszumessen.

Man wird schwerlich begreifen, wie das Budget des ungeheuren Reichsen auf diese Weise mit vierzig Louisd'or belastet werden kann. Paris ist eine großmüthige Stadt, welche edelmüthig Gastfreundschaft ausübt und den Fremden seine Denkmäler ohne irgend eine Bezahlung darbietet. Ein Fremder sieht in Paris das Louvre, das Luxembourg, Notre-Dame, das Pantheon, die Museen, Kirchen und Paläste unentgeltlich. Aber in London findet der Fremde bei jedem Tritt einen angeschlagenen Tarif und eine aufgestreckte Hand. Die Hauptstadt Englands handelt mit ihren Monumenten, macht eine Waare aus ihren Alterthümern und läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dieses unser so reichen und stolzen Volkes so unwürdige unersättliche Feilbieten in Ausübung zu bringen.

Dabei ist diese Steuer nicht bloß eine Unschicklichkeit, sondern eine wahre Prellerei, denn die meisten Merkwürdigkeiten in London sind nur Mystifikationen. Der Tower z. B., dieses als historischen Erinnerungen so reiche Gebäude, dessen Besichtigung die gläubigen Fremden an; da hat man nun eine sehr gehörige Prellerei. Man sieht nämlich, daß Jahrhundert der Fistus die erste Auflage. Man glaubt, mit drei Schilling fertig zu seyn; aber nein, damit ist erst das Eingangsgeld erworben, nun beginnt man noch das Recht, den Tower zu besehaun. Als Führer bestimmt man einen Diener, nach der Mode zur Zeit der Königin Elisabeth in einen Sammet-Wamms mit dicken Bauchfalten und einem mit Treffen und Wappen besetzten Rock maßestätisch ernst einherschreitend. „Blicken Sie in die Höhe", sagt der Cicerone, „hier ist das Fenster des Zimmers, in welchem die Söhne Eduard's ermordet wurden; weiterhin ist das Fenster des Zimmers, in welchem Anna Boleyn eingesperrt wurde." — „Kann man diese Zimmer nicht sehen?" — Nein, sie sind bewohnt; das von Anna Boleyn von einem Unteroffizier der Garnison, und das der Söhne Eduard's von einer Wäscherin. Aber zur Entschädigung werden Sie den Platz sehen, wo die Hinrichtungen stattfanden. Hier auf diesem Stein stand der Block; wenn Sie genau hinsehen, so können Sie noch die Blutspur auf dem Pflaster finden. Hier wurde Anna Boleyn hingerichtet, und eben so der Graf von Essex und Johanna Grey, so unangenehm es Herrn Paul Delaroche auch sein mag, der diese Hinrichtungs-Scene unter die Gemälde des Tower verlegt."

Digitized by Google

Von der Reichhaltigkeit kömmt man in das Zeughaus; da sind mit ziemlicher Kunst geordneten Waffen bilden Sonnen aus Schwert, Wände von Flinten, Säulen von Büchsen. In einer prächtigen Gallerie stehen die Reitungen der verschiedenen Könige und der besten Feldherren auf hölzernen Pferden. Man bemerkt den ungeheuren Küraß, welchen Heinrich VIII. anstießen. Wenn man auf historische Bagatellen achtet, so sieht man hier einen rothen Hemd, der Lippe Sobis schwächer, und das Beil, welches das Haupt der Anna Boleyn abhieb. Ueberall in dem ganzen Tower ist die Rede von Anna Boleyn. Zugleich zeigt man in dem Tresor der Krone ihren Scepter, einen gar zerbrechlichen elfenbeinernen Stab, den der Künstler anmuthig und leicht für die zarte Hand der unglücklichen Königin angefertigt hatte. Will man nun die Kron-Diamanten Englands sehen, so muß man eine Geldbe entrichten. Wenn man dieß Feuerlicht erhalten hat, so werden die starken Thüre und tritt in einen Saal, wo sich hinter einem eisernen Gitter eine durch eine silberne Lampe erleuchtete Kapelle erhebt. Hier liegen auf einer Art Altar glänzende Stein-Diademe, goldene Scepter, zwei cisellirte Becken, dann eine Menge kleiner Bijouterieen, Salzfäßer, Spoons, kleine Büchsen. Dieser Schatz, dessen Werth Fremdenführer sagt, sich auf mehrere Millionen Pfd. Sterl. beläuft, ist der Ordnat einer alten Frau anvertraut.

Nachdem man diese Kron-Diamanten gesehen, die einigen Skeptikern auch wohl verdächtig scheinen dürften, besuche man die Docks, diese modernen Schatzkammern Englands. Die Docks, deren sich London mit Schiffen unablässig angefüllt und mit unendlichen Magazinen umgeben sind, geben eine vollständige Idee von dem Handel Londons. Hierher führen jetzo 2400 zwanzigtausend Schiffe die Waaren aus allen Erdtheilen, zu einem Werthe von 6dzig Millionen Pfd. Sterl. Der größte dieser Docks ist der Westindische, der vollkommen so sagt, St. Katharina-Dock, von fünf Stockwerk hoch angefüllter Magazine durch gußeiserne Säulen getheilt werden. Das Gewölbe des Londoner Docks hat neunhundert Quadrat-Ruthen Umfang und sechzigtausend große Tonnen bilden ein unendliches Labyrinth von Straßen und Kreuzwegen. Ueber diesem Gewölbe befindet sich die Wohnung der Beamten, in deren Mitte man einen breiten Schacht angebracht hat. Wenn ein Kaufmann verabredeten Tabak erhält, so überläßt er ihn der Zoll-Behörde, nun keinen Eingangs-Zoll zu bezahlen, und man vermehrt diesen Tabak in dem Schacht, welchen man die Pfeife des Königs zum England nennt.

Ein Privat-Etablissement weltereist hinsichtlich der Größe und des Umfanges mit den Docks; es ist dies die Brauerei Barclay Perkins, deren Betrieb sich täglich auf einen Werth von zwölftausend Thaler erhebt. Hundertsechzig Pferde sind in Thätigkeit, um die Waare durch die Stadt London zu vertheilen. Die Brauerei braucht hundertsechsundvierzig Bottiche. In einem dieser Bottiche, welcher hundertsechzehn Fuß im Umfange und dreiundzwanzig Fuß Tiefe hat, gab das Haus Barclay Perkins dem Könige Georg IV. ein Gastmahl.

Wenn man, nachdem man die Brauerei von Perkins besucht hat, nach der St. Pauls-Kirche geht, so findet man diese sehr klein. Diese Kirche erscheint dann auf eine sehr kalte Kopie von der St. Peter in Rom; es ist eine nackte, armselige Basilika ohne allen Schmuck, in welcher man hier und da einige kaum beachtungswerthe Gräber findet. Um seine Zeit durch den Besuch von St. Paul nicht verloren zu haben, muß man den höchsten Gipfel des Gebäudes da an den Ort, welchen man die Kugel nennt, erklimmen. Man gelangt nicht ohne Mühseligkeiten dahin, und nicht ohne auf der Treppe drei bis vier Steuer-Bureaus passirt zu haben; aber man findet zur Entschädigung ein prächtiges Panorama.

Westminster ist das höchste und prächtigste Bauwerk Londons; die Kapelle Heinrich's VII. ist bewundernswerth, aber die übrigen Theile der Kirche sind zu überladen, man wünscht sie einen Baster zu Theil denn nennen; die Mausoleen sind über einander gehäuft, und die Wirkung wird durch den Ueberfluß vollständig getödtet. Man hat viel Aufhebens davon gemacht, daß man Schauspieler, wie Garrick und Kemble, im Westminster an der Seite der Könige beisetzte; aber Westminster ist nicht, wie St. Denis, ein Pantheon der Asche der Könige Englands; es ist ein philosophischer Kirchhof, wo jeder Stein die Gleichheit des Grabes predigt; es ist ein Zwangs-Nationalbau, eine Art Leichen-Hotel, wo Jeder für sein Geld begraben werden kann. Ein Kaufmann der City ruht neben Shakespeare, und ein gemeiner Bürger unweit eines Herzogs Mennarchen; es ist ein seltsames Missmasch, wo alle Stände durch einander gemengt sind, ein wahres Ragout von Todtläuten. Man findet Garrick und Kemble zugleich in sehr guter und sehr schlechter Gesellschaft.

Die Majestät und der Ernst von Westminster gehen sich von mehr als einer Seite dieß. In einigen Kapellen steht man große Schränke, in welchen hinter einer Glaswand Wachsfiguren aufgestellt sind, welche historische Personen, bekleidet nach damaliger Sitte, darstellen. Maria Stuart, die Königin Elisabeth, Karl II., der Herzog von Buckingham, der Admiral Nelson theilen diese Ausstellung. Es giebt nichts Erdenklicheres, als diese gelben Gestalten, in alten verschossenen Sammet mit zerknitterten Atlas gekleidet, mit alten Hosen bekleidet und mit rothen Spitzen, schmutziger Wäsche und mit falschen Perlen geschmückt. So findet man in Westminster das Scheusal und Lächerliche, Wachs und Klamotte, den Pöbel Lachaise und den Curtius neben einander.

Freilich sind wenige von diesen Marmor-Statuen mehr werth, als die von Wachs. Kaum findet man unter diesen Gräbern zwei oder drei gute Stücke von Bildhauer-Arbeit. Das Meisterwerk von Westminster ist das Grabmahl der Gräfin von Nottingham, von einem Französischen Künstler, Namens Roubillac, aus dem Jahre 1761. Die meisten Grabschriften sind aus Pope, dem Englischen Voltaire, entlehnt. Unter den berühmten Todten, welche in Westminster ruhen, bemerkt man Pitt und Fox dicht neben einander. Sir Humphry Davy, der berühmte Chemiker, James Watt, der Erfinder der Dampfmaschinen, Newton, Händel, ein Komponist, den England hartnäckig in Anspruch nimmt, obschon er in Deutschland geboren wurde; Ben Johnson, der seine Stelle bezahlt hat und, um den Raum zu erspären, aufrechtstehend beerdigt sein wollte; Parr, ein Dichter, gestorben 1635, in einem Alter von 152 Jahren, und eine Menge Lords, Ladies, Radods und Parlaments-Mitglieder, unter Kindern Barterial, der mit 25 Jahren im Unterhause durch einen unbekannten Mann ermordet wurde.

Die Museen in London sind selten reich, doch verdienen einige Kabinette von Liebhabern und Sammlern besucht zu werden. Ein gelehrter Engländer, Nomens Sir John Soane, der sein ganzes Leben damit hingebracht und sich bedeutende Reichthümer dazu aufgespeichert, um Aegypten, Griechenland und Italien zu durchreisen und Kunstgegenstände und sonstdaer Seltenheiten zu sammeln, dacht vorigen Jahr in dem Augenblick, wo er daran dachte, in Ruhe die Frucht seiner Anstrengungen zu genießen. Sir John lieg in Lincoln Fields ein hübsches Bathhaus aufführen erbauen, in welchem er seine kostbare Sammlung sonstgerecht aufgestellt ist. Sein Testament enterbte seine Familie und verwachte sein Haus dem Publikum, welches 24 Tage im Jahr seinen Zutritt hat. Diese Tage sind von Sir John alle namentlich bezeichnet, mit Beistagung der Bedingung, daß es schönes Wetter sein müsse, wenn das Haus geöffnet werden soll. Eine solche Klausel kann das Haus mehrere Jahre verschlossen halten. Aber in London wird der letzte Wille eines Originals oder eines Narren stets heilig gehalten, und die vernünftigen Leute geben genau Acht, daß es streng beobachtet werde. Sintemen, Baverließ, die Museen finden sich in dem Soanischen Museum in Lederstaß. Das Merkwürdigste aber ist die Bilder-Gallerie; denn man die Gemälde besehen will, muß sich nämlich des Tafelwerk, die Füllungen fehlen sich um und bieten andere Gemälde dar; endlich verschwinden diese Füllungen gänzlich und machen einer dritten Gallerie Platz. Das Haus ist solcher Ueberraschungen voll: Alles hat einen doppelten Boden, die Verwandlungskunst hat sich darin selbst übertroffen.

Ein porphyrner Sarg, ertrag in diesen Mauern gefunden wie Bewunderung der Liebhaber. Schaulustige finden hier auch sehr schöne Waffen, unter welchen ein angeblicher Degen Friedrich's des Großen, und ein Pistol, welches Peter der Große dem Bey, der die Tätlichkeiten Armee bei Pirow beschligte, abnahm. Der Kaiser Alexander wachte mit seinem Pistol Napoleon ein Geschenk, und er auf den Helena einen Engländer verehrte, von welchem Herr Soane es erhielt. Aber vielleicht noch interessanter als diese historischen Seltenheiten ist eine Reihenfolge herrlicher Gemälde von Hogarth, welche Scenen von Parlamentes-Wahlen darstellen. Hogarth, der Maler der Englischen Lebensschaften und Lächerlichkeiten, der spöttischen Klassen. Diese Werke sogar die Ebinesten auf Porzellan übertragen, hat nichts Komischeres und Unterhaltenderes, als diese Wahl-Drawen, welche er in den kritischsten Momenten aufstellt, dargestellt.

Hoch deutzutage, wie zur Zeit Hogarth's, werden die Englischen Karrikaturen-Maler durch nichts so begeistert, wie durch die Wahlen. Eine der neuesten dieser Karrikaturen stellt einen Wettlauf zum Glockenthurm vor; die Pferde haben Wahl-Kandidaten-Köpfe, die vorzüglichsten Personen der Whigs und Tories stehen auf den Tribünen, mit Wetten beschäftigt. Die Minister in der Jacke und Hosen-Kopf sparren ihre parlamentarischen Renner, welche von den Jockeys Brougham, Lord-Brechen von Daneboten und Publikaten den Spitzenmen überspringen.

Die Englischen Minister lassen den Griffel dieser Wutzwissen, und die Kandidaten setzen den Karrikaturen ihre Anschlage-Zettel entgegen, auf welchen man mit Vorbehalten von zwei bis drei Fuß Höhe eine ernsthafte feigendermaßen abgefaßte Rechtfertigung findet: „Der Ehrenwerthe Herr Bernard ist der Kandidat von Greenwich.“ In Masern-Konvens sind mit solchen Anschlage-Zetteln bedeckt, deren Einfluß bei den Wählern, welche lesen können, sehr bedeutend ist. (J. Fr.)

Mannigfaltiges.

— Die Spaas in Deutschland.*) Wenn in diesem und im folgenden Jahre die Deutschen Mineralbäder noch mehr als bisher von Engländern besucht werden sollten, so haben sie dies zum Theil dem Werke zu verdanken, das vor kurzem in London herausgekommen ist und das Dr. Granville, einen Arzt, der früher auch eine bereits in drei Auflagen erschienene Beschreibung von St. Petersburg herausgegeben, zum Verfasser hat. Spaa ist schon vor 150 Jahren der Lieblingsbadeort der Engländer gewesen; darum hat auch der Mineralbrunnen in Cheltenham den Namen des „Britischen Spaa“ erhalten, und so ist dieser Name mit der Zeit zu einer allgemeinen Bezeichnung für Badeorte geworden. Baden-Baden und Karlsbad sind es ganz besonders, bei denen der Verfasser verweilt und von denen er das erste die Königin und das zweite das Bad aller Völker nennt. Aber auch die Taunus- und die anderen Böhmischen Bäder sind von Dr. Granville besucht und beschrieben worden. Weder in medizinischer noch in volksgeschichtlicher Hinsicht liefert er sie Deutsche Leser etwas Neues; Ungelisches wird sein Buch jedoch ein verständiger Leitfaden seyn. Es scheint aus eine billige Revanche, daß der Englische Luxus jetzt mehr als je seine Bereitbringung an Deutschen Vergnügungs-Orten aufsucht; er bringt auf diese Weise einen Theil der Kapitalien zurück, die der Deutsche Luxus jährlich nach England zu fremden pflegt.

*) The Spas of Germany. By the author of St. Petersburgh. 2 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 100. Berlin, Montag den 21. August 1837.

Mexiko.

Michel Chevalier in Mexiko.

Zweiter Artikel.

In den Minen zu Real del Monte, April 1835.

Zwei Monate bin ich erst in Mexiko und habe schon fünf Revolutionen überstehen müssen! Insurrectionen sind hier an der Tagesordnung, und man befaßt sich damit, wie mit einem ganz gewöhnlichen Lebensgeschäft. Es haben sich sogar mit der Zeit gewisse Regeln und Formen für diese Praxis festgestellt, in denen sie ganz geläufig vor sich geht und von denen man wohlweislich nicht abweicht; sie sind bewährt, wie die Spielregeln im ehrlen Zeitvertreib, wie die Regeln im bürgerlichen Kochbuch. Das Verfahren ist einfach und hat sich in seiner öftern Wiederholung, man muß es sagen, so gutmüthig und unschädlich gestaltet, wie ein Opernspektakel. Der erste Akt einer solchen Revolution heißt das Pronunciamiento: ein Offizier hohen oder niederen Ranges, vom Linienamt bis zum General, pronunzirt sich gegen die bestehende Verfassung, gegen eine Institution, die ihm nicht gefällt, oder gegen was ihm sonst nicht beliebt; er versammelt eine Compagnie, eine Schwadron oder ein Regiment um sich, die sich fast immer mit großem Eifer zu seiner Disposition stellen. Nun kommt der zweite Akt, welcher el Grido, der Ruf, genannt wird; es werden nämlich zwei oder drei Artikel aufgesetzt, worin die Gründe und der Zweck der Insurrection proklamirt; ist dieser Zweck wichtig und ansehnlich genug, so heißt es nicht ein Geschrei, sondern ein Plan. Der dritte Akt tritt ein, wenn die Insurgenten und die Anhänger der Regierung einander gegenüberstehen: sie schaarmütziren von weitem, geben vorsichtig um einander herum und beobachten sich, die sie zum Kampfe kommen lassen. In vierten Akte wird man endlich handgemein und schlägt sich, jedoch nur nach der neuesten vervollkommneten Revolutionsmechanksmk, das heißt, sehr gelassen und in ehrerbietiger Distanz. Am Ende hat die eine Partei geschlagen und die andere ist geschlagen worden; mehr will man nicht. Ist man geschlagen worden, so verpronunzirt man sich; hat man geschlagen, so marschirt man auf Mexiko. Der sünfte und letzte Akt besteht unveränderlich darin, daß der Sieger im Triumphe zur Hauptstadt einzieht, der Besiegte sich mit allen Kriegsehren zu Vera Cruz oder Tampico einschifft und mit heiler Haut davongeht.

Der erste Aufstand, den ich hier zu Lande vorgehen sah, war von einem Infanterie-Lieutenant angestiftet, der in einem Dörfchen bei Acapulco, an der Küste des Süd-Oceans, in Garnison lag. Sein Pronunciamiento ging dahin, daß man alle Fremden aus dem Gebiete der Republik wegjagen sollte. Es konnte aber nur ein kleines Häufleln Leute sammeln, sich sich mit den übertegenen Streitkräften einschiffen und erklärte, daß er sich bepronunzire. Er hat um Gnade und erhielt sie: denn, so sagte er, er sey durch schlechte Rathschläge verführt worden und überdies zur Zeit, wo er sich pronunzirte, nicht ganz nüchtern gewesen.

Der zweite Aufstand war das Werk zweier Sergeanten. Bieder hatte man noch kein Beispiel erlebt, daß Unteroffiziere sich auf diese Laufbahn eingelassen hätten; aber diese Beiden hatten es ihren Vorgesetzten abgesehen und gewettet, daß eben keine Gefahr bei dem Revolutions-Geschäft wäre. Also machten sie guten Muthes ihr Pronunciamiento, und zwar zu Gunsten der Centralisation gegen das Föderativ-System, welches man, beiläufig gesagt, sehr zur Unzeit aus den Vereinigten Staaten nach Mexiko herüber verpflanzt hat. Sie hatten auch einen Plan, — denn als simple Unteroffiziere wußten sie sich etwas damit, eine recht kunst- und regelrechte Revolution einzuleiten, — und dieser Plan bestand darin, den General Santana, den gegenwärtigen Präsidenten der Republik, zum Diktator zu machen. Sie bemächtigten sich des Forts San Juan d'Ulloa, welches die Citadelle von Vera Cruz sind gemäß das festungsartige Bauwerk der Spanier in der neuen Welt ist.*)

Sie arretirten den Oberst-Kommandanten, griffen die Stadt an und nahmen noch die Forts San Jago und Concepcion weg; als sie aber vor die Kasernen rückten, sandten sie bei den Soldaten Widerstand und mußten sich in die Citadelle zurückziehen, von wo sie auf die Stadt schossen. Ihr Geschrei fand wenig Anklang in der Republik, nicht etwa als ob man sehr an der Föderativ-Verfassung hinge, sondern weil ein Gefühl der Ermüdung und ein Bedürfniß der Ruhe jetzt bei allen einflußreichen Klassen vorherrscht. Der Präsident der Republik befand sich auf seiner Hacienda in der Nähe von Vera Cruz und eilte herbei, die Empörer zur Unterwerfung zu bringen. Anfangs erklärten sie, nur wenn er sich zum Diktator mache, würden sie seine Autorität anerkennen. Es ereignete sich aber der Unfall, daß Bianca, der eine von den beiden Sergeanten, in dem Augenblicke, wo er an Bord der im Hafen liegenden Goelette „der Pfeil" gehen wollte, um die Mannschaft der Regierung abspenstig zu machen, von einem Matrosen, der ihn beglaubte, und der sich, wie ein rechter Verräther im Pleloroam, in brutalschster Absicht unter die Insurgenten eingeschlichen hatte, einen tödtlichen Hieb mit dem Beile erhielt. Der andere Sergeant, Verastes, verpronunzirte zwei Tage darauf, und damit war Alles gut; ich glaube sogar, seine Beförderung zum Capitain wird nicht lange auf sich warten lassen.

Dieselbe Citadelle San Juan d'Ulloa war der Schauplatz meiner dritten Revolution, von der aber nichts zu erzählen ist, da sie fast im Momente wieder unterdrückt wurde. Die vierte ist eben gegenwärtig im Werke und läßt sich gewaltig an. Der Mexikanische Kongreß, in welchem die lluitarische Partei dominirt, wollte nämlich jedem Widerstand gegen die Centralisations-Pläne der Anhänger des Präsidenten im Voraus unmöglich machen und befahl durch ein Dekret, daß alle Lokal-Milizen ihre Waffen niederlegen und auslieferen sollen. Die Centralisation wäre allerdings zum Westen des Landes erforderlich; aber der Staat Zacatecas, der Herd und Hauptsitz des Föderalismus, hat sich gegen dieses Dekret pronunzirt, durch dessen Vollziehung natürlich alle einzelne Staaten der Willkür der in Mexiko residirenden Centralregierung preisgegeben wären. Der Präsident rückt sich zu eben zu einem Feldzuge gegen Zacatecas.*) Während dessen geht aber im Süden eine sünfte Revolution los. Der General Alvarez, der ein Truppen-Corps in der Gegend von Acapulco kommandirt, hat einen Grido erhoben und verlangt, General Santana solle als Verräther an der Constitution in Gerecht gezogen werden. — Ich reise von hier nach Vera Cruz, wo ich mich einzuschiffen gedenke; leicht möglich, daß ich unterwegens noch von ein paar neuen Insurrectionen höre. — ich würde mich so wenig darüber wundern wie die Mexikaner selbst.

Schweiz.

Schleichhändler in der Schweiz.

(Fortsetzung.)

In jener kurzen Berathung war offenbar über mein Schicksal entschieden worden. Die Leute kümmerten sich nicht mehr um mich, sondern gingen, ohne ein Wort zu sprechen, vor und hinter mir her und hüten sich im Tragen meiner Säcke ab, während ich unter die Zahl des dritten einbrechuche. Noch einmal wagte ich einen Versuch, ihnen meine Unschuld begreiflich zu machen; aber sie hörten nicht auf mich. Wahrscheinlich gab ich mir auch unnütz Mühe damit; denn die gelbles Auge mochte meine Unschuldigkeit deutlicher erkennen, als ich sie mit allen Verbeurungen darzulegen vermochte. Nur der eine Umstand war noch ihr Blitzstrahl wach, daß ich so vorsichtig einhergeschlichen war und behändig um mich geblickt hatte. „Wenn Ihr's nicht auf uns abgabt", war die Frage, „wozu Euer Lauschen und Spionieren? Ihr konnter ja gar nicht wissen, daß wir es Wegs gingen." Ich erklärte ihnen die Sache, wie ich unter im Wasser gehen hätte, was hinter und für mir vorging. „Gilt ganz gleich", sprach der Eine, der Wild von den Dreien, „ein ehrlicher Kerl oder keiner, — Ihr könnt uns doch verhandeln, und wir müssen sicher seyn. Marsch zu: dort im Busche werd die Sache mit Euch richtig gemacht." Gewiß, es war uns mit meinem letzten Stündlein vor der Thür. Eine halbe Stunde hatten wir noch zu gehen, bis wir den Wald erreichten; in der Zeit lernte ich begreifen, wie einem armen Sünder zu Muthe ist, den man zum Richtplatze führt, und ich sage jetzt aus Erfahrung: Es giebt keine schlimmere Todesqual, als diese Todeserwartung. Und wie viel besser war ich noch daran, als ein Delinquent! ertlich hatte ich meine Unschuld, — zweitens die Hoffnung, Jemanden zu treffen, der mich befreien könnte, — drittens endlich hatte ich zu meiner Rechten, hart am Wege, einen recht hübschen Abgrund; er konnte gar nicht dienemer gelegen seyn, wenn ich mich sammt meinem Sacke hinunterstürzen wollte. Da jedoch Niemand was entgegen kam und der letzterwähnte Ausweg mit doch allzu verzwei-

*) Im Volke geht die Sage, es habe 200 Millionen Piaster gekostet.

*) Die Insurgenten von Zacatecas sind noch im Jahre 1836 geschlagen und zur Unterwerfung gebracht worden. Gelehrt ist an die Stelle der Föderativ-Verfassung eine andere, auf das Prinzip der Einheit und Centralisation gegründete getreten.

Digitized by Google

felt und gar nicht besser als das Schlimmste schien, so errichten wir ohne weiteren Zusatz den Wald. Hier nahm man mit, je minner großen Zuseiderdrest, wenner Sack ob dann binden mich die Herren mit Zwischen und Füßen fest an den Stamm einer großen Reiche, aber statt mich abzufangen, wie den Hannes, sprachen sie ganz sanftmüthig zu mir: „Lieber Herr! vierundzwanzig Stunden müssen wir Schildwache stehen, und so lange müssen Sie hier bleiben. Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Morgen um die Stunde kommen wir wieder vorbei und binden Sie los. Sehen Sie wohl, wir machen's gnädig mit Ihnen; seyen Sie hübsch dankbar und schwatzen nichts aus. Adjes, auf Wiedersehen!" Und damit warfen sie ihre Säcke wieder auf den Rücken und zogen fürbaß.

Ich blieb allein. Zu meinen Füßen lag die Savoyische Landschaft mit Bergen und Thälern; nie in meinem Leben erschien mir die Natur so herrlich, so fernumblickt, mir weckte sie solchen Jubel in meinem Herze, wie gerade in diesem Augenblick. Den Baumstamm spürte ich gar nicht, so fest war mir zu Muthe; die vierundzwanzig Stunden sah ich an, als wenn's nur eben so viel Minuten wären, den vorzüglichen Lenzes, die eben von mir gesprochen worden, wünschte ihnen Herzlich gute wohliche Gott. Ein dichten ungefähr sind sie freilich, kuz und scharf; aber müssen sie nicht? wer kann es den ehrlichen Männern verdenken, wenn sie für ihre Sicherheit sorgen? jedes Handwerk hat seine Regel, und sie wissen sich doch zu benehmen. — Kurz, Alles erschien mir in rosenfarbenem Lichte; selbst, was mich Hörte, war mir Freude und Vergnügens Lebens. Der Uebergang war zu plötzlich, binnen wenigen Minuten von Betäubung und Todesangst zu einer Wonne ohne gleichen; er überwältigte mich, und eine Zeit lang verlor ich die Besinnung. Als ich wieder zu mir kam, strömten meine Augen von Freudenthränen über. Mir wuchsen Gedanken, ich vergaß meiner Umstände, ich vergaß mich ganz und gründet, davon hab' ich nichts gesagt, — denn ich weiß doch, jetzt werde ich sie meine Angst vom Leser ausgeschalt; aber sobald ich mich gerettet sah, — warum soll ich's nicht gestehen — strömte mein Herz von Dank gegen Gott über, und meine Thränen quollen aus einer unbeschreiblichen süßen, innigen Rührung; meine Seele hob sich zur unsere warm in Liebe und Andacht zu Ihm, zu dessen Hand unser Leben ist. Mein erster Gedanke, nächst Gott, waren die Meinen daheim, und wie froh, wie glücklich sich nach ausgestandener Gefahr mich am häuslichen Heerde wiedersehen würde neben Weib und Kind. Der Gedanke machte zu zur ungebuldigen Sehnsucht, von binnen hätte ich alles mögen die Berge meiner Lieben, — und nun fing ich erst an zu sinnen, wie ins bequem es sei, einen Aeschenbaum an seinen Leib gebunden zu haben.

Es wochte zwei Uhr nach Mittag seyn, — nur noch dreiundzwanzig Stunden. Es war ein recht wilder, öder Fleck, wo ich mich befand, ganz in der Nähe des Schneefernes; ein unbenutzter Weg — wer sollte da vorbei kommen? Allerdings war in diesen ersten Augenblicken mein Respekt vor den Herren, die mir den Posten angewiesen, noch so groß — wer weiß, sie konnten ja noch ganz in der Nähe seyn — daß ich glaubt, wenn Jemand gekommen wäre, mir zu helfen, ich ihn gebeten haben würde, davon zu bleiben und mich nicht loszubinden. Dieser Respekt aber nahm zusehends ab, und zwar nach einer ganz natürlichen Gesetze gieng im Verhältnisse des Quadrats der Zeiten ab; um vier Uhr spürte ich wenig mehr davon. Desto empfindlicher aber spürte mein Rückgrat die baaren Knoten und scharfen Vorsprünge an dem Reichenstamme. Was war aber zu thun? ich war mit neuen und festen Stricken gebunden und kein Strikus. Erstlich ist werden hatt' ich keine Aussicht, es hätte denn die Mans aus der Fabel kommen wüssten.

Statt ihrer kam ein Mensch, ja — wirklich, es war kein Irrthum; ein zweibeiniges Landeskind, — aber ihre sah erst wunderlich und zaghaft aus. Er trug einen durchlöcherten Hut nebst Federn von gleicher Beschaffenheit, dabei weiter Lederhose nach Schuh; unter der Hose aber sah es aus wie ein dicker, schwarzer Wall von lauter Schmutz und — so unmäßig viel Tonnebande stopfte der Mann in seine Rosenschuhen. „Holla, Hebe!" rief ich, „mir zur Hülfe, guter Freund, Landsmann, braver Seele!" Er kam aber nicht, sondern blieb wie eingewurzelt stehen und schob mit seinem Backen einen dicken Priem ein. Der Savoyische Bauer ist zwar nicht feig, aber furchtsam, scheuet unbesonnen, aber über die Maßen behändig und vorsichtig; er beriet sich nicht und rührt keine Hand, ehe er ganz klar weiß, woran er ist. Soll er sich auf eine Sache einlassen, so muß er zuvor alle möglichen Sicherheit haben, daß es nicht eine eines Streit und dem Nachdorn, wer einen Tag mit ihm zu thun hat, aber gar ein „Krakeele" mit den Königlichen Karabinieren setzt. Ist er darüber beruhigt, so findet man in dem Savoyischen Bauer den gutmüthigsten Menschen auf der Welt; ich sag' es nicht so obenhin, sondern ich hab's mehr als einmal an mir selbst erfahren. — Mein Bäuerlein also war mit seiner Peute zu Gute, Hand auch immer und Schlimmes gewohnt. Ein Fremder sah, da eine Aesche festgebunden, — das kam ihm nicht gebeuer vor. Wer weiß, was dahinter steckt! Die Obrigkeit, oder Hans, oder Kunz, oder sonst was, gewiß nichts Gutes. Also hielt er's für klüger, nicht heranzukommen, sondern abzuwarten, ob vielleicht auf ihn loskäme; insbesondern rief er mir von weitem zu: „Schönig Wetter, nicht wahr?" und dabei machte er ein lachendes, bald einfältiges, bald pfiffiges Gesicht; „ein wunderschöner Tag"; — der Mag! als wenn ich Spaziergens wegen und zu meinem Vergnügen dastände. Darüber riß mir die Geduld: „Unter Freund!" rief ich, „laßt den schlechten Spaß mit dem Wetter, kommt lieber her und bindet mich los." — Hat keine Noth und bes, binden, zu rechter Zeit. Stets Ihr denn schon lange hier?" — „Freilich, schon drei Stunden; na, so kommt doch und säht an!" — Zwei Schritt that er vorwärts, dann bedacht er sich wieder: „Hr, lieber Herr, weiß ihr Euch so gewickelt haben, — ist wohl schlecht Volk gewesen — seyn Ihr denn fort?" — „Das werde ich Euch Alles erzählen; machts mich nur los." — Diesmal kam er drei Schritte auf mich zu, und ich bestrachten am Ende weiner Angst zu sein, als ihm wieder ein Gedanke durch den Kopf fuhr. Er blieb stehen, nahm eine sehr verdrießliche, gedenmüthevolle Miene an und sagte ganz leise: „Sagen mal, wollen sehen; hat's ihrer von der Contrebande?" — „Ihr dächt's gerathen, guter Freund. Die schlechten Kerle haben mich hier an den Baum gebunden, wenigen mit der Zeit wollen sie wieder vorbeikommen und sehen, ob mich nicht der Geier gefrißt hat." — Die Worte machten eine erstaunliche Wirkung auf das Bäuerlein. Er stuhr zurück, machte ein unbeschreiblich kummes Gesicht und lief mich stehen, — wahrhaftig, er lief fort. Nun hielt ich wenigen Ernst nicht länger; ich rief ihm tausend Verwünschungen nach, ich stahl ihn einen elenden Kerl, das dümmste Vieh, das je ein menschlich Gesicht zwischen den Schultern getragen. Er lief sich aber gar nicht kümmen: „Wollen sehen", rief er zurück, „wird sich finden; der Herr wird losgebunden werden zur rechten Zeit." — Dabei lief er immer schneller und verschwand endlich hinter einer Wendung des Pfades.

Was halfen meine Verwünschungen! ich wußte mir nicht zu rathen, noch was ich von meiner Lage denken sollte. Ja, ich fürchtete, es schlimmer gemacht zu haben, indem ich dem Manne vorhin die Wahrheit hatte gesagt; er konnte mich ja bei den Schmuggleren verrathen. — Viele leicht war er gar Einer von ihren Helfershelfern. Meine Phantasie malte mir die schrecklichsten Vorstellungen aus, und ich wünschte meine Zeit sehr teufelsig verbracht haben, wenn nicht zwei Eichhörnchen gewesen wären, die mit einander spielten und mich durch ihre Sprünge ergötzten. Die niedlichen, scheuen Thiere glaubten allein im Walde zu seyn und überließen sich ganz ihrer Fröhlichkeit. Nur in ihrer Freiheit, so nahe sie mir auch waren, konnte sie ruhig sein; kaum war die Gefahr da, die blutschnelle Behendigkeit, die nettsche Anmuth ihrer Bewegungen und Sprünge recht kennen lernen. Sie jagten einander baumauf, baumab, sie machten Mäuschen, sie schmeichelten sich zärtlich zu, wenn sich zu Nuß; ja einen von ihnen kam an meiner Nase herunter gelaufen, und da sie mich mit dem Stamme von einander brachte hatte, so lief einen konnte, so lief es mir gerade über den Leib, das andere ihm nach, und beide wirbten am nächsten Baume hinauf; im Nu saßen sie wieder in dem dichsten Wipfel. — Kurz einmal hierhen sie sich und übelten sich nicht, als hätten sie diese etwas Verdächtiges gesehen; ich schlug daraus, daß Jemand von weitem herankame, und ich schrie, ich rief ihn ein dicker Mann von entsetzlichem Ansehen zum Beschelm und binter ihm der das Bäuerlein mit dem schwarzen Wolke unter der Nase. Der Dicke hatte ein dreitopfeltes Kinn, ein Vollmond-Gesicht, zwei kleine verschmitzte Augen, trug einen dreieckigen Hut mit zu schwarzes, langgeschnürtes Habit. Sobald er mich gewahr wurde, kehrte er sich zu dem kleinen Bäuerlein und sprach mit ihm. „Wer sind Sie?" lief ich ihm zutagen. — „Der Rathsschreiber aus Sallenche", kam die Antwort; aber er kehrte sich nicht von der Stelle. — „Herr Rathsschreiber", sagte ich, „ich fordere Sie hiermit auf, binden Sie mich los, oder lassen Sie mich von Ihrem Sudalteren da losbinden, der sich neben Ihnen die Nase mit Sackduch wischt." — „Der Herr soll losgebunden werden zur rechten Zeit", erwiderten Beide wie aus einem Munde. „Erzählen Sie doch Ihren Caus", sprach der Herr Rathsschreiber. Ich war jetzt aus Erfahrung klug geworden und nahm mir fest vor, kein Wort von Schmuggleren verlauten zu lassen. „Mein Caus?" sagte ich, „mein Caus ist nicht viel, ich bin gebunden worden, mich Jemand überfallen, geplündert und an den Baum gebunden; ich verlange, auf der Stelle losgemacht zu werden." — „Ah, so ist die Geschichte", sprach der kleine Mann, „also von Spitzbuben ist die Rede." — „Allerdings, von Räubern. Ich zog mit einem Maulesel über den Berg, der meinen Mantelsack trug; die Räuber nahmen mir das Thier sammt dem Sack fortgetrieben." — „So ist die Geschichte", sprach er und wackelte mit seinem Kinn. — „Ja ist freilich, so ist die Geschichte; und nun, lieber Herr, da Sie es wissen, kommen Sie geschwind her und machen mich los. Allons, guter Freund, bald Ihr sein Diener!" — „So ist die Geschichte", reflektirte der Herzhaftige noch einmal; „sehen Sie wohl, Herr, das wird viel Schreiberei kosten." — „Aber, in des Kuckucks Namen, binden Sie mich doch los. Sie Frosch!" Was kümmern mich Ihre Schreibereien? dazu ist unten Zeit." — „Z. behält der liebe Herr, das muß Alles in der rechten Form gehen; erst muß ich Protokoll aufnehmen." — „Das können Sie ja machen wie das Thier sammt dem Sack fortgetrieben." — „Ohne mündlich durch meine Herr; das wäre ein grober Schnitzer. Ich muß den Befund aufnehmen vor Zeugen, und bis das bin muß Alles bleiben, wie es ist. Nach dem Protokoll werden Sie gleich losgebunden. Nun muß ich gleich nach Zeugen schicken, und zwar nach zweien, die ihren Namen unterschreiben können; das hält ein wenig schwer und will seine Weile nehmen. Die Leute lassen sich auch nicht gern von ihrer Arbeit abrufen, aber wenn der Herr ihnen das Tagewerk bezahlen will .... Geschwind, Anton", wendete er sich zu dem Bauer, „geh' unter nach Magland, zu Mutter Perretten; sie wird Dir sagen, wo ihr Mann ist, der Notarius sag' ihm, er soll herauffommen. Das Bäuerlein machte sich sogleich auf den Weg, der bei Ehrgeiz heute Hochzeit ist; da findet Du unseren Herrn Küster Bendix, der die Glocke läutet; sag' ihm, er soll auch herauskommen. Und der Notarius soll Stempel-Papier mitbringen und sein Dintenfaß auch; meines ist am letzten Dienstag vergessen worden. Geh', guter Junge, spute Dich; bei bonetten Herren verliert man nichts, wenn man bescheidt. Halt' mal! Du kommst ja durch Bolog, da kannst Du dem Hans Marr im Vorbeigehen sagen, sein Pferd hat die Raude, sie haben's gebannt, es wird aber zum Heckst besser werden. Na, mach' fort."

Ei, ei, der hole der Trostel den einfältigen Burschen", brach ich los, „und den Hans Marr sammt seinem Pferde, und Euch dazu! Ihr seyd wie eiert schöur Magistratsperson: Ihr habt ja nicht Einsicht, noch Vorsheregkeit. He, guter Freund!" rief ich dem Bauer nach; „Herr, lassen Sie mich losbinden, ich gebe Ihnen einen Louisd'or." Der Bauer, der schon ein Stück fort war, spitzte die Ohren und ist ein Paar große begierige Augen auf. „Aber der Herr Rathsschreiber bob an: „Mein bester Herr, Sie werden die Schreibegebühren und die Kosten bezahlen, und dann können Sie den Leuten ein Trinkgeld geben

Digitized by Google

nach Belieben; wenn es gasch ist, nu, dagegen wird Keiner was haben; aber daß Sie die Leute so im Woraus laufen wollen, und wenn Sie auch Lemiet'or über Lemiet'or legen, das geht nicht zu flattiren. Gestehlob, wie Ihr Rathschreiber bei der Gemeinde gewesen wenn Vater auf den Schein, seit meinem Urgroßvater Boptist Antreas bis auf mich, der ich selber so heiße, und eher wird die Krve kein Wasser haben, als unser Einer sich so die Redlichkeit vergeicht. Ich thu', was meine Schuldigkeit ist: gehulden der Herr sich nur; ich muß Sie eine Weile allein lassen; will hinunter gehen ins Dorf und einen Schoppen Rothen brauntreingen. Der wird Ihnen die Glieder stärken." Er ging; der Bauer war schon lange fort.

So war ich denn durch die zwar löbliche, aber vergwiesste Ehelichkeit dieses Mannes und durch seine Pünktlichkeit in drei Formen zu noch wer weiß wie langem Warten in diesem gefesselten Zustande verdammt. Ich war wieder allein und richtete mich völlig darauf, daß ich noch die ganze Nacht hier zubringen und erst morgen früh loskommen werde. Der Abend brach hrerin; zu meinem Glücke war er warm und köstlich heiter. Die sinkende Sonne warf ihre Strahlen, vor deren Glanz mich den Tag über das Laubdach geschützt hatte, zwischen den schlanken Baumstämmen herein, und die langen Schatten streckten sich über den moosbewachsenen Boden, den das warme, rothe Abendlicht überspielte. Einige Weibchen, die selber mir zu Häupten schwärmten, waren jetzt zu Ruhe gegangen; die Raben strichen kreischend durch das Thal der Krve und suchten ihre Schlafstätte; das Geläu der entfernten Heerdenglocken wurde dumpfer und stiller vor dem Rauschen Flüssen. Weit und breit erstarb die laute Thätigkeit des Tageslebens, und der Friede der Nacht, die Stille des Schlummers lagerten sich über die Landschaft. Wer kennt den gedrimen, beschwichtigenden Zauber nicht, womit diese Abendleere der Natur das Gemüth in Ruhe wiegt und alle unruhige Gedanken, als des Tages Last in den Schooß der Träumen auffängt und versenkt? So peinlich und sonderbar meine Lage war, so wirkte dieser Eindruck doch auch auf mich. Mein Herz beb sich in zufriedenen Schlägen; die Ereignisse dieses stürmischen Tages zogen in gedämpften Bildern an mir vorüber, und in der Erinnerung an die Angst des Vormittags war mir das Schaufpiel abendlicher Ruhe und die Hoffnung auf meine, wenn nicht baldige, doch zuverlässige Befreiung erst recht beruhigend und erquickend.

Als nun die letzten Strahlen der scheidenden Sonne eben im Westen vergliihten, sah ich unten, ganz fern am Horizont, Gestalten braun und immer näher kommen. Männer, Weiber, Kinder, eine ganze Dorfschaft. Sie sie sich zwischen der Sonne und mir befanden, so sah ich die langen, felsfom vergegenen Schatten über die übergrün glänzende Laubdecke des Aeschenwaldes, der den Abhang zu meinen Füßen überkleidete, langsam zu mir emporrücken. Von dem Sonnenball geblendet, erkannte ich anfangs weinen Herrn Rathsschreiben unter den Herankommenden nicht, aber er war allerdings dabei; er schritt, den versprochenen Scherpen Wein in der Hand, neben dem Pfarrer her, den das Gerücht von meinem Abenteurer gleichfalls bewegen hatte, sich dem Zug anzuschließen. An dem Besuche des ehrwürdigen Geistlichen schien mir sich alle meine Hoffnungen wieder zu sammeln, und ich sah schon eine Menge schöner Redensarten zurecht, um Alles, was der Mann an christlicher Tugend und Nächstenliebe besitze, für meine Befreiung aufzubieten. (Schluß folgt.)

Englands.

Oberst Shaw in Portugal und Spanien.*)

Der Titel, den Oberst Shaw seinem so eben erschienenen, in der Anmerkung näher bezeichneten Buche vorgesetzt, ist dem Inhalte kaum angemessen. Diejenigen Leser, denen es um genaue Kenntniß von den beiden großen konstitutionnellen Kämpfen zu thun ist, an welchen Oberst Shaw Theil genommen, müssten sich anderswo nach einer Erzählung umsehen, wogegen Jeder, der mehr angenehme Unterhaltung als Belehrung sucht, in diesen Memoiren vollkommene Befriedigung finden wird. Besonders werden junge Wagehälse und Schwindelköpfe den Verfasser liebgewinnen; auf jeder Seite lesen wir von kühnen Wagstücken, gefahrvollen Abenteuern und allen Glücks- oder Unglücksfällen des Krieges. Wenn allem dem ist es doch nur eine oberflächliche Erzählung, ohne jenen historischen Werth in Anekdoten von namhaften Individuen verschiedener Länder befteht, mit welchen der Autor zu verschiedenen Zeiten in Berührung gekommen.

Oberst Shaw trat 1813 in Kriegsdienste, nachdem seine Verwandten eine Fähnrichsstelle im Zähen leichten Infanterie-Regiment für ihn gekauft hatten. Captain Basil Hall sagt uns, daß der Seewann bis ans Ende seines Lebens eine zärtliche und romantische Zuneigung für das erste Schiff bewahre, auf welchem er gedient. Ein ähnliches Gefühl mag auch der Land-Soldat für sein erstes Regiment hegen; wenigstens spricht Oberst Shaw von dem Zähen mit den einen unvergeßlichen Jugendzeitchen. Er nennt dieses Regiment das beste ideal dessen, was der Soldat sein sollte.

Nach der Schlacht bei Waterloo kam Shaw mit dem Zähen Regimente nach Paris. In Frieden wurde das Regiment aufgelöst, und unser junger Held mußte mit halbem Sold ein müßiges Leben führen. Er verlieh England und machte eine Reise durch Holland und die Deutschen Bundesstaaten. In Braunschweig besuchte er die Vorlesungen der Militair-Akademie. Der Einfluß biederwackerer Freunde verschaffte ihm eine Anstellung bei dem 95ten Regimente. Shaw kehrte in Folge dessen nach England zurück, allein auch sein Dienst bei dem 95ten Regimente dauerte nur kurze Zeit. Er wurde bald wieder auf halben Sold gesetzt und beschloß, auf einer zweiten Reise Irrsinn des Kanals seinen Unmuth zu verscheuchen. Wir folgen ihm dorthin nicht auf seinen Wanderungen durch Frankreich, Deutschland, die Schweiz und einen Theil Italiens. Eine beständige Quelle des Aergers waren ihm hier die unausstehlichen Exemplare von Landsleuten, mit denen er fast auf dem Kontinent herumgieben und einen unstatthaften Ekelander wohl jedenmal des Tages schameroth machen? Wir haben diese Frage oft genug aufwerfen hören, aber niemals Einen gefunden, der sie zu beantworten Lust hatte.

Im September 1831 kehrte Shaw nach England zurück, wo er bald im Verein mit anderen Offizieren zu der drasstischsten Expedition gegen Dom Miguel Rekruten aufbot. Die Werber Dom Pedro's mußten aber sehr vorsichtig zu Werke gehen; sie konnten nur in den abgelegensten Stadtvierten Londons ihre Rolle spielen, und jeder Angeworbene mußte sich als Portugiesischer Pflanzer einschreiben lassen.

Am 15. Dezember ging der nunmehrige Captain Shaw mit seinen meisten vorgeblichen Kolonisten unter Segel. Ein wilderer Haufe hat wohl noch nie einen Kreuzzug für die Freiheit unternommen; fast lägt sich gar nicht Prügeleien auf dem Verdeck und heftigen Streiten des Aufruhrs und der Trunkenheit. Doch erzählt der Verfasser einige Züge, die dem Charakter seiner Mannschaft im Allgemeinen große Ehre machen. Folgende Szene, die in Belleisle, dem Sammelplatze der Expedition vor ihrer Abfahrt nach den Azoren, sich ereignete, kann dies bezeugen:

„Allan Urrie", so erzählt der Captain, „kam in der Admiral wieder an Bord, um Zeuge davon zu sein, wie jeder Soldat seine vier Pfund und zehn Schilling erhielt. Das Aeußere der Mannschaft war nicht sehr einnehmend, aber ihre Gesinnungen waren um Vieles hochherziger, als die manches besser gekleideten Truppen-Corps. Der Admiral sagte jedem Offizier seinen mit vieler Güte, ob er eine Frau, oder sonst eher Schwester habe, und rieth ihm, etwas von dem Gelde zurückzulassen, indem er versprach, daß er für die Auszahlung des Geldes in England sorgen wolle. Ich hatte die Aufsicht über 140 Mann und sammelte das Geld ein, welches Jeder für seine Frau, seine Mutter oder Schwester bestimmt hatte. Jeder Mann empfing, wie bereits gemeldet, 4 Pfund 10 Sh., und die Total-Summe betrug, was sie davon abgaben, betrug über 300 Pfund. Zwar nahmen die Leute nachmals einen Theil des Geldes wieder an sich, da die Sendung nach England nicht so bald vor sich gehen konnte; wer erbrestet sich aber, zu behaupten, daß das Herz dieser Männer nicht auch den treuesten Zug that? Wenn den Tage an der ich die geschworenen Freund dem Feinde gegenüber standen ihrer Zehler. Jeder, der so großmüthig auf einen Theil seines Geldes Verzicht leistete, bewährte sich auch als braver Soldat. Mit Schmerz muß ich sagen, daß die alten Soldaten den meisten Eigensinn zeigten; übrigens wurden die armen Teufel, die gestorben oder krank waren, von ihren Gefährten treulich gepflegt. Nur einen zudiß Mann konnte bewegen, daß er der Auszahlung des Geldes bei der Admiral Zehren, der nicht als Soldat zu können wünschte, seine Ueberfahrt nach England an; aber nur sinf Individuen machten von dem Anerbieten Gebrauch, lauter schlechte Subjekte, bis auf einen armen Schneider, der eine Krankheit Scherens und Schmerz nebst einer Dunnitist Zeiten eingepackt hatte, weil er im Ernste glaubte, er reise als Pflanzer nach Brasilien!"

Auf den Azoren hatte man Zeit genug, diesen buntscheckigen Haufen einige Dressur beizubringen; unter solchen Offizieren, wie Captain Shaw und Oberst Hodges, machten die Leute rasche Fortschritte in ihrer militairischen Bildung. Die Offiziere scheinen sich untereinander auch vortrefflicher Gesellschaft; und da viele der achtungswerthesten Damen, die aus Portugal geflohen waren, in den Nonnen-Klöstern einstweilige Zuflucht gesucht hatten, so bemühte man sich auf alle Weise, mit den Bewohnern der Klöster in Verbindung zu treten.

Ein junger Offizier, der, als kalter Portugiese, ein paar Worte von der Sprache verstand, ging einer seiner Kameraden, er sey mit einer der Nonnen bekannt geworden und werde am folgenden Abend mit ihr Eheholade trinken. In seiner Unschuld setzte er hinzu, daß er um die Sie Stunde einen Stein an's Fenster werfen und, wenn seine Dame öffnete, „a porta" (an die Thüre) rufen werde. Die Neugier der Fragers wurde jetzt noch weiter geregt, und er erkundigte sich, ob es das zweite oder das dritte Fenster wäre. Der verrätherische Freund bezahlte sich ein paar Minuten vor der festgesetzten Zeit an den bewußten Ort, warf einen ziemlich derben Kiesel nach dem Fenster und rief, als es geöffnet wurde, „a porta", indem er noch hinzusetzte, die gewünschte Person (geschwind, geschwind). Dann eilte er an die Gartenthüre. Während er da durch das Schlüsselloch guckte, sah er ein Schlüssel vor die Thür; er hob ihn auf und versuchte zu öffnen, fand aber zu seinem Schrecken, daß die Thür schon offen war. Sogleich schlüpfte er hinein und schloß den innen zu, damit kein Anderer ihm nachkäme. Aber jetzt wurde seine Lage sehr peinlich; denn er verstand, außer á porta und de presso, keine Silbe Portugiesisch, und die Dame, die ihn gleich als den unrechten Mann erkannte, bedienne sich derselben Worte, um ihn wieder hinauszuweisen. Er flehte inniend um Verzeihung und schwörte sich an, der Schönen zu folgen; aber die drohte ihm mit einem Stock, den sie gefaßt hatte. Unser junger Held saß nun zum zweiten Mal auf die Kniee und gab der Dame verzweimisch zu verstehen, wie sehr er sich gekränkt fühlen würde, wenn sie ihn als einen Sklaven züchtigte. Während er nun demüthig sein Haupt bückte, versetzte ihm die Dame mit ihrem Stock einen so unsanften Schlag auf die Schultern, daß er um seinen Preis eine Wiederholung dieser Gunst verschmähte und vollkommen befriedigt sich nach Hause begab."

Ehe die Expedition von den Azoren auf unter Segel ging, entstand

Digitized by Google

*) Personal Memoirs and Correspondence of Colonel Charles Shaw etc. (Memoiren und Briefwechsel des Obersten Ch. Shaw, früheren Offiziers in Portugiesischen Diensten und unterst Brigade-Generals bei der Britischen Hülfs-Legion in Spanien. Enthaltend eine Erzählung des Komplotts für die constitutionnelle Freiheit in Portugal und Spanien, von seinem Anfang im Jahre 1815 bis zur Auflösung der Britischen Legion im J. 1837.) 2 Bande. London, 1837.

eine gewisse Kälte zwischen Dom Pedro und Sartorius, und zwar wegen eines Toastes, den der Letztere in Gegenwart Seiner Majestät ausbrachte. Sartorius, ein braver und ein galanter Offizier dazu, trank nämlich auf die „Herrschaft der Frauen". Der Kaiser schnitt ein verdrießliches Gesicht, gab kein Minderungszeichen, sogar laut zu erkennen und weigerte sich, mit anzustoßen. Warum er bei dieser Aeußerung sich getroffen fühlte, ist mir noch jetzt ein Räthsel. Gewiß hatte Sartorius, dessen Herzensgüte seinem Zartgefühl der Wage hält, ihn nicht beleidigen wollen; es ist mir aber wahrscheinlich, daß Dom Pedro jenen Scherz nie vergessen hat.

Am 8. Juli 1832 landete die Expedition vor Porto, bei welcher Gelegenheit Capitain Sowan einem seiner Leute das Gewehr von der Schulter nahm und die feindlichen Reiter, welche über den Landungs-Platz schwärmten, mit einer Kugel begrüßte. Ohne Zweifel that er dies nur, um von sich sagen zu können, daß er in Portugal den ersten Schuß gethan habe. Die Erzählung von den Thaten und Abenteuern des Verfassers während der Belagerung von Porto und auf dem Zuge gegen Lissabon wird von denen, welche mit der Geschichte des Kampfes vertraut sind, mit Interesse gelesen werden; Andreen wird sie oft unverständlich sein.

Den größeren Theil des zweiten Bandes umfaßt der Briefwechsel des Verfassers; seine Abenteuer bei der Legion des General Evans sind ganz in dieser Form mitgetheilt. Oberst Shaw hat offenbar von den Rathgebern des Generals Evans die niedrigste Behandlung erdulden müssen; denn er spricht den General selbst von jedem unfreundlichen Vorwurfe frei, betrachtet ihn aber als ein bloßes Werkzeug in den Händen seiner Umgebungen. Die Meisten, welche diese vertrauten Briefe an Oberst Shaw's Bruder lesen, werden zu dem Ergebniß kommen, daß General Evans ein ehrenwerther Mann, aber der Verantwortlichkeit eines Obercommando's ganz und gar nicht gewachsen sey. Ohne Zweifel hat die Eifersucht der Spanischen Generale an den schönen Erfolgen der Legion großen Antheil gehabt; aber nur zu oft wurde auch die Schuld gewisser vertrauter Agenten des Generals Evans den Spanischen Behörden aufgebürdet. Wenige Monate nach der Landung der Britischen Legion schreibt Shaw an seinen Bruder:

„Die guten Geschichten, die in den Kaffeehäusern von Lissabon sich ereigneten, haben wieder angefangen; es giebt Verwirrung und Entlassungen — Alles wie sonst. Neulich ging es sogar noch ernsthafter her; der Brigadier ** hatte einen Disput mit ***, dem Commandeur des Regiments, sich ihn verbeten und befahl ihm, seine Demission einzureichen. Der General-Lieutenant kam deßwegen Abends unerwartet an, ließ *** zu sich entbieten und stellte ihm frei, ob er in eine andere Brigade, oder in seinen Generalstab treten wolle, kurz, er behandelte ihn überraschend und wrigerte sich, seine Entlassung anzunehmen. Jener bestand darauf, und die Sache endete damit, daß er zwei Monate Urlaub nach England erhielt; doch äußerte er öffentlich seine Absicht, nie wiederzukehren."

„Ich begreife nicht" — so schreibt Oberst Shaw in einem anderen Briefe, „nach welchem Prinzipe die Besörderungen vor sich gegangen sind. Es hat noch kein Scharmützel stattgefunden, und kein Pauk ist bis jetzt gefallen. Einige Offiziere, die ich, während wir in Porto standen, wegen ihrer Unsichtigkeit nach dem Depot schickte, sind hier desörderk worden, und, wunderlich genug, die braven und tüchtigen Offiziere stehen fast alle noch auf derselben Rangstufe, die sie in Porto einnahmen. Ich weiß nicht, wer die Schuld davon trägt; der General thut zwar Alles, aber vermuthlich hört er auf Anderer. Ich kann mich irren; allein ich glaube, daß Keiner im Hauptquartiere es wagt, offen mit ihm zu reden. Vielleicht ist sein Geist mit wichtigen Dingen beschäftigt; vielleicht schemt er auch die Presse oder das öffentliche Urtheil in England."

Das Werk enthält die Bildnisse des Generals Evans und des Admirals Napier. Das letztere ist wohl getroffen; dem ersteren aber hat der Künstler einen zu finsterehaften Ausdruck gegeben.

Bibliographie.

Lives of the most eminent and scientific men of Great-Britain. Zweiter Band. 6 Sh.

The practice of cookery, pastry and confectionery. — Von Mrs. Fraser. 4 Sh.

Lessons on form. — Von C. Reiner. 6 Sh.

Remarks on Dr. Wiseman's lectures. — Von Philalethes Cantabrigiensis. — 4 Sh.

Lectures on European civilisation. — Nach Guizot. Von P. W. Beckwith.

On the diseases of the heart. — Von Dr. J. Warterr. Erste Abtheilung. 4½ Sh.

Elements of physic. — Von T. Webster. 9 Sh.

The cancer extirpated without the use of the knife — Von T. Bartye. 2½ Sh.

Rußland.

Bibliographie.

Erzählungen und kleine Gedichte, von A. Podolinski.

Elisabeth Kulmonin, Phantasie von Alexis Timofejeff. (Deutsch.)

Mittheilungen über Literatur.

Reisen Russischer Unterthanen durch fremde Länder. Redigirt von J. Sacharoff.

Gedichte von Lutian Jakubowitsch.

Die Gründung der Stadt Kolan. Erzählung in Versen nach Tatarischen Sagen, von Alexander Fuchs.

Apperçu sur les monnaies Russes et sur les monnaies étrangères qui ont eu cours en Russie depuis les tems les plus reculés jusqu'à nos jours. Par le baron S. de Chaudoir.

Mannigfaltiges.

— Alexander und Wilhelm von Humboldt. Deutsche Leser werden gewiß auch mit Vergnügen ersahren, was das Journal des Débats über die gegenwärtige literarische Thätigkeit unseres berühmten Landsmannes, Ihren Alexanders von Humboldt, berichtet. Das genannte Journal sagt in seinem Blatte vom 3. August: „Herr Baron Alexander von Humboldt, dessen unermüdliche Thätigkeit so viele und so verschiedenartige Beschäftigungen immer in gleicher Weise zu absolviren wußte, verwendet in diesem Augenblicke diejenige Muße, die ihm seine Dienstleistungen am Königl. Hofe und die Sorge für eine zwar kostige, aber doch durch seine ausgezeichneten Meriten-Celebrität ein angezogenen Gesellschaft übrig lassen, auf Abfassung wichtiger und gelehrter Forschungen. Er ist mit dem Drucke des ersten Bandes seiner Gesammtschau-Reise im nördlichen Asien beschäftigt, deren Resultate besonders für Rußland von unmittelbarem Interesse gewesen sind. Der Deutsche Bericht darüber wird von Herrn Rose, einem der Ueberlehrer an der Expedition, verfaßt. Während der verschiedenen Perioden dieser Arbeit leitet, trifft er zugleich Vorbereitungen zu einer neuen durchzuführenden und vermehrten Ausgabe seiner „Asiatischen Fragmente". Vorerwähnt aber setzt er daselbige Werk fort, das seines wissenschaftlichen Werthes so würdig ist, und zu welchem er bei seinem letzten Aufenthalte in Paris, gegen Ende des Jahres 1833, so ersprießliche Materialien zusammentrug, wie meinen den Kosmos, in welchem Werke er die Physik des Weltalls darlegt. — Solche Arbeiten nehmen jedoch Herrn von Humboldt nur die Hälfte seiner Nachtwachen, die freilich nach seiner gewohnten Weise bis um 3 Uhr Morgens sich verlängern; die andere Hälfte ist der Bearbeitung einer Gesammtausgabe der nachgelassenen Werke seines Freundes Buchers gewidmet, dessen Ruhm bei uns weniger als in Deutschland verbreitet ist; denn in seiner Muttersprache vornehmlich hat Wilhelm von Humboldt seine gelehrten Werke abgefaßt, während sein Bruder öfter dem Lateinischen und dem Französischen den Vorzug gegeben hat. Darum ist es nur in Frankreich auch gewohnt, den Namen Alexanders von Humboldt als eine unserer Nationalzierden zu betrachten. Deutschland dagegen erhebt fast auf gleiche Stufe des Ruhmes jene beiden glänzenden Namen, die, wie es oft schon ausgesprochen worden, fast an jede Wissenschaft und an alle Hervorbringungen des menschlichen Geistes sich knüpfen. Aller, was Wilhelm von Humboldt über die Verschiedenheit der Sprachen, über das Studium der Geschichte und über philosophische Kritik geschrieben hat, wird eben so wie seine Abhandlung über das Baskische, die als Nachtrag zu Adelung's Mithridat erschien, sein Werk über das Epos, als Scholie zu Goethe's „Hermann und Dorothea", und seine Uebertragung des „Agamemnon" von Aeschylus u. s. w. Dieser Gesammt-Ausgabe verbunden mit sechs bis sieben bandert vortrefflichen Dichtungen, die zum Theil noch gar nicht gedruckt sind, dem Publikum übergeben werden. Die Zeichnidaelet seines Talentes gleich der umfassenden Ausdehnung seiner Gelehrsamkeit. Es wird diese Ausgabe ein zwiefach mit dem großen Namen Humboldt gezeichnetes Monument seyn, das, wie wir bereits, einem geschickten Uebersetzer Gelegenheit geben wird, auch Französische Leser mit Ihrem bekannt zu machen, da sie den sublimsten gehören, welche das neuere Deutschland hervorgebracht hat."

— Ranke's Geschichte der Päpste. Dieses angezeichnetste alter in der neueren Zeit in Deutschland erschienenen Geschichtswerke scheint sich in England bereits einer verhältnißmäßig viel größeren Anerkennung zu erfreuen, als in unserm Vaterlande, wo es noch viel zu wenig gekannt und verbreitet ist. Die Quarterly-Review bringt in ihrer Nr. CXVI. bereits die zweite kritische Anzeige dieses Werkes und giebt zu gleicher Zeit einen Ueberblick desselben, der ganz geeignet ist, die Englischen Geschichtsforscher auf eine vollständigere Kenntniß desselben hinleitung zu machen. Wir zweifeln nicht daß es sehr bald eine Englische Uebersetzung des Ganzen erscheinen werde, wie uns anderseits auch bekannt worden, daß nicht blos in Frankreich und Belgien der katholische Klerus, sondern auch die Römische Curie die Forschungen unseres gelehrten Landsmannes als eine überaus wichtige Erscheinung betrachtet. In England, wo das Interesse für die Papst Vergt, daß das Papstthum dort wieder zahlreiche Proselyten mache und immer größeres Terrain gewinne, muß natürlich ein Buch, in welchem auf den so interessante als überraschende Weise die Reaction dargestellt wird, die zu Ende des 16ten und im Anfange des 17ten Jahrhunderte, vornehmlich mit Hülfe der Jesuiten und ihrer Schulen, gegen den Protestantismus stattgefunden, einen um so größeren Eindruck machen. Die Englische Kritik macht vornehmlich auch auf dasjenige aufmerksam, was Hr. Ranke über das von Urban VIII. zu Stande gebrachte Bündniß von Frankreich und Spanien gegen England unter Karl I. beibringt, ein Bündniß, das nichts weniger als die völlige Wiedervernichtung Englands unter die Herrschaft des Papstthums bezweckte, wenn jedoch durch das rasche Einschreiten Buckingham's, der sich der Insel Rhé bemächtigte und die Französischen Hugenotten in Rochelle brachte, zuvorgekommen ward. Die Quarterly-Review stellt zwar gegen diese Annahme, so sehr sie auch zur Aufstellung der damaligen Politik Englands dienen würde, einige begründete Zweifel auf, doch hält sie sich keineswegs für kompetent genug, die Sache zu entscheiden und empfiehlt vielmehr die von Herrn Ranke zum erstenmale gegebene Erklärung der sonst ganz unbegreiflichen Kriegs-Demonstration Buckingham's und Karl's I. der nähreren Prüfung Englischer Geschichtsforscher.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 101. Berlin, Mittwoch den 23. August 1837.

Frankreich.

Die Reisen der Französischen Schriftsteller.

Der Sommer ist eine Zeit der Ferien für alle Freien und für alle die, welche sich mit ihrer Sklaverei abfinden können. Von den ersten Tagen des Juni an verändert Paris schnell sein Antlitz; die Salons werden zuerst geschlossen; dann folgt nehmen auch die glänzenden Equipagen ab, welche die Alleen des Boulevart Ordhlies durchführen. So wie die Session beendigt ist, die Pairs auf ihre Schlösser abgezogen sind und die Deputirten ihr Hausweesen in der Provinz wieder aufgesucht haben, was sie sich von den in den letzten Sitzungen so reichlich verübten Gesetzen auswehren, verlieren Paris und die Leidungen einen der bedeutendsten Züge ihrer Physiognomie. Noch einige Tage, und auch die Schulen, Kollegien und Gerichtshöfe gehen zwei Monate auf Urlaub; dann ist die Auswanderung fertig. Zum Erlaß dafür, um den Anschein der Pariser Bevölkerung möglichst zu decken, senden uns die Departements ihre Notabilitäten. Wir bekommen von einem ganzen Kongreß von Leuten aus der Provinz: ein wunderliches, liebenswürdiges Gemengsel, zu welchem jeder Bezirk Frankreichs seine Farbe, seinen Charakter, seine Figur liefert. Gegen Ende des Monats erhält die Invasion aus den Departements noch eine Verstärkung von Königlichen Prokuratoren, Advokaten und Substituten. Der Richterstand und die Barre der Provinz liefern der Oper ein neues Publikum, und der Kodex unserer Disputy wird wie ein Rechtspunkt erörtert und von der Jurisprudenz sämmtlicher Gerichtshöfe des Königreichs erklärligt.

Die Künstler und die Literaten folgen seit einigen Jahren dem allgemeinen Hange; sie machen es wie die Pairs, Davids, Deputirten, Bodenspekulanten und Bankiers; sie reisen. Paris in der schönen Jahreszeit. Die Bühnenkünstler waren die Ersten, die diese Mode annahmen. Alle unsere berühmten Schauspieler reisen saß zu gleicher Zeit mit den Italiänischen Sängern ab; in der Provinz suchen sie die Zuschauer, die ihnen der Sommer in Paris entzieht; so ist der Sommer eben so wohl die schöne Jahreszeit der Theaters von Montargis und Carpentras, wie des Vaudeville- und des Covent-garden-Theaters. Die Provinz richtet sich in dramatischer Hinsicht nach dem Londoner Mode-Kalender. Während das Gymnase und das Palais-Royal von ihren Triumphen und von ihren Winter-Einnahmen ausruhen, läßt Nantes zu Ehren Bouffe's Medaillen prägen, und Marseille sucht der Hitze und den Bäuern des Beaubourgschen Saals, um der Dlle. Dejazet Beifall zu klatschen. Die Provençalen hängen so sehr an ihren ländlichen Sitten, daß in Marseille, den Sommer über, die Theater des Sonnabends geschlossen sind und die Zeitungen des Sonntags nicht erscheinen; Dlle. Dejazet aber hat die Marseiller ihre Meinerbei-Vergnügungen und ihre Schreckgage Frauden vergessen lassen. Fieschen spielt am Sonnabend, und um übermorgen vormittäglichen diese Phoreer ihre Tannen, ihre Sonne, ihre Bachelen und ihre Krammetsvögel. Einen solchen Triumph hat selbst Talma nicht davongetragen.

Auch die Musiker, wie die Schauspieler, verlassen Paris, sobald die Nachtigall ihre Stimme hören läßt; sie eilen unter einen anderen Himmel, um neue Begeisterung zu suchen und sich von den Winterstrapazen zu erholen, denn der Winter ist für die Tonkünstler sehr anstrengend. Die Statistik der öffentlichen und Privat-Konzerte ergiebt eine Anzahl von zwei- bis dreitausend vom November bis Mai. Der Conservatoire und der Saal St. Jean haben von dieser wirklichen Buth besonders gelitten, und die Musik trägt bedeutende Schuld an den Ausbesserungen, die man zu diesem Augenblick im Stadthause vornehmen muß. Zum Glück für die Künstler, für die Zuhörer und für die Piafonds unterbricht der Sommer diese Festes die Virtuosen gehen auf Land oder ins Bad, um sich nach ihren gewaltigen Arbeiten neu zu stärken, und die Tondichter bringen den Waffenstillstand, um ihren Genius in den großen Quellen der Natur wieder anzufrischen. Der Eine studirt die Geschichte der Völker, die er in kosmopolitischer Noten übersetzen soll; der Andere, der Schreckensgott, der Jupiter tonans des Piano, schreibt im Schatten der Wälder eher an Prelude des Meeres unter den Einstüsterungen der Elemente die phantastischen Harmonieen, die in den regen Wipfeln hundertjähriger Eichen säuseln, und die wogenden Symphonieen, die in den Wellen jener unermeßlichen Orgel, gewaltig Decan genannt, stürzen und brausen. Den nächsten Winter kömmt er zurück mit einem Portefeuille voller Orkane, und unsere gefühllosen Damen heben der Entsetzen, wenn unter den Donnerkeilen seiner Finger Erard's Pianos zerrümmern.

Was sollten die Maler in Paris machen, wenn die Natur sich für sie mit all' ihren Gaben schmückt, und wenn die schönen Tage ihnen gestatten, ihre Staffelei unter freiem Himmel aufzupflanzen? Die Maler zieht's also mit den Konkurrenten davon. Die Einen, die Meister und Neichen der Kunst, gehen in weite Ferne, um neue Urbilder zu kopiren und die Sonne des Orients oder der Nähte Venedigs an Ort und Stelle aufzunehmen. Die Anderen, beschränkteren Kreisen durch die nahen Gebilde um Paris und lassen sich die Bäume von Fontainebleau und Bondy Ihren. Hiermit ist ihr Kunst der öffentlichen Sicherheit einen großen Dienst. Im Sommer sind auch die berüchtigsten Wüsten von allen Urbeltätern gesäubert. Sobald die Landschaftsmaler rrschrinnen, verlieren sich die Diebe, wohl wissend, daß es bei diesen unrum Gästen für sie nichts zu gewinnen giebt; ein Maler wird nicht bestohlen.

Zu allerletzt kam die literarische Wanderschaft: ein neues Element in der Literaturreise der Schriftsteller, eins Nothwendigkeit, die ihnen durch die Entwickelung aufgelegt wurde, welche die Tagesliteratur seit einiger Zeit genommen hat. Man ist es müde, sich beständig in demselben Kreise herumzudrehen; die Erforderniße einer raschen Production sind schwer zu befriedigen; die Reisen gewähren zugleich eine heilsame Zerstreuung und einen fruchtbaren Stoff; die bitterste Prüfung schmeigt sich leicht allen Launen der Einbildungskraft an, und der Leser ließt gern ein seinem Lebhaftigkeit, folgt gern einer lebendigen, bewegten und geistvollen Schilderung auf der großen Heerstraßen und durch Städte und Felder. Dazu bestehen im Sommer so viele Literaten den Eilwagen oder das Dampfboot.

Das erste und schlimmste Unglück der literarischen Reisen ist, daß sie faß alle einander gleichen; der größte Theil derer, die nach dem Malerischen pilgern, schlagen einen und denselben Weg ein, und wenn sich nach ihrer Rückkehr das Feuilleton ihren Eindrücken öffnet, sind sie den Lesern nur langweilig und gleichgiltig auf allen Punkten der preußischen Presse eine Masse von Schilderungen aufsuchen, die sämmtlich bis seidrn Stationen durchlaufen, an denselben Orten verweilen, dieselben Denkmäler beschreiben. Man weiß, wie viel Wanderungen durch die Normandie und Ausflüge nach Belgien jeder Herbst uns bringt.

Die Normandie ist immer der erste Anlaß des literarischen Reisenden. Er geht von Paris nach Maisons auf der Eisenbahn; unterwegs bewundert er die Eisenbahn-Arbeiten zu St. Germain. In Maisons-Kaffiste schiff er sich auf dem Dampfboot ein. Hier beginnen die Reiseleiden, die der Literat aufzunehmen hat. Er öffnet sein Album und greift nach dem Bleistift. Die Abfahrt vom Dampfboote ist ein Gegenstand, der sich zu einer herrlichen Schilderung eignet; der dampfende Schornstein, die rauschenden Räder, das stechende Ufer und die originellen Figuren, die sich auf dem Verdeck herumdrängen, das liefert schon ein sehr pittoreskes erstes Kapitel. Nachdem er seine ersten Beobachtungen flüchtig zu Papier gebracht, wendet der Reisende sich ganz auf die Landschaft; er betrachtet die Ufer der Seine, die Poesie ziemlich langweilig sind; aber Alles, was er sieht, scheint ihm eine unerschöpfliche Fundgrube neuer, köstlicher Dinge, und er notirt sich Häuser, Bäume, Heerden und Mühlen in seine Schreibtafel. Was wird er nicht über Bernval, Triel und Meulan, diese gar zu wenig besuchten Städte, Alles zu sagen haben, und über das ehemalige Mantes, das von den Druiden gegründet wurde, über Mantes, dessen Kirche mit ihren hohen Thürmen ihm einen Vorgeschmack von den Glockenthürmen der Normandie giebt! Dann erscheint vor ihm Rosny mit seinen Erinnerungen an die Artlauration; weiterdin in Roche-Guyon mit seinen Schloßtrümmern, die das Mittelalter zurückrufen.

Warum aber muß ein pittoresker Reisender, wie der gemeine Haufen, den unbeschränkten Nahnungen eines von der freien Luft gereizten Appetits unterworfen, warum muß er genöthigt seyn, sich von dem herrlichen Schauspiel loszureißen, welches die beiden Ufer der Seine vor ihm entfalten, und in den Salon zum Mittagessen hinabzusteigen? Welchen Schatz verlieren Beobachtungen wird diese Mahlzeit unserem Reisenden kosten! Kaum gönnt er sich so viel Muße, die nothdürftige Nahrung hinunterzuhen, die dem gefälligen Magen eines Beobachters unerläßlich ist, und schleunigst eilt er wieder auf das Verdeck. „Hier sind wir nun im Eure-Departement", sagt der Einsermann, und das Fahrzeug, seine schwarze Rauchsäule untigend, geht unter der Brücke von Vernon hin; der Reisende kann auch noch Chatrau-Gaillard, die beiden Andelys und Pont de l'Arche nach Gefallen betrachten; mit dem Departement der Niedern Seine aber beginnt die Nacht bereits; Finsternis verhüllt die Landschaft, und das Schauspiel ist dann einem unterbrochen; man sieht weder Elbeufs, noch die interessante Oertlichkeit von Rouen, und traurig muß man sagen: Es war Mitternacht, als wir in der Hauptstadt des alten Neustrien ankamen.

Der pittoreske Reisende tröstet sich damit, daß er am folgenden

Digitized by Google

Tage die Stadt durchreist. Wie viel ist da zu beschreiben, wie viel Stoff zu schönen Schilderungen! Die Kathedrale, die Brücke, St. Ouen, der Thurm der großen Uhr, die Statue Corneille's, der Palast, das Hotel Bourgtheroulde aus all die mittelalterlichen Seenerie, all die wunderlichen alten Straßen, all die gothischen Häuser, aus denen man jeden Augenblick Bürger mit Kappe und Schnabelschuhen heraustreten zu sehen erwartet.

Von Rouen bis Havre hielt die Reise neue Wunder dar: zunächst das Thal von Darnetal, das Schloß Montivray, gebaut von Robert dem Teufel, von Meyerbeer's Robert; dann Jumièges, die alte verfallene Abtei, die den guten König Dagobert in den Haarklüfte gesehen, in welchem ihn sein Minister, der große St. Eloi, durkläut; Jumièges, wo die schöne Agnes Sorel hetrte; weiterhin Landeber, die lachende Stadt der Normannen, und den Landsitzer der Mme Sévigné, die großartigen Trümmer der ganzen Provinz.

Zu Lisdebonne sind es nicht mehr die Ueberreste aus dem Mittelalter, die den Blick fesseln, sondern die Ueberreste aus der Königszeit; nicht die Trümmer von Kirchen oder Klöstern, sondern von einem Circus, ein neues Rom, am Mannigfaltigkeit in die Schilderungen zu bringen. Endlich zeigen sich Havre und Honfleur mit all ihren Reichthümern und ihren pittoresken Reisenden. Von einer anderen Seite winkt Dieppe mit seinem Schloß, seinem Elfenbein und seinen Bädern, das Heroenhaus von Ango und die Ebene mit dem Schloß Rouen, diese schönen historischen Denkmäler. Alle diese Städte und Landschaften, alle diese Ruinen und Uferr verdienen es schreiben, gesehen und besucht zu werden; der Fehler ist nur, daß sie zu oft beschrieben worden sind. Die Reisen nach der Normandie sind jetzt so abgetrieben wie die dreißigste Berasche Romanze, die alle Leyern verunreinigt haben: Je vais revoir ma Normandie, c'est ta pays etc. . . . . Ja, es ist das Land, dessen strenge Physik und Literatur uns genugsamlich abgenutzt worden.

Belgien ist für den pittoresken Reisenden, der über unsere Gränzen hinausseilt, was die Normandie für den ist, der, minder unternehmend, es mit fremden Ländern noch nicht wagen will. Wie viel literarische Druckstücke, wie viel Feuilletons Mehr wir nicht seit zwei Jahren unter dem Titel: „Reise nach Belgien", oder beschrieben oder „ein Ausflug nach Belgien", oder auch „acht Tage in Belgien", erhalten! Der Titel wechselt, die Sache selbst bleibt sich immer gleich; stets dieselbe Beschreibung von Brüssel, von der Schröe, von Antwerpen, von den Rubenschen Gemälden und von Flämischen Bier. Dann kommen die gewöhnlichen Philippika gegen die reformirte Religion, über uns mit so naiver Frechheit nachdrucken, die unsere Bücher, unsere Zeitschriften und unsere Tagesblätter plündern. Was kümmert sich aber der Belgier um die Verwünschung und den Schimpf, womit man seinen literarischen Raub verfolgt! Der Belgier, mit seinem erstaunenswürdigen Phlegma, erwidert seinen Verunreinigung nach und kopirt Wort für Wort den jedem gedrehten Schimpf; denn die Belgische Nachdrucker kopiet, ohne zu lesen.

Nächst der Normandie und Belgien ziehen die Mineralbäder die größte Menge von pittoresken Reisenden an. Man gehe nur Acht, wie der Oktober und wieder seinen gewöhnlichen Tribut von Fremden, über Bagnères, St. Sauveur, Mont d'Or und selbst über Aachen, Baden und Teplitz bringen wird. In den Bädern sucht der literarische Reisende nicht nur Gemälde für seine Schilderungen, nicht nur Gegenstände zum Beschreiben, sondern auch den Stoff zu irgend einem Roman, den Paris ihm nicht bietet. Es gibt in der Literatur sie ausgemacht, daß die Orte besuchten Orte in ihrer Saisen eine galante Verbauung anfordern, daß sie die Rendezvous für die Liebesintrigen der großen Welt seyen, als ob die große Welt es nöthig hätte, in solcher Zeue zu suchen, was sie überall und ohne Mühe findet.

In den Romanen und Novellen ist es fest man nichts als Dandy's und Kokotten, die sich von ihrem Arzt ins Bad schicken lassen. Dort trifft man sich, und der Beobachter braucht nur die Augen aufzuthun, um reizende Abenteuer, fertige Romane und Dramen nach der Art von „Antony" einzusammeln; der literarische Reisende begiebt sich also voll Hoffnung nach Bagnères, Spaa oder Baden: er sieht, beobachtet, sieht Situationen gegeben ein und findet nichts als Leute, die sich einander kennen sind und sich gewöhnlich sowohl allein als in Gesellschaft gewaltig langweilen; Leute, die aus Gewohnheit, Mode oder Neugier dahin gekommen, die sich vollenden, spazieren gehen, spielen, tanzen und wiunter auch baden. Da hat sich denn der geniale Schriftsteller selbst zu verrechnen; nun will er aber seine Reiseskosten nicht verlieren, er verfehlt daher nicht, nach seiner Rückkehr eine Menge mehr oder minder wärzreicher Anekdoten in Spaa, Bagnères oder Baden zwischen zu lassen und zu verschern, daß die Badeorte der gewöhnliche Sitz der Sommer-Intriguen seyen. So werden romanhafte Vorurtheile gehegt und großzogen.

Es giebt noch eine andere Klasse von literarischen Reisen, die seit kurzem erfunden worden und in Schwung gekommen sind: wir meinen die Remunerations-Reisen, womit der Minister ihre Schüglinge belohnen. Es giebt Literaten, denen die Regierung gern Gutes erzeigen wüßt, es giebt schriftstellerische Dienstleistungen, geheime und öffentliche, die man gerade nicht mit Geld oder Banco-Noten bezahlen mag; man hat daher die literarischen Missionen erfunden, die den Sold in einen anständigen Verwand hüllen. Man sagt zu den Schriftsteller: „In dieser oder jener Bibliothek liegt eine kostbare Handschrift, hier sind tausend Thaler, suchen Sie dieselbe hervor; das Institut ist über folgende Phrase in einem Lateinischen Codex nicht einig, nehmen Sie hier die lebenszeichnende Feuree, und forschen Sie nach einer Variante, die sich in Italien oder Bayonne irgendwo befinden soll." Der Schriftsteller steckt das Geld ein, und es steht ihm frei, ohne die Variante zurückzukehren, oder auch gar nicht abzureisen. Einige dieser Aufträge sind allerdings in ernster Absicht an verdienstvolle Männer ertheilt worden, und diese haben sich ihrer geschickt und gewissenhaft entledigt; nichtsdestoweniger wird jener Mißbrauch entstehen und dient oft zum, seltsame Subjecte und schimpfliche Pasquodien zu belohnen.

Die Pfiffonaire der ministeriellen Literatur verstehen eben so wenig von ihren Auffagen Gewinn zu ziehen, wie die Schriftsteller, die auf ihre eigenen Kosten reisen; aber sie dürfen nicht wagen darüber geworden oder nicht, die literarischen Reisen bringen selten etwas Gutes zu Werke. Die Romanendichter und alle Schriftsteller, die in der sogenannten leichteren Literatur arbeiten, können nur verlieren, wenn sie sich von Paris entfernen. Es geht ihnen wie den Schauspielern, die, wenn sie einige Monate in den Departements herumgereist sind, mit dem Ton, der Aussprache und den Manieren der Provinz zu uns zurückkehren. Auch wird der Reisende, der die Welt mit der vorgefaßten Absicht durchwandert, sie zu beschreiben, und der nachher seine mühsam gesammelten Notizen ertigiet, nichts Tüchtiges lesen. So wie ein Brief alle Anmuth und allen Zauber verliert, wenn derselbe, der ihn schreibt, zum voraus weiß, daß er zum Druck bestimmt ist, eben so entgeht auch der vorher beabsichtigten Beschreibung einer Reise aller Reiz und alle Lebendigkeit. Man reise ohne Absicht, und nachher, wenn die Phantasie dazu reizt, schreibe man seine Erinnerungen nieder. So sind alle gute Reiseschilderungen entstanden. Eugen Guinot.

Schweiz

Schleichhändler in der Schweiz.

(Schluß.)

Der Pfarrer war alt und schwach, und es dauerte lange, ehe er dem Abdang erstiegen hatte. „Ei, guter Herr, gelb' Sie Gott", sprach er, wie er in meine Nähe kam; „wie haben die bösen Leute Sie zusammengeschnürt!" Der freimüthig zutrauliche Ton und das offene Gesicht des ehrwürdigen Mannes gefielen mir außerordentlich, und erfreuten dergestalt erwiederte ich: „Ganz verwünscht seid, ja wohl; darum entschuldigen Sie nur, hochwürdiger Herr, daß ich keine Reverenz machen und den Hut nicht ziehen kann. Aber ich darf wohl ein Weilchen mit Ihnen allein sprechen, nicht wahr?" — „Wer allen Dingen", erwiederte er, „müssen wir Sie doch bedienen; kann und sich's bauern sprechen lassen. Nun, Ferdinand Andreas", redete er den Rathsdiener an, „was steht Ihr da müßig? Rasch, schneidet die Stricke durch, macht der Sache ein Ende." Ich erschöpfte mich in Dankesbezeugungen, die förmlich aus aufrichtigem Herzen kamen. Schon hatte Andreas das Messer gezogen und wollte einschneiden, als der Mann von vorhin, den er um den neuen Barken Strick her that, sich zwischen uns Beide warf, den Knoten faßte und ihn nach wenigen Minuten glücklich löste, worauf er triumphirend den Strick zu sich steckte. Kaum war ich frei, so drückte ich dem wackeren Pfarrer die Hand, ja im ersten Sturm der Freude fiel ich ihm um den Hals und küßte ihn auf beiden Wangen. Aber im nächsten Augenblick fuhlte ich mich gestraft: die empfindlichsten Schmerzen in allen Gliedern; meine Brüne waren blau und steif geworden und konnten mich nicht tragen; ich mußte mich auf der Stelle niederstzen. Der Rathsdiener Andreas that gleich mit dem Schuppen Wein herzu und schenkte mir ein; der Pfarrer schickte hernach und der Küster kam, mit Mantilher sie auch sonst Gemeinde angezogen war, trat re zu mir mit den Worten: „Nun, bester Herr, wollen wir hören, was Sie uns zu sagen haben." Das ganze Kätzchen stellte sich ernsthaft im Kreise um mich, Männer und Weiber, kleine Jungen und Mädchen, Schäfer und Knechte — der Rathsdiener und der Küster mitten darunter. Die Sonne war jetzt völlig unter den Horizont gesunken. Ich fing an, meine Geschichte der ganzen Länge und Wahrheit nach zu erzählen, und verschwieg keinen Umstand. Als ich von dem Tode des Hannes und von der Art und Weise sprach, wie der Mörder ihn bei Seite geschafft, durchfuhr ein Schauder die guten Leute, — ja, als ich das süßerliche „Hannes, bet' um deine arme Seele" wiederholte, worüber die drei Schwaggler so gottlos und unmenschlich gelacht hatten, da bekreuzten sich alle zugleich, der Pfarrer faumt seinen Pfarrkindern, und sprachen ein stilles Vaterunser. Lautes, regungsloses Hand der andächtige Kreis unter dem klaren Sternenhimmel, alle Hände waren gefaltet; nur ich selbst, gerührt von Erinnerungen an dieser Szene natürlicher, einfältiger Gefühmigkeit, sahe unwillkührlich mit der Hand nach dem Hute und entblößte mein Haupt. Die kleine Gemeinde schien sich darüber zu verwundern. Alle sahen mich an, und ich kam etwas aus der Fassung; der Pfarrer aber blieb ernst und still. — „Erzählen Sie weiter", sprach er endlich. So sehr ich denn meine Geschichte durch neue gutmüthigen sittlichen Anzugen und Betrachtungen werte die Ueberzeugte Vorsicht des Bauern Anton, noch die sichtbare Rathlichkeit und Unregsamkeit des Herrn Andreas gebührend zu erwähnen.

„Nun, Gott sey Dank", sprach der fromme Alte, als ich geendigt hatte, „daß es's mit diesem Manne so gnädig gestlagt hat. Und nun, Kinder, fallet ein endlich Werk, wir sitzen hier auch bald vor diesen losen Leuten, ihr stricket Euch vor ihnen, darum sind sie so verwegen und nehmen sich Alles heraus. Eure Zugheit macht sie muthig. Aber was noch viel schlimmer ist, es sind welche unter Euch, die den Verdienst von ihrem abscheulichen und blutigen Gewerbe wieben. Es ist kein Segen an den Dingen, sie man auf so gottlose Wege erwirbt, woran vielleicht ein Mord haftet, — denn wer stehet Euch dafür? — Sieh' Dich selbst an, Anton! Deine Leidenschaft für das Tabackschnupfen, Deine häßliche Gewohnheit, jedwusl so viel in die Nase zu stopfen, als Du bekommen kannst, wohin hat sie Dich gebracht? Die Nase hat Dir voll, und an den Füßen nicht Strumpf noch Schuh. Du mag vor dem lieben Gott noch bingehen, obwohl es gar nicht schön ist vor den Menschen — aber was muß? Du kaufst den Taback von den Schmuggleren, und un es nicht mit ihnen zu verderben, läßt Du Deinen Nebenmenschen, der in Noth ist, stehen und getrauft Dich nicht, ihm zu helfen, wie doch ein guter Christ soll. Meinst Du wohl, Anton, daß die Spitzbuben und Räuber in der Hölle braten, wo sie der Teufel mit Feuer spießt? und was mit denen geschehen wird, die unter einer Decke mit ihnen stecken, dafür will ich auch nicht stehen. Folge mir, Anton, —

Du bist sonst ein guter Mensch; schnupf' weniger Tabak und lauf' ihn auf dem Arm. Andres aber" — sprach der gute Geistliche weiter und klopfte dem Genannten freundlich auf die Schulter — „der hat es ganz recht gemacht; und daß er dem Herrn nicht gleich los half, daran war die Regel seines Amts Schuld, sein Gewissen nach Tabak oder so was Aehnlichem." Diese öffentliche, im Angesichte der ganzen Dorfschaft ertheilte Belobung seines vorsichtigen und rechtschaffenen Benehmens stieg dem wackeren Andreas nicht wenig zu Kopfe; zum Malen stand er da, lächelte angenehm naiv und warf sich in die Brust, dabei dient er in die einen Hand seinen Sceptre um in der anderen seinen dreieckigen Hut, den er aus Respect abgezogen hatte.

Das Maulthier war indessen gekommen und stand gesattelt. Die gutes Leute halfen mir hinauf, und ich nahm Abschied von dem Reichenbaum, meinem vielsäuligen Gerichtsorte. Bergab ging es nun; der Rathsherrschreiber führte mein Thier am Zügel, der Pfarrer ging plaudernd neben mir her, und endlich und bald war ich unter Dach und Fach, ja fröhlich schwatzend das übrige Wöllchen. Es war ein freundliches und malerisches Andlick, wie die Prozession in der klaren, lustigen Dämmerung bald in zerstreuten Gruppen über den Wochtppich zwischen den Bäumen hinzog, bald an engeren und tieferen Stellen des Weges sich dichter zusammendrängte, und wie dann langer Reihe hinter einander einen schmalgewundenen Pfad hinabstieg. Nach einer halben Stunde hatten wir die unseren, weit ausgetretenen Wiesenflächen erreicht, hörten die Aerbe rauschen und sahen ihren gegenüberliegenden hohen Uferrand in den dunklen Nachtdimmel emporragen. Aber vor uns einiges angebaute Feld, ein paar Hütten und der Eingang einer Enge trennt uns noch von Kirchhurens; — wir waren im Döschen. „Nun gute Nacht, Ihr Leute", sprach der Pfarrer zu unseren Begleitern; „Ihnen, lieber Herr, steht ein Abendbrod und Nachtlager zu Dienste, so gut ich's geben kann; es ist zwar Fastenzeit heute, aber ich habe eben schon gemerkt, daß der Herr kein Katholik ist; und Fisch es nun, Fleisch, Pfaeifisch" — er schon, alle wie noch kaum an der Thür des Pfarrhäuschens waren — „nach schnell ein Hahn zurecht und bring' mir den Kellerschlüssel."

Beim Abendbrod saß der liebe alte Mann mir gegenüber und hielt sich an seine wagre Fastenkost, während ich mit Heißhunger das schmackhaft gebratene Huhn verzehrte. Eine Flasche des Aleuer Weines wurde mir zu Ehren angestochen, und als mir ihr auf den Grund sahen, schürrete ich meinem trefflichen Wirth die Hand und ging zur Ruhe, deren ich wahrlich sehr bedurfte. Früh am nächsten Morgen nahm ich Abschied und wanderte hinunter nach Maglan. Eigentlich hatte ich das Thomewny-Thal besuchen wollen, aber nach einem solchen Abenteuer empfand ich gar keine Lust mehr, das Kleinod zu suchen; vielmehr eilte eine große Sehnsucht, auf dem kürzesten Wege meinen häuslichen Herd zu gewinnen. So that ich denn auch und kehrte sie bleomal den Bergen Savoyens und des Wallis den Rücken. (Bibl. Univ.)

Reisen.

Michel Chevalier in Mexiko.

Dritter Artikel.

So wiederkehrig sieht es jetzt in dem Lande aus, das zur Zeit Spanischer Herrschaft eines tiefen und ungeheuren inneren Friedens genoß. Süd-Amerika befindet sich zum bei weitem größten Theile in gleicher Zerrüttung. Es haben mir die sogenannten „militairischen Kalender" ein, die 1817 und 1818 in Jamaika Mode waren, und worin die Thatsbestände in gewissen Buchstaben die Faschrift trugen: „Ein Sieg auf jeden Tag!" Die Geschichte der ehemals Spanischen Kolonieen auf dem Amerikanischen Kontinent bis wohl den Stoff zu einem Kalender anderer Art, mit der Aufschrift: „Eine Revolution auf jeden Tag." Die Welt ist von Gewalt aus gestiftet, und mit ihr alle Gebilden, alle Wohlfahrt. „Niegend ist Sicherheit. Als ein wahrer Gastesfall gilt es, wenn die Diligence von Mexiko nach Vera-Cruz einmal durchkommt, ohne von Räubern angehalten zu werden. Nur unter dem Schutz ganzer Regimenter gelangt heutzutage die Conducta") mit ihren Pfunden nach Vergara-Cruz, wo sie in den Lagerhäusern der Kaufleute müssen sich die an die Zähne bewaffnet und in kleine Karavanen zusammenschließen. An vielen Stellen stehen Kreuze neben der Straße errichtet, den Ort zu bezeichnen, wo ein Reisender, meistens ein Fremder, unter den Kugeln oder Messern der Räuber sein Leben gelassen. Jeder Vorüberziehende wirft zum Gedächtniß des Verlorenen Steine auf die Stelle, und so häuft sich zu den Kreuzes Füßen ein warnendes Monument. Und nicht blos auf entlegenen Straßen, in Einöden streifen die Wiederhörer ihr Wesen, sondern dicht vor den Thoren der volkreichsten Städte. Ja sogar in den Städten selbst, auf Straßen und Plätzen, im Herzen der Hauptstadt giebt es keine Sicherheit mehr. Unzählige Mal ist es vorgekommen, daß man im Umkreise einer Stunde um Mexiko, am Sonntage, zur Zeit, wo die meisten Spaziergänge im Freien sind, Leute angefallen und geplündert hat. Dabei ist die Gegend um Mexiko eine baumlose, flache Ebene, nach allen Seiten offen, und hieter keinen Schlupfwinkel. Einem Englischen Obrist-Adjutant wurde am hellen Mittage auf den Plateros, der Hauptstraße von Mexiko, zu Pferde, der Hut vom Kopfe geworfen. **) Ungeachtet der Nachtwächter (serenos), die von Einbruch der Dunkelheit an die Straßen hüten, ungeachtet der Wachen zu Pferde, die an jeder Ecke postirt sind, ungeachtet des ausdrücklichen und mit großer Strenge überwachten Verbotes, daß nach acht Uhr Niemand durch die Straßen reiten solle, um eben das Lassowerfen zu verhindern, — allen diesen Anstalten zum Trotz ist man in Mexiko bei Nacht seines Lebens und Eigenthums nicht sicher, auch im eigenen Hause nicht. Wenn Ihr zu später Stunde, um acht oder neun Uhr, einen Freund besucht, so wird der Portier lange fragen und sich besinnen, ehe er die schwere, massive, mit Eisen oder Kupfer beschlagene Thür sich in den Angeln drehen läßt, und wenn er endlich öffnet, so wird es unter Verschimpfen und Fluchlästereien geschehen, als gälte es, die Zugbrücke zu einer belagerten Festung niederzulassen. Glaubwürdige Personen haben mir versichert, daß jährlich 900 Leichen von Ermordeten in Mexiko zur Todtenschau kommen.

Aller Reichthum ist verschwunden; die wohlhabendsten, angesehensten Häuser sind herunter gekommen. Zu Tausenden sieht man jetzt mehr, wie vor dreißig Jahren, in glänzender Reihe über die Alameda. Man sieht auch keinen Stand kleinerer Besitzer nachsichten, — Alles verfällt; an eine Bevölkerung der mittleren Klassen ist nicht zu denken. Sie sind nun nicht einschlichtiger, um nichts thätiger, eben so wak- und trostlos wie der Adel, und wenigstens, seit sie gleicher Strafe herabgesunken, Brüder und Mucous. Das niedere Volk endlich, die Masse der Indianer und ihrer Abkömmlinge, reizt sein Joch nach wie vor, bückt den Leib in Lumpen, fäuert sich mit Bananen, Tortillen (gerösteten und zu einer Art Gruppe bereiteten Mais) und Chile und liegt in tiefster Rohheit, Trägheit und Unwissenheit begraben.

Der Andau des Bodens wird ganz und gar vernachlässigt. Zur Zeit Spanischer Herrschaft diente man in den Kolonieen weder Wein-stöcke noch Oelbäume pflanzen; aber weit entfernt, sich die Besennung von diesem Zwange zu Nutze zu machen, haben die Mexikaner nicht einmal Land, das zu Spanischer Zeit angebaut war, brach liegen und verwildern lassen. Im Umkreise etlicher Stunden um die Hauptstadt Mexiko liegen mehrere große Güter zur Hälfte oder fast ganz menschenleer und verödet. Unter diesem herrlichen Klima bedarf der Boden fast gar keiner Pflege, als der Bäßerung; aber die Mexikanischen Hochebenen sind nicht besonders wasserreich. Die Spanier haben zu ihrer Zeit mit nicht geringen Kosten Kanäle und Wasserleitungen angelegt. — das sind jetzt Alles in Ruinen, und Niemand denkt aus Kindesseen. Große Grundstücke, ganze Landschaften, die mit Hülfe von Cisternen und Bewässerungs-Kanälen eine niegend in der Welt erreichte Fruchtbarkeit entwickeln, liegen jetzt öde und ungetrocknet.

Die Pflugwerkzeuge sind überhaupt alle Ackergeräthschaften sind ganz roh, ungeschickt und unzweckmäßig. Niemand denkt daran, die Europäischen Verbesserungen und Methoden im Landbau, so weit sie für Mexiko anwendbar seyn mögen, einzuführen; ja man nimmt sich nicht einmal die Mühe, sich aus dem benachbarten Nord-Amerika mit so vollkommenen Werkzeugen zu versehen, was doch so leicht und so wohlfeil geschehen könnte. Mein Reisegefährte bei der Ueberfahrt von New-Orleans nach Vera-Cruz war der General Reiska, der wegen Ehrlosahme an einer Insurrection aus Mexiko verbannt worden war, jetzt aber, des Revolutionsspiels müde, in seine Heimath zurückkehrte und ganz dem Landbau leben wollte. Kaum war er zu Mexiko, wo sein Land gelegen, so warf man ihn unter dem Vorwande Gift mit welcher Verschwörung ins Gefängniß, und da liegt er noch. Seine Pflüge, seine Eggen, seine Schwingen hat man mit Beschlag belegt, wahrscheinlich als verdächtige zu Komplotten und Staatsumwälzungen dienende Werkzeuge.

Der Ertrag der Bergwerke ist im Vergleich zur Spanischen Zeit gesunken. Kurz vor dem Anfange des Unabhängigkeits-Krieges betrug er 120 Millionen Piaster jährlich; als der Kampf gegen das Mutterland zu Ende ging, nur 60 Millionen; und mit den außerordentlichen Anstrengungen und Kosten haben ihn die Englischen Bergwerks-Companieen noch nicht ganz zu 90 Millionen herangebracht. Wie kann man sich auch auf die Andauung eines Bergwerkes einlassen, wie kann man die Kapitalien daran wagen, die zu den Vorbereitungen und Einrichtungen nöthig sind, in einem Lande, wo man zum sichern Transport des kleinsten Silberbarrens eine kleine Armee aufbieten muß? Wen dem Dorfe Temascaltepec, wo ich in Real del Monte sieht mich der Weg durch eine Felsenschlucht, wo ein hitziges Gefecht zwischen den zum Bergwerke gehörigen Leuten und den Räubern von dem Lande umher stattgefunden hat. Die Ersteren unterlegen der Ueberzahl, ohne sie fortwährend für Leben ihnen. Hier auf dem Wege weiß der arme Kanonier und Kanalisten, und die Englischen Beamten der Compagnie stehen sich fruchtlos im Schießen zu ihrer Vertheidigung. Die benachbarte Bergwerks-Schule (Mineria), wozu das stattliche Gebäude allein über drei Millionen Piaster gekostet hat, besitzet sich im täglichen Verfalle, obwohl sie unter ihren Professoren noch zur Stunde den gelehrten Andreas del Rio zählt. Noch elender sieht es mit der Bibliothek und des Maschinen-Kabinet aus. Kurz, die Schule scheint einerlei Schicksal mit dem Mexikanischen öffentlichen Schatze erfahren zu haben, nämlich deß, oder vielmalige Plünderung und Ausräumung, und das Gebäude trotzt den Einsturz, wie die ganze Mexikanische Republik.

Man hätte meinen sollen, sobald nur einmal die Mexikanischen Häfen und Städte dem Handel und der Betriebsamkeit der Europäer geöffnet wären, müßten sich sehr bald Fabriken in großer Vollkommenheit in diesem Lande erheben, wo die Handarbeit so wohlfeil, der Arbeiter so genügsam, geduldsam und unterwürfig und dabei geschickt im Nachahmen der Handgriffe ist, die man ihm zeigt. In einem Lande, das Baumwolle in großer Menge erzeugt, wo die Spanier so viel für

*) So heißen die Gebindungen, die aus den Mexikanischen Bergwerken nach Europa gehen. Jede Conducta beläuft sich auf etliche Millionen Piaster.

**) Lasso heißt der Lange, am äußersten Ende mit einem laufenden Knoten versehene Strick, womit die Gauchos in den südamerikanischen Cabanen die wild umherschweifenden Büffel und Pferde einfangen; sie wissen mit außerordentlichem Geschick, jenen Pferde herab, wahrend sie selbst in entsetzlichem Galopp dahinsprengen, die Schlinge den Thieren über den Kopf zu werfen. Der Räuber, der Menschen nachstellt, hat das eine Ende des Lasso fest an seinem Sattelknopf gebunden, mit dem andern den Mitreiter umherschwingt über den Kopf und fängt dem Pferde beide Füße zugleich, der augenblicklich zu Boden stürzt, und sich verletzt oder tödtet, wenn er nicht in seines Feindes Hand.

Digitized by Google

die Vermehrung der Schaf, der Vicuña's, der feinbaarigen Ziegen u. s. w. getban haben, und wo die Seidenzucht sich mit großer Leichtigkeit einführen ließe. Nur leider fehlt es den Mexikanern, Reichen wie Armen, an allem Unternehmungsgeist, und Fremde können es nicht wagen, irgend ein Etablissement im Lande zu gründen, da in jeder Kongreß-Sitzung und immer von neuem der Antrag mit die Berührung aufs Tapet kommt, sie alle wegzujagen.*) Ja, wenn es einem Fremden gelänge, sein Gewerbe zu einer ansehnlichen Höhe und Bedeutung zu bringen und dadurch Wohlstand zu erwerben, so wäre er den Haß und die Mißgunst der ganzen Bevölkerung gegen sich aufregend, denn nichts reizt hier den Mexikaner stärker auf, als wenn er von seinen Landsleuten, weniger von den Fremden) so sehr, als wenn er von seiner Nase einen Europäer oder Nord-Amerikaner reich werden sieht.**) Mag der Fremde es seiner Ausdauer, seiner sauern Mühe und Arbeit verdanken, mag seine Industrie ein Quell des Reichthums für das Land und den Ort werden, was er sich niedergelassen, — er wird ihn nicht lange ungestört in den Eingeborenen genießen. Wehe dem gewerbsamen Engländer, Franzosen oder Anglo-Amerikaner, dessen Werkstatt und Magazin die Augen auf sich zoge und den Leuten zu reden gäbe! Dem ersten ausbrechenden Tumult würde er in bigotten Haß und in sicherer Eifersucht gegen alle Ausländer ergegene Pöbel über den herfallen, ihn plündern und wohl gar zusammen. So sind die Waaren-Lager, Waaren-Magazine zu Pajian im Staate Mexiko eingerichtet und mehrere von Europäern in anderen Provinzen errichtete Fabrik-Gebäude zerstört worden.

Als die Mexikaner nach erkämpfter Unabhängigkeit eine Regierung und Verwaltung organisirten, errichteten sie eine Kasse zur Unterstützung und Aufmunterung der nationalen Industrie, banco de avio genannt, deren Betrieb durch eine Erhöhung sämmtlicher Einfuhrzölle um 2½ pCt. bestritten werden sollte. Auf diesem Wege brachte man ziemlich schnell etliche hunderttausend Piaster zusammen und legte Manufakturen an, die nicht in Gang kommen konnten und allen Leuten noch nie in Gang kommen werden.***) Die Dotation der besagten Gewerbskasse wird aber länglt nicht mehr zu ihrem Zwecke verwendet, sondern geht in den von Jahr zu Jahr sich tiefer höhlenden Abgrunde der Defizite unter, welcher diese Summen und noch viele andere verschlingt, wie das Meer einen Tropfen Wasser.

Der Handel liegt ganz so darnieder, wie der Gewerbsfleiß. Ehemals existirten viele ansehnliche Handlungshäuser, sämmtlich Spanische, die über bedeutende Kapitalien geboten und lebhafte Geschäfte machten; sie haben sämmtlich schließen müssen, als der Kongreß von Mexiko durch ein Dekret alle aus Spanien gebürtige Personen bei Todesstrafe aus dem Gebiete der Republik bannte und ihre Kapitalien Häuser dadurch sich zu ihrer Stadt nicht erhoben; Europäer und Amerikaner nehmen jetzt die Stelle der Gachurine's †) ein; doch ist, wie gesagt, die Niederlassung für sie oft mit Lebensgefahr verbunden. Auch sind die Geschäfte hier zu Lande länglt nicht mehr glänzende und einträglich und kein großer Vermögen im Handel zu machen, wie einzelne Europäer, die es versuchen haben vor sich bringen und sammeln können, sind kunstfertiger Handarbeiter, als z. B. Tapezierer, Tischler ††), Schneider, Schuhmacher, Sattler, Stickerinnen, Wäscherinnen u. dgl. m. Die Handelsgebäude sind, gerade wie in Spanien, um mehr als hundert Jahre gegen die übrige Welt zurück; man kennt kein Wechselbriefe, noch gar indoses Papier. Die Zinsen sind dadurch, oder vielmehr gar nicht organ-

*) Dieses Thema wird in allen ehemals Spanischen Kolonien, und überall ziemlich auf dieselbe Weise verhandelt, am häufigsten in Mexiko und Peru. Daher wird benutzt, in allen diesen neuen Staaten den Fremden zuvorkommender, oder darauf gedrungen, daß man ihnen unterstützt, Detaillhandel zu treiben. Nordamerika ergeht sich darüber in den heftigsten Ausdrücken, Einsprüche des Handel getadelten Volk, und allerjüngst hat im Mexikanischen Kongreß ein sehr einflußreiches Mitglied, ein Mann, der für ein großes Licht im Lande gilt, einen Antrag in diesem Sinne gestellt. Neu-Granada scheint jedoch jetzt sich von den anderen zwanzigjährigen Kolonien durch mehr Liberalität, oder Leiser, durch weniger Mißtrauisch in jetzige Zeit sich auszeichnen.

**) Diese sonderbare Eifersucht der Mitgenossen herrscht im ganzen vormals Spanischen Amerika mit einer Macht, die fast wohl nirgends auf der Welt erhört ist, und hat die Regierungen der verschiedenen Staaten schon manchmal gen, unzweckmäßigen Verordnungen getrieben. Der Mexikanische Kreole, unter der fremden Spanischen Regierung zur Faulheit und unter den Priestern zur Unthätigkeit Gewohnheiten gezwungen, ist ein Feind jeder Neuerung, macht sich aus einem armlichen und dürftigen Leben nichts und zieht es sogar einem Wohlstande vor, der durch Betrieb erworben werden müßte, um ihn zu genießen. Er vor und neben seiner Thür ein Fremder reich werde, das ist ein Laut die ihn, das nagt ihm das Herz ab. Uebrigens gönnt er seinen eigenen Landsleuten eben so wenig Glück. Es scheint, daß seine Nachbarn zu Gunsten kommt, betrachtet er, als wär's ihm selbst genommen. Den Anglo-Amerikaner muß ich ihm von dem Vorwurf der Faulheit freisprechen, macht sich aus Arbeit an ihnen wenig gewahr wird, in ihrem Thun und Lassen ihrer Landsleute fast gar nicht, und daß er in diesem Punkte nicht blos den Amerikanern von Spanischer Abkunft, sondern auch vielen Europäern voraus sind. Der Neid ist ein Charakter, der gegen Andere nicht zurückstehen, aber auch nichts thun will, sich emporzuarbeiten, und der im mittleren Amerikanne an sich fühlt gehört. Der Amerikaner ist ein Charakter, aber er rechtfertigt ihn durch Arbeitsamkeit und energische Thätigkeit, er ringt um die Würde mit Anderen nach Verdienst und redlichem Wetteifer, und der Nebenbuhler, der ihn überflügelt, acht nicht der Neider seines Nachbars.

***) Die einzige Manufaktur, die in Mexiko besteht und auf Europäische Art gebaut wird, ist von einem Französischen Kaufmann, Dupont, angelegt und fabrizirt Mantas, d. i. ordinäre Baumwollenzeuge, die im Lande viel gebraucht und getragen werden. Die Maschinen, Webestühle u. s. w. sind sämmtlich aus der großen Maschinenbau-Werkstatt in Patterson bei New-York.

†) Diesen Gesellen sahen die Spanier bei den Mexikanischen Gaugeparten.

††) In Mexiko waren vor dem Jahre 1824 die Häuser sehr schlecht und roh, zum Theil gar nicht möblirt. Einige Französische Tapezierer haben dort ein ansehnliches Vermögen erworben. Als Anekdote sich zum Kaiser machte, schrieb ein Franzose vor, ihm gerade solche Betten anzufertigen, wie Napoleon in den Tuilerieen gehabt. Anekdote hat es sich gemacht, und von da an datirt eine Revolution in der Möbel-Einrichtung der Mexikanischen Häuser und Wohnungen.

isirt, es ist keine Spur von einem Institute vorhanden, das nur im entferntesten den Dienste einer Bank leisten könnte. Der Geldzins steht daher auch erschrecklich hoch: die besten Häuser müssen 1½ bis 2½ pCt. auf den Monat geben, wede oder weniger, je nachdem der Wind stärker oder schwächer auf Revolution steht. Das Diskonto zwischen Mexiko und Veracruz beläuft sich gern, oder gar zwanzig Mal so hoch, als das zwischen London und Paris.*).

Alle öffentliche Gebäude und Denkmale fallen in Trümmer; Alles geht zu Grunde, und Niemand denkt das Erhalten und Ausbessern. In welch elendem Zustande befindet sich jetzt der Hafen von Vera-Cruz, in welchem Galleonen einliefen, und was ist aus seinem herrlichen Molo geworden! Keine Staake ist im Stande, so weit das Land reicht. Die peschtvolle Heerstraße, den berühmten Pässen über den Mont Cenis und Simplon vergleichbar, vielleicht sogar noch herrlicher und großartiger als diese, — die unter der Spanischen Herrschaft auf Kosten der Kaufleute zu Veracruz über Jalapa führte, Felsenwällen und Berge durchstieß, Abgründe mit einer breiten Brücke überspannte, welche den Küstenlohn am Mexikanischen Meerbusen mit dem beinahe 10,000 Fuß hohen Plateau des innern Landes verbindet, scheint nur noch zu existiren, damit der eben anlangende Fremde an einem recht traurigen Beispiele die Sorglosigkeit der Mexikanischen Landesverwaltung kennen lerne. Sie ist während des Freiheitskrieges an vielen Stellen beschädigt und die auf den Grund zu Schanden gewühlt worden, und am 1. Januar 1835, als ich darüber zog, war noch kein einziger, sage noch kein einziger Stein wieder eingesetzt, kein einziges Loch ausgefüllt, und von den großen Bäumen, die unter diesem der Vegetation so günstigen Treppenhimmel, mitten auf der Landstraße, von Reisenden und Wagenzügen nicht mehr benutzt, Schatten gewährten, war noch keiner wieder angebauen oder ausgereutet. Auf der Mexikanischen Hochebene wäre nichts leichter, als die schönsten Verbindungsstraßen nach allen Seiten zu eröffnen; die Fläche des Plateau ist nur wenig hügelig, und überall sind im Ueberfluß Bausteine vorhanden, die sich so herrlich zum Straßenbau eignen. Aber selbst es noch gangbare Straßen giebt, machen die Mexikaner keinen Gebrauch davon zu ihren Transporten. Die sonderbare und unbegreifliche Vorliebe des Spanischen Volkstammes für den Transport durch Lastthiere hat sich bei diesen Abkömmlingen der Spanier erhalten und wo möglich noch vermehrt. Von allen Seiten führen bunte Zug heran, schwergepackt, vollkommen ehrut Steaken und chaussirte Dämme an die Hauptstadt Mexiko heran; aber meint Ihr, man sehe einen Wagen darauf fahren? Mit nichten: Alles wird auf Esels-Rücken, auf Maultiers-Rücken, oder auf der armen Indianer Rücken zur Stadt geschafft. Ganze Heerden von kleinen, feurigen und knochenlosen Eseln bringen in kurzer kleinen Päckchen, keines größer als ein tüchtige Faust, was meint Ihr wohl herangeschleppt? die Kohlen, die man in der Stadt in den Küchen braucht. Ein kleiner Kanal führt aus dem Chalco- dem Texcuco-See, an welchem man zum Theil in welchem Mexiko liegt; wozu wird der Kanal benutzt? zum Transport von Lebensmitteln gehen um Ufer einher und schleppen mit saurer Mühe unzählige winzig kleine, mit Gemüsen beladene Backen an Stangen und Stricken durchs Wasser hinter sich her. Kein Wunder, daß alle Gegenstände, die nur einigermaßen großen Raum einnehmen, durch solche Transportweise enorm vertheuert werden. Das Land wird reich und zu Grunde gerichtet und oft eine wahre Hungersnoth herbeigeführt. Die höher nach den Kontinent liegenden Landschaften sind von den übrigen so durchaus abgeschnitten, so unzugänglich, als hielte ein feindliches Heer sie blokirt; haben sie nun einmal eine schlechte Erndte, so können sie den Mais von unten nur zu unmäßig hohen Preisen, und die Armeen Klaffen können ihn gar nicht bekommen. Und doch scheinen sich in fast alle Legislaturen der Staaten Stimmen auf aufs eigensinnigste, so oft ihnen die Anlegung neuer Straßen oder die Herstellung alter zugemuthet wird.

Mannigfaltiges.

— Englischer Kunst-Verein. Bis jetzt hat es der den Deutschen Kunst-Vereinen nachgebildete Englische, mit dem unzutreffenden Namen „Art-Union“, zu nicht mehr als 900 Mitgliedern bringen können, deren jedes eine Guinee jährlich beiträgt. Für diese 900 Guineen wurden neun Gemälde, fast lauter Landschaften und davon drei in Wasserfarben, angekauft, um unter die Interessenten verloost zu werden. Gegenwärtig sind die angekauften Bilder, als deren bestes eine architektonische Ansicht der Cour St. Ouen in Rouen, gemalt von J. Byrne, angesehen wird, in London öffentlich ausgestellt. Jeder Laie dieser Branche weder von dem gegenwärtigen Standpunkte der Britischen Kunst, noch von dem Wirken der Kunst-Vereine in England ein ausreichendes Zeugniß abgeben.

— Englische Literaturgeschichte. Die Engländer besitzen noch keine vollständige Geschichte ihrer Literatur, so reich auch sonst das historische Feld von ihnen bearbeitet worden ist. Einen Anfang hat jetzt Peter Lyndsay Wilson, Professor der Geschichte zu Princeton, mit seinem „Englischen Literatur“ gemacht.**) Er schöpft darin interessante Vergleichungen der alten klassischen Literatur mit der des Zeitalters der Stuarts und wiederum der neueren mit der Shakespeare'schen Zeit an. Englische Kritiker empfehlen das Buch als ein nützliches Studium besonders für die Jugend.

*) Der Piaster wird in Vera-Cruz im Durchschnitt zu 5 Francs, in Mexiko aber gewöhnlich nur zu 4½ Francs berechnet, zuweilen ist es sogar auf 4 Francs gesunken.

**) Chapters on early english literature. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 102. Berlin, Freitag den 25. August 1837.

Nord-Amerika.

Die Eisenbahnen in Nord-Amerika.

Während die Eisenbahnen im alten Europa, selbst England nicht ausgenommen, nur langsame Fortschritte machen, seben wir in den noch flüssig beweglichen Zuständen der jungen Amerika das neue System desto ungehinderter und umfangreicher sich entwickeln, desto weiter und schneller sich verbreiten. — ein Gegenstand, der nicht gerade daraus erklärbar scheint, weil die Amerikaner, obgleich wirklich praktischer und industriöser, überhaupt auch thätiger und aufgeweckter, wie unsere Europäer dagegen träger und gleichgültiger wären, als sie; oder weil wir nicht Geld und Wohlstand genug haben, so ausgedehnte Unternehmungen schnell auszuführen; oder gar, weil wir nicht fähig oder nicht geneigt wären, den ganzen Umfang und die Bedeutung der neuen Erfindung mit allen ihren Resultaten und Folgen zu ermessen — sondern, weil bei den Amerikanern ihre neugegründeten, noch schwiegsamen Gesellschafts-Zustände empfänglicher und zugänglicher sind für alles Neue; weil bei ihnen jede neue Erscheinung, noch nicht gehemmt durch eine lange Geschichte und bis mit ihr gegebenen unantastbaren Beziehungen, bald freien Spielraum findet und sich leicht geltend machen kann; weil sie endlich nicht zu thun brauchen, was wir uns schuldig sind, aufzuführen nämlich das Alte mit dem Neuen, die Vergangenheit mit der Zukunft, auf daß nicht das Alte, das Heilige unter dem Neuen schonungslos zerrissen werde.

Fragen wir nach den Resultaten der Eisenbahnen in Nord-Amerika, so erfahren wir zunächst Thatsachen, wie folgende: Die Stadt Boston, die in ihren eigenen Ringmauern mehr als 80,000 Seelen zählt, ist, etwa mehr als 90 Meilen von der Küste*), mit einer Bevölkerung von 300,000 Menschen umgeben, die sie ihre mannigfaltigen Beschäftigungen und ihre verschiedenartigen Bedürfnisse nach ihrer Lokalitäten eingerichtet haben müssen und z. B. die Wortheile des Bodens, des weiten Raums, der Wasserkraft und manche anderer unentbehrliche Vortheile nur in ihren fernsten Ansenthaltsorten genießen können. Durch die vier Eisenbahnen nun, welche nach den vier Hauptpunkten des Kompasses führen, mit ihren nach allen Richtungen auseinanderlaufenden Zweigen, wird der allerentfernteste Theil dieser Bevölkerung, statt eine ganze Tagereise weit zu wohnen, in die Nähe eines breistündigen Rittes, ja Manche bis auf eine Stunde von der Stadt gerückt. Mit anderen Worten, die Vortheile, die in der Nachbarschaft der Hauptstadt liegen, werden dadurch auf die doppelte Entfernung ausgedehnt und umfassen also ein viermal so großes Areal als früher, da die neue Erfindung noch nicht bekannt war. Welches die weiteren Folgen dieser Concentration sein werden, ist nicht vorherzusehen, noch zu sagen; so viel aber ist gewiß, daß sie den Bewegungen der Gesellschaft einen neuen Schwung geben wird, wie ihn kein anderer bisher bekannter Hebel erzeugen konnte.

Was hier gesagt worden, beurtet nur, wie man sieht, auf die engeren und unmittelbaren Beziehungen, die sich durch die Eisenbahnen in kleineren Maaßstabe bilden müssen, also eines zwischen nahen Lokalitäten oder zwischen großen Städten und ihren Umgebungen. Bei dem Umfang aber und der Ausdehnung, welche das Eisenbahn-System in Nord-Amerika gewonnen hat, ist es schon erlaubt, von höheren Gesichtspunkten aus den Gegenstand zu betrachten und die allgemeinen Vergleichungen anzuwenden, die sich hier dem tiefer forschenden Blick aufdringen. Hierher gehört namentlich das Verhältniß zwischen Eisenbahn-Verbindung zu Lande und der Wasser-Communication, ein Verhältniß, das immer wichtiger werden muß, je mehr die Eisenbahn fortschreitet, und das gewiß nicht wenige der großen Umgestaltungen enthält, welche das Dampf- und Eisenbahn-System ihren Hauptpropheten. Es ist hier nicht der Ort, in diese reiche Seite unseres Thema's näher einzugehen; um aber dies, was wir meinen, wenigstens anzudeuten, wollen wir nur einen hiermit zusammenhängenden Umstand hervorheben, der für Amerika besonders interessant ist. Wie bekannt nämlich, hat die Stadt New-York durch ihren großartigen Handel ein entschiedenes Uebergewicht über die anderen Häfen der Union errungen. Die von keiner Konkurrenz beschränkte inländische Schifffahrt dieser Stadt, — der rasche und regelmäßige Lauf ihrer Dampfboote nach Albany, nach Hartford, nach Providence, ja bis nach Charleston, — ihre Postschiffe nach Liverpool, nach London, Havre und vielen anderen Häfen, — ihre großen Kanäle, die Westerner der Wasser-Communication nach Nieder-Kanada und dem Champlain-See, nach den Seen Ontario und Erie, und nach dem ganzen Westen hin — und endlich ihre amerikanischen Hülfsquellen in dem Reichthum und dem Unternehmungs-Geist ihrer Bürger, dies Alles schien dazu geeignet, ihr für eine nicht mehr ferne Zeit das Monopol des ganzen Handels nach dem Auslande zu sichern. Die Städte zweiten Ranges, wie Philadelphia, Baltimore, Boston und Charleston, zanken täglich immer mehr zu Provinzialstädten herab und wurden in allen Haupt-Operationen des Handels fast ganz von New-York abhängig.

Handels von Massachusetts hatte nach und nach eine direkte Verbindung mit dieser Stadt angeknüpft. Es wurden Kanäle gegraben, die nach dieser Richtung führten, von den Großschaften Hamden und Hampshier, und selbst von Worcester aus, dem eigentlichen Mittelpunkt des Staates. Boston, das selber die Hauptstadt von Neu-England gewesen, hatte beinahe aufgehört, die Handels-Metropole ihres eigenen Staats zu seyn. Die anderen Städte der Union litten unter einem ähnlichen Einfluß. Der ganze Handel des Landes schien sich auf die Wege beschränken zu wollen, welche sich entweder zu Dampf- oder Kanal-Schiffahrt eigneten. — So standen die Sachen, als die Eisenbahnen in England eingeführt und auch in Amerika bekannt wurden. Gleich aus den ersten Proben dieser neuen Reise-Methode sah man, daß sie geeignet war, eine große Revolution in Handel und Wandel hervorzubringen; daß die Richtung des Waaren- und Personen-Verkehrs, statt bloß an solche Wege gebunden zu seyn, wo sich Wasser hinleiten ließ, auch über Berge gelenkt werden könnte und durch jede von menschlicher Industrie freie Gegend; und daß der Wohlstand der Städte nicht mehr bloß von ihrer zufälligen Lage an einem schiffbaren Strom abhängen würde, der ihren Handel in ein weites Binnenland treibt, sondern von der Vorsorge und Thätigkeit ihrer Bewohner, sich selbst ihre Verkehrswege zu schaffen und sie mit den Arbeiten ihrer Industrie zu versehen.

Man kann sämmtliche Eisenbahnen in Amerika, die vollendeten, wie die im Bau begriffenen, in zwei Klassen absondern; in die erste gehören die, welche die Küstenlinie des Atlantischen Oceans bilden, und in die zweite die Verbindungen der Küstenplätze mit dem Innern. Die Arbeiten der ersten Klasse sollen, wenn man noch einige Dampfschiffahrts-Linien in der Mitte dazu rechnet, ein großes Communications-System bilden von Portland in Maine nach Wilmington in Nord-Karolina, eine Strecke von 900 Meilen. Davon wird man über 800 Meilen, von Boston nämlich nach Wilmington, sobald die schon angefangenen Arbeiten vollendet sind, wahrscheinlich in vier Tagereisen fahren können, ohne des Nachts zu fahren.

In Neu-England wird die Atlantische Linie von Portland oder vielleicht von Bangor anfangen und an der Seeküste hin durch Saco, Portsmouth, Newburyport und Salem nach Boston und von da durch Providence nach Stonington fortlaufen; nachdem man dann über den Long-Island-Sund, wo er 25 Meilen breite hat, gekommen ist, soll sie fast in der ganzen Länge von Long-Island fortgeführt werden, durch Jamaika nach Brooklyn und so in die Nähe der Stadt New-York. Dies wäre die nunmehrige Küstenlinie. Doch wenn dieser wird man noch andere, etwas weiter landeinwärts, dahin, durch einen großen Theil, ja vielleicht die ganze Strecke der Entfernung: so die erste von Portland über Dover, Exeter, Haverhill, Boston, Worcester, Norwich oder Neu-London, und von da per Dampfboot nach New-York; und wieder eine andere von Boston über Worcester, Springfield, Hartford und New-Haven durch eine Kette von Eisenbahnen nach New-York. Von der Reihe der Arbeiten, welche diese doppelte und dreifache Communications-Linie längs der Küste der Staaten von Neu-England bilden werden, sind schon vier vollendet, nämlich von Boston nach Providence, von Boston nach Worcester, von Boston nach Andover und von Brooklyn nach Jamaika, zusammen eine Strecke von 120 Meilen macht; sechs andere sind durch geordnete Actien-Gesellschaften schon angefangen und in rüstigem Fortschritt: die von Providence nach Stonington, von Boston nach Newburyport, von Andover nach Haverhill, von Worcester nach Norwich, von Worcester nach Springfield und von Hartford nach New-Haven, wieder eine Strecke von 220 Meilen. So weit wird die Reihe im Laufe zwei bis dreier Jahre, und auch die anderen Theile der beschriebenen Linien werden aller Wahrscheinlichkeit nach, wenigstens größtentheils, in einer nicht sehr entfernten Zukunft vollendet seyn.

Sobald diese Eisenbahnlinien fertig sind, wird man den gewöhnlichen Weg von Portland nach Boston in angefähr sechs Stunden und von Boston nach New-York in zwölf Stunden zurücklegen. Die projektirten Eisenbahnen zwischen Boston und New-York werden dem Reisenden die Wahl lassen unter drei Straßen: eine durch Providence, eine

*) So oft von Meilen in diesem Artikel die Rede ist, sind Englische gemeint, von denen 72 auf einen Grad gehen.

Digitized by Google

Stonington und Long-Island, wo man 190 Meilen zu Land und 25 auf dem Dampfboot zahlen wird; die zweite durch Worcester, Norwich und Long-Island Sound, 103 Meilen zu Land und 120 zu Wasser; und die dritte durch Worcester, Springfield und New-Haven mit 220 Meilen bloß zu Lande und auf dem Dampfwagen. Der Unterschied der Zeit, welche die drei Straßen erfordern, wird nicht groß genug seyn, um einer von ihnen einen entschiedenen Vorzug über die anderen beden zu geben, besonders bei Seichen, die ein Interesse daran nehmen, sich aus Land, durch welche sie passiren, anzusehen. Jene von den drei Straßen wird den Weg von Boston nach New-York auf eine bequeme Tagereise reduziren, die bei Tageslicht vollendet werden kann.

Gehen wir von New-York südwestes weiter, so finden wir zwei verschiedene Eisenbahnlinien, welche diese Stadt mit Philadelphia vereinbaren: die eine ist die Camden- und Amboy-Eisenbahn, die mit einem doppelten Geleise erbaut ist und von dem Hafen Süd-Amboy in südwestlicher Richtung quer durch den Staat New-Jersey, eine Strecke von 60 Meilen, nach Camden führt, an den östlichen Ufern des Delaware, gerade gegenüber der Stadt Philadelphia. Der Weg von New-York nach Amboy wird auf dem Dampfboot zurückgelegt, eine Strecke von 25 Meilen, welche Entfernung von den Hafen Süd-Amboy nicht weit entfernt. Von New-York nach Philadelphia kommt man in 3½ Stunden. — Die andere Linie ist von der eben beschriebenen ganz getrennt. Sie ist von derselben Länge und führt aus dem Hafen, New-York gegenüber, durch die Stadt Newark und die Städte Brunswick und Trenton direkt nach Philadelphia. Sie besteht aus drei Theilen, die zusammen eine Linie bilden: die eine von der Fähre an dem New-York gegenüberliegenden Ufer nach New-Brunswick, die zweite von New-Brunswick nach Trenton, die dritte von Trenton nach Philadelphia. Die zweite von diesen Bahnen ist noch nicht fertig, die andere deren sind in voller Thätigkeit. Diese Straße wird den Vorzug haben, durch die vorzüglichsten Städte von New-Jersey zu gehen, während man auf der anderen eine sehr öde und verlassene Gegend passiren muß.

Geht man auf der Atlantischen Linie weiter von Philadelphia nach Baltimore, so wird man durch eine sehr reiche Wahl haben unter mehreren Straßen. Die, welche bisher vorzüglich benutzt worden, ist die New-Castle und Frenchtown-Bahn, welche nur quer über die Halbinsel vom Delaware-Fluß nach Chesapeake Bay, eine Strecke von 16 Meilen, geht und als verbindendes Mittelglied einer Dampfschiffahrts-Linie dient, wodurch der ganze übrige Weg von Philadelphia nach Baltimore zurückgelegt wird. Die Fahrt auf dem Dampfboot von Philadelphia nach New-Castle beträgt 35 Meilen, und die von Frenchtown nach Baltimore beinahe das Doppelte, so daß die ganze Entfernung zwischen Philadelphia und Baltimore 120 Meilen ausmacht. Dazu braucht man im Ganzen eine Zeit von 10 bis 11 Stunden, wovon die kurze Eisenbahnfahrt eine Stunde wegnimmt.

Eine zweite ganz bekannte Straße von Philadelphia nach Baltimore ist zwar noch unvollendet, doch ein großer Theil davon wird bald in Aktivität kommen. Sie besteht aus drei Eisenbahnen, von denen die erste von Philadelphia nach Wilmington in Delaware, die zweite von Wilmington durch Elkton, 17 Meilen lang, ist erst ganz neuerlich eröffnet worden. Auch auf den anderen Theilen der Bahn ist die Arbeit schon weit vorgerückt, und man vermuthet, daß sie noch in diesem Sommer vollendet werden wird. Wenn das Ganze vollendet ist, so wird dieser Weg zwischen den beiden Städten in ungefähr sechs Stunden zurückgelegt werden. Es ist noch eine andere Straße im Plan, welche von Philadelphia aus auf der Columbia-Bahn 45 Meilen weit, dann auf einer neuen Eisenbahn von Coatesville über Oxford nach Nottingham, 30 Meilen lang, führen soll. Diese Straße ist weniger direkt, als die letzt beschriebene, und hat eine Länge von 120 Meilen.

Von Baltimore läuft die Atlantische Linie nach Washington, eine Strecke von 38 Meilen. Diese Straße besteht aus einer doppelten Bahn und ist acht Meilen lang, identisch mit der Baltimore- und Ohio-Bahn. Sie wird gewöhnlich in ungefähr 2½ Stunden befahren. Sie legt man die Entfernung von Boston nach Washington, fast in geradem Wege, entweder auf der Eisenbahn oder auf dem Dampfboot zurück, und vor dem Ende des laufenden Jahres wird man die ganze Strecke zwischen New-York und Washington auf Eisenbahnen und in der Zeit von 14 Stunden befahren können.

Von Washington geht die Atlantische Linie südlich weiter durch Virginien. Zuerst hat man hier den Potomac, der von Washington aus 45 Meilen lang fast ganz östlich nach Potomac-Creek läuft und auf dieser Strecke für Dampfschiffahrt wohl geeignet ist, indem ist noch für diesen Theil der Linie noch keine Eisenbahn angefangen worden. Zwar hat man einen Freibrief ausgestellt für eine Eisenbahn von Washington durch Alexandria nach Fredericksburgh, mit dem Recht, einen Seitenarm nach Warrenton anzulegen. Auch liegen schon Bücher aus für Actien-Subscriptionen, aber die Geschäftslust ist noch nicht erwacht. Von Fredericksburgh nach Richmond ist die Eisenbahn schon gebaut und in glücklicher Thätigkeit. Sie ist 61 Meilen lang und wird täglich in etwas weniger als drei Stunden von Personenwagen mit der Briefpost befahren. Man hat den Vorschlag gemacht, diese Bahn von Fredericksburgh nach Potomac-Creek fortzusetzen, außer wenn die Bahn zwischen Fredericksburgh und Washington unmittelbar zu Stande kommt, in welchem Falle jene Fortsetzung überflüssig wird. Weiter südlich, von Richmond nach Petersburgh, ist die Eisenbahn noch nicht vollendet. Es hat sich eine Gesellschaft gebildet zur Anlegung dieser gegen 20 Meilen langen Bahn, und die Arbeit ist schon beträchtlich vorgerückt. Uebrigens wird der Mangel dieses Theils der Linie wenig schaden, durch die Dampfschiffahrt zwischen den beiden Orten auf dem Kanal, der die Flüsse James und Appomatox verbindet. Zwischen Petersburgh und dem Roanoke ist die Eisenbahn schon vollendet. Dies war eine der ersten und ist noch eine der schönsten Eisenbahnen im Lande. Neunundzwanzig Meilen lang bildet sie einen vortrefflichen Transportweg für die Produkte des reichen Roanoke-Thals nach dem Petersburgher Zuhrmarkt.

Außer der eben beschriebenen Straße, die über Baltimore, Washington und Richmond nach dem Roanoke geht und nahe an der nördlichen Grenze von New-Carolina endet, giebt es eine andere, welche die Norfolk- und Ufufer-Bahn heißt. Man hat vorgeschlagen, eine Bahn anzulegen, welche von der Wilmington- und Susquehanna-Bahn bei Elkton ab südwärts und fast in gerader Linie fortgehen soll, über ein sehr ebenes Land nach an der östlichen Gränze von Maryland die nach Delaware Bay, und bei Tangier Sound an der Südgränze des Staates enden soll. Die Länge dieser Eisenbahn wird 110 Meilen betragen. Um die Communicationslinie von Tangier Sound nach Norfolk und Portsmouth fortzusetzen, müßte eine Linie von Dampfböten gebildet werden, für eine Strecke von 85 Meilen. In Portsmouth ist schon eine Eisenbahn gebaut, welche von hier südwärts nach Weldon am Roanoke führt, eine Strecke nicht weit von dem Anfange der Petersburgher Bahn eine Strecke von 75 Meilen. Auf dieser Straße fährt täglich ein Wagenzug mit Passagieren, welche des Morgens in Landkutschen von Halifax kommen, und bringt sie noch vor Mittag nach Portsmouth, wo sie in die Dampfboote Eingang finden, welche jetzt nach Baltimore und Washington zu fahren pflegen. Durch diese Straße ist mit Petersburgh der Handel des Roanoke-Thals, und sollte das Project der Ufufer-Bahn in Ausführung kommen, so wird diese Stadt in die fürzeste Communicationslinie gebracht werden längs dem Ufer des Atlantischen Meeres.

An dem Roanoke-Fluß endet die Atlantische Linie, die für jetzt in Betreff ihrer Länge es ist die letzte Eröffnung vorhanden, daß man von diesem Punkte aus in einer Richtung nach dem Centrum und in der anderen nach dem südlichen Ende Nord-Karolina's fortgeführt werden wird. Es existirt eine Gesellschaft zu der Anlegung einer Eisenbahn von dem Ende der Petersburgher und Roanoke-Bahn bei Weldon in südwestlicher Richtung durch Halifax nach Raleigh, eine Strecke von 80 Meilen. Die Straße ist schon eingerichtet, und die Arbeit ist in diesem Fortschritt. Eine andere Gesellschaft hat sich gebildet, die Wilmington- und Raleigh-Eisenbahn-Gesellschaft genannt, von der eine Eisenbahn anzulegen ist, die von Halifax an dem Roanoke in südlicher Richtung 160 Meilen weit durch die ganze Breite des Staates nach Wilmington gehen soll. Man hat vorgeschlagen, Seitenarme anzulegen, die von dieser Bahn nach Raleigh und Fayetteville führen, und auch einen Arm nach Newbern und Beaufort. Von Wilmington soll die Reiseroute auf dem Dampfboot nach Charleston fortgehen, eine Strecke von 180 Meilen. Es sind auch schon Bahne da, die Eisenbahnlinie von Charleston nach Columbia, 130 Meilen, und von da nach Augusta in Georgia, doch diese haben noch nicht eine solche Gestalt gewonnen, daß sie zu einer sicheren Hoffnung auf ihre baldige Vervollständigung berechtigen könnten.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

The Columbian Bard. — Anthologie Amerikanischer Dichter, nebst Notizen über ihr Leben. New-York.

Mogg Megone. — Gedicht von John Greenleaf Whittier. Boston.

An elementary treatise on sound. — Theorie der Akustik. Von Benjamin Peirce, Professor der Naturphilosophie. Boston.

The Prometheus of Aeschylus. — Für Amerikanische Schulen bearbeitet von Prof. T. D. Woolsey. Boston.

The life of Thomas Jefferson. — Mit neuen Aktenstücken herausgegeben von Prof. G. Tucker. 2 Bde. Philadelphia.

The Magnolia for 1837. — Almanach. New-York.

A new and copious lexicon of the Latin Language. — Nach Forcellini, Schneider und Lünemann. Von P. A. Lesterr. Boston.

The history and present condition of St. Domingo. — Von Dr. J. Brown. Philadelphia.

An essay on the influence of tobacco upon life and health. Von Dr. R. D. Mussey. Boston.

England.

Parlaments-Wahlen und Volksleben in England.

Zweiter Artikel.

Der Anfall hat mich auf meiner Reise begünstigt, daß ich binnen wenigen Tagen an verschiedenen Punkten von England die Wahlen vor sich gehen sah, und ich erkannte über die Maniglaltigkeit des Schauspiels, über die Kontrafte, die sich in ihm entfalten politischen Bewegung in Tage kommen. Jede Grafschaft, jeder Stadt, jeder Flecken im Lande zeigte sich bei dieser Gelegenheit in eigenthümlichem Charakter, während doch sonst überall in England die Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche so gleichförmig sind. So oft ich in eine andere Stadt einfuhr, richtete ich mich auf etwas Neues und Unerwartetes; denn das hatte ich schon erfahren, daß jeder Schimi von dem, was ich anderwärts gesehen hatte, auf das, was ich sehen würde, mich täuschte. Man hört die drei großen Centralpunkte des Englischen Handels und Manufakturwesens, Birmingham, Manchester und Liverpool, zuweilen Schwesterstädte nennen; aber es sind drei sehr nahbuhlige Schwestern, gänzlich verschieden an äußerer Bildung und innerem Charakter. Das Volk zu Liverpool hat mich auffallend an die Bevölkerung Marseille's erinnert, welches in der That durch die strigende Wichtigkeit und Lebendigkeit seines Verkehrs das Französische Liverpool zu heißen verdient. Ich habe an diesem Volke, das unter einem beständig nebligen, nahbulten Himmel lebt, eine leichtgeschlossenheit, einen Ungestüm und bei Schönheiten wahrgenommen, beides im Theater und in der Volksversammlung auf öffentlichen Plätze. Zu

Digitized by Google

der Wahl, die so blutig werden sollte, war ein Montag angesetzt; am Sonnabende zuvor war außerordentliche Vorstellung im Königs-Theater. Die Tagloni sollte in zwei Ballets, der „Sylphide" und „Bajadere", auftreten; von den Englischen Schauspielern waren zwei Komödien, „der kleine Jokey" und „Mein!" angekündigt, und darauf sollte eine Posse, „Kaiser Peringle", gesetzt werden. Aber dort neben dem Theater, auf Williamson-Square, that sich eine gasdrische Konkurrenz gegen die brasilianische Tänzerin auf: ein großes Meeting war für den Abend angesagt, die Aufklärungszettel zum Ballet und zur Volksversammlung mischten sich an Größe mit einander und lengen breite in gewaltigen Buchstaben die Ueberschrift: „Great Attraction."

Wie hatten sie, zwei Franzosen, in dem weitläuftigen Adelphi Hotel zusammengefunden, das unstreitig der größte Gasthof in ganz Europa ist. Wir hatten uns in Belfast bei unserer zweiten Begegnung zu wählen und wollten uns keines von beiden entgehen lassen. Zuerst also das Meeting. Ein stilemisches Volksgemählt erfüllte den Square; ein Redner drängte den andern von den Hustings; es regnete Verwünschungen über die Tories; die Gesichter flammten, die Augen funkelten, die Fäuste ballten sich vor Begeisterung zur Exhibirung; die Menge rief Beifall, aber flamfte, pfiff und bellte, je nachdem der Redner ihren Meinungen und Neigungen schmeichelte oder sie verletzte. Eine gewaltige Aufregung herrschte in allen Straßen und Versammlungsräumen; es schien wie unmöglich, daß man während einer so wichtigen, mit solchem Eifer betriebenen Nationalsache Angelegenheit noch an das Theater denken könnte. Wie oft sich ein wenig auf den Gedanken, daß seine Lust zu suchen, sah ich die Tagloni vorüber zum Theater fahren; heute, dachte ich, wird sie wohl zum erstenmal in ihrem Leben vor den leeren Wänden tanzen.

Aber so kam es nicht. Zur Stunde des Ballets strömte die Menge aus dem Meeting in das Theater und schob und drängte sich Kopf an Kopf bis in die höchsten Gallerieen und das „Paradies" hinauf. Da ich in seiner Lage der ersten Reihe mehr Platz fand, so wendete ich mich an den Direktor, Herrn Clarke, und er hatte die Güte, mir eine Stelle im Orchester anzuweisen. Das erste Stück, „der kleine Jockey", war eben zu Ende gespielt. Der Lärm war über und über gestiegen; Flüche, aus Liverpool an teichen und angesehenen Familien belast, figurirte in dem großen Halbzirkel der Logen und blendete meine Augen durch eine Pracht der Toilette und des Schmuckes, wie nur solider Englischer Reichthum sie aufbieten kann. Das ganze weite Halbrund schien in einen glänzenden Bogen verwandelt: an prunkenden Herrschern bruchsirten Juhlister Seidenstoffe, da blitzten und schillerten in allen Farben die Gewänder und Shawls aus Everington's weltberühmtem Magazin in Lutgate-Street, da funkelten die Geschmeide Mortimer's und Hamlet's, des Königs aller Juweliere. Die Damen aber, welche all diese Herrlichkeit auf sich trugen, die Gattinnen und Töchter der Schönheit noch die Pracht ihres Schmuckes und schienen in anmuthiger Unbefangenheit gar nicht zu ahnen, welchen Glanz ihre Reize und ihre Diamanten um sie verbreiteten, — so leicht und unbefümmert trugen sie beides. Den dunklen Grund, auf welchem dieser Raum blendgleißend Schönheiten sich sonnte, bildete die anmuthig verwebte, schlotten die schwarzgekleideten Englischen Männergestalten, ernst, schweigsam, in Sinnen und Sorgen über die Wahlen und über die Aussichten des Poll versunken. Unten im Parterre schlug das Pulsblum sich wackre um die Pfähle; einige Redner stiegen auf die Bänke und setzten ihre Arbeiten auf dem Meeting unterbrochenen Worte fröhr fort; das Orchester spielte die Ouverture „Liebesichen Effekter"; das Amphitheater und die Logen im vierten Range waren der Sitz einer wohlgesitteten Begeisterung, wovon das weite Rundgewölbe ertönte; hier und da waren Polizeimänner sichtbar, die sich große Mühe gaben, Ordnung zu schaffen und die widerspenstigen Redner zum Schweigen zu bringen. Der Vorhang ging auf, — wir hatten den Zauberschlag verstummte im Nu der ganze Tumult, und im nächsten Augenblick brach die ganze Masse in einen Beifallssturm aus, der minutenlang mit so wohlender Begeisterung fort- und immer wieder von neuem emporbrauste, daß ich in meinen Vorstellungen von dem Charakter dieser Söhne des Meeres ganz irre wurde. Die Englische war's, die aus den Coulissen hervorschreitende und tanzte. Ich zweifle, ob ihre Kunst jemals einen berauschenderen Triumph gefeiert hat, als an diesem Abend. Die Wucht ihrer Anmuth bändigte den Dämon politischer Leidenschaft; Whigs und Tories, die Fehdrisch aufgereat aus ihren Klubs und Versammlungen, strapften hier der Entzückung und huldigten aus einem Herzen, mit einem Munde. Und als nun das Ballet zu Ende war, als die Bewunderung der Zuschauer sich in einem letzten, lange nachhallenden Applaus Luft gemacht hatte, mit welcher Lust, mit welchem Jubel wurde da der posserliche Pfaffer Peringle empfangen! Die Bänke schlitterten, die Wände erbebten von donnernden Gelächter; da sah ich die Gesichter der Engländer ihren trüben Ernst abstreifen und von Witzigen und herzlicher Wonne leuchten. Hätte man die Wahlen gleich nach dem fröhlichen Schauspiele vorgenommen, gewiß, es wäre diesmal zu Liverpool kein Blut geflossen.

Aber der Sonntag kam dazwischen, der Sonntag, in ganz England ein Tag der Melancholie, des Spleen, der tödtlichen Langeweile, und — ich weiß nicht wohin das kommen mag — nirgends so tödte, so unfreundlich, so bedauernswert wie zu Liverpool. Die ganze unermeßliche Stadt schien die, aufgestehen wie ein Heidenlamm; die Leute sahen eingesperrt in ihren vier Pfählen, gebeugten über puritanischen Bibel-Kapiteln und mißlesen in geschäfts- und feuchtenloser Muße über aller- hand finsteren, schwerdunstigen Gedanken. So erdrückte die Geister sich erst recht in der heiligen Stille und einsamen Abgeschiedenheit des der Religion geweihten Tages; die reizende Bajadere und der lustige Pringle waren dergestirn mit geschärftem Eifer, mit gereizter Ungeduld darnie man die letzte verabredetschriebenen Stunden aus und spannte allen Sinn auf den morgenden Kampf. Als die Nacht einbrach, ging ich die schönen, schnurgeraden Straßen entlang, die sich vom Waterloo-Thale ab allmälig senken und gegen die Wöste hin wieder aufsteigen; dann bog ich, um den Hafen zu erreichen, links in Water-Street ein. Auch hier fand ich es still und menschenleer, wie in den andern Stadtheilen, — sogar vom Hafen her drang kein Geräusch zu mir; doch ja, ein einzines Packetboot stieß eben aus dem Trafalgar-Dock nach Irland ab, die Wellen rauschten dumpf um seinen Kiel, und seine Planken stöhnten. Das ganze Gestade war in Nebel gehüllt; der Himmel schien aus zwei Dunst und Luft auf der Erde zu liegen; hinter dem trüben unter ihm lag das Meer schwer und traurig, aber ohne es sich rührte. Es war, als wenn sich bereits der schaurige, unfreundliche Herbst der Polargegenden auf dem Lande lagerte, über welchen der Sommer spurlos und ohne zu wärmen, wie ein Sonnenschatz über eine Glasscheibe, hinweggleitet hatte. Ich sah den Gegenwart mich am Himmel, sondern nur am Kalender bemerkbar. Dabei waren doch alle Kanäle, alle Straßen, Ecken und Plätze mit Wahlanschlägen und Proclamationen überfäet, die das Losungswort der Parteien ins Oede und Leere hinausriefen. Und so sand ich denn auch diese leide, nächtliche Einsamkeit erfüllt von dem Hasse, der hier lauter, aber darum nicht minder erbittert sein Wesen trieb. Das erfüllte mich mit traurigen Ahnungen. An allen Pforten der stummen Krieg, — die Namen der Gegner, in kolossalen tiefgeschwärzten Lettern, schienen gegen einander aufzurichten, um einander zu zerfleischen: — da gilt es, wer den Anderen überbieten kann an Schimpf und wüthender Schändung; da werden die rohen Massen zum Ausruhr gehetzt, die Bestechlichkeit geschmungen und, was der unbefangenste Fall zu grimmiger Verdöhnung und boshafter Verleumdung nur ersinnen kann, auf jenem zornig-rothflammenden Papier über O'Connell ausgegossen. Die Parteien haben ihre Banner entfaltet, ihre Feldzeichen ausgebrängt, und berüber, hinüber schallen die trotzigen Kusforderungen, die man, wenn sie zum Gemetzel sich öffnen, von beiden Seiten mit Muth und Wut die zum entscheidenden Augenblicke durchschreien wird.

Die Nacht war über diesen Betrachtungen völlig eingebrochen; die unabsehbaren Reihen der weißen Gaslichter flammten auf, aber sie leuchteten keinem lebendigen Wesen. Wenn hier und da ein Schatten unter den Laternenpfählen dinglitt, so gehörte er einem verwirrten weiblichen Wesen, für welches der nächste morgende Montag Leben und nannten Stunde des Sonntagsendes anzing. Doch schon um Mitternacht sammelten sich Menschengruppen um die Buden des auf dem Platze zwischen dem Waterloo-Hotel und dem Liver-Theater aufgerichteten Hustings. Die State-Polizeimachten zogen herüber und lösten ihre gefährlichsten, eisenbeschlagenen Knüttel an den Laternenpfählen der Umgegen. Eine ganz eigentümliche Miliz im Dienste der Wahlfreiheit! Man dürfen sie durchaus nicht vergessen, wie ehemals der gute Erzbischof Lütvin, aber auf trockenem Wege dürfen sie jeden zu Boden schlagen, der nach dreimaliger Aufforderung nicht parirt. Mit der Morgendämmerung begann der Zudrang der Arbeiterwagen, die den Platz zu füllen; sie verhielt sich still; aber es war eine drohende Stille, wie sie dem Ausbruche der Feindseligkeiten vorangeht. Ein Polizeimänner konnten das Gewühl nicht mehr meistern und zogen sich bei Seite. Die Parteien schauten sich mit ihren Fahnen und Kandidaten, die einer um das Hustings herum Waterloo-Platze, die andern um das bei vor der Börse, wo die Börsengenossen aufgeführte Wahlgerüst. Einer Tory-Prozession, die mit schallender Musik und wehenden Farben einherzog, gab den ersten Anlaß zum Ausbruche der Feindseligkeiten, und schon in selber Morgenstunde war man auf den Wahlplätzen handgemein.

Ich hatte mich zu einer andern Wale, und wie in plötzlichem Schreck, aus ihrem Sonntagsschlafe aufzufahren. Die Redner donnerten von den Hustings herab, Fahnen flatterten aus den Fenstern, der Hurrabruf des Pöbels hallte tausendfach von allen Mauern wieder. Die Wilgie eröffneten den Kampf und stürzten in gedrängter Masse auf die Prozession über Gegner los. Ihre Erbitterung, die in demselben Maße, wie die vom Poll einlaufenden Nachrichten von Minute zu Minute günstiger für die Tories lauteten. Wie feindliche Armeen standen die beiden Parteien einander gegenüber, und hätten sie Waffen gehabt, sie würden einander einen Vernichtungskampf geliefert haben. In einen so gewaltigen Zusammenstoß kam es zu allgemeinen Schlägereien in der gedrängten Masse, wo Mann gegen Mann dicht auf dem Leibe mit Fäusten focht. Und doch war ein edles Element in diesem berüchtigenden Schauspiele oder Entzweiung nicht zu verkennen: der unerschütterliche Muth, womit Jeder seinen Platz und sein Recht der dieser nationalen Handlung behauptete; die Ehre und der gesinnungstreue Sinn, womit Jeder sich zu seiner Meinung bekannte und ihre Farbe und Zeichen trug. Da trat ein Jeder mit freiem und stolzem Selbstgefühle auf, und Jeder trug seinen Eifer, seine Ueberzeugung in den Kampf. Hier war es nicht wie anderwärts, wo die Gewissen um Geld kapitulieren, wo ein armer Teufel, dessen Stimme man erkauft hat, sein Volk schänden läßt, sein Votum abjuguiren, während ein Anderer, dessen Fäuste man gedungen, täglich die Fäuste und das Geld zugleich in der Tasche behält. Mit solcher Energie, wie ich es hier sah, kämpft man nur für eine Sache, die wahrhaft am Herzen liegt. Darum kann der Fremde, der als unbetheiligter Zuschauer solchen Auftritten beiwohnt und an beiden Parteien gleiches Interesse, nicht ihre Bestrebungen, sondern sie die Menschen nimmt, sich eines tiefen Mitleids nicht erwehren und ängstliche Fragen an das Geschick nicht unterdrücken. Ist denn die Freiheit im repräsentativen Verfassungslebten wirklich an so teurige Rothwendigkeiten gebunden? Hängt das Glück der Völker nur auf solche Weisungen zu erreichen? muß die erste Handelsstadt der Welt, um sich auf ihrer Höhe und Wohlsobet zu behaupten, von Zeit zu Zeit einmal zur Schaubühne roher Gladiatorengefechte werden? muß sie auf Tage in die Barbarei jener Zeiten zurückfinken, von denen die Fabel des Ortes spricht, als noch der Vogel-Drache „Lyver" in dem grünlichen Wasser des „Pudder" hauste? Was nützt es die Schiffbrüche des Welthandels in Händen zu führen, ein ungeheures Dreieck-Gebäude mit vierfachen Säulengängen, einen prachtvollen Börsen-Palaft, Straßen

Digitized by Google

girich fortlaufenden Boyars, riesig Kanonenwerthe Deck's, einen herrlichen Fluß, der sich dem Ocean vermählt, einen Hafen mit Raum für alle Schiffe der Welt, ein Gewimmel von Dampfbooten, aus Daukern gezimmerte Dacks, auf denen man eine Meile lang unter einem Faggen den Wasserwalze einherzieht, — was nützt es, alle diese Wunder und Herrlichkeiten zu beschreiben? was nützt es, Felsen gesprengt, Berge ausgehöhlt und der Civilisation die Triumphstraße von Eisen mitten hindurch gezogen zu haben? was nützt das Alles, wenn Euer Volk von solcher Höhe plötzlich zum Stande wilden Faustrechtes und zum rauhen Norden Handwerke herabsinkt? wenn Euer Land so beschaffen ist, daß er nur mit Hilfe eines zu bestimmten Zeiten ausbrechenden Erbitterungs-Kampfes zwischen Bürgern verbrüderten kann? wenn die Schwelle des blutlichen Heerdes mit Blut benetzt, und mit Leichen ein grausames Spiel auf den Vorwand hin getrieben wird, ob eine rothe oder blaue Fahne sie zudeckt? Gebe Gott, daß nicht hiesiges Euer Freiheit beleben! ihr wird dann keine Zukunft zu prophezeien; ein Tag würde kommen, wo scharfe Waffen in die Hände Euer wildgehetzten Faustkämpfer gerathen. Wenn Liverpool dereinst seinen Riesen-Nachbarinnen Birmingham und Manchester durch Eisenbahnen die Hände reicht, — wenn dann eines Tages die brausende Weltfluth vor den gewaltigen Gebäuden sich zu einer zusammengießt, im Bruderkampfe entbrennt und aus dem aufgerissenen Eisenpflaster ihrer Straßen Waffen schmiedet, — wer schauderte nicht vor der Aussicht in eine solche Zukunft? wer föhlt nicht, daß Leben, Wohlstand, Civilisation und Freiheit in solchem Sturme untergehen müßten?

Uebrigens föhlt es in diesem wilden und scheerlichen Drama Englischen Lebens nicht an komischen, tuelesten Personen nur Zwischenfällen, die mitten aus tragischen Umgebungen auftauchen und unter Zwerchfell erschüttern. Vor unseren Augen fließt das Blut, wir wenden entsetzt den Blick! erstaunt lachen. Sehr kürzlich hatte das Volk, für welches er dichtete. — Während die ganze untere Hälfte der Stadt Liverpool sich in vollem Aufruhr befand, genoß der schöne obere Stadttheil, der sich von den herrlichen Poeticus der Eisenbahn bis zum botanischen Garten amphitheatralisch erhebt, der vollkommensten Ruhe. Ein Regiment Soldaten lag zuweit vom Eingange der Feindseligkeiten in Kasernen; es sah den Kampf nur von ferne sich nicht. Die Schildwache spazierte gemächlich auf und ab und blieb zuweilen stehen, die Proclamation zu lesen, die man an ihr Schilderhaus heftete. Gerade am Augenblicke, als der Volksampf mit der höchsten Wuth ausbrach, liefen sich in Church-Street und auf Clayton-Square ein paar Bekannten, die an ein getrenntes Mahl für zwei Personen seltbeten. Ich habe zwei Stück von diesen Liebhaben gekauft und stehe sie als Kuriosa sorgfältig auf; hier begnüge ich mich, ihren Inhalt kurz anzugeben, da ich sie doch nicht in ihrer ganzen Länge herzusetzen kann. Das eine führt in nächtigen großen Buchstaben die Ueberschrift: „Großes Meeting im Rhodes-Hotel! Herr Maurer, aus Manchester, will heute Nachmittag nun werde ein Bericht über das gestrige Meeting oder die Einladung zu einem neuen folgen. Aber nein; wir haben es bloß mit einem öffentlichen Manne zu thun, der Beweben heißt, Schuhmacher in der Fischer-Straße ist und diese Gelegenheit ergreift, den „feinen Männern" das kennt zu machen, daß er ein ganz vorzügliches Lager von Schuhen und Stiefeln an den Meistbietenden zu verkaufen gedenkt und durch die Güte der Waare das Vertrauen der Käufer zu rechtfertigen hofft. Dann folgt nach auf zwei mächtigen Kolumnen ein Preis-Courant der verschiedenen Artikel, sammlich weit unter dem Kostenpreise, und die feinen Prospektus Ich sich der schöne Herr Maurer mit ungeheurem Beifall bezahlen. Am unteren Zettel konnte wir folgt: „Außerordentliche Sehenswürdigkeit. Phänomenselle Tagleni! Sonntag!! Sonntag!!" dies in ungeheuren Kapitalbuchstaben, darauf in klemeren: „Heute Abend wird aufgeführt: zuerst ein großes Possenspiel, die Wahl. Die Hauptrollen machen Signor Stanley und Abbé Tagloni." Nun folgt eine große Liste von Wissen und Saiten über diese beiden Kandidaten. „Nach dem Possenspiel werden die berühmten Künstler, Dle. Tagloni, so wie Herr und Madame Paul Tagloni, ihre glänzendsten Rollen tanzen. Zum Schluß ein großes pas de deux, ereluirt von Signor Stanley und Abbé Tagloni." Am Rande steht mit ungeheuren Lettern: „Gott segne die Königin!" Der Prospektus wurde mit eben so großem Ernste gekauft als ausgeboten, und dabei schlug man sich mit unnachlässtemden Eifer fest.

Ich verließ Liverpool noch vor Ende des Tages und sahe nach Ebeler. Wenn man von einem solchen Schauspiele kommt, dann steht Bilder bei der Reise durch ein üppendes Land nicht aus der Erinnerung zu bannen vermag, wie schnlich ergreift uns dann der Wunsch, daß eine besser verstandene Freiheit neben einer vollkommneren bürgerlichen Ordnung auf diesen Boden ertlühen möge. Daß so viel unverschuldetes Elend sich nicht neben unermeßlichen Reichthum und Luxus findet, das ist die Quelle aller Uebel, an denen England leidet. Das alte Albion steht voll so schneidender Gegensätze und Widersprüchen, daß der Beobachter nur zu bald und unsanft aus der Bezeichnung des ersten Anblickes aufgerweckt wird. Ich betrachte das Land in seinem seltsam, Lpyigen Sommerschmuck; die Aecker und Felder, die, mit Hecken und Baumpflanzungen eingefaßt, bunter und anmuthig gehalten sind wie Gärten; die herrlichen Landstraßen, mit Wasser besprengt wie Alleen in einem Lustpark, mit Zuspfaden zu beiden Seiten, die den Wanderer Ihre einen schmeichelnden Rasen- und Blumenteppich führen; die weithin sich erstreckenden Wiesen und Weiden, von seltsam, glänzenden Rindvieh und von Heerden fett wiederlaufender Pferde bedeckert; Dörfer, geschmackvoll, reinlich und zierlich wie Städte; überall und in jeder Großschaft, so weit der Horizont reicht, überschwellender Reichthum an allen Gaben der Erde, — und ich sage erfreuten Herzens die Freiheit, die Mutter der Arbeit und Sorgfalt, wodurch dieses Land so herrlich angebaut warden ist. Aber wie nahe unter dieser glänzenden Außenseite nagt der Wurm, dirgt sich Riche und Verwesung! es zieht dem goldenen Apfel von Somorrha, — nicht unter der aufgebrochenen Schale sitzt die Krankheit. Und was den Schmerz der Täuschung noch um Vieles erhöht — keine Aussicht winkert den plötzlichen, herben Uebergang, der in den Zuständen liegt und in den Einbrüchen sich wiederholt, so daß mit einem Schritt, den wir in der Entwicklung weiter thun, der Reichthum in Elend, die Kultur in Rohheit, die Freiheit in bittere Knechtschaft, das lautere Gold in schmutziges Blech umschlägt. Indem wir erkennen — und wer könnte es leugnen? — daß England das viele Gröhe, Große und Heilsame, womit es ausgestattet ist, seiner Verfassung verdankt, so müssen wir Franzosen, zu unserem eigenen Heil wie zu dem unseres Nachbarvolkes, lebhaftig wünschen, daß weise Staatsmänner und Volksvertreter viele Verfassung allmälig von den Flecken und Uebelständen reinigen mögen, die nach an ihr haften, und deren Fortdauer sich mit der Fortdauer der Freiheit nicht mehr vertragen kann. Mery.

Mannigfaltiges.

— Das Lied von der Glocke in Nord-Amerika. Schiller's Gleck wird jetzt auch von den Amerikanern als ein Meisterwerk bewundert, wiewohl es erst einer wiststalischen Verwitterung bedurfte, um sie damit bekannt zu machen. Die „Boston Musical Gazette" in Boston hat nämlich die bekannte Compostition Andreas Romberg's öffentlich aufgeführt, und zu diesem Behufe ist das Schillerscke Gedicht von Herrn S. H. Eliot in's Englische übersetzt worden. Herr Eliot mußte, um dem Charakter der Compostition nirgends zu nahe zu treten, den Worten der Originalien so treu als möglich folgen, und da er an sein Werk nicht ohne Wertlehe für den Deutschen Dichter und nicht ohne eigene partische Aber ging, so ist ihm dasselbe auch dis zu der Wahrheit gelungen, daß die Amerikaner das Gedicht weit über dessen Compostition stellen, obwohl doch letztere die Probe einer Uebertragung nicht zu bestehen hatte. Wie theilen hier einige kleine Brachstücke mit, wie sie sie in einem Anzeige selbst verfügen. Der Anfang der Beginnt mit den Worten:

> To the work we now prepare,
> A serious thought is surely due
> And cheerfully the toil will share
> If cheerfull words be mingled too.

Eben so richtig getroffen ist der Sinn in den Anfangsworten des zweiten Chores:

> What with fire's dread power,
> Is to the dark deep pit now hide
> Shall no some lofty sacred tower
> Tell of our skill and form our pride.

Auch die schwierigen Stellen in der Beschreibung der häuslichen Wirthschaft sind gut, obwohl mit gährerer Freiheit wiedergegeben. Die Strophe „Und der Vater mit frohem Blick" übersetzt unser Amerikaner folgendermaßen:

> The father cheerfull from the door,
> His wide extended homestead eyes,
> Tells all his smiling fortunes o'er;
> The tutter columns in his trees,
> His barns well furnished stock he sees. —
> He boasts with swelling pride
> Pirn as the mountain sides,
> Against the shock of fate
> Is now my happy state.

Besonders treffend geben z. B. folgende Worte den Ton des Originales wieder:

Hope now dies	Hoffnungslos
Man must yield the heavens decrees	Weicht der Mensch der Götterstärke,
Submissive, yet appalled, he sees	Mildig sieht er seine Werke
His fairest works in ashes sleep.	Und bemuhrdern untergehen.

Wie schlichen mit den Schlußworten des herrlichen Gedichtes:

All together! hearo!	Bebet, zittet, bebt!
Its birthplace see it leave	Sie bewegt sich, schwebt!
Joy to all within its bound!	Freude bieser Stadt bedeute!
Peace its first, its latest sound!	Friede sey ihr erst Geläute!

— Schulen in Mexiko. Der Volks- und Elementar-Unterricht ist noch ganz so beschaffen, wie zur Zeit der Spanier. Die Geistlichkeit hat ihn in Händen und denkt weniger als irgend je daran, das Volk lesen zu lehren; sie hat gar zu große Angst vor den Büchern, die bei der bestehenden Preßfreiheit ihren Beschränkungen in die Hände gerathen könnten. Die Schulen sind sogar weniger zahlreich vorhanden als ehedem, was mit der Vermehrung der Zahl der Volks- und Kinder-Einwohner zusammenhängt. Um die höheren Unterrichts-Anstalten ist es aber noch viel schlimmer bestellt; das Wenige, was vorhanden war, ist gänzlich zu Grunde gegangen. Zur Spanischen Zeit gab es zu Mexiko eine reich dotirte Schule der schönen Künste; ich habe dieselbst vergebens danach gefragt. Man zeigt den Fremden noch so etwas, und man ein Museum nennt; ich habe aber nichts Interessantes darin gefunden, als etwa die Reihe der Bildnisse Spanischer Vice-Könige von Cortez ab und eine kleine Anzahl Aztekischer Mumienkrippe. Vor einigen Jahren detretirte die Legislatur die Errichtung einer polytechnischen Schule; es ist aber nichts davon zur Ausführung gekommen. Spezial-Schulen giebt es überhaupt gar nicht, nicht einmal zur Bildung von Offizieren für die Armee, obgleich doch die Vorsorge der Regierung sich einzig und allein auf die Armee beschränkt. Noch viel weniger ist an Rechts- oder Aerzte-Schulen zu denken, geschweige denn an Unterrichts-Anstalten für Gewerbe und Handel; das sind hier lauter unbekannte Dinge.

(A. Chevalier. Lettres sur la Mexique.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 103. Berlin, Montag den 28. August 1837.

England.

Die wichtigsten Erscheinungen der Englischen Literatur im Jahre 1836.

An populairen Schriften der historischen Fache sind im Laufe des Jahres 1836 zwei oder drei bemerkenswerthe erschienen; wir nennen zuerst die „Geschichte von Rußland", die zur Einburger Cabinet Library, und die „Geschichte von Rußland", die zu Dr. Lardner's Encyclopaedia gehört. Jene ersterer ist mit großer Sorgfalt und Vollständigkeit abgefaßt und lehrt nicht bloß historische Begebenheiten, sondern auch den Zustand des Volkes, die Gesetzlichkeit und Verfassung, die Natur des Landes und die Erzeugnisse des Bodens in sehr vielen ausgesuchten Details kennen. Von der „Geschichte von Rußland" kann man wohl sagen, sie wird hier eigentlich zum restenmale dem Englischen Publikum dargeboten; denn das ältere und bisher einzige Werk über diesen Gegenstand, von Tooke, ist voller Unrichtigkeiten, die es auch der nachsichtigsten Kritik unmöglich machen, das Buch zu empfehlen. Die „Geschichte der Reformation", von Gieebing, hat den Fehler der Breite und Weitschweifigkeit, gewährt aber eine sehr umfassende und vollständige, auch wohlgeordnete Uebersicht der welthistorischen Begebenheiten, die mit dem Auftreten des Protestantismus zusammenhängen; Leser, die nicht gelehrte Kenntnisse oder nicht Muße genug besitzen, die Quellen selbst nachzuschlagen, werden sich in dem genannten Buche mit Nutzen Rathes erholen. Dem „Leben des Schwarzen Prinzen", von James, gebührt eine bedeutende Stelle unter den Erzeugnissen der neuesten Literatur; es ist eine sehr fleißige, auf gründliche Forschungen gestützte Arbeit, der nur mehr Klarheit in der Anlage und Darstellung zu wünschen wäre. Mehr Fleiß als klassischen Styl besitzt, wird Niemand bestreiten, Carr's „Handbuch der Römischen Alterthümer" kennen zu lernen; man merkt es aber diesem Buche, gleich vielen anderen über denselben Gegenstand, zu deutlich an, daß der Verfasser sehr oft nicht aus den Quellen, sondern aus dem Lexikon von Riman schöpft. Sehr verdienstlich, aber auch Uebersetzung von dem Deutschen, eigentlich eine Lücke der Englischen Literatur ausfüllend, ist „das öffentliche und häusliche Leben der Griechen", von Hase. — In die Zeitgeschichte schlägt Admiral Napier's „Bericht über den Krieg in Portugal" ein; die Schrift ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig und eigenthümlich, ausgezeichnet namentlich durch Freimüthigkeit und humanistische Derbheit, durch höchst lebendige und treue Detail-Schilderungen, endlich durch kurzgefaßte, nüchternere Gedenkbrief, — wahrlich eine seltene Eigenschaft bei einem tapferen Kriegsmanne, der seine eigenen Thaten zu erzählen und sich obendrein über Undank sie geleistete Dienste zu beklagen hat.

Wir gehen zur Literatur der Reisen über. Die Zahl der Englischen Touristen, die sich in Europa, in der Levante, Amerika, Ost- und Westindien, ja in der ganzen Welt umsehen und dann ihre Reisen beschreiben, ist schon Legion und wird noch täglich größer. Natürlich haben nur die allerwenigsten unter diesen Reisebeschreiben Anspruch auf dauernde Wichtigkeit, und da sind denn besonders auszurzeichnen: Davis' Reise nach China, Strang's Reise durch Deutschland und Lang's Reise in Norwegen; alle drei in hohem Grade lehrreich, voll neuer Aufschlüsse für Länder- und Völkerkunde, für Politik, Social-Oekonomie und Geschichte. Solche Reisen machen dem Schaffsinn, der Beobachtungsgabe, dem tiefen und richtigen Urtheil der Reisenden Ehre und dem Leser wahres Vergnügen. Davis kann für unsere Kenntniß von China als eine der ersten Autoritäten gelten. Er studirt den Charakter und die Gewohnheiten des Volkes; er schildert Situationen und Zustände mit augenfälliger Treue; seine Sorgfalt übersieht auch das Kleinste nicht; die Darstellung ist löblicher Weise schlicht und einfach. Davis gehört nicht zu den Gentlemen, die einen oder zwei Tage auf dem Markte zu Canton umherschweifen, allenfalls einmal bei einem Hong-Kaufmann zu Gaste sitzen und dann mit prahlender Miene uns Europäern die Geheimnisse eines Landes verkünden wollen, das von seinen Oberen eifer bewacht gehalten wird, als der Serail des Großtürken. Davis ist mit Chinesen umgegangen von Jugendheit zu Jugendheit; er ist in das Land tief eingedrungen, sogar über die Gränze hinaus, bis nach Kin sein Chinesischer Paß ihm Erlaubniß und Schutz gewährte; er hat Zeit und Gelegenheit gehabt, eine Menge interessanten Stoffes für sein Werk zu sammeln, und hat ihn sie tüchtig benutzt. — Strang's „Deutschland" ist ein Buch voll gründlicher Gelehrsamkeit und Kritik, das den Deutschen Volks-Charakter von allen Seiten her betrachtet und in seinen Zügen darstellt; das Urtheil der Verfassers ist nie leichtsinnig ausgesprochen, sondern auf aufmerksame, zu mühsame Beobachtung gegründet; doch ist Schwerfälligkeit nicht vermieden und die Ordnung nicht die beste. Beide übertrifft Laing in seiner „Norwegischen Reise", die in jeder Hinsicht trefflich und ein wahres Muster ist, wie man reisen und Reisen beschreiben soll. Man kann sagen, vor dem Erscheinen dieses Buches war jenes Land, seine Verfassung, seine Production, seine Verwaltungs- und politischen Formen, und der treffliche Charakter, die schlichte und leßtlige Sitte des Volks, in England so gut wie gar nicht bekannt. Laing hat auf dieses Alles aufmerksam gemacht, seiner Beobachtung ist nichts entgangen, und die Bündigkeit seiner Betrachtungsweise, der helle weltanschauende Verstand, womit er die Institutionen und ihre Folgen auffaßt, sichert ihm einen hohen und dauernden Ruf.

Wir gehen kurz über einer ganze Reihe anderer Reisebeschreibungen weg, die wir gar nicht aufführen dürften, wenn es uns nicht eben darum zu thun wäre, die Leser mit der Waare bekannt zu machen, die den Englischen Literatur-Markt füllt und überfüllt. Da ist zuerst das vielberufene Buch der Mrs. Trollope, „Paris und die Pariser", launer unerträgliche Affectation und unechte Appetenz; die „Erinnerungen aus Amerika" von derselben Verfasserin taugen eben so wenig; sie hat das Land vorneherein angegafft, ohne alle Wärme und wahres Interesse. Bei den „Rückflügen in die Schweiz" erregt nur das Eine Verwunderung, daß man Cooper's Namen vor einem Buche stellt so abgeschrieben und jedenfalls wiedergekäuten Sachen findet. Die „Fahrten und Launen" von Willis enthalten lauter fadeler, leichtes Geschwätz; das Skizzenbuch von Gregor ist leicht und gefällig geschrieben, aber voller Gemeinplätze. Sidell's „Amerikaner in England" wird vielleicht demjenigen etwas Neues sagen, der noch nicht weiß, daß die Londoner Straßen Gas-Beleuchtung haben, und daß die Londoner Hotels sehr comfortabel, aber auch sehr theuer sind. Dieselben Verfassers „zweite Reise nach Spanien" ist etwas besser; aber Spanien ist auch ein Land, wo es keine Mühe Beschreibung und soll gar nicht Bierbehälter gibt; wer davon erzählt, muß uns also wohl oder übel einen Bericht über Wein, „des wissen Mannes Grab" ist von einem Herrn Raukin verwahrlich dies in der Absicht geschrieben, um der Welt zu beweisen, daß Sierra Leone der gesündeste Aufenthaltsort ist, den es auf der Welt geben kann; der Verfasser hat sie Reise dahin seiner Gesundheit wegen gemacht, und da ist das einzig Merkwürdige zu dem ganzen langen Buche. — „Madrid im Jahre 1835" enthält gar nicht diese Schilderungen Spanischer Sitten und Charakterzüge, aber an der unbändigen Weitschweifigkeit merkt man, daß der Verfasser ein Büchermacher von Profession ist. — „Griechenland", von Sir Grantville Temple, ist ein recht behagliches, elegantes Buch, wie man von einem Weltmann erwarten kann, der zu seinem Vergnügen reist und dann am gemächlichen, höflichen Heerde seine klassischen Erinnerungen aufzeichnet. — „Die Täufer in Amerika" ist in der Hauptsache ein Bericht über eine nach Amerika gegangene Mission zum Zwecke einer zu stiftenden Vereinigung zwischen den Englischen und Amerikanischen Anabaptisten und enthält sehr viele interessante Details über das Schisma der Amerikanischen Staaten wegen der Sklaven-Frage. — „Streifereien in Belgien" enthalten eben Nichts, was sich nicht auch bei Streifereien in Regent-Street oder irgend einer anderen Londoner Straße sagen und denken ließe. — „Der Aufstand im Jahre 1825" ist eine durchaus oberflächliche, oberflächliche Compilation. — „Ein Sommer in Spanien" hat herzlich wenig zu bedeuten. Irgend eine überschwänglich Lady hat die „Abend-Unterhaltungen auf der Reise" in gezierter poetischer Prosa geschrieben. — Für so viel wenige, unbedeutende Produkte entschädigt uns der ungemein interessante, vortheilhafte „Bericht über Captain Back's Entdeckungsreise ins nördliche Eismeer"; der Verfasser, Herr King, hat die Expedition als Wundarzt und Naturforscher begleitet. — Den Reisenden zweifelhaften wie schließlich das in demselben Jahre erschienene „Handbuch für den Continent", als einen brauchbaren, zuverlässigen und fast zu jeder Ausfunft bereiten Führer.

Unter der beliebten Bezeichnung „vermischte Schriften" wollen wir eine Anzahl Bücher zusammenfassen, die sich sonst unter keiner Rubrik gehörig unterbringen lassen. Von der Art ist z. B. Henry Bulwer's „Monarchie der Mittelklassen", wo der Verfasser sich mehrere Bände hindurch quält, etwas zu beweisen, was klar wie der Tag ist und sich mit gesundem Menschenverstand auf ein paar Seiten sagen ließe. — Die „flüchtigen Zeichnungen aus dem Hause der Lords" und „Babel, die Hauptstadt" sind mit großer Begierde gelesen worden, wiewohl aber von groben Irrthümern und zum Theil absichtlichen Entstellungen; der Verfasser, dessen Name Grund ist, ein ehemaliger Schnellschreiber für der Times, hat der Sprache nicht minder, als der Wahrheit Gewalt an. — Eben so großes Aufsehen hat hier Honan durch seinen Bericht über „die Hofhaltung und Armee des Don Carlos" erregt; aber seine Darstellungen die gegenwärtigen Ereignisse des Spanischen Bürgerkrieges

Digitized by Google

ist, wie bekannt, im einstimmigen Parteigeiste entworfen. — Monthly Chronicle hat die „Korrespondenz der Lady Mary Wortley Montague" herausgegeben; man erfährt aber daraus über das Leben und den Charakter der berühmten Frau nichts Neues. Keines von diesen und ähnlichen Werken hat literarischen Werth. Der Ergötzlichkeit wegen ließe sich noch eine „philosophische Reise in den Mond" anführen, die den Leser auf gräßlichste und unerzeihe Weise über das vermeinte Ziel den Kopf hinaus versetzt, aber auch außer Zusammenhang mit allem Interessen der Wirklichkeit steht. So kurz die hier gegebene Uebersicht ist, so geht doch klar daraus hervor, daß zwei Bände, vergleichen unter der Regierung Anna's und Georg's des Ersten erschienen, unendlich mehr werth sind, als die ganze jetzige Jahres-Literatur von Unterhaltungs-Schriften.

Man sollte meinen, zu einer Zeit, wo so unzählig viel Bücher aller Art erscheinen und vom Publikum verschlungen werden, müßten die Leser sich eben so sehr für den Charakter, die Schicksale und Lebensumstände des Verfassers, wie für seine Schriften interessiren. Aber dem scheint nicht so zu seyn, wenn wir aus der geringen Zahl der biographischen Denkwürdigkeiten schließen dürfen, die das Jahr 1836 gebracht hat. Die Memoiren Mirabeau's, Don Manuel Godoy's, Talleyrand's (?) und Lucian Bonaparte's sind aus dem Französischen übersetzt worden; in Englischer Sprache sind Lebensbeschreibungen von Sir William Temple, von Shakespeare, und der Wits Jahrbücher erschienen. Von geringerer Wichtigkeit und ohne eigentlich tendenziösen Inhalt sind die „Erinnerungen Dr. Dibding's" und die „Memoiren Sir Nathaniel Wraxall's". Einzelne sehr verdienstliche Biographien hat Dr. Lardner in seine Cyclopädie aufgenommen, so von König Alfred, dem heiligen Columban, von John Bunyan, von Sir Walter Raleigh's und Elliot's aus der Feder Henry Forster's schreckt die Leser durch ermüdende Weitschweifigkeit ab. Die „Erinnerungen Denton Hall's" sind ein Repertorium von Anekdoten, die sich fast um alle Privatleben des Genannten beziehen; recht hübsch und ergötzlich wären sie sonst, aber es bleiben doch nur Anekdoten.

Auf dem Gebiete der Poesie im engeren Sinne begegnet uns eine ähnliche Unfruchtbarkeit. Hin und wieder blitzt einmal irgendwo ein Strahl von Genie auf; aber nachhaltige Begeisterung, Produktionskraft und Originalität sucht man vergebens. Allen neueren poetischen Erzeugnissen gemeinsam ist Mattheit der Sprache und Armuth der Gedanken. Der Ausdruck, aber dieser zum Gemeingut gewordene Vorzug der Form kann die Mängel des Gehaltes nicht verdecken. Es sind Spielereien, nimmer- lose Reime, die in ungeheurer Menge produzirt und in den zahlreichen Reviews, Magazinen und Taschenbüchern abgedruckt werden. — Wir getrauen uns nicht, unser Urtheil in diesem Falle erschienenen Bände dichten nur eines namhaft zu machen, das zwölf Monate zu leben hätte; ja wir wissen uns nicht zu erklären, wie überhaupt der größte Theil dieser Produkte nur Leser findet. Wahrscheinlich liest sie auch nur, wer des Verfassers Freund oder Bekannter ist, oder wer sonst muß. — Ein Wunderkind Erzählungen in Versen von Mary Howitt liest sich leicht und gefällig, kann aber auf poetischen Werth keinen Anspruch machen. Eine ungenannte Lady besingt die Aitheroyche Gemälde-Galerie; ein Herr George Lennox Cumbingham nennt sich als Verfasser auf den Titel einer Reise „Hellas"; Beide möchten gern Dichter seyn, können aber nicht. Ein recensirender Kritiker, Theodore Hook, nennt die Pilger aus Liebe", von John Graham, enthält einige sehr schöne Stellen neben sehr schlechten; das Ganze ist ungleich und ungeschickt zusammengetban, als wäre es bruchstückweis gemacht. An Idyllen nennen wir „die Schlüssen" von Thomas Blaust, das durch Naivetät und Gefühl, und „der Gedenkstein" von Dorothy Wordsworth, das durch Einfachheit und geschmackvollen Vortrag empfiehlt. Höher als alle diese treten die Herr Semell Stokes, der in einem romantischen Gedicht, „das Thal Lauterne", nicht allein die Spenser'sche Strophe, sondern auch die Schönheiten der Spenser'schen Poesie nachzuahmen trachtet. Reinheit und Schmelz der Sprache, Wohlklang der Reime, Wahrheit und Würde der Empfindung zeichnen diesen poetischen Versuch aus und machen ihn zu einer wahrhaft seltenen Erscheinung in unserer Zeit. — Damit ist es aber auch genug aus: aber was sie Gedichte bleiben uns noch zu nennen, die Nennung verdienen? Zwar einiger Namen erinnert man sich hin und wieder; aber die Werke sie kennt sie, wo sind sie? Wer will heute noch von B. Cornwell, „der einen Band Poesien", wer von William Watt Esq., der ein Gedicht: „die Ehestandsreise", wer von Lydia B. Smith, die „Gesänge aus Granada und den Alhambra", wer von einer anderen Dame, die „Stangen aus Italien", wer von Stephan Prentis, der eine Herbstfeier zu Lord Byron's, wer von Reynold's, der einen „Alfred den Großen" und „Lieder in Gesellschaft", wer von Robert Hamilton, der eine „Nachwache der Seemannsbrüder", von S. Ofe, der einen „Muse" und „Poetische Lieder" geschrieben hat? und das nicht vor zwanzig, vor zehn, sondern vor drei, vor zwei, vor einem Jahre? Das Taubenschloß der Poesie steht leer und öde; das Bannerr flattert zwar noch auf den Thürmen, aber das Geschlecht der Ritter, wo ist es hin?

Desto lebendiger geht es auf benachbartem Gebiete, auf den weiten Immerfelde der prosaischen Roman-Dichtung her. Hier begegnen uns Erzeugnisse, deren sich das weiland gekrönte Attentat der Englischen Literatur nicht zu schämen gebraucht hätte. Zwar mit einem Fielding, Richardson, Smollett, de Foë, Goldsmith hält keiner der jetzt lebenden Englischen Romandichter den Vergleich aus, — aber welche Anstrebung, welchen erfreulichen und intensiven Reichthum, welchen Spielraum für Schilderung des Lebens aller Völker, aller Stände, für Ausdauer ernstiger und moralisch-praktischer Tendenzen hat der Roman in jüngster Zeit gewonnen! Die Zahl der aus Jahr über erschienenen Romane und Novellen angeben zu wollen, wäre ein vergebliches Beginnen; der würdigen allein, die mehr als einen Band umwachten, mögen über siebzig seyn. Dabei ist noch eine ziemlicher Anzahl Unroh-Romane ungeschiedener Bücher, die von Romanen nur den Namen und das Neugierliche der Einkleidung haben, in Darstellung und Inhalt aber einen didaktischen, historischen oder sonst verschiedenen Charakter und Zweck verfolgen. — Unter den Verfassern der im Jahre 1836 erschienenen Romane waren viele dem Publikum schon bekannt und verdienstvollen beliebt; Neulinge dingegen, die sich zum erstenmal auf dieser Bahn versuchten, sind verhältnißmäßig sehr wenige aufgetreten. Voran steht Washington Irving mit seiner reichlichen Ausbeute, die aber eigentlich keine Dichtungen, sondern auf ein wirkliches, von Irving's Phantasie nur ausgeschmücktes Faktum gegründet ist. Bekanntlich schuf den Namen Astoria eine von dem Pelzhändler Astor gegründete Niederlassung an der Mündung des Columbia-Flusses, im westlichen Nord-Amerika, die später in die Gewalt der Engländer kam und St. George umgetauft wurde. Unsere Leser kennen das Buch ohne Zweifel, worin Irving's anmuthigen Erzähler-Talent sich in protestirten Schilderungen und lebendig-dramatischer Scenerie glänzender als je gezeigt hat; wir wüßten nicht leicht eine unterhaltendere Lektüre.

Von ganz anderer Beschaffenheit ist eine Erzählung von dem jüngeren d'Israeli, „Harriet Temple", die sich auf dem Titel ziemlich kreuzlich als eine „Liebesgeschichte" ankündigt. D'Israeli's unerträglich affektirte Manier ist hinlänglich bekannt, und Diese er nicht ein gut Theil wahres Geschick neben seinen stolzen und kolossen Prätensionen, so wäre gar nicht bei ihm aufzuhalten. Sein Talent gefällt sich in Extravaganzen. Die Erzählung hat eine physiologisch-moralische Tendenz, nämlich darzuthun, daß die erste Liebe zugleich die einzig wahre und süße Leben dauernde ist; aber die Personen, an denen er diese schöne poetische Lehre erweisen will, sind für den Zweck sehr unglücklich gewählt, so daß man Verdacht schöpft, es möchte wohl mit ihrer Richtigkeit nicht zum Besten stehen. Nun kommt gar noch Lord Beaconsfield, der sich auch ein groß Renommiren in Herzensangelegenheiten schon muß, mit ihren „Bekenntnissen eines Gentleman in adtrigirenden Jahren", und beweist das gerade Gegentheil, daß die Liebe nicht weniger als ewig ist, sondern das sich die Eindruck im Gemüthe eben so schnell verschwindet, wie er zum Verschein kommt. Wir wissen nicht, ob geistreiche Lady Blessington uns hier einen Kerzlaer, der sechs Liebschaften eine nach der anderen durchmacht und mit stets gleicher Leidenschaft erst dem Kammermädchen, dann der gnädigen Frau, erst der Ehefrau, dann der Wittwe, erst der Mutter, dann der Tochter in die Arme sinkt. Und diese herzlosen, unterwürfigen Geschichten erzählt die Verfasserin so ruhig, so unbefangen, so gemüthvoll und unschuldig, daß man beinahe glauben möchte, die Lady habe nur ein derbliches Exemplar von Menschen in ihrer salbadenden Welt vorgefunden und kopirt oder vielleicht Geschichten und Charakterzüge von mehreren ihr bekannten Individuen auf eine singirte Person übertragen. Dem sey, wie ihm wolle, so stehen Lady Blessington's und d'Israeli's „Liebes"-Romane nach der Seite hin einander ziemlich gleich: sie schwatzen und weiß; zum Glück liegen noch unzählige dazwischen, an die man sich nicht kann.

Den ausgetretenen, schalen und langweiligen Pfad des sublimirenden Lebens verlassen wir, indem wir uns zu den Romanen zweier anderer Schriftstellerinnen wenden, deren Namen, von Bedeutung, Miß Lovefein, von Miß Roberts. Beide lesen sich angenehm; jener führt uns in ein friedliches Häuschen und in ein Stillleben seltsamer Leute, die daselbst wohnen; dieser spielt in der entlegenen Mitte tiefster Wälder, unter Leuten von einfacher, bäuerlicher Lebensweise, die sich noch nicht den Erfahrungen der Neuzeit, noch den Scheinen einer Tugend-Heuchelei in diese Oede zurückgezogen haben. Die Dichtung ist freilich sehr schwach an Gehalt, aber die guten Absichten beider Verfasserinnen sind immer sehr Lobe zu schätzen. Der Verfasser der „Erzählungen zweier Alten" hat vor zwei Jahren durch dieses Buch Hoffnungen erregt, die er durch sein neuestes, „Geschichten aus Moll- und Aire", bei weitem nicht erfüllt. Eine anmuthige Sammlung kleiner Erzählungen unter dem Titel „die Plaudermoche", die in schlanker, nüver Sprache viel kluge Gedanken und richtiges Gefühl enthalten. Den kleinen Geschichten, die Herr James selber für Zeitschriften und Reviews geschrieben und jetzt gesammelt und herausgegeben hat, können wir nicht das Lob nicht zuerkennen; es hat der Sammlung den Titel „Absprechung" gegeben, die Leser haben sich danach gerichtet und sind von dem Buche baldigst abgesprungen. Ein Schottischer Bücher, Miller, tritt mit einer Erzählung „ein Tag im Bischof" auf, wahre scheinlich von Robert Southey protzirt und introbyzirt, der an Romer-Dichtung, oder, wie man sie in England nennt, „augegogene" Diktaturen großes Gefallen findet; aber an dem Büchlein ist darum doch nicht viel.

Die Sea-Romane sind im letzten Jahre auch immer jedoch interessanter geworden, und das will vielleicht noch eine Weile so fortgehen. Dieses neue Gebiet hat man erst seit kurzem in den Kreis unserer Literatur aufgenommen und wacht seinem Plaze Ehre. Den Captain Marryat bekannten wir „den Pirat und die zwei Kutter", ein Buch, das in wirksamlich turmlicher ungezwungener Anschauung erschien; „Japhet, der den Vater sucht", zwar kein Sea-Roman im eigentlichsten Sinne, aber doch auch mancher seemännischen Scene und Episode; endlich ein „Schiffsdoktor Wedgewood", unstreitig eines seiner besten Werke. Der „Rattlin" ist nicht von Marryat, sondern von Howard, aber ganz in die Marryatsche Form gegossen. Den Captain Chamier haben wir durch den „Ben Brace" kennen lernen; endlich „die Kreuzfahrt der Wikels"), die selber krachstückweise in Blackwood's Magazin zu lesen war, soll vom Professor Wilson herrühren; über die Angabe ist wohl irrig.

Mancher Leute behaupten, der Roman stehe bei der heutigen Lesewelt nicht mehr in so hoher Gunst; ein Blick auf die Absatzchen und literarischen Erscheinungen beweist das Gegentheil. Freilich darf ein „Roman" oder eine „Dichtung" sich's heute nicht mehr herausnehmen, dem Leser ein Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten und Absurditäten zu bieten; die Zeit der Zaubermenne, der Schwarzkünstler-Geschichten,

*) Name eines Schiffes.

Digitized by Google

Nord-Amerika.

Die Eisenbahnen in Nord-Amerika.

(Schluß.)

Wie kommen zu der zweiten Klasse der Amerikanischen Eisenbahnen, zu der besonders die gehören, welche zwischen der Küste des Atlantischen Meeres und den schiffbaren Wassern der westlichen Staaten Communicationslinien bilden. Die erste und eine der wichtigsten dieser Linien fängt bei der Stadt Boston an, geht westlich durch die ganze Länge des Staates Massachusetts nach West-Stockbridge und von da durch die größte Länge des Staates New-York über Albany und Utica nach Buffalo, dem Hauptplatze am Erie-See, und von da an dem südöstlichen Ufer des Sees nach der Stadt Erie in Pennsylvanien, was zusammen eine Strecke von 600 Meilen beträgt.

Diese ausgedehnte Linie wird aus nicht weniger als elf verschiedenen Actien bestehen, die von einer gleichen Zahl unabhängiger Gesellschaften unternommen sind, von denen jede das Recht einer unbeschränkten Controlle über die eigenes Stück hat, die aber unter einander so eng verbunden sind, daß, wenn es die Umstände erfordern sollten, dieselben Maschinen und Wagen von dem einen Ende der Linie bis zum anderen gebraucht können, mit der einzigen Unterbrechung eines Kahns bei Albany. Von den 11 Theilen der Linie sind schon drei fertig und in voller Arbeit, und zwar gerade die, welche einige von den schwersten und kostspieligsten Strecken auf der ganzen Straße einschließen. Drei, zu denen die anderen Theile gehören, sind im Fortschritte, und die übrigen sind Gesellschaften, welche Theile der Linie zwischen Utica und Erie unter sich haben, sind entweder jetzt organisirt oder jetzt damit beschäftigt, die Subscriptionen auf ihre Actien aufzustellen.

Die zweite Eisenbahnlinie von dem Atlantischen Meer nach den westlichen Staaten ist die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn, die von Baltimore an dem Westufer des Patapsco-Flusses, vierundzwanzig Meilen von der Stadt New-York, anfangen und, nach Nordwesten und Westen, innerhalb des Staates New-York, noch an der nördlichen Gränze von New-Jersey und Pennsylvanien, eine Strecke von fast 300 Meilen, fortlaufend, bei Dunkirk, einem Hafen am Erie-See, endet wird. Man schätzt die Kosten dieser Bahn auf sechs Millionen Dollars.

Oben wie weiter südwärts nach Philadelphia, so finden wir das Project eines dritten Systems von westlichen Eisenbahnen, die von der genannten Stadt nach dem Ohio-Fluß und Erie-See führen sollen. Schon sind 36 Meilen fertig und in vollem Gang 886 Meilen Kanal und 300 Meilen Eisenbahn haben seit dem April das Eigenthum des Staates, und der Rest gehört inkorporirten Gesellschaften. Im Bau begriffen sind 305 Meilen Kanal und 400 Meilen Eisenbahn, und angrenzen sind noch viele Arbeiten von beiden Arten, nach dem Plan, die man sich entworfen hat. Unter den schon vollendeten Arbeiten ist eine Linie von Philadelphia nach Pittsburgh, die theils aus Eisenbahn, theils aus Kanal besteht und dem Staat gehört. Diese Linie, obgleich von großem Nutzen, kann doch nicht zur Schnelligkeit der Communication befördern, die so wünschenswerth ist und nur bei einer zusammenhängenden Reihe von Eisenbahnen stattfindet. Die öffentliche Aufmerksamkeit hat sich daher der Lösung auf die Wichtigkeit einer fortlaufenden Eisenbahn gewandt, die nicht bloß nach dem Ohio-Strom bei Pittsburgh, sondern bis nach dem Erie-See führt. Jetzt ist noch keine bestimmte Straße für diese Bahn ausgewählt und noch kein Plan gefaßt für die Anlegung derselben in ihrer ganzen Ausdehnung. Man hat vorgeschlagen, daß sie theilweise aus einigen der schon vollendeten Arbeiten bestehen soll. Die bedeutendste darunter ist die Columbia-Eisenbahn, zwischen Philadelphia und Columbia, 80 Meilen lang, mit einem doppelten Geleis. Ein Seitenarm, der von dieser Bahn nach Lancaster und Harrisburgh, dem Regierungssitz des Staats, führt, ist beinahe fertig. Es ist jetzt der Vorschlag eine Bill vorgelegt worden, um eine weitere Fortführung dieser Linie von Harrisburgh nach Sunbury zu autorisiren, und man hat auch den Antrag gemacht, sie noch weiter von Sunbury nach Williamsport aufzuführen. Neulich wurde in Northumberland eine Versammlung der Abgeordneten aus den Gegenden des Staates gehalten, worin man eine Bittschrift an die Legislatur empfahl wegen Errichtung einer Gesellschaft mit den nöthigen Kapitalien, um eine Eisenbahn von dem Erie-See über Williamsport nach Sunbury anzulegen und so die Linie nach Philadelphia zu ergänzen. Es sind auch verschiedene andere Maßregeln angenommen worden, welche von einer entschiedenen Neigung des öffentlichen Geistes auf die Errichtung dieses wichtigen Gegenstandes zeigen. Einige von den vorgeschlagenen Plänen bestimmen die Stadt Erie als das westliche Ende, andere Cleveland in Ohio über Pittsburgh und Beaver. Bedenkt man die ausnehmlichen Mittel, welche die Bevölkerung dieses großen Staats sie solche Unternehmungen besitzt, und den Geist, der ihren Bürgern eigenthümlich ist, so darf man sie sehen, wie die New-York- und Erie-Bahn an ihrer nördlichen Gränze immer weiter vorschreitet und nach und nach einen Theil des westlichen Handels von ihrer eigenen Hauptstadt abziehen wird, so kann man mit Sicherheit schließen, daß diese Projekte nicht unausgeführt bleiben werden.

Die nächste Eisenbahnlinie, die von der Meeresküste nach den Gewässern des Westens führt, ist die Baltimore- und Ohio-Eisenbahn. Diese kann man die Pionier-Eisenbahn des Landes nennen; sie war auch nicht nur die erste, welche die Alleghany-Berge zu durchschneiden versuchte, sondern überhaupt die erste Eisenbahn von beträchtlicher Größe, welche in den Vereinigten Staaten angelegt worden. Sie wird durch eine doppelte Linie von Baltimore nach Harper's Ferry ergänzt, mit einem Seitenarme nach Fredericktown für den Kosten-Aufwand von 3,473,000 Dollars. Außerdem ist noch ein Seitenarm da, welcher von der Ohio-Bahn an einer nahe Weglen von Washington-spaziergange Stelle südwestwärts nach Washington abführt und auch noch eine Summe von

Digitized by Google

1,388,899 Dollars getroffen hat. Dieser Arm brachte im letzten Jahr ein reines Einkommen von fünf Prozent, wobei noch der fünfte Theil der ganzen Einnahme von den Passagieren, der dem Staat zu gut kommt, nicht mit gerechnet ist. Von Harper's Ferry ist durch eine besondere Gesellschaft eine Eisenbahn angelegt worden nach Winchester in Virginia. Man hat schon Fettmessungen veranstaltet zur Feststellung der Winchester-Bahn die nach Stanuton, und ist auch eine zu Stande gebracht, so wird man von Baltimore aus 212 Meilen weit eine fette tausende Eisenbahn-Straße haben. Auch sind in den letzten zwei Jahren mit großem Eifer Verbesserungen aufgeführt worden, um die Baltimore und Ohio-Bahn längs des Potomac-Thales, in Verbindung mit dem Kanal, bis auf die Spitze des Alleghany-Gebirges und von da weiter sowohl nach Pittsburg als Wheeling aufzuführen. Die Ingenieure berechnen voller Vertrauen, daß die Berge zwischen Cumberland und den westlichen Gewässern durch Lokomotiven und ihren Zug passirt werden können, ohne den Gebrauch der Locomotiven Kraft. Die Versuchsfahrt hat bereits die Regierung von Maryland und den Stadtrath von Boston interessirt. Die Subscriptionen auf ihre Actien bekommen zu dem Belauf von drei Millionen Dollars für den Staat und einer eben so großen Summe für die Stadt. Mit dieser freigebigen Mitsteuer zu ihrem Kapital und mit einer Unterstützung, wie sie sich von den Bürgern Pittsburgs und Wheelings erwarten läßt, werden die Mittel zu der Ausführung dieses Plans wohl beschafft werden können. Es ist noch kein bestimmte Lage für die Straße gefunden und folglich weder ihre Länge abgemessen, noch ihre Kosten fortgältig berechnet worden. Die Vollendung der Bahn muß nicht nur für die Interessirten, welche Actien-Inhaber sind, sondern auch für die ganze Baltimore und den ganzen Staat höchst wichtig sein. Wie die Arbeit jetzt getheilt ist, bildet sie nur ein bedeutungsloses Fragment des Ganzen und muß bis zu ihrer Vollendung verhältnißmäßig von keinem großen Gewinn sein. Sie geht nicht, wie die erste westliche Linie, durch eine dichte Bevölkerung, die schon aktive thätig wäre, ihr den Ertrag Zinsen zu geben, sondern, durch welche sie noch zuletzt bestehen muß, nämlich den Verkehr und die Bevölkerung des Westens fortbaupt.

Doch nun genug: wir wollen nicht in weiteres Detail eingehen, wollen nicht sprechen von den größeren und kleineren, theils vollendeten, theils angefangenen Eisenbahn-Systemen im Innern Amerika's, in Virginien über die Alleghany-Berge, in Nord-Carolina, in Georgien, in Süd-Carolina, auch nicht von einer der großartigsten Bahnen in ganz Amerika, der, zwischen Charleston und Cincinnati, die aber erst auf dem Papier steht, und von allen übrigen in einander greifenden Dampf-Communicationslinien zwischen dem Süden und Westen, zwischen dem Mississippithal und den Atlantischen Staaten, zwischen den Häfen an dieser Küste und dem Golf von Mexiko, lauter Unternehmungen, die zwar meist noch Pläne sind, bei der Leichtigkeit aber und dem Eifer, mit dem diese Dinge in Amerika behandelt werden, nicht lange Pläne bleiben. Es hat genug selbst für das Ausland, so sehr es uns auch beim ersten Blick stören, entfernt und unwichtig scheinen mag, doch von großem Interesse, diesen reißenden Fortschritt, diese wunderbare Dampfentwicklung im Einzelnen wie im Ganzen, zu Wasser und zu Lande, auf Kanälen wie auf Eisenbahnen zu verfolgen, zu sehen, wie das neue Communicationssystem dem vor wenigen Jahrzehnten noch mit Urwäldern bedeckten Erdtheile fast schon Verkehrsnetz gewonnen ist, wie jeder Tag neue Pläne, neue Unternehmungen und Arbeiten der Art hervorruft, wie alle Theile des neuen Systems in die Nähe und Ferne polypenartig in einander greifen und sich gegenseitig regsamen, wie diese Communicationsarten, im Dampfboot und Dampfwagen, schon jetzt einander theils benutzt, theils beschränkt zu ringen haben, und endlich daran zu sinnen, welch großen Einfluß diese neue Mechanik üben wird auf die ganze Geschichte, auf sämmtliche Zustände Amerika's, schon jetzt und noch mehr für die Zukunft. In dies interessant, so haben wir die Gelegenheit benutzt, auch diesen Gegenstand einmal etwas näher zu betrachten und eine Art Skizze davon zu geben, wie es eigentlich damit in dem fernen Lande steht. Aber noch mehr und Spezielleres verlangt, der lese das Werk des ehemaligen Amerikanischen Ingenieurs Wilhelm Tell Poussin, über die Eisenbahnen in Nord-Amerika, aus welchem auch die meisten Detailnotizen hierher, in ihrem Skizzen-Saal in der Washington-Straße zusammeln. Der Aufruhr erfüllte die Stadt. Zwanzigzwanzig Damen hatten die Vorsicht gebraucht, sich vor der bestimmten Stunde auf ihre Posten zu begeben; fünf konnten sich nur mit Mühe durch die Menge nach den Versammlungsort Bahn machen, und hundert andere wurden von dem Haufen verfolgt und beschimpft.

Den Abend vorher hatte man an der Mauer ein Blatt angeschlagen, auf welchem die Drohung ausgesprochen war, daß der Abolitionist Thompson auf öffentlichem Platz verbrannt werden, und daß die Damen, welche Mitglieder des Comité's seien, dasselbe Schicksal haben würden. Die Letzteren wandten sich an den Bürgermeister der Stadt, um sich Schutz zu verschaffen. Die einzige Antwort, die sie bekamen, war: „Sie bereiten sich viel Unglück!“ Jener Hasse, der so fürchterliches Geschrei erhob, bestand nicht aus Leuten der niederen Stände, sondern aus sehr anständig gekleideten Herren, welche stürmten in das Zimmer des Comité's hinunter, unter Verhöhnungen und Verwünschungen, während die 25 Damen ganz ruhig die gefährliche Anfangsstunde der Sitzung abwarteten. In dem Augenblick, als die Uhr schlug, standen sie auf und beteten; die Wuth zwischen ihnen und den benachbarten Zimmern stürzte unter den Schüben der erbrangenden Menge zusammen. Wortgefechte unter den Parteien, besonders auf diese unglücklichen Frauen geschleudert, und man fragte sie, ob nicht vielleicht Eine unter ihnen der verkleidete Thompson wäre? — Sie antworteten nichts, und die Secretairin erbob sich, um ihren Bericht zu lesen. Ihre Stimme wurde von furchtbarem Geschrei übertäubt; der Angriff ward immer heftiger, und schon war das Leben dieser Frauen in großer Gefahr, als der Bürgermeister, der tod und ihren gebot, sich nach Hause zu begeben, wenn sie nicht in Stücke zerrissen werden wollten. Nun gingen sie wirklich in feierlicher Prozession zu zwei und zwei hinaus, unter den Verwünschungen von 3—6000 Personen, die sie seine Feure gelten wollten. Der Gatte einer von diesen unglücklichen Damen, der Hauptbeschuldigte des Abolitionismus in den Vereinsakten, hatte seine Frau bis in den Sitzungssaal schützend begleitet. Man bemerkte ihn und demüthigte sich feinte. Schon war es ihm gelungen, den Händen der Menge zu entschlüpfen und sich hinter einem Verschlag zu verstecken, als er bald auch hier entdeckt und mit blosem Kopfe durch die Straßen geschleppt wurde, während ein Hagel von Steinen und Ziegeln auf ihn niederfiel. Seine junge Frau war Zeugin dieser Schauspiele; sie rief: „Ich bin sicher, daß mein Mann seine Grundsätze nicht verleugnen wird!“ — Sie hatte Recht. Garrison bewies sich höchst muthig und standhaft. Ein Mann aus dem Volk stürzte sich auf ihn mit der Axt in der Hand, und indem er sich stellte, als wolle er ihn zerschmettern, warf er seine Waffe über den Umstehenden schwang, schützte er ihn gegen seine Angreifer. Bald kam man vor ein Polizei-Gebäude, aus welchem einige Gerichts-Beamten herauskamen, die sich Garrison's bemächtigten und ihn in einem dazu bestimmten Wagen brachten. Das Volk verfolgte den Wagen unter Schimpfen, und es bedurfte alle Kaltblütigkeit und alles Zutrauens auf die Stärke der Konstabler, um den Gefangenen zu unterhalten, der schnell unter Schloß und Riegel gebracht wurde, da dies das einzige Mittel war, sein Leben zu retten.

Auf Befehl des Mayor hatte man die Aufschrift über der Thüre des Saales: „Bürger gegen die Sklaverei (anti-slavery-office), abgekratzt und zerstört. Dadurch, sagte er, hatte er gehofft, die Wuth des Aufruhrs zu beruhigen, d. h. mit anderen Worten, er verletzte die Gesetze, damit das Volk sie nicht übertrete. Vielleicht läßt sich auch das Wort Volk auf diese unreife und gewaltsame Neuerung eines ganz persönlichen Interesses nicht anwenden. Die reichen Pflanzherren an dem Ausland waren selbst Sklaven-Eigenthümer, deren Kleidung und Nahrung ihre Wohlhabenheit verriet.

Mannigfaltiges.

— Adelbert von Chamisso. „Wunderbar“, ruft der Courrier Français vom 19. August in einer Anzeige von Chamisso's sämmtlichen Werken aus, „wunderbar und bizarr sind doch die Spiele der Revolutionen und die Schicksale! Ein junger Edelmann aus der Champagne, der mit seiner Familie zur Französischen Emigrantenzeit fern von seinem Vaterland auswandert, wird einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands, ein von den Deutschen Musik hochbegabter Dichter!“

— Es folgt nach diesen einleitenden Worten eine mit großer Anerkennung geschriebene Beurtheilung sowohl der Dichtungen Chamisso's als seiner „Reise um die Welt“. Zwar wird dabei seines berühmtesten Werkes, des „Peter Schlemihl“, gar nicht gedacht, es hat sich doch immer ein Fortschritt der Französischen Kritik, daß sie einen Franzosen, der so ganz Deutscher geworden und seinem Vaterland nur noch in seinen Jugend-Erinnerungen angehört, mit so unvingeschränkter Gerechtigkeit gitten läßt. Wie Deutsche sind nicht immer so gerecht gegen diejenigen Landsleute, die sich bei Französischen Welt-Sprache zu ihrer Vermittlung mit dem gebildeten Europa bedienen.

— Morrison's Chinesische Bibliothek. Die seltene und kostbare Bücher- und Manuskripten-Sammlung, die der berühmte Chinesische Dr. Morrison hinterließ, hat derselbe seinem Englischen Mutterlande mit der Bedingung vermacht, daß dasselbe Institute, welche diese Sammlung für 2000 Pfd. Sterl., die seinen Erben zufallen, erwiebt, zu gleicher Zeit einen Lehrstuhl für Chinesische Sprache und Literatur begründe. Die neue Londoner Universität ist bereits bemüht, sich für den festgesetzten Preis in den Besitz dieser kostbaren Merkwürdigkeiten zu bringen, während die reichbegüterten Institute in Cambridge und Oxford seine Lust zu haben schienen, etwas von ihrem Gelde darauf zu verwenden. In ganz England finden sich jetzo noch nur zwei Gelehrte, die allenfalls im Stande wären, den Lehrstuhl auszufüllen, der vielleicht begründet werden soll.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. — Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 104. Berlin, Mittwoch den 30. August 1837.

Frankreich.

Zur Naturgeschichte der Menschen-Racen.

Die Anthropologie ist die Wissenschaft, welche von den physiologischen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes handelt, die, indem sie alle Völker in den unterscheidenden Zügen ihrer Organisation betrachtet, diese unter einer Hauptklassifikation, mit der sie für alle Zweige der Naturgeschichte angenommenen übereinkommende Ordnung bringt. Den Alten war diese Wissenschaft nicht bekannt; wenigstens sind es neue Aebriten, denen sie sowohl ihre Entwicklung, als auch ihre gegenwärtige Gestalt verdankt. Obgleich das Alterthum den größten Theil seiner gesellschaftlichen Verbände aus Vermischungen von Völkern gebildet sah, die verwandte ihrer physischen Gestaltung, ihrer Sprachen und Sitten höchst auffallend von einander abwichen, so hat es doch nicht daran gedacht, diese eigenthümlichen Abweichungen zum Gegenstande eines ausschließlichen Studiums zu machen. Es beschränkte sich darauf, dieselben bald als das Ergebniß einer vom Schicksale verhängten, wohlverdienten Degradation, bald als eine rein zufällige Veränderung des Urippus der Gattung zu betrachten. Dort wohnten Neger und Weiße, Söhne Cham's und Söhne Jakob's unter denselben Zelten; hier waren die zu den verschiedenen Bruchtheilen von Sem's Nachkommenschaft Gehörigen in Stämme eingetheilt, die denselben Gott anbeteten und denselben Herrn gehorchten. Ueberall Abstufungen, überall Ungleichheiten, Abdrücke jener ursprünglichen Unterschreibung; aber obgleich das Alterthum diese unzählbaren Mannigfaltigkeiten vor sich sah, beachte es dieselben doch nicht in eine vergleichende Tabelle, die einer Wissenschaft hätte zur Grundlage dienen können.

Begreifen wieder man die alten religiösen Schriften und kosmogonischen Systeme der Völker zu analysiren suchen: man würde in ihnen, unter symbolischen Formen ohne Zweifel zwar einige Prinzipien der Genealogie, zur Geschichte gewisser Zweige der menschlichen Familie dienlich, entdecken können; Wahrnehmungen auch, die hier und dahin gemein genug wären, um irgend ein System auf sich ableiten zu lassen, würde man gewiß nicht in ihnen finden. Jedes Volk, das ist wahr, hatte gewisse Glaubensmeinungen über den Ursprung und die muthmaßliche Vertheilung der Menschen; allein der Werth dieser Meinungen, als Grundlage für ethnographische Klassifikation, war nicht nur der Unvollkommenheit der geographischen Kenntnisse jener fernen Zeiten, sondern überdies auch noch der engbrüstigen Richtung eines blinden Nationalismus untergeordnet. So begriffen bekanntlich die Chinesen Nichts, was jenseit des himmlischen (mittleren) Reiches war. Gleichermeise glaubten Indien und Baktrien die ganze Welt gewissermaßen umschrieben in ihr Gebäude ihrer theologischen Systeme. Selbst die Bücher Mosis, übrigens so merkwürdig wegen ihrer Charaktere der Allgemeinheit, standrin in extenso nur von der Geschichte des Jüdischen Volkes und liefern kaum einige allgemeine Andeutungen über die Verbreitung und eigenthümliche Beschaffenheit der anderen Völker des Erdballs. Mit einem Worte: die Alten, in ihren Religionsschriften über großen Principien der Genealogie, nach der Abstehenung ihre Begriffe von Geographie und nach den Verbindungen, in welche sie mit mehr oder minder zahlreichen Gesellschaften getreten, in Formeln dringend, vermochten nur erklärliche, partielle Data über die ursprünglichen Verschiedenheiten der Menschen aus zu Verlieren.

Unsere Absicht ist indeß hier nicht, diese Meinungen zu analysiren; denn wie würden die primitiven völkerschaftlichen Unterschiede, die von den Hindu-Priestern, Chaldäern und Magiern, wie es scheint, angenommen wurden, nur sehr unvollkommen anzeigen können. Wie würden im Allgemeinen die Welt (d. h. den kleinen Theil des Globus, welchen jedes Volk diesen Namen gab —) in drei Hauptbreite eingetheilt finden, auf welche dann wieder, dem Geiste der Traditionen gemäß, partikulare Bewohnerstämme sich bezogen. Dieses System ist nicht nur dasjenige, welches aus der Erklärung der im Zend-Avesta, in den Veda's und in allen Denkmälern orientalischer Bildung dargestellten kosmogonischen Theorien sich ergiebt, sondern es ist auch das der Genesis und der heidnischen Philosophie. In den drei Söhnen Noah's haben wir die Personifikation der drei großen Racen, welche die Grundlagen zu den ersten gesellschaftlichen Verbänden gezeigt, zu sehen: Eine Eintheilung, welche der in Asien, Afrika und Europa, die wir der profanen Geographie verdanken, entspricht. Diese alte Gleichsheimigkeit der Classification könnte ein starkes Argument zu Gunsten eines Systems der Triader Eintheilung der Haupt-Typen unserer Gattung abgeben: Eine Abstraction von den Völkern Amerikas und des Oceans gemacht, die, als einer neueren Aera Angehörige, nothwendig andere Unterabtheilungen fordern.

Alles dies aber ist am Ende immer noch sehr dunkel; und die positivste Folgerung, die man daraus ziehen kann, ist eben die, daß das Alterthum jene Eintheilung der Verschiedenheiten des Menschengeschlechte, wenn auch nicht ganz und gar mißkannt, so doch mindestens für eine von sehr untergeordneter Bedeutung angesehen hat. Was nun die Philosophen anlangt, die mit den Farben- und Formen-Verschiedenheiten, welche die Menschen von einander abziehen, beinahe sich beschäftigt haben, so brachten diese die innere Kraft der Assimilation gar nicht mit in Anschlag; denn sie stellten allgemein die Erzeugung jener Verschiedenheiten Umständen, welche der angeborenen Persönlichkeit des Menschen völlig fremd sind, d. h. dem Klima, der Nahrung, den Gewohnheiten u. s. w., zu. So sprechen mehrere Griechische Dichter von dem allmächtigen Einflusse der Sonne auf die Bildung der verschiedenen Typen. Die Geschichtschreiber, die Geographen, wie Herodot, Strabo und Pomponius Mela, gehen diesen ganz analoge Anschauungen zu erkennen. Selbst Hippokrates hatte diesen Theil der Naturgeschichte so wenig studirt, daß er die Abweichungen der menschlichen Hirn-Bildungen den von den Hebammen angewandten Kunstgriffen und der sorglosen Kinder-Wartung zuschreibt. Der Naturforscher Plinius endlich hatte ausgesonnen, die Neger säeten ihren Körper und kräuselten ihr Haare durch Bäder in einem Theerhaltigen Flusse, der die wunderbare Eigenschaft haben sollte, die physischen Merkmale, die er als allen Gattungen gemeinsam aufsah, in solcher Weise zu verwandeln. Die Abgeschmacktheit dieser verschiedenen Erklärungsarten brennt also, wie bereits damals der Mensch in seiner Organisation studirt wurde, und wie viele Fortschritte der Naturgeschichte noch zu machen hieben.

Was in einer Epoche, in welcher die Wissenschaft von ihren wollischen Grundsätzen endlich sich losmachen konnte, geschah es, daß Linné, den Menschen als das Haupt der Geschöpfe hinstellend, in den ersten Ring der thierischen Kette sah. Indem er dawals alle seine Kräfte aufbot, um ihn in den hervorstechendsten Zügen seiner Gestaltung zu studiren, konnte er nicht umhin, in dem Schooße seiner Gattung mehrere Verschiedenheiten, völlig analog denen, welche er unter den niedern Gattungen erkannt hatte, niedergeschrieben. Doch war es nur von geringer Bedeutung, hier die Classifikation, die er annahm, mitzutheilen: Es ist das Eigenthümliche jeder Neuerung, eben sowohl ihren Theil an der Unvollkommenheit der früheren Begriffe zu haben, als auch immer einen reagirenden Charakter zu zeigen, den die Wissenschaft, sobald sie zu einem gewissen Grade von Beständigkeit gelangt, hervorgurt.

Nach Linné überkam es Busson, die wagen und ungewissen Ansichten der alten Philosophen in ein System zu bringen. Ihm zufolge sind die Haupt-Ursachen der Verschiedenheiten in der menschlichen Bildung erstens das Klima, dann die Nahrung und endlich die Gebräuche. Da er zu Unterstützung dieser Hypothese nöthig hatte, seine Gründen gen sowohl nach den Wohnorten, wie nach den Menschen zu bestimmen, so bestieht sein Verfahren etwa darin, daß er die Oberfläche der Erdkugel in mehrere Parallel-Kreise theilte und jedem derselben eine besondere durch die Hauptfarbe bezeichnete Abweichung zuschrieb. Auf diese Weise stellte er in eine Linie alle Völker der nördlichen Gegenden, dann alle die in den gemäßigten Klimaten und endlich die unter den Wendekreisen erzeugten. Dabei sucht er darzuthun, daß ihre gegenseitige Farbe mit den Abstufungen ihrer Hautfarbe und mit allen charakteristischen Zeichen ihrer Race genau zusammentreffe.

Diese Theorie ist so einfach und zugleich so klar, daß sie sich einnehmend, daß sie vor jedem Widerspruche gefeit zu sein scheint.

Und doch selbst noch Viel daran, daß dem wirklich so wäre. Denn, wären das Klima und die anderen von Busson angeführten Umstände die alleinigen Ursachen der großen Verschiedenheiten unter den Menschen, so müßten die in unsere Gegenden versetzten Neger und Negerinnen doch wohl endlich weiß werden, so müßten ihre Nachkommenschaft irgendeine gewisse Neigung zur Itemisication mit uns zeigen — was ja aber in der Wirklichkeit mit der Fall ist, ohne daß eine Kreuzung beider Racen stattgefunden. — Wenn das Klima den ihm zugeschriebenen Einfluß hätte, so würde man ja gar nicht zu erklären wissen, warum Amerika, in seiner ganzen Ausdehnung, Nichts, als mehr oder minder rothe Racen hervorbringt; weshalb Asien in seinen heißen Gegenden gelbe und gelbliche Racen erzeugt; wie so endlich in den hyperboräischen Regionen, in denjenigen, worin der Einfluß der Sonne am mindesten sich empfinden läßt, fast eben so schwarze Völkerschaften, wie die unter der Linie gehorenen sind (?) gefunden werden. Wenn Busson's Hypothese gegründet wäre, so müßten ja die nun schon seit mehreren Jahrhunderten im südlichen Afrika einheimischen Holländer gegenwärtig bereits Hottentotten seyn; — die Engländer, die das nördliche Amerika bevölkern, die Züge eben der Indianer, welche sie unaufhaltsam vor sich her verjas-

Digitized by Google

gen, bereits bekommen haben, oder mindestens doch gewiß denselben sich annähern; — wirde endlich heutzutage wohl Nichts mehr die so bekannten Typen der Juden, Zigeuner und Neger temnlich machen. Thatsächlich sähen wir das Beispiel hiefür bei Letzteren: weil sie Christ, als haben sie unter uns so unverkennbarsicheren Typus beständig sich erhalten, je häufiger dagegen gerade sie ihre gesellschaftliche Lage, Wohnorte, politische Ordnung und Gebräuche jeder Art verändern haben. Von der Zeit ihrer Zerstreuung an, herab bis auf unsere Tage, hat sich an den Juden ihre Loosen hebraica erhalten. Zu Bewesen dienstat haben wir mehrere Denkmäler aus dem entferntesten Alterthume, welche uns Juden, von ganz unvekennbar ähnlichen Formen daestellen. Die Zigeuner, umherirrende Schwärme, in Spanien unter dem Namen der Gitanos, in anderen Ländern unter verschiedenem anderen Namen bekannt, sind noch immer daßelbe Volk, mit denselben Sitten, mit derselben Eigenthümlichkeit der Gewohnheiten, mit denselben charakteristischen Merkmalen. Die Neger endlich, die wir nun schon in so vielen Ländern gesehen haben, und die überall so deutliche Spuren ihres Duechzuges hinterlassen — sind sie nicht gleichfalls ein vollständiger Beweis für die Beharrlichkeit der Typus mitten in dem erstaunlichsten Wechsel von Klimaten und Zuständen?

Demnach wird es gewiß Jedem sein, zu behaupten, daß der Prichard's Syßem, also in Widerspruch mit so zahlreichen Beispielen, wohl nicht ganz so viel Zuverläßigkeit in sich trägt, als seine Anhänger ihm zugestehen. Uebrigens bleibt die Frage noch unentschieden, weil selbst heutzutage noch die Naturforscher der Art der Coexistenz, welche sie anregt, in ihren Meinungen getheilt erscheinen.

Unläugbar aber gab Buffon's Naturgeschichte des Menschen den physiologischen Studien einen Schwung und eine Richtung, die sie bis dahin nicht gehabt. Von da an machte die Anthropologie wirkliche Fortschritte, welche besonders durch das Erscheinen von Blumenbach's Werke: De generis humani varietate nativa unterstützt wurden. Zu den von diesem Gelehrten festgestellten Prinzipien läßt sich kaum Etwas hinzufügen in England neue Entwickelungen, trefflich geeignet, das Werk zugleich populairer und fruchtbarer zu machen. Folgendes sind die Grundlagen ihrer beiderseitigen Arbeit:

Erstens erkennen Blumenbach und Lawrence in dem Menschen nur eine Gattung. Die verschiedenen Erscheinungen, die sich an dieselbe knüpfen, sind in ihren Augen nur Zufälligkeiten, mitunter verschiedener Ursachen der Ausartung hinzugetreten. Ihrer Meinung nach ist ursprünglich nur ein Stamm erschaffen gewesen, von dem alle Racen sich herschreiben, die gegenwärtig, in mehr oder minder zu bemerkenden Grade, von einander abweichen. Dieser einzige Typus ist die Kaukasische Race, von welcher alle Europäer Abkömmlinge sind. Die Völker, deren physische Züge am meisten von denen der Kaukasischen Race verschieden sind, gerfallen in zwei Abweichungen, welche an den Endpunkten der Reihe der Abweichungen stehen: diese sind die Aethiopische und die Mongolische. Zwischen diesen beiden Extremen stehen, als Mittelglieder, die Amerikanische und die Malaiische, von denen die erstere eine Vermischung der Kaukasischen mit der Mongolischen, die zweite eine dergleichen aus der Kaukasischen und aus der Aethiopischen zu sein scheinen. Die hier folgende Tabelle wird eine richtige Vorstellung von dieser Eintheilung geben.

Kaukasische — weiß:	Aethiopische — schwarz.	Malaiische — dunkelbraun.
	Mongolische — gelb.	Amerikanische — roth.

Die nähere Beschreibung jeder dieser Abweichungen behalten wir uns für eine künftige Arbeit vor. Für jetzt wollen wir nur so viel sagen, daß, wenn es auch in Betreff der Grundfäße über Bildung wohl ist, daß Blumenbach's Syßem Widerspruch gefunden, man doch mindestens das Verdienst seiner Classification nur wenig bestritten hat. Man weiß, daß gerade dieser Theil seiner Arbeit als irgend ein Besitzthum das Recht hatte, seine eigenen Beobachtungen in ein Lehrgebäude zu bringen; besaß er ja doch die großartigste Sammlung von Hirnschädeln, die nur jemals zusammengebracht worden, so daß er also auch unzählige Proben über die bei allen bisher aus bekannten Völkern vorgekommen Kopfformen zu bemerkenden Verschiedenheiten der Organisation urtheilen konnte. Kaum war aber auch sein Buch erschienen, so fesselte es schon die Aufmerksamkeit der Gelehrten in allen Theilen Europa's, und wurden sofort Versuche gemacht, die Grundsätze, deren Ausführung es enthält, in neuen Formen zu verbreiten. So machte, wie gesagt, der berühmte Lawrence sie zu Gegenstand seiner Vorlesungen und verband dieser Initiative seine Erfolge zum seinen Ruf. Sogleich gewann das Syßem des Deutschen Physiologen, durch Ueberlegung und Erläuterung, unabhängig von dem Reize der Neuheit, für das Publikum den eines jeden Werkes, das den Menschen in jedem Grade interessirt und das die Möglichkeit von Andauwendungen durchblicken läßt.

Blumenbach's wichtigste Ihre, diejenige, welche seiner Arbeit zur Grundlage dient, ist die von dem ursprünglichen Daseyn einer einzigen Gattung und von der nachherigen, durch Abartung entstandenen Bildung der gegenwärtig vorhandenen Verschiedenheiten. Ist diese Ihre aber auch richtig? Stimmt sie auch mit den Thatsachen überein? Die zu entscheiden, wollen wir uns keineswegs erlauben, obgleich wir doch auch nicht umhin können, durch folgende Betrachtungen dieselbe zu bekämpfen:

Blumenbach behauptet, die Racen der Schwarzen, Gelben, Rothen und Dunkelbraunen, die er, unter den vorgenannten Namen, unterschieden hat, seien Spielaringe der weißen Race, nur mehr oder weniger abgeartet. Nun möchten wir ihn aber fragen, warum er gerade die weiße Race, und nicht die schwarze, oder irgend eine der übrigen Racen, hierbei als Urtypus angenommen? Warum, nach dieser Hypothese, die Neger also Abkömmlinge der Weißen sind, und nicht die Weißen Abkömmlinge der Neger? Diese erste Frage kann offenbar durch das Studium der Thatsachen nicht gelöst werden. Es giebt aber in der Naturgeschichte gewisse Analogieen, welche oft für sehr trifftig angesehen werden, und diese Analogieen sind gerade auf den Umsturz von Blumenbach's Syßem gerichtet. Durch die Entdeckungen der Geologie ist die bei Erzeugung der verschiedenen Klaßen organischer Geschöpfe von der Natur beobachtete Folge-Ordnung uns bekannt geworden: Wir wißen, daß die Thiere nach den Vegetabilien entstanden, und daß unter den Thieren diejenigen, deren Organisation die vollkommenste, oder besser, die komplizirteste ist, zuletzt hervorgegangen; daß namentlich der Affe und der Mensch in die neueste Aera der Schöpfung gehören. Zeigten wir nun kürzlich, wie Buffon, von seinem Standpunkte, zu ermitteln, ob die weißen Menschen Abkömmlinge der Neger, oder die Neger die der Weißen seyen, so würden wir zu den Ergebniße kommen: daß, vorausgesetzt, diese beiden Racen könnten als eine von der anderen abstammend angesehen werden, die Neger, weil sie, auch nach Blumenbach's Ansicht, von einer schöner und minder vollkommener Organisation, — aller Wahrscheinlichkeit nach die früher Erschaffenen, und daß folglich die Kaukasische Race eine vervollkommnete Ablommenschaft von der Aethiopischen seyn würde.

Diese Hypothese ist diejenige, die Jener gern an die Stelle der von Blumenbach aufgestellten setzen möchte; denn die Vorstellung von der Vervollkommnung ist eine gar verführerische, die von der Ausartung aber eine Scheußen einflößende Vorstellung.

Diese Bemerkungen scheinen übrigens auch unserem großen Naturforscher Cuvier keineswegs entgangen zu seyn, indem dieser seinerseits eine neue Eintheilung der Verschiedenheiten unter den Menschen vorgeschlagen hat. Er nahm an, daß nur eine einzige Gattung und drei Verschiedenheiten an, die er die Kaukasische, die Aethiopische und die Mongolische nennt (wennter aber — unbegreiflicher Unvollständigkeit seinen Systeme! — die Amerikaner, die Malaien und die Papuas nicht mit eingeschloßen sind). — Cuvier stutzt aus Gründen, ähnlich denen, die wir bereits ausgesprochen, sich einschränken zu haben, auf den weißen Race ein vervollkommnetes Erzeugniß der Neger-Race zu machen.

Unter den gleichzeitigen Schriftstellern, die, nach Cuvier, diesen vielumfaßenden Gegenstand der Forschungen auf die ausschließlichste Weise ergriffen haben, müßen wir Herrn Virey in die erste Linie stellen; sein Hauptwerk: die Naturgeschichte des Menschen, kann als das Vollständigste, was wir über die Anthropologie besitzen, angesehen werden. In der Absicht, seine Arbeiten und seinen Plan nächstens einmal auseinanderzusetzen, beschränken wir uns hier darauf, den Lesern die folgende Tabelle nach der Classification, die er, gemäß dem von Camper angegebenen angulus facialis, entworfen hat, vorzulegen:

Menschen-Geschlecht.	Erste Gattung. Angulus facialis von 95°.	1. Weiße Race	Keltische und Kaukasische.
		2. Gelbe Race	Chinesische. Kalmuckisch-Mongolische. Lappische und Obiakische.
		3. Kupferfarbene Race	Amerikanische oder Karaibische.
		4. Dunkelbraune Race	Malaiische oder Polynesische.
	Zweite Gattung. Angulus facialis von 73 bis 80°.	5. Schwarze Race	Kaffern. Neger. Hottentotten. Papuas.
		6. Schwärzliche Race	Arabisch-Jüdische.

Um diese kurze Analyse der Prinzipien und Forschritte der Anthropologie zu vervollständigen, würden wir nun noch von einigen noch neueren Arbeiten zu sprechen haben, die vorzüglich dadurch sich auszeichnen, daß sie, in gar sonderbaren Proportionen, nicht nur die Zahl der Racen, sondern auch die der Gattungen des Menschengeschlechts vervielfältigen. Zu der Zahl dieser Arbeiten gehört eine, die uns bermöge ihrer Originalität besonders merkwürdig erscheint, die von Herrn Bory von Saint-Vincent, welcher das Menschengeschlecht eintheint wie folgt:

1) Japetische Gattung — 2) Arabische — 3) Himboltanische — 4) Strabische — 5) Sinetische — 6) Hyperboräische — 7) Neptunische — 8) Australische — 9) Columbische — 10) Amerikanische — 11) Pantagonische — 12) Aethiopische — 13) Kaffernsche — 14) Malaiische — 15) Hottentottische. — Jede dieser Gattungen umfaßt eine mehr oder minder beträchtliche Anzahl von Abweichungen, die alle der Reihe nach bezeichnet werden.

Ohne Zweifel wird man nun einwenden, daß, je zahlreicher die Classifikationen, desto schwerer die Annahme der besten derselben. Freilich gelangte die Naturgeschichte des Menschen noch immer nicht zu dem Grade von Beständigkeit, welcher den positiven Wißenschaften eigenthümlich ist; nichtsdestoweniger aber bleibt eine unbestrittene Thatsache diese: daß das Menschengeschlecht eine Grund-Eintheilung der charakteristischen Verschiedenheiten der Organisation, durch Vererbung fortwährend erhalten, geflattet. Uebrigens aber kann man nicht leugnen, daß auch diese Wißenschaft, wie jede, deren Ursprung von Unsicherheit und Schwanken umringt ist, danach strebt, von Tage zu Tage einen festeren Charakter und eine zuverläßigere Grundlage zu gewinnen.

Jules Lechevalier.

Spanien.

Die Baskischen Provinzen, nach E. B. Stephens.*)

Ein junger Englischer Studirender kann sich gegenwärtig die langen Sommer-Ferien zu Nutze machen, mit dem Dampfboot über den Britischen Kanal fahren, im Flage die Spanische Gränze erreichen, sich das erregende Schauspiel von Gefechten und Schlachtfeldern gönnen, allenfalls selbst Kriegs-Abenteuer bestehen, und das Alles in kürzerer Zeit und mit geringerer Mühe, als sonst erfordertich war, nach Paris hindurchkommen und im Case de la Regence als Zuschauer bei einer

*) The Basque Provinces. By E. B. Stephens, Esq. 2 vols. London, 1837.

Digitized by Google

Poetic Schach zu ſpielen. Ja, wenn er es ling macht — und ſo hat es Herr Edward Bull Stephens gemacht — ſo iſt er zur rechten Zeit, wie die Cocaine angeb., wieder in London, und zwar nicht mit leeren Händen, ſondern mit einem nagelneuen Buch im Sacke. Der Schatz iſt nicht bloß gemein. Freilich, ſeitdem der Krieg in Spanien vorgegangen iſt, machen es die Herren, die ſich die Bakanzen über die bleitreibenden Politikern und Reiſebeſchreibern aufwerfen, ein wenig zu bunt und überſchütten uns mit ihren Büchern: zum Glück indeß iſt es leichter Waare, oberflächlich, aber lebhaft, unterhaltend und immer willkommen, wenn die Verfaſſer uns in raſcher Abwechſelung Bilder und Skizzen der Ereigniſſe vor Augen führen; zu wünſchen wäre allerdings noch, daß die Herren ſich des leidigen Parteigeiſtes entſchlügen und nicht mit der Peitſche aufreizen, politiſche Dreſchel und Propheten zu ſein. — Thun alle, unſer Herr Stephens iſt, wie ihr alle ſeine Kollegen, nicht um ein Haar beſſer oder ſchlechter. Er hat die Reiſe nach Spanien in der Abſicht gemacht, der Morning-Post Neuigkeiten und Korreſpondenzen zu liefern, ſich als Zuſchauer der Armee des Don Carlos anzuſchließen, und ſein etwas geſchwätzig ſabelhaftes, ſonſt aber recht amüſantes Buch berichtet uns, daß er alles Erdenkliche ſeinen Fahren über die Maßen wohl gefallen hat. Er wird auch, wenn er nur will, an allen Dingen und Perſonen die ſchönſten Seiten herausfinden. Don Carlos Dainte iſt ein ſo liebenswürdiger Herr, wie einer nur ſein kann, einfach von Weſen, freundlich, beradlaſſend; ſeine Generale ſind prächtige Leute, gar nicht zu vergleichen mit der ſchlechten Taffel in Madrid; ſechte und an einer wohlbeſetzten Tafel die allerunterhaltendſten Geſellſchafter. Seine Armee iſt ihm treu bis in den Tod und thut wahre Wunder der Geſchicklichkeit, Tapferkeit und Ausdauer; ſie unterjeicht ſich den ſchwerſten Arbeiten und ſtürzt ſich in den tichterſten Kugelregen, ſobald mit gleicher Freudigkeit. Chriſtinos hingegen ſind, wie es in der That auch die neueſten Ereigniſſe zu beweiſen ſcheinen, allesſammt feige Memmen und dabei doch grimmig und blutdurſtig wie die Katzen; und was nun gar die Britiſche Legion betrifft, ſo würde ein Gentleman ſich die Finger beſchmutzen, wenn er eine Zeile darüber ſchriebe. Die Leſer werden nun ja ziemlich wiſſen, wie es in dem Buche ausſieht; jetzt können wir unſeren Autor ſelbſt reden laſſen, und zwar zuerſt über das Baskiſche Land und Volk:

„Ich habe viel von der Trägheit der Spanier gehört und geleſen, aber ſo weit ich nach eigener Beobachtung urtheilen kann, darf dieſer Vorwurf den Baskiſchen Landmann nicht treffen. Im ganzen Baskiſchen Thale ſah ich jeden Zoll breit anbaufähigen Bodens wirklich benutzt und bearbeitet, und zwar auf die mühſamſte Weiſe, mit Hacke und Karſt. Die kleinen Bauernhäuſer hängen zerſtreut an den Berglehnen und ſteilen Wänden, worein treppenförmige Pfade und Stiegen gehauen ſind, ſo daß an den Gebäuden von Karren und Wagen nicht zu denken iſt, ſondern Alles auf dem Rücken von Maulthieren oder Menſchen transportiert werden muß. Neben jedem Häuschen befindet ſich ein Kalkofen, und meiſtens ein gar nicht kleiner, worin ſie den Kalk zum Dünger für ihren Mais-Acker brennen. Unweit Salinas ſah ich die Felder reichlich damit beſtäubet. Der Kalkſtein wird aus einer Bergwand am Singaras bei Alsúa, Bajchia gegenüber, gebrochen. Man ſieht daſelbſt Stellen ſchon mit Gänge oder Spuren von Gängen, die in das Schiefergeſtein auf Kupfererz getrieben waren, und die zu beiden Seiten des Weges verſtreuten Schlacken und Fragmente ſcheinen anzuzeigen, daß die Ausbeute gelohnt haben mochte. Ueber den Fluß ſchien wir mit unſeren Maulthieren auf einer Fähre, die an einem Seile hinübergeſchlungen Seile lief. Ein Kartiſtſcher Dounier kam an das Ufer herunter, wo wir ausſtiegen, und verſah ſein Amt. Der Mann trug nicht Uniform, noch Säbel, noch Flinte; ſondern in der einen Hand die Hacke, womit er eben ſein Maisfeld umgebrochen hatte, und in der anderen ein ganzes Wort Ringelkommando, den Käher ſchon daran, womit er auf den Anfang gehen wollte. Am Ufer des Fluſſes waren viele kleine Mühlwerke im Gange, deren Räder, von ſtibregängenden Schaum umſpritzbt, ſich unter dem aus einer Rinne herabſtürzenden Waſſerſtrahl horizontal umdrehten, ſo daß der ſenkrecht ſtehende Schaft unmittelbar, und ohne erſt in ein Rädergetriebe eingreifen, in Bewegung ſetzte; der Fall wird bei dieſer Einrichtung in ſeiner ganzen Stärke des nutzt, und es geht weniger Kraft im Räderwerk verloren."

. . . „Wie eitten von Estella nach Durango. Unterwegs verſchreiten alle möglichen Arten des Bodens mit einander ab, aber überall faſt ich, daß die Landſchaft mit Fleiß und Beharrlichkeit bebauet zu nutzen verſtanden. Nur hier und da einmal auf weite Strecken fand ſich eine Ausnahme, aber ein ſolcher verwachſlſtgter Fleck ſtach dann auch ſo auffallend gegen das ganze übrige Land ab, daß die Regel ſich an dem Kontraſt erſt recht beſtätigte. Der Pflug der Biscayer iſt freilich ein ſehr unvollkommenes Werkzeug; zu einer Pflugſchaar und zu den Schaarſtellereien, die mit ihr gemacht und beſchrieben ſein, iſt gleichſam nur ein Anſatz vorhanden; er hat auch nur eine Stelze, — gleichwohl reicht er hin, den Boden ſo tief aufs und umzubrechen, als erforderlich iſt, um die Mühe des Landmanns durch eine reiche, vollkörnige Aerndte zu belohnen. Hirſe wird fleißig gebaut, doch weiß ich nicht aus eigener Anſchauung zu ſagen, wie ihr gerathe; von Waizen und Gerſte hingegen kann ich verſichern, daß ſie an Güte und Reichlichkeit des Korns dem beſten gleichkommen, das man in England mit doppelter Mühe und Koſtge erzielt. Die Gerſte dient hauptſächlich zum Futter für Maulthiere und Pferde, zumal da in Biscaya kein Hafer gebaut wird. Der Mais wird auf jedem Fleck im Lande angebaut und als Nahrungsmittel gebraucht, nicht etwa als wäre er ſchmackhafter oder auf dem Markte gangbarer, als andere Getreidearten, ſondern weil er gewiſſermaßen ein Freund in der Noth iſt, auf nebeligen Bergabſeiten, an ſeſtigen Abhängen und im niedrigen Marſchland, mag es Flöre oder hochgige Waſſer haben, an Seiten, wo der Pflug nicht eindringen kann und wo anderes Getraide verkümmern oder erfrieren würde, gleich gut fortkommt, und jedenfalls, mag er in den Kolben reifen oder nicht, ein reichliches Haimenfutter abwirft."

„Wie wir von der hohen Plateau-Landſchaft Navarra und Alava über den derſelbigen Paß von Salinas nach Guipuzcoa hinabſtiegen, wollen die große Straße längs den Ufern des Ebro führt, änderte ſich abermals der Charakter und der Anbau der Landſchaft, und die Waizenäcker wurden Ölbeeg durch Rüben- und Kleefelder unterbrochen. Hier ſieht man gar keinen Pflug mehr; alle Feldarbeit wird mit der Hacke und einer Art von Gabel verrichtet, die unten in zwei breite Spitzen auslänft. Von dieſen Instrumenten führt der Mann in der Regel zwei auf einmal und arbeitet mit beiden zugleich, indem er das eine mit der rechten Hand und dem rechten Fuße, das andere mit den linken ergiert. Ich habe mit Erſtaunen geſehen, wie viel Land auf dieſe Weiſe ein einzelner Arbeiter binnen nicht gar langer Zeit umbrechen kann; und wenn nun vollends ein Dutzend Leute zuſammen über einem Felde arbeiten, ſo ſieht man noch luſtiger, wie dreifelder in Sache von Statten geht. Sie ſtellen ſich in eine Reihe am Rande des Ackers, ſtoßen die Spaten ſenkrecht in den Boden und ziehen ſie alle zugleich mit einem Ruck wieder heraus — und ſiehe da, ſie haben eine Furche aufgeworfen, worüber der geſchickteſte Pflüger in Engliand ſich beſchämen würde. Dann treten ſie ein paar Schritte zurück und ſangen daſſelbe Manöver wieder an; ſo wird der Acker ſchnell und in dinlänglicher Tiefe umgewühlt. Zu beiden Seiten unſeres Weges ragten die Höhen von Alsadan und ergötzten uns durch den in Spanien ſo ſeltenen Anblick ihrer ſprießen und ſaftigen Wieſen, die das ganze Jahr hindurch grün bleiben, weil ihr ſtetig darüber hinſtreichendes Waſſer ihnen nie an Feuchtigkeit fehlen laſſen. Das ſind dieſelben Wolken, die tuech General Evans' Depeſchen unter dem Namen von Nebeln ſo berühmt geworden ſind. Der Wein kommt hier in ſeinem Stande nicht mehr zur Reife: er ſtrickt an den Spalieren, an den Ecken und Kanten der Häuſer, an künſtlichen Wandſpalieren hinauf und hängt ſeine Traub und ſein Laub in grünen Feſtons zwiſchen den Bäumen niederhängen. Weiterhin, in der Gegend des Städtchens Montragone, wachſen die Roſen frei, in ſolcher Menge und Fülle, daß das enge Thal ſtundenweit einem Roſengarten gleicht. Wenn man zu den oberen Eingange des Thales bei der Schanze von Arlaban gelangt, begreifen die Meinen einiger niedergebrannter Häuſer den Weg der Anglo-Chriſtiniſchen Truppen bei ihrem ſchmählich abgelaufenen Verſuch, in dieſes von der Natur befeſtigte Thal einzudringen, und den Punkt, wo ſie zur Umkehr gezwungen wurden. Weiter unten, wohin ſie nicht gedrungen waren, hatten ſie nur lackende Wilder des ungeſtörten Friedens, der Wohlfahrt und des Überfluſſes geſehen."

. . . „Die Wieſen Alava's mit ihrem würzigen Kräutewuchs ſind ein reiches Aerndefeld für die Honigbienen, und man hat ihnen gange Häuſchen aus mächtigen hohlen Stammdicken über einander gebaut, worin ſie ſich anſiedeln können. Dergleichen Bienenſtöcke, zu denen die ewige Bewirrung unentbehrlich zu ſein ſcheint, ſah man in die Steinwände der Bauernhäuſer eingemauert, oder ſie liegen und hängen maleriſch über ihren, übermuhohen Felſen und Klippen; auf den Gipfeln ſteiler, überhängender Bergwände, zu denen das Auge nur ſchwindelnd emporreicht, ſtehen Steinmaſſen, die ſtühn und gewaltig hervorſpringen, als wären ſie, einſt lebendig, zum Sprunge in die Tiefe begriffen und mitten im Anlauf erſtarrt, wimmelt das zahlloſe Bienenheer und ſcheint wie ein zarter feiner Nebel darüber hin zu ſchweben. — Ueberhaupt ſind die Felſenpartieen in dieſer Gegend höchſt romantiſch, euch und wild, zerriſſen und zerklüftet, ſpielen in Farben aller Art von tuſtelten Grün bis zu Baum- und Bimſtein-Farbe zum dunkelſten Braun, und bilden, ohne daß die Phantaſie viel hinzuthun darf, die abenteuerlichſten Figuren und Köpfe von Menſchen und Thieren. Das Mauthier, welches ich rit, ein zahmes, ſchmuckes Thier aus Frankreich, ſchien ſich über die ungewohnte Beſchaffenheit des Landes und des Weges ſehr zu verwundern und dieſer in Verlegenheit zu kommen. Manchmal bei der ſteile, ſchmale Bergpfad ſchaef und plötzlich am eine Felſenecke, und zwar baet am Rande eines Abſturzes, in deſſen Tiefe ein Bergſtrom rauſchte; manchmal führte er faſt ſenkrecht an einer natürlichen Felſenmauer hinauf, die kein erſtommen werden wußte, ſo daß es geben wollte; manchmal wieder ſchlängelte er ſich in ſteilen Zickzack durch Felſen, oder er ſchmiegte ſich dicht unter die hohe Thalwand, die, vom Wetter zerragt, vom Regen ausgeſpült, von der Fluth des ſchwellenden Gießbachs zerwaſchen, den ganzen Boden der Schlucht und das Bett des Fluſſes ſelbſt mit ſcharfſantigen Felſenſtücken, mit zerbröckelten Steinen und Geröll überſtreut hatte. Zuweilen tittert man durch grauſe, gewaltige Hohlwegen, wo wir nicht zehn Schritte vor und hinter uns ſehen konnten, und in der nächſten Minute hatten wir die Höhe erreicht, und ein herrliches Panorama that ſich nach allen Seiten vor uns auf. An manchen Stellen ſchien der Weg recht abſichtlich, wie man es auch an den Römerſtraßen in den Gebirgen von Wales ſieht, gerade über die Höhen und ſteilſten Bergkuppen zu führen. Kaum hinweggeſtiegen ſah ſeyn, von wo der Blick eine ganze weite Umgegend beherrſcht und in alle Schluchten und Schlupfwinkel dringt; aber ſuſt dieſe boben, weil ſichtbaren Marken des Landes hienen dem Wölkchen der Bienen bei ſeinen Wanderungen als Richtungspunkte und Sammelplätze, und wie ſanden ſie da oben jedesmal in ſo dichten Maſſen ſchwärmen, daß man unſere Fernröhre nicht gebrauchen konnten. — Mein Mauthier ſchien übrigens viel Sinn für das Maleriſche der Landſchaft zu haben und in den phantaſtiſchen Felſenmaſſen ringsumher, ſo wie in den mächtigen Baumwurzeln, die ſiber unſeren Weg krochen, allerhand ſonderbare Dinge zu ſehen, — denn es machte tauſend halb ſcheue, halb ſtutzige Seitenſprünge und zwang mich, alle Aufmerkſamkeit zuſammenzunehmen, daß ich nicht mit ihm ſtürzte."

Hören wir den Verfaſſer ferner in folgender „Federzeichnung", die er von den Dragonern entwirft, und die eine recht lebendige Probe von ſeiner Darſtellungsgabe giebt: „Ich hatte lange Zeit Gelegenheit, ſie ſtill ſich beobachten zu können. Die Leute ſu ſehen und mich mit ihrer Figur, ihrem Geſicht, ihrem Gange, ihren Geberden und Manieren bekannt zu machen. Zu meinem Leben iſt mir kein ſo kurioſer, bunter Schlag von Rekruten

vorgekommen; alle Korporale mit ihrem Dreispitzhut, alle Regimenter und Uniform-Schneider mit ihrer Kunst wärmen an dem Versuch geschweitert, dieser Truppe in eine militairische Einförmigkeit und Regelmäßigkeit zu zwingen. Zwar ihre Musketen und Bajonnette waren neu, blank und in gutem Stande, ihre Degengehänge und Patrontaschen saßen knapp und fest; die braunen Röcke hingen schon braunen, aber freilich gar nicht weit und abertt um den Leib. In ihrem übrigen Aufzuge jedoch herrschte der größte Freiheit und die ergötzlichste Mannigfaltigkeit der Farmen und Farben: ein possierliches Durcheinander von Bopnas, flatternden Tüchern, Spitzhüten, Kopfbunden, Nachtmützen, während Weiße sich ganz ohne Kopfbedeckung behalfen; dergleichen Gesichter sah man Walter Scott's schwarzen Zweig einnerten. Da war mancher schlanke, flammige Bursch mit flinken, ausgereckten Gliedern; manche von unterseßter Statur, zusammengeschoben und derb gestarten; mancher wieder mager, hohlwangig, wie zu Tode gehungert und gequalt. Auch die Gesichter waren so ganz verschieden an Schnitt und Charakter, als hätte man die Leute von Nord und Süd und von den Antipoden her zusammengetrieben. Neben jungen, langschnäbeligen Burschen standen Männer, denen gar kein bestimmtes Alter anzusehen war, mit Lebensjahren zwischen der Kolumbus; hier eine gerade Stirn und eine Adlernase, wozu der buschige, schwarze Knebelbart gar wohl paßte, und dort das gerade Gegentheil davon, ein eingesunkenes, bartloses Profil, als hätte man einen Auswanderer aus der Grafschaft Galway von echt Milesischem Blute*) vor sich. — So wurde mir beinahe auf den ersten Blick einleuchtend, daß hier Volk flamm, der das Königreich Aragon bewohnt, ein jede gemischter sein muß, und daß wahrscheinlich die Bevölkerung jedes Thales von der des Nachbarthales in Abstammung, Wuchs und Physiognomie verschieden ist. Die Navarresen sehen dahrr auch mit Verachtung auf die Aragonesen herab — wie denn überhaupt das Volk in jedem der spanischen Königreiche sich sie einzelnen Staaten hält, als seine Nachbaren — und spotten ihrer Geistesgaben in folgendem Geschichtchen: Ein Aragonesischer Maultiertreiber kam an eine Brücke, die zerbrochen war; das Thier wollte nicht hinüber, weder Schläge noch Lockungen halfen. Da wurde der Mann es endlich müde und rief: Fast Du von Gott vielleicht mehr Verstand, so hab' ich dafür mehr Stärke! nahm das Thier auf den Arm und trug's hinüber."

Der Verfasser befindet sich mit einem Karlistischen Bataillon auf dem Marsche. „Die Spanier", sagt er, „haben viel natürlichen Sinn zur Liebe für Musik. Wie aber auch nur drei oder vier zusammen gehen, sie es bei Tag oder Nacht, immer wird sich einer finden, der singt, und Mancher, der auf den Rubboren von Estremadura unter der kastilianischen Hitze fast verdorrt ist, der Durst und ob spazierte und nicht so viel darauf gab, wie auf einen Hahnschauer. — Als die Herren sandten es jetzt viel angenehmer, ihre Cigarre hinter dem Berge, statt auf dem Berge, und zwar wahrscheinlich dicht unter seiner Flanke zu rauchen; denn es ist nichts fataler, als wenn das Pferd, von dem Kopf und Bein über seinem Kopf erscheinen, und von Spitzern, Schüssen und Steinen, die ihm unter dem Bauch und den Füßen aufsliegen, insommodiert, alle Augenblicke einen Seitensprung macht und die Cigarre einem aus dem Munde fährt. Da nun die Courage bei Menschen wie bei Thieren sich nur durch Gewohnheit und nur in Gesellschaft einstellt, so schloß ich mich gleichfalls, obwohl ich gar keine Cigarren rauche, scheinigst meinen Herren Kollegen an, die sich hinter den Berg zahlten; noch viele Andere kamen nach, und Jeder wurde mit lautem und brezlichem Gelächter willkommen geheißen. Keinen fragte man: Sind Sie verwundet? aber mit großer Theilnahme erkundigte man sich: Hat Ihr Pferd Schaden genommen? — So geht es im Felde: sterben wird sie nichts gefragt, und Jeder, der nur ganz geschlagen bleibt, wird als ein Aufsehen macht; aber ein gutes Pferd verlieren, das ist ein arges Unglück und bringt um die Gebuld: „Carajo! Demonio! da schlage der Teufel drein!"

Nach dem Einzug von Bilbao verließ Ihre Stephens das Karlistische Heer. Am 21. September 1835 hatte er das Spanische Gebiet zuerst betreten, und am 13. Januar 1837 befand er sich schon wieder zu Bayonne. Seine Schrift kann dahrr nur als das Tagebuch einer dreimonatlichen Reisetour angesehen werden, und nach diesem Maßstabe gemessen, befriedigt es vollkommen die Erwartungen für Unterhaltung und Belehrung, die man daran knüpfen kann.

Mannigfaltiges.

— Lunding XIV. und seine Zeit. Eines der merkwürdigsten Memoiren-Werke aus der Regierungs-Zeit Ludwig's XIV. und sonst noch interessanter als die Denkwürdigkeiten des Alteren Grafen Segur, ist kürzlich in Frankreich von Herrn Adhelm Bernier entdeckt und herausgegeben worden. Es führt den Titel: Memoires secrets et inédits de la cour de France sur la fin du règne de Louis XIV. und hat den Marquis von Dangeau (Verf. d. Mémoir's (Gegenst. Prevot) von Frankreich, zum Verfasser. Das Manuskript führte seine andere Aufschrift, als folgende räthselhafte Initial-Buchstaben: N. L. F. D. B. M. D. S. C. D. M. P. D. L. D. R. E. G. P. D. F. Und diese mystische Aufschrift hat Herr Bernier nicht ohne großen Aufwand von Witz und Scharfsinn folgendermaßen entziffert: Memoires (de) Louis-Francois du Bouchet, Marquis de Sourches, Comte de Clermont, Grand-Prévôt de l'hôtel du Roi, et grande Prévôté de France. Die gerdiminöllvolle Neugierlichkeit, mit der der Verfasser seine Notizen erst für eine spätte Zukunft bestimmt hatte, wochte ihn auch wohl davon zurückgehalten haben, den Titel deutlicher durch doch obige Initialien zu bezeichnen. Ueber die Schicksal darf frei Zweifel obwalten; in dieser Beziehung ist der Herausgeber schon durch frühere Arbeiten zu vortheilhaft bekannt; auch erzählt er fast mit zu großer Spezialität, wo und wie er zu seiner übrigens auch durch das Wappen der Familie de Sourches bestegelten Handschrift gekommen sey. Wir erhalten damit abermals einen Schatz von Aufschlüssen über den Hof, die auswärtige und die innere Politik Ludwig's XIV. Natürlich spielen Festlichkeiten und Spektakel auch in diesem Erinnerungsbuche des „großen Königs" die Hauptrollen, doch fehlt es auch nicht an neuen und interessanten Dokumenten in Bezug auf die Zurücknahme des Edikts von Nantes, so wie hinsichtlich der Finanz-Operationen Colbert's und der vertrauten Verhältnisse, in denen sich Ludwig mit den großen Mächten seiner Zeit befand.

*) Bekanntlich nennen die Geschichter vom alteten und echtesten Irischen Blute, die sammtlich das O' vor ihren Stammesnamen tragen, sich Milesische Familien, weil eine Sage ihren Ursprung von Kolonisten aus Mitesos in Klein-Asien herleitet.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 105. Berlin, Freitag den 1. September 1837.

Frankreich.

Der Salon der Gräfin von Genlis.

Von der Herzogin von Abrantes.

Ich habe Frau von Genlis persönlich wenig gekannt und besuchte sie im Ganzen nur zweimal mit dem Kardinal von Maury, der gern ein näheres Freundschafts-Verhältniß zwischen uns herbeiführen wollte; aber das war unmöglich, denn leidenschaftlich verehrte ich das hohe Talent und den Charakter der Frau von Staël, deren erklärte Feindin die Gräfin von Genlis war. Indessen habe ich doch mit Personen zusammen gelebt, die mich leicht mit ihren Eigenschaften und Fehlern bekannt machten konnten: es waren dies Frau von Montesson, die Tante unserer Schriftstellerin, und dann mehrere genaue Bekannte des Herzogs von Orleans, dessen Gesellschaften auch sie oft besuchte. Frau von Genlis kam, als ich mich eben verheirathet hatte, nach Frankreich zurück. Ihre Schriften gefielen mir; „Mreie und Theodor", jenes damals so hoch gefeierte Meisterwerk, das selbst in unseren Tagen noch immer für vortrefflich gilt, schien mir wirklich erhaben; auch meine Mutter, die die Lektüre durchaus nicht liebte, die bis jetzt sogar nur an Fenelon's „Telemaque" Geschmack gefunden hatte, sich für jenen Roman vorlesen und sand darin mit vielem Vergnügen einige ihrer Bekannten wieder, die von der Schriftstellerin vortrefflich geschildert waren. Der alte Graf von Perigord, ein Onkel Talleyrand's, dem ich auch zuweilen aus jenem Werke vorlas, erkannte ebenfalls viele seiner Freunde in den darin auftretenden Personen und bewunderte die Geschicklichkeit, mit der ihre Portraits entworfen waren. So hatte ich also mein Gründe, für Frau von Genlis eingenommen zu sein; aber das war keineswegs der Fall; sie forderte Bewunderung und verlangte, daß man ihr huldige; die größte Eigenliebe blickte in ihr wesen hervor. Sie verbarg sie unter dem Mantel der Bescheidenheit, mit dem sie dieselbe künstlich zu umhüllen wußte; deshalb eben sagte mir ihr ganzes Wesen durchaus nicht zu, ja sie flößte mir sogar eben so viel Widerwillen, wie Frau von Staël Verehrung und Liebe ein: sie suchte mit einer solchen Autorität zu imponiren, daß sie dadurch eben die Kalt, Opposition zegen sie zu machen, erregte; denn der Geist des Widerspruchs liegt einmal in uns, und niemals zeigt er sich thätiger, als in solchen Fällen. Ich kannte viele Freunde der Frau von Genlis, die sie zu vertheidigen suchten, wenn man von ihrer großen Eigenliebe und Eitelkeit sprach; aber sie selbst liefert in ihren Memoiren den schlagendsten Beweis dafür und zeigt, wie wenig man ihr mit jenen Vorwürfen Unrecht thut.

Die gesellschaftliche Existenz der Frau Gräfin von Genlis ist eine Art von Problem, dessen Lösung nicht ganz leicht ist; denn sie zeigt uns eine Reihefolge der seltsamsten Widersprüche. Einer der ersten Familien Frankreichs entsprossen, deren Namen und hohe Verbindungen ihr schon zu edler Jugend das Recht gaben, den Titel eines Stifts-Fräulein vom St. Alix-Kapitel zu führen, nannte sie sich bis zu ihrer Heirath Gräfin von Lancy; Herr von Genlis war ebenfalls von hohem Range und ausgezeichneter Geburt, aber dennoch nahm seine Frau in der großen Welt niemals die Stellung einer vornehmen Dame ein. Fortwährend von Frömmigkeit, ternen Pflichterfüllung und christlicher Demuth sprechend, dachte sie selbst nicht im geringsten daran, auf eine dieser Tugenden Rücksicht zu nehmen; sie donnerte öffentlich gegen alle Frauen, die Liebhaber hatten, publizirte fast jährlich lange Abhandlungen über Freundschaft, sinnliche Liebe und Empfindungen aller Art, hatte eine ganze Sammlung von kleinen Souvenirs für jeden Tag des Jahres, und dennoch blieb diese Frau keinen einzigen wahren Freund; sie stand isolirt in der Welt da und starb von Niemanden betrauert. — Ist die Moral aller dieser Thatsachen nicht eine sehr traurige? —

Wie dem aber auch übrigens sein mag, Frau von Genlis hatte einen viel zu bedeutenden Einfluß auf ihre Zeit und auf die politischen Begebenheiten in Frankreich, um sie nicht wenigstens auf einige flüchtige Blicke unserer ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Sie hatte durch mancherlei Intrigen und Verbindungen mit Personen, deren Bekanntschaft sie später mit der naivesten Unbefangenheit ganz leugnet, schon lange vor dem Ausbruch der Revolution den großen Einfluß vorbereitet, den sie auf alle ihre Umgebungen ausüben wollte, und der Thatsachen herbeiführen mußte, die auch selbst für sie verderbliche Folgen hatten.

Frau von Genlis hat in ihrer Jugend ein seltsam bizarres Nomadenleben geführt, das wohl zu jeder Zeit auffallend sein würde, vorzüglich aber in jener Epoche allgemeiner Aufregung erregte. Sie verließ oft nach kurzem Aufenthalte schon ein Schloß, um in das andere zu ziehen, ging als Bäuerin verkleidet in die Dörfer und mischte sich in die Spiele der Landleute, tilt mit hohen Stiefeln und Sporen von Genlis nach Paris und von dort wieder zurück, mystifizirte schonungslos Alles, was ihr unter die Hände kam, als in ihrem 15ten Jahre mit dem größten Appetit roher Frische, spielte die Harfe wie Apollo, focht mit der gewandtesten Geschicklichkeit gleich einer jugendlichen Bellona und war dabei klug wie die Göttin Minerva — sind das nicht Eigenschaften genug, um die Blicke Aller auf sich zu ziehen? — So war Frau von Genlis, als sie zur Ehrendame der Herzogin von Chartres ernannt wurde. — Ehe sie aber das Palais-Royal betrat, hatte sie während einer ganzen Winters einen Salon reöffnet, der höchst merkwürdig und ausgezeichnet war und dem nur wenige Pariser gleichkamen. Jenes Verlangen nach soetwährender Abwechselung, das ihre Reiselust stets aufs neue erweckte, äußerte sich auch in dem Innern ihres Paules und brachte Mannigfaltigkeit, Bewegung und Leben in ihre Gesellschaften. Obgleich sie damals noch eine sehr junge Frau war, zeigte sie doch schon jenen seltenen Geschmack und Sinn für Wissenschaft und Kunst, der sie später so auszeichnete; aber sie sah es auch gern, wenn ihre Talente nicht unbekannt blieben. Ihr Gesellschafts-Saal war der Sammelplatz für die berühmtesten Gelehrten und Künstler, etwas, das damals in den höheren Zirkeln von Paris noch ganz ungewöhnlich war und deshalb viel Aufsehen erregte. Sie veranstaltete zuweilen Konzerte, an denen der berühmte Violinist Kramer, die Violoncellspieler Jannowitz und Duport und die ausgezeichnete Pianistin Mlle. Bassion mitwirkten. Oft auch ließen sich die Italiänischen Sänger Albanesi und Zrgeri bei ihr hören; sie selbst spielte die Harfe und sang vortrefflich; man kann sich also wohl denken, daß solche musikalische Soireen sich unterhaltend und lebhaft waren. Zuweilen führte man auch Deklamatorien und Charaden auf, arrangirte kleine Ballete und tanzte Lnadrillen. In demselben Jahre machte auch Frau von Genlis eine Erfindung, die in allen vornehmen Zirkeln mit großem Beifall aufgenommen und bald allgemein Mode wurde. Um gesellschaftliche Spiele mit Tanz zu verbinden, komponirte und arrangirte sie nämlich eine Quadrille, die „die Sprüchwörter" nannte. Jedes Paar bildete in dem Marsche, der zur Introduction des Hauptlanzes diente, ein Sprüchwort und war der Bedeutung desselben gemäß gekleidet. Die Herzogin von Lauzun trug ein einfaches weißes Gewand mit grauem Gürtel und keinen anderen Schmuck als ihre große Schönheit; ihre Devise war: „Bonne renommée vaut mieux, que ceinture dorée." — Herr von Belzunce führte sie. — Die Herzogin von Lianeourt, die eben so durch Geist, Liebenswürdigkeit und Grazie ausgezeichnet war, wie alle Frauen, die von jener Zeit ab denselben Namen trugen, ward von dem Grafen von Boulainvilliers geführt, und ihr Sprüchwort war: „A vieux chat jeune souris." Herr von St. Julien, einer der liebenswürdigsten und beliebtesten Gesellschafter, war der Kavalier der Frau von Montagu; er war als Mohr gekleidet und sein Gesicht schwarz gefärbt; die Dame hielt ein weißes Schnupftuch in der Hand, mit dem sie von Zeit zu Zeit über das Gesicht des Herrn von St. Julien strich, das Sprüchwort war: „A laver la tête d'un Maure on perd sa lessive." — Diesem Paare folgte Frau von Genlis selbst, von dem Birotme von Laval geführt, der prachtvoll gekleidet war, während sie das einfache Kostüm einer Bäuerin trug; der Birotme, der sich fast immer lange weigerte, sich kenntlich aus und schien mit der Luft zum Schlage zu kämpfen; sie dagegen blickte heiter und vergnügt um sich her. Ihr Motto war: „Contentement passe richesse." Auch Gardel, jener berühmte Tänzer, der damals eben im Glanzpunkte seines Ruhmes stand, hatte, auf Frau von Genlis' Wunsch, zu dieser Lnadrille noch eine besondere Tour, nach dem Sprüchworte: „Kreuzer pour mieux sauter", arrangirt, in deren Ausführung er sich selbst übertraf; es war eine reizende Contretanz-Tour, nach Art der Mauurer, voller Leben und Bewegung, und entzückte die ganze vornehme Welt von Paris.

Man kann sich wohl denken, wie sehr ein so heiteres, sorgenfreies Leben eine junge, hübsche und lebhafte Frau, wie die Gräfin Genlis war, befriedigen mußte. Auch fühlte sie sich, ihrer eigenen Versicherung nach, vollkommen glücklich; Herr von Genlis liebte sie leidenschaftlich und theilte alle ihre Vergnügungen oder vielmehr ihre Thorheiten; er war geisterich, machte hübsche Verse, spielte zum Entzücken in kleinen Vaudevilles oder Lustspielen und besaß mit einem Worte alle Eigenschaften, die man von einem feinen, vollkommen liebenswürdigen Weltmanne in jener Epoche verlangte. — Während desselben Winters ließ Frau von Genlis auch oft in ihrem Hause Komödie spielen, eine Unterhaltung, die sonst gewöhnlich nur die Soireen auf dem Lande ausfüllt; aber sie wußte nur zu gut, wie allerliebst sie auf der Bühne sei, und es war einmal ihr einziges Bestreben, Effekt zu machen. — Aufsinnlich ward sie bei diesen dramatischen Versuchen nur von Mlle. Bassion unterstützt, denn Frauen von hohem Range wagten es damals noch

Digitized by Google

nicht, wie dreisten, unbesungenen Schrittes das Theater der großen Welt zu betreten, wo dort zu gleicher Zeit als gute Schauspielerinnen und vornehme Damen zu erscheinen; Sie wußten wohl, daß diese beiden Rollen nicht leicht zugleich durchzuführen sind.

Indessen konnte es nicht fehlen, daß die glänzenden Erfolge der Frau von Genlis Eifersucht erregen mußten, und es war oft Gegenstand eifriger Gespräche, ihr einen dieser Streich zu spielen. Die bemußte Dame drifte solche nämlich im Saale des Opernhauses (damals wurde im Palais-Royal gespielt) von demselben Personal, für die sie arrangirt war, aufgeführt werden. Man denke sich den Unterschied der damaligen und unserer jetzigen Zeit! Damen von höchster Art, die Zierden der Französischen Hofes, wie die Freigebinnen von Luxus, Liancourt und noch viele Andere von eben so hohem Range, hielten es nicht unter ihrer Würde, auf einem öffentlichen Balle, in Gegenwart eines ziemlich großen, freilich gemischten Publikums, eine Quadrille zu tanzen. Diese Damen traten also wirklich um Mitternacht, gefolgt von ihren eben so bewundernden Kavalieren, in den Saal und gaben nicht nur die Aufmerksamkeit der Zuschauer auf sich, sie nahmen dieselbe sogar ganz allein und unger theilt in Anspruch; denn es ist ja eben das Privilegium der Quadrille, jedem anderen Tanz ausschließen. — Nachdem die personifizirten Spielchen wieder einmal durch den Saal gegangen waren, schicken sie sich an, die von Gabriel komponirte Entrée zu beginnen. Aufstellung: da wäre sich mit einem Male eine ungeheure Katze, laut miauend, bis in die Mitte der Tänzer-Gruppe, warf wilde Feuerblicke um sich her und drohte mit ihren gewaltigen Krallen allen Kleidern Verderben. Man kann sich wohl denken, welch' eine Verwirrung diese Unterbrechung im ersten Augenblick des Schreckens hervorbringen mußte. Alle Damen erhoben, und die Katze, der das Spiel zu gefallen schien, ward immer drohender und warf immer rollendere Blicke um sich her. Da verändrete sich mit einem Male die Scene. Herr von St. Julien, der sich wahrscheinlich schon seiner in seiner Quadrillen-Rolle sehr ennuyirt hatte, ward jetzt durch die unerwartete Störung aufgeweckt; er stieß den ungeheuren Mausdingsbums anfangs ziemlich sanft zurück; aber als er sah, daß das Thier durchaus nicht weichen wollte, versetzte er ihm ziemlich derbe Fußstöße, wodurch das Fell, welches die vermeintliche Katze umhüllte, in Unordnung gebracht wurde, das Geschlecht erblickte nun das mit Horde bestrichene Gesicht eines treuen Savoyarden, der von den wilden Verfolgungungen, die ihm gefolgt waren, wahrscheinlich nicht erbaut, jämmerlich zu winseln anfing. Die Tänzer verdoppelten nun ihre Züchtigungen; denn es war augenscheinlich, daß das Ganze von den Feinden der Frau von Genlis angestiftet worden, um die Aufführung der Quadrille zu verhindern. Indessen nahmen die Zuschauer, die gern den dreßirten Zany sehen wollten, die Partei der Beleidigten; er begann, ward mit dem größten Beifall empfangen, und bald sah sich die Frau von Genlis auf eine glänzende Art an den ihr übelwollenden Neidern gerächt. Man wußte, daß der Pessen ihr auf den Befehl des Herzogs von Chartres, der damals Feind von Genlis war, nicht kannte, gespielt werden war. (Schluß folgt.)

Aegypten.

Balanthiennes in der Pyramide von Gizeh.

Aus bisher literarisch erschienener Voyage en Orient.

Herr Major von Balanthiennes ist unter den neueren Reisenden der Erste, dem es gelang, in den berühmten Schacht der Pyramide von Gizeh zu kommen. Wir entlehnen seinem interessanten Werke den Bericht dieser Pyramiden-Besteigung, bei welchem sich Herr Balanthiennes Aligand, Dutray, Debray, Hüner und de Lorey begleiteten. Als die Eseslichkeit bis ins Innere der erwähnten Pyramide vorgedrungen war und die beiden vornehmsten Gemächer besucht hatte, ließ Herr Balanthiennes seine Gefährten in einem derselben zurück. Das Weitere lassen wir ihn selbst erzählen.

„Meine beiden Arabischen Cicerosi folgten mir, mit Seilen und Wachsfackeln versehen; ich selbst nahm drei Flaschen Branntwein und Rum, und so stiegen wir zunächst die große Gallerie hinab. Dann wendeten wir uns gegen Süden und kamen in das Gemach der Königin, welches gleichfalls aus Granit erbaut ist und dessen Decke die Form eines Daches hat. Man behauptet, es befinde sich hier ein Kanal, der mit demjenigen, von welchem ich gleich reden werde, in Verbindung stehe; ich habe ihn vergebens gesucht.

Mehrere Reisende, wie Carsten Niebuhr, Davison und Montagne, sprechen von einer Oeffnung am oberen Theile der großen Gallerie. Schon Plinius gedenkt derselben, und Dupuis nennt sie eine Communication mit dem unterirdischen Tempel von Memphis, welche zu den Weihungen der Neophyten diente. Meines Wissens hat aber noch kein Reisender den Versuch gemacht, darin vorzudringen. Ich wollte diese Thatsache aufdecken; allein ich offenbarte mein Vorhaben keinem Menschen, den jüngeren Champollion ausgenommen, der meinen Brief aufbewahrt hat.

Um an den Eingang dieses Schachtes zu kommen, muß man in die linke Ecke der großen Gallerie sich begeben: daselbst befindet sich ein kleiner Kanal, durch welchen ich mit meinen zwei Beduinen sechs oder acht Schritte weit kroch. Ein Gitter verstehen konnen wir auf eine enge viereckige Stelle, und der Eingang des Schachtes war vor uns. Ich gab meinen Führern zu verstehen, was ich beabsichtigte; allein sie zeigten keine Lust, mir zu folgen, da sie noch niemals in den Schacht gestiegen waren. Doch gewann ich sie endlich dawit, daß ich einige Talari's ihnen zeigte, die ich ihnen als Extra-Belohnung versprach.

Die Oeffnung hat nur drittehalb Fuß im Durchmesser; der Schacht schien mir senkrecht angelegt; ich bemerkte rechts und links kleine Ausbohlungen, die man angebracht hatte, um beim Auf- und Niedersteigen Hände und Füße hineinzudrücken. Wir knoteten das eine Ende des mitgebrachten Seils, welches einen Zoll dick und 40 Klafter lang war, so fest als möglich an den oberen Theil der Oeffnung und ließen den ganzen Knäuel in den Abgrund fallen. Eine Minute darauf log ich an diesem Seil, an dessen anderes Ende ein Klumpen Blei, der etwa ein Pfund wog, befestigt war; allein ich fühlte das Blei nicht und vermochte demzufolge, der Schacht könne nicht sehr tief sein.

In dieser Voraussetzung ließ ich den Einen meiner Araber hinabsteigen; ich selbst folgte ihm, und der Andere kam hinter mir; Jeder von uns hatte mit der einen Hand seine Fackel, stützte den Ellbogen auf den Rand der Höhlung an der Mündung und hielt sich mit der anderen Hand in der entgegengesetzten Ausbohlung; so stiegen wir mit großer Mühe abwärts. Gleichlicher Weise sind die Bestiefungen zum Stützen immer nur einen Fuß weit aus einander. Wen 25 zu 25 Fuß fand ich eine Art Fenster, die bald vor, bald hinter uns angebracht waren und etwa drei Fuß im Quadrate hatten. Ich empfanden kaum eine warme Luft, und vermuthlich standen diese Löcher durch einen gemeinschaftlichen Kanal mit der Außenseite in Verbindung. Wir sahen uns oft zum Ausruhen genöthigt, und ich gestehe, daß mir in solchen Momenten unheimlich zu Muthe war; denn leicht konnte irgend ein Hindernis sich in den Weg kommen und eine Katastrophe herbeiführen. Außerdem fühlten wir, nachdem wir diese Viertelstunde lang, oft den einen und dann den anderen Fuß vorsetzend und mit Hand und Ellbogen uns stützend, abwärts gestiegen waren, ein Zittern in den Beinen, das immer zunahm. Indessen zählte ich die Reihen von Stufen oder vielmehr Ausbohlungen in der Brunnen-Mauer, und schon hatten wir 264 derselben hinter uns zurückgelegt, als ich an meinem Seile Widerstand fühlte. — Jetzt war es eine neue Pause und neue verdrießliche Betrachtungen. Endlich setzten wir unsere Reise fort; aber mit einem Male stieß der Araber unter mir einen Schrei aus, und seine Fackel verlischt! Ich bleibe stehen, lausche, sehe unter mich — der Unglückliche war spurlos verschwunden! Mein Herz schlug heftiger, ich zitterte zu gewaltig, daß ich deinahe selbst hinabgestürzt wäre. Ich stemmte meine Füße gut ein, zog eine meiner Beinkleidwiemfascher hervor, trank einen Schluck und reichte sie dem Araber über mir. Dieser sprach: „Alla kerim!" (Allah ist gnädig!) stellte mir die Flasche wieder zu, und nun setzten wir unsere laufende Reise etwas rüstiger fort. Fünfundzwanzig Fuß tiefer kam ich mit mich auf einem Viereck von sechs Fuß und setzte mich nieder. Horch, der Araber, sah mit verstörtem Blicken um sich; er jitterte am ganzen Leibe. Ich reichte ihm die Flasche wieder; allein er konnte vor Zittern kaum trinken und vergaß einen Theil des Branntweins. Aber dieser Mensch demaskirt gewesen, so hätte ich mich vor ihm gefürchtet; also führte ich meine Pistolen mit mir, um seinen Geschäften ich abtheilig spielte. In dem Winkel zur Rechten, aber nicht gerade unter dem Schachte, den wir zurückgelegt hatten, war der Oeffnung des anderen Schachtes. Eine Viertelstunde lang ging ich mit mir zu Rathe, ob es nicht besser sein dürfte, wieder heraufzuklimmen, als dieses tollkühne Wagestück fortzusetzen; aber ein Aufschub erfolglosen Nachdenkens unserem Zustande deinahe unmöglich, und so wiederte ich meinen Gefährten, daß ich eine Fortsetzung der Wanderschaft in die Tiefe beschlossen hätte. Horch wiederte holte sein Allah kerim! und stieg herzhaft zuerst in den Brunnen. Wiederum ging es drei Viertelstunden lang abwärts, auf welchem Wege neue Gefahrnisse mich quälten; ich zählte deren 250 Maueröffnungen und stand zuletzt in einem viereckigen Gemache von 10 bis 12 Fuß etwa mäßiger Höhe. Nachdem ich hier ein paar Minuten geruhet und meinem Araber einen dritten Schluck angeboten, nahm ich meinen Wachsstock und besah mir das Gemach, dessen Wände von oben bis unten aus rohbehauenem Granit bestanden. In der Mitte einen Winkel stieß ich auf einen sonderbar aussehenden Gegenstand: es war ein menschliches Skelett! Ich suchte im Kreise umher nach einer Reliquie, die mich auf die Entdeckung bringen könnte, wer der Unglückliche gewesen, dessen Gebeine hier zurückblieben; aber ich fand nur zwei große metallene Knöpfe.

Jetzt richtete ich meine Blicke auf die Mauer zur Seite des Skeletts und bemerkte Spuren einer fast ganz ausgelöschten Inschrift, von der ich nur Folgendes entziffern konnte:

London . . . M . . . . 2 . . . . 171 . . . . S. Hoye . . . .

Es ergab sich also aus diesen Fragmenten wenigstens, daß der Verunglückte ein Engländer gewesen war. „Dieser Arme", so sprach ich zu mir selbst, „ist derselben Spur gefolgt, wie ich, und wird ohne Zweifel, da er keinen Ausgang gefunden, vor Hunger umgekommen sein! Dieses Schicksal steht auch mir bevor; allein ich werde nicht, wie er, die Entdeckung seinen langen Todeskampfes erregen — ich habe Pistolen bei mir!" Nach diesem Selbstgespräch bemühte ich mich, die Ausgänge zu finden, deren meine Instruktionen gedachten; allein vergebens! Das Zimmer war voll Schutt, der ziemlich hoch aufgethürmt lag. Gegen Süden sollte die Oeffnung eines langen Kanals sein, der zu einem anderen Kanale führte, dessen Communication bis an die Sphinx reichte; eine nördliche Oeffnung aber führte, wie meine Instruktionen sagten, in die untere Gallerie der Pyramide. Ich begann nun, an der Nordseite anzuklimmen, während Horch, auf mein Geheiß, an der Südseite ein Gleiches that. O, wie sterblich lang dehnten sich mir die zwei Stunden, die ich mit dem Wegschaffen des Schuttes zubrachte! Sechs Mal war ich im Begriffe, den dem Unterwohnen aufzugeben! Als ich ungefähr zwei Fuß weit vorgedrungen war, verstörte ein saischer Trieb die ganze Frucht meiner Arbeit, und ich mußte wieder von vorn anfangen. Indessen schien es mir, als ob meine Hand den oberen Theil der Oeffnung verstöre, und ich stieß vor Freude einen lauten Schrei aus.

Horch eilte zu mir; ich konnte nicht sprechen; ich zeigte ihm bloß den oberen Theil der Oeffnung; allein er verstand mich, und in seinen Zügen malte sich ein Entzücken, von dem nur derjenige einen Begriff haben kann, der eine Zeit lang hoffnungslos in Todesgefahr geschwebt.

Digitized by Google

Er ergeiff meine Hand, küßte sie heftig und setzte sogleich mit einem Eifer, der mich beschämte, die Arbeit fort. Nach einer halben Stunde war die Oeffnung des Kanals gebahnt und der Schutt so weit weggeschafft, daß wir auf dem Bauche hindurchkriechen konnten. Wir rafften zuvor ein wenig und leerten eine zweite Flasche. Ich konsultirte meinen guten kleinen Strabonius, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß dieser Kanal wirklich in der Richtung der unteren Galerie sich erstrecke. Der Kanal war wie jenes Strabohlagen zur Zierden gewesen; die Galerie ebenfalls: sofaltig glaubte ich auf gutem Wege zu seyn. Ehe wir das Gemach verließen, schrieb ich auf den unpolirten Granit, so gut es gehen wollte, mit Schwarzem Weißstift meinen Namen sammt Datum und bemerkte dabei, welche Arbeit wir gethan hatten. Ich ließ noch ein Flintenfeuerstück mit den Wörtlich Karl's X. zurück und legte mich dann vor der Oeffnung platt an die Erde. Mein Vorbeabsichtlich! unserer Fackeln konnten uns keine Dienste thun! Ich ließ eine derselben brennend in den Gemache, für den Fall, daß wir umkehren müßten, und nun krochen wie in Gottes Namen vorwärts. Bald wurde ich, daß es eine Abkehrung hinan ging, rückte mehr als bisher Schritte nachsinnend weiter, bis ich an einen Haufen Schutt kam, der meinen Weg versperrte. Heerd war an meinen Fersen; ich meldete ihm das neue Hinderniß, hörte aber in demselben Augenblick einen dumpfen Schall über uns! Jetzt blieb mir kein Zweifel daran, daß ich unter der Galerie und zwar am Vereinigungs-Punkte des Interiste-Kanals und des Kanales, der auf die Galerie führt, mich befand. Ich hieß ihn, aus allen Kräften zu rufen und zu scheren; ich horchte — immer vernahm ich einen dumpfen Schall und nichts weiter. Endlich schoß ich auf gutes Glück eine Pistole los; nun wurden die Schläge weniger dumpf; sie vermehrten sich und kamen näher; ein Schuß aus einer Feuerwaffe antwortete mir mit einigen Tönen. Ich die Stirne weg, die mir den Weg verbauten, und übergezogte mich bald mit unbeschreiblicher Freude, daß man auch von Außen arbeitete. Einen Augenblick dachte ich mit Schaudern an die Möglichkeit eines Einsturzes, der uns jetzschmettern könnte; aber die gegenwärtige dringende Gefahr wichte doch mehr, als die noch zu erwartende. Eine entsetzliche Stunde verging, bevor ich hoffen durfte, Etwas erreicht zu haben. Plötzlich fiel mir ein schwacher Tageschimmer in die Augen; in demselben Momente löste sich ein Stein, rollte dicht vor meinem Kopfe hinab, und — es entstand eine Oeffnung. Kaum war sie weit genug, meinen Körper hindurchzulassen, und noch ist es mir, als ob eine unsichtbare Kraft mich herausgeschleudert hätte. Ich hörte Stimmen. Meine Gefährt, aber ich verstand nichts. War ich betrunken?*) Ich weiß nichts davon.

Erst nach einigen Minuten kam ich wieder völlig zur Besinnung und bemerkte das Staunen meiner Landsleute, die mich auf einem Berge, der ihnen ganz unbekannt, aus der Pyramide kommen sahen. Horch war von anderen Reisenden umgeben, die unsere Ankunft in den Singewerden des Reisebaues mit Feuer erzählte; seine Kameraden hörten ihm mit offenem Munde und hervorquellenden Augen zu. Als er geendigt hatte, meine Gefährt ihr tollstes Vermögen über meine Verwegenheit. „„Parbleu!““ sagte Rigaud, „„wenn unser Kommandant so große Lust hatte, dem östlichen Theyer Gesellschaft zu leisten, so hätte er wenigstens mich mitnehmen sollen; ich große ihm nur bedaß, daß er an meinem Muthe gezweifelt hat. Da Alles so gut abgelaufen ist, bis auf das mystische Verschwinden des Arabers*), den ohne Zweifel ein Kobold entführt haben muß, so schätze ich den Kommandanten sehr glücklich, daß er in diesen Katakomben Männer gefunden, die wie nun diesem Schlunde Lebewohl und bedecken wir die Kommandanten Blöße; denn er hat so gut als keine Kleider mehr am Leibe.““ Wirklich waren alle meine Kleidungsstücke zu Fetzen geworden und alle unbedeckte Theile meines Körpers wund und blutig. Dennoch gelang es mir in diesem Zustande, aus der Pyramide herauszukommen. Die einbrechende Nacht und meine große Erschöpfung bestimmten mich, hier im Freien zu kampieren. Es wurden Feuer angezündet und ein Abendessen zurecht gemacht; ich wusch mich, zog andere Kleider an und konnte eine Viertelstunde darauf alle meine in der Pyramide erlebten Abenteuer erzählen.

*) Diese Vermuthung erhält durch den Umstand, daß der Vers. auf seiner Expedition wenigstens Vier Flasche Branntwein geleert haben muß, einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit.

**) Das absolute Verschwinden dieses Begleiters des Herrn B. grämt allerdings hart auf Todtheute, wenn man sich die Lokalität vergegenwärtigt.

West-Afrika.

Sierra-Leone.

Kein Punkt der Erde ist in Bezug auf die Ungesundheit seines Klima verrufener, als der Theil der Westküste des Afrikanischen Festlandes, wo Sierra-Leone gelegen ist. Fäulniß, sumpfiges Land, gelbes Fieber, beständige Nebel, das sind die Vorstellungen, die fast jeder Europäer damit verbindet, der Afrika nur aus Reisebeschrieben kennt, und wenn ihn seine Geschäfte in diese Gegenden führen, so wird er in seiner Vorstellung nur bestärkt, sobald er in der Nähe der Küste statt des blauen Himmels und des ewigen Meeres der Wendekreise plötzlich eine unaufhörlich neblichte Atmosphäre und ein stürmisches Meer vor sich sieht, das weder von den Delphinen, noch von den Wögeln des Negantors mehr belebt wird. Bald aber verschwindet dieses trübe Bild vor einem erfreulichen Schauspiel, das ihn mit dem Lande, vor dessen Verbührung er sich scheute, wieder aussöhnt. Die Küste enthüllet sich seinen Blicken, und vor ihm liegt die Stadt Freetown. Da entdeckt er zuerst unter den hervorspringenden Gipfeln der blauen Berge, die von den Wunderbäumen der Tropenländer, die Anhöhe des Leicesters-Hügels, mit wilden Palmen und Baumwollenstauden besetzt, und dann wieder mitten auf diesem grünen Panorama einen verworrenen Haufen von Häusern und Hütten jeder Art, nach den mannigfaltigsten Spiten der Baukunst, jedes Häuschen mit seinem kleinen Garten von Orangen-, Citronen- und großblättrigen Pisangbäumen.

Zegt verlassen wir das Schiff und begeben uns in die Stadt. Freetown, so wie das ganze Gebiet der Halbinsel von dem Kap Sierra-Leone unter 8° 30' nördlicher Breite bis 13° 40', ist im Jahre 1793 von einer Englischen Gesellschaft angekauft worden. Die Bevölkerung der Stadt belauft sich auf 30,000 Einwohner, wovon nur 60 Europäer sind. Der Rest besteht aus Schwarzen, Braunen, Gelben, aus sogenannten Bister's, Sepia's, Cardonate's, die sich alle wie ein Bienenschwarm unter einander bin und her bewegen. Nichts ist kurioser, als diese Mannigfaltigkeit von Figuren und ihr geschäftiges Leben. Hier sieht man eine junge Negerin, welche durch die Straßen läuft, eine Kürbisflasche mit Orangen und Citronen auf dem Kopf; dort eine Matrone, die ihre kleinen Negerchen bei der Hand führt oder sie auf dem Rücken trägt; noch weiter einen kräftigen Neger, der sich unter der Last der verschiedenartigen Vorräthe krümmt, womit seine Schultern bepackt sind, und endlich mitten unter diesen Gruppen einen schwarzen Soldaten, der, voll Stolz über seine Wichtigkeit, sein Degengehenk und seinen Anzug, majestätisch einherschreitet. Nimmt man zu diesem Bilde noch die erdrückende Hitze, die aus der Erde, wie aus einem glühenden Schmelzofen, emporsteigt, und die tausend Insektenschwärme, die unaufhörlich um Einen herumsummen, so hat man einen ungefähren Begriff von der Stadt und den verschiedenen Eindrücken, die man bei der Landung daselbst empfindet.

Unter den verschiedenen Menschen-Racen, die man in Sierra-Leone findet, ist besonders eine, welche eine besondere Aufmerksamkeit verdient: das ist die aus dem Lande Krus, einer Gegend, die 400 Meilen südlich von der Halbinsel gelegen ist. Der Bewohner des Krus-Landes ist in Afrika das, was der Gallege in Europa ist. Thätigkeit, Muth, unermüdliche Beharrlichkeit in den härtesten Arbeiten, nichts fehlt ihm, wenn es sich darum handelt, die kleine Summe zusammenzubringen, die ihn einst in den Stand setzen soll, sich in seiner Heimath niederzulassen. Der Kruman verläßt sein Land und schifft sich in einer gebrechlichen Piroque*) nach Freetown ein, um täglich seine Dienste für Einen Piaster zu realisiren. Tausend Gefahren umgeben sein Wagstück: hundertmal auf dieser langen Fahrt wirft der Sturm seine Barke um; da er aber ein geschickter Schwimmer ist, bringt er sie wieder zurecht, gießt das Wasser heraus und setzt seine Reise mit neuem mit seiner Ladung**) mitten unter den Wellen fort. Ferner muß er einer unendlichen Kälte vorbei, wo Sterblicher von seiner Rasse Zeugen, die ihn böse Geschick an ihre Ufer führt, unerbittlich niederbauen; wird er gefangen, so ist's um seine Freiheit geschehen; entgeht er aber allen diesen Gefahren, kommt er glücklich in der Kolonie an, dann ist sein Glück gemacht. Er kommt als Arbeiter zu einem Herrn und seinem Stamme, dem er fort bis drei Jahre treu bleibt, worauf er sich selbst etablirt und wieder die Ich Lebeitung nimmt. Endlich, in einem Alter von 40 Jahren, hat er das so lang ersehnte und mühevolle Ziel erreicht; er hat gegen 30 Pfund gesammelt. Nun kauft er Waaren und kehrt auf der Stelle in sein Land zurück, wo er von den Einflüssen seiner kleinen Kapitals genießt.

Sobald er merkwürdig ist es, daß er die Gewandtheit besitzt, des deutschen Matthäus theilt. Niemand ist der Erde so adgeneigt als er. So lange er nicht ein genügendes Einkommen besitzt, um die Bedürfnisse der Wirthschaft bestreiten zu können. Die Vorstadt von Freetown, wo die meisten Krumen ihre Wohnung haben, bietet einen höchst sonderbaren Anblick; man sieht da kein einziges Haus, das selbst sind sehr unreinlich, meist ohne Fenster und kaum breit genug, daß ein Mann von mittlerem Wuchs darin schlafen könnte. Man kann sich denken, daß bei so seindlichen Gedanken gegen das schöne Geschlecht die Krumen sich keiner großen Gunst bei den Damen erfreuen; auch stehen sie bei diesen in der tiefsten Verachtung. Eine junge Negerin, die sich so weit vergessen könnte, einem Krumann einen freundlichen Blick zuzuwerfen, würde sich in der Meinung ihrer Gefährtinnen stie immer zu Grunde richten. Diesen aber ehrt das nicht; selbst Diogenes hätte den Stolzsinnes beneidet, mit welchem er gewöhnlich diese Verachtung erträgt.

Der Kruman steht besonders leidenschaftlich die Gymnastik und verstädet bei diesen Spielen mit so viel Regelmäßigkeit und Anstand, wie unsere berühmtesten Boxer es nicht besser machen können; zuerst, beim Beginn des Kampfes, giebt er eine Pantomime zum Besten, in welcher er seine Beweglichkeit, die ganze Gewandtheit seiner Gliedern und wohlgebildeten Glieder, zum Vortheil zu machen versteht; dann springt er empor, schwingt sich auf seinen Gegner, drückt ihn mit seinen nervigen Armen, schlägt ihn zu Boden oder wirft ihn leicht über seinen Kopf weg. Wird er besiegt, ohne sich doch die Knochen zerbrochen zu haben, so richtet er sich wieder auf, tröstet sich und wartet einen günstigeren Augenblick ab, wo er seine Niederlage wird rächen können. Auch die Muskel liebt er, und besonders weiß er aus einem Instrument, das aus einem Kürbis gemacht und dessen Saiten mit Gras übergogen sind, sehr harmonische Töne hervorzulocken. Zuweilen, wenn auch nur sehr selten, beschäftigt er sich mit den Wissenschaften und der Literatur; sobald sich aber diese Lust einstellen sollte, wird der Kruman sich daselbst der Mathematik zu widmen.

Wenn wir jetzt das Innere des Landes durchforschen, so finden wir daselbst eine Fruchtbarkeit und einen Produktenreichthum, wie man ihn nirgends anders trifft. Das Palmenöl, die Banille, das Gummi, der Kaffee, der Indigo, der Kautschuck, die Federrinde, die Jalape, tausend andere Holzarten, die zu Spezereien oder Farben geeignet sind; der Zucker, die Gewürze, der Tabak, kurz, die reichsten und kostbarsten Produkte der beiden Hemisphären sind hier in großem Ueberfluß und

*) Ein aus einem einzigen Baume zusammenerter Nachen der Wilden.

**) So heißt das Under bei diesen Nachen.

soll wiederwachend zu finden. Das Land kostet hier weiter nichts, als das Einschreiben, und der Lohn der Arbeiter beträgt täglich 8—10 Pence. Es haben sich einige Meiereien daselbst gebildet wie durch Zauber; die meisten darunter liegen auf dem Abhang der Hügel, und umgeben mit Citronen- und Orangenbäumen und hinten in der Mitte dieses grünen Gürtels einen höchst reizenden Anblick dar. Rings herum gewöhnlich ganz nahe an dem Hauptgebäude sind angebauete Felder, mit Zuckerrohr, Indigo und Baumwollenstauden bepflanzt, während die Kaffeepflanzungen die Höhen bedecken. Es herrscht die Sitte, sobald man eine Meierei anlegen will, die Halden und Bäume, welche sich zu bebauender Erdreich bedecken, zu verbrennen, um die Leoparden und Schlangen daraus zu vertreiben.

Das ist also jenes von den Europäern so gepriesene Land. Ich habe gesagt, daß die Hitze und die Mosquitos daselbst unerträglich wären; in der That, dies sind die größten Unbequemlichkeiten des Landes. Nichts ist im Stande, die Intensität dieser Glut zu schwächen, weder der Seewind, noch die schönen tropischen Nächte, wo das Gold der Sterne vom Himmel herab durch die dichte Finsterniß hindurchdringt und sich in dem Krystall der Gewässer wiederspiegelt. Unsonst dunstet das Wasser aus durch die Poren der Wasserflaschen: umsonst bleibt der Klarst, der Nächste, der Genehmste, gut eingebüllt in Baumwolle, ganze Stunden lang der Seeluft ausgesetzt: die Flüssigkeit kommt immer brennend in die Kehle. Aber was ist die Hitze gegen die schrecklichen Leiden, die man von den Grillen, den gelben, rothen, purpurnen, grünen und grauen Heuschrecken und dem unermüdlichen Heer von Mosquitos ausgestanden hat? Diese Plagen nicht einen Augenblick Ruhe: sie dringen überall hin, zuerst in die Haut, dann in den Wein, ja bis in die Suppe. Was aber die Ungesundheit des Klima betrifft, wie man sie besonders in Europa verbreitet, so muß ich sie durchaus leugnen. Freilich wenn ein Mensch, der auf einmal in Afrika ankommt mit seiner Europäischen Constitution, anstatt seine Lebensweise nach den Umständen ein wenig zu modificiren, sich nach wie vor allen Excessen hingiebt und besonders starke Liqueurs ohne Maaß genießt, dann muß allerdings die Gesundheit eines solchen Menschen, die schon in der Heimath auf die Länge zu Grunde gehen müßte, es noch viel mehr unter dem brennenden Himmel des Aequators.

Diese Unmäßigkeit ist es fast immer, welche an der furchtbaren Sterblichkeit von Sierra-Leone Schuld ist. Nüchternheit, regelmäßige Lebensweise und eine mäßige Uebung in Allem, das ist das einzige wirksame Mittel für diese Insel. Dann wird der Europäer sich bald an das Afrikanische Klima gewöhnen und dasselbe eben so lange lieben, als in den anderen tropischen Gegenden; bald werden auch die Eingeantrn des Mutterlandes, nicht mehr so furchtsam wie früher, auf den Boden der Halbinsel, das reichste Gebiet des Weltheils, herüberkommen, anstatt in andere Länder zu gehen, die ihnen nur ein mühseliges Dasseyn bieten.

Wie diese so wünschenswerthe Gesundheits-Reform zu Stande kommt, beschäftigen sich die Behörden von Sierra-Leone besonders thätig mit der Ausrottung des Negerhandels. Gewiß nicht umsonst hat Noah zu Cham's Söhnen gesagt: „Ihr werdet den Knechten eurer Brüder dienen.“ Afrika ist immer der große Sklavenmarkt, wo sich Indien, Neapolen, Klein-Asien und Mittelindien Vorrath holen. Uns sonderbar ist es dabei, daß die Mohammedaner diesen Handel mit weit weniger Grausamkeit treiben, als die civilisirten Völker des Occidents. Man kennt die Verträge Englands mit Frankreich, Spanien und mehreren anderen Staaten; in dem Vertrag mit Brasilien vom Jahre 1826 heißt es, daß jene Uebertretung des Vertrags als eine Seeräuberei betrachtet und bestraft werden wird. Ein ähnlicher Vertrag mit Holland ward 1829 unterzeichnet. Und alle diese Verträge, alle Summen, welche England sür die pünktliche Befolgung derselben verwendet hat, haben dem Handel noch kein Ende gemacht. Man schätzt heute die Zahl der Sklaven, die jetzt Jahr für Jahr an brasilianische Herren kommen und an allen Theilen Amerika's bestvertheilt werden, auf 80—100,000. Bei meiner Ankunft in Sierra-Leone sah ich im Hafen einen Schooner, der sich durch die Feinheit seines Baues und die Höhe seiner Masten auszeichnete. Dieses Schiff, dessen Verdeck mit Schwarzen bedeckt war, nannte sich „Donna Maria da Gloria“; man hielt es für Brasilianisch, bis einer Englischen Fregatte beim Einlaufen in die Rhede von Rio Janeiro gefangen, war es in den Hafen geführt worden, wo die Sache vor die gemischte Brasilianische Kommission kam. Die Ladung bestand aus 420 Schwarzen. Diese Angelegenheit gab zu heftigen Debatten Anlaß, weil der Kapitain des Negerschiffes behauptete, daß seine Papiere Brasilianischer Eigenthum wären; endlich erklärte sich das Gericht aus Mangel an Kenntniß der Sache sür inkompetent, und der Schooner wurde nach Sierra-Leone geschickt, um daselbst mit seiner Ladung gerichtlich zuerkannt zu werden. Der Negersahrer mußte also das Atlantische Meer noch einmal durchschneiden, aber schon hatte der Tod ein Viertel von den Negern hinweggenommen; ihre Zahl betrug nur noch 335, und von diesen 335 Unglücklichen waren die Meisten von schenßlichen Krankheiten heimgesucht, Geschwüren, Blattern und Dysenterien. Das war noch nicht Alles: als das Schiff Sierra-Leone erreicht hatte, wußte man mit der Ausschiffung der Schwarzen warten, bis das Gericht durch einen Rechtsspruch die Prise für gut und gültig erklärt hatte. Das dauerte wieder zwei Monate; nun erst bewies der Eigenthümer des Schooners, daß sein Fahrzeug,“ als es gefangen worden, die Portugiesische Flagge, und nicht der Brasilianische, getragen habe und daß es auch wirklich ein Portugiesisches Eigenthum wäre. Nun bricht es in dem Vertrage Englands mit Portugal, daß die Portugiesen den Handel nicht in der nördlichen Hemisphäre treiben werden. Der Schooner war in der südlichen Hemisphäre gefangen worden, nichts zeigte, daß er seine Ladung in der nördlichen Hemisphäre geholt, und folglich war das Gericht gezwungen, die Prise für unglültig zu erklären und sie dem Eigenthümer wieder zurückzugeben mit einem Griefsbrief, damit sie nicht von anderen Englischen Kreuzern aufgebalten werde. So machte sich der Schooner aufs neue segelfertig nach sechs Monaten Prozeß, während welcher Zeit es nicht einem Schwarzen vergönnt war, aus Land zu steigen; triumphirend verläßt er den Hafen mit ausgebreiteter Flagge, um zum dritten Male den Ocean zu durchschneiden mit den Trümmern seiner Ladung. In dem Moment der Absahrt stießen die Schwarzen drei Hurrah's aus, gewiß in der Hoffnung, ihre Leiden durch einen baldigen Tod endlich zu sehen.

Die Orte, wo die Kreuzer am meisten zu thun haben, sind an der Mündung einiger Flüsse gelegen, in der Bai von Benin und Biaffra: auch die Flüsse Calaba und Bonny werden von den Negerschiffen sehr häufig besucht. Sobald ein verdächtig aussehendes Schiff in diesen Flüssen Anker geworfen, so benachrichtigt man sich seiner; dann fährt es ein Englischer Offizier mit einigen Matrosen nach Sierra-Leone, wo das Gericht, das an diesem Orte seinen Sitz hat, durch ein Erkenntniß die Bestimmung desselben erfährt oder aufhebt. Eines von diesen Schiffen, das einen Monat lang gefahren war, wurde von einem Englischen Kreuzer gefangen. Die Ladung, die bei seiner Ankunft aus 374 Mann bestand, war schon auf 315 reduzirt. Dieses Schiff war ein Spanisches und nannte sich „Paulina“. Sein Verdeck war vorn und hinten mit Männern, Frauen und Kindern in vollkommener Nacktheit bedeckt, und am Fuße des großen Mastbaums lagen etwa zehn Sterbende aufgeschichtet, die nichts mehr als Knochen an sich hatten. Man schaffte die Todten, wie mit diesen Worten geschieht, über Bord, und sie sanken in den unteren Schiffsraum eine ganze Heerde von Negern und Negerinnen heraus, die ein herzzerreißendes Geschrei ausstießen. Dieses Deck war nur 22 Zoll hoch und nur so breit, daß der vierte Theil der Unglücklichen, welche herausstammen, sich innerhalb derselben nicht hätte hinlegen können. Sie hatten alle die Schwarzen einen guten Theil lang darin stehen müssen, oder wenigstens so, daß Kopf und Hals sich unter die Schiffsplanken begraben mußten, ohne sich rühren zu können. Nie hatte man in Sierra-Leone Neger von mitleidigerem Aeußeren gesehen. Nachdem sie gelandet waren, wurde ein Theil von den Männern krank und starb zum Theil so wie es mit den Frauen: einige wurden im Hospital gebracht mit bösigen Fiebern, und andere wurden wahnsinnig, was unter den Frauen in Folge dieser Fahrten sehr gewöhnlich ist, besonders bei denen, deren geistige Fähigkeiten am meisten entwickelt sind.

Mannigfaltiges.

— Mäßigkeit und Dürftigkeit. Einer der am wenigsten bei uns in Deutschland gekannten Amerikanischen Schriftsteller ist William Channing, und doch verdient er es vielleicht mehr als Washington Irving und Cooper, auch im Auslande gelesen und gelobt zu werden. Das Zeit, das er anhaut, liegt freilich nicht im Reiche der Poesie und der Romantik; Sittlichkeit, Religiosität und Menschenliebe sind die Zwecke, die seine schriftstellerische Wirksamkeit im Auge hat und die er, wenn sie wie auf der Kanzel, durch seine populairen anbrauchbaren Predigten zu fördern weiß. Diesen ist zum Theil auch wohl sein großer Erfolg zu verdanken, den das Institut der Mäßigkeits-Gesellschaften in Nord-Amerika gefunden hat; denn zu seinen verdienstlichen Arbeiten gehört seine „Rede in Bezug auf Mäßigkeit“*), von der jetzt auch in London ein Abdruck erschienen ist und deren Uebertragung ins Deutsche ein ganz zeitgemäßes Werk seyn würde, da man ja jetzt auch in unserem Vaterlande damit umgeht, ähnliche Mäßigkeits-Gesellschaften wie in Nord-Amerika zu begründen. Nicht in den gewöhnlichen verhorrefzirenden Redensarten und Uebertreibungen ist hier die Unmäßigkeit als ein Schenßal dargestellt — in der Regel wissen sa die unglücklichen Trunkenbolde selbst am besten, wie verächtlich ihr Treiben ist — sondern mit wahrhaft gottbegeisterter Beredsamkeit wird dem Armen das Glück gezeigt, das oft gerade in seiner Armuth liegt und das er nur im Betkennen seines geistigen und physischen Wohlehrud zurückstößt. Wir geben hier als Beleg eine Stelle aus der Schrift des Dr. Channing: „Unmäßigkeit zeirt, daß sie nicht mehr um sich greift, als um ihre äußeren Folgen halber zu bemitleiden und zu verabscheuen; denn diese äußeren Folgen erschinnen ja besonders darum nur so traurig, weil ihnen eine verdorbenliche Ursache zum Grunde liegt. Wir sprechen von dem Elend, das ein Trunkenbold über seine Familie bringt. Man denke sich das schnöde Brutalität sort, und wir stoßt zu rettagen scheint dann dieses Elend selbst — sein Weib und seine Kinder in Lumpen. Ei, was Lumpen, wenn diese unverschuldet sind! Man denke sich einmal, der Mann sey kein Trunkenbold, sondern ein rechtschaffener Ehemann, ein liebevoller Vater gewesen; Krankheit und nicht das Laster habe die Familie so herunter gebracht; man denke sich ferner sein Weib und seine Kinder ihm durch innige Liebe verbunden, durch Liebe, die ein Leben voller Sorgen und Arbeit für ihren Unterhalt noch vermehrt hat; man denke sich, sie wissen, daß es seine Mühen für ihr Wohlergehen sind, die seine Gesundheit untergruben; man denke sich, er dürfe zu den Seinigen sagen: „Wir sind zwar arm an Gütern dieser Welt, aber reich an Liebe und religiösen Betrauen; ich scheide zwar von Euch, aber ich hinterlasse Euch dem Vater der Vaterlosen und dem Gotte der armen Wittwen“; man denke sich alles dies, und in welchem anderen Lichte erscheinen sene Lumpen! wie verwandelt ist das kalte nackte Zimmer! Des Herzens Wärme kann viel thun, um Winters Kälte zu widerstehen; und Hoffnung nicht bloß, sondern auch Ehre ist in solcher tugendhaften Dürftigkeit!“

*) An Address on Temperance. By Dr. William E. Channing.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich; 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 106. Berlin, Montag den 4. September 1837.

Frankreich.

Die erste Pariser Eisenbahn.

Von Julius Janin.

Paris hat in diesen jüngsten Tagen einen neuen Ruhm und Schmuck gewonnen. Noch ist das Jahr nicht verflossen, das den Luxor-Obelisken aufrichten und den Siegesbogen an der Barrière de l'Etoile enthüllen sah, und nun besitzen die Pariser auch eine Eisenbahn. Was sagt ich, Eisenbahn? das war gerade das Wenigste. Paris hat eine Eroberung gemacht, eine friedliche und friedliche Eroberung. Das Schloß und der große, wirkliche, schattige Wald von Saint-Germain-en-Laye gehört jetzt zu Paris. Der herrliche, majestätische Palast und die nicht minder majestätischen, uralten, seit Jahrhunderten von keiner Axt entweihten Bäume und Laubgänge, — die erhabene, weit ausgedehnte Terrasse, von wo herab der Pariser Spaziergänger die unvergleichliche Landschaft rings umher mit so freudigem Stolze und Behagen mustert, als lägen alle Königreiche der Welt ihm zu Füßen, — die freundliche Stadt Saint-Germain, an den dunkelgrünen Forst gelehnt, von reizenden Spaziergängen umgürtet; das Alles liegt jetzt dicht vor den Thoren von Paris. Gestern war es noch eine Reise, wenn man dahin wollte, mit allerhand Zurüstungen und Transporten; heute, wir bequem! es darf Jeder nur ein paar hundert Schritt vor seiner Thür gehen. Eine neue Welt thut sich vor den Pariser auf; sie dürfen mit gerechter Begeisterung rufen: Novus rerum mihi nascitur ordo.

Wir standen — es sind in dem Augenblicke, wo ich dies schreibe, kaum mehr als zwei Stunden her — wir standen auf der schönen, geräumigen place de l'Europe, die den Eingang zu den südwestlichen Staatsstraßen von Paris bildet, versucht. Ringsumher und in der Nähe stehen schon recht viele neue freundliche Häuser, in gefälliger Unordnung, die bald zur Ordnung werden wird, bald einzeln, bald in Gruppen; die Regsamkeit, die laute Hebrit, das wimmelnde und geschäftige Leben, das sich je länger je mehr um diese neue Wunderstraße drängen wird, hat sie schon bevölkert. Unser Blick verliefe mit Lust und Neugier die Eisenspur, die vor uns gerade aus so leicht über den Boden hinlief, in raschen Sätzen über Anhöhen und Thäler unaufhaltsam hinwegsetzte und nicht eher endete, als bis sie in vollem Laufe dort die Höhe von Saint-Germain erreichte, die uns aus weiter Ferne mit ihrer grünen Waldesfrone und ihren weißschimmernden Häusern winkte. Wie reicher Frucht wird diese Eisenstraße tragen, die auf seinem Grunde weiterwirft über Aecker und Haide, über angebautes und kahles Erdreich sich dahinstreckt! — In unseren Gedanken unterbrach uns plötzlich der Nachricht, der Herzog von Orleans sei schon da. Nun, hieß es, sind wir gleich in Saint-Germain; noch ehe wir abfahren, richteten wir uns schon auf die Ankunft.

Der Herzog von Orleans kam nicht allein. Unsere Königin, die stolz darauf ist, überall das erste gute Beispiel zu geben, wollte auch die erste Fahrt auf der neuen Eisenbahn erproben. Mit ihr saßen sich die Herzogin von Orleans, die jungen Prinzessinnen, die Herzogin von Aumale und von Montpensier ein; in ihrem Gefolge der Graf Habault, die dienstthuenden Adjutanten und Ordonnanz-Offiziere; ferner die Handels-Minister, der Präfekt des Seine-Departements, der Polizei-Präfekt, der General-Direktor des Brücken- und Straßenbauwesens; der Graf Molem von der Rechnen-Gesellschaft, der Deputirte Herr Jacques Lefebvre, der Pair und Bank-Direktor Herr Gautier; endlich von den Zuschauern, wer glücklich oder geschickt genug war, einen der übrigen Plätze zu gewinnen. Die Versammlung gewährte einen eben so seltsamen als glänzenden Anblick; es war, als wenn ein Fest gefeiert würde, und die Eisenbahn hat gleich am ersten Tage entschieden ihre Gäste gemacht. Denn welches Aufsehen macht Pariser Zierpflanzen wird sich noch unterstehen, vor der Bahn und dem Dampfwagen Furcht zu haben, womit die Königin und die Herzogin von Orleans zur Probe gefahren sind? Diesen hohen und ermunternden Beispiel werden unsere garten und zagdasten Pariser Schönen es zu verdanken haben, wenn sie schon innerhalb der nächsten acht Tage die minutenlange weite Reise nach Saint-Germain machen, zu der sie sich sonst den ganzen Sommer nicht getraut hätten.

Die durchlauchtigen Reisenden wurden von den Administratoren der Eisenbahn, den Herren James v. Rothschild, v. Schdtal, Sanson Davilliers und Thurneyssen, von dem Direktor Herrn Emil Perrier und von den beiden Ingenieurs, Herrn Lamé und Clapeyron, in einem geräumigen, höchst geschmackvoll ausgemalten und dekorirten Saale empfangen. Die Mauern und der Plafond gaben an Schmuck und Eleganz dem Foyer der großen Oper nichts nach. Tausend anmuthige und sinnig verschlungene Figuren warten von der geschickten Hand des Decorations-Malers Sanchez auf die Wandfelder und Säulen hingeworfen. Schade, daß der schöne und weite Saal mit den geräumigen, ringsum laufenden Galerieen und mit seinem ganzen verschwenderischen inneren Aufschmuck nur provisorisch auf dieser Stelle steht. Denn über kurz oder lang wird er mit der Einsahrt zur Eisenbahn weiter innen nach der Stadt verlegt werden müssen. Da die Eisenbahn jetzt kein Problem mehr ist, sondern zu einem Gemeingut für Alle wird, so wird man ihr schon größeren müssen, daß sie der Bevölkerung der inneren und der östlichen Quartiere von Paris noch um ein paar Schritte näher kommt, bis zur Place Madelaine etwa. Es wäre auch nicht mehr als billig. Warum soll der schöne Westerthau, auf den wir stolz sein dürfen, auf die abgelegenen Anhöhen vor den Thore verwiesen bleiben? Müssen wir denn so weit gehen, die Eisenbahn aufzusuchen, da sie zu sie gern und so schnell zu uns kommen möchte? Ich wette, es vergehen keine sechs Monate, und sie wird mitten in unsere Stadt einziehen; wir werden die friedliche Eingetin im Triumphe empfangen und hocherfreut zu ihr sprechen: Herein, sei uns willkommen!

Um bald drei Uhr fuhren die Königin, die Herzogin von Orleans, die jungen Prinzen und Prinzessinnen in den größten und schönsten von den Wagen, die, wie von selbst, aber von einer unsichtbaren Kraft der Bodens getrieben, auf dem schnurgeraden Gleise einhergliten; der Herzog von Orleans nahm mit seinem jüngsten Bruder, dem Herzog von Aumale, unter freiem Himmel auf einem Wagen der Imperiale Platz, wo Herr Cloperon ihnen Gesellschaft leistete. Noch über 150 Personen, außer dem Gefolge des Hofes, fuhren auf gedeckten und offenen Berlinen, auf Diligencen, Waggons und anderen Fuhrwerken mit. Diese Wagen hingen sämmtlich durch eine enten fortlaufender Kette an einander, schwingen sich schwankend an einander, und der Bewegung bewegt, sie mögen vorwärts oder rückwärts laufen, im Zuge sehn oder anhalten, jedem Zusammenstoß und Anfall vor. Die Administration der Eisenbahn besitzt übrigens schon jetzt 140 Wagen, auf denen zusammen 4000 Personen Platz haben. Ohne große Mühe kann an einem schönen Sonntage ganz Paris nach Saint-Germain, ins Grüne und in den schattigen Wald hinausgebracht werden.

Sobald alle Mitfahrende ihre Plätze eingenommen hatten, nahm der Direktor die Befehle der Königin entgegen; die Trompeten schmetterten das Signal zur Abfahrt; im nächsten Moment flogen wir schon weit dahin. Sehr Ihr den eisernen Renner, wie er mit der Dampf und Feuer schnaubt, in Glut und Eifer vorwärts stürmend, ungestüm wie das Roß Hiob's; von seinem Gange dröhnet die Erde, und der Wind trägt die Wolken seiner heißen Nüstern durch die Lüfte. Wie ist seines Gleichen ein Geschöpf, unaufhaltsam, unermüdlich, schneller als der Wind, arbeitend ohne Rast und ohne Hast, mit Sicherheit und gleichförmigem Schritt seinen Weg durchmessend, fingerich über die Weite des Raumes und über den Zing der Zeit? Wie großartig, erhrfurchtserweckend ist dieses Schauspiel einer Naturkraft, die sich mit ihrer unwiderstehlichen Gewalt fromm und gehorsam in den Dienst des Menschen giebt, ihn wie auf Flügeln des Sturmes zu tragen, wohin er begehrt! Sobald sein Lenker ihm die Zügel freilässt, setzt das Dampfroß sich in Lauf; es jauchzt bei den ersten Schritten, und die Eisenrippen stöhnen von der Gewalt seines Athems; dann aber mäßigt es seinen Ungestüm, Ihr fühlt Euch sanft fortgetragen, und vor Euch her schwimmt die gelbweiße Rauchfahne in der Luft, gleich einem Schleier, den Winde auf und nieder wehen. Es ist, als wäre die Kraft der Bewegung, die schaffende Seele der materiellen Welt, dort vor Euch sichtlich verkörpert und trüge Euch mit ihrer stillen, das All umströmenden Macht von dannen. Ihr spürt kaum, daß Ihr fortrückt; es ist kein Laufen, kein Rollen, sondern ein gleichmäßiges Dahingleiten ohne Erschütterung und Stoß. Der Raum verschwindet hinter Euch; was Ihr vor Euch seht, ist im Nu erreicht; ehe Ihr Euch des Anfangs recht bewußt werdet, seid Ihr schon am Ende. Die Luft, die Ihr durchschneidet, kühlt Euch Gesicht und Stirn; die Brust wird weit, das Herz schlägt mit Lust und frischem Muth, und Ihr habt das leichte, selige Gefühl, wie der Vogel schwebt: allein unter in allem! — Was schwere und rechnen die Leute doch Alles der Eisenbahn nach! ein solides, ein nützliches Unternehmen, fürwahr, das Eure kranke Aufmerksamkeit verdient: die Bahn ist ein Reichthum für das Volk, für verlängert das Menschen Leben; gewiß, sie verdreifacht uns das unsichtbare Kapital, das so selten und achtsam genutzt sein will, die Zeit. Von Eisenbahnen durchzogen, wird unser Frankreich zu einem großen Fruchtgarten, Land und Hauptstadt zu Einem werden; was jetzt Ort an Gaben der Natur und Kunst hervorbringt, werden Alle mitgenießen. Was sie da sagen, ist Alles schön und gut, aber bei weitem das Schönste und Beste nicht. Die Eisen-

Digitized by Google

bahn ist mehr werth als hundert Millionen, mehr als ein Industrie-Kapital, mehr als Alles, was die Nützlichkeits-Prediger daran zu preisen verstehen. Sie schafft uns ein neues, die jetzt unerhörtes Vergnügen, eine Naturbeschleunigt, der keine andere gleichkommt, eine lebendige Erholung, eine Erfrischung für den Geist und für die Sinne: wir noch bei meinen Jahren, ich zu doch! wie manche schöne Stunde wollen wir an die Luft verschwenden, im raschen Fluge über Feld und Flur mit des Dampfes Schnelle dahinrollend, die reine Himmelsluft zu trinken!

Wenn Ihr vor Zeiten, zum Beispiel gestern, aus Eurer Klause hinaus nach Saint-Germain wolltet, nun so, der Weg lag recht bübsch und anmuthig vor Euch: reizender Landschaft, grüne schattenreiche Thäler, waldesliche Hügel, rieselnde Gewässer, Wiesen voller Blumen, einladende Gehöfte, und über größern Laubgewölben hervorschauend die altergrauen Kirchthürme von Dörfern und Städten. Aber den Kilometer wollte Euch der Schritt durchmessen, die Hügel Euch ermüden und die Thäler Euch dünsten, die Thäler durchwandert, der Hügel wollte überfahren seyn; dabei hattet Ihr Sonne und Staub zu beständigen Reisegefährten. Am Ziele angelangt, fuhrt Ihr eine Meile unter einem der alten Bäume auf der Terrasse, im Angesichte des Schlosses, wo Ludwig XIV. geboren wurde, über Paris waret Ihr von der Ermüdung des vielen Sehens ermüdet. Ihr schon an den Rückweg denken und den Wald ihm lassen; somit hättet Ihr Euch die in den andern Morgen dinein verspätet. Die Nacht brach ein, die ganze schöne Gegend lag in Finsternis, es war ein langweiliger Nachmarsch unter ungebuldigem Seufzen: ach wie ist der Weg so lang und so dunkel! Kutscher und Pferde sich auch bedauern Euch gänzlich ein Gebäude den Bonbeyne unbeschützen, wo ich mindestens gemächlich Zeit habe, wenn mir auch der Staub den Wagen und Reitern die Aussicht in das Grüne verdeckt. — Aber jetzt! jetzt ist das ganz anderes. Heute können wir eigentlich erst recht davon reden, daß wir Saint-Germain und seine prunkvolle Umgend bei Paris haben. Für uns sind die Thäler ausgefüllt und die Höhen gehoben; die Hügel breiten ihre Abdänge gleich Armen aus, Euch aufzufangen, aber wenn Ihr herankommt, öffnen sie sich von selbst und laden Euch hinburch. Die grünen Gebüsche laufen knapp neben Euch her; im hohen Bogen schießt Ihr über den Fluß; die Kirchthürme kommen Euch zu schnell entgegen geflogen, Euch fest, sie im nächsten Augenblick mit Händen greifen zu können. Alles sucht Euch an, Alles ist freundlich, gefällig, einladend für Euch; Ihr fahrt doch einher über den trägen Erdenstaub, mit der Sonne um die Wette, und ehe Ihr's Euch versieht, liegt Ihr brausen auf dem schwellenden Rasen unter schattigem Dache hingestreckt und fragt Euch verwundert: schon da? — Und wie nun Euch der ganze schöne, weite Wald; er ist in der That Eure für den ganzen Tag. Ihr mögt ihn durchstreifen in allen Richtungen und Euch ergehen nach Herzenslust. Steht unbesorgt um die Zeit, laßt ihn Euch einbrechen: die Eisenbahn schafft Euch schon noch zu rechter Zeit an die Thüre Eures Hauses. Ergeht Euch so weit Ihr mögt; wenn Ihr wollt, legt Euch schlafen; sucht die Sonne, sucht den Schatten auf, sucht meinetwegen Reime, wenn Ihr meint, daß dabei ein Vergnügen zu holen ist. Setzt Euch bei sinkender Nacht wieder auf den Wagen: im Nu sind Ihr daheim und beginnt allen Genuß, als Frühlichkeit, allen Duft, als Erquickung von draußen noch ganz frisch mit hinein.

Kennt Ihr das Feenmärchen, worin der vergaubrte Teppich vor kommt? Wer sich darauf setzt, der darf nur denken: „vorhin möcht' ich", und gleich ist er dort. Ist nicht die Eisenbahn beinahe so ein Teppich?

Also nichts da von Geschäften, nichts da von Statistik ad vocem der Eisenbahn nach Saint Germain. Meint Ihr, es sollte mir schwer fallen, dergleichen recht viel und recht kaufmännisch gelehrt vorzubringen? So wahr mir Vulkan helfe, das wäre kinderleicht. Mancher Mann an meiner Stelle würde sich das trockene Vergnügen machen, zu sprechen wie folgt: „Meine Herren und Damen, trotz meiner Betrachten Sie diesen Weg, der 18,430 Meter lang ist; die Geleise sind andertbalb Meter, der Raum zwischen den Geleisen 1 Meter und 80 Centimeter. die Ränder zu beiden Seiten der Geleise 1 Meter und 6 Centimeter breit. Sehr schön, sehr vortrefflich. Die unterirdische Wegstrecke bei Batignolles, sehen Sie, besteht aus zwei Gewölben, jedes mit zwei Geleisen, 7 Meter und 40 Centimeter breit; sie sind zu sechs Fuß Höhe ausgewölbt, und ihre Länge beträgt volle 400 Meter." Wenn wir all' diese schönen Dinge wissen, kann haben wir was Rechtes probirt: nicht wahr? Der Mann könnte übrigens weiter erzählen die in die Nacht hinein: zum Beispiel, daß die Bahn zwischen Paris und Saint-Germain über achtzehn Millionen, darunter viermal Tausend Thaler läuft; was sagt Ihr dazu? oder zu der Explikation, daß und wie so bei der Fahrt von Saint Germain nach Paris ein Dreidrumdelliemsdrei theil mehr an Zugkraft verwendet werden muß, als wenn es von Paris nach Saint Germain geht; begreift Ihr, was das heißen will? Und wenn Ihr weiterhin erfahrt, daß die Bahn sich bei der Einfahrt in Paris in einem Bogen von nur 900 Metern Halbmesser wendet, werdet Ihr Euch nicht vor Schreck über diese Verwegenheit bekreuzen? Damit Ihr nur gleich alle Sorge um diese Dinge von Herzen habt, so dächt Euch gefälligst noch ein wenig und versucht einmal, eine von den Schienen in der Hand zu wiegen. Sie sind gewaltig schwer, nicht wahr? das will ich auch meinen: sie wiegen dreißig und ein halbes Kilogramm mehr als die Schienen auf der Eisenbahn von Saint-Etienne, fünfzehn mehr als die Fürsten auf der Liverpooler.

Wären Ihr aber etwa mit diesen Notizen noch nicht zufrieden gestellt und wollet mehr dergleichen hören, so wird der kenntnißreiche Mann Euch die Geschichte der Eisenbahnen als ovo anfüllchen und bei den Zelten und Völkern anfangen, wo es noch gar keine gab. Er wird Euch von vorn herein grünblich beweisen, daß Römische Heerstraßen und alte Reisen von Land- und Wasserwegen, die man bis heute gekannt hat, Sinen im Grunde so elend und langsam fortbringen, daß es eine Schande ist; höchstens den Rhone- oder Rheinstrom wird er als vorzügliche Reisegelegenheiten gelten lassen, Nota bene wenn man Kromab fährt. Faßt Euch in Geduld: die gelehrten Leute, die ihr Wissen anstrauen, werden gewiß die letzten seyn, die sich aus Eisenbahn-Tempo gewöhnen. Ihr werdet hören, wie die erste Eisenbahn, welche Braunort zu Newcastle schon sie den Kohlentransport anzulegen versuchte, eigentlich eine hölzerne gewesen ist; die Erfindung machte damals ein Glück. Die zweite Eisenbahn war gleichfalls noch von Holz, aber doch schon mit Eisenplatten überdeckt; die dritte schon aus Gußeisen, und erst nach vielen mißlungenen Versuchen ist man zu der neuesten Erfindung der gewalzten Eisenschienen gelangt. Bei jenen ersten rohen Bahnanlagen kannte man den Dampf als bewegende Kraft noch nicht; ein paar Flaschenzüge oder ein unglücksfeliger Gaul mußten die Arbeit verrichten. Und als man den Dampf zu benutzen anfing, war die Maschine nur ein unbeweglicher Kessel mit Balancier, der die Lasten nicht hinter sich her, sondern nur an sich hinzog. Erst in der neuesten Zeit erschien der Watt'sche Maschinen, der zu der Maschine sprach: lauf! und sie lief. England, das die Dampfkraft zwar nicht zuerst erfunden, aber zuerst benutzt hat, England hatte schon längst mit Raunenswürdiger Kunst und Majestät auf seinen Eisenbahnen dahin, als die ganze Französische Dampf- und Eisenbahnwuth sich noch auf die Kochfestel mit Sicherheitsventilen und auf die Russischen Rauschmaschinen beschränkte. Und Ihr werdet sicherlich eisernen Eisenbahnen ist auf den Großbritannischen Inseln in bedächtiger rascher Zunahme begriffen: Liverpool und Manchester, Carlisle und Newcastle, Glamorgandhire, Cardiff und Merthyr-Tidwill, Cremsford und High-Peak, Birmingham und Bristol, Leeds und Selby, Lancashire und Yorkshire (!) haben die Ihrigen seit Jahren in Betrieb und darüber hinaus, daß von London nach Greenwich nicht zu vergessen, wobei unser Ecrivene nicht ermangeln wird, zu bemerken, daß sie auf tausend gewölbten Bogen 22 Fuß über der Erde läuft und elf Millionen Francs gekostet hat. — Die Lokomotiv-Maschinen haben bis zu ihrer gegenwärtigen Einrichtung nicht weniger Experimente und Verkünderungen zu bestehen gehabt, als die Bahnzeleise. Anfangs waren es steife, flotzige Dampfkloppet, dichtens für die Conens's gut, die für zehn Sous die Person nach Saint Germain fuhren; bei allmäliger Vervollkommnung stellten sie bald so viel, wie ein Fiakergaul, dann wie ein derbes Kattliches Normannisches Pferd; und jetzt können sie bereit mit den besten Englischen Rennern um die Wette laufen und ihnen noch sechzig Minuten auf die Stunde Vorsprung geben. Das nenn' ich fortkommen. — Wollt ihr etwa wissen, wie man es angefangen hat, die rollende Maschine so weit zu vervollkommnen, bis sie den Menschen ganz zu Willen war? Ganz einfach, ein Kind kann es begreifen. Man hat sie in die Länge gezogen und recht hoch gebaut, indem gestreckt-förmigen Kessel hat man inwendig seinen Platz angewiesen und den Feuerherd größer gemacht: es verbirbt sich von selbst, daß man dafür dem Rösteln auch mehr Hafer, will sagen mehr Kohlen aufschütten muß. Die Sache, denk' ich, ist so klar, wie die Geschichte mit dem Sattelknopf und Polster von Eisenbein's Pferd in der Fabel.

Der scharfsinnige Mann ist mit seinen Erläuterungen noch nicht zu Ende. Er wird Euch an den Fingern berrechnen, daß in England jahraus jahrein, gut und schlecht in einander gerechnet, 10 Millionen Menschen, 300,000 Stück Rindvieh, 1,700,000 Schafe und Schweine transportirt werden; so viel ist klar, es wird der Gang noch besser kommen. Und dabei kann der Rechenmeister ein mitleidiges, achselzuckendes Lächeln über unsere Eisenbahn nach Saint Germain nicht unterdrücken, als wenn sie eine Müßiggängerin unter ihren Schwestern wäre. — Nein, sage ich: betrachtet mir unsere Bahn nicht gerade darum ist sie nicht da, weil sie ihr Werk nicht noch Wunder-Lenuen führen wird, wie ein Amerikanisches Handelsschiff, weil sie das Jahr über keine hundertausend Ochsen und keine Million Schweine fahren wird; weil sie nicht sinnjährlichen Spektakulen, sondern fröhlichen jungen Leuten und Liebes-Paaren zu Statten kommen wird; weil sie den Pariser zum Vergnügen, nicht blos zum Geschäft gereichen soll; weil sie in Feld und Wald hinaus, nicht in dumpfige, räucherige Stadt- und Baumwollen-Fabrikquartiere führt, weil sie munter, lustig, fröhlich gewirbt, ganz von Vergnügen beseelt seyn wird. Sollen wir einen Weg nicht lieb haben, der uns im Nu, so schnell beinahe als unsere Sehnsucht hingen kann, hinaus ins Freie führt, unter den Baldesklatten, die Frachtkähne, die Bäumen, an die Ufer der Seine, zu den Dörfern, wo wir Milch, frische Eier und Kuchen naschen, wo wir gasen, leiten, singen, uns an der lauen Luft, am blauen Himmel, im Frühling, Sommer und Herbst ergötzen können.

Aber das Alles weiß unseren Professor nicht irre; er führt in seinem Herzen fort: „Wie die Bahn von Manchester nach Liverpool nicht gesehen hat, der weiß nicht, was eine Eisenbahn heißt. Denkt Euch einen Tunnel, der ein und eine Viertel Englische Meile lang, 123 Fuß tief durch einen Hügel gesprengt ist. Das nenne ich eine Galerie! 22 Fuß breit, 16 Fuß hoch. Und was wäret Ihr erst zu den Eisenbahnen in Nord-Amerika sagen. Die haben nur den Grund und Boden nicht betteln, nicht handeln dürfen; die wachsen, strecken sich und laufen ohne Hindernis; kein Garten, kein Zaun und Graben, keine Mauer und kein Schloß macht ihnen den Weg streitig. Ihre Linien, Wegen und Reze durchziehen den weiten Kontinent, wie die Netze einer menschlichen Seele, und binnen dem raschen Umlauf der Lebensäfte. Von Boston nach Providence fährt man 17 Meilen in zwei, von New-York nach Philadelphia 34 Meilen in fünf bis sechs Stunden. Von Philadelphia bis Washington ist eine neue große Bahn ausgestreckt, und tausend andere schießen an, deren schnellem und weitem Zuge eines Pfeiles Bild und Klug nicht zu folgen vermag. Nicht wahr, meine Herren, wenn man daran denkt, so muß man mit Bescheidung und Mitleid bekennen: „das sind wahre Eisenbahnen, und unsere nur Kinderspiel dagegen." (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Salon der Gräfin von Genlis.

(Schluß.)

Freilich nahmen die Dinge von jenem Abend an eine ganz andere Wendung, und die beiden Brüder des Prinzen, die Herren von Saint-Alban und St. Far, die ich jetzunder genau kannte, behaupten, daß die Liebe, die den Herzog von Chartres so lange an unsere Schriftstellerin fesselte, sich eben von dem denkwürdigen Balle herdatire, wo er sie sah, ohne von ihr bemerkt zu werden. — Frau von Genlis war wirklich um jene Zeit außerordentlich hübsch, graziös und bildsam; sie hatte wunderschöne Augen voller Geist und Feuer; ihre zwar etwas starke, aber an der Spitze leicht aufgestülpte Nase gaben dem ganzen Gesicht einen gewissen pikanten Ausdruck, der, verbunden mit dem scharfen Beobachtungsgeist, der alle ihre Züge beseelte, sie wirklich reizend in einzelnen Momenten ihr Lächeln bleibend weißen Zähne verliehen ihrem Lächeln Lieblichkeit und Anmuth, ihre Gestalt war hübsch, wenn auch nicht sehr groß: kurz, in ihrem 25sten Jahre war sie eine der bildschönsten Frauen, die damals Epoche machten. — Nu jenem Abend erdöhte ein sehr vortheilhaftes Kostüm noch ihre natürlichen Reize: sie war als Bayaderin gekleidet und trug einen rosa Taffet-Rock, der mit drei Reihen Silberband garnirt war; das Atlas-Mieder, von derselben Farbe, war vorn mit Silber-Tressen geschnürt und hielt ein elegantes Batist-Chemillet, das mit kostbaren Valenciennes Spitzen besetzt war, zusammen. Ihr Kopfputz bestand aus einer großen, ganz aufgestülpten Rose, die unter Silberzweige und Federn bald versteckt war, bald ihren seichen Gesichte prosaischen Rand: so war sie damals an jenem Abend hübsch genug, um das Herz eines Prinzen zu ergreifen.

Nirgends versammelten sich die feine Welt von Paris, so wie geistreiche Männer und Frauen lieber, als in dem Salon der Gräfin Genlis. Sie fanden dort immer eine angenehme, belebte Unterhaltung; die Dame des Hauses wußte mit liebenswürdiger Artigkeit die Fremden und Fremde für das Vergnügen ihrer Gäste, die sich es gern, wenn ihre Besucher mit einander desennder oder doch wenigstens bekannt waren; denn es ist ein gewisses unangenehmes Gefühl, in Gesellschaften zu oft Personen zu begegnen, die uns ganz fremd sind. Das erinnert mich an eine geistreiche Antwort, die der Herzog von Biron einst Ludwig XV. gab. Er war um die Zeit, als Mad. du Barry, die erste Favorite Ludwig's, bei Hofe den Ton angab. Man wünschte sich fast die Herrschaft der Pompadour zurück; denn wenn diese die Königin spielte, so that sie es wenigstens mit Anstand, aber „die Andere", wie Dage sie nannte, trieb es ein wenig zu weit. Einst Abends sah der Herzog von Lyon leise und fast ängstlich nach dem Namen der beiden Männer sragte, die ihm gegenüber saßen, und deren gemeines, plumpes Aussehen so grell mit dem Orte, wo sie waren, kontrastirte. — „Mynher Kreuz, Sier", erwiderte der Herzog, „ich weiß es nicht, ich kenne sie heute nur zum ersten Male . . . . Frau von Genlis' Zirkel war freilich ganz anders; doch riskirte man nicht, Personen zu begegnen, denen man sonst gern aus dem Wege geht. Zu ihrem engeren, vertrauteren Kreise gehörten die beiden Schwestern ihrer Mutter, die Marquisin von Montesson und Frau von Sonbise Feau, Frau von Genlis' Schwester, die Marquise von Valence, Genlis, Schwägerin der Gräfin, der Chevalier von Barbantane, Herr von Sowigny, der Autor mehrerer interessanter Werke, der Abbé Arnaud, Berfasser des „Comte de Cowminges", der Chevalier von Tallebrand, ein Bruder des Bavons, die Grafen und Gräfinnen von Custine und Boisinont, Frau von Gouzaret, Frau von Boufflé und noch einige andere interessante Personen. Zuweilen ward auch dieser Kreis, der sich täglich, bald bei dieser, bald bei jener der oben genannten Damen zusammenfand, durch eine ausgezeichnet liebenswürdige Frau, die Marquisin von Lewdois, vergrößert. Die einzige Triebfeder, die Alles in diesen Gesellschaften leitete, der einzige Zweck, der Alle vereinte, war der Augen halten, war das Vergnügen. Ich glaube, man würde demjenigen, der jetzesmal eine neue Art, die Abendstunden heiter zuzubringen, ersonnen hätte, gern einen Preis zuerkannt haben, und meine Leser werden aus dem Folgenden sehen, wie ziemig man nach jener Abwechselung dachte.

Eines Abends kam der Graf von Schaaren zu Frau von Genlis, wo er schon den Chevalier von Barbantane, Herrn von Genlis und mehrere andere eben so geistvolle Personen versammelt fand; er erzählte, daß er am vorigen Tage in einer sehr unterhaltenden Soirée gewesen, obgleich die Gesellschaft fast nur aus „Debanten" (so nannte er die Gebetbrüder) bekand. — „Wo sind Sie denn gewesen?" fragte Frau von Genlis. — „Bei der Mme Dubocage, erwiederte der Graf. „Ich versichere Ihnen, daß ich mich dort außerordentlich amüsirt habe, man hat viele Anekdoten von Herren von Voltaire erzählt, und hätte man mir skanden wollen, so wäre der Dichter selbst da gewesen." — „Wie so denn?" fragte die Genlis. — „Sie kennen mein Nachahmungs-Talent noch nicht?" antwortete Wikart, „sagen Sie nur Herren von Genlis, er wird Ihnen sagen, daß es nicht ganz unbedeutend ist." — Genlis bestätigte die Wahrheit dieser Behauptung. — „Ich habe einen kleinen Plan zu unserer Unterhaltung entworfen", sagte der Graf, „wollen wir ihn ausführen?" — „Ja, ja", riefen alle junge Frauen einstimmig, „was sollen wir thun?" — „Den Dichter aus der Gesellschaft der Dubocage vorstellen. Frau von Genlis, die ein so großes mimisches Talent hat, muß die Dichterin selbst kopiren; ich übernehme Voltaire, Genlis wird den Abbé Durrenil oder Pimart machen und Frau von Monté Mad. Fauvd von Baubarnais vorstellen . . ." Dieser Plan wurde mit Entzücken aufgenommen. Frau von Genlis hatte nicht nur von Mad. Dubocage sprechen hören, sie hatte sie sogar schon selbst bei ihrer Tante, Frau von Montesson, gesehen. Die Dichterin war zwar schon 66 Jahre alt; aber ihre feinen, zarten Züge verriethen noch Spuren von großer Schönheit; Frau von Genlis forschte genau nach der Art, wie sie sich kleidete, nach ihren Gewohnheiten, ihren Manieren, und nach Verlauf von 14 Tagen stellte sie die Person der Mad. Dubocage mit einer Vollkommenheit vor, die Jeden frappiren mußte. Eben so vortrefflich kopirte Herr von Albaret Voltaire, mit seiner großen, hagerten ein wenig gebogenen Gestalt, seinem feurigen boshaften Blicke und dem sarkastischen Lächeln, das beständig den Mund des Dichters umschwebte. — „Wahrlich", sagte er zu der vorerwähnten Mad. Dubocage, „an dem Tage, wo ich Ihre so lebendige Beschreibung von Rom und Italien gelesen, dörte ich auf, es zu bedauern, daß ich die heilige Stadt nicht selbst gesehen habe . . . . Ich kannte Konstantinopel schon durch Lady Montague und war entzückt davon . . . . Dank sey es Ihnen, ich gehe jetzt Rom vom Dache." — Frau von Genlis nahm nun die Miene einer Person an, die auf Lobsprüche mit Bescheidenheit und gleichgiltigkeit von ihrer Italiänischen Reise. — „O", rief Mad. Beauharnais aus, „nur in der „Kolumbiade"*) muß man schöne Verse suchen." — „Das ganze Gedicht ist nicht so viel werth, wie eine einzige Seite aus den „Briefen Stephanie's"**), erwiderte die Genlis-Dubocage, mit verbindlichem Lächeln. — „Wie können Sie das sagen!" rief Frau von Renée-Beauharnais, und mit der Hand Stillschweigen gebietend, deklamirte sie einige Verse aus der Kolumbiade mit entzückendem Ausdruck und Vortrag. Perigny, der Heren von Condamine vorstellte, neigte sich dann zu Mad. Dubocage und zeitirte ihr mit bewegtem Tone folgendes Madrigal, das Condamine einst wirklich, noch des Knochens, das die Dichterin an der Arena der Preste ausschlägt, an die Dichterin gerichtet hatte:

D'Apollon, de Vanus, réunissant les armes
Vous subjuguez Poupril, roux captives le coeur,
Et Sendéri, jalouse, en versorait des larmes;
Mais sous un autre aspect son talent est vainqueur:
Elle est celui de faire oublier un homme
Tout votre esprit n'a pu faire oublier vos charmes. —

Kaum hatte Herr de la Condamine geendet, so nahm Voltaire das Wort, dann deklamirten und sprachen die Herren Dureosnel und Lmant in ihren angenommenen Rollen; aber Voltaire siegte, wie es scheint, einen vollständigen Triumph. Herr von Albaret versicherte mir Frau Friedrich II. auf der Bühne, ohne Uebertreibung oder Karikatur, dabei unvergeßliche es von Zeit zu Zeit Verse zu Ehren seiner liebenswürdigen Wirthin, der Mad. Dubocage; kurz, er teug sich am meisten zur Unterhaltung der Gesellschaft bei. — „Dieses Vergnügen", sagte Frau von Genlis Albaret, „das uns immer neue Abwechselung gewährt und uns selbst nie nicht müde werden konnten, ward ungefähr vier- oder fünfmal wiederholt; oder nur die Eingeweihten wußten darum, und wir bewahrten es wie ein tiefes Geheimniß." — Erst lange nach dem Tode der Mad. Dubocage konnte sich Frau von Genlis entschließen, von diesen Soireen zu sprechen.

Frankreich war um jene Zeit ein wahres Zauberland, dessen Hauptreiz eben diese feine, höfliche, liebenswürdige Geselschaft ausmachte, die selbst es öfters bewährt war, sich in ihren gegenseitigen Beziehungen zu gefallen und sich das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Nichts dürfte das reine Vergnügen, die ungebundene Heiterkeit in allen geselligen Kreisen verscheuchen; man erlaubte sich wohl zuweilen kleine Sptttereien, diese waren aber nicht beleidigend, denn man wußte damals noch nichts von jener giftigen Mediſance, jenen Verleumdungen, die man jetzt so frei, so ohne Scheu ausspreicht, und die man Aufrichtigkeit oder Offenheit nennt. Ich hatte sie für Kinder, war sie eine Art von Vorbeit, die weniger zu ertragen ist, als jede andere, weil sie im Finstern schleicht und verderblich wirkt. — Eine der angenehmsten Zerstreuungen für den hohen Adel von Paris waren die Gesellschaften, die sich bei den Prinzen versammelten. Die feine Welt nahm nicht nur an Vergnügungen regelmäßig Theil daran, sondern machte auch im Sommer Reisen nach den Landgütern dieser Fürsten, wo sie immer eine gastfreie Aufnahme und die angenehmste Unterhaltung fand: man besuchte den Herzog von Orleans in Villers-Cotterets, den Prinzen von Conti auf Ile-Adam, den Herzog von Beaulieu in Navarra und den Prinzen Condé in Chantilly. Auf allen diesen Schlössern wurde heiter und angenehm gelebt: man spielte Komödie, tanzte, musizirte, dabei blieb jede Spur von Etiquette verbannt; die Prinzen, die ich oben genannt, waren 'ungeversommend, mittheilend und freundlich; man gefiel sich bei ihnen und war glücklich. Zu jener Zeit trug Alles dazu bei, eine Gesellschaft zu bilden; jetzt, im Gegentheil, erbeitet Jeder zur Zerstörung.

Mehrere Jahre indessen nach der Salon der Frau von Genlis, wie ich ihn oben beschrieben, ein Sammelplatz für die beau monde, aber auch für Gelehrte, Schriftsteller und Künstler; ein Ort, wo man Musik und Literatur gleich zu würdigen verstand. Sie war nicht nur in ihrem eigenen Hause unumschränkte Gebieterin, sondern wußte auch in Jeden in der ihr anderen Gesellschaftsellen die Honneurs zu machen, als ob das Haus Orleans von jeher on ihre Beherrschung geeobbnt gewesen. Sie war verdrieaber und konnte also dem Herzoge nicht ihre Hand reichen; aber ihre Tante, Frau von Montesson, war unvermählt, und vielleicht baten die klugen Mandver der Genlis mehr dazu beigetragen, jene Heirath zu Stande zu bringen, als alle Koketterien der Frau von Montesson.

Frau von Genlis schiete das sonderbarste, bewegteste Leben, das man sich vorstellen kann. Sie besuchte nicht nur ihre Verwandte und Bekannte, sondern etablirte sich förmlich bei ihnen, die ihr ihren Geschäft überschrieben, wenn sie dann nach sie einst einen Wechsel machte, Verbreitungen, auf und zog weiter. Ihr Lieblings-Aufenthalt war das Schloß Sillery, ein herrliches Landgut, das erst dem Herrn von Puisieux und dann ihrem Schwager, dem Marquis von Genlis, gehörte; aber auch selbst dort blieb sie nur immer einige Wochen; sie wußte Abwechslung haben und Aufsehen erregen, denn das war ihr zum Bedürfniß geworden. — Herr von Genlis, der doch viel zu verständig und geistvoll war, um sich von einer Frau leiten zu lassen, führte sie selbst überall hin, nahm an allen Festen Theil, deren Seele sie zu sagen war, und verließ sie nur, um sich dem Regimente, in dem er als Oberst stand,

*) Die Kolumbiade, ein Gedicht in 10 Gesängen, von Mad. Dubocage.

**) Letters de Stephanie, historischer Roman in 3 Bänden, von Mad. de Beauharnais.

anzuschließen. — Frau von Genlis präludirte damals schon zu der Rolle, die sie bald spielen sollte; sie haschte gierig nach Lobpreisungen und Anspielungen; sie konnte es nicht leiden, wenn irgend ein Anderer die allgemeine Aufmerksamkeit von ihr ablenkte; daher hatte sie Frau von Staël, die doch unendlich höher stand, als sie, und die sie mit so seinhöniger Feder schilderte. Wie gefallsüchtig sie war, zeigt sie selbst, indem sie von einem tiefinnigen Vorfall, der bei der Frau von Etournelle zugetragen, spricht. Ihr Sohn, ein unartiges, verzogenes Kind, mußte Reis in ihrer Nähe essen, damit sie auch von Zeit zu Zeit ihre Mutter betleide an den Tag legen konnte; er quälte sie oft mit jener Lüsegen, die uns nicht nur fortwährend umschwärmen, sondern uns auch mit ihren Stichen peinigen. Einst war sie mit ihm bei Frau von Etournelle, da fiel es dem Knaben mit einem Male ein, daß seine Mutter ihm ihren ganz neuen mit Blumen garnirten Hut geben solle, weil er Lust habe, damit zu spielen. Nichts wäre leichter gewesen, als es ihm zu versagen; doch Frau von Genlis konnte ja ihrem Kinde nichts abschlagen. Sie nahm also den Hut ab, aber man muß wohl denken, daß das damals so leicht war, wie jetzt, wo man nur eine Schleife aufzulösen braucht, um sich von der oft so lästigen Kopfbedeckung zu befreien. Ein Hut gehörte in jener Zeit zu jeder eleganten Toilette; er war oft mit mehr als hundert großen schwarzen Nadeln an Haar befestigt, und es mußte alle die Kunst der Hülfe der Frau von Etournelle in Anspruch nehmen, um diese Nadeln herauszuziehen. Dieß war gefällig genug, sectwärdend dabei auszurufen: „Wie sanft und gut sie ist! Wie bäuslich sie aufgeht!" und als man endlich der Hut den Händen des kleinen Tyrannen übergeben war, sah Frau von Genlis mit großem Erstaunen, daß Haaren bei Jahre lang sie an und bewunderte ihre schönen Locken und Flechten. Sie hatte also wirklich Zweck erreicht; die allgemeine Aufmerksamkeit war auf sie gerichtet, und dieses Benehmen nannte man damals liebenswürdige Natürlichkeit und Einfachheit.

Nord-Amerika.

Cochran's neue Kanone.

Ein junger Nord-Amerikaner, Herr John Cochran, der Sohn eines Kaufmanns in New-Hampshire, hat die Construction der Kanone in solchem Grade vervollkommnet, daß dieses Geschütz dadurch eine viel größere Kraft erhalten hat und namentlich in viel kürzerer Zeit, als bisher dazu nöthig war, bedient werden kann. Seitdem ist dabei der Umstand, daß die so vervollkommnete Kanone in der Kürze, wenn den Russischen des Sultans, zum ersten Mal in Anwendung gebracht worden ist. Die Amerikanischen Zeitschriften theilen uns über Herrn Cochran und seine Erfindung Folgendes mit:

„In seinem 16ten Jahre zeigte der junge Mann große Neigung zu mechanischen Experimenten. Sein Vater, der diese Neigung billigte, gewährte ihm anfänglich hundert Dollars zur Anschaffung von Werkzeugen und Apparaten, deren der junge Mann bedurfte. Schon in seinem 18ten Lebensjahre kam dieser auf die Idee, die jetzt eine solche Verbesserung zu erlangen versprecht, damals noch unvollkommen war und erst nach drei Jahren zu völliger Reife gebracht. Demnächst begab er sich nach Frankreich und England und zeigte dort das Modell seiner neuen Kanone. Als er in den Jahren 1833—34 zu Paris verweilte, ersuchte ihn der Türkische Botschafter, seinen Kollegen in London mit der neuen Erfindung bekannt zu machen. Cochran reiste nach Woolwich und stellte in Gegenwart des Türkischen Gesandten und Vieler von Berufen an, die so beschriebene ausstellen, daß der Türkische Diplomat ihn bewog, nach Konstantinopel zu gehen, wobin er ihm sehr schmeichelhafte Empfehlungs-Schreiben an die hohe Pforte mitgab. Herr Cochran kam den 11. Februar 1836 in Konstantinopel an und wurde durch den Groß-Wesir dem Sultan vorgestellt. Seine Hoheit fand großes Gefallen an den Versuchen, die der Erfinder mit seinem Modell anstellte, und trug ihm auf, nach denselben Principien eine zwölfpfündige Kanone zu gießen. Man wies Hrn. Cochran eine elegante Wohnung in Pera an, erbed ihn zur Wüsde eines Kanonen-Meisters und stellte ihm viele Arbeiter, als er gebrauchte, zu seiner Verfügung. Aber die Artillerie war noch in gutem Stande, und die Werkzeuge besaßen wenig Geschick, so daß Cochran sich genöthigt sah, die Meiste mit eigenen Händen zu verrichten. Indessen er sein gelöber praktischer Mechaniker war, gelang es ihm doch binch Fleiß und Ausdauer, drei Kanonen zu gießen, zwei Einpfünder und eine Zwölfpfünder, von denen der letztere so vollkommen gerieth, als man es nur wünschen konnte. Am 14. September desselben Jahres probirte er den Zwölfpfünder in Gegenwart der Türkischen Behörden, die einen schmeichelhaften Bericht über das Experiment an den Sultan abstatteten. Er hatte die Kanone im Besitzen dieser Würdenträger zu ihrem größten Erstaunen hundert Mal in fünfzehn Minuten abgefeuert. Der Sultan sodrete Herrn Cochran auf, daßelbe Experiment unter seinen Augen zu machen, und fuhr an dem festgesetzten Tage auf seiner Prachtgondel mit glänzendem Gefolge nach Therapia, am diesseitigen Ufer des Bosporus, wo man große Vorbereitungen zu dem feierlichen Experimente getroffen hatte. Als das Fahrzeug dem Werfte sich näherte, kaltete Herr Cochran, auf Chalil-Pascha's Geheiß, aus seiner Experimental-Kanone mit 21 Schüssen in weniger als zwei Minuten!! Die ganze Versammlung war vor Staunen außer sich. Der Sultan ließ den Erfinder in sein Zelt am Ufer kommen, verschierte ihn seiner besonderen Huld und verlangte die Feerlitzung der wunderbaren Experimente. Die Kanone wurde auch dieses Mal in 15 Minuten 100 Mal abgefeuert; der Lauf kam dabnech in eine Hitze von 650 Grad F., während der sich drehende Cylinder, der die Ladung enthielt, nur eine Wärme von 250 Grad hatte und also vergleichungsweise kühl war. Se. Hoheit fragte Herrn Cochran nach dem Belaufe der Kosten; dieser übertieg die Summe dem Ermessen Sr. Hoheit und wurde am folgenden Tage nach dem Palast eingeladen. Der Beutel voll Geld, den er hier empfing, war ein echt Kaiserliches Geschenk und vollkommen hinreichend sowohl zur Entschädigung seiner Mühe, als zur Aufmunterung für die Zukunft. Herr Cochran lebte bald darauf nach Amerika zurück."

Die Erfindung des jungen Amerikaners ist seitdem auch von dem Amerikanischen Institut der Wissenschaften geprüft worden. Das Resultat desselben kennt man zwar noch nicht, aber eine New-Yorker Zeitung von neuem Datum meldet, das Patent auf die dieselbe betreffende nicht revolvirende Kanone (many-chambered non-revolving rifle) sey von dem Erfinder für 300,000 Dollars an eine Gesellschaft verkauft worden.

Aerzte in Nord-Amerika.

In Frankreich hängen die Einkünfte des Arztes fast immer von der Willkür des Kranken oder seiner Familie ab. Die meisten Dienste des praktischen Arztes scheinen ganz umsonst sepn zu müssen. Man bandelt mit ihm, man zieht ihm von der Zahl und dem Preise seiner Besuche ab, und er kann sehr zufrieden sepn, wenn er nur das Drittel oder die Hälfte seiner Forderung erhält. Er darf seine Arzei liefern, und von einer einfachen Unterhaltung, von einem Freundschaftsbesuch (sache ist es ja nicht) macht man kein großes Wesen. Der Doktor ist selbst unter seinen Freund des Hauses. Wenn sich in einer Familie mehrere Personen unpäßlich fühlen, so kommen sie in einem und demselben Zimmer zusammen und erwarten den Besuch des Arztes: Jeder verdeht ihn und oft Alle zusammen auf einmal; man beklimmt ihn mit Fragen, und der unglückliche Doktor, der so unbedeutet überrascht wird und gewöhnlich ist, auf Alles zu antworten, Alles zu berathen, als Arzt zu übertegen, alle Symptome zu untersuchten, findet sich bei dem Allen noch der gerechten Lohnes für seine Dienste beraubt. Oft sogar kommt es vor, daß man sich von einem Stock zum anderen die Verordnungen mittheilt; jeder Nachbar schreibt sie ab, und so kommt man dazu, sich Arznei zu verschaffen ohne Arzt.

In England, wie in den Vereinstaaten, wo die Arbeit die Hülfsquelle Aller ist, da wird der, welcher die Gesundheit wiederherstellt, welcher dem Uebel eine Schranke setzt, welcher den Menschen von der Schwelle bestreit, als ein nützlicher Arbeiter betrachtet, da wird ihm sein Rath und sein Beistand theuer bezahlt, angeklagen; man bezahlt ihn Tag für Tag wie einen nützlichen Lieferanten. Daher wird man sich nicht wundern, daß die Aerzte es sich angelegen sepn ließ, den Preis ihrer Dienste zu bestimmen und ein rechtsgültiges Verzeichniß davon zu geben. So sind die Familien vor jeder übertriebenen Forderung geschützt, und der Arzt und der Chirurg sind sicher, ein kleines Gehalt zu bekommen.

In den drei großen Städten Nord-Amerika's, New-York, Baltimore und Charlestown, sind besondres folgende Taxise verrichend. Der erste Besuch des Arztes kostet nach unserem Gelde in New-York einen halben Thaler, in Baltimore 1½ Thaler und in Charlestown gegen 2 Thaler. Die folgenden Besuche kosten in New-York 3 Thaler, in Baltimore 1½ und in Charlestown so viel wie der erste Besuch. Ein einziger Besuch wird in New-York mit 3, in Baltimore mit 3 bis 15 und in Charlestown mit 2 Thalern bezahlt. Eine Consultation mit dem Arzte kostet in New-York und Baltimore gegen 6 Thaler, in Charlestown ungefähr 12 Thaler. Für die folgenden Consultationen zahlt man in New-York 4½ Thaler, in Baltimore 1½ die 3 und in Charlestown 3½ Thaler. Eine briefliche Consultation kostet in New-York 15 bis 22 Thaler, ein nächtlicher Besuch dagegen in New-York 10 und in Baltimore 8 bis 30 Thaler. Das Honorar für eine Geburt beträgt in New-York 12 Thaler, in Charleston 24, für jeden Tag hernach es in New-York 36 Thaler. Für entfernte Besuche muß man außer dem Honorar für die Wüste selbst noch auf die Meile in New-York 2 und in Baltimore 1½ Thaler zahlen. Ein Besuch zur Zeit epidemischer Krankheiten kostet in New-York 8 und alle folgende Besuche 4½ Thaler. Ein Besuch nach dem Tode kostet in New-York 24 Thaler. Bei einer gefährlichen Niederkunft bekommt der Arzt in New-York 36 bis 37 Thaler, in Baltimore 15 bis 36 und in Charleston 30 bis 75 Thaler; eine beschwerliche Niederkunft dagegen bringt dem Arzt in New-York 50 bis 90, in Baltimore 36 bis 70 und in Charleston 75 bis 125 Thaler. Ein Arterial-Aderlaß New oder Fuß kostet in New-York 3 Thaler, in Baltimore 1½ bis 1½ Thaler und in Charleston gegen 3 Thaler. An der Halsader kostet der Blutlaß in New-York gegen 8 und in Charleston etwas über 8 Thaler. Für das Herausreißen des Zahnes bekommt der Arzt in New-York 1½, in Baltimore 1½ die 1½ Thaler, und geschieht die Operation bei dem Kranken selbst, so kostet sie in New-York noch einmal so viel. Für die Pockenimpfung zahlt man in New-York 8 bis 16 Thaler, in Baltimore 3 bis 8, in Charleston 7 bis 15 Thaler, für die Amputation eines Gliedes giebt man in New-York 75, in Baltimore 36 bis 100, in Charleston 30 bis 50 Thaler. Wer sich von Zeit einen Finger abnehmen läßt, muß dem in New-York 16, in Baltimore 6 bis 30 und in Charleston 7 Thaler zahlen. Die Heilung des Gesichts endlich kostet in Baltimore 40 bis 80 und in Charleston 30 bis 90 Thaler.

Man sieht, wie verschieden der Tarif ist in den drei großen Handelsplätzen. Der von New-York wurde nach seiner Bestätigung durch die medizinische Gesellschaft dieser Stadt im Januar 1816 festgesetzt; der von Charleston datirt von 1791, und der von Baltimore ist erst 1832 geordnet worden. (Rev. Britt.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Freiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 107. Berlin, Mittwoch den 6. September 1837.

Frankreich.

Streiferien Napoleon's à la Harun-al-Raschid.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.*)

Eine Liebhaberei, welcher Napoleon häufig nachging, war die: nach dem Vorbilde jenes berühmten, durch die Erzählungen der Tausend und eine Nacht unsterblich gewordenen Sultans, die Hauptstadt incognito zu durchstreifen. Von seinem Groß-Wesir Gisfar, d. h. von dem Groß-Marschall des Palastes, oder, in dessen Ermangelung, vom diensthabenden General-Adjutanten begleitet, verließ der Kaiser zuweilen schon vor Tages-Anbruche die Tuilerieen. Derjenige, welchen er dabei zu seiner Begleitung mit sich nahm, wußte dann immer das Wort dazu, die einige um den Garten aufgestellten Posten mit „Die Kaiser!“ anzurufen. Hierauf kam der Kommandant des Postens selber, sich von der Wachsheit zu überzeugen und, nach dem Austausche von Losung und Feldgeschrei, das Gitter, durch welches Napoleon den Garten verlassen wollte, zu öffnen. So entwischte der Kaiser, wie er scherzweise zu sagen pflegte, seinem Tuilerieen-Gefängnisse.

Bei derglei chen Ausflügchen in die Stadt trug er meist einen Ueberrock von grauer oder von dunkelblauer Farbe, wie in der letztern Zeit, bis oben hinauf zugeknöpft, und einen runden Hut mit breiter Krämpe. Natürlich hatte auch sein Begleiter nicht das Mindeste an sich, wessen sein Rang zu erkennen gewesen wäre. Bisweilen, besonders im Sommer und in der Lange der Tuilerieen nach für die Spaziergänger offen standen, ging Napoleon auch, anstatt den Palast durch einen der Gartenhäuser zu verlassen, über den Schloßhof und schlüpfte dann durch das Pförtchen, der Rue de l'Echelle gegenüber. Nun gab ihm Duroc den Arm, und so traten sie zu die Läden der Straße St. Honoré und bedandelten, der Laufende auch nur einige unerhebliche Kleinigkeiten. Manchmal geschah es auch, daß er sich die in die Gänge des Palais-Royal wagte, jedoch nur, wenn er sah, daß nur wenige Leute darin waren. Gewöhnlich aber erstreckten sich die Abend-Ausflüge nicht viel weiter.

Lent der Kaiser in einen Laden, so, ließ der Groß-Marschall die Sachen, von denen etwa gekauft werden sollte, vorlegen. Während dessen begann Napoleon seine Rolle als Ausfrager; und dann war nichts lustiger anzuhören, als wie er, der sonst immer so ernst, so einfach und so natürlich war, sich verstellte, die Geberden, die Sprache und den feilschgläubigen Ton eines Mode-Herrn nachzuahmen. Wie lins sich benahm er sich doch, wenn er dann sich sein machen wollte: wenn er, seine schwarze Halsbinde mit zierlich gespitzten Fingern in die Höhe zupfend, dabei auf den Zehen sich erhebend, im nächsten Augenblicke ohne schon, die Knie-Gelenke zusammenknickend, sich wieder klein machend, mit einem Protektor-Tone sprach: „Nun, Madame, was hat man Neues, seit der Kaiser Festen gemacht? Ja man wohl fortreten? Gebt Ihr Handel gut? Die Laden scheint wir ziemlich wohlverseh'nt; es müssen wohl viele Käufer zu Ihnen kommen!“ — Bei den Worten ziemlich wohlverseh'n, die dem Ohre von Madame eben nicht wohlgefällig klangen, sah diese den sonderbaren Fragen etwas scheel an, preßtlisterte sich ihr Gesicht und antwortete sie nur einsilbig, daß sie gab auch wohl ganz und gar keine Antwort, weil sie nicht recht dahinter kommen konnte, mit Wem sie zu thun habe. Manche rief selbst, aus Argwohn, wenigstens einen Revolutionnair vor sich zu haben, um die zudringlichen Fragen des Kunden, dessen Wesen durchaus nicht das eines Mannes comme il faut war, kurz abzuschneiden, ihren Mann oder einen Diener und machte sich dergestalt von diesen Lästigen los. Ja, eines Tages (kurz nach der Krönung) begegnete es dem Kaiser, als er mit leichtfertigem Tone einen Juwelen-Händler in der Richelieu-Straße gefragt hatte, was man denn von dem Handwerke, dem Napoleon, dächte? — daß Jener, der einer seiner eifrigsten Bewunderer war, in der Meinung, einen alten Jakobiner oder einen Polizei-Spion vor sich zu sehen, nach einem Weisen, der hinter der Thür stehnte, sprang und dem Menschen, der bereits genug gewesen, ihm so höchst unehrerbietig von St. Majestät dem Kaiser und Könige zu sprechen, gar bedeutsam mit demselben drohte, — so daß der Groß-Marschall eilen wußte, sich ins Mittel zu schlagen und, so gut es eben gehen wollte, seinen Freund zu entschuldigen, der gerade noch Zeit genug zum Nächtige gefunden, um etwas noch Schlimmeres, als Drohungen, aus dem Wege zu gehen. Und darf man dem Kaiser hierin glauben, so ist der Augenblick, in welchem er dafür, daß er in seinen Laden von sich selber schlecht gesprochen, drohte Schläge mit dem Weisenstabe davongetragen hätte, einer der froheften und glücklichsten seines Lebens gewesen.

Aber wahrlich, in dem Harun-al-Raschids-Kleide, wie Napoleon selber es nannte, hatte er das sonderbarste Aufsehen und Bewunderen von der Welt. Dies kam von der Weise, wie er sich mit dem runden Hute herausputzte, indem er ihn, seiner ungewohnt, bald sehr weit nach hinten, bald ganz vorn, und, um nicht erkannt zu werden, tief in die Augen gedrückt trug. Was seinen Ueberrock betrifft, so waren dessen Schnitt und Umfang wahrhaft possierlich: Napoleon ist es nicht, daß seine Kleidungsstücke ihn, wenn auch nur im Geringsten, genirten, geschweige denn zwängten. Michel, sein Schneider, machte ihm dahrer Fracks, besonders zrbeck Ueberröcke, die ihm so saßen, als ob ihm — um mich eines damaligen Mode-Vergleiches zu bedienen — an einem Schilderhause Maaß genommen worden wäre. Kaiser deshalb nicht machte endlich auch noch die Seezgkeit, mit welcher er seine ihm eigenthümlichen Geberden, Haltung und Gang unter dem Wesen und Gange der gewöhnlichen Leute verbarg, aus Napoleon ein ganz besonderes Wesen, das man nicht anders als sichtend und für die leibhaftige Deizinalität selber ansehen konnte. Fielen übrigens aber diese Inkognito-Streifereien auch nicht immer zu Gunsten seiner Bigarrerie aus, so fahren doch diejenigen, denen das Glück dieses Gsß zufhiete, dabei gewiß niemals schlecht.

Zu Anfange des Jahres 1813, nach dem Unsterne von Moskau, beschloß Napoleon, um sich selber von dem Geiste zu unterrichten, welcher die Bevölkerung der Vorstädte von Paris beseelte, diese der Reihe nach alle zu durchstreifen. Mit der Vorstadt St. Antoine machte er den Anfang. Da setzt er sich eines Tages, nue von einem seiner General-Adjutanten begleitet (der Groß-Marschall befand sich gerade sehr unwohl), in einen Fiaker, läßt sich nach dem Bastille-Platze fahren, steigt dort aus und verfolgt die große Eharonne-Straße. Im Lade dreschiers angekommen, bleibt er eine Zeit lang stehen und sieht einigen Maurern zu, die an einem ungewöhnlich großen Bau arbeiten. Da bemerkt er, wie Einer derselben plötzlich unbeweglich und wie im Aufbalte wee ihm dasteht. „Erkennst Du mich wieder?“ fragt er den Maurer nur kurz und ihn allmälig wbertretend. — „O, mein Kaiser!.... Sawre!“ Zerreißt der Mann hastig heraus, indem er die Kelle in der rechten Hand militairisch an die Stirn legt, wbrend seine Linke das Werkzeug, das sie gerade hielt, langsam zur Erde gleiten läßt. — „Ich erkenne Dich auch wieder“, antwortet Napoleon. — „Du heißt Grégoire Boivin, warst Korporal im zweiten Garde-Jäger-Regiment zu Fuß, bist bei Eßlingen zweimal verwundet worden. Hast Du Dich Hanptmann Empfehlung dah' ich Die die Decoration gegeben. Daß nachher dabe ich Deine Zulassung in mein Invalidenhaus bewilligt. Und warum seh' ich Dich nun hier?“ — Grégoire steht wie eine Bildsäule, ohne eine Bewegung zu machen, ohne ein Wort hervorzubringen. — „Du daß's eben so weit gebracht, daß man Dich aus dem Invalidenhause verwiesen hat? Nicht wahr? Was hast Du denn angestellt?“ — Diese selbe Unbeweglichkeit, dasselbe Schweigen von Seiten Grégoire's, der die Augen zu Boden schlägt. — „Du kannst Dich wohl nicht mehr darauf besinnen?.... Nun, so will ich Die's sagen; Du wirst, daß ich ein gutes Gedächtniß habe: Eines Morgens, nachdem Du Dummheiten begangen hattest, daß Du Abschiedsein gereicht.“ — „Mein Kaiser!“ fällt Grégoire, den Kopf stolz erhebend, ein, „es waren keine Aibernheiten, die ich geredet habe. Das wissen Sie auch wohl.“ — „Wie! Hast Du nicht wie ein Narr geschrien: Es lebe die Republik! nachdem Du Dich mit den Schlingeln im Invalidenhause benebelt hattest? Dein Vater hat Dir in der Taufe schon den schönen Namen gegeben.“ — „Was denken Sie denn, mein Kaiser, ich hatte mich so nur wieder daran erinnert, daß ich Feierwilliger von 93 gewesen. Und weil ich am Abende vorher ein wenig über den Durst geschluckt hatte, habe ich am Morgen gerufen ....“ — „Es lebe die Republik! sag' ich Dir. Nun lage Du mir aber doch einmal: Was für ein Ding ist denn das, Deine Republik? Siehe denn das auch aus, wie irgend Etwas? — Man hat Dich also fortgejagt; man hat Recht daran gethan; Die ist nur geschehen, wie Du's verdient hattest.“ — „Das die steht' ich ja auch gar nicht, mein Kaiser; aber Sie werden mir doch auch zugeben, daß es sehr hart ist, wenn man Sie tief, wie ich, wenn man sich geschlagen hat, wie ich, wenn man Frau und Kinder hat, wie ich — sich ohne Brod auf der Straße zu sehen, bloß, weil Einem ein

*) Wir setzen die Mittheilungen dieses ehemaligen Pagen fort, ohne ihr doch, wie wir schon früher uns verwahrt haben, für deren historische Wahrheit und Verbürgung zu wollen. Es leuchtet sich dieß Geschichtchen ganz sehr freilich, ist mögen nun wahr sein oder nicht. Besonders unwahrscheinlich aber ist diese Maske Napoleon's à la Harun-al-Raschid, wenn man damit dasjenige vergleicht, was Herr Varnhagen von Ense in dem zweiten Bande seiner vor kurzem erschienenen Denkwürdigkeiten über das zurückgezogene dürtere Leben des Kaisers erzählt.

Digitized by Google

Glas Wein zu viel in den Kopf gestiegen." — Und indem er dies sagt, kann der Maurer, den des Kaisers Worte wohl ein wenig weich gemacht haben mochten, zwei große Thränen, die ihm über die gebräunten Wangen herabrollten, nicht zurückhalten. Napoleon aber bricht, lebhaft bewegt, in die Worte aus: „So, Du hast also Kinder! Das ist etwas Anderes! Warum hast Du mir das nicht schon früher zu wissen gethan? Wie alt ist Dein Aeltester?" — „Ich habe eigentlich zwei Aelteste; d. h. sie sind Zwillinge und alle, Beide für das nächste Jahr konfirmirt." — „Gut! Aber was hast Du denn mit Deinem Kreuze gemacht?" — „Mein Kreuz!" wiederholte bestürzt, indem er rasch seine Blöße zustreift und einen wahren Schrei von einem Worte, dessen sämmtliche Farbe gar nicht mehr zu erkennen, stolz zur Schau bietet und dann mit der flachen Hand deckt — „Mein Kreuz! Abwesend! Wegen dringend nöthiger Ausbesserungen und wegen der Einbindung von Mad. Grégoire. Aber, was das Band betrifft: Hier! Dasselbe, welches der Herr Hauptmann mir auf der Straße verliehen haben. Nur, da es seine Zeit gedient hat und des Ersatzes aus dem Magazine bedarf." — Mit einem Blicke der Befriedigung auf Gegebene nahm nun der Kaiser sinnend das Ordenband an sich, indem er sich gegen seine Adjutanten und sprach, indem er sie dem Maurer in die Hand legte: „Da, geb' und bezahle die dringend nöthigen Ausbesserungen Deines Kreuzes, sag, wie ich hier angekommen, überschwemme Dein Haus mit Licht und trink' auch mit Deinen Kameraden auf meine Gesundheit, aber vernünftig, verstehst Du mich? Und dann, wenn es Dir wieder einmal einfallen sollte, Etwas zu schreien, nun, so schreie: Es lebe Feankreich! Dann wies's Die wohl auch an einem Ende nicht fehlen; aus Niemand wird es Dich schelten können. Jedes, morgen kommst Du in die Tuilerien, dort verlangst Du den dienstthuenden General-Adjutanten zu sprechen. Du sagst dem Kastellan, daß Du in meinem Auftrage kommist, so wird man Dich zulassen. Gott befohlen! Bleib' ruhig hier; ich will nicht, daß Deine Kameraden wissen, wer sich bin." —

Von folgenden Tage erhielt Oberst Marbot Befehl zu seiner Wieder-Ernennung in das Jovialitenbund; denn er hatte seine Pension; und Napoleon hätte ja unmöglich gehabt, daß einer seiner braven Soldaten Hungers stürbe, weil es — seinem eigenen Ausdrucke zufolge — ihm einmal beliebt war, im Duell Niederreiten zu sagen, in denen sein gesunder Menschenverstand sich stellte.

Ein anderes Mal hatte Napoleon, um sich selber vom Fortgange der Arbeiten am Denkmale auf dem Vendôme-Platze zu überführen, schon bei Tages-Anbruche mit seinem Groß-Marschall den Palast verlassen. Nachdem der Kaiser das Riesen-Gerüst in allen seinen Einzelheiten besichtigt und in etwa drei Viertelstunden rings umgangen, begab er sich weiter, in die Straße Napoleon (jetzt Rivoli-Straße). Hier, in der neuen Häuser damals wie durch Zauber emporstiegen, und kam, sich rechts wendend, wieder auf den Boulevard, wo er in heiterem Tone zu Duroc sagte: „Die Herren Pariser in ihren Stadt-Viertel müssen doch recht faul sein, daß sie jetzt noch alle Läden geschlossen haben, obgleich es schon heller Tag ist." — Im Vorübergehen bemerkte er bereits an Dies und Jenes Haus, indem es zu weit vorgerückt worden war, die Ausschi verpertte oder die offene Straße beengte, was er sofort in sein Merkbuch eintrug, um mit Fontaine, sobald sie wieder zusammen arbeiten würden, darüber zu sprechen. Unter verschiedenen Gespräch kam er dann vor die Tuilerien, die erst kurz zuvor der Reinigung übermalt worden waren. Während er nun die äußere Verzierung und die Felsen, welche die Gebäude tragen, musterte, ward das Kaffeehaus, das mit der Anstalt zusammenhängt, geöffnet. „Wie, wenn wir da hineingingen und frühstückten?" sagte er zu Duroc. „Was meinst Du? hat unser Gang Dir nicht auch Appetit erregt?" — „Ich bin noch zu früh. Es ist erst acht Uhr." — „Bah, bah! Deine Uhr geht ewig zu spät! Ich habe Hunger. Ueberdies werden wir so auch an Zeit für das übrige Tagewerk ersparen." — Und ohne eine Antwort abzuwarten, tritt der Kaiser in das Kaffeehaus, setzt sich an einen Tisch, ruft den Kellner und bestellt Hammel-Cotelettes, Omeletten aux fines herbes (seine Lieblings-Gerichte) und eine Flasche Chambertin. Nachdem er dann mit sichtlichem Appetite gegessen und auch noch eine halbe Tasse Kaffee, von dem er behauptete, daß er dieser gewesen, als der, den man ihm in den Tuilerien gewöhnlich brächte, getrunken, ruft er den Kellner, fordert die Rechnung und zahlt auf, indem er zu Duroc sagt: „Gestehen Sie, und lassen Sie uns nun wieder nach Hause gehen, es ist Zeit." — Damit stellt er sich auf die Thürschwelle des Kaffeehauses, die Hände auf dem Rücken seines Rocks gelegt, und singt an, ein Italiänisches Recitativo zwischen den Zähnen zu pfeifen, wobei er, wie um den Takt dazu anzugeben, bald mit dem einen, bald mit dem anderen Beine wackelt. Der Groß-Marschall nun war ziemlich mit dem Kaiser aufgestanden, hatte aber, nach vergeblichem Wühlen in allen Taschen, endlich nur die Gewißheit erlangt, daß er bei der Eile, mit welcher er am Morgen sich angekleidet, die Börse vergessen hatte. Und nun weiß er, daß Napoleon niemals Geld bei sich hat. — Inzwischen kommt der Kellner zurück und bringt dem wie trübsinnig an seinem Platz gebannten Groß-Marschalle die Rechnung, im Betrage von zwölf Francs. Unerschwingliche Summe! — Beide sehen sich eine Zeit lang an, ohne ein Wort zu sprechen: der Eine, weil begreiflich ihm noch niemals begegnet; der Andere, weil er den Grund der Verlegenheit, die zu verbergen Duroc vergebens sich bestrebt, sogleich errathen hat. Während beide hat der Kaiser, der von dem ganzen Vorgange nichts gewahr geworden, wenig gewöhnt, warten zu müssen, und der gar nicht begreifen kann, warum Duroc so zögere, sich wiederholt sein Kopf, nach ihm umgewendet, ja, schon mehrere Male mit ungeduldigem Ton ihm zugerufen: „Nun, so machen Sie doch; es ist so schon spät!" — Endlich, wohl einsehend, daß diese kritische Lage nicht länger dauern könne, und in der Meinung, daß es, am und für sich herauszukommen, sich nur darum handele, die Bezeichnet frei zu erstehen, tritt der Groß-Marschall seinen Entschluß, tritt zu der Wirthin vom Kaffeehause, die während dieser ganzen Zeit schweigsam und gleichgültig in ihrem Comptoire geblieben, weil sie ihr bevorstehenden Zumuthung schon längst sich versehen, — und sagt in einem höflichen, aber etwas schüchternen Tone: „Madame! Mein Freund und ich sind diesen Morgen ein wenig eilfertig ausgegangen. Wir haben vergessen, unsere Börsen einzustecken . . . Aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen binnen einer Stunde den Betrag dieser Rechnung zuschicken werde." — „Möglich, mein Herr!" antwortete die Dame ganz kalt. „Aber ich kenne weder Sie, noch den Anderen, und werde überdies alle Tage auf solche Weise angeführt. Sie sehen alle . . . ." — „Madame!" unterbrach sie der Groß-Marschall, dem ihre Antwort das Blut ins Gesicht getrieben, „wir sind Männer von Ehre und Garde-Offiziere!" — „O ja, Ehre, Kniffe! Nicht weiß ich, über die Herren Garde-Offiziere!" — Bei den Worten Männer von Ehre und Garde-Offiziere, die der Kaiser verstanden hatte, vermuthete er wohl, daß sich hier, ihm unbewußt, irgend ein Duiproquo ergeben haben müsse, und hatte, nochmals sich umkehrend und mit dem Fuße aufstampfend, gefragt: „Was giebt's denn?" — auf den Zuruf von Duroc jedoch sogleich wieder seinem Platz unbewegsich eingenommen, den Hut noch tiefer in die Augen gedrückt und zu pfeifen aufgehört. — Da sagte endlich der Kellner, dem es dunkel vorschwebte, daß er das Gesicht des Groß-Marschalls schon irgendwo gesehen haben müsse: „Madame, diese Herren haben vergessen, sich Geld einzustecken; ich will sie hier bringen, hergenau, daß wieder Garde-Offiziere seien, arme Kellner, wie mir, nicht weeden Schaden zufügen wollen." — „Nun ja, so sind Ihr immer!" erwiderte die Wirthin verdrießlich: „das sind eben wieder einmal zwölf Francs Verlust sie mich!" — „Nein", antwortete der Kellner mit einer gewissen Würde, „ich will es Ihnen ja auf der Stelle bezahlen." — Damit zieht er seine Börse, zählt die Summe und die Frau schaut und giebt sie seiner Herrin, die sie, unter beständigem Brummen über solche, die, wie sie sagt — die schlechte Gewohnheit haben, Geld zu vertheun, ohne welches zu besitzen — in Empfang nimmt. Unterdeß hatte der Groß-Marschall seine Uhr aus der Tasche gezogen und sagte, sich wieder mit den Worten an Duroc hinzukehrend: „Da, mein Freund! Ist meine Uhr. Ich bitte Euch, bedenket sie, die ich meine Schuld an Euch abgetragen haben werde. Ich dank' Euch auch, für mich, und ganz besonders für meinen Freund, der doch stets und gewiß schon ungeduldig geworden seyn wird; denn wir haben dringende Geschäfte." — „Allein Herr, ich brauche das Pfand nicht; ich bin ja schon ohne dies überzeugt, daß Sie sehr redliche Leute sind." — „Ja, mein Freund", erwiederte Duroc, Ihr sollt Euer Vertrauen gewiß auch nicht zu bereuen haben." — Und mit diesen Worten trat er rasch zum Kaiser.

Beide setzen nun ihren Weg auf dem Boulevard fort, breiten sich aber ein wenig, aus Furcht, daß man ihnen folgen möchte, und wandten sich nach dem Durchgange der Triumph-Pforte, den Napoleon auch in die Marsch-Route ihrer heutigen Streifereien aufgenommen hatte. Unterwegs erzählte ihm Duroc den Vorfall, der sie so sehr aufgehalten hatte, auszuführlich. Der Kaiser lachte herzlich und war ganz entzückt über die Großmuth dieses Kellners, der, ohne sie doch zu kennen, die Felsstücke für sie bezahlt hatte. „Sie haben ganz recht", sagte er, „darauf will ich wetten! Denn die sind Alle so: dem ersten Anflage sich überlassend, ihr Geld rechts und links dem Essen, Besten an den Hals werfend, ohne Ueberlegung und ohne Reue!"

(Schluß folgt.)

Die erste Pariser Eisenbahn.

(Schluß.)

Lassen wir den gelehrten Mann sprechen: wir ungelehrten Leute denken nicht so hoch hinaus, wir beschreiben uns gern. Unsere Bahn nach Saint-Germain ist freilich nur 4½ Lieues lang, aber sie führt durch die anmuthigste, belebteste Gegend in der Welt. Ihr großter Tunnel ist zwar nur 264 Meter lang, aber wie leicht, wie süß, wie zierlich ist die Bildung. Sie hat zwar nur zwei Gleise, sind darunter, unter neuen die prächtige Steine zwischen bildenden Gebäuden hindurchlauft, und eine, die geneigte Brücke, die allgemein als ein wahres Wunderwerk der Ingenieurs-Kunst anerkannt wird. Laßt uns zusteigen seyn! wir sind noch keine Engländer oder Nord-Amerikaner geworden, Gottlob! Da ist es weit hin, bis wir in Frankreich lauter Dampfmaschinen-Wagen haben, und bis wir die Locomotivkunst zur Vollkommenheit sind. Wir haben Kanstlente und Fabrikherren, die sich schon sehen lassen: aber wir haben, Gott sey Dank, auch Künstler, Dichter, Musiker, selbst die junge Leute, Verliebte, aufgeräumte Spazier- und Müßiggänger. In simenta, sagt man, seien die Eisenbahnen am Sonntage; unsere nach Saint-Germain ist gerade für den Sonntag gemacht. Um Sonnabend wird der blaue Himmel über Gäste werden und locken, und die Sonntagsluft wird zauchzend in Fröhlichkeit und Pug auf ihr einherrollen. Darum hatten wir so viel auf unsere Eisenbahn; wir haben sie für unsere Feld- und Rubrlaue; Eure (zu den Amerikanern rede ich) arbeiten die ganze Woche und das ganze Jahr und haben nur an den Tagen der Freude und Erholung nichts zu thun. Wenn Ihr auf Eure Reisen geht, wickelt Ihr Euch in Euren alten Rock und setzt Eure alte Mütze auf, und von Weib und Kindern, die Ihr zu Hause laßt, nehmt Ihr Abschied; dann sagt Ihr mit des Dampfes Schnelle davon, und es erfragt Ihr nichts als den Bankerott. Wenn wir auf unserer Eisenbahn aufsteigen, wollen wir unser bestes Kleider anhaben und Weib und Kind mitnehmen, unser Vergnügen zu theilen. Das macht einen gewaltigen Unterschied. Glaubt mir, eine Eisenbahn zu sehen, wo man ein Transport nicht nach Tonnen und Waarenballen, sondern nach fröhlichen Menschen zählt, davon kohnt es sich schon, weit herzukommen. Warum, meint Ihr, drängt sich ein ganz Paris, zahlreiches Menschengewimmel schon jetzt voll freudiger Erwartung und wegbegierigen Verlangens in allen Straßen und Alleen, die nach Saint-Germain hinausführen? worum verbreitet jetzo Auge mit solcher Begier die beiden fern dahingleitenden Eisenspuren? blicken sie sich dabei lauter

Digitized by Google

Actien, Wechsel und 20 Franken-Stücke? darum würden sie wahrhaftig nicht so herbeieilen und die neue Anlage beschmutzen. Nicht um der Thaler willen, die da herbeigerollt kommen können, klatschen sie so fröhlich in die Hände, sondern weil die allgemeine Freude Jeden zu lauten und derslichen Thränenbäche begeistert. Diese Freude gehört eben Allen; die Wellen, die Tannen und die Thaler, die da kommen und gehen, gehören nur Einzelnen und Wenigen.

Daß ich Recht habe in dem, was ich hier sage, kann ich an dem Beispiele der ersten Eisenbahn, die in Frankreich angelegt wurde, der von Saint-Etienne nämlich, beweisen. Als man diesen Bau unternahm, hatte man lediglich den Transport der Steinkohlen im Auge. Wie viel Donner und Listen Kohlen das Wasser von Saint-Etienne gegen wärtige und künftige Zeiten liefern könne, das hatte man sorgfältig herausskalkulirt; an die Menschen, die unter Gottes Sonne und Himmel leben, hatte Niemand gedacht. Dort zwischen den grauen, von Rauch und Schlacke geschwärzten Bergen bedeutete die leblose Waare Alles, der lebende Mensch Nichts. Für die Kohlen, eist und Alles, alle Päcke und Fäßer untergebracht seyn; dann kann der Mensch kommen und sich ein Plätzchen suchen. Darum haben die Menschen auch keine Lust gehabt, die Wellen und blinde Passagiere auf einem Wege mitzureisen, wo die schmutzige Steinkohle den Herrn spielt und dem Ebenbilde Gottes das Gnadenbrod einräumt, wo es sich zu recht findet mag. Darum ist diese Bahn von dem Tage ihrer Einweihung an ihrem Charakter und ihrem Verrufe treu geblieben; sie gehört den Kohlengruben, den Eisenschmelzen, den russigen Hochöfen, den Hammerwerken, den finsteren Schachten und Stollen zu. Sie steht roh und unfreundlich, langweilig, ertrauenswürdig aus. Die Karren, die Eisen, die unpolirschaften Frachtballen suchen Jeder; der Reisende fühlt sich gedrückt und beklommen. Kein Laut der Fröhlichkeit, kein Lachen, kein Gesang; Alles ist stumm, die Nachbarn sprechen sich ins Ohr. Der Mensch macht sich klein, daß man ihn so wenig als möglich merke; er hat ja hier nichts zu suchen, wie ein Steinkohlenwagen geht er mit. Nein, so wird es mit unserer Bahn von Paris nach Saint-Germain nicht aussehen. Die gehört den Reisenden vor Allen, und unter den Reisenden wieder den Spazierenfahrenden vor Allen, den Müßiggehen vor Allen, den Jüngsten vor Allen, den Fröhlichsten vor Allen. Erst die Menschen, die Knaben, die Mädchen, erst die Lust und das Vergnügen; für Geschäfte und Waren findet sich immer Zeit und Gelegenheit.

Dergleichen Gedanken hegte ich während der Fahrt; natürlich ging sie schnell und bunt und dämmernd durch einander; denn hätte ich mit nur die Hälfte von Allem, was ich hier gesagt habe, deutlich vorgedacht, so hätte ich während dessen die Fahrt wohl zwanzigmal hin und her machen können. Sehr Ihr wohl schon einmal in der Postkutsche, wiegenden Postkalesche mit vier vorgelegten Pferden in gestrecktem Galopp gefahren, und habt Ihr gespürt, wie an dem raschen Dahinfliegen auch Eure Gedanken Theil nehmen, und jetzt, ehe er noch dem Bewußtseyn deutlich geworden, schon dem folgenden Platz machen muß, der ihm den Raum raubt? Man hat dann immer drei Gedanken auf einmal; der vorige tanzt schon dort vor dem Postillon her, der ihn mit der Peitsche in die Luft wegknallt; hinterher summt schon derjenige, der im nächsten Momente kommen soll, als sähe ein nahewesier Lakai auf dem Hinterstitz, der, welchen man gerade im Augenblicke denkt, flüstert uns so nah' ins Ohr, und wir in unserm Schlaf hören nun ja trage sind, zu antworten. Noch viel ernsender spielte ich nun diese schnelle Succession der Gedanken auf der Eisenbahn, wo die Kraft nicht von vier, sondern von fünfzig Pferden mit mit dahinsauste. — Was war das da für ein Schatten, der uns über die Köpfe flog, wie Wolke und Nauch? Die 264 Meter Festungsmauer sind schon in etlichen Sekunden über unseren Schritel hinweggeglitten, weiter war es nichts. Aus der dunkeln Wölbung stürzen wir hervor, über eine tief ausgemauerte Wasserleitung hinweg, — im nächsten Moment unterschied ich sie nicht mehr. Ueberhaupt, wir soll ich Euch die Gegenstände alle nennen, die mit beispielender Schnelligkeit an uns vorüberflogen? wir auch nur die zu der Bahn selbst gehörten, auf eine so kleine Strecke zusammengedrängten Riesenarbeiten namhaft machen? die drei in hohen Bogen gewölbten Steinbrücken, von denen man auf fünf andere, niedrigere herabsieht; die die zu fünf Meter tiefen Durchschnitte, in denen die Bahn steckenweise läuft; andere Stellen, wo Senkungen des Bodens wohl um zwanzig Meter ausgefüllt werden mußten; die Kalköfen-Ausbruch, den die Straße mit so glatten Wänden durchschneidet, als hätte das schärfste Bartmesser den Stein gespalten; hundert andere Werke, die glorreich von der Kühnheit und Geschicklichkeit unserer Ingenieure zeugen. — Da liegt schon Asnières; gestützt durch zur Rechten den Triumphbogen von Saint-Denis, den berühmten Steinbau, der die Last all unserer Siege, die Namen und Bilder aller unserer Kriegsherren trägt und damit Aeltere, höher als die benachbarten Berge gen Himmel ragt. Schon verschwindet hinter uns in den Wolken die schlanke Gothische Thurmspitze der alten Abtei Saint-Denis, die noch ständ weiter vom Wege, abermals wachtlos, getroffen werden. Was dort in der Weite so freundlich in der Sonne glänzt, das sind die Inseln von Neuilly mit ihren Schlöss, Königinnen unter den Inseln, in ihrer Herrlichkeit einfach wie Bäuer-Königinnen. Was da aus dem unermeßlichen Englischen Park mit seiner Gothischen Kirche hervorragt, ist Colombes. Jetzt strat Nanterre uns vorüber, das vor grauen Jahren den Angriff der Normannen abschlug; wenn sie sich erwachen könnten, die furchtbar verwegenen Krieger und Räuber, die damals hier ihr Grab gefunden, wenn sie unseren Wagenzug mit feigerzischer Muth über das Schlachtfeld vorbeijagen sehen, wie würden sie stutzen vor der Wundererscheinung! Sehr dort die reizenden, weinschwenngenen Abhänge, die sich neigen und senken, als wollten sie sich mit ihrem wogenden Grün in den Fluß tauchen und ergötzen? das ist der Mont Valérien, der sich so neugierig vorwärts streckt, als wollt' er sehen, was da auf Rädern vorbeistürmt. Procesita ex astris. — So schweben, so rauschen die stets wechselnden Bilder an uns vorüber: Kirchen, Abteitr, Landschlösser, zwischen Wiesen und Gehölchen weiße Häuserchen mit grünen Fensterladen, wie Jean Jacques sich sein Elysium träumte, Thürme mit schlank emporstrigenden Spitzen, alte Bäume mit breiter, voller Laubkrone, Weingärten, prangend in der Sonnenglut, deren Trauben dellbraun zwischen dunkelgedrehnten Laube hervorwinken. Nanterre liegt hinter uns; dort begründen wir das Schloß Rueil, das noch seiner Reliken unter dem Kardinal Richelieu gedenkt. Wer weiß, hätte der strenge und furchtbare Kardinal es gewußt, vielleicht wäre schon hundertundfunfzig Jahre früher der Damps ein Macht in der Europäischen civilisirten Welt geworden. In den Weisen der schönen, lustigen, leichtsinnigen Marion Delorme an den bekannten Cinq-Mars liest man eine rührende Geschichte, wie eines Tages ein alter Mann mit hohlem Scheitel sich Nachts bei dem Kardinal erbat und Seiner Eminenz unter Zittern eine Entdeckung vortrug, wie er, der arme schwache Greis, sich getraue, mit nichts als siedendem Wasser die größten Dinge zu verrichten und die Welt umzukehren. Der Kardinal erwiedert darsch: „Ihr seid ein Narr!“ und da der Arme auf seinen Worten besteht, läßt ihn Richelieu ohne Umstände in die Bastille werfen und von da Wiedrre bringen. So wäre denn der erste Entdecker der Dampfkraft im Narrenhause gestorben; er hatte wohl Grund, der arme Teufel, den Verstand zu verlieren. Was sist ihm aber auch ein! zum Kardinal Richelieu kommen und sagen: „Monseigneur, ich habe eine Kraft entdeckt, die mächtiger ist als Ihr, und die Kraft steckt in einem Topf voll Wasser, das noch einmal mehr Wasser, sondern schon zu Dampfe geworden ist.“ Hätte Richelieu den Mann nicht für närrisch gehalten, er hätte ihn sicherlich umbringen lassen. Richelieu eine solche Entdeckung zugeben? der eiserschlaue, herrschsüchtige Kardinal, der den Grundsatz der Erhaltung einer Gebieterin nicht zu vergessen pflegte! — Ein fremdes Angredenken auch der guten, liebenswürdigen, unglücklichen Kaiserin Josephine, die hier zu Rueil im Grabe ruht. — Weiterhin sieht Ihr das Dorf Croissy sich selbstgefällig in den Zisse spiegeln. Auf diesem Punkte der Bahn ist die Umsicht unvergleichlich schön, wahrhaft bezaubernd. Dann sieht Ihr Bezy im Bereich von Pecken und wundert sich mit einer leichten Kränkung zu dem Wahe von Bésinet, den er durchschneidet. Der Wald gehört dem Könige, aber der König hat es erlaubt; er hat der Eisenbahn so viel Raum gestehentt, als sie brauchte, und hat alle Bäume umhauen und ausroden helfen, die ihr im Wege standen. — Nun geht es gerade, ins Herz hinein, in der Drine“, brach er zu ihr. Wolle Gott, wir hätten in Frankreich recht viel Grundeigenthümer seines Gleichen, da sollte es mit unseren Eisenbahnen rasch von Statten gehen.

Halt! wir sind da! In sinfundzwanzig Minuten haben wir die Fahrt von 4½ Lieues zurückgelegt. Wir hätten nicht geglaubt, so weit gewesen zu sein: wir kamen um eine Minute und etliche Sekunden zu früh an. In den letzten Augenblicken sah ich Herrn Emil Pereire die Stien zumeln; er war gar unzufrieden, und ich glaubte schon, er würde anfangen, die Maschine zu schelten, wie der Herr einen tragen Diener: „Ja schon wieder gar, Du lahi mich warten!“ — Herr Pereire ist ein Mann von bedeutender praktischer Intelligenz und von energischem Willen; ihm ist es gegeben, die schwersten und großartigsten Unternehmungen anzugreifen und mit Kraft und Erfolg durchzusetzen. Er hat Geister von gleicher Fähigkeit, Einsicht und Rüstigkeit zu Gehülfen bei dem gelungenen Werke gehabt, die Herren Lamé, Clapeyron, Flachat und Michel Chevalier. Der Letztgenannte namentlich, dessen reiches Talent, dessen umfassende Kenntnis und rühmlich bekannte Thätigkeit eine große dem Vaterlande nützliche Zukunft verspricht, hat die abgerechte Linie zu wiederholten Malen untersucht und besichtigt und aus seinen in Nord-Amerika erworbenen Erfahrung manchen zweckmäßigen Rath gegeben. Wo solche Geister, solche Kenntnisse mit so festem Willen zusammenwirken, wo ein Rothschild seinen Kredit zu Gebote stellt, da muß ein Werk rasch und wohl vollbracht werden; und wo zwei reiauchte Frauen, wie die Königin von Frankreich und die Herzogin von Orleans, es mit der ersten Fahrt einweihen, da muß es wohl zu Glück ausschlagen.

An einem anderen, gewöhnlichen Tage würde ich, von der Eisenbahn abstiegend, gleich zu ihm den Schlosse Saint-Germain hinaufgezogen sein, das von König Ludwig dem Dicken 1124 gegründet ist; ich würde mit der Ehrfurcht, die geschichtliche Erinnerungen erwecken, die Spuren von dem alten Schlosse Franz I., Heinrich's IV. und Ludwig's XIII. in den Räumen aufgesucht haben. Ich hätte auch wohl einen Spaziergang auf der unvergleichlichen Terrasse, die dem Schlosse anfängt und sich fern im Walde verliert, nicht versäumt. Aber diesmal war auf dem Rundstolze, in welchen die Bahn sie jetzt ausstaßt, ein großmüniger Pavillon errichtet, den durchlauchtigen Reisenden zum Empfange bereit. Darf ich erst sagen, daß auch hier Alles von Reichthum, Eleganz und Geschmack zeugte; daß die köstlichsten und duftigsten Weine, die feinsten Früchte der Jahreszeit, die prachtvollsten alten Sèvreschen Porzellane, das schwerste und kostbarste Silbergeräth auf der Tafel prangten? Aller Luxus, der eines so ausgezeichnet vollendeten Unternehmens würdig war, und den nur ein seit Jahren in einer Reihe gleich großer Unternehmungen gegründeter und befestigter Reichthum aufbieten konnte, war in diesen Raume entfaltet. Zugleich hatten sich die obligatrischen Personen aus Saint-Germain einzefunden, und die Bevölkerung aus allen benachbarten Gemeinden war in den Straßenzügen gestanden, Männer, Weiber, Kinder; die National-Garde stand Gewehr im Arm aufmarschirt; von den Anhöhen um Saint-Germain brad donnerten Kanonen; die Pferde der Dragoner und Municipal-Gardisten, die in der Nähe der Dampfmaschine hielten, bäumten sich und schnaubten bei dem Anblick ihres Rauch und Feuer speienden Nebenbuhlers, der sie einst alle aus ihrem Dienste verdrängen wird. Gleich nach seiner Ankunft hielt der Herzog von Orleans Revüe über die National-Garden von Saint-Germain; da wieherten die Trommeln, da schmetterten die Kanonen vom Gipfel des Hügels bis an seinen Fuß, und das ganze Thal erfüllte der stürmische, unzählige Mal wiederholte

Digitized by Google

Zeruderuf: Hoch lebe der König! — Ja der That! Er, der König, wurde allein auch schwerlich vermißt, bei diesem Feste der Pariser Stadt und Gegend, das sich bald in allen Theilen von Frankreich als National-Fest wiederholen wird; er, der König, der noch jüngst die neugegründete Herrlichkeit von Fontainebleau und Versailles selbst gegenwärtig eingeweiht hatte. Aus der unübersehbaren Volksmenge suchten tausend dankbare Blicke ihn auf, und die Gedanken grüßten ihn, ob auch die Zungen ihn nicht erblickten.

Nach einer halbstündigen Rude, deren wir Alle bedurften — denn wir waren müde von stets neuem Anstaunen und Bewundern — stieg man wieder zu Wagen, und das Volk schlug jubelnd, vivarussend in die Hände, als der unabsehbar lange Zug auf dem Rückwege an ihm vorüberrollte. Soll ich Euch wieder beschreiben, wie rasch es ging? Wir hatten die vorhin bestimmte Minute wieder ein, und es war auf wirklich zu Minde, als wären wir früher in Paris angekommen, denn von Saint-Germain abgefahren.

Der Herzog von Orleans sahe nicht gleich mit seiner Gemahlin und Mutter zurück, sondern verweilte draußen bis zur Rückkehr der nächsten Equipagen; Er nahm mit großem Interesse und einstehwollen Genauigkeit alle Pläne und Zeichnungen der Herren Lamé und Clapeyron in Augenschein; hielt auch auf mehreren interessanten Punkten zu genauerer Besichtigung an, so an der Seine-Brücke bei Chaton, beim Pont Neuf, der über die Straße von Choisy wegführt, bei Nantrey, bei der Brücke vor Asnières und beim Tunnel in Batignolles, und gab mehr als einmal in den wörmlichen und schmeichelhaftesten Ausdrücken den Ingenieuren seine Bewunderung für die trefflichen Leistungen ihrer Kunst, und den Eifer der großartigen Unternehmung seiner Zuversichtlichkeit mit der Hoffnung deselben zu erkennen. Nachdem der Herzog noch den Administratoren und dem Direktor der Bahn, auch im Namen der Königin und der Herzogin, für das Vergnügen der Fahrt in den verdindlichsten Ausdrücken gedankt hatte, entließ er Alle aufs freundlichste. Die erlauchten Damen hatten den Arbeitern im Bureste der Compagnie reichliche Beweise ihrer Großmuth und Freigebigkeit hinterlassen.

Und hiermit wäre denn meine Erzählung zu Ende, die jedenfalls länger ausgefallen ist, als die ganze Reise. Ich hätte freilich gleich über die erste Zeile, als Motto, die in einem Werke veränderten Worte des Dichters setzen können:

Le chemin dont je parle est déjà loin de moi.

Jules Janin.

England.

Englische Journalistik.

Von Capitain Marryat.

Es war gewiß ein großer Fehler vom Parlament, einen Zoll auf das Papier zu legen; der Druck sollte mit der Waare belegt werden, und wenn die Sache so eingerichtet würde, so würde sie einen ganz vortrefflichen Gemeinschatz abgeben; es würde nämlich den schrecklichen Schund vom Markte vertreiben. Wenn man die Buchdrucker sie die Steuern verantwortlich machte und den Zeitungsstempel aufhöbe, so möchten wir einmal sehen, was diese Aenderung sie Folgen hätte.

Die Circulation von Zeitungen und periodischen Schriften aller Art hängt von ihrem wirklichen Werthe ab. Wenn nun die Zeitungen auf gleiche Weise die Steuer zahlen müßten, so ist es klar, daß die, welche nur eine geringe Circulation haben, nicht fortgesetzt werden könnten, und da man aus einer geringen Circulation auf den Mangel innerern Gehalts schließen kann, so würden wir dadurch all jenen Schund los; ist allemal so viel weniger. Es müßte jetzo gedruckt Papier Tag für Tag so und so viel Steuer zahlen, ohne weiter Rücksicht auf die Zahl der verkauften Blätter.

Beim ersten Anblick möchte es unbillig scheinen, daß die großen Zeitungen einen solchen Vorschub bekämen; aber in der That sollten auch die großen Blätter auf gleiche Weise belastet und beschränkt werden. Wenn Einer so hinter den Coulissen stände, wie ich nun schon mehrere Jahre lang, und sich von den ungeheuren Kapitalien überzeugen könnte, die nun bei Eigenthümern solcher Blätter, wie die Times, die Morning-Chronicle, der Herald, die Post und einige Abend-Zeitungen, zu Hause sind, so würde er erstaunen werden, so würde er einsehen, daß die kleineren Blätter nur Kinder sind, die das Publikum gratis mit Nachrichten versehen, welche den Eigenthümern jener großen Blätter mitunter tausend Pfund Sterling gekostet haben. Von den Bemühungen ihrer Eigenthümer, schnelle und zuverlässige Nachrichten zu bekommen, sieht das Land den größten Nutzen: Es halten sich eigene Kourierpferde in den Hauptstädten des Festlandes und einen ähnlichen Stab von 3 — 400 Mann. Die kleineren Zeitungen brauchen solche Ausgaben nicht zu machen; sie dürfen bloß die Arbeiten und Auslagen anderer benutzen.

Vor der Thür, nicht als die Fälfte des Dampfs konnte die großen Londoner Zeitungen in Stand setzen, ihre gegenwärtige Auflage zu erhalten. Wenn man bedenkt, daß die Debatten im Parlament zuweilen die zwei, oder drei Uhr Morgens dauern, daß die Berichterstatter, die alle zwanzig Minuten abgelöst werden, die ihre Mittheilungen in das Büreau zu bringen haben, daß all dieser Stoff geordnet, in Lettern gesetzt und dann verarbeitet werden muß, nur daß er noch gerade noch einmal so viel Stoff hinzukommen will, wie dem Glockenschlag neun auf zehnte und aber zwölfe Morgen vorgeschrieben ist, so muß man wirklich staunen, wie die Sache zu Stande gebracht werden kann. Sonnabend Abend die riesige Masse zu sehen, wo man sagen kann, daß die, welche bei diesen wundervollen Unternehmungen beschäftigt sind, Jahr aus Jahr ein fast Stunden Nacht haben. Was für ein unregelmäßiges, was für ein unnatürliches Leben müssen die führen, die so in den Stunden der Finsternis Vorrath sammeln zur hellen Tageserleuchtung, die die ganze Nacht gesund geschlafen haben und frühmorgens aufstehen, um sich durch die Arbeit jener Nachtwachen zu beleben. Gewiß, kein anderes Land in der Welt kann etwas Aehnliches aufzeigen. Es ist dies wieder ein bedeutendes Glied in der großen Wunderkette, welche die Größe Englands bewirkt, und wir müssen daher den großen Zeitungsbesitzern jede mögliche Unterstützung gewähren.

Die Redacteure dieser Blätter haben gewiß eine höchst beschwerliche Aufgabe. Und zwar ist es nicht die Abfassung des leitenden Artikels selbst, sondern die Verpflichtung, diesen Artikel Tag für Tag zu schreiben, mögen sie nun dazu gestimmt sein oder nicht, krank oder gesund, in Verdrießlichkeit und Aerger, Sommer und Winter, ein Jahr nach dem anderen; immer sind sie an dasselbe Geschäft gebunden, immer an den einen Fleck. Man kann es nur mit dem Spaziergang von tausend Meilen in tausend Stunden vergleichen. Ich habe ein Mitgefühl für sie, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, wie sehr schon eine Monatsschrift Einen das Leben sauer machen kann. Nu sich schreint es nichts — die Spuren der Arbeit sind nicht zu erkennen; auch ist es nicht die Arbeit, — es ist die fortwährende Anstrengsamkeit, die sie erfordert. Das Leben wird Einem selbst zum Magazin. Kommt ist ein Monat durchgesehen und gedruckt, und schon kommt der andere. Es ist mir wie Sisyphus — eine endlose Wiederholung der Arbeit, eine nie erreichtete Last für den Geist — eine beständige Anspannung der Intelligenz, wo die ganze Energie aller Kräfte und Fähigkeiten in Anspruch genommen wird, während man sich zu gleicher Zeit der anhaltendsten und langweiligsten Plackerei unterwerfen muß. Für ein Monatsblatt kann schreiben, das ist ganz vortrefflich, aber einen brauchgeben heißt, sich zu ewiger Sklaverei verdammen. Gott sei Dank, ich kann sagen, daß ich meine eigene Emancipationsbibl durchgesetzt habe.

Auch für ein Magazin schreiben, ist schwerer, als alles Andere, und nur Wenige wissen es recht anzufangen; der Grund ist klar; diese berucht darchweg die Parole: Spannung und Interesse. Wenn Einer ein Werk in ein, zwei oder drei Bänden herausgiebt, so kann er sich wohl erlauben, hier und da ein oder zwei schwächere Kapitel einzuschlüpfen zu lassen; kein Mensch bemerkt es; ja diese schwächeren Partieen gestatten dem Geist des Lesers, sich ein wenig zu erholen, und so seltsam es auch klingt, oft bringen sie dem Ruf des Autors nur Vortheil. Aber wer für eine Zeitschrift arbeitet, der hat seine Freiheit nicht; der Leser verlangt immer neuen Reiz, und mag der Artikel politischer Name sein oder der Phantasie angehören, es ist jedesmal, schon des knapen Raums halber, in dem z. B. die Geschichte erzählt werden muß, in Stoff und Ausdruck ein Anstrengung und Pfänung erforderlich, der sich nur Jahrelt schwere ertragen läßt. Artikel in Fortsetzungen muß man diese Regel befolgen, denn da sie nur immer monatweise gelesen werden, so muß jedes einzelne Stück als ein von dem vorigen unabhängiges Ganze erscheinen, das nicht einen Augenblick erschlaffen darf. Ein Beispiel davon hatte man an jener merkwürdigen Reihe in Blackwood's Magazin, die „Lon Leinale's Schiffs-Tagebuch" überschrieben war. Jedes einzelne Stück wurde von dem Publikum verschlungen; voller Ungeduld erwartete man sie jeden Ersten, um die Fortsetzung zu lesen, und jeder Leser hatte sich bis auf den Schluß amüsirt, weil das Interesse darin gar so aufgeregt war. Kurze Zeit nachher erschien das Werk in zwei Bänden herausgegeben, und was war die Folge davon? — Die Leute klagten gewöhnlich, daß es überlaben wäre; es hätte gar zu viel Spannung und ließe nicht einen Moment Ruhe. Es war freilich wahr; gesammelt, hatte es allerdings diesen Fehler; so einzeln und nebenher war die Geschichte ganz hübsch, wenn auch etwas höchst ungewöhnlich; aber die Leute merkten es nicht eher, als bis Alles zusammen gelesen werden konnte. Dies liegt aber, so es in Fragmenten erschien, daher es ihnen die schönste Unterhaltung gewährt. Deglich also hier das Ganze etwas zu hoch gespannt war, so zeigte sich doch an der allgemeinen Beliebtheit, die es während seines Erscheinens im Magazin gewann, was sehr prägnanter und markiger Stoff dazu gehöre, um für eine periodische Zeitschrift zu schreiben.

Mannigfaltiges.

— Capitain Marryat's Urtheil über Brüssel. Nun, Brüssel, lebe wohl; ich will dir Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was die Englische Gesellschaft in dieser Stadt betrifft, so ist Alles, was ich von ihr sagen will, dies: sie wenigter man von ihr sagt, desto besser thut man. Boulogne ist bei weitem vorzuziehen. Seit der Revolution ist das Brüsseler gesellschaftliche Leben vernichtet. Wenn der Teufel sacht, nennt der Schaum eben, sagen die Leute, und dies scheint sich seitdem durch die Belgische Revolution in Erfüllung; nicht daß diese in Bezug auf die Einwohner Brüssels, sondern auch mittelbar in Hinsicht der Fremden, die dort wohnen. Trotz dem bleibt Brüssel eine sehr hübsche Stadt, und die Belgische Reisekarte besteht aus lauter gefälligen, angenehmen Leuten, die höchst gastfreundlich sind, sobald man erst in ihren Zirkel Zutritt erhält, was aber sehr schwer ist. Es giebt keine Stadt auf dem Kontinent, in der unsere Landsleute verdienstmäßen so wenig Vertrauen haben und so viel verachtet werden, wie in Brüssel. Und wenn ich ein Zeitungs-Lexikon schriebe, so würde ich unter dem Artikel Brüssel hinsetzen: „Brüssel, die Hauptstadt von Belgien, berühmt wegen seiner dem Ausländer davongelaufenen Bewohner und Bankerottirer." — Was die Belgische Nation en masse betrifft, so muß ich das einzige Epitheton, welches ihren Charakter durch und durch bezeichnet, von den Amerikanern stehlen. Die Belgier sind, in dem eigentlichen Janksinn des Wortes, eine ..... Black-Nation (no-nation rascals).

(N. M. M.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Sämmtlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Preuß. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 108. Berlin, Freitag den 8. September 1837.

Süd-Amerika.

Robinson's Insel „Juan Fernandez".

Die Insel Juan Fernandez ist im gegenwärtigen Jahre aus der Südsee verschwunden. Einer vulkanischen Eruption hatte sie, allem Bemerken nach, ihr Entstehen zu verdanken, und in einem Erdbeben hat sie ihren Untergang gefunden. So bezeichnen zwei gewaltige Katastrophen den Anfang und das Ende ihres Lebenslaufes, der sich nun grellschroffes gewesen ist und der Welt wenig zu reden gegeben hat. Die Seuren ihrer beschränkten Existenz muß man aus den Erzählungen der Reisenden zusammensuchen, die von Zeit zu Zeit an den Gestaden der Insel gerathet haben, und es lohnt sich wohl der Mühe. Manches Menschenleben enthält nur einen ausgezeichneten Tag, nur eine inhaltsschwangere Stunde, nun um dieses Tages, dieser Stunde willen wird sein Andenken nach dem Tode aufgefrischt. So ist auch manchen Fleck auf der Erde, dem die Begebenheiten eines einzelnen Tages oder Jahres einen Namen gemacht haben. Die Insel Juan Fernandez ist der Aufenthaltsort des Matrosen gewesen, welchen Daniel de Foe mit dem Namen Robinson Crusoe getauft und weltberühmt gemacht hat; darum verdient sie einen Retreleg.

Der Spanische Steuermann Juan Fernandez, welcher der Insel seinen Namen gegeben, hat zu Ende des 16ten Jahrhunderts gelebt. Er machte gewöhnlich die Fahrt längs der Westküste von Süd-Amerika, von Peru nach Chili hin und zurück. Auf diesen Reisen hatte er nur einen Feind, aber einen hartnäckigen und furchtbaren, den Südwind, der in diesen Gewässern herrscht, und durch welchen jede wiederholte Fahrt zu einer harten Uebungsschule in den Mühseligen und Wagnissen des Seemannslebens wurde. Eines Tages kam der vielerprobte Steuermann auf den Einfall, ob er diesen heftigen Stürmen nicht ausweichen könnte, wenn er sich weiter von der Küste ab gegen das hohe Meer hielte. Er that's und befand sich wohl dabei; dem Bereiche der gefährlichen Küstenstrebungen entgegen, glitten und tanzten seine Schiffe über den plötzlich wie durch Zauber ruhig gewordenen Meeresspiegel dahin. Er gelangte er im Jahre 1572, auf der Reise nach Chili, zu einer unbekannte Küste, und, glücklicher als der große Columbo, gab er dem Eilande seinen eigenen Namen, den es dritthalb Jahrhunderte gezeigen hat. Nach seiner Rückkehr erzählte er viel Herrliches und Schönes von seiner neuen Entdeckung, aber sie seinen Vorschlag, eine Kolonie dorthin zu führen, hatte die Regierung zu Madrid kein Ohr. Die Sache verschwand langsam damals bereits, den Händen der Spanier zu entgleiten, und je mehr die Regierung des Mutterlandes ihre Macht schwinden fühlte, desto ängstlicher und mißtrauischer wurde sie. Jede Unternehmung, wodurch die Aufmerksamkeit ihrer Europäischen Nebenbuhler auf Westindien und den Süd-Ocean gelenkt werden konnte, schien ihr ge-fahrbringend für die Aufrechthaltung ihrer Besitzungen. Statt die Fenster zuschließen abzuwehren, zog die Spanische Macht sich furchtsam in sich selbst zusammen, und hätte sich gern durch Mauern eingeschlossen. Ob dem Juan Fernandez sein Vorgebirge geradezu abgeschlagen worden, wissen wir nicht; es scheint, die Insel selbst ihm so wohl, daß er den Entschluß faßte, sich auf eigene Faust baselbst niederzulassen. Aber die Gewalt ging dem unruhigen Seemanne bald aus. Die Wellen des Oceans, die ab und zu an das Gestade rauschten, die Ziuth, die Brandung sprechen zu ihm Seefahrer, die mit ihnen vertraut geworden, eine eigene, geheimnißvolle Sprache, und er widerstieht der Versuchung nicht. So räumte denn Juan Fernandez sein kleines Königreich, und sieh die Insel im Besitze etlicher Ziegen, die sich in der Freiheit des wilden Lebens zahlreich fortpflanzten. Es befand noch viele Fahrten und Abenteuer zur See, und eine nicht hinlänglich verbürgte Sage nennt ihn den Letzten, der auf einer Reise durch den Süd-Ocean die Küsten von Neu-Seeland gesehen. Aber, so wird erzählt, er bekriegte das Geheimniß für sich; auch seiner Schiffsmannschaft sagte er nichts davon, sondern hütete es bis an seinen Tod. Das Wesen der damaligen Spanischen Politik, ihre verdachtvolle Eifersucht, ihr Regwehn gegen die eigenen heften Dienet zeichnet sich recht sichtbar in dieser Sage von dem kühnen Seefahrer ab, der einen neuen Kontinent entdeckt und es verschweigt, als verwarte er Strafe solche oder Unbank, als sähe er voraus, daß der Neid und die Mißgunst der nächsten Gefährten ihm doch den Ruhm verbieten und die Ehre der Entdeckung zauben würde. Dieses Verhältniß zu einer Regierung, die ihn argwöhnisch verdächtet, hat dem Charakter und den Abenteuern des Juan Fernandez einen geheimnißvollen und beinahe sagenhaften Anstrich verliehen, und der weite, wenig bekannte Süd-Ocean wurde in der Phantasie der Seefahrer zum Schauplatze wunderbarer Geschichten, in denen jener Spanier mit seinen Gefährten, oder Andere seines Gleichen eine Rolle spielten.

Aller Versuchungen, der abregläubischen sowohl als der politischen, und aller Anstalten, wodurch die Spanische Regierung die Inseln und Küsten Amerika's gegen fremde Fahrzeuge abzusperren suchte, spotteten im 17ten Jahrhundert die Flibustier. Sie schwärmten zahlreich an der Westküste Süd-Amerika's einher, und wenn ihre Fahrzeuge vom Sturme entmastet, ihre Vorräthe aufgezehrt waren und der Skorbut unter ihrer Mannschaft grassirte, war ihnen die Insel Juan Fernandez ein willkommener Landungsort, wo sie Lebensmittel zu frischem Wasser, heilsame Pflanzenkost, köstliche Fische und Ziegen in großer Menge fanden. Hier hielten sie Rast, theilten ihre Beute, und saufen wie vollverdrängte Erben und Nachfolger des ersten Besitzers. Die Spanischen Kriegsschiffe, die längs der Küste gegen die vorwegenen Piraten kreuzen sollten, traten selten mit ihnen zusammen, und hatten manchmal das Zusammentreffen zu bereuen.

In dieser zügellosen und gar nicht ehrbaren Gesellschaft treffen wir um das Jahr 1680 einen Englischen Seemann, dessen Name mit Recht berühmt ist, William Dampier. Er war ein Steuermann, der weit und breit seines Gleichen suchte, von Sitten roh und räppisch wie ein Matrose, voll Muth und unerschütterlicher Willenskraft, aber ein unruhiger, abenteuerlicher Geist, der sich in ein Wagniß über das andere einließ. Er war eigentlich noch der Kampecher-Bay gesohren, um dort hauptsächlich Farbeholzer zu laden; unterwegs gerieth er unter die Buckaneers, und hielt sich zwei Jahre in zu einer Zeit in der Südsee beherten. Ein Seeräuberleben auf dem Meere ist keineswegs nach eine echt demokratische Republik, wo die Leidenschaften mit zur Rohe kommen und unter dem Druck beständig eine Verschwörung der Geborchenden gegen die Befehlenden gäbet. So brachten auch auf den Flibustier-Schiffen saß bei jeder Fahrt Besehwörungen aus; zuweilen auf offenem Meere, und der Capitain fand sich beim Erwachen auf seinem Lager gefesselt; öfter jedoch am Lande, an irgend einer verlassenen Küste, wo man die Opfer der Verschwörung umbrachte oder bäsiles aussetzte. So lange man sich am Bord befand, blieb die Mannzucht und Subordination noch einigermaßen mächtig, und eine gewisse Scheu vor der gewohnten Ordnung hielt die Meuterer zurück; erst wenn man aus Land stieg und das Schiff aus den Augen treten, fühlte die Zügellosigkeit und die Rachlust sich aller Bande ledig. — So ging auch das Fahrzeug, worauf sich Dampier befand, mit einer Revolte schwanger, die ausbrach, als man, um Wasser einzunehmen, auf Juan Fernandez landete. Der Capitain Sharp verlor das Kommando und das Leben. „Wieder sein Verhoffen, noch seine Tapferkeit war zu leben", sagt Dampier, der über den Vorgang mit großer Kaltblütigkeit berichtet. „Während die Leute noch ganz und gar mit ihrem gegenseitigen Staatsstreich beschäftigt waren, kamen ihnen die Spanischen Kreuzer über den Hals; mit genauer Noth erreichten sie noch ihr Schiff und lachten in die See. Bei dieser Flucht der Hals und Kopf verzagt man einen armen Teufel von Indianer, einen Mosküe, der in die Berge auf die Ziegenjagd gegangen war und jetzt allein auf der Insel zurückblieb."

Die Leser werden zu wissen wünschen, was ein Mosküe sey. Diesen Namen führte eine kleine wilde Völkerschaft der Halbinsel Yucatan, in der Nähe des Kap Honduras. Man war geneigt, sie für die letzten Abkömmlinge eines vormals auf dem Kontinent heimisch gewesenen, edleren Menschenstammes zu halten; so sehr zeichneten sie sich durch hohen und kräftigen Wuchs, durch die Stärke und Behendigkeit ihrer Glieder, durch ihre Schnelligkeit im Lauf, ihre Geschicklichkeit in Jagd und Fischfang, die Schärfe und Feruschst ihrer Augen, und durch andere physische und moralische Eigenschaften vor den übrigen Indianerstämmen aus. Den Spaniern zeigen sie bittern Haß noch, aber anderen Weißen, namentlich den Engländern, leisteten sie gern und freundlich Dienste, so sie waren den Reisenden unentbehrlich. Jedes fremde Schiff, das die Amerikanischen Meere besuhr, hatte seinen Mosküe an Bord, und die Seeleute sagten: „unser Mosküe", etwa wie man sagen möchte: „unser Proviantmeister, unser Koch." Die Verstellung hat etwas Kujonirendes, daß den Mosküe als einen geschweigen, in der Rothnothe erkorten Indianer vorzustellen, der die Mißgst der Seefahrer einer trägen Knechtschaft vorgezogen hat, und sich den neuen Kulturmittingen anschließt, um Beistand gegen die alten Unterdrücker zu finden. Der Mosküe bewohrte übrigens auch an Bord des Europäischen Schiffes seine volle Unabhängigkeit, und that, was er that, auf seine Weise, nach eigenem Belieben. Er setzte sich allein auf sein Kanoe und fuhr auf den Fischfang aus; wollte man ihn darin stören, so lief er eigensinnig die schönsten Fische vorüberziehen, als fähe er sie nicht. Bei seiner großen Fassungsgabe

Digitized by Google

und Ausgelassenheit leuchtete er bald die Musketen so geschickt führen, wie das Bogen, Pfeil und Wurfspieß. Er war unerschrocken im Kampfe, der Erste zum Angriff, der Letzte beim Rückzug, und wußte von keiner Furcht, als vor dem Teufel, der kommen könnte und ihn schlagen. So leicht er sich an die Sitten, die Gebräuche, die Sprache, die Kleidung der weißen Fremdlinge gewöhnte, so leicht war er auch die erborgte Hülle der Civilisation wieder ab, und kehrte zu der Lebensweise eines nackten Wilden zurück. Dabei zeigte er wenig Eigennutz und Begehrlichkeit; mehr als alle Geschenke freute ihn der Name, den seine weißen Freunde ihm gaben, und auf den er sich viel zu Gute that. Der Mississippi, den Dampier's Gefährten auf Juan Fernandez zurückließen, hieß Will, wie der Name Wilkins bei den Engländern in entsetzlicher aber populairer Verstümmlung lautet.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Streifereien Napoleon's à la Haroun-al-Raschid.

(Schluß.)

So plaudernd gelangten sie an den Durchgang der Paneelmen, welche damals der reichste und eleganteste von allen in der Hauptstadt war. Ein Laden jog des Kaisers Aufmerksamkeit auf sich: das prächtige Alabaster-Gewölbe war es, das man vor wenigen Jahren noch dort sehen konnte. Zwei Soldaten, zur Schau ausgestellte Vasen im Medicis-Style schienen ihm sehr geschmackvoll. Er trat daher in die offene Verkaufsbude des Magazins, um nach dem Preise derselben zu fragen. Er blickt sich rechts und links um, bemerkt aber Niemand, als eine dicke Magd, die rudig fortfährt, auszukehren, das aber (offenbar aus Furcht, Etwas zu zerbrechen) so tintisch, daß Napoleon sich des Lachens unmöglich enthalten konnte, jenes so freimüthigen Lachens das er sein Leben lang vergessen hatte. Dann wendet er sich an die Magd, und seine Gegenwart in diesem Magazine, aus gewissen Gründen — eben nicht für sonderlich wichtig halten mochte. — „Hedal" ruft Napoleon der Magd zu, als seine Fröhlichkeit sich etwas gelegt hatte, „ist denn Niemand hier? Weder Herr, noch Herrin? Das schinnen ja rüge Leute, die ziemlich fast ausfahren!" — „Kommen Sie denn etwa, um was zu kaufen?" — fragt ihn die Magd mit einem geringschätzigen Blicke, indem sie nun ihre Arbeit unterbricht, und, beide Hände unter dem Kinn auf den Stiel ihres Besens gestützt, nun ihrerseits den Kaiser betrachtet und neugierig mustert. — „Nun freilich! Ich will wissen, wie viel diese beiden Vasen kosten." — „Ei!" erwidert Napoleon erstaunt, und durch gedacht! Aber ich will der Madame klugsein. — „Madame schon auch bald herunter, indem sie sich in aller Eile ein Tuch über die Schultern wirft. — „Was steht denn zu Ihren Diensten, mein Herr?" fragt sie den Kaiser trocken. — „Madame, welches ist der Preis dieser beiden Vasen?" — „Fragen Sie denn, um sie zu kaufen, mein Herr?" — „Nun Kuckuck! Freilich!" ruft der Kaiser, seine Ungeduld kaum mehr zu zügeln, aus der Fassung gebracht. — „4000 Franes, nicht einen Liard weniger." — „Viertausend Franes!" wiederholt Napoleon erstaunt, und durch diesen und den Ton der Frau wenig zu ihren Gunsten eingenommen. „Vierzausend Franes! Das ist ja aber erschrecklich theuer, Madame! Wie ja ihnen sie mich." — Dieß sagt er ganz leise, nachdem er an den Rand des Hutes, und will eben das Gewölbe verlassen, als die Frau, diese Hände in die Hüften gestemmt, mit höhnischem Lächeln ihm nachruft: „Ja, das steht man wohl bald! Und doch kosten sie mir selber 3000 Franes! Aber ist's denn nicht immer noch besser, mit Schaden zu verkaufen, als hungert zu sterben? O, man macht jetzt gar bald Bankerott! Geschäfte! Ewig Krieg! Alle Welt klagt! Der Handel geht gar nicht; die Kaufleute gehen zu Grunde! Aber deshalb muß man doch, noch wie vor, seine Steuern zahlen! ...." Bei den ersten Worten der Frau hatte des Kaisers Gesicht einen schwer zu beschreibenden Ausdruck angenommen. Zuerst hatte er sich Gewalt gethan, sich aber seine natürliche bleiche Färbung wiedergewonnen; alle seine Gesichts-Muskeln jedoch hatten sich krauß zusammengezogen; seine Lippen waren blau geworden; seine Augen schwebeten Blitze; die Arme hatte er über der Brust gekreuzt, die Hände geballt. So stand er nun mit jener durchdringenden Stimme, die selbst dem Herzhaftesten imponirte, da unterbrechend: „Haben Sie einen Mann, Madame? Wo ist er? Warum sehe ich ihn nicht hier?" — „Na, na, ereifern Sie sich nur nicht so, mein Herr! Ich habe einen, Gott sei Dank! Er ist aber heute schon sehr früh ausgegangen, um ein wenig Geld zu erheben. Es hält so schwer mit den Einnahme! Manchmal muß man 3 Monate lang warten, bis man Sie dem eigentlich den ihm? Bin ich denn nicht hier?" — „Schon gut, Madame, schon gut! Ich wollte Ihrem Manne nur sagen, daß ich diese Vasen wohl nehmen werde .... aber später .... Ich werde derschicken." — So tritt Napoleon, verlegener wegen seiner Uebereilung, als wegen des Auftritts, den die Frau ihm bereitet, und in einer Aufregung, die er nur mühsam verbirgt, aus dem Magazine und rasch Thure zu: „Meiner Treu! da hab' ich einmal mein Theil bekommen! Sie verdrießes Weib, eine Art von Megäre, die sich in die Politik! mischt, anstatt sich nur um ihre Küche zu bekümmern! Aber ihrem Manne will ich schon den Kopf waschen, denn an dem liegt ganz allein die Schuld!"

Man sieht also, daß in dem Kapitel vom Intognito nicht gerade Alles Bereitschaft war, wenn auch derzleichen Entschuldigungen immer nur selten vorkamen. Ausser beiden oben Schwärmer vergaßen übrigens gar bald nach ihre Ankunft in den Tuilerien, der Eine die Alabaster-Händlerin, der Andere das Frühstück, das sie auf Berg gehalten.

Etwa sechs Wochen waren seitdem verstossen, als eines Morgens der Kaiser, bei seinem kleinen Leber, zu Duroc sagte: „Ich habe heut' eben nicht viel Wichtiges zu thun; wenn wir nun wieder einmal ein wenig umherstreifen, so zu reden, ob noch selb am Tage ist?" — „Sire, es ist aber sehr kalt; und dann ist heute noch ebendarin der Tag vor Weihnachten, also so gut wie Feiertag. Und kaum die Neujahr sind immer sehr viele Leute in den Nachbar-Straßen des Palais-Royal und auf den Boulevards. Mochten können Sie sich also gehen, ohne Gefahr zu laufen, erkannt zu werden?" — „Das ist auch wahr, Duroc; warten wir also bis zum Abende. Aber, eben fällt's mir ein, was ist denn aus der Geschichte in den Chinesischen Bädern geworden?" — „Wahrhaftig, Sire! Ich muß Sie. Majestät mit Bedauern gestehen, daß ich die ganze Zeit ihr gar nicht mehr daran gedacht habe. Doch will ich diese Vergeßlichkeit auf der Stelle gut machen." — „Ja, gewiß, das ist auch nöthig, und heute noch! Indessen, auf eine wenige Minuten will ich mich trösten. Du verstehst mich? — Der dieser Gelegenheit mögt Du auch den Blumer des Vasen-Madame sagen lassen, daß er mir die beiden neulich bedauerten persönlich überdringen soll. Auch ich habe eine Vergeßlichkeit gut zu machen. Ja, ja, es ist an mir; und wir wollen sogleich sehen, wie es gehen wird."

Es war zehn Uhr des Morgens. Ein Diener, dem der Groß-Marschall gemessene Befehle ertheilt hatte, trat in das Kaffeehaus der Chinesischen Bäder und fragte die Herrin vom Hause: „Madame, haben hier nicht, vor etwa sechs Wochen, einmal zwei Herren, beide in blauen Ueberröcken, geschlossen und dann rein Geld zum Bezahlen gehabt?" — „Ja, mein Herr", antwortete die Dame in großer Unruhe, weil der Fragor die Livree des Kaiserlichen Hauses trägt. — „Nun, Madame, das sind St. Majestät der Kaiser und der Herr Groß-Marschall des Palastes gewesen. Kann ich jetzt den Kellner sprechen, der damals für Dieselben bezahlt hat?" — „Gewiß .... Ja .... mein Herr!" — Die Wirthin stammelt, und weiß sich vor Verwunderung kaum zu fassen. Geringerem, als daß sie sich ins Wasser stürzen wollte, wenn man ihr nicht erlaubt, dem Kaiser sich zu Füßen zu werfen. Der Diener aber wendet sich zu dem Kellner, dem er eine Rolle mit 50 Napoleonsd'or einhändigt, und sagt: „Der Herr Groß-Marschall des Palastes haben mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß Sie damals nur eine Gunstbezeugung für sich oder sie Jemand der Ihrigen nachzusuchen haben sollten, Dieselben sehr erkennt sein würden, Ihnen nützlich werden zu können." — Dieser Kellner hieß Dargens. Er beeilte sich, die wohlwollende Gesinnung des Groß-Marschalls zu benutzen, und wurde durch seine Fürsprache als Diener bei Hofe angestellt. Bald hatte er dann das Vertrauen Josephinens gewonnen, die ihn später, als sie, bei ihrer Scheidung, nach Malmaison sich zurückzog, in ihre besonderen Dienste nahm. Endlich aber — sonderbare Schicksale der Menschen jenes Zeit! — trat derselbe, 1815, gar in die Dienste Lord Wellington's.

Eine Viertelstunde nach seinem Besuche in den Chinesischen Kaffeehause trat jener Kaiserliche Diener in das schöne Alabaster-Magazin am Durchgange der Paneaumen, und sagte zu dem Herrn vom Hause: „Mein Herr, Sie sind Augenblicks auf das Schloß entboten, mit den beiden Vasen, welche Se. Majestät der Kaiser vor etwa sechs Wochen in Ihrem Magazine bezahlt haben. Sollen Sie, mein Herr, von Se. Majestät erwarten Sie!" — „Ich Du mein Gott!" rief der bleiche Besitzer des Kaufmanns. „Will er mich denn erschießen lassen?" .... Dann aber wandte er sich gegen seine Frau, die, ohne einen Laut von sich zu geben, daland; so war auch diese niedergeworfen: „Ich habe mir wohl gedacht, daß das Geld von Belfeder." — Das daß sicher schlecht von der Regierung gesprochen, wie Die das alle Tage begrenet — und vor Wem auch dazu! Vor Sr. Majestät dem Kaiser und Könige! — Du wirst aber Deine verwünschte Zunge nie im Zaume halten können! Wie oft hab' ich Dir dies nicht schon gesagt! Und für einen Esel hab Du ihn gehalten! — Nein, mein Herr! Es ist aus mit mir! Hinaus wird man mich schon nach Gemerke!" .... So brachte die Furcht diesen armen Mann um seinen Kopf; und der Kaiserliche Diener wußte sich alle erdenkliche Mühe geben, ihm nur einigermaßen Muth einzuflößen. Nachdem er denn endlich wieder zu einigen Kräften gekommen, konnte er in einem Fiaker Reigen und nach den Tuilerien fahren. Dort stiebt man ihn fort in den Saal des Kaisers Kabinet, wo er sich nun alle allein, von Angesicht zu Angesicht mit ihm steht. Kaum kann er sich auf den Füßen halten, so sehr zittert er. — „So, so, so, Herr! Endlich also hat man Sie doch gefunden!" ruft ihm Napoleon mit einem höhnischen Tone, indem er zugleich auf seinen Bureau zu, „Es freut mich, Sie zu sehen." — Zugleich holt er aus einem Schubfache feines Schreibtisches acht Billets zu 1000 Franes, reicht sie dem Kaufmanne, der gar nicht weiß, ob er die Hand danach ausstrecken solle, — und sagt, mit der lautern Ruhe Weise und mit der schneidenden Betonung, die er an den Tag zu legen pflegte, wenn er Jemand zu, „Es freut mich, Sie zu sehen." — Zugleich holt er aus einem Schubfache feines Schreibtisches acht Billets zu 1000 Franes, reicht sie dem Kaufmanne, der gar nicht weiß, ob er die Hand danach ausstrecken solle, — und sagt, mit der lautern Ruhe Weise und mit der schneidenden Betonung, die er an den Tag zu legen pflegte, wenn er Jemand zu, „Ich bin neulich in Ihrem Magazine gewesen, habe dort zwei Vasen bedauert; Ihre Frau hat 4000 Franes dafür gefordert, indem sie mir sagte: sie kosteten ihr selber 5000. Da, obgleich das nur eine Lüge war, hier sind acht tausend .... So nehmen Sie doch! .... Wie tausend sind sie die Vasen, und wir tausend für Sie, zu Schadloshaltung für den Harm, den Ihre Frau mir gethan! Sie erregt habe, und der Ihnen leicht ihrener zu stehen kommen konnte. Dasselbe sagen Sie ihr nun aber auch, daß sie sich in Zukunft um Nichts, als um ihre Kochtöpfe bekümmern möge! Oder, alle Wetter! ich lasse sie in Bicêtre kampiren, und Sie dazu! Nun gehen Sie; dies ist Alles, was ich Ihnen zu sagen hatte!"

An eben diesem Tage, am Vorabende vor Weihnachten, feierten der Marschall Marmont, der General Lauriston, Corvisart, die Wittwe des General Bathurst, Madame Dedaux, Palast-Dame Josephinens, der Graf D., Kammerherr des Kaisers, und einige andere zum Hofstaate Ihrer Majestäten gehörige Personen den beim Grafen von Lavalette im Post-Gebäude. Bei Tafel hatte man viel von den Alabaster-Händlerin gesprochen, deren Vasen man schon im Schlosse gesehen und bewundert hatte. Natürlich war dabei auch von den Intognito-Spaziergängen Sr. Majestät die Rede gewesen. Als die Gäste dann später ziemlich munter geworden waren, und Mitternacht herannahte, meldete

der Kammerdiener des Herrn von Lavalette dem Marschalle, daß sein Kabriolet da sey. — „Heute gehe ich nicht mehr von der Stelle!“ antwortete Marmont und setzte zu Lavalette gewendet, hinzu: „Mein lieber Director, wache, was Du willst; aber wirb Du diesen Abend nicht los! Ich bringe mich hier gar zu wohl, um wegzugehen!“ — „Allerliebst, Herr Marschall! Ja, diesen Sie nur bei uns!“ erwiedert Frau von Lavalette. „Ich lade hiermit die ganze Gesellschaft ein; so können wir das Nach-Essen zusammen einnehmen.“ „Nun dann“, nimmt Mad. Waldbert das Wort, „dann Sie nicht Halbes, meine Herren, sondern führen Sie uns auch in die Mitternachts-Messe!“ — „Wortreflich! Ja, wir geben den Damen den Ton!“ — „Wir nehmen das an“, sagt Frau von Lavalette; „aber in welche Kirche sollen wir gehen?“ — „In unsere Pfarrkirche natürlich!“ giebt ihr Mann zur Antwort. „Nach St. Eustache; das ist ja auch nur zwei Schritte von hier.“ — „Geht wie hoch!“ ruft Cornfart bayonischer; „ich wir das auch eine Pfarre! Nach St. Roch müssen wir gehen. Dort trifft man die Messe doch wenigstens mit Trompeten und Pauken; und dann giebt es dort ja auch ein viel steileres Durcheinander!“ — „Ja, recht, nach St. Roch!“ ruft nun Lavalette wieder. „Wie ahnt schon, daß wir dort einen Hauptspaß haben werden!“

Obgleich nun aber die Damen zu dem vertraulichen Diner bei dem General-Post-Director drei nicht große Toilette gemacht hatten, so konnten sie doch noch nicht mit kurzen Aermeln und im bloßen Haare in eine Mitternacht-Messe gehen. Frau von Lavalette rief daher, Alles, was zum Leiten-Wechsel nöthig war, zu ihren Bedienung zu Recht: die Hüte, Douillettes und Kaschemire dieser Kammerdame der Kaiserin traten alsbald an die Stelle der Blumen, der ausgeschnittenen Kleider und der durchsichtigen Schärpen. In wenigen Augenblicken war die Umkleidung vollständig bewerkstelligt. Aber freilich hatten die Damen nicht recht bedacht, welch' seltsames Ansehen sie durch dieselbe bekommen würden: der Einen ist das Kleid viel zu lang, und der Andern doch einen Hut auf, der ihr offenbar viel zu eng ist, was den Damen diesmal jedoch nur zu herzlichem Lachen Stoff giebt. So steigt man denn ein und fährt nach St. Roch. Lautlos stellt sich nun an die Spitze dieser wunderlichen Prozession, und sieht, wie er so vor ihr dahereschreitet, mit seinem Stocke in der Hand, wie er achtlos auf die Steinplatten auffallen und so vor sich hestpringen läßt, einem sogenannten Kirchen-Duelier merkwürdig ähnlich, so daß Marmont, Lavalette, Corbfaut und die Anderen, die hinter ihm gehen, trotz aller Anstrengungen nicht umhin können, so sehr zu lachen, daß ihnen die Thränen aus den Augen herabfließen. Plötzlich aber, indem sie gerade um einen Pfeiler herumbiegen, wo es ein wenig finsterer ist, als in der übrigen Kirche, gehen zwei Männer sehr eilig an ihnen vorüber. Sie sind in braun, die oben hinauf zugeknöpfte Ueberröcke gekleidet, und der Aeltere von ihnen tritt ziemlich heftig an die Gruppe der Lachen heran und sagt mit strafter und derber Stimme zu: „Meine Herren, dies Geschrei ist sehr unschicklich! Es komme in die Kirche, wer da will; aber, wenn man einmal hier ist, muß man sich nicht minder schicklich betragen, als in den Tuilerieen!“ — Und der kleine Mann war hinter dem Pfeiler verschwunden, indem er die lustigen Schwätzer, wie durch eine Erscheinung, stumm stehen ließ. Einen Alle meinen, sie hätten eine ihnen nur allzu wohl bekannte Stimme vernommen.

Und sie hatten sich nicht getäuscht: es war die Stimme des Kaisers.

(Le Siècle.)

England.

Schriftsteller-Einfluß in England.

Von Cap. Marryat.

Schriftsteller, wir Doktoren, kommen leicht in Streit. Neulich bekam ich ein sehr dickes Buch in die Hand, unter dem Titel: Tagebuch einer Dessenuviertel; darin kommen einige Stellen vor, die mich begleicht auf Henry Bulwer's bekanntes Werk über Frankreich zurückbrachten. In jener seinen Bemerkungen über literarischen Einfluß in England drückt sich auch folgender: — „Ein Französischer Literat, den ich vor kurzem in Paris getroffen, erzählte mir, ein gute wöchtiger junger Lord, den ich erst nicht nennen will, hätte ihm gesagt, daß Tänzer und Sänger in der Englischen Gesellschaft die vorzüglichste Aufmerksamkeit fänden. Grausamer Lord! Soll es possible qu'on soit si barbare chez vous?“ Er fügt hinzu: „In England als Schriftsteller bekannt sein, kann Einem nur schaden; ernstlich schlieben die Leute gleich, daß man nicht das ist, was sie einen Gentleman zu nennen pflegen, und während die Großväter anderer Leute, die Bauniers oder Fleischer sind, oder den einen anderen Handwerk der Welt, wenigstens in der Erde Ruhe haben, müssen es sich die Urenkeren von Schriftstellern gefallen lassen, noch zu dem Grade gegen ihre Enkel herausbeschworen zu werden.“

Herr Bulwer beweist dann mit vielen Gründen weiter, daß die Literaten weder bei der Regierung, noch bei der Aristokratie Gesellschaftanlang einen Rücken finden; er zeigt die Wortheile, welche die Französischen Literaten voraus haben in ihrem Institut, in ihrer Gehebung in den Adelstand, in den Ehrenzeichen und Pensionen, welche sie bekommen. Die Verfasserin des Tagebuchs möchte gern die Bedauptungen des Herrn Bulwer widerlegen; aber in der Widerlegung selbst giebt sie Alles, was er aufstellt, zu, rinnt ausgenommen, — daß nämlich die Literaten von der Aristokratie in England nicht so gut aufgenommen werden, als in Frankreich.

„Sie sagt: — „Was meint Herrn Bulwer damit, wenn er behauptet, daß Schriftsteller in der Französischen Gesellschaft beliebter sind, als in England? Das mag sein, daß sie eine unabhängigere und ehrenvollere Stellung einnehmen, daß sie sich nicht so sehr von patronisirenden Staates-Mittern tyrannisiren zu lassen brauchen und daß sie sicherer sind, öffentliche Stellen und Aemter zu bekommen; aber mit Ausnahme von Mignet und Merimée — die auch mehr wegen ihrer persönlichen Verdienste und ihrer offiziellen Stellung, als wegen ihres literarischen Rufes so geachtet sind — habe ich kaß mitgerade Einen von ihnen getroffen. Zu den Gesellschaften der Minister, des Grand-Référendaire und anderer hoher Beamten werden allerdings Künstler und Schriftsteller zugelassen, als Anhänger eines politischen Systems; nimmermehr aber sind sie, wie Moore, Rogers, Chantrey, Newton und Andere, in den Boudoirs der Elite der Damen zu den ausgesuchten Festen einer Devonshire-Hauses zu finden. Indeß bringt das Gewerbe eines „homme de lettres“ hier seine besonderen Belohnungen und Beerbeile mit sich und bildet einen ganz eigenthümlichen, unabhängigen Stand. Auch haben sie, gleich wie die Künstler, die Aussicht, in die Akademie erhoben zu werden, und zumal unter der gegenwärtigen Ordnung der Dinge sind sie mit Pfründen und Pensionen besonders reich begabt.“

Man sieht also, daß sie in Frankreich zu den Gesellschaften der Minister u. s. w. als Mitglieder einer politischen Partei eingeladen werden, und daß überhaupt die Regierung sie für sich zu gewinnen sucht, indem sie sie adelt und mit Aemtern und Pensionen überhäuft. So hat also, wie seine Gegnerin selbst zugt, Herr Henry Bulwer doch Recht. In einem andern Kapitel des erwähnten Tagebuches findet sich folgender ergötzliche Stelle, wo eine fein Mord-Dame ihren Schilderung bei dem ersten Eintritt in die Londoner Gesellschaft einen beherzigenswerthen Rath mitgiebt:

„Ich lese Bücher!“, sagte sie, als ich die Einführung bei einem der populairsten Schriftsteller des Tages verschlug, „in ihre Bücher kannst Du Dich vertiefen und hineinsehen, so viel Du willst; mit den Verfassern aber sag' mir bei Leibe nicht an. Diese Leute verwenden ihr ganzes Wachen Geist auf ihre Werke — die Brocken davon, welche durch die Gesellschaft wandern, sind nur Zufall zu begleichen, der von der Kritik übrig bleibt, nachdem der Wein ausgetrocknet worden. In der Unterhaltung mit einem geistreichen Schriftsteller kann man zuweilen einen neuen Gedanken über seine Augen blitzen oder lächelnd um seine Lippen spielen sehen, aber um Alles in der Welt möchte er ihn nicht von sich geben. Das gehört in sein nächstes Werk und wird auf der Stelle in das Hauptbuch seiner täglichen Ausgaben und Einnahmen der Baluta von drei und sechs Pence. Der Geist des Mannes ist seine Tagaube; er kann sich nicht dazu verstehen, sie umsonst zu beaschreiben oder ihren Ertrag wegzuschenken.“

Ziehen wir aus diesen Stellen einen Schluß, so müssen wir sagen, daß, obgleich manche derselben den Literaten mit ihrer Gunst brehen, jedenfalls die allgemeine Gesinnung gegen sie ist. Uebrigens kann ich nicht verschweigen, daß mich nichts mehr amüsirt hat, als dieser Spott unserer Dessenuyée. Es ist gewiß viel Wahrheit darin, und doch ist es nicht wahr. Wer ist's, will mir's merken: sobald ich in Zukunft irgendwo in einer Gesellschaft sogenannten Literaten treffe, so werde ich doch wenigstens auf Heller und Pfennig den Werth meiner Produkte während der Mittags- oder Abend-Gesellschaft nennen: ich darf sie nur nach drei und sechs Pence berechnen. So viel ist klar, daß, wenn ein Autor nur ein halbes Dutzend geistreiche Bemerkungen macht, ich sein Mitgehend wohlauf bertiren darf.

In dem „Studenten“ Edward Bulwer's findet man eine Aeußerung, welche der Verfasserin des genannten Tagebuchs gerade zu widersprich. Indem er beweist, daß man den Charakter der meisten Schriftsteller aus ihren Werken erkennen kann, sagt er: — „Schriftsteller sind die einzigen Menschen, die wir wirklich durch und durch kennen lernen; alle übrige Menschen sterben, ohne daß man mehr als die äußere Oberfläche von ihrem Charakter erkennt.“ Daraus geht hervor, daß die Leute sich durchaus nicht entschuldigen können, wenn sie sich von Schriftstellern falsche Vorstellungen machen; treffen sie sie in Gesellschaft, so brauchen sie nur ihre Werke zu lesen, und sobald ihnen die Werke gefallen, müssen es auch die Verfasser. Und auf der anderen Seite äußert sich wieder Edward Bulwer in Widerspruch mit der Klugheit der Erzzraube, von der in jener Stelle des „Tagebuchs“ die Rede ist: „Ich glaube, jeder Mann, dessen Geist nicht unerschöpflich ist, muß seinen Werken voraus ist, der nicht einen gewissen Vorrath von Gedanken, Gefühlen und Phantasie in sich führt, den er immerwerde Muße genug hat, in Stricht festzuhalten, ein solcher Mann, sage ich, gehört nur in den zweiten Rang. Ein wahres Genie findet und hinterläßt der Nachkommenschaft nur den zuversichten Theil seines inneren Reichthumes als Erbe.“

Ich habe ein großes Vergnügen daran, Alles dem neben einander zu stellen. Es gewährt einen ganz eigenen Reiz, Vergnügt zu sitzen, und das ist der Grund, warum es die Leute so gern thun. Zuvörderst sollte doch die vorliegende Frage ganz ernstlich entschieden werden, und wie es so vorkommt, daß in einem streitigen Falle die Gegenpartei, wenn sie sich nicht einigen können, nach gegenseitiger Uebereinkunft einen Dritten dazu rufen, so will ich es versuchen, hier das Schiedsrichteramt auf mich selbst zu nehmen und die Sache einmal ordentlich zu besprechen, da sie allerdings eine größere Bedeutung hat, als vielleicht beim ersten Anblick scheinen mag.

Werfen wir uns erst nach dem vorigen Jahrhundert zurück; in welcher Stellung werden wir da die Schriftsteller finden: — offenbar in der tiefsten Abhängigkeit von Patronen aus der Aristokratie und, ihre Werke diesen Patronen widmend, in einem von Unterdrücktheit und Schmeichelei übersättigenden Lobeyrikus. Zu jener Zeit war auch noch das Volk und die Aristokratie durch eine viel weitere Kluft getrennt, als gegenwärtig.

Nach und nach ist das Volk fortgeschritten, und mit diesem Fortschritt haben auch die Literaten das Joch der Sklaverei abgeworfen und die Privilegien, gleich wie die Laster und Narrheiten derjenigen angegriffen, vor denen sie einst das Knie gebeugt.

Das Vorschreiten des Volks aber und die Herabwürdigung der Aristokratie sind beide weiter durch die Presse selbst bewirkt worden. So

Digitized by Google

verändérte sich nach und nach die Lage der Schriftsteller, und während wir früher Männer, wie Dryden, Otway und viele Andere, die Risen ihrer Zeit, sich um Brod herabwürdigen sahen, bekommen wir jetzt nur selten eine Widmung, und in den wenigen, die wir haben, ist die Schmeichelei wenigstens nicht so handgreiflich, als früher. Die Autoren betrachten das ganze Publikum als ihren Patron, und die Aristokratie wird nur als ein Theil und Glied dieses Publikums angesehen. Diese Bemerkungen passen eben so gut in Bezug auf die Regierung. Schriftsteller sind jetzt nicht so leicht zu erkaufen, wie früher; sie schreiben lieber im Einklang mit der öffentlichen Meinung, als für die Staatsbeförderer, schon deswegen, weil sie auch von der öffentlichen Meinung mehr remunerirt werden. Erinnert man sich nun, daß bei dem schnellen Fortschritt des Volks-Einflusses in der letzten Zeit, der der Ausstellung und Verbesserung von Missbräuchen und bei der Niederreißung aller der Schranken, welche allmälig in so vielen Jahren nachgegeben haben, daß hier immer die Schriftsteller und die Presse den Regierungen gestürzt und daß in diesen fortwährenden Kämpfen die Aristokratie der angegriffene Theil war, so wird man es wohl begreiflich finden, daß sich nach und nach unter der Aristokratie, vielleicht ohne ihr eigenes Wissen, ein Vorurtheil ausbildete gegen die Presse und gegen Schriftsteller überhaupt.

Die Presse in England war und wird für eine lange Zeit wohl noch der Aristokratie feindlich gesinnt bleiben, und es läßt sich kaum mit Grund erwarten, daß sie den Feind in ihr Lager zulassen wird. Denn man bedenke nur, mag einer ein politisches Pamphlet oder eine Novelle schreiben, er hat immer dieselbe Gelegenheit, seine Ansichten auszudrücken und dem Publikum durch Beförderung seiner Meinungen zu schmeicheln, ja die Meinungen eines Romanschreibers haben vielleicht größeren Einfluß, als die eines Pamphletschreibers. Bei diesem erwartet man schon im Voraus nichts als die individuellen Ansichten eines politischen Parteigängers; die Novelle dagegen liest man zum Vergnügen, und da gerade lange man unbewacht ist der Zeit der Herr loffen ein. Alle Leser, eines politischen Pamphlets sie werden so nur obenhin und gewöhnlich bloß von denen gelesen, welche schon Einer Ansicht mit dem Verfasser sind) kann man hundert rechnen, die einen Roman ganz durchlesen, so daß die Ansichten der Romanschreiber offenbar eine viel größere Verbreitung gewinnen. Die meisten Leute werden eben so wohl durch des Geminnes als des Ruhs halber geschrieben, und folglich müssen sie gleich von vorn herein so eingerichtet seyn, daß ihnen das Wohlwollen der Majorität sicher ist; sonst könnten sie zu auch unmöglich einen so reißenden Absatz haben. Da nun die Majorität in England durchaus liberal ist, so muß jedes Buch, das gut geschrieben, mehr oder weniger diese Farbe angreifen. Schriftsteller sind die Gegner der höheren Klassen; I. ist ein Schriftsteller geworden, folglich hat er sich auf die Seite unserer Feinde gestellt. Henry Bulwer hat also ganz Recht, wenn er behauptet, daß es Einem unter den höheren Klassen nur schaden kann, als Schriftsteller bekannt zu seyn.

Bedenken wir so viel bemerkt, so ist es nicht zu verwundern, daß die Aristokratie und die Presse mit einander in Kampf sind, wollen wir jetzt das Benehmen und die Verdienste der Literaten bei ihren Anstreten in Gesellschaften untersuchen. Und hier, glaube ich, wird man finden, daß man es mehr einem Mißgeschick, als einem Fehler von ihrer Seite zuschreiben muß, wenn sie keine gute Meinung von sich erregen. Oft werden sie überschätzt, ehe man sie persönlich sieht, und nach genauerer Bekanntschaft werden sie wieder zu nichtig zugeschlagen.

Die Sache geht gewöhnlich so zu: Man liest die Werke eines Schriftstellers, sie gefallen einem zum Entzücken, und nichts ist natürlicher als der Wunsch, den Mann näher kennen zu lernen. Da verspricht man sich schon im Voraus den höchsten Genuß, man erwartet von seinen Lippen, ex tempore, einen gleichen Fluß geistreicher Gedanken und Bemerkungen, eine gleiche Kraft der Rede, eine gleiche Lebendigkeit und Phantasie, wie sie ihm bei seinen Werken so viele Stunden lieberei und Nachtruhen erfüllt, und gleichsieht man in seinen gesellschaftlichen Stimmungen zur Welt genommen sind, und noch dazu von einer Person, die vielleicht zum ersten Male ganz fremd in eine große Gesellschaft tritt. Ist das eine billige und gerechte Forderung? Oder kennst du einen von seinen Freunden, der beim ersten Zusammentreffen mit einer ganzen Gesellschaft von Fremden den Witz Sheridan's oder Theodor Hook's zum Vorschein bringt? Und doch verlangt man von ihnen, als wären sie Hanswurste oder Gaukler, die mit einem gewissen Vorrath von Possen versehen sind, die Gesellschaft zu amüsiren. Gerade das Bewußtseyn, daß man dies von ihm erwartet, das macht den Mann ganz still, und durch das ängstliche Bestreben, unsern Erwartungen zu genügen, verliert er gerade am Allermeisten.

Die Folge davon ist, daß du dich getäuscht findest, du und die ganze Gesellschaft, die du vorher feierlich angekündigt hast, daß der Herr „der und der" heute kommen wird. Hättest du den Mann näher kennen gelernt, so würdest du wissen, daß den literarischen Ruf haben, und er, der jetzt hinter deinen Erwartungen so sehr zurückstieht, würde dir eben so viel Unterhaltung gewährt haben, wie im Buche. Dessenungeachtet ist immer einige Wahrheit in den Bemerkungen der Desennuyirten, „daß nämlich manche Schriftsteller über neuen Gedanken nicht von sich geben, weil sie sie ihre Bücher brauchen." Diese aber können, wie Bulwer bemerkt, nur zur zweiten Klasse gehören, und die Majorität der Schriftsteller nimmt ja immer nur den zweiten Rang ein.

Gewöhnlich sind diese Leute Wichtlinge; wichtig aber ist ein Literaturgrwerbe; aber es können auch andere Schriftsteller vom zweiten Range zugegen seyn, und dann wissen sie schon, daß sie sich in der Gesellschaft literarischer Taschendiebe befinden.

Um zu zeigen, daß jene Behauptung der Desennuyirten nur auf untergeordnete Schriftsteller anwendbar ist, wollen wir einmal sehen, wie es mit dem Unterhaltungstalent derjenigen steht, deren Namen den ersten Platz in der Literatur einnehmen. Hier aber kann ich nur von Solchen sprechen, die ich selbst kennen gelernt, — es giebt gewiß noch viele Andere. Wo kann man so unterhaltende Leute finden, als Coleridge, Charles Lamb, Sir John Malcolm und viele Andere, die schon dahingegangen sind? Und unter den Lebenden darf ich nur Crofer, Professor Wilson, Bulwer, Lockhart, die Smiths und die Damen Somerville, Ruffin und Jamison nennen. Diese alle sind doch gewiß die Herren in ihren verschiedenen Literaturgattungen, und ich kann geradezu Jeden auffordern, wir sind kein ganzes Hausen einer gleichen Zahl angeführter, die so gewandt oder unterhaltend sind in Gesellschaft; er ist es sicherlich nicht im Stande. Ich kann noch mehr zu Gunsten der Autoren anführen. Ich kenne Viele, deren Unterhaltung noch höher steht, als ihre Schriften; ich will sie nicht nennen, denn sie könnten das Beobachten, daß ein Bemerkungen anderen; aber jedenfalls ist kaum die Beobachtung der Desennuyirten widerlegt, daß talentvolle Schriftsteller ihre Gedanken für ihre Bücher aufsteben, im Gegentheil, gerade wenn sie in Gesellschaft sind, führen sie gewöhnlich das Wort. Jeder darf man hier einen Unterschied nicht vergessen, der in der Verschiedenheit des Temperaments liegt; es giebt Manche, die so gewohnt sind, beständig in Gesellschaft zu kommen, daß es ihnen ganz gleichgiltig ist, ob sie mit den gegenwärtigen Personen bekannt sind, oder nicht; Andere dagegen sind zurückhaltender, sie müssen sich durchaus ganz wie zu Hause fühlen, und bei diesen kann man nur in kleinen Kränzchen und unter Freunden ihren wahren Werth erkennen. *** — ist ein Beispiel der ersteren Art, der verstorbene Charles Lamb gehörte zu der letzteren. Manche glänzen besonders, wenn sie seine Redenbuhler haben; Andere werden wieder blos dann lebendig, wenn noch einige Männer von Talent in der Gesellschaft sind, und, gleich dem Stahl und Kiesel, kann man ihnen nur durch Reibung ihr Feuer entlocken.

Wenn es mir erlaubt wäre, den Schriftstellern selbst einen Rath zu geben, so möchte ich ihnen sagen, daß sie sich so wenig als möglich in große Gesellschaften mischen, sondern lieber auf ihre eigenen Freunde sich beschränken sollen. Sie würden einen weit höheren Ruf haben, wenn sie diesen Grundsatz befolgten.

Mannigfaltiges.

Napoleon und die Welt-Eroberung.*) Dies ist der Titel eines in den in Paris erschienenen Romanes, der als ein Gegenstück des zur Zeit auch in Deutschland mitgetheilten Romanes, daß Napoleon niemals existirt habe, gelten kann. Der Verfasser hat sich nämlich den Spaß gemacht, die Europäische Geschichte seit dem Jahre 1812 total zu verändern und aus dem in Rußland besiegten Napoleon einen Welt-Eroberer zu machen, wie es Cyrus! noch niemals Einem gegeben hat. Der Brand von Moskau ist, welches Napoleon zuletzt, ein historischer Irrthum; Napoleon hält vielmehr seinen Einzug in St. Petersburg und kehrt dann triumphirend nach Warschau zurück, wo er den Fürsten Poniatowski zum König von Polen macht. Im Jahre 1814 gelingt dem Kaiser die Landung in England; drei Armeen zugleich dringen in Schottland, Irland und Wales ein, und Lord Wellington Torres findet bei Cambridge eine große Schlacht statt, die dem Französischen Sieger die Thore von London öffnet. Nun nächsten Tage erscheint ein Kaiserliches Detret, wodurch Großbritannien auf ewige Zeiten dem Französischen Reiche einverleibt und in 22 Departements geschieden wird. Nach dem am 3. September 1815 erfolgten Ableben Pius VII. wird der Kardinal Fesch, Napoleon's Oheim, zum Papste proklamirt. Europa erhebt sich zwar von neuem gegen die Französische Herrschaft, aber der Feldzug von 1817 entscheidet das Schicksal der Europäischen Universal-Monarchie, und die Dictatur vom 15. Aug. 1817 enthält die verschiedenen Dekrets, wodurch Spanien und Portugal zu jenseitigen Generalen dreistehen erklärt und seinen vier Brüdern das Königthum nur unter Kaiserlicher Obergewalt sichert. In demselben Jahre stiftet des Kaisers zweite Gemahlin und Napoleon ist die gelierte Josephine wieder auf den Thron. Nachdem die Einheit in Europa hergestellt worden, läßt Napoleon durch seine Marschälle einige Kreuzzüge nach Afrika unternehmen, um den Algier und die ganze Barbarische Küste, wodurch dem Regenten wird erobert und mit Europa vereinigt. Der Kaiser erhält dadurch so viel Geld, daß er den Franzosen auf ein ganzes Jahr sämmtliche Steuern erläßt. Bald wird auch Asien unterjocht; Nord- und Süd-Amerika vereinigten sich in Panama zu einem Kongreß, in welchem der Kaiser zum Protektor der Neuen Welt erklärt wird. Am 5. Juli 1827 bringt der Moniteur ein Dekret, wodurch Paris zur Hauptstadt der Welt und die Könige von Asien, Afrika und Amerika als solche prellamirt werden. Im folgenden Jahre gelingt es dem Capitain Parry, die dreifache Jahre am Nordpol aufzuspannen. Die Erbengen von Sanz und Panama werden durchstochen und am 15. August 1827 wird Napoleon von seinem Oheim Fesch zum Universal-Kaiser in einer Kirche gekrönt, die dreimal so groß als St. Peter in Rom ist. Endlich aber kommt Napoleon's Einheit in Europa dergestalt zum Abschluß, daß der Universal-Monarchie sortgiebt hat, wird das von dem Verfasser nicht gesagt. Er hat uns nur, freilich etwas übertrieben, die Träume mitgetheilt, die einige Franzosen vor 25 Jahren wohl gehabt haben mögen, aus denen sie aber durch das gute Deutsche Schwert noch zur rechten Zeit wieder geweckt worden sind.

*) Napoleon et la conquête du monde, histoire de la monarchie universelle. — Paris 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Postblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 109. Berlin, Montag den 11. September 1837.

Spanien.

Spanische Zustände.

1. Galicien.

Coruña, 14. Juli 1837.

Während Spanien in fast allen seinen Provinzen der Verwirrung und dem Elende eines Bürgerkrieges von unabsehbarer Dauer zur Beute wird, genießt Galicien für den Augenblick einer tiefen Ruhe, an deren Anblick auch der Reisende sich erfreut. Nur wird er leider bald gewahr, daß diese Ruhe nicht von dem Wohlstand und der zufriedenen Lage des Volkes, nicht von dem Vertrauen zu der bestehenden Regierung, sondern lediglich von der äußersten Erschöpfung der Kräfte herrühre, die sich in langen, schweren und doch nichts entscheidenden Kriegen aufgerieben haben: es ist die Ruhe der Ohnmacht, ein todähnlicher Schlummer. Wie soll' es anders seyn! Spanien hat seit dreißig Jahren zu viel gelitten, es ist seiner Energie mehr fähig. Durch Angriffe von außen erschüttert, durch innere Zwietracht zerrüttet, hat es vor beiden Uebeln nur in der Unterwerfung unter einen tigellen Despotismus eine Zeit lang Schutz gefunden; zwei Einfälle fremder Kriegsheere und zwei Restaurationen sind über das Land gegangen; eine volksthümliche Verfassung ist gegründet und gestürzt, wieder aufgerichtet und abermals umgestürzt und zum dritten Male erneuert worden. Wenn ein Volk binnen weniger als einem Menschenalter solche Erfahrungen durchmacht, wenn es die Staatsgewalt in beständigen Wechseln und Feuersbrünsten von einer Hand in die andere gehen, liberale und absolute Regierungen eine nach der anderen fliehen sieht, wenn erkennt, daß jede Form nicht zu helfen, heilen nichts Gutes zu wirken vermögen, — woran soll es dann noch glauben? woran Muth und Vertrauen fassen?

Wenn gleich daher Galicien sich ausnahmsweise einer sonst überall in Spanien dahinfließen Ruhe erfreut, so ist doch auch im Zustande noch der Stimmung dieser Provinz, welche zu bestrafen, das sich mit der ganzen Pyrenäischen Halbinsel ausspricht: Ermüdung, Hoffnungslosigkeit, passive Ergebung in die Leiden der Gegenwart. Coruña, der Hauptort von Galicien und der Sitz des General-Capitains, müßte von Rechtswegen, wo nicht einer hohen Blüthe, doch eines im Vergleiche gegen das übrige Land blühenden Wohlstandes genießen. Sein herrlicher Hafen hat zugleich die schönste Lage für den Welthandel; nicht allein für Schiffe, die von England und der Westküste Frankreichs, sondern auch für solche, die aus Amerika über den Atlantischen Ocean herkommen, ist Coruña die nächste Station und sollte eigentlich schon längst den Cadixer Kaufleuten das Monopol des Havannah-Handels entrissen haben. Der Boden Galiciens ist durchgängig fruchtbar, das Klima mild und feuchter, als im übrigen Spanien, und die Provinz zeichnet sich durch frisches Grün der Landschaften, durch saftige üppige Vegetation sehr zu ihrem Vortheil vor den dürren, kahlen Hochflächen und Bergen der Mitte und des Südens von Spanien aus. Kein anderer Küstenstrich der Halbinsel hat so zahlreiche und vortreffliche natürliche Häfen, wie dieses festige Gestade mit seinen vielen Vorsprüngen und Einbuchten. Der Menschenschlag ist zwar nicht besonders schön, aber überaus kräftig, arbeitsam, ausharrend, gegen Strapatzen und Gefahren abgehärtet, recht für Seefahrt und Handel geschaffen. Das sind die Grundzüge für Coruña's dereinstige Blüthe und Größe, die gewiß nicht ausbleiben wird, sobald sich nur überhaupt eine Zukunft für Spanien auftut und das Land nicht mehr in beständiger Rengklagung von einem Tage zum andern lebt. —

Wenn man sich Coruña von der Seeseite her nähert, so bietet sich die Stadt sammt der ganzen Umgegend und Küste wie ein einziger ungeheurer Granitblock dar. Ja, ganz Galicien steht mit seinen Gebirgen eigentlich da, wie ein granitner, in den Ocean gewaltiger Felsstein für die ganze Spanische Halbinsel, wie eine felsenfeste Bastei, an deren ragenden Wällen und vorgethürmten Klippen die Fluth des unermeßlichen Oceans sich bricht. Auf dieser Reise von Brest bis Coruña ist mir Plan und Veranstaltung der Vorsehung im Bau unserer Kontinente recht recht anschaulich geworden. Die ganze Westküste von Europa entlang stehen von Strecke zu Strecke Brustwehren und Dämme von Granit oder Basalt aufgerichtet; an ihnen zerarbeitet sich der Sturm und das Meer, dessen Wellen hier mit voller Gewalt etliche hundert Meilen weit ungehemmt kommen, und die Länder dahinter liegen geschützt. So streckten Norwegen, Irland und die Bretagne ihre Gebirgsarme und Vorgebirge, ihre unerschütterlichen Granitpfeiler und Basaltmauern tief in das Gebiet des Oceans hinaus. In den Zwischenräumen aber, wo der zerreißliche Kalkboden den Anpfeilen der Fluth nicht widerstehen konnte, wie an den Küsten der Normandie und Gascogne, lagern sich auf weite Strecken die Sandbänke und Dünen quer vor, fangen mit ihrer trägen Masse den kalkfesten Anprall der Wellen auf, und bilden eine zwar nicht so bezwingende, aber gleich wirksame und gefolgereiche Gegenwehr.

Noch nie in meinem Leben habe ich die unregelmäßige Weisheit und Vorsorglichkeit erkannt, noch nie ist der Bedeutung, daß eine recht gedachte Intelligenz bei der Schöpfung und Gestaltung unserer Erde gewaltet haben muß, so klar und siegreich in meinem Geist eingetreungen, wie vor etlichen Tagen, als unser Fahrzeug zwischen den gefährlichen Riffen und Klippen hindurchsegelte, in deren Mitte die weite Bucht von Brest wie ein tiefer Trichter eingeschliffen liegt. Eine doppelte Reihe von Felsenbänken, Untiefen und Strudeln behaut sich wie eine sperrende Kette auf der einen Seite bis zur Insel Ouessant, und reicht auf der anderen Seite mit der Ebenflur des Seins stundenweit ins Meer hinaus. Bei allem Wetteifer auf die Festigkeit des Fahrzeuges, das uns trägt, auf die Geschicklichkeit und Erfahrenheit des Lootsen, der uns führet, kann man sich doch einer innigen Angst unter diesen Umgebungen nicht erwehren. Das weite, offene Meer mit seinen Gefahren und Abgründen erscheint als ein ruhiger Zufluchtsort im Vergleich mit diesen tosenden Gestade, wo seit der Schöpfung die Brandung noch keinen Augenblick zu ruhen aufgehört, die Fluth und der Strudel noch keinen Augenblick geruht hat. Nie wir bei sinkender Abnemerung an der Ebenflur des Seins vorüberfuhren, streckten die Felsen ihre grauen Häupter und den schäumenden Wellen empor, und sahen gleichsam grimmig brohend dem Fahrzeuge nach, das ihrer furchtbaren Rache sich entgehen. Zur Seite lag in dunkler Duft die Küste der wilden Bretagne; aus den weiten, den Flächen ragte hier und da die einsame Kuppe eines „Dolmen" hervor; ihm zu Füßen rauschte die Fluth, wie sie seit einigen Zeiten rauscht, und es war, als schlüssete der Nachen einer Druidin, zur Feier des nächtlichen Mysteriums, geisterhaft durch die Brandung. Ein frischer Landwind wehte, das Schiff neigte sich anmuthig und glitt über die tobende Fluth dahin, wo jeder Schritt und jede Wendung ihm von der Kunst vorgeschrieben, wo es unrettbar verloren ist, wenn es eine Hand breit rechts oder links abweicht. Die Nacht brach ein; es war meine erste Seereise, die erste, wo ich Ernst nahm an der gewaltsamen Gegenschaft des Menschen mit dieser gedrmmloosstten und drohenstten Macht der Natur: eine Nacht der Trauer und Sehnsucht sür solche, die einen theuren Gegenstand der Liebe und Erinnerung an dem Lande zurücklassen, aber eine Nacht voll stillen Genusses, voll freudiger und muthiger Ahnungen für die, welche nach dem Meere eine zweite Heimath gewonnen und die erste darüber vergessen haben.

Den Matrosen ist Sorglosigkeit und Gleichmuth zur zweiten Natur geworden, und selbst die Gefahr regt sie nicht mehr auf, — so hat die Gewohnheit den Eindruck bei ihnen abgestumpft. Mag es zu Lustbarkeiten oder zum Gefecht, zur Ruhe oder zum Kampfe gehen, mag das Meer sich in Mutthitte legen oder ein pöbelischer Unsturm losbrechen, sie sind in jedem Augenblicke zu Allem bereit, was man von ihnen verlangt. Der pöbelische Uebergang von der müßigen Geschäftigkeit, die zu Zeiten der Ruhe am Bord herrscht, zur raschesten, angestrengtesten Thätigkeit ist ihnen nichts Neues; sie sind es gewohnt, in jeder Minute ihr Leben zu wagen, an der Spitze eines Mastes zu hängen, der sich unter der Gewalt des Sturmes wie ein Rohr beugt und dort über die Wellen dahinfährt; ihr Leben ist eine beständige Kette von Selbstverleugnung und Aufopferung. Vielleicht giebt es außer den Matrosen keinen anderen Stand, bei dem die Verstellung und die Bewußtsein der Pflicht so in jedem Momente gegenwärtig und wächtig ist, keinen, der unter so schlichten, einfältigen, ja geraden Formen, einen so selbstvergessenden Heldenmuth des Gehorsame übt. Der Matrose und der gemeine Soldat sind sich darin gleich, daß ihr Verlust der Gehorsam ist; aber der Matrose begreift allemal Grund und Zweck des Befehls, den er vollzieht. Wenn der See-Offizier durch ein falsches Manöver das Fahrzeug in Gefahr bringt, so wird die Mannschaft das Kommando richtig beurtheilen, aber es doch ausführen; gehorsam, ohne Murren werden sie mit dem Bewußtsein, daß sie eigentlich gerettet werden könnten und sollten, in den Tod gehen.

Wie manchmal blieb ich in diesen schönen Sommernächten, die nur auf dem Lande so schnell, auf dem Verdecke eines Schiffes aber, selbst unter südlicheren Breiten, so frisch und erquickend sind, bis Mitternacht an das Geländer des Hinterdecks gelehnt, und wurde des stets neuen und lebendigen Schauspiels nicht satt, das auch die kürzere Seefahrt dem Auge und den Sinnen des Neulings bietet. Unsere Brigg

Digitized by Google

tanzte leicht dahin; die hohen, schlanken Masten neigten sich unter dem frischen Nordostwinde anmuthig vorwärts, und schienen die weißen, schwellenden Segel in das Meer tauchen zu wollen, wie ein Vogel seine Schwingen. Auf einmal blies der Athem des Windes stärker hinein, die Segel hohen sich wie eine Menschenbrust, blähten sich auf, und unser Fahrzeug, das uns eben noch sein Wiederbrell, wie der Elefanten-Vogel, dessen Namen es trug, seinen Schnabel, in die Wellen getaucht, richtete sich, als wie mit einem starken Flügelschlage, empor, stürzte hoch aufwärts und senkte sein Hinterheil in die Flut, die über dem Kiele rauschend zusammenschlug. War wie doch zu Muthe, als hätte der schlanke, zierliche, gedrechselte Bau des Fahrzeuges sein eigenes Leben, und gehörte auch mein Leben zu ihm und wäre nur ein Theil von seinem. Es schien, als sage und athmete das Schiff mit seinen Segeln, wie ich mit meiner Brust, die erfrischende, belebende Nachtluft ein. Kaum seit vierundzwanzig Stunden ein Gast in diesem schwimmenden Hause, wußte es mich schon so viel fremder Luden und fremde Gerüche Gast gewesen war, fühlte ich mich schon ziemlich heimisch darauf, als nähme ich ein Stück des vaterländischen Bodens mit über Meer. So ist der an die traulichste Heimath, an die enge Stadt gewöhnte Mensch, er kann sie nicht verlassen, ohne sie das Bedürfniß seines Herzens, sey es in schönen Zeichen der Erinnerung, sey es in Gedanken und Einbildungen, etwas davon mitzunehmen, und hätte man mich in einem Kasten voll Pflanzen Mitten dem Vaterlande den Rücken kehren, hängt seine Liebe noch an jener Kleinigkeit, die ihn träumend daran zurückwahnt.

Aber ich vergesse ganz, daß die Brigg „Hairdon" schon mehrere Tage im Hafen zu Corunna vor Anker lag, und sogar bereits im Begriffe stand, wieder abzusegeln. Der Hafen Spaniens besteht aus zwei sehr merklich unterschiedenen Hälften. Die Minstadt hat ein ganz ariskokratisches und feudales Ansehen, ist rings umwauert, auch da, wo sie an die See stößt, und ihre rohen Ziegeldächer zeigen sich, wenn Häuser aus gesehen, amphitheatralisch um die Residenz und den Regierungs-Palast gruppirt, die hoch den ganzen Hafen beherrschen. Die hohe Lage der Residenz liegen tiefer an Gestade und bilden einen weiten, regelmäßigen Halbkreis um den Hafen; daran schließt sich eine gewaltig große Vorstadt, deren letzte Häuser gerade der Citadelle gegenüber liegen. In diesem unteren Daseine befindet sich auch der große und schöne Leuchtthurm, der den seltzen Namen Herkulesthurm führt. Auf der Phönicischen Fortsetzer, der Hafenstadt, ist es ganz entschieden, seine Hand an die Mauern gelegt hat, versteht sich wohl von selbst; aber vielleicht liegt in dem seit ältester Zeit an dieser Erdenstelle bestandenen, und durch die Tradition bis auf unsere Tage erhaltenen Namen eine Erinnerung an die Landungen Phönizischer Schiffer an dieser entlegenen Küste. Denn hochschiffbaren wußte den vermuthlich Seefahrern von Tyrus der Thurm, gerammigt, aus den Händen der Raume vollendet hervorzeugungen Hafen gerade an dieser Stelle seyn, wo ihre Handelsleuten auf der gefährlich weiten Fahrt nach den nebligen Gewässern Albions, nach den zinnreichen Kassiteriden, anlegen und rasten konnten. Vielleicht, wahrscheinlich liegen sie bei Verlassen und der Unterhalt dieses seemännischen Bauwerkes in der Bewahrung Galiciens den schimmernden Metall zur Seefahrt erst geweckt, und sie gelehrt, ihre treffliche Lage für Handel und Schiffahrt zu begreifen und zu nutzen. Denn alle Punkte Spaniens, Frankreichs und Englands sind von den Gallischen Häfen aus leicht und schnell zugänglich, — Mauritia's auf der Südküste Spaniens, wo der Hafen Handelsweg der Tyrischen Handelsgeist noch seine Ahnung gehabt hat.

Der Gott lebt schon lange nicht mehr, aber sein Kultus überdauert ihn an der wohlgewählten Stelle. Sobald Spanien nur zu einiger Ruhe kommt, ist Corunna als Handelsstadt zu einer bedeutenden Rolle berufen. Noch jetzt ist sie der Mittelpunkt einer sehr emsigen Küsten-Schiffahrt, wodurch die Bevölkerung sich in seemännischen Geiste und seemännischer Uebung erhält; beide sind übrigens an dieser Küste seit fast undenklichen Zeiten traditionell. Die Stadt ist nur klein, bedeckt gar keinen ansehnlichen Raum, und hat höchstens 15,000 Einwohner; doch gewährt sie einen recht belebten Anblick, besonders gegen Abend. In innersten Winkel des Golfes liegt die große Cigarren-Manufaktur, wo über 2000 Arbeiterinnen, Frauen und Mädchen, den ganzen Tag über beschäftigt sind. Man sieht sie dabei des Tages nicht in den Straßen; dasse hat man Abends, wenn sie nach Hause gehen, das interessante Schauspiel einer Progession, worin man die weibliche Bevölkerung jedes Alters und jeden Standes — von Bauernfrauen natürlich ausgenommen — Revüe passiren lassen und alle Varietäten des Typus studiren kann. Hier die elegante manola (Grisette), die ihr Haar künstlich gekräuselt und in zwei langen Zöpfen über den Nacken hängend, um Hals und Schultern eine weite Spitzen-Mantille und den kleinen Fuß in zierlichen Schuhen trägt; hier die derbe, robuste, schon halbafrikanische Wäscherin, die mit plumpen Beinen auf breiten und kurzen Füßen einherstampft. Dieser Umstand gewährt den Vortheil, daß man binnen einer Stunde eine ziemlich genaue Kenntniß von der Physiognomie der Bevölkerung gewinnen kann, was durch einzelne Beobachtungen vielleicht in einem ganzen Monate nicht zu erreichen wäre. Leider muß ich bekennen, — denn Wahrheit geht vor Allem, — nach dem, was uns alle Abende in der Straße nach Payosa hinaus begegnet, als Probe zu urtheilen, konnten wir uns von den Reizen des schönen Geschlechtes zu Corunna keinen hohen Begriff machen, und wir wurden es bald müde. Die Vorbesitzerinnen der langen Kolonne schwanken, die überdies auf eine Meile rings umher Alles mit derbem Tabacksduft erfüllte. — Die vornehmeren Corunneser Damen leben die ganze Woche wie die Türkinnen, zwischen Glasfenstern und Glasthüren eingesperrt, in ihren Miradores, die das höchste Stockwerk des Hauses einnehmen; da sieht man denn von Zeit zu Zeit ein hübsch verbrochenes braunes Köpfchen am Fenster erscheinen und schnell wieder zurückschlüpfen. Am Sonntage aber gehen sie, wie es Christinnen geziemt, selbst in die Messe, und Abends auf die Alameda. Dieser öffentlichen Spaziergang besteht hier nur aus einer kahlen, flusterem, unstreundlichen Baum-Allee, die zur einen Seite die Stadtwälle, zur andern die elendesten und schmutzigsten Häuser von ganz Corunna hat. Was wir in so kurzer Zeit und unter so ungünstigen Umständen von dem seinern Damen-Publikum haben wahrnehmen können, läßt denn allerdings auf etwas viel Besseres schließen, als an den obradoras de Tabaco zu sehen war.

(Fortsetzung folgt.)

Südamerika.

Robinson's zweite „Insel „Juan Fernandez".

(Fortsetzung.)

Beinahe vier Jahre waren seitdem vergangen, als Dampier am 22. März 1684 auf einem anderen Fahrzeuge abermals im Angesichte der Insel Juan Fernandez vorbeifuhr. Da erinnerte er sich an den armen Moskito: was wochte aus ihm geworden seyn? lebte er noch? oder hatten die Spanier ihn damals erwischt? Halb aus mitleidigem Gefühl, halb aus Neugierde entschloß Dampier sich, ans Land zu gehen; in einem kleinen Kanot, in Begleitung eines anderen Mosktto, Namens Robin, stieß er vom Schiffe ab. Und siehe da, wie sie dem Gestade näher kamen, lief eine sonderbare menschenähnliche Gestalt, in Thierfelle gekleidet, unter vielen Sprüngen, sich den Fahrzeuge Dumerlich zu machen, und unter großen Freudenbezeugungen am Ufer auf und nieder. Robin fuhr wie närrisch von seinem Sitze in die Höhe und war mit Mühe zu halten, daß er nicht aus dem Kanoe ins tiefe Wasser sprang; auf einmal war er mit einem lauten Freudengeschrei und mit einem gewaltigen Satze über Bord, warf sich der Länge nach auf die Erde, und drückte sein Gesicht an den weißen Muschelsand. Dieser war natürlich kein Anderer, als Will: er hob seinen Freund vom Boden auf, umarmte ihn, und warf sich gleichfalls vor ihm nieder, ihm die Füße zu küssen. Es war rührend, die Freude der beiden Wilden zu sehen. Vom Schiffe derz kamen nun noch Andere nach, den wiedergefundenen Mosktto zu begrüßen und zu umarmen. Will hatte mit seinem scharfen Indianer-Auge das Schiff schon am Tage zuvor, ehe es bei der Insel Anker warf, an dem hohen Meere entdeckt; er zweifelte keinen Augenblick, daß seine alten Freunde kämen, ihn abzuholen, und hatte drei Ziegen erlegt und gebraten, um sie zu bewirthen. Er wußte erzählen, wie es ihm ergangen sey, wie er in der Einsamkeit gelebt habe, und die ganze Mannschaft erdaute sich an seinen Geschichten. Seine erste und größte Furcht war gewesen, den Spaniern in die Hände zu fallen; als diese Gefahr vorüber war, fing er an, nachzudenken, wie er sein Leben fristen könne. Seine ganze Habe bestand in einer Flinte, einem Messer, ein wenig Pulver und Blei, das Letztere schon zu Ende ging. Aber ein Wilder weiß sich in solcher Lage besser Rath als der gebildete Mechaniker und Mechanikus von der Londoner Societät. Will schnitt mit seinem Messer den Schaft seiner Flinte in Stücke, und schnitzte sich aus dem harten Holze Harpunen, Angelhaken, Lanzenspitzen und ein zweites Messer. Mit seinem Flintenschloß schlug er ein Feuer an, das er Tag und Nacht sorgfältig unterhielt. Er lernte es auch, mit Hülfe des Flintenlaufes, schwiedeise und hämmerte es auf den Steinen, und brachte glücklich noch einige schriftweise Werkzeuge zu Stande. Mit diesen rohen Waffen jagte und erlegte er die Ziegen und fing die Fische aus dem Wasser. Angelschnuren verschaffte er sich, indem er eine Seehundshaut in Streifen schnitt. Eine solche Schnur von der Länge, als legte er sich eine kleine Hütte an, die er mit Ziegenfellen deckte, und die ihm drei Jahre hindurch zur Schlafstätte diente. Im Grunde spürte er keine Entbehrung; er setzte in der Einsamkeit sein Leben fort, wie er es in der Heimath unter seinen Landsleuten gewohnt gewesen.

Nach Verabredung Will auf der Insel ging Dampier am 8. April 1684 wieder unter Segel, und brachte von seinen neuen Freunden Abschied. Die Englische Regierung sendete ihn im Jahre 1699 mit einem Fahrzeuge, „der Verdrek", auf eine Entdeckungsreise nach Neuholland aus, die aber unglücklich ablief; das Schiff scheiterte und verfaul. Im Februar 1701, an der Küste der Insel Nicrenstan. Diese einsame, wie Dampier, treibt ein Schiffbruch die Luft zu neuen Seefahrten nicht aus; noch im hohen Alter verschmähte er die Ruhe. Im Jahre 1704 lief er wieder als einfacher Steuermann, wie er früher gewesen, mit einem Handelsschiffe aus, und noch später finden wir ihn als Begleiter des Capitain Stradling bei einer Expedition nach der Südsee begriffen. Hier hatte er den Schotten Alexander Selkirk oder Selcraig — der Leser mag, welches von beiden er will, für richtig halten — zum Schiffsgefährten. Dieser Selkirk war aus Lago in der Grafschaft Fife geboren, ein ungerathener, widerspänstiger Bursche, ein Abenteurer, aber von Seefahrenheit an und für sich ein Verächter. Lieber als wilden, teetzigen, ungelehrigen Geister, die den Zwang der Gesetze und der gesellschaftlichen Ordnung nicht vertragen wollten, auf dem offenen Meere, auf abenteuerlichen Reisen, in fremden Welttheilen eine Zuflucht. Aber auch auf dem Schiffe muß man mit Menschen umgehen, sich vertragen, fügen und gehorchen. Das vermochte Selkirk nicht. Er drohte warf sich mit dem Capitain, mit allen Vorgesetzten und Kameraden, und geradezu zu einer Zeit, wo er mit ihnen im übrigen Vernehmen stand, ging das Schiff in einer Bay der Insel Juan Fernandez vor Anker, um Wasser einzunehmen. Es war im September des Jahres 1704, und in diesen Monat fällt stets gerade der Anfang der Frühlingszeit. Der erigende Anblick des Eilandes, und der Gedanke, daß er, wenn er hier bliebe, unumschränkter Herr und Besitzer desselben seyn würde, erigten Selkirk's Einbildungskraft; er faßte eine große Verschwörung zu bleiben, und Capitain Stradling eine nach gehörte, ihn da zu lassen. Zwar am nächsten Tage wollte der Trotzkopf die Verabredung schon gereuen; aber der Capitain bestand unbeugsam darauf, setzte ihn an's Land und segelte von dannen. So blieb denn unserem Abenteurer, zur Strafe für seine Wildheit und seinen Ungehorsam, die ungeschränkte Einsamkeit und die unbeschränkteste Freiheit.

Die Expedition des Capitain Stradling lief gleichfalls unglücklich

ab, aber Dawvier verlor den Muth nicht, und im Jahre 1708 sahen wir den unermüdlichen Steuermann schon wieder sein Glück in den Gewässern der Südsee versuchen. Diesmal begleitete er den Capitain Rogers Woode, der zwei von Bristol'er Rhedern ausgerüstete Fahrzeuge, „Herzog und Herzogin von Bristol", befehligte. Auch diesmal hatten die Reisenden mit vielem Mißgeschick zu kämpfen. Der Skorbut griff unter den Matrosen und Offizieren um sich, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß bald nicht gesunde Leute genug übrig blieben, die nöthigsten Manöver zu verrichten. In solcher Noth dachte man, wie immer, an die Insel Juan Fernandez und steuerte darauf los. Am 1. Februar 1709 war man ihr auf vier Seemeilen nahe gekommen, und es wurde eine Schaluppe unter den Befehlen des Capitain Dover ausgesetzt, die Küste zu rekognosziren. Als es dunkel wurde, sah man vom Ufer her ein Licht schimmern. Waren die Spanier da? oder lag etwa ein Franzosenschiff oder Fahrzeug in der Bay der Nutze? Capitain Rogers wurde von die ausgesendeten Leute befragt, und ließ eine Kanone, um die Schaluppe zurückzurufen. Dover gehorchte dem Signal und war um 2 Uhr nach Mitternacht wieder an Bord. Aber man hatte kein Wasser und die Kranken bedurften durchaus der Erfrischung; da man nur die Wahl hatte, entweder an Skorbut zu sterben oder ein Gefecht zu wagen, so entschied man sich zu letzterem, und traf, noch ehe der Morgen graute, alle Vorbereitungen. Als der Tag anbrach, sah man jedoch weit und breit keinen Feind und kein Fahrzeug, die ganze Insel lag ruhig und Dover hielt aufs neue mit der Schaluppe ab. Da er ungewöhnlich lange ausblieb, so fendete man Nachmittags die Pinasse mit 18 wohlbewaffneten Mannschaft und einem kleinen Kanönchen nach, um ihm zu helfen, falls er in Noth wäre. Es dauerte aber nicht lange, so kam die Schaluppe zurück, und brachte frische Lebensmittel und ein seltsames Geschöpf mit, das erst in der Nähe eine menschliche Gestalt und ein menschliches Gesicht annahm. Dawvier erkannte in dem Wilden den vor drei Jahren dort ausgesetzten Miskanter Alexander Selkirk. Die Freude ihn mit großer Freude und hieß ihn willkommen, wie einen verlorenen Freund. Die Kranken wurden so schleunig als möglich ans Land geschafft; man machte ihnen Zelte aus alten, zerrissenen Segeln, und ließ sie ihre Genesung abwarten, während die gesunden das Schiff und die Bde reinigten, kalfaterten und ausbesserten. Da belebte sich der Strand, die Arbeiter tummelten sich um das Zelt des Capitains, der sie beaufsichtigte, und die Insel bot eine Zeit lang den Anblick eines bewohnten Landes, einer freitigen Ansiedelung. Während dessen that Selkirk sein Möglichstes für die Bewirthung seiner Gäste, fing ihnen Ziegen, von denen Fleisch er trefliche Bouillon, die Kranken zu bereiten wußte, Strandvögel und wohlschmeckende Fische; auch erkletterte er die steilsten Felsen, um von Steäuchern, die auf der Höhe wuchsen, eine Art Kleiner, schwarzer, säuerlicher Pflaumen zu pflücken, die den Skorbutkranken sehr wohl bekamen. Der arme Mensch gab seine Freude und Dankbarkeit rauschenden auf offenbare Weise zu erkennen. Die Arbeiten, mit denen das Schiff verweilte zwölf Tage auf der Insel, und ihre Erholungsstunden wurden damit zugebracht, Selkirk's Erzählungen anzuhören, den sie im Scherz den Gouverneur der Insel titulirten.

Sein Werkzeugen hatte, als Capitain Stradling ihn aufsuchte, aus folgenden Gegenständen bestanden: die Kranken zu bereiten wußte. Strandvögel und wohlschmeckende Fische; auch erkletterte er die steilsten Felsen, um von Steäuchern, die auf der Höhe wuchsen, eine Art

Erweiterungen und Veränderungen ausgesetzt worden, die selbst der ursprünglichen Erbauer dieser Kirche keineswegs unwürdig erscheinen dürften. In einem anderen Gebäude ist kürzlich auch eine neue protestantische Kirche, in großartigem Maaßstabe, begonnen worden, deren breite Rundbögen, Byzantinische Fronten und viereckige Thurm, in manchen Hinsicht den kleineren Kölner Kirchen nicht unähnlich, einen angenehmen Gegensatz zu der ehrwürdigen Anmuth und zu dem kunstreich gearbeiteten Glanze ihrer katholischen Schwester bilden.

Auch bei dem Eifertrieb in die Schweiz sind jene allgemeinen Merkmale von öffentlichem Forschereten überall sichtbar: In Zürich sind die Wälle, von denen Maffena im Revolutionskriege beschirmt wurde, allmälig verschwunden, an kleinerten Häusern, Brücken, Weinhäusern und den Wohnungen wohlhabender Bürger Platz zu machen. In Bern ist ein Entwurf zu Verschönerungen des ehrten Stadtheils mit den Höhen jenseits der Aar, mittelst einer unabsehbar großen Hängebrücke, im Werke. Und eine ähnliche Bestre ist bei Freiburg, quer über das abschüssige Thal, das die Annäherung an die Stadt von Bern her so schwierig machte, schon errichtet worden.

Zürich, weder der Schauplatz des kosmämischen Zürich, noch der Glanz des eairzischen Bern aber des katholischen Freiburger Eifer haben so merkwürdige Beweise von öffentlichem Forstschreiten gegeben, wie die Stadt, aus welcher diese Zeilen datirt sind. Die peinliche Geschichte Europa's, oder vielmehr der ganzen Erde, kann uns kaum eine engies brudere und leidsamere Anstalt aufweisen, als die lange und geschickte Behauptung der National-Unabhängigkeit des kleinen Genfer Gemeindes Wesens, im Angesichte von Gefahren und Umwälzungen, die ganze Königreiche verschlungen, Fürstlicht Häuser vernichtet und Nationen aus einandergerissen haben. Ohne Waffenstehn, den Umständen gleich eivili sirter und dabei viel mächtigere Nachbarn ausgesetzt, bewahrte sich Genf Freunden aller Racen, Sitten und Glaubensbekenntnissen dennoch seinen zwar nur beschränkten, aber zugleich auch angemessenen Platz in der Familie der Europäischen Staaten behalten. In den Personen Calvin's und Rousseau's dicte es einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die beiden großen Epochen der Umbildung, die den ganzen Erdball erschüttert haben. In verschiedenen Zeiten sind seine Bürger berufen worden, bald, mit Peter dem Großen, das Emporstehen eines mächtigen Reiches zu leiten, bald, von Necker bis Marat, die verhängnißvollen Leben Frankreichs zu beherrschen. Seine Kaufleute haben die Zuneigungen jedes Landstriches auf dem Erdball erforscht. Doch weder Macht noch Wohlstand vermögen die verschiedene Bindung seiner kleinen Kinder ihm zu entfernen: Haben wir es nicht gesehen, wie Männer, die ihre schönsten kräftigsten Jahre rächbaltlos der höchsten Thätigkeit, in ihren Laufbahnen als Europäische Staatsmänner, in der Wissenschaft und in der Literatur, gewidmet, nachher rudig zurückgekehrt sind, ihre Tage in den beschränkten Kreise ihrer Vaterstadt zu beschließen? Diese Beispielbeweisen und noch manche andere, zu deren Aufzählung es hier an Zeit gebricht, können theils der geschickten Vertheilung der Gewalt zuzuschreiben werden, wie sie in einem kleinen Staate so schwierig, in einem großen aber ganz und gar nicht durchzuführen — vermöge deren jeder Bürger gerade so viel Einfluß besitzt, als er, nach Maßgabe seiner Fähigkeiten, dessen zu üben im Stande ist; — theils dem Sinne für Häuslichkeit, der des öffentlichen Lebens Bitterkeiten versüßt und dessen Wurden trogen hilft; — theils der Leichtigkeit, mit welcher unternehmende und ehrgeizige Geister auswärts eine Laufbahn sich suchen, während die verbarrlichenden Bürger das Mittelmaß halten; — theils endlich dem gemeinigen Einflusse, den religiöser Sinn und einfache Sitten, durch die gefällig leichten Gewohnheiten geselliger Heiterkeit ihrer altaristrlichen Strenge entkleidet, auf den Genfer üben.

In den letztverflossenen vier Jahren sind die Veränderungen in der äußeren Erscheinung der Stadt sehr beträchtlich gewesen. Die Ufer des Rhone waren da, wo seine Wasser aus dem reißenden Fluthen und der ruhigen Fläche des See's herabrauschen, mit schlechten Hütten, Wohnungen der niedrigsten Klassen der Bevölkerung: der Schlächter aus den Fleischbänken und der Bootskrechte vom Hafen, beisäßet gewesen. Ein kleines und unbesuchtes Fischchen, mitten im Strome, bot etlichen plumpen Kähnen einzige unsichere Unterstellung; und nur wenige Leute kannte der Fluß, auf zwei kleinen Brücken, überschritten werden. — Dies ganze Stadtviertel nun ist jetzt rein weggefegt worden, um zwei schönen Ufer-Straßen und Reihen stattlicher und bequemer Häuser Platz zu machen. Eine lange Brücke, mit der kleinen Insel des Barques zusammenhängend, fertigt nun den Strom; und das Eiland selbst, zugleich satt mit einer Umgitterung den Quaderstein und bepflanzt mit Bäumen, ist Rousseau, dessen Standbild man daselbst errichtet hat, geweiht worden. Zum Lohn dieses Standbildes aber, das ein Werk des berühmten Genfer Künstlers Pradier ist, läßt sich nur wenig sagen. Man wird sich vielleicht verwundern, der Bildhauer habe seinen unsterblichen und unglücklichen Landsmann aufrecht dargestellt, fortgerissen zu eifrigem Nachdenken, und, mit der beredten Geberde eines Kindes zur Freunden der Natur, den Blick auf diese schönen und schrecklichen Berge gerichtet, zwischen denen er in leidenschaftlicher Jugend umhergeschwärmt. Aber man denkt sich ihn wohl auch, mit einer Hand, zum Zeichen liebervollen Wermuths, auf seine Geburtsstadt deutend, und in der anderen die Rolle mit feurigen Gedanken, wie er sie auf seinen einsamen Gängen mit sich umherzutragen pflegte. Anstatt dessen aber haben sie ihn zu einem Standbildern Weisen gemacht, in einer Römischen Toga drapirend auf einem Stuhl, über renaissancherm Fußgestell, in der Tracht und Haltung eines Cicero. Diesem Fremden und wahrlich evil gelegt werden — denn das Zufgefühl führt keine Insichnis — daß der Mann des Rousseau sein soll.

Auch in der Gemälde-Ausstellung, die so eben eröffnet worden, ist derselbe Mangel an Phantasie bei den Genfer-Künstlern ganz unverkennbar. Herr Hornung, dessen Tod Calvin's vor einigen Jahren einen so hohen Rang unter den neueren historischen Gemälden mit Recht einnahm, ist von seiner früheren Bahn gänzlich abgewichen, und hat die kleinliche Behandlung und die durchsichtige Ausführung der Niederländischen Maler nachgeahmt, freilich aber, ohne deren Farben-Harmonie und Geschicklichkeit im Relief zu besitzen. Und sein Einfluß hat nun auch den Styl mancher sonst vielversprechender Künstler verdorben, so daß ihre Arbeiten größtentheils zur Kopieen von der Preis des täglichen Lebens sind, und gewöhnlich auch einen Anstrich von Empfindung gewidert, von der Kunst aber, die in der Hochschule der Leidenschaft, Beschauung und Poesie gebildet wird, keine Spur trägen. — In der Landschaft jedoch sind mehr Fortschritte gemacht worden, und die Arbeiten der Herren Diday und Calame sind Zeugniß gefällig zu bestehen gelungen. Wer aber möchte eigentlich zu Genfs Landschaftsmaler seyn? In der Schweiz, wo die Natur, verschwenderisch groß, das Auge mit unzähligen Eindrücken überrascht, so erhöht durch den prachtvollen Glanz einer südlichen Sonne, so erweitert durch die Entfernungen und Größen, daß jede Leistung des Künstlers beschämt, er selber zur Niederträchtigkeit unwillkommen Demuthheit und Abstieht der seinen Werken aber durchaus vernichtet werden muß! Ist ja doch meisten unter diesen staunenerregenden Scenen — mit denen, wir man freilich eingestehen muß, die Gemüthsart ihrer Bewohner plattierdings in geradem Widerspruche steht — auch noch nicht ein großer Dichter oder Maler jemals aufgetreten, um sie zu schildern und zu malen. Die Forschritte der Genfer finden sich in den Künsten der verfeinerten Bildung und des geltegrten Aufwandes; und sie verdanken auch ihrer Erhebungszahe weit weniger, als ihrem praktischen Scharfsinne. Doch habe ich bei ihnen nicht etwa Unempfindlichkeit für die herrlichen Schauspiele ihrer Umgebung, sondern vielmehr ein Gefühl bedürftiger Hilflosigkeit, erhöht eben durch ihr Gewahrsein und vergrößert durch den beständigen Wechsel von Licht und Schatten, Sturm und Ruhe, gefunden.

In den letzten vier oder fünf Jahren ist der See auch mit einer kleinen Flotte von Jachten und Lustböten bedeckt worden, die nun an heiligen Abenden schon kann, wie die, gleich munteren Wasserfeen, mit Musik an Bord, über ihn hinsliegen und die, von den Wällen aus, ihrer Fahrt mit aufmerksamen Blicken folgenden Städter-Haufen begrüßen. Und auch das Leben wird sich keine bessere Nahe und Erholung jetzt zu wünschen, als diesen Stützwasser-Segleren gestattet sich anzuschließen. Sie würden gewiß einen guten Anfang in der Mediterranischen Jacht L'Epervier finden, und neben der Bäuner-Fahne die Einteachs-Flagge bissen!

(Lond. Athenaeum.)

Mannigfaltiges.

— Zeichen unserer Zeit in Ostindien. Ein Enkel des berühmten Hyder Ali und ein Sohn des tapferen aber unglücklichen Tippu Sahib, der Muhammedanische Prinz Jamhud-Din, der, seitdem seine Familie aufgehört hat, in Indien ein ausschließes Reich zu beherrschen, von der Britischen Regierung eine Pension bezieht, hat sich kürzlich im vorigen Jahre in England, um sich dort mit eigenen Augen von den Wundern Europäischer Civilisation und von dem Ursprunge der Macht zu überzeugen, die, über ganze Weltheile hinaus reichend, das große Ostindien bezwungen hat. Wie jetzt hatten die unabhängigen und reichen Fürsten, von Muhammedanischem wie von Hindu-mondischem Glauben, ein Vorurtheil gegen das Reisen nach Europa; sie sitzen ihren stolzen der gelehrte und leider zu früh verstorbene Ram-Mohun-Roy mit gutem Beispiele vorangegangen, scheint auch ihrer eine größere Reisesust sich bemächtigt zu haben, und wer weiß, ob dieß nicht noch dazu beiträgt, den Orient allmälig aus dem Civilisations-Schlummer zu wecken, in welchem er sich nun schon seit Jahrhunderten befindet. Der Prinz Jamhud-Din, der nicht mehr, wie sein Vater und sein Großvater, mit dem Schwerte über Indien herrschen kann, hat sich eines anderen Mittels bemeistert, um zu derselben Gewalt zu gelangen. In England hat er nämlich sein großes Vermögen auf den Ankauf Ostindischer Stock verwandt, und es ist ihm ein Leichtes, auf der Basis dieser Besitzung seines Vaterlandes sichern. Hier wird uns also ein recht schlagender Beweis, daß das Geld, aber vielmehr dessen intelligente Anwendung, in unseren Tagen denselben Einfluß gewonnen hat, den früher die rohe Gewalt gehabt. Jamhud-Din herrscht jetzt in Ostindien eben so gut, wie Hyder Ali und Tippu Sahib; doch mit dem Unterschiede, daß die blutige Herrschaft seines Vaters und seines Großvaters nur durch Verwüstungen sich erhalten konnte, während die friedliche Geld-Herrschaft der Ostindischen Compagnie Häuser baut, Menschen erzieht und den Segen der Europäischen Gesittung auch über seine Heimath verbreitet.

— Hindustanische Literatur. Das gelehrte Europa ist bisher von der klassischen Literatur des alten Sanskrit so eingenommen gewesen, daß es darüber von der neueren Hindustanischen gar keine Notiz genommen hat. Selbst Sir William Jones hatte das Hindustanische einen „vulgar jargon“ genannt, und obwohl er später von diesem Urtheile zurücktam, so blieb es doch nicht ohne Einfluß auf die Ansichten anderer Europäischer Philologen. Gegenwärtig sucht nun ein Französischer Gelehrter, Herr Garrin de Tassy, das Unrecht wieder gut zu machen, das dem Hindustanischen bisher gethan worden. Derselbe hält sich jetzt in England auf und hat dort, so wie aus den Schätzen der Königl. Bibliothek in Paris, Notizen über nicht weniger als siebenhundert Hindustanische Schriftsteller und zahlreiche Auszüge aus ihren Werken gesammelt. Nächstens wird man seine „Geschichte der Hindustanischen Literatur“ erscheinen, mit der wir das Resultat aller seiner Forschungen auf diesem neuen Gebiete geistigen Lebens erhalten werden

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 110. Berlin, Mittwoch den 13. September 1837.

England.

Britische Spielluft.

Um den Ursprunge der Spielluft in England nachzuforschen, muß man ziemlich weit zurückgehen. Schon unter Richard Löwenherz, und eben so unter König Johann, waren Gewinn und Verlust beim Würfelspiel die vornehmste Beluſtigung der Großen; und wie weit diese Beluſtigung getrieben wurde, kann man daraus abnehmen, daß selbst der Pomp und die Ehre des Ritterthums nicht im Stande waren, die Ritter von diesem bezaubernden Zeitvertreibe abzuziehen. Matthew Paris erwahnte die verdammten Barone mit strengen Worten, der Wuth des Spiel-Tyrannen zu widerstehen und den Würfeln zu entsagen, da über Pflicht in so fern Kampf sey. Wirklich hatte das Schwerteren der Kreuzzüge keine so begeisternde Wirkung auf sie, wie das Rasseln der Würfel. Selbst die Ehre wurde dieser unwürdigen Leidenschaft zum Opfer gebracht, und zwar sogar von einigen jener tapferen Kämpen, denen England viele seiner schätzbarsten Gerechtsame und Freiheiten verdankt. Bestrafte es aber einen solch lüderen Zeitvertreiben, so fanden wir es in dem zweiten jener Gesetze, welche die verbündeten Könige von England und Frankreich im Jahre 1190 für das Heer gaben, das gegen die Sarazenen ausgestellet war. Kraft des erwähnten Gesetzes sollten Ritter und Knechte täglich um 20 Schilling wagen dürfen; den Soldaten und Matrosen aber war alles Spielen um Geld streng untersagt. Unter spätern Regierungen war das Spielen, obschon allgemein verdammt, ein Zeitvertreib, dem Jedermann huldigte, und wie verderblich diese Leidenschaft auf die Sitten des Englischen Volkes wirkte, namentlich zur Zeit der Elisabeth und ihrer unmittelbaren Nachfolger, läßt sich aus einer Physiker-Predigt schließen, wo die Eide der Spieler sich geschichtlich sattsam erklärt werden.

Auch unter der Regierung Karl's II., von dem man sagen kann, daß er Unglück hatte, ohne dadurch weiser zu werden, griff die Spielwuth auf eine verderbliche Weise um sich. Wie Karl's Tode sich die Laster des Spieles nach; aber unter der klassischen Regierung der Königin Anna gewann sie nicht nur bei den höheren Ständen über alle Kraft wieder — sie greifftete auch so sehr unter dem Volke, daß sie die besondere Aufmerksamkeit der Gesetzgebung auf sich zog, wie folgender Artikel lehrt:

„Einwohnern verschiedene liederliche Personen sehr kostspielig leben, und doch keine sichtbare Profession, Geschäft oder Beruf haben, wovon sie sich ernähren könnten, sondern diese Ausgaben lediglich von Spiel-Gewinnsten bestreiten: so verfügen wir hiemit, daß die Magistrate alle dessen verdächtige Personen, die in ihrer Gerichtsbarkeit leben, vorladen sollen. Wenn nun dergleichen Personen nicht das Gegentheil vor dem Magistrate darthun können, so soll man sie auf zwölf Monate gegen Bürgschaft zu gutem Betragen verpflichten; in Ermangelung hinlänglicher Bürgschaft sollen sie ins Gefängniß kommen, die sie dieselbe finden können; aber auch die gestellte Bürgschaft soll verwirkt seyn, wenn sie, zu welcher Zeit es seyn mögt, um mehr als 20 Shilling wetten oder spielen."

An einem anderen Orte der Gesetz-Sammlung Königin Anna's wird das eben angeführte Statut wiederholt eingeschärft und Einiges ergänzt. Da heißt es unter Anderem, daß Jeder, der erwieslich innerhalb 24 Stunden 10 Pfd. Sterl. oder darüber bei einer Spiel-Partie gewonnen oder verloren habe, das Fünffache der Summe als Strafe bezahlen solle. Ein späteres Statut (Geo. II. C. 23) legt den Besitzern jedes Oeffentlichen Hauses, wo dienende Personen spielen dürfen, und eben so den Bedienten, welche beim Spielen ertappt werden, Geldstrafen auf. Nicht weniger streng waren die Verfügungen gegen ihre Herren. Unter Georg I. und II. wurden die Hazard-Spiele durch das Gesetz für Lotterieen erklärt, und Personen, die solche Spiele in ihren Häusern duldeten, in eine Geldbuße von 200 Pfd. genommen; die Spieler selbst mußten jeder 50 Pfd. erlegen.

Obschon man aber die Hazard-Spiele und das Pharo unter Georg I. und Georg II. mit so schweren Geldstrafen bedrohte, wurden sie doch, der Gefetzgebung zum Trotz, mit ungeheurem Eifer getrieben. Lord Orford erzählt in seinen Korrespondenz mit Horace Walpole einige Anekdoten, die uns einen Begriff davon geben können, wie sehr man diesem Laster fröhnte. Im Januar 1753 schreibt der Lord, nachdem er sein Erstaunen über ***'s Glücksspiel ausgedrückt: „*** selbst würde, so geschickt er sich aufs Wetten verstand, wohl unbedenklich gewettet haben, daß jeder andere Engländer sich ehre entleiden würde, als er. Dennoch hat dieser Mann, den die öffentliche Meinung sehr den geschickteſten Kopf seiner Zeit erklärte, allen Anschein nach, aus Unzufriedenheit mit seinem Schicksal sich erschossen ..... Er verlor 1200 Pfd. jährlich durch den Tod des Lord Aldemarle, und 400 Pfd. durch den Tod des Lord Gage. An demselben Tage hielt er gleich um den Staatshalterschaft Virginien an, und drang mit solcher Ungestümlichkeit auf Antwort, daß Herzog N—, dem es, wenn er die Bedürfnisse Anderer, ja selbst seine eigenen, befriedigen sollte, nie auf einen Tag ankam, sich höchlich darüber verwunderte. Unser *** wollte aber mit seinem Gesuche einen Spielerwurf thun — einen Wurf um Leben oder Tod! Als der Bescheid unglücklig ausfiel, zog er verschiedene Personen darüber zu Rathe, wie man seinen Lebensfaden am bequemsten abschneiden könnte; dann lud er eine Gesellschaft zum Diner bei White, und spielte nach der Mahlzeit Whist, bis der andere Tag — der Morgen des neuen Jahres — grante. Lord Berlin traut ihm ein glückliches neues Jahr zu. Am Morgen ließ *** einen Gerichtsperson kommen, diktirte vor drei Zeugen seinen letzten Willen, den man ihm auf sein Gebeiß zwei Mal vorlesen mußte, und fragte dann den Advokaten, ob dieses Testament auch, im Fall er sich entleibe, Gültigkeit haben würde? Als man ihm eine bejahende Antwort gab, sagte er: „Entschuldiget Sie, wenn ich auf einen Augenblick ins nächste Zimmer gehe." Er ging und — erschoß sich. Er hatte das Pistol so fest an seinen Kopf gedrückt, daß man keinen Schuß hörte. — *** war ein Mann, der, wie Domvieres, selbst Gefühle und Neigungen einer Berechnung unterwarf. Bald nach der Verdrietzung seiner Tochter sagte man ihn, es sin so gelegenen Umständen sey's — „Auf mein Wort, sprach er, „ich weiß es nicht; ich habe nicht darum gewettet."

Diese Antwort erinnert mich an eine Anekdote aus neuerer Zeit. Der berühmte Mizzling, Herr Hare, traf einst Tages zu Bath, wo er immer schweres Geld liegen ließ, den bekannten Major Brereton, und fragte ihn lang herteilich, wie es denn mit ihm stünne gehe. „Recht gut", antwortete dieser (er meinte sein Glück am Spieltische); „verloren hat mich vor kurzem ein Unfall betroffen — ich habe meine Frau verloren." — „„Mein Hazard oder dein Leinne?"" fragte Hare.

Im Februar 1755 schreibt Lord Orford: „Das Tagesgespräch ist jetzt die Katastrophe des Herrn *** der sein ganzes Vermögen beim Hazard-Spiel verschleudert hat. Niemand verlor er einmal in einer Nacht 32,000 Pfund, wovon er jedoch den größeren Theil bald wieder gewann. Die ehrsamen Bürger eilten, als die Summe dieses Verlustes zu ihren Ohren kam, nach St. James-Street in das Whitesche Lokal — sie hofften Engel mit flammenden Schwertern zu finden, und stiebende Teufel mit Würfel-Büchsen, wie sie in Sadler's Emnitten abkonterfeiet sind."

Unter Georg III., beſonders in der Periode zwischen 1772 und dem Anfang der Amerikanischen Krieges, gab es ungeheure Ereignisse in der Spielwelt. Mehrere der hochbegabtesten Männer jener Zeit gröbelten auch zu den wackersten Kämpen beim Hazard-Spiele. Wie ein Zeuge derdale berichtet, so wurde einmal die ungeheure Summe von 5000 Pfund am Pharo-Tisch auf Eine Karte gesetzt; und eine nicht minder gültige Autorität meldet uns, daß der berühmte Fox zweiundzwanzig Stunden hinter einander Hazard spielte und in jeder Stunde 200 Pfund Sterling verlor! Dieser mit Recht gefeierte Mann war kein Neben Spiel leidenschaftlich ergeben, daß man ihn einst sagen hörte, der erste irdische Genuß sey Spielen und Gewinnen, der zweite aber, Spielen und Verlieren!

Noch bleibt uns der Korvphäus am Spieltische zu erwähnen, ein Mann, dessen Lebensluft sie das Spiel eben so einzig und unerreicht, aber wenigstens unübertroffen gewann, werden kann, wie seine Geschicklichkeit in fast jeder Art von Spielen. Es war der Major Aubrey, von dem man sagt, daß er, als er die Wiesel zum ersten Mal kaffeln hörte, wie Karl XII. von Schweden, als die ersten Kugeln ihn umsausten, mit Begeisterung ausrief: „Dies soll hinfüro meine Musik seyn!" Während aber Karl XII. durch seine Musik geödtet wurde, lebte Aubrey, Dank der einzigen, viele Jahre in Glanz und Wohlstand. Er gewann und verlor drei Vermögen beim Spiele; sein Adeutrurer-Leben endete aber ungefähr so, wie es begonnen, d. h. er bezog in seinem letzten Jahre eine kleine Rente, die er täglich unter dem Bereiche des Spielergliches placiert hatte. Aubrey war übrigens, wie es schien, ein gebornes und erkorenes Spielwerk in Fortuna's Händen. Als er in seinem Jünglingsalter nach Indien unter Segel ging, beach in dem Schiffe ein Feuer aus; der junge Aubrey sprang über Bord, und rettete sich, auf einen Hühnerkorb schwimmend, bis ein Boot ihn auffand. Er entkam, wie durch ein Wunder, den Haifischen, die bei jener Gelegenheit, wie so häufig in seinem spätteren Leben, nach ihm schnappten. Der Charakter dieses merkwürdigen Mannes befestigt zur Genüge, was in dem vorhin er-

Digitized by Google

wähnten Ausspruche des großen Fox liegt, daß nämlich die Freuden des Spieltisches keineswegs auf dem Gegenstand des Gewinnes einzuschränkt sind. Wenn die Karten kommen zu Lady Wortley einsehen worden, hörte man Andrey Thier ausrufen: „Will irgend Jemand ein Spiel machen?“ Einen Tages vorher er nicht weniger als 25,000 Pfund beim Billard, das er sehr schlecht spielte. In jenen späteren Jahren erklärte Andrey, die Erregung, welche das Spiel hervorbringe, sey ihm zum Leben nothwendig, und sein briefwechsler Zeuß war: „Hoch lebe das Spiel! denn es gleicht der Luft, die wir einathmen, und in deren Ermangelung wir sterben müssen!“

Man muß übrigens zum Ruhme dieses außerordentlichen Mannes sagen, daß er niemals in den Ruf eines falschen Spielers gekommen ist, selbst nicht in jener außerordentlichen Zeit, als ein Lord Barrymore, ein Sir John Lade u. s. w. ihr ganzes übrigeneres Vermögen von den Haifischen des Hazard-Spiels verschlingen sahen.

Die Annalen unserer Gerichtshöfe berichten uns, daß man im Jahre 1797 gegen die Gräfin von Buckinghamshire, Lady Elisabeth Luttrell, Mistreß Smrt und Herrn Swannon eine Untersuchung einleitete, weil sie in der Nacht des Sollen Januars in Lady Buckinghamshire Wohnhausung auf St. James-Square Pharo getrieben hatten. Ein Herr Martindale war als Eigenthümer der Pharo-Bank angeklagt. Zwei Zeugen, seidner Mediene der erwähnten Lady, sagten aus, daß beliagte Personen in ihrem respektiven Häusern abwechselnd Spiel-Partieen hätten — daß sie für Zeugen in Lady Buckinghamshire Hause den Pharo-Tisch aufgewartet — daß man Pharo, rouge et noir u. s. w. getrieben, wobei Herr Martindale gewöhnlich Banthalter gewesen — daß endlich von 11 oder 12 Uhr in der Nacht bis 3 oder 4 Uhr des Morgens gespielt worden sey. Der Richter vernotheilte Martindale, als Eigenthümer der Pharo-Bank, zu einer Geldbuße von 200 Pfund. Die Spieler und Spielerinnen aber mußten respektive 50 Pfund erlegen.

Zur Ehre des weiblichen Geschlechtes müssen wir bemerken, daß eine leidenschaftliche Spielerin im heutigen England eine sehr seltene Erscheinung ist. Einige unserer vornehmen Ladies frönen in dem Rufe, daß sie bei Pferde-Rennen große Summen wetten, und eine Dame von sehr hohem Rang soll die großen Ereignisse auf unseren Rennbahnen sogar zum Gegenstand eines literarischen Werkes machen. Die Wahrheit dieser Gerüchte lasse ich dahingestellt; im schlimmsten Falle könnten doch einzelne Ausnahmen die Regel nicht umstoßen.

Einer der größten Uebel, die der Spiel mit sich bringt, besteht darin, daß Personen, die man sonst, und zwar mit Recht, von der Gesellschaft ausschließen würde, wegen ihres Spieler-Talents darin Zutritt erhalten. Der wohldekannte Matthias O'Byrne war ein roher Irländischer Abenteurer, der nicht einmal einen oberflächlichen Geschäftsbrief zu schreiben verstand. Dieser Mensch hatte dem kein Epitheton in unsre Sprachsche aus seinen Gesichte seine Existenz gehabten, und auf diesem Wege bei einer gewissen Klasse von Leuten, die zur seinen Welt gehörten, Zutritt erhalten. O'Byrne bedeutete seiner fernern Empfehlung; denn er war ein geschickter und glücklicher Spieler, welche Eigenschaft, da sie ihn flüig machte, in einem gewissen Zirkel das große sey zu spielen, im Betreten mit Fischer Leichtigkeit, binnen sechs Monaten werde zu seinen Gunsten that, als die Lyttleton's und ihr ganzer Einfluß auf anderem Wege binnen sechs Jahren für ihn thun konnten. Er wurde an den Tafeln der Großen empfangen, und selbst der Vornehmste dieser Großen glaubte sich nichts zu vergeben, wenn er O'Byrne's Bekanntschaft einlud, und an seinen Tafeln verschwenderisch seine Spieler Tafel sich niederließ. Einer meiner Freunde hörte ihn damit prahlen, daß er einmal zwei Prinzen vom Geblüte, drei Herzoge und drei Herzoginnen an seiner Tafel bewirthet habe. Was diese Herrschaften zu ihm dingen, war weder seine Unterhaltung, noch seine Tafel; die allgemeine Spielwuth in jener drückenderen Zeit brachte solche Mesalliancen zu Stande.

Der Irische Abenteurer besaß übrigens Verstandesgröße und Geistesgegenwart, die ihn zu seiner Rolle vortrefflich eignesten, und von denen er, wie die folgende Anekdote zeigt, sehr guten Gebrauch zu machen wußte. Einer Abends gewann er seinem Gegner eine sehr große Spiel die ungeheure Summe von 100,000 Pfund Sterl. ab! Da er jedoch wußte, daß sein Gegner außer Stande sey, das Ganze zu bezahlen, ließ er ihm vorsätzlich alles Verlorene, als daß 10,000 Pfund, wieder gewinnen. Ohne diesen meisterhaften „Rückzug mit Verwandlungen“, der ihm den Verwurf Xenophon erwarb, hätte O'Byrne vermuthlich seinen Heller bekommen.

Man hat von meinem Englischen Landsleuten — und ich sürchte, nur mit zu vielem Grunde — behauptet, daß sie nicht eher vollkommen glücklich zu sehen glauben, bis sie Alles erworben haben, was sie vollkommen unglücklich machen kann. Ich möchte übrigens sagen, daß der Mensch, vermöge einer natürlichen Disposition, seiner Lage nur dann für wahrhaft glücklich hält, wenn die Möglichkeit, sehr unglücklich zu werden, mit seinem Glücke verbunden ist. Man denke nur an die verwegenen Spekulationen der letzten zwei oder drei Jahre. Eine große Zahl von Fällen macht es uns jedoch schwer, den Grund der unnatürlichen Leidenschaft für das Spiel zu entdecken. Ist es Habsucht? In den höheren Kreisen der Gesellschaft gewiß nur selten; gewöhnlich spielt man da nur um des Spieles willen; dennoch kann ich mir von dem Genusse, der in dieser Art von Erregung liegen soll, keinen rechten Begriff machen, besonders nach der Definition, die der verstorbene Dichter Mellish, ein Mann, der so viele traurige Erfahrungen an Spieltische gemacht, von diesem Genusse gegeben. Man sragte ihn einst, mit welchen Gefühlen er als Adjutant des Sir Ronald Ferguson das Schlachtfeld von Bimeira betreten habe? „Es war mir“, sprach der tapfere Offizier, „ganz eben so zu Muthe, wie wenn ich zu „Marao“ eine sehr bedeutende Summe auf Eine Karte setze.“ Wäre übrigens Habsucht der einzige Beweggrund zum Spiele: was könnte da den verstorbenen Herzog von Bedford und eine Menge Anderer, die, gleich ihm, irdische Güter in Ueberfluß besaßen, noch in spätern Jahren angespornt haben, Alles in die Schanze zu schlagen, um Etwas zu gewinnen, das ihnen gar nicht Verlierlich war?

Welche Lüste von Personen, und zwar aus den höheren Kreisen des Lebens, könnte ich anführen, die den Wüsteln, den Kartenspiel, den Wetten beim Pferde-Rennen als Opfer gefallen sind! Ein Mann, der an der Spitze einer sehr populairen Whig-Familie von der alten Schule stand, und dessen reelliches Eigenthum an 30,000 Morgen des schönsten Landes in Großbritannien waren, endete der traurigen Lage in einer engen, dunklen Dachwohnung. Einen unserer Aeltesten Barone brachten die verhängnißvollen Würfel so weit, daß er zuletzt auf einem Kutschenbock seinen Lebensunterhalt verdienen mußte.

Aber nicht blos Schande und leichtsinnige Leute bereiten sich am Spieltisch ihren Untergang, selbst kräftige und großartige Geister sind unter dem Einflusse dieses unseligen Zaubers zu Schanden geworden. Auf der anderen Seite wüßte ich kaum ein halbes Dutzend Personen aus höherem Stande zu nennen, die im Besitze des gewonnenen Geldes blieben. Wer vom Zufall lebt, der ist nur selten einer solchen Selbstbeschränkung fähig. — Ein Lord gewann die ungeheure Summe von 1,500,000 Pfund Sterl., und kaum sie bald nachher bis auf den letzten Heller wieder eingebüßt.

Man hat meines Erachtens mit Recht behauptet, daß unter fünftausend Menschen höchstens Einer zum Spieler von Profession sich eignet. Der echte Spieler muß so viel Scharfsicht besitzen, daß er die Fehler der Karteren augenblicklich merken und zu seinem Vortheil benutzen kann. Er muß mit starken Nerven und mehr als gewöhnlicher Geistesgegenwart begabt seyn, damit er jeden laux pas von seiner Seite benützeln könne, bevor sein Gegner ihn entdeckt. Sein Gesicht darf, gleich dem des Alexikon Talleyrand, durchaus nichts von Barometer haben, um sein Inneres dem Zuschauer durch Gesichtsausdruck gleich sehen. Da endlich kein tiefes und angestrengtes Denken ohne die volle kommenste Gemüthsruhe möglich ist, so muß der Spieler von Profession vorhinein seine sinnlichen Begierden im Schach halten und in jeder Beziehung die strengste Diät beobachten; denn nur unter dieser Bedingungen waltet sein Kopf rein und hell und fehlerlos. Der Mensch, der Spieler erheischt wirklich so viel kaltblütige Selbstbeherrschung, als die beste Philosophie nur zu geben vermag, und obwohl der Spieler in eminentem Grade ein berechnender Kopf ist, so hat er doch mehr vom Techniker, als vom Mathematiker; denn seine Theorie ist von der Praxis unzertrennlich.

(Fraser's Magazine.)

Bibliographie.

Prose and poetical sketches. — Von Mrs. Head. 10 Sh.
Uncle Horace. — Von Mrs. S. C. Hall. 3 Vde. 31½ Sh.
Manual of British botany. — Von Macreight. 7½ Sh.
Practical observations on Costiveness. — Von Paul. 5 Sh.

Spanien.

Spanische Zustände.

I. Galicien.

(Fortsetzung.)

Eine uns historischer Gebiet einschlagende Frage interessirt mich ungemein, und ich trage sie schon lange auf meinen Reisen mit mir herum, der Frage nämlich: auf welche Weise und in welchem Verhältniß sich die drei Grundbestandtheile der Spanischen Bevölkerung, der Celto-Iberische Urstamm nämlich, die Germanischen und die Arabisch-Mauritanischen Einwanderer, in den verschiedenen Gegenden der Pyrenäischen Halbinsel unter einander gemischt haben mögen. Ob zwar Galicien in bedeutender Entfernung von der südlichen Mauren-Provinz liegt, so ist doch gleich der erste Strom der nordischen Einwanderer und Eroberer bis dorthin gedrungen, und die Sueven haben sich in Galicien, wie die Vandalen in Andalusien niedergelassen. Man drängte sich mir wirklich bei meinen Spaziergängen und physiognomischen Beobachtungen am Hafen zu Corunna den Gedanken auf, daß die Bevölkerung, die sich daselbst gesammelt, sich nach gewissen Mischungen so ziemlich unter zwei Hauptklassen bringen lassen, deren jede in ihrem Typus auf einen Urstamm der Bevölkerung zurückweist. Die bei weitem zahlreichste Klasse giebt offenbar der im Lande uralt einheimischen, Celtiberischen Race an; sie charakterisirt sich durch die niedrige, kleine, aber sehr fest gebaute Gestalt, durch das schwarze, straffe und struppige Haar, die stark hervortretenden Backenknochen, die runde, weit in die Breite als in die Länge gezogene Gesichtsform und die scharf ausgeprägten Gesichtszüge. Beim weiblichen Geschlechte spricht sich diese Typus am augenfälligsten aus; er ist, wie man leicht bemerken kann, der Schönheit nicht sehr günstig; aber die großen schwarzen Augen, die, von dichten Augenbrauen überschattet, stolz und dreist, saß möcht' ich sagen trotzig umherblicken, verrathen der Physiognomie dieser Weiber einen Ausdruck männlicher Energie, ohne es an dem lockenden Reiz weiblicher Koketterie fehlen zu lassen. Ihr Gang ist anmuthig, ihr Wuchs zwar nicht schlank, und ihre Glieder alle groß zu nennen, aber kräftig, gedrungen, und die Haltung bei Vielen eben so würdevoll als zierlich. Ihre Tracht ist nicht besonders geschmackvoll oder gefällig, aber man kann nicht leugnen, daß sie zu dem Charakter ihrer Figuren und Gesichter vollkommen paßt. Das Hauptstück ist ein großes Kragen von schachschroffem Tuch, der Brust und Schultern bedeckt, und mit seiner bemerkenden Farbe gegen das dunkelschwarze Haar und den gebräunten Teint recht harmonisch abstickt. Die mehr Sorgfalt auf ihren Putz verwenden, werfen über diesen Kragen noch ein weißes Spitzentuch, dessen Zipfel vom Rücken herabhängt. Den kein unschlossen zwei oder drei Röcke von starkem, dickem Zeuge und oftmals von dunkler Farbe. Die Aermel und Aufschläge werden häufig ganz bloß getragen, und zeigen das gerade Gegentheil eines feinen Andalusischen piedecito; der Fuß steckt noch unschwol in einem Schuh, aber die Beine sind in der Regel und fast durchgängig

Digitized by Google

unbedeckt. — An diesem ganz eigenthümlichen und meistens unverkennbar ausgeprägten Typus unterscheidet man denn die Abkömmlinge der Spanischen Ueberbitterung, dahre er sich auch in größter Häufigkeit und Reinheit auf dem platten Lande findet, wo das Blut weniger Mischung erfahren hat, als in den Städten. — Für die zweite Hauptklasse lassen sich eben weniger bestimmte Kennzeichen angeben; sie hat keinen so durchgängigen, in deutlichen Zügen kenntlichen physiognomischen Charakter, sondern verliert sich in mancherlei Nüancen und Uebergängen. Doch werden wir, wo uns eine künglich ovale Gesichtsform, eine gerade oder scharf vorvorstehende Nase, und gelblich blondes oder fahlbraunes Haar begegnet, diese ersten Kennzeichen nie verfehlen, daß wir es mit Gliedern dieser Race schicken, und zwar erinnern die Gestalten und Physiognomien ziemlich bestimmt an Skandinavischen oder Angelsächsischen Stammes-Charakter. Der ganze Typus ist regelmäßiger, aber weniger lebhaft und ausdrucksvoll als jener erste, und gehört vorzugsweise den höheren Ständen an, die auch ganz unverkennbar von schönerem Wuchs sind, als die Landvolk ist. In Coruña trifft man diese Gesichter häufig an, sondern, wie dies in einer Seestadt und Handelsstadt auch nicht anders zu erwarten ist, vielfach mit anderen Europäischen Racen gekreuzt und gemischt. Ein paar kleine Mädchenköpfe fielen mir auf, in deren Schädelbau und Physiognomie das energische, lebhafte, echt Castilische Gepräge mit dem länglichen Oval und den feinen, scharfen Zügen des Germanischen Charakters aufs glücklichste verschwolz. — Um endlich keinen Bestandtheil der Bevölkerung zu vergessen, der im Lauf der Zeiten hier angeschwemmt worden, müssen wir erinnern, daß auch einiges Arabische und Afrikanische Blut sich dem Celtischen und Germanischen beigemengt hat. Als die Araber in ihrem ersten Eroberungsfeuer bis an die Pyrenäengebirgen warren und hier einen Widerstand fanden, der sie zurückwarf, haben sie sich festwärts ausgebreitet, und alle Städte der Cantabrischen Küste die noch Afrikanern ihn eingenommen. Die Spur ihrer Anwesenheit in diesen nördlichen Winkel Spaniens ist noch jetzt an manchen Gesichte zu erkennen, das durch seine kleinen, aufgeworfenen Lippen, die runde, abgeflumpfte Nase und den olivenbraunen Teint einen echt Afrikanischen Charakter bekundet.

Die Tracht der männlichen Landbewohner ist überaus einfach: Jacke und Hose von grobem, gelbbraunem Sackwuch; auf dem Kopfe die schwarze Gallicische Mütze, die ungefähr wie ein Zuckerhut mit umgelegter Krämpe aussieht; will ein junger Bursche Staat machen, so schmückt er sie mit Federn oder Blumen, und legt als Sommertracht eine blikende scharlachrothe Jacke und Pinderhosen von dunklem Linnen an. Einen höchst netten und zierlichen Anblick gewährt es, wenn die Frauen und Mädchen von Besitz sich in ihren bunten, breitmaschigen Sonntagsstaat machen. Der scharlachrothe Kragen hat oftmals einen breiten, gestickten Saum von schwarzem Sammet; den Leib umspannt ein scharlachrothes Röckchen mit seidenem Besatz, darüber eine breite, schwarze Schürze; die Mantilla von leichtem, schwarzen Tuch, ihre Falls und Schulten beraufallend, liegt vierreckig gefaltet auf dem Kopfe, wie das Tuzzoleti der Römerinnen, und gewährt Schutz gegen die Sonne, im Vorhaupt auch gegen den Regen. Die Damen höheren Standes tragen sich wie in Madrid, und leider wird, auf der Alameda zu Coruña wie im Prado der Residenz, die volksthümliche, reizende und bedeutsame Mantilla immer mehr von der unsittlichen, einfältigen Kopfbedeckung verdrängt, die man chapeau français nennt.

Ich habe in Gesellschaft mit einigen Offizieren unserer Brigg einen Ausflug nach dem vier Lieues von Coruña entlegenen Ferrol gemacht, um dort den Kriegshafen und das Arsenal zu besichtigen. Der Hafen, für welchen die Natur, wie sie für den Hafen auf Minorka, gethan hat, ist auch in seinen alten Herrlichkeit verfallen. Von den Riesengebäuden des Arsenals steht hier und einsam, wie eine Ruine. Wo sind die mächtigen Flotten, die hier gerüstet wurden? wo ist das Leben hin, das einst den weiten Hof erfüllte? — Denkt Euch eine breite, hohe Granitmauer aus dem Meere ausstiegend, und eine einzige schmale Oeffnung, die thurmeshoch, wie eine Felsenschlucht, drei (Engl.) Meilen lang, kaum eine halbe breit, und an manchen Stellen so eng, als wäre sie von Menschenhand ausgehöhlt. Sieben, nicht weniger als sieben Forts desterrichen diese Durchfahrt von beiden Seiten, und vorhrdigen den Eingang zum Hafen. Jetzt freilich stehen sie kahl und müßig da: sie haben so nichts zu verschießen. Doch ist jedes einzelne groß genug, mehr als 200 Stück Geschütz aufzunehmen, und keine feindliche Flotte wäre im Stande, in diesem engen Paß dem Feuer der furchtbaren Batterien zu widerstehen, an denen man stellenweise auf Pistolenschußweite vorbeifahren müßte. Hat man diese Einfahrt zurückgelegt, so öffnet sich der unermeßlich weite Hafenkessel, der, rund herum liche, vom Fuße bis an den Gipfel in lachendes Grün gekleidete Berge schließen von allen Seiten amphitheatralisch die Aussicht. Der Einfahrt gerade gegenüber, recht in der Mitte des weiten Rundes, dehnen sich die Straßen und Häuser der Stadt Ferrol, und das Arsenal streckt seine langen Gallerien und seine Schiffshäuser, mit rothen Ziegeldächern gekrönt, imposant in die Höhe. Die Stadt ist neuer und sieht gefälliger aus, als Coruña, ihre Straßen laufen regelmäßig in rechten Winkeln, aber die Einwohnerzahl ist geringer. Die Häuser sind durchgängig weiß angestrichen; ihre Nettigkeit und Sauberkeit würde auf Wohlstand schließen lassen, wenn nicht die Oede und Leere der Straßen zu laut vom Gegentheile zeugte. Man sieht viele Kaufläden, aber eine Frau auf der Straße belehrte mich trenherzig: „Es hat mehr Verkäufer bei uns in der Stadt, als Käufer.“ Warum es so ist, begreift sich leicht. Es wird gegenwärtig in Ferrol nichts fabrizirt und umgesetzt, als Kriegsmunition und Militair-Effekten; die Bevölkerung besteht fast ausschließlich aus Angestellten, und diese drücken, von dürftigen bis zum Nichtsleben, seit zwei Jahren keinen Sold; höchstens lassen ihnen das Jahr über zwei oder drei Monate von dem Rückstande ein. Unter diesen Umständen finden natürlich die Krämer und Handelsleute keine Kunden, sie müssen sich denn entschließen, den Herren Empleados (Beamten) eben so unbeschränkten Kredit zu geben, wie diese der Königin Christine. —

Der arme Mann, der uns im Arsenale umherführete, hatte wahrscheinlich schon seit Monaten kein Schaffleisch Silbermünze gesehen; so schien es uns wenigstens nach der ungemäßigten Freude, womit er unsere kleine Gabe annahm. Von seinem Gehalte, versicherte er, sey schon seit drei Jahren keine Rede mehr, und nach dem elenden Zustande seiner Kleidung mochten wir es wohl glauben.

Auf dem ganzen Werfte lagen nur ein altes und drei neue Fahrzeuge, eine Fregatte nämlich und zwei Korvetten, sämmtlich abgetakelt. An der Ausrüstung und Flottmachung der drei letzteren wurde jedoch eben gearbeitet, und unsere Französischen Offizieer fanden, daß ihre Construction und die Einrichtung ihrer Kessel und Kalkmerks ganz den neuesten wissenschaftlichen Forderungen entsprach. Aber der Anblick stimmte uns ordentlich wehmüthig, diese paar Arbeiter und das Wischen dürftige Material sich wie verloren in diesen unermeßlichen Hallen umherreiben zu sehen, wo ehemals die Geschäftigkeit von mehr als zweitausenden Raum fand und von allen Winden drohend wiederhallte. „Ja, vor Trafalgar,“ bemerkte der eine von Allen sagen, „dort Trafalgar, da ging es anders.“ — Trafalgar, das war der unglückselige Schlag; von da an datirt Spaniens Unglück. Das Bündniß mit Frankreich und der Krieg mit Frankreich, wie theuer sind beider dem Lande zu stehen gekommen; und doch lag in dem Tode, womit diese Leute aus Franzosen ihr Leib und ihr Blut flogten, kein Vorwurf, keine Bitterkeit, keine Spur unterdrückten Hasses. Der Spanier glaubt an ein Fatum, wie der Araber; er ist klugst aus Dulden gewöhnt. Er bringt sein Haupt mit Geduld und Ergebung, wenn die Hand Gottes schwer auf ihn niederfällt, und schreibt die Schuld dessen, was er leiden muß, weder sich selbst, noch Andern zu. Jene Passivität ist ihm gewissermaßen zur zweiten Natur geworden, sie bildet den Grundzug seiner individuellen und nationalen Existenz. Das Leiden hat sich seiner Physiognomie und seiner Haltung aufgeprägt, ein stilles und standhaftes Leiden, welches unverwüstlichen Plagen durch sinnliche Kraftlo tödte bietet.

(Schluß folgt.)

Süd-Amerika.

Robinson's Insel „Juan Fernandez“.

(Schluß.)

Als endliche Jahre später Spanische Seefahrer auf der Insel landeten, fanden sie noch manche Spur von Selkirk's Anwesenheit, eine zwei Hütten, seine Pflanzungen, und vor Allem seine Ziegen. Aber der Zeit war länglich verdorben, so daß man in den Thälern Gemüse's keine Kokosnuss pflanzen. Statt ferdit eine Niederlassung auf Juan Fernandez zu gründen, fand die Spanische Regierung es braunener, jede Niederlassung Anderer zu verbindern; sogar die Ziegen sollten ausgerottet werden, und in dem Ende ließ man eine Koppel großer Hunde auf der Insel los. Die Hunde vermehrten sich nun zwar, als Einwohner und Eroberer, den besten Theil des Grundes und Bodens in Besitz. Die Ziegen flüchteten nordwärts, wo Wege und Felsen ihnen Schutz gewährten, und überliefern den Eindringlingen das nördere Land. Solchergestalt war die Insel unter zwei Racen getheilt, wir Schottland unter die Berg- und Flieder-Schotten, die in beständiger Kriege mit einander lagen; aber die ursprünglichen Bewohner zogen weiterhin den Kürzeren, und um das Jahr 1740 war ihre Zahl bereits bedeutend geschmolzen.

Damals brach eben wieder ein Krieg zwischen England und Spanien aus. Das Englische Ministerium wollte dem Spanischen Handel einen Todesstreich recht mitten ins Herz versetzen, und rüstete darum insgeheim ein Geschwader aus, das unter den Befehlen des berühmten Kommodore Anson die Britischen Waffen in die Süsser und in die Peruanischen Häfen tragen sollte. Anson war ein Seemann von echter und nalver Größe, auf seinem Schiffe ein Fels, im Leben anbefangen und unerschoren wie ein Kind, so daß man von ihm sagen konnte, er sey um die Welt gesegelt und habe doch nie die Welt gesehen. Am 18. September 1740 lief er von Portsmouth aus, hatte Stürme und Mißlust auszustehen, und als er endlich gegen Ende des Dezembers glücklich um das Kap Horn gelangt war, sah er sich auf einmal mit seinem Admiralschiff in der weiten Süsser allein; die übrigen Schiffe waren verloren gegangen. Noch kurzer Zeit stellte sich auch der Skorbut ein und machte die Mannschaft unthätig, länger die See zu halten. Es konnte nicht fehlen, daß Anson sich in solcher Lage an die Insel Juan Fernandez erinnerte; die lag mitten in diesem gefahrlichen, ungastlichen, stürmenden Meere wie ein kleines Eldorado, ein Paradies in der Phantasie der ermattenden, verschmachtenden Seefahrer. Zwar auf den ersten Blick von fern zeigte sie nur ein schroffes, wildes, mit spärlichem Grün bedecktes Felsengestade; aber der dieße Anblick von Land, ein paar Sträuchen und ein wenig Gras ist schon ein Entzücken und eine wahrhafte Erquickung für die armen, abgemarterten, von Noth und Krankheit hart mitgenommenen Matrosen, und sie rint eine Handvoll grünen Krautes, das sie pflücken und zum Munde führen können, danken sie dem Himmel wie für die allerköstlichste Gabe. In größerer Nähe jedoch sah die Insel wirklich reizend aus: die Felsen öffneten sich, und man sah über innerem Abhange reich mit Grün bedeckt und bewachsen; üppige Thäler breiteten sich, von Bächen, frischen Bächen durchrieselt, die sich über die Felsen plätschernd ins Meer ergossen. Anson und seine Gefährten, Kranke wie Gesunde, ledten nun auf, als sie hier ans Land stiegen.

Der Admiral ließ sein Zelt in einem anmuthigen Thale aufschlagen, das den wohligen Hafenbuchten amphitheatralisch eingeschlossen und nur gen Westen mit freier Aussicht auf das Meer offen war. Da stand er oft, spähte mit dem Fernrohr nach dem Horizonte hinaus, und so oft er etwas Weißes fern im Morgen-Nebel schimmern sah, glaubte er, es wäre das Segel von einem seiner verlorenen Fahrzeuge. Drei volle Monate verweilte er auf der Insel, theils um sein Schiff auszubessern,

Digitized by Google

theils um den Anderen Zeit zu lassen, sich wieder zu sammeln. Er benutzte diesen Aufenthalt, die Insel sorgfältig zu recognosciren und aufzunehmen. Er fand drei Buchten; die beste darunter war die im Westen, in welche er selbst eingelaufen war und welche er Cumberlands-Bay nannte. Der nördliche Theil des Eilandes war voll steiler Klippen und tiefer Abgründe, aber reich bewaldet; der südliche Theil hingegen eine dürre, kahle, steinige Fläche. Die gebirgen Bäume, die auf den Hügeln und Abhängen wachsen, wurzelten so wenig tief, daß ein paar Leute von Anson's Mannschaft, die sich gegen einen Baum anstemmten, sammt demselben umfielen und tief hinunterklitzten, wobei einer von ihnen den Hals brach. Die Insel hatte Ueberfluß an nahrhaften und nutzbaren Gewächsen, und wanchen Land erinnerte die gegenwärtigen Besuchen aufs angenehmste an ihre Vergängen. Die erste eingefangene Ziege, die man dem Admiral brachte, trug einen ehrwürdigen weißen Bart und alle Zeichen eines hohen Alters. Ihr linkes Ohr war aufgeschlitzt, und später fing man noch wanche andere, an denen dasselbe Merkmal kundgab, daß sie in Sclaverei Händen gewesen und von ihm freigelassen worden.

Die wilden Hunde waren, wie schon gesagt, die gefährlichsten Feinde der Ziegen, und wehe als als einmal setzte es vor den Augen der Residenden haarsträubige Gefechte zwischen Beiden. Eines Tages wurde Anson auf ein Rudel Hunde aufmerksam, die ganz still und lauerend um den Fuß eines Hügels herumschlichen und auf einmal in vollem Laufe die Anhöhe hinanjagten. Dann zwischen den Felsen hin, wo weiden die Ziegen, die aber wohl zur Vorsicht eine Schildwache ausgestellt haben mochten; denn sie sammelten sich unter Anführung eines alten Bockes, und derselben das einzige Defile, das zu ihrer Felsenverschanzung hinaführte. Sie hatten den Vortheil der Zahl und des Terrains, und konnten sich, so wirbelten der Admiral, von oben die Hunde mit den Hörnern auf den Feind werfen und ihn den Abhang hinunterstürzen. Aber der alte weißbärtige Feldherr fand es nicht für gerathen, seine Streitkräfte vorwärts zu führen, sondern hielt gerade in der Oeffnung des Passes mit vorgesenkten Hörnern stehen, seine Truppen in guter Ordnung hinter sich. Seine Gegner griffen zu hundren zu viert Reihen an, bis auf zwanzig Schritte vor ihm im vollsten Laufe anhielten, sich schnaubend und mit dem Rachen zängelnd an die Erde legten, aber doch seinen Angriff wagten, und am Ende unterlegten. Wahrscheinlich war dies die einzige Art Krieg, wozu die Insel Juan Fernandez so den Schauplatz gegeben hat, und es wurde, mit einer Ader Geist, mit einer Kunst und Zaktik geführt, die selbst ein Kommodore im Dienste Sr. Majestät Georg's III. seinen Beifall nicht versagen konnte.

Hin und wieder unterbrach ein aufregender Zwischenfall die stille Einförmigkeit des Lebens, das die Seelente auf der Insel führten. Einmal sah man in der Ferne ein Spanisches Schiff vorüberzegeln, und manche Jagd darauf. Den größten Theil des Jahres 1742 aber, wurden von den vertirten Fahrzeugen sich wieder zu seinen Gefährten fand, und von einem Kanonenschusse begrüßt, der an den Felsen und Bergen einges under freudig und majestätisch widerhallte, in die Bay einlief. Allmälig hatte Anson den größten Theil seines Geschwaders wieder gesammelt, und stach am 19. September in die See, um seine Expedition fortzusetzen. Doch wollte er vor seiner Abfahrt seinen Nachfolgern die gleiche Wohlthat erweisen, die ihm von seinen Vorgängern erwiesen war, und steckte an verschiedenen Stellen Kerne von Europäischen Fruchtbäumen ein; ihr Gedeihen empfahl er der Fürsorge Gottes. Viele Jahre später trafen die Spanischen Besitzer zu Lemon, wie erzählen ihm, die Nation auf der Insel Juan Fernandez Pfirsich- und Aprikosenbäume in großer Zahl gefunden. Der Kommodore Anson war seitdem Admiral und, zur Belohnung für seinen großen Sieg über Fasonquiles, Pair geworden; aber auf das Alles war er gewiß nicht so stolz, wie auf dieses Verdienst um die auf Juan Fernandez lebenden Spanier.

Jene Spanier mochten um das Jahr 1750 auf der Insel gewesen sein, und aus der nächst folgenden Zeit haben wir keine Nachrichten über dieselbe. Die Spanier, scheint es, hatten sich um das Jahr 1766 doch endlich entschlossen, sie zu besetzen; denn als Capitain Carteret 1769 in der Nähe derselben vorüber, sah er sehr erstaunt, ein kleines Fort mit ein paar Kanonen und darüber die Spanische Flagge zu erblicken. Ein anderer Englischer Seefahrer, Capitain Mos, hat 1792 den Gouvernour der Insel um Erlaubniß, in der Bay anlegen, Wasser nehmen und Fische fangen zu dürfen. Der Gouvernour wollte zwar die Erlaubniß nicht geben, oder in Englischer für sein Schiff und seine Mannschaft fand, die außer dem Bereiche der Kanonen lag, so fingen seine heute Fische so viel sie wollten, und der Capitain retognoscirte das Fort mit aller Muße durch sein Fernrohr. Es hatte zwei kleine Batterieren; die eine konnte mit genauer Noth den Eingang der Bay bestreichen; die andere war gegen eine kleine Dorfstadt gerichtet, deren Häuser recht artig aussahen, mit Ausnahme zwei Kirchen, wahrscheinlich an derselben Stelle lagen, wo Anson vor 30 Jahren sein Zelt aufgeschlagen hatte. Im November 1792 legte Mos auf der Rückreise wieder bei der Insel an; diesmal aber nahm der Gouverneur ihn sehr freundlich und zuvorkommend auf, und erlaubte ihm, Proviant einzunehmen. Die Engländer setzte eine Ehre darein, zu zeigen, daß sie es Spanischer Großmuth und Gastlichkeit gleichzuthun wisse, und ließ dem Don Juan Calvo de la Cantzza ein überaus reiches und prächtiges Geschenk zukommen, bestehend aus zwölf Flaschen Wein, einem Dutzend Teller, zwei Schüsseln, sechs Trinkgläsern, einem Zäckchen Pfirsichen und einem Paar neue Stiefel. So eben Gästen konnte Don Juan Calvo de la Cantzza nichts mehr abschlagen. Mos sah sich das Südertchen an, das ihm außerordentlich wohl gefiel: vierzig Häuser in der freundlichsten Lage, jedes von einem duftigen Fruchtgarten umgeben. Die Frauen waren recht hübsch, hatten aber eine festlame Tracht: ganz kurze Röcke, die kaum über das Knie hinwegreichten, aber durch einen eingelegten Reifen aufgebauscht das ganze Bein sehen ließen. Von Europa ist diese Sitte schwerlich zu ihnen gekommen: sollte vielleicht umgekehrt die Mode der Reifröcke aus dem Zeitalter Ludwig's XIV. ursprünglich an den Küsten von Chili zu Hause seyn? Es wäre seltsam genug.

In den politischen Revolutionen, die mit Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts Süd-Amerika erschüttert und umgestaltet haben, hielt sich die Insel Juan Fernandez beständig zu Chili, und theilte alle Schicksale und Verfassungsveränderungen dieser neuen Republik; der Präsident von Chili ernannte die Gouvernoure der Insel. Was mag bei der letzten Katastrophe, die dem Eilande den Untergang gedroht hat, das Schicksal der unglücklichen Bewohner gewesen seyn? Haben sie sich retten können? Noch sind wir in Ungewißheit darüber, und wagen kaum, an die traurige Möglichkeit zu denken.

Und das ist Alles, was wir von der Insel Juan Fernandez zu erzählen wissen, in einem Zeitraum von 268 Jahren, von ihrer Entdeckung im Jahre 1572 bis zu ihrem Verschwinden im Jahre 1837. Eine Geschichte ohne Glanz, ohne große Thaten, Kämpfe und Eroberungen; ein Leben, in Dunkelheit begraben, aber nützliches und wohlthätiges Dasseyn; ein Fleck Landes, wie ein Punkt auf dem unermeßlichen Ocean aufsuchend, der so vielen Verirrten Rast, so vielen Kranken und Verschmachteten Genesung gegönnt hat. Indessen mag sich mancher andere Ort, manches andere Eiland gleicher wohlthätiger Bedeutung um die Menschheit rühmen, und ist doch von Allen vergessen worden, sobald sich Neue, Glänzendere an den Ländertag gelegt haben, so wird auch die Insel Juan Fernandez für alle Zeiten im Andenken der Menschen bleiben wird? Weil Daniel de Foe's Genie sich etlicher Tage aus der Geschichte des denkwürdigsten Eilandes, etlicher Begebenheiten aus dem Leben eines Abenteurers vom niedrigsten Stande bemächtigt, und ein schönes, alle Gemüther anziehendes Buch aus ihnen zu machen gewußt hat. So ist Beider Name der Vergessenheit entrissen worden, kraft des dem Genie zustehenden Vorrechtes, dem unscheinbarsten Stoffe, den es mit seiner Thatkraft erfaßt, seine Unsterblichkeit mitzutheilen. Indem der Leser unsere dürre und dürftige, aber wahrheitgetreue Skizze von Selkirk's Schicksalen mit denen Robinson's vergleicht, wird er, weit entfernt, gleich Englischen Kritikern des vorigen Jahrhunderts, letzteren ein abgeschmacktes Lügenbuch zu schelten, mit freudigem Interesse wahrnehmen, wie aus einer kurzen und guten Geschichte, ihrer inneren Wahrheit unbeschadet, ein anziehender und geistig erhebender Roman werden kann. Und wir unser Erwartet nicht, wieder es sich schon kühnen, einmal in seinen Leben von Seiten zu Seiten zu Wetter an die Insel Juan Fernandez gewendet worden zu seyn.

Mannigfaltiges.

— Baumwollen-Fabriken in Aegypten. Das Land der Pharaonen und der Ptolomäer fängt jetzt auch an, auf das Fabikwesen sich zu legen und Mehmed Ali scheint nicht übel Lust zu haben, neben seinem London und Paris, die er — so wenigstens glaubt er — in Kairo und den Pyramiden schon besitzt, auch ein kleines Manchester und ein Birmingham anlegen zu wollen. Bereits finden sich in Aegypten mehrere Baumwollen-Fabriken, von denen die bedeutendste in Bulack ist und von einem Engländer, Herrn Galloway, geleitet wird, dem der Vicekönig vor kurzem die Würde eines Bei verliehen und den er zum Civil-Ober-Ingenieur von Aegypten ernannt hat. Für diese Fabrik ist eine Menge neue Maschinen Englischer Manufactur angekauft worden, doch wird vorzugsweise immer noch auf den gewöhnlichen Hand-Webstühlen gearbeitet. Eine Dampfmaschine von 20 Pferden Kraft, die 300 Stühle in Bewegung setzen kann, ist in einer anderen Fabrik, die sich an den Ufern des Nils zwischen Bulack und Schubrah befindet, in Thätigkeit gesetzt worden, doch scheint es, daß Aegypten sind diese Maschinen nicht im Stande, mit der menschlichen Handarbeit und ihren Erträge zu konkurriren. Während nämlich die Unterhaltung der Maschine täglich, bei zwölfstündiger Arbeit, 6 Pfund Steel. (40 Thaler) kostet, wird die Arbeit derselben von 300 Arbeiten für 50 Pfd. Sterl. (250 Thaler) hergestellt. Der arme Arbeiter begnügt sich mit einem Tagelohn von einem schlechten Piaster (ungefähr 2½ Sgr.), wodurch er also im Stande ist, es sogar mit einer Maschine, die nichts als Steinkohlen konsumiret, aufzunehmen. Nicht weit von dieser Fabrik befindet sich ein von zwei Matrosen geleitetes Etablissement, in welchen Kattun (Kattun) gedruckt werden; in Bulack selbst ist eine Druckerei für baumwollene Tücher aber Nil. Auch erste Etablissement beschäftigt 5—600 Menschen, doch liefert es keine außerordentlichen Arbeiten, da der verdrerte Walzendruck dabei noch nicht eingeführt ist. Es hat indessen den Vortheil der Wohlfeilheit für sich, da es seine Kattune im Durchschnitte um 15 Procent billiger als die Engländer und die Franzosen liefert. Die Fabrik-Arbeiten dieser beiden Nationen sind überhaupt seit einiger Zeit auf den Aegyptischen Märkten sehr in Verruf gekommen, und zwar besonders deshalb, weil gewöhnlich nur der Ausschuß und dasjenige, was man auf anderen Märkten nicht haben will, nach Aegypten gesandt wird. Die Aegyptier sind jedoch gar nicht mehr so dumm; ihre Frauen wollen eben so gut die neueren Mustern mitmachen als die Europäerinnen, und das hat hauptsächlich der Errichtung der Fabriken im Lande Vorschub gethan. Ja, der Pascha ist sogar in seinem Raffinement schon so weit gegangen, den Musterzeichnern seiner Fabriken den Befehl zu ertheilen, sich bei ihren Zeichnungen, eben so wie die geschmackvollen Europäer, die Kunstwerke des Alterthums, die in Aegypten jetzt nicht mehr blos aufgesunden, sondern auch zurückbehalten werden, zum Muster zu nehmen. Auf diese Weise könnte es also leicht einmal dahin kommen, daß die Dessins der Aegyptischen Fabriken, wegen ihres klassischen Ursprungs, von den Europäischen nachgeahmt werden, wie es ja früher schon einmal mit den geschmackvollen Türkischen und Persischen Mustern der Fall war.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Ags. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 111. Berlin, Freitag den 15. September 1837.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.*)

1. Lund.

Wenn das Fahrzeug sich vom Sund aus dem Baltischen Meere her dem Schwedischen Ufer nähert, zeigen die Marinekarten schon von weitem die Stadt Lund, deren Kathedrale über den beiden viereckigen Thürme dicht an der Küste emporstreckt. Vor Zeiten war Lund die kirchliche Metropole des ganzen Skandinavischen Nordens, der Sitz eines Erzbischofes, zu dessen Sprengel alle Skandinavische Bisthümer gehörten und welcher den Titel Primas des Reichs führte. Die Kathedrale scheint absichtlich inmitten einer weiten freien Fläche, im Angesichte des Meeres aufgeführt zu seyn, damit sie über Land und Meer, als eine Königin der Kirchen, als eine weit und breit sichtbare Säule der Christenheit emporrage. Die alte kirchliche Herrlichkeit ist jetzt entsunken, die Stadt ist an Größe und Einwohnerzahl nur ein Schatten gegen ehedem, aber die uralte Kirche ist die gebliebene, und Karl XI. hat sie die Universität verliehen.

Die Kathedrale zu Lund gehört zu den ehrwürdigsten und merkwürdigsten Denkmalen des Mittelalters, die uns erhalten sind, und ich wüßte ihr an Struktur und hohem Alter keinen Europäischen Dom zu vergleichen, außer etwa den zu Bamberg. Der Bau hat lange gedauert, so daß man zwiefach Rom-Styl und zweifach Kunst-Epochen deutlich unterscheidet, die eine, in welcher die Kirche begonnen, die andere, in welcher sie beendet wurde. In der Anlage des Schiffes der Kirche, in dem Abschnitte des Chors, in den Säulengänge, der außen um den Dom läuft, herrscht noch der Byzantinische Styl in seiner ganzen Strenge: das Strebegewölbe, der runde massive Säule, die mit den Pfeilern und Pilastern ein Ganzes macht, das Kapitäl mit platten Flächen und leicht abgerundeten Ecken, der glatte Base, ohne andere Verzierung, als das einfache Dreieck ihrer Spitzen. Diese ganze untere Hälfte des Gebäudes stammt offenbar noch aus den 11ten Jahrhundert. Während der Bau langsam fortschritt, änderte sich der Styl der mittelalterlichen Architektur und ging in den Charakter über, den wir den Gothischen nennen. Dieser macht sich denn auch in unserer Kathedrale, je höher das Gebäude aufsteigt, desto entschiedener geltend; der schwerfällige Byzantinische Pfeiler wird in der Höhe schlanker, freier und läßt in ihrer geschwungene Linien aus; das dreieckige Rundgewölbe hebt und erweitert sich zu ovaler Form, und wie ein Baum sich in Aeste vertheilt, so verzweigen sich die Säulen mit ihren Zierlichen in der hohen Decke und laufen in feren Mitte zusammen. Die schweren Steinmassen des Grundbaus wollen vergeblich in die Höhe streben, der große Stamm der Gothischen Architektur entfaltet seine Zweefen; der hohe Spitzbogen verschlingt sich, und bald wird ein Wald schlanker und leichtschäftiger Säulen in die Lüfte ragen. Dieser noch gebundene, unentschlossene Charakter verleiht der Kirche etwas höchst Feierliches, Imposantes, Ehrfurchterweckendes.

Die Kathedrale ist, wie alle Kirchen des Mittelalters, in Form eines Kreuzes gebaut: drei große Schiffe, zu beiden Seiten von den gewaltigen, schwerfälligen Säulen getragen, in der Mitte; daneben zwei kleinere von geringerer Breite und Höhe; im Hintergrunde der Chor, der ehemals ganz von der Kirche abgesondert war, zu dem aber jetzt eine breite Treppe hinaufführt. Durch eine andere Treppe gelangt man von dem Chor hinab in eine zweite Kirche, die sich unter der ersten befindet. Ein weites, aber niedriges und dunkles Gewölbe empfängt uns; hier ist die geheimnißvolle Stätte, die unterirdische, den Todten geweihte Kapelle, wo der Trauer-Gottesdienst vor sich ging, wo die Priester alljährlich, am Tage Allerheiligen, die große feierliche Todten-Messe lasen. An diesen Tage verließen sie den oberen Raum der Kirche, der in Lebendigen gefüllt ist, und klagen in diese Katakomben, in diesen Gruft-Tempel nieder, um den Todten, für die gebeten wurde, näher zu seyn. — Oft hat, wenn der Bürgerkrieg im Lande wüthete, die Kathedrale innerhalb ihres gottgeweihten Bezirkes der Gläubigen, verhelfen, in des Bischofs Hut gegebenen Heerde Zuflucht und Schutz gewährt. So feste Wurzeln hatte der katholische Glaube hier in den Gemüthern gefaßt, daß noch fünfzig Jahre nach der Reformation, als ganz Schweden sich längst zur Lehre Luther's bekannte, in der unterirdischen Kapelle zu Lund von katholischen Priestern heimlich Messe gelesen wurde. In die Grabgewölbe flüchtete sich der verdrängte katholische Kultus, gerade wie die ersten Christen nur in Gräbern und Katakomben ihren stillen Gottesdienst zu feiren wagten.

Dieses herrliche Denkmal des Mittelalters hat in neuerer Zeit durch eine Feuersbrunst beträchtlichen Schaden gelitten, und ein Professor an der Universität zu Lund, Wennius, hat an der Wiederherstellung seche Jahre mit solcher Liebe und so gewissenhaftem Eifer, so ganz in der Gesinnung und im Geiste eines Baumeisters jener Zeiten mit mit so gründlicher Einsicht in den Styl und Charakter dieser Architektur gearbeitet, daß die von ihm restaurirten Partien sich von dem Werke der ursprünglichen alten Meister gar nicht unterscheiden lassen. Es ist eine höchst genaue und lehrreiche Beschreibung der Kathedrale (Beskrifning öfver Lunds Domkyrka) hat der wackere Künstler und Gelehrte seinem Werke über die Krone aufgesetzt.

Keiner alten Kirche darf über Legende fehlen. Die hiesige knüpft sich an zwei Figuren, die in der unterirdischen Kapelle aus Stein gebauen sind: rechts ein aufrecht stehender Mann, der einen Pfeiler mit aller Kraft umschlingt; links ein Weib am Boden kauernd, ein Kind auf ihrem Schooß, mit beiden Armen eine Säule fassend, als wollte sie das Gewölbe unterstützen. Die Sage lautet, daß einst Tages Finn, der Schwedische Riese, zum heiligen Laurentius kam und sprach: „Ja will Dir eine große, prächtige Kirche bauen; dafür verlange ich, daß Du meinen Namen wissen mußt, wenn sie fertig ist, we nicht, so mußt Du mir entweder die Sonne und den Mond, oder die zwei Augen aus Deinem Kopfe geben.“ Sankt Laurentius war's zufrieden, und Finn ging gleich an die Arbeit. Ein Wunder war's zu sehen, mit welcher Kraft und Schnelligkeit er die mächtigsten Steine herbeischleppte und einen über den andern thürmte. Die Mauern standen schon fertig, das Dach begann, sich zu wölben, und noch wußte Sankt Laurentius des Riesen Namen nicht. Es war nicht so leicht, ihn zu erfahren, wie er gehaßt hatte. Er erkundigte sich bei allen Engeln im Paradies, bei allen Priestern, bei allen Bauern in Schonen, — keiner wußte zu sagen, wie der Riese hieß. Dem Heiligen wurde ängstlich zu Muthe, denn die Kirche wuchs von Stunde zu Stunde um ein gutes Stück in die Höhe. Da ging er eines Abends über Feld und sah ein Weib mit einem Kinde vor der Schwelle ihres Hauses sitzen. Das Kind weinte, die Mutter sprach: „Sei still, Vater Finn kommt bald und bringt Die die Sonne und den Mond mit, oder die beiden Augen vom heiligen Laurentius.“ Daß war der Heilige froh und ging in den Himmel zurück. Ein paar Tage später kam der Riese und wähnte ihn zu sein Verderben. „Ich gut seyn, Finn“, sprach Sankt Laurentius, „die Kirche ist ja noch nicht fertig; sollst wissen, daß ich's finden.“ Wie der Baumeister seinen Namen aus des Heiligen Munde hörte, stürzte er ganz wüthend hinunter in das Gewölb und packte den allerdicksten Pfeiler, ihn umzuwerfen; seine Frau kam auch und wollte ihm helfen, aber Sankt Laurentius verwandelte sie in Stein. So sind sie noch an den Säulen haften geblieben, und über ihnen stürzte der Theil der Kirche des Heiligen, wie die Religion Christi über der verstockten Vorwelt des Heidenthums.

Die Universität ist im Jahre 1666 gestiftet. König Karl XI. wies ihr den größten Theil der Pfründen zu, die vormals der katholischen Geistlichkeit und dem Domkapitel zu Lund gehört hatten, vier Pfarreien, dreißig Präbenden, neunhundert andere Grundstücke. Die Universität hat sich im Besitze dieser Güter bis auf den heutigen Tag erhalten und verwaltet sie musterhaft, so daß sie aus eigenen Einkünften ihre Professoren besoldet und den größten Theil ihrer jährlichen Ausgaben bestreitet. Die Regierung giebt nur einen geringen Zuschuß. Die Universität erweitert ihre Gebäude und Anlagen, kauft neue Häuser und Grundstücke, hat ihre Pächter, ihre Amtleute und Intendanten wie ein reicher Fürst oder Herzog, und führt ihre ihre Verwaltung, ihre Ausgaben und Einnahmen doppelte Buchhalterei, wie ein Kaufmannshaus. Den Intendanten ernennt der Kanzler der Universität auf Vorschlag des Konsistoriums. Derselbe hat das gesammte Vermögen der Universität zu verwalten; alle Zahlungen gelangen an ihn und geben von ihm aus, — dasür muß er auch jährlich strenge Rechnung ablegen. Was nach Abschluß der Bilanz in Kasse übrig bleibt, wird auf Zinsen angelegt, nicht in Staatspapieren, sondern auf gute und sichere Hypothek zu sechs vom Hundert. So hat die Universität bereits einen eisernen Fond von 100 000 Reichsbankthalern angesammelt, dessen Kapital noch beständig zunimmt.

Die Professoren erhalten ihre Besoldung, wie dies in alten Zeiten üblich war, in Naturalien; die älteren breibundert Tonnen Getreide jährlich, die sich in Geld auf etwa 4000 Francs abschätzen lassen; die jüngeren etwas weniger. Die außerordentlichen Professoren mögen sich auf 600 bis 1000 Francs jährlich stehen. Die Privatdocenten bekommen gar keinen Gehalt.

Jeder Professor der Theologie bekleidet zugleich ein Geistlicher eine

*) Aus einem an den Französischen Minister des Unterrichtswesens, Herrn von Salvandy, abgestatteten Bericht des Herrn L. Marmier, der von seinem Ausflug nach Schweden bereits wieder nach Kopenhagen zurückgekehrt ist

Digitized by Google

Predigerstelle. Oft wird auch Professoren anderer Fakultäten, die sich in ihrem Berufe auszeichnen, zur Belohnung eine geistliche Pfründe verliehen; nur müssen sie dann pro forma in den geistlichen Stand eintreten. Zu dem Ende schreiben sie eine Lateinische Dissertation, deren Thesen sie in einer öffentlichen Disputation vertheidigen; darauf bekommen sie der Bischof zu Geistlichen. Sie kleiden sich dann auch ihrem neuen Charakter angemessen; in den geistlichen schwarzen Rock, weites Halstuch und den Kragen mit Bescheu vor der Brust. Sie halten ihre Vorlesungen auch wie vor und lassen sich in ihren Kirchspiels durch einen Vikarius vertreten, drei- oder viermal im Jahre jedoch müssen sie es besuchen und daselbst predigen. Die Einrichtung ist im Grunde dieselbe wie bei den Anglikanischen Kirchen und Universitäten; nur hat man in Schweden die Bischthümer Englands vermieden, indem streng darauf gehalten wird, daß kein Geistlicher mehrere Pfründen zugleich bekleiden darf.

Die Professoren können aber in Schweden nicht bloß Prediger, sondern auch Bischöfe werden, und der Fall ereignet sich oft. Wenn ein bischöflicher Sitz erledigt ist, versammeln sich die Geistlichen aus jedem Distrikte bei ihrem Probst, und jeder von ihnen schreibt die Namen dreier Kandidaten auf einen Zettel. Dieß sind gewöhnlich die Namen derjenigen Professoren der theologischen Fakultät, welche sie vorschlagen. In der Regel fällt die Entscheidung des Königs auf denjenigen, der die meisten Stimmen vereinigt. Auf diese Weise ist Esaias Tegner, Verfasser der Frithiofschen Literatur, und Wieselgren, Bischof von Wexiö, Lgardh, Professor der Botanik, Bischof zu Carlstad, und der Dichter Franzen von seiner Professur zu Upsa zum Bischofe von Norrland berufen worden. Es geht hier noch wie in den ersten Zeiten des Christenthums zu, wo die Gemeine den Mann zu ihrem Bischofe wählte, zu dem sie Vertrauen hatte, (Schluß) ob er ein Christ oder ein Kalb war.

Die Universität Lund gewinnt keines so ausgebreiteten Rufes wie die von Upsala; doch hat sie für die Verbreitung von Kenntnissen und wissenschaftlichem Geiste im südlichen Schweden sehr ersprießlich gewirkt. Die historischen und philologischen Studien stehen doch in Ehren, ganz besonders aber die theologischen werden mit großer Gründlichkeit und Anziehung betrieben. Mehrere Professoren haben Reisen durch Deutschland, Frankreich und England gemacht, in keiner anderen Absicht, als um zu lernen und das Gelernte zu Hause mitzutheilen. Gleiches wohl anderwärts eine Stadt von nur 3000 Einwohnern, wo man, wie hier zu Land, ein naturhistorisches Kabinet, einen botanischen Garten, ein Museum Skandinavischer Alterthümer, eine große Lehrbuchsammlung, eine Bibliothek von mehr als 40,000 Bänden findet? Den Grund zu letzterer hat theils die Bibliothek des vormaligen bischöflichen Kapitels, theils eine Sammlung von 10,000 meist während des ersten südlichen Krieges zusammengebrachten Bänden gelegt, welche letzteren König Karl XI. angekauft und seiner neugestifteten Universität Lund geschenkt hat. Die Bibliothek enthält eine vollständige Sammlung der Schwedischen Literatur und aller Schriften, die auf Schweden Bezug haben, vermischt viele große historische Werke. Von der Regierung sind die jährlich 3000 Franken, von den Einkünften der Universität eben so viel angewiesen; damit müssen alle Ankäufe bestritten werden. Bibliothekar ist gegenwärtig Herr Reuterdahl, Professor der Theologie, einer der ausgezeichnetsten Männer, deren sich die Universität seit lange rühmen kann.

Die Schüler haben ein fleißiges Examen zu bestehen, ehe sie zu der Universität zugelassen werden. Die Examinatoren ist in der theologischen Fakultät für gewöhnlich auf zwei Jahre, in den übrigen auf drei angesetzt. Die Studierenden der Medizin sind zur Praxis berechtigt, sobald sie ihr Examen zur Promotion überstanden und den Doktorgrad erworben haben; die Theologen und Juristen aber müssen noch eine zweite Prüfung bestehen, letztere vor dem geistlichen Konsistorium von dem Bischof, letztere vor dem Hofgerichte. Die Prüfung, die der Promotion vorhergeht, ist von zweierlei Art: ein Privat-Examen nämlich und ein öffentliches. Das Privat-Examen besteht darin, daß der Studierende von allen Professoren seiner Fakultät der Reihe nach in den verschiedenen Fächern des Wissens geprüft wird, ohne Gegenwart anderer Zeugen, als der Examinatoren; es dauert lange und ist schwer, aber auch wesentlich und entscheidend. Das öffentliche Examen, das darauf folgt und in Gegenwart sämmtlicher Professoren der Fakultät abgehalten wird, ist mehr Formsache.

So doch die Anforderungen gestellt sind, so erreignet es sich doch selten, daß Kandidaten durchfallen. Die Studierenden zu Lund zeichnen sich durch den größten Fleiß und durch musterhaft regelmäßige Ausführung aus. So ruhig und gesittet, so arbeitsam, so voll Ehrfurcht und Liebe zu ihren Lehrern habe ich nirgend einen Verein junger Schüler gefunden. Von Duellen, von Burschenschaft, von „Knuipen" hört man hier nicht reden. Ein „Komment" und die „Fehde", die beiden duelsken Exopöen, worin das fahrende Ritterthum der Deutschen Hochschulen bejungen wird, wäre hier Niemand verstehen. Die Studenten zu Lund sind allerdings in einen gesellschaftlichen Verein zusammengetreten, aber die Statuten, verordnen allen Genuß berauschender Getränke, sie halten häusliche Zusammenkünfte, wo sie wissenschaftliche Gegenstände, Themata zu Abhandlungen und Disputationen zur Besprechung bringen und erörtern. Wie sonderbar! was in Deutschland als Unrecht und Anlaß aller Ausschweifungen, als Heerd und Zunder einer beständigen Exaltation gestürchtet und streng unterdrückt wird, das befördert und pflegt man hier und findet darin ein treffliches Mittel zur Erhaltung guter Disziplin. Was dort die Bundesbeschlüsse verbieten, findet sich hier durch die Gesetze der Universität ausdrücklich vorgeschrieben und geregelt. Jeder Student muß hier zu einer Verbindung gehören; die ganze Universität ist in Landsmannschaften eingetheilt, und Keiner wird immatrikulirt, der sich nicht zugleich in die Register der Landsmannschaft einzutragen läßt, welcher er durch Geburt angehört. Die Landsmannschaften haben ihre eigenthümlichen Statuten und Reglements, ihre Fest- und Versammlungstage, ihre gemeinschaftlichen Arbeits- und Erholungsstunden. Ferner hat faß jede ihre eigene Bibliothek, musikalische Instrumente, Zeitungen und Journale und ein besonderes Lokal-Interim mit Kathedet, wo ein- oder zweimal wöchentlich Lateinische Disputationen gehalten werden. — Innerhalb jeder Landsmannschaft giebt es drei oder vier Grade, oder vielmehr Altersklassen: Seniores nämlich, juniores und recentiores, von denen zweimal noch die allerjüngst Eingetretenen als novitii unterschieden werden. Um in die nächst höhere Klasse aufzusteigen, muß man jedesmal vor dem Mitgliedern derselben eine neue Prüfung bestehen. Nur der Zahl der Seniores mit der Kurator der Landsmannschaft gewählt; auch haben sie bei allen Berathungen zwei Stimmen, die jüngeren Mitglieder nur eine. Die Landsmannschaft wählt einen der Professoren zu ihrem Inspektor, der ihren Beschlüssen seine Genehmigung beifügen und die in ihrem Namen ergehenden Erklärungen und Verfügungen zu unterzeichnen hat. Er ist das vermittelnde Organ zwischen den akademischen Konsistorium und der Landsmannschaft, vertritt diese bei jenem und jenes bei dieser. Seine Stellung zur Landsmannschaft ist aber keine beschränkte, sondern nur durch wohlmeinenden Rath und moralische Autorität vermag er auf die Geschäfte einzuwirken. Will der junge Mann in Lund Bürger zu gewinnen, so kann er den entscheidendsten, heilsamsten Einfluß ausüben; wo nicht, so ist seine Würde ein rein illusorischer Titel. Unmittelbar unter dem Inspektor steht der Kurator; er verwaltet die landsmannschaftliche Kasse, beruft die Versammlungen, besorgt die Einschreibung der neu eintretenden Mitglieder und die Protokolle. Ein und der andere Punkt der Statuten gestattet Abweichung, daß die Beschlüsse der in den Versammlungen gefaßten Beschlüsse zu betreiben und zu beaufsichtigen. Alle Entscheidungen erfolgen in dieser literarischen Republik nach Stimmenmehrheit und finden dem akademischen Konsistorium die außerstmögliche Berücksichtigung. Wer sich nach Beendigung seiner Studien zum Examen meldet, muß ein von seiner Landsmannschaft ausgestelltes Zeugniß über seine Aufführung und über Gang und Beschaffenheit seiner Studien beibringen. Die Landsmannschaft übt ein Recht der Oberaufsicht und gewissermaßen eine Jurisdiction über ihre Mitglieder. Hat ein Student sich ein Vergehen zu Schulden kommen lassen, so kann der Kurator ihm unter der Rügen einer Strafe ertheilen; wer zum zweiten Mal in Tadel verfällt, wird vor die Seniores seiner Landsmannschaft citirt; die versammelte Landsmannschaft bildet die dritte, endlich der akademische Rath die höchste und letzte Strafinstanz. In sehr schweren Fällen kann die Landsmannschaft ein unwürdiges Mitglied ausstoßen, und dieses verliert von den eigenen Kameraden und Mitschülern nach ernster Berathung mit Stimmenmehrheit gefaßt, trifft den Schuldigen härter und macht einen tieferen moralischen Eindruck, als die von der akademischen Obrigkeit verhängte Strafe der Relegation. (Schluß folgt.)

Spanien.

Spanische Zustände.

I. Galicien.

(Schluß.)

Die Umgegend von Ferrol ist baumreicher und sorgfältiger angebaut, als bei Coruña; es ist mit zahlreichen Häusern und mit Gebüschen von Nadelholz und Laubholz durchwebt. Die Kastanien und Eichen, welche den Anblick der Landschaft sehr freundlich macht. Man glaubt sich nach Frankreich, in eine schöne Gegend des Jura- oder Vogesen-Departements versetzt; der ganze Charakter, die frischen und hellen Farben, die von reicher Feuchtigkeit begünstigte Fülle des Pflanzenwuchses gehören mehr dem mittleren Europa, als dem sonnenbrannten Spanischen Süden an. Mit vollem Recht hat man Galicien die Normandie Spaniens genannt. Zwar sieht man hier und da Oelbäume wachsen, und auch Orangenbäume, verschwerte man mich, obwohl ich es schwer glaube, kommen bei den kuchgängig milden Wintern an geschützten Stellen im Freien fort; allein die Physiognomie der Landschaften und die dicken Nebel, die auch im Sommer, auf dieser stürmischen, unsicheren Küste lagern, erinnern an eine viel nördlichere Breite.

Coruña ist nicht allein für den Handel und die Seefahrt, sondern auch als militairische Position für den Landkrieg von nicht geringer Wichtigkeit. Daher wurde hier in den ersten Jahre des Spanischen Unabhängigkeits-Krieges um ein blutiges Gefecht zwischen einem Französischen Armee-Corps unter Marschall Soult und einer Division Engländer unter General Moore geliefert. Nach einem heißen und blutigen Kampfe vor den Thoren der Stadt zwang der Marschall durch geschickte Manöver die ihm an Zahl überlegenen Engländer zum Rückzuge in die Stadt; die Franzosen waren bedeutend in der Nähe und mit Geschützen mein geworden, daß Sieger und Besiegte unter einander zugleich in die Stadt drangen. Eine Englische Flottille, aus einem Linienschiffe, etlichen Fregatten und einer großen Zahl Transportschiffen bestehend, lag auf der Rhede; die Engländer, mit Gepäck und Bagage hart im Nacken verfolgt, stürzten in solcher Hast zum Hafen und in die zu ihrer Aufnahme eingetroffenen Schiffe, daß eine große Zahl, und namentlich viele Frauen und Kinder von Soldaten, in den Wellen ihren Tod fanden. Da den Engländern keine Zeit blieb, ihre Kavallerie einzuschiffen, so entschlossen sie sich zum Aeußersten, hieben allen Pferden der Sehnen am Knie durch und ließen sie am Strande liegen. Der General Moore war bei diesem unglücklichen Rückzuge tödtlich verwundet worden und überlebte seine Niederlage nicht; sein Grabmal befindet sich auf einer mit Bäumen bepflanzten Anhöhe im oberen Theile der Stadt, von wo man das Schlachtfeld und die Rhede übersieht. Hätte der frische Nord-Ostwind, der während der Schlacht wehte, noch etliche Stunden länger angehalten, oder wäre an seiner Statt Windstille eingetreten, so hätte das Englische Geschwader die Rhede nicht verlassen können, und sie wären allesammt gefangen oder in den Grund geschossen

Digitized by Google

worden; aber der Wind sprang gegen Abend plötzlich nach Süd-West um, und so wurde es ihnen möglich, zu entkommen, obwohl mit ungeheurem Verluste. Den Franzosen kam übrigens ihr Sieg eben so theuer zu stehen, wie Jenen ihre Niederlage.

Schon vor unserer Ankunft hatte sich die Französische Korvette „Thisbe" im Hafen zu Coruña auf Station desselben; in denselben Tagen fand sich eine kleine Englische Eskadre, ein Linienschiff und drei Fregatten, auf der Rhede zusammen. So waren denn die Gewässer und Gestade Cornia's etliche Tage hinter einander mit Fahrzeugen und Seeleuten beider verschiedener Nationen, Freund und Feind einen lebhaften, freundschaftlichen Anblick. Die Einwohner, die vielleicht lange keine so imposante Seemacht beisammen gesehen hatten, machten sich allerhand Beschäftigungen; die Engländer, redete man sich ein, wollten sich Cornia's und mehrerer anderer Plätze an der Küste bemächtigen. Die Absicht des Englischen Geschwaders machte binnen wenigen Tagen aller Besorgniß ein Ende. Die Englischen Schiffe gaben zu verstehen, sie würden nur ausgeschickt, um Cooltionen zur Uebung auf hoher See vorzunehmen, und würden spätestens in drei Wochen wieder in England seyn. Wir durften um der Höflichkeit willen keinen Zweifel an diesen Versicherungen aussprechen; vermuthlich aber hat die Eskadre nach ihrer zu Cornia bewiesenen Vereinigung ihren Weg nach dem Mittelländischen Meer genommen.

Gestern am 15. Juli hat eine große Feierlichkeit hier stattgefunden. Die Truppen haben nämlich den Eid auf die neue von den Certes votirte Constitution geleistet. Die Ceremonie ging mit Ordnung und Anstand, aber ohne allen Enthusiasmus vor sich. Einsicht kauft Pfund Pulver hat man abgebrannt; besser freilich hätte man es gegen eine Bande von vier- bis fünfhundert Fanatischen verwendet, die, wie man hört, an der Straße nach Santiago hausen soll. Wer weiß! vielleicht sind die ehemaligen Hidalgo's, wie das in Spanien sich häufig trifft, nur zu armselig, finale Sterbenskünstler, die ihren alten Gewerbe einen politischen Anstrich und eine Art von Legitimation verleihen, indem sie sich Karlisten nennen. Es sind zwar Truppen gegen sie ausgeschickt worden, die aber wahrscheinlich nichts ausrichten werden. Es ist hier wie in der Vendée; wenn der Guerilla-Seidat sich verfolgt sieht, geht er nach Hause, versteckt seine Flinte, schlüpft hinter den Pflug und ist ein Bauer wie zuvor; so man ein Rebellenheer zu finden erwartet, findet man auf einmal nur friedliche Ackersleute. — Die Einwohner von Coruña thun übrigens Alles, was man von guten Patrioten und Anhängern der Constitution verlangen kann; die Bewachung der Stadt ist ganz und gar der Nationals-Miliz anvertraut, die ihren Dienst mit löblichem Eifer vollzieht und sich durch gute Haltung, wie durch treue Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit und an die „unschuldige Isabella II.", auszeichnet. Aller Beistand, auf den sie zur Aufrechthaltung der Ordnung und zur Vertheidigung eines so wichtigen Punktes gegen einen feindlichen Handstreich rechnet, besteht in einem Theile ihrer Bataillen Nationals-Miliz und in zwar Artilleristen. Bei aller Treue für die Königin ist jedoch die Unzufriedenheit mit dem Ministerium und der ganzen jetzigen Lage der Dinge sowohl in der Stadt als auf dem Lande in der Umgegend sehr verbreitet und macht sich in häufigen Klagen Luft; man beschuldigt die Minister, wie der Kranke seinen Arzt, nicht als ob sie an dem Uebel Schuld wären, sondern weil sie es nicht zu kuriren verstehen.

Uebrigens wird man schwerlich im ganzen übrigen Spanien ein so sanftes, gutmüthiges, friedliebendes Volk finden, wie hier zu Cornia. Eine große Weltsmenge, Personen jeden Alters und von den verschiedensten Ständen, waren zu der Eidesleistung herbeigeströmt, gewiß mit sehr verschiedenen Gesinnungen, Viele nichts weniger als begeistert für Isabella II. und die Constitution, — und doch fiel kein Zank, kein Wortwechsel, nicht die geringste Ausschreitung in dem Gedränge vor. Alle Franzosen, die sich längere Zeit hier aufgehalten haben, wissen den Empfang, der ihnen bei den Einwohnern zu Theil geworden ist, nur alle freundlich und wohlwollend zu rühmen. Wenn man die Bauern bei ihrer Feldarbeit trifft, grüßen sie immer den Fremden zuerst und mit unverkennbarer Trenherzigkeit. Die Anwesenheit eines Französischen Offiziers in seiner Uniform brachte unter den Mädchen, in Stadt und Land, immer ein Kichern und Flüstern zu Wege; aber das war sicher nicht böse gemeint.

Rafferow St. Hilaire.

Frankreich.

Die Mathematik, auf die Rechtspflege angewandt.

Es ist ein neuer, noch nicht ganz durchgearbeiteter Gedanke, die mathematische Analysis auf Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft anzuwenden, und zwar selbst auf solche, die rein moralischer Natur sind. Es hat sich gefolgt, ehe man daraus, daß sich die probabilische Wahrsehr solcher Ereignisse und Thatsachen, welche die eigentlich und unabhängigste Verbätigung des freien Menschenwillens sind, den Gesetzen eines, wenn auch nicht mathematisch strengen, doch annährungsweise richtigen Kalküls unterwerfen lasse. Erst als man in Folge der neuen Begriffe von geordneter Administration, aber auch um gewissen Regierungs-Bedürfnissen zu genügen, die Gewohnheit einführte, alljährlich die verschiedenen Rechts- und Gesetz-Angelegenheiten zu kapitulatiren, in welchen die öffentliche Behörde berufen war, eine Kontrolle auszuüben oder sonst irgendwie einzuschreiten, als man nach einer Reihe von wiederholten Beobachtungen dieselben Thatsachen mit einer Konstanz wiederverschrieben sah, die auf die sortlaufende Wirkung gewisser konstanter, immer mit ogierender Ursachen hinzudeuten schien, erst da hat man begriffen, daß diese Phänomene, die sür jedes Individuum das besondere Resultat seines eigenen Willens wären, sür das Menschengeschlecht im Allgemeinen das Ergebnis gewisser Gesetze, die Verwirklichung und Entwickelung gewisser allgemeiner Social-Prinzipe enthielten.

So hat man nach der Wahrscheinlichkeits-Rechnung im Allgemeinen, wie sie von Pascal und Fermat im 17ten Jahrhundert auf die rein mathematische Würfel-Basis der Hazardspiele gegründet wurde, die ersten Theorieen über die Bevölkerung, über die mittlere und wahrscheinliche Lebensdauer, über die Fruchtbarkeit der Ehen, über die ungleiche Fortpflanzung der Geschlechter und ihre ungleiche, in umgekehrtem Verhältniß stehende Mortalität bekommen.

Gegen das Ende des letzten Jahrhunderts versuchte Condorcet die mathematische Analyse auf die Wahrscheinlichkeits-Zahlen der nach der Mehrheit der Stimmen ausgesprochenen Urtheile anzuwenden, und etwas später hat Laplace sich auch Laplace mit diesem wichtigen Gegenstand. Doch es fehlte dem berühmten Verfasser der Traite des probabilities an den nothwendigen Daten, um eine vollkommen genügende Lösung seiner Aufgabe zu erreichen; er konnte noch nicht den ganzen Umfang der Gerichtssäle, wie er aus den Berathungen der Geschworenen, aus der Praxis der Gerichtshöfe, mit einem Wort aus dem ganzen Gange der Rechtsverwaltung hervorging.

Einige Jahre spätet haben die Berichte, welche in verschiedenen Ländern über den Verlauf der Kriminal-Justiz, nirgends aber mit so viel Ausführlichkeit und mit einer so ausgezeichnet philosophischen Analyse, als in Frankreich, veröffentlicht wurden, den mathematischen Kalkül mit vollständigen und festen Grundlagen versehen. Diese bestanden Materialien, die seinen Vorgängern unbekannt waren, hat Herr Poisson benutzen können in seinem Werke über die Wahrscheinlichkeits-Berechnung der Urtheile in Kriminal- und Civil-Prozessen*); er hat sich besonders der Französischen Comptes-rendus bereient für die neun Jahre 1825 bis 1833.

In diesen Buch wird zuerst Laplace mit Recht widerlegt; dieser hatte angenommen: 1) daß die Geschworenen, aus welcher Klasse sie auch ernählt sein mögen, sich alle in Kenntnissen und Aufklärung einander gleich seyen, einer Behauptung, die durch die Thatsachen selbst widerlegt wird; 2) daß, wenn die Jury ihr Urtheil abgegeben, kein Grund wäre, zu vermuthen, der Angeklagte sei schuldig; auch dies ist nicht zuzugeben, weil ja jeder verdächtige Urheber eines Verbrechens nur noch gewissen Indizien und Vermuthungen in Anklagezustand versetzt und vor Gericht gestellt wird.

Herr Poisson deutet ferner auf den wesentlichen Unterschied hin, der zwischen dem Civil-Richter und dem Geschworenen existirt; der Civil-Richter verurtheilt diejenige der beiden Parteien, welche die schwächste Wahrscheinlichkeit für sich hat; der Geschworene dagegen darf sein Verdammungs-Urtheil nur dann aussprechen, wenn die Wahrscheinlichkeit, daß der Angeklagte schuldig sey, in seinem Augen einen gewissen Grad erreicht und die andere Wahrscheinlichkeit von seiner Unschuld bis weitem übertrifft. Endlich bewist er, daß, da die Kriminal-Justiz niemals den mathematischen Beweis von der Schuld eines Angeklagten erlangen kann, die Entscheidungen der Jury sich mehr auf die Anwendbarkeit einer Verurtheilung oder einer Freisprechung beziehen, als auf die absolute Gewißheit verstehen: es ist richtiger und sicherer, zu sagen: ein Mensch, den man verurtheilen kann, sei ein Schuldiger.

Eine Angabe besonders aus den Französischen Comptes-rendus ist Herrn Poisson sehr wichtig gewesen, nämlich das Verhältniß zwischen den Verdammungs-Urtheilen und der einfachen Majorität von sieben auf zwölf Stimmen, eine Majorität, bei der die Richter des Assisenhofes nach den Bestimmungen des Artikels 351 im Kriminal-Kodex und nach dem Gesetz vom 24. Mai 1821 berufen sind, über den Fall zu entscheiden.

In den sechs Jahren von 1825—1830 findet man in Frankreich durchweg auf 100 Angeklagt 39, die ganz freigesprochen, 7, die durch die einfache Majorität von 7 Stimmen, und 54, die durch eine größere Majorität als schuldig verurtheilt wurden. Das Gesetz vom 4. März 1831 forderte zur Verurtheilung eine Majorität von mehr als sieben Stimmen, d. h. von neunen oder mehr, und in den Übrigen der Gang der Jury derselbe blieb, so hatte man 1831, wie man voraussehen konnte, unter 100 Angeklagten 46 Freisprechungen, eine Zahl, welche offenbar die 39 Freigesprochenen der seitdeem Jahre enthält plus 7; diese sechen Angeklagten waren es eben, die früher die einfache Majorität von 7 Stimmen gegen sich hatten, jetzt aber unter dem neuen Gesetz freigesprochen werden mußten. Das Gesetz vom 28. April 1832 blieb bei derselben Majorität von mehr als 7 Stimmen und gab den Geschwornen das Recht, zu erklären, daß in gewissen Fällen erleichternde Umstände existirten, ein Zusatz, der eine Verkleinerung der Strafe nach sich zog: die Folge dieser Neuerung war, daß die Jurys von nun an leichter und öfter das Schuldig aussprachen, sobald die daraus sstehende Strafe nicht mehr so streng war: von da an gab es auf 100 Angeklagte statt 46 nur 40 oder 41 Freisprechungen und, dem entsprechend, 59 oder 60 Verurtheilungen anstatt 54 Prozent.

Ein noch neueres Gesetz, vom 9. September 1835, verschärfte die Jury zum gebrämen Stimmen und reduzirt ausserdem die zum Schuldig nothwendige Majorität auf die urspeellgliche Ziffer von 7 Stimmen. Es wird interessant seyn, zu brobachten, welches die Resultate dieses Gesetzes sind und des doppelten Einflusses, den es auf die Zahl der Verurtheilungen üben muß. Diese traurige Berechnung in den Grundbestimmungen und organischen Gesetzen der Jury wird wenigstens den Vortheil haben, vermittelst der Gerichts-Statistik auf ihr wichtige Bedeutung aufmerksam zu machen, welche sie die Verwaltung der Kriminal-Justiz in der Feststellung der Majoritäts-Ziffer bei der Jury und in der Abfassung der Strafmittel liegt.

Indem Herr Poisson endlich die wahrscheinliche Anzahl der Irrthümer in den Ausforschen der Jury berechnet, schließt er, daß in Frankreich alljährlich beschstens 18 Nichtschuldige verurtheilt und wenigstens 360 Schuldige freigesprochen werden. Uebrigens sieht man, daß

*) Recherches sur la probabilité des jugemens en matière criminelle et en matière civile.

Digitized by Google

eine Behauptung der Art nicht danach ausſieht, ſich in der Erfahrung nachweiſen zu laſſen.

Dies ſind die Reſultate, die der Verfaſſer aus den Comptes-rendus der Kriminal-Juſtiz in Frankreich abgeleitet hat. Durch die ganze Reihe der beobachteten Jahre haben ſich dieſelben allgemeinen Thatſachen beſtändig wiederholt und keine andere Veränderung erfahren, als die, welche die oben genannten legislativen Veränderungen herbeiführen mußten; und auch der Einfluß dieſer Veränderungen iſt in gewiſſen Gränzen gebliebrn, die man vorherſehen und im Voraus berechnen konnte.

Wenn nun aber die mathematiſchen Schlüſſe, die man aus dieſen geſellſchaftlichen und moraliſchen Thatſachen hergeleitet, eine ſolche Sicherheit und Feſtigkeit haben konnten, als wären ſie auf phyſiologiſche und organiſche Beobachtungen baſirt, ſo ſcheint es doch, daß dieſelben Geſetze ſich auch in anderen Ländern erhalten müßten, daß Etwas, was für ein Volk, in einem andern beobachtet worden, auch bei einem andern Volk, in einem andern Lande wiederkehren müßte. Dem iſt aber nicht ſo: vielmehr ſieht man auf Allem, daß der Gang der Juſtiz in einem Lande nicht blos von dem mannigfaltig kombinirten Einfluß ſeines geſellſchaftlichen und politiſchen Zuſtandes abhängt, von ſeinen Inſtitutionen, von den Sitten ſeiner Bewohner, von der Civil-, die es in der Civiliſation einnimmt, ſondern auch von den ſchreiendſt allerreinſachſten Umſtänden, von ſolchen ſelbſt, denen man es beim erſten Blick nicht anſehen möchte, daß ſie irgendwie eine Wirkung äußern auf das, was man die moraliſche Dreieckigkeit der Geſellſchaft nennen könnte.

Nehmen wir Belgien zum Beiſpiel, ein Land, das von Frankreich durch keine natürliche Schranke getrennt iſt, das mit ihm dieſelbe Religion, dieſelbe Sprache, einen analogen Staats-Organismus und endlich, was für unſeren Gegenſtand am wichtigſten iſt, auch dieſelbe Geſetzgebung beſitzt. Bis 1831 wurde daſelbſt die Kriminal-Juſtiz durch permanente Richter verwaltet, die über den Fall und das Recht nach einer Majorität von drei auf fünf Stimmen entſchieden; damals wurden von 100 Angeklagten 17 freigeſprochen. Im Jahre 1831 hat man die Jury eingeführt, während ſonſt die Kriminal-Geſetzgebung dieſelbe blieb, das „Schuldig" durfte nur bei einer Majorität von 7 auf 12 Stimmen ausgeſprochen werden, und ſeitdem belief ſich die Anzahl der Freiſprechungen auf ungefähr 40 Prozent.

Kann uns die mathematiſche Analyſe von dieſem enormen Unterſchied Rechenſchaft geben? Soll man ſagen, daß die beſtändige Gewohnheit, Verbrecher vor ſich zu ſehen, der inquiſitoriſche Geiſt und die Verhärtung, die ſich dadurch der permanenten Richter bemächtigte, daß dies an der geringen Anzahl der 17 Freiſprechungen Schuld iſt, und daß ſie alſo von 100 Angeklagten 23 Unſchuldige verurtheilten (denn 23+17 giebt zu erſt die Zahl der 40 Freiſprechungen unter der Jury); oder läßt ſich auf der anderen Seite behaupten, daß vielmehr die Unerfahrenheit und die moraliſche Schwäche der Bürger, welche zu dem ehrenvollen Amt eines Geſchworenen berufen werden, mit ihrer falſchen Begriffe von Omnipotenz ſie verleitet, von 100 Angeklagten 23 Schuldige in die letzte Geſellſchaft zurückzuſtoßen?

Betrachten wir ein anderes Beiſpiel. Wie haben geſehen, daß die Franzöſiſche Jury im Durchſchnitt, nach der verſchiedenen Majorität, bei 100 Angeklagten 34—60 Verurtheilungen aufſprach. In England, wo die Jury nur nach der Unanimität aller 12 Geſchworenen verurtheilt, ſollte man doch glauben, daß die Zahl der affirmativen Urtheile viel ſchwächer, die der Freiſprechungen viel größer als in Frankreich ſein muß. Doch auch hier findet das Gegentheil ſtatt. In den einundzwanzig Jahren von 1813 bis 1833 waren im Ganzen 286,166 Angeklagte; davon wurden 194,712 verurtheilt, d. i. ſo viel als 68 auf 100, und nur 32 freigeſprochen; hier hat man alſo auf 100 Angeklagte 14 Verurtheilungen mehr als bei der Franzöſiſchen Jury mit der Majorität von 8 Stimmen. Soll man ſagen, daß der Engliſche Geſchworene in ſeinem Verdict ſchüchterner iſt und mit weniger Skrupeln zu Werke geht, die der Franzoſe?

Wie müſſen ſchon zugeben, daß hier ein Geheimniß obwaltet, deſſen moraliſche Urſachen man wohl ergründen und darſtellen kann, das ſich aber nicht in poſitiven Zahlen analyſiren und feſthalten läßt.

Unter den Gründen und Urſachen, welche die gerichtlichen Entſcheidungen beſtimmen, giebt es einige, welche permanent, andere, die zufälliger und vorübergehender Natur ſind. Wenn das Land ſich im normalen Zuſtand befindet, wenn die politiſche und geſellſchaftliche Ordnung unverändert bleibt, wenn die Strafgeſetzgebung nicht umgeſtaltet wird, dann können einzelne Verbeſſerungen des Majoritäts-Verhältniſſes in der abſoluten Zahl der affirmativen und freiſprechenden Urtheile nur diejenigen Verſchiedenheiten hervorrufen, welche die mathematiſche Analyſe im Voraus berechnen kann, mit einer faſt zur Gewißheit gewordenen Wahrſcheinlichkeit, ihre Vorausſagung durch die Erfahrung beſtätigt zu ſehen.

So iſt es in Baiern, wo nach dem Geſetz vom 6. Januar 1815 die Angeklagten von 7 permanenten Richtern nach einer Majorität von 4 Stimmen gerichtet wurden, in den 18 Jahren von 1815 bis 1832 von 879 Angeklagten 416 oder 47 auf 100 verurtheilt und 63 oder 13 auf 100 freigeſprochen wurden. Als das Geſetz vom 5 Dezember 1832 die Zahl der Richter auf ſechs verringert hatte, welche mit einer Majorität von 4 verurtheilten und im Fall gleicher Stimmentheilung freiſprachen, hat man in den 4 folgenden Jahren 163 Verurtheilungen und 32 Freiſprechungen bekommen, oder auf hundert 84 von den erſteren und 16 von den letzteren, ein Verhältniß, das nicht viel von dem Reſultat abweicht, welches ſich aus dem Kalkül ergiebt als Folge jenes Wechſels in dem Verhältniß der Stimmen.

Wenn dagegen bei dem unveränderten Fortbeſtehen der Inſtitutionen, der allgemeine Zuſtand des Landes ſich umgeſtaltet, wenn der öffentliche Geiſt eine andere Richtung nimmt, wenn die ſocialen Bedürfniſſe gebieteriſcher anſtreten, oder wenn, auf der anderen Seite, die Nothwendigkeit einer Repreſſion abnimmt, dann werden dieſe Umſtände auf das reſpektive Verhältniß der Verurtheilungen und Freiſprechungen einen nothwendigen, unfehlbaren Einfluß ausüben. Betrachten wir z. B. in England drei aufeinanderfolgende Perioden in der Verwaltung der Kriminal-Juſtiz, ſo finden wir folgende Reſultate:

	Zahl der Angeklagten.	Zahl der Verurtheilten.	Verhältniß der Zahl der Zahl der Verurtheilten.	Zahl der Todesurtheile.	Zahl der Hinrichtungen.
1812—18	64,338	41,054	0,636	5,802	636
1819—25	93,718	63,418	0,677	7,770	579
1826—32	127,910	90,240	0,705	9,729	414

Man ſieht, daß die Zahl der Angeklagten im Laufe dieſer drei Perioden nach und nach beſtändig zugenommen hat, daß demgemäß auch das Verhältniß der Verurtheilungen anwächſt (was vielleicht das Reſultat ſeyn mag eines gewiſſen Erhaltungs-Inſtinktes, der ſich bei Zunahme der Verbrecher in der Geſellſchaft geltend macht, und der daraus hervorgehenden Zunahme von Strenge); daß dagegen andererſeits das Verhältniß der Todesurtheile nach und nach abnimmt, ja, daß ſogar die abſolute Zahl der Hinrichtungen ſich immer mehr vermindert, ein ſichereres Zeichen von der Reaction der öffentlichen Meinung gegen die drakoniſche Strenge der alten Strafgeſetze Englands. Es ſcheint alſo hier in England ein doppeltes Streben hervorzutreten: auf der einen Seite wird die allgemeine Anwendung des Strafſyſtems verſchärft, während auf der anderen ſie gewiſſe beſondere Fälle die ehemalige Strenge deſſelben nachläßt. Und gerade dieſe Veränderungen und Reſultate finden wir in einer ganz normalen Periode, in einer Zeit, wo das Geſetz- und Strafſyſtem Englands keine andere Umgeſtaltung erfahren hat, als die, welche mit den Fortſchritten der öffentlichen Meinungen und des Jahrhunderts, mit den Beſchlüſſen der Geſetzfuchs und den Lehren der Erfahrung nothwendig zuſammenhängt.

Dahin ſind es alſo nicht allein, welche dieſe Aufgabe löſen können; ſie hat einen tieferen, moraliſchen Gehalt, wo der mannigfaltige neuos reernn zwiſchen den perſönlichen Anſichten des Geſchworenen oder des Richters und den allgemeinen Sitten, Bedürfniſſen und Anſichten in der geſellſchaftlichen Ordnung alle dieſe arithmetiſche Proportionen über den Haufen ſtößt. Dies iſt aber eine Seite unſeres Gegenſtandes, die noch am allerwenigſten unterſucht worden. (Bibl. Univ.)

Mannigfaltiges.

— Goethe's naturhiſtoriſche Werke. Es würde gewiß kein kleiner Triumph für den alten Goethe geweſen ſeyn, wenn er, der ſich noch in ſeinen letzten Lebensjahren mit Lebermann über die geringe Naturkenntniß ſeiner Zeitgenoſſen beklagte, die ſeine naturhiſtoriſchen Forſchungen bei den Deutſchen Gelehrtenwelt gefunden, die Halbigung erlebt hätte, die dieſen jetzt in Frankreich zu Theil wird. Noch im Jahr 1831 ſprach er in Bezug auf ſeine Pflanzen-Metamorphoſe den ſehnſüchtigen Wunſch aus, daß doch der gelehrte Franzöſiſche Naturforſcher, Hr. Turpin, deſſen Zeichnungen über die Phyſiologie der Pflanzen ſo viele Licht verbreitet hätten, ſeine (Goethe's) Ideen über die Metamorphoſe derſelben zur ſinnlichen Darſtellung bringen möchte. Und ſiehe da, heute iſt nicht blos dieſer Wunſch erfüllt, ſondern man hat in Frankreich noch mehr für ſeine naturhiſtoriſchen Arbeiten gethan, als Goethe ſelbſt je gehofft hat. Herr Turpin hat den Wunſch des greiſen Dichters gleichſam als ein Vermächtniß angeſehen, deſſen Ausführung ihm oblag, und ſo verband er ſich mit einem tüchtigen Naturforſcher, Herrn C. F. Martius, zu einer würdigen Herausgabe nicht allein der Metamorphoſe der Pflanzen, ſondern auch der Goethe'ſchen Schriften über den Urtypus der organiſchen Schöpfung (die Leſer werden ſich hierbei noch von ſelbſt des Unterſcheidungsmerkmales erinnern, daß Goethe ſich immer mehr erfahren dürfen, wenn ſich der Verfaſſer des Werther und des Fauſt nicht damit beſchäftigt hätte) und über die Geſtaltung anorganiſcher Maſſen, namentlich in Bezug auf das, was Goethe über die verwitterten Säulen am Tempel des Jupiter Serapis geſagt hat. Das ſo aus einzelnen Schriften der großen Dichters zuſammengeſtellte Werk hat der Urheberſeher mit erklärenden und hiſtoriſchen Anmerkungen begleitet, die gleichſam als rother Faden durch das Buch gehen und denen der Atlas des Herrn Turpin als Schlußſtein und zu einer Zierde dient, wie ſie die Werke des Deutſchen Dichters in keinem Vaterlande noch nicht treffen.*) Werden geſtehen auch die Franzoſen mit einiger Ueberraſchung, daß ſie von dieſer Univerſalität des Deutſchen Schriftſtellers keine Ahnung gehabt hatten. Ja, was ihnen noch mehr zur Ehre gereicht, ihre großen Naturforſcher, an deren Spitze Herr Geoffroy de Saint-Hilaire ſteht, geben ohne Neid zu, daß manche Ideen, mit denen ſie ſich lebenslang beſchäftigt, von Goethe's Genius nicht blos vor ihnen geahnt, ſondern ſchon zur völligen Klarheit gebracht worden ſeyen. **)

*) Das Ganze führt den Titel: Oeuvres d'histoire naturelle de Goethe. Traduites et annotées par Ch. Fr. Martius. Avec un atlas in-folio, contenant les planches originales de l'auteur et surtout de trois dessins et d'un texte explicatif sur la métamorphose des plantes, par M. P. J. F. Turpin, membre de l'Institut.

**) Man vergleiche darüber die neuerſtandene Revue Francoise; Tom. II. pag. 175 u. f.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 112. Berlin, Montag den 18. September 1837.

England.

Greenwich und Richmond.

Von Méry.

Im Jahre 1814, einige Wochen nach der Rückkehr Ludwig's XVIII., erschien in Frankreich eine Debonnaij, welche die Beobachtung des Sonntags nach den Vorschriften der Kirche einschärfte. Dies war eine wahre Gegen-Revolution in Bezug auf die Begnügungen eines Volkes, das seit langer Zeit den Tag des Herrn als den heiligen zu betrachten pflegte und das, den religiösen Gewohnheiten zuwider, sechs Tage in seiner Arbeit gleichsam ruhte, um sich den siebenten recht zu ermüden. Die Königliche Ordonnanz drang nicht durch; sie brachte der neuen Regierung Unglück und verrieth beim ersten Auftreten der seltsamen Ihre Hinneigung zu den Priestern. Niemand war sie auch eine indirekte Verletzung des Eigenthums; allen Ihemlichen Orten, die nur von den Sonntags-Einnahmen bestehen, drohte der Untergang; man hätte sie entschädigen müssen; eine Miliarde aber hätte kaum hingereicht, um das Interesse der gewerbetreibenden Welt mit den Ansforderungen der Kirche in Uebereinstimmung zu bringen. Die Ordonnanz verlor auch Tage nach ihrem Erscheinen ihre Wirksamkeit; sie wurde sogar in der Proclamation von Cambrai als ein Fehler anerkannt; der Sonntag wurde wieder der Tag des Volkes; man ließ dem Herrn nur die fünf Feste des Konkordats, und selbst die Hälfte von diesen nahm das Volk noch in Anspruch.

Wenn man der Pariser Bevölkerung die Sonntage Londons aufzuerlegen wollte, so würde Paris seine drei Juli-Tage wiederholen und die Nationalgarde Barrikaden errichten. Um diese Gegensätze zu erklären, müßte man auf die einzigen Charaktertage der beiden Völker zurückkommen; da man aber solche National-Eigenthümlichkeiten verstehen überall wahrnimmt, so dringlge ich mich, hier bloß darauf hinzudeuten. Das Englische Volk ist gewohnt, sich mit Resignation den Gesetzen, die es sich selbst gegeben, zu unterwerfen, selbst wenn die Erfahrung ihm zeigt, daß diese Gesetze nach dem Verschwinden der politischen oder religiösen Begeisterung, von der sie ausgegangen, hart und unerträglich sind. Gewiß, wenn es Volk giebt, das die Woche hindurch fleißig arbeitet und nach sechs Tagen Arbeit einen Tag der Erholung verdient, so ist dies ohne Zweifel das Englische. Niegends opfert sich der Handwerker und der industrielle Theil der Bevölkerung mit mehr Hingebung seinen Pflichten; das Fervent opus der Bienen ist hier der Wahlspruch jedes Hauses, und die Bienen sehen sich übertroffen. Ist der Sonntag da, so schließt Jeder seinen Laden; Jeder sammelt sich; man liest die Bibel, geht in die Kirche, hört den Prediger und die Orgel und singt die Psalmen David's in Englischer Sprache. In den Straßen und Spaziergängen machen sich einige wenige Müßiggehen von beiden Geschlechtern Bewegung und erlauben sich bisweilen, laut zu lachen; dies ist das sonntägliche London.

Man sieht leicht ein, daß in einer so puritanischen Stadt kein Fremder des Sonntags von Tagesanbruch bis Mitternacht aussauern kann. Daher eilen die Ausländer aus London fort und suchen auf dem Lande Stille und Einsamkeit, die dort wenigstens nichts Traurliges und Abschreckendes haben. Die zu den Sonntags-Steeplereien des Fremdem am glücklichsten gewählten Orte sind Greenwich und Richmond. Hst, Dank sey es dem Dampf und der Themse, kann man sie beide zugleich besuchen und an dem einen Orte Erfrischlichen, an dem anderen zu Mittag speisen. Als Kontraste betrachtet, kann man wohl kaum schärfere finden.

Die beiden Paketboote gehen stündlich von Hungerford-Markt ab, das eine fährt die Themse hinab, das andere hinauf; Passagiere sind in Ueberfluß da; man zahlt nur einen Shilling; das Vergnügen ist rein Englisch, nicht sehr freundem Fremdlinge behaftet; es ist zumlgstich, unbegreiflich; man bildet eine kompakte Lading. wo Jeder eben nur so vielen insterleren Raum findet, als nöthig ist, um seinen Körper einzuschieben. An besuchten Sonntagen setzt man sich bei einer Spazierfahrt von einigen Stunden auf den Fluße wirklich der Gefahr eines Schiffbruches aus. Die Engländer achten darauf nicht; sie betrachten die Themse wie ein Glied ihrer Familie und halten sie für unfähig, ihnen Unheil zu bringen; sie steigen ins Paketboot mit ihren Kindern, ihren Ammen und kleinen Erdbeer-Vorräthen; sie richten sich, so gut es geht, in einem Winkel ein behaglliches Plätzchen ein und rühren sich nichts. Nur die Franzosen reden laut und lachen aus vollem Halse über dieß Paketboot; der Katholizismus ist ja so toleraut! Die protestantischen Insulaner bewahren sich, durch die schwerfsame Gravität ihrer Luftfahrt alles das vergessen zu machen, was ihr Betragen in den Augen der strengreligiösen Welt Tabelnswerthes hat. Das Greenwicher Paketboot gleicht einem Trappisten-Kloster, das einige Französlsche Schwäger besuchen. In anderen Ländern und auf einem anderen Meere habe ich Scenen gesehen, die dieser ganz entgegengesetzt waren; während wir, wir Menschen des Festlandes, mit dem nagenden Geier der Seekrankheit auf der Brust, auf dem Verdeck lalagen, plauderten sie, die durch angeerbte Gesundheitsfülle kraftigen Söhne des Oceans, und lachten mit einem an Wahnsinn gränzenden Aufschwung der Fröhlichkeit, den ich an ihnen in ihrer Heimath nie bemerkt habe.

Von Hungerford-Market nach Greenwich gewährt die Themse einen wunderbaren Anblick; es giebt in der Welt kein großartigeres Schauspiel für den Menschen, um ihm das Gebrnmnig seiner Macht zu offenbaren. Nichts bereitet auf fröhlicher Weise zu einem ländlichen Mittagsmahl vor; durch die doppelte Kraft des Wassers und des Dampfes schießt man dahin wie ein Pfeil; es ist eine Eisenbahn auf dem Wasser. Klingend eilt man unter den prächtigen Brückendogen durch, welche die Ihemse wie einen Bach überwölben. Ich din auf diese Weise schon zwanzigmal unter der Londoner Brücke durchgefahren, und immer habe ich mich an die Worte des Captain Cook erinnert, als er auf dem Pinnerschiff der „Erdeavour" Land und, die entzückte Farbe der Küsten vor sich, die antipodischen Gestaden der Insel Bllg beschrieb: „Blickt Euch, Kinder", rief er plötzlich, „wir fahren unter dem Bogen der London-Brücke durch!" — Nach dieser Brücke verwandelt die Themse sich in einen Hafen; ihre Flüche ist mit einem wirrausgebreiteten Netz von Masten und ihre Ufer mit den Gebäuden der Englischen Industrie bedeckt; man glaubt ein schwimmendes Palmyra zu erblicken. An manchen Stellen hat der Strom nicht Raum genug für die Schiffe, die aus beiden Indien kommen; dann schwirft er sein Ufer in bogenförmige Bassins aus; er gewährt allen Flaggen eine Freistätte; er verbietet seine unerschöpflichen Gastfreundschaft nur den Fahnen des Tewres, wo die Britische Flagge, jene Flagge des industriellen Katholizismus, prangt, die sich in alle Wasserteopfen des Oceans getaucht hat. Die Themse ist ein Hafen, der sich verlängert, hinschlängelt, hinzieht, gleicht einer langen krummen Straße, wo die Schiffe die Häuser vorstellen; es ist ein Fluß, der seine Existenzberechtigung der endlosen Reihe von Landungs-Geschäftes überhäft und seine Mitte für die unbeweglichen Dampfboote frei erhält, deren Benennungen alle Namen der Fabelwelt und Geschichte erschöpft haben; es sind Schiffe-Post-Chaisen, die eine fortwährende Ebbe und Fluth von Reisenden nach Greenwich, Woolwich, Margate, Ramsgate, Boulogne, Calais und noch tausend Zwischenpunkten dieser liebkichen Ufer-Auen führen. Sie wie ein Korkarbt mit Vignette verziert, mit herrlichen Bäumen beschattet, mit verdeckten Buchten, Werften, Zeughäusern, Schmelzöfen, Schiffsbrücken, schwimmenden Hospitälern, tausendfarbigen Dächern, mit Kirchdächern, die wie die Gruben getönt, mit Schiffern, die in Gelln eingetaucht sind, endlich mit Gebäuden bedeckt erscheinen, die von allen Enden der Welt, von der Hälte des Lapplandes bis zur Pagode des Dschuggernaut, ihren architektonischen Charakter entlehnt haben. Dieser Gemälde findet an Größe, Belebtheit und großartigem Reichthum seines gleichen nicht. Man gerälh vor Erstaunen außer sich bei diesem Zusammenstoß von Schiffen aus allen Theilen der Welt, bei diesen Tausenden von Flaggen, welche die Sprachen aller Länder reden. Man fühlt, daß diese Insel das Haupt der Erde, daß dieser Fluß die große Pulsader derselben ist und London einer unermeßlichen Stadt vom Magnet gleicht, die Alles, was auf den Meeren schwimmt und schifft, an sich zieht.

Dies ist der Weg nach Greenwich. Ist man angekommen, so sieht man in der Ship-Tavern oder in der Crown und Scepter und beschäftigt alsdann das Marine-Jndalitenbaus. Dieses Gebäude erinnert die Franzosen an das Hôtel des invalides in Paris, und bei dieser Vergleichung sind wir, alle National-Eigenliebe bei Seite gesetzt, im Vortheil. Nei uns ist das Gebäude ein prächtiges Meisterwerk der Baukunst; auf allen Steinen desselben ist der Charakter einer Bestimmung eingegraben; eine Armee von Veteranen wird da mit einem Ruswand von Fürsorge verpflegt, der in Erstaunen setzt und Rührung erweckt. So gezieret es Frankreich, sich dem verklümmelten Ruhm gastfreundlich zu erweisen; Alles ist da der barrierchen, Alles der empfangenden Hand würdig. In Greenwich ist das Monument unvollständig; es sind zwei Flügel ohne Hauptgebäude; die Säulengänge sind zu schlank; den Kuppeln fehlt es an Geazie und Leichtigkeit; Alles bleibt auf der Erde, nichts erhebt sich in den Himmel. Im Zimmern herrscht zu viel Symmetrie, und die Verzierungen sind eben nicht zahlreich; ich war oft ihrem Thre jungen, den sie um sechs Uhr Abends einnehmen, und ich habe eine Oekonomie bemerkt, die mich von den anderen wesentlichsten Mahlzeiten nicht zu viel Gutes ahnen ließ. Uebrigens sind diese See-

Digitized by Google

lenke faſt alle ſeitch und kräftig, was für den Geſundheitszuſtand des Hauſes günſtig ſpricht. Man ſollte nicht glauben, daß es Invaliden ſind: ihr Schritt iſt eben ſo feſt auf dem ſchönen Grasplatz ihres Hofes wie auf den Hügeln ihres Parkes, und nichts verräth auf ihren frohen Geſichtern das gehrime Leiden, dem ſie ihre Anſtalten verdanken. Die Engliſchen Invaliden haben nicht das ausſchließliche Vorrecht, in Greenwich zugelaſſen zu werden; alle Nationen ſind dort zugelaſſen: es giebt daſelbſt beſonders viel Deutſche, und ich muß geſtehen, daß ich faſt Franzoſen fand. Unſere Landsleute in Greenwich haben wir in meinen Unterhaltungen mit ihnen mitgetheilt, daß ſie in Indien mehr an das Leben im Clarence gewöhnt haben, oder als gegen Frankreich. Man ſchlägt ſich ſchon ſeit ſo langer Zeit nicht mehr zur See, daß ich mich nicht wunderte, ſeine ehemaligen Invaliden, jene lebendigen Ueberbleibſel der furchtbaren vernichtenden Seeſchlachten nicht in ſo großer Menge zu ſehen, wie man ſie wohl ſonſt antreffen mochte; 37 Jahre ſind ſeit Abukir, 23 ſeit Trafalgar verfloſſen; ſeitdem haben blutigen Tage haben dem Greenwicher Invalidenhauſe gewiß manchen Bewohner zugeſandt. Ein Franzöſiſcher Invalide hat mir im weſtlichen Korridor drei junge Menſchenkrümmer gezeigt, die am Bord des „Victory“ den dreißigſten Jahrs Nelſons gedient haben: England expect every man to do his duty (England erwartet, daß Jeder ſeine Schuldigkeit thue). Tief ergriffen betrachtete ich dieſe Greiſe, die mit verſchränkten Armen auf ihren Lehnſtühlen ſaßen, ſie, deren Hände vielleicht den Gliedern meiner Familie Verderben brachten, die am Bord des „Pluto“ fielen, als der „Victory“ die Franzöſiſche Schlachtlinie an der Spitze des Engliſchen Dreiecks durchbrach, den „Bucentaure“ in den Grund bohrte und ihr von Lucas, Cosmao und l'Jusrenet beſetzigten Schiffe mit einem zerſchmetterten Kugelregen beſpeiſte. Wider Willen dünkte ich mich nach Toulon verſetzt, wo ich in meiner Kindheit aus dem Munde der Helden von Trafalgar von dieſem Tage erzählen hörte. Ich erinnerte mich jener alten von Thränen und Ehrfurcht begleiteten Erzählungen, vor denen das Volk ſich drugte und dabei die Namen Cosmao und l'Jusrenet ausſprach; Menſchen, größer als die Halbgötter Homers, unverwundbar in den Schlachten, heiter und ſelbſtlich auf ihren zerſchmetterten Batterieen und am Fuße ihrer durch den eiſernen Leſau entwurzelten Maſte; ich erinnerte mich meiner Freunde, des tapferen Donadieu, der neben Villeneuve auf dem Admiralſchiffe ſtehen trug und weinte, weil Nelſon das ihm vom „Bucentaure“ angeborene Entern nicht angenommen hatte. Denn ſie mich war die furchtbar erhabene Zerſtörung bei Trafalgar nie eine geſchwiedene und aus Büchern externe Geſchichte geweſen; ich wußte ſie auswendig, ehe ſie gedruckt war; ich hatte ſie gehört, auf den Knien vielleicht, vor den Helden ſelbſt. Trafalgar ſeine Geſtalt und ſeinen Heldenmuth mich während der Gymnaſialſerien an den thurmhohen Telamoniſchen Ajax erinnerte; ich hatte ſie gelernt wie eine Sage, indem ich mich unter die Aſpiranten miſchte, die Cosmao umgaben, als dieſer große Mann, der in Frankreich keine Statuen hat, uns empfing, durch welche ſeine Anſtrengungen, er und ſeine tapferen Schiffe wiedererobert hatte, die Nelſon's Leichnam als Beute nach England führete, und durch welches unglaublich widrige Geſchick dieſe Schiffe, die er ſo eben den Feinden wieder entriſſen, an den Felſen von Cadix durch Sturm geſchmettert wurden. In Greenwich habe ich mich ſehr lange Zeit nachher unter jenen Greiſen befunden, die Trafalgar bekämpft, ich als Knabe mit geballten Händen und nach der See gewandten Augen verwünſchte. Das Jahrhundert hat einen Schritt vorwärts gethan, und in den Geſichten des Menſchen hat Alles eine neue, ältere Geſtalt angenommen; ich habe mit Bewunderung dieſen alten Feinden Cosmao's die Hände gedrückt, ihnen lange Lebenszufriedenheit, mit ihnen Trafalgar geſprochen, wie über eine Schlacht des Alterthums, eine Schwefter von Salamis oder Actium. Sehen wir es von dem philoſophiſchen Geſichtspunkt an, auf dem wir heutigen Tages ſtehen, ſo müſſen wir wohl ſagen, welche von den beiden Nationen kann ſich Trafalgar s rühmen? Wegen hat denn der ungeheure Aufwand von Menſchen, Schreckensbold, Rauch und Eiſen gedient? England hat nicht ein Schiff dabei erworben, vielmehr Nelſon dabei verloren; es hat die Trümmer einer zerſtörten, unbrauchbaren und zur ewigen Ruhe der Werfte verdammten Flotte nach ſeinen Häfen bugſirt; die Franzoſen haben in der Meerenge am Tage nach der Schlacht die Siegen des heutigen Tages getragen, ihren zweifelhafter Sieg, von dem nur noch ein Name mit einem eigenen Klange, wie etwa das Krachen eines berſtenden Schiffes, übrig geblieben iſt. Es iſt die letzte Lehre für zwei Völker, die jetzt wiſſen, wie ſinnlos und unnütz es für die Zukunft iſt, ihre Energie zu verſchwenden, um den Ocean mit verſtümmelten Wracks und Schiffswrack zu bedecken.

Der alte Ruhm, den England zur See erworben und der heut zu Tage zu Greenwich durch einige Matroſen repräſentirt wird, die aus den unbeholfenſten Triumphen von Abukir und Trafalgar entkommen ſind, zeigt ſich in einem der Höhnt der Invaliden anbertrauten See-Muſeum in jahrbrüchen Details. Für den Künſtler iſt die Galerie ohne Werth, nichts zu entrichten, und dies iſt der einzige Fall dieſer Art in England. Die Muſen haben in dieſem Lande kein Glück; der Engländer bewacht, wächt, putzt Alles, nur nicht die Wände, an denen die Gemälde gereiht ſind. In Hall-Mall findet man das einzige Gebäude in London, das man einer ſteten Beſchädigung durch Staub vorzugsweiſe, ohne daß irgend eine ſorgſame Hand ſie Kapbael und Rembrandt das thue, was ſie für den Alkoven des ſenſten Kaufmanns der City thut. Dieſes Gebäude zeigt alle Schätze der Malerei auf einem Grund von Steinkohle, auf einem ungeheuren Fußboden und in Sälen, in die kein Tageslicht dringt; mit Schmerz begreift man daſelbſt beim Schein einer ewigen Dämmerung die größten Namen, die den Pinſel verherrlicht haben. In Greenwich wenigſtens ſollte, wie es mir ſcheint, die Nationaleigenheit eine heilige Sorgfalt auf die Gemälde verwenden, welche dazu beſtimmt ſind, die ruhmvolle Geſchichte der Britiſchen Flagge der Nachwelt zu überliefern. England hat nie große Geſchichtsmaler gehabt, hat aber durch ſein Meer die alle anderen Nationen; das ſo großmüthige Erzland hat dahin leicht mürdige Pinſel gefunden, um das tauſendblättrige Buch abzufaſſen, in welchem alle Jahrhunderte die Jahrbücher der Flotten, die über die Wogen aller Oceane einbergefahren ſind, geleſen hätten. Dieſe Sparſamkeit in einem ſolchen Punkte iſt für mich wahrlich ein Räthſel, und ich würde das Motiv deſſelben in einer großen Nationalbeſchränktheit ſuchen, hätte ich nicht auf allen Britiſchen Plätzen der Engliſchen Städte ein dromyenes Denkmal Nelſon's mit den Bataeliſſe ſeiner Siege gefunden, und hätte ich nicht die Statue und Inſchrift in Hyde-Park und den Möſer und die Kanone von Erz geſehen, jene ruhmvollen, den Franzoſen abgenommenen Trophäen, die man auf Waterloo-Bridge mit Spaniſchen und Türkiſchen Gebäude und St. James-Park aufgeſtellt ſieht. Ich will lieber glauben, daß England die rothe Ehre verſchmäht, ſeine Siege durch ſolche Hände malen zu laſſen, die dieſelben darzuſtellen würdig ſind, und daß ſich die Nationalgleichheit mit einem Datum in goldenen Buchſtaben auf dem unteren Rahmen einer Leinwand begnügt, damit der Maler nicht die Ruhmesſtammeln von dem Blute vergoſſen, das ſeinen Sieg objobte.

In dem Muſeum von Greenwich, wo zwei Dinge vergeſſen ſind, Gemälde und Tageslicht, befindet ſich eine koſtbare Reliquie, die Uniform, die Nelſon in der Schlacht bei Abukir trug. Obgleich dieſer große Mann gewußt, den Vorurtheilen ſeiner Zeit weichen zu müſſen, indem er die Franzoſen von Herzen verabſcheute, muß ich es dennoch hier niederſchreiben, daß wir, obwohl Franzoſen, dennoch bis zu Thränen gerührt vor dem blauen Rocke, der einen Helden bedeckt hatte, ſtanden, und daß unſere Häupter ſich ehrfurchtsvoll vor jenem rechten Kreuzet beugten, in welchem kaum der Arm fehlte, weil eine Franzöſiſche Kugel ihn in den Ocean fortgeriſſen hatte.

Wie ungeſucht bieten ſich dieſe Gedanken dem Geiſte dar, wenn man den Greenwicher Park, den einem ſtolzen Cloſtum gleicht, in dem ich Schatten der Heroen Leit umherwandelte, an einem ſchönen Sommerabend betritt. Dieſer Park iſt einer der ſchönſten Spaziergänge, die man ſehen kann. Die Cyparſſen hat ihren Gipfel nicht gebeugt, kein Sand bedeckt die Alleen; der Boden beſteht vielmehr aus einer langen, ſanften, wellenförmigen Hügelreihe, die mit reichem, ſammetartigen Raſen, welchem Blattenblümchen und Singgrün ein buntes Anſehen verleihen, bekleidet iſt. Mit einer bewunderungswürdigen Unabhängigkeit der Thiere gruppiren ſich hier alle Stämme des Nordens entweder in kleinen Gebüſchen, oder ſie breiten ſich majeſtätiſch aus oder zerſtreuen ſich in Lichtungen, ganz wie es ihnen zuſagt; nichts hindert ſie in ihrem freien Wachsthume; ſie haben all' die natürliche Anmuth des Waldes und ſeine entzückende Ungezwungenheit des Schmuckes, die der Menſch durch ſeinen Beiſtand, ſo zu ſagen, zu verderben, zu verewigen vermeint. Es giebt für die Kühe keine Hürden, keine Teppich, als dieſen flammartigen Raſen, der wie eine azurfarbige Woſſe ſteigt und fällt, ſich erhebt und ſenkt und uns mit wollüſtiger Schmeichelkeit von den Ufern der Themſe zum Gipfel des Berges trägt, wo die herrlichſte Greenwicher Sternwarte ihre Beobachtungen über ſimmel und Erde anſtellen. Von dort aus muß man London ſehen, nur dieſe Stadt ihren Reichthümer abgelegt hat und ſich in ihrer ganzen majeſtätiſchen Unermeßlichkeit zeigt.

So in der Ferne betrachtet man dieſe Stadt mit ihrer gezackten Glockenkrone gern; ſo in der Ferne betrachtet man ſie gern in ihrer Glorie und Pracht, wie eines ferne koloſſalen Gemälde mit den Wolken gemalt, das Einzelheiten und Mängel das Auge nicht ſtören würde, die Entfernung aber verbirgt. Man betrachtet London von der Höhe der Greenwicher Sternwarte und vergißt all' die jedende Unruhigkeit, all' das ſtinkende Elend, die ſeine ſchönen Straßen beim nächſten Schritt des Gaſts auszeichnen. Wer weiß auch, ob es nicht eine der Bedingungen der Größe iſt, Geſchäfte in ſich zu tragen? Gehe ihre die London-Bricke und alle unſchönheiten Stimmen werden Dir zurufen, das, was zu Deinen Füßen wimmelt und perſault, nicht anzublicken; ſchaue auf und Du wirſt dem dritten Bogen dieſer Brücke kunſtig Glockenthürme ſehen, die zu den Wolken emporſteigen und in ihrer Harmonie mit dem himbaliſchen Grau der Luft, ihren nachgahmen.

Auf der anderen Seite von London gewährt die Sonntagsfahrt im Paketboot einen der intereſſanteſten Kontraſte; man landet in Richmond.

Der Landweg, der nach dieſem Dorfe führt, iſt eine lange, von Gärten eingeſchloſſene, wie eine Mauer hohe Straße. Man glaubt, man hätte London nicht verlaſſen, und doch reiſt man auf einer Landſtraße. Der Gaſthof zum Stern und Kniebund (Star and Garter) iſt der Sammelplatz der feinen Welt. Es iſt ein Hotel, das unſere ärmlichen Gaſthäuſer in Frankreich gar ſehr beſchämt. Eleganter Luxus, Reinlichkeit an den Fußböden und Treppen; glänzende Säle empfangen die Gäſte mit einem blendenden Luxus an Schenk- und Geſellſchaftsſtühlen. Die Balkons, mit Sommerläden verſehen, geben auf ein Geſilde von melancholiſchem Kolorit, welches man wie das ſchweigenvolle Schauſpiel des Oceans liebgewinnt. Richmond liegt in einer Umgebung von Wäldern und Wieſen, ſcheint in einen ſo tiefen Schlaf verſenkt, daß alle Verbindungsbrücken leiſe reden, um es nicht zu wecken. Wenn man die Augen ſchließt, ſo glaubt man ſich in einer Wüſte; öffnet man ſie wieder, ſo ſtaunt man über die lautloſe, ernſte Bewegung, die uns umgiebt. Wagen kommen an und fahren weg; Diener führen Pferde umher; Fahrtonder galoppiren auf den Raſenwegen; Familien ergehen ſich; Zärtliche Gatten ſprechen leiſe von allen Vorgängen der Balkons, ohne daß eine ſtörende Stimme dieſes Unſono des Sinnſchweigens unterbrechte, welches man als Pflicht betrachten, um auf dieſe Weiſe das Vergnügen mit der Strenge des Puritaniſchen Sonntags in Uebereinſtimmung zu bringen. Der Fremde tröſtet ſich für dieſen Zwang in Richmond durch einen köſtlichen Mittagstiſch; Forellen ſinden dort ſogar Brod.

In Richmond wird man an einem ſchönen Sommertage in die Geheimniſſe der nordiſchen Natur eingewiht; es iſt eine unerwartete Erſcheinung, die Alleen, das Wieſe, holz, Licht und Horizont iſt, kaum neuen Reiz verliehe. Es iſt weder eine Landſchaft nach Claude, noch einer nach Hobbrme. Ein durchſichtiger Schleier, aber kein Nebelſchleier,

bedeckt den Himmel und flichtet die Sonnenstrahlen, während er sie mit Regenbogenfarben über ein stilles Gefilde und endlose Baumwasser ausbreitet, über jene blühenden, fruchtbaren Bäume, die alle so entzückend gruppirt sind. Ich habe diesen Sommer Richmond sehr oft besucht; es hat stets denselben Eindruck auf mich gemacht, und es scheint mir unmöglich, daß es einen andern hervorbringen könnte.

Vergeblich würde man dort jene Floren, in reinem Aether schwimmenden Vorgebirge suchen, jenen sunkelnden Staub, der in goldenen Atomen von der Sonne herabsinkt, jene leidenschaftliche Atmosphäre, die der Dämon des Südens über die heißen Landschaften des Orients ausbreitet; es ist vielmehr stets eine halbdeutsche, besonnene, sorgiose Natur, die weder Liebe noch Haß kennt, aus ihrer Stille, ihrer Ruhe, ihrer Melancholie einsinkt und jenes einförmige Glück gewährt, das in der Mehrheit jeder Familienbeziehungen besteht. Es wundert mich nicht, daß oftmals Verdammte von erlauchter Geburt, Dichter, die ihr Genie unglücklich machte, Denker, die am Glück verzweifelten und sich darein ergaben, es in der Einförmigkeit der gewöhnlichen Empfindungen zu suchen, sich nach Richmond flüchteten, um sich in die ruhige Atmosphäre derselben wie in einen Federmantel zu hüllen.

Man steht die Themse in Greenwich in ihrer oceanglichen Größe, man sieht dort den Reisen; Richmond zeigt uns das Kind in der Wiege. Am Fuß des Hügels findet man eine schattige Bucht, in der sich die Spaziere-Kähne schaukeln; und nichts ist an einem Sommerabend lieblicher, als wenn man die Heimkehr der Nachen auf dem Strom hinaufsieht. Die beiden Ufer sind mit vorspringenden dichtbewachsenen Grasplätzen eingefaßt; darüber runden sich die Baumkuppeln, und im Hintergrunde der Alleen ruhen Englische Villen, deren rothe Ziegelsteine sehr schön gegen die grüne Umgebung abstechen. Man zeigt uns das Haus, wo Peter Plindar verschied, wo Heinrich VIII. seine Geliebten mit Rosen bekränzte, wo er sie mit Blut bespritzte; die Einsiedelei, wo der Herzog von Orleans, jetzt König der Franzosen, in den trüben Tagen seiner Verbannung lebte, und noch manche andere Wohnstätte, an die sich minder volkstönende Namen und Erinnerungen knüpfen. Indem man das Ruder den Strom zertheilt, nimmt man wahr, daß der Fluß bei jedem neuen Schwung des Kahnes sich immer mehr verengt; man sucht die Themse; das Wasser sieht unter dem Kiel; ein Wald von Ruthenschilfen hemmt die Fahrt; man schifft nur noch auf diesglamen, schwimmenden Zweigen; noch ein paar Ruderschläge, und man trinkt die Themse in einem Becher aus. Dies ist das erbarmendste Schicksal eines Flusses, das man irgend sehen kann. Wir, rust man aus, diese Wasserströmen sind es also, die ein paar Schritte weiter die Westminster-, Waterloo- und London-Brücke auf ihren Colossen-Pfeilern erzittern machen! Diese Wasserströmen sind es also, die den Ocean zurufen: zurück, und der Ocean weichet zurück! — So beginnt alles Große! ich wundere mich nicht, wenn der Mensch, der an der Zukunft verzweifelt, Richmond zu seinem Wohnort wählt; er sieht immerfort die Hoffnung in voller Thätigkeit strömen; nichts tröstet so sehr, wie dieser Wasserstreif, der mit einem Grashalm ringt und mit dem Beistand der Himmele ein wenig weiterhin anschwillt, eine Hauptstadt durchschneidet, Flotten trägt und sich mit dem Meere verbindet.

Die Bade-Orte Bath und Cheltenham.

Ich weiß nicht, wober es kommt, daß wir Engländer, wenn wir nur ein wenig in der Welt gereist sind, auf unser Klima zu schmähen pflegen. Diese zur Mode gewordenen Lästerungen sind eben so ungegründet und abgeschmackt, als von großer Undankbarkeit zeugend. Wie hatten in vorigen Jahre Gelegenheit zu bemerken, daß der Winter dermeter vergessen und geschwächt wurden, weil ein ziemlich nasser und stürmischer Herbst hinterher kam! Im Oktober riß der Wind ein paar Bäume nieder, und von Zeit zu Zeit fielen tüchtige Regenschauer, die oder den Spaziergängern in Cheltenham wenig Eintrag in ihren Vergnügen thaten.

Ich hatte mir einen Ausflug nach Bath vorgenommen. Schon seit ungefähr zwanzig Jahren hört man diese gute alte Stadt laum noch nennen; damals hieß Bath noch ein fashionables Badeort, und es gab eine Saison, in welcher die Gutsbesitzer vom Lande ihre ältesten Töchter nach Bath begleiteten, um sie unter den Auspizien des Badelebens zu suchen und den Mann zu bringen. Und wirklich fehlte es auch nicht an heirathslustigen Männern. Whist-Partieen und interessante Rendezvous belebten die Nächte, und im Sydney-Garten konnte man diesweilen allen Zier und allen feinen Geschmack der Hauptstadt vereinigt sehen. Dazu kamen die musikalisch-deklamatorischen Soireen in der „Abtei", wo man Stoff genug zum Lachen daß über die Musik und daß über die Gesellschaft fand.

Ich setzte mich oben auf die Imperiale einer der Stage-Coaches, die nach Bath gehen, und — wie sand ich hier Alles verändert! Der Ort ist jetzt wie ausgestorben. Ich ward so melancholisch, wie eine Person gethan, erschien der Tag sich schön anhieß; kein Mensch war zu sehen — selbst das Pumpen-Zimmer einsam — kein Harfen- oder Violin-Ton, keine reiche Müßiggänger, keine Liebeständeleien. Nur sehr wenige unbedeutende Sänften begegneten mir, aber nirgends — und dies war für mich das Härteste — nirgends eine prächtige Person, die einem Gentleman oder einer Lady Ähnlich sah!

Bath kann indessen immer noch so bedeutet seyn, wie vor zwanzig Jahren. Ohne Zweifel ist es damals ein viel besuchterer Badeort gewesen; aber demungeachtet wohnt man hier mehr: es giebt keine besondere Saison, sondern wer da ist, bleibt auch das ganze Jahr hindurch hier; doch bleibt es ausgemacht, daß das heutige Bath, selbst wenn man von dem nicht allzu lebhaften Bristol kommt, einer verdorrten Stadt gleicht; die Seele ist dem Körper entflohen. Der bedächtige Verstand unserer Jahrhunderts giebt allen unsern Brunnen-Orten den Todesstreich, einem nach dem anderen.

Endlich war ich des Schauens und — Nichtsthuns überdrüssig und bestieg im Westen hinsch eine Retour-Kutsche nach Elston. In Elston hört man viel von den schönen Brunnenort Cheltenham, dem Klare, am Kanale, und Dampfboote bringen zur Sommerzeit beständig Gesellschaften nach dem romantischen Ilfracombe, das von Hügeln an der Seeküste ganz umschlossen und von der übrigen Welt gleichsam abgesperrt ist.

Schon in der Umgegend von Cheltenham ist ein regeS geschäftiges Leben, das Einem sehr wohlthut, wenn man kurz vorher die todesstillen Orte Bath und Elston besucht hat. Jedermann zeigt sich hier zu jeder Stunde des Tages im Freien, so daß man vom Morgen bis zum Abend zahlreiche Equipagen, stattliche Reiter und geputzte Fußgänger sieht. Besonders sind die Promenaden an dem „Montpellier-Spa" und am „Königs-Brunnen" täglich mit Bade-Gästen angefüllt, die den Kranken zuhören. Ich kann mir überhaupt keinen angenehmeren Aufenthalt denken, als Cheltenham. Da dieser Ort so blühend ist und täglich an Größe zunimmt, so lebt man hier auch nicht allzu theuer, ausgenommen etwa in einigen sehr vornehmen Gegenden oder eleganten Villa's.

Cheltenham hat bereits eine Art Geschichte und Nachwelt, daß man von dem einen Theile der Stadt eine halbe Stunde Zeit gebraucht, um den „Spa" zu erreichen, während an der anderen Seite der Stadt die Pferdeäpfel-Zimmer und Gärten von Pittville anderthalb Meilen von dem Mittelpunkt aller Operationen — d. h. von den Bibliotheken der High-Street, den Morgen-Lectionen, dem Klub und der Promenade des Montpellier-Spa's entfernt liegen.

Unglücklicherweise ist die Bevölkerung dieser Stadt in zwei große Parteien zerfallen, eine südwestliche und eine nordöstliche, die einander zu beiden Seiten der High-Street gleichsam Fauxbourgs überfallen. Seitdem die Lage der Wasserkünste den Ausschlag bei einen oder der anderen Fraktion an, und auch der gewerbtreibende Stand kann nicht völlig neutral bleiben. Die High-Street ist jetzt nicht mehr, wie früher, das Verbindungs-Glied zwiser beiderseitigen Stadthälften, sondern eine Art von befestigtem Gebiete zwischen zwei mächtig und groß gewordenen Städten.

Ich kenne mich, in Cheltenham eine Bäumen-Ausstellung zu finden. Diese Feste der Flora verbreiten sich jetzt über ganz England und verdienen, daß Jeder, der nur irgend Anspruch auf Sinn für das Schöne macht, dazu beitrage. Auch öffentliche Bekenner werden hier im Sommer gezählt. Ich nahm an einem derselben Theil, bei dem es recht munter herging. Nach dem Frühstück begab sich die Gesellschaft zum Tanze in den großen Saal der Rotunda, der mit dem Kursaale von Baden wetteifern kann, obgleich hier die Promenaden kund umher ohne allen Vergleich anziehender sind.

Cheltenham ist mit Brunnen-Aerzten überstüllt, die ihr nothwendiges Quantum medizinischen Eisens gar sinnig mit einer guten Dosis Unsinnigkeit und Freundlichkeit zu verbinden wissen. Die Zeiten der feierlichen Geschäfter, des bedenklichen Kopfschüttelns und der Stöcke mit goldenen Knöpfen sind vorbei. Fort mit euch, erbaltene Trachten und Mixturen! Wir sind erfreut den Patienten Champagner, Wasser-Spaziergänge, eine Kraftbrühe zu. dgl. Bedarf der Patient eines tüchtigen Reinmittels, so wird ihm ein Walzer oder eine Galloppade empfohlen — nur halte er sich hübsch warm und schütze sich wohl gegen die Nachtluft!

Dieses moderne Leinauer alles ist gewiß die vernünftigste Kur-Methode, besonders jetzt, da sie so ganz Geschmack in der medizinischen Welt entstanden ist. In London kann es sich treffen, daß Einer viele Jahre lebt und doch den Aerzten beider Parteien gleich unbekannt bleibt; an einem Brunnen-Orte ist es anders. Wer da nur um der unbedeutendsten förperlichen Störung willen einmal an die Thür einer Aerzte gepocht hat, der bleibt den Stand an dessen unendlichstes Eigenthum. Der Doktor erkennt ihn an seinem lieben Gretchen, und greift ihr die Brunnenwartung, die auf ihm lastet, wenn er das unheimliche Bündnig allgemach wieder anflicht oder mit Einem Streiche zerhaut.

Bei Allem, was Lebensluft, Schönes und Genußreiches bietet, muß man sehr bedlagen, daß alle Erzählschriften dieser Orte — neue Bälle, Promenaden, Gärten, Konzerte, Feuerwerke, Wimmerfeste u. s. w. — nur einer vergleichungsweise geringen Zahl von Bewohnern zu Gute kommen. Der ärmere Bürger guckt, auf den Zehen stehend, über die Zäune und Gitter weg, oder zu den Fenstern hinein — das ist Alles, was er von diesen herrlichkeiten haben kann. Warum aber man ihm nicht besondere Räume, besondere Plätzen, wo er Thee trinken, Pfähe, wo er gymnastische Spiele anstellen könnte? Die reichen und angesehenen Bewohner sollten für das Volk thun, was dieses durch sich selber zu leisten außer Stande ist. Solche Ergötzlichkeiten fördern die Wohlsahrt des großen Hansens nicht weniger, als angestrengte Arbeit es thun kann; und es ist schmerzlich, das Volk ohne geistige Erheiterung in gröberem Blaisthade zu wissen. Daher wird der Jugend der niedrern Stände so verschmitzt, so deshaft und duckmäuserisch; daher die vielen Beschädigungen und Zerrei anderer Art, die an Zäunen, Fächten und Pflanzungen begangen werden. Die Reichen erheben bittere Klagen über diesen Unfug, und doch besitzen sie große Schuld daran. Warum bleiben sie für eines der dringendsten Bedürfnisse Cheltenham's auf eine stupide Weise unempfindlich? Man kaufe die gegenwärtig verkäuflichen Felder an der Londoner Straße, verwandle sie in Wolksgärten und lasse zum Besten des gemeinen Mannes ein solides, anspruchsloses, aber komfortabel eingerichtetes Gebäude aufführen — man belebe eine kleine Anzahl Musikanten des Ortes, daß sie dem Volke in diesen Räumen etwas vorspielen — man gestatte ihm Feuerwerke und andere harmlose Erheiterungen. Gewiß würden Gaben solcher Art dem Geber nicht weniger Segen bringen, als dem Empfänger. (U. S. J.)

Bibliographie.

Voyages up the Mediterranean, with memoirs of a midshipman. — Von John A. Herand. 10½ Sh.

Kindness in women. — Von T. H. Bayly. 3 Bde. 31½ Sh.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.

I. Lund.

(Schluß.)

Die Zahl der Studirenden zu Lund mag jahrein jahraus 400 betragen; darunter sind viele arm, finden aber Unterstützung durch mehrere Stiftungen und Stipendien. Ihr überaus mäßiges und sorgloses Leben erleichtert ihr Auskommen; mit sechs- bis siebenhundert Franes jährlich bestreiten sie alle ihre Bedürfnisse. Die Zahl der ordentlichen Professoren ist eine für allemal, seit Stiftung der Universität, auf 24 bestimmt; über die Zahl der Extraordinarien hingegen ist Nichts festgesetzt, es sind ihrer gegenwärtig sechzehn; dazu 24 Privatdocenten, im Ganzen also 64 Personen, die Vorträge halten. An der Spitze der gesammten Universität steht der Kanzler, der als Rechtsbeamter bei allen wichtigen Finanz- und Verwaltungs-Angelegenheiten zugezogen werden muß. Den Titel eines Kanzlers der Universität Lund führt schon seit Jahren der Kronprinz von Schweden; die Function versieht der Bischof von Lund, welcher de jure Vice-Kanzler ist. Die ordentlichen Professoren ernennt der König unter den vom Konsistorium vorgeschlagenen Kandidaten, die außerordentlichen der Kanzler der Universität. Die akademische Jurisdiction wird hier, ziemlich so wie in Deutschland, für gewöhnliche und minder wichtige Fälle von einem Ausschusse, dem sogenannten „kleinen Konsistorium", bei schwierigeren Vorkommnissen von dem akademischen Konsistorium in pleno ausgeübt. Urtheile sprech, die eine schwere Strafe nach sich ziehen, bedürfen der Königlichen Bestätigung.

Seine Deutsche Universität, so viel ich ihrer kenne, hat ihre alten Gebräuche und die ganze altertümliche Repräsentation so unverändert beibehalten, wie Lund. Hier ist Alles noch so, wie bei der Stiftung vor 170 Jahren, dieselben Ceremonien bei jeder feierlichen Gelegenheit, die alten uniformen Festgebräuche und Amtstracht, vor Allem der religiös-kirchliche Charakter aller öffentlichen Versammlungen und Handlungen. Die Professoren beginnen und schließen ihre Vorlesungen jeden Tag mit einem Gebet; zu allen akademischen Feierlichkeiten läuten die Kirchenglocken. Nach dem Promotions-Examen wird der Kandidat zur Kirche geführt, wo sämmtliche Fakultäten und die Studenten als Zuschauer sich versammeln; der Professor, welcher eben zur Zeit die Stelle eines Promoveurs der Fakultät bekleidet, hält eine Lateinische Anrede an den Recipiendarius; dann werden die Glocken angezogen, und die Musstanten auf ihrer Gallerie blasen einen Tusch und ein Lied. Der Promotor überreicht dem creirten Doktor den Hut, das Symbol seiner neuen Würde, den goldenen Ring, der ihn für sein Leben der Wissenschaft verloben soll, und das Diplom. Hierauf wird der Gottesdienst gefeiert, und eine festliche Mahlzeit, welcher sämmtliche Professoren beiwohnen, beschließt den Tag. Auch der Bischof im Ornate seines Amtes, das goldene Kreuz vor der Brust, findet sich ein, gleichsam um die neue Laufe dem neuen jungen Mitgliede seiner Region zuzusegnen. Der Rektor Magnificus hält dem Bischofe zur Seite, und mitten unter der geheimen Versammlung nimmt jetzt zum ersten Male der neugeschaffene Doktor Platz. Er ist nun nicht Schüler mehr, sondern selbst Meister; die gestern noch seine Kameraden waren, betrachten ihn jetzt mit Ehrfurcht, und seine ehemaligen Lehrer beehren ihn jetzt als jüngeren Kollegen in ihren Reihen mit Vertrauen. Nach wenigen Jahren wird er vielleicht gleichfalls zum Professor aufgestiegen sein und Schüler herangebildet haben; wenn er dann der Promotion dieser Jüngeren beiwohnt, wird er sich mit Stolz nun Fremde des feierlichen Morgens erinnern, wo er selbst unter gottesdienstlichen Weihen der Doktor empfing.

Das Rektorat wechselt alle halbe Jahre. Das Konsistorium wählt den Rektor, der Kanzler bestätigt ihn. Die Installation geschieht jedesmal mit großem Pomp. Am Tage vorher, dem letzten seiner Amtsführung, erstattet der abgehende Rektor seinen Kollegen Bericht über die Vorgänge an der Universität während des ihm vergangenen halben Jahres und ladet sie für den andern Morgen in seine Wohnung. Von da ziehen sämmtliche Fakultäten in corpore, unter schallender Musik und Glockengeläut, zur Kirche: die Heroldе der Universität und die Pedelle mit dem silbernen Scepter des Rektors ziehen voran, wie vormals zu Rom die Liktoren mit den Faszes des Konsuls. In der Kirche hält der abgehende Rektor eine Lateinische Rede, der Kanzler ertheilt schwört den Eid in seine Hände und empfängt die Insignien seiner Würde, den Scepter, das Universitäts-Siegel, den Schlüssel zum Archive, den zum Coeter und das Statutenbuch. Der akademische Secretair liest den betreffenden Abschnitt aus den Gesetzen und Constitutionen der Universität vor. Der so eben Installirte bittet in einer kurzen Rede seine Kollegen um Wohlwollen und Beistand in seiner Amtsführung; dann wird gebetet und gesungen, und die ganze Körperschaft der Universität geleitet den neuen Rektor in Prozession nach Hause. — Es geht bei allen diesen Versammlungen und Feierlichkeiten nie so feierlich-ernst zu, Ruhe und Anstand vorausgesetzt, daß man Ihnen nicht einen warmen Beifall und wahre Erbauung beiwohnen kann. Bei ihrer isolirten Lage, bei der ungestörten Stille und Gleichförmigkeit des Lebens kann die Universität Lund vielen Vorzug aller Sitten noch lange bewahren. Möge nur keine unverschämte neuernde Hand eingreifen und den Lauf der herkömmlichen Traditionen ändern wollen.

Die Stadt Lund liegt ungefähr eine Stunde vom Meer, und ihre Umgegend ist eine der freundlichsten und fruchtbarsten Ebenen des südlichen Schwedens. In der Stadt selbst haben viele Häuser Gärten und Baumreihen, und das Land umher trägt Obstbäume und reiche Saaten. Jeder Professor hat sein eigenes kleines Wohnhaus, in der Mitte eines grünen Gehöftes, um welches ein Zaun oder Gitter läuft; vor seinen Fenstern hängt das grüne Laub der Bäume, die Lerche kreischt früh am Morgen vorüber und weckt ihn, und spät am Abend schlägt die Nachtigall vor seiner Thür. So gemahnt die Universität in dieser Sommerzeit ganz zwischen Bäumen und Blumen verstreut, recht an einen Wiesenkoof; das Gesammte wissenschaftlicher Emsigkeit klingt und in die Ohren, und in der Luft, die wir athmen, schwimmt ein poetischer Duft.

Die Ferien beginnen im Monat Juni und dauern den ganzen Sommer hindurch. Die Professoren benutzen diese Zeit zu wissenschaftlichen Reisen, oder, wenn sie zugleich Prediger sind, begeben sie sich aufs Land zu ihren Gemeinden. Ich habe das Vergnügen gehabt, einen dieser zur Universität gehörigen Kirchspiele in Begleitung dessen, der die Pfründe daselbst bekleidete, und eines anderen Professors zu besuchen. Ein ländliches Gebäude auf einem Hügel war die Prediger-Wohnung. Wir wir einkehrten, fanden wir zur einen Hand das Schulzimmer, von etwa dreißig Knaben besucht, die vor uns aufstanden, freundlich grüßten und sich dann in ihren Lectionen nicht weiter stören ließen; zur anderen Hand zwei bescheidene Wohnzimmer, wo der Prediger sein Bett und seine Bibliothek stehen hatte, mit einer weiten Aussicht über beinahe zunzig in der Ferne zerstreut liegende Dörfer und über den Sund bis zu den Thürmen von Kopenhagen. Ganz nahe dabei stand die Kirche, mit hohen Bäumen umpflanzt, in der Mitte des Gottesackers. Die Wohnstätte der Todten grünte und blühte unter der warmen Mai-Sonne, und dichtes Gras überwucherte die beschedenen Inschriften auf den Leichensteinen. Ziemlich weit drinten sah ich ein ganz frisches Grab, das ersichtlich mit Blumen und Kränzen geschmückt; der Küsterin, der die Stelle des Predigers im Kirchspiele versah, war eben vor wenigen Tagen hier bestattet worden, und die jungen Mädchen aus dem Dorfe hatten ihm den Grabhügel bepflanzt.

Wir traten in ein Bauernhaus ein. Die Feierstunde saßen in einer Stube versammelt zusammen und tranken Wasser, Milch, Salzbutter und Eis; für ihren Pastor kommen sahen, standen sie auf, gingen ihm mit großer Ehrfurcht entgegen und küßten ihm die Hand. Die Mutter schritt und in Haus und Hof umher, zitgte uns Wohnstube und Gartenund setzte uns in einem kühlen Gestübe frisch gemolkene Milch vor. — Gegen Abend traten wir den Rückweg an, der uns beständig zwischen wogenden Getreidefeldern und blühenden Apfelbäumen führte. Die Sonne warf im Untergehen die letzten goldenen Strahlen über die ruhige Meeresfläche. So fuhren wir in der freundlichen Abendstille dahin, und meine beiden Reisegefährten sangen, im Wagen sitzend, gemeinschaftlich, alte Balladen aus dem Fest-Buch. Als wir nach Hause kamen, erwarteter einen der beiden Professoren seine Frau an der Thür, und sein Söhnchen sprang ihm fröhlich in die Arme. In den schnell verflossenen Stunden des Nachmittags hatte der Glücklichste Alles gesonnen, was das Herz wünschen kann: die Freuden der Religion, der Wissenschaft, des häuslichen und ländlichen Naturglücks. Wahrlich, in diesem Augenblick erschien mein Loos auf Erden mir so beneidenswerth, wie das eines Professors zu Lund, der dabei eine Pfarre auf dem Lande bekleidet.

Mannigfaltiges.

— Mozart's Denkmal. Die Salzburger, die bekanntlich ihrem großen Landsmanne ebenfalls ein Denkmal setzen wollen, haben sich auch nach Londen gewandt, um Beiträge in Pfunden Sterling zu erbitten, die freilich nicht wie Manna vom Himmel fallen, wie in Gluck's Wienerwähnung. Aber die Engländer sind mit ihren Pfunden gar nicht so freigebig, wenn es auf Anerkennung geistiger Suprematieen, besonders des Auslandes, ankommt. Verschiedene's Symphonieen wurden in den Konzerten der Londoner „philharmonischen Gesellschaft" nicht wenig beifallsscheu, und darum glaubte man Beweise Gunst" dem vorzüglichen Ihre zu haben, als' es sich um seinen Aufforderungen zu Beethoven's Denkmal an das reiche Publikum der Britischen Hauptstadt wandte. Aug. Wilhelm von Schlegel schrieb eigenhändig an Lord Burgbreid, den vornehmen Mäcen der Londoner musikalischen Welt, und bat ihn, seine Leute zu ziehen, sich nicht wenig bemüht, den verdienstlichen Unternehmungen des berühmten Deutschen Gehörkünstlers zu entsprechen. Aber das reiche Publikum der Britischen Hauptstadt hat National-Oekonomie studirt; ein Pfund Sterling, das aus dem Lande hinausgeht, ohne daß dafür etwas wieder hereinkommt, ist ein verlorenes Pfund Sterling — das lehrt Nationalökonomie. Und so ist es denn auch gekommen, wie Sie sagten, vielleicht nicht mit Mozart, sondern mit Englischer Zeitungen. Mozarten wendet sich Deutschland an uns, wenn es seinen großen Männern Denkmale errichten will! Vergebens wurde dieses grautwottet, daß Beethoven's Werke nicht bloß für Deutschland, sondern für die ganze Welt, wo man Gefühl für seine erhabene Sprache hat, geschrieben sind, daß Nationalökonomie hier gar nicht in Betracht komme, daß große Konzert, das Lord Burgbreid im Drury-Lane-Theater veranstaltet hatte, blieb unbesucht, und etwa 10 Pfd. Sterl. (66½ Thaler) sollen als Ertrag von London nach Wien gesandt worden sein. Ungefähr eben so viel, oder noch weniger, soll England auch zu ihm Guttenberg-Denkmal in Mainz beigetragen haben. Und doch haben sich die Salzburger von einem ähnlichen Schritte nicht zurückschrecken lassen. Es gelingt ihnen indessen vielleicht besser, als den Bonnern. Wenigstens sind sie durch den Erfolg des Beethoven-Konzertes schon insofern gewitzigt worden, daß sie sich nicht an die subskribirenden Londoner, sondern an wirkliche Naturkräfte, wie z. B. an den berühmten Eistern-Komponisten Cramer, der sich vor kurzem in Wien befand, zur Vermittelung der Sache gewandt haben. Der Atlas schlägt vor, das Konzert zum Besten des Mozart-Denkmals in der Exeter-Halle zu geben und dazu folgende Compositionen Mozart's zur Aufführung zu bringen: Die Jupiter-Symphonie, ausgeführt von einem Orchester von 200 Personen; das mottetto splendente, gesungen von 3 bis 400 Stimmen; das Pianoforte-Konzert in D moll; das erste Finale vom Don Juan und die Ouvertüre zur Zauberflöte.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

№ 113. Berlin, Mittwoch den 20. September 1837.

Portugal.

Lissabon im Finge gesehen.

Wir waren am 17. Juli dieses Jahres um 7 Uhr Morgens noch in dem Hafen von Corunna, und um 18ten um Mitternacht warfen wir schon unter den Forts am Tajo Anker, nachdem wir in 39 Stunden eine Entfernung von 120 Seemeilen oder 6 Breitengraden, welche diese beiden Punkte von einander trennen, durchschifft hatten. Der frische Nord-Ostwind, der soll unsere ganze Fahrt begünstigt, dann uns, als wir noch einige Meilen vom Hafen entfernt waren, verfolgten, und wie stärkerten, eine jener plötzlichen Windstillen eintreten zu sehen, die in warmen Gegenden oft ganz in der Nähe des Hafens den Lauf der Schiffe mit einem Male hemmen und so den Verdruß der glücklichsten Ueberfahrt wieder aufheben. Aber ein Portugiesischer Lootse, der auf einem der sonderbarsten Böte, die ich jemals gesehen, zu uns herangerudert und an Bord unseres Schiffes gekommen war, prophezeite uns den günstigsten Wind, sobald wir in den Tajo einlaufen würden. Ich hatte große Lust, über diese Vorhersagung zu spotten; denn ich hielt mich für einen erfahrenen Seemann, da ich schon vier oder zehn Tage auf dem Wasser gelebt; aber kaum hatten wir, ungefähr eine Stunde später, das Kap de la Roca umsegelt, so blies uns ein frischer Wind, der von der Sierra di Cintra herabwehte, entgegen und trieb unser leichtes Fahrzeug mit soft unglaublicher Schnelle die breite Mündung des Tajo hinauf.

Die Nacht war während der Zeit hereingebrochen; aber an dem schönen Portugiesischen Himmel scheint der Mond so hell und klar, die Luft ist so durchsichtig, daß wir fast deutlich wie am Tage die lange ununterbrochene Reihe von Landhäusern, Schanzen und Palästen sehen konnten, die sich am rechten Tajo-Ufer von Belem bis Lissabon hinziehet. Der Wind blies so heftig, daß der Hauptmast sich unter der Last des großen Segels beugte, und unsere Kanonen am Steuerbord lagen bis zur Hälfte unter der Oberfläche des Wassers, als wir an jenem Tage fast die Höhe unserer Bestimmungsorte erreichten. Endlich begrüßte uns die tief liegende Portugiesische Fregatte, zu unserer Ankunft bemerkt hatte, mit einem Kanonenschuß. Wir hatten zwar die größte Lust, unseren Weg ohne Unterbrechung fortzusetzen, wußten aber dennoch beilegen, um den Besuch eines Offiziers zu empfangen; denn wären wir ohne Weiteres davongesegelt, so hätten die Portugiesischen Kugeln vielleicht eine zu genaue Bekanntschaft mit den Steinschrieben unserer Brigg gemacht. Uebrigens ist jene Unterbrechungs-Visite eigentlich nichts als eine leere Förmlichkeit, die sie beide Theile gleich lästig ist und daher gewöhnlich so schnell wie möglich abgemacht wird. Als der Offizier sich entfernt hatte, fuhren wir weiter; der frische Wind schwellte die Segel; das Fahrzeug glitt pfeilschnell auf der spiegelglatten Wasserfläche dahin; wir schifften durch eine enge kaum 2 Meile breite Durchfahrt, die dem Fort St. Julian gegenüber liegt, und ankerten endlich in dem herrlichen Hafen des Tajo, zwischen der „Devater", einer schönen mit 20 Kanonen besetzten Französischen Fregatte, und einem Englischen Kriegsschiffe, das von dem Admiral Gage kommandirt wird.

Man schätzt auf dem Wasser die Gegend sehr wenig, am Tage der Landung aber gewiß gar nicht. Den anderen Morgen war ich vor Tagesanbruch schon auf dem Verdeck, um Lissaben zu rekognosciren und es bei unserer Ankunft zurecht zu begrüßen. Ich muß gestehen, daß der Anblick der Stadt eben keinen sehr günstigen Eindruck auf mich machte. Man stelle sich auf einer Anhöhung von ungefähr 2 Meilen ein wahres Chaos von Mauern, Dächern und Thürmen, eine dunkle Masse von Häusern vor, die ohne Ordnung dicht durch einander stehen, ohne daß ein einziges großes, hohes Gebäude die andern überragt und dem Auge zum Ruhe- und Stützpunkte dient. Das südöstliche Ende der Stadt, das uns gegenüber lag, ist ziemlich der schönste Theil derselben; es besteht aus dem Palaste der Königin, den dem wie jedoch nichts als das Dach bemerken konnten, und noch vielen anderen großen Häusern, die sich rund um das Schloß gruppieren. Obgleich sie alle ziemlich geschmacklos und in schlechtem Style erbaut sind, so gehen sie doch durch ihre Baukerkeit, ihre Größe, vorzüglich aber durch ihre terrassenförmig angelegten Gärten, deren dunkles Laubwerk grell mit der weißen Farbe der Häuser kontrastirt, dem ganzen Theile ein gewisses artistokratisches Ansehen. Aber dort am Ufer des Tajo liegen große mit schmalen Luken versehene Magazine, die ihm wieder ein gewerbliches Ansehen geben und gleichsam den Uebergang von dem adeligen Stadttheil zu dem Handelsviertel bilden. Dieses gränzt mit seinen hohen, schmalen Häusern, zwischen denen das Auge vergebens nach einem Baume oder einigen Grashalmen späht, an das Arsenal: es nimmt einen unermeßlich großen Raum ein und zieht sich dann ganz amphitheatralisch bis zum Gipfel der Hügels in die Höhe, auf dessen Abhang Lissabon erbaut ist. Auf dem höchsten Punkte dieses Hügels liegt das Schloß mit seinen Umgebungen und Nebengebäuden; eine verwirrte Häusermasse, die ohne Symmetrie und Schönheit gebaut ist und sich von den anderen Häusern der Stadt nur durch ihre höheren Dächer unterscheidet. Kurz, Lissaben giebt dem ersten Anblick dem Fremden wohl die Idee einer mächtigen und reichen, keineswegs aber einer schönen oder doch wenigstens freundlichen Hauptstadt. Es ist Neapel im Häßlichen. Neapel, aber ohne sein herrliches Grün, ohne den Busen, die Inseln Capri und Ischia, ohne jene lachenden Dörfer, von denen es umgeben ist, und die so groß und schön sind, daß man sie fast Städte nennen kann. Der einzige Punkt der ganzen Landschaft von Lissabon, auf dem das Auge mit Vergnügen ruht, ist der neue Palast von Ajuda, eine Viertelmeile südwestlich von der Stadt. Dieses Schloß würde vollkommen schön sein, und könnte mit dem in Madrid rivalisiren, wenn es ganz vollendet wäre. Aber auch selbst in seiner jetzigen Gestalt ist es ein edles, großartiges Gebäude, und man muß den leichten, hübschen Styl, in dem es aufgeführt ist, um so mehr bewundern, als die Portugiesischen Architekten sich sonst gewöhnlich durch ihren bizarren, schlechten Geschmack auszuzeichnen pflegen. Das Palais ist viereckig, und nimmt ein wenig, trotz seiner bedeutend kleineren Verhältnisse und seiner dienstrend weißen Farbe, an das finstere, gigantische Escurial. Am Fuße des Schlosses liegt die Burg Ajuda, und von dort aus bedurch sich nach allen Seiten hin jene Hallen, wovon wir Hügel aus, die ganz Lissaben umgeben und die soll zum Theil mit Getreide erbaut sind; aber auch hier bringt kein Baum, kein Strauch Abwechslung in die traurige Einförmigkeit der ganzen Gegend. — Das der Stadt gegenüberliegende Tajo-Ufer ist ebenfalls ein kleines, trauriges Gestade, auf dem man sich bald hier und dort einzelne Dörfer mit weißen Landhäusern aufsuchen sieht, die hinter Schluchten und Hügeln, wie die Spanierinnen hinter ihren Mantana, halb verborgen sind. Südwestlich von der Stadt bildet der Tajo eine große Bizarre; sein flaches sandiges Ufer erhebt sich hier kaum über die Meeresfläche und verschwindet dann einem fernen blauen Horizonte mit Wasser und Himmel. Die ganze Szene gewährt einen prosaisch einförmigen Anblick, und nur die wunderbare Klarheit des dunklen südlichen Himmels vertheilt dieser monotonen Landschaft einiges Interesse.

Trotz der großen Bevölkerung Lissabons, ist diese so gräuschvolle, belebte Stadt doch bei weitem nicht mehr so glänzend und wohlhabend wie sonst. Sie hat mit Brasilien alle Verbindung, den Quelle ihrer Reichthums und Lebens, die der überreichste Handel ihr bot, verloren, und das schöne Tajo-Wasser, wo noch im Jahre 1828 sinfzehundert große Kauffahrteischiffe vor Anker lagen, zählt jetzt kaum dreißig solcher Fahrzeuge. In diesem Augenblick sieht man dort die Englische Flagge auf zwei Korvetten, einer Fregatte und mehreren Dampf- und Packschiffen wehen, und Frankreich wird durch die „Devater", ein schönes, neues, mit 60 Kanonen versehenes Schiff, würdig repräsentirt; nur von Portugals Seemacht zeigt das Wasser nichts, als ein altes, entmastetes, unbrauchbares Fahrzeug, den „Don Juan", und zwei oder drei Fregatten, die traurigen und leeren Ueberbleibsel der verfallenen Größe dieses ersten und klügsten aller schiffahrtreibenden Völker der Welt.

Als ich am anderen Tage, bei der glühendsten Sonnenhitze, ans Land stieg, um die Stadt Lissabon näher in Augenschein zu nehmen, war das Erste, das mir in der engen und bergigen Straße am Ufer des Tajo auffiel: die sogenannten „constitutionnellen Omnibus", ein ein wahres Chaos von Mauern, Dächern und Thürmen, eine dunkle Masse von Häusern vor, die ohne Ordnung dicht durch einander stehen, ohne daß ein einziges großes, hohes Gebäude die andern überragt und dem Auge zum Ruhe- und Stützpunkte dient. Das südöstliche Ende der Stadt, das uns gegenüber lag, ist ziemlich der schönste Theil derselben; es besteht aus dem Palaste der Königin, den dem wie jedoch nichts als das Dach bemerken konnten, und noch vielen anderen großen Häusern, die sich rund um das Schloß gruppieren. Obgleich sie alle ziemlich geschmacklos und in schlechtem Style erbaut sind, so gehen sie doch durch ihre Baukerkeit, ihre Größe, vorzüglich aber durch ihre terrassenförmig angelegten Gärten, deren dunkles Laubwerk grell mit der weißen Farbe der Häuser kontrastirt, dem ganzen Theile ein gewisses artistokratisches Ansehen. Aber dort am Ufer des Tajo liegen große mit schmalen Luken versehene Magazine, die ihm wieder ein gewerbliches Ansehen geben und gleichsam den Uebergang von dem adeligen Stadttheil zu dem Handelsviertel bilden. Dieses gränzt mit seinen hohen, schmalen Häusern, zwischen denen das Auge vergebens nach einem Baume oder einigen Grashalmen späht, an das Arsenal: es nimmt einen

Digitized by Google

men, und die der Meinung sind, daß sie, um reich zu werden, keines anderen Talismans, als ihres Französischen Namens bedürfen, nächst jetzt von Tage zu Tage; in Madrid allein wohnen mehr als 10,000 dieser Repräsentanten der Französischen Nation, und wenigstens eben so viel sind in ganz Spanien zerstreut.

Wir waren an Bord unseres Schiffes an eine köstliche, milde, dabei aber doch frische Temperatur gewöhnt und erwarteten daher nicht die wirklich unerträgliche Hitze, die uns bei unserem Eintritt in Lissabon entgegenkam. Die Lage dieser Stadt, die amphitheatralisch auf den sämtlichen Höhung einer langen Hügelkette erbaut ist, macht die wirklich tropische Gluth, die in ihren Straßen herrscht, reflärlich; nur der frische, leichte Wind, der fortwährend auf dem Tajo weht, verbreitet von Zeit zu Zeit eine momentane Kühlung und reinigt die Luft von den verpesteten Dünsten, die aus den Kloaken der Stadt aufsteigen. Ich werde mich noch lange an meinem Besuch auf dem Pasteo reinen; er ist eine traurige, von dunkeln Eichen eingefaßte Promenade; die Blätter der Bäume dort sind mit einem feinen weißen Staube wie mit Puder bestreut und sehen aus, als ob kein Wäschertrosfen sie jemals benetzt hätte. Diefer öffentliche Vergnügungsort, aber Bratofen viele mehr, ist von allen Seiten bermaßen mit hohen steinernen Mauern verschlossen; seine einzige Zierde besteht in einer neuen, ziemlich hohen Fontaine, auf welche die Einwohner Lissabons nicht wenig stolz sind und die übrigens auch mit schlechtem Geschmack angelegt ist. Beregbens sucht man auch dort nach frischen Seelen, vergebens nach einem Zweige Dankbarkeit, aber nach Bildhauern, Architecten und Malern. Jede Lissabon nach allen Seiten hin durchkreuzen, ohne einen einzigen Pomeranzenbaum zu sehen, und doch muß dieser Baum, dessen lieblicher Geruch die ganze Küste Spaniens von Porte bis Barcelona mit balsamischem Dufte erfüllt, auch in Portugal kultiviert werden; denn es giebt in Lissabon zu jeder Jahreszeit die köstlichsten Orangen und Limonien, und Cevilla, „jene Stadt, berühmt durch ihre Frauen und Pomeranzen", wie Lord Byron sagt, würde viel zu thun haben, um unserem Gaumen den herrlichen Nachgeschmack zu rauben, den die edlen Portugiesischen Früchte ihm gelassen haben.

Dasselbe, glaube ich, werden die Frauen von Sevilla keine große Mühe haben, den Sieg der Schönheit über die Portugiesinnen davonzutragen; ich sah in den Straßen von Lissabon und auf den mit grünen Jalousien vor der Sonne geschützten Balkonen viele junge Mädchen und Frauen, aber wirklich nur wenig hübsche. Die Nationaltracht der Portugiesinnen ist auch außerordentlich ungünstig: sie besteht aus einem Mantel von dunklem Tuch mit langen Aermeln, den man sie im Winter in Paris trägt — eine Mode, die sich vortrefflich für eine Hitze von 30 Grad im Schatten eignet, und die auch übrigens nur bei den Frauen der niederen Stände eingeführt ist. Sie tragen das Haar von einem gigantischen Kamme zusammengehalten, der sich wenigstens drei Zoll hoch über den Kopf erhebt; auf diesem Gestell ruht ein feines Tuch von weißer Gaze, das immer steif gestärkt sein muß; die beiden Zipfel dieses Tuches sind unter dem Kinn zu einer Schleife gebunden, und die Spitze desselben fällt hinter den Kopf und auf den Hals zurück. Die matte Weiße der Gaze hebt die gelben Oberthne, die die Gesichtsfarbe der meisten Südländerinnen auszeichnet, noch mehr herwor. Was die vornehmen Damen betrifft, so habe ich zu wenige während meines kurzen Aufenthalts in Lissabon gesehen, um es wagen zu dürfen, meine Meinung über einen so delikaten Gegenstand, wie ihre Toilette ist, zu äußern; ich müßte so dann sprechen, mit jenem Engländer vergleichen zu werden, der alle Französischen Damen seiner Wirthin in Chateauroux beurtheilte. Die Portugiesischen Damen, die ich sah, waren Alle nach der Pariser Mode gekleidet; doch bemerkte ich zu meinem größten Bedauern, daß die reizende, gezierte Mantilla aus den höheren wie aus den niederen Klassen der Gesellschaft gänzlich verbannt zu sein scheint.

Drei ganz parallel laufende Straßen, in denen hohe, regelmäßig, aber nicht schön gebaute Häuser stehen, führen von dem Arsenal nach dem Pasepo Publico und nach den höher gelegenen Theilen der Stadt. Die Rua de Dire (Gold-Straße) ist die Bond-Street von Lissabon; sie ist der Sammelplatz für die Fremdenschaften Damen, die bei jeden Abend die Theaterzeit erwarten, und alle Fremde, die ihre Kauflust gern befriedigen wollen, strömen nach den zahlreichen Magazinen und Waarenbankiungen, mit denen diese Straße und über die scheidenere Nebenstehenden, die Rua de Prata (Silber-Straße), gefüllt sind. Am breite und schönsten Rua de Dire stößt an einen herrlichen großen Platz, in dessen Mitte sich eine hohe, ziemlich plump gearbeitete bronzene Statur zu Pferde erhebt; an der einen Seite derselben ruht ein Elephant, an der anderen ein Pferd auf hohem Piedestal; beide Figuren sind ebenfalls von Bronze und bilden mit dem Hauptdenkmal in der Mitte eine nicht ganz geschmackvolle Gruppe. Die Statue soll einen der letzten Könige von Portugal, ich weiß nicht welchen, vorstellen. Dieser Platz ist an drei Seiten von schönen, wirklich grandios gebauten Häusern umgeben, die dritte liegt am Tajo, der sich von hier aus, weit aus der Stadt reicht, erstreckt; er gleicht an diesem Punkte wirklich eher dem Meere, als einem Flusse, und gewährt einen herrlichen, imposanten Anblick. Fast dort am Ufer des Tajo liegen zwei Palläste, von denen der eine noch nicht ganz vollendet ist; der andere, die Wohnung von Lissabon, ist ein schönes, vortreffich gelegenes Gebäude, dem nichts fehlt, als merkantilisches leben.

Man sieht in der Hauptstadt Portugals viel weniger Kirchen, als in allen anderen Städten dieses Landes. Sie sind größtentheils alte modern gebaut, mit Schnörkeln und Verzierungen überladen, und über glänzend weiße Farbe, die kolette Sorgfalt, mit der ihr Inneres geschmückt ist, erwecken wahrlich viel eher weltliche, als ernste, religiöse Gefühle. Da ich mich nur sehr kurze Zeit in Lissabon aufhielt, so konnte ich zu meinem größten Bedauern nicht zum Wallfahrt durch alle Kirchen unternehmen, von der ein gewissenhafter Reisender sich niemals dispensiren. Unser Besuch in der Italiänischen Oper von San Carlos war freilich von längerer Dauer; aber in einer fremden Stadt, die man nur flüchtig berührt, ist das Theater mehr als ein bloßer Vergnügungsort; man hat dort die beste Gelegenheit, die Sitten einer Nation zu studiren; es ist der Sammelplatz für alle Klassen der Bevölkerung, und dem aufmerksamen Beobachter gewinnt da in wenigen Stunden, die er mit ihnen zusammen ist, um Alle die Rolle passen zu lassen. Der runde, ganz frisch dekorirte Schauspielsaal ist geräumig und geschmackvoll verziert; die ungeheure Lage der Königin nimmt den ganzen Hintergrund des Theaters und faßt die große Bühne selbst von vorn bis zum sünften Range ein. An jenem Abend wurden eine Italiänische Oper, „Corsana di Ginevra" (die Bieise aus Genf) und ein neues Ballet „la vengauza de una mulher" (die Rache einer Frau), gegeben; das Publikum war nicht sehr zahlreich, aber gemählt; der Damen alle in eleganter Toilette; das sehr schlecht orkestrirte Haus gewährt einen freundlichen Anblick und entspricht ganz der Idee, die man sich gewöhnlich von dem Theater einer Hauptstadt zu machen pflegt. Wie schiers es wie ein Traum, wie die Wirkung einer Zauberei, daß ich, ein Reisender, der noch gestern mit Wind und Wetter Kämpfen mußte, heut so bequem und wohlbehaglich in einem eleganten Saale sitzen und auf die Töne der vortrefflichen Italiänischen Musik, die diese herrliche Bühne mir jetzt von einem Ende der Erdkugel bis zum anderen, von Wien bis nach Rio Janeiro wiederhallen hört, lauschen konnte. An diesem Abend feierte aber nicht Italien, sondern eine junge Französische Sängerin, die reizende Signora Galbi, einen vollständigen Triumph. Die Aufführung der Oper war im Ganzen sehr befriedigend; die Chöre besonders gingen vortrefflich; dasür aber war das Ballet um so schlechter. Die lächerlich wilden Geberden der Figuranten, die nach dem Takt alle Leidenschaften ihrer Mordlust mitempfanden und, wir musikalische Automaten, die fast wahnsinnigen, rasenden Pantomimen der Kerdyhden wiederholten, erregten in denjenigen Theile meines Lachlust, wie den lautesten ungetheiltesten Beifall des Publikums.

Wir hätten wenigstens 24 Stunden länger in Lissabon bleiben müssen, um nur einen einzigen Blick auf alle Merkwürdigkeiten der Stadt und ihrer Umgebungen zu werfen; aber der unwiderstrebliche Befehl zur Abreise war gegeben, wir mußten schon den nächsten Tag nach unserer Ankunft weiter Segel geben und hatten doch weder Besem, noch den Palast von Ajuda, noch die berühmte neu angelegte Wasserleitung gesehen, deren Hauptbogen mehr als 200 Fuß hoch ist und die ganz Lissabon mit Wasser versieht. Die Stadt zeigt sich aus übrigens sehr reich in ihren westlichen Theile meines Gesichtskreis. Man sieht sie von den Schiffen aus, die dem Tajo zugekehrt sind, von ihrer schönsten Seite. Das Viertel, in dem der Adel Lissabons wohnt, breitet seine Paläste und Gärten, die terrassenförmig über einander in pittoreskter Unordnung liegen, wie einen Fächer vor den Augen der Absegelnden aus. Die Spitze des Hügels, auf dem es erbaut ist, wird von dem Palast des Königs und der glänzenden Kuppel einer herrlichen weißen Kirche gekrönt, die dem ganzen Stadtbild, von dieser Seite aus gesehen, einen orientalischen Anstrich giebt.

An der ganzen Küste des Tajo, vor der unsere Barke, vom leichten Winde getrieben, schnell wie ein Pfeil vorüberflog, sahen wir nichts als eine ununterbrochene Reihe von Palästen, Landhäusern, die, wenn auch nicht durch den reinen Geschmack ihrer Architektur, doch durch ihre blendende Weiße und Sauberkeit sich bemerklich machen. Der alte Thurm von Belem, ein schönes viereckiges Gebäude in gothischem Styl, ist ziemlich weit in den Tajo hinein gebaut und liegt über einen kleinen Kies von mehreren Kanonen bestrichen. In geringer Entfernung von den Festungswerken Belem's liegt das Königliche Schloß daher viel mehr Lustbaus gleiches Namens: ein Gebäude, das weder durch seine Architektur, noch durch seine schöne Lage merkwürdig ist.

Rosseeum St. Hilaire.

Spanien.

Spanische Zustände.

II. Katalonien.

Ich war zur Zeit der Cholera in Barcelona, konnte aber nur vierundzwanzig Stunden darin verweilen; indeß war auch dies noch zu viel zu einer solchen Zeit. Ich war einem Mönch, einem Arzt und einem Kaufmann empfohlen. Der Erstere kannte mich nicht, der Arzt unterschrieb, ohne zu lesen, der Mönch auf die Finchen. Auf diese Weise wir selbst überlassen, durchlief ich auf gut Glück die Stadt, indem ich, so zu sagen, eine Entdeckungs-Reise machte.

Barcelona hat in seinem Aeußern einige Aehnlichkeit mit Palermo; was aber seine Sitten und seine Einrichtungen betrifft, so ist es für Spanien das, was Mailand für Italien ist; die Französischen Sitten dringen hier immer mehr ein und werden bald die alten einheimischen Gewohnheiten verdrängt haben. Es ist eine Stadt des Handels und der Eitelkeit. Man verfolgt das Glück, und nachdem man es erreicht hat, verschwendet man es in Luxus und Vergnügungen. Es ist die jüngste Spanische Stadt, wo das Theater am meisten beliebt wird. Was sogar mitten in der Cholera-Epidemie der Fall war; die Oper ist manchmal gut besetzt, aber von National-Musik keine Rede. Rossini beherrscht als alleiniger und unumschränkter Herr die Katalonischen Dilettanten. Das Theater ist sehr schlecht erleuchtet, was aber nicht ohne Absicht geschieht: das Halbdunkel der Logen reizt zu Galanterieen, und die Schönheit der Frauen ist verführerischer in der Beleuchtung dieses Halbdunkels. Zu bedauern ist nur, daß die Damen die Mantilla dem Französischen Hut opfern. Dies ist vielleicht von allen Neuerungen jenseits der Pyrenäen die unleidlichste.

Es giebt eine Katalonische Bauart, deren Eigenthümlichkeiten war schon kennen lernt, denen man noch die Pyrenäen überschreitet, denn Perpignan ist deinahe eine Spanische Stadt. Das Aeußere dieser Bau-

Digitized by Google

art ist der Palast der Kuitenzia Real, ein Gerichtshof, das hervorstechendste Gebäude in Barcelona.

Zwei Dinge stehen mit in Barcelona besonders auf: die achteckigen Glockenthürme und die Säulen-Gallerieen, welche die Häuser umgeben. Dies sind die beiden unterscheidenden Züge der Barcelonischen Baukunst, welche der Stadt ein eigenes Ansehen geben.

Das Bivbereve des Landes ist das Fest von Monjuich, welches die Stadt beherrscht und sie von dieser Seite beschützt, wie die Citadelle sie von der andern in Respect hält. Man kriegt auf einem im Hafen in den Weg gehauenen und auch für Fuhrwerke brauchbaren Wege hinauf. Die Lage ist schön, aber drinnen traurig. Trotz der großen Anzahl Dörfer und Lusthäuser, welche in der Ebene liegen, so wie am Fuße und an den Seiten den Hügel umgürten, ist die Russische Oede, und die Verwüstungen des Bürgerkriegs, seines gelben Fiebers, nehmen an die Einsamkeit und Wüstenei der Italiänischen Marremen an der Mündung des Tiber. Der Anblick auf das Meer ist herrlich; in die Ferne getragen und melancholisch eingewiegt auf den blauen zitternden Wellen des Mittelländischen Meeres, verirrt und vergißt sich der Blick an den Inselgruppen Majorka's und Ivieigens. Durch das unaufhörliche Marren des Volkes, welches in diesem Augenblick unter den unsichtbaren Schlägen der Epidemie fiel, auf die Stadt zurückgeführt, dachte ich an die Scenen von Tauser und Pezzweissung, welche damals die so zu sagen dreimalige Stadt daubet. Nichts verirrt indessen, daß der Ton über ihr schwebte; die Luft war lau und rein, die Sonne leuchtete, der Himmel war heiter und der gelinde sühlende Hauch des Mittelländischen Meeres von dem balsamischen Wohlgeruch der Orangenbäume erfüllt. Diese bittere Ironie der Natur hatte Sinas, was das Herz zusammenpreßte und den Gedanken an das Uebel weis süchtiger machte.

Der Barcelonese ist ein Seemann; er liebt das Meer und die Abenteuer; die große Zahl von Auswanderern, welche im vorigen Jahrhundert ihr Heil in Indien suchten, ging von Barcelona aus. Die Seeleute haben ihr eigenes Stadtviertel, oder vielmehr ihre besondere Stadt. Das sogenannte Barcelonetta, oder kleine Barcelona gehört ihnen ausschließlich. Dieses Barcelonetta ist in der That mehr als eine Vorstadt, es ist eine Stadt in der Stadt; man zählt darin mehr als 700 Häuser, welche alle nach einem und demselben Muster gebaut sind, und von denen keines über ein Stockwerk hoch ist, damit den Häusern von Barcelona nicht die Aussicht genommen wird. Alle Straßen sind schnurgerade. Barcelonetta ist von mehr kurzer Dauer, als sicher das vorige Jahrhundert hinaussteicht. Der Marquis de la Mina liege im Jahr 1775 die letzte Hand daran. Es herrscht darin große Thätigkeit; man fabrizirt dort Anker, Segel und Tauwerk: Alles, was die Schiffahrt erfordert, und daut sogar Kauffahrer in allen Größen. Der Kaiaisanier genießt darin sehr Gerichtsfreie ein Uebergewicht, das er empfindet und gern Andere empfinden läßt.

Ich mochte vernünftigerweise nicht länger in einer so duech Krankheit heimgesuchten Stadt verweilen und reiste deshalb von Barcelona ab, um mich in den Bergen zu zerstreuen. Während man den Sis-Reisenden, der mich mitnehmen will, noch Kurrier für Gelder und der Rambla liegenden kleinen Riechte zur Messe sür die Reisenden, die eben so früh als die sie die Jäger gläutet wird; aber sie läutete vergebens, kein Reisender gab darauf Acht, und die Messe fand keine Besucher. Der Nachtwächter, der bald seine dumpfe einförmige Stimme mit der des silbernen Glöckchens vereinigte, rief: Horch Ihr! und Niemand legte den schlummernden Bürgern an, daß das Wetter heiter sey. Da es nun in Spanien drei Viertheile des Jahres heiter ist, so hat man den Wächter mit dem Worte, welches es am meisten wiederholt, getauft: man nennt ihn den Heiteren (sereno). In Paris würde er wahrscheinlich der Regnicht, in London der Nebliche heißen.

Sobald der Eilwagen gepackt ist, reist man ab, und die lärmenden Glöckchen von sieben eingespannten Maulthieren tönen durch die finstren und stummen Straßen. Das Stadtthor öffnet sich, die Zugbrücke rasselt, wir sind auf freiem Felde; allein es ist finstere Nacht, und man galoppirt in der Dunkelheit nach Martorell, einem unbedeutenden Fleken, mit einem Triumphbogen und einer ursprünglich Römischen Brücke über den Llobregat.

Der Spanische Eilwagen unterscheidet sich von dem Französischen dadurch, daß er ausschließlich für den Dienst der Reisenden bestimmt ist und nicht für den Transport von Waaren benutzt wird; er ist aber auch viel theurer. Die verschiedenen Lenie bestehen sich seiner, und man fährt oft mit Herzogінnen und Gesandten in demselben Wagen. Indeß ist damit nicht gesagt, daß man sich darin stets in guter Gesellschaft befindet. Ganz das Gegentheil von den Französischen Conducteuren, welche die Reisenden als den unbequemsten Theil ihrer Ladung ansehen, ist der Spanische Wagenmeister ein Mann von Wichtigkeit, der sür dieselben. Der Spanische Eilwagen rastet alle Abende in Posadas, die von Station zu Station auf Kosten der Regierung errichtet sind, und legt ungeachtet dieser täglichen Verzögerung den Weg weit schneller zurück als der Französische; denn ist er einmal im Gange, so geht er fast immer im Galopp. Gewöhnlich wird er von sieben Maulthieren gezogen, allein man legt deren oft bis zehn, ja sogar zwölf (einmal sah ich sechzehn), je nach der Länge des Relais oder nach der Schwierigkeit des Weges, vor. Die Maulthiere sind paarweise angespannt; die beiden letzten versehen den Dienst der Stangenpferde, und der Mayoral leitet sie durch den Zügel von seinem Sis aus. Die übrigen gehen ohne Zügel und gehorchen der Stimme. Jedes Thier hat seinen Namen und antwortet darauf duech eine Bewegung der Ohren. Diese Namen verändern sich wenig und sind dieselben von einem Ende Spaniens bis zum andern: die lauten immer: Carbonera, Dragonera, Jardinera, Pintora, Capitana, Veronera, Generala, Colegiala, Amoroso, Valeroso, Borracha, Leona ꝛc. Die Thiere sind gewöhnlich mit gelben Schabracken geschmückt und ganz mit bedeutenden Glöckchen bedeckt. Das erste Maulthier reitet ein kleiner Postillon, der die Karavane leitet, ohne sich um das zu bekümmern, was hinter ihm vorgeht; niemals wendet er den Kopf um. Der Zagat ist ein Fußgänger, der zur Seite des Gespanns herläuft und nach Gelegenheit Tarek, Leds und Stockschläge austheilt. Er hat die Fürsorge Beschaffung und besitzt wohlbefestigt eiserne Knieketben, um es auszuhalten. Alles zusammengenommen bildet das malerischste Ganze, und nichts ist unterhaltender, als der Leitung dieser widerspenstigen und lärmenden Armee in allen ihren Einzelnheiten zu folgen. (Fortsetzung folgt.)

Mexiko.

Michel Chevalier in Mexiko.

Vierter Artikel.

Neulich schrieb ich Ihnen, daß Mexiko, seitdem es sich unabhängig erklärt, sowohl in materieller als in geistiger Beziehung weit mehr verloren als gewonnen habe. In moralischer Hinsicht ist der Verfall des Landes — ich muß es mit Schmerz gestehen — noch schreckender.

Der Zwist der Brüderlichkeit, d. h. die Judianische Klage, war unter der Spanischen Herrschaft an Geborsam und Unterwürfigkeit gewöhnt. Da diese Nachkommen der Ureinwohner gehörenthelts auf dem Lande leben, mit den Weißen wenig in Berührung treten und große Ehrfurcht vor der Geistlichkeit haben: so sind sie jetzt, was sie damals gewesen, oder doch wenig anders.

In den Städten zeigt der niedere Bürgerstand (d. h. ungefähr neun Zehntheile der Weißen) mit dem niedern Bürgerstande in den Südlen Spaniens eine auffallende Aehnlichkeit. Es sind friedfertige Leute, von Sitzeit und von achtbarer Gesinnung, aber moralisch unterrichtet und jeder thatkräftigen Handlung, so sie nun gut oder böse, ganz unfähig. Diese Klasse ist leicht zu regieren und läßt sich von dem Esten, der aus Rudee kommt, wie welches Wachs, in alle Formen kneten; aus demselben Grunde aber hat eine Regierung an ihr eine Stütze, oder ein gedrungenes Werkzeug. Sie besitzt dem Kirchlichen Schatze wenig, hängt ihm aber doch wenig an. Sie hat weder Reichthum noch Betriebsamkeit besitzt. Sie lebt ohne Sorgen und ohne Anstrengung im Schoße jener Mittelmäßigkeit, welche der Epikuräer Horaz eine goldene nennt. Diese Mittelmäßigkeit ist in ruhigen Zeiten für die große Mehrheit der Sterblichen reich an Genüssen; bei politischen Stürmen aber erscheint sie als eine unselige Eitumpfheit und Lethargie und ist die Vorbotin des Todes. Bürger dieser Art taugen weder zur Vertheidigung des Landes gegen Angriffe von Außen hee, noch zur Begründung einer öffentlichen Meinung im Innern; denn sie haben von der sorta francese oder dem bürgerlichen Muthe der Engländer keine Begriffe. Ihr höchster Muth ist ein leidlicher und geeitiges sar niente; und doch bestzen sie nicht einmal Thatkraft genug, um, zur Sicherung ihrer animalischen Wohlbehaltenheit, eine wohlorganisirte Bürger-Garde zu bilden, die Unruhstifter oder Räubern sürchtbar werden könnte. Seit zwanzig Jahren hat diese Volksklasse ihren Charakter nicht wesentlich geändert, und aber eine thatkräftige Regierung sind Arge gewoden, obzlich die Ablegung derselben eine Hauptbedingung ihrer nationalen Wohlsahrt gewesen wäre. Nur eine kraftvolle und entschlossene Regierung könnte dieses Volk moralisch wieder aufrichten; aber die Regierung ist hier im höchsten Grade schwach und erbärmlich.

Auch findet man in den Mexikanischen Städten jetzt wie vormals ein abscheuliches Bettler-Gesindel, das überhaupt kein Alt- oder Neu-Spanischer Det entdecken zu können scheint. Diese Kaste von Paria's ist aber leicht im Zaume zu halten, weil sie nichts von jener großartigen Kühnheit besitzt, die bei uns das Lumpenpack zum elendesten Proletariat nicht abzuverechen ist; sie ist nur eine momentanen Erregung fähig, der gleich nachher die äußerste Erschlaffung folgt. Dieses lose Gesindel wird beutigesotages immer lästerlicher und hinterlicher.

Zwischen dem Bürgerstand in den Städten und den Indianern befinden sich eine mestizenartige, halbfarbige Klasse, Mestizen zeldert Klasse, bei der nichtsdestoweniger das Blut der weißen Race häufig vorwaltet. Besonders zwei Typen dieser Klasse verdienen Erwähnung. Die Einen sind die Rancheros oder kleinen Land-Eigenthümer, wackere Leute von stolzer unabhängiger Gesinnsart, die gerade so viel besitzen, daß sie ihren geringen Bedürfnissen genügen; die Anderen, die Peleriche, aber weniger beschäftigt, haben kein eigenes Vermögen und verdingen sich deshalb als Bedienten. Bei einem gesellschaftlichen Zustande, in welchem das Patronat immer eine große Rolle gespielt, und wo der Mensch so geneigt ist, demjenigen zu gehorchen, der zu befehlen versteht, sind dergleichen Leute unentbehrlich. Der Rancheros ist schön gewachsen, von kräftiger Haltung und beherrscht mit einer Lanze oder wenigstens mit einem Säbel bewaffnet. Beide Waffen weiß er so geschickt wie ein Orientale zu führen. Seine Gesichtebildung ist malerisch; seine Kleidung nicht minder; er trägt ein mit Gold und Silber gestickte Wamme, mit Franzen besetzte sammtene Beinkleider, Kamaschen aus Hirschleder, die am Knie befestigt sind, Schuhe, die an der einen Seite oberhalb des Knöchels sich öffnen, angebrunt eiserne Sporen, mit Silber plattirt und mit Sporenketten von vier Zoll im Durchmesser. Das Hemde steht am Halse offen; den breitgeränderten Hut umgiebt eine silberne Tresse, und an der Vorderseite ist er mit einem Bildchen der heiligen Jungfrau von Guadeloupe, der Schutzpatronin Mexiko's, geziert. Sehr oft trägt er über dem Wamme noch einen kurzen Spanischen Mantel aus Sammet oder anderem brobiten Stoffe, den er mit angekommener Estlichkeit Würde umzuschlagen weiß. Die Reiterei hüllen sich, statt des Mantels, in einen Serap, eine lange und schwale Decke aus dichtem wollenem und vielfarbig gestreiften Wollenzeug, mit der sie sich, wie Griechische Statuen, zu drapiren wissen. Die Rancheros's waren die tapferstem Streiter im Befreiungs-Kriege.

Der dienstbare Mestize, obwohl demüthiger und in seinem Anzuge beschedener, ist doch auch ein schöner Mann, ein vortrefflicher Reiter und gegen alle Beschwerden abgehärtet. So ungemein kräftig diese Leute sind, so äußerst kärglich ist ihre Nahrung. Sie haben stets ein sauberes Aussehen, wenn sie ihren Poncho, ein mit Franzen besetztes Gewand aus Leder, tragen. Sie schlafen an der bloßen Erde, in die Manga eingehüllt, die Ihrer hinter sich auf seinem Pferde trägt. Wenn ihr Herr auf einer Reise in einen Wirthsbaum an der Landstraße einkehren muß, so legen sie sich quer in der Thüre nieder. Ehemals hatte man das größte Vertrauen auf ihre Treue und Ehrlichkeit; sie gaben oft Beweise von außerordentlicher Anhänglichkeit an ihre Herren.

Die Klassen von Bewohnern, deren ich bis jetzt gedacht, bilden mit ihren Lastern und ihren Tugenden ein nationales Ganze, das vor etwa zwanzig Jahren eher noch über als unter der Mittelmäßigkeit stand, und das man selbst heutzutage ohne großen Nachtheil mit anderen Völkern, die sich sehr civilisirt dünken, vergleichen könnte. Alle diese verenigten Elemente würden aber jedenfalls nur einen Körper ohne Kopf bilden. Außer ihnen und zugleich ihre ihnen giebt es eine höhere Klasse — ich nenne sie die Aristokratie im weitesten Sinne — zu welcher der höhere Bürgerstand und der ehemalige Kreolische Adel gehören; denn Spanische Königs haben einer beträchtlichen Anzahl in Mexiko angesessener Spanischer Familien Estilianische Titel verliehen. Diese Klasse regiert jetzt, statt über gewohnten alten Superiorität; sie übt, wo nicht de jure, doch de facto eine gewisse Diktatur aus. Das Monopol der Gewalt kommt aber auch vielen Personen und Verbindungen zu; denn sie haben einige, wenn auch nur oberflächliche Kenntniß von Staats-Angelegenheiten. Wir müssen sie vor allen Uebrigen in Betracht ziehen, wenn wir über den sittlichen Zustand Mexiko's urtheilen wollen; denn die anderen Klassen nehmen, hier wie allerwärts, aus Stellheit, Leichtsinn, Gewohnheit oder Moerfucht die herrschende Klasse instinktmäßig zum Muster. Einen Gebildeten in der Engländer, nach dem Urtheil manches denkenden Kopfes, Grund genug, zu behaupten, daß ihre Verfassung der Zukunft Trotz bieten könne; denn was sie konnende Schlegismen auch gegen die Privilegien ihrer Aristokratie geschleudert werden, diese Aristokratie ist und bleibt die gebildetste Klasse zu England, diejenige Klasse, welche die meisten Reichthümer der Krone anwenden, so oft sie zur Paies-Wahl schreiten. Die Verderbtheit der Französischen Aristokratie litt von das Jahr 1789 gehen drukenden Epoch erkennen, daß Frankreich auf einem Vulkane wohnte, und im Jahre 1830 und 1831 den Abgrund entdeckte, der sich unter ihnen öffnete. Nach dem Abgrund der Revolution für uns sich noch nicht geschlossen hatten; denn die Aristokratie der Restauration war nur ein Schatten der Britischen und fand auftreten einer hundert Mal unwürdigeren, unterstanneten und frotzeen Dimokratie gegenüber. Darum muß aber auch Niemand sich selbst Beobachter in dem heutigen Mexiko Kraft Keimk wahrnehmen, die dereinst eine fürchterliche Katastrophe oder ein wunderbarer Ems schreiten der Vorsehung als unvermeidlich erschienen lassen.

Ein Englischer Reisender hat von der Mexikanischen Aristokratie gesagt, daß man vergebens sich abmühen würde, in diesen Menschen auch nur ein Flünchen wahrer Seelengröße zu entdecken, daß kleinliche Leidenschaften jeder Art, in Weichlichkeit und Apathie gleichsam aufgelöst, den Grundzug ihres moralischen Wesens ausmachten. Ich will nicht das Gesche dieses strengen Richterspruches sein; doch muß ich sagen, daß es mir unbegreiflich ist, wie dieselben Menschen, an denen ich sie vorübergehe, die ich täglich sehe und höre, so viel Muth und Hingebung, so viel Seelenstärke und geistige Lebendigkeit zeigen konnten, als es Spanien Joch zu brechen und tausend Gefahren zu trotzen galt. Sind das wirklich die tapferen Streiter von Hidalgo und Morelos, die gleicheichen Waffenbrüder von Victoria und den Bravo's! Fast möchte man sagen, daß mit dem Siege über die Europäer jeder frischere Gedanke dauch von den Mexikanern gewichen ist. Am tiefsten sind die öffentlichen Beamten gesunken; die schamloseste Bestechlichkeit ist an der Tagesordnung; das Gewissen der Leute wird öffentlich in einen Tarif gebracht. Pfarrer, die Einen Gehalt Unzen Mierstand leisten, können sich vor zweien. Leuten nicht sehen, ohne der Versuchung ein wenigstens Gnüge genug, um die Angelegenheiten des Gemeinwesens ernstlich zu verwalten! Aber sie scheinen gritlig eben so unfähig, als sie moralisch verderbt sind.

Die Sittenlosigkeit wird bei der Mexikanischen Aristokratie nicht so zur Schau getragen, wie dies vielleicht in Lima oder in Brasilien der Fall ist. In Mexiko bewußt das Laster der Jugend noch so viel Achtung, daß es die Verborgenheit sucht; aber was für schauerhafte Dinge haben die Aerzte mir offenbart! Unsterdem werden Ehrbarkeit und Zartgefühl stufenweise zu immer bedienen Klängen. Die Ehre ist ein Wort, das bald nur noch beim Kartenspiele als Trumpf (honneur) etwas bedeuten dürfte. Die Freundschaft nimmt mehr und mehr den Charakter einer ephemeren Verbindung an, dessen Triebfeder grober Egoismus ist; der Schwur ist eine Mystifikation, die Gerechtigkeit eine kaufte Räuberei. Der Diebstahl wird zu einer nationalen Gewohnheit. Vornehme Damen haben sich, wie man sagt, eine Virtuosität darin erworben, in Waarenlagern Halstücher oder Schleier zu entwenden.

Machtern ich so großer Laster Erwähnung gethan, ist es überflüssig, die kleinen Sünden anzuführen. Dahin gehört z. B. die Spielwuth der Mexikaner; man spielt das Monte, wie man immer gethan, auf Jahrmärkten, an Festen und bei öffentlichen Versammlungen. An dem jährlichen Feste des Dorfes San Angustin, bei Mexiko, spielte man mit rasender Leidenschaft und that es noch jetzt, obschon die Leute sehr herabgekommen sind. Ein reicher Pfarrer kam eine lange Periode hindurch alle Jahr mit einem Beutel Unzen (90,000 Franken) nach St. Angustin, ritt an ein Fenster des Pharo-Saale, reichte den Beutel voll Gold, ohne abzusteigen, dem Bankhalter und ließ die ganze Summe auf Eine Karte setzen. Verlor er, so sprornte er sein Pferd und ritt augenblicklich in sein Dorf zurück, ohne den geringsten Beerug zu bezugen; gewann er, so entfernte er sich, nach Empfang des Gewinnstes, mit derselben gleichgültigen Miene.

Dies wäre ungefähr der moralische Zustand derjenigen Klasse, in deren Händen Mexiko's Schicksal ruht. Des Indianer und noch mehr der bürgerliche Mestize fangen in ihrer Sphäre damit an, dem verderblichen Beispiel ihrer natürlichen Chefs zu folgen. Der Rancheros und der Indianischen Landbauer sind im Ganzen noch nicht demoralisirt; aber das Sittenverderben greift um sich, wie ein Krebsschaden, und schon jetzt macht sich manchen Ranchero kein Gewissen daraus, einen Vorübergehenden die Wäsche oder das Leben abzuforbern.

Die Mexikanische Gesellschaft wird immer abwechslicher. In den Bürgerkriegen schont man einander, nicht aus einem Gefühle von Menschlichkeit, sondern, weil man nicht moralische Kraft genug besitzt, um sich eines verabscheuten Gegners zu entledigen, oder weil die Furcht vor Wiedervergeltung zu groß ist. Die Straf-Gesetze kommen, selbst die gewöhnlichen Attentaten, nicht mehr in Anwendung. Das Gouvernement ist äußerlich mit allen Mitteln gegen Diebe und voll Bewaffnetheit gegen Banditen. Es läßt diese Stunden ihr Gewerbe nach Herzenslust treiben, nimmt es aber sibst, wenn rechtschaffene Leute dem Unwesen auf anderem Wege, als dem der Justiz steuern wollen.*) Selbst das Verbrechen ist ohne Energie, die Räuber sind Feiglinge, die den Reisenden in Empfahlen aufstarren, wo sie für ihr Mayrer leben um nichts zu fürchten haben. Der Mörder ist ein niederträchtiger Schurke, der nur, wenn er noch ein halbes Dutzend Gehilfen hat, über einen Einzelnen herfällt.

Mannigfaltiges.

— Dumont d'Urville. Die Südpol-Expedition dieses durch seine frühreren Reisen bekannten Weltumseglers ist nunmehr, trotz der beißenden, seither von uns erwähnten Protestation des gelehrten Herrn Krage, benwoch abgegangen. Die von dem Capitain Commandanten, auf den beiden Schiffen „Astrolabium und Zelée“ bestehende Expedition hat am 7. Sept. den Hafen von Toulon verlassen. Die Dauer der Reise ist auf drei Jahr berechnet. Die König der Franzosen selbst soll den Plan derselben entworfen haben, und zwar ist der Expedition als Hauptzweck aufgegeben, so weit als möglich nach dem Südpol vorzudringen. Die Region derselben ist nun allerdings sehr rauh und verhängnisvoll, als die des Nordpols. Während Cap. Ros den magnetischen Nordpol selbst aufgefunden haben will, ist auf der südlichen Halbkugel der Erde Cap. Cook im Jahre 1774 nur bis zum 71sten und Cap. Wedel im Jahre 1823 nur bis zum 74sten Breiten-Grade gekommen. Allerdings sind diese auch die wahrscheinlichen Polar-Extreme des Südens einen noch gefährlicheren Charakter haben und viel weiter sich erstrecken, als die des Nordens. Daß indessen auch dieses noch nicht ganz feststehe, ist schon daraus abzunehmen, daß Überhaupt nur etwa 180 Grad oder die Hälfte der ganzen Circumferenz des Südpols in seiner Breite bis zum 70sten Grade von Seefahrern bisher erforscht worden. Dem Herrn Dumont d'Urville ist daher noch ein weites Feld zu Entdeckungen aller Art geöffnet. Wir wollen ihm Glück auf die Reise wünschen und hoffen, später auch unsererseits über neue Resultate desselben berichten zu können.

— Französischer Indigo. Die Versuche, die man im südlichen Rußland und namentlich in der Krimm mit dem Anbau einer unter dem Namen Polygonum tinctorium bekannten Chinesischen Indigo-Pflanze gemacht, sind in Frankreich mit dem günstigsten Erfolge wiederholt worden. Europa hat also Aussicht, sich auch in Bezug auf dieses wichtige Produkt, eben so wie es im Mittelalter mit der Seide der Fall war, von Asien zu emanzipiren. Die Französische Regierung hat vor kurzem den Samen des Polygonum tinctorium aus Georgien kommen lassen, um damit Versuche anstellen, und sie noch Mehr als sie hat ein Herr Bonjean, Sohn des Herrn Bonjean, Direktor der Kaiserl. Russischen Pflanzen-Anlagen von Nikita, Samenkörner erhalten, die er bereits im Jahre 1835 dem Direktor des botanischen Gartens in Montpellier, Herrn Delile, mittheilte. Dieser gewann im Jahre 1836 so viele Pflanzen, daß der Same derselben nach verschiedenen Orten, und zwar nach Paris, Versailles (im Departement der Seine und Oise), Nogent (im Departement des Loiret) und Rimes, zum weiteren Anbau versandt werden konnte. Sämmliche Versuche sind gelungen und haben einen Indigo geliefert, der die Sachkenner in Erstaunen setzt und zu den größten Hoffnungen für die Zukunft berechtigt. Das Polygonum tinctorium kommt hiernach nicht blos im südlichen und mittleren, sondern auch im nördlichen Frankreich fort und wird daher mit demselben günstigen Erfolg auch nach Deutschland verpflanzt werden können.

*) Auf der Straße von Mexiko nach Vera Cruz liegt das Dorf Tevenalulco, dessen Bewohner die Räuber von Profession seien. Der Oberst M..... Kommandant der Forts Perote, pflegte, so oft ein Raub auf der Landstraße begangen war, dahin aufzubrechen und mit den liederlichsten einen summarischen Prozeß zu machen. Als die Behörde von diesem Mißbrauch Kunde erhielt, bedeutete sie dem Obersten, daß er die Verbrecher hinfuhro der Justiz überliefern sollte, die ihnen nach kurzer Zeit ihre Freiheit wieder schenkte, weshalb sie nicht dem Kerkermeister die Mühe ersparen und, ohne daß er ihnen die Thür öffnet, entwichen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 114. Berlin, Freitag den 22. September 1837.

Frankreich.

Ein strenges Wort über George Sand.

Nach der Revue Bibliotheque Universelle.*)

.... Die große Schwierigkeit ist die, ehrbare und zarte Ausdrücke zu finden für einen Gegenstand, der es so wenig ist. Da ist zuerst eine Art Weib, oder vielmehr Räthsel, Namens Lelia, ein Räthsel, von dem man am Ende nicht mehr weiß, als am Anfange: dieß ödet dem Kinde Stenio, (ein zweites Räthsel, eine heftige Leidenschaft ein und verschmäht es, sie zu erwidern, nicht etwa aus Reinheit, sondern weil sie drinnen schon die Fähigkeit, unrein zu seyn, abgestumpft. Das Kind, von Verdruß darüber, stürzt sich in die ausgelassensten Orgien, richtet sich geistig und körperlich zu Grunde und endigt zuletzt damit, in einen See zu springen unter gräulichen Lästerungen. Der Pietist Magnus, ein drittes Räthsel, saugt ebenfalls Feuer für Lelia, kämpft lange mit sich selbst, wird wahnsinnig und erwärgt sie; worauf die ganze Sippschaft in den Himmel fährt, den Himmel George Sand's!.... Den moralischen Culminationspunkt der Geschichte repräsentirt der wüste Trenmor, ein viertes Räthsel, ein ehemaliger Gott, Säufer, Spieler, Schurke und Galeerenzüchtling, Gelinde genug, verhalb ihn die Verfasserin zum Heiden und Heiligen erhebt.

Und nun bitte ich, was soll der Zweck von all dem seyn? — Die Moral anlangend, kann ich nur eine einzige darin sehen, nämlich die: Widersetze dich zu keiner seiner Leidenschaften, noch denen der Andereen; das ist eine übelangebrachte Unempfindlichkeit, mit der man schlecht fährt. Aber, wohl zu merken, die Verfasserin hat an diesen Schluß nicht mehr gedacht, als an jenen andern. Ihr war es bloß darum zu thun, die Magie ihres Styls zu üben, noch nie sah man verworrenere und unmöglichere Situationen zu versuchen; zu zeigen, wie sie bloß durch innen sinnverbrennenden Zauber die Leute zum Lesen verlocken und Interesse erregen könne, wobei natürlich alle andere Elemente des Erfolgs ganz gleichgültig bleiben. Da ist also weder ein System, noch ein Plan, weder Prinzipien, die man gutheißen, noch solche, die man verdammen will, weder Moralität, noch Immoralität zu suchen; auf solche Gemeinplätze war es gar nicht abgesehen: Das Ganze ist durchweg nichts als eine Lüge: mag sie heißen oder lästern, mag sie preisen oder spotten, mag sie Ja oder Nein sagen, sie lügt; doch nein, sie lügt auch nicht einmal, denn diese Lüge, diese beständige Negation weiß noch schon Etwas, wider schon auf einen Plan und Zweck hindrueen; ihr aber ist es einerlei, was sie sagt, ob Ja oder Nein, ob Lüge oder Wahrheit: dasse giebt sie keinen Schuß Pulver; wenn sie nur was sagt. Hier und da kommt eine Reuflexung vor, die Euch in Harnisch bringt; aber ich bin' Euch um Alles in der Welt, wer will sich daran stoßen? — Dreht nur einmal die Seite um; sieh Ihr denn nicht, daß der Gedanke nur das Kleid zu den Worten hergeben soll, und weiter nichts? — Ja, die Phrase, die Phrase, das ist das Centrum, um das sich hier Alles dreht, das ist die Tendenz all dieser Geistesprodukte, das Feldgeschrei bei all den Pro und Contra's, der Nahrungsstoff für all die dereiten Talente des Tages. Unsere Nachbarn, die Franzosen, können es nun einmal nicht lassen. Die Phrase ist und bleibt ihre Liebe und ihr Stolz, ihr Pug und ihr Steckenpferd, ihr tägliches Brod und ihr Glaube, der Köder, mit dem man sie lockt, und der Warm, der an ihnen nagt. Ja, dies geht so weit, daß der ihnen ein glückliches Wort genügt, Einen zum großen Mann zu machen.

Was in der „Lelia" besonders empört, ist ein widriges Gemisch des Allerheiligsten und des Allerschändlichsten, das man sich denken kann; die ehrwürdigsten Worte in der Menschen-Sprache, Heiligkeit, Religion, Größe, Tugend, Himmel, Engel, Hoffnung, Zukunft, müssen sich alle eine Besudelung ihres natürlichen Sinnes gefallen lassen, als hätte es sich die Verfasserin zur Aufgabe gestellt, sie so lange zu verzerren, bis sie für immer unkenntlich werden, das aussprechen, was sie bisher ausgedrückt haben. Den Namen Gottes findet man in diesem Buche, sage in der „Lelia", bis zu drei Malen auf einer Seite. Mitten unter den unzüchtigen Schilderungen, wie sie nur die Hand eines Weibes hinwerfen kann, verflicht sich, aus eines jener Weiber, die über die Schranke hinausgetreten, eines jener moralischen Zwitter, die ein verschrobenes Mittum-Compositum von Mann und Weib bilden, mitten unter diesem Schmutz also brechen Lelia und Konsorten plötzlich ab, um — Gott zu preisen, schamlose Bitten oder Vorwürfe an ihn zu richten, oder um den Beschmack zu genießen von der „himmlischen Seligkeit, von der Entzückung der Engel zu den Füßen des Allmächtigen!" Man muß es mit eigenen Augen gelesen haben, um es zu glauben, und auch dann fällt es Einem noch schwer. Da kann man recht sehen, daß Gott und das Evangelium, die Erlöser und das Kreuzigen, vor dem sie sich so zerknirscht hinwirft in dem einsamen Kloster, ihr höchstens ein erhabener Stoff sind, der sich bequem für einen Theater-Effekt brauchen läßt, ein reicher Schacht, aus dem man sich mit Figuren, Vergleichungen und Epitamationen versehen kann, ein Spielwerk zum Putz, ein Pferdestall, um den Styl recht doch zu schrauben, „eine wunderbar zarte und poetische Mythologie" endlich, „ein mysteriöses Symbol", „ein Bild" oder „Typus", mit einem Wort Nichts.

Lautsonnal bleibt ist nie noch der ehrliche Atheismus jener Holbach's und Helvetius', welche die Verirrungen des Geistes noch durch gewisse Tugenden des herzens Lügen strafen und es nimmermehr gewagt hätten, mit dem Namen des Gottes zu spielen, den sie verleugneten. Hier ist der Atheismus aus dem Kopf in das Herz herabgestiegen, und zwar so tief hinein, daß er alle Gefühle daran verderbt, alle Begriffe verkehrt, alle Strenge und Gewissenhaftigkeit vernichtet, daß er mit Gott thatsächlich und ihn als eine bloße Opern-Maschine braucht zur Decoration des Stücks. Schauderhafte Lästerung, die Einem das Haar zu Berge stehen macht, wenn man an den Zustand einer Nation denkt, die diese Sachen liest und sich davon hinreißen läßt!

Es ist nicht aus tausend Stellen, sondern aus vielen Seiten kann, daß Madame Sand nicht an Gott glaubt; aber bei dem Allen mache es ihr Vergnügen, gut katholisch zu seyn; man höre: „Wie schön war sie, jene Kirche", sagt Stenio, „durchdrungen von feuchten Wohlgerüchen, erzitternd in heiligen Harmonieen! Wie die Flamme der silbernen Lampe hell und matt verdunkelt in die Opal-Wolken von ausgeblasenen Benzoe-Harzes, während aus den Räucherpfannen von vergoldetem Silber doch hinauf an das Gewölbe sich die leichten Spiralen eines wohlriechenden Dampfes emporwanden! Wie die Goldplattirung am Tabernakel strahlend in einander funkelte unter dem Widerschein der Wachskerzen! Und als nun der Priester, dieser große schöne Priester aus Irland, mit den schwarzen Haaren und den majestätischen Rücken, mit dem strengen Blick und der wohlklingenden Rede, langsam die Stufen des Altars herabstieg, seinen langen sammetnen Mantel auf dem Teppich nach sich schleppend, als es seine dumpfe, gleich den Winden in seinem Vaterlande durchdringende Stimme erhob, als er, die schwarzende Monstranz hoch hinhaltend, jenes in seinem Dialekte lateinische Wort aussprach: adoremus! da, Lelia, fühlte ich mich von einem heiligen Schrecken ergriffen, und den Marmor mit den Knieen berührend, schlug ich die Brust und senkte die Augen nieder."

Nicht wahr, das ist ein recht frommer Jüngling? Doch halt, unser guter alter Freund Eusebius, das Ende schaudert uns. „Aber der Gedanke an Sie", fährt Stenio fort, „ist in meiner Seele mit allen großen Gedanken so innig verbunden, daß ich mich fast unwillkürlich zu Ihnen zurückwende, um vielleicht, Gott verzeih' es mir, einen Theil dieser demüthigen Anbetung an Sie zu richten. Sie allein haben dem Herrn Ihr Gebet verweigert: sollten Sie nun Mache über ihn seyn? Einen Augenblick glaubt' ich es, und ich hätte beinahe meine Huldigung ihm entzogen, um sie Ihnen darzubringen."

Da haben wir sie recht auf frischer That ertappt, jene Religion des jungen Frankreichs, von der man uns so viel Lärm macht. Der Altarwein, das Gold, das Silber, die Chorleuchter, die Meßgewänder, der Weihrauch, die Orgeln, die hohen Bogen am Gewölbe, die Stimme der Redner und die Frauen im Kirchenschiff, das ist es eigentlich, was sie anderen; denn das die Sache ein Ende: sie drehen sich um, fertig mit Gott und in der tiefsten Erbauung. Ich genuine Ihnen, meine Herren Neophyten unserer Zeit! Man sagt, daß Madame Sand an einer Stelle den Protestantismus tadelt und die Genfer lächerlich macht; ja, das begreife ich wohl, und ich kann den Genfern nur Glück dazu wünschen.

(Schluß folgt.)

*) So viel auch bereits über die merkwürdige Frau geschrieben worden, das Thema ist doch noch lange nicht erschöpft. Es wird so bald und so leicht ein End-Urtheil über sie nicht festgestellt werden. Wir haben hinsichtlich der erwähnten Novelle Jules Janin's auf dieselbe mitgetheilt und glauben daher, mit Fug und Recht das folgende, wenn auch etwas eigenthümliche, doch anderwärts bei Beurtheilung aller Parteien-Leidenschaften gestützt ist, hier nochmehren zu dürfen. Wir können jedoch nicht unbemerkt lassen, daß der Genfer seine Kritik an den ältesten Roman teilte — freilich eines der Hauptwerke George Sand's — anknüpft, während die Verfasserin in ihren neueren Romanen augenscheinlich anderen und besseren Tendenzen zu folgen strebt.

Bibliographie.

Correspondance de Napoléon avec le Ministre de la marine, depuis 1804 jusqu'en Avril 1815. — 2 Bde. 15 Fr.
Un tourlourou. — Von Paul de Kock. 2 Bde. 15 Fr.

Digitized by Google

Spanien.

Spanische Zustände.

II. Katalonien.

(Fortsetzung und Schluß.)

Am Dorfe Esparaguerra beginnt der Mont-Serrat, hineingeworfen mitten in die trockene und kahle Ebene wie eine ungeheure Klippe mitten im Ocean. Wenn man ihn von fern durch die dichten Nebel sich erheben sieht, so möchte man an irgend ein mysteriöses Babylon denken, das die vorweltlichen Titanen errichteten, um den Himmel zu erstürmen; aber die Nebel klären sich auf, die Morgenröthe erscheint, und die tausend und tausend Formen der riesenhaften Citadelle zeichnen sich immer reiner auf den rosigen Himmel hervor. Der einsame Berg ist nun ein ungeheurer in Gipfel und Spitzen getheilter Kalkfels, wie der Berg Pellegrino bei Palermo, welchen er auch ziemlich gleicht. Er liegt eingein und kahl wie dieser da und ist in jeder Richtung von tiefen und pittoresken Abgründen durchschnitten.

In dem einsten Doefe Bench stieg ich ab und ging zu Fuß nach dem Berge aufgehobenen Benedictiner-Kloster, das oben auf dem Berge liegt und dem er seine Berühmtheit zu verdanken hat. Das Hinaufsteigen ist von dieser Seite sehr leicht; man gelangt dagegen auf einem mit großen Kosten durch die Mönche zur Zeit ihres Wohlstandes gebauten Wege hinauf, welcher sich aber immer mehr verschlechtert, seitdem er nicht mehr durch die Pilger unterhalten und durch ihre Gaben unterhalten wird. Rechts mit großen bald nackten bald zerrissenen Felsen besetzt, bald mit Moos tapezirt und mit Fichten bedeckt, steigt er an einem Abgrunde die zur Höhe hinauf und verschreibt lange Krümmungen. Je nachdem man sich erhebt, erweitert sich der Blick über die traurige und öde Landschaft; ein Nebel-Nebel verschließt die Seite von Manresa und erhöht das Melancholische der Landschaft.

Das Kloster ländigt sich von fern durch eine große Statue von Stein an, welche mitten auf den Weg hingestellt zu sein scheint, um den Pilger zu empfangen. Als ich ins Kloster eintreten wollte, stürzte sich eine Schaar Barcelonischer Urbanos auf mich und verfolgte mir den Durchgang. Diese Leute bestehen sich hier, um die Mönche zu bewachen, die stark in Verdacht waren, Verbindungen mit Don Carlos zu unterhalten. Meine Erscheinung war verdächtig, ich war ein Kunstschaffer, wie konnte man daran zweifeln? Ich zeigte meinen Paß vor, aber er galten da Nichts, wo man so viel Interesse hatte, sich zu verschaffen kann; indeß wollte das Geschick, daß einer der Urbanos einige Französische Worte radebrechte, es war ein alter Soldat, der mit den Kriegsjahren unter Napoleon bis nach Genf getommen war. Die Bekanntschaft war bald gemacht, und er nahm mich unter seinen Schutz. Interessen sühre der Aufklärung fort, sagt mir Jemand, ich bachtigen Augen zu betrachten. Während der ganzen Dauer meinen Aufenthalts im Kloster wurde ich als ein Gegenstand leidenschaftlichen Neugierde bewacht und nicht aus den Augen gelassen, während die Mönche überseits, weil sie sich verdächtig zu machen fürchteten, sich von mir entfernt hielten und jede Verbindung mit mir vermieden. Kaum sah ich einige mitten in den Felsen mit ihren schwarzen Gewändern herumirren. Sie verschwanden wie Schatten bei meiner Annäherung.

Die alte Kirche ist in Flammen aufgegangen und die neue in uns edlem Style erbaut. Alles bedeckt der gelbliche Wiberig; auch das Kloster selbst ist ohne Werth für die Baukunst. Welche Wandlung von Menschenschicksalen, und wäre dieser Mensch auch Michael Angelo, könnte aber auch den Bergleich mit der prächtigen Baukunst dieses durch die Hand Gottes errichteten und behaunten Berges ausbalten? Die Lage ist bewunderenswerth; prächtige gelbne Büsche durchschneiden die graue Dürre des nackten Felsens. Das Kloster liegt am Eingange einer engen Schlucht, die den Berg theilt, welcher den Namen des Mont Serrat erhalten hat, eine Verderbung von Monte serrado (der durchschnittene Berg). Alle Bergspitzen sind mit Einsiedeleien gekrönt, die wie Aviernester an den Felsen hängen. Diese Zusluchtsörter asetischer Gedanken und einiger Beschauung sind seit langer Zeit verlassen. Der Glaube unserer Christlichen ist nicht mehr stark genug, um den Menschen in so strenger Einsamkeit zu unterstützen. Diese Heiligthümer der Wildniß sind nur noch eine Zierde der Landschaft. Ringsherum öffnen sich ungeheure Abgründe. Der Liebegast schlängelt sich unten durch die dürre und einförmige Ebene von Manesteol. Ein Saumen Bettler aus dem Dorfe war an der Thüre des Klosters aufgestellt und erwartete eine Gabe.

Ich ging den Berg nicht auf derselben Seite, von der ich ihn erstiegen hatte, wieder hinab; der Weg ist hier kürzer, aber er ist schrecklich. Hinrend von spitzen Felsen und am Boden hingiehenden Wurzeln. Bei jedem Schritte erstaunte ich über die tiefen Abgründe, die schaurigen Schluchten und die ungeheuren zähen Felsenmasse. Ich begegnete auf diesen Engpässen mehreren Karawanen Barceloner beider Geschlechter, die zur Erfüllung der in den Schrecknissen der Cholera der Madonna gethanen Gelübde hierher kamen. Als Pilger, die jedoch für ihre Bequemlichkeit gang gehörig sorgen, zogen sie auf guten Maulthieren an mir vorüber und gaben mir alle den Friedensgruß: Vaya Usted con Dios!

Ich kehrte mit dem Ave Maria nach Bruch zurück, nachdem ich den ganzen Berg umgangen hatte, und am anderen Tag bestieg ich den Eilwagen nach Saragossa.

Ich war nun der Cholera und den Urbanos entwicht, um in die Hände der — doch hier folge die ganze Begebenheit, wie sie sich zutrug. Ich hatte alle in Bruch den Eilwagen nach Saragossa genommen. Der erste Tag war ohne Interesse. Das Land ist unbebaut, wild, dergig, und der Nebel oder Regen vermischte noch obenein alle Farben der Natur. Ignalada ist eine kleine unbedeutende Stadt, wo man frühstückt, aufreden aber kaum Zeit hat, sie zu besehen. Die November-Tage sind kurz, und es war finsterer Nacht, als wir in Cerbera ankamen. Dies ist bekanntlich eine Universitäts-Stadt, und wir kamen mitten unter einen Haufen Studenten mit Barrets und kurzen schwarzen Mänteln, wie sie die Spanischen Studenten tragen. Drei nahmen im Eilwagen Platz. Ueber Nacht hielten wir in Tarrega, einer anderen kleinen Stadt, einer Zwillings-Schwester von Ignalada. Die Posada war schlecht, die Suppe selbst für den Heißhunger des Reisenden ungenießbar, die wenigen Betten nicht sonderlich zum Schlaf einladend, sie klarten von Schmutz. Zum Essen schon setzte der Wirth, um sie zu erwärmen, Schuhe und Strümpfe, was manche Diskussionen hervorrief, und wer sie zuerst faßte, erklärte sich für ihren Besitzer. Ich zog mich behutsam aus dem Handgemenge, denn der Kämpferein war des Kampfes nicht werth. In meinen Mantel gehüllt, bewächtigte ich mich eines Tisches, dessen Reiz Niemand verfucht war, mir streitig zu machen. Es war ein Kärtz, eine Konfusion, und ein Lärm, der Nichts mit dem Geräusch der Waffen gemein hatte. Die Besatzung mißhandelte ihre Mägde, die Reisenden lachten, sangen, scherten, die Unordnung wuchs, der Lärm verdoppelte sich, es war eine wahrhaft Babylonische Verwirrung.

Mitten unter diesen beisandenden Lärm bemerkte ich einen Mann von verdächtigem Aussehen, der von einem Zimmer in das andere ging und Alles mit tückischem Auge beobachtete. Als ich ihn meinen Reisegefährten bemerklich machte, verschwand er. War es ein Spion der Polizei, der Karlisten oder der Banditen? Ich weiß es nicht!

Inzwischen ward die Ruhe nach und nach hergestellt, und man hatte bald in den vier Winkeln des unsaubern Karawanserai's in allen Ecken schnarchen. Diese glückliche Ruhe sollte aber nicht von langer Dauer sein. Um zwei Uhr Morgens war schon Jedermann auf den Beinen; um drei Uhr rollte der Eilwagen wieder auf der Landstraße, und der Zagal plauderte freundschaftlich mit seinen Maulthieren. Es war noch finsterer Nacht.

Der Wagen war ganz gefüllt. Der hintere Raum gehörte der Gräfin von M., einer jungen Andalusischen Witwe, welche mit Estorte reiste, indem auf der einen Seite ein Kammerdiehen, auf der anderen ein junger Italiäner, der die ihr den Dienst eines Cavaliere servente verlah, Wache bewachten. Ich befand mich mit den Cavalieren von Cerbera, einem amnestirten Emigranten von 1823, der von England zurückkam, und einem jungen Barcelonet, der sich auf sein Landgut begab und ziemlich gut Französisch sprach, im Innern des Wagens. Die Rotonde war von einem Diener der Gräfin, zwei erklärnen Frauen, deren eine ein kleines Mädchen war, und einem Mönche besetzt. Ich hatte und die von einem eben so ehrsamen Bürger begleitet worden, besetzt. Der verdächtige Landstreicher vom vorigen Abend machte den Schluß der Gesellschaft.

Ich sagte bereits, daß es Nacht war, und die Nacht war dunkel, denn es regnete. Wir waren in der Ebene von Urgel, aber man sah nichts, man hörte nur den Nachklang der taufend Glöckchen am Maulthiere und die taufende Stimme des Zagal. Alles schlief, und ich schlief wie Alle in meinem Winkel. Plötzlich hielt der Wagen an. Aufgeschreckt vom Schlafe und mißmüthig über die ungebetene Störung, schickte ich mich an, wieder einzuschlafen, indem ich mir dachte, ein Maulthier sei gestürzt, oder der Weg sei von Felsen versperrt, und der Weg war glatt. Aber das Halten verlängerte sich, und ich hörte gewaltsam eine Schride des Wagens herbrechen; ich ließ mein Fenster herunter, streckte den Kopf aus dem Kutschenschlage, um zu sehen, was vorging, und dichter in die Finsternissen zweier auf mich angeschlagener Karabiner. — Waren es Räuberschüsse? — Nein, es waren Fallen verspracb das Zusammentreffen nichts Gutes, und während ich mich wieder in meine Ecke drückte, ließ ich auf gut Glück einige zwanzig Louisd'or in eine meiner Kanuschen schlüpfen und meine Uhr in die andere.. Nachdem ich dies gethan, erwartete ich, was da kommen würde.

Man ließ nicht lange auf sich warten. Der Kutschenschlag öffnete sich, wir erhielten Befehl, auszusteigen, und ich befand mich mitten unter einem Dutzend Menschen, die mit Säbeln, Pistolen und Stutzbüchsen bewaffnet waren. Ein Subaltbeld hatte den Postillon vom Maulthier herabgerissen, ein Kelbenkind den Zagal in derselben Beschäftigung, und der Mayoral lag auf dem Bauch, den Kopf unter dem Rade, das ihn bei dem ersten Schritt der Maulthiere zerdrett haben würde. Die junge Gräfin wurde gleich aus dem Wagen gerissen; der Neger trospte auf ihre schönen schwarzen Locken, und ihr Andalusischer Stolz verbirgte den Schrecken-Schmerz. Die Dame war sehr erschrocken und ihr Cavalliere servente half ihr zu nichts, denn er war noch mehr erschrocken, als sie selbst, und soleste eine ziemlich traurige Rolle. Alle Uebrige waren stumm und bestürzt. Was den undekannten Landstreicher aus der Posada betrifft, so weiß ich nicht, was aus ihm geworden war, denn ich sah ihn nicht mehr. Die beiden Frauen in Rotonde zerflossen ganz in Thränen; der junge Barcelonet versuchte ihr Kind mit kriegerischem Muth an ihrer Brust, indem sie ein verzweifelter Geschrei ausstieß. Einer der Banditen, ich glaube, es war der Anführer, näherte sich ihr mit der Flinte in der Hand; die arme Mutter glaubte, daß er ihr Kind tödten wolle, und ihr Geschrei verdoppelte sich; aber der Bandit tröstete sie: er nahm das Kind und wiegte es väterlich in seinen Armen.

Während dieser Zeit war die Bande thätig und ging dabei eben nicht sehr sanft zu Werke — „Hoca abajo!" riefen sie uns zu, indem sie auf gut Glück Säbelhiebe und Kolbenstöße ausstheilten und Jeden zu gehorchen und sich ohne weiteren Widerstand mit dem Bauche auf die Erde zu legen zwangen. Ich allein opponirte mich gegen diese schändliche Formalität, und trotz der wiederholten Befehle, trotz der Drohungen und Schläge, blieb ich eigensinnig auf dem Trittritt des Eilwagens sitzen. Der Posten war gefahrvoll, denn die Banditen stiegen an, den Wagen abzuladen, und warfen die Koffer oben aus der Imperiale, underkommert, ob diese beim Niederfallen einen der auf den Weg ausgestreckten armen

Stücker zerschmetterten; einer der Studenten von Cervera erhielt einen Wurf, der ihm beinahe das Bein zerbrach. Die Frauen allein wurden geschont. Man hatte sie zusammen in ziemliche Entfernung gebracht. Ich erwartete hier eine Szene ganz anderer Art, denn die junge Gräfin schien dazu geschaffen, noch andere Gefangenen, als die der Geliebten, zu erweichen; sie wußte dies auch und erinnerte sich ohne Zweifel der Unbill, welche kürzlich auf dem Wege nach Pumpeiona der Tochter des Grafen P. widerfahren war.

„Ich bin eine arme Kastilianerin" (soy una pobre infanna), sagte sie schluchzend, „ohne wahrscheinlich hatte sie einen geheimen Grund, alle sie sich für treuf ausgab. Gewiß war es, daß sie sich sehr wohl befand, und daß sie reizend war. Indeß kam sie mit der Furcht davon; sie hatte ihre Juwelen in der Korset verborgen, und man gab sich nicht die Mühe, sie dort zu suchen.

Als die Banditen gewahr wurden, daß ich ein Fremder sey, wurde ich ihrerseits der Gegenstand einer besonderen Aufmerksamkeit. — „Al caballero francese", wiederholten sie sich einander, indem sie mit dem Finger auf mich zeigten und mich nicht aus dem Gesicht verloren. Es ward mir sehr schwer, sie zu verstehen, und noch mehr, ihnen zu antworten; denn ich fand damals noch bei den ersten Anfangsgründen der Spanischen Sprache. Ich hatte mich zwar der Mühe gegeben, ein Italiänischen näherten, und Italiänisch antwortete ich ihnen. Das Gespräch war nicht immer verständlich, und die Ungeduld meiner Disputanten zog mir mehr als Einen Säbelhieb zu. Einer, der ohne Zweifel glaubte, daß ich böses Willen hätte, wurde ganz wüthend und rief, indem er mit seinem Karabiner auf mich zielte: „Carajo! Has a morir!" (Schurke, du sollst sterben!) — „No, Señor!" antwortete ich ihm ruhig, indem ich im schlechten Gemisch von Spanischen und Italiänischen versuchte, „no se nuneee cosi."

Ich dachte damals durchaus nicht an den Tod, und meine Ruhe hatte folglich wenig Verdienst. Indeß hatte mich ein trübseliger Gedanke. Ich glaubte, daß mein Titel caballero francese mich in eine gefährliche Stellung bringen könnte, denn es war möglich, daß plötzlich ein Funke der politischen Leidenschaften von 1808 in den Herzen dieser Wilden erwachte und dieselben an mir irgend einen alten Groll kühlten. Ich war einen Augenblick verlegen, ob die Rebel gerathen sey, sich; man wollte nur meine Börse. Meine Kaltblütigkeit hatte einigen Eindruck auf sie gemacht, und nachdem sie sich zu geoden und einfältigen Drohungen ausgelassen, entlagten sie ihrer fiesen Ire, mich, wie die Andreen, zur Erde niederlegen zu lassen (boca abajo), und behandelten mich zuletzt sogar mit einiger Achtung.

Hätte ich die Sprache verstanden, so würde ich mich weit besser aus der Sache gezogen haben, aber ich war in dieser Rücksicht fete in einer furchtbaren Verlegenheit. Ich rief zwar den jungen Bareleser, welcher Französisch sprach, zu Hülfe und bat ihn, mir als Dolmetscher zu dienen, aber er stellte sich todt und antwortete kein Wort. Die erste Spanische Lection war freilich ein wenig hart, indeß muß ich doch gestehen, daß sie Eindruck machte, und daß keines der Wörter, welche ich in der Nacht vernahm, aus meinem Gedächtniß entschwand. Was mein Ohr überhörte, begriff ich mit den Augen. — Dinero! dinero! war das Haupt-Wort, das ich vernahm, es war das, welches alle übrige beherrschte. Ich gab Alles hin, was ich in meinen Kniehosen verborgene Geld gefunden, bäten sie mich, weil ich sie betrogen, ohne Gnade und Barmherzigkeit umgebracht. Sie wollen, daß man aufrichtig zu Werke gehe, und wenn man ihnen etwas verdeigt, so sagen sie, man bestiehlt sie. Ich gestehe, daß ich einen sehr schlechten Moment erwählte und den Grund der Sache meine gründliche Vorsicht verabsäumte. Mein Henker legte schon die Hand auf meinen kleinen Schatz, und meine letzte Stunde schlug, als einer seiner Begleiter mir wunderbar das Leben erhielt, indem er meine Uhr erblickte; man wird sich erinnern, daß ich sie in die andere Kauuasche verdarg; ich sagte, sie sey im Wagen und stieg hinein, um sie zu suchen, sie sie aber, dergleichen von der Fensterseite, aus ihrem Versteck und ertheilte sie hin. Dieser Fang gab dem Dinge eine andere Wendung, und man dachte nicht mehr daran, mir die Kehle zu drosseln. Ich hätte lieber meine Uhr als mein Geld geeettet, aber man ließ mir keine Wahl, und es kam darauf an, mein Leben zu retten.

Sie hatten sich meines Koffres und meiner Hutschachtel bemächtigt; den Koffer verschmähten sie, aber das Hut-Futteral, das von Leder und mit einem Schloß versehen war, gefiellte ihre Aufmerksamkeit. Sie bildeten sich ein, die Chatoulle erwischt zu haben, und wogen schon in Gedanken die Unzen Goldes, die sie enthielt. Sie schnitten die Riemen durch, öffneten. . . Ein Hut! O Heiligen! Sie schleuderten das Futteral mit Wuth weit hinweg, und ihr Strich durch die Rechnung war so vollständig, daß ich mich des Lachens nicht enthalten konnte; sie antworteten schnell durch einen Säbelhieb, welcher meinen Mantel aufschlitzte.

Waren es Fanatiker oder einfache Räuber? Es waren Räuber, die für Fanatiker gelten wollten. Um uns das Letztere glauben zu machen, verlangten sie endlich unsere Papiere, die sie jedoch nicht lasen. Während sie dieselben dem Übergaben, der der Anführer schien und bei der ganzen Affaire das Präsidium führte, gaben sie ihm einfältiger Weise den Titel eines capitan faccioso, ein buntjäckiger Bereits, daß es keine Fanatiker waren, denn sie würden sich nicht selbst diese Eigenschaft beigelegt haben.

Die Expedition dauerte über eine Stunde, und in solcher Lage wird Einem die Zeit nicht zu lang; endlich gab der Anführer das Zeichen zum Aufbruch, und nachdem sie den Gefangenen den Befehl ertheilt, bei Todesstrafe nicht von der Stelle zu weichen, zog die feindliche Armee mit ihrer Beute davon. Sie verschwand bald in dem Dunkel der Nacht. Als die Räuber abgezogen waren, dauerte das Stillschweigen noch eine Weile fort, und Niemand trgte sich, es war ein gewaltiges Schauspiel, alle diese Leute mitten auf dem Wege und auf dem Bauch wie Leichen liegen zu sehen. Da ich stehen geblieben war, so übernahm mir natürlich die Rolle des Anführers zuzollen. Ich war denn auch, welcher, so zu sagen, die Aufersteehungs-Trompete blies. Ein Kopf erhob sich schüchtern, kaum zwei, drei, endlich alle, und mit dem Leben sank sich auch der Muth wieder ein; sie erhoben sich einzeln aus dem schmutzigen Grabe, in welchem sie gleichsam beerdigt waren.

Kaum waren wir auf den Beinen, als ein langer Zug Maulthiere auf dem Schlachtfelde ankam. Mein Kabilet der andere Sachen, welche den Weg bedeckten, erkundigten sich die Arrieros nicht weiter, was uns begegnet war, denn in Spanien ist ein Straßenraub kein Ereignis, das selten einmal vorkommt: es ist einer von den tausend Wechselfällen des Reisens, wie das Umwerfen des Wagens oder ein Anfall von Schnupfen. Man sprich deren, wie von einer andern Unannehmlichkeit, und Niemand kümmert sich um solche Kleinigkeiten. Die Arrieros zogen vorüber, indem sie ihre copilas sangen. Bätten sie die Räuber gerade bei ihrer Arbeit gefunden, so würden sie dieselben auch weiter nicht gestört haben, vielleicht wären sie nur etwas schneller vorübergegangen.

Man kann sich die Unordnung des ersten Augenblicks denken. Der Eine suchte seinen im Graben erstaunten Koffer heraus; der Andere sammelte seine im Schmutz zerstreuten Sachen; dieser zählte seine Verluste, jener seine Wunden. Es war ein allgemeines Chaos, und der Regen und die Finsterniß vollendeten noch die Verwirrung. Ich machte man den Schaden gehörig bewegen, fand es sich, daß Niemand todt oder selbst gefährlich verwundet war. Der Emigrant allein hatte einen Messerstich in den Rücken erhalten, was ihn indeß nicht verhinderte, seine Reise fortzusetzen. Als der Wagen wieder beladen war, nahm Jeder seinen alten Platz ein, und die traurige Karavane setzte langsam ihren Weg fort.

Eine halbe Stunde nachher hatten wir das Dorf Comes erreicht. Es war noch Nacht. Wir stiegen aus und gingen zusammen zu dem baile (Amtmann), um den Verfall anzuzeigen. Der Schreiber (escribano) brachte unsere Aussagen, blos der Form wegen, auf Stempelpapier. Jeder erklärte, was er wollte. Die, welche ihre Franken verloren hatten, gaben 100 Louisd'or an, und die Steckpferd vermeldeten sich unter der Feder des escribano in Deschiffre. Alle führten große Worte im Munde, und Keiner hatte Furcht gehabt. Ich sprach breist mit ihnen, sagte der Eine, und doch war er stumm wie eine Muster-Carthause. Man wußte sehen, wie ich in Wirklichkeit erbleicht, sagte ein Anderer, der wie eine blühende Magdalena gewinnt und kniend um sein Leben gebeten hatte.

Gewiß ist es, daß Keiner an einen Widerstand gedacht hatte, der gar nichts so unmöglich war, denn wir waren zwölf Männer; indeß waren sie ohne Waffen, und in Spanien ist es auch nicht üblich, den Räubern die Spitze zu bieten. Die Prahlereien meiner Hidalgos erschienen aber darum nur um so lächerlicher, und die Gräfin, die Alles beobachtet hatte, ließ es nicht an Eingeammen fehlen. Der Ruf von unserem Abenteuer hatte sich im Dorfe verbreitet, und wir wurden bald von der ganzen Bevölkerung umringt. Ich genoß die Ehre einer besonderen Aufmerksamkeit. Pobre francese! sagten die Frauen ein Mal über das andere, und mehr als eine zupfte mich an dem Mantel, um zu wissen, ob ich verwundet sey. Mein Mantel war es, ich nicht. Was die Männer betrifft, so waren sie lauer, und in ihre Mäntel gewickelt, sahen sie mit mit einem Auge der größten Gleichgültigkeit, fast der Verachtung vorüberziehen. Einige tengen eine Stupbüchse auf der Schulter; es waren Urbanos, welche das Dorf bewachten, aber niemals habe ich seltsamere Gestalten gesehen. Sie sahen aus, als wollten sie ins Feste, um auf die Banditen zu visitiren, aber es war nur der Form wegen; ja, der weiß, ob nicht irgend einer von denen in ihren Reihen war, welche die That angestiftet, und ob nicht meine Uhr in ihrer Tasche schlug? Comes hat in der ganzen Gegend einen sehr üblen Ruf. Die durch Lampen oder Feuerbrände nur halb beleuchteten Gruppen von Landleuten, hier die Verbündeten, dort die bewaffneten Männer, daneben Frauen jeden Alters, zum Theil in der Mantilla, zum Theil im bloßen Kopf, mehrere nur halb gekleidet, die Stunde, der Ort, der Regen, die kleinen Kinder, welche ganz nackt auf den Thürschwellen herumkriechen, das Geheul der Hunde, die herumschwirrenden Nachtvögel; endlich die lange Karavane von Reisenden, welche die ausgepflasterte Landstraße mit dem Schiermesser an der Seite wieder einnahmen, die Studenten im Barrett, die Weiber in der Mode, die Geistlichen, die Mönche, die noch ganz bewegungslose Gräfin, alles dieses bildete ein überaus wunderliches Gemälde, das eines Salvator Rosa nicht unwürdig gewesen wäre.

Ch. Didier.

Persien.

Persische Arzneikunde.

Wer Mortier's Hadschi-Baba gelesen hat, der kann sich von dem Zustande der Medizin und Chirurgie in Persien eine deutliche Vorstellung machen. Nichts lehrt uns den Charakter des Muhammedanere besser kennen, als sein Zurückbleiben in jeder Wissenschaft, teils der so zahlreich gewordenen Verbindungen zwischen Morgenland und Abendland. Gleichwohl stehen die wissen den Islam verehrenden Völker in dem Wahne, daß sie ihren nicht-muhammedanischen Zeitgenossen noch jetzt an Kultur eben so überlegen seyen, wie in der blühendsten Periode des Chalifates.

Digitized by Google

Wenn die Medizin und die Chirurgie im Türkischen Reiche und in Aegypten rasche Fortschritte gemacht haben, so verdankt man dieses Ergebniß den Bemühungen thätiger und aufgeklärter Europäer; die Perser aber müssen bis auf den heutigen Tag in allen derartigen Krankheiten mit den Mißgriffungen ihrer Bhamdschihm's (Astrologen) und den wunderlichen Verschreibungen ihrer Hakim's (Doktoren) sich begnügen. Die abenteuerliche Lehre von heißen und kalten, feuchten und trockenen Krankheiten, von wässerichen und weiblichen Heilmitteln, die sie aus den Werken alter Arabischer Aerzte geschöpft, und ihre vollkommene Unbekanntschaft mit Anatomie, Physiologie und Chemie machen es schwer unwahrlich, in der Heilkunde einen Schritt vorwärts zu thun. Wenn nicht über kurz oder lang ein unternehmender Kauf die Schranken der religiösen Vorurtheile niederreißt, so wird die Arznei-Wissenschaft des eigentlichen Orients immer bleiben, was sie vor sechs oder sieben Jahrhunderten gewesen ist. Die Persischen Aerzte stehen sich im Stolze ihrer vermeintlichen Kenntnisse selbst gleichsam und weisen jeden Versuch, sie auf die Spur richtiger Prinzipien zu leiten, voll Abscheu zurück. Jeden Anatomen würde man sie einen ruchlosen Menschen halten, dessen Umgang man fliehen müsse. Wer chemische Experimente anstellte, der müßte unbedenklich für einen Zauberer und Bundesgenossen des Teufels erklärt.

Die medizinische Fakultät Persiens zerfällt in drei Zweige: Drogenhändler, Barbiere und Doktoren (Hakim's). Die erstgenannte Klasse hat kleine Läden in den Bazars, deren vornehmster Artikel aus trockenen Kräutern und Pflanzen für Abkochungen, Klistire und Aufgüsse besteht. Erst seit ein paar Jahren besitzen diese Läden einige Quantitäten chemischer Fabrikate aus Europa, als da sind: scharfestillirtes Eisen und Kupfer, Alaun, Borax, kohlensaurer Soda und Potasche, Weinsteinsäure u. s. w. Auch findet man in ihren Läden zuweilen Kalomel, den sie unter dem Namen „weiße Pulver" verkaufen, weit seltener aber Präparate von Antimonium, Mercur, Arsenik, Quecksilber, Natrium, Ricinus, Sauerkleesalz, Rhabarber, Weinsteinsalz, Gummi und gewisse aromatische Bergkräuter.

Das einzige Fremdwort der Persischen Drogenhändler, von dem es nur geschriebene Exemplare gibt, hat einen gewissen Barnabas-Bhabamed-Abdallah-Ben-el-Whiet-Schirasi zum Verfasser. Man findet darin eine Menge unnützen Wustes, der Grundsätze aus Griechischen, Arabischen und Lateinischen Schriftstellern zusammengetragen ist. Hippokrates, Galenus, Plinius, Dioscorides und die ganze Reihe der berühmtern Arabischen Aerzte werden gekannt — die Griechen und Lateiner versteht sich nur in Uebersetzungen.

Eine weitere Kenntniß besitzen sie von den Giften, welche größtentheils aus Pflanzen-Stoffen gezogen sind, obschon sie auch metallische Gift-Arten anzuwenden verstehen. Man rühmt im ganzen Orient ihre Geschicklichkeit in chemischen Combinationen und in Anwendung derselben; denn gewöhnlich ist der Dosis in passiver Agent seines Schad's, der sie für solche Künste gut bezahlt. Einige unter ihnen verstehen sich der Gabe, Jemanden in einem bestimmten Termin aus der Welt schaffen zu können; sie mischen von Zeit zu Zeit eine Quantität Gift in die Speisen ihres Opfers, um des gewünschten Wirkung sicher zu setzen; und der Unglückliche muß nun dem Einfluße feindseliger Gestirne zusehen, und verrichtet Menschenmöglicher ihm heimlich Intrigen. Eine ihrer Gift-Mischungen — Schmergel in Pilau — erzeugt, wie sie sagen, eine heftige Ruhr, die gewöhnlich mit dem Tode endet. Eine andere höllische Mixtur, deren Ingredienzien Wollsamich-Saft, sehr giftige Insekten und Intestinal-Schleim aus den Eingeweiden einer an Dysenterie gestorbenen Person sind, offenbart ihre Kräfte in verschiedenen Gestalten, indem sie bald Wassersucht, bald eine Darm-Entzündung oder ein bösartiges Nervenfieber erzeugt.

Einer von den Artikeln, die man bei den Persischen Drogenhändlern am gewöhnlichsten findet, ist die China-Rinde, von der sie in Krankheiten jener Art Gebrauch machen. Die Kräfte dieser Rinde und ihre Spezifikmittel sind in einem Persisch geschriebenen Buche, das den Namen der Rinde führt, angepriesen. Wenn man dem Kranken diese Arznei eingiebt, müssen Fenster und Thüren geschlossen sein, damit keine Äußere Luft an ihn komme. Hat er seine Dosis eingenommen, so bedeckt man ihn mit Kleidungsstücken, bis er stark transpirirt.

Das Interessanteste aber in den Läden dieser Leute sind die Schutzmittel gegen Krankheiten, gewöhnlich Bezoare und heilige von Mecka's und Derwischen gewebte Steine aus Mecka. „Der Bezoar", sagen die Perser, „ist der König aller Heilmittel und der kräftigste Beschützer des Lebens: nie mag sich ein giftiges Insekt an den glücklichen Sterblichen, der einen Bezoar besitzt die Scorpione werden ihre bösartig und zu zittern für ihre Schwänze; die Schlange meidet den Weg, den er gewandelt." Diese Substanz wird aus Bochara und Indien bezogen; man verkauft sie oft sehr theuer, besonders in Zeiten einer herrschenden Seuche. Ich sah einen Bezoar am Arm einer Persischen Dame, den man auf 20 bis 30 Tuman (10 bis 15 Pfd. Sterl.) schätzte.

Eines Tages hatte ich die Ehre, einen Experimente mit dem Bezoar beiwohnen zu dürfen. Der Diezgift legte dem Kranken, der von einem Skorpion gestochen war, die edle Substanz auf die Stichwunde, nachdem er sie zuvor angehaucht und zu seiner Würde getauscht hatte. Da der Patient er in Todesangst war, so bemerkte man nicht den Segenspruch: „In Namen Allah's, des Barmherzigen, des Gnädigen!" Alle Umstehenden waren von der Ceremonie sehr erbaut, und ich selber mit; doch konnte ich keine Veränderung in dem Zustande des Kranken bemerken.

Bisweilen haben die Persischen Apotheker unter ihren Arzneitränken kleine Quantitäten Saffaparilla, welchen Pflanzenstoff man Sarsa und Kaskarilla nennt; bisweilen lassen sie sich aus Tiflis kleine Vorräthe eines Präparats kommen, das bei ihnen Dschehannum (Hölle) heißt; dieses Präparat ist unser Hollensteinn, der bekanntlich so empfindliche und wohthaft infernalische Schmerzen verursacht. In den letzten Jahren haben Engländer und andere Reisende den Drogisten von Ispahan und Bagdad kleine Quantitäten Jeracaucha und Brechwinstein abgelassen. Die sie mit ungeheurem Profit wieder verkaufen. Einer Tages mußte ich zwei Gran Brechwinstein mit einem Thaler per Gran bezahlen.

Für Frauen, die sich ihrer Leidesfucht bald nach der Conception entledigen wollen, hat der Persische Drogist eine große Auswahl von Präparaten. Einige derselben, das man zugleich als ein herrliches Schönheits-Mittel rühmt, sind: Quecksilber, gewäßt, es ist ein sehr wirksames Gift, von welchem kleine Quantitäten in Rosenwasser, das man zuvor mit rothem Mohn gefärbt, aufgelöst werden. Diese Mischung erzeugt ein Prickeln und Jucken auf der Haut, wie von jedntanlend Nadelstichen; die Hautgefäße verdorren, und 24 Stunden nach der Anwendung des Mittels ist die Haut wie die einer Epidermis ganz ab, wegegen eine neue sehr zarte und fein und zum Vorschein kommt. Andere kosmetische Mittel sind: die Henna, womit man Füße und Hände bemalt und die Haare tiefer schwärzt, und das schwefelsaure Antimonium zum Färben der Augenbrauen. Letzteres Kosmetikum hat eine so ätzende Eigenschaft, daß die meisten Persischen Frauen an Hautkrankheiten leiden; aber ihre Gesellschaft und ihr Mann, der Geschmack daran finden, daß nichts sie davon abhalten kann, mit dieser Substanz ihren Blick lebhafter zu machen, obgleich er von Thame schon Leben und Augenlicht genug besitzt.

Der Persische Drogenhändler kauert beständig mit untergeschlagenen Beinen und kleinen Tschibuk rauchend in seinem Laden. Er empfängt seine Kunden mit wohthaft Französischer Artigkeit, fragt sie, wie es mit ihrem Befinden steht, und giebt ihnen die Versicherung, daß ihre Gegenwart aus seinem Laden ein Paradies-Gärtlein mache, und daß sie ihn mehr als alle Schätze Indiens begliicke. Mit Du zufällig ein Mann, so sagt er Dir: „Ihr Wohlgeschaft durchringt meine Drogen und Eure Herablassung mein Herz." (R. V.)

Mannigfaltiges.

— Columbus in Island. Wie haben bereits früher einmal in einem längeren Artikel der historischen Aufgeschrieben, welche die Skandinavier und namentlich die Isländer auf ihrer lange vor Columbus bewirkte Entdeckung von Amerika machen, das ihnen, wegen des wildwachsenden Weinstocks, den sie dort fanden, unter dem Namen Winland bekannt geworden sein soll. Daß die kühnen Skandinavischen Segler schon im 11ten Jahrhundert dieses Weinland besuchten, und daß einzelne Schiffer diesen Versuch, der aber ohne alle Folgen für den Europäischen Handel und den Amerikanischen Kontinent blieb, in den nächsten Jahrhunderten mehrere Mal wiederholten, ja, daß sie dort sogar eine Kolonie, jedoch bald wieder eingegangene Kolonie zurückließen, geht aus alten Handschriften, welche die Gesellschaft für Nordische Alterthumskunde besitzt, unzweifelhaft hervor. Wahrscheinlich ist es die Kühe von Labrador die Virginien gewesen, die den Skandinaviern auf diese Weise bekannt geworden. Die letzte große Reise nach dem Westen machte der Isländer Lands Rosf in den Jahren 1285 bis 1290, und von dieser besonders soll sich auch die mündliche Tradition sehr lange in Island erhalten haben. Nun aber weiß Herr Professor Finn Magnussen in Kopenhagen, im neuesten Hefte der Zeitschrift für Nordische Alterthumskunde nach, daß es keine andere Insel als Island gewesen sei, die Columbus im Jahre 1477 besucht hat und die in seiner von seinem Sohne Don Fernando zuerst herausgegebenen Lebensbeschreibung unter dem Namen Irsland vorkommt. Ist jedoch dieser Besuch des großen Weltentdeckers in Island, wie es allen Anschein hat, historisch festgestellt, so liegt allerdings die Vermuthung sehr nahe, daß sich Columbus, der damals schon mit dem Plane einer großen Reise nach Westen umging, um dort die bisherige Kälte den Nüss aufzusuchen, von den Isländern in Bezug auf dasjenige unterrichten ließ, was über Seegen und Schriften von dem fabelhaften Vinland erzählten. Herr Professor Magnussen macht ferner darauf aufmerksam, daß gerade um das Jahr 1477 der gelehrte Magnus Gissson, der früher Abt des Klosters Hitgaa und gewesen, wo sich die ältesten Handschriften über Gisland, Vinland und andere ähnliche Entdeckungen der Skandinavier befanden, Bischof von Skalholt auf Island war, und daß Columbus unbezweifelt in den Unterhaltungen, die er in Lateinischer Sprache mit dem Bischof und andern Geistlichen pflog, die ersten sicheren Merkmale von der Existenz des westlichen Kontinents erhielt. Der ultima Thule wollte er Island nämlich deshalben gerade so lange noch zurück, bis man Weit gesehen, sondern auch dem großen Mann, der diese neue Welt zur Wahrheit gemacht und sie in ihr rationelles Dasein gerufen, die Ehre dazu verschafft und, was die dahin vielleicht nur noch ein schwankender Gerücht war, zum unerschütterlichen Vorzug gemacht zu haben. Es indessen auch dieses Verdienst um die Menschheit und ihre neuere Geschichte wäre, so sehr verdohnt es sich doch der Mühe, es geltend zu machen. Freilich beruht Alles, was Herr Finn Magnussen hierher vorgebracht, nur auf einer wahrscheinlichen Hypothese, aber diese ist zugleich mit so interessanten neuen Aufschlüssen über das Leben des Skandinavischen Mittelalters verbunden, daß die patriotischen Bemühungen des nordischen Gelehrten gewiß nicht bloß in seinem Vaterlande dankbar anerkannt werden dürften.

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird den Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 115. Berlin, Montag den 25. September 1837.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.

H. Upsala.

Der Weg von Stockholm nach Upsala führt durch einen kurzen, ehemürtigen Tannenwald, der recht mit Absicht in die Nähe der alten Hochschule Schwedens hingepflanzt scheint, die heilige Stätte der Wissenschaft in seinem Schatten zu bergen. Wo die Straße den Wald verläßt, da erblickt man das hohe Schloß von Upsala, wo ehemals die Schwedischen Könige saßen und jetzt der Gouverneur der Provinz residirt. Es liegt auf einer Anhöhe, ihm zu Füßen in weiter und freier Ebene die Stadt. Upsala hat, wie fast alle Schwedische Städte, hölzerne Häuser, aber schnurgerade Straßen. Den Namen des Flüßchens, welches durch die Stadt geht, habe ich vergessen, obwohl er in akademischen Reden und Carminibus und in den Versen Upsalischer Dichter, Elegieen und Jeppliter unzählige Mal als ein den Musen geheiligter Wasser gepriesen wird.*) In jüngerer gegenwärtigen Gestalt hat die Stadt kein hohes Alter; mehr als einmal sind die hölzernen Häuser von der Feuersbrunst verzehrt und von den Bürgern nach neuem Plan und Muster wieder aufgerichtet worden. Aber eine halbe Stunde weiter nordwärts sind noch die Trümmer von Alt-Upsala zu sehen, ein Ort, dessen Ruhm in den Sagen und Geschichten des heidnischen Nordens erklingt. Hier wohnte Odin und baute den großen Palast, den er dem Freye schenkte. Hier wurden die Volksversammlungen der alten freien Normannen, die Althinge gehalten, echt demokratische Conventus, wo Jeder sein Recht mit dem Schwerte behauptete. Da saß der König, von seinen vornehmsten Getreuen umgeben, auf einem erhöhten Steinsitz, ihm zur Seite in zwei Reihen die Jarle und die Lagmänner (Gesetzeskundige); um diese schaarte sich im Kreise das Volk der freien Kriegsmänner. Der König nahm zuerst das Wort; nach ihm durften die sprechen, welche ihm zunächst im Kreise auf den erhöhten Plätzen saßen; das Volk ringsum gab seinen Beifall durch Zuruf, durch Handaufheben und durch dröhnendes Zusammenschlagen der Waffen zu erkennen.

Im Jahre 1075 zerstörte das Feuer den Tempel zu Alt-Upsala, und nur die Mauern blieben aufrecht stehen. Allein das Feuer war ein neuer, sein gebührlicher Feind nicht. Die gländigen Verehrer Thor's, Odin's und Freyr's hätten vielleicht die Herrlichkeit der weiten Tempelhalle und Hallen wiederhergestellt, die goldenen Bilder und die Bilder der Götter wieder aufgerichtet; aber der Glaube an das heidnische Götter- und Priesterthum lebte längst nicht mehr in den Gemüthern. Angelsächsische Glaubensboten hatten das Wort Gottes und die christliche Lehre in Schweden gepredigt und der Fürsten und Volk Gebör gefunden. Die Opferstätte wurden zertrümmert, der Gott des Walhalla aus seinen Tempeln vertrieben. Wenn man heut an die Stätte kommt, wo ehemals die Stadt des Freyr gestanden, steht man drei große Hügel, welche die Tradition als Grabmäler Thor's, Odin's und Freyr's bezeichnet, und eine Anzahl niedriger mit Rasen bedeckter Anhöhen hinter der Göttergräber gereiht, wie Krieger in Schlachtordnung hinter ihre Anführer. Gerade gegenüber erhebt sich eine Dorfkirche aus ihrem Kirchhof; hier kommen die umliegenden Upländischen Bauern und Bäuerinnen des Sonntags zum Gebet, und an der Stätte, wo vormals Menschenopfer bluteten, verkünden der Diener des Christengottes die Religion der Liebe und Versöhnung.

Die Kirche dieses Orts, jetzt klein und verwüstet, war in ältesten Zeiten die erste Schwedische Landeskirche, ihr Kathedrale des Erzbischofs von Upsala. Als sie im 13ten Jahrhundert wiedergebauet war, da schien man einen neuen Dom in solcher Größe und Pracht aufzuführen, wie es sich zur Verherrlichung der katholischen Religion in der damals noch neubekehrten Diöcese Schwedens gehörte. In jenen Zeiten richtete der Glaube Wunder aus; in allen christlichen Ländern stieg der heilige Bau der Kirchen aus der tiefsten Tiefe empor, die feinsten Sänger wuchsen auf und entfalteten ihre Kunst wie Blumenkronen, die unzählbigen schlanken Thürme streckten ihre feinen, künstlich gewirkten Spitzen gen Himmel, als wollten sie die Gebete des Volkes zu Gott emportragen. Das ganze Land zeug und steuerte zu dem frommen Werke bei; die Päpste, der von Rom aus die Interessen der Christenheit in den entlegensten Ländern wahrnahmen und schirmten, gewährten den Schwedischen Geistlichkeit die erfolgreichste Unterstützung. Bonifaz VIII. und Clemens V. verkündeten Ablaß und Vergebung der Sünden für Alle, die zu dem Bau der Kirche von Upsala beitragen würden. Die Vornehmen brachten reiche Gaben, das niedere Volk bot die Arbeit seiner Hände; nur ein Baumeister fehlte noch. Die Wahl fiel auf einen Franzosen Etienne de Bommeuil, den man 1287 von Paris kommen ließ; er brachte zehn Gesellen und zehn Jungmeister (lex compaignons et les bachelers) der edlen Kunst mit. Damals verstanden es die berühmten Architekten noch nicht, wie man bei der Ausführung großer Bauten sich selbst berechnet. Bommeuil war arm, und als das Schwedische Domkapitel ihn berief, hatte er nicht Geld genug, die Reise zu machen und seine Gehülfen mitzunehmen. Zwei vornehme Schweden, die damals zu Paris studirten, schossen ihm vierzig Livres vor, zu deren Rückgabe er sich verpflichtete durch Wort und Unterschrift: Bommeuil, tailleur de pierres, maistre de foire l'eglise de Upsala en Suède. — Der Bau wurde gegen Ende des 13ten Jahrhunderts begonnen, aber erst 1435 zu Ende gebracht. In letztgenannten Jahre geschah die Einweihung in Gegenwart aller Schwedischen Bischöfe und Aebte, vieler Fürsten, Grafen und Herren. Von dem machtigen Französischen Baumeister Bommeuil habe ich am ganzen Gebäude keine Spur gefunden. Beschiedener als Erwin von Steinbach, Adam Kraft und Peter Vischer, hat er das ihm aufgetragene Werk tadellos angelegt, aber nirgend seine Wittzüge oder seinen Namenszug angebracht.

Die Architektur der Kathedrale von Upsala ist durch die hohe Einfachheit und Eleganz ausgezeichnet. Hier steht man den gothischen Baustyl in seiner ursprünglichen Erhabenheit und Majestät, rein und unverschnörkelt, die schlanken, schwindlichen Spitzbögen, die Gruppen von hundert Säulen, die in feinem, zierlichem Schwunge bis zum Deckung gewölbe aufsteigen; feine Figuren und symbolische Bilder an den Kapitälen, feine künstlich ausgebrochene Rosen über den Fensterwölbungen; überall herrschen reine, richtige, gefällige Linien vor, ohne spielende Verschlingungen und Neuheiten. Das Deckengewölbe des Mittelschiffs ist außerordentlich breit und hoch, und die Bogen, die es zu beiden Seiten tragen, eben so hoch und ausnehmig ausgeschweift. In den Seitenschiffen rechts und links befinden sich die Grufte und Grabmäler der Schwedischen Könige und der heiligen Wirgitta. Hier ist aus dem alten Schwedischen Grafengeschlecht der Bonde war. Vom 13ten Jahrhundert ab war Upsala der Krönungsort der Schwedischen Könige.*) Hier in der Kathedrale begann und endigte jede Schwedische Herrlichkeit; wo sie zuerst im Schmucke des Königsmantels aufgetreten waren, dahin kehrten sie im Leichenhemde zurück; wo sie vor dem Altare knieend die Krone auf ihrem Haupte empfangen hatten, da legten sie sich wieder dem Altare zu Füßen in ihr steinernes Ruhebett. So lehrte das katholische Christenthum jener Zeit die Mächtigen Demuth; neben dem Throne wies es den Gebeinen das offene Grab, und in der Feier weltlicher Herrlichkeit mahnte es an die Buße. — Unter den Grufsteinen in der Kathedrale sind viele auch als Kunstdenkmäler merkwürdig. Da sieht man die Gestalt des Königs in Stein gehauen, das Schwert zur Seite, den Reichsapfel in Händen, als wollte er noch im Tode die Herrschaft der Welt nicht fahren lassen; neben ihm seine Gemahlin in vollem Schmuck der Königlichen Tracht, gerade ausgestreckt mit über der Brust gefalteten Händen, als wäre sie mitten im Gebete entschlafen.

Die Grufs-Kapelle Gustav Wasa's ist mit Fresko-Bildern ausgemalt, welche die berühmtesten Momente aus dem Leben dieses deliebten Schwedischen Volksfreiers darstellen. Damals stammte noch Vieles der Erzählung dieses romanhaft abenteuerlichen Königslebens; wir Neueren haben noch Wunderbareres erlebt. — Die Ebelleute und Herren vom Hofe, die den Königen ihr Leben lang gedient, sind auch im Tode des Dienstes noch nicht frei geworden und haben ihren Gebietern bis unter die Erde nachfolgen müssen. Man stellt ihre Namen auf den Grabsteinen bereit. Man nahm sie auch in die Schlacht mit und trug sie dem Heere bei, in dem Glauben, sie würden Schrecken unter die Feinde bringen; im Frühjahre trug man sie über die Aecker und Felder und bat den Heiligen um Schutz und Segen für die Aernte. Der beliebte und verehrte Monarch König Erich's hat noch im 16ten Jahrhundert vor der vandalischen Zerstörungswuth der Bilderstürmer bewahrt; die Ehrfurcht vor dem alten Königsstamme hat in dem Herzen der Schweden länger gelebt, als der Glaube an die katholische Kirche. Den Bilderschmuck ihrer Kirchen, die Reliquien und Denkmäler alter übrigen Hei-

*) Wir wollen zum Gedächtniß des Herrn Mermier zu Hülfe kommen es ist der Furis-Fluß.

*) Auch die Königinnen Christine und Ulrike Eleonore wurden hier gekrönt, aber wie in Ungarn mit dem Titel Rex, nicht Regina. Die Krönung Christinens geschah in einem Saale des Schlosses zu Upsala.

Digitized by Google

ligen haben sie vernichtet, aber das Andenken ihres alten Königs trau und frommen in Ehren gehalten.

Lederhaupt ist Upsala ein wichtiger Ort in der Schwedischen Geschichte. Sehr häufig ist die Versammlung der Reichsstände von den Königen berufen worden, eben so oft hat die Schwedische Geistlichkeit hier ihre Synodien abgehalten. Hier sah 1593 die Versammlung von 22 Laien-Doktoren der Theologie und 306 Geistlichen, die unter dem Vorsitz von vier Bischöfen feierlich die Augsburgische Konfession als das einzig gültige Glaubensgesetz des Reiches proklamirte. Die Reformation war zwar längst im Volke durchgedrungen, aber sie bedurfte dieser Sanction und Verwahrung gegen einen katholischen durch fremde Proselytenmacher aufgedrungenen König.

Seit dem 13ten Jahrhundert gab es zu Upsala bei dem Domkapitel eine Lateinische Schule. Hierhin wurden von den anderen Metropolitan-Kapiteln des Reichs junge durch Fähigkeiten und Fleißthrifte ausgezeichnete Leute geschickt, um sich in den Wissenschaften zu vervollkommnen. Mehrmals kamen berühmte Lehrer aus Deutschland an die Schule und zeugen alle Hochschulerlasse des Mittelalters her. Dürftig genug war dieser Unterricht; man lehrte den Schülern den Kirchengesang, das heilige Officium und etliche Prinzipien scholastischer Theologie. Wer damals ein wahrer Gelehrter werden wollte, der mußte an einer anderen Quelle schöpfen, nach Paris gehen und sich dort unter die Scholaren der Universität einschreiben lassen. Wenn er dann in seine Heimath zurückkam, so war er ein Clericus Parisiensis, ein Mann, dessen Wissen Alle anstaunten. Die Englische Nation an der Pariser Universität zerfiel in drei Abtheilungen; zur ersten gehörten die Schotten aus England, Schottland und Irland, zur zweiten die Niederländer und Westphalen, zur dritten hie und hin Deutschland, aus Dänemark, Schweden und Norwegen. Im Jahre 1285 taufte ein reicher Schwede, Andreas Aref, ein Haus zu Paris in der Rue Serpente für seine daselbst studirenden Landsleute, mehrere Knaben zogen noch bei; so ward ein Schwedisches Konvikt zu Paris gestiftet, dem der Erzbischof von Upsala jährlich einen Theil der Messen-Zehnten aus seiner Diöcese anwies. In diesem Hause wurden junge Scholaren auf völlig gleiche Weise und in klösterlicher Regel und Zucht unterrichtet. Im Jahre 1291 gab der nachfolgende Erzbischof von Upsala ihnen eine ausführliche Anweisung über die Disziplin, welche sie beobachten, und über die frommen Werke und Uebungen, denen sie sich befleißigen sollten.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein strenges Wort über George Sand.

(Schluß.)

Wie die Religion, so ist die Moral dieser Leute: das klingt nothwendig zusammen. Hören wie George's Moral: „Unrein ist den Spieler verdammt, klirrt ihr ihn ja nicht verachten, ihr unsern Organisationen, die bei Gluten in den Adern, bei Wonnen, die Nichts sind, vor Schrecken müßt ihr den riesenhaften Willen aufraunen, der so mit sich selbst kämpft auf innern flammgereizten Meer, für das einzige Bergaufgehen, ohne Kraft zu finden und sie dann aus sich heraus zu wissen. Seine große Seele bedarf der gewaltigsten Empfindungen und der stärksten Reizmittel. — Es giebt einen Augenblick, wo man in sich verbergen muß bei Strafe der Ehrlosigkeit und des Fluchs: diesen Schmerz daß Trennet ganz ausgestoßet (den Schmerz nämlich eines wegen Gaunerei verurtheilten Sträflings), und er wird sich treffen einst trübnen können vor Gott am großen Tage des Gerichts; denn vor den Menschen muß man sich verstecken. — Der einzige Flucht vor Gott ist das Nichts. — Ich zweifle, ob der Feigheit der Menschheit noch sechzig Jahrhunderten das Dasein des Menschen ein wenig erträglich gemacht und die Notwendigkeit des Selbstmordes für mir große Zahl aufgehoben hat. — Die Verbindung des Mannes und der Frau werde in den Worten der Trauung nur vorübergehend sein; Alles zusammen ist ihrer Vereinigung entgegen, und der Wechsel des bisher Gegebenen ist eine Nothwendigkeit ihrer Natur. — Man muß allen Theorien ihre Entwickelung gestatten, und ich will recht gern die die ehelichen Treue den ergentlichen Seelen stiftenden; bei der Majorität bestehen aus andere Verhältnisse, andere Gewalten. — — Ich habe alle Kämpfe der starken und blinden Leidenschaft mit dem gesellschaftlichen Leben durchgemacht. Ich habe tirt geraderet, o mein Gott, wann wirst du mich endlich in die Ruhe eingehen lassen!!!"

Man kann es an den Fingern abzählen: das Spiel, die Spitzbüberei, der Selbstmord, die Verachtung der menschlichen Gesetze, die Ehe ad libitum, die Madame Sand „die erhabene Flüchtigkeit des Weibes" zu nennen beliebt, das bekommt Alles hier seine Apologie, schwache mehr als genug für ein einziges Buch.

So wie es Menschen-Prämien giebt für die Tugend, obgleich sie bei dieser überflüssig sind und sie aufhören würde, Tugend zu sein, sobald sie jener Prämien bedürfte, so möchte ich auch wünschen, daß man Monthyon-Stiftungen festsetzte für die Tugsame, und daß eine Versammlung von rechtschaffenen Männern und respektablen Literaten jährlich die anständigen Produkte, welche die Gesellschaft verdorben, mit ihrer Brandmarkung bezeichnen möchte. Ich weiß, es giebt Leute, welche behaupten, daß die Lektüre gerade durch die vielen Schlüpfrigkeiten Einem alle Schlüpfrigkeit verleidet, daß gerade die Uebertreibung aller Schamlosigkeit Sitten ermildet und zurückschreckt, daß der Roman, eben weil er Alles sagt, nichts sagt, daß er, mit einem Worte, gerade wegen seiner grausigen Scheußlichkeit fast gut zu nennen ist. Dessenungeachtet, da das Böse an sich böse ist, ohne Rücksicht auf die, welche es verüben oder lieben lassen, so muß ich gestehen, daß dies eines von den Büchern ist, welche ich für meinen Theil mit dem größten Vergnügen verbrennen möchte, und zwar mit den Kleidern der Verfasserin zusammen, die so nicht weiß, was sie damit machen soll.

Dein Andrea ist unsinnig, und meine Antworten, das Talent dieser Dame erhebt sie über Verrücke und Prüfer; sie muß sie noch von der Bühne stoßen herab als den ersten Profaniker der neueren Zeit protestiren! — Bei mir, wie bei dem Tribunal, vor dem ich spreche, würde das Talent nur dazu dienen, das Urtheil zu schärfen; indeß, da leider nur bei zu vielen Leuten das Talent Ansehen gilt, so wollen wir doch einmal sehen, was denn eigentlich an diesem Talent ist.

Was das ganze Genre der Dichtung betrifft, konnen es ist mehr eine Art Dichtung, als ein Roman, so gehört die Lelia zu den Nachkommen Byron's, dessen unglückliche Saat leider nur zu sehr aufgeschossen ist und um sich gegriffen hat. Hier, wie in den „Warten", findet man nichts als fremde, geheimnißvolle Personen ohne ein bekanntes Motiv in der Wirklichkeit, Personen, die bald Menschen, bald Teufel, bald nächtlich, bald erhaben und voller Witterspriche sind, die keiner Klasse und keinem Lande angehören, deren Geschichte weder Anfang noch Ende, weder Ziel noch Zweck hat, außer dem Zweck, gewissen Beschreibungen und Bildern, gewissen rasenden und unnatürlichen Leidenschaften zum Gedanken und allen Ausschweifungen einer glühenden Einbildungskraft zum Gefäß zu dienen. Wenn ferner diese Personen Niemanden im wirklichen Leben ähnlich sind, so sind sie sich wenigstens alle unter einander ähnlich. Sie sind Einer wie der Andere, Männer wie Frauen, gewöhnlich Hagabunden, die sich in der Welt herumtreiben, von jener Fessel, jenem Grundsatz und jenem Interesse von der Meinung anderer Menschen ganz unabhängig; sie strotzen alle von Juwelen, leben in einem Saus und Braus und spielen überall eine große Rolle, tint Theorie, die vielleicht Madame Sand dabei aufgeben wird, wenn es ihr je einmal einfallen sollte, so herumzulaufen wie ihre Helden. Es sind durchweg taurer starke Organisationen, kurzer mächtige Charaktere, für die der gewöhnliche Leben zu eng ist, denen die Welt nicht genug Nahrungsmittel bietet, die nun sich denum kein Schicksal finden, das sie zu ihrer Höhe hinaufreicht, die endlich in sich alle Ideale vereinigen, das Genie aller Dichter, wie die Größe aller Heroen, wovon man uns übrigens beiläufig gesagt, außer jenen hochschwülstigen Phrasen auch nicht die kleinste Probe hat ablegen wollen. Endlich sind es alle zusammen unglückliche Herzen, die schon dagewesen sind, noch ehe sie gelebt haben, und die an einem gewissen Schmerze leiden, der ganz namenlos ist; nun ist es gut, zu wissen, daß Alles, was keinen Namen hat, in dem Rothwälsch dieser Herren unerklärlich heißt. Wir anderen einfältigen Leute, wir wollten das einfach blasirt nennen; aber dieses Wort ist zu trivial, zu wahr, zu poetisch zu sein, zu Übelklingend und unnterressant, desgleichen ließe sich zu wenig kaubet schwahen. Blasirt! . . . damit wäre ja Alles gesagt, nicht wahr?

Nur der einzige Magnus ist von einem anderen Guß, ohne aber darum viel origineller zu sein. Gleich dem Mönch von Notre Dame de Paris, und selbst, in gewisser Hinsicht, gleich dem reinen Jocelyn, ist er eines der zahlreichen Kinder des Mönchs von Lewis, jenes unreinen Meisterstücks.

Sie haben mir also hier nichts Wahres, nichts Wahrscheinliches, und nicht einmal etwas Neuerfundenes, auch nicht eine einzige treue Schilderung, außer, wie ich gsande, die der Schwärgerei. Nun komme mir noch Einer und vergöttere den Styl der „Lelia"; wir ist es unmöglich, etwas Schlechtes zu bewundern in einem bewundernswürdigen Styl, so wenig wie mich eine Mitzgestalt in glänzendem Kleide entzücken könnte; sondern ich werde mich eher des Schmutzigen des Körpers nur um so tiefer bewerteten.

Gleichwohl will ich ihre drei traurige Verdienst nicht rauben. Ich gebe es also zu: Sand ist ein Styl nach einer der ausgezeichnetsten Schüler jener schlechten Schule, treten eitler, bewundernswürdiger Bater Chateaubriand's war, und deren ausgezeichnete Anlage unter ein Bierrote ist, Herr von Rittincourt. Es ist in diesem Styl allerdings viel Eigenthümlichkeit, viel Schönheit und Glanz, viel Frische und Zauber, aber auch ein schreiender Mißbrauch von Vergleichungen und Witzworten, ein beklagtes Streben, recht materiell zu sein, ein Mißbehagen vor Abstraktionen, die sich nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen, nicht zur recht plant sind, ein Luxus an Bildern endlich, in welchem der Gedanke, wenn einer da ist (was auch nicht immer der Fall ist), beinahe untergeht. Nur zu oft verschwindet das weitschweifige Gebäude ganz unter diesen aufgetragenen Prunkstücken, der Körper wird von dem Kleid erdrückt, der Gedanke von dem Worten, und man sieht nur einmal leien; daher jene ermüdende Spannung, von der man bei den Schriftstellern des klassischen Jahrhunderts verschont ist. Auch muß ich diesem Styl zu viel Manier vorwerfen, gewisse Lieblingsworte, als: „Kampf, Schmerz, Verblendung, volkommen, bald, satanisch", unter Formen, die durch ihre Unbestimmtheit, ihre Gedankenleere, ihre Kraft man sonst vermissen

Stellt man diese Citate zusammen, so springt der Fehler deutlich hervor; liest man sie aber einzeln, so sieht man nur das Gold und das Silber, wovon sie die Hände voll hat, um den Fehler wieder gut zu machen. Besonders vollendet ist die Beschreibung, welche Arenner giebt von seinen Empfindungen im Wagen; das ist wirklich Gold. „Hört Ihr nicht schon einmal“, sagt er zuletzt, „jene liebliche Erfahrung des Körpers und der Seele empfunden nach den Tagen des Fiebervahnsinnes und des Alpdrückens, Tagen, die Einem so lang und schwer zugleich vorgehen, wo man, von Träumen verzehrt, von Hitzen, unzusammenhängenden Empfindungen gequält, die Zeit nicht merkt, wenn sie dahin schleicht, und die Nächte, die auf die Tage folgen? Wenn Ihr dann herauskamt, aus dieser phantastischen Verzumpfung, in die uns das Fieber wirft, um wieder zurückzukehren in das eubige, träge Leben, in die ländlich reizenden Spaziergänge, unter die laue Sonne, zu den Pflanzen, die ihr im Keim verlassen und in der Blüthe wiederfindet, wenn Ihr so langsam und noch schwach hingeschleichen seyd am Ufer des Bachs, dessen Stille und Ruhe der Einzigen gleicht; wenn Ihr all' die mannigfaltigen Töne der Natur, die auf dem Schmerzenslager so lange für Euch verloren und satt vergessen waren, um Euch herum summen hörtet; wenn Ihr Töchter bei dem Gesang eines Vogels und dem Duft einer Rose, als wären das Dinge, die neu wären, Euch man so seltsam beklömmt; wenn Ihr, mit einem Wort, allmälig, durch alle Poren und mit allen Empfindungen hinter einander, das alte Leben wieder angefangen habt, dann könnt Ihr begreifen, was die Ruhe für mich bedeutet nach den Stürmen meines Lebens.“

Zartheit, Harmonie, Innmuth, Adel des Geistes und des Ohres, wie kommt ihr hierher, ihr Töchter des Himmels? Ihr habt euch gewiß verirrt, ihr seyd in schlechter Gesellschaft; flieht eilends fort, entsaltet anderswo eure Blüthe; hier betrübt ihr mir das Herz mitten in diesem Buche, gleichwie jenen Biedermann der Anblick eines jungen, schönen Kindes schmerzt, das von lockren Gesellen verpestet worden und in die Verabredungen daselbst anlächelt, um sie wieder zu verführen. O George Sand, George Sand, du hast viel zu verantworten, denn es ist dir viel gegeben worden!

Wenn man aber die Sache genauer untersucht, würde es nicht der gegenwärtige Gang der Dinge in Frankreich überhaupt und insbesondere die derzeitige Erziehung der Frauen unsere Verwüste weit mehr verdienen? Die Aeltern in Frankreich, eifrig bemüht, sich durch ihre Kinder Ehre zu erwerben, verkaufen der Eitelkeit das Glück und die Zukunft dieser armen Opfer. Ein Kind wird nicht mehr unserer Tage mit Liebe lernen. Von der Wirthschaft freilich, die doch so wichtigen Wissenschaft ist hier gar nicht die Rede seyn. Die Religion ist das Geschäft einiger Wochen. Alles, was nicht mehr als nützlich ist, wird ganz schnell abgemacht; bei dem aber, was zum Glänzen dient und zum Hinausgehen über das Alltägliche, da zählt man weder Geld noch Zeit. Was ist die Folge davon? — Zuerst entnervt man das Kind durch viel zu ermüdenden Studien, man verblüfft und erschüttert seine ganze Organisation durch die viele Mühe, man giebt ihm den ganzen Vorrath von Krämpfen und Ohnmachten mit auf den Weg, wodurch es einst seine Umgebungen martern wird, man verdirbt ihm endlich zu jener physischen Schwäche, zu jener übersinnlichen Empfindsamkeit, aus der die Phantasie, über die die Seele so bitter heklagt. Es ist keine Mutter, die man für ihre Kinder erzieht, sondern eine glänzende, dankbare Puppe, die man sie ihrem Mann zurichtet.

Und dann setzt ihr denn nicht, daß ihr mit all' diesen Fertigkeiten und Kenntnissen der seinen Erziehung ihr eine Mittelmäßigkeit hinwerft für ihre Leidenschaften? Sie lernt Italiänisch, Englisch, Deutsch, so a-mo-I love, Ich liebe: es ist immer dasselbe Lied, das ihr ihr in allen Sprachen vorsingt. Sie lernt singen: mio cuore, il dolce amore, dies und noch andere Sachen der Art, so daß man sie geradezu lobt, schmachtend zu gitren mit Augen und Stimme. Nun wundert euch auch nicht über die Folgen: Alles, was man lernt, wird Leidenschaft, Leidenschaft seyn. — Sie zeichnet: natürlich will sie auch malen, auf der Kunstausstellung prangen, sich einen Namen machen: was ist zu thun? man muß sich an die getriebene Nedrit und an die akademischen Studien machen, man muß der Gesellschaft und dem Blick der Menschen trotzen, man muß ein wenigstens so hübsches Schicksal der Mann werfen; nun um diesen Preis läßt sich die vollkommene Bildung erringen. So fängt sie denn auch damit an und drescht sich einen Platz unter den Ausstellern. Ihr habt eine überlegene Dame bilden wollen, da habt ihr sie: erhaben über alle Skrupel und Vorstheile, und besonders über alle Scham.

Doch das ist noch nicht Alles. Was wollt ihr mit einem Wann verwelt machen? Jedes Talent will seine Anwendung, die übrigen sind ihrer natürlichen Stellung zu unangemessen, als daß sie sich in dieser glücklich fühlen könnte. Ich gebe zu, ein Grad der Bildung ist in unseren Tagen unumgänglich; aber wird sie mit ihrem Talent Ueberschuß anfangen, mit ihrer Schönheit, ihrer Poesie, ihrer Eingnistlichkeit und allen ihren Vortrefflichkeiten? Der Salon hat gewiß seine Erfordernisse und seinen Werth; aber der Salon ist dem Mann noch nicht Alles und auch der Frau nicht. Zwischen zwei Salons liegt das sogenannte Leben in der Mitte, und bei den Mittmitten, bei dem Beschäftigt zu glänzen, wovon ihr sie gewöhnt habt, wie könnt ihr da verlangen, daß sie sich mit der stillen, trivialen und unbekannten Rolle einer guten Hausmutter begnüge? Sie braucht ein Theater, eine Rolle, ein Sprtakel und Bewunderer. Sie fängt damit an, sich erst einen kleinen Ruf zu machen; schon zeigt man sich ihre Bildete und reißt sich darum. Durch diesen Erfolg getrieben, strebt sie weiter: sie verbirbt sich in den Mitumd und den Neidern, ist angegrun, dann mit den Anfangsbuchstaben und endlich mit dem vollen Namen und dem entsprechenden Vornamen. Sie macht Lärm; sie hat ihre Feinde und ihre Anhänger; sie wirft sich in den Kampf oder, soll ich sagen, in die Spitterein der Literaten; sie ist dann die Unglückste sertig, sie hat kein Geschäft mehr, ein Bereicht, das dem Uebrigen theurer zu stehen kommt! Doch werdeer wird sie schreiben? Die höheren geistigen, literarischen oder wissenschaftlichen Gegenstände erfordern Zeit und Tiefe, beides fehlt ihr. Sie tappt unsicher zwischen der Poesie und der poetischen Prosa; das Porspiel giebt sie in chants de l'aurore oder du crepuscule, in feuilles de printemps oder d'hiver, in A-mi-l'on kauft eure d'en bas; kann vielleicht ihren Ring und Reigt zum Roman; das macht Aufsehen und kostet so wenig; es handelt sich nur darum, die Gestalte und Empfindungen, die man des Plotzens beschrieben wird, den Abend vorher einzuüben. Schreit ihr dann der Mutun noch zu langsam zu kommen, so hat sie ja, bei ihren seltzeitige Erfahrungen, volles Farbentopf: sie führt die öffentliche Aufmerksamkeit durch Scybismen, sie reizt sie durch den Skandal, sie erzdhlt sich selbst und macht sich einen Namen auf eine unverschämte Weise. Nun muß man sie noch durch Lob erdichten, ihr mit Kritiken den Kopf bewirren, und man hat das entschiedene Gegentheil des Werdens überhaupt: George Sand ist fertig. Wer hat die Schuld am Ende, wenn nicht der Anfang fehlt?

Nach so ernsten Bemerkungen sehr ich wohl, daß eine literarisch artistische Untersuchungen ganz bedeutungslos wären. Doch es bleibt mir nichts übrig, ich muß zur Kritik zurück; ich kann nicht schließen, ohne wenigstens kurz meine Meinung zu sagen über den Titel des ersten Französischen Prosaisten, mit dem man die Verstaffirin der Kritik beschenkt hat.

Die erste Bedingung der Prosa, wenn sie gut seyn soll, ist Prosa zu seyn und nicht Poesie. Die Prosa als die Sprache des Verstandes braucht ein festes, saudres Gewebe, das man ordentlich in die Hände nehmen kann, und das dem feiner Linie Unvollkommenheit lädt. Sie geht die Nachtrirt, die Dreherei wohl an; kommt noch ein Putz dazu, so muß der Muskel des Gedankens notwendig schief werden. Das Wesen der Prosa ist das Positive, weil der Verstand vor Allem von seiner Kredit etwas haben will. Die Poesie dagegen, die Sprache der Phantasie, hat das Recht, die Harmonie, die Figuren, das Bage und Undestimmte zu ihren Charakteren, denn die Phantasie will vor Allem entsücht und bezaubert seyn. Die Prosa macht denken, die Poesie träumen. Die erstere steht im Solde eines Herrn; ihr Geschäft ist es, schnell und treu dem Gedanken zu dienen, wenn es geht, auch mit Eleganz: das ist all schon eine Aufgabe. Die zweite ist ihr sich selbst da: sie spricht ungeniert hin und her, erst zu ihrem eigenen Vergnügen und dann auch für Andere; sie kann also auf ihrem Wege manchmal stehen, sie kann kokettieren, schwatzen, hier und dort eine Blume pflücken; ihr ist Alles erlaubt. Die Prosa muß treuich seyn, d. h. sie muß sich unter ihre Regel beugen, wenn sie lieren soll, nur um an das zu denken, was sie sagen soll. Die Poesie darf mit den übrigen Paraden machen: sie will gefallen, und sie darf es sogar gefallen, wenn dies in ihren Plan schlägt.

Nehmen wir diese Kriterien ihrer Anwendung zusammen, so werden wir schließen, daß der erste Französische Prosaist Chateaubriand ist, und der erste Französische Prosaist Lamennais. So lange es diesen Letzteren nicht gefallen wird, dem Schreiben zu entsagen, rathe ich den Anderen, noch ein wenig zu warten, bis dieser Titel wieder erledigt ist.

Doch, weil wir bei Lamennais sind, man schreibt mir aus Paris, daß er und George Sand ungemeinlich sind, es wäre nun wohl, daß dieser Mann in der letzten Zeit einen sonderbaren Weg gegangen ist; aber wer hätte gedacht, daß es so schnell an dem entgegengesetzten Pol der Gleichgültigkeit sein würde! Welches ist nun die verbindende Kette zwischen diesen beiden auseinanderliegenden Namen? Ist etwa Lamennais beadgeltigen der George hinaufgekommen? Wer von Beiden hat den Anderen besehrt? Was mich betrifft, so glaub' ich ganz einfach, daß die gemeinschaftliches Band nichts ist, als die Phrase, in der Beide excellieren, obgleich unter so verschiedenen Titeln. Ja, die Phrase, ich sag' es noch einmal und werde nicht müde, es zu wiederholen, die Phrase ist es, die Alles deckt und Alles zusammenbringt; sie ist der große Schmacher der neueren Zeit, die große Zeitgeist, in die Chateaubriand hingedrört und Janin und Sand und Lamennais und noch viele Andere.

Ostindien.

Kinder-Raub und Verkauf in Ostindien.

Kauf und Verkauf von Kindern sind in Ostindien etwas ganz Gewöhnliches Hunger und Elend sind die vornehmsten Ursachen dieser Menschenhandels, durch den oft ganze Familien ihren Ernährer sich verschaffen. Die Preise sind jedoch unter gewissen Umständen, besonders in Zeiten des Mangels, sehr niedrig. Als im Jahre 1833 eine Hungersnoth Indien heimsuchte, betrug der mittlere Werth eines Kindes nur sechs Silber Gstraute (60 Thaler). Kommt ein auf diese Weise erstandenes Kind zu wohlhabenden Leuten, so hat es die liebevollsten Erziehung und Pflege zu erfreuen; es lernt die Englische Sprache, rechnen, treiben u. s. w.; es lebt mit den Kindern der Familie zusammen, und nichts wird gespart, was das arme kleine Geschöpf durch Bande der Dankbarkeit an seine neue Familie fesseln kann. Hat nun der getreue Pflegling das Alter der Mannbarkeit erreicht und heirathet er durch seine Anstellung, daß von der Saat der Erziehung bei ihm nicht auf steinigen Boden gestreut, so wird es der Beetraute seines Herrn und leitet die Angelegenheiten des Hauehalts oft ganz ohne Kontrolle.

Wieder aber die große Unzufriedenheit, die man solchen Kindern beweist! Sie erhält sich auch dem leidsten Manche, trene und innig ergebene Diener zu haben. Selbst man von einem verlassenen Kinde hört, melden sich gleich wohl zwanzig der reichsten Personen reiner Eingend, die es in Kost und Pflege nehmen wollen. Im Jahre 1834 kam eine Anzahl Leute aus Nadschputana nach Delhi; man arretiere diese Menschen in der letztgenannten Stadt mit 35 Kindern, die sie auf dem Wege gestaust hatten, um sie wieder zu verkaufen. Da der Menschenhandel im Auslande geschieffen war, so wurden die Verkäufer

Digitized by Google

ins Gefängniß gesetzt und die Kinder für frei erklärt. Unter diesen Kindern zählten einige kaum 2 bis 3 Jahre, andere wieder 12 bis 15. Die Letztern erklärten vor der Obrigkeit, sie seyen nur aus Noth von ihren Aeltern verkauft worden; auch hätten sie gar keine Lust, in den Schooß ihrer Familien, wo Entbehrungen jeder Art auf sie warteten, zurückzukehren. Man setzte sie dieser Erklärung zufolge in Freiheit. Dann ließ der Magistrat zum Besten der kleinen Kinder Listen herumgehen und Jeden, der eines oder mehrere derselben zu sich nehmen wollte, zur Unterzeichnung seines Namens aufforderte. Natürlich schrieben sich sehr reichliche und wohlgesinnte Personen, sowohl Mahomedaner als Hindu's, in die Listen ein. Die Hindu's zeigten anfangs weniger Eifer; nachdem aber Einer von ihnen den übrigen bemerklich gemacht hatte, daß diese Kinder, die Alle von Hindustanischen Aeltern waren, ihre Religion verändern würden, wenn sie in muselmännische Familien kämen, so beschlossen die ganze Hindustanische Ansässigkeit die Obrigkeit mit der Bitte, daß sie doch die Muselmänner auf den bereits geschlossenen Listen wieder streichen möchte. Es entspann sich nun eine lange und heftige Debatte über den Gegenstand, die die Behörde nicht ohne große Mühe beschwichtigen konnte.

Dieser Erwerbszweig ist, Ihrer traurige Ergebnisse; denn er reizt die Habsucht vieler armen Leute, die sich dadurch bewogen lassen, Kinder zu stehlen oder gar mit Gewalt zu rauben. Die Räuber kleiner Kinder sind in Ostindien eben so zahlreich und gefürchtet, als die Taschendiebe am Eingang der Schauspielhäuser in London. Vor mehreren Jahren kamen in Delhi eine Zeitlang sehr viele Kinder abhanden. Lange forschte man vergeblich nach den Verwirrern; endlich fand ein Vater seine kleine Tochter auf dem Gebiete des Radscha von Putiala; sie wurde sogleich nach Delhi zurückgebracht, und ihre Aussagen veranlaßten die Verhaftung einiger Verbrecher. Das Kind war Abends mit einem anderen kleinen Mädchen ausgegangen, um Holz einzusammeln, als eine alte Frau sie anredete und ihnen sagte, sie wolle sie Beide kaufen. Die Mädchen folgten der Alten in ihre Wohnung, um das Geld dafür zu empfangen; kaum aber waren sie an Ort und Stelle, als man sie Beide in einen Keller einsperrte. Einen Tag darauf wurden sie herausgeholt und jede in einen großen ledernen Wasserkrug gesteckt, den man auf den Rücken eines Dromedars packte. Dann ging's fort in Begleitung in Bewegung und kam ohne Schwierigkeit zum Stadtthor hinaus. Ein anderes kleines Mädchen wurde um dieselbe Zeit seinen Aeltern zurückgestellt; dieses aber verbannte seiner Entschlossenheit seine Befreiung. Das Kind zählte nicht über 8 Jahre und trieb Muselmann Gewerbe. Es hatte sich einen Gewand von Mitgefangenen verschafft und war von einem Manne ergriffen worden, der es mit Gewalt nach einem Boote schleppte. Das Boot ging unter Segel und hielt nach zweitägiger Fahrt vor Manilla-Gemüsthi, wo Schreib-Buddon — so hieß der Räuber — einen reichen Bewohner der Stadt des Mädchens, das er für seine Schwester ausgab, zum Gast lud. Der Gastfreund wurde mit 14 Rupien geschätzt; aber der Käufer wollte das Geld nicht eher herausgeben, bis Schreib-Buddon in Gegenwart des Daroga wiederholt hatte, daß die junge Gewand seine Schwester sey. Der Mann willigte ein; denn er erschrack auf den Schrecken, den seine Drohungen dem Kinde einflößten; aber die Gewand bekam Hochzeitsgeschenke, und war von einem Manne ergriffen worden, der es mit Gewalt nach einem Boote schleppte. Das Boot ging unter Segel und hielt nach zweitägiger Fahrt vor Manilla-Gemüsthi, wo Schreib-Buddon — so hieß der Räuber — einen reichen Bewohner der Stadt des Mädchen, das er für seine Schwester ausgab, zum Gast lud. Der Gastfreund wurde mit 14 Rupien geschätzt; aber der Käufer wollte das Geld nicht eher herausgeben, bis Schreib-Buddon in Gegenwart des Daroga wiederholt hatte, daß die junge Gewand seine Schwester sey. Der Mann willigte ein; denn er erschrack auf den Schrecken, den seine Drohungen dem Kinde einflößten; aber die Gewand bekam Hochzeitsgeschenke, und war von ihren Aeltern entrissen worden, der es mit Gewalt nach einem Boote schleppte. Das Boot ging unter Segel und hielt nach zweitägiger Fahrt vor Manilla-Gemüsthi, wo man ihn Preisch enbiete und lange Gefangnißreise zuertannte.

Die Vorsicht, welche der Kinder der leinen Gewand den dieser Gefangenschaft an den Tag legte, ist übrigens etwas Seltenes in Ostindien; gewöhnlich schließt man begierlichen Käufe ohne weitere Erkundigung ab. Der Indier versteht sich nicht in die Lage der trostlosen Aeltern, denen man ihr Kind geraubt hat, und doch sollte man ihm sehr Unrecht thun, wenn man ihn für einen gefühllosen Egoisten halte wollte. Im Gegentheil, er ist ordentlich auf antigennäthig; ein Freund kann ihm seine Habe, ja Ihr ein Leben verschaffen oder seine Neigung zu einer Heirath mit einem kleinen Kreise zugewendet. Außer seiner Familie und einigen Freunden interessirt und rührt ihn Nichts — er besitzt ungbrzigen Stolzmuth. Dieser Gleichgültigkeit des Hindu's gegen alles fremde Seelenbeunruhigen ist die berüchtigten Thug's, daß sie Mordthaten so lange ungestraft blieben. Die Thug's wandern zu bestimmten Zeiten ihre Wohnungen, kehren mit fremden Waaren bepackt wieder und leben herrlich und in Freuden. Ihre regelmäßigen Wanderungen und ihre Luxus erwecken großen Verdacht; da sie aber ihr schreckliches Gewerbe nur in bedeutender Entfernung leisten und um heimischen Heerde gute Nachbarn, gute Väter und gute Ehemänner sind, so dachte kein Mensch daran, den Thug's auch nur ein Haar zu krümmen.

Ist ein Kind seiner Familie entrissen worden, so kommt es nur sehr selten zurück. Zuweilen verdrahten man die Verbrecher, wenn sie ihre Beute schon lange verkauft haben; dann bleiben sie im Gefängniß, bis das Kind wiedergefunden ist, was in den meisten Fällen einer ewigen Kerkerstrafe gleichkommt. Uebrigens ist das Verfahren der Hindostanischen Justiz nichts weniger als summarisch und sichert den Angeklagten vor ungerechter Verurtheilung. Zuerst wird die Sache einer schlichten Polizei-Behörde übertragen, die kleineren Vergehen mit angemessenen Strafen, z. B., festlementlicher bis zweidrittige Haft, Geldbußen von 200 Rupien, u. dgl., belegen darf. Hat das Verfahren eine Aeterne Strafe verdient, so schickt der Polizei-Beamte den Schuldigen vor die Assisen, die ihn die zu vierzehndrittigem Gefängniß verurtheilen können. Eine mahommedanische Gerichtsperson wohnt diesen Verhandlungen immer bei und schreibt, wenn sie beendigt sind, auf die Akteliste des Aktenbandes das Fetwa oder den Urtheil aus dem Geiste Mahommed's, welcher auf den vorliegenden Fall anwendbar ist. Dann fügt er noch Siegel und Unterschrift bei und schickt die Akten an den Gerichtshof. Wenn das Fetwa den Gefangenen freisprecht, oder verurtheilt, und der Gerichtshof damit einverstanden ist, so wird dasselbe unverzüglich vollstreckt; im entgegengesetzten Falle kommt die Sache vor das Gericht erster Instanz, Nisam Adawlut genannt, von welchem Ausspruchen nicht weiter appellirt werden kann.

Die indischen Kinder-Räuber brauchen keine so schlaue Taktik anzuwenden, wie ihre Kollegen in Paris und London. Einige Leckerbissen oder ein Spielzeug reichen schon hin, um das Opfer zu gewinnen. Zuweilen bedienen sie sich auch eines Taschen, „Dalugi“ genannt, der, in mäßiger Quantität genossen, einen tiefen Schlaf, in stärker Quantität aber den Tod zur Folge hat. Vor wenigen Jahren vergifteten auf Diese mit diesem Getränk eine ganze Familie. Am liebsten stehlen die Indier Kinder aus ärmeren Klassen, weil das Verschwinden derselben weit weniger Nachforschungen veranlaßt. Darum sind oder die Kinder der Reichen keineswegs sicher: diese werden um der Edelsteine, Armbänder und Geschmeide willen, die sie an sich tragen, festgeschlagen, nach der Beraubung erdrosselt und dann in Brunnen oder Klüfte geworfen.

Außerdem droht den Kindern der Indier sehr oft die Gefahr, auf den Altären der Göttin Kali oder Durga, eines blutigen Genius, geopfert zu werden. Im Jahre 1821 geschah es, daß ein Knabe, der bei einem Opfer an der Gränze von Pegu zugegen Dichinia einer Hexe weinte, von Personen überfallen ward, die ihm einen Knebel in den Mund steckten wollten; der Kleine schrie noch zu rechter Zeit aus Lebenskräften, und die herbeieilenden Bauern bewährtigten sich der Uebelthäter. Einer von diesen Menschen erklärte vor Gericht, daß Wotschang Rewant Lwar, Schwager des Ram Singh, Radscha's von Dichinia, ihnen befohlen habe, ein Kind irgendwo zu stehlen und in den Gränzen zu opfern, damit sie seinem Weibe, der Schwester des Radscha's, Fruchtbarkeit bewilligte. Dieser Geständniß, das die beiden anderen Gefangenen bekräftigten, begleitete der erste Geständige mit einer genauen Beschreibung der Ceremonieels, das man bei solchen Opfern beobachtet.

Die Britische Regierung in den Radscha von Dichinia sofort anzeigen, daß sie, falls man ein solches Verbrechen noch einmal versuchen oder ausführen sollte, die sofortige Auslieferung derer verlangen würde, welche Veranlassung dazu gegeben hätten. Auch bedeutete man ihm, es werde die Urheber, ja welchem Stande sie auch gehören möchten, die schwerste Strafe treffen. Der erschrockene Radscha versicherte, er habe an dem Verbrechen durchaus keinen Theil genommen, und gelobte, darüber zu wachen, daß so gräuliche Opfer in seinen Staaten nicht wieder vorkämen. Die Göttin Kali hat jedoch leider über den abergläubischen Hindu gar zu große Gewalt. In Zeiten allgemeiner Noth oder herrschender Seuchen erwarten man von ihren Opferfesten Heilung, die auf dem Altar dieser Göttin geschlachtet werden. Selbst die Mohammedaner halten Kali für einen mächtigen feindseligen Dämon, und man darf mit Grund befürchten, daß, trotz der Wetzbrechungen des Radscha's von Dichinia und der Wachsamkeit des Britischen Gouvernements, noch manches Menschenopfer diesen angebrutten Schreckst fallen werde.

(A. J.)

Mannigfaltiges.

— Baetbelemy's Virgil. Nisard's gehaltreicher Aufsatz gegen die „leichte Literatur“, und das Beispiel, das er selbst durch seine Geschichte der Lateinischen Dichter frei spätteren Zeit gegeben, schrinen in der That nicht ohne Einfluß auf manchertei Bestrebungen in Frankreich geblieben zu seyn. So lasen wir kürzlich von J. J. Ampère eine geistvolle und ausführliche Kritik des Ausonius und seiner Zeit, von Granier de Cassagnac eine Darlegung des religiösen Lebens der Griechen und Römer, und jetzt beschenkt uns gar Barthelemy, der leichtfertige Sänger des Billetdoux und früher bekannt durch der poetische Zwillingsbruder Méry's, mit einer neuen Uebersetzung der Aeneide! Wir können dem Franzosischen Publikum nur Glück dazu wünschen, wenn es wieder Ausmerksamkeit genug sie die Meisterwerke der Alten besitzt, und Herr Barthelemy ist ganz der Mann dazu, diese Ausmerksamkeit zu fesseln. Freilich hat er darum eben so wie seine Vorgänger zu dem einmal unwiderruflichen Alexandriner seine Zuflucht nehmen müssen, aber unter seinen Händen gewinnt dieser wirklich eine gewissermaßen klassische Anmuth, und so wird er wohl auch den Vergleich mit Virgil's gefeilten Hexametern viel eher vertragen können, als der Alexandriner Delille's, der in seiner Uebersetzung der Aeneide sich leider durch mancherlei Zusätze und Auslassungen und ein ganz unerträgliches Versmaß des Lateinischen eines Widerbold des Lateinischen Epos geliefert hat. Zwar sind in Frankreich neuerdings Versuche gemacht worden, den einwohnen Vers einzuführen, und namentlich ist dies dem Herrn Oberst Lefranois in seiner kürzlich vollständig (mit dem Original an regard) erschienenen Uebersetzung der Schillerschen Ballade des Handschuhes gelungen; aber diese Versuche haben weder bei der Kritik noch beim Publikum Anklang und Eingang finden wollen, und so wird es wohl für jetzt noch beim Alexandriner verbleiben müssen. Wie gehen hier zur Probe, weil sie allen des Originals kundigen Lesern noch am meisten im Gedächtnisse sind, die Eingangsverse der Aeneide, nach der Uebersetzung des Herrn Barthelemy, mit die hier obenstehenden Anfangs-Zeilen:

Jeune coureur, aux pasteurs Jadis mes premiers sons;
Depuis, quittant les bois, par mes doctes leçons
Aux vœux de laboureur j'associai la terre.
Aujourd'hui, dévoilant des images de guerre,
Je chante ce héros, qui jouet du destin
Le premier vint de Troie au rivage latin.
Sur la terre et les flots en fortune poussée
Cette ennemie le fit et Junon vengeresse;
Il eut à subjuguer des peuples ennemis,
Pour transporter ses dieux au Latium promis,
Et fonder le berceau des grandes origines.
Des Latins, des Albins, de Rome aux sept collines

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34.); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 116. Berlin, Mittwoch den 27. September 1837.

Frankreich.

Ueber die Verjährung einiger Quiproquo's.

Hieß es wohl, unsere arme Menschheit allzu streng beurtheilen, wenn man behauptete, daß mindestens die Hälfte alles Bösen, was je geschrieben worden, auf Rechnung des Irrthums zu stellen sey? Wahr scheint diese Frage bejaht zu haben, indem er seinen Vorsatz: das Verzeichniß aller sie richtig aus- und angenommenen Irrthümer zusammenzutragen, als nur von einem Riesen zu bewältigen, aufgab, um bei dem weit beschränkteren Entwurfe dessen, was er uns wirklich hinterlassen hat, stehen zu bleiben. Gewiß aber würde in jeder Bibliothek der acceptirten Irrthümer die Abtheilung der Quiproquo's eine ziemlich beträchtliche Anzahl von Bänden einnehmen. Diese Art von Irrthümern, die unbedeutendste von allen, ist oft die baarbeinlichste, so oberflächlich, zufällig oder wunderlich oft bisweilen das Mißverständniß, das dabei zum Grunde liegt; und trotz dem behauptet sie sich, ist sie nur erst einmal durch die Zeit zu einem gewissen Ansehen gekommen, nicht minder beständig, so daß man auf sie eben so wohl, wie auf die unseren, La Fontaine's Wort anwenden kann:

L'homme est de glace aux vérités; Il est de feu pour les mensonges.

Der Mensch ist Eis für alle Wahrheit; Doch Feuer ist er für die Lügen.

Sollte nun diese Wärme des Menschen für den Irrthum etwa daher kommen, weil dieser sein eigenes Wort, sein traurigstes Geschöpf ist, während die Wahrheit, so oft er sie anrufen muß, mit der Strenge der Thatsachen sich ihm auferlegt? Indeß, wie häufig versuche das Licht einer Thatsache doch vergeblich den dicken Nebel eines Vorurtheils zu durchdringen! Was z. B. ist allgemeiner angenommen, als die Ersäuferung der Bibliothek zu Alexandrien durch den Chalifen Omar und die fünf Vierteljahre lang mit den Büchern der Ptolemäer unterhaltene Heizung der öffentlichen Bäder? Ich erinnere mich noch einer höchst merkwürdigen Bewegung bei einer Rede des verstorbenen General Foy, die einzig und allein eben durch diese Tradition verursacht wurde. Er hat seelisch auch nur zum Einwurf gegen sich, daß sie beklagne Bibliothek der Ptolemäer unter dem letzten dieser Fürsten, dem Bruder der schönen Kleopatra, verbrannt wurde, als Julius Cäsar Alexandrien eingenommen, und daß die, welche sich nach jener Zeit wieder angesammelt hatte, unter Theodosius ein Raub der Flammen geworden. Nun aber beweiset sich jede, daß die Alexandrinischen Bibliotheken von Theodosius bis auf Omar so viel und so fortdauernd Material wieder zusammengebracht haben sollten, daß es diesem Chalifen einen so schlimmen Ruf mit Recht eingetragen hätte.

Die Annahme der gänzlichen Vernichtung Karthago's durch die Römer ist gleichfalls eine nicht minder allgemein verbreitete Meinung. Eilam verliere nuinae — die Trümmer selbst verschwindend! — sind der Dichtere Worte. Ein gelehrter Akademiker indeß hat neuerdings durch zwei Autoren selber bewiesen, daß von der unglücklichen Stadt durch Scipio nur die Ringmauern zerstört worden, und daß die von seinem Heere, während dessen sehr kurzen Verweilens auf der Punischen Küste, vorgenommenen Zerstörungen lediglich auf die Hauptgebäude sich beschränkt haben. Hiezu kommt nun noch, daß auch die bis auf den heutigen Tag vorhandenen Spuren der kolossalen Stadt (Trümmer, die sich übrigens auch ganz augenscheinlich von denen des Römischen Karthago unterscheiden) mehrere Alterthumsforscher, die sich lange mit dem Studium derselben beschäftigt hatten, durch den Augenschein an Ort und Stelle zu denselben Tagesansicht gelöthet haben. So wurde auch Herr von Chateaubriand, bei seinem Besuche jener Gegenden, zu seiner Ueberraschung hiervon überzeugt, wie er es ja in seinem Itineraire laut genug, und mit welcher Stimme! — bekannt gemacht hat. Indeß, Alles nur eitle Berichtungen gegen eine poetische Fiction, die zweitausend Jahre zählt!

Eine eben so falsche, aber durch die Zeit minder unterstützte und daher auch schon mit besserem Erfolge beräumte Einsicht war die unmäßig übertriebene Vorstellung von der Bevölkerung des alten Roms. Der Grund dieser war ein sehr oberflächlicher; man hatte zur Grundlage der Berechnung ein Wort genommen, dessen Bedeutung, wie sie in den alten Topographieen gebräuchlich war, noch nicht kannte: Insula nämlich, das seelisch eine Insel, aber ein von vier Straßen begränztes Häuser-Bollwerk bezeichnet, hat ausserdem aber auch die Bedeutung von Hütte *).

Wollte man nun dies Wort zu einem der Faktoren einer Multiplication, deren Produkt die Bevölkerung Roms seyn sollte, machen, so mußte man zum anderen Faktor die muthmaßliche Zahl der Bewohner — nicht einer Häuser-Insel, sondern — einer Hütte nehmen, was, anstatt mehrerer Millionen, wenig Mehr als 200,000 ergiebt.

Dies war ein ganz eigentliches Quiproquo, auf Grund des Doppelsinns eines und desselben Wortes, und ist wohl eher zu entschuldigen, als das jener Magistratsperson, von welcher Balzac sagt: „Es war ein Mann mit langer Nase, berühmt jedoch wegen seiner geringen Kenntniß von den Wissenschaften, den unsere Väter zu Paris gesehen, als der Gesandten von Polen dahin gekommen. Diese machten sich, in Bewunderung und ehrten ihn dahen Lateinisch an. Er aber bat sie, ihn zu entschuldigen, wenn er ihnen nicht antworte, da er nie Gelegenheit gehabt, Polnisch zu lernen.“ Es erinnerte dies an jenen anderen Gelehrten, von dem unsere Kinder mit Balzac werden sagen können: den unsere Väter gesehen haben — und der es schmerzlich bedauerte, daß Charlemagne (bekanntlich ihre Zusammenziehung von Carolus Magnus) nicht den Beinamen des Großen erhalten.

Aber auch im allgemeinen Sprachverkehre giebt es eine Menge recipirter Austriebe, die wahrhafte Quiproquo's sind, und deren Zusammenstellung nicht nur ein einzelnes Blatt, sondern einen dicken Band füllen könnte. Dahin rechne ich zunächst auch die Ortsnamen, die, in Folge eines Mißverständnisses, verändert oder die ja zur Unkenntlichkeit umgestaltet worden sind. So wurde der Name Aphilla einer Stadt in Hettrurien jetzt Cervetri), schon vor Aeneas von einer Griechischen Kolonie begründet, ganz vergeblich beigelegt; denn die neben diesen neuen Kolonisten noch ziemlich barbarischen Landesinsider verstanden deren Sprache nicht und wurden nur dadurch sogleich von vorn herein sehr stark enappirt, daß die so zutheilichen und artigen Fremdlinge sie bei jeder Begegnung immer mit dem Worte Χαιρε! (Guten Tag!) begrüßten. Da legten sie nun dies Wort denen, die es so häufig aussprachen, als Namen bei; gerade so genial, wie die kleinen Kinder sich helfen, wenn sie Etwas bezeichnen wollen, dessen Namen sie noch nicht kennen. Und so bekam denn ganz unmerklich die Stadt selber den Namen Caere (Χαιρε kann das C der alten Lateiner wurde ja wie K ausgesprochen). Die Bewohner dieser Stadt waren aber, wie schon gesagt, sehr höflich, so auch in der Wissenschaft des Kultus und in Regulirung seiner Ausübung weit gekommen; und daher entstand denn bekanntlich das Wort Caerimonia von ihnen. Dergestalt wurde durch diese etymologische Kindschaft eine Formel der Begrüßung zur ersten Quelle unserer Ruskrechts Ceremonial. — Einer ganz ähnlichen Etymologie verdankt die Stadt Bayonne ihren Namen; denn er ist aus den Worten bave und youna (die ich vielleicht sehr unrichtig schreibe, die aber in der Basken-Sprache Guten Tag, mein Herr! bedeuten) entstanden.*) Andere Umwandlungen von Namen schreiben sich von Beziehungen her, die man in der Geschichte oder in der Knabenzeit einiger Wörter der neuen Sprache mit Benennungen in einer fremden zu finden glaubt, während sie nach der unseren nur sinnlose Töne enthalten. So wird in den Erdbeschreibungen des letzten Jahrhunderts zuweilen ein Kloster der heiligen Laura in Griechenland erwähnt. Die Griechen haben jedoch einst heilige dieses Namens, weder aber Athos in ein Kloster, noch so berühmt ist, daß es vorzugsweise seyen Λαυραν, das heilige Kloster, heißt. Also ist die heilige Laura dieses Kloster als Patronin zugeschrieben worden, weil man Λαυραν (Λαυρα), anstatt es mit Kloster zu übersetzen, für den Eigennamen gehalten hat, obgleich dessen Trägerin mit diesem Kloster niemals in einem anderen Verhältnisse gestanden, als eben mittelst dieser Art von Griechenmigkeit. — Fand nicht sogar der alte Geschichtschreiber Wilh-Hardouin in den Namen Oyclous und Methone die Französischen Wörter esquisse und mouton; denn so nennt er in seiner Chronik zur beiden Städte. — Ringe um uns in den alten Bildern bieten die Namen der kleinen Straßen dergleichen seltsame Verdrehungen ihrer Namen gleichfalls häufig dar: Wohl mehr als ein Büchermann mag, wenn er in der Rue des grès (Sandsteins Straße) in Paris nach alten Trefflern wühlt, nicht daran denken, daß er eigentlich in der Rue des Greca (Griechen-Straße) ist. — Noch weniger dürfte der Maubert-Platz, worüber des seligen Geschreies, von dem er wiederhallt, das Andenken in Alexander Dumas durchdringen, zu dessen Verstehen, als er nach Paris gekommen, ein solcher Zufall war, daß seine Jugend vor der in den Universitäts-Annalen so berühmten Fouarre-Straße, in welcher damals der philosophische Kursus abgehalten wurde, die ihn zu dem benachbarten Platze wagten. Doch eben nach dem Namen dieses großen Philosophen ist der Platz der Meister-

*) Grundstück (?).

*) So soll auch der Name des Ortes Madrid bei Berlin aus der Benennung Terre maudite entstanden sein, welche die Bürger derselben, Französische Ausgewanderte, denen damals jener Fleck überlassen worden, demselben beilegten.

Digitized by Google

Alberts-Platz genannt, und dies von der gewöhnlichen Aussprache, in Maubert-Platz verstümmelt worden. Wenigstens ist dies eine der Etymologieen, die derjenige in Umlauf sind, den bekanntlich haben die Namen solcher alten Straßen denen gewöhnlich mehrere, über welche die Gelehrten übereinkommen mögen, nie zusammen können. — Eine solche ist ferner die Straße Petit Musc in Paris, deren Name ganz offenbar verändert ist und den Einigen von Petimus abstem. Dies war nämlich das erste Wort in allen Wirthschriften, welche die zahlreichen geschäftigen in jener dem Hôtel St. Pol ganz nahen Straße wohnenden Solicitanten nach diesem Palaste des Königs brachten. Eine andere etwas wahrscheinlichere Meinung aber hält die Worte petit muse für eine Corruption von pute y musse, weil da an manchen Thüren für die um ihrer Bewohnerinnen willen früher einmal sehr berüchtigt gewesenen Straßen noch jetzt ein Name sich finden. Und auch der glänzende Hause des Hôtel St. Pol schloß dergleichen Nachbarinnen von seinen Umgebungen zu heimwegen gänzlich aus.

Wie also die wundersichsten Veränderungen dieser Art alte Benennungen verwischen, so finden wir im Laufe der Jahrhunderte zuweilen auch Namen gestiftet, die bestimmter Personen eingedenkt im buchstäblichen Sinne drücken, deren traditionelle Ableitung oft nur mit vieler Schwierigkeit zu verfolgen ist: Wesbald z. B. muß ein so herrlicher Fürst, wie König Dagobert, in einer solchen Menge von ganz grobbildlichen Sprichwörtern figurieren — und obendrein nicht etwa als ein Typus der Herrlichkeit, sondern vielmehr als ein Bild trivialer Gutmüthigkeit? — Weshalb verdankt ein Edler aus dem Hause Montmorency, Jean sire de Nivelle, die barocke Popularität seines Namens seinem Hunde? — Fragen, die von dem Schaffsinne der Gelehrten noch immer nicht beantwortet worden sind. — Eine Ueberlieferung derselben Gattung, und deren spezielle Individualität von einer platten und überdies auch völlig antinationalen Posse herrührt, ist der einfältige Gebrauch des Namens La Paisse. Durch welches Verhängniß gerichtet es doch, daß der treue Freund und Waffenbruder des Ritter Bayard, der trefflicher Lieutenant des Königs Franz I., an dessen Seite er auch gefangen gewesen, in den Volks-Ueberlieferungen Nichts von sich hinterlassen konnte, als das lächerliche Privilegium der Oberstbierschaft bei einer der thörichtsten aller Albernheiten? (Schluß folgt.)

Bibliographie.

Les Nibelungen. — Uebersetzt von Mad. Charlotte Moreau de Lamettière. 2 Bde. 15 Fr.

Procès en contrefaçon entre les éditeurs Roret et Renault.

Histoire des Mongols de la Perse. — Nach dem Persischen des Raschid-Eldin, mit Anmerkungen von Quatremère de Quincy. Erster Band.

Le Camp de Wallstein. — Nach Schiller, von Villenave. 2 Fr.

Mémoire sur le danger des inhumations précipitées et sur les signes de la mort. — Von J. B. Bigne. 2 Fr.

Tableau comparatif de la valeur nutritive des divers alimens donnés au détail. — Kanti.

Schweden.

Die Schwedischen Universitäten.

II. Upsala.

(Schluß.)

Mit der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts brach das Licht einer besseren Zukunft für Kultur und Wissenschaft herein. Die Buchdruckerkunst hat den Anstoß zu raschen Fortschritten, und die Studien, mit denen man sich bisher begnügt hatte, erschienen jetzt dürftig und flüchtig. Dem Beispiele Deutschlands, wo um diese Zeit mehrere Universitäten rasch hinter einander aufblühten, folgte der hohe Norden; im Jahre 1477 gründete Sten Sture, der Schwedische Reichs-Statthalter, die Universität Upsala. Sie war in den ersten Zeiten nach ihrer Gründung nicht im Stande, viel Gutes zu wirken. Innere Unruhen, Kriege mit Dänemark und Rußland, mancherlei andere Noth und Bedrängniß machten den Groben und dem Volke zu schaffen. Niemand dachte an die neue Hochschule zu Upsala, und sie selbst gab lange kein Lebenszeichen von sich. Zwar Gustav Wasa, der als junger Mann fünf Jahre daselbst studiert hatte, erneuerte sich ihr auch seiner Thronbesteigung als gnädiger Schutzherr; aber selbst dort, was er für die Universität gethan oder beabsichtigt hatte, wurde unter seinen Nachfolgern, und namentlich unter Johann III., rückgängig oder zunichte gemacht. Dieser Letztere hatte eine bigott katholische Prinzessin, Katharina, aus dem Polnischen Königshause der Jagellonen geheirathet und wollte in Schweden eine Reaction in demselben Geiste und in derselben Weise, wie die katholische Maria in England, durchsetzen. Er unterlegte und verdammte den lutherischen Glauben und Gottesdienst aus seinem Reiche, sing die Lutheraner an der Universität Upsala an und stiftete dasen zu Stockholm ein Gymnasium, zu dessen Leitung Jesuiten berufen wurden.

Die wahre Blüthe der Universität begann in den Tagen Gustav Adolph's. Er riß sie aus der Stumpfsinnigung, worin sie bisher gelegen hatte, hieß sich als ihre Beschirmherr angelegen sein und Nutzen sie noch an. Er betrachtete sie als seine Pflegetochter, schenkte ihr all seine Bücher und einen großen Theil seines Vermögens, das ganze Stammgut des Hauses Wasa, in Allem dreihundert Grundstücke und viele Prädenden. Seit dieser Regeneration erfreut die Hochschule sich mannigfaltigen Gedeihens, hat an Ausdehnung und Wichtigkeit außerordentlich zugenommen und nimmt jetzt eine der ersten und ehrenvollsten Stellen unter den Europäischen Universitäten ein. Hier lebten und lehrten Olov Rudbeck, der Verfasser der Atlantica, der Philolog Bureus (†), Ihre, der das Glossarium Svea-Gothicum schrieb, Celsius, der mit Maupertuis zur Gradmessung nach dem Nordkap reiste, der Botaniker Thunberg, der große Linné und der Chemiker Bergmann, Berzelius' Vorgänger. In dem großen Versammlungssaale des akademischen Konsistoriums hängen die Bildnisse aller berühmter Männer, die der Universität angehört haben, so wie alle Gönner und Wohlthäter der Hochschule. Unter den Trauerverhängungen des Kirchofes zu Upsala ruht man bei jedem Schritt auf einem Grabstein, der einen denkwürdigen, der Wissenschaft theuerwerthen Namen trägt. So lebt und wirkt noch heute zu Upsala ein Geschlecht von wissenschaftlichen Männern, der ihren Ruhm gründen würde, wenn derselbe nicht schon seit langer Zeit fest bestände: Geizer, der Dichter und Historiker; Atterbom, Professor der Literatur, den die jüngere reformatorische literarische Schule zu ihren vorzüglichsten Häuptern zählt; Svanberg, der den Meridiangrad in Lappland vermessungen gemessen hat; Schröder, dem man mehrere gelehrte und inhaltreiche Abhandlungen über Schwedischt und überhaupt Noetische Alterthümer verdankt. Der Erdrichter von Upsala und Rikes-Kanzler der Universität, Wallin, ist selbst ein ausgezeichneter Schriftsteller und vorzüglicher Dichter.

Es lesen an der Universität 26 ordentliche, 12 außerordentliche Professoren und 25 Privatdocenten. Sie ist ungemein reich und bestehrt alle ihre Ausgaben aus eigenem Mitteln. Ihre Einkünfte bestehen aus den Ertrage der Ländereien, welche sie aus dem Vermächtnisse Gustav Adolph's besitzt, und aus den Zinsen ihrer Kapitale; beides zusammen beläuft sich jährlich auf 73,000 Reichsbankthaler, etwa 130,000 Franes. Die Verwaltung des gesammten Vermögens der Universität leitet ein Intendant (Kuimanon) unter Aufsicht zweier Professoren, die in dieser Funetion jährlich wechseln. Jeder ordentliche Professor bezieht jährlich 300 Reichsbankthaler und 225 Tonnen Getraide, was zusammen auf 3000 Franes effectiv abgeschätzt werden kann. Außerdem bekommen nur 65 Tonnen jährlich, und die Privatdocenten sind lediglich auf das Honorar ihrer Vorlesungen verwiesen. — Bei dieser Veranschlagung der Einkünfte der Universität sind jedoch weitere Legate, die ausdrücklich zur Unterhaltung bestimmter Lehrstühle, z. B. für praktische Theologie, für die politische Oekonomie u. s. w. bestehen, so wie die bezüglichen sehr große Zahl der jährlich unter die Studenten zu vertheilenden Stipendien nicht mitgerechnet. Die vom Könige und vom Staate herrührenden Stipendien betragen jährlich 6300, die von Privatleuten gestifteten 34,242 Franes. Sehr oft sind dergleichen Stipendien jungen Leuten, die ihre Studien schon vollendet hatten, dewilligt worden, um zu ihrer weiteren Ausbildung wissenschaftliche Reisen ins Ausland zu machen.

Die Universität wird von etwa 850 Studierenden, sämmtlich geborenen Schweden, besucht. Wer zur Immatrikulation zugelassen werden will, muß vor der philosophischen Fakultät, unter Zuziehung von fünf zuhörenden tüchtigen Professoren, eine Prüfung bestehen. Er muß über die Elemente der evangelischen Religionslehre, über Geschichte, Mythologie, Geographie, Logik und Rhetorik, ferner in der Hebräischen, Griechischen, Lateinischen, Französischen und Deutschen Sprache examiniert. Bei der Aufnahme muß er den Könige und dem Königlichen Hause ewige Treue geloben, worauf ihn der Rektor in die Register der Universität einschreibt. Wird er dann zur Immatrikulation zugelassen, so darf er sich gleichwohl, wenn ein immatrikulirter Student für ihn bürgt, bei der Universität aufhalten, auch die Vorlesungen besuchen; aber von allen Rechten und Privilegien der Universität ist er ausgeschlossen. Diese Privilegien bestehen hauptsächlich in der Freiheit der Studierenden von Militairdienst und von allen Abgaben, und in dem Vorrecht, daß sie auf sechs Meilen rund um Upsala keiner anderen Jurisdiction unterworfen sind, als der akademischen. Die Organisation der Universität, die Einrichtung und Disziplin ist übrigens hier ganz so, wie ich es schon zu Lund gefunden habe. Auch hier theilen sich die Studierenden in Landsmannschaften, die sind aber viel weniger streng, als zu Lund, sie besitzen großes Vermögen, angekaufte Kapitalien, angekaufte Häuser und Grundstücke. In dem Stadtviertle von Upsala, der das Lateinische Quartier heißt, hat man mir ein großes, schönes, elegant eingerichtetes Haus gezeigt, mit einer geräumen, mit gutem Vorderwerke, einem großen Hof und Stallung, es gehört der Landsmannschaft Dalmannschaft, enthält einen Saal zu gymnastischen Uebungen, einen Konferenzsaal, eine ausgewählte Bibliothek an den Wänden hängen die Bildnisse aller ehemaliger Mitglieder der Landsmannschaft, die sich durch Thaten und Schriften auszezeichnet haben; man hält Zeitungen und Journale, die Studierenden versammeln sich zu bestimmten Tagen in der Wache, sich zu unterhalten, zu lesen, Musik zu machen, oder über wissenschaftliche Fragen zu disputieren.

Die Universität bietet an Hülfsmitteln, Anstalten und Sammlungen zum Unterricht einen solchen Reichthum dar, wie man ihn sonst nur in weit größeren Städten beisammen findet: ein Museum, das Schätze seltener und merkwürdige Stücke enthält, ein naturhistorisches Museum, einen großen botanischen Garten, eine Sternwarte und eine Bibliothek von 100,000 Bänden und beinahe 6000 Manuskripten.*) Das jährliche Einkommen der Bibliothek beträgt 6000 Franes, Ueberdies wird von allen in Schweden erscheinenden Büchern und periodischen Schriften ein Exemplar an sie abgegeben werden. Ihr früheres Lokal war ihr längst zu eng geworden; der gegenwärtige König hat ein neues, großes, stattliches Gebäude für sie aufführen lassen, wo sie Raum haben und nach Herzensluft wachsen kann. Gewiß, wenige Orte und Anstalten können sich freier so reichen und mächtigen Bibliothek rühmen, und doch ist sie hier, mit anderen verglichen, noch gar nicht alt. Gustav Adolph hat den Grund dazu gelegt; durch Einverleibung von Kloster-Bibliotheken, durch Geschenke und Vermächtnisse den Privatleuten ist sie bereichert worden; im dreißigjährigen Kriege hat sie aus Deutscher Beute manches werthvolle Stück erworben. Die Schwedischen Generale und Obersten, die mit Gustav Adolph als Kämpfer für die Reformation nach Deutschland gingen, wüssten oben so treffliche Bibliographen; als

*) Der im Jahre 1814 erschienene Katalog der gedruckten Bücher nimmt drei Quartbände ein; ein eigenen Katalogt der Manuskripte, der nachdem hergestellt werden, arbeitet Professor Schröder.

Digitized by Google

gute Patrioten gewonnen sehn; sie wußten in den Bibliotheken die seltensten und werthvollsten Bücher und Handschriften ausfindig zu machen, irgiren mit dem Degen Beschlag darauf und nahmen sie mit heim. Auch die Stockholmer Bibliothek hat auf diesem Wege einen Theil ihrer literarischen Schätze erworben, so namentlich das berühmte Exemplar der Bibel, welches Luthern selbst gehört hat und auf allen Seiten von seiner Hand beschrieben ist, ein unschätzbares Andenken, um dessen Besitz die Deutschen noch heute das Brudervolk bewerben und den Raub schmerzlich empfunden haben. Diese Bibel ist ausgezeichnet durch ihre vielen hundertre geschriebene Bibel, das größte und schönste unter allen in Europa vorhandenen Manuskripten. Es ist zwei und einen halben Fuß hoch und enthält außer dem Text der heiligen Schrift eine Anzahl Osten und Evocations-Formeln. Eine Chronik erzählt, daß ein wegen Uebertretung der Ordensregeln Todt verurtheilter Mönch sich vermaß, die ganze Bibel in einer Nacht abzuschreiben, wenn man ihm die Strafe erlassen wollte. Er schieß sich in eine Zelle ein und rief den Teufel zu Hülfe. Der Teufel, der immer schnell bei der Hand ist, wo es einfältige Teufen zu fangen gibt, kam auf der Stelle herbei, schrieb von Abend bis Tagesanbruch das ganze ungeheure Buch fertig und fuhr, als kaum der Tag graute, mit der armen Seele davon zur Hölle.

Doch gieb es einen Mann, dem die Bibliothek zu Upsala mehr verdankt, als allen Oxfizieren Gustav Adolph's, mehr als dem ganzen dreißigjährigen Krieg. Stio Rame sollte in den Jahrbüchern der Universität mit unauslöschlichen Zügen eingegraben sein, und alle Freunde der Wissenschaft sollten ihn mit Hochachtung nennen: Graf Gabriel de la Gardie. Er hat der Universität seine überaus reiche Sammlung seltener Bücher und Isländischer Manuskripte, er hat ihr die Edda den Snorri Sturleson und den Codex argenteus geschenkt. Die letztere berühmte Handschrift war damals, als sie in Lang unbedeckt, in dem reichen Kloster-Bibliothek gelegen haben; während des dreißigjährigen Krieges fiel sie zu Prag dem Grafen Königsmark in die Hände, der sie der Königin Christine schenkte. Christine wußte mit dem Manuskripte, da es nicht Lateinisch war, nichts anzufangen und schenkte es ihrem Bibliothekar Isaak Vossius, der es mit nach Holland nahm. Von hier erstand es im Jahre 1662 Puffendorf, im Auftrage des Grafen de la Gardie, aus Vossius Nachlaß um den Preis von 400 Rixdalern (etwa 800 Francs). Der Graf ließ es prächtig in Silber einbinden und schenkte es 1663 der Universität Upsala. Es enthält bekanntlich einen Theil der Evangelien in der mösogothischen Uebersetzung des Bischofs Ulphilas. Es ist in Lauet auf violettem Pergament geschrieben, der Text in silberner Kapitalschrift, die ungefähren Stellen aus dem alten Testamente in Gold. Die Buchstaben sind übrigens großentheils durch das Alter so verwischt, daß man sie nur noch erkennt, wenn man die einzelnen Blätter gegen das Licht hält. Sie sind unten mit gothischen Säulen und Rundbogen in byzantinischem Kirchenstyl verziert. Der Text ist leider nicht vollständig erhalten; er fängt beim fünften Kapitel des Matthäus an und reicht mit manchen Lücken bis zum neunzehnten des Johannes. Aber auch so haben wir in ihm noch den Alten und bei weitem ausführlichen Lehrrest Alt-Gothischer Sprache und Schrift.*) Die Uebersetzung ist im vierten Jahrhundert verfaßt, die Handschrift aber aus dem sechsten. Ich habe in Paris, bei der Bereicherung der bibliothèque du Roany, einen Bibliographen gesehen, der den Pult abzog und sich tief verbeugte, als der berühmte Codex Theodosianus aus der Hand des Bibliothekars, wenn der Mann jemand nach Upsala kommt, muß er vor dem Codex argenteus mindestens mit gefalteten Händen auf die Knie fallen.

X. Marmier.

Engtand.

Die Universität Cambridge.

Die Universität Cambridge ist ein Verein von Studierenden aller freien Künste und Wissenschaften und besteht aus 17 Kollegien, von denen jedes einen in sich abgeschlossenen Körperschaft bildet und seine eigenen Statuten hat, immer jedoch in Uebereinstimmung mit den Universitäts-Gesetzen unterworfen ist. Jedes Kollegium liefert Mitglieder sowohl für den gesetzgebenden als für den ausübenden Zweig der Verwaltung. Jener umfaßt die beiden Abtheilungen des Senats und ein Concilium, das den Namen Caput führt. Der Senat besteht aus allen denen, die entweder Magister der freien Künste oder Doctoren einer der drei Fakultäten (Theologie, Jurisprudenz, Medizin) und in einem der Kollegien eingetragen sind, jegend ein Amt an der Universität bekleiden oder doch in der Stadt Cambridge wohnen; zusammen etwa 2000. Sie theilen sich in zwei Klassen der Regents und der Non-regents: Jene, die Mitglieder des Hauses (wie es, noch den weißseidenen Hüten der dazu gehörenden, auch heißt) Weißhutshauses, sind Magister von weniger als fünf, oder Doktoren von weniger als zwölfjähriger Würde. Das Non-regent-, Unter- oder Schwarzhut-Haus begreift die Uebrigen in sich. Doktoren von mehr als zwölfjähriger Würde und der öffentlichen Lehrer der Universität dürfen in beiden Häusern stimmen.

Das Caput wird von dem Vice-Kanzler, einem Doktor aus jeder Fakultät und zwei des Regent- und des Non-regent-Hauses repräsentiren Mitgliedern gebildet. Der Vice-Kanzler ist schon vermöge seines Amtes ein Mitglied dieses Rathes; die Anderen werden folgendermaßen dazu gewählt: der Vice-Kanzler und die beiden Prokuratoren ernennen, Jeder für sich, fünf Personen; und aus diesen Funfzehn wählen die Vorsteher der Kollegien, die Doktoren und die Stimmen-Sammler (Scrutators) Fünf, dem Vice-Kanzler zu Ehren grundsätzlich seine Wahl bestätigend. Alle Vorschläge zu Universitäts-Gesetzen und alle Anträge (graces) müssen dem Caput genehmigt werden, wobei jedes Mitglied desselben eine verneinende Stimme hat, bevor sie den beiden Senats-Häusern zur Begutachtung vorgelegt werden.

Zusammenkünfte zu Besorgung von Universitäts-Angelegenheiten, sogenannte Congregationen, werden etwa alle zwei Wochen gehalten, und dazu giebt der Vice-Kanzler, dem Beginn jedes Kursus, ein Verzeichniß der für dieselben festgesetzten Tage. Für außerordentliche Versammlungen kann der Vice-Kanzler auch außer der Zeit, mittelst einer, drei Tage vor der Versammlung selber, in den Sälen der verschiedenen Kollegien aufgehängten gedruckten Bekanntmachung mit Angabe der Sache, den Senat zusammenberufen. Jede Anzahl von Senatoren, nur nicht unter 25, mit Einschluß der eigentlichen Beamten, bildet eine vollzählige Sitzung und kann sofort verhandeln und beschließen. Außer diesen Zusammenkünften giebt es noch sogenannte Natürliche Congregationen, durch die Statuten festgesetzte Versammlungs-Tage für den ordentlichen Gang der Universitäts-Geschäfte, als: Grad-Ertheilungen, Beamten-Wahlen ic., die keine besondere Bekanntmachung erfordern. Eine solche Congregation kann abgehalten werden, sobald 40 Senatoren zugegen sind. Jedes Mitglied hat das Recht, einen Vorschlag oder einen Antrag, oder eine Abänderung zu einer Grundvorlage durch das Caput, vor den Senat zu bringen. Wenn ein solcher em Caput durchgegangen ist, so wird er im Non-regent-Hause von einem der Stimmen-Sammler und im Regent-Hause vom Prokurator-Senior verlesen. In derselben Weise kommt er bei der zweiten Congregation zum Vortrage. Erfolgt das nicht, so kann jedes Mitglieder des Non-regent-Hauses, so wird zur Stimmen-Sammlung geschritten. Erreicht oder übertrifft dann die Zahl der non placet diejenige der placet, so wird der Antrag verworfen; sind dagegen der placet mehrere, als der non placet, so wird er ins Regent-Haus gebracht, um er denselben Gang zu durchlaufen. Ist er auf diese Weise in beiden Häusern durchgegangen, so besteht er als ein ordentliches Senats-Beschluß und wird, wenn der Gegenstand die Remissen zu allgemeiner Veröffentlichung trägt, ein Statut. Keine Wieder wird aber ohne einen Antrag, der in der so eben beschriebenen Art durchgegangen, ertheilt. Dergleichen Anträge heißen Positiven; sehen sie nur auf die Wieder eines Baccalaur in den Künste, auf höhe Ehren-Grade, oder auf den Rang eines Magister vom King's-Kolleg, so bedürfen sie der Lesung nur in einer Congregation.

Das Personal der ausübenden Gewalt auf der Universität bilden folgende Beamte: der Kanzler, der Haupt der ganzen Verfassung, mit ebenfalls Macht-Vollkommenheit intra precincta, außer in Fällen von Verstümmelung und Kapital-Verbrechen. Er siegelt die Diplome und Verleihungen ic., vertritt die Rechte und Privilegien der Universität, beruft Versammlungen und handhabt die Rechtspflege für die unter ihrer Gerichtsbarkeit Gehörigen. Der Vice-Kanzler ist Vorsitzer über den High steward), welcher die Befugniß hat, die innerhalb des Universitäts-Bezirkes eines Kapital-Verbrechens angeklagten Studenten zu verhören und in Gemäßheit des bestehenden Privilegs und Gebrauches Gericht zu halten; er giebt sich einen Vorsteher, vermittelt Verhaftung (letzteren patent), die durch den Senats-Verschluß gegen vollzogen wird; der Vice-Kanzler, der jährlich, am 4. November, vom Senate gewählt wird und, wie schon sein Titel andeutet, die Befugnisse des Kanzlers für die Universitäts-Verwaltung und Ausübung der Statuten übertragen, wenn dieser abwesend ist. Er muß, nach einer Verordnung von 1587, der Haupt sein, Beisitzer und Zeuge bei allen Magistrat für die Universität und Entscheidung der Kommissarien, ein Unter-Beamter des Kanzlers, steht an der Spitze einer Kanzlei für alle privilegirte Personen und Scholaren unter dem Grade eines Magisters, zur Unterscheidung von Rechtsfällen nach dem Civil- und Kanonischen Rechte und nach den Universitäts-Gebräuchen; der Assistant der Vicare schreibt, verliest und besiegelt die Briefe an den Senat und von denselben und erscheint bei jeder Eheen-Verleihung mit einer angemessenen Rede; der Assessor ist ein durch Senats-Beschluß zu Unterstützung des Vice-Kanzlers in causis forensibus et domesticis (in Gerichts- und Verwaltungsgeschäften) besonders angestellter Beamter. — Die beiden Prokuratoren sind jährlich gewählte Gerichts-Beamte, die wenigstens seit zwei Jahren Magister sein müssen und vermöge ihres Amtes Regents werden. Ihre Pflicht ist es, über die Zucht aller derer, die noch in statu pupillari (minderjährig) sind, zu wachen, übeldeschtige Häuser ersorschen und lockere, verdächtigte oder verdächtige Frauenzimmer in Gewahrsam bringen zu lassen. Sie müssen auch bei allen Congregationen gegenwärtig sein, mit dem Kanzler oder Vice-Kanzler abstimmen, die Stimmen des Hauses, mündlich und schriftlich, einholen, verlesen und deren Uebereinstimmung oder resp. Abweichung erklären, die Anträge im Regentshause verlesen, die bei- oder abhälligen gehörnte Vota sammeln und dann öffentlich verkündigen. — Die Moderatoren (Vorsitze) werden von den Prokuratoren gewählt, vom Senate bestätigt und haben, als Vertreter Jener, den philosophischen Uebungen und Disputationen, so wie den Prüfungen zum Doktor- und Baccalaureus-Grade, vorzusehen. — Drei Bibliothekare Obliegenheiten bezeichnet sein Titel. — Der Registrator und seiner, oder in der Person eines Stellvertreters, alle Congregationen mit abwesen, um für die gehörige Form der vorzulegenden Anträge zu sorgen und dieselben in das Universitäts-Archiv einzutragen, wenn sie in beiden Häusern durchgegangen sind. Eben so registrirt er das

*) Außerdem sind bekanntlich noch folgende Fragmente auf unsere Zeit gekommen: 1) Ein Bruchstück des Evangeliums Marcus, im Kloster Canali auf einer Wolfenbüttler Handschrift herausgegeben, ein Heft in Quart, ohne Jahrzahl. 2) Ein anderes Fragment, enthaltend Bruchstücke des Briefes an Titus und zum Theil des ersten Briefes an Timotheus, aus einem Kodex Palimpsestus der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, herausgegeben von Angelo Mai und dem Grafen Castiglione zu Mailand 1819, ein Quartband, und nochmals 1834 in München durch Professor Maximan. 3) Ein Fragment einer alten Homilie, aus der Bibliothek des Vatikans, von Mai 1833 in andere Hände (einer Versposition veteres) bekannt gemacht. Der Text des Codex argenteus ist mehrmals im Druck erschienen: zuerst durch Junius, mit Angelsächsischen Versionen zur Seite, zu Quartband, Dordrecht 1665; durch Stiernhielm. Die Ausgabe (wann die erste erschienen, weiß ich nicht) Stockholm 1671, ein Quartband, mit Patrizi-schem Lettern und Schwedischer und Isländischer Uebersetzung; endlich durch den Upsaler Erzbischof Benzelius, gleichfalls mit Lateinischen Lettern, Oxford 1750, ein Quartband.

Senioren derer, welche in einer der Künste oder Fakultäten jährlich vorkommen, nach den Listen, womit die Prokuratoren ihn versehen. — Die beiden Taxatoren sind Magister und Regents derselben ihres Amtes. Sie regulieren den Handelsverkehr, die Boutage, Maaß und Gewicht und bringen jede dahin einschlagende Ungesetzlichkeit vor das Kommissariatsgericht. — Die Stimmen-Sammler sind Nonregents. Ihr Geschäft ist es, alle Congregationen abzuwarten, im Unterhause die Anträge zu verlesen, die Stimmen an den Thüren zu sammeln und deren Ergebnis anzukündigen. — Die drei Esquires-Pedelle schreiten, bei öffentlichen Vorkommenheiten und Feierlichkeiten, mit silbernen Scepteren vor dem Vice-Kanzler her, geleiten die Doktoren in das Regenzhaus zur offenen Abstimmung, um polizeilich ihre ämtlichen oder schriftliche Stimme abzugeben, holen die Anträge zum Vice-Kanzler und Caput, bringen sie zuerst zu den Stimmen-Sammlern des Unterhauses und, wenn sie in diesen angenommen worden, zu den Prokuratoren des Oberhauses. Sie begleiten auch die Professoren und Respondenten (Opponenten) der drei Fakultäten aus den Kollegien in die Stunden und bedienen sie bei den Akten der Doktor-Promotionshandlungen. Sie sammeln Strafgelder von den Universitäts-Mitgliedern und laden die Senatoren vor des Kanzlers Gerichtshof. — Der Universitäts-Drucker, der Bibliothek-Aufseher, dessen Unter-Aufseher und der Schul-Inspektor (School-Keeper) werden von der gesammten Körperschaft gewählt. Der Summo-Pedell wird durch Bestallung mit des Kanzlers Unterschrift und Insiegel eingesetzt; eben so der Universitäts-Marschall, vom Vice-Kanzler.

Die Universität hat zwei Gerichtshöfe: den Konsistorialhof des Kanzlers und den des Kommissars. Jenen bildet der Kanzler (oder, in dessen Abwesenheit, der Vice-Kanzler) mit einigen Senatoren-Beisitzern und einem oder mehreren Doktoren des Rechts. Alle persönliche Forderungen und Klagen, als Schulden, Rechnungssachen, Verträge ꝛc., aber Verklagungen und Beleidigungen, die innerhalb des Universitäts-Bezirkes vorgefallen, aber weder Kapital-Verbrechen, noch Verstümmelungen sind, werden in diesem Gerichtshofe angebracht und entschieden, wobei das Verfahren ganz in Uebereinstimmung mit dem des Civil-Rechtes steht. Die Appellation geht von diesem Gerichte an den Senat. Das Kommissariats-Gericht leitet der Kommissarius, fast Beisitzer, die ihm unter dem Insiegel des Kanzlers übertragen ist. Er untersucht und verführt in allem, wie oben gesagt; nur hinsichtlich der bei den Innungen der Handwerker, die Lehrlinge, oder Diener betreffen, ein Magister, oder irgend ein anderer höherer Gradunirter die eine Partei bilden, sind der Gerichtsbarkeit des Kanzlers oder Vice-Kanzlers vorbehalten. Das Verfahren ist bei diesem Gerichte eben dasselbe, wie bei jenem. Der durch Urteil etwa beeinträchtigte Partei steht die Appellation frei an die Kuratoren an den Hof des Kanzlers und von diesem, wenn Sache und Beeinträchtigung es fordern, an die Delegaten offen.

Die beiden von der Universität in das Parlament abgeordneten Mitglieder werden vom Senate gewählt. Der Universitäts-Rath (council) wird gleichfalls von diesem bestellt, der Vice-Kanzler, Prorektor und Doktoren der Theologie, der Rechte, der Medizin, der Sudici und Senatoren, zur Verhandlung aller sozietlichen Angelegenheiten der Universität berufen. Die Professoren beziehen ihre Besoldungen aus verschiedenen Quellen: aus dem Universitäts-Vermögen (chest), von der Regierung, aber aus eigens hiergu angewiesenen Fonds. Das ährliche Einkommen aus dem Universitäts-Vermögen beträgt ungefähr 16,000 Pfd., die jährliche Ausgabe etwa 12,000 Pfd. Die Fonds stehen unter der Verwaltung des Vice-Kanzlers; die Rechnungen werden von drei alljährlich vom Senate niedergesetzten Rendonien nachgesehen. Die Universitäts-Kurse sind: der Oktober-Kursus, vom 10ten Oktober bis 16ten Dezember; der Januar- oder Fasten-Kursus, vom 13ten Januar bis zu dem Freitage vor'm Palm-Sonntage, und der Ostern- oder Johannis-Kursus, vom ersten Tage nach dem Ostern Sonntage bis zu dem Freitage nach der Promotion, die immer am ersten Dienstage in Juli stattfindet.

Die 17 Kollegien der Universität sind durch verschiedene Individualitäten gegründet, von allen aber ist zuerst die Pflege der Religion und dann die der schönen (polite) Literatur und der Wissenschaften gleichfalls worden. Die Statuten einiger Kollegien verlangen, daß keine Mitglieder in England, als Geistliche, Beschäftigungen haben sollen. Die Trinitäts-, St. Johannis-, Sidney-, Downing's-, Klare-Hall's- und Trinitäl-Hall's-Kollegien stehen allen Bewerbern offen; und dabei gilt unbedingt folgendes Gesetz: „Wer nur einen Englischen Paten hat, soll angesehen werden, als sey er in der Grafschaft geboren, zu welcher dieser gehöre, wäre er selber auch in einer entfernten Gegend geboren. Waren aber beide Eltern Landes-Kinder, soll er zu der Grafschaft gerechnet werden, zu welcher sein Vater gehörte."

Die Folge der Grade innerhalb der einzelnen Kollegien ist nachstehende: 1) der Kollegien- oder Haus-Vorsteher, gewöhnlich ein Dr. Theologiae; nur in den Trinitäl Hall-, Kings- und Downing-Kollegien darf er auch ein Dr. juris oder Medicinae sein. Das Haupt des Kings-Kolleg wird Provst, der Vorsteher im Queens-Kolleg Präsident, alle übrigen werden Magister tituliet. 2) Die Kollegiaten, gewöhnlich Doktoren der Theologie, der Rechte, oder der Medizin; Baccalaureen der Theologie; Magister oder Baccalaureen der Künste, nur Wenige, wie auf den Trinitäl Hall- und Kings-Kollegien, Baccalaureen der Rechte oder der Medizin. Die Zahl der Universitätskollegiaturen beträgt 408. 3) Die graduirten Edelleute: Doktoren der verschiedenen Fakultäten, geistliche Baccalaureen, welche Magister der Künste gewesen, und dergleichen Magister, die es aber nicht wirklich sind, sondern deren Namen in den Listen (boards) zur Senator-Wohl geführt werden. 4) Die Graduirten, weder Senatoren, noch in state pupillari, sind Baccalaureen der Theologie, mit den Benamen der Wierundzwanzig Männer oder Zehn-Jahr Männer, weil den in ein Kolleg Aufgenommenen, wenn sie 24 Jahre oder älter und ihre Namen zehn Jahre auf den Listen gewesen sind, freistebt, zum Baccalaureate der Theologie sich promovieren zu lassen. In den letzten zwei Jahren müssen diese, während des größeren Theils der Dauer von drei Kursen, in der Universität wohnen und die sonstenmäßig erforderlichen Auflagen üben. 5) Die Baccalaureen des Rechts und der Medizin, die ihre Namen ebenfalls auf den Listen lassen, die sie Doktoren werden. 6) Die Baccalaureen der Künste, die noch in statu pupillari sind, für die Beaufsichtigung bezahlen, gleichviel, ob sie in der Universität wohnen, oder nicht, und deren Namen auf den Listen der Kollegiatur- oder der Senats-Kandidaten stehen. 7) Die bürgerlichen Kollegiaten, meist jüngere Söhne des Adels, oder vermögende Jünglinge, welche das Vorrecht haben, an der Kollegiotentafel zu speisen. 8) Die Kostgänger (Pensionaers) und Studenten. Die Zahl der Studenten-Stiftungen (scholarships) und Stipendien beläuft sich auf mehr als 700. 9) Die Diener, Leute von geringerem Vermögen, die ihren Unterhalt gewöhnlich frei und diese Emolumente haben.

Neben diesen Notizen bietet der Universitäts-Kalender den Wißbegierigen noch manche andere interessante und schätzenswerthe Mitteilungen.

Bibliographie.

Russel's modern Europe. — Fortgesetzt bis zum Jahr 1837. 4 Bde. 32 Sh.

The Lincoln Cathedral. — Von Britton. 16 Kupfer in 4. 25 Sh.

Westwood's enlarged edition of Drury's Exotic Entomology. 3 Bde. 4. 6 Pfd. 16 Sh.

The law of bills of exchange. — Von C. W. Johnson. 7 Sh.

Orchidaceae of Mexico and Guatemala. — Von Bateman. Erste Abth. Fol. 42 Sh.

My book, or the anatomy of conduct. — Von John H. Skelton. 7½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Mistreß Trollope. Von dieser Schriftstellerin ist so eben ein neuer Roman unter dem Titel: „Der Landprediger von Wrexhill" (The Vicar of Wrexhill, 3 Bde.), erschienen. Sie hat sich darin die Schilderung eines Englischen Tartüffe, eines wahren Gegenstückes zu Goldmith's würdigem Landprediger von Wakefield, zur Aufgabe gemacht. Obendrein, wie diese Schriftstellerin ist, in ihren Situationsbildern überall etwas stark aufzutragen, hat sie auch hier Kolumnerei und Heuchelei in ihren grellsten Farben und in ihren Einwirkungen eingreifend auf beschränkte Köpfe und andererseits auf sogenannte starke Geister dargestellt. Wir lernen hier eine ganz neue Seite des Englischen Lebens, nämlich die gegenseitigen Verdrießlichkeiten einer Landgemeinde, ihres Pfarrers und ihrer Gutsherrschaft kennen. In diesem engen Kreise sind zum Theil à la August Lafontaine Familien- und Herzens-Angelegenheiten mit sonderbarerlicher Eindringlichkeit geschildert, doch selbst es andererseits auch nicht an der Färbung unserer Zeit: der Englische Tartüffe ist nebenbei ein politischer Reformer, und so hat denn Mistreß Trollope auch Gelegenheit, ihre bekannten Torvikalischen Ansichten in's gehörige Licht zu stellen.

— Phraseologie der Englischen Juristen. In einem vor nicht langer Zeit herausgekommenen Werke, betitelt: The Mechanics of law-making (die Mechanik des Gesetzmachens) befindet sich folgende glückliche Parodie der Worrschwalle, der in der Phraseologie der Englischen Juristen anzutreffen ist: „Wenn Jemand einen Anderen in alter Form Rechtens eine Pferdmage geben wolle, so wäre es nicht hinreichend, um auf ihn, wie es bei den Juristen heißt, „eine unbedingte Uebertragung aller Rechte und Berechtigungen daran"" zu verauslaten, wenn man sage: ich gebe Ihnen diese Pomeranze, sondern es müßte so heißen: Ich übergebe Ihnen in Gnaden und Besonderen meinen Besitz, meine Interessen, Recht, Berechtigung, Anspruch, Norgen und Vortheil an und durch diese Pomeranze, mit ihrer ganzen Rinde, Schale, ihrem Saft, Fleisch und ihren Körnern und jedes Recht und jede Berechtigung daran, unbill voller Gewalt, zu heißen, schneiden, sengen und sonst dieselbe zu essen oder sie wegzugeben, so kräftig und wirksam, als ich, der besagte N. N. jetzt berechtigt bin, die genannte Pomeranze zu heißen, schneiden, sengen oder sonst zu essen oder dieselbe wegzugeben, mit oder ohne Rinde, Schale, Saft, Fleisch und Körner, indem nichts, was etwa bisher geschehen sein könnte oder in Zukunft noch geschehen möchte, noch irgend ein Akten-Stück oder Akten-Stücke, Instrument oder Instrumente, von welcher Art oder Beschaffenheit es aber sie auch immer sein mögen, auf irgend eine Weise dem Gegenwärtigen entgegenstehen können u. s. w. u. s. w. — Dies ist die Sprache der Juristen, und die Gelehrtesten unter ihnen sind der ernsten Meinung, daß durch Auslassung irgend eines dieser Worte das Recht an besagte Pomeranze nicht auf die Person übergehen würde, für deren Gebrauch sie bestimmt wäre."

Das mit dem 30sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 117. Berlin, Freitag den 29. September 1837.

England.

Cap: Back's Bericht über seine letzte Reise.

Die jüngsten Englischen Zeitungen brachten die erfreuliche Nachricht, daß Capitain Back von seiner neuesten Reise zur Erforschung des Meeres und der Küsten in der Polar-Zone Amerika's, nach sunfzehnmonatlicher Abwesenheit, somit seiner Mannschaft wohlbehalten wieder eingetroffen ist. Im Juni 1836 war er ausgelaufen, am verflossenen 3. September landete er zu Lough Swilly an der Westküste von Irland. Das Unternehmen war dreifacher Natur: die Londoner Geographische Gesellschaft in Anregung gebracht und durch reichliche Unterstützung von Seiten der Regierung ins Werk gesetzt worden. Cap. Back sollte im innersten nordwestlichen Winkel der Hudsons-Bai in die dritten Buchten oder vermuthlichen Meerstraßen hinzudringen suchen, welche von den Englischen Seefahrern Repulse-Bay und Wagers-Inlet benannt worden sind; indem man voraussetzte, diese Arme der Hudsons-Bai wären nur durch einen nicht sehr breiten Isthmus von dem Polarmeere getrennt, hoffte man, die Küste des letztern würde sich durch eine Exkursion zu Lande erreichen, auf eine Strecke verfolgen und solchergestalt der Umriß des Amerikanischen Kontinents an dieser Seite sich bestimmen lassen. Die Admiralität ließ zu dieser Fahrt eigens eine Sloop, „the Terror", ausrüsten, und alle Kunst und Sorgfalt Englischer Schiffsbaumeister wurde aufgeboten, dem Fahrzeuge Stärke und Festigkeit zu geben, damit es den Andrang und Stoß der schwimmenden Eismassen aushielte. Gleichwohl war es bei der Rückkehr so sehr zugerichtet, daß es vielleicht keinen Tag mehr die See hätte halten können. Die Reise war, wie alle zu gleichem Zwecke unternommen, reicher an Mühsal und Gefahr für den Capitain und die Mannschaft, als an Aufschlüssen über die so lange gesuchte Nordwest-Durchfahrt. Cap. Back hat unterm 11. September d. J. einen vorläufigen kurzen Bericht, der nächstens einen Auszug von Meilen aus seinem Tagebuch, an den Secretair der Geographischen Gesellschaft, Capitain Washington, eingesendet, wovon wir das Wesentliche hier mittheilen. Es geht daraus hervor, daß die Expedition gänzlich fehlgeschlagen und nicht einmal die Repulse-Bai erreicht worden ist; unübersteigliche Hindernisse setzten sich dem Vordringen der unerschrockenen Seefahrer entgegen.

„Am 23. Juni", so berichtet Capitain Back, „fuhren wir von Papa Westra ab und steuerten quer über den Ocean, bei stürmischem Wetter. Am 29. Juli geriethen wir in das treibende Eis; am 30sten hatten wir die Küste von Labrador in der Nähe des Kap Chudleigh vor Augen. Am 1. August passirten wir die Hudsons-Straße, und am 3ten kamen wir, im Angesichte der Spitze Nordhill, von anderweiten Fahrzeugen der Compagnie verlassen, die zwischen ihm Eis steckten. Indem wir uns hart an die Küste hielten, gelangten wir nur Strecke vorwärts und verloren jene aus dem Gesichte; aber schon am folgenden Tage fuhren wir selbst eingeklemmt. Im Süden und Westen, nach dem Innern der Hudsons-Bai zu, lag das Eis seit zusammengeschoben und dichte, so weit man vom Mastkorbe sehen konnte, eine ununterbrochene Fläche; gen Nordwesten aber zeigte es Lücken und offene Stellen, so daß ich, in der Hoffnung, Fahrwasser zu finden, meine Richtung dorthin einschlug. Am 16. August gelangten wir 40 Meilen ihre die Trinity-Inseln hinaus, aber erst am 22sten kam uns Baffin-Island wie zugleich gen Südwesten die Insel Southampton zu Gesicht. Dies war der entscheidendste Zeitpunkt: hätten wir damals nur zwei Tage Westwind gehabt, der das Eis von den Küsten und aus der Bai hinweg zogen das offene Meer getrieben hätte, so wäre die Repulse-Bai zu erreichen gewesen; statt dessen aber hielt sich der Wind beständig aus Osten und schob und packte das Eis immer dichter über einander. Gern wären wir jetzt umgekehrt und hätten versucht, südwärts um die Insel Southampton herum und dann zwischen der Insel und der Küste westwärts zu steuern; aber es war keine Möglichkeit mehr. Wir trieben mit dem Eise fort und befanden uns am 29. August unter 65° 30′ N. B. und 82° 7′ W. L. Dies war der nördlichste Punkt, den unser Schiff erreichte; ich rechnete, daß wir von hier nur 40 Meilen bis Winter-Island hatten, wo Parry mit den Schiffen „Hecla" und „Fury" im Jahre 1823 überwinterte. Indem wir das Eis vor uns wegbrachen, arbeiteten wir uns stündlich in der Richtung nach der Insel Southampton zurück, weil ich noch immer die Hoffnung hegte, in dieser Gegend einen Strich freien Wassers zu finden. Am 4. September waren wir nur 136 Meilen von der Repulse-Bai entfernt; mit ein wenig lebhaftem Westwind hätten wir in zwei Tagen hingelangen können. Wir trieben aber noch 14 Tage mit dem Eise langsam westwärts und kamen drei Meilen am Kap Comfort vorbei, eine Landspitze, die 1000 Fuß hoch fahl und steil aus der See ragt. Am 20. September klemmte uns das Eis so stark, daß mehrere Planken an unserem Schiffe locker wurden. Am 22sten machten wir einen neuen Versuch, uns durch das Eis zu bohren, um die nur 25 Meilen entfernte Polar-Bai zu erreichen, aber vergebens: das Eis schob sich über jeder Oeffnung wieder zusammen und verschloß uns den Ausweg. Von diesem Tage an hatten wir das Schiff nicht mehr in unserer Gewalt: es lag wie vergraben zwischen Eismänden und trieb mit Wind und Fluth hin und her. Am 26. September befanden wir uns unter 65° 48′ N. B. 83° 40′ W. L., der äußerste westliche Punkt, wohin wir gelangt sind, 90 Meilen von der Repulse-Bai. Am 27. September trieb das Eis von Osten her mit solchem Ungestüm gegen das Fahrzeug, daß es mit seinem Sterntheil 7½ Fuß aus dem Wasser gehoben wurde. Am 9. Oktober that sich eine freie Straße vor uns auf, und wir gelangten in 12 Stunden längs der Küste bis zum Kap Pylot. Hier dirfen wir wieder liegen, und als am 27. Oktober das Eis in einiger Entfernung vor uns sich abermals theilte, konnten wir dies nicht benutzen, weil unser Schiff fest eingefroren war. Wir arbeiteten mit Eisägen, Aexten und anderen Werkzeugen, womit die Regierung uns so reichlich versehen hatte; die Offiziere und Matrosen boten alle ihre Kräfte, die höchste Anstrengung auf, das Fahrzeug loszubringen, allein es half nichts. Am 17. Oktober sah mir kamen dabei an einer Klippenkette vorüber, die auf unserer Seekarten noch nicht verzeichnet war, und nahmen sie auf; sie bestand durchgängig aus kahlen, zähen Klippen- und Felsenmänden von 750 bis zu 1000 Fuß Höhe über der See.

Am Weihnachtstage zeigten sich unter unserer Mannschaft die ersten Spuren des Skorbuts, der nun allmälig um sich griff, so daß wir zu einer Zeit 25 Kranke an Bord hatten; es starben uns 3, der Konstabler nämlich und 2 Matrosen. Im Anfange Januars dorft während einer völligen Windstille die Eisrinde, auf welcher wir lagen, mit einem entsetzlichen Knall; unser Fahrzeug bekam einen gewaltigen Stoß, und von da an immer mehrere und stärkere hinter einander; nach allen Seiten wurde es gerüttelt, gequetscht, geschoben, und ohne die außerordentliche Festigkeit der Kiel- und Rippenbalken und des zu seiner Construction verwendeten Eisens wäre es gewiß in Stücke gedrochen. Am 18 Februar früh Morgens, als das Thermometer 33° unter Null*) zeigte, fand ein abermaliger Eisbruch statt; Eismassen von 30 Fuß Dicke wälzten sich wie die Wellen über unser Schiff, zerbrachen die Böten, drängten die Balken aus ihren Fugen, zerrissen die Taue, schoben mächtige Steine weg, die zur Beschwerung dienen sollten, und rissen die eisernen Ringe aus den Planken. Das ganze Fahrzeug wurde so heftig hin und her geworfen, daß mehrere Matrosen sich nicht auf den Füßen halten konnten, sondern niederstürzten. Das war aber noch lange nicht unsere schlimmste Noth. Am 13. März, während wir in der Richtung nach Südost an einer flachen Landspitze vorübertrieben, welcher ich auf der Karte den wohlverdienten Namen Terror-Point (Schreckens-Spitze) gegeben habe, brach wieder ein gewaltiger Eisdurch von Nordwesten herein, fuhr unser Schiff von hinten, und obwohl es bis an die Unterpfeilen zwischen Eismassen vergraben lag, wurde es doch durch den heftigen Stoß herausgedrängt und auf die Seite geworfen, so daß es auf sein Backbord zu liegen kam; der ganze Hinterstevon wurde weggerissen, und der Stern ragte 7 Fuß hoch aus dem Wasser. In der folgenden Nacht ging das Eis noch 3 Fuß hoch mit der Schollen rings um das Fahrzeug mit fort und schob es noch höher auf das Eis hinauf, so daß der ganze Spiegel außer Wasser stand, während das Hinterbrtil wie in einen tiefen Loch zwischen überhängende Eismassen von 30 Fuß Höhe und Dicke eingezwängt war. Ein Glück, daß diese Massen stehen blieben, so wie sie die Planken des Schiffes berührten; einen Fuß breit weiter, und sie hätten Alles zerreibmert. Das Wasser stürzte in den ausgerissenen Sternen in das Hinterbrtil ein, das Fahrzeug krachte und knackte in allen Fugen. Wir retteten

*) = 18° R.

**) = 29° R.

Digitized by Google

die Vorräthe auf das Vorderdeck, setzten die Boote aus und hielten uns auf das Aeußerste gefaßt so sahen wir in der finsteren, todtenstillen Nacht und erwarteten jeden Augenblick einen neuen Stoß, der uns aller Wahrscheinlichkeit nach den Garaus machen mußte. Aber der gnädige Himmel fügte es anders: das Schiff lag ruhig in seiner neuen Eisenlage und trieb, ohne weiter Schaden zu leiden, auf Sea-heels-Point los. Die Schalle, auf der wir lagen, war mindestens 70 Fuß dick, mit 25 Fuß tief mußten wir einsägen, um das Schiff aus seiner verschobenen Lage zu bringen und wieder gleich zu richten, was uns erst nach vieler Tage Arbeit gelang. Wir bestimmten die geographische Lage von Sea-heels-Point: 45° 37' N. 90° 10' W. L. in der Magnetnadel auch 49° nach Westen ab. Die bärteste Winterkälte, die wir überstanden, war 53° unter Null*), wobei das Quecksilber fest fror und unser Alkohol sich in Eis verwandelte.

Am 1. Mai lag unser Fahrzeug noch immer auf der Eisfirst, in der Nähe von Mill-Island; dann trieben wir südwärts zwischen Resolutenahm-Island und dem Kap Wolstenholme, einer senkrechten 1000 Fuß hohen Klippe. Am 21. Juni lagen wir an der nördlichen Küste von Charles-Island. Da wir Anzeichen von dem baldigen Aufgehen des Eises gewahr wurden, so arbeiteten wir mit der größten Emsigkeit, unser Schiff flott zu machen. Alles lagte Hand an, unsere wichtigst, doppelt, 35 Fuß lange Eisscheere mit fägenförmig gezähnter Schneide in Bewegung zu setzen. Am 11. Juli, als wir 3 Fuß tief eingeschnitten hatten, spaltete sich das Eisfeld auf einmal von vorn nach hinten und klaffte aus einander, so daß unser Leerbord seyl wurde. Wir trafen nun gleich Anstalten, die Segel aufzuziehen, aber noch war unseres Kostenmuss nicht; auch hatte der große Eisdruck zwischen die Masten und Rüsthäume des Segelwerkes geschoben und saß so fest darin, daß wir wieder mit Sägen und Hebeln daran gehen mußten. Auf einmal hob das Wasser den Eisblock, an dem unser Schiff solchergestalt noch fest hing, in die Höhe, und indem die ganze Masse über die Oberfläche des Meeres emporstieg, warf sie das Fahrzeug herumgehen vorüber, daß das Wasser zum Vorderdeck hereinflürzte und wir alle Noth hatten, dem Sinken zu wehren. Tag und Nacht mußten wir die mühvolle Arbeit des Eisägens fortsetzen, wovon unsere Rettung abdieng; Offiziere und Matrosen schonten sich keinen Augenblick Ruhe und ließen sich der äußersten Erschöpfung nicht ab, so daß ich zwar zu weilen ausdrücklich befehlen mußte, von der Eisbank herunter ins Schiff zu kommen und sich zu erholen. So hatte ich einst Tages die Leute von der Arbeit zurückgerufen, und sie mochten etwa 10 Minuten von dem Eise herunter seyn, als auf einmal die Masse barst und der ganze Eisberg zusammenstürzte, gegen die Masse unseres Schiffes zu fallen. Alles Tauwerk, alle Stützen, womit wir es gegen diesen möglichen Fall zu befestigen gesucht hatten, wurden hinweggerissen, doch nahm das Fahrzeug selbst keinen zu beträchtlichen Schaden. Die Gnade der Versehung hatte sichtbar über uns gewaltet; wären die Leute noch etliche Minuten bei der Arbeit geblieben, der Eissturz hätte sie rettungslos zerschmettert.

Jetzt war das Schiff frei; das Eis theilte sich rechts und links und lief uns den Weg offen. Unser altes Steuerrader war so beschädigt, daß wir es nicht mehr anhängen konnten; wir mußten ein neues zum Nothdruff zimmern, auch neue Segel anfertigen. Es war ein ängstlicher Augenblick, wie man Alles im Stande war und unsere Herzen in gespannter Erwartung klopften, ob das Fahrzeug auch dem Steuer gehorchen, ob die Segel auch den Wind halten würden. Und als das Schiff sich nun wirklich aufrichtete, vor dem Winde lief und sein Vorderertheil der Heimath zukehrte, da brach aus Aller Brust ein eines wüthiger, dankbarer Freudenruf.

Noch die zum letzten Augenblick hatte ich mir mit der Hoffnung geschmeichelt, der Zustand des Fahrzeuges würde mir erlauben, noch einmal um die Insel Southampton herum nach dem Wager-Inlet zu fahren; hier gedachte ich an den Strand zu laufen und das Schiff gründlich auszubessern, während ein Theil der Mannschaft in den Booten den weiteren Zweck der Expedition verfolgen sollte. Leider standen die Sachen zu schlecht; zwei Pumpen mußten beständig arbeiten, das Schiff über Wasser zu erhalten; am Sternbord waren die Planken sammt ihrer Bekleidung fort; der Kiel war an vielen Stellen bedenklich schadhaft; sein Theil, der nicht schwer gelitten hätte. So mußte ich zum schweren Herzens der Pflicht gehorchen und so schnell und sicher als möglich den Hafen zu erreichen suchen; jede Stunde Verzuges konnte das Leben der Mannschaft aufs Spiel setzen. Zum Glück begünstigte uns während der ersten Wochen unserer Rückfahrt, auf dem Atlantischen Ocean, stilles und ruhiges Wetter; später wurde es unfreundlich, und die Last unseres Fahrzeuges nahmen so zu, daß die unausgesetzte Arbeit aller Pumpen es mit genauer Noth kott erhielt; auch war es in allen seinen Fugen so locker und lose geworden, daß es auseinanderzufallen drohte; wir mußten Ketten und die stärksten Ankertaue rundum schlingen, um es zusammenzuhalten.

Am 6. August passirten wir auf dem Rückwege die Hudsons-Straße; in der Nacht vom Sonnabend auf Sonntag den 3. September liefen wir in Lough Swilly ein. Auf unserer ganzen Fahrt, seit dem Juni 1836, hatten wir keinen Anker ausgeworfen. Ich will mich nicht in müßigen Vermuthungen über die Resultate ergehen, welche möglicherweise zu erreichen waren, wenn ich nur zur Repulse-Bai oder zur Ausmündung des Wager hätte gelangen können. Doch drücke ich hier nochmals meine feste Ueberzeugung aus, daß die größten Hindernisse überwunden sind, sobald man einen von diesen beiden Punkten erreicht hat, und die weitere Fahrt nach Westen bei weitem weniger Schwierigkeiten bieten dürfte. Die Nord- und Ost-Küste der Insel Southampton ist jetzt von meinem Begleiter, Lieutenant Owen Stanley, zum ersten Male aufgenommen worden. Derselbe hat Zeichnungen und Umrisse von vielen andern Punkten und Strecken der Küste entworfen, auch eine Karte, worauf unser Reiseroute angegeben ist. Lieutenant Smyth hat die verschiedenen merkwürdigen und gefährlichen Lagen unseres Schiffes zwischen dem Eise in einer Reihe von klbn und scher angelegten Profil- und Durchschnittszeichnungen dargestellt."

Das Schreiben schließt mit dankbarer und rühmender Anerkennung des musterhaften Gehorsams, der unerschrossenen Thätigkeit, des ungebeugten Muthes, welchen Offiziere und Mannschaft des „Terror" ihrem Capitain unter so harten Prüfungen unausgesetzt bewiesen haben.

Bibliographie.

Rudiments of physiology. — Von Dr. J. Fletcher. 19 Sh.

Price Thesis on the presence of air in the organs of circulation. — Von Dr. J. R. Cormack. 1½ Sh.

On the physiology and pathology of the brain. — Von Dr. Wrmet. ½ Sh.

The old Commodore. — Sea-Roman, vom Verf. des „Rattlin the Reefer." 3 Vbe. 31½ Sh.

The dispatches of the Marques Wellesley. — Fünfter und letzter Band. 25 Sh.

A german grammar. — Von J. G. Tiarks. 6 Sh.

Frankreich.

Ueber die Verjährung einiger Duiproque's.

(Schluß.)

Jacques de Ebabannes, sieur de La Palisse und Marschall von Frankreich, wurde, wie Jeder weiß, in der Schlacht von Pavia, tapfer streitend, getödtet; und gerade auf diesen ehrenvollen Tod und auf die Gefangenhaltung des Königs wurde das alberne Lied gemacht, das natürlicher, mit so und so vielen Varianten, unter dem Namen La Palisse verbreitet worden ist. Dies Lied auf die Schlacht von Pavia, oft umgedichtet, nebst anderen Original-Dokumenten, durch den Verein für Französische Geschichte bekannt gemacht, ist eben so spaßt, als fein Erfolg für den Nationalgeist schmachvoll war. Der erste Vers lautet:

Hélas! La Palisse est mort,
Il est mort devant Pavie!
Hélas! s'il n'estoit pas mort,
Il seroit encore en vie.

O jammer! La Palisse ist todt!
Pavia sollte ihm das Leben.
Ist jetzt er nicht schon todt,
So wärd' er ganz gewiß noch leben.

Wäre dies Lied vielleicht von einem Diener des Connétable von Bourbon fabrizirt? So blieb es doch immer noch unbegreiflich, wie man Spottverse auf einen Marschall von Frankreich, der auf dem Felde der Ehre rühmlich geblieben, so in Aufnahme bringen gekonnt. Schloß doch selbst der Admiral Bonivet, trotz dem, daß eben seine Unerfahrenheit jenen Unstern verderbigsführt hatte, durch einen ähnlichen Tod alle Satyre für immer den Mund. Denn nur der Name Palisse figurirt zugleich mit dem des Königs, sowohl in diesen ridiculen Versen, als auch in der Klage, welche, in ernster Verdrießt auf denselben Unfall gemacht und gleichfalls von dem genannten Vereine publizirt worden ist. In dieser findet sich indeß auch der Name La Tremoille:

Monsieur de La Palice, La Trémoille aussy,
Estoyent nobles gentilzhommes, vaillamment ont trappes,
Pour toute recompense ils ont leurs jours finez.

Der Herr von La Palisi, ingleichen La Tremoille
Die waren edle Ritter, fochten brav und ganz,
Und all ihr Lohn war, zu verspießen all der Wint. —

Noch dürfte die gegenwärtig gebräuchliche Bedeutung eines anderen Namens zu erwähnen seyn, der nichts weniger, als ein so prinzliches Andenken, wie der vorige, erweckt, wegen der geringen Bejiehung, in welcher das Wort mit dem, was es bezeichnen soll, steht: dies ist der Name Amphytrion, die Bezeichnung für Jemand, der gut zu essen giebt, gebräuchlich seit den Versen des Sasir bei Molière:

Je ne me trompais pas, Messieurs, ce mot terminé
Toute l'ivresse-tion,
Le véritable Amphitryon,
C'est l'Amphitryon où l'on dine.

Ich irrte nicht, Ihr Herr'n, dies Wort entreißt
Uns allem weitern Schwanken schon.
Der wirkliche Amphitryon
Ist der Amphitryon, bei dem man speist.

Bei den ersten Erfolgen dieses köstlichen Lustspiels machten es sich einige Leute von munterer Laune unter sich zum Vergnügen, den Namen Amphitryon in diesem Sinne zu gebrauchen; und da wurde er denn ein etwas minder ärgerliches Symbol, als man für den rechtmäßigen Nebenbuhler des glücklichen Jupiter wohl hätte fürchten dürfen. — Heutzutage aber wird dieser Ausdruck so gewöhnlich angewandt, daß gewiß gar Viele deffelben sich bedienen, ohne je darüber nachgedacht zu haben, woher er stammt.

Nach diesen Beispielen von einzelnen ihren ursprünglichen Sinne so gewaltig entfernenden Wörtern begreift man gewiß leicht, daß die Zusammenstellung ganzer Redensarten noch viel häufiger zu dergleichen Duiproquo's führt, und zwar ganz besonders in den beiden klassischen Sprachen, denen die Menge von Relativen abgeht, welche bei uns die Rede zwar matt und schleppend, aber auch klarer machen. Die Liebhaber von gelehrtem Pfunderkram sammeln zum Scherze bisweilen gar viele kleine Stückchen der Art, wie etwa das Testament jenes Römers, der einem Tempel, als Zeichen seiner besonderen Verehrung, statuam auream hastam tenentem*) legirte — was nach Anschein des frommen Legators ein goldenes Standbild mit einer Lanze — nach der Leben Meinung aber ein Standbild mit einer goldenen Lanze bedeutete; indem Jene das Beiwort aureum auf das ihm vorangehende, Diese dagegen es auf das demselben folgende Hauptwort bezogen. Dieser Art von Zweideutigkeiten bedienten sich die alten

*) — 30 N.

*) Ein Standbild von Gold einr Lanze haltend.

Rhetoren häufig in den sogenannten Declamationen, den fingirten Fällen, die sie zur Uebung der Jugend aufstellten. In dem hier angeführten Falle nun wäre sich, nach unserer Schreibart, gar keine Frage, wie in „Zigaro's Hochzeit" — um die Stellung eines Komma's drehen. — So hatte auch der Pater Martin einmahl in Interpunctions-Zeichen den Verlust der Privatei von Pacific zu verdanken, indem er die Aufschrift der gastfreundlichen Inschrift über seinem Kloster: Porta, patens esto; nulli claudaris honesto!") einem unaufmerksamen Schreiber anvertraute, der sie folgendergestalt interpunktirte: Porta, patens esto: nulli; claudaris honesto!") So daß also, im geraden Widerspruche mit des guten Paters Willen, nicht nur überhaupt Alle, sondern ganz vorzüglich eben die Rechtschaffenen von seiner der Gastfreundschaft gewidmeten Pforte abgewiesen wurden. Aber, als wäre der arme Vater in Folge dieses Nachlässigkeit durch den Verlust seiner Wörter noch nicht hart genug bestraft gewesen, mußte er auch noch seinen Namen in einem witzigen Leoninischen Verse, der mit seinem eigenen offensive, prangen sehen: Pro solo puncto caruit Martinus Asello.***) Und aus dem Doppelsinne des letzten Wortes dieses Verses (der freilich zugleich vollständig unübersetzbar macht) entsprang dann wieder das Lustspiegel des so allgemein gebräuchlichen Sprüchwortes Faute d'un point Martin perdit son âne — um einen Punkt verlor Martinus seinen Esel.

So bekannt nun wohl dieses Geschichtchen seyn mag, so wenig scheint es, mir fast täglicher Citate bewiesen, das Duiproquo in dem Gebrauche der Worte wie comica, von welchen man gemeiniglich glaubt, Julius Cäsar habe sie zuerst, auf den Terenz, in Versen angewandt, die was eine (bald dem Suetonius, bald dem Aelius Donatus zugeschriebene) Biographie aufbewahrt hat. Doch schon im Anfange unseres Jahrhunderts hat Friedrich August Wolf bewiesen, daß die beiden Wörter via und comica in jenen Versen, nicht nur analoge im Lateinischen Phraseologie, sondern auch in Gemäßheit der beiterfernten Stellen selbst, ganz und gar nicht auf einander sich beziehen; wesshalb denn auch seitdem die Gelehrten einstimmig seien:

> Lenibus atque utinam scripsis adjuncta foret vis;
> Comica ut aequato virtus polleret honore
> Cum Graecis!

O, daß dem lieblichen Wort auch vereinigt wäre die Stärke;
Gleich groß von Comus die Kraft strikt' dann auch, nicht ungleich an Ehre,
Gegen die Griechen!

Alles dessen ungeachtet hört man aber noch immer nicht auf, die vis comica frischweg zu citiren. Und hier sollte doch wahrlich die Kritik dem Mißbrauche dieser Lateinischen Redensart ein Ende machen, da diese selbst an der einzigen Stelle, an der man sie zu finden geglaubt hat, gar nicht vorhanden ist.

Zum dritten endlich ist es gewöhnlich ein Duiproquo von Worten, indem es sich in einer Sprache förmlich naturalisirt, dergestalt in derselben fest, daß es geradezu Adverbeit wäre, es ausreißen zu wollen. Eine Bemerkung, die ich noch nirgend gesehen, und die dennoch schon oft gemacht worden seyn muß, ist diese, daß der Austrust Naturgeschichte (histoire naturelle), der in Frankreich nun schon so lange auf die Wissenschaft der Zoologie angewandt wird, offenbar auch ein Duiproquo ist und seinen Grund augenfällig ganz einfach in dem Titel hat, welchen Plinius der Aeltere seinem encyklopädischen Werke gegeben.†) Für seinen Plan paßte der Titel Historia naturalis ganz gut; dann aber hat letzlich das besondere erstere Studium des zoologischen Theiles seines Werkes die Gewohnheit hervorgeführt, der Zoologie selber den Namen des ganzen Werkes beizulegen. Später jedoch ist man weiter gegangen und hat gesagt Naturgeschichte dieses oder jenes Thieres, statt bloß: Beschreibung seiner Organisation und seiner Gewohnheiten. Gleich es doch auch Schriftsteller, welche die Naturgeschichte des Aristoteles angeführt haben. Das Wort, das sie meinten, ist aber beileibe: Geschichte der Thiere (wobei noch übrigens zu bemerken, daß auch unser Wort Geschichte dem Griechischen ἱστορία nicht durchaus entspricht). Hat also das Buch des Plinius durch seinen Titel dieser Mißverständniß veranlaßt, so haben dagegen eines der berühmtesten Bücher des genannten großen Griechischen Philosophen und die Wissenschaft, die er durch dasselbe begründet hat, ihren Namen einem ähnlichen Ursprunge; denn die ganz allgemein angenommene Meinung schreibt den Namen, den wir meinen, einer allen Naherdnung der Werk des Aristoteles zu, in welcher die Abhandlung von den Geisten-Thätigkeiten, ohne Titel unmittelbar hinter die Physik gesetzt, anfänglich durch die Worte μετὰ φυσικὰ (nach der Physik), als Abhandlung, welche auf die Physik folgt, bezeichnet wurde; welche Worte dann später, in ein Wort, Metaphysika, zusammengezogen, dem Inhalte der Abhandlung verbleiben sind.

Geht es nun aber unter so vielen sehr verbreiteten Duiproquo's nicht auch einige, durch welche die Begriffe bei wichtigen Gegenständen auf eine sehr ernste Art verkäuscht werden können? Man könnte, glaub' ich, eine ziemlich beträchtliche Anzahl von dergleichen zusammenbringen. Zwei Beispiele werden indeß wohl genügen: Finden wir nicht in der Geschichte des menschlichen Geistes eine Dauer jahrelangen Irrthümer, wie es früher auch schon in Bezug auf die in die Sternbilderei übergegangenen Planetennamen bemerkt worden? Glaubte ja doch keiner von all den Christen, welche dieser thörichten Wissenschaft sich hingaben, daß Mars, Venus oder Jupiter, als an Gottheiten, und dennoch schrieben sie jedem der Himmels-Körper einen Einfluß zu, der ganz genau dem Charakter der Gottheit, deren Namen die Heiden ihm gegeben, entspach!

*) Etwa: Pforte, geöffnet sey sein, nie zu für Niemehr sollt sein!
**) Tolatsch: Pforte, geöffnet sey sein nie; zu für Niemehr sollt sein!
***) Der Sinn ist: Ach, um ein Pünktchen allein, büßt ei Aselle gar ein!
†) Die Bemerkung verwundert ist schon alt, daß es überhaupt, anstatt Natur-Geschichte, dieser Naturforscher, und noch dieser vielleicht Natur-Beschreibung heißen möchte.

Ein letztes Duiproquo endlich, das wir als allgemein angenommen hier noch aufführen, steht auf einer solchen Höhe, daß wir in der That einigen Anstand nehmen, es hier, unter diesem Titel, figuriren zu lassen. Es liegt aber alle Merkmale der Gattung, obschon es zugleich eine der ehrwürdigsten Religionslehren betrifft. Man hat nämlich aus dem Evangelium mittelst einer widersinnigen Auslegung, zu der die Ausdrücke dazu nur gar nicht berechtigen, eine höchst seltsame Maxime geschöpft, welche die aufgeklärtesten Katholiken sowohl, als Protestanten benutzuge als dem Texte sälschlich zugeschrieben betrachten, wenn sie ihm dabei nicht etwa auch eine und dieselbe Erklärung unterlegen. Wie meinen die so häufig angeführte Stelle des Matthäus: Selig sind die Armen am Geiste! Hierbei ist vor Allem zu bemerken, daß weder im Griechischen, noch im Lateinischen und Französischen das Beiwort arm mit einem anderen Worte verknüpft ist, um den Mangel an der Sache, welche das Wort gerade bezeichnet, auszudrücken. Denn wenn wir es auch wohl bisweilen wirklich in dieser Weise gebrauchen, so geschieht es doch immer nur als Anspielung auf die Art, wie man jenen Vers des Evangeliums verstehen zu müssen glaubt, der so viele bereits Entwickelungen und so viele irrigste Erklärungen veranlaßt hat. Nach jenem Widersinne wäre ein Armer am Geiste ein Mensch, dem es am Verstande fehlte. Sofort hat es denn auch an Zusammenstellungen mit dem übernatürlichen Charakter, den das Wolf fast überall den Einfältigen zuerkannt, u. dgl. m. nicht gefehlt. Nach allem dem nun, was man über diese dergestalt verstandene Maxime überdrüssig und ironisch geredet, geschrieben, gereimt, gesungen, in Versen und in Prosa vorgebracht, wird man sich wohl vorstellen, daß wir uns nicht herausnehmen, das seltenste Recht aus Verspottung, das nur irgend ein Irrthum dieser Gattung in Anspruch nehmen kann, zu bekritteln. Nur so viel wollen wir feststellen, daß die Verwandtschaft und der Geist der Evangelisten eben so wohl, wie die Grammatik, auffallt jenen unterschiedlich Ausdrucken eine von den folgenden beiden, gewiß gleich befriedigenden, Auslegungen durchaus verlangen; nämlich entweder: „Selig sind diejenigen, welche Arme sind vermöge ihres Geistes" — d. h. diejenigen, welche, ohne wirklich zur Zahl der Armen, jener sür das Erdarmen des Evangeliums Bevorrechteten, zu gehören, dennoch doch, vermöge ihrer Demuth, ähnlich werden. — Oder: „Selig sind diejenigen, welche beträcht sind im Geiste." Diese letztere Auslegung ist zwar minder schön, als die erstere, daße aber vielleicht der besonderen Schreibart unsres Evangelisten angemessener; denn dieser, da er so zunächst für die Juden in Alexandren schrieb, bedeute sich der Sprache der Septuaginta. Auch haben die Kenner des Hebräischen schon die Bemerkung gemacht, daß in jener ersten Person im Volks-Idiome von Alexandren das Griechische Wort πτωχοι (suppliex, gebeugt, bittend — dem Hebräischen Ausdrucke, der betrübt, unglücklich bedeutet, sehr oft entspreche. Mithin ein philologischer Grund zu Gunsten der letzteren Erklärung. Freilich würde man dasselbe Argument nicht auch auf eine Stelle des Lukas anwenden können, da dessen eleganter Schreibart von der des Markus und Matthäus in jedem Grade verschieden ist. Und so sollte denn wohlwendig eine der Demuth gebotene Palme, oder ein himmlischer, der Verdemuth verheißener Theil an die Stelle einer Hoffnung der Geistesarmuth treten, und — wir es doch nicht.

B. de Xivrey.

Bibliographie.

La Villa Pia des jardins du Vatican. Architecture de Perro Ligorio. — Von J. Bouchet. 24 Abbildungen in Folio, nebst Text. 36 Fr.

Le christianisme démontré par les traditions catholiques. — Von Lachaberede. 2 Bde.

Traité pratique sur les maladies des organes génito-urinaires. — Von Dr. Civiale. Erste Abth. 7 Fr.

Histoire et modèles de la littérature française. — Von L. Halevy. 2 Bde.

Voyages aux îles du grand océan. — Von Beerenhout. 2 Bde. Anaprat. — Roman von George Sand. 2 Bde. 15 Fr.

Valerie, ou la jeune artiste. — Von Mlle. Tremadeuc.

Essai sur la langue et la philosophie des Indiens. — Nach Friedrich Schlegel. Mit Anmerkungen und Widerlegungen von A. Maximeler. 7½ Fr.

De l'agriculture et de l'industrie, considérées dans leurs rapports avec la population et la moralité. — Von P. Delagarde.

Schweiz.

Genfs historische Bevölkerungs-Zunahme.
Nach Ed. Mallet.*)

Genf zählte im Jahre	Einwohner.	Verhältniß der Zunahme.
1404	10,000**)	
1589	13,000	100
1693	16,111	124
1698	16,934	130
1711	18,500	142
1721	20,781	160
1753	21,816	168
1781	24,810	191
1783	25,500	196
1789	26,140	201
1805	22,300	171
1812	24,158	186

*) Recherches historiques et statistiques sur la population de Genève. Par Edouard Mallet. (Annales d'hygiène publique vol. 17. Paris, 1837.)
**) Diese Zahl ist nur annähernd nach der der Feuerstellen berechnet, deren man damals in Genf 1798 zählte.

Digitized by Google

im Jahre	Einwohner.	Verhältniß der Zunahme.
1822	24,886	191
1828	26,121	201
1834	27,177	209
1837	28,003	215

Die verschiedenen Phasen, die diese Uebersicht darbietet, finden in der Geschichte von Genf ihre nächste Erklärung. Im Jahre 1535 wurde die Stadt protestantisch und erklärte sie sich, auf alle Municipalfreiheiten gestützt, als unabhängige Republik, indem sie die Autorität sowohl des Bischofs als des Herzogs von Savoyen nicht mehr anerkannte. Ihre Bevölkerung zählte damals nur 12—13,000 Seelen, die sich in einem befestigten Umkreis eingeschlossen hatten, der zu jener Zeit zur Entwickelung des Gewerbsfleißes vollkommen hinreichend war und der fast noch ganz so bis auf unsere Tage, ungeachtet sich die Bevölkerung seitdem mehr als verdoppelt hat, beibehalten worden ist. Die Anhänger des Katholicismus und der seßhaften Bevölkerung wanderten zwar aus, sie wurden jedoch durch die von verschiedenen Ländern hereingekommenen Protestanten reichlich ersetzt. Ein oft sehr blutiger Krieg gegen den Herzog von Savoyen dauerte mit kurzen Unterbrechungen achtundfünfzig Jahre und brachte die junge Republik mehrere Mal an den Rand des Verderbens. Endlich, wie sie im feindlichen Lager sich befand, war sie für einer unabwendlichen Eroberung ausgesetzt, in der sich von Zeit zu Zeit auch noch die Pest gesellte. Demzufolge war auch der strenge Protestantismus jener Zeit den auf die Befriedigung des Luxus begründeten Gewerben nicht günstig; so der Ackerbau selbst nahm er dasjenige, was ihr den hauptsächlichsten Reiz verleiht, indem er die Genüsse unterlagte, die sich Jeder zu verschaffen vermochte. Nur allein diesen Grund ist die Bevölkerung, ungeachtet des Zuflusses Französischer, Spanischer und Italiänischer Protestanten, in anderthalb Jahrhunderten nur um 2000 Seelen gewachsen. Es ist sogar sehr wahrscheinlich, daß dieser Zuwachs erst gegen das Ende der Periode stattgefunden hat, nämlich nach dem Friedensschlusse von 1603. Im folgenden Jahrhundert dagegen, von 1603 bis 1789, hat sich die Bevölkerung um 10,000 Seelen vermehrt. Während dieses Zeitraumes war Genf von allen Mächten als freie Stadt anerkannt; die Uhren-Fabrication war gleichzeitig mit mehreren anderen minder wichtigen Gewerben eingeführt worden; Künste und Wissenschaften blühten eben so wie Handel und Industrie. Der Puritanismus, dessen Energie die Franzosen besaßen hatte, war nach und nach in den Zustand eines sanften und duldsamen Christianismus übergegangen.

Mit diesem Wohlstande hatten sich allerdings auch die Keime politischer Zwistigkeiten entwickelt. Lange Zeit durch eine kompakte Aristokratie und durch den Einfluß der Nachbarländer niedergehalten, kann man es als eine traurige Wirkung derselben ansehen, daß von allen wahrhaften Verbesserungen die Aufmerksamkeit abgewandt und viele Fragen des materiellen oder intellectuellen Fortschritts in Personen- und Partei-Fragen verwandelt wurden. Gleichwohl aber war Genf im Wohlstande. Da kam die Französische Revolution und warf ihre leuchtenden Brandfackeln in alle Nachbarländer und eben so auch in den kleinen Freistaat. Nachdem hier erst einmal die alte Regierung gestürzt war, setzte eine Constitution der anderen; Revolutions-Gerichte wurden eingesetzt, die besten Bürger vertrieben, eingekerkert oder zum Tode verurtheilt. Die Vereinigung der Genfer Republik mit Frankreich im Jahre 1798 trug vollends dazu bei, dem Wohlstande der Stadt durch die ungeheuern Auflagen, durch das Zoll-System und durch die Conscription den Todesstoß zu geben. So sehen wir denn auch im Jahre 1801 die Bevölkerung um 4000 Seelen vermindert gegen das Jahr 1789. Der Reichthum der Familien hatte in einem noch viel größeren Verhältnisse abgenommen.

Der Lauf der Ereignisse gab der Stadt Genf im Jahre 1814 ihre alte Unabhängigkeit wieder. Zwar vergingen noch einige Jahre, bevor sich die Nachwirkungen des Krieges und des Mangels verloren; aber bald war die Bevölkerung wieder im Zunehmen. Von frischem an war die Zukunft der Stadt, wenigstens bis zum Jahre 1830, nicht mehr gefährdet. Landbau, Handel und Gewerbsfleiß prosperirten immer mehr. Zodderiche, der Wissenschaft, der Literatur und der Wohlthätigkeit gewidmete Etablissements wurden errichtet. Durch die Sparsamkeit und mehrere Landwerks-Vereine ist es verschiedenen Menschen ein Mittel an die Hand gegeben, sich die Frucht ihrer Arbeit sicher zu stellen. Die Verwaltung hat, unbekümmert um den Parteigeist, die wachsenden Einkünfte auf unwidersprechliche Verbesserungen verwenden können. Fremde sind von allen Seiten herbeigeströmt, und die Genfer, wenn sie auch in nicht minder großer Anzahl als Fremde reisten, kehren doch, sobald sie Vermögen gesammelt haben, immer wieder zurück.

Unter solchen Umständen sollte man sich wundern, daß sich die Bevölkerung der Stadt seit zwanzig Jahren um nicht mehr als 4000 Seelen vermehrt hat; aber es darf nicht vergessen werden, daß der engt Umkreis von Genf eine unbeschränkte Vermehrung der städtischen Gebäude verhindert. Der Grund und Boden in der Stadt wird mit 15 bis 20 Schwitzer Franken für den Fuß bezahlt, und es ist nur noch wenig Raum vorhanden, der nicht mit Häusern bedeckt wäre. Die Leute wohnen sich hier eben so nahe, wie in den schlechtesten Stadtvierteln von Paris, in jenen Stadtvierteln, deren gesundheitliche Sterblichkeits-Verhältnisse uns durch die Verhandlungen der Ehrenen im J. 1832 an Interesse noch überlegen werden sind. In Genf ist die Bauart der Häuser beinahe dieselbe, und wenn hier die Sterblichkeit sehr gering ist, so kann man daraus abnehmen, daß die Entbehrungen, Sorgen und alles das, was sonst noch im Gefolge des Elends in den schlechten Stadtvierteln von Paris ist, ganz andere und noch viel eingreifendere Ursachen der Sterblichkeit sind, als die schlechte Bauart und die Anhäufung der Wohngebäude.

Die Bevölkerung von Genf innerhalb der gegenwärtigen Stadtmauern kann sich höchstens noch um 1000 bis 1500 Seelen vermehren. Zwar können noch einige Häuser neu gebaut oder erhöht werden, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß die städtische Bevölkerung jemals mehr als 30,000 Seelen betragen werde. Was jetzt vor sich geht, ist die Wiederung einer äußeren Stadt, deren politischer Einfluß, ja deren bloßes Dasein wahrscheinlich einmal die Niederreißung der Wälle der alten Stadt herbeiführen wird. Durch ein kürzlich erlassenes Gesetz ist zwar der gegenwärtige Umkreis der Stadt von neuem sanctionirt worden, aber das alte System wird gleichwohl durch die unbeschränkt gebliebene Zulassung neuer Niederlassungen fortwährend untergraben. Zauberde von Einwohnern, die der fortschreitende Wohlstand unvermeidlich herbeiführt, werden sich einst um die Stadt anstedeln und dürften eines Tages, mit denen vereinigt, die im Kanton Genf die Befestigungen der Stadt nicht gern sehen und deren Interessen durch die gegenwärtigen Einschränkungen verletzt werden, auch in den Berathungen der Republik ihr Ziel zu bezeichnen, und zwar um so mehr, als es in der That sehr zweifelhaft erscheint, ob man eine Stadt vertheidigen kann und soll, wenn sie in einer anderen Stadt eingeschachtelt ist.

Mannigfaltiges.

— **Jane's neuester Roman.** Der greisbelle Zwistigkeit läßt sich von Zeit zu Zeit immer wieder verlocken, auch in einem größeren Werke vor dem Publikum zu erscheinen, wiewohl er in der Regel damit nicht viel Glück hat. Diesmal ist es Jane, der sich mit der Herausgabe eines Journal-Artikels Kraft und Originalität genug besitzen, sind zur Erwärmung und Fesselung der Leser eines Romans, einer Darstellung des menschlichen Herzens und des Seelenlebens, nicht ausreichend. Darin unterscheidet sich ja eben der Humor vom diesen Witz oder sogenannt, daß jener auch den sinnvollen Seiten des Lebens den Ernst und die Bedeutung abzugewinnen weiß, während dieser gerade das Heilige und den Ernst ins Frivole herabsieht. Jean Paul macht aus einem Siebenkäs, einem Nikolaus Markgraf, zu unauslöschlichen, lieben Gestalten; Jenin dagegen kann uns selbst große historische Charaktere, wie Wilhelm von der Barnave, durch seine witzig-kraffe Darstellung für alle Zukunft verleiden. Darum aber verschwenden auch seine Romane eben so rasch, als sie entstanden sind. Von seinem „Chemin de traverse", dessen pikante Peerete und Einleitung noch vor kurzem so viel von sich sprechen gemacht, ist jetzt schon nicht mehr die Rede, und sein „voter Elfe", sein „Barnave", seine „Bräche" sind längst vergessen. Sein neuestes Produkt dieser Art heißt: „Un cheval pour deux amours" (Ein Herz für zweierlei Liebe) und bewegt sich im ein Geschwisterpaar à la Rita-Christine. Zwei junge Mädchen sind eben so, wie die Siamesischen Zwillinge, körperlich mit einander vereinigt. Sie haben zwarerlei vollkommen schöne Gestalten, aber nur Ein Herz; zweierlei Willen, zweierlei Neigungen. Sie sind sich in Liebe herzlich, Eifersucht, feinem Eingriffe und Empfindungsvermögen. Herz und Verstand haben hier also Gelegenheit, in eine Kollision zu kommen, wie in keinem anderen Individuum, und diese Kollision hat Herr Janin wunderlich erdacht und benutzt. Beide lieben, Jede aber, nach ihrer besonderen Weise, die äußere Welt in sich aufzunehmen, einen Anderen, und doch ist in ihrem gemeinsamen Herzen nur Raum und Empfindung für einen Einzigen. Man hat Mühe, in diesen seltsamen Konflikt, in diese Unterscheidung zwischen Liebe und Zärtlichkeit sich hineinzufinden: aber gerade weil es unbegreiflich, unmöglich ist, macht es unserem Janin Vergnügen, diesen Konflikt mit seiner Eifersucht, seinem Ungluck und seinen Schmerzen, die am Ende nur durch den Tod der beiden Schwestern gestillt und gehellt werden, recht Niederländisch auszumalen. Es ist auch darin das große Talent des Verfassers ganz unverkennbar, aber dies würde noch wohl an seinem Platze gewesen sein, wenn er den ganzen Stoff wieder zu einem Journal-Artikel verarbeitet hätte; zu einem Romane, zu einem Kunstwerke, war weder der Stoff noch das Talent ausreichend.

— **Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.** Die neuesten Englischen Blätter kündigen „Goethe's Correspondence with a child" als eine Erscheinung der nächsten Woche an, aber sie schätzten schon im Voraus den Kopf taxa. Die Uebersetzung ist in Berlin veranstaltet und gedruckt: sieht das nun nicht wie ausländische Waare aus, die man auf den Englischen Markt bringen will, um sie dann zu einem hohen Preisen zu verkaufen? Zwei Bände sind nämlich angekündigt, und diese sollen 30 Schilling (10 Thaler) kosten, während drei Bände von Walter Scott, Bulwer oder Marryat niemals mehr als 21½ Schilling gekostet haben. Natürlich scheint das dem nachrechnenden Engländer etwas bedenklich. Er will sein Geld, sagt er, zur Bereicherung des Auslandes nicht hergeben. Zwar wird ihm erwidert, daß der Vertrag zu einem Denkmale für Goethe bestimmt sey, aber wir haben erst kürzlich bei Gelegenheit des Beethoven- und des Mozart-Denkmales gesehen, wie man in England über solche Dinge denkt. Wie sichtlich aber auch, daß Goethe's Correspondence with a child eine schlechte Spekulation sein wird, selbst wenn sich die Engländer für den Inhalt derselben mehr interessiren sollten, als es, allem Anschein nach, der Fall seyn dürfte.

Das mit dem Jösten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 118. Berlin, Montag den 2. Oktober 1837.

Italien.

Sicilien in älterer und neuerer Zeit.

Bei der herrlichen Lage Siciliens in der Mitte von drei Meeren und fast zwischen den drei Theilen der alten Feste, mit den drei Vorgebirgen, die es nach jedem Kontinent hinstreckt, als wollte es ihn so einladen, sich ihr zu nähern, ist es wohl natürlich, daß diese Insel schon früh, seit dem graussten Alterthum, bekannt und besucht ward. Daher rühmen sich auch die Sicilianer einer Geschichte, die sie bis in die Urzeiten der Heroen und des Mythus zurückführen, und der fremde Reisende kann sich nicht genug wundern, wie gewissenhaft und treu dieses Volk seiner alten mythologischen Traditionen festhält. Man trifft in den Glauben des Sicilianers die allerentgegengesetztesten und feindseligsten Dinge zusammen: er glaubt an Riesen, Lestrigonen, Cyklopen eben so fest, wie an die heilige Rosalie und die heilige Agathe. Ist das auch anders möglich? Sicilien ist nicht nur von Menschen bewohnt worden, deren Dasein in den finstern Abgrund der vergangenen Jahrhunderte verschwunden ist, sondern es hat auch den Fictionen der Mythographen und Poeten zum Schauplatz dienen müssen. Sein schrecklicher Vulkan war einer der vielen Eingänge zum Tartarus, und noch heute betrachten die Bauern aus der Umgegend Catanias diesen fuchtbaren Berg als den Aufenthalt des Trafeis und nennen ihn nicht anders, wie in caso del diavolo.

Die Natur hat Sicilien nichts versagt, was irgendwie für die Niederlassung der Menschen und den Fortschritt der Bevölkerung förderlich seyn kann. Ein sanfter Winter ist in gewissen Theilen der Insel ganz unbekannt, während er sich in andern höchstens durch ausserordentlich viele Regenflüsse fühlbar macht; die Gluth des Sommers dagegen, wie sie unausbleiblich gemäßigt wird durch die kühlen Seewinde, die Strömungen der Luft aus den feuchten Thälern und die Frische der Nächte sind weit davon entfernt, die Kräfte zu minnern und alle Thätigkeit zu lähmen, und tragen vielmehr dazu bei, das Leben recht munter und wirksam zu machen. Auch findet sich der Uebel des Menschen stets neue Nahrung in der steten Beschäftigung und Bewegung des ländlichen Lebens, in der wunderbaren Schreckenspracht der vulkanischen Phänomene und in den poetischen Inspirationen, welche die Belebung einer so herumreden Sonne nothwendig hervorrufen muß. Die Produkte, welche Sicilien umgeben, sind voll der verschiedsten, geschiedensten Fischarten, und der adschiätige Raub seiner untersteischen Küsten ist mit Korallen und festdargen Muschelschalen besetzt. Die Erde ernährt alle Gattungen Europäischer Hausthiere, und in ihrem Schooß verdirgt sie die schönsten Silber-, Eisen-, Kupfer-, Schwefel- und Steinsalzminen; auch Marmor, Porphyr, Granit, Jaspis und Agatstein werden in reichem Ueberfluß gefunden. Auf den östlichen Küsten giebt es viel Agatstein; von Alters aber ist es das vegetabilische Reich, das hier in unerschöpflichem Reichthum wuchert. Die für das Dasein des Menschen unentbehrlichen Pflanzen, wie die, welche ihm die köstlichsten Genüsse gewähren, wachsen hier um die Wette, und unter den ersteren sind zunächst die verschiedenen Getreidepflanzen jeder Gattung zu erwähnen. Das Zuckerrohr und die Baumwollenstaude können hier eben so gut gedeihen, als auf ihrem ostländischen Boden; der Maulbeerbaum giebt eine doppelte Aernte, und eine Menge dunkler Orangen- und Citronenwäldchen, die in der That die angenehmsten Gerüche verbreiten, machen ihre fast ohne Andau. Die Eiche, von der das Manna fließt, der Mastixbaum und der Oelbaum, die Palme und die Ananas, der Indische Feigenbaum und der Agave, der Zuckerbaum, das Salzkraut und der Tabak geben den Bewohnern dieses glücklichen Landes reichen Stoff für die Befriedigung ihrer Bedürfnisse und ihrer sinnlichen Begierden. *)

Die Insel ist in sieben Provinzen (valli) oder Intendanschaften getheilt, nämlich: Palermo, Messina, Catania, Syrakus, Girgenti, Caltanisetta und Trapani. Jedes val wird von einem Intendanten verwaltet, dessen Amt dem eines Französischen Präfekten entspricht. Die 7 Intendanschaften bilden zusammen 23 Distrikte. Jeder Distrikt hat mehrere Kommunen; an der Spitze jeder Kommune steht ein Syndikus oder Maire, und der Rath der Kommune trägt die Benennung eines Detkurinats.

Der erste Beamte der Insel ist der General-Statthalter des Königs, dessen Macht der eines Gouverneurs gleichkommt. Ein Bruder des jetzigen Königs hatte, als er eine lange Reihe von Jahren dieses Amt verwaltete, bloß pro forma und in Rücksicht auf seinen Rang, den Titel eines Vice-Königs bekommen; aber Sicilien übte nichtsdestoweniger nur ein einzelnes Stück des ganzen Königreichs, dessen sieben Provinzen nach den Ziffern von XVI bis XXII numerirt sind.

Die Gerichts-Ordnung in Sicilien ist auf folgende Art organisirt: 1) kommen die Schiedsrichter, 2) die Friedensrichter, 3) die Justizconclusa-Richter, 4) die Handelsgerichte, 5) die Civilgerichte, 6) die Criminal-Gerichtshöfe, 7) die Special-Gerichtshöfe, 8) die Civil-Gerichtshöfe, 9) der allerhöchste Gerichtshof, 10) der Rechnungshof. Die Magistrate sind entsetzbar. Die Französischen Gesetzbücher, etwas stark modifizirt, bilden das Sicilianische Recht. Die Todesstrafe existirt dort nicht mehr; doch die Titel sind noch reblich und pflanzen sich in männlicher Linie nach der Erstgeborni fort. Jeder Vater kann über die Güter seiner Güter verfügen, wie groß auch die Zahl seiner Kinder sein mag.

Das Ausgaben-Budget ist auf 1,700,000 Unzen (22,440,000 Francs) festgesetzt, wovon mehr als 900,000 Unzen (11,880,000 Fr.) unterhalb der Insel verwendet werden als Beitrag für den Hof, für das diplomatische Corps, für die Armee, die Marine, die öffentliche Schuld u. s. w.

Die dritten Theile des Königreichs haben nur eine Hauptstadt, und das ist Neapel. Doch ist Palermo, die ansehnlichste Stadt der Insel, auch die Residenz des General-Statthalters, des obersten Gerichtshofes und des General-Direktors der Polizei.

Die Stadt Palermo liegt im Hintergrunde einer Meerbuchten auf der nördlichen Küste der Insel, dicht an dem Berge Pellegrino, der sich dunkel und unfruchtbar am Rande des Meeres erhebt, wie ein ungeheurer Leuchtthurm, der schon in der Ferne hindeuten soll auf das alte Wunderwerk, die gefabelte Tochter der Griechen, die Stadt, welche in Absbeheit, trotz aller Wechsel der Politik, doch immer die Hauptstadt Siciliens bleiben wird.

Wenn man von der Seeseite der nach Palermo kommt, so sieht es aus, als ob die Stadt an einen von Osten nach Westen sich hinziehenden Berg, von blauen, wachsen Hügeln eingefaßt wäre. Indem man sich aber, so verschwindet die Täuschung: die beiden Bergketten, welche die Stadt rechts und links einschließen, strecken ihre Aeste nach ungefähr zwei Lieues weiter in das Innere hinein und vereinigen sich wieder an einem Punkte, wo das Auge schon aus der Ferne eine zweite Stadt gewahrt, dies ist Monreale, wo die Reste eines prachtvollen Klosters, des heiligen Ludwig, begraben liegen. Das Thal, das sich so von Monreale nach Palermo herabsenkt, hieß bei den Alten „das goldene Thal"; diesen Namen verdient es noch heute wegen seiner wunderbaren Fruchtbarkeit, seiner malerischen Lage, seiner mit Blumen überzogenen Gärten, seiner reizenden Villen, seiner alten Olivenwäldchen und seiner herrlichen Vegetation, wo Eichen, Eichen, Pfichten, Mandel- und Johannisbrod-Bäume, Agaven und Kaktus üppig unter einander wuchern.

Hier findet man die vollreichen malerisch gelegenen Flecken der Badhria zerstreut, wo der Palermitanische Reit sein schönen Lustschlösser besitzt, die von den Aristokraten so sehr geliebt werden; in Olivuza eine Meile von Palermo, Beccadifalco, das durch seinen botanischen Garten und seine Ackerbau-Anlagen merkwürdig ist, die Parks der Favorita und Ziemza, das Sarazenische Palais der Ziza, die Villen Buteria, Belmonte, Serradifalco, Monteleone, Palagonia und so viele andere, die wir hier nicht alle aufzählen können.

Dieses Palermo ist eine schöne, edle Stadt. Zwei lange, schnurgerade Straßen, die sich rechtwinklig durchkreuzen, theilen die ganze Stadt in vier gleiche Theile oder Briefe. Die Straße, welche von dem Meere über die an den großen Weg nach Monreale läuft, heißt Cassaro, von dem Arabischen Al-khamar, das Schloß; denn hier ragt noch Alles die Spur Sarazenischer Erinnerungen. Sonderbar ist es freilich, daß das Volk ihr keinen anderen Namen giebt, während der Adel sie lieber Toledo-Straße nennt.

Der Cassaro ist mit schön gebauten Häusern und Palästen besetzt, und gegen die Mitte der Straße zu befindet man sich auf dem kleinen Platz der vier Ecken (i quattro cantoni). Von hier aus kann man die Hauptthore der Stadt sehen, die an den vier Kardinalpunkten gelegen sind. Weiterhin bemerkt man die schöne Kathedrale der heiligen Rosalie, ein festbares Denkmal des Maurischen Baustils, das ungeheure Palais des Erzbischofs, den Platz des Königlichen Palais und das Palais selbst, eine Art Festung, deren unregelmäßige und schlecht zusammengepfuschte Bauarten an die furchtbare Herrschaft und Arbeit der Normannen, der Schwaben, der Anjou's, der Spanier und der Kaiserlichen erinnern. Dieses große Gebäude lockt besonders die Kuriositätsmenschen der Fremden durch die prächtige Kapelle, die der König Roger daselbst er-

*) Sicilien liegt unter einer Breite von 36° 41' 15" — 38° 16' und unter einer Länge von 10° 7' — 13° 25' (von Paris aus). Die größte Länge der Insel beträgt 189, ihre größte Breite 120 und ihr Umfang 421 geographische Meilen. Sie hat eine Oberfläche von 986 Quadratmeilen und eine Bevölkerung von 1,910,000 Seelen.

Digitized by Google

bauen ließ, und durch sein schönes Observatorium, welches die Ruheiten eines Piazzi berühmt gemacht haben.

Die Stadt ist mit einer Mauer in gutem Zustande umgeben und zählt ungefähr 300 Kirchen, Klöster und Kapellen. Die Häuser in Palermo sind meist groß, hoch und fest gebaut. Einige Hotels sind mit einer Schicht übergegen, die aus Kalk bestebt und einer lustigen Farbe von bald ins Gelb fallendem Braun, was eine reizende Wirkung hervorbringt. Das Wasser ist in allen Häusern und in allen Steckwerken reichlich vorhanden. In jeder Wohnung sind die Zimmer so hinter einander gerdnet, daß sie, wenn es nöthig ist, durch die bloße Oeffnung der Thüren eine lange, schöne Reihe bilden. Durch Fenster, ungefähr wie Wandschränke, meist kaminlos, mit ihren großen Thüren und Balkonen, die einander so gegenüberliegen, daß sie so viel wie möglich Luftzug gestatten, scheinen uns Bewohnern von Paris oder London, die wir gewöhnlich in unsere kleinen Stübchen von wenigen Quadratfuß eingepfercht sind, von übermäßiger Größe. Die Dächer sind platt und mit einer Estrichlitte; was aber besonders sehr bemerkbar, dieser Stadt eine eigenthümliche Physiognomie zu geben, ist, daß die Häuser statt der Fenster Baltone haben, die sich durch Glasthüren mit zwei Flügeln öffnen und von außen mit einem oft sehr eleganten, eisernen Gitterwerke versehen sind. In den Spaziergängen und besonders bei feierlichen Gelegenheiten bieten der Balkone und Altanen ein prächtiges Schauspiel. Jedes Haus bedeckt sich dann äußerlich vom ersten bis zum letzten Stock mit einem glänzenden Schmuck; Männer und Frauen in ihren prächtigsten Gallakleidern stehen gruppenweise auf den Balkons, und nichts ist reizender als der Anblick dieser doppelten Tapete von bunten, strahlenden Farben, mit Schleiern, Shawls, Blumen und Juwelen überlüft.

Man sieht in den Straßen, die wir so eben genannt, mehrere Hotels, wo die Balkone des höchsten Stocks von oben nach unten mit einem vorspringenden, gewölbten Deathdittet besetzt sind. Dies sind Trdumen, die gewissen Frauenzimmern gehören. Die Nonnen kommen dahin aus ihren oft sehr weit entfernt liegenden Klöstern durch unterirdische Gänge und auf verborgenen Treppen. Hier pflegen die strengsten Klausnerinnen den Tand der Welt vorübergehen zu sehen; diese Gallerien sind für sie eine Art neutrales Gebiet zwischen dem Pomp des Satans und den Pflichten des Klosterlebens.

Aber Zeller findet den Eingang in diesen Tassae. Wenn man links herunterkommt, sieht man einen kleinen Hafen, wo nur Schiffe von dem schwächsten Tonnengehalt landen; dann kommt man zu der Festung von Castellamare. Geht man dem Ufersaal dieser Küste weiter nach, so kommt man durch eine politische Vorstadt und dann endlich an den großen Hafen, der am Fuße der Monte-Pellegrino-Berges liegt, in eine Meile von Palermo. Am äußersten Ende des Dammes erhebt sich eine kleine Schanze in sehr schlechtem Zustand.

Der Pellegrino-Berg, der Ercia der Alten, trägt auch den Namen der heiligen Rosalie, der Schutzpatronin der Palermitaner. Hier glaubte man im Jahre 1624 die Gebeine dieser berühmten Heiligen des Kirchen von Marit zu finden, aus dem Blute Karl's des Großen. Der Pellegrino ist eine Art natürlicher Festung mit nackten, zerrissenen Abhängen, gegen 3000 Fuß hoch und nur von Osten her auf einer schönen, aus 35 Krümmungen bestehenden Straße zugänglich. Die Glabdigen ziehen in feierlicher Prozession hier, die Heiligen-Reliquien der heiligen Rosalie anzudeten, während der profane Haufen der fremden Reisenden ihnen hinten nachfolgt, um oben auf dem Plateau, das die Spitze des Berges bildet, ein Panorama auszuschauen, wo Himmel, Erde und Meer in Herrlichkeit und Glanz wetteifern.

Kommt man vom Pellegrino herab, so besucht man gewöhnlich eine Königliche Villa, welche die Favorita heißt, auf der Ferdinand I. Trost suchte in dem Kummer seines Exile. Das Merkwürdigste, was hier zu sehen, ist ein Festsaal, wo die fröhlichen Gäste vermittelst einer sinnreichen Mechanik bedient wurden, ohne die lästige Gegenwart der Diener.

Die See-Promenade ist rechts von dem Felice-Thor. Sie läuft am Meeresufer fort bis nach der Villa Giulia, einem reizenden öffentlichen Garten, wo es Orangen- und Citronenbäume die Fülle giebt. Man kennt ihn gewöhnlich die Flora. Jenseits der Villa Giulia ist der botanischer Garten zu sehen. Die Marine besteht aus einer Art von Englischem Garten, der an der Mauer angebracht ist, welche die Paläste Butera, Tradia und Aetto zur Basis dient, ferner aus einer dritten Straße, die mit Bäumen besetzt und mit Statuen geschmückt ist, und endlich, am Rande des Meeres, aus einem Damm mit Fußsteig und Geländer. Jeden Abend nach der Siesta kommen mehrere hundert elegante Kalschen herabgefahren, die sich, nach der Mengt, zu zwei, drei, vier oder vier Reihen aufstellen. Einige verweilen unter einem Pavillon, auf dem eine leidgerische Musik bis um elf Uhr in die Nacht die schönsten Symphonieen ertönen läßt. Andere Equipagen fahren nach der Seite der Ufer oder auf den Damm, und hier lassen sich die wohllüstigen Sybariten, ohne einen Fuß zur Erde zu setzen, Sorbet, Ansische Feigen, Eisswasser oder Wassermelonen bringen.

Die Promenade dauert gewöhnlich bis um ein Uhr früh, so viel Mühe kostet es Einem, um sich von der Wonne dieser schönen Nächte loszureißen. Man muß bei diesem Schauspiel wenigstens einmal in seinem Leben zugegen gewesen sein, um den hohen Genuß, der darin liegt, zu begreifen. Den nur, erfrischenden Hauch, der vom Meere herweht nach einem brennend heißen Tage; die Klänge der Musik und die träumerisch poetische Stimmung, in die sie versenken. Die Durchsichtigkeit der Atmosphäre, hier und da ein blaßgelbener Mondstreif, in den Wellen des Golfs erzittend, der Schein der Fackeln, welche die Muschelten-Fischer nicht weit von den Klippen auf dem Meere herumtragen, die mitkend wilden Töne, deren Echo der Wind aus der Ferne herüberstreift: Alles zusammen wirkt wie magisch auf die Saiten der Seelen-Aeolsharfe und durchdringt sie mit jener wollüstigen Wehmuth, wo man die Seele so sieht hat und nach dem Höheren sich sehnsuchtet.

Dies wäre die Physiognomie jener Hauptstadt Siciliens, einer höchst bedeutenden Stadt, die von 160,000 Menschen bewohnt wird.

In Palermo, wie in Sicilien überhaupt, sind die mittleren Klassen (mezzoceto) wenig zahlreich. Der Adel, die Geistlichkeit und das eigentlich sogenannte Volk (la plebe), das sind die wichtigsten Klassen, die man hier kennen muß.

Seitdem Sicilien der Herrschaft der Sarazenen entrissen wurde, hat es hinter einander die Normannen, die Schwaben, die Anjou's, die Aragonesen, die Kaiserlichen, die Franzosen, die Engländer und die Neapolitaner zu Herrschern bekommen. Der Boden trägt noch die Spuren dieser verschiedenen Invasionen, und die Sitten haben das Gepräge davon bewahrt. Jeder Eroberer, der sich eine mächtige Partei in dem unterworfenen Lande bilden wollte, hat es sich angelegen seyn lassen, alle möglichte Titel und Ehren unter seine Anhänger verschwenderisch auszutheilen, um so gewissermaßen Bürgel zu fassen in dem Boden und sich eine Zukunft zu sichern. Sobald ein neuer Herr kam, trat er auf der Stelle in den Besitz des Verlaufen gebahnten Weg und vergrößerte noch ins Maaßlose die Liste der schon ohnedies so zahlreichen Titel. Daher kann man auch ohne Uebertreibung sagen, daß es wenig Städte, Flecken, Dörfer, Meiereien und Hütten giebt, die nicht mit dem stolzen Namen eines Lehens versehen sind. Noch mehr, sobald die Herrscher ein Stück zu ihrer Disposition fanden, um einen treuen Diener damit zu belohnen oder um die goldene Kette daraus zu machen, die eine schwankende Krone wieder an den Thron festen sollte, so stellten sie Patentbriefe aus, durch welche der Gunstling das Souverainetätsrecht erhan ein Stück Land, das seinem in Europa so reichen Namen noch eine Art zu thun und anderen Würde. Dieser ganze Adel wurde früher unter dem Kollektivtitel Barone zusammengefaßt. Heutzutage giebt es zu viele Fürsten, Herzöge, Marquis und Grafen, als daß man sie so mit der untergeordneten Klasse der Barone zusammenwerfen könnte. Da die Familienhäupter gewöhnlich mehrere Titel in sich vereinigen, so nennt jeder Kind einen von diesen und nennt sich Italiänischen gebräuchlichen Diminutiv dazu; daher die Titel principino, duchino, marchesaino, contino und baroncino.

Die große Bedeutung der historischen Ereignisse, deren Schauplatz Sicilien war, hat auch die alten Spaßtinge mehrerer Europäischr berühmter Familien beerdin gestiftet, so die Anjou, Monzade, Lacaris, Pignatelli, Montalbano, Belmonte, Graviina und manche Andere. Die Sicilianischen Adligen sind im Allgemeinen liebenswürdig, elegant und verschwenderisch. Die Pferdeliebhaberei, die Equipagenmanie und die Sucht nach Französischen Moden verleiten sie zu Ausgaben, die ihre gegenwärtigen Hilfsquellen übersteigen. Ihre zuvorkommende Höflichkeit gegen die Fremden hört nicht auf, da sie die Letzten Heiligen bald in Uebereinkunft anwarict, so ermüdet es und verliert alle Aufrichtigkeit. Sie sind witzig, aber unbarmherzige Spötter; ihre Unterhaltung ist eine beständige Satire auf die allermöglichtigsten Worte und Handlungen. Immer auf ihrer Hut gegen jeden Spott, den sie mehr fürchten, als irgend etwas in der Welt, weil sie ihn selbst mit vollen Händen auf Alles, was sie umgiebt, ausschütten, ist es ihre größte Sorge, was für eine Wirkung sie öffentlich machen werden. Ihre Toilette ist gewöhnlich lobenswerth, oft etwas gesucht. Die unerbittliche Etikette verfolgt sie überall, in die Kirche und ins Theater, auf die Promenade und in den Gesellschaften. Des Abends ist die Zeit der Heiligen zu erwähnen, welche sich ten hohen Adel und selbst für einen Theil des niedrigeren verlangt, das jedes Palais seine Kapelle hat, wo ein Priester des benachbarten Sprengels alle Sonntage für die Herren des Hauses und ihre Leute die Messe liest.

Wir können hier mehrere Sicilianische Herren nennen, die sich durch ihre feine Bildung, durch den Umfang ihrer Kenntnisse, die Anmuth ihrer Sitten und durch geeke, schöne Eigenschaften auszeichnen: wir dürfen nur den Fürsten von Villafranca, den Herzog von Cumia, den Herzog von Serra-di-falco zitiren, die bei den fremden Reisenden in so gutem Andenken stehen; den Fürsten von Palagonia und viele Andere; doch dies sind Ausnahmen, bei denen wir uns nicht aufhalten können; leider muß man sagen, daß der Sicilianische Adel jetzt schon viel von seinem alten Glanz verloren. Fortgerissen von den Genüssen des sinnlichen Lebens, haben die Abkömmlinge der alten Barone die Reichthümer ihrer Ahnen nicht zu bewahren gewußt, so daß ein bedeutender Name jetzt nur eine Last für sie ist. Handel, Merkantil und Industrie können noch den Schaden wieder gut machen; dem aber widerstebt sich der Stolz: besser sterben, sagen sie, als sich herabsetzen. Das Elend und der Stolz sind zur schlechte Ratgeber, und man darf sich nur wenig wundern, wenn sie oft tiefen Adel zu Handlungen verleiten, die für die öffentliche Moral und die Ehre der Familien ein Flecken sind. (Fortsetzung folgt.)

Aegypten.

Marschall Marmont in Aegypten.*)

Nach einem Rubetage schiffte ich mich nach St. Jean d'Acre ein. Ich konnte mich nicht entschließen, Syrien zu verlassen, ohne eine Stadt gesehen zu haben, die dadurch, daß sie die Fortschritte des Generals Bonaparte aufhielt, einen unsterblichen Namen in der Geschichte der alten Welt gehabt hat; denn hätte St. Jean d'Acre sich ergeben, so war Syrien erobert, und nichts stand mehr den Unternehmungen der Französischen Armee im Wege; die Hülfsvölkerschaften des Libanons hätten dann zu den Waffen gegriffen und uns Hülfstruppen geliefert: die öffentliche Meinung wäre uns Franzosen so günstig geworden seyn, daß Alles

*) Aus dem dritten und vierten Bande der Voyage du Maréchal Duc de Raguse, die in Frankreich immer mehr Anerkennung findet. Interessirt genug für das wichtigste in neuerer Zeit vom Orient erschienene Reisewerk, aus dem man über Aegypten und die Türkei mehr erfahren und lernen kann, als von allen übrigen Touristen zusammengenommen.

Digitized by Google

uns nachgegeben oder sich gar mit uns vereinigt hätte. Die gewandte Politik Bonaparte's, das überwiegende Talent, welches er besaß, die Menschen zu leiten und sie sich zu gewinnen, hätten ihre die schönste Gelegenheit gehabt, sich zu entfalten. Es wäre die zerstreuten Völkerschaften Asiens um sich vereinigt, ihre Interessen mit denen Frankreichs verbunden haben, und so hätten sie seine Hülfsmittel bedeutend verstärkt, das schon so schwache Ottomanische Reich würde bei seinen Angriffen und seinen Schlägen zusammengestürzt sein, und eine neue politische Ordnung der Dinge wäre nothwendiger Weise entstanden. Als Herr einer großen Landes, als der Retter einer neuen Welt, hätte Bonaparte sich ohne Zweifel mit der Rolle eines Alexanders begnügt und nie mehr an eine Rückkehr nach Frankreich, die so schwer und gewagt war, gedacht. Gott aber mag wissen, in welchen Zustand Frankreich alsdann gerieth, und was ohne Bonaparte aus diesem Lande geworden wäre. Gott allein kennt den wahren Gang der französischen Begebenheiten genommen haben würden, aber was sich auch ereignet hätte, es hätte Frankreich fern, und ein zweites Frankreich hätte sich im Orient erhoben. Der unverbrüchlichste Widerstand von St. Jean d'Acre führte die Französische Armee nach Aegypten zurück, in Berührung mit Europa sind sie den Ereignissen in Europa wieder in Berührung und sichere Schiffe haben, welche ihn zurückbringen konnten. Er durfte nicht getrost abreisen, denn er ließ eine tüchtige, wohl versorgte Armee im Besitz eines ausgedehnten, reichen, unterworfenen und leicht zu vertheidigenden Landes zurück. So entschied also der Widerstand von St. Jean d'Acre über sein und Europas Schicksal, denn eins war an das andere geknüpft. Jene Schlösser schien ihm ein großes Glück zu seyn, und dennoch war sie für eine unverbesserte Wohlthat des Schicksals, die ihn auf gebrimmirkreuen Wegen seiner Größe näher brachte.

Wir gingen unter Segel, und am 28. des Morgens waren wir vor Laiffa. Wir sollten und konnten auch vor St. Jean d'Acre Anker werfen, aber mein einfältiger Cavalier verbarrte, daß er hier sehr gefährlich sey. So landeten wir denn in Laiffa, welches am äußersten südlichen Punkte einer umfangreichen offenen Bucht liegt, deren Nord-Spitze St. Jean d'Acre bildet. Ich stieg gleich darauf ans Land. Der Muffetim war davon benachrichtigt, und zugleich kam ich für mich und meine Offizieren in Kranzquarantaine, um nach St. Jean d'Acre zu gelangen. Die Entfernung von Laiffa bis Acre beträgt vier Meilen, und man bleibt stets an der Seeküste, die oft mit Schiffs-Trümmern bedeckt ist, denn das Meer ist nicht selten sehr ungestüm.

Die Stadt St. Jean d'Acre liegt etwa fünf oder sechsbundert Toisen von der Spitze der Halbinsel. Ihre Festungswerke auf der Landseite sind nur 120 Toisen lang. Die Façade liegt gegen Osten, wird von drei viereckigen Thürmen geschützt, der Wall wendet sich dann gegen Süden und folgt unmittelbar der Meeresstille. Hier ist auch der Hafen. Der Wall zieht sich hinauf von Süden gegen Westen, so daß er sich im Norden wieder an die Landseite anschließt. Der größte Durchmesser des Platzes beträgt nicht 360 Toisen. Der Graben und Umwallung von der Seite der Landenge gleicht der ersten, ist aber nicht so gut und tief eberhald der ersten. Sie allein war im Jahr 1799 vorhanden, und die äußere Einschließung ist erst von Dschezzar-Pascha, nach dem Rückzuge der Französischen Armee, angelegt worden.

Ich besuchte den etwas links vom Centrum des Walls nach der Landenge zu liegenden Angriffspunkt, welchen der General Bonaparte im Jahr 1798 gewählt hatte. Ich erkannte die durch die Französische Artillerie geschossene Bresche, an den Reparaturen, die sie nöthig gemacht hatte, denn die von dem übrigen Mauerwerk verschiedene Bauart macht sie leicht erkennbar. Ich führte damals den Oberbefehl in Alexandrien und hatte einige Stücke von großem Kaliber auf einer Flottille einschiffen lassen, welche von den Engländern genommen wurde. Diese Batterie wäre mehr als hinreichend gewesen, um die Belagerung kalch zu beendigen; durch ihr Rauchverderb aber entstand große Verlegenheit, und man ward in die Nothwendigkeit versetzt, neue, vorläufindere Feuer zu verschaffen anzuwenden. Diese Stücke machten eine Bresche, Voller Ungeduld, den Platz zu nehmen, befahl der General den Sturm, ehe die Bresche noch recht praktikabel war, und wir wurden geworfen. Die underentwickelte Beredte erschöpften sich; man hatte dieselben, in Folge einer unglücklichen Allusion unter Bonaparte's Befehle in Italien und des Generals Caffarelli, nicht zweckmäßig benutzt. Mehrere Stürme ohne Erfolg verzweifzierten die Truppen, während auf der anderen Seite der gegen Generals glückliche Widerstand die Türken in ihrer Vertheidigung ermuthigte.

Die Französische Armee, schon bei ihrem Einrücken in Syrien nur schwach, hatte Verluste erlitten, welche sie noch mehr schwächten. Die Pest raffte hinweg, was das Feuer des Feindes verschonte, während die Garnison, im Anfang zwei- bis dreitausend Mann stark, den der Seeseite fortwährend Verstärkungen erhielt, welche sie auf 12,000 Mann brachten. Auf diese Weise ward jede Hoffnung, den Platz zu nehmen, vereitelt; man mußte dem Unternehmen entsagen und die Belagerung aufheben. Der General Bonaparte konnte nichts Besseres thun, als mit seiner Armee nach Aegypten zurückkehren, was er denn auch glücklich bewerkstelligte.

Am 19. Oktober besuchte ich Abukir und erinnerte mich an das Seegefecht, das einen so großen Einfluß auf das Schicksal der Armee des Orients und Aegyptens hatte. Kurze Zeit nach jenem Ereignis wurde ich mit meiner Brigade von Kahira abgesandt, um die Küsten gegen die Unternehmungen der Engländer zu schützen. Als ich anlangte, rauchten noch die Trümmer unserer Schiffe, und die Leichname ihrer Vertheidiger lagen zerstreut am Ufer umher.

In meinem Zelte im Lager von Kanka, zwischen Belbeys und Kahira, erhielt der General Bonaparte die traurige Nachricht von dem Ausgange der Schlacht bei Abukir und die Depeschen, in welchen der General Kleber, der damals in Alexandrien befehligte, das Ereignis zusammenfaßte, erzählte. Der General Bonaparte blieb bei Durchlesung der Briefe lange Zeit still, seine große Seelenruhe und beschäftigte sich, ohne die Unermüdlichkeit unserer Verluste und ihre ernsten Folgen zu verbirmlichen, nur damit, den Eindruck, welchen sie hervorbringen mußten, zu vermindern. Er wendete sich an die edlen und hochherzigen Gesinnungen seiner Umgebung und sagte zu uns: „Nun sind wir von unserer Mutter-Erde, dem Vaterlande, getrennt, ohne sichere Verbindung mit demselben, und müssen uns nun selbst genug seyn können. Aegypten bietet unermeßliche Hülfsquellen dar, wir werden sie uns eröffnen. Ebemals bildete dieses Land für sich ein mächtiges Königreich; warum sollten wir es nicht, durch Künste, Wissenschaften und Industrie bereichert, wieder aus seiner Asche erwecken? Wir Muth und unsern Bajonetten läßt sich Alles erzwingen, und es giebt kein Hinderniß, das man nicht besiegen dürfte. Welche Stütze für die Republik ist nicht diese offensiver Stellung gegen die Engländer! Welcher glücklich gelegene Punkt zum Abgangspunkt zu den Eroberungen, zu welchen der unglückliche Sturz des Ottomanischen Reichs uns Anlaß geben kann! Wichtige Unterrichtungen werden fortwährend aus Frankreich anlangen können. Die Trümmer der Flotte müssen den Artillerie wichtige Hülfsquellen verschaffen; wir werden wir Leichtigkeit in einem Lande mühsamwindlich seyn, das keine andere Gränzen als die Wüste und eine Seeküste hat, die keinen Schutz bietet. Unserer große und wichtige Aufgabe ist jetzt, die Armee vor einer Entmuthigung zu bewahren, welche von Neim zu ihrer Vernichtung führen würde. Wir müssen uns über den Sturm erheben, und die Wellen werden gebändigt werden. Vielleicht sind wir dazu bestimmt, das Ansehen des Orients wieder aufleben zu lassen und unsere Namen denen der berühmtesten Männer der alten Geschichte und des Mittelalters anzureihen."

— Ehe ich nach Ober-Aegypten abreiste, machte ich einige Ausflüge in die Umgebungen Kahira's, welche das doppelte Interesse der Erinnerung und der Wißbegierde für mich hatten. Ich besuchte die Ebene von Rubbeh vor dem sogenannten Sieges-Thor, wo sich die Karawane, welche von Kahira nach Mekka geht, versammelt. Wagen des Wahlen erwarteten mich dort, und bald war ich in Matarieh, dem alten Heliopolis.

Dieser Ort erinnert mich wieder an ein Ereignis aus den Tagen meiner Jugend. Ich stand damals mitten unter diesen Ruinen im Lager, als nach der Wegnahme von Kahira ein Theil der Französischen Armee, unter Calabreh marschirte, um Syrien zu erobern unter den einfuhrreichen Beys und Rebenbuhler Murad's, zu verfolgen. Heliopolis war einst eine der berühmtesten Städte des alten Aegyptens. Es war die Pflegerin der Wissenschaften und der Schule der Priester. Plato hielt sich lange dort auf, und mehrere Weisen Griechenlands erwarben sich dort ihre Kenntnisse. Zeit ist das Denkmal nur noch durch die große Anzahl Hieroglyphischer Marchen, welche sich dort aufhalten, bedeutet. Ein einziger Obelisk erhebt sich noch, und die Ruinen, welche die Ebene, in deren Mitte er steht, umgeben, gleichen einer regelmäßigen Hügelreihe, die gänzlich aus den in Staub zerfallenen Trümmern, wie in Sais und in der Neubahn von Theben, besteht. Hier fand man die beiden Obelisken, welche unter dem Namen der Nadeln der Cleopatra bekannt sind. Auch derjenige, der sich in Konstantinopel auf dem Platze Atmeiden befindet, ist hier gefunden worden; denn Heliopolis war eine prächtige Stadt, deren Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ihren Glanz noch vermehrten. Es ist bemerkenswerth, daß Abu-Zabel, welches in unserer Zeit bestimmt zu seyn scheint, Heliopolis als Mittelpunkt der wissenschaftlichen Strebens zu ersetzen, gerade in seiner Nachbarschaft liegt.

Das letzte Ereignis, an welches uns Matarieh erinnert, ist die Schlacht, welche die Französische Armee unter General Kleber gegen die Türkische unter Anführung des Großvezirs am 20. März 1800 gewann. Sie leitete die Armee, verschaffte ihr zum zweiten Mal den Besitz Aegyptens und ging nun ein Jahr einer anderen Schlacht vorher, die gewiß gewonnen worden wäre, wenn der General Kleber noch gelebt hätte, und deren Verlust den der Kolonie nach sich zog.

Ostindien.

Zauberei und Aberglauben in Ostindien.

Der Indier glaubt nicht bloß an Dämone, deren Macht ihm um Glück und Leben bringen kann, sondern auch an das Dasein von Menschen, die ihm durch übernatürliche Mittel Krankheiten anzuzaubern im Stande sind. Es giebt in Hindostan sogenannte Herz- und Leber-Esser von Gewerbe, die es vermittelst ihrer Beschwörungen dahin bringen wollen, daß dem Menschen Herz und Leber, diese nothwendigen Lebens-Organe, schwinden. Solche Herzensesser pflanzen ihre Kunst, wie man glaubt, in der Weise fort, daß sie dem, welcher gern davon Gebrauch machen möchte, ein Stück Leberkuchen zu essen geben. Die vorgebliche Macht dieses Gesindels hat ehin so verderbliche Wirkungen, als wären sie wirklich im Stande, die teuflischen Wunder, deren sie sich rühmen, zu verrichten; denn ihre Drohungen wirken auf die Phantasie manches unglücklichen Individuums, deßen innerstes gesunde Todesangst die Lebens-Functionen allmälig zerstören muß. Oft kann der Herz-Esser den Leidenden wieder gesund machen, indem er das bereits verschwundene Lebens-Organ ihm zurückstellt. Er spuckt dann geschwind den Kern eines Granatapfels aus dem Munde; der Patient verschlingt diesen Kern mit großer Gier und erhält nun die leibliche Gesundheit wieder, nachdem sein Gemüth von der entsetzlichen Angst, die ihn verzehrte, befreit ist.

Auch Liebestränke von sehr verschiedener Art werden häufig gebraut und eingegeben. Einige dieser Mixturen sind so gefährlicher Art, daß derjenige, der sie trinkt, an den Wirkungen des Giftes stirbt. Ein unschuldigeres Mittel, Jemandes Gunst sich zu erwerben, ist folgendes: man murmelt einige Sprüche aus dem Koran über irgend einer Speise; und wird diese Speise von der Person, auf deren Liebe es abgesehen ist, sogleich gegessen, so ist das Resultat sehr zuverlaß. Gewisse kluge Frauen verstehen sich auch auf die Bereitung einer Salbe,

Digitized by Google

die in dem Gelehrten das Feuer der Gegenliebe aufsacht, wenn nämlich der Liebende so glücklich ist, ihm dieselbe vorstellen auf die linke Brustgegend schmieren zu können. Diese köstliche Salbe erzeugt, wie man behauptet, ein sehr angenehmes Gefühl, von einem würzigen Dufte begleitet, der die Atmosphäre ringsumher schwängert und nichts als Liebesgedanken weckt.

Auf ähnliche wunderbare Weise kann man Leute mit einander entzweien; man reibt nämlich um die Mittagsstunde ein gewisses Kapitel des Koran, und zwar 41 Mal nach einander, über einer Handvoll Erde, die aus einem Grabe genommen ist, und wirft dann diese Erde nach zwei Freunden, während sie traulich mit einander gehen. Die Folge davon ist dieser Feindschaft zwischen den Beiden. Das Kanunt Islam gebraucht nach einer anderen Vorschrift, um Zwietracht zu stiften: „Nimm vierzig Körner schwarzen Pfeffers, lies eine Woche lang, im Namen zweier Personen, Morgens und Abends das oberwähnte Kapitel des Koran über jedem Korne einmal und verbrenne dann die Pfefferkörner: so wird unfehlbar zwischen den beiden Personen Haß und Zwietracht entstehen."

Die muhammedanischen Indier glauben ferner, daß man seinen Feind durch eine bloße symbolische Handlung aus der Welt schaffen könne. Der Stadtrichterstelle sowie sich ein Bild aus Erde, die aus einem Grabe genommen ist, und rezitiet das verhängnißvolle Kapitel des Koranes von hinten nach vorn über der Figur. Nach diesen und anderen Präliminarien wird das Bild an diesen Stellen mit hölzernen Nägeln durchbohrt, worauf man dasselbe in ein Leichenuch wickelt, feierlichst auf den Todtenacker beingt und im Namen der verhaßten Person begräbt. Die Letztere wird ihr Leichenbegängniß in eilfzig nicht lange überleben.

Wahrsager und Hexen beiderlei Geschlechts treiben in Ostindien ein verbrecherisches Gewerbe, indem sowohl Hindu's als Muhammedaner solchen Gesindel unbedingten Glauben schenken. Selbst die muhammedanischen Bewohner Indiens haben vor den wahrsagenden Brahmanen großen Respekt; denn sie glauben, daß die Mantra oder Beschwörungen, von einem Priester mit vorgeschriebener Feier ausgesprochen, die kräftigsten Wirkungen haben kann. In einer Stelle der Veda's heißt es: „Selbst derjenige, den die gewichtigen Waffen Indra's, Kali's oder Wischnu's nicht erschlagen können, wird umtergehen, wie von Feuer verzehrt, wenn ein Brahmane ihn flucht." In den Zeiten der ersten Besitznahme Hindostan's durch die Briten legten selbst Europäer auf die Weissagungen und Beschwörungen der Brahmanen einigen Werth. Forbes erzählt in seinen Oriental Memoirs drei Anekdoten „zur Bestätigung des durchdringenden Geistes und der übernatürlichen Gaben eines hochberühmten Brahmanen von Bombay". Er bemerkt, daß er zwar als Objekt Skepsis tragen müsse, an Dinge zu glauben, die mit so vielen großen dorten Religion so augenscheinlich im Widerspruch stünden — als Mitglied der dortigen Gesellschaft aber (!) könne er versichern, daß die Voraussagungen jenes Brahmanen lange vor dem Erfolge ausgesprochen und pünktlich in Erfüllung gegangen seyen. Der wunderbare Mann hatte einem britischen Beamten, mit dem er in freundschaftlichem Verkehrte stand, alle seine Schicksals-Wechsel vorhergesagt und ihm zugleich versichert, er werde als Gouverneur von Bombay sein Leben beschließen. Nach einer langen glücklichen Carrière war dem erwähnten Beamten, Herrn Hodges, das Amt eines Oberstadtvaltes von Surate abgenommen worden. In seiner Bestürzung darüber ließ er den Brahmanen kommen, der ihn versicherte, daß sein Nachfolger zwar in die Verhalle gekommen sey, aber das Haus nicht erreichen würde. Bald darauf kam ein außerordentlicher Botschafter aus England, entsetzte den glücklichen Nebenbuhler seines Amtes und bekleidete Herrn Hodges mit der Ehrage eines Stadthalters von Bombay. Der Brahmane wurde sich durch diese gefährliche Prophezeiung das Vertrauen des Herrn Hodges in solchem Grade, daß dieser seinen wichtigen Schritt mihe that, ohne ihn um Rath zu fragen.

Selbst die aufgeklärtesten Bewohner Indiens sind nicht ganz frei von dem Aberglauben in Bezug auf den Einfluß des sogenannten bösen Auges. In Ostindien wie im ganzen übrigen Orient erfordert es die feine Lebenskunst, nur so zu sprechen und zu handeln, daß kein argwöhnischer und übelgesinnter Mensch zum Verderben des Angereden Veranlassung finden kann. Erklären wir uns zu deutlicher: man darf die Person, mit welcher man sich unterredet, unter gewissen Umständen nicht ansehen und in seinem Falle eine laute Bemerkung darüber machen, daß sie eine gesunde Gesichtsfarbe habe oder an Wohlbeleibtheit zunehme, denn es kann diese Bemerkung den Neid eines Dritten erregen, dessen „böses Auge" die Kraft besitzt, daß und einen zu machen. Auch ist es unschicklich, nach der Familie eines Bekannten, es sey denn ganz obenhin, sich zu erkundigen.

Bei den Muhammedanern steht die Katze in sehr üblem Rufe; weder Hund noch Katze dürfen das Zimmer einer Wöchnerin betreten, und nicht einmal der Name des letzteren Thieres Haustiers darf genannt werden, weil man der Katze für eine Hexe hält. Affenmagenschaden sind diese Thiere in muhammedanischen Familien oft sehr beliebt, und sie werden niemals schlecht behandelt, weil der Prophet selbst, wie die Sunna — der Talmud der Moslimen — berichtet, als er einst auf dem Saume seines Kaftans eine schlafende Katze gewahrte, den ganzen Saum abschnitt, um die süße Ruhe des Thieres durch keine gewaltsame Bewegung zu stören.

Große Landplagen werden bekanntlich den Launen der Göttin Kali zugeschrieben, die gewöhnlichen Unglücksfälle des Lebens aber der Einwirkung feindseliger Mächte, die durch Anhänger der schwarzen Kunst in Thätigkeit gesetzt wird. Unaufdeblich laufen Beschwerden über tückische Streiche angeblicher Hexen und Hexenmeister bei den Gerichten ein; oft ereignet auch wohl ein Unglücklicher, der im Verdachte der Zauberei steht, die ärgsten Mißhandlungen, die ihn nicht selten in Lebensgefahr bringen. Ein Gumputi, der sich auf Angelegenheit und Zauberei verstand, war honorarzt bei einem Eingeborenen. Dieser Gumputi machte, wie es hieß, von der letztgenannten Wissenschaft viel häufiger Gebrauch, als von der ersteren; denn seine Patienten hatten den Gatzdem, daß er sie nach Gefallen bezaubern und den Zauber wieder lösen könne. Dem Gebrauche gemäß, zog der Medikus von diesem Glauben Vortheil, indem er Geschenke annahm, die ihn für seine Kunden günstig stimmen sollten. Eines Tages gefiftete ihn nach dem Besitze eines Gegenstandes, den man ihm feierlich verweigerte. Alsbald warfen die Bösewichte der Familie seine Hütte nieder; die Söhne des Hauses aber fingen an zu kränkeln und starben furz nach einander, trotz kräftigen Zaubermittel, an einer unbekannten Krankheit. All' dieses Unglück wurde, wie natürlich, den Bezauberungen des beleidigten Hausarztes zugeschrieben. Nachdem der unglückliche Vater manches Schwein und Huhn vergebens geopfert hatte, beschloß er, eigenhändig Rache zu nehmen, und als nun Niemand zu Hause war, wurde das Maaß seines Schmerzes voll. Er hieb den Gumputi mit einem Schwerte nieder und lieferte sich dann selbst der Gerechtigkeit aus.

Personen, die im Verdachte der Hexerei stehen, sind oft den grausamsten Behandlungen ausgesetzt, besonders wenn ein Gottesurtheil sie ihres Verbrechens überführt. Auch in Ostindien glaubt man, daß eine Hexe den auf sein Wasser schwimmt, sie giebt aber noch andere Hexenproben. So z. B. gießt man Oel, mit etwas Reis vermengt, auf ein Blatt. Sollte dieses Oel in dem Augenblick, wenn der Name des Schuldigen verlesen wird, hindurchdringen, so steht seine Schuld fest. Vor dem Gerichtshofe zu Riga war ein Mörder aus solgendem Grunde zu verantwortlich: „Das erwartete Individuum war ein Zauberer, der die Leute ihres Lebens berauben oder mit schweren Krankheiten heimsuchen konnte. Im letzteren Falle mußten ihm die Verwandten des Kranken bedeutende Summen zahlen, worauf denn der Leidende wieder zu Kräften kam. Auf diese Weise erpreßte der Zauberer von Jedermann Geld und reinierte viele Einwohner, die es nicht einmal wagten, eine Beschwerde gegen ihn anzudringen." Eine Frauen, die Mutter des verhafteten Mörders, sagte aus: „Meine Schwiegertochter und mein Gatte wurden die Opfer der Teufelskünste des Erwordeten. Noch heute Morgen kam er in unser Haus, warf etwas Asche auf meinen Mann und verschwand. Darauf folgte Verschwörung, Mein armer Mann fiel sogleich todt nieder. Mein unglücklicher Sohn, der zugegen war, beschwor den Zauberer, seinen Vater wieder lebendig zu machen; allein statt dessen drohte er auch meinem Sohn mit dem Tode und eine kurze Zeit darauf lag auch dieser todt vor mir." Es wurden noch mehre Zeugen vorgeladen, die sämmtlich den Charakter des Gefangenen und sein seltsefeiges Gewerbe rühmten, den erschlagenen Zauberer aber als einen abscheulichen Böswicht darstellten. Man begnügte sich, den Mörder mit zeitlebigem Gefängnisse zu bestrafen.

(A. J.)

Mannigfaltiges.

— Indien Briefwechsel mit Napoleon. Wenn es interessant ist, die Geschichte in ihren Werken, die Eigenschaften, die einerleite den Witz zur höchsten Macht dahnen und unterstützt den Sturz derselben beförderlichen halfen, von einer neuen Seite kennen zu lernen, so muß das so eben erschienene Buch des Herrn Fiévée*) eine willkommene Erscheinung sehn. Wie erhalten damit gleichsam ein Tagebuch in Briefen, wie der Staatsrath Fiévée an Napoleon von Januar 1802 bis 1813 gerichtet hat. Allerdings ist es nicht der reife Konsul, nicht der Kaiser selbst, der hier spricht; er hört oftmeyr nur ruhig zu, aber eben weil er viel Jahre lang ruhig zuhört und immer von neuem jene Berichte, Winke und Rathschläge vernimmt, die er zum Theil brachtet, zum Theil auch nicht, stimmen wir jetzt in den Schlußgedanken der merkwürdigsten Epoche seines Lebens betrachten. Hätte sich Napoleon wohl ein so lang fortgesetztes Einreimgen in seine Pläne, gleichsam eine Kontrolle seiner geheimsten Gedanken, gefallen lassen, wenn er darin nicht Wahrheit, oder wenigstens doch das erkannt hätte, was eben seine Herzensfreunden darin suchen? Fiévée ist es, der Bonaparte entreibt, das Konsulat auf bestimmte Zeit in ein lebenslängliches zu verwandeln; Fiévée wagt es abermals auch, gegen den ersten Konsul der Republik den Gedanken auszusprechen, daß er die alte Monarchie wiederherstellen und sich auf den Königlichen Thron der Bourbonen setzen möchte. Freilich sind das lauter Gedanken, die Napoleon erst aus Bonaparte's Briefe herauslas und die darin Kunst schon zum reifen Entschlusse geworden sein mochten, aber aus gewissen ist doch das dramatische Interesse, daß wir sie vor ihrer Ausführung entstehen und ausgesprochen sehen. Späterhin giebt Fiévée dem mit seinen Ertheilen und mit fertig neuen Kombinationsplänen beschäftigten Kaiser von Allem Bericht, was in Frankreich und namentlich in der Hauptstadt vorgeht. Die Geschichte der Mallet'schen Verschwörung ist nicht die uninteressanteste Episode in diesen Berichten. Das Ganze hat, wie wir sehen, auch einen großen historischen Werth. Wir haben das Werk zwar noch nicht aus eigener Prüfung kennen gelernt; was wir jedoch davon in Französischen Journalen gelesen, scheint unsere verstehenden Bemerkungen vollkommen zu rechtfertigen.

*) Correspondance et Relations de I. Fiévée avec Bonaparte, premier Consul et Empereur, pendant onze années, publiée par l'auteur. 3 Vol. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 119. Berlin, Mittwoch den 4. Oktober 1837.

Italien.

Ein Sommer-Sonntag in Rom.

Ein Römischer Sonntag verkündet auf feierliche Weise, daß Gottes Wort beobachtet wird, und besonders im Sommer, wenn die Sonne über die Straßen, Paläste und Kuppeln ihre leuchtendste ausgießt, fühlen die Einwohner sich in der Stimmung, ihre religiösen Gefühle auch äußerlich an den Tag zu legen. Nicht minder fühlt sich der Fremde von dieser Erscheinung recht erbaut. Er bemerkt zuvörderst, daß die Stille, die in den ihren Ebenen der Campagna wohnt, ihre Herrschaft auch über die Hauptstadt ausgedehnt hat, deren wasserklarster Aether Berechnung gegen die Nachtschwärmer, die der Landmann der Erde abgewinnt, auszuerkennen scheint. Die Denkmale ertheben sich schöner, der durch keine glänzenden Waaren-Läger abgezogene Blick betrachtet sie mit Muße, und das Aussehen der Häuser macht denselben Eindruck wie ein Handwerker im Sonntagsstaat. Sogar in den großen Hotels, deren Besitzer die ärztlichen Vorgänge nie haben in Läden verwandeln wollen, bemerkt man irgend ein Zeichen des Feiertags, sey es nun in der Livree eines Guardaportone oder in den glänzenden Scharlach-Gardinen, die an den Fenstern hängen.

Jede Arbeit ist bei Seite gelegt, jede Spur von allem dem weggeschwunden, wodurch sich das Leben eines Volks am kenntlichsten kund giebt, und ohne gerade diesem Leben die ihm eigenthümliche mürbsache Bitterkeit zu benehmen, erfüllt doch die religiöse Stimmung an diesem Tage die Stelle der bösen Leidenschaften, die während der Woche im Herzen des Menschen mit einander kämpfen: den Zorn des Handwerkers bei seiner Arbeit, die Geschwindsucht des Kaufmanns, den Müßiggang und die Schlafsucht des Reichen. Es ist eine gewisse geistige Wiedergeburt, die besonders in der Hauptstadt des Katholizismus Eindruck macht. Die Bedienten, Kammerfrauen und Dienstmädchen, bereits mit Sonnenaufgang in ihren festlichen Kleidern und mit Blumen geschmückt, verlassen die Hauschwelle an frühen Morgen und sind die Ersten, die jenes Glückes durch den Besuch der Kirche theilhaft werden. Die Frauenzimmer, die gern ihre schöne ländliche Tracht beibehalten, zeigen sich schaarenweise und voller Entzücken darüber, daß sie bei diesem Morgen-Kirchgang die wohlthuenden religiösen Gewohnheiten wiederfinden, die selber im Choche ihrer kleinen Städte Frascati, Albano und la Riccia die Gnade Gottes ihrer ihnen einfachen und ärmlichen Lebens anmachten. Ihr Einbildungskraft nimmt den höchsten Schwung in den Römischen Basiliken, deren prachtvolle Marmorsäulen und dergoldete Wölbungen sich ihren Augen als lauter Wunder darbieten, die sie einst ihren Aeltern beschreiben wollen.

Die Gotteshäuser mit ihren Kuppeln und Thurmspitzen erheben sich, von den Strahlen der Sonne glänzend, hoch in die Lüfte, und die die Frömmigkeit sie in großer Zahl errichtet hat, so vermischen ihre auf allen Seiten in Schwung gesetzten Glocken ihr vielfaches Geläut und bilden eine Harmonie, die in der ganzen Welt unerhört ist, in der Gruft, in den die Erde zum Himmel in dem Augenblick emporsteuert, wo die Einwohner unter dem häuslichen Dach vom Schlaf erwachen und die behagliche Ruhe, die der Tag ihnen verspricht, in ihren ersten Gedanken vorauszugenießen, während die Frühsonne sich durch die Spalten der Fensterladen in ihr Bett stiehlt und aufgeweckt die Vögel das Lob des Herrn zwischenein anstimmen.

Später, wenn die zum Dienst der verschiedenen Hausbaltungen bestimmte Klasse nach Hause zurückgekehrt ist, beschäftigen sich nun auch die Herrschaften ihrerseits mit der Toilette, und die Gedanken, von denen sie erfüllt sind, sind nicht eben bloß profan; sie tragen im Vorgenheil ein gewisses Gepräge der Andacht. Denn jene kleinen Bücher herumtragen werden durch Gebet, durch das Lesen religiöser Bücher und durch das Verlesen unterbrochen, nicht sowohl der Eitelkeit zu dienen, als vielmehr dem Feiertage durch erhöhten Schmuck eine größere Heiligkeit zu verleihen.

Nicht nur die Römer, sondern auch die Fremden haben in der ewigen Stadt eine Freistätte für das Gebet. Sie finden im Schooß der Religion eben so wie in der Heimath die Gebräuche und moralischen Genüsse ihres Vaterlandes. Jede Nation hat zum Wohl ihrer Kinder ihren heiligen Beschützer einen Tempel errichten lassen. So vereinigen sich die Franzosen in der schönen Kirche des heiligen Ludwig, welche von der Pracht des Marmors und der Gewölbe strahlt, die den Glanz und den Geschmack eines großen Landes verkünden. Für die Römer ist es etwas Ungewöhnliches, wenn sie daheim in den katholischen Gebeten der Gottesdienst diejenige Ausdrucke vernehmen, die man unter der Gothischen Wölbung der Notre-Dame-Kirche zu Paris hört. Die Symbole sind jedoch in allen Kirchen dieselben, und in allen herrscht ein und derselbe Gebrauch, der sich besonders am Sonntag kund giebt. Man erkennt an dem Aubliek, den dann die heiligen Mauern gewähren, an den Lorbeerblättern, die den Vorhof bedecken, an dem Schmuck der Altäre, an den Bewegungen der Priester und Mönche und an dem Gewande des Volkes, daß zwischen Himmel und Erde eine geheimnißreiche Beziehung stattfindet. Oft auch verschönert noch ein feierliches Fest oder eine prächtige Prozession diesen Tag, und bald an der, bald an entgegengesetzten Seiten durch den immer neuen Zuschwung wach, der ein Erstaunen verhindert.

Verstanden sich nicht aber außerdem auch die Künste mit ihren Wundermitteln vor ihren Augen? Sie haben in Rom mit verschwenderischer Fülle Statuen, Statuen und Gemälde hervorgezaubert, welche von frommen Herzen mit Weihgeschenken bedeckt worden sind. Die Symbole des Christenthums zeigen sich in den reichsten Gestalten, und die Phantasie der Künstler hat die Hülfsquellen der Pracht erschöpft; Michiel Angelo hat eine unermeßliche Kuppel in die Lüfte emporstellen lassen, um das Gedränge des Palästinischen Fischers gegen die Unbill des Wetters zu schützen.

Das Innere der Römischen Kirchen zeigt einige Verschiedenheit von dem der katholischen in Frankreich. Man sieht da nicht den großen beeinschaltigen Schweifer, der aufrechtstehend und mit dem Hute auf dem Kopfe die feierste Pflicht zu erfüllen scheint, und mit seiner schweren Hellebarde auf den Boden stößt, wenn er den Priester Platz machen heißt. Bei uns tritt das Volk beim Anblick der heiligen Auflamen von selbst zurück. Nur während der Predigt sieht man einen Mann im Oberhemde sich hin und her bewegen und mit den Ellbogen sich einen Weg bahnen, um in den Augenblick, wo die Predigt durch die Worte des Redners am bewegtesten sind, für die Armen zu sammeln. Ohne den Mund zu öffnen, schüttelt dieser Mann nur einen großen, viereckigen, flachen Beutel, den ein schönes Kreuz ziert. Die Stille des heiligen Ortes wird bei uns nicht durch jene Stimme unterbrochen, die ganz laut ruft: „Für die Kosten des Gottesdienstes, für's neue Pflaster," noch durch jene andere leisere, die uns in die Ohren murmelt: „Für Ihren Stuhl, S. V. P.", und uns auf der himmischen Wissen, die uns verglichen, pöbelich aufschreckt. Man sieht da keine Stühle, die den Kirchen nur das Aussehen von akademischen Lehrsälen geben, sondern lange Reihen hölzerner Bänke, die wie ein Schiff zur Kirche zu beiden Seiten ein. Gleichwohl mangelt den Bethäusern in Italien etwas, was man in Frankreich nicht entdeckt; wir werden hier zwar nicht von dem bösartern, unangenehmen Ton des Zagots gequält, aber wir hören auch die döschen Kinderstimmen nicht, die sich mit den Klängen der Orgel vermischen und in Herzen die lieblichen Bilder der Unschuld erwecken; vielmehr nehmen alle Sänger, deren kreischende Stimmen wehre dem Manne noch dem Weibe angehören, die Stelle der Orgel ein. Wir haben auch die Almosen-Sammlerinnen nicht, deren zarte Hand eine goldgestickte Sammet-Weste hält und die mit einer Stimme, die den Zauber der Schönheit mit tiefem Gefühl vereint, um einer Gabe anflehen.

In Rom wirft man während des Gebetes einen Schleier über die Schönheit, und deswegen hat man den Frauen einen eigenen Platz angewiesen, der sie von den Männern trennt. Man läßt die Fenstergardinen der Kirchen herunter und bringt so ein Dämmerlicht hervor, welches den Blick von allen anderen Gegenständen abzieht und ihn auf den Wald von Kreyen richtet, von denen der Hochaltar flammt.

Es hat Ein Uhr Nachmittag geschlagen. Die Frommen verbreiten sich in den Straßen, unter denen der Corso im Mittelpunkt Roms wegen seiner Größe und seines Glanzes den ersten Rang einnimmt. Nach Anhörung der Messe in der Kirche San Carlo ergeht die schöne Welt sich dort im Schatten der Paläste. Die Frauen beobachten trotz eines Anstrugs von Eitelkeit ein bescheidenes Benehmen, obgleich die Personen gern diesen anschmeichelnden Spaziergang in eine Belustigung, etwa wie die in einem Elysäischen Garten, verwandeln möchten. Dies ist jedoch nur ein vergängliches Schauspiel, das aber gleichwohl viele Annehmlichkeiten besitzt und so lange dauert, bis man den Weg nach Hause zurückgetragt hat.

Gegen Abend ertönen die Glocken noch einmal, um die Frommen zur Vesper zu rufen. Die Kirchen sind voll von Volk, und man sieht auf den Stufen und sogar auf den öffentlichen Plätzen Leute, die in dem Augenblick, wo der Priester mit dem Sakrament das Zeichen des Kreuzes macht, auf die Kniee fallen und beten. Die Menge erhebt sich, theilt sich auf verschiedenen Wegen und endigt den Tag in andächtigen Erholungen.

Einer der schönsten und geräumigsten Plätze Roms, die piazza

Digitized by Google

Navona, deren Figur einen Lirkus vorstellt, bietet eine ganz eigenthümliche Unterhaltung dar. Die Schönheit dieses Platzes wird nämlich noch durch mehrere Springbrunnen, welche mit Statuen und Thieren verziert sind, bedeutend erhöht, und die reinen Wasserwellen spielschern von allen Seiten auf Marmorbecken nieder. Diese Springbrunnen den erheben sich auf anmuthige Weise über dem Wirrwarr, den ein buntgemischter Blumen-, Kohl- und Apfelmarkt um sie herum erregt. Aber des Sonntags ist alles entgegengesetzt, und man sieht das Wasser, welches seine unterirdischen Kanäle verschlossen findet, seine gewöhnlichen Grenzen überschreiten und sich über das Pflaster in feiner weißen Rauchsäule verbreiten. Verschiedene Röhre es aus den mittleren Springbrunnen, dem ausserdichen Werke Bernini's, das auf wunderliche Weise einen Felsen vorstellt, auf dem sich ein Obelisk erhebt. Unten ist eine Grotte ausgehauen, in der sich ein Pferd inmitten eines grausamen Meeres empordäumt, und an den vier Ecken des Grundstückes befinden sich vier große Flußgötter, die in verschiedenen Stellungen reiche Wasserströme ausgießen. Die Wagen und Equipagen, welche aus allen Straßen kommen, stürzen sich gleichsam in diesen neuen zur Milderung der Hitze wie durch Zauber hervorgerufenen See, und die Füße der Pferde und die Räder bedecken die Oberfläche desselben mit spurdendem Schaume, der phäschenden Wellen sich bis zu den äußersten Ende des Platzes und denselben deil schmeichelnd die Füße der Zuschauer, die Kinder spielen mit dem Wasser, die Luft erhallt von Tönen der Fremde, aus allen Fenstern eingewundert blickt man mit Entzücken auf diese Schauspiel, und auf den Stufen der Kirche des Kollegiums Pamphili sitzt sich die lebendige Pflicht eines halb im Wasser befindlichen Hügels dar. Beim Umkehren machen dieselben Equipagen, ehe sie sich nach dem Mittelpunkt der Stadt begeben, eine Fahrt um den Platz und halten zweilen an, um den Anblick, der einen solchen angenehmen Eindruck macht, um so länger zu genießen. In der Mitte erhebt sich ein hoher Obelisk, der sich dem Fenster durch das Glasfenster hindurch den Blick in ferne gegenüber zeigen sich drei schöne Straßen und zwei Kirchen, von beiden Seiten Springbrunnen mit Gestbeiten und endlich der Hügel del Pincio; alles dies wird durch das bewegte Treiben der eleganten Wagen belebt, in denen der Adel sich umherfährt.

Dort ist der Versammlungspunkt der schönen Welt. Die Freunde des Nachtenkens und der Stille aber, die Luxus und Eleganz nicht kümmert, suchen die einsame majestätische Straße, welche den dem Springbrunnen, wo die von Pbidias und Praxiteles gemeißelten Rosse sich bäumen, ihren Anfang nimmt und sich bis zur Porta Pia hinzieht. Hier sieht man einige Wagen von schmutzigem Aussehen, in denen Prälaten und Kardinäle die freie Luft genießen, und Priester, Mönche und Seminaristen ziehen langsam zu Fuß umher. Alle verlassen die Stadt und begeben sich auf ein des Gefilde, das sich plötzlich belebt und verschönert, wenn die dieselbe Equipage des Papstes mit der Garde desselben erscheint, deren glänzende Uniform man schon von weitem über Waffen nur zum Staat dienen. Ein ehrwürdiger Greis, der die Hand zum Kutschenfenster aufstebt, um das bei seinem Vorüberfahren niederwinnende Volk zu segnen, gewährt ein erbabenes und feierliches Schauspiel, das mehr als alle Ehrenbezeugungen der Welt das Herz ergreift.

So verflossen sich die Römer, je nach ihrem Charakter und ihren Gewohnheiten an verschiedenen Orten, ohne die Grenzen einer feierlichen Erholung zu überschreiten. Sie finden nirgents Schranken und Zaunfäle, sondern fühlen sich durch die Gäsen, Seen und Lustwälder angezogen, die dem Gefilde gleichen als den Sümpfen. Sie ergehen sich und plaudern mit ihren Kindern, die auf dem Rasen spielen; die Gegenstände, die sich ihnen darbieten, stören die religiösen Gedanken nicht, die sie während des Tages etwa in sich aufgenommen haben; die bereichen Völker Vorgbee und Pompili, schmuckten wie der schöne Himmel, der sie erhellt und deutet, verweichlichen das Herz nicht durch übrige Einbildungskraft; ihre Gebräuche stören sie nicht, sie regen, und die Leute aus dem Volk in Jacke und Mütze theilen diese Größe sie Augenblicke mit den Fürsten, die ihnen die prächtigen Spaziergänge zu betreten gestatten. Bricht endlich die Nacht herein und erschüttern die Glocken die Luft zwischen den Wärtern der Fichten, so schickt sich Jeder an, seine Schritte nach Hause zurückzuwenden. Während der Nacht erhebt sich dann an den verschiedenen Straßenecken ein einfacher melodischer Gesang, voll beseligender Andacht, die den Sommerabenden etwas Rührendes, Unbestimmtes, Unendliches verleiht, ein Gefühl gleich denen, welche uns bei dem Gedanken an Gott erfüllen. Es sind dies nur die Gebete, die vor dem Bilde einer Madonna oder eines Heiligen, das der Schein einer Lampe den Augen der Frommen zeigt, gesungen werden; die Stimme der Leute aus dem Volke sendet sie mit wahrer religiöser Begeisterung zum Himmel empor, ohne daß sie selbst sich der köstlichen Gabe bewußt sind, womit die Natur sie beschenkt hat, um diese Töne, dadurch daß sie dem Ohre schmeicheln, ins Herz zu senken. Größer und glänzender jedoch ist das Schauspiel desjenigen Festes, das man in diesem oder jenem Stadt-Viertel einem Heiligen, dessen Bild man an den Mauern aufgehängt sieht, feiert. Alle Sonntage dieser Jahreszeit halten ein solches Fest. Man wird geblendet durch die Erleuchtung und durch die Feuerwerke, betäubt durch die Orchester; man singt, tanzt, lustwandelt, schwatzt. In der freien Luft belästigt die Hitze nicht; die durch Andacht gemäßigten Vergnügungen haben nichts Geräuschliches; die Nacht, für die Völker des Südens stets ein Schauspiel, ist hier voller Zauber und stellt dem Leben keine Fallstricke, weil sie die Leidenschaften nicht zu erhöht weckt.

Wie sachte ist in Rom die Luft den Menschen verführerie Nacht! Einsame Lustwandler trennen sich von der Menge, um den lieblichen Tradanten, die seine Strahlen über das Kolisseum gießt, ungestört zu bedrachten. Auch da befindet sich ein dem Gebet geweihter Ort. In der Mitte ein hohes Kreuz, eingesumbar an den Statuenen die Passionsgeschichte, auf einer Seite die Kanzel, von der herab am Tage das Wort Gottes verkündet: das sind die Gegenstände, die sich uns darbieten, um die erhöhte Stimmung des Geistes zu nähren. Wie sinnig sind diese Geheimnisse der Erlösung nach, die von diesem Amphitheater, wie von der ganzen Erde, die blutigen Spuren der Barbarei vertilgt hat, während der Mond durch sein erhrendes Licht das Herz auffordert, den Himmel als die Quelle aller Wohlthaten zu lieben.

Mit einem Wort, die Religion herrscht in der Hauptstadt des Christenthums überall, und nur der Religion verdanken die Römer in diesem Augenblick die tröstenden Gedanken, durch welche sie die schrecklichen Wirkungen der Cholera mit Ergebung zu ertragen vermögen.

Luigi Cicconi.

Sicilien in älterer und neuerer Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Sicilische Klerus ist sehr zahlreich; er bekommt immer frischen Zuwachs an den Trümmern des Adels, welche das Elend in die Klöster und Seminarien treibt. Die Akademieen und die Universitäten besitzen eine beträchtliche Anzahl von Geistlichen. Man muß bemerken, daß mehrere Glieder des Klerus sich der Wissenschaft und Literatur mit einer seltenen Fähigkeit widmen; es genügt hier, Pirazzi, den Abbate Ferrara und den Abbate Scina zu nennen. Mein, der größte Sicilianische Dichter, der der ungefähr zwanzig Jahren gestorben ist, hatte ebenfalls die Priesterweihe empfangen.

In mehr als Einem Sicilianischen Kloster befinden sich werthvolle Archive von Manuskripten, Büchern, Gemälden und naturgeschichtlichen Gegenständen; wir nennen unter anderen die Benedictiner-Klöster in Monreal und Messina und das Sankt-Martins-Kloster bei Palermo.

Nachdem wir so manches Lob gespendet, wäre jetzt das Tadeln an der Reihe; doch dies wäre zu lang und zu schmerzlich, und wir wollen uns nicht damit abgeben. Wenn die Päpstliche Gesellschaft uns zum Augen eines ehrwürdigen Erzbischofs, wenn die von Catania und einiger anderer großen Städte sich mit Ordnung und Sittsamkeit betragen, so geben dafür die zahlreiche Geistlichkeit im Innern der Insel und die ungeheure Bevölkerung der Klöster breiter Geschichtete nur zu deutlich das Gegenteil der bestagenswerthesten Effekte. Es ist unmöglich, an so viel Abscheulichkeiten zu glauben, wenn man mit den Seine selbst unabweisbare Thatsachen vor Augen arieben.

Das Volk in Sicilien hat drei Mutterweh, ist aber erstaunlich umwissend, und doch bilden seinem die Wohltaten der Erziehung mehr als Einen Punkt den traurigen Einfluß der üblen Neigungen Gesellschaft zu machen und selbst die est etwas gänzenlose Entwickelung der angeborenen Tugenden zu mäßigen. Es ist so lange her, daß dieses Volk zurückschreitet, daß man vergebene in ihm die Fehler des Alters suchen dürfte; man findet nur die, welche der Kindheit der Gesellschaft angehören. Seine Anmaßung dieses Volkes übersteigt Alles, was man sich denken kann; die Verwunderung, die es seinen Lumpen und sich selbst zollt, nähret nur die traurigsten Irrthümer und ist jedem Fortschritt im Wege. Es ist ein Freund aller Neuigkeiten und voller Hinterlist und Chikane; der schwerste Vorwurf aber, den es verdient, ist seine Neigung zu Raub und Mord. Die ersten Momente seiner Wuth sind schrecklich; das Leben eines Menschen ist ihm nicht viel mehr werth, als ein kleines Insekt, und unglücklicherweise sind die est wiederholten Beispiele einer Justiz, die sich zuweilen bis zur Barbarei steigen zeigt, für diese Menschen meist verloren.

Die Piazza*) in Palermo, die in den glänzendsten Theil dieser Stadt, gerade mitten auf die Passage der prachtvollen Equipagen, hingedaut ist, welche die Glücklichen des Tages zu den Promenaden und weltlichen Festen fahren, die Piazza, die beständig von dem unglücklichen Haufen der Aeltern oder Freunde der Gefangenen umlagert ist, ruft nur bei den Fremden ernste Betrachtungen hervor; die Einwohner bemerken sie kaum.

Uebrigens sind die Sicilianer außerordentlich brennstätig; in den Momenten der Ruhe, sobald nur der erste Ausbruch des Zorns verüber ist, kann man sehr verständig mit ihnen sprechen; dann werden sie human, gefällig und volksbehand. Nichts aber ist im Stande, sie zu Ausschreien der Leidenschaft zu bringen. Die Armen sie schlagen. Wenn man in Sicilien von einem Menschen spricht, den ein großer Schmerz oder ein heftiger Wuthanfall ergriffen, hört man nichts gewöhnlicher, als: bisogna lasciarlo sfogare, „man muß ihn austoben lassen.“

Ihre Leidenschaftlichkeit ist außerordentlich, und sie sind solche Meister in der Pantomimik, daß man von ihnen sagen kann, sie haben zwei Sprachen in ihrer Gewalt, die der Worte und die der Geberden. Die Sicilianer sind viel mäßiterer und eben so tapfer als jedes andere Volk der Halbinsel. Mit Unrecht spotten die Fremden über ihre Religionsgebräuche; so kindisch und roh sie auch scheinen mögen, so verdient doch die Aufrichtigkeit ihres Glaubens unsrer ganze Achtung. Zum Unglück glauben sie, wie viele andere Völker des Südens, ganz ernstlich, daß sich Feindseligkeit und Galanterie recht gut neben einander vertragen.

Die Sicilianer sind die treusten Verehrer der Gastfreundschaft.

*) Ist im ungtelch ein Gefängniß, ein Wagen und eine Bastille.

Digitized by Google

Wenn man sich ganz offen und frei unter den Schutz ihrer Loyalität stellt, so ist man sicher, vorzüglich behandelt zu werden; sie sind meist voller Respekt, selbst demüthig gegen die Fremden. Man fuhret in Palermo, wie in den anderen großen Städten Siciliens, eine Klasse von Arbeitern, Facchini genannt, auf treten Rechtschaffenheit und Treue man sich ganz verlassen kann.

Man wird auch den Sicilianern mit Recht ihre unverschämte Stadt- und Dorfkrämersucht vor. Die Palermitaner und die Messiner geben hier vor Allen das schlimmste Beispiel. Messina nimmt, man weiß nicht, wie so, die Ehre in Anspruch, die Hauptstadt der Insel zu seyn; sie giebt es vor, lieber eine Provinz Neapels zu besitzen, als zu Rechte ihrer Nebenbuhlerin anzuerkennen; den Beweis davon sah man bei der Revolution von 1820. Man sage einem dieser Insulaner, aus welchem Lande er ist, so wird er antworten: aus Palermo, aus Messina, aus Catania, aus Giegenti u. s. w., aber nimmermehr ein Sicilianer.

Indeß worin die Sicilianer ein großes Volk, und sie haben Alles, was dazu gehört, um es noch zu werden; arm und unglücklich, stolz und unterdrückt, unbeklommert um die Gleichheit, aber leidenschaftlich verliebt in die Freiheit, besitzen sie in hohem Grade alle die Eigenschaften und Fehler, welche die nothwendige Folge ihrer historischen Schicksale sind.

Sicilien, das seit dem grauesten Alterthum bevölkert ist, war eines der ersten Länder, wo der Ackerbau blühte. Die dinwenyflückende Proserpina in den Gefilden Enna's (heute Castro-Giovanni genannt), die, von dem Gott der Unterwelt geraubt, abwechselnd sechs Monate bei ihrem Gatten und sechs bei Ceres zubringt, ist hinlänglich das Bild der Erndte, die bald im Schooß der Erde verborgen ist, bald wieder oben auf dem Boden erscheint. Der Ceres-Kultus besteht noch heute nach wenig veränderten Traditionen in gewissen kleinen Gemeinden Siciliens, namentlich am Abhange des Aetna. Die Ackerbauer feiern daselbst jedes Jahr den Anfang der Arndten durch Spiele und Prozessionen, wo man das schönste Mädchen des Dorfes mit einer Krone von Aehren figurirten sieht. Die Feste, die bei den Griechen Thesmophorien und Thesmophoren hießen, wurden ebenfalls in Sicilien gefeiert, und auch diese haben sich bekanntlich auf den Aetna zu erzogen.

Wo die Sagen-Traditionen aufhören, zeigt uns die Geschichte zahlreiche Kolonieen, die sich nach und nach in Sicilien niederlassen. Die Verschiedenheit der Sitten, der Gebräuche und besonders der Regierungen, die sich unaufhörlich einander in den Einfälle mit bewaffneter Hand, dies Alles mußte den Gang der Civilisation, den Fortschritt der Industrie und der Künste aufhalten. Die Regierung der Griechen (492 vor Chr.) war für die Sicilianer der Anfang einer ruhmvollen Periode. Syrakus erlangte Vebrumung genug, um den Angriffen der Karthager widerstehen zu können. Es wurde sogar eine zahlreiche Armee der besten Kriegsrichten Truppen von den Syrakusanern in den Ebenen Hymera's (heute Thermini) geschlagen und vernichtet. Hier werden die Karthager beständig zurückgetrieben, die Athener und Akribiades vollkommen geschlagen; der Sicilianer Hermokrates unternimmt glänzende Züge nach Athen; der erste Dionysius macht in Italien wichtige Eroberungen: Timoleon und Agathokles erfüllen die Welt mit dem Ruhm ihrer Großthaten; das zweite Jahrhundert, vor der Vernichtung der Römer nach der Niederlage am Trasymenischen See gerührt, schickt ihnen 300,000 Medii Korn und 200,000 Gerste. Um dieselbe Zeit blühen auch die Künste und Wissenschaften; die Sicilianer beschäftigen sich besonders mit Philosophie, Poesie und Medizin. Der Luxus in Sicilien war sprüchlos; die reichen Leute, die sich daselbst Pferde und Wagen, Alles, was die Sinnlichkeit der Menschen jener Zeit hatte erfinden können, war in reichem Ueberfluß auf der Insel vorhanden; der Ruf der Sicilianischen Gastmäler ging über Alles.

Endlich sah sich das durch den Luxus entnervte Sicilien außer Stande, länger der Karthaginischen Macht zu widerstehen. Es rief die Römer zu Hülfe und bekam mit ihnen seine Herren.

Der Fall der Römischen Größe störte die Ruhe Siciliens, das einzige Gut, das die Protektion und die fremde Herrschaft ihm gelassen hatten. Die nordischen Barbaren übertogen und verheerten es ohne Erbarmen.

Durch dieses Mißgeschick und die Bürgerkriege, welche die traurige Folge davon waren, begünstigt, bemächtigten sich die Araber Siciliens zu Anfang des neunten Jahrhunderts unserer Aera.

Unter allen erobernden Völkern sind die Araber diejenigen, gegen welche die Geschichtsschreiber am ungerechtesten waren. Bürdungen brachten die Sarazenen den Sicilianern all das Unglück, was eine Eroberung begleitet; auf der anderen Seite aber kann man nicht leugnen, daß die Araber hier in dem eroberten Lande auch manches Gute gestiftet. Unter ihrer Herrschaft hatte Jeder vollkommene Religionsfreiheit; mehrere Städte erhielten sich sogar ihre Unabhängigkeit, mit der einzigen Verpflichtung, einen Tribut zu zahlen. Der Ackerbau wurde von diesen Fremden besonders unterstützt: die Sicilianer lernten von ihnen sinnreiche Methoden zur Bewässerung des Landes; das ist der Ursprung jener zierlos, einer Art Arbeiter von pyramidalischer Form, die in den Gärten bei Palermo gebraucht werden. Die Kultur der Küchenpflanzen bekam durch sie eine merkwürdige Vervollkommnung. Noch mehr, sie führten in Sicilien das festhaarte aller Gräser ein, das Zuckerrohr; denn es ist ein Irrthum unserer naturhistorischen Wörterbücher, daß das Zuckerrohr erst um das Jahr eher, nach einigen Schriftstellern, gegen das 16te Jahrhundert in Europa eingeführt worden. Der Beweis, daß die Einführung dieses Rohres den Arabern zu verdanken ist, welche Sicilien im 9ten Jahrhundert eroberten, ist erstens die obgenannte Uebereinstimmung, welche dieses Wort, dem ersten Erfinder der Chemie, die Kunst zuerfunnt, das innere Mark des Zuckerrohres zu extrahiren, und zweitens die Thatsache, daß die Normannen, als sie die Sarazenen aus Sicilien vertrieben, im 11ten Jahrhundert, schon Pflanzungen von diesem Rohr vorfanden, was von Diplomen und Handschriften bezeugt wird. Ja, es existirt ein Edikt von dem Grafen Roger, welcher einen Zoll auf diese Waare festsetzt.

Um 970 eroberten die Fatimiden Chalifen, die damaligen Herren Siciliens, Regyptens und schlugen hier ihre Residenz auf. Mehrere Sicilianische Städte benutzten deren Abwesenheit, um sich zu empören, und die Insel soll sich von neuem in eine Menge kleiner Herrschaften zerstückelt. Die Anarchie und der Bürgerkrieg verwüsteten noch diese schönen Gegenden bis an das Ende des 11ten Jahrhunderts, wo die Normannen die Sarazenen vertrieben.

Roger theilte seine Eroberungen in drei Theile. Den ersten gab er der Kirche und bestete Bischöfumer und Abteien; den zweiten gab er seinen Waffengefährten, und den dritten behielt er für sich. Dies war der Ursprung der drei Gewalten, welche bald in den Sicilianischen Parlamenten figurieren sollten, unter den Namen der kirchlichen, der militairischen und der grundherrlichen Macht.

Roger II., der seinem Vater folgte, berief im Jahr 1129 ein allgemeines Parlament nach Salerno, und in dieser Versammlung ward entschieden: 1) daß Roger den Titel eines Königs von Sicilien annehmen, 2) daß Palermo die Hauptstadt seiner Staaten seyn, und 3) daß Campanien, Calabrien, die Abruzzen und die anderen Provinzen des Festlandes, welche heute das Königreich Neapel bilden, auch seiner ihre respektiven Titel als Fürstenthümer, Herzogthümer oder Provinzen behalten sollten. Die Normannischen Könige folgten alle diesem Beispiele und nannten sich Könige von Sicilien, Herzoge von Apulien, Prinzen von Capua u. s. w.

Roger II. hinterließ die Krone der Schwäbischen Könige durch Konstanze, die nachgeborene Tochter Rogers, auf den Sicilischen Thron gekommen war, für der Kaiser Friedrich durch seinen Seercair Petrus von Vineis eine Compilation der Normannischen Gesetze anfertigen, aus der er einen Kodex bildete unter dem Titel Constitutiones.

Die lange Zeit der Anjou's in Sicilien ist durch die beständige Sicilianische Reiser (1282) charakterisirt. Karl von Anjou war der erste Souverain, der seine Residenz in Neapel nahm.

Die Dynastie der Prinzen aus dem Hause Aragonien folgte den Anjou's in Sicilien. Die Aragonesen regierten 126 Jahre lang, und diese Zeit war eine der unglücklichsten für Sicilien. Die Schwäche der Herrscher, der Ehrgeiz der Großen, die Spaltungen, die Parteien, die Einfälle der Afrikaner, das sind die Thatsachen, welche diesen Theil der Sicilischen Geschichte charakterisiren. Während der Verwirrungen, welche das Interregnum der Aragonesischen Könige begleiteten (1409—1411), war es zum ersten Mal, daß Sicilien von Vice-Königen regiert wurde.

Die Dynastie der Aragonesischen Könige endigte mit Ferdinand dem Katholischen und der Verfassung dieser Insel wurde im Jahre 1499 durch den Vicekönig Johann de la Nuza im Namen Ferdinand's des Katholischen in dem zu Palermo den 18. August geschlossenen Parlament feierlich beschworen; dasselbe geschah 1503 durch denselben Johann de la Nuza im Namen des Erzherzogs Philipp von Oesterreich, Ferdinand's des Katholischen Schwiegersohn und Nachfolger, in dem zu Messina den 9. Februar geschlossenen Parlament; ferner 1518 durch den Vicekönig Pignatelli im Namen der Königin Johanna und ihres Sohnes Karl's V. in dem zu Palermo den 11. November geschlossenen Parlament; 1536 durch den Vicekönig Johann de la Nuza im Namen Karl's V. in dem zu Messina den 7. Juni geschlossenen Parlament und 1684 endlich durch Karl II., welcher die Privilegien Palermo's bestätigte.

(Schluß folgt.)

Bibliographie.

La guerra rustica. (Der Bauernkrieg von Trient, oder Mechitde von Nomi.) Historische Erzählung von Agostino Perini. — Trient. Manfredi. — Trauerspiel von Carlo Marenco. — Turin.

Il Venerdì santo. (Der Charfreitag.) Scene aus dem Leben des Lord Byron. Gedicht von Francesco dall' Ongaro. — Padua.

Studii sul secolo d'Augusto. — Studien über das Jahrhundert des Augustus. I. Geschichte und Institutionen. II. Imrieprudenz. III. Wissenschaft, Literatur, Kunst und Philosophie. IV. Sitten und Gebräuche. — Von Tullio Dandolo. (Der Verf. hat bereits früher ähnliche Studien über das Jahrhundert des Perikles geliefert und kündigt vergleichen auch an über das Jahrhundert des Dante, des Cosimus von Medici, Leo's X., Galilei's, des achtzehnten und endlich des neunzehnten Jahrhunderts.) Mailand.

Scienza del foro. — Jeremias Bentham's Lehre von den gerichtlichen Beweisen. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von einem Italiänischen Rechtsgelehrten. Bologna.

Spanien.

Landstraßen und Boden-Kultur in Spanien.

Wenn man die seit dem Jahre 1814 bestehenden finanziellen Verhältnissen der Spanischen Regierung in Betracht sieht, so ist es leicht einzusehen, daß man in keinem Lande Europa's so große Lücke für die Beförderung der Wege gebraucht hat, als dort. Die große Straße, welche Bayonne mit Madrid verbindet, ist seit dem Frieden gänzlich wiederhergestellt. Die beiden Abzweigungen, von welchen die eine nach Santander, die andere von Burgos nach Pallodolid führt, sind in so gutem Zustande, als hätte sie Macadam selbst angelegt. Die Straße von Vitoria nach Bilbao und die Abzweigung von letzterer Stadt aus, die sich mit der großen Madrider Heerstraße vereint, sind eben so gut, obgleich weniger sorgfältig unterhalten. Zwei Communications-Linien, die eine zu Lande, die andere zu Wasser, verbinden Toloſa, Pamplona, Saragossa und Burgos und vervollständigen so die Ebro-Linie. Die neue im Jahre 1833 erbaute Straße von Pamplona nach Madrid hat ungeheure Summen gekostet, und die, welche von Barcelona nach

Madrid führt, ist ganz vor kurzem dem öffentlichen Gebrauch frei gegeben worden. Diese Straßen, und besonders die letztere, welche zwar nicht vollendet, jedoch sehr belebt ist, sind gleich allen Straßen in Catalonien ganz vortrefflich; nur sind diese daselbst weniger zahlreich, weil zu dem Regierungs-System gehört, keine neue mehr anzulegen, um dem Feinde den Zugang des Landes zu erschweren. Im Königreich Valencia ist der Zustand der Landstraßen weniger befriedigend. Diejenigen, welche sich in der Nähe der Provinzial-Hauptstadt befinden, sind zum Theil eingesunken, weil die Landleute die obere Lage von selben ausgeschlossen haben, um sie als Dünger zu gebrauchen. Die Anlegung einer neuen Linie zwischen Valencia und Madrid und einer anderen von Játiva über Alicante und Murcia ist wegen einiger Schwierigkeiten ausgesetzt worden. Die Regierung hat jedoch dem, welcher den besten Entwurf einer Straße längs der Küste vorlegen würde, eine Belohnung zugesagt. Die Straße von Murcia nach Granada ist rauh, uneben und in der Regentzeit für Diligencen und Frachtwagen unfahrbar. Granada, das sich einst unter der Regierung Karl's III. und Karl's IV. in einem so blühenden Zustande befand, aber unter den Nachfolgern dieser Fürsten sehr vernachlässigt wurde, Granada, eine der wichtigsten Provinzen des Königreichs, beginnt nun auch an der fortschreitenden Kultur Theil zu nehmen, und in einigen Jahren werden seine Straßen eben so gut und eben so sorgfältig unterhalten seyn, als in allen anderen Theilen des Landes. Der Linie, welche über Jaen nach Madrid führt, fehlt es aber noch an posadas (Wirthshäusern), und Reisende werden erst noch lange obdig seyn, ehe man solche in einem sehr reisen kann. Der Ingenieur, der diese Straße angelegt hat und dem Spanien gleichwenig die Straße von Pollabolid nach Burgos, eine der schönsten in Europa, verdankt, ist jetzt bei dem Castilianischen Raubbau angestellt. Malaga hat zwei Straßen: die eine und schönere geht über Antiquera und führt in direkter Verbindung mit Murcia; die andere führt über Colmenar nach Granada; jedoch braucht Malaga noch einer dritten, um einen regelmäßigen Verkehr mit Cadiz, Sevilla, Murcia, Catalonien und der ganzen Küste unterhalten zu können, mit denen es jetzt nur durch Binnenwege in Communication steht. Nach Gibraltar oder la Plaza, wie es der Spanier nennt, führt ebenfalls keine Verbindungs-Straße; dies entspringt aber aus der großen Eifersucht, welche die Spanier darauf haben, daß diese Festung in den Händen der Engländer sich befindet. Die Straßen Andalusiens sind in keinem guten Zustande und die in Alt-Castilien unvollendet. Hingegen sind die Straßen in Galizien und Asturien so gut, als man nur wünschen kann. Alle Arbeiten dieser Art sind übrigens jetzt, nach vorgängiger Bekanntmachung in den Zeitungen, Unternehmern überlassen worden.

Kein Land bietet so viel Verschiedenheit in seinem Anblick und seinen Produkten dar, als Spanien; in einigen Provinzen findet man die überschwänglichste Fülle des Reichthums und einen fruchtbaren Boden, der alle Erzeugnisse der Erde ohne Kultur hervorbringt; in anderen dagegen ein dürres, trockenes Erdreich, in welchem die Produkte nur vermittelst großer Sorgfalt und Arbeit gedeihen. Was giebt es Schöneres, als den Landstrich zwischen Bilbao-Vitoria, Bilbao und Origen? Man trifft hier, obschon in einer weniger gesegneten Gegend, dieselben reichen Saaten und Pflanzen, dieselben Gruppen schöner Bäume: Ulmen, Steinaichen, edle und wilde Kastanienbäume, letztere mit ihren schönen Blüthen, Eichen, Pomeranzenbäume, Citronenbäume, Oelbäumen voll mit Aepfel- und Birnbäumen zeigen sich von allen Seiten. Bezieht man sich aber in die südlichen Provinzen, so findet man Alles durch die verzehrenden Sonnenstrahlen verbrannt und verdorrt, die innersten Kräfte der Natur scheinen angegriffen, Alles verschmachtet, und die für das Leben nothwendigsten, mit dem Schweiße des Landmanns benetzten Produkte scheinen nur mit Widerstreben zu wachsen. Von dieser Art ist die Gegend von Sevilla, wo außer den Gärten um den Guadalquivir, der Anblick einförmig, leer, einsamen Anblick gewähren. Von derselben Beschaffenheit ist auch das rechte Ufer des Guadalquivir; hier trägt aber nicht die Sonnenhitze oder der Erdboden die Schuld, sondern die Angriffe von Banditen sind es, die oft die Einwohner zwingen, ihre Wohnungen zu verlassen, aber auch wo diese Räuber nicht hingelangen, sind in dieser Gegend, wo nur diesen beiden Ursachen ist es zuzuschreiben, wenn der reiche und fruchtbare Landstrich im Herzen der Sierra fast verödet ist.

In der Ebene von Malaga kann man Tabak, und diese Pflanze wächst beinahe in so vorzüglicher Güte, daß man sie den besten Erzeugnissen der Havanne vorziehen. Die Ebenen der Mancha und der Distrikte von Alicante scheinen mit einem Zauber belegt zu seyn; in diesen seinigen Gegenden jedoch, wo man Wasser hat erlangen können, werden die künstlichen Wiesen jedes drei zwölfmal jährlich gemäht. Die grottenreichen Thäler der Sierra-Nevar sind mit Weinbergen bedeckt, und die Mandeln-, Oliven-, Pomeranzen- und Citronenbäume wachsen natürlich überall, wo man nur wässern kann. In der Gegend um Motril, bei Granada, hat der Feldbau sich mit einem neuen Produkt bereichert, nämlich Reis von Portorico, der unter dem Namen Arroz-Sirano bekannt ist, weil er, gleich dem Getraide, auf trockenem Boden wächst. Man hat auch mit mehreren Arten Reis von den Philippinen Versuche angestellt, jedoch ist das Gegebnis noch nicht bekannt. Der Kaffee, den man gleichermeise einheimisch zu machen gesucht hat, ist nicht gut forts gekommen; auch hätte dieses Produkt nie die Konkurrenz des Kaffees der Tropenländer aushalten können. Die Baumwolle dieser Provinz ist von vorterefflicher Qualität, obwohl die Neuheit wegen der schlechten Herdschwinde oft schlecht ausfällt. In der Vega oder Ebene von Motril hat der Anbau des Zuckerrohrs mehrere Zuckere und Rum-Fabriken ins Leben gerufen, in denen die Englischen Maschinen an die Stelle des unbeholfenen und kostspieligen Apparats, dessen man sich seit Jahrhunderten in Spanien bediente, eingeführt worden sind, und vermöge dieser glücklichen Neuerung steht die Qualität des Rums in nichts der des Westindischen nach.

Die Batata oder süße Kartoffel wird um Malaga im Großen angebaut. Sie ist überreif ein Lieblingsessen Neapels, und wird in allen Theilen des Königreichs sehr geschätzt; man röstet und ißt sie zum Nachtisch. Auch die Kultur der Cochenille bildet einen Theil des Landbaues in der Provinz Malaga. Das Insekt kommt daselbst sehr gut fort, und die Qualität giebt den Amerikanischen Cochenillen nichts nach. Ein sehr großes Hinderniß für das Gedeihen dieses Gewerbzweiges ist jedoch der hohe Preis der ins Land eingeführten Karren und die Taxe, welche von der Grundlichkeit auf die Erzeugnisse erhoben wird. Dieses ist ein ernsthafter Uebelstand, den die Spanische Regierung sehr bald abhilfe treffen muß, wenn sie dem Lande eine so wichtige Quelle des Reichthums erhalten will.

Wenn man jetzt das Königreich Valencia besucht, so kann man sich bald davon überzeugen, was die Industrie des Menschen im Verein mit seiner Ausdauer vermag. Diese Provinz ist nämlich von Natur nicht fruchtbar, vielmehr das Klima so brennend heiß wie in der Vega von Granada, und gleichwohl gehört Valencia, vermöge ihrer Bewässerungen und gehörigen Thätigkeit, zu den reichsten Provinzen, welche die meisten Erzeugnisse hervorbringen. Reis, Getraide, Maulbeeren, Seidenwürmer, Oliven, Cochenille, Zuckerrohr, kurz die verschiedenartigsten Produkte beider Hemisphären wachsen dort im Ueberfluß; das Valencianische Oel ist das beschwerste in ganz Spanien. Der östliche Theil dieser Provinz ist flach und bildet eine unermeßliche Ebene, die von einer Seite durch das Meer, auf der anderen durch hohe Berge begränzt wird und überall mit einem reichen Teppich von Grün bedeckt ist. Valencia besitzt eine Central-Schule, die escuela pia, in welcher dreitausend Knaben beiderlei Geschlechts unentgeltlichen Unterricht erhalten; diejenigen Kinder, welche ihre Dressen bezahlen können, haben bessere Wohnungen, und ihre Erziehung läßt nichts zu wünschen übrig.

Dies ist der physische Zustand Spaniens. Wo ist aber die Hand, welche thierischende Gewalt, wo der Kopf, der thierischende Fähigkeit besitzt, um alle diese Reichthümer anzuwenden, um den Hag, der die Felder umgiebt, zu unterreißen und die Kräfte und Hilfsquellen, die jetzt in dem Mägerkriege nur zum eigenen Nachtheil verschwendet werden, für das allemeine Zeit allgemeinen Nutzens zu verteilen?

(Br. Trav.)

Bibliographie.

Asinineria. — Von Don Evaristo San Miguel. (Der Verf. erläutert in dieser Schrift das Wesen der Aristokratie, die, seiner Ansicht zufolge, in Spanien nur aus Esel bestehen kann. Er jedoch im Volke seine Leistung mehr hab.) Madrid, 1837.

Los amantes de Teruel. — Original-Drama in 5 Akten (en prosa y verso). Von Don Juan Eugenio Hartzenbuch. Madrid, 1837

Mannigfaltiges.

— Anakreon, Thorwaldsen und Ricci. Der große Bildner Thorwaldsen hat eine lang gehegte Idee ausgeführt, indem er nach Rom Lieben des Anakreon und nach den Anakreontischen Fragmenten der Griechischen Anthologie eine Reihefolge von Basreliefs zum Theil entworfen und zum Theil bereits vollendet hat, die sowohl ihrer Idee, als ihrer Ausführung nach, klassisch genannt werden können. Thorwaldsen hat es gewagt, die anmuthigsten Gedichte der Griechen in Marmor zu übersetzen, und der stumme Marmor spricht jetzt noch mehr, noch klager meinen an, als das schallbahr naive Gedicht. Ein neuerer Dichter, Herr Ricci, hat nun wiederum den Marmor in weicht Italiänische Verse übersetzt, und so ist ein Werk entstanden, das zu den interessantesten Erscheinungen der neuesten Italiänischen Literatur gehört. In Rom, bei Giacomo Antonelli, erschienen nämlich in 31 Abbildungen in Fol. die Basreliefs von Thorwaldsen, begleitet von den erklärenden Gedichten Ricci's.*) Was Anakreon oft nur angedeutet, oder was aus einem auf uns gekommenen Fragmente sich nur noch errathen läßt, das hat Thorwaldsen mit gewohnter Meisterhand in volles Dasein gerufen, und das hat dann wieder der Italiäner Ricci in Verse übersetzt. Thorwaldsen steht also hier zwischen zwei Dichtern mitteninne, und beide haben zur Verherrlichung der schönen plastischen Kunst beigetragen. Um einen ungefähren Begriff vom Ganzen zu geben, nennen wir hier die Thymata, die Thorwaldsen in seinen 31 Basreliefs bearbeitet und die Ricci besungen hat. Es sind 1) Eratv und Amor; 2) Anakreon und Amor; 3) Zeus, der dem Amor Gesetze giebt; 4) Amors Pfeile; 5) Amor, den Felsen entflammend; 6) Amor, der aus dem Pfeilfertiene Funken schlägt; 7) die Macht der Pfeile Amors; 8) ein Satyr, der einem kleinen Satyr (auitretto) Lehren giebt; 9) Amor, den Amor jährmend; 10) Amor jährmt einen Thron; 11) Amor, einen Delphin bezwingend; 12) Amor, den Cerberus bewältigend; 13) Amor verjagt das die Rose Königin der Blumen sey; 14) Amor macht sich ein Halsband aus Muschelin; 15) Amor und Psyche; 16) Amor am Lebensladen spinnend; 17) das Netz der Amoretten; 18) Bacchus reicht Amor den Becher; 19) Amor bessert sein Schifflein aus; 20) Amor liebkost den treuen Hund; 21) Amor, das Stichblatt der Bienen; 22) Amor, gefesselt von den Grazien; 23) Amor, Netze flechtend; 24) die Bahn des menschlichen Lebens; 25) Amor und Ganymed; 26) Hylas und die Nymphen; 27) Dejanire und Nessus; 28) Aurora; 29) die Nacht; 30) der Genius der Poesie, und 31) Nemesis.

*) Das Werk führt den Titel: Anacreonte novissimo del Commendatore Alberto Thorwaldsen, in XXXI bassirilievi successivamente tradotti dal cavaliere Angelo Maria Ricci.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 24), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 120. Berlin, Freitag den 6. Oktober 1837.

Nord-Amerika.

Die farbige Bevölkerung Louisiana's.

Unter den Farbigen, welche den größten Theil der Bevölkerung von Louisiana ausmachen, werden sechs verschiedene Abstufungen des Blutes unterschieden und mit besonderen Namen benannt. Die Klassen sind in aufsteigender Ordnung folgende: 1) echte Schwarze oder Neger, zum kleineren Theil durch den Sklavenhandel eingeführt, zum größeren im Lande selbst von schwarzen Vätern und Müttern erzeugt; 2) Griffon's, von Mulatten mit Negerinnen; 3) Mulatten, von Negerinnen mit Weißen; 4) Quarteronen's, von Mulattinnen mit Weißen; 5) Metissen, von Quarteronnen mit Weißen; 6) Tierceron's, von Mestizinnen mit Weißen; diese Letzteren stehen an der Spitze der Stufenleiter, den Weißen zunächst. Hat sich solchergestalt in sechs fortgehenden Zeugungen das schwarze Blut mit weißem gemengt, die sechstache Transfusion und Taufe mit reinem Europäischen Element stattfanden, so ist in der siebenten Generation der Makel des Ursprungs physisch ausgelöscht, die Gesichtsfarbe geklärt, der Afrikanische Typus in der Verschmelzung mit dem Europäischen völlig untergegangen und alle Merkmale, bis auf die kleinste Nüance, welche an die Abkunft der Negerrace erinnern könnten, für das Auge verschwunden: für das Auge, nicht für den fortwirken Instinkt und das unbarmherzige Vorurtheil der Gesellschaft. Es giebt kein Vorurtheil ist hartnäckiger als die Natur; was sie in einer langen Reihe von Geschlechtsfolgen und Jahren mühsam und allmälig zu Stande bringt, die Ausgleichung des Gegensatzes, die Assimilation zweier Varietäten des Menschengeschlechts, weigert er sich, anzuerkennen. In wessen Adern ein Tropfen Negerblut war, er sank in Sklavenbande, Lebzgtasche Verdammung, stieß, der ist ausgeschlossen von der stolzen Familie der vollblütigen Weißen, zurückgestoßen von ihrer Gemeinschaft und höchstens gewährt in ihren Kreisen, nie als ein Gleicher eingebürgert. Es ist, als trüge er ein Mahrzeichen an der Stirn, ein unauslöschliches Brandmal, das die Neuen nicht durchschauen. Es giebt keine Worte, die Stärke und Unverschämtheit des Abscheus zu schildern, welchen der Kreole in Louisiana gegen Farbige und vollends gegen Schwarze empfindet. Die Letzteren namentlich haben in seinen Augen kaum Menschenrecht darauf, Menschen zu heißen; sie sind ihm verdächtige, wiederwärtige Halbwesen, die er höchstens dulden als Hunde gelten läßt. Gleichwohl — wie inkonsequent! — verstehen sich durchgängig Negerinnen bei den Kindern der Weißen Ammenstelle. Eine Kreolen-Mutter legt ihr Kind einem Geschöpfe an die Brust, welches mit den Händen anzurühren ihr ekelt. In der Milch der Unreinen saugt sich die Brut der Reinen groß und stark, sie wächst heran, wird Polz auf ihr weißes Gesicht und sieht mit gemüthsloser Verachtung auf die armen schwarzen Sklavinnen herab, als wenn die Amme, die den Säugling aus ihrem Blute nährt, nicht gleich einer zweiten Mutter wäre.

Die Masse der Negersklaven in den Vereinigten Staaten reproduzirt sich aus sich selbst. Selber verwehrte es der Sklavenhandel durch jährliche Zufuhr um ein Bedeutendes, führte aber zu einer bedenklichen Spannung zwischen den südlichen Staaten, deren Existenz auf das Sklavenwesen gegründet ist, und die es daher in der Union aufzubreiten suchten, und den nördlichen, die aus christlicher Gesinnung und folgerechter republikanischer Logik die „Abolition" verlangten. Durch gegenseitige Zugeständnisse indeß begegneten beide Parteien einander auf halbem Wege und einigten sich in dem Verbote des Sklavenhandels, das zwar als Staatsgesetz gegen offene Uebertretung mit aller Strenge geltend gemacht, nichtsdestoweniger aber in den südlichen Staaten häufig umgangen wird. Unbezweifelt wäre es in seinem Falle die rascheste Abolitionistischen beabsichtigte und gehoffte Wirkung erreicht haben, nämlich dem Sklavenwesen die Nahrung abzuschneiden und es durch Abtödtung in sich selbst zu ersticken. Die Negerrace, ihrem eigenen Fortpflanzungstriebe überlassen, hat sich unter der schonenderen Behandlung, die jetzt den Sklavenbesitzern durch ihr eigenes Interesse geboten war, bei erleichterter Arbeit, gesünderer Kost und Pflege, bei angewiesener oder gestatteter Gelegenheit zu kleinem eigenem Erwerb, überhaupt bei größerem Wohlsein, als sie je zuvor genossen, in raschen Progressionen vermehrt, und es fehlt nirgends zu Haben zur Sklavenarbeit. Aller Zeitdem wird im Süden durch Schwarze verrichtet, namentlich warten sie die großen Baumwollen- und Zuckerrohr-Pflanzungen, die allesammt und unfehlbar zu Grunde gehen würden, wenn sie durch Arbeit von Weißen oder Freien unterhalten werden sollten. Nur das sonnenverbrachtlose Afrikanische Geschlecht mit seinen Muskeln und Sehnen, hart, spröde und gediegen wie Metallguß, vermag diesem sonnenverbrachtlosen Erdreich seine Frucht abzuringen, und nur der Sklave, den das Gebot des Herrn zwingt, unterzieht sich der täglichen sauren Arbeit im obdachlosen Feld bei tropischer Sommerhitze.

In der Stadt Neu-Orleans werden Negersklaven auch zu allen häuslichen Diensten und Verrichtungen, zu mechanischen Arbeiten und Handwerken verwendet. Der Sklave gehört dem Herrn wie eine Sache, wie ein Hausthier, wie Hund oder Pferd, mit seinem Leibe und seiner Arbeit; er wird gekauft, verkauft, verpfändet, vermiethet wie ein Grädt oder ein Kaffeeh. Doch ist der Besitzer nicht unumschränkter Herr über der Sklaven Tod und Leben; er darf ihn zwar körperlich züchtigen, aber nicht umbringen — wiuestens muß er im letzteren Falle Rechenschaft über die Gründe und Vorfälle obiegen, welche ihn zu diesem Aeußersten genöthigt haben. Sogar die Züchtigung soll sich nach gesetzlicher Vorschrift höchstens auf 25 Peitschenhiebe erstrecken; aber es kontrolirt sie freilich Niemand, und der Klecken des Negers bewahrt die Spur der überzähligen nicht. Will der Herr die Strafe an seinem Sklaven nicht selbst vollstrecken, so läßt er ihn ins öffentliche Stockhaus bringen. Hier wird der Schuldige entweder nach einer gebräuchlichen Taxe dafür entlassen, was man schleichweg la taille nennt, oder er wird ungefähret, aber endlich — die empfindlichste Strafe, die den Schwarzen in seiner Eigenliebe schmerzlichst trifft, als die Peitsche in seinem Fleische — er wird in Hand- und Fußschellen gelegt (mettre aux ceps ist der Ausdruck) und muß eine schwere eiserne Kugel an einer Kette hinter sich her schleppen.

Der Preis eines Negersklaven oder einer Sklavin variirt von 600 bis zu 1000 Piaster (850 bis 1400 Thlr.), je nach Alter, Stärke, Kunstfertigkeit, Gemüthsart und anderen Eigenschaften. Ein Sklavenverkauf wird in den Zeitungen in oben der Form ausgezeigt, wie wenn es sich um andere Waaren handelte, und der Verkäufer ist verschuldet, seines ihrer körperlichen Gebrechen und überhaupt keinen Fehler zu ihnen zu verhehlen. Eine Negerin, die bloße Hausmagddienste verrichtet, wird um 20 bis 30 Piaster wenatlich, die Bekleidung mit eingerechnet, vermiethet; ein Neger, der ein bestimmtes Handwerk oder Handgewerbe versteht, um 2 oder 3 Piaster auf den Tag. Sei den Kunsteuten, die Waaren zu transportiren haben, versehen gedungene Schwarze häufig den Dienst von draymen, d. i. Zuhrknechten, und bringen durch diese Beschäftigung, die gar keine Kunstfertigkeit erfordert, ihren Eigenthümern täglich etliche Dollars ein. Nur solche Geschäfte, zu denen Kenntniß des Lesens und Schreibens gehört, werden die von Negern verrichtet, weil sie beides nicht lernen dürfen. Was solle auch daraus werden, wenn die Schwarzen z. B. gleich den ersten Artikel der zu Philadelphia abgefaßten Constitution der Vereinigten Staaten lesen könnten, welcher lautet: „Alle Menschen sind von Geburt gleich frei und unabhängig"? Es bestehe daher ein weitliches Gerücht, daß Niemand einen Sklaven lesen lehren darf. Wird ein Neger freigelassen, so hat er nichts Eiligeres zu thun, als in die Lehrschule zu laufen und die verpönte Wehrheit zu erlernen; er kann es nicht erwarten, durch diese Beschäftigung seine neuverwonnene Freiheit zu manifestiren, gleichsam seine Fahne auf dem Boden des Sklavenlandes aufzupflanzen. Nur leider pflegt dieser Eifer sehr bald zu erkalten, die natürliche Trägheit des Negers gewinnt die Oberhand, der nach der Frucht vom Baume der Erkenntniß ausgestreckte Arm sinkt träge zurück, und die Weißen dringen es nicht über das A-B-C. Ich sah zu Neu-Orleans einen Freigelassenen, der vor aller Welt mit seiner Freiheit groß thun wollte, vor der Thür seines Häuschens spien und sich ganz vertieft in ein Zeitungsblatt stellten; der dumme Tenfel hielt das Blatt verkehrt, und alle Vorübergehende lachten; er aber merkte nichts, so ganz nahm ihn die Reelle, die er spielte, in Anspruch.

Im Sommer darf sich nach neun, im Winter nach acht Uhr Abends zu Neu-Orleans kein Neger mehr auf der Straße sehen lassen. Damit sie die Mahnung der Zeit nicht überhören, wird jeden Abend zur erwähnten Stunde ein Kanonenschuß gelöst; wer sich später noch betreten läßt, den arretirt die Polizei und führt ihn ins Stockhaus. In Wirthshäusern und Schenken dürfen Schwarze nicht mit Weißen zusammen essen und trinken. Der Schwarze muß, wenn ihm ein Weißer auf der Straße entgegenkommt, vom Trottoir weichen und hinüber auf den Fahrweg gehen. Wenn ein Fremder, mit diesem Gebrauche unbekannt, in der Mitte der Straße geht — dies geschieht jedoch bei dem ganz abscheulichen, kothigen Pflaster selten — so stehen ihn die Kreolen verwundert und bald beschämtich an.

Es giebt unter den Negersklaven keine Familie, kein durch Religion und bürgerliche Rechtsakt sanktionirtes Verhältniß zwischen Mann und Weib, Aeltern und Kindern. Ihre Ehe und Kinderschaft ist lediglich eine natürliche und wird durch keinen Akt gesetzlich konstatirt. Daher führen sie auch keinen Familien- und Stammnamen, sie heißen

Digitized by Google

Pierre, Jean, Christophe schrieb: Auf dem platten Lande führt man weder Geburts- noch Sterbelisten über die schwarze Bevölkerung, in einigen Städten jedoch nimmt man sich die Mühe, in alter Kürze, unter dieser Aufschrift den Namen, Register darüber zu halten. Väter und Mütter hinterlassen kein Andenken, außer in der Erinnerung und Liebe ihrer Kinder, und auch da erlischt es schnell: die Gedankenlosigkeit nimmt es mit hinweg. So existiren und vergehen sie spurlos, Geschlecht auf Geschlecht, wie die Thiere des Feldes. Ihre Ceremonie, ohne Gebet und Weihe werden sie eingescharrt; nach wenigen Tagen weiß man die Stätte nicht mehr, wo sie liegen. — Eine wahre Ehe gestattet der Weiße seinen Sklaven und Sklavinnen gar nicht zu, bis eine Paarung, der Kinder wegen, welche sie will unternehmen bietet und jeden Augenblick getrennt werden kann, je nachdem es Leuten gefüllet oder nachdem der Herr gebietet. Oft sieht es der Sklavenbesitzer gern und thut allen Vorschub dazu, daß die Weiber der Neger von einem Manne zum andern gehen; das bestimmt ihre Fruchtbarkeit und vermehrt seinen Sklavenstand. Darum wird auch die Fruchtbarkeit der Negerinnen doch veranschlagt; sie macht einen wesentlichen Theil des Ertrages aus, auf welchen der Sklavenbesitzer von seiner Heerde rechnet. So werden Kälber und Füllen schmeißung unter ihren bestehert und begünstigt, und doch sind weder, freiwillige Ehen unter Schwagern nicht selten. Verbindungen, die mit gleicher Anhänglichkeit und Treue von Seiten des Mannes wie des Weibes das ganze Leben hindurch dauern. Beim Verkauf von Sklaven wird der Besitzer, wenn er nur einigermaßen wirthschaftlich fühlt, und wenn sein Vortheil nicht gar zu sehr darunter leidet, es immer so einzurichten suchen, daß Vater, Mutter und Kinder beisammen bleiben; doch findet sich freilich nicht jedesmal ein Käufer bereitwillig, die ganze Familie zu erstehen. Dann werden Mann und Weib, Mutter und Kinder erbarmungslos von einander getrennen und müssen verschiedenen Herren folgen; sie sehen einander im Leben nicht mehr wieder.

Es ist sehr schön, daß in den Kanarischen Pflanzen im Ganzen zum Lobe nachsagen, daß so schnöden Mißbrauch der Herrenrechte über schutz- und wehrlose Sklaven bei ihnen selten verübt wird. Der Charakter des Kreolen wird zwar vielfach verleumdet, doch ist er im Grunde edelmüthig und verabscheut die niederträchtige Grausamkeit der Sklavenpeitsche. Man erblickt nicht oft in der Hyäne in den einzelnen Persönlichen, die eben nur als Unthaten Aufmerksamkeit erregen. Von ungewöhnlichen Mißhandlungen verbreiten die Zeitungen Kunde; gewöhnlich aber und fast durchgängig findet der Neger bei seinem weißen Herrschaft mehr Güte, Milde und Nachsicht, als er verdient und vergilt. Ein Beispiel ist noch aus jüngster Zeit erinnerlich, wo die Entrüstung der weißen Bevölkerung zu Neu-Orleans gegen eine angesehene Frau, die ihre Sklaven mit aufgeschnitten, schier wahnwitzige Grausamkeit marterte, in einen Tumult ausbrach; und diese Frist soll nicht einzeln da, sondern zugt mit vielen Ähnlichen von einer mitleidigen und menschlichen öffentlichen Gesinnung, die, wirksamer als das Gesetz, den Neger vor zu weit getriebener Unbarmherzigkeit schützt. (Fortsetzung folgt.)

Italien.

Sicilien in älterer und neuerer Zeit.

(Schluß.)

Nach der Regierung der Oesterreichischen Fürsten folgte die der Spanischen Bourbonen. Der Infant Don Carlos, zum König der beiden Sicilien als Karl VII. gekrönt, bekannter aber unter dem Namen Karl III. von Spanien, hielt seinen feierlichen Einzug zu Palermo im Monmonat 1735 und berief daselbst den 30. Mai in die Landstraße die drei Stände des Parlaments. Nachdem er sich Platz gegeben, stieg er auf einen von Gold und Edelsteinen funkelnden Thron, und hier schwur er mit lauter, fester Stimme, die rechte Hand auf das Evangelium gelegt, das ein Geistlicher vor ihm offen hielt, die Verfassung, Rechte und Privilegien Siciliens im Allgemeinen und seiner Städte insbesondere zu beobachten.

Als Karl nach dem Tode seines Bruders Ferdinand VI. König von Spanien geworden, leistete er auf das Königreich der beiden Sicilien Verzicht zu Gunsten seines Sohnes, der damals noch Kind war.

Wie kommen zu den großen Ereignissen der neueren Zeit. Der Hof von Neapel wußte 1798 vor einer gerüsten und tegreichen Französischen Armee Fersen und suchte ein Asyl in Sicilien. Die Sicilianer empfingen die edlen Flüchtlinge, Ferdinand, Maria Karolina und die Neapolitanischen Herren mit den aufrichtigsten Zeichen der Freude. Der Adel sah in diesem Ereignis eine Gelegenheit, seinen alten Glanz wieder zu erringen; das Volk, das immer das Neue liebt, immer leichtgläubig und schnell zu verblenden ist, hielt die Gegenwart des Königs für ein sicheres Pfand des Glücks, des Reichthums und der Ruhe. Alle Klassen wetteiferten, sich die schwersten Opfer aufzulegen: die Städte gaben Geld und die Landschaften Soldaten. Der König beschwor die Erhaltung der Privilegien und der Verfassung von Sicilien in dem Parlament von 1802. Dieselbe Hingebung, derselbe Enthusiasmus zeigte sich auch 1805, als der König von Neapel, nach einer Reihe gelungener und mißlungener Versuche, eine Zuflucht suchte in den Armen der Sicilianer, begleitet und beschützt von einer Englischen Armee. Erst 1815 verließ Ferdinand diese Insel, um seine Besitzungen jenseits der Meerenge wieder anzutreten. Während seines Aufenthaltes hatte er noch zweimal die Erhaltung der Sicilischen Privilegien beschworen, in den Parlamenten nämlich von 1813 und 1815.

So lange die Besetzung des Königreichs Neapel durch die Französischen Heere dauerte, hatte England, dem viel an der Erhaltung Siciliens gelegen war, eine Armee von 30,000 Mann daselbst stehen und übte einen großen Einfluß. Seine Flotten kamen regelmäßig dahin, um sich zu verproviantiren, und brachten eine große Menge Geld in Umlauf. Eine beträchtliche Kern, die heute nur 9 Franes wert ist, stand damals auf 36 bis 45 Franes. England ließ jährlich seinem General-Commissair in Sicilien eine Summe von 5 Millionen Pfd. Sterling zukommen, wozu man noch alles Übrige rechnen muß, was die Land- und Seeoffiziere von ihrem eigenen Vermögen zurücksetzen. Das Jahr Gelt war nun diese Zeit in solchem Ueberfluß, daß die Kupfermünzen beinahe unnütz geworden waren: das Spanische Gold zirkulirte allein auf den Messen und Thiermärkten.

Aber während so ein Goldfluß Siciliens Gestade überschwemmte, ohne sie zu befruchten, bot die moralische und politische Lage des Landes ein erbärmliches Schauspiel. Die Königin Karolina, die in der Regierschaft die Königin Maria Karoline, von der man so viel gesprochen und die man noch so wenig kennt, verabscheute den Englischen Einfluß. Sie wollte, der König sollte Herr bei sich seyn, und da sie ihn für anhänglig kannte, selbst zu regieren, so wußte sie sich die höchste Gewalt zu verschaffen, sowie sie sie in einer Haussorgerschaft gemacht hatte, wenn sie in niedrigen Verhältnissen gelebt. Sir William Bentinck, Befehlshaber der Englischen Truppen, immer geneigt, den Interessen Alt-England Alles zu opfern, wollte sich in Sicilien um jeden Preis behaupten, und beklummerte sich nur wenig um die Bedürfnisse und Wünsche des Neapolitanischen Hofes. Seine Politik war ganz unverkleidet, ganz positiv und Englisch. Die dritte Partei bildeten die Neapolitanischen Emigranten in Sicilien und die vierte die Sicilianischen Herren selbst. Die beiden Nationen, die Sicilische und Neapolitanische, waren durch einen alt eingewurzelten Haß getrennt. Die beiden Völker waren zwei verschiedenen Zeitaltern gelegt: sie hatten gleichen Unglauben darauf, den Hof jedes in seinem Gebiet zu drücken und einen gewissen politischen Einfluß auf ihn auszuüben. Der Neapolitanische Adel und der Sicilische standen in fortwährender Konkurrenz um die Stellen und Würden. Die Neapolitaner bekämpften, Sicilien sey nur eine Provinz des Königreichs: zwei Zivil, sagten sie, die getrennt seyn müssen, die verschieden Mittelmeers, wird immer ein Gegenstand eifersüchtiger Begierde für die fremden Nationen bleiben; die Ruhe Europa's und Italiens Heil verlangen, daß dieses Land, das sich nicht durch sich selbst vertheidigen könnt, ein für allemal mit dem Königreich Neapel vereinigt bleibe. Die Sicilianer dagegen behaupteten, die Insel müsse ein unabhängiges Königreich bleiben, wie dies seit 800 Jahren gewesen. Es kann ja, sagten sie, kein Personal-Ereignis bewahren und doch unter demselben Scepter stehen. Wer möchte zweifeln, daß das frei Sicilien, wenn die Umstände es erforderten, weit mehr ihnen nützen die die Erhaltung seiner Rechte und Freiheit, als das unterjochte und gedemüthigte?

Der König und das eigentliche Hof-Gut standen fern von allen diesen Parteien; diese beiden äußersten Enden berührten einander, sie gaben sich gemeinschaftlich den nichtigsten Verstreuungen hin, sie streuten und verbissen sich zusammen.

Im Jahre 1810 war es, wo der Sturm, der schon seit lange der drohte, nun durch einen Donnerschlag endlich ausbrach. Die Neapolitanischen Minister, welche dem König nach Sicilien gefolgt waren, drangen einen Staatsstreich, der die alte Ordnerung der beiden Völker in einen unwesentlichen Haß verwandelte: sie boten die alte Sicilische Constitution auf; um aber diesen Akt gehörigen zu Ehren, ist es nöthig, zu wissen, was es mit dieser Verfassung für eine Bewandnis hatte.

Die Normanne Roger hatte, wie bereits oben angeführt wurde, aus seiner Eroberung drei Theile gemacht, von denen der erste dem Clerus, der zweite seinen Heerführern und der dritte dem Volk zufiel. Sicilien Zustand in dieser Zeit innerlich und äußerer Kriege erforderte die Erhaltung eines siehenden Heeres, und auch die innere Verwaltung des Landes machte gewisse Ausgaben nothwendig, die die Krone allein nicht bestreiten konnte. Man mußte Steuern auflegen, und es wurde beschlossen, daß die Subsidien, welche die Regierung brauche, von der Nation freiwillig bestimmt werden sollten nach den Berathschlagungen der Ausgenblicks. Seit damals rief der König die drei Stände des Staates zusammen, so oft er in den Fall war, eine neue Subsidie von ihnen zu verlangen. Dagegen benutzten die Deputirten diese Gelegenheit, den Herrscher mit den Bedürfnissen der Nation bekannt zu machen und sich so für die bewilligten Summen durch neue Rechte zu entschädigen. Dieser Zustand der Dinge ward von allen Königen, die einander auf dem Throne Siciliens folgten, geachtet; doch war es nöthig, ihn ein für allemal zu ordnen, und dies that Karl V. Von dieser Zeit an denden die Mitglieder der kirchlichen Gewalt aus den drei Bischöfen und Aebten, welche von dem Herrn durch Königliche Diplome das Recht bekommen hatten, an dem Stand Theil zu nehmen. Die Mitglieder der militärischen oder der Herrengewalt waren erblich, und die Deputirten der der grundherrlichen Gewalt endlich wurden von dem Municipalrath der Städte, der Herrenländer und der Flecken erwählt, die durch eine besondere Bestimmung der Krone zu dem Genuß derselben Privilegiume berufen waren.

Die drei Stände, unter dem Namen Parlament in eine Versammlung vereinigt, wußten alle drei Jahre berufen und 24 Stunden nach ihrem Zusammentreten sofort aufgelöst werden. In sehr dringenden Umständen jedoch konnte der Souverain das Parlament zu einer außerordentlichen Versammlung berufen.

In dem kurzen Zeitraum dieser Versammlung hatten die drei Gewalten über die von der Regierung geforderten Subsidien zu berathen und die für nothwendig erachtete Summe zu votiren. War dies geschehen, so überreichten sie dem König eine Liste von „Gnaden" oder „Bitten", jeder in dem Interesse seines Standes, wovon nun der Souverain eine größere oder geringere Zahl bewilligte, je nachdem er mehr oder minder mit der Summe zufrieden war, welche das Parlament ihm bestimmt hatte.

Dies war die alte Sicilianische Verfassung. Das Parlament von 1810 hatte sich nur wenig geneigt gezeigt, die ungeheuren Pläne des Neapolitanischen Hofes, welcher damals einen Einfall in Kalabrien

Digitized by Google

brabsüchtigte, zu begünstigen. Die Summe, die es votirte, erschien ungeheuer. Die Krone suchte sich für diese Sparsamkeit, indem sie die Verfassung aufhob. Die Güter der Gemeinden wurden für den Schatz veräußert, und man bischloß, daß jede Zahlung in öffentlichen Papieren einer Auflage von ein Prozent unterworfen werden soll.

Die Sicilianische Nation ward entrüstet, die Barone liefen energische Beschwerden führen, der Hof aber, weit entfernt, dieser Manifestation der öffentlichen Meinung nachzugeben, ward über diese Kühnheit erzürnt. Drei Sicilianische Herren, die Fürsten von Belmonte, Castelnuovo und Villafranca, die es gewagt hatten, eine Protestation gegen die Akten der Regierung zu unterzeichnen, und zwei andere aufgeklärte Mitglieder desselben Standes, der Fürst von Jaci und der Herzog von Anjou, wurden während der Nacht aufgefangen und auf die Inseln Favignana und Pantellaria deportirt. Hier ward man sie in die für Uebeldäter eingerichteten Gefängnisse. Dieses geschah im Jahre 1811.

So war der Bruch zwischen dem Neapolitanischen Hof und dem Sicilianischen Volk vollendet. Bentink, seiner Absicht gewiß, wußte auch diesen Umstand zu Englands Vortheil zu wenden. Er brach offen mit der Königin und ließ sie deportiren. Maria Karolina reiste nach Konstantinopel, dann nach Wien, wo sie wenig Jahre darauf starb.

Im Jahre 1812 endlich, das die Sicilianische Geschichte sehr merkwürdig nannt, berief Bentink die Abgeordneten der Barone zurück und gab eine Konstitution nach Englischem Muster proklamiren, wo also das Zweikammern-System vorherrschte. Das Parlament versammelte sich 1813, der König beschwor die neue Verfassung und erklärte, wenn ihm die Verfassung jemals seine Kontinentalstaaten wiedergäbe, so sollte Sicilien seine Unabhängigkeit und Institutionen behalten.

Im Jahre 1815 verlieh der Neapolitanische Hof Sicilien, das Englische Herr räumte die Insel, die Britischen Flotten entfernten sich, nun nicht mehr wiederzukommen, und die Sicilianer diebten allein mit ihrem Gelde, ihrem Luxus und ihrer Verschwendungssucht, ihrer neuen Verfassung, ihrem Haß gegen Neapel und mit höchst unbestimmtem Ihren über den Zustand des Festlands, von dem sie so lange getrennt waren. Sie hielten es für verraten, verwüstet und entvölkert, während gerade trog der langen Kriege daselbst die Industrie, der Reichthum und die Civilisation die größten Fortschritte gemacht hatten. In Sicilien dagegen war das Gold, das ihm die Englische Occupation gebracht, schnell verronnen, und an seiner Stelle hatte man nichts mehr, weder ein fremdes Heer, noch einen Hof von Neapel, weder Industrie, noch Handel. Die großen Eigenthümer der Insel, die sich nach Palermo, Catania und Messina zurückgezogen, verbrachten ihre Tage in Müßigkeit und Zerstreuungen und dachten daran, die Summen, die ihre Pächter ihnen zu schicken beliebten, zu verschwenden; die Sorge für ihre Interessen überließen sie ihren Rechnungsführern oder Nazionali's, die sich auf ihre Kosten bereicherten. Die Nazionali selbst waren von beträgerischen Kommis ungeben, diese Kommis hatten meister mit Mädchen zu thun, die sie täuschten, und die Mädchen endlich betrauten ihr Bett, ihr Korn und ihre Früchte Arbeitern, die sie bestahlen. Der größte Theil Siciliens war unangebaut: nicht eine fahrbare Straße, nicht ein Kanal war vorhandene, nichts, was einen wirklichen Fortschritt bekundete. Alle Klassen waren durchweg von derselben Epidemie angeflickt, dem Durst nach Geschichtum, der Liebe zum Luxus und zur Pracht, und — dem Arbeitshaß.

Mitten unter solchen Umständen unternahm der Hof von Neapel, als er sich kaum in seiner alten Residenz wieder festgesetzt, einen Schlag gegen Sicilien, den er ihm schon lange zugedacht. Die Konstitution von 1812 ward aufgehoben und die Insel zu einer Provinz, wie alle der Neapolitanischer Provinzen gemacht. Die Konskriptions- und Stempel-Gesetze, die bis dahin auf der Insel unbekannt waren, wurden trotz des lebhaften Widerstandes, den sie von jeher gegen diese neuen Gesetze bewiesen, eingeführt.

Es ist bekannt, daß fünf Jahre darauf die Revolution in Neapel ausbrach, die auch in Sicilien Anklang fand, doch so, daß diese Insel ihre nationale Unabhängigkeit von Neapel, wenn auch unter derselben Dynastie, behaupten wollte. Hier machte sich wieder die lokale Eifersucht geltend; Messina, Catania, Syrakus, Caltanisetta und Trapani weigerten sich, der Unabhängigkeitslosung zu folgen, während Girgenti, Monreale, Marsala, Mazzara und andere Generinden es mit Palermo hielten, von wo das Signal der Unabhängigkeit ausgegangen war. Die Neapolitanischen Liberalen schickten nun den General Florestan Pépé mit einem Heer nach Sicilien, um die Widerspenstigen zu bezwingen; das Volk leistete wüthenden Widerstand, Alles wurde Soldat, aber Pépé's Truppe empörten die höheren Stände und den Adel, der zu den Neapolitanern überging und sie in Palermo einführte. Bald erfolgte das Ende der Revolution in Neapel, die Oesterreichische Armee besetzte dieses den 23. März 1821, und auch in Sicilien fehrte Alles wieder in die alten Zustände zurück, die neuerlich nur durch die Wuth einer im Süden so schrecklich verheerenden Epidemie, wie die Pholera, vorübergehend gestört werden konnten.

(Rev. Franç.)

Spanien.

Das heutige Kadix.

Mein Glück ist mir bis Kadix gefolgt, wo ich vorgestern ankam, nachdem meine Reise wegen der im Süden des Kap San-Vincent fast beständig herrschenden Windstille sich etwas verzögert hatte. Von der Küste Portugals kann ich dem Leser wenig sagen; wir liefen sie fern im Osten, und sie erschien uns beständig von einem dichten Nebel eingehüllt, der in so südlichen Gegenden um so auffallender ist. Als wir aber das Kap Vincent passirt hatten, legte sich mit einem Male der frische Nordwest, der bis dahin unsere Segel geschwellt hatte, und wir fühlten an der gesteigerten Wärme der Luft, daß wir in ein anderes Klima eingetreten waren.

Die feuchte und neblige Temperatur, welche an der ganzen Westküste der Halbinsel, selbst während des Sommers, zu herrschen pflegt, hat allerdings seinen sittlichen Charakter, und bevor der Glutbhauch von Afrika uns nicht erreicht, bevor der heiße Wind uns nicht anweht, der den Sand der Sahara aufgewühlt und dann über das Meer gejahren, aber sich abgekühlen, wird es uns schwer begreiflich, daß wir uns hier nur noch ungefähr zwanzig Seemeilen von der Straße Gibraltar befinden. Es ist Zeit einer von jenen unvölkischen Uebergängen, an welche die abzehrärtestie Constitution nur mit Mühe sich gewöhnt, und welche den Bewohnern gemäßigter Klimate eine Gesundheitsprobe sind, die auch bestehen müssen.

Abgesehen von dem fürchterlichen Winde Medina, der jedoch nur seinen die Küste beunruhigt, giebt es vielleicht nirgends ein herrlicheres Klima, als das von Kadix. Der Regen, die Wolken selbst sind hier zur Sommerzeit unbekannte Dinge; der fast beständig herrschende Westwind bringt die ganze Frische des Atlantischen Oceans mit. Das Barometer steigt im Schatten nie höher, aber gewöhnlich ist die Lufterwärmung ist oft von so reanickender Kühle, daß man selbst auf den glühenden Steinplatten des Hafendammes die verzehrende Glutth der Sonne nicht empfindet. Man bitte sich jedoch vor dieser Afrikanischen Sonne, vor ihrem fast lothrechten Strahl wahrend der Hundstage! Kein, wir sind allen heißen Ländern, haben der reine Himmel und die frische Atmosphäre etwas Verräthrisches, das man scheuen sollte, wie einen Feind, der uns schmeichelt. Jede Unvorsichtigkeit bringt Unheil, auf jedes Uebermaß lauert die Strafe. Jene schönen Früchte, die an jeder Straßen-Ecke den Gaumen reizen, jene duftenden Pikolata und Sorbetten, die Erfrischungen sind nur zu verschlingen und wahrlich nur zu empfehlen. Diät ist hier das hauptsächlichste, wo nicht das einzige Mittel, die Gesundheit zu erhalten. Man lebe regelmäßig, schlafe ein wenig in der Schwüle des Mittags, und vor Allem wirke man einen Spaziergang in diesen heißen Stunden; die wortlichen Organe werden sich dann schon binnen vierzehn Tagen an die entnervende Luft des Südens gewöhnt haben.

Doch ich din als Reisender, nicht als Arzt, nach Kadix gekommen, und vor Allem muß ich des entzückenden Panorama's gedenken, das diese in ihrer Art einzige Stadt dem Meere aus darbietet. Davon hat Kadix eben so wohl als Venedig mit einem Schwimmer vergleichen, der sein Haupt abwechselnd aus den Fluthen erhebt und wieder hinunterlauchi; kein Gleichnis in der ganzen Welt ist geeigneter, den phantastischen Eindruck wiederzugeben, den diese Felsen-Insel besonders dann macht, wenn man zur See ankommt. Wie von den Wellen getragen, schwimmt sie allen ihren Schwankungen zu folgen. Zuerst bemerkte man am fernen Horizonte nur den Leuchtthurm von San-Sebastian und die weißliche Kuppel der Kathedrale, welche die schwimmende Stadt beherrschen; wir verlieren sie aus dem Gesichte und finden sie wieder, je nachdem die Woge das Schiff höher oder tiefer trägt; je weiter wir gegen Kadix fahren, desto deutlicher werden die einzelnen Häuser. Auf Giebeln oder Häuser winken uns die kleinen viereckigen Wartthürchen, von denen der Kaufmann einst seine Galleonen ankommen sah. Nähert man sich der Mündung des Golfes, so enthüllt sich uns die ganze Stadt mit ihren wächtigen Ringmauern, ihren langen Batterieen, die sich Meer hervorerstrecken, und ihren dicht zusammen stehenden Häusern, die terrassenhutig und wie Marmor-Stufen über einander emporsteigen.

Betrachtet man Kadix in der Entfernung einer halben Meile vom Meere aus, so erscheint es ganz wie eine orientalische Stadt; nur ermißt man sogleich den Unterschied des Grün, welches die Morgenländer zwischen Mauern anbringen, um dem von der weißen Farbe derselben ermüdeten Auge hier und da einen Ruhepunkt zu gewähren. In Folge einer Antipathie, die der Bewohner von Kadix mit allen seinen Spanischen Landsleuten theilt, sind alle Bäume aus dem Umkreise der Stadt verbannt; nur einen Alameda und die Puerta Santa Antonia haben einige Baumgruppen aufzuweisen. Wie könnten sie auch anders in diesem stürmenden Treiben einer geschäftigen Menge, dem selbst die Nacht kein Ziel steckt, in diesen engen Gassen, welche der Sonnenstrahl nur mit Noth erleuchten kann? Und dennoch der Andalusier des Südstrens, wenn er in seinen abendlichen Feierstunden am Meere geht, dem frischen Wind von der Seite einathmet und, mit seinem Cigarito im Munde, voll seliger Vergessenheit dasitzt? Welche Lauben und Lustdächchen könnten in seinen Augen die kokette, wie ein junges Mädchen geputzte Stadt anziehender, die er mit Stolz seine Vaterstadt nennt, jener Kadix mit den seidnen Miradors (Belvedere's), den grünen Sommerlüden und den flatternden seidenen Marquisinen, die jetzen Abend aufgezogen werden, um der neugierigen Sellerita einen Blick auf die Straße zu gönnen? Welchen Zauber könnte das nackte und öde Land für ihn haben, wo man nur im Frühling und Herbste zu verweilen wagt, während die reichen Bewohner der Küste zur Sommerzeit in Kadix lahende Kühlung suchen? Mein! die Welt des Kadixers ist nur innerhalb der Ringmauer aus Steinen und Kalk, die seine Geburtsstadt einschließt; sein Salon, sein Theater und sein Feld zum Spazierengehen ist die lustige Alameda, von der er jedoch gegen zehn Uhr Abschied nimmt, um auf den besser geschützten Wällen des Platzes San-Antonio lebhafter und traulicher zu schwatzen.

Recht malerisch nimmt sich dieser freisrunde Platz beim Schein des Vollmonds aus, wenn auch unter den Bäumen eine Pianilla sich an die andere reiht, im Schatten jener gewaltigen Bäume, die schon so viele tausend verliebte Rendezvous beschirmt, so viele tausend Liebes-Seufzer belauscht haben. Hier, und nur hier allein, fand ich die schöne Welt des gastlichen Brenbig wieder, welche auch Frauen gestattet, einen einsamen Trembling anzuredden, der sich an ihrer Seite niederläßt. Die Partikularrechten von Kadix wüthen sich zwar etwas zu vergeben glauben, wenn sie diesem echt patriarchischen Brauche huldigten; aber die gute bürgerliche Matrone fühlt auch Theilnahme für den Reisenden, der ihre schüchtern sein Zelt aufschlägt. Das Reisen ist in den Augen des

Digitized by Google

Kabizer Spießbürgern, der den Thoren von San-Sebastian nie aus dem Auge verloren, eine so geschworene und abenteuerliche Sache, daß er einen armen Teufel, den Gerichtsdiener so weit aus seiner Heimath führen, nur mit wenigem Mittel betrachten kann. Ich sage Gerichtsdiener; denn kein Kabizer würde mich verstehen, wenn ich ihm von Reisen, die zum Vergnügen oder zur Belehrung unternommen werden, etwas sagte. Spanien ist oft mit Italien verglichen worden; mich für meinen Theil haben die Berührungs-Punkte immer weniger interessirt, als die Unähnlichkeiten. Von dem äußeren Ansehen des Landes schweige ich; es kann schon so viele Verschiedenheiten mit den Orten des nördlichen Europens, daß ich sie durch eine Conversation mit den ersteren Gesichtes Italiens kaum noch gebasser machen würde. Dagegen bieten die Sitten und der Charakter der Einwohner breite Halbinseln so viele Kontraste dar, daß eine Parallele zwischen Italiänern und Spaniern belehrend und interessant scheint.

Wer dem Spanier finden wir, wie bei dem Italiäner, eine gewisse Ungezwungenheit und Freimüthigkeit, eine Hinwegsetzung über alle die eitlen Formalitäten, welche die kleineren socialen Pflichten auf Umfesten des Lebensgenusses verwirklichen. Beide Nationen besitzen die schädliche Gabe der Sorglosigkeit, die den Menschen Alles verschieben lehrt, was ihm selbst, und denen ist auch Resignation zu Theil geworden, dieser Schlaftrunk aller menschlichen Philosophie, zu welchem ein instinktmäßiges Gefühl die aus Dulden gewöhnten Völker leitet.

Der Südländer hat für Einerlei's physischen und moralischen Art so reizbare Nerven, daß mir kaum begreiflich können, wie er dieser Leiden zu ertragen fähig ist. Die Spanische Nation steht aber in diesem Punkte weit über der Italiänischen. Alfieri's Landsleute sind, dem schönen Ausdruck dieses Dichters zum Trotze, nicht „unsichtsche Sklaven", sondern Sklaven, die unter ihrem Joche singen; der Spanier aber trägt sein Joch weniger mit Heiterkeit. Schon lange gewöhnt, der Thiere Wohlgefühlen seinen Schutz zu finden, und ihnen Obsorge unter einem anderen Gesichtspunkte stehend, ohne daß der Saumsattel, der ihn drückt, jemals leichter wäre, zahlt er seine Abgaben mit Resignation, aber er singt nicht dazu. Ein tief wurzelnder Schmerz reflektirt sich in sein ernster Mienen, die kein Lächeln erhellet. Mißtrauisch, wie alle Menschen, die gelitten haben, schweigsam, er sich nicht, wie der Italiäner, jedem Mozzen mit neuen Hoffnungen; er geht gebückt unter seiner Last, ohne Verzweiflung, ohne Klagen, ohne einen Versuch, sie abzuschütteln.

Einst gieb es doch, was dem Spanier, vorzüglich dem Andalusier, der von Natur elastischer und lebensfroher ist, in seiner Teilsal einigen Trost zu geben vermag — es sind dies die Frauen. Das Weib spielt in Spanien eine sast eben so große Rolle, wie in Italien, obgleich diese Rolle äußerlich untergeordneter ist; wo der Italiäner geborcht, da gebietet auch der Spanier. Die Eifersucht, diese alte, in Italien schon längst aus der Mode gekommene Leidenschaft, faßt bis auf den heutigen Tag mit dem Glutwinde Afrika's über die Gefilde von Andalusien. Hier steht man noch Bitter und Riegel, Sitten voll finsteren Argwohns, die der Blick des gelassenen Gegenstandes nie entwürdigen kann, und schöne weibliche Augen, die vor dem herrischen Gemahl sinken und züchtig an den Boden gebeftet sind, um weiter hin, nachdem sie ihm den Rücken kehrt, ihre Blicke Liebhaber (novios) nehmen sich's schon heraus, ihren Gelieben das Schauspiel, den Tanz und die unschuldigsten kleinen Genüsse zu unterfagen, wenn es auch kaum wahrscheinlich ist, daß das Liebesverhältniß mit einer Heirath enden werde. Noch merkwürdiger als diese Zumuthungen des Pajo's (Galans) ist aber die Unterwürfigkeit der jungen Mädchen, die, obwohl selbst glühend und genußsüchtend, ihre schönsten Lebensjahre, weil es der Geliebte so wünscht, in einem harten Noviziate verbringen.

Ich nehme hier Gelegenheit, ein für alle Mal den Sinn eines Wortes zu erklären, das besonders in Kadix eine wichtige Rolle spielt. Dieses Wort, welches gleichsam die Basis der Sprache der Liebenden bildet, ist novio. Nach vorgängiger Erkundigung bei mehreren Señoritas, die sich auf die Sache verstanden, glaube ich novio so erklären zu können, daß es eine Art von Mittelding zwischen Bräutigam und Liebhaber ist, noch dem Letzteren näher als dem Ersteren. Mich als Novio's sind Verlobte, und eine noch geringere Zahl betrachtet die Ehe bedeuten. Die Stellung eines Novio kann in gewissem Betrachte der erste Grades der Heirathe-Fähigkeit heißen: der Novio entspricht dem Bacalaureus, der Esponsalio (Verlobte) dem Licentiaten, und der Marido (Gemahl) dem Doctor.

Wenn die Aeltern der Señorita den Novio in seiner Würde bestätigen, was freilich keineswegs immer geschieht, so hat er folgende Rechte: 1) Er darf zu bestimmten Zeiten das Haus besuchen. 2) Er darf die Señorita, jedoch nur im Beisein ihrer Mutter, oder wenn auf der Alameda mit ihr spazieren gehen oder an ihrer Seite sitzen. 3) Es ist ihm erlaubt, so leise mit ihr zu sprechen, daß die anwesende Frau Mutter nichts davon versteht. 4) Er darf den Gegenstand seiner beschränkenen Zuneigung mit Du anreden. 5) Es steht ihm das Recht zu, der Geliebten seines Herzens das Theater, den Ball, die Stiergefechte und Spatziergänge mit jeder anderen männlichen Person zu untersagen.

So lauten die vornehmsten Artikel des Kanons der Liebe, eines Gesetzbuches, das, obgleich nur traditionell, in Kadix und in ganz Spanien weit mehr Gehorsam findet, als alle Dekrete der Cortes. Ohne Zweifel ist dieser Kodex, wie jeder andere, von Männern abgefaßt worden; denn das weibliche Geschlecht wird in demselben ziemlich en bagatelle behandelt. Man könnte sich dies schon gefallen lassen, wenn nur die Treue der Novio's zu ihren angemaßten Beerechten und zu den Ihrigen, die sie ihren Geliebten zumuthet, im rechten Verhältniß stände! Darf ich aber den Versicherungen einiger Señorita's Glauben schenken, so giebt es leider! „viele Novio's und wenig Ehemänner" (novios hay muchos, y maridos pocos).

Ich zweifle übrigens, ob man in ganz Europa eine so lustige und wohl ausgepugte Stadt finden dürfte, wie Kadix — eine Stadt, die ihr tief wurzelndes Elend so zierlich und festlich zu verstecken weiß. Seitdem die Spanischen Kolonieen von dem Mutterlande sich losgesagt haben, kommt der Handel täglich mehr in Verfall, und die ungeheuren sortwährend zunehmenden Steuern bringen die niederen Volksklassen in immer größeres Elend. Für zwei Tonne Gerés-Wein, die etwa 1000 Flaschen sind, müssen 300 Franken Zoll-Gebühr entrichtet werden; alles Uebrige ist nach demselben Maßstabe besteuert. Für jeden Band eines ausländischen Werkes beträgt die Zoll-Gebühr 2½ Zouleen, für spanische Bücher drei der Ausfuhr 1 Franken. Die Cigarren, dieses tägliche Bred der wohlhabenden Spanier, sind mit 20 Franken auf 1000 Stück besteuert. Zur Ehre der Verwaltung von Kadix müssen wir jedoch bemerken, daß seine Einwohner zu den sanftesten und friedlichsten Spaniern gehören. Hier kommen keine Emeerungen und Meffersticke (cuchilladas) vor, und die Straßen sind, Dank der vortrefflichen Polizei von Kadix, die ganze Nacht hindurch vollkommen sicher. Die Sereno's (Nachtwächter) verwalten ihr Amt sehr gewissenhaft und überzeugen sich von Stunde zu Stunde, ob die Hausthüren wohl verschlossen und bereit, gelt sind.

Auch die Geselligkeit der Kabizer verdient großes Lob. Tritt man in einen Laden, um nach dem Wege zu fragen, so verläßt der Kaufmann sein Comptoir und zeigt dem Fremden die Richtung, die er einzuschlagen hat; oft begleitet er ihn sogar in einige Entfernung. Der Stolz scheint diese Feinheit und Urbanität über das Weichbild von Kadix nicht hinauszureichen; in den kleinen von Kadix abhängigen Städten glaubte ich schon weniger Höflichkeit wahrzunehmen.

Die Stadt besitzt wenige bemerkenswerthe Monumente, ausgenommen die der ungeheuren Handelsmacht, die Spanien in den verschiedenen Geschmack des 18ten Jahrhunderts, das ihn anfangen sah. In seinen blühendsten Zeiten dachte der Kabizer nicht an die Fortsetzung dieses Baues; jetzt ist er unaufhaltsam seinem Ruin entgegen und — setzt eine Ehre darin, das Riesenwerk zu vollenden! Man hat Subskriptionen eröffnet; die Spanier selbst haben zu den fremden Gönnern ihres Landes zählen müssen, und in allen Kirchen hängen Büchsen zur Aufnahme milder Beiträge. Man darf sich demnach versprechen, daß Kadix innerhalb zehn Jahren eine Kathedrale haben wird, die, trotz ihrer architektonischen Fehler, einen ungemein großartigen Effekt machen wird, doch müssen vorher auch die abscheulichen Barracken einige Stunde niedergerissen werden.

Rosseeuw St. Hilaire.

Mannigfaltiges.

— Zur Kenntniß der Zigeuner. Derselbe junge Moldauer, Herr Michael von Kogalnitschan, von dem wir vor einiger Zeit eine dünnen kurzen erschienene Geschichte der Moldau und Wallachei ankündigten, hat so eben in Französischer Sprache über die Geschichte, Sitten und Englischen Gesetzen über die Geschichte der Zigeuner beigebracht worden, giebt dann eine recht interessante Schilderung von dem gegenwärtigen Zustande dieses Volkes in den Fürstentümern Moldau und Wallachei, wo allein ein Drittel aller jetzt noch in Europa zerstreuten Zigeuner lebt, und wo sie zwar als Sklaven, entweder der Regierung oder der Gutsherren, aber doch nach bestimmten Gesetzen und mit gewissen eigenen Beerechtigungen behandelt werden, und schließt endlich mit einer nach der bekannten Schrift des Herrn Prof. Grellmann in Erfurt beabsichtigten Uebersicht der Grammatik der Zigeuner-Sprache und mit einem „Vocabulaire Français-Cigain", das aus dreifachen Sprache angefahr siebenhundert Worte enthält, die unseren geehrten Sanskrit-Kennern neue Gelegenheit geben werden, die unmittelbare Abstammung der Zigeuner aus Indien und folglich auch die nahe Verwandtschaft ihres Idioms mit dem großen Indo-Germanischen Sprachstamme darzuthun. Wir behalten uns vor, aus demjenigen Theile der kleinen Schrift, welcher die Verhältnisse der Zigeuner in der Moldau und Wallachei darstellt, einige Auszüge mitzutheilen, und geben hier nur noch die Uebersicht von der, nach Herrn von Kogalnitschan, in Europa lebenden Zigeuner-Anzahl. Es befinden sich:

In der Moldau und Wallachei	200,000	Zigeuner
„ „ Türkei	200,000	„
„ Ungarn	100,000	„
„ Spanien	40,000	„
„ England	10,000	„
„ Rußland	10,000	„
„ Deutschland, Frankreich und Italien	40,000	„
Zusammen	600,000	Seelen.

*) Requiser sur l'histoire, les moeurs et la langue des Cigains, suivie d'un recueil de sept cents mots cigains. Par Michel de Kogalnitchan. Berlin, Bohn, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf diese Beilage der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Königl. Post-Aemtern.

№ 121. Berlin, Montag den 9. Oktober 1837.

Rußland.

Ein Festtag im Kaukasus.

Ich bin im Kaukasus. Ich bin in Tiflis. Der Ausschilten giebt es mannigfache — heitere, düstere, majestätischer, unbedeutende — von jeder Art. Mit Entzücken ruhten meine Blicke auf dem dejauwenten Thale des Kur, das mich nach Tiflis geführt hatte, doch ich ward um so verstimmter, als ich die nachten, vergötterten, gezahnten Berge vor mir sah, welche diese berühmte Stadt umlagern. Endlich kam ich in Tiflis an, wo ich bei einem alten Bekannten abstieg und den zurückkehrenden Grund entdeckte, weshalb mir so heiß geworden war: das Reaumursche Thermometer zeigte 31 Grad im Schatten!

Tiflis! Was ist Tiflis? Eine Russische Gouvernements-Stadt wie jede andere, — eine Stadt mit Gerichts-Behörden; eine Stadt, wo Protokolle, Urkunden, Verschlüsse unterschrieben, Papiere numerirt und expedirt werden, wo man Propisse führt, Pässe visirt und Kontrakte abschließt, was auch in anderen Städten geschieht, ohne daß sie dadurch berühmter oder interessanter werden.

Aber die Physiognomie dieser Stadt! Sollte sich darüber nichts Besonderes sagen lassen? Eine Physiognomie der Stadt — das ist freilich eine Sache für sich! Tiflis!.... Tiflis!.... Nun kurz gesagt, es ist ein Transkaukasischer Chan, der sich Rußland unterworfen hat; er trägt einen Kistatschen von Schawls verfertigten Chalat (Lederock), Russische General-Epauletten, auf dem rasirten Kopf eine Schafspelzmütze, an den Füßen Pantoffeln und über der Schulter ein Russisches Dienstband. Tiflis ist nichts weiter als ein alter Asiatischer Chan, einer von denen, die Jener kennt; an seinem mit Gold überzogenen Gürtel hängt ein Kinschal, dessen Griff von Edelsteinen strahlt, und unter dem gefärbten Bart guckt ein rothes seidenes Hemde hervor, das jeden Monat nur einmal gewechselt wird, als habe es seinen dritten Sommer. Tiflis ist ein Gemisch von Europa und Asien. Man sieht zwei oder drei Plätze besetzt mit Europäischen Gebäuden, die schon vollendet sind oder noch gebaut werden. Nur gehe man vorsichtig um sie herum, damit man nicht in eine Grusinische Wohnung gerathe, die anstatt einer Thüre ein Loch in der Erde, anstatt eines Schornsteins ein Loch in der Erde, anstatt eines Fensters ein Loch in der Erde hat. Nachts rathe ich Niemanden, einen Spaziergang durch Tiflis zu machen, wie hell auch der Mond leuchten, wie erquickend auch die Luft seyn, wie sehr man sich auch gestimmt fühlen möchte, sich durch den Zauberschein Luna's und durch die süppige Natur zu poetischer Begeisterung hinreißen zu lassen: man könnte in ein Loch und in die Nähe einer schmutzigen Grusierin stürzen, die zu Hause ihren Tschadra, einen schmierigen weißen magischen Asiatischen Frauen-Schleier, abgeworfen hat, unter welchem nur eine Mißgeburt nicht schöner scheint. Tiflis, das neue Tiflis ist eine Stadt mit einigen geraden und breiten Straßen mit nicht an einander gebauten prunklosen Häusern, deren jedes zwei oder drei Magazine hat — eine Folge des Freihafens. Es ist eine Russische Stadt, von Russen erbaut; beider diese kamen, war Alles ein ebenes Feld — eben nach Landessitte, d. h. mit einer Menge Höhlen, in welchen sich Fegirer verbargen und wohin sie ihre Gefangenen schleppten. Aber einen Schritt aus der Russenstadt hinaus, und man tritt in eine Stadt, wo man sich einander nicht vorbeireiten kann, Häuser wie Ruinen, und Ruinen wie Häuser daselben. Noch einen Schritt weiter, und man muß vom Pferde steigen und Stufen betreten, die in Felsen gehauen sind, an welchen Häuser mit flachen Dächern hängen und sich terrassenartig einer über das andere ziehen; das Dach des untersten Hauses dient den oberen Häusern als Straße, Balkon oder als was man will. Ist man ermüdet vom Hinaufsteigen, so kehrt man nach unten zurück und gelangt in ein dumpfes Bazar oder auf einen Markt mit Früchten und Kinkeleien (Nicherens*); tritt man in die engen mit Menschen angefüllten Läden, so hat man ein Bild der ganzen Lebendigkeit und des ganzen Handels von Asien. Dort sanft ein Russischer Budenschmid (Straßenwächter) einen widerspenstigen Tataren. Hier faßt ein inländischer Destätnick (Befehlshaber von zehn Mann), mit seinem Messingbeck auf der Brust, einen sich zur Wehr setzenden Soldaten beim Kragen. Weiterhin sitzt man auf einem Musketier mit Tatarischer Mütze, oder auf einen Persischen Maurer in einem Soldaten-Mantel, die beide ihren Tremin jenseits des Kaukasus zahellos ausgeleert haben — was viel sagen will. Ein Civil-Beamter im Frack spricht geheimnißvoll mit einem Armenischen Kaufmann: worüber? — das ist nicht unsrer Sache. Rohe Kabel hält ein braungebrannter Asiate seine Mittagszeche in der Grusinischen Julis-Sonne, an einem Ort, wo man Eier ohne Feuer kochen könnte. Das ist Tiflis!

In Tiflis giebt es auch diese Schwefelbäder, die von Asiaten und den die Asiatischen Sitten liebenden Russen mit großem Vergnügen benutzt werden, und um die Stadt herum erheben sich nackte, kahle Berge, die dem wißbegierigen Geologen ihre Rippen in systematischer Schichten-Ordnung zeigen. Das dermalige Tiflis, der Mittelpunkt des großen Landes, welches Rußland in seinem Riesenkörper unter den Armen trägt bis zu einer künftigen Entbindung, die zu den Zeitpunkt, wo Grusien's Erziehung und Unterricht beginnt, ist, trotz seiner Schwefelbäder, eine gewöhnliche Russische Gouvernements-Stadt mit lokalen Schattirungen. Die einzige Hauptstadt des Grusischen Reiches, aus welcher man nicht die Nase zu stecken wagte, aus Furcht vor den Schlingen, Dolchen und Kugeln der Lesgier; wo alle Grusier des Reiches sich über Speisen aus dem Bazar balen liefen, dieweilen unter Verfluchung ihrer Götter, die sich im Besitze ihrer Freunde, der Lesgier, befanden, hinweilen auf Kredit oder auf Ehrenwort, welches letztere übrigens nach dem Muster der Perser damals in Grusien nicht existirte — ist jetzt so gefahrlos und ruhig, wie man es in Nissen nur wünschen kann, aber unerträglich während der heißen Sommerage für einen orientalischen Menschen, der leicht in Schweiß geräth. Es ist daher sehr angenehm, einen geräumigen Vorrath von Wäsche zum Wechseln mit sich zu führen, indem man sich sehr gelassen finden würde, wenn man dort elegante Hemden tauschen wollte.

Chodschin war der Freudey außer sich, als er mich erblickte, und mir bei meinem Gegenbesuch sehr nöthig. Drei Stenchen blitzen auf seinen dicken Epauletten; er war noch immer der alte — eine gute Seele im Dienst sowohl wie außer demselben — mit dem Unterschiede jedoch, daß jetzt seine Brust mit Orden und Medaillen behängt war, wie er sie braunkohlenfarbiger Ordonanz, wie auf einem Sammet-Kissen, zur Schau zu tragen wußte. Wären auf den Orden Diamanten angebracht gewesen, so hätte man seine Brust für eine Landkarte halten und die Namen Warna, Baltan, Silistrehpol, Arag, Kare, Achalzich, Bakdurt u. s. w. lesen können.

Chodschin beförderte ein Bataillon, und in Erwartung eines Regiments, das er sich von ganzer Seele wünschte, herrschte er über erste nur in Gedanken im Stabe seines Regiments. Man traf Vorbereitungen zu einem Marsch ins nördliche Dagestan, wo Kasi-Mulla sich ernstlich erboben hatte. In der Mitte August's mußten wir nun, zu bisherigen Leidwesen, trennen. Aber in seinem Bataillon befand sich ein Junker aus inländischer Familie; dieser Junker hatte zum Vater einen Mirsa — versteht sich, einen Armenier — und zwar einen Armenier, schlau wie ein Fuchs und gewandt wie ein Aal, trotz seines festen Körpers. Dieser Vater schmeichelte dem Bataillons-Befehlshaber auf alle Weise und lud Letzteren mit seinen Freunden bei Gelegenheit des Mustermarsches der Truppen zu einer Mittagsmahlzeit ein. Chodschin, der lange unter diesem Volke gelebt hatte und sein Lokal kannte, befahl dem Mirsa, ein Mahl anrichten zu lassen, wie es nur Asiatischer Luxus bieten könne. Ich ward natürlich auch eingeladen, und als Studentkamerad Chodschin's durfte ich dem besoren Armenier gleichfalls meine Befehle ertheilen. Für meinen Magen sorgend, kümmerte ich mich auf der Tafel auch Europäische und Russische Gerichte zu finden; mein Verdauungs-System war nicht geeignet für die festen, mit Saffran, Ingwer und Pfeffer starkgewürzten Speisen, in welchen sich saftig, sauer süß und bitter durch einander kreuzen, wie dreifache Bemerkungen und ebenso viele Witze in den Reden eines Redners und Autokraten junger literarischer Sprekulanten, wenn es sich darum handelt, ein koalitionelles Werk herunterzureißen und dem eigenen mehr Substrikenten zu verschaffen.

Am 20. August, Morgens um 6 Uhr, war das Wetter heiter, wie gewöhnlich in dieser Jahreszeit. Der Kasbek und die übrigen Schneeberge, in die wir verliebten aus den Steinfelsen längs dem Kur hervorblicken, standen am Horizont da in leichten Umrissen und von leichten Dünsten umhüllt. Der weiße Schleier auf den Häuptern dieser titanischen Schönheiten erschien noch geheimnißvoller, und ihr mattweißer Grund zeichnete in schrafen Zügen das jenseits Daliber hervorragende graue Gebirge. Um 6 Uhr setzt begann der Sonne die Felsen zu beleuchten, die noch den gestrigen Thau trugen, und gerade um diese Zeit setzte sich das festliche Bankett zu einem Spaziergang vor dem Mittagessen in Marsch; es bestand einerseits aus Ausländern und Russen, Militair und Civil, alles Freunde und Bekannte von Chodschin, und andererseits aus Grusiern und Armeniern, Freunde des Mirsa Rustan Kabukagarof. In der Schlafschen Schlucht angelangt, bebute sich der Zug wie ein Faden aus, d. h. er enzählte sich auf mauen Gäulen den Bergpfad

*) Eine Art wilden Knoblauchs, der noch stärkeren Geruch verbreitet, als der Russische.

Digitized by Google

thun. Endlich erreichten wir die ersten Abhänge des Gebirges, welches Tschis umgürtet und ihm wie Jahre seine grauen Schieferlagen zeigt. Alle waren wir froh, bei hierher gekommen zu sein, wo ein milder Wind uns erfrischte und wir ein schönes Grün erblickten, das unten, ungachtet aller Bewässerungs-Kanäle, kaum zu sproffen anfing. Auf dem Berge war der Wuchs schon ziemlich eben, und je weiter wir kamen, um so üppiger ward das Grün, um so lebhafter das Farbenspiel der Blumen und um so kräftiger und romantischer die ganze Vegetation. Endlich, nachdem wir 8 Werst marschirt waren, befanden wir uns auf dem letzten steilen Abhange des Gebirges und legten die letzten 2 Werste mit viel geringerer Mühe zurück. Eine Strecke von 10 Werst und eine Höhe von 2000 Klafter über dem Niveau des Kur hatten uns in ein völlig anderes Klima versetzt: anstatt eines schwülen, heißen Sommers fanden wir das Felsthal mit aller seiner Ueppigkeit unter seinen balsamduftenden Gewächsen; die Luft war unbeschreiblich rein und angenehm, noch unbeschreiblicher aber die Aussicht von der nächsten Anhöhe, wohin sich die ganze Gesellschaft begab. Erst, als wir den höchsten Punkt des Gebirges erreicht hatten, ward unser Genuß vollkommen. Der Kaukasus und seine Seitenketten präsentirten sich in ihrem ganzen Umriffen auf dem Fleckenlosen Tiefblau des Himmels. In der nämlichen Richtung, in einer Entfernung von ungefähr 30 Werst, erblickte man wie ein Silberband den Aragwa-Fluß, der sich zuletzt mit den Silberwellen der Kur vermischte. Augenblicklich hinter Bergen verlockt, dieint sich der Kur bald wieder dem Auge dar, um endlich in einen Kessel zu fallen und verliert sich dann auch einem Lauf von mehr als 50 Werst in die sogenannten Tatarischen Distanzen, die mit ihren nackten Steinen und mit den von ihren nomadischen Bewohnern verlassenen Hütten gleichfalls von hier zu sehen sind.

Da unsere Gesellschaft schon früh aufgebrochen war, so konnten wir uns bereits um 11 Uhr nach dem zu unserem Bankett bestimmten Ort auf den Weg machen. Ein Corps Asiatischer Musik war hier als eine unerwartete Sache aufgestellt worden; acht leuchtende Gesichte, hinter dem Haupt verborgene Dolchen bewillkommnte die Gäste in einer Entfernung von ungefähr 100 Schritten mit ihrer fremdartigen oder, besser gesagt, mit ihrem Mangel an aller Harmonie. Die Surna, eine Art von Sackpfeife, trug eine Melodie vor, unisono von einer Balalaikmee begleitet; kaukasischen tscherkessen Nayne (Flöten) und türmten Teilen (Trommeln) und andere Instrumente. Nur die Töne der Tschonguri (eine Art Guitarre) fehlten, die wollten sich in dieses musikalische Chaos nicht mischen. Die Tschonguri ist eine zarte Asiatische Dame, die sich sowohl bei schwelgerischen Orgien, als im Harem des Persischen Padischahs zeigt.

Wenn bereits das Russische Corps, von welchem die Gesellschaft empfangen ward, einen Europäischen Ton eben nicht angenommen hatte, so mußte, in neuem der Bestrebungen, zum besserbedenken Mittagemahl noch auffallender sie ihn. Auf jungem Grase war ein kostbarer Mikanetischer Teppich ausgebreitet, und um denselben mußte man entweder auf Russische liegen, oder auf Türkisch mit untergeschlagenen Beinen sitzen, oder auf seinen Absätzen knieen. Ich wählte das letzte, weil ich es nicht; Lawaschen, lange und dünne Fladen von ungesäuertem Teig, die zugleich als Brod dienten und als Servietten, um die Finger von den verdorbenen Speisen zu reinigen, lagen wie Couverts vertheilt da; in der Mitte standen silberne und irdene Krüge mit frischem Wasser und gefärbtem mit Gold verziertem Saraffen mit dem rothen Kachetischen Wein, der seinen leteren Schlauch (Burdjuk), gleichen hatte; ein anderer Wein durfte bei Tisch nicht gereicht werden; das ist Gebrauch, und so war es übrigens vorher abgemacht worden. Der Kachetische Wein ist vortrefflich, besonders der rothe; eine Gattung desselben hat viel Aehnlichkeit mit Champagner, der schwierige Transport aber macht es nothwendig, den Wein in Burdjuks aufzubrechen, die mit Mastix ausgeschmiert sind: Feinschmecker indessen sausen ihn an Ort und Stelle in Krügen und transferiren ihn in Flaschen. Für uns Russen hatte man Couverts und Gläser besorgt. Ferner befanden sich auf dem Teppich Hörner des Kuroschez, die als Pokale dem Gesundheit-Trinken dienten; silberne Schalen, Kaukasischen Ursprungs, kolbenartige Gefäße mit langem, engem Halse: man muß es bemerken sein, wenn man aus diesen Gefäßen und aus den Hörnern trinken will, denn sie zu begießen, und endlich eine silberne Schale, Gelas-Peschti, mit einem Griff wie bei unseren Theekaffeen. Alles war mit Blumen geschmückt, und alte Diener (Nucker) und junge Waffen-Träger (Tschuduktschi) mit glänzenden Anzügen und Waffen und unbeschreiben Stiefeln mit emporstehenden Spitzen tummelten sich um die Tafel umher. Die Nucker servirten nur, wogegen die Tschuduktschi theils servirten, theils mit ihren Herren am Tische Theil nahmen, neben ihnen saßen und nur sehr kurz Zeit aufstanden.

Alles ließ sich nieder, und die allgemeine Stimme erwählte zum Tula-Paschа, „Haupt des Festes“, den großen und dicken Jacob Schwili: er hatte die Oberleitung; von ihm gingen alle Allah-wardi aus; auch gehörte es zu seiner Pflicht, Gesundheiten auszubringen, indem er sich an seinem Nachbar und den Worten wandte: Allah-wardi! „Gott hat es gegeben!“ worauf der Nachbar erwiederte: Jakschi-jol! „Glücklicher Reise!“ Als Zaar des Festes stand es in seiner Macht, zu befehlen, daß man auch wider Willen trinke, wobei er der Gesellschaft ein gutes Beispiel geben mußte. Der große Schale Gelas-Peschti ging vor dem Wachi umher, bei welchem Einverleiben sich Asiatische Schüffeln sich in bunter Menge folgten. Die Russen aßen ihre Suppen, Schaschi u. s. w. mit Löffeln und Gabeln; die Asiaten griffen nach ihren Boschaschen, Kebaben u. s. w. mit den Fingern, die sie dann an ihren Fladen abwischten, welche sie später mit Appetit verzehrten. Das Gebratene, Schischlik, war gewöhnschaftlich für Alle: zwei Nucker trugen es, so wie es vom Feuer kam, an den riesenen Spießen umher, an denen es gebraten war, und zerlegten es mit ihren Dolchen. Während des Essens machte, in Folge einer ausgebrachten Gesundheit, der immer ungeräthe Gelas-Peschti seine Tour um die Tafel unter Begleitung des Musik-Corps und lauter Hurrahs und Vivas, die jedes mal dazwischen erschallten, wenn der dicke Präsident sein Allah-wardi ausrief. Dieser Wardi des Gelas-Peschti machte das Trinken leicht, als am Tage des Ausmarsches der Truppen, zur unbedingten Nothwendigkeit; Jeder, an den er adressirt wurde, mußte ihn bis auf den Boden leeren. Alles ging ziemlich ordentlich und anständig bei die zur Besteigung der letzten Schüssel, nach welcher Eitragen und andere Kräuter unter Convoi von gekleideten Süße, gefalzenem Käse, Manteln u. s. w. umhergereicht wurden. Ein Wink des servirenden Tula-Paschа machte jetzt die Musik verstummen, und die Srene betrat Omar mit seiner Tschinganza, Omar, der berühmte Sänger des Ostens, der Grusinische Homer, dem nur ein zweiter Harun-al-Raschid fehlte, um seinen Namen auf ganze Jahrtausende zu verherrlichen; er begann einen weinerlichen, monotonen und durchdringenden Gesang, ein melancholisches Gemisch von Seufzen, Stoßen und Wehklagen. Jetzt schnellte sich Omar mit dem ganzen Körper und zwang seine Töne aus der Kehle hervor, wo sie zerplatzten, als wären sie zugeschnürt. In diesem Augenblick sah sich der Tula-Paschа um und rief mit lauter Stimme: „Kerim!“; da erschien der zweitgrößte Tschuduktschi, Kerim, mit von Jugend und Wein glühenden Wangen, sprang mit Gewandtheit auf den Teppich und begann einen Tanz zwischen Karaffen, Pokalen und Tischgeräth — in der Mitte und an den Seiten — Allah wardi, wie! — aber rasch und geschickt. Er wälzte wir ein Teufel und sprang umher, ohne mit seinen langen, elastischen Hacken und aufgerichtenden Stiefelspitzen irgendwo anzustoßen. — „Kerim! Allah-wardi. — Jakschi-jol, Mirza! — Abshan! Barakallah! — Gi! Gi! Hurrah!

Alle Asiaten und ihre Tschuduktschi sprangen der Reihe nach hervor, um zu tanzen, und setzten sich abwechselnd wieder hin und tranken. Der Kachetische Wein floß in Strömen. Gefüllte Schalen, der Gelas-Peschti, die Kuroschen-Hörner und Kalen verkehrten nach einander den Platz des Präsidenten des Festes und auf sein Gebrüll. Russen und Fremde waren, wenn sie es auch nicht verstanden, geneidigt, auf alle Manieren zu trinken, und es entgingen den Wein unter allgemeinem Gelächter, wenn sich auf ihrer Kleider, auf sie selbst und unter ihnen. Einige von uns waren es nicht gewohnt, so viel zu trinken, mußten es aber wider Willen. Tapfere Bacchus-Veteranen schrien und sangen: „Trink! Wie kann man nicht trinken! Getrunken muß werden!“ Und die Schlachtenrufe ließen den Wein hinunter, ohne daran zu denken, daß kein Sterblicher in Stande ist, zu trinken wie die Geister. Alles rauft, schrie, sang, jubelte und allein, solo oder mehrstimmig. Ein Gesang von Hafis begegnete einem Krambambuli, einem Göttinglichen Studentenlied, einer hochdeutschen Ode von Delwig, einer Matseta oder dem Wodjanschen Tanz. Endlich wurde es Zeit, Abschied zu nehmen, als der Tschor wieder das Orchester betrieirt und ein Burochsen-Horn, mit unterbrodt Flaschen Wein angefüllt, die Runde machen ließ. Das Horn schien alle ungeübte Trinker zu bedrn; sie kürzten auf das Schlachtfeld nieder und blieben dort in allerlei Stellungen liegen, bis es Zeit war, sich vom Platz zu erheben und Abschied zu nehmen. Noch zwei Stunden höher konnte die Orgie nicht mehr steigen, nur fortdauern konnte sie trotz des aus der Ferne durch Donnerschläge sich verkündenden heranziehenden Gewitters. Doch was war von den Trinkern Gewitter, Erde und Wasser? Tula-Paschа gab einen Dankerm-Zug und kommandirte unaufhörlich; sein Adjutant Omar überbrante die Pfeife und Hauptmann A. Dr. Hermann und die Gäste jauchten und umarmten sich, lachten, machten Witze, schmachten, tranken und fielen ihn, nicht unter, sondern auf den Tisch. Die noch am Leben Gebliebenen drgessen sie und absichtlich oder unwillkürlich auch sich selbst. Anfangs interessirt sie und belustigte mich dieses Alles als etwas Fremdartiges, zuletzt aber ging es über den Spaß; ich konnte mich noch mit dem Tula-Paschа unbergansen, und wm so leichter, weil er auch nicht mehr seit auf seinen dicken Beinen stand. Der unbesiegbare Ehamschin trank um die Wette mit den tapfern sein Jüngern des lustigen Gottes, und der Himmel weiß, was aus uns geworden wäre, wenn nicht plötzlich ein einziges Wort einen ganzen Donner-Lawine verwandelt und alle Gläser betäubt hätte. Dieses Wort war — der Name M***, den einer der Bevanschten ausstprach. M***, M***, wo kommt er her? wo ist er? — Endlich nach ungefähr zehn Minuten erfuhr ich, daß zu Anfange des Sommers ein Podolischer Gutsbesitzer, Namens M***, nach Stitz gekommen sey, daß er jetzt in einem Russischen Regiment diene und sich in *** befinde, und daß vor drei Tagen seine Frau zu ihm gekommen sey. Diese Frau konnte nach der Beschreibung Niemand anders sein, als Emma, die reizendste aller Frauen, die ich jemals sah. Ich erfuhr, daß die Straße nach *** nur eine halbe Werst von hier läge, daß sie selbst nur 30 Werst entfernt und daß der Weg dahin gar nicht für Wagen, aber für Reiter zu passiren sey. Hinreiten oder nicht? — Jetzt gleich hinreiten oder später? Das Gewitter kam immer näher. Um halb 6 Uhr sprang ich mit dem Ausruf auf: „Lebe wohl, Anton Fedorowitsch! Ich reite.“ — „Er wurde doch, wir reiten zusammen.“ — „Nein, ich reite noch *** und hätte schon längst dort sein können; ich vergaß mich aber in Euer Gesellschaft.“ — „Reitest Sie nicht mit!“ erscholl es von allen Seiten. — „Ja, ich reite!“ — „Reite nicht, es ist bald Nacht. Reiten Sie nicht! Da haben wir schon Regen, Sturm und Gewitter. Bleibe hier.“ — „Ich reite!“ — „Gott mit Dir, Staretzopf! Du wirst es bereuen.“

Ein wahrlicher Kabardiner ward wir von meinem Kosaken vorgeführt. Ich bestieg ihn und sprengte der Straße zu unter fernen Donnerschlägen und beginnenden leichten Regen. Bald konnte ich des lustigen Wegs halber nur in scharfem Trott reiten; meine Straße führte mich längs den Bergklüften, durch Abgründe und Thäler. Die Strahlen der Sonne leuchteten flackerweise hindurch, bald auf meine Person, bald auf entfernte Berge und Ebenen. Noch war ich nicht acht Werst geritten, als eine heranziehende Gewitterwolke Alles um mich her verfinsterte. Ich eilt durch Wolkren; der Donner rollte; um und

Digitized by Google

über mir zuckten Blitze; immer stärker ward der Donner und schien mir zuzurufen: „Weiter nicht!“ — Ich reite!

Ich reitet meinen Kabardiner beswärts, trotz Blitz und Donner und eines Regens, der sich mir aus Eimern ergoß. Nur mit Mühe konnte das gute Pferd auf dem schlüpfrigen Wege laufen, und kaum vermochte mein Kosak, mir zu folgen, der mich von ganzer Seele verwünschte. Da entsprang plötzlich rechts neben mir ein so heftiger Donnerschlag, daß mein Pferd wie angenagelt stehen blieb. Ich selbst war erschüttert. Fünfzig Klafter von der Straße entfernt, etwas rechts, öffnete sich ein schreckliches Abgrund, in welchen man nicht ohne Schwindel blicken konnte. Wer mit Lust sich in schwarzen Schichten eine brennbergeführte Bergwand liegen, über welche mein Weg führte; einzelne, die Streitwellen durchkreuzende Straßen der untergehenden Sonne gossen ein röthliches, blutiges Licht über den vor mir gähnenden Abgrund. Mich ergriff ein ungewöhnter Schauder, und mir Zeitlang leid ich mein Pferd nicht zu.

— Reite nicht! riefen mir meine Gefährten zu, als ich Abschied nahm. — Reite nicht! wiederholten Donner und Blitz. — Reite nicht, sprach endlich auch eine Stimme in meinem Innern — die Hölle liegt zu Deinen Füßen. — Und doch, ich reite!

Ein Schlag mit der Peitsche, — mein Pferd sprang auf den Pfad hinunter, der neben dem Abgrunde hinführte. Glücklich umritt ich den letzteren und trieb meinen Kabardiner an, aber wahrscheinlich war es mir nicht bestimmt, dahin zu kommen, wohin ich wollte. Nachdem ich noch fünf Werst zurückgelegt hatte, umgab mich eine solche Dunkelheit, daß ich kein Wegzeichen zu erkennen war. „Nun, Gott mit ihnen!“ dachte ich und kehrte zurück.

Fortsetzung folgt.

Nord-Amerika.

Die farbige Bevölkerung Louisiana's.

(Fortsetzung.)

Die gebrochte Dame — ihr Name wurde damals in den Zeitungen genannt, sie lebt jetzt in Frankreich — ließ ihre männlichen und weiblichen Sklaven für die geringsten Vergehen, oft ganz schuldlos, mit Peitschenhieben bis aufs Blut züchtigen und dann die Unglücklichen in einem finsteren unterirdischen Loche, ohne Speise und Trank, mit Wunden bedeckt, monatlang schmachten und wimmern. Die Verzweiflung gab den Sklaven den Entschluß ein, Feuer anzulegen, um ihren Leiden durch einen raschen Flammentod ein Ende zu machen. Dies ward ihre Rettung; man wurde von Brand im Entstehen gewahr, und eine Menge Volkes drang in das Haus, zu sehen, wo das Feuer auskäme. So fand man die Eingesperrten in einem sammerwollen Zustande, den keine Worte schildern; diese Erzählung mag, mehr als Worte, der Welt einen gräßlich greifenden, verstümmelten Körper erregte in der Volksmasse keinen Unwillen, der sich zu Mord umgestaltete; statt das brennende Haus zu retten, ließ der Haufe seinen Zorn an Zimmern und Wänden, an allem Gräßlich, Hab' und Gut der unmenschlichen Besitzerin aus, — Alles wurde zerstört, und nach einer Stunde lag kein Stein mehr auf dem andern. Die Hauptpolizei, die wachsam, Rechte Gebrauch wachend, das ihr für äußerste Fälle gesetzlich zusteht, erklärte die Keeolin des Besitzes ihrer Negro verlustig; sie wurden von menschlicheren Herren erstanden; jenes Weib mußte vor dem öffentlichen Pöbel das Land räumen.

Eine Genugthuung, wir diese, ist zum Glücke unerhört; häufig das gegen, ja fast tagtäglich, erlebt man Beispiele des gesetzlichsten Unfugs, womit der Neger die Güte und die Wohlthaten der freundschaften Herrschaft vergilt. Woran liegt es, daß er fast durchgängig so unempfindlich gegen wohlwollende Begegnung ist, daß nur die Strenge, nicht die Liebe der Herren Eindruck auf sein Gemüth macht? Ist er wenig Mensch, oder trägt die Sklaverei die Schuld, welche die besseren Seitenregungen erstickt und nur die giftige Frucht im Gemüthe wuchern läßt? Zur Erörterung dieser Frage ist hier nicht Raum, aber wohr bleibt es, daß diese schwarze Race, wie sie in Farbe und äußerer Bildung den Europäer abschreckt und anwidert, so auch unsere moralischen Empfindungen verletzt und zu Grimm und Haß reizt. Ist der Neger, ich durch Schuld der Umstände, das bleibt dahingestellt; genug, der Neger ist in der Regel falsch, tückisch, gefräßig, liederlich, feig und faul — die Seele thierisch wie das Gesicht. Nur der strenge, harte, unbarmherzige Gebieter, der sie unter schaefer Zucht und eisernen Joche hält, hat auf Ehrlichkeit, Gehorsam und Anhänglichkeit bei ihnen Rechnung; Milde, Nachsicht und Schonung legen sie für Schwäche oder Furcht aus und werden unverschämt, trotzig und widerspenstig. Wie ihnen das Gefühl der Dankbarkeit fremd ist, so auch alle wahre Gemüthstiefe. Werden sie aus Sklaven zu Herren, so sind sie die ärgsten Tyrannen und Peiniger ihrer schwarzen Brüder; keiner Grausamkeit den Negersklaven mit so rohem, schonungslosem Uebermuth, seiner teilt ihn so mit Füßen, wie der seigelassene Neger. Dies ist ein schweres, verdammendes Zeugniß, das sie gegen sich selbst ablegen.

Allerdings giebt es Ausnahmen, und wenn es im Allgemeinen wahr bleibt, daß Unkunst der Negers Natur ist, so bestehen Beispiele treuer rührenden Treue und Aufopferung, wie solgendes im Journal des naufrage mitgetheilte, um so mehr eine rühmende Erwähnung. Auf dem Fahrzeuge „les Six Soeurs“, welches im August 1830 mit Ladung und Passagieren, worunter vierzig Neger, von den Seychellen nach Isle de France segelte, kam unter den Mannschaften Feuer aus und griff so schnell um sich, daß keine Rettung möglich war. Alles stürzte in die Schaluppe; aber nun wurde das Meer stürmisch und immer stürmischer; das überfüllte kleine Fahrzeug drohte jeden Augenblick zu sinken. In dieser Noth wurde beschlossen, um Leben und Tod zu loosen; die das Loos träfe, sollten zur Erleichterung der Last und zur Rettung der Uebrigen über Bord geworfen werden. Es befand sich unter den Passagieren eine Kreolin von Isle de France, Madame Malleffile, mit ihren zwei Kindern und zwei Negersklaven; die seelen roe ihr auf die Knie und beschworen ihre Gebieterin, sich dem Loose nicht anzusetzen; lieber wollten sie beide sich ins Wasser stürzen. „Frau Mama“, riefen die treuen Burschen, „wir gern sterben, Du leben bleiben und junge Herren von uns.“ Vergebens suchte Madame Malleffile ihnen zu wehren; die beiden Schwarzen umfaßten zum Abschiede ihr Knie, küßten ihr die Hände, drzten noch einmal die beiden Kinder, dann empfahlen sie ihre Seele Gott und sprangen aus dem Fahrzeuge ins Wasser. Man sah sie noch lange schwimmen und bald zwischen den Wellen verschwinden, bald wieder zum Vorschein kommen. So lange ihnen die Schaluppe noch sichtbar blieb, winkten sie unaufhörlich mit Armen und Händen, ihrer Herrin zu grüßen. Alles an Bord war tief gerührt und ergriffen, und man sagte den Entschluß, nicht zu loosen, sondern, wenn es sein müßte, auch im Tode zusammen zu bleiben. Dahin kam es indeß glücklicher Weise nicht: der Sturm legte sich, und alle wurden gerettet, die auf jene zwei Neger, die sich so heldenmüthig geopfert hatten.

Die physischen Merkmale, wodurch der Neger sich vom Europäer unterscheidet, sind bekannt genug: nächst der Hautfarbe die wollige Gesichtsform mit flach zurücktretender Stirn, gepfropfter Nase, stark nach vorn entwickelten Freßwerkzeugen, wulstigen Lippen und krausewolligem Haar; ferner die Kürze des Vorderarmes und Unterschenkels; sodann ist auch an der Nase des Negers die Knorpelscheidewand am unteren Ende gespalten, was zwar mit dem Auge nicht, wohl aber beim Aufsaugen der Nasenluft wahrzunehmen ist. An diesen letzteren Kennzeichen sind die Kreolen eine verhältnißig Abkömmlinge, noch deutlich, wie alle andere Spuren verschwunden oder unsicher geworden sind. — Zu dem menschlichen Charakterzeichnete des Negers gehören als besonders auffallende Züge eine lächerliche Eigenliebe und Eitelkeit und eine rührende Elternliebe, die ärgste Laual für diese dumpfen, leidenschaftslichen Gemüther. Zu einer Krankheit, sagt man, sei es oft und gern zuviel Ehre sagen, heißt es ungefähr wie folgt: „Herzzeit ist auch krank sehr, Kopfweh nicht krank sehr, Zahnweh nicht krank sehr, Ohrweh nicht krank sehr u. s. w., Eifersucht, das ist krank sehr.“

In den Pflanzungen ist in der Regel ein Aufseher über die Neger gesetzt, der sie zur Arbeit anzuhalten, aber auch für ihre Bedürfnisse und ihre Gesundheit zu sorgen hat. Er wohnt entweder in einer Anzahl kleiner Hütten, die hinter dem Wohnhause und den Wirthschaftsgebäuden des Pflanzers auf freiem Felde liegen und sich, in gehörer Anzahl von weitem gesehen, wie ein kleines Lager auszehmen. Jede Negerfamilie hat ihr besonderes Häuschen, wo sie sich einrichten mag, so gut sie kann: eine aus dem Boden gegrabene Höhle mit Holzdach zur Aufnahme der Kranken. Bei den meisten Pflanzungen wird auch ein Krankenhaus, der gegen ein jährliches Zinsum von Zeit zu Zeit einbrichtet und vorkommende Krankheitsfälle unter den Schwarzen behandelt. Bei Negerinnen werden nicht gebraucht; ein paar tüchtige Wegungen und hauptsächlich die Pillen und Tränken des Arztes werden gegen Alles helfen. Ein Arbeit, worzu der Neger sehr häufig leidet, ist die Auszehrung des Appetits, das krankhafte Gelüsten nach ungenießbaren Dingen, das sich auch bei jungen Mädchen in den Jahren der Pubertät zuweilen einstellt. Dann verschlingen sie Erde, Kieselsteine, Sand, Thon und Lehm, zu solcher Menge, daß sie dadurch ihren Tod sich selbst anlegen muß, damit sie an dieser Gefräßigkeit nicht erstehen. Manche thun es aus Tücke, Hartnäckigkeit und verdrossenem Trotz, widerstehen sich der Arznei und wollen Speise und Trank zurück, bloß um ihrer herrschaft Schaden und Beerud zuzufügen; sie wissen recht gut, daß es für ihren Herrn ein empfindlicher Verlust ist, wenn sie sterben, und drohen ihm gewissermaßen damit. Aber man weiß ihnen die Politik schon auszutreiben.

Jeder Sklavenbesitzer kann seinen Sklaven die Freiheit schenken; doch hat der Alt seine Gültigkeit, wenn die Regierung des Staates ihn nicht bestätigt. — er muß sie daher nicht den Verzug einer Verfügung und Genehmigung verzögert werden. Diese Bewegschuhe sind in der Regel zwei: die Klugheit auf lange, treue Dienste, oder der Dank für eine Handlung besonderer Ergebenheit und Aufopferung von Seiten des Sklaven. Die Freilassung geschieht entweder augenblicklich, oder es wird ein Termin festgesetzt, nach dessen Ablauf sie vollzählig eintreten soll; ist dieser Termin verstrichen, so geht der Sklave Rechtsmegen frei aus. Zuweilen wird dem Verkauf eines Negers in einer bestimmten Dienstzeit freilassen soll, was denn im Grunde auf eine Miethe sie so und so viel Jahre herauskommt. Unzulässig erscheint die Sklaverei der Negers durchaus nur auf dem tropischen Gebiet; so wie der Neger den Boden eines fremden Staates betritt, ist er de facto und de jure frei; selbst wenn er seinen Herrn nicht verläßt, wenn er mit ihm nach Amerika zurückkehrt, bleibt ihm die oft sehr unerwünschte Unabhängigkeit, mit der er nichts anzufangen weiß. Dieser wenn Gesetze eines gesitteten Volkes, so mag uns der Wenigen zugänglich sein, daß auch manchem braven, vielfährig treuen Knecht zu Gute, an dessen Dienst und Gegenwart der Herr sich so gewöhnt hat, daß er ihn auch auf seinen Reisen nicht entbehren mag und sich lieber der Gefahr aussetzt, ihn zu verlieren, als ihn Wochen oder Monate lang nicht um sich zu sehen. In der Regel benutzen die Sklaven die sich ihnen darbietende Gesetzesoeblthat mit einer Hast, worin ein kaländender Undank gegen ihre Herrschaft liegt; meistens aber sieht man spätrdin dergleichen Elende, denen die Freiheit zur Last und zum Verderben wird, in äußerster Noth und Verwortenheit umherirren und sich nach ihren früheren Sklaverstande zurücksehnen: mit Freuden würden sie sich wieder unter das alte Joch dengen, wenn es nur anginge. Abermals eine Erfahrung, die gegen den Neger-Sklaven, als ein moralisch niedriger stehendes, entartetes Wesen, und zu Gunsten des Kreolen, des Stammvolkes spricht, zeugt. — Doch stehen sich unter den Schwarzen auch energischere, thatkräftige Naturen, die es an der Sklaverkette nicht ausdulten, in denen ein wahrer, mächtiger Durst und Trieb nach Freiheit lebert. Solche entlaufen von der Arbeit in den Pflanzungen, wagegen die

Trägheit oder ein edleres Gefühl in ihnen sich regt, in die Gebirge und Wälder: sie werden Marons- und Kastanienbäume sich von Jagd und Plünderung. Diese Flüchtlinge von Symbrien werden von den Wilden auf Leben und Tod verfolgt; in tausend Zeitungen wird ihr Signalement und der auf ihre Köpfe gesetzte Preis ausgeschrieben; man hetzt sie mit wilden, riesengroßen Windhunden, die auf die Negerjagd abgerichtet sind und nach dem Blute dieses menschlichen Wildes lechzen. Der Marron ist vogelfrei: der Wilde darf ihn niederschießen, wie ein reißendes Thier. So leben diese Wilden ausgestoßen, geächtet, einzig umflößt; jede Flucht zu Lande oder Wasser ist ihnen abgeschnitten, und jeden Augenblick müssen sie des Todes von der Kugel des Verfolgers oder unter den Zähnen seiner Hunde gewärtig sein. Die Verzweiflung macht sie furchtbar; im unbeschreiblichen Dickicht, hinter Schluchten und Verhauen liegen sie verschanzt; zur Nachtzeit überfallen sie die Pflanzungen, plündern, brennen, morden und führen andere Schwarze mit in die Wälder. Zuweilen lassen sie sich Monate lang nicht aus ihren Schupfwinkeln herauswagen, wo sie nichts zu essen haben, als rohe Wurzeln, Eicheln, Obst und dunger Turwälfte sie, und die Zeit unterliegt in dem Kampfe, den sie, die armen rohen Wilden, beistandlos gegen eine ganze Welt mächtiger, kleistesster Feinde führen. Dann schleppen sie sich, zu leibendigen Gerippen ausgemergelt, in die Regionen der Pflanzungen hinab, kleichen vor die Thür ihres ehemaligen Herrn und bitten wimmernd um ihr Leben und um die alte Sklaverei.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die viereckige Mütze der Französischen Advokaten.

Es ist eine einfetzliche Macht, die Mode; sie beherrscht uns ohne unser Wissen und wider unseren Willen; die erniedrigt und die unbedeutendsten Dinge, der große Haufe ehrt so gut wie die eingeborn Unterthanen, der Denker wie der Leichtsinnige unterwerfen sich ihrer Herrschaft. Die Form ist ihren Einfällen hat bei uns alle Klassen, selbst die ernsteste von allen, die der Rechtsgelehrten, ergriffen; ihre Gewohnheiten, ihre Gebräuche, ihre Kostüme haben Veränderungen erlitten, deren Geschichte anziehende Betrachtungen darbietet. Wir beschränken uns heute auf einige historische Bemerkungen über den ehrwürdigsten Theil der Tracht unserer Doktoren, die Mütze, ein unterscheidendes Zeichen ihrer Würde.

Der Kopfputz ist das wichtigste Moment der Tracht; er ist für das Kostüm das, was das Haupt dem Körper ist, er macht den Charakter. Während mehrerer Jahrhunderte war der Kopfputz des Gelehrten die Kappe, eine Art Mützensack mit zwei zuweilen langen und verschiedenfarbigen, fast immer lebhaften Bändern geschmückt. Die Kunst bestand in der Art, diese Bänder um den Kopf zu winden. In früherer Zeit wurde nur eines dieser Bänder umgewickelt, das andere fiel auf das Gewand, dessen dunkele Schattirungen es erhellte. Endlich bei steigender Eitelkeit Kopf nicht mehr die Geschicklichkeit des Bürgers sie kam außer Gebrauch. Der Verfall der Kappe datirt sich von der Regierung Karl's V. von Frankreich, indessen verschwand sie nicht gänzlich, wie es die Geschichte der Bürgerkriege, welche das Ende der Regierung Karl's VI. mit Blut befleckten, beweist, und in welchen das St. Andreas-Kreuz auf der Kappe der Burgunder sie von den Armagnaken oder Bandos, also genannt wegen der Schärpe, welche sie trugen, unterschied.

Uebrigens wurde, trotz der Geringschätzung von Seiten des Bürgers, die Kappe von den Rechtsgelehrten adoptirt und von denselben gewissenhaft conservirt, anfangs in ihrer früheren Gestalt, später aber gewissen Veränderungen beschränkt; das Schwalbennäpchen der alten Kappe wurde zur Kappe des Doktors, Advokaten, Richters, und die Bänder der Kappe hingen von der Seite der Schulter herab. „Wie alle Dinge", sagt ein damals lebender Schriftsteller, „durch die Länge und Zeitfolge in Verfall geraathen, so ist auch der Gebrauch dieser Kappe allmählich verschwunden und ist nur unter den Hellturen und den Magistern der Philosophie, welche noch ihre Chaperons auf den Schultern und die runden Mützen auf dem Kopfe tragen, geblieben."

Das Käppchen war im Allgemeinen von schwarzer Wolle; den Doktoren und Advokaten war auch die rothe Farbe gestattet. Bei öffentlichen Feierlichkeiten zeugen die Advokaten ein rothes und mit Pelz besetztes Käppchen. Ein Rechtsspruch des Parlaments vom Sonnabend den 4. November 1514, welcher den Rang feststellte, gab die Advokaten bei der Feierlichkeit des Einzugs der Königin einnehmen sollten, scheint ihnen oct, sich im rothen und mit Pelz aufgeschlagenen Käppchen einzufinden.

Das Käppchen ward demnächst von allen Rechtsgelehrten, auf der Universität sowohl als im Justiz-Palaste, angenommen; da sie es unter Franz I. einem Mützenmacher in der Straße des Cordeliers ein, mit dem Kopfputz eine Veränderung vorzunehmen. Dieser unschuldige Neuerer, Namens Patrouillet, hatte eine gute Anzahl Doktoren zur Kundschaft, sein Laden war weit und breit berühmt. Er erfand die viereckige Mütze als Nebenbuhlerin der runden; freilich war er weit entfernt, zu ahnen, daß seine Erfindung ein Attel der Zwietracht, eine Fackel der Anarchie und des Bürgerkrieges werden würde.

Die Ihre Patrouillet's konnte, wie jeder neue Gedanke, nur mühsam durchdringen. Endlich gelang es ihm, einige Advokaten und Doktoren sie sich zu gewinnen; diese erschienen mit der neuen Mütze und erregten dadurch eine allgemeine Bewegung. Die Sorbonne und die Nationen wurden den viereckigen Mützen unterlagt: der Kanzler der Universität donnerte von der Kanzel gegen Patrouillet. Dies aber machte sein Glück. Die Verfolgung förderte, wie immer, die Proselytenmacherei. Die jungen Doktoren und Advokaten gingen mit besonderer Vorliebe mit der gehaßten Mütze durch die Stadt spazieren. Die Wuth des Kanzlers der Universität brauchte eine Anzahl der Verheirtigter der viereckigen Mützen, man diskutirte zuerst die Frage über bequeme und unbequeme; die Köpfe erhitzten sich, und bald theilte sich die Barre in zwei Lager, das eine mit der runden Mütze, das andere mit der viereckigen. Maskeraden von Studenten und Mützenmachern Erlebungen durchgegen die Straße des Cordeliers und die Vorstadt St. Marceau, das Studentenlied der Mützenmacher, indem jeder sein Symbol, auf Stöcken oder Pfeilen mit Windfahnen versehen, welche gewaltige, für die Disputanten-Partei beleidigende Inschriften enthielten, aufpflanzte. Bei jedem Zusammentreffen gab es Handgemenge, Tumult und Schläge. Die Erbitterung war so groß, daß die Wache nicht hinreichend war, die Unordnungen zu unterdrücken. Blut floß in Strömen, und der Platz Pré-aux-Clercs sah jeden Tag einen Kampfpre der runden oder der viereckigen Mützen. Die Nacht selbst sahe den Feindseligkeiten nicht immer ein Ziel; sehr Vielen hatte ihre Meinungsäußerung, welche eben so sehr Verwegenheit, Dreiste und Begeisterung nenne Mut konnte mehrere Wochen, während welcher Zeit Diebstähle und Mordthaten auf eine furchtbare Weise sich vermehrten, weil die Verderbter vor den Verfolgungen der Polizei, die jetzt andere Dinge zu thun hatte, sicher waren. Patrouillet's Erfindung hatte die Stadt in einen so aufgeregten Zustand versetzt, daß die strengsten Maßregeln nöthig geworden waren.

Um die Wiederkehr der nächtlichen Raufereien in den Weinschenken zu verhüten, verbot das Parlament „allen Weinschenkern und Wirthen, ihren, die Straße des Steanges, zur Nachtzeit Jemand bei sich thren zu lassen, noch irgend ein Zeichen zu ertauben, sondern dieß bei Leib." Auch schärfte das Parlament bei Verpflichter Züchtigung und willkürlicher Strafe „allen Chirurgen und Barbieren ein, die Vor- und Zunamen und Wohnungen der Leute aufzuschreiben, welche des Nachts verwundet würden und zu ihnen kämen."

Die Strenge half nur jedoch zu geeh, als daß man sie leicht hätte unterdrücken können. Man wußte sich dreizichen. Die Sorbonne und der Justiz-Palast waren gezwungen, das auf die Erfindung Patrouillet's gelegte Verbot aufzuheben und die Gleichheit der Mützen vor dem Gesetze zu proklamiren. Inzwischen verteidigte die viereckige Mütze das Käppchen nicht gänzlich, sondern koexistirte nur damit. Die älteren Advokaten und Theologen, welche an den Gewohnheiten, Gebräuchen und Gewohnheiten, hielten es mit dem Käppchen; doch der endliche Sieg blieb der viereckigen Mütze. Jungen den erhielt durch eine Art von Vergleich, welcher der überwundenen Partei als Trost gewährt wurde, die Mütze Patrouillet's, trotz ihrer viereckigen Form, den Namen einer runden.

Genau genommen verdiente der Mützenmacher Patrouillet wenig Rühmens. Seine viereckige Mütze, welche durch die jetzige Mütze vortheilhaft ersetzt ist, war schwer und unanfehnlich. Unter den vier Seiten jener mörderen, nach oben erweiterten, auf vier Akzeuntete Ecken auslaufenden Mütze mußte das Gehirn einer alten Advokaten aus einer Plagiirer der Philosophie einen gereiteten Ausdruck erhalten, der den Wetterhand, den sie fand, erschreitzt. Uebrigens ärnelete der Mützenmacher Patrouillet, welcher seine Rolle als Neuerer beinahe theuer hätte bezahlen müssen, hinreichend die Frucht seiner Erfindung; sein Mützenmacher der Straße des Cordeliers konnte mit ihm hinsichtlich der neuen Mütze, deren wahrhafter Vater er war, konkurriren; die Rechtsgelehrten Krämten in seinen Laden, seine Mützen bedeckten die Köpfe der Mehrzahl jener Zeit, und das Glück schetze ihm dergestalt zum Neger seiner Genossen in der Mützenmacherei, daß er von der Frucht seiner Erfindung in der Straße de la Savetterie ein sehr schönes Haus bauen ließ und von sich, indem er auf seinen Lorbeeren ruhte, mit Horaz sagen konnte: Exegi monumentum.

(Lo Droit.)

Mannigfaltiges.

— Bulwer und die Deutschen. Der neueste ist eben in London erschienene Roman Lytton Bulwer's heißt Ernest Maltravers, und das Deutsche Publikum hat sich dafür bei dem Verfasser ganz besonders zu bedanken. Bulwer hat nämlich diesen Roman dem Deutschen Volke gewidmet, und zwar nicht etwa des Inhalts wegen — dieser ist von ganz gewöhnlicher fadisonabler Art, ja die Erzählung leidet nicht einmal in Deutschland — sondern aus reiner Dankbarkeit. Bulwer hat von der Verehrung erfahren, die das Deutsche Publikum für ihn hegt; er hat erfahren, daß mehrere seiner Novellen vier Mal ins Deutsche übersetzt worden; er hat erfahren, in Deutschland sey sein Name eine solche Autorität, daß man sich desselben sogar bediene, um Deutschen Produkten, die sonst die „Feingenossen") recht gut auf eigenem Füßen stehen könnten, ein gehöriges Publikum zu verschaffen, und aus Seelenmilchkeit für so unverwaltete Aufgeichnung widmet er den Deutschen seinen neuesten Roman. Wir geben hier einstweilen in möglichst treuer Uebersetzung die gar schmeichelhaften Worte der Widmung und denken auf das Buch selbst, das einem halben Dutzend Deutscher Uebersetzer ebenfalls nicht entgehen wird, später noch zurückzukommen. Die Widmung lautet:

„Dem großen Deutschen Volke,
einer Nation von Denkern und Kritikern,
einem ausklärischen, aber verwandten Publikum,
das so tiefen Urtheils, nachsichtig im Tadel, großmüthig
in der Anerkennung ist,
hat dieses Werk gewidmet
ein Englischer Schriftsteller."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Institut der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 122. Berlin, Mittwoch den 11. Oktober 1837.

Frankreich.

Napoleoniana.

Nach dem United-Service-Journal.

Ueber keinen Mann der neueren Zeit ist mehr geschrieben worden, als über Napoleon, und so verschieden die Gesinnungen waren, von denen dabei ausgegangen wurde, so entgegengesetzt und widersprechend sind auch die Nachrichten über ihn. Die Einen, von Dankbarkeit, Verehrung, persönlicher Anhänglichkeit und vor Allem von dem falschen Glanz geblendet, der einen Helden umgiebt, sind ganz blind gegen seine Fehler, während die Anderen, ihn und seine Handlungen nur durch das falsche Medium des Neuerthals und der Haß betrachtend, selbst diejenigen großen Eigenschaften leugnen, die ein unparteiischer Geschichtschreiber anzuerkennen gezwungen ist. Beide sind also von vorn herein gleich unfähig, eine ruhige, nüchterne Kritik zu üben, durch welche ihre Berichte allein einen historischen Werth bekommen können.

Gerade Napoleon hat mehr als irgend einer seiner Zeitgenossen, ja vielleicht mehr als jeder andere merkwürdige Mann irgend eines Landes oder Zeitalters, dieser Verschiedenheit der Meinungen Spielraum gegeben; denn in seinem Charakter zeigte sich ein Gemisch von den allerentgegengesetztesten Eigenschaften, und es ist gewiß wahr, wenn man behauptet, daß wenige Männer so große Thaten ausgeführt und zugleich durch so ungeheure Fehler ihren Ruhm vertunselt, wie er. Der Widerspruch also in den Urtheilen derer, die über ihn zu Gericht sitzen, löst sich nur durch die verschiedenen Stellungen erklären, die sie eingenommen; doch darf man auch nicht vergessen, daß die enthusiastischen Bewunderer Napoleon's ihr schmeichelndes Bild aus einer zu großen Entfernung gezeichnet haben, und daß sie, nicht zufrieden damit, seine Fehler zu beschönigen oder auf Rechnung der menschlichen Schwäche zu entschuldigen, sie ganz und gar zu verbergen oder zu leugnen versuchten. Um den blendenden Glanz ihres Idols zu vergrößern, haben sie sich bemüht, jeden Flecken, der seinen Ruhm entstellen könnte, zu entfernen, und seinen Anstand gewonnen, mittelst Thatsachen zu verbergen und die unleugbare Gewißheit Lügen zu strafen. Diese bestätigen die verschiedenen Memoiren über Napoleon, die seit vielen Jahren die Presse verlassen und die beinahe darauf berechnet scheinen, in Zukunft eine Quelle von Verlegenheiten und Schwierigkeiten für den unparteiischen Historiker zu werden, dessen Streben es ist, der Nachwelt die reine Wahrheit zu überliefern.

Ich habe die Absicht, durch eine klare Erzählung von Thatsachen, die sich fast unter meinen Augen ereignet und worau ich selbst Theil genommen habe, gewisse Behauptungen, die gegen alle Wahrheit und Wahrscheinlichkeit sind, zu widerlegen und die widersprechenden Zeugnisse zu vernichten, die sich im Auslande gelten gemacht haben.

Napoleon's Leben hat bekanntlich viele Nachstellungen erfahren, besonders zu der Zeit, da er die Kaiserliche Krone aufsetzte. Nur die Gewandtheit seines Kutschers war es, die ihn am 3. Januar vor der Höllen-Maschine rettete, und noch war er selbst so wenig auf seiner Hut, daß jeder entschlossene Mensch, der sein Leben daran setzte und seine Pläne geschickt anlegte, ihn ohne Schwierigkeit hätte ermorden können.

Erst der Polizei, den ich jetzt erzählen will, erweckte seine eigene Furcht und bestimmte die Polizei, etwas verschiedenere Vorsichts-Maßregeln zu ergreifen. Der größte Feind Napoleon's gab bei seiner Verantheilung, und kurz bevor er das Schafott bestieg, folgende Erklärung: „Ich bin ein Gegner der jetzigen Regierung, aber kein Meuchelmörder; hätte ich Bonaparte's Tod gewollt, so hatten sich mir verschiedene Gelegenheiten: unter andern, als er einmal früh Morgens in den Gärten von St. Cloud spazierten ging. Er befand sich allein und an einer Stelle, die von dem Schlosse weit entfernt war. Ein alter Soldat mit einem hölzernen Bein ging vor ihm vorbei. Napoleon trat zu ihm und sprach mit ihm mehrere Minuten ohne das geringste Mißtrauen. In diesem Augenblick war sein Leben in meiner Gewalt! Ich war jener Veteran! Er war unbewaffnet, und ich trug einen Dolch und ein Paar Pistolen bei mir; aber ich war kein Mörder.“ Als man dies Bonaparte berichtete, so erlaunte er sich vollkommen dieses Vorfalls; jener Mensch war kein Anderer, als der berüchtigte George Cadoudal.

Bald darauf geschah es, daß der Theil des Gartens, der unmittelbar an den Palast gränzt, von dem übrigen Park durch eine Umzäunung abgesondert wurde, damit Napoleon spazieren gehen könne, ohne mit dem Publikum in Berührung zu kommen, und später wurde es auch die Terrasse, die an der Seite des Flusses nach den Tuilerieen hinführet; für Bonaparte selbst und seinen Hof blieb ein besonderer Zugang zu dem Flora's-Pavillon durch eine unterirdische Passage.

Je mehr die Zahl der Mißvergnügten anwuchs, desto zahlreicher wurden auch der Vorsichts-Maßregeln für seine Sicherheit. Sie erreichten zuletzt eine solche Ausdehnung, daß fast kein Fremder sich ihm nähern durfte, außer natürlich bei den Revüen, wo er von den treuesten seiner Anhänger umgeben war, die ihr Leben geopfert haben würden für seine Vertheidigung, und selbst bei solchen Gelegenheiten zog die kleinste verdächtige Bewegung die Verhaftung nach sich. Nichtsdestoweniger sind weit mehr Attentate gegen sein Leben angekündigt worden, als die Welt erfahren hat; auch war es gewiß zu dieser Politik, sie zu verheimlichen, da die Kenntniß dieser beständigen Lebensgefahr des Kaisers in Frankreich wir in anderen Ländern einen höchst schädlichen Eindruck gemacht haben würde; dort hätte es allen Glauben an die Stabilität seiner Regierung untergraben, und der Welt wären die Augen geöffnet worden über die Loyalität und Anhänglichkeit, deren sich seine Regierung zu erfreuen schien. Ich werde bald Gelegenheit haben, von einigen dieser Verschwörungen speziell zu reden.

Die Vorsichts-Maßregeln, die getroffen wurden, die Person Napoleon's in seinen Kaiserlichen Schloß zu beschützen, beschränkten sich darauf, die Annäherung jeder Person zu verhindern, deren Gesinnung und Zweck man nicht kannte. Er war in jedem Augenblick von seinen Adjutanten und Stabs-Offizieren umgeben, die es in der That unmöglich machten, daß irgend ein feindlicher Versuch ihn daselbst erreichte; wenn aber der Kaiser reiste, so wurden die sichersten Vorkehrungen zur Sicherung seiner Person so weit getroffen, daß ich keine Vorstellung davon hätte, wenn ich nicht selbst Zeuge gewesen und zur Theilnahme daran berufen worden wäre. Ich bitte den Leser, mir Glauben zu schenken, wenn ich mich bei jedem Umstand, den ich beschreibe, streng an die Thatsachen halte. Ich habe in der That keinen Grund, der Wahrheit zu umgehen, noch ist irgend etwas vorhanden, was mich von der Enthüllung derselben abhalten könnte, zumal da ich selbst die Maßregeln, die man zur Erhaltung des Kaisers ergriff, aufrichtig billigte. Er, der dem Tode so oft vor den Kanonenmündungen gerettet, verdiente wohl hastig nicht, durch den Dolch eines Mörders zu fallen.

Einige Monate nach der Geburt des Königs von Rom beschloß Napoleon, in Begleitung der Kaiserin Maria Louise eine Reise nach dem westlichen Frankreich zu machen. Beinahe einen Monat vorher kamen die Präfekten der verschiedenen Departements zu der Anweisung, eine angemessene Aufnahme für die Kaiserlichen Herrschaften und ihr Gefolge, das aus hundert Personen bestand, vorzubereiten.

Ich machte damals gerade meine Lehrjahre in der Administration, und zwar als Privat-Secretair eines Präfekten. Mein Principal hatte, bei vielen vortrefflichen Eigenschaften, etwas große Manieren und war wenig für die Gesellschaft geeignet. Der Kaiser, der Napoleon erscheinen zu müssen und sich in das Höflings-Gedränge hineingewerfen zu sehen, war ihm ein unbegreiflicher Schrecken. Linkisch und verlegen, selbst in dem Besuchzimmer seines eigenen offiziellen Wohnhauses, wo er doch den höchsten Platz einnahm, war er kaum seiner Sinne mächtig bei dem Gedanken, von so vielen Prinzen, Herzogen und Ministern umgeben zu sein; aber es erwartete ihn eine noch größere Angst. Der Mann war unverbesserlicher; reich war er auch nicht und seine Kleidung folglich nach der strengsten Oekonomie. Sein Hausgesinde bestand aus einem einzigen Diener und einem Koch, und mit Ausnahme von zwei Staatszimmern, in denen er Audienz zu geben pflegte, und von drei Möbel wenigstens 30 bis 40 Jahre alt war, hatten die übrigen Gemächlichkeiten des Hauses kaum einen Werth von 1000 Franken. Die Präfektur selbst war früher ein Palast der Herzoge von Guise gewesen und seit länger als einem Jahrhundert nicht repairirt. Kein Wunder, wenn das Gebäude im Verfall und das Innere ganz kahl und verschlafftigt war.

Bei der Ankündigung jenes Kaiserlichen Besuche durch den Staats-Secretair wurde zwischen dem Präfekten und mir ein großes Konzilium gehalten. Die Anordnung einer feindlichen Armee hätte meinen Prinzipal nicht ängstlicher und besorgter machen können — noch ihr Schrecken hat hier nichts. Es mußten alle nöthige Vorkehrungen getroffen werden, und ich wagte es also, ihm zu verstehen zu geben, daß es, da hier eine Zeit zu verlieren sey, am räthlichsten wäre, so schnell wie möglich alle Anstalten zu treffen. „Thun Sie weiter nichts, Herr Präfekt“, fügte ich hinzu, „als sich auf Ihre amtlichen Pflichten beschränken, und stellen Sie nur 15,000 Franken zu meiner Disposition, so will ich dafür bürgen, daß Alles zu Ihrer Zufriedenheit geordnet seyn soll.“ Meine Versicherung gab ihm wieder etwas Muth. Er verzog sich für einen Augenblick seine gewöhnte Sparsamkeit, oder er ge-

Digitized by Google

wann vielmehr das Verreisen, daß er sie alle Ausgaben, denen er sich unterziehe, entschädigt werden würde, und hierin ist er auch nicht getäuscht worden.

Den folgenden Morgen waren 150 Arbeiter von verschiedenen Klassen beschäftigt, die Prädsetur zu reparirten und zu verschönern, und sich stets sehr emsig bemühten, alle unnützen Beschäftigungen im Stich, um als Direktor die Arbeiten zu beaufsichtigen.

Ich will über Einrichtung, die zwar an sich nicht ohne Interesse sind, aber meinem Gegenstande fern liegen, hinweggehen und nur so viel merken, daß ich für den Palast (denn jetzt erst verdiente er diesen Namen) Möbel, Geschirr und anderes Geräth angeschafft hatte, dessen Werth sich wenigstens auf 8000 Pfd. (über 30,000 Thaler) belief. Es war von den angesehensten Bewohnern der Stadt geliehen, die mir dereitwillig mit aller möglichen Hülfe entgegenkamen. Man bedrete mich auch darüber, obgleich ich mich jetzt nicht mehr daran erinnere, wo die verschiedenen hohen Personen unterzubringen seyen; so viel aber weiß ich noch ganz genau, daß ich das schönste Möbel für die Zimmer der Kaiserin reservirte. Es wird sich zeigen, daß diese einleitenden Umstände deswegen so genau erzählt werden, damit sie meine Thätigkeit an der Seine, wie ich zu schildern im Begriff bin, erklären und man daraus ersehen könne, daß meine Erzählung nicht auf Hörensagen oder den Berichten Anderer beruht.

Vierzehn Tage ungefähr vor der Ankunft des Hofes langten zwei Offiziere des Kaiserlichen Hauses an, Herr Deschange und Herr Spongbiesky, blieben aber nur 24 Stunden in der Stadt. Wenn Napoleon auf Reisen war, so ritten ihm gewöhnlich Palast-Fourrier voran, welche die allgemeinen Befehle austheilten; diese wurden dann von den Marechaux des logis ausgeführt, welche das Detail besorgten und die ganze Verantwortlichkeit trugen. Den letzten Tag vor der Ankunft des Kaiser wachte ich Oberkammerherrn seine letzte Inspectionsrunde, um zu sehen, ob die Vorbereitungen alle vollendet und nichts vernachlässigt wäre, was zur Bequemlichkeit seines Herrn dienen konnte. Bei manchen Gelegenheiten jedoch und namentlich auf seinen Feldzügen mußten diese Formalitäten nordwendig wegfallen.

Da bei der Ankunft der Fourriere die Anstalten im Schlosse noch nicht sehr vorgerückt waren, wenigstens dem Aeußeren nach, so konnten sie nur wenig thun; eine Veränderung aber konnten sie doch. Ich hatte das Ertzgeschoß für den Kaiser zurechtgemacht, als bequemer denn der erste Stock. Diese Ordnung ward umgestoßen wegen der vielen Fenster und Thüren, die nach dem Garten gingen, und die entblößten auch den Napoleon in der oberen Zimmer-Reihe wohnen sollte, und bestimmten die unterer für die Kaiserin. Diese Vorsicht fiel mir damals nicht besonders auf, doch sah ich bald noch mehrere Maßregeln derselben Art wahrnehmen.

Als noch wenigen Tagen die beiden Marechaux des logis, Herr von Ségue und der Baron de Canonville, in unserer Stadt anlangten, waren sie natürlich genöthigt, mich mit dem Geheimniß jener Vorsichts-Maßregeln, ihrem ganzen Umfange nach, bekannt zu machen.

Ihre erste Sorge war, jenen Riesbau im Schlosse Zimmer sorgfältig zu untersuchen; auch der Boden und das Getäfel wurden genau besichtigt und durchforscht. Das Zimmer hatte zwei Thüren: die eine führte in ein Vorzimmer, von wo aus man in den Audienzsaal kam, und hier wußten die Nachts zwei bis drei Offiziere wachen, während bei Tage mehrere Kammerherren und Huissiers anwesend waren; die zweite Thür führte in mehrere kleine Gemächer, die für die verschiedenen Kammerdiener, welche den Kaiser begleiteten, angewiesen waren. Unter diesen war auch der Mameluk Rustan, für den ein ähnliches Bett angeordnet war, wie für die übrigen, doch die Marechaux des logis gaben dem Befehl, es als überflüssig zu entfernen, die Muslim, sobald Napoleon zu Bett gehe, eine Matratze vor der Thüre des Schlafgemachs hinlegen, auf der er angekleidet ruhe, mit den Waffen zur Seite. Von innen war auch ein starker Riegel an der Thür, den der Kaiser des Nachts vorschob und der nur von ihm selbst oder von einem aus seinem Gefolge, der durch eine andere Thür eintritt hatte, zurückgeschoben werden konnte, um seine Kammerdiener hereinzulassen.

Auf jeder Seite des Kamins im Schlafgemach war eine kleine Nische in der Mauer angebracht, wo man gewöhnlich die Lichter und Kerzen bewahrte. Diese Nische war genau dem jenen ähnlich, die man gewöhnlich in großen alten Gebäuden findet; auch konnte man sie wegen ihrer geringen Tiefe zu nichts Anderem benutzen. Zu einer von diesen war der Schlüssel schon längere Zeit verloren gegangen; der Marschall Duroc verlangte ihn und war sehr unzufrieden über ein Nichtvorhandenseyn, worauf ich bemerkte, daß die Nische gerade so groß sey, wie die auf der anderen Seite, und daß kaum eine Katze darin Platz hätte. „Du hast vourrait à peine s'y cacher", war mein Antwort; trotzdem wurde der sternsgte Befehl gegeben, auf der Stelle einen Riegel daran machen zu lassen.

Vor dem Palaste lag ein großer Hofraum, den eine alte gegen 30 Fuß hohe Mauer von der Straße trennte. Wenn dies von jener einen sehr häßlichen Anblick von den Fenstern aus bot, so wurde dies durch den zerfallenen Zustand der Mauer noch gesteigert. Um diesem Uebelstand abzuhelfen, kam ich auf den Gedanken, durch Verpflanzung von ungefähr hundert jungen Bäumen aus dem Walde die Mauer hinter diesen zu verbergen; und indem ich sie so aufstellte und durch eine Hecke vober Ulmen von hinten unterstützte, gelang es mir richtig, die Mauer ganz und gar abzuverstecken, während die Masse des Laubwerks eine sehr angenehme Wirkung machte.

Kaum hatte der Marschall Duroc diese Bäume bemerkt, als er auf der Stelle den Befehl gab, sie fortzuschaffen. Vergebens stellte ich ihm den unangenehmen Anblick vor, den sie zu verbergen bestimmt waren, und wie jetzt keine Zeit mehr übrig sey zu irgend einer anderen Anordnung. Er wiederholte sein Gebot auf übereaus heftige und entschiedene Weise, und ich eilte dahet, sogleich mit den Herren von Ségue und Canonville zu sprechen, welche selber meinen Plan bewundert und gebilligt hatten. Sie fehrten mit mir zu dem Marschall zurück und brachten ihn endlich dahin, daß er meinen rideau de verdure stehen ließ. Indem er jedoch dies zugab, trat er ganz und gar bedeutende Maßregeln, um sein Gewissen zu beruhigen. Auf jeder Seite des Thores und zwischen der Mauer und der Allmenbreche stellte er drei Reihen Schildwachen auf. Da nun die letztere in Form einer Bogens angelegt war, so konnte sich die erste von diesen Wachen durchschlüchlich nicht von der Stelle rühren; die zweite hatte einen Raum von ungefähr drei Fuß, in dem sie sich bewegen konnte, während die dritte, am äußersten Ende, nicht mehr als fünf bis sechs hatte. Sie standen gegen sinnfachen Fuß von einander entfernt, waren alle aus des Kaiserlichen Garde, und zwar Männer von erprobter Treue, die also jeden Angriff auf Napoleon bei seiner Ankunft oder Abfahrt verhindern mußten.

Den Tag nach seiner Ankunft hielt der Kaiser eine Musterung der verschiedenen Autoritäten des Orts, der geistlichen, der militairischen und der Civil-Behörden. Am Schluß derselben wartete die, welche dabei gewesen (gegen 150 Personen), auf dem Hof und an den Stufen beim Eingang des Schlosses, um den Kaiser zu Pferde steigen zu sehen, da er im Begriff war, das Rathhaus zu besuchen und sich die Stadt überhaupt anzusehen. Alle Damen, die gekommen, sich zu sehen, waren in das Schloß zurückgekehren, wo man sie in eine große Antichambre auf dem Erdgeschoß führte, deren Thüren und Fenster verschlossen waren. So war also, als Napoleon herunterkam, außer mir kein einziges Wesen in seiner Nähe, das nicht zu seinem Gefolge gehörte. Zwanzig Schritt von ihm plauderte ich mit Niemand und konnte nicht umhin, zu bemerken, daß der Kaiser mit großer Mühe zu Pferde stieg und etwas sehr steif auf dem Sattel saß. Wahrscheinlich wünschte man nicht, daß 150 Personen auf einmal diese Bemerkung machten sollten, oder man mochte auch fürchten, daß sich unter dieser Menge leicht ein Mörder verbergen könne. Es ist viel ist gewiß, daß die Fehren in der Antichambre, in welche jene Autoritäten alle wieder auf eine Viertelstunde eingetreten waren, nicht eher geöffnet wurden, als bis sich Napoleon mit seinem Gefolge entfernt hatte.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Die farbige Bevölkerung Louisiana's.

(Schluß.)

So viel von den Neger-Sklaven; wir haben nun der freien Farbigen zu gedenken, einer sehr zahlreichen Klasse, die durch hellere Gesichtsfarbe so wie an Bildung, Gesittung und Kenntnissen weit über den Schwarzen steht. Viele unter ihnen haben ein so weißes Gesicht, wie der reinste Kreole, aber das fährt den Flecken der Abstammung nicht. Es bleiben die Weißen, wo er nur sein Schattchen mehr haften kann, konzentrirt sich um so eigenthümlicher auf die Idee oder Präsumtion der unerinnen Abkunft; von der anderen Seite empfinden die Neger einen Stolz und Widerwillen gegen die weißen oder halbweißen Abstammlinge; Schwarze und Weiße sind ihre Mischen," sagen sie, „aber Mulatten sind sein Mauleel." Sie behaupten sich trotz der unglücklichen Farbigen in einer wahrhaft peinigenden Lage, von beiden Seiten zurückgestoßen, hier zue Theilnahme an der bürgerlichen Gemeinschaft nicht zugelassen, dort nicht als Weißer anerkannt, von jedem Amte, jeder ehrenlichen Thätigkeit, jenem neue und übrigaus drückende Ausgeschlossen, als Paria's angesehen und, wie die Juden in der alten Welt, auf Handel und Gelbgeschäft als den einzigen Ausweg für ihre Thätigkeit verwiesen. Der ganze Strom der farbigen Bevölkerung hat sich, so zu sagen, auf das Feld der Industrie ergossen, sich sein Bett dasin gegraben, es mit Schweiß und vieler Mühe breit gedrückt. Auf diesem Farbigen findet man in den südlichen Unionsstaaten die größten Reichthümer, sie sind die Kapitalisten, die Rothschilde Amerika's; aber obgen sie ihre Goldhaufen noch so hoch thürmen, den Kreolen stellt seine diese Abkunft höher. Er bedauert sie, wie vormals die Französchen und Englischen Könige ihre Finanz-Juden, er geht zu ihnen ins Haus, aber empfängt sie nicht bei sich; er läßt sich von ihnen zu Gaste bitten, aber zieht sie nicht an seinen Tisch; er verlehrt mit ihnen, aber nie wird er die Hand eines Farbigen fassen oder gar ihm die feinige reichen. Wenn ein Fremder, ein Europäer, sich über diese Sitte wundert, so bedauert der weiße Creole diesen Mißverstand in einer Mischung von Mitleid und Unbehagen; er schüttelt den Kopf und flüstert dem Gaste ins Ohr: „Also machen Sie das? der Mensch ist ja ein Farbiger!" — Die Farbigen haben in jeder Stadt ihre besonderen Kaffeehäuser — in einem öffentlichen Lokal, das von Weißen besucht wird, dürfen sie sich überhaupt nicht sehen lassen — im Theater ihre besonderen Plätze, auf der Eisenbahn ihre besonderen Wagen. Wenn ihr bei einem Mulatten oder Mestizen zu Gaste seyd und Abends nach dem Diner, weil Ihr die Sitte des Landes nicht kennt oder eben nicht daran denkt, Euren Wirthe den Vorschlag macht, ins Theater zu gehen, so wird er Euch die an die Kasse begleiten und sich mit einer freundlichen Verbeugung empfehlen; er darf nicht mit Euch ins Parterre oder in die Loge, sondern er muß auf die Gallerie hinauf, die den Farbigen angewiesen ist. Oft habe ich mich schwerzlichen Erstaunen gefragt: Wie? diese Menschen sind der Mehrzahl nach gestitet, gebildet, reich an Fähigkeiten und Kenntnissen, und sie ertragen solchen Schimpf auch nur einen Tag, eine Stunde, eine Minute länger? Hängen sie so an dem Stiefvaterlande, daß sie lieber täglich die bitterste Demüthigung erdulden, als ihm den Rücken kehren und seinen Stand von den Füßen schütteln?

Den weiblichen Geschlechte der Farbigen, wo der Mulattin mit dem hunten, kupferbraunen bis zur Tintenrome mit dem hellen, weißen Teint, fällt ein anderes Loos der Heradwürdigung. Der größte Theil der zu New-Orleans überaus zahlreichen feinen Frauenzimmer, von der verwerfensten Lustdirne bis zur galanten Courtisane, gehört zu dieser Klasse. Die Rechte und Ehren einer Ehefrau gestehet der stolze Weiße

Digitized by Google

einer Farbigen nicht zu; dagegen findet man fast durchgängig unehelische Verbindungen, die sehr häufig auf wahrer Zuneigung beruhen und nur durch den Mangel der kirchlichen und bürgerlichen Sanction, nicht an Innigkeit und Beständigkeit, von wahren Ehen zu unterscheiden sind. Die farbigen Mädchen und Frauen sind gesährliche Nebenbuhlerinnen der Weißen und machen ihnen Herz und Besitz der Verlobten und Männer streitig; für jene das Konkubinat, für diese die gesetzlich vollgültige Ehe, aber oft erweist sich das fest geschlungene Band fesselnder als das gesetzlich gefügte. Gegen das weiße Geschlecht, den vornehmern Stamm der Kreolin sagt die Mestize von dunkelerm Teint, aber feinern Zügen der Zärtlichkeit, alle Gluth der Leidenschaft ein. Jene fühlt sich dem Manne gleich, ist hochmüthig, anspruchsvoll, oft launenhaft und versteht die Liebe des Gatten nicht zu gewinnen; diese ist demüthig, hingebend und, indem sie den Liebenden mit sanftem Reizungen zu umstricken und an sich zu fesseln weiß, zugleich der geschäftigste Geschäftsleitung und Haushaltung fähig. Davon giebt oft das ganze Leben dieser farbigen Frauen den Beweis. Die als Jugendgeliebte den jungen, reichen, verschwenderischen genußsüchtigen Kreolen entgückt hat, dann vielleicht verschmäht, verlassen, oder um der vornehm geborenen, weißen Braut willen verstoßen worden ist, bewahrt ihm meistens eine treue Zuneigung und ist wohl noch in späten Lebensjahren seine Freundin, Trösterin und Pflegerin. Dies ist überhaupt im Charakter der farbigen Weiber ein ansprechender Zug, daß sie die sanftesten, geduldigsten, sorgsamsten und einschmeichelnden Krankenwärterinnen sind; sie betrachten die Krankenpflege recht als ihren Beruf und sind mit vielen dem Mauritanischen stammverwandten eigenthümlichen Krankheiten und den Mitteln dagegen dester vertraut als manche Arzt.

Was Schönheit betrifft, können die Mulattinnen, Mestizinnen und Quarteronnen sich zwar nicht durchgängig, aber doch häufig mit den weißen Mädchen und Frauen messen. Sie unterscheiden sich in ihrer Kopftracht; die Kreolin trägt den Französischen Hut, die Farbige vorzüglich gern den Spanischen Schleier oder die Mantille über den bloßen Haar. Die Mulattinnen von niedrigem Stande winden, wie die Negerinnen, zum Putz ein buntes seidenes Tuch um den Kopf, das nach Art einer Haube etwas feinwärts um den Hinterkopf sitzt und vornher sich ihr Gesicht mit dem dunklen, orangefarbenen Teint, den großen, schwarzen Augen und den lockenden, leuchtenden Augensternen recht reizend ausnimmt. Sie gefallen sich selbst außerordentlich in diesem Kopfputz, und man kann sie nicht bitterer demüthigen, ihnen mit größeres Verzeleid anthun, als ihnen dieses bunte Tuch abnehmen oder gar untersagen, wie es häufig genug von einer unvernünftigen weißen Polizeschaft geschieht. Die lebhaften, behenden Mulattenmädchen nämlich, von zierlichen Wuchs und schalkhaftem Wesen, spielen zu Neu-Orleans die Rolle der Soubretten, und hier wie anderwärts mag die Dame oft auf die Soubrette eifersüchtig werden. Die Kreolinnen unter sich, wenn keine Fremden zugegen sind, sehen gern über den Spiegel ihr koketten Kopfputz ihrer farbigen Nebenbuhlerinnen auf und ergötzen sich daran, wenn ein klares wohlgeformtes Engelsgesicht, von den bunten Falten verdeckt und dräunlich überschattet, ihnen aus dem Glase auf einmal mit der bämmernden, lauernden Miene eines neckischen Kobolds entgegentritt.

Die unehelichen Verbindungen von Weißen mit Farbigen sind in Neu-Orleans so häufig und so in allgemeiner Sitte übergegangen, daß man gar kein Hehl daraus macht, und daß die Gewohnheit ein eigenes Wort für diese Art der Blutvermischung ausgeprägt hat. Man nennt es Placement; man sagt von einem jungen Weißen, er sey placirt, wenn er mit einer Farbigen in notorischem Konkubinat lebt. Uebrigens glaube man ja nicht, daß diese Sittenlosigkeit die ganze weibliche farbige Bevölkerung ergriffen hat. Als allgemeine Regel gilt, je dunkler die Farbe, desto größer die Verworfenheit, je heller das Gesicht, desto reiner und sittlicher wird auch die Gesinnung. Es liegt hierin wieder ein Zeugniß für die moralische Superiorität der weißen Race über die schwarze. Zwischen Farbigen und Farbigen ist die Ehe gesetzlich erlaubt, sie erhält den sittlichsten Segen, und unter den zahlreichen farbigen Familien in Neuorleans sind viele, die in ihren Häuslichkeit ein musterhaftes Beispiel aller Tugenden geben. Nur der Kreole in seinem hochmüthigen Vorurtheil weigert ihnen die Anerkennung, er gönnt einem farbigen Weibe den Ehrentitel Madame oder Mistreß nicht; mag sie achtzig Jahre alt sehn, eine Schaar von Kindern und Enkeln um sich haben, er nennt sie doch nicht anders als Mamselle. Die Töchter der Farbigen sind bei den großen Vermögen, sorgfältiger Erziehung und Bildung, großer Schönheit und ungetrübter Weiße der Haut gleichwohl keinen Freier, außer unter den in Neu-Orleans zahlreich zusammenströmenden Fremden. Und dabei leiden diese armen Geschöpfe, weil sie den Fluch des auf ihrer Abstammung lastenden Makels theilen, in tesslindiger Angst, daß sie gar nicht an die rechtlichen Absichten der Weißen glauben; sie schmeicheln immer in Furcht, es möchte bei Vollziehung ihrer Heirath, aus Versehen oder absichtlich, ein Formfehler begangen worden sey, der ihrem Manne das Recht geben würde, sie in fremdem Lande zu verstoßen. Erst nach längerem Aufenthalt in der neuen Heimath verstehen sich diese Verlorgenis und beruhigen sich dem Gefühle des Glückes im Genusse der Freiheit und dampfschlich der Gleichheit Platz, die sie sie in ihrem Geburtslande nirgends vorhanden war, selbst in der Kirche, vor dem Angesichte des allmächtigen Gottes nicht. Denn auch hier sind die Farbigen auf entlegene, oft noch durch einen Vorhang abgesonderte Galterieen verwiesen, oder es werden ihnen seine Bänke eingeräumt, und sie müssen vor den Augen der hochmüthigen Weißen auf dem bloßen Steinboden knieen.

Um endlich seinen Bestandtheil der Bevölkerung, die sich in Neu-Orleans und der Umgegend umtreibt, anerwähnt zu lassen, muß ich noch der Kribb-Indianer gedenken. Sie sind die Ueberreste und rothen Besitzer des Landes, aber von den vordringenden Amerikanern in die Sumpfen von Florida zurückgedrängt, und ihr Erscheinen in Neu-Orleans wird allmälig zu einer Seltenheit, die Aufsehen und Neugier erregt. Sie bringen hin und wieder Wildpret und Fischte in die Stadt zum Verkauf; dann steht man sie in den Straßen auf und ab spazieren: kupferrothe Gesichter; das Haar glänzend schwarz, dicht und wild um Kopf und Wangen hängend, wie eine Mähne, von einem Paar grober, schwarzbunter Fehren überragt; um den Leib eine weiße oder buntfarbige Decke gewickelt; die bis auf das Knie hinabreicht; Nase und Obrläppchen durchbohrt und mit schweren, bunten Steinen behangen, ähnlicher Schmuck an den Armen; die Beine vom Knie abwärts und die Füße nackt. Die Männer tragen über Waffen, Bogen und Flinte, die sie mit sich in den Händen legen; die Weiber unter ihren Lasten auf dem Rücken, und darin steckt, je nach Umständen, ihr jüngstes Kind, oder ihr Vorrath an Mais, das einzige Wirthschaftsbedürfniß, das sie auf ihren Wanderungen mit sich führen. Die Frau muß Alles schleppen, seinen Augenblick nimmt ihr der Mann die Last ab. Die Geschichte der armen Weiben sprechen gar beredtsamlich aus ihnen aus. Sie sind trefflicher Bogenschützinnen; der Kreole macht sich häufig den Spaß, einen piesayon (eine kleine Kupfermünze) sunfzehn Schritt vor sie hinzulegen, der ihnen gehören soll, wenn sie ihn mit dem Pfeile treffen; fast durchgängig macht die Spitze des Pfeiles gerade den Mittelpunkt der winzigen Zielscheibe. Gelegentige Spekulanten sind auf den Einfall gerathen, die armen Naturschöne aus ihrer stillen, entlegenen Wildniß durch Lockung oder Gewalt zu entführen und sie in Amerikanischen und Europäischen Städten sehen zu lassen. Einige Tage vor meiner Ankunft von Neu-Orleans hatte das Saint-Charles-Theater eine große Vorstellung angekündigt; der Anschlag besagte: „Heute werden die Seminolischen Krieger und die Kribb-Indianer, unsere Verbündeten, mit ihren Anführern und ihren Squaws (Weibern), in großer glänzender Kriegestracht auf der Bühne erscheinen.“ Wirklich sah ich gegen Abend eine Art Zuhrwerk durch die Straßen rumpeln; darin saß eine ganze Gesellschaft von Wilden, in ihren Geschirren Schmuck angethan, Aberline umhergeputzt; man führte sie ins Theater, wo sie figuriren sollten. Ein schönes Fest für die armen Teufel! Der Leser erinnert sich dabei ohne Zweifel der unglücklichen Opagen, die sich in ihrer Leichtgläubigkeit und Einfalt von ein paar Seelenverkäufern in Europa herumschleppen und sie Gelt auf allen Bühnen und Jahrmarktsbuden zeigen ließen. Am kleinen Preis hätte ich das Theater besuchen mögen! F. Gaillardet.

Bibliographie.

Statistics of the West. (Statistik der westlichen Staaten von Nord-Amerika zu Ende der Jahres 1836.) Von James Hall. Cincinnati.

First report of the geology of the State of Maine. (Ueber den mineralischen Reichthum des Staates Maine.) Von Dr. C. T. Jackson. Augusta.

The history of banks. (Geschichte der Banken.) Boston.

Elinor Fulton. — Ein Seitenstück der Erzählung: „Dreierlei Arten zu leben“, von derselben Verfasserin. Boston.

Three experiments in drinking. (Drei Epochen aus dem Leben eines Trunkenbolds.) Boston.

An argument for early temperance. (Aufforderung an die Jugend, sich frühzeitig zu Mäßigkeit zu gewöhnen.) Von Professor E. Hitchcock. Boston.

Living on other people's means. (Geschichte des Simon Silver, der immer auf anderer Leute Kosten lebte.) Boston.

A glance at New-York. (New-York, wie es ist.) New-York.

Italien.

Die Universität Pavia.

Von Adr. Baldi.

Die Universität Pavia ist im Jahre 1363 durch den Oberherrn von Mailand, Galeazzo II., aus dem Hause Visconti, gegründet und somit eine der ältesten in Europa. Im 15ten und 17ten Jahrhundert bekommt sie einen ausgezeichneten Ruf und zählt den großen Galilei unter ihren Lehrern. Im 18ten Jahrhundert war sie sehr in Verfall gerathen, als Maria Theresie 1771 und Joseph II. 1788 sich ihrer annahmen und durch reiche Ausstattung, die durch Berufung und ertheilte Besoldung ausgezeichneter Gelehrten, ihren Glanz wiederherstellten. Zu Ende des vorigen und zu Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts rühmte die Universität sich solcher Männer wie Jaffei, Joseph Frank, die beiden Fontana, Borsieri, Scarpa, Spallanzani, Volta, Moscherosi, Tamburini u. A. m., und stand in gleichem Range mit den vorzüglichsten Europa's. So unerfreulich der Verfall ist, welchen die Institute durch den Tod aller jener Lehrer erlitten hat, so ist es doch weit erfreut, sich in einem so gesunkenen, dürftigen und verwahrlosten Zustande zu befinden, wie dies neuerlich ein Französischer Reisender hat glauben machen wollen. Wir können auf die unbegründeten Behauptungen und Redensarten der Ausländer nicht besser antworten, als durch Thatsachen, zu denen keine Kunstsinn wir nur sagen bei unserem Aufenthalte in der Lombardei und bei dem Besuche der Universität Pavia, ihrer Anstalten, Sammlungen und ihrer Bibliothek gelangt sind. Diese Angaben dürften gedächtnißlos auch nicht öffentlich bekannt seyn, und sie werden den besten Beweis für die sortdauernde Blüthe der Hochschule in der alten „Lombardenkrone“ Hauptstadt des Longobardenreiches geben.

Die Auditorien, Sammlungen und Museen befinden sich in einem palastähnlichen, von Maria Theresia und Joseph II. errichteten Gebäude, welches mehrere große Höfe mit Säulengängen einschließt. Der verstorbene Kaiser Franz hat einen ganzen Flügel anbauen lassen, worin sich die Universitäts-Kanzlei, ein großes chemisches Laboratorium und Theater und ein geräumiger, amphitheatralischer Hörsaal für mathematisch-physikalische Vorlesungen befindet. Auch der Raum der Bibliothek ist durch zwei neue Säle vergrößert worden, und Aufsehen hat Kaiser

Digitized by Google

Franz 17 Lehrstühle in den verschiedenen Fakultäten theils wieder hergestellt, theils neu errichtet. Die Universität hat nämlich 2 Fakultäten: eine für Juriesprudenz und Staatswissenschaft, eine für Medizin, Chirurgie und Pharmazie und eine für Mathematik und Naturwissenschaften. Aus folgender kleiner Tabelle, wobei die drei letzten Jahre des Königreiches Italien, 1812 bis 1814, und die drei letztvergangenen unter Oesterreichischer Herrschaft, 1834 bis 1836, einander zur Vergleichung gegenübergestellt sind, ergiebt sich, daß die Universität jetzt 11 Professoren mehr zählt als damals. Es hatte nämlich:

die juristische Fakultät . . . (1812—14)	6 Prof.,	(1834—36)	8 Prof.
die medizinische	11 „		15 „
die physikalisch-mathematische	9 „		14 „
	26 Prof.		37 Prof.

Wir wollen in aller Kürze die mit der Universität verbundenen Anstalten erwähnen. Zuvörderst das physikalische Kabinet. Der Anfang dazu wurde 1771 gemacht, Volta hat es außerordentlich vermehrt, und man könnte es die Geburtsstätte der Entdeckungen nennen, wodurch dieser scharfsinnige Geist ein ganz neues Gebiet der Physik erschlossen und den Anstoß zu einer wahren Revolution in der Chemie und in allen Zweigen der Naturwissenschaft gegeben hat. Volta's würdiger Nachfolger, Configliachi, hat dem Kabinet die größte Sorgfalt gewidmet und in Verbindung damit eine kleine Sternwarte nebst einem meteorologischen Observatorium angelegt. — Das hydrometrische Kabinet, von dem berühmten Brunacci, dem Freunde Galilei's, in Italien gegründet, gegenwärtig vermehrt und vervollständigt unter Leitung des Professors Bordoni, der als einer der größten Mathematiker Europas anerkannt ist. — Das naturhistorische Museum, eines der reichsten und schönsten, die existiren. Sein Ruhm schreibt sich schon von Spallanzani's Zeiten her; der gegenwärtige Direktor, die Professor Zantedeschi, bekannt durch seinen gelehrten naturhistorischen Kommentar über Flemming's Reisebeschreibung. Die Stücke, welche in dieser Sammlung die größte Bewunderung erregen, sind: ein Tiger, wie er aus dem Hinterhalte zum Sprunge auf seine Beute ansetzt, eine Löwin in ausgestreckter Lage und ein Hase. Diese drei sind das Werk des Professors, Dr. Mauro Bruschi, nach einer eigenen von ihm erfundenen Methode ausgestopft, wobei es möglich ist, die Gestalt und Größe des Thieres, die Form und das Verhältniß der Theile bis in die kleinsten Eingeweiden der Bildung treuer und genauer nach dem Leben darzustellen, als bei dem bisher üblichen Verfahren. Es macht einen Unterschied, ob man bloß das vollgestopfte Fell eines Thieres sieht, oder seine wirkliche Figur. Bei der dergebrachten Weise des Ausstopfens ist es nicht zu vermeiden, daß die Thiere entstellt, unförmlich und namentlich länger als in der Wirklichkeit aussahen. Den Grund hat unser Freund, Herr Desdemente Sachi, richtig angegeben: im natürlichen Zustande nämlich liegt die Haut keineswegs straff über den Knochen und Eingeweiden, sondern sie bildet eine dauernd, vollkommene Hülle, sie hat Falten, sie läßt sich strecken, zusammenziehen, schütteln und verschieben; wird sie nun vom Körper abgezogen und so lange ausgestellt, bis jede Sinnesstoff, jede Falte verschwunden ist, so entsteht ein Zerrbild, und Dimension unrichtig werden. Diese Erfindung des Hr. Kneconi dürfte dem zoologischen Kabinet zu Pavia einen Vorzug vor vielen anderen sichern. — Das anatomische Museum, von Regia gegründet, von 1783 an durch den berühmten Scarpa beträchtlich vermehrt, verdankt seine außerordentliche Bereicherung in neuerer Zeit den trefflichen Präparaten Panizza, einem der größten jetzt lebenden Anatomen. Ueber 300 Nummern sind unter seiner Direction bereits hinzugekommen, darunter eine große Anzahl der künstlichsten Präparate, ganze menschliche Körper vollkommen wohl erhalten, entsalmisirt und die in die kleinsten Theile und Gefäße trocken injizirt. Damit verbunden ist ein Kabinet für pathologische Anatomie, wozu Peter Frank den Anfang gemacht hat. Es ist in allmäligen, feuerwährender Vermehrung begriffen; denn so oft sich bei einem Leichenbefunde in den wie der Universität verbundenen Kliniken ein merkwürdiger Fall von Mißbildung oder krankhafter Ausartung eines Organs ereignet, geht er in diese Sammlung über. Der gegenwärtige Aufseher ist Professor Cornaglioni. Ein besonderes Kabinet für komparative Anatomie wurde auf Anordnung des Kaisers Joseph II. durch Preveriani angelegt. — Den botanischen Garten hat in jüngster Zeit Professor Moretti, ein großer Botaniker und Agronom, in ganz neue Ordnung nach dem natürlichen System gebracht. Auch ein agronomischer Garten ist vorhanden, wo mit allen neuen Erfindungen für den Feld- und Gartenbau Versuche angestellt werden.

Die Bibliothek ist sehr bedeutend. Den Grund legte legte 1772 die Kaiserin Maria Theresia durch den Ankauf der Pallavicinischen Bibliothek und mehrerer anderer Sammlungen aus Mailand und Pavia. Der jetzige Bibliothekar, Professor Bastanchi, besitzt umfassende Gelehrsamkeit im bibliographischen Fache und nimmt sich der Anstalt mit großer Sorgfalt und Liebe an. Er hat in diesen letzten Jahren, mit unglaublicher Arbeit und Geduld, die ganze Bibliothek neu geordnet und neue Kataloge nach den wissenschaftlichen Fächern verfertigt. Er hat ferner in einer vergessenen Kammer eine Anzahl von Manuskripten aufgefunden, größtentheils handschriftliche Werke früherer Professoren der Universität, so daß dadurch jetzt einen kleinen Schatz von Autographen ihrer berühmten Männer besitzt; davon schickt sich eine Sammlung aber von Briefen der Geschichte berühmten Gelehrten, größeren und kleineren Werke, Verleihungen, Abhandlungen und sonstiger Schriften, gedruckter sowohl als ungedruckter. Die Bibliothek besitzt eine jährliche Dotation von 2000 Gulden; von Ritter, was im Lombardischen Gubernium im Druck erscheint, muß ein Exemplar gratis an sie abgegeben werden. Es wäre zu wünschen, daß ihr ein gleiches Recht, wo nicht für den ganzen Kaiserstaat, doch wenigstens noch für das benachbarte Venetianische Gubernium zustände. Durch zahlreiche Erwerbungen unter der Italiänischen und Oesterreichischen Regierung und durch mehrfache bedeutende Geschenke, begleichen ihr noch in jüngster Zeit von Kaiser Franz I., von dem regierenden Großherzog von Toskana und von Sr. K. H. dem Erzherzog-Vicekönig zu Theil geworden sind, besitzt sich die Bibliothek gegenwärtig auf ungefähr 80,000 Druckbände und 1200 Manuskripte. Der jährliche Zuwachs beträgt durchschnittlich über tausend Bände; denn die Zahl der angekauften allein belief sich im Jahre 1834 auf 700, 1835 auf 900 und 1836 noch etwas höher. Im Fache der mathematischen und Natur-Wissenschaften gehört die Bibliothek ohne Zweifel zu den auserlesensten in Europa; es fehlt ihr keines der wichtigen Werke, die bis auf die neueste Zeit erschienen sind; namentlich besitzt sie die Abhandlungen und Memoiren aller irgend bedeutenden Europäischen Akademien in großer Vollständigkeit.

Da wir die Dotation der Universität erwähnt haben, so wollen wir hier nur die Summen angeben, welche die Oesterreichische Regierung während der letzten drei Jahre für die mit der Universität verbundenen Anstalten bewilligt hat. Mit drei Dividirt, geben die Zahlen den durchschnittlichen Jahresbetrag einer jeden Rubrik.

Für das agronomische Institut	3.600 Lire austr.
„ die Anatomie und das anatomische Museum .	4.639 „
„ das Kabinet chirurgischer Instrumente . . .	1.225 „
„ die Bibliothek	18,000 „
„ die chemischen u. pharmaceutischen Laboratorien	4,376 „
„ das physikalische Kabinet	3.600 „
„ den botanischen Garten	8,453 „
„ das naturhistorische Museum	4,500 „

Den blühenden Stand und die Frequenz der Universität möge folgende Uebersicht von der Zahl der Studirenden beweisen, wobei meistens das Italiänische Triennium 1812—14 dem Oesterreichischen 1834—36 zur Vergleichung gegenübergestellt ist.

	1812.	1813.	1814.	1834.	1835.	1836.
In der juristischen Fakultät .	195.	253.	207.	413.	417.	454.
„ „ medizinischen	281.	243.	234.	604.	632.	641.
„ „ mathem.-physikalischen .	153.	207.	144.	339.	342.	354.
	629.	703.	585.	1356.	1391.	1449.

Es ergiebt sich daraus, daß die Frequenz von Jahr zu Jahr wächst, und daß sie sich, gegen die Jahre 1812—14 gehalten, mehr als verdoppelt hat.

Ueber die Benutzung der Bibliothek in den drei letzten Universitätsjahren giebt nachstehende kleine Tabelle Aufweis.

Universitäts-Jahr.	Gesammtzahl der Leser.	Darunter besonders: für medizinische u. für literarische Werke.	
1833—34	17,662	5,860	3.893
1834—35	19,710	8,269	2,327
1835—36	24,380	8,956	3,974

Die Zahlen sprechen für sich und zeigen aufs deutlichste, in welchem Maße der Sinn und Eifer für wissenschaftliche Beschäftigung zunimmt. Noch erfreulicher ist die Wahrnehmung, daß die Studierenden in der freien Zeit, die ihnen von den täglichen Vorlesungen übrig bleibt, zugleich die fleißigsten Besucher der Bibliothek sind. Wenn trotz dem allen reisende Ausländer behaupten wollen, die Universität Pavia liege daniederr und sey nahe daran, den Geist aufzugeben, so läßt sich darauf nichts sagen, als daß diese Herren bei ihrem eiligen Durchfluge nicht Zeit oder auch nicht Lust gehabt haben mögen, sich mit eigenen Augen um die Wahrheit zu bekümmern. Ständen uns ähnliche Data, wie die hier angegebenen, in Betreff der berühmtesten fremden Universitäten zu Gebote*), so würden wir daran gern eine Vergleichung knüpfen, bei welcher, hoffen wir, unsere wissenschaftlichen Institute und die studirende Jugend Italiens nicht im Nachtheil stehen würden.

Mannigfaltiges.

— Mittheilungen aus Spanien. Unter diesem Titel ist kürzlich in Nichaffenburg das erste Heft einer Sammlung Spanischer Miszellen erschienen, die Herr J. B. von Pfeilschifter über Land und Volk, Wissenschaft und Kunst, die jetzige politische Umwälzung und den Krieg nach Spanischen Alten-Stücken und Zeitschriften gesammelt und herausgegeben hat. Wir hätten kaum gezweifelt, daß namentlich die letzteren, die wir theilweise auch aus eigener Anschauung kennen, so vielen Stoff zu Auszügen über die verschiedensten Dinge jetzt darbieten; denn weitlens sind ihre Kolumnen voll von jenem politischen Guerillakriege, der in der Literatur noch erstaltender als im Felde ist. Dem Herausgeber ist es jedoch gelungen, nicht bloß über den Charakter der Kriegführung und über den Stand beider Parteien in Spanien manche neue statistische Notizen anzuführen, sondern auch Uebersetzungen der Tages-Literatur, Proben der neuesten Poesieen und vielerlei charakteristische Aufsätze aus Spanischen Blättern mitzutheilen. Eine gewisse Hinneigung zur Sache des Don Carlos blickt zwar auch hier in den Auszügen durch, doch ist andererseits auch die in vielen Berichten über Wissenschaft und Literatur unbedingt nothwendige Unparteilichkeit auf lobenswerthe Weise beobachtet, und so können diese Hefte, wenn sie fortgesetzt werden, ein interessanter Wegweiser in heutigen Spanien werden.

*) Ist es denn in Italien so schwer, sich Kunde von den Deutschen Universitäten zu verschaffen? An der Beischeung, die Herr Baldi zu wünschen scheint, fehlen es die Deutschen Zeitungen Jahr und Jahr ein nicht fehlen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Königlichen Post-Aemtern.

№ 123. Berlin, Freitag den 13. Oktober 1837.

England.

Schottland's Geschichte, von Tytler. *)

Die früheste Geschichte Schottlands trägt in mancher Hinsicht ein Gepräge, welches sie unterscheidet von der Geschichte Englands unmittelbar. In der letzteren, selbst in den ungeordnetsten Perioden, lassen sich Spuren von anerkannten Gesetzen über Erbfolge, Regierungsform und Verantwortlichkeit der Herrscher nachweisen, die, je nach den verschiedenen Eigenschaften dessen, der den Scepter führte, größeren oder kleineren Abänderungen unterworfen waren. Ferner stellt sich selbst jener Widerstand des Adels heraus, der bald die Vorrechte der Krone zu schmälern, bald das wachsende Gewicht des Einflusses seiner Untergebenen zu unterdrücken suchte, während der Bürgerstand das Ziel seiner Unabhängigkeit fest ins Auge faßt und mit entschiedenem Streite die Entwicklung seiner fühneren Ferderungen beschleunigt. Daher finden wir bei allen Revolutionen Englands und bei allem Wechsel der Verfassung jene bestimmte Richtung, in der man die folgenden Begebenheiten als fast unvermeidlich voraussehen kann. So ist es nicht in der Geschichte Schottlands. So hervorragend durch Königliche Tugenden auch viele seiner Herrscher seyn mögen, so ehrenvoll auch sich die Waffen, so freisinnig und vaterlandsliebend die Masse seiner Einwohner sich zeigen: so sind doch die Jahrbücher dieser Nation mit Thatsachen bezeichnet, welche aller Philosophie und aller Wahrscheinlichkeit Hohn sprechen, und welche abwechselnd zur höchsten Achtung und zur tiefsten Verachtung gegen Herrscher und Unterthanen auffordern. Die Schottische Geschichte bietet jedenfalls ein weniger lehrreiches Feld als die Englische, aber sie ist deshalb nicht weniger interessant; und gerade der Umstand, durch den sie in den Augen des Philosophen verliert, empfiehlt sie demjenigen, der für das Romantische Sinn hat.

Das bekannte „perfervidum ingenium Scottorum" ist eben so erkennbar bei der Schriftstellern dieses Volkes, wie bei seinen Kriegern. Die Fabeln, welche die Wärter aller Schottischen Schriftsteller, von Fordun bis auf Buchanan herab, entstellen, entsprangen aus einem solchen Streben, das Alter und die Wichtigkeit der Nation zu verherrlichen. Anfangs ging dieses Streben mit einer bestimmten politischen Absicht Hand in Hand. Als nämlich Eduard I. von England erbliche Ansprüche auf den Schottischen Thron geltend machte, suchte man wahrscheinlich durch die angebliche Geschichte einer uralten selbstständigen Dynastie die Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu bekämpfen. Aber der bestimmte Zweck hatte längst aufgehört, während das falsche Streben noch fortdauerte. Die Schottischen Historiker bleiben erst dann ihrer Pflichten als Patrioten und loyale Unterthanen für erfüllt, wenn sie recht viel von den Thaten ihres Achaius und den Scheitern ihres Veremundus erzählten. Daher ist die Geschichte Schottlands im Allgemeinen noch so dunkel und im Einzelnen so reich an fast unfruchtbringender Finsterniß geblüllt; und sie aus dieser Lage zu reißen, kann nur die Aufgabe eines Mannes seyn, der mit dem klarsten Urtheile den redlichsten Eifer für die Sache verbindet.

Unter den früheren Forschern auf diesem verwilderten Boden glänzt Sir David Dalrymple besonders hervor, der besser unter dem Namen Lord Hailes bekannt ist. Seine „Annalen Schottlands von der Zeit Malcolm Canmore's bis zur Thronbesteigung des Hauses Stuart" tragen durchgehends Merkmale eines mächtigen Geistes, der mit Schärfe und Tiefe in die Begebenheiten dringt, um aus ihren Erscheinungen und Wirkungen auf ihre Triebfedern zu schließen, und der die anscheinend unbedeutendsten Vorgänge zu wichtigen Schlüssen zu gebrauchen versteht. Als Lord Hailes mit seinen Annalen auftrat, war zu der historischen Literatur Schottlands große Ebbe. Bücher, wie die von Duff, Maitland und Guthrie, wurden gelesen, immer angestaunt und von Publikum für genügend gehalten; die Gegenden des Northumberland Buchanan's nahm man für unbetretbare Wahrheiten hin; die Autorität des blinden Harry war entscheidend, und von einem Ende des Landes bis zum anderen fanden sich Wenige, die zu zweifeln wagten, daß Fergus I. 218 Jahre vor unserer Zeitrechnung den Thron bestiegen, oder daß Kalcdonien die Zuflucht für klassische Gelehrsamkeit wurde, nachdem Rom durch Attila zerstöret war. Die Erscheinung der „Annals of Scotland" brachte eine heilsame Revolution in diesem Gebiete hervor. Zum ersten Male sah man zuverlässigen Quellen schöpfen; Staatsschriften und authentische Historiker wurden zu Rathe gezogen, alle Zeugnisse geprüft und gesammelt, Widersprüche in den Nachrichten genau untersucht und so die langentrogene Wahrheit gestützt. Doch neben den großen Vorzügen der Annals, die so viel Lob verdienen, findet auch die Berechtigung des Tadels Manches zu thun. Eine große Unvollkommenheit liegt in der Form des Werkes, seinem Stil gezieht, unzusammenhängend und ohne Haltung ist. Dem Lord war es mehr um ungeordnetsche Anekdoten, als um Eleganz zu thun; der Lust, etwas Bedeutendes, Epigrammatisches zu sagen, zeigt sich öfter, als es dem Leser von gutem Geschmacke lieb ist, und die ganze Bemühung, die Thaten und Absichten seiner Landsleute zu verklären, geht viel weiter, als die Gesetze der Unparteilichkeit gestatten.

Pinkerton, in seiner „Geschichte Schottlands von der Thronbesteigung der Stuarts bis auf Maria", stellt, was Untersuchung anbelangt, vielleicht über Hailes, aber unter ihm in Urtheil und Darstellungsgabe. Seine Latin sind dabei vorzüglich, aber seine Betrachtungen gehen zu weit. Es ist im Ganzen ein Werk, das Achtung verdient und die es bis zur Zeit, wo Tytler hervortrat, auch wirklich genoß.

Die Regierung der Königin Maria und ein Theil der ihres unglücklichen Sohnes und Nachfolgers ist mit Eleganz und Geschicklichkeit von Robertson dargestellt worden. Das gesunde Urtheil über den Gegenstand, die Klarheit der Anordnung und der herrliche Stil, welche dieses Buch zieren, werden es immer zum Lieblingsbuch in diesen Fache machen. Und dennoch muß es mit Bedauern gesehen werden. Robertson erfreute sich nicht des Zugangs zu jenen Quellen der Belehrung, aus denen allein eine solche Geschichte geschöpft werden kann, und er mußte sich zu häufig mit den dürftigen Materialien Anderson's und Goodall's begnügen. Die Entfernung seines Wohnsitzes von London versagte ihm die Benutzung der reichen Schätze des Britisch Museum und der State-Paper Office, wodurch manche seiner Ansichten geändert und manche seiner Irrthümer verwieden worden wären. Diesen Mangel konnten ihm die unverdauten Sammlungen des Bischofs Keith und selbst seine schaffsinnige Konjektural-Kritik nicht ersetzen.

Die bisher erwähnten Schriftsteller haben sich über an einzelnen Perioden versucht; erst Henry Lord war es vorbehalten, mit seltenem Fleiße die allgemeine Geschichte Schottlands zu umfassen. Sein Werk, dessen Anfang seit zehn Jahren dem Publikum verliegt, nähert sich seiner Vollendung. Es ist mit Aufrichtigkeit, Mäßigung, Urtheil und unter den günstigsten Verhältnissen abgefaßt; und der klaglich erschienene erste Band giebt den neuen die Ueberzeugung, daß die Bestandtheile des ganzen Werkes die Frucht des Studiums beglaubigter Dokumente sind, die noch von keinem Historiker bis jetzt angeführt worden. Seit Hailes, Pinkerton und Robertson sind viele wichtige Quellen entdeckt worden und theils durch die Presse allgemein, aber durch die Liberalität der Privatbesitzer leichter zugänglich; und diese Materialien haben selber anerkannte Autorikten mehrentheils auf einen untergeordneten Grad von Wichtigkeit herabgesetzt.

Der Verfasser spricht sich in der Vorrede zu seinem 6ten Band über diese Fundgruben selbst folgendermaßen aus: „Dieser Band umfaßt den Zeitraum von der Verweisung des Kardinals Beaton im Jahre 1546 bis zur Verbreitung der Königin Maria von Schottland mit Henry Lord Darnley im Jahre 1565. Der Zeit nach ist dieses nur ein kurzer Abschnitt, aber er ist fruchtbar an Thatsachen von höchster Wichtigkeit in ihren Folgen. Schon die Reformation allein macht diesen Zeitraum merkwürdig, aber an die schrecklichen Kämpfe im Innern, an den Invasionen des Protektors Somerset, an den Krieg Englands mit den vereinten Kräften Frankreichs und Schottlands und andere bedeutsame Ereignisse erinnern zu müssen. Die mit dieser Periode in mehr unmittelbarer Verbindung stehende Geschichte der Regentschaft der Maria von Lothringen, die schlaue und rücksichtslose Politik Elisabeths und Cecils, die Verschwörungen der Guisen und die Schwäche und Künstlichkeit des Schottischen Adels hat der Verfasser mit größerer Ausführlichkeit als seine Vorgänger dargestellt. Ihm standen zu diesem Zwecke Handschriften zu Gebote, die größtentheils noch unbenutzt waren. Sie bestehen hauptsächlich aus Originalbriefen von Knox, Cecil, Elisabeth, Maria, Murray, Randolph, Lethington, Throckmorton und vielen anderer in diesen verwornenen Zeiten einflußreichen Personen. Der Gelehrte, der mit den verschiedenen Arbeiten früherer Geschichtsforscher vertraut ist, wird sehen, daß das Studium dieser handschriftlichen Schätze den Verfasser in den Stand gesetzt hat, einen Theil der Schottischen Geschichte der Dunkelheit und dem Spiele der Hypothesen zu entreißen und zur Wahrheit zurückzuführen."

Statt Lob oder Tadel über unseren Verfasser anzusprechen, halten wir es für besser und für redlicher, wenn wir einen Theil seiner Arbeit hervorheben, der sich über die schwierigsten Stellen seines Gegenstandes erstreckt. Wir wählen hierzu das Beispiel, wie unser Verfasser die Geschichte des Wallace behandelt hat.

*) The history of Scotland. — By Patriek Fraser Tytler. Edinburgh, Vol. I. 1828 — Vol. VI. 1837.

Ueber keine historische Person sind die Stimmen der Geschichtschreiber mehr getheilt, als über Wallace. Hören wir Caute, Lord Hailes, Lingard und mehrere Andere, so war Wallace ein Individuum, dessen Talente, Verdienste und Leiden von seinen Landsleuten dadurch hoch übertrieben werden sind. Stillschweigend stimmten sie in Bezeichnungen ein, welche die früheren Englischen Historiker sich gegen Wallace erlaubten, z. B. „Latro publicus et homicida.“ Gerade so machten es die Römischen Geschichtschreiber, und zwar die besten, mit dem durch herzigen tapferen Patrioten Viriathus, den, weil er sein Vaterland lange gegen die seinen Römer ſläglich vertheidigt, und weil sie ihn nur durch niederträchtigen Verrath bezwingen konnten, von ihnen „Räuber und Mörder“ gebrandmarkt wurde. Im Widerspruch mit diesen Liebhabern der Paradoxen steht die Meinung der ganzen Schottischen Nation, die hier durch Hern Tytler repräsentirt wird. „In ihren Augen ist er der Befreier seines Landes vom Joche der Engländer; sie bewundern seine Tapferkeit, seinen militairischen Geist, mit dem er sich eine Armee gesammelt und mit welcher er, ehe sie noch zahlreich und geübt war, die an Zahl und Uebung überlegenen Engländer wiederholt besiegte; sie verehren mit gleicher Begeisterung von der größten Klugheit, mit welcher er eine Zeit lang die unter sich immer uneinigen Schotten, und die feindlichen Kämpfe einzelnen vermochte, nur rühmen endlich die Seelenstärke, mit der er sein Mißgeschick und seinen Tod auf dem Schaffote ertrug.

Die Natur scheint die Vereinigung der Königreiche England und Schottland unter einem Herrscher bestimmt zu haben. Nur durch einen kleinen Fluß sind sie von einander getrennt, beyde Länder sind breite von der übrigen Welt gemeinschaftlich durch das große Weltmeer getrennt. Die Bewohner beider Länder sind durch Abkunft, Gesetze und Sprache verwandt, und ein Krieg zwischen ihnen ist demnach ein Bürgerkrieg, der zum Nachtheil beider Parteien geführt wird. England, das reicher und mächtiger, bezwingt den Ort und Lust seiner Einwohner in den Verhältnissen, ausgezeichnete Landesleute in Frankreich zu behaupten und zu erobern; Versuche, die, wenn sie von Erfolg gekrönt worden wären, das Mutterland zu einer Provinz der neuen Staaten gemacht hätten. Die Normandie, Guienne, Anjou, Touraine, Poitou, Maine, Auvergne, Perigord, Angoulême, Limousin und die Bretagne gehörten zu einer Zeit England. Diese weitausgedehnten Länder konnten nur durch ungeheure Opfer von Seiten Englands erhalten werden. Hätten aber Eduard III. und Heinrich V. nur einen Theil dieser Opfer dazu benutzt, Irland und Schottland mit der Krone zu vereinen, so würden sie mehr Sicherheit bey der Nachwelt in Anspruch nehmen können, als sie jetzt haben, weil sie die Helden von Cressy und Agincourt sind.

(Fortsetzung folgt.)

Affectation.

So wollte Sheridan eines seiner Lustspiele benennen, und es ist zu bedauren, daß er ein solches Gemälde nicht ausführte. Er hätte dadurch der Lustspieldichtung unserer Zeit eine ganz neue Richtung gegeben. Der geistige Fortschritt, den unser Zeitalter vor sich macht, ist doch über die Oberfläche, über die Epidermis der Gesellschaft verbreitet; die Affectation herrscht überall und erstreckt sich über Wirthshaus und Hof, über Kirche und Kaserne; ganz Europa ist davon angesteckt, und selbst die großen Geister sind vor dieser moralischen Pest nicht geschützt. Wie viel Eitelkeit, Einbildung und Schwäche hat man nicht in den Ministern Goethe, in dem Dichter Byron, in dem kleinen Thomas Moore gesehen und sieht man noch in der gelehrten Welt im Allgemeinen und in dem Französischen Literaten insbesondere, dem nichts unentrichtbar dünkt, seit dem Herr Victor Pavmier-Minister geworden ist.

Es giebt Epochen, wo man selber Affectirt affektirt; denn ist sie aber nicht mehr das Lebenserbinnen einer natürlichen Redheit, das Ergebniß gemeiner Gesinnungen und einer mangelhaften Erziehung, sondern eine ungewöhnliche, wunderliche Anwendungsweise der Eigenliebe. Mancher, der Dir sonst herzlich die Hand bieten würde, begnügt sich mit einem kaltbosen „Was machen Sie?“ Will er einen zu Anderen beobachtet wird und es ihm ganz recht ist, etwas hochmüthig zu erscheinen. Dieser zeigt eine verletzende Herablassung, und jener stohl Dich kaum an. Der alte Freund Deines Vaters kennt Dich nicht. „Um Vergebung, wie ist Ihr werther Name?“ Du bist Joseph, er aber nennt Dich Marquis. Auf diese Weise wollte Voltaire den kleinen Pointinet mit dir seinem rechten Namen nennen und machte aus demselben bald Pouvenet, bald Poissinet.

Der größte Theil der schriftstellerischen Welt, begierig nach Erfolg, nimmt unsühlbaren Rost angiebt und oft nur durch Lustspiel emporgekommen, hat über unsere Sitten gleichen traurigen Schirer der Affectation gewiesen. Sogar unter den niederen Volksklassen und Domestiken findet man sonderbare Erscheinungen dieser Art. Nichts geschieht, wie die Natur es verlangt. Hier erblicken wir Säle mit alten Rüstungen, dort Kupferstich-Sammlungen, die lauter Betrachtungen von Königen vorstellen — überall tritt uns Affectation entgegen. Es sind Ueberbeten, die die Sucht, Aufmerksamkeit zu erwecken, hervorgerufen hat; denn man glaubt, auf diese Weise den großen Männern nachzuahmen; wie irdbrecht! Man wird nie das Genie kopiren können. Man will größer, geistreicher, klügenner, witziger erscheinen, als man es von Natur ist, und verwandelt auf diese Weise die ganze Welt in ein Theater, wo Niemand seine eigentliche Rolle spielt; der Kaufer macht den Freigebigen, der Schwätzer affektirt bedeutsames Schweigen, und selbst die Lastee werden oberflächlich.

„Glauben Sie kein Wort von allem dem, was Sie etwa über mein Verhältniß mit Madame Bisfell hören“, sagt ein Geck und schlägt dabei mit der Reitpeitsche auf seine Jofenstiefel.

„Ich gebe gern Gehr aus, ja, ich gebe vielleicht zu viel aus, aber beschelten will ich mich nicht lassen“, sagt der Geizige, der den Verschwender spielt.

Ich habe zerrissene Röcke voller Eitelkeit, zerfetzte, unsonbere Hüte gekannt, die nur deswegen sein wollten. Die Affectation bedient sich aller Mittel, selbst des Lächerlichen, da es doch ein gewisses Aufsehen erregt. Es giebt Leute, die absichtlich schlecht schreiben, damit man sage, ihre Hand sey die der großen Genies. Es giebt ferner von diesem Schlage Kranke, an Bapreure Leidende, Mißanthropen, Sauerköpfische, Poissierliche. Wie reich an Talenten sind doch solche Leute! Wenn ein guter Aufsatz anonym in einer Zeitschrift erscheint, so begnügt man sich jeder Schriftstellerin dem Verfasser beizulegen, sie ist unter beschiedenen Anfangs-Buchstaben verborgen und wenn sie sich seit Jahrgängen dazu bekannt hat, Unglücklicherweise wird ihre Infognito so oft verrathen und der Aufsatz hat so viele Verfasser, daß man in Verlegenheit kommt, in welchen man ihn setzen soll. Ausserdem hält die Bestimmung der Frauen dieselben in häuslichen Sphären, und ihre Gewohnheiten wie ihre Affectationen bleiben immer in diesem Gleise; sie gehen sich ein gewisses Ansehen; welche Folgen kann dies aber haben? In den verschiedenen Klassen der Gesellschaft sind die eingebildeten Frauen sehr selten; eingebildete Männer aber sind hier so gewöhnlich, daß man ganze Armeen derselben kennte. Je höher man in der gesellschaftlichen Hierarchie steigt, desto weniger Affectation findet man unter den Männern, und diese wirde wird sie durch Lust im Benehmen, durch Weltanschauung mit der Welt und durch das Geschäftsleben unterdrückt.

Wie könnte man sich mit grausamer Strenge gegen die tausendfachen, unschuldigen, gleichsam angezwungenen Zierereien waffnen, die in einem Frauen-Salon zu finden sind? die eine hängt sich die Zange an den Arm, als wolle sie ihre gänzlich Geschäftigkeit anzeigen, und wie wenig Zeit sie hat, spricht die eine solche Zierlichkeit ein einfältig, daß man beschließt Dich kaum mit dem kleinen Finger, als siechte sie, Du wärest einer solchen Berührung gar zu unwürdig. Ein Contertanz, ist ein trefflicher Schauplatz für alle nur möglichen Arten von Affectation; man kann je nach den Umständen bald mit Jemand, der sich unter den Umstehenden befindet, sprechen, bald seinen Tänzer vergessen, Melancholie oder affectirte oder über Politik reden. Geben wir einmal Acht, ob eine junge Dame von Welt einen Deszente-Lieutenant eben so wie einen jungen Herzog und Pair behandelt. Ich begann meine Laufbahn mit dem Mißtrauisch und erinnere mich sehr wohl der mit Furcht gemischten Lächeln, mit dem mich damals empfing. Mehr als ein ungeschickter Hörer war die Folge eines Irrthums, in dem eine Lage, die mich zwischen dir Paire und die Lieutenants-Epauletten brachte, Veranlassung gab. Ach, die Zeit ist vorüber, wo die Karten und Mütter ihre wohlwollenden Aufmerksamkeiten an mich verschwendeten, wo ich drei verschiedene Einladungen für einen Tanz empfing, wo Mütter meine Kameraden mir anbieten, wo ich etwas war, wo meine Zukunft Vertrauen einflößte und ich in großem Kredit stand. Dies kam daher, daß ich einen Onkel hatte, und dieser Onkel war reich, dagstoly, und besaß Titel; er liebte mich, und unser Verhältniß war innig und vertraut; gleichwohl weiß ich nicht, wie ich zu der unfreiwilligen Verzeigung kam, daß er vorzüglich diesen Onkel mir auch nicht einen Heller vermachen würde. Dies Vorgefühl gründete sich auf nichts; und woraus entsprang es dennoch? Ich weiß es nicht. Ich habe stets one bei meines Gleichen bemerkt Scheelsucht, Eifersucht gegen meinen Onkel oder verehrte die Größe und drunge sich vor ihr. Er liebte die Größe, ich verabscheute sie. Er verlangte uns nichtsbestoweniger recht gut, vielleicht gerade wegen dieser Unähnlichkeit; obgleich ich sehr wohl wußte, daß er mir bei seinem Leben oder nach seinem Tode nichts würde zukommen lassen, ausgenommen seine Freundschaft. Dies adoptirt indeß die Mütter nicht, und diese Heirathsobjecte entgehen unter der Klasse ihrer Töchter um die Wette mit Jagd. Sie befanden sich aber in einem großen Irrthum, wie man sogleich sehen wird. Warum soll ich jedoch meine Zeit damit verlieren, eine alte und sehr gewöhnliche Geschichte zu erzählen? wozu soll ich erst dem Leser auseinander setzen, wie Madame Bisfell durch ihr Mißgeschick auf ein Verlangen gekommen wurde, mich zu sehen? Genug geteagen hatte, einem reizend reichen Mann, als er selbst war, zu verwachen? Ich werde lieber kurz abbrechen, wie Lorenz Sterne, und mit seinem Worte dasjenige erwähnen, was sich eigentlich meinem Leser verborgen habe. Mag er sich das Weitere hinzudenken!

Der Affectation nimmt bei den Mode-Damen einen, man möchte sagen, mechanischen Charakter an, der dem Beobachter wob thun muß. Soll denn eine Frau eine Droschque sein? Was soll man zu den bleichen Geschöpfen, zu den Wachsfiguren, zu den leblosen Weiben sagen, die, mit Steife und Gaze bedeckt, bei uns vorüberziehen? In dieser Epoche unbändigen Ersteins beginnt die Tyrannei der Schönheit und die Schneidekünstlerinnen sind fast so bewiderten Geschöpfe, die man reiche Erbinnen nennt. Die schlimmste Art Affectation ist, wie mir scheint, die, welche alle Geistesklarte auf ein Nichts reduzirt; Fröhlichkeit, Lebhaftigkeit, Kunstgefühl, Naturlichkeit, Ausdruck. Alles geht zu Grunde, es handelt sich nur darum, gewisse Bewegungen und Verbewegungen, welche das Gesellschaftsleben anstreicht, regelrecht zu beobachten; man geistet, setzt sich, geht oder tanzt mit vollkommener Abgemessenheit, und in einem Körper voll Fülche und oft voll Schönheit erstrecknet und verdorrt das Herz. Nichts, wie mich dünkt, ist so unerhaltend, als wenn man in einem modernen Conversing die wohlgezogenen, wohlabgerichteten und sich im höchsten Grade langweilenden Puppen beisteht Geschichtchen einander zugeben hört. Ich gestehe, daß die Erziehung einer Puppy vollkommen sein kann; je höher aber diese Vollkommenheit steigt, desto langweiliger erscheint sie, desto mehr nimmt

man wahr, daß sie die Feucht eines ganz mechanischen Jahrhunderts, einer industriellen Civilisation und eines Maschinenwesens ist, dem die Seele fehlt.

Ich werde mich stets der sardonischen Affectation einer unserer großen Damen am Hofe Georg's IV. erinnern, welche zu ihrer Zeit die Königin der Salons war. „Ich habe gehört", sagte sie eines Tages zu der geistreichen Frau von C., „daß Sie mich für sehr häßlich und sehr albern halten." — „Nein, Mylady", erwiderte die Französin, „das habe ich nie gesagt, habe es aber oft glauben hören."

(Frazer's Magazine.)

Frankreich.

Napoleoniana.

(Schluß.)

Das Arbeitszimmer des Kaisers war ganz nach seinen Gewohnheiten angeordnet. Auf einem großen Tisch, der mit einem grünen Tuch bedeckt war, standen drei Leuchter, jeder mit drei Armen; vier kleinere Tische standen ringsherum für seine vier Secretaire — Meneval, Meunier, de Pontbon und d'Albe, von denen der Letzte nur über die Karten und andere topographische Papiere und Instrumente die Aufsicht führte. Ich hatte von Maus, der berühmten Wachsfiguren-Fabrikantin in Frankreich, einen ganzen Vorrath zu diesem Zweck besorgt, und zwar kaufte ich zugleich einige von größerem Umfang für den besonderen Gebrauch des Kaisers. Als Herr von Pontbon meine Anordnungen beschränkte, verrieth er mich plötzlich und bekam bald zuviel mit neun Wachsfiguren in die Hand, die er um die Stelle bei meinigen in die Leuchter setzte. Dies bestimmte mich nun so mehr, als es eine Art Tadel oder Verdacht auf mich selbst zu werfen schien, und ich bemerkte, daß es in ganz Frankreich keine schönere und bessere Kerzen gebe, als die, welche ich angeschafft. Hierauf erwiderte er nichts. Trotz dem ihrem Einfluß, den ich in die Maßregeln für Napoleon's Sicherheit gewonnen, konnte ich dies doch nicht begreifen, bis mir Herr von Caulaincourt sagte, daß aus Furcht, die Kerzen auf dem Kaiserlichen Tisch könnten einmal mit einer kombustiblen Materie geschwängert seyn, die Secretaire einen Vorrath davon bei sich führten!

Zog am Nacht mußten wir in dem Palast des Kaisers Aufenthalt bei uns nicht weniger als 25 Schildwachen in dem Palast und in den Gärten den Dienst verrichten. Ich war der einzige, der die Erlaubniß zum Eintritt hatte, ohne angerufen zu werden; kein Wunder, wenn ich dadurch Napoleon's Aufmerksamkeit auf mich zog und er mich gleich den ersten Morgen, da er mich von den Wachen aus auf der Terrasse hinter dem Palast stehen sah, durch Rustan fragen ließ, wer ich wäre und was ich hier zu thun hätte?

Aber alle bereits angeführte Vorsichts-Maßregeln sind im Vergleich mit denen, die sich auf seine Tafelordnung bezogen, unbedeutend: die Vorräthe von Fleisch, Fischen, Wildpret, Vogelgattungen wurden von der Stadt und ihren Umgegenden hergegeben. Die Einfuhr aber fanden nicht eher statt, als wenige Stunden bevor die Waaren gebraucht wurden; auch wurden sie ohne Unterschied von mehreren Lieferanten gekauft. Sie waren alle nicht im Stande, selbst wenn sie die Absicht hatten, irgend etwas Vergiftendes in Speisen für den Verbrauch des Kaisers zu bereiten. Mit Wein, Oel, Essig, Salz, Pfeffer, Gewürz u. s. w. waren die Wagen, welche dem Hof folgten, vollständig versehen. Drei bis vier solche Wagen fuhren dem Hof voraus oder mit ihm zusammen, oder sie folgten ihm nach; einer mußte beständig in der Nähe seyn. Es sind sich zufällig, daß in dem ersten Wagen, der zum Tafeldienst angekommen, kein Oel oder nur ein sehr kleiner und ungenügender Vorrath vorhanden war. Als ich dies hörte, bot ich Einiges von dem Oel an, das der Präfekt brauchte und das er direkt aus der Provence kommen ließ. Man wahrte es nicht an, unter dem Vorwande, es möchte schon ein alter Brauch, daß ein anderer Wagen käme, was auch einige Stunden später geschah, worauf sie sich reichlich aus dem Wagen versorgten. Außer Holz und Kohlen wurde von den Vorräthen des Präfekten nichts angenommen, und es würde gewiß Jedem, der es darauf angelegt, Napoleon zu vergiften, äußerst schwer geworden seyn, selbst in dem Fall, daß er einen von der Dienerschaft gewonnen hätte, was aber sehr unwahrscheinlich war. Der Kaiser hatte die Gewohnheit, wenn er an heißen Sommertagen des Morgens aufstand, ein Glas Limonade zu trinken. Sein Kammerdiener brachte ihm mehrere Citronen, eine Schale Zucker und eine Flasche Wasser. Es suchte sich eine Citrone aus, preßte sie, und bereitete sich selbst das Getränk. Zwei bis drei Stunden später brachte man ihm sein Frühstück, das aus acht bis zehn Schüsseln bestand, auf einem kleinen Tischchen gewöhnlich in sein Studienzimmer; selten berührte er mehr als eine Schüssel, und in weniger Minuten war das Mahl vollendet.

Es ist bekannt, daß er mit seinem Mittagsessen eben so schnell fertig wurde: er aß wenig und betrachtete die Zeit, die er an der Tafel zubrachte, für verloren. Die Mannigfaltigkeit seiner Beschäftigungen und seine große Beweglichkeit ließen ihn jeder Rücksicht auf Form oder Höflichkeit selbst gegen die Kaiserin Marie Louise vergessen.

Ich will ein Beispiel erzählen aus der Zeit seiner Reise. Den Tag nach ihrer Abfahrt von Paris war die Kaiserin etwas ermüdet und unwohl. Zuerst entschied Napoleon, daß sie die Nacht an dem Ort, wo sie gerade waren, in dem Schloß eines Edelmannes, zubringen sollten. Sogleich ward ein Courier abgeschickt, der diese Verzögerung der Reise den Behörden der verschiedenen Posten melden sollte. Der Kaiser aber, dem nichts schnell genug war, sing nach zwanzig Minuten an, diesen Aufschub zu bereuen. Plötzlich ward er anderen Sinnes und gab den Befehl, weiter zu fahren; nun mußte ein zweiter Courier abgefertigt werden, der den ersten überholen sollte, damit in den Anordnungen keine Veränderung stattfinde. Die Kaiserin, die sich noch nicht bestor befand, war weiter nicht gefragt worden. Als sie sah, daß sie noch weiter fahren sollte, weinte sie und bat den Marschall Duroc, für sie um die Gunst zu bitten, die sie selbst nicht zu verlangen wagte. Doch seine Vorstellungen waren umsonst; er willigte in keinen Aufschub, und sie setzten ihre Reise fort, deren weitere Details den Lesern gewiß eben so neu als interessant seyn werden.

Unter den Bedürfen, die in die Kabinet des Kaisers zugelassen wurden, befand sich auch der Alexius, und der Bischof von Evreux, von seinem Großvikarius und seinem Kapitel begleitet, trat mit ihnen in der Hand, die Mitra auf dem Kopf, mit seinen priesterlichen Gewändern bekleidet, in das Audienzzimmer ein. Hier muß ich erwähnen, daß der Bischof und der Präfekt eine Zeit lang mit einander in Streit gewesen waren; den dem Letzteren wurden, ob mit Recht oder Unrecht, fortwährend Anklagen an den Minister des Innern gebracht, die jenen als einen Fanatiker und ehemaligen Ebenan darstellten. Diese Anklagen kannte der Bischof nicht, und da er sich also nicht vertheidigt hatte, so beholten sie bei der Regierung ihre volle Kraft.

Kaum erblickte Napoleon den Bischof, als er ihn mit folgenden Worten sehr bitteren Tone anredete: „Herr Bischof, ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen. Sie sind mein Feind und entwürdigen das Kleid, das Sie tragen." Der unglückliche Prälat, von Staunen und Angst getroffen, versuchte, wenige Worte hervorzustammeln; der Kaiser aber sprach weiter: „Schweigen Sie! Ihre Hände sind mit Frankreiche Blut befleckt. Senden Sie mir sogleich Ihre Entlassung. — Sie passen mol la porte." Dieses waren die eigenen Worte des Kaisers, die er 15 Schritt von ihm aussprach. Der arme Bischof, der siebzig Jahr alt, schwach und krank und von Husten geplagt war, hatte niemals etwas mit den Beamten oder Ebenaus zu thun gehabt; diese Beleidigung traf ihn das Herz. Er erbrach sich und zu sich zurück, von seinem Großvikarius unterstützt. Sechs Monate darauf starb er.

Gleich nach der Abreise des Hofes ging ich in das Schlafzimmer des Kaisers und fand daselbst einen von den Kammerdienten, der mit nach einem Häuflein von Bgeltieren einige Stunden zurückgeblieben sollte. Ich plauderte eine Zeit lang mit ihm und sah sodann ihn einen Augenblick, als ich erwartete. Es war ein junger Mann, dem seine Lage nicht gefiel. Napoleon war nicht immer so leutselig im häuslichen Verkehr, als er von Einigen dargestellt worden, und die gutgelaunten Momente waren nur selten bei ihm. Den Tag über mußte ein Kammerdiener beständig in seinem Schlafzimmer bleiben, wenn der Kaiser fort war, ein Taschentuch oder seine Dose zu holen, oder zu einem anderen Zweck, so gab er bloß ein Zeichen: das mußte man durchaus erraten, und wenn man ihn nicht gleich verstand und er genöthigt war, zu sprechen, so that er es voller Ungeduld und über Laune.

Unter diesen Kammerdienern war auch ein alter Mann (ich weiß nicht genau, ob es Marchand war), der zum Kaiser mehr brachter wurde und in vertrauterem Verhältniß zu ihm stand, als die übrigen. Nach der Audienz, die er den Autoritäten gegeben, eilt der Kaiser aus, wie ich schon erzählt. Um vier Uhr kam er zurück, ging in sein Schlafzimmer, warf sich auf seinen Armstuhl und rief: „Mein Essen!" Sobald war eine alte Gewohnheit, die Folge seines Frühaufstehens und seiner Nacht-Arbeiten. Gegen sechs Uhr stürzte er sich schnell an und verlangte zu essen; dann öffnete er einige Packete und las eine Depesche aus Spanien. Eine Viertelstunde darauf kam der alte Kammerdiener herein mit den Worten: „Eure Majestät, das Essen ist aufgetragen." „Gut, ich werde kommen", erwiderte Napoleon und las weiter. Eine halbe Stunde darauf wurde er ungeduldig: er riß an der Glocke und zerriß die Schnur. Darauf waren die Diener gewöhnt, mit es dauerte sich darum, wer unter ihnen sich der Strafe aussetzen wollte. Der alte Diener nahm sich ein Herz und ging hinein. „Mein Herr, es ist Leuten nicht beliebt, mir heut' das Essen zu besargen?" fuhr ihn der Kaiser schaef an (wahrscheinlich war die Zeitung aus Spanien ungünstig) „Sire, ich bader Euer Majestät schon gemeldet, daß das Essen aufgetragen sey." — „Das ist nicht wahr." — „Ich bitt' um Verzeihung, Sire; es ist so wahr, daß Sie mir auch antworten: Gut, ich werde kommen." — Nun veränderte sich plötzlich Napoleon's Miene und Stimme, lächelnd sah er den alten Diener an und sprach: „Wahrhaftig, du hast Recht: Spanien sieht mich Alles vergessen."

Kein anderer Bedienter wäre es gewagt haben, ihm so zu widersprechen und selbst unter den Hofleuten waren nur sehr Wenige, die sich erkühnt hätten, mit ihm zu streiten. Auch Rustan stand mit dem Kaiser in keinem vertrauten Verhältniß, und zumal um jene Zeit dachte er daran, sich zurückzuziehen; als verheiratheter Familienvater, mit einem Einkommen von 15,000 Franken jährlich, hatte er, außer den unruhigen Leben, noch vor der Thüre nach Elba sich ins Privatleben zurückzuziehen. Der Mameluk, den man in den hundert Tagen um Napoleon sah, war nicht Rustan. Man hat sogar behauptet, daß es ein als Mameluk verkleideter Franzose war, das sehr möglich ist.

Ich fragte den jungen Kammerdiener im Vorzimmer, ob es denn wahr sey, was das Gerücht allgemein behauptet, daß der Kaiser einen Pantzer trage? Ich meinte, die Art, wie er zu Pferde stiege, scheine diesem Gerücht eine Begründung zu geben, und ich stige hinzu, ich hätte gehört, ein Spanischer Mönch hatte bei der Jagd auf ihn gefeuert und mit einer Legelkugel eine Kugel auf ihn abgeschossen, ohne daß dies von Erfolg war. Der Diener antwortete darauf nicht eine Sylbe und gab dem Gespräch eine andere Wendung. Die Leser können seine Discretion über diesen Punkt verstehen, so wie ich sie selbst mir zu erklären wußte.

Ich hatte auch Gelegenheit, mit einer der Damen, die der Kaiserin zu unterhalten, eine Zeit lang zu plaudern. Sie sprach mit großem Lob von Marie Louise, die in ihrem häuslichen Leben sehr freundlich und auch sehr gut bedient war: dagegen konnte sie die liebenswürdigkeit des Kaisers nicht sehr rühmen. Hier ist eine Anekdote, die sie mir erzählte unter manchen anderen, die am vorigen Abend kuch das gewesen.

Napoleon betrat das Zimmer der Kaiserin in dem Augenblick, wo sie sich zu dem Ball ankleidete, trotz die Stadt gab. Er nahm, während er mit ihr plauderte, ein gewirktes Tuch, das auf ihrem Tisch lag, entfaltete es und fragte nach dem Zweck. Eine von den Damen sagte: „Diese Tücher sollen schützen Frankreich.“ — „Wäre ich eine von den Damen Marie Louisen's“, sagte Napoleon, „so würde ich zweifeln wenn Einkünfte vergrößern, indem ich einen von diesen hübschen Tüchern mit zerreißte.“ — „Sire“, antwortete dieselbe Dame, ohne sich verwirren zu lassen, mit der einschmeichelnden Miene: „wir schmeicheln uns alle, diese Damen und ich, daß Ihre Majestät die Kaiserin nicht weniger auf unsere Rechtschaffenheit vertraut, als auf unsere Treue.“ — Der Kaiser biß sich in die Lippen und gab keine Antwort.

Der Abendball, wo sich Ihre Majestäten eine Stunde aufhielten, bot nichts Merkwürdiges, außer folgendem Umstand. Zwölf junge Damen sollten Marie Louisen, wenn sie in das Vorzimmer kam, einen Korb Blumen bringen, und die schönste darunter hatte den Auftrag, das Kompliment anzuzeichnen, das sehr kurz war. In dem Augenblick, wo das arme junge Mädchen sich auf zwei Schritt der Kaiserin genähert, reichte sie plötzlich, trotz Verbindung mit seinem und seiner Mutter Wort hervorbringen. Eine von den übrigen, Fräulein zu Dohna, die Tochter des Oberceremonienmeisters und die Nichte des Marineministers, trat sogleich vor und sprach das Kompliment mit vieler Grazie. Den folgenden Tag bekam sie eine sehr hübsche Uhr, die für ihre Geschäftsmann bestimmt gewesen war.

Nach der Abreise des ganzen Hofes wurden sämmtliche Möbel des Schlosses ihren Eigenthümern zurückgestellt. Einige besondere Sachen, wie die Gerätschaften an den Betten Ihrer Majestäten, konnten nicht füglich gedeckt werden, und ich hatte sie daher von einem Kunst-Tischler gemietet. Diese Artikel verdienten es ebenwohl, in den Kupplten aber dritischen Werth, und ich konnte selbst gestanden, daß er in der Stadt mit Umgegend nicht weniger als zwölf Matratzen vom Bett der Kaiserin verkauft habe. Der Gendarmerie-Oberst hatte auch das Federbett sehr ihrer gefaßt. Ich will ihn nicht degen durch die Nachricht, daß Marie Louise niemals eines gebraucht hat. Ich hatte es zwar wiederholt angeboten, doch war es mir nicht möglich, die Antwort der Ehrendamen weggenommen und sogleich an den Möbelhändler zurückgeschickt.

Dies erinnert mich an Voltaire's Stock, an Napoleon's Abkammlungsstock, an Jean Jacques' Perücke und viele andere Dinge, die vielleicht schon dreißigmal verkauft worden und noch immer zu verkaufen sind. Wenigstens was Freund betrifft, kann ich versichern, daß ich dort vor sechs Jahren den Stock gesehen, den derzeig Lustdader allein zu besitzen wähnen.

Indem ich diese Details schließe, wiederhole ich noch einmal, daß sie nichts enthaltn. was nicht vollkommen wahr ist; und wenn einer glauben sollte, daß ich ihrer Treffenden mehr sind, um irgendwie das Andenken eines großen Mannes anzuerziehen, so könnt' ich darauf antworten: — Amicus Plato, sed magis amica veritas.

Bibliographie.

Essai sur l'organisation démocratique de la France. — Bon Billard. 7 fr.

Traité de physiologie. — Von Burdach. Uebersetzt von Jourdan. 28 Fr.

Le Lithographie. Journal des artistes et des imprimeurs. 10 Fr.

Mannigfaltiges.

— Mandarin und Bonze. Unter Mandarinen versteht man in allen Europäischen Ländern die höhere Beamten-Klasse bei den Chinesen, und eben so werden die Chinesischen Buddha-Priester in ganz Europa Bonzen genannt. Dennoch hat diese Wörter der Chinesischen Sprache eben so fremd, wie den Sprachen des Abendlandes; denn was wir Mandarin nennen, heißt in China Kuan-fu, und für Bonze sagen die Chinesen Ho-schang. Da wir beide Wörter zuerst durch die Portugiesen erhalten haben, so könnte man sie auf den ersten flüchtigen Blick für Portugiesisch erklären; denn mandarim erinnert an mandar, befehlen, und Bonz natürlich gar an pontifex! In welcher Romanischen Sprache werden aber Substantive durch Endungirungen der Silbe in (oder im) an einen Infinitiv gebildet? Das erstere Wort müßte, um Portugiesisch zu sein, entweder mandador oder mandadeiro lauten. Es ist aber ein echtes Mit-Indisches Wort, dem ohne Zweifel die Sanskrit-Wurzel man, denken, meinen (vgl. mind, mon-o, meinen, mahn-u u. s. w.) mit dem gleichfalls Sanskritischen Suffixum tri (auch tar, das Lat. tor) zum Grunde liegt. In Form und Bezeichnung dem Lateinischen monitor sehr nahe stehend, bezeichnet es den Ratgeber eines Fürsten, der ihn gleichsam denken macht (Mahner, Mahnender). Diese Bedeutung hat wantei vorzugsweise in einigen Sprachen des Buddhistischen Hinter-Indiens, wo noch sehr viele andere Sanskrit-Wörter sich eingebürgert haben. Die Minister des Königs von Siam führen den Titel wantei, und von demselben Worte scheint Wan kri oder Wan-tei, wie man im Reiche Birma den Minister des Innern benennt, eine bloße Verstümmelung zu sein. Bei den Birmanen heißen auch die Buddha-Priester Pon-kyi oder Bongyi, welches Wort man unbedenklich als den Ursprung unseres Bonze betrachten darf. Die Europäischen Seefahrer bedienten sich zur Bezeichnung der Chinesischen Magistrate und Priester solcher Ausdrücke, wie sie bei ihren älteren Bekannten, den Bewohnern Transgangetischer Küstenländer, für ähnliche Begriffe gebräuchlich waren. Sch...

— Die Schicksale der Pariser Zeitungen. Seitdem vor ungefähr zwei Jahren Herr Emil von Girardin die Idee gehabt, eine Französische Zeitung zu begründen, die gerade und die Hälfte (40 Franken) von dem kostete, was bisher der feste Preis aller bestehenden Pariser politischen Blätter war, ist mit den Preisen, dem Format und den Redactions-Verhältnissen derselben eine so bedeutende Veränderung vorgegangen, daß die wenigen Französischen Zeitungen denen von 1830, wo sie auf dem Gipfel ihres Einflusses waren, kaum noch ähnlich sehen. So groß ist in unseren Tagen die Macht der Wohlfeilheit, daß sie selbst die sie unüberwindlich gehaltene Macht politischer Parteien zu besiegen weiß. Ihre Tempo, der Débats, das Constitutionnel, das Journal du commerce, das Journal général de France, zählen jetzt jedes 10—12000 Abonnenten, die sie zum größeren Theile den alten Blättern entzogen haben, welche sie mehr oder weniger dabei ging, nicht bloß wohlfeilere Preise zu stellen, sondern auch zum Zeitschmecke mehr zu buhlgen, indem sie mit ihren politischen Kolumnen ein gut redigirtes litterarisches Feuilleton verbanden, ein Feuilleton, wie es selbst das Journal des Débats in solcher Mannigfaltigkeit niemals dargeboten hatte. Dieses Blatter also, wenn sich auch die beiden Zeitungen, die um ihre Existenz kämpfen, nicht angriffen, nach Mittel wandelten, ihre schwankenden Abonnenten festzuhalten? Nur sehr wenige Blätter, wie der Courrier Français und der Bon Sens, sind bisher unverändert bei ihrer früheren Gestalt und Redaction geblieben. Der Courrier rechnet dabei vielleicht mehr auf seine auswärtigen Kunden, für die wegen des sich gleich bleibenden Portos u. s. w. die Ermäßigung der jüngeren Presse keinesweges die Hälfte des ganzen Preises beträgt, als auf die wenigen Französischen Genossen, die bisher 80 Franken als 40 bezahlen, um nur nicht den gewohnten Oppositions-Ton gegen einen anderen zu vertauschen. Alle übrige Blätter haben entweder mit ihrem Format, oder mit ihrer Redaction Veränderungen vorgenommen und so auf die eine wie auf die andere Weise dem neuen Systeme huldigen müssen. Denn allerdings bietet es eben so viel, als den Preis herabsetzen, wenn jetzt das Journal des Débats und die Gazette de France für denselben Preis deutsch mehr sauf einem von den bisherigen Preisen Begriff liefern als früher und dabei auch größere Kosten auf die Redaction ihrer Feuilletons verwenden. Der Tempo hat sogar diese beiden Blätter durch sein ungeheures Format noch übertroffen, sich aber dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, den Satz zur Ausfüllung derselben übermäßig zu vermehren, so er ihn nur aufzureißen vermag. Dabei ist das Blatt auf die beste Weise gedruckt, so daß es wohl seit seiner Reorganisation noch von keinem einzigen Menschen ganz durchgelesen worden ist. Seinen Preis hat es zugleich auf 72 Franken ermäßigt. Das Journal du Commerce liefert neben seinem Vorgang wie gewöhnlich reichhaltigen Hauptstoff täglich einen halben Bogen, der als Overblatt ausgegeben wird, und seine Abonnenten erhalten also für 80 Franken jetzt anderthalb Blätter täglich, statt des früheren einfachen Bogens. Andere Zeitungen, wie das „gewurzenemente“ Journal de Paris und die legitimistische „Europe“, haben sich der jüngsten Preis-Ermäßigung angeschlossen, indem sie ihre Preise ebenfalls auf 40 Franken herabsetzten. Noch andere haben ein Juste-Milieu zu beobachten gesucht, indem sie den Preis auf 60 Franken stellten, dabei aber ihr Format nicht vergrößerten. Zu dieser Kategorie gehören die beiden Extreme des Pariser Zeitungs Heeres: die Quotidienne und der National. Der Constitutionnel endlich, der am meisten an politischem Einflusse und an Feuilleton verloren, hat noch einen besonderen Weg einzuschlagen versucht, indem er wöchentlich zwei ganze Bogen als Beilagen liefert, die abwechselnd der schönen Literatur und der Landes-Industrie gewidmet sind. In solchen Opfern haben sich also diese Blätter entschlieren müssen, die noch vor wenigen Jahren wähnten, ihre Macht sei in Feuilleton unvergänglicher, als die jetzo anderen Besitzes. Und dabei ist es noch immer zweifelhaft, ob die ältere Presse unter diesen Umständen die Konkurrenz der neueren lange wird bestehen können. Diejenigen Blätter freilich, die ihre vierte Seite immer mit Privat-Anzeigen füllen können, finden darin ihre einträgliche Entschädigung; aber nur wenigen wird diese Vergünstigung von Seiten des Publikums, und so dürften wir binnen wenigen Jahren wiederer der ältesten Pariser Zeitungen ganz eingehen sehen. Daß insbesondere auch die Börsen-Franken-Blätter, selbst bei ihren 10—12,000 Abonnenten, keine Seide spinnen, geht aus der Anstrengung derselben hervor, die Regierung zur Herabsetzung des Stempels und des Portos zu bewegen. Die Regierung schreint jedoch so bald in diese Wünsche nicht eingehen zu wollen; es ist ihr bei dem gegenwärtigen Verfahren so trefflich in die Hände gearbeitet worden, daß sie sich wohl schwerlich veranlaßt sehen wird, eine zweite Veränderung, die wieder dem Zeitungswesen seine frühere Gestalt geben könnte, selbst hervorzurufen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Postämtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 124. Berlin, Montag den 16. Oktober 1837.

Japan.

Ueber Sprache, Schrift und Literatur der Japanesen.

Die Sprache des Japanischen Reiches, ein mehrsilbiges, weiches und nicht unmelodisches Idiom, ist von der Chinesischen so außerordentlich verschieden, als ob China und Japan zwei besonderen Hemisphären angehörten. Ihrem Geiste und Charakter nach den Tatarischen Sprachen ähnelnd und ihn und wieder auch den Malayischen etwas analog, entfernt sie sich doch in Hinsicht ihres Materials auch von jedem der genannten Sprachstämme in solchem Grade, daß jeder Versuch einer Annäherung wohl abenteuerlich seyn dürfte.

Am auffallendsten muß uns freilich die ungeheure Kluft seyn, welche sie so vielen anderen Berührungs-Punkten, die beide Nationen soll als Insulaner-Völker erscheinen lassen, das Chinesische und das Japanische von einander sondert. Wenn aber die Landessprache Japans im Wesentlichen eben so selbstständig geblieben ist, wie die Nation, die sie redet, so haben die Japanesen wenigstens ihre Schreibekunst von dem weit früher civilisirten Nachbar-Volke erhalten und ihr ganze Literatur auch der Chinesischen gemodelt. Sie wachen aber von den Chinesischen Charakteren einen vielfachen Gebrauch: bald bedienen sie sich derselben, wie die Chinesen, als bloßer Symbole von Begriffen — bald, mit Abstraction von ihrer Bedeutung, als einer Laut- oder Silbenschrift.

Wenn der Japanese ein ganzes Buch in Chinesischen Charakteren abdruckt und diesen Zeichen ihre symbolische Bedeutung läßt, so ordnet er sie auch nach den Gesetzen der Chinesischen Vorstellung, oder, mit anderen Worten, er schreibt rein Chinesisch. Ein solches Werk gehört alsdann nur seinem Inhalt nach der Japanischen Literatur an, nun das Verstehen desselben hat für den Kenner des Chinesischen keine größere Schwierigkeit, als wenn ihm ein in Japan besorgter Nachdruck irgend eines klassischen in China geschriebenen Werkes vorläge. Gewöhnlich findet man in solchen Büchern kleine Noten in Japanischer Silbenschrift, die zum Theil zwischen die Chinesischen Charaktere eingeschoben sind. Der gelehrte Verfasser — denn nur von sehr unterrichteten Japanesen kann man erwarten, daß sie in der Sprache ihrer Nachbarn schreiben — macht solche Glossen zum Besten derjenigen Leser, denen die Subtilitäten und Dunkelheiten der Chinesischen Ausdrucksweise minder geläufig sind.*) Ein Französisch schreibender Deutscher würde zum Gelächter, wenn er diese oder jene Phrase durch eine Deutsch geschriebene Randbemerkung verdeutlichen wollte — passe encore, wenn es barbarisches Französisch wäre — ein Japanese aber verdient weit eher Entschuldigung, weil dieser eine Landessprache beflißt, die dem Chinesischen ungleich mehr entfernen ist, als das Französische dem Deutschen. Aus demselben Grunde aber darf sich ein Japanischer Gelehrter, der in diesem Sinne sermone utriusque linguae doctus heißen kann, mehr darauf zu Gute thun, als ein Deutscher, der ein genießbares Latein, Französisch oder Englisch schreibt.

Sollte aber der Stil solcher Werke nicht wenigstens eine gewisse Japanische Färbung erhalten, die sie dem tieferen Kenner, noch abgesehen von ihrem Inhalt und andermeitigen Kriterien, als ausländische Fabrikate erscheinen ließe; wie man z. B. selbst in der klassischen Latinität eines Muretius, Rudneten oder Ernesti gewisse Gallicismen, Batavismen oder Germanismen herausgewittert hat? Dies ist nicht bloß möglich, sondern sogar sehr wahrscheinlich, aber die Entscheidung über einen so zarten Punkt noch lange nicht Sache des Europäischen Sinologen, der vor Allem auf das Verstehen der Texte Sorgfalt verwenden muß. Die Beurtheilung dessen, was sie mehr oder minder klassisch zu halten sey, kommt nur dem gelehrten Chinesen zu; wir müssen übrigens gestehen, daß uns noch keine in China abgefaßte Kritik des Stiles eines in Japan geschriebenen Buches vor die Augen gekommen ist.

Die bedeutendsten der in Japan herauskommenden Werke, z. B. Reichs-Annalen, große Encyklopädieen, Länderbeschreibungen, physikalische Traktate u. s. w., sind fast alle Chinesisch geschrieben — ein wahres Glück für den Sinologen, der solchergestalt zwei Literaturen bewältigen kann. Obgleich in politischer Beziehung ihren ultramarinen Nachbarn immer feindselig oder doch voll Argwohn gegenüberstehend, dagegen die Japanesen doch für die Sprache ihrer steten Bildner andergränzte Ehrfurcht, mit der auch wohl die Ahnung verbunden seyn mag, daß ihr vaterländisches Idiom an geistiger Entwickelung dem Chinesischen nachsteht.

Ihrer Selbstständigkeit unbeschadet, hat die Landessprache Japan's eine Menge Sinismen angenommen; ja, man kann sagen, daß für die meisten Begriffe zwei Wörter da sind, ein Japanesisches und ein Chinesisches. Eingebürgerte Fremdlinge werden aber im Munde des Ausländers neidwendig entstellt, und zwar um so mehr, je weniger sein Organ dazu geschickt ist; ein Ähnliches Schicksal traf auch die Chinesischen Wörter in Japan. Es hat sich dort ein ganz besonderer Dialekt des Chinesischen gebildet, in dem wir Kaufmänner statt Organ das Japanesische widerstrebende Laute aufgenommen oder mit verwandten leichteren Lauten vertauscht finden. Dieses Dialektes oder vielmehr Jargon's, den ein Chinese eben so wenig verstehen kann, als die Japanische Sprache selbst, bedienen sich nun der Japaner immer, wenn ihm ein Chinesisch geschriebenes Werk zum Lesen vorliegt, gleichviel, ob es in Japan oder in China herausgekommen ist.

Da die Chinesischen Charaktere, sofern sie nur Begriffe darstellen, in jeder Sprache der Welt gelesen werden können, so scheint es eine lächerliche Pedanterie, daß man in Japan dem Lesen Chinesisch geschriebener Bücher nicht lieber Worte seiner Mutterspracht dreht und aufspricht. Betrachten wir aber die Sache genauer, so verliert sie viel von ihrer Lächerlichkeit. Bilderschrift ist einer einfältigen, kleines organischen Lautwechsels fähigen Sprache am besten angepaßt, und autorem stehen die Charaktere bereitwillig mit den Wörtern der mündlichen Sprache notherwendig in gleicher Ordnung. Das bessere Geschick strebte sich aber gegen jede Mißhandlung der Mutter-Idioms, wenn sie auch nur in Geberden vor sich ginge; und eben darum wird der Europäische Gelehrte, wenn ihm ein Chinesischer Text vorliegt, immer lieber ein Chinesisches Wort als Vermittler zwischen Bild und Begriff brufen, als ein Europäisches. Die Japaner haben verschiedene Schreibweisen versucht; aber noch nie hat sich's einer ihrer Schriftsteller in den Sinn kommen lassen, die Charaktere, wenn sie nur Begriffe darstellen sollten, so zu ordnen, wie es die Construction des Japanischen erheischt hätte.

Selbst der Japaner in seiner Landessprache schreibt, ist es ihm nur um die Bezeichnung von Lauten zu thun. Zwar bedient er sich auch dann Chinesischer Charaktere; allein er abstrahirt ganz von ihrer Bedeutung und betrachtet sie nur als Repräsentanten der Laut-Systems seiner Muttersprache. In dieser einfachsten Art von Verwandlung einer Begriffsschrift in Silbenschrift hat sein Chinesischer Nachbar selbst ihm den Weg gebahnt. Wenn der Chinese irgend einen ausländischen Namen schreiben oder überhaupt die Artikulation eines ausländischen Wortes darstellen will, so zerlegt er das Wort in eben so viele Chinesische Wörter, als es Silben hat, und drückt jene dieser Silben durch ein Schriftzeichen aus, dem der entsprechende oder ein analoger Laut zukommt. Da nun kein Chinesisches Wort, wie mannichfach, aus einem bloßen Konsonanten besteht, sondern entweder Vokal oder Konsonant mit vokalischer Begleitung ist, so wird der Chinese bei Kollision mehrerer vokalloser Konsonanten das ausländische Wort, wenn er es nicht verstümmeln will, mehr oder weniger lang aussprechen. Zur Erkennung eines solchen Wortes ist man gewöhnlich auf den Zusammenhang angewiesen; doch erinnern auch bisweilen andere Mittel-Laute daran, daß ein oder mehrere Schriftzeichen nur Laut-Geltung haben sollen und in dieser Eigenschaft zusammengesprochen werden müssen.

Dem Japaner ist aber beim Gebrauche der Chinesischen Charaktere als Lautschrift sehr zu Statten gekommen, daß er zwar eine an Wortlegreichere, aber an Artikulationen arme Sprache besitzt, die ausschließen aller Konsonanten-Häufung entbehrt. Es giebt im Japanischen vielleicht nur Einen Laut, der den Chinesen abgeht: dieser ist R; alle übrige Laute und Laut-Verbindungen zu Silben finden sich auch im Chinesischen wieder.

Der Japaner brauchte demnach aus der Fülle Chinesischer Charaktere nur eine beschränkte Anzahl zu wählen, die sein Lautsystem möglichst genau und vollständig darstellte — und seine Silbenschrift war fertig; denn diese formele Modifikationen — Verkürzungen und steifere Züge — begründen keinen wesentlichen Unterschied.

So ganz einfach ist man aber nicht zu Werke gegangen. Es wurde nicht jedes Mal das Chinesische Zeichen gewählt, dessen Aussprache mit dem Japanischen Laut, den es darstellen sollte, genau kerrespondirte und — was das Schlimmste ist — man entschied sich nicht für eine bestimmte Zahl von Charakteren. In der Chinesischen Schrift haben durchschnittlich zwanzig Charaktere genau dieselbe Aussprache; statt aber, beim sklavischen Gebrauche derselben, für eines dieser Zeichen sich zu entscheiden, wählte derselbe Schriftsteller oft bald dieses bald jenes.

*) Für Europäer sind dergleichen Noten weder störend, noch federlich, beides aus begreiflichen Gründen. Was bisher unter dem Titel traduction du Portugal japonais-chinois erschienen ist, war stets auf Chinesischen, nur in Japan geschriebenen Werken übersetzt.

Digitized by Google

Die Methode, völlig unverständliche Chinesische Zeichen als Japanische Silben-Charaktere zu behandeln, ist übrigens nicht durchgeführt: denn Lowell wechselt gerade hier sehr viel den Gesichtspunkt, der die Chinesischen Zeichen als Symbole zu betrachten gewohnt war, ausfindig genug und anderen Ibois eigentlich das Schreiben derselben zu viel kostbare Zeit, da die Japanische Sprache viele grammatische Formen und Wörter von flexibler Länge besitzt. Man erkannt deshalb im 9ten Jahrhundert unserer Zeitrechnung zwei Kunst-Syllabare, von denen eines aus einfachen und äußeren Gründen eben so einfach und leicht leedar als das andere kompliziert und schwierig ist. Sie heißen Katakanna und Firo-kanna.

Wenn die Hypothese Klaproth's, daß die Buchstabenschrift der Semitischen Völker aus abgekürzten symbolischen Zeichen oder Hieroglyphen entstanden sey, sich bestätigen sollte, so würde die bisherige deglaubigte Entstehung der Japanischen Silbenschrift Kata-kanna eine treffende Parallele dazu geben. In der Kata-kanna sehen wir eine bestimmte Zahl von Silben-Charakteren (zusammen 50) vor uns, die aus einer gleichen Zahl Chinesischer Symbole durch Verstümmelung hervorgingen, und es scheint ebenfalls nur Eine Art (sehr) entstanden sind und wie einfache Buchstaben sich aneinanderreihen. Die lautverwandten Silben sind einander jedoch keineswegs assimilirt, — so z. B. baban ra, re, ri, ro, ru vollkommen verschiedene Bezeichnung — und eben deshalb ist die Kana-kanna eine sehr, von den Einwohnern der Insel nichts weniger Silbenschrift, zu vielleicht die einzige, der dieser Name mit vollem Rechte zukommt.

Man selle nun denken, der Japanese müßte eine so leichte und doch vollkommen genügende Schrift vorzugsweise lieb gewonnen haben; dem widersprechen aber leider die Erfahrung. Ganz Europa in Kana-Schrift sind die auf den heutigen Tag eine große Seltenheit; es begegnen uns diese dem Auge wohlbekannten Zeichen fast nur in seltenen Ausnahmefällen, wogegen ein anderes System-Syllabar, das hölzige Firo-kanna, viele Bücher füllt. Die Charaktere des letzteren sind zwar auch Modifikationen Chinesischer Schriftzeichen; hier aber hat man keine so bestimmte Zahl festsetzen zum Gebrauch gelegt und eben so wenig die Häufigkeit der Variationen vermieden. Aufserdem sind die einzelnen Charaktere so abentheuerlich verzogen und verzerrt, daß es unsäglicher Mühe bedarf, selbe derselben von einander zu unterscheiden. Endlich bleiben die Firo-kanna-Zeichen in der Schrift nicht einmal säuberlich getrennt; sie hängen sich, wegen der Freiheit ihrer Züge, wie sie gerade am einfachsten zu malen sind, oft an Zeichen darüber droht, was zum einen und was zum anderen Zeichen gehört. Im Firo-kanna-Texte geläufig und mit Sicherheit lesen zu können, muß man entweder in Japan selbst gewesen seyn oder wenigstens manches Jahr unter der Aufsicht gelehrter Japanesen sich geübt haben.

In Japonischen Werken, die zu den niederen Genres der Literatur gehören, ist die Firo-kana-Schrift gewöhnlich vorherrschend, nur hin und wieder mit Chinesischen Charakteren untermengt, die alsdann sympathetische Geltung zu haben pflegen. Manche Japanische Text ist aber ein wahres Polyvocum von Sprach- und Schrift-Mengerei. Je tiefgebildeter die Dichter, über an sich schon ziemlich chaotischen Schöpfungen in solcher Form dem Publikum anzubieten. Da finden man denn auf derselben Seite, und oft sogar in derselben Zeile, bald unverdorbene Chinesische Charaktere, bald Firo-kanna- oder Kana-kanna-Schrift, aber kaum ist die Sache auch seinesweges abgethan: alle drei Schriftarten stellen bald Chinesische, bald Japanische Wörter dar; bald ist ein Chinesisches Zeichen lautbedeutungsvoll, bald nur symbolisch gebraucht und integrirender Theil eines größeren Ganzen u. s. w.

Von der Japanischen Literatur, die im Umfang und Vielseitigkeit der Chinesischen kaum nachstehen dürfte, ist enige einigen bisherigen Werken noch wenig bekannt und durch Uebersetzungen nach Europa verpflanzt worden. Was unser berühmter Landsmann Siebold in unserer Zeit über Japan hat drucken lassen, ist, obgleich von unschätzbarem Werthe, doch weniger aus der Literatur des Landes geschöpft, als freies Ergebniß eigener Anschauung und intellectueller Beobachtung. Um die Philologie Ost-Asiens hat Siebold durch die Herausgabe zweier lithographirter Texte, deren Originale zu seinen sehr reichhaltigen Japanischen Bibliothek gehören, sich verdient gemacht: der eine derselben enthält die Chinesischen Charaktere, lexikalisch geordnet und mit beigefügter Japanischer Aussprache in Kana-kanna-Schrift.*) Das Lexikon erfuhren wir also nun, wie die Japaner das Chinesische aussprechen. Der zweite Text begreift das bekannte Chinesische Buch Xtan-tse-ting*), mit wörtlicher Japanischer und Koreanischer Uebersetzung.

Das wichtigste Japanische Werk der Königlichen Bibliothek zu Paris, über welches Abel Remusat in den Tagen der Notizen et Extraits u. s. w. eine interessante und lehrreiche Notiz geliefert, ist die Japanische Uebersetzung einer in China beranstaltenmeuten großen Encyklopädie, mit bedeutenden Erweiterungen und Zusätzen. W. Sch...

England.

Schottland's Geschichte, von Tytler.

(Fortsetzung.)

Beim Anfange der Regierung Alexander's III. von Schottland bedrohten schon Feindseligkeiten zwischen diesem Lande, das bisher mehr auf Handel und Selbstvertheidigung als auf ausmärtige Kriege bedacht war, und England. Doch das verschwichte Temperament Heinrich's III. und die weise Mäßigung der Rathgeber Alexander's bewirkten dem Ausbruche eines Krieges vor, der wechselseitig zum Verderben Schottlands hätte ausfallen müssen. Die friedliche Stimmung eines sogar in einen aufrichtigen Geist der Freundschaft über. Die Königlichen und viele edle Familien beider Länder waren durch Heirathen verbunden; Alexander selbst und seine feine Barone hatten Grundbesitzungen in England und mußten daher nothwendig dessen König als ihren Lehnsherren anerkennen, dem man Achtung gönnte und von dem man Schonung erwartete. Doch mit dem Tode Alexander's am 19. März 1286 schwebten die Angelegenheiten eine bedenkliche Wendung. Aber den Tod dieses Königs erfahren wir aus der noch ungedruckten Chronicle of Lanercost einige Umstände, die bei keinem Geschichtschreiber erzählt sind. Am Abend seines Todestages saß er mit seinen Baronen im Palaste in ungezwungener und leichtsinniger Unterhaltung. Nach Aufstehung des Zechgelages beschloß er noch einen Besuch bei seiner jungen Frau Yolata abzustatten, die für die süßen Leckungen eines Thrones das Mauengewand abgelegt, in welchem sie zu leben gewohnt hatte. Sie wohnte in Kingborn, draußen wütete heftiger Sturm, die Fackelzeit legte ihren Enthaltsamkeit an, dennoch reagte er den Umständen und dem besseren Rathe seiner Gäste und machte sich auf den Weg. Nur von drei Edelleuten und zwei Führern begleitet, wanderte er in Nacht und Sturm dem Gespensterwalde Fordoun zu, als die Führer, unkundig des Weges geworden; die Pferde trebten instinktmäßig fort und fielen endlich mit ihren Reitern in die See. Unser mächtigster Thronbesitzender ferne sich, den so gefallenen König mit dem in den Fluthen Kirkhoes umgekommenen Sieben verglichen zu haben, (Buchan, Kirchter, Kapitel 4 und 5.*) Er war todt. Sein Leib, daß er bei der Leichen-Feierlichkeit in der Nacht von Dunfermling zugegen war, wo viele Wagen mit Fackeln geschmückt waren, um die Wangen dieser nicht, welche dem Könige durch Freundschaft und Dankbarkeit am meisten hätten verbunden seyn sollen.

Der Adel, die Geistlichkeit und die Bürgerschaften eingenannten gleich nach dem Tode des Königs eine Regentschaft, deren Hauptsitzungen im Bischofe von St. Andrews und Glasgow waren. Diese war zwar seitdem schon durch das Parlament für Margareta, die Jungfrau von Norwegen, bestimmt. Man unterlieg in gleicher Zeit nicht, den mächtigen Nachbar Eduard den Ersten um Rath und Schutz anzugehen. Zwei Gesandte wurden an ihn geschickt, Johann von St. Germain, Prior von Pwell und der Thor Ranulf. Ihr Auftrag lautete: „Schonung, das vor uns liegt, und welches „Dunfermling, Freitag nach Mariä-Verkündigung" datirt ist, schweigt leider von den Instructionen der Abgesandten. Doch läßt sich nicht im entferntesten vermuthen, daß in ihren Aufträgen irgend etwas enthalten gewesen sey, was Eduard zu seinem anmaßenden Betragen hätte berechtigen können. Für Verbindungen machen aber plötzlich ab, als Helela, die Königliche Wittwe, erklärte, sie wäre in dem gegenwärtigen Zustande der Hoffnung, den erledigten Thron bald durch einen Sprößling des verstorbenen Königs besetzen zu können.

Unser Chronikenschreiber weidet sich an standalösen Geschichten über das Betragen der Königin, die es schon aus Haß gegen Schottland überhaupt verfolgen zu müssen für Pflicht hält, bisweilen aber, weil sie den Schleier gegen den Purpur vertauscht hat. Er berichtet, sie habe sich seit Monate lang für schwanger ausgegeben und nachher einen Knaben von einer unseren Königin als den Sohn Heinrich's unterschoben. Der Betrug ward vom Grafen Buchan entdeckt, und sie rettete sich kaum vor dem entrüsteten Volke, das sie lebendig verbrennen wollte, nach dem Kontinente, wo sie Herbut, Herzog von Bretagne, heirathete.

Begebenheiten von großer Wichtigkeit folgen jetzt auf einander. Eduard nahm die Schottischen Angelegenheiten unter seine Leitung, und nachdem man ihn als Lord Paramount (Schutz-Oberherr) anerkannt, wurden die Streitigkeiten der Thronbewerber seinem Ausspruche unterworfen. Nach einigen Hin- und Herreden wurde denn Johann Baliol, als dem nächsten Verwandten der Königs-Familie, die Krone zuerkannt. Er mußte aber Eduard als seinen Oberherrn anerkennen und ihm huldigen, und seine Freiheit litt dadurch an allen Theilen der Gewalt, ohne den Genuß ihrer Wortheile. An Eduard hatte er einen Lehnsherren, der mit aller Strenge seine oberherrlichen Vorrechte geltend machen wollte, und am Schottischen Adel eine störische Kaste, die mit wütendster Eifersucht ihre Angriffen und gerissen Freiheiten bewachte. Die Kränkungen, welche mit kalkem Vorbedacht von Seiten des Englischen Königs auf ihn gehäuft wurden, erreichten endlich ihren Zweck: daß Baliol sich nämlich von England lossagte und sich gegen Eduard mit Krankreich verband.

Dieses konnte Eduard unmöglich ertragen, als dieser Entschluß, auf den er schon lange mit großer Ungeduld gewartet hatte, um in Folge dessen Pläne zu rechtfertigen und auszuführen, die er längst im Stillen entworfen. Schnell überzog er mit seinen Truppen Schottland, nahm die damals größte und reichste Schottische Stadt Berwick und führte ihre Einwohner einen Augenblick auf Gefängnisse Alter, nach Norfolk, Edinburg und Stirling und schlug bei Dunbar die feindliche Armee. Baliol ergab sich, mußte bußfertige Gesandtschaft schriftlich ausstellen, der Krone entsagen und in den Tower zu London als Gefangener wandern.

Eduard übte nicht unverdienten in Siegesrechte immer weiter notwendig und empfing überall die Huldigungen des Heeres, des Klerus und Volkes. Mit Klugheit und zeitgemäßer Schonung traf er oder bestätigte desselben Anordnungen, überzog dem Johann von Warenne die Verwaltung des Landes und stellte jahlreiche Kriegsmacht zu seiner Verfügung. Nachdem Eduard diese Vorkehrungen getroffen hatte, die eben so von seinen Hauptmännischen Talenten zeigten, wie die voranzeggangenen Waffenthaten seinen Ruhm als Feldherr verwehrten, ging er nach England zurück, in dem festen Vertrauen, Schottland eben so, wie vor kurzem Wales, zur Provinz seines Reiches gemacht zu haben.

*) Unser gelehrter Mönch von Lanercost hat vor übereichwenglicher Scham denkende die Bibelstelle nicht nachanschlagen, sonst hätte er gefunden, daß Christ's Feier wohl zum Theil in dem Strome Kischon umkam, er selbst aber durch der unsichtemsvorsichte Hand einer gaslsternblichen Verrätherin ums Leben kam, wie ihm auch die Verrätherin mit Füßen zertreten haben. Bleiben somit doch noch andere biblische Heroen übrig. Pharao zum Beispiel kann ganz gut und, da er auch im Meere ertrank, noch besser als Sisera.

*) Tsiu-Hoei Ren, sive litterarum lexographicarum thesaurus. Lugduni Batavorum. 1833.

*) Taipa Hoei Ren, sive mille litterae lexographicae. Lugduni. 1833.

Digitized by Google

Die gehoffte Ruhe war von kurzer Dauer. Der Graf von Warenne hielt den Geist der Schotten für gebändigt, und da er noch dazu krank war, so ging er sich nach Nord-England zuheilen, während Eduard von dem babylonischen Schauspiele Verfügungen genommen und von dem thurkäuflichen Oberrichter Domesdy graufam exekuiret wurde. Der Schottische Adel im Allgemeinen drängte sich, die neue Sonne anzubeten und die Priesterstellen ihres Tempels für sich zu erbauten, während Bürger- und Bauernstand nur reiche Opfer für den Tempel liefern sollten. Allein da diese beiden letzten Stände nicht so geneigt waren, so erklärte man ihrer viele in die Acht.

Die Geächteten sammelten sich und begannen den Kampf für die Unabhängigkeit des Vaterlandes. Anfangs waren ihre Unternehmungen ohne Einheit und liefen auf Plünderungen und Ueberfälle hinaus, weil der rechte Mann noch fehlte, der die zersplitterten Kräfte zu einem Ganzen verbindet und ihm den wahren Weg zum Ziele zeigt. Dieser Mann erschien in der Person des William Wallace, der alle Eigenschaften zur Leitung eines großen und gefährlichen Unternehmens im höchsten Grade besaß. Das Volk hat gleichfällig zugefehen, so lange die einzelnen Haufen der Insurgenten ohne zusammenhängenden Plan den Krieg im Kleinen führten; jetzt, da Wallace an der Spitze stand, bisweit es Auge und Herz, obgleich seine Arme auch aus Furcht unthätig blieben; und Eduard sah auch ein, daß es's mit einem Feinde, nicht mehr mit Räuberbanden zu thun habe.

Ueber den Stammbaum Wallace's ist wenig Sicheres bekannt geworden, und über sein früheres Leben wissen wir nicht viel mehr, als uns die Legenden des Blind Harry sagen, die aber übrigens nicht so verächtlich sind, als uns Lord Hailes glauben machen will. Bis zum Mai 1297 ist nichts von seinen Thaten erzählt, aber in dieser Zeit erscheint er als der Führer der Unabhängigkeits-Partei. Doch, um die Schwierigkeiten und Gefahren, auf die Wallace stieß, genau zu ermessen, ist es nöthig, einen Augenblick die Kräfte und die Lage beider Nationen zu untersuchen. (Schluß folgt.)

Italien.

Thorwaldsen in Rom.

Thorwaldsen und seine Werke hatten in so hohem Grade meine Bewunderung erregt, die Schriften über ihn waren so voll interessanter Bemerkungen, und der Lobeserhebungen über so viele gepriesen worden, daß ich, als meine Geschäfte mich nach Rom führten, seinen dringenderen Wunsch hatte, als Thorwaldsen zu sehen. Aber was war, nach meiner Ansicht, mehr leicht; denn ich war wieder Künstler noch Gelehrter von bindanlichem Rufe, um mich einer besonderen Aufmerksamkeit zu erfreuen, als uns Beiden nicht bekannt. Ihm vorzustellen. Durch die Gunst der Umstände aber habe ich Thorwaldsen gesehen, wie ich es nur irgend wünschen konnte, nämlich in seiner Behausung, in seinem Atelier, in dem Kreise seiner Freunde und Landsleute, und ich bewunderte seine Werke als je in seinen Mann, in welchem es der Natur gefallen hat, einen ihrer Meisterwerke hervorzubringen.

Wenn man sich glücklich fühlt bei der Betrachtung einer Kunstschöpfung, so ist man es oft noch mehr in der Gegenwart ihres Schöpfers. Man sucht nicht vergeblich in Thorwaldsen's Bildern der Begeisterung, den Ausdruck, den er seinen Marmor-Statuen einzuhauchen verstanden hat. Der Adel seines Ganges gleicht ihm, welchen man an den Gestalten seines Alexander-Zuges bewundert, und wenn man ihn sieht, findet man ein ähnliches Vergnügen, wie beim Anblick eines schönen Original-Gemäldes von von Raphael, von dem man die nahm nur eine Kopie gesehen hatte.

Herr K., einer meiner Deutschen Freunde zu Rom, sah allabendlich eine große Zahl seiner Landsleute bei sich versammelt. In einer dieser Versammlungen sprach ich zufällig von meiner Begierde aus, Thorwaldsen kennen zu lernen, und das lebhafte Bedauern, keinen Vorrist ihn ihm zu haben. „Sie wollen unseren Thorwaldsen kennen lernen?“ rief einer; „nun, ich will Sie ihm vorstellen und Ihnen eine fremdliche Aufnahme bereiten. Ich erwarte ihn heute und wundere mich, daß er noch nicht hier ist; denn er erscheint sonst ziemlich regelmäßig, um seine Landsleute, wie er uns Deutsche nennt, zu sehen. Haben Sie ein wenig Geduld, er muß bald kommen.“ Einige Augenblicke nachher hörte ich seinen Namen ausprechen und sah einen Mann von mittlerer Größe, der über die Sechzig hinaus war, eintreten. Obgleich seine Ankunft die Gesellschaft nicht im mindesten störte, verstummten ich doch Alle mit ihren Blicken und wandten sie nur ab, um nicht einer dem großen Künstler übrigen Neugierde lästig zu sein. Nachdem er einige Freunde herzlich begrüßt hatte, trat er sich zu Gespräch mit einem jungen Deutschen Maler ein, und dies gestattete mir, ihn nach Herzenslust in der Nähe zu beobachten.

Thorwaldsen ist ein schöner Greis; seine Gestalt, der angenehme, die einnehmendste, die ich je gesehen habe, ist so leicht in der Unterhaltung, daß der Zuhörer, welcher zu entfernt ist, um ihn zu verstehen, in seinem Gesichte zu lesen glaubt, was er spricht. Er hat einen ziemlich stattlichen Wuchs, fast weißes Haar und ist in seiner Kleidung eben so einfach wie in seinem Benehmen. Der junge Mann, mit welchem er sprach, gewann allmälig an Muth und lenkte die Unterhaltung auf Gegenstände der Kunst. Verzeihen Sie Meister, welcher sich unterstehen zu wollen schien, war Thorwaldsen; er hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu, und ein einnehmendes Lächeln spielte sich auf seinen Lippen, wenn eine Bemerkung ihm zu sein oder seinen eigenen Ansichten zu entsprechen schien. Selten machte er deren selbst, und dann auspruchlos, daß es schwer gewesen sein würde, zu bestimmen, welcher von Beiden der Meister war, wenn in seinem Gesichte sich nicht eine Achtung gebietende Würde entfunden hätte, die noch vermehrt wurde durch jene Beschreibenheit, welche der schönste Schmuck großer Männer ist.

Seine lange Unterhaltung mit dem jungen Manne erregte Eifersucht, er wurde unterbrochen; Jedermann hatte Thorwaldsen etwas zu sagen, und Jedermann bemerkte es nicht, daß er die Scene der Gesellschaft war. Freund K. stellte mich endlich vor. — „Sie kommen von München“, sagte Thorwaldsen mit einem Händedruck, „Sie bringen uns Neuigkeiten mit“, und nun richtete er eine Reihe von Fragen an mich über die neuen Einrichtungen dieser Stadt, über Bauwerke, über Gemälde-Sammlung, und zwar in einer Weise, daß es mir nicht schwer wurde, seine Neugierde zu befriedigen. Man sieht nun nach Lust auf einzelne Bemerkungen, und seine Unterhaltung gewann noch an Interesse. Zum Unglück wurden wir unterbrochen; Thorwaldsen schien sich zu erinnern, daß er auch der übrigen Gesellschaft angehörte: „Entschuldigen Sie mich“, sagte er, meine Hand ergreifend, „es wird mir lieb sein, mit Ihnen zu plaudern; Sie sollen mein Remise sein. Gien bestellen.“ Darauf durchschritt er die Menge, die sich um ihn drängte, und setzte sich an einen Tisch, an dem er mit großer Freude aufgenommen wurde. Seine Antworten auf die an ihn gerichteten Fragen erregten oft die Bewunderung, oft auch der Heiterkeit Aller.

Es war mir gestattet, eine Zeitlang ihn zu beobachten, welche freilich sich nach diesem zugetragen hat, aber hier dennoch ihre Stelle verdient, weil sie ganz geeignet ist, eine Idee von der einfachheit des großen Künstlers zu geben. — Wir hatten uns auf die Erscheinung begeben in der Umgegend von Rom; Thorwaldsen, obgleich kein Jäger, war eingeladen worden, mit uns den Genuß desselben zu genießen. Statt der Spiegel wandet man zu dieser Jagd hier Eulen an, welche, wenn die Sonne doch steht, an einer Stange befestigt, ausgestellt werden. Die Lerchen verkommeln sich um den Nachtvogel und schweben in gerader Linie über ihn, so daß man sie leicht schießen kann. Unsere Jagd hatte noch begonnen und war um elf Uhr Vormittags zu Ende. Wir kamen aus zum Frühstück ein. Thorwaldsen setzte sich mit uns zu Tische und war, wie gewöhnlich, einer der aufgeräumtesten Gäste. Indeß wurde die Unterhaltung so allgemein, daß, als man das Dessert auftrug, Niemand zu bemerken schien, daß er von Tisch aufgestanden war, um eine Ente in Augenschein zu nehmen, welche neben der Rückkunft von der Jagd in eine Fenstervertiefung gesetzt hatte. Der Künstler begann sofort sein Spiel mit dem Vogel, faßte ihn an den Beinen und streichelte ihm den Rücken, bis der Vogel endlich die Liebkosungen nicht mehr verstehen wollte und in solchen Zorn gerieth, daß Thorwaldsen laut auflachte. Niemand lachte wie Ihn. „Es wird mir gelt sein, daß Sie mir mals eine Ente gefehen“ sagte einer der Gäste zu ihm; „sie scheint Ihnen nicht wenig Spaß zu machen.“ — „„Wie meinst Teen, ich kann Ihnen versichern, daß ich niemals eine lebende gesehen habe““, antwortete er ernsthaft, und das Gelächter verdoppelte sich. — „Und wenn Sie eine Minerva bilden?“ fragte ein Anderer. — „Nun, da bitte ich die Göttin und kopire die Eule; denn es ist schwer, ein Thier zu zeichnen, aber es lebendig gesehen zu haben.““ — Dieser unbedeutende Vorfall gewährte uns viel Genuß, und ich kann mir keine naive Antwort mehr ohne Vergnügen zurückrufen.

Mehrere Tage nach unserem ersten Begegnen besuchte ich ihn zu Hause. Thorwaldsen hat fünf große Ateliers, in welchen viele Künstler beständig arbeiten; er selbst bringt täglich einige Stunden darin zu, um die bestender Hand anzulegen; die übrige Zeit des Tages ist seinen eigenen Beschäftigungen in einem besonderen Atelier gewidmet. Seine Wohnung liegt auf dem nämlichen Flurein (soalio Florentino) neben der Sid der schönen Künste, wie ehemals der des Luxus. Einst bildeten die Gärten Lucull's an dieser Stätte. Der Künstler hat kein ganzes Haus für sich. Seit mehr als dreißig Jahren bewohnt er den ersten Stock eines Hauses, das einer Familie in unserm Stockwerk gehört, mit welcher er in größter Vertraulichkeit lebt. Ein besonderer Treppe führt von da zu seiner Wohnung, und man sagt, daß er mehr als einmal, in dem Wahnr, von Diebin verfolgt zu sein, mittelst dieser verborgenen Treppe eine Zuflucht gesucht habe. In nun schon das, was man von seiner Furchtsamkeit erzählt, übertrieben, so ist doch soviel wohl bekannt, daß er in der That abergläubisch und der Besorgungen gewesen ist. Diese seine Furchtsamkeit macht, daß er nicht einen einzigen Bedienten hat, was Personen, die ihn besuchen, mit Erstaunen wahrnehmen.

Sonntags hat er die Gewohnheit, dem Publikum sein Kabinet zu zeigen, wo dem nun wir später reden werden. Dann findet sich die bessere Welt in Karosse und Galla ein, und der Künstler empfängt im Hausrocke und Pelzmütze, was, indem es jeden Gedanken an Steifheit entfernt, den Reiz dieser Besuche erhöht. Da er sich keine Dienerschaft hält, so ist er es, der Jedermann unbersihrt, der die Thür öffnet u. s. w. Aber, wer auch interessanter ist, er ist sein eigener Cicerone und erklärt Alles selbst.

Sonntags hat er die Gewohnheit, dem Publikum sein Kabinet zu zeigen, wo dem nun wir später reden werden. Dann findet sich die bessere Welt in Karosse und Galla ein, und der Künstler empfängt im Hausrocke und Pelzmütze, was, indem es jeden Gedanken an Steifheit entfernt, den Reiz dieser Besuche erhöht. Da er sich keine Dienerschaft hält, so ist er es, der Jedermann unbersihrt, der die Thür öffnet u. s. w. Aber, wer auch interessanter ist, er ist sein eigener Cicerone und erklärt Alles selbst.

Thorwaldsen's Wohnung ist ausgetheilt mit Gegenständen von größten Werth. Die berühmtesten lebenden Künstler haben in dieser Sammlung beigetragen; junge Künstler, in der Blüthe ihres Alters, dem Leben entrissen, haben ihm unsterbliche Werke hinterlassen, z. B. Kraft und Neuheit, der eine Genremaler, der zweite historischer Landschaftsmaler. Die besten Landschafts-Gemälde sind die von Reinhard und Koch; die besten Genrebilder, die von Meyer, Ritel, Lindau; die Seestücke von Gudin und Lorenau, andere Landschaften endlich vom Dänen Dahl und dem Franzosen Storelli. Horace Vernet hat das beste Portrait von Thorwaldsen gemalt, der seinerseits die Büste dieser des rühmten Maler dem Minsel entlockt hat. Antiquitäten, etruskische Vasen, musivisch ausgelegte Platten, Kamen und andere sehr kostbare Dinge füllen sich in Unzahl in diesen wirklichen Museum. Wer die im Laufe der Woche drischt, willt in seinen Schränken, während der Künstler unumterbrochen in seinem Atelier arbeitet. Man erstaunt über seine Sicherheit unter diesen Umständen; denn die Versuchung kann auf seine Weise größer, noch leichter befriedigt sein.

Thorwaldsen schreibt das Schicksal Winkelmann's zu schreiben, der auf der Reise in Triest von einem Verbrecher, dem er gefällig Dienste

Digitized by Google

mungen zu zeigen die Unvorsichtigkeit hatte, erwedet wurde. Ein wenige tragisches Ereignis, das jüngst zu Rom dem berühmten Landschaftsmaler Wallerbergner begegnete, veranlaßt auch Thorwaldsen's Aengstlichkeit.

Der Bedeute dieses Mannes stahl demselben eine Sammlung goldener und silberner Denkmünzen und bestieg dabei die Möglichkeit, ein Stereiben auf dem Tisch seines Herrn zurücklassen, in welchem er wegen seiner Schulden um Verzeihung bittet und behauptet, daß er sich in der Verzweiflung befunden habe, ihm diesen Schatz zu nehmen, und daß es einem so berühmten Künstler leichter zusammen würde, den Verlust zu ertragen, als ihm selbst, eine so goldene Gelegenheit wiederzufinden. Nach dieser eigenthümlichen Verzeichnisse hat der liebenswürdige Verunteuer, getreu der hergebrachten Formel am Schluß des Briefes, „die Ehre zu sepn" u. s. w.

Man muß indeß gestehen, daß sich unter Thorwaldsen's Schätzen Gemälde von mittelmäßigem Werthe befinden. Oft kauft er deren bloß, um seine Kunstgenossen anzusehnen, und in diesem Punkte ist seine natürliche Herzensgüte westlos im Widerspruch mit seinem Interesse. So gieht seinem Landsmann Jacobsen, einem Französischen in Rom, die nicht zu Thorwaldsen geben, ihn um Rath zu fragen, und häufig, ihm ihre Werke aber ihre Hände anzubieten. Er nimmt sie alle mit gleicher Herzlichkeit auf, unterhält sich freundlich mit ihnen, sucht von ihnen zu lernen, trägt ihnen Werke auf, wenn sie nicht sich anzubieten wagen, und wird dergestalt in jungen Künstler zu unterstützen, daß ein Künstler selten von ihm gegangen ist, ohne sich und begeistert geworden zu sepn, wie er es bis dahin selten gewesen war. Es ist nicht zu leugnen, daß die jungen Künstler zuweilen diese so leicht erlangten Gunstbezeigungen wenig Ehre machen, aber die Zahl derselben ist nicht groß; und kaum einer von ausgezeichneten Künstlern in Rom, der es nicht durch seinen Landsmann Thorwaldsen geworden ist. Nachdem die hiesiger mit einer Arbeit beauftragt und ihm die Mittel zu seinem Unterhalte in Rom gegeben hatte, wiederholte er ihm unaufhörlich: „Beharrlichkeit und Muth sühet am sichersten zum Ziel." Das heißt in der That für die Kunst leben, der Kunst, ihre Handlung, jeder Gedanke gewidmet ist, und dennoch bliebe die Frage problematisch, ob Thorwaldsen die Kunst mehr durch seine Schöpfungen oder durch sein Leben und Wirken gefördert hat.

Als ich in sein Atelier trat, fand ich ihn, den Meisel und Hammer in der Hand, vor dem kolossalen Basrelief der Nemesis. Es schien mir der Vollendung nahe, und doch trug Thorwaldsen unter dem Plaudern so mächtige Hammerschläge auf, daß ich die Augen schloß, aus Furcht, einen Fehlschlag zu erleben. Die Göttin ist aufrecht dargestellt auf einem Wagen; Gestalt und Haltung sind edel und imposant; eine Ehrfurcht gebietende Würde herrscht in den Zügen, und Alles an der Art, wie sie die Zügel beherrscht, schient ihre unwiderstehliche Macht zu bekunden. Zwei Nesse ziehen den Wagen, deren einer, den Gebrauch darstellend, mit Ruhe schreitet; aber seine ungezwungene Bewegung zeigt nur Gehorsam, nicht sklavische Unterwerfung. Auf der anderen Seite sieht ein feuriges Roß, die Begierde darstellend, das Thorwaldsen hat es verstanden, hier einen jungen Rennee in seiner ganzen Schönheit zu zeigen, der, den Kopf in Flammen, die Nüstern weit geöffnet, sich bäumt, nur mit Mühe den ihm aufgelegten Zügel duldet und, obgleich er nur zur Hälfte sichtbar ist, dennoch die größte Bewunderung erregt. Zwei Genien folgen dem Wagen, deren einer, den Füllhorn in der Hand, der Genius des Lohnes ist, der andere mit gezogenem Schwerte, der der Strafe. Die Räder des Wagens sind detrecht mit Allegorieen, deren Beschreibung zu sehr ins Detail führte; ein Zodiakus umwölbt das Ganze. Dieses Basrelief aus Carrarischem Marmor von schönster Weiße ist das einzige, das Thorwaldsen ganz vollendet gemacht hat. Es gehört dem Mailänder Prinzen, der ihm dazu den Auftrag gegeben. Herr Millins, ein durch seine Industrie zum Millionaire gewordener Kaufmann hugenottischer Religion, verbreiterte seinen einzigen Sohn mit der Tochter eines der vornehmsten katholischen Häuser in Mailand; trotz Verbreitungen, die Hochzeit zu Lecco, der einzigen Stadt Italiens, wo die Trauung zwischen beiden Konfessionen gestattet ist. Aber das Hochzeitsfest sollte sich in eine Leichenfeier verwandeln; der Bräutigam starb am Tage der Einsegnung, in dem Moment, wo nach seinem und der Braut Wunsche der Priester ihm den Trauring an die Hand stecken sollte. Um sich zu zerstreuen, reiste der Vater über Rom und ging, während seines Aufenthaltes in Rom, einigen Künstlern eine Remesis an, deren Macht er so schwer erfahren hatte. Thorwaldsen fühlte sich ergriffen von jenem tragischen Ereignis und verbrach Herrn Millins, dieser Basrelief zu liefern mit dem Zusatz, dieses Mal die Arbeit ganz allein ausführen, ohne sie fremd, wie bei seinen anderen Werken, durch die Hand seiner Gehülfen geben zu lassen. Er entwarf das Modell dazu und führte es selbst aus.

Nachdem Thorwaldsen mir diese Begebenheit erzählt, erklärte er mir die Figuren, und sagte dann mit seiner gewöhnlichen Einfachheit: „Nun, was halten Sie davon?" — „Ich finde es bewundernswürdig!", antwortete ich, mehr aus unserwillkürlichem Antriebe, als um seiner Frage zu genügen. — „Sehr wohl, aber Sie machen keine Bemerkung." — „Meine sehr, daß es mir scheint, Einiges zu bemerken." — „Desto besser, daß es mich sind; ich beobachte gern den Eindruck, den meine Arbeiten auf Personen hervorbringen, die der ausübenden Kunst fern stehen." — „Nun denn" — sagte ich, „an Ihrer Stelle würde ich vielleicht das widerspenstige Roß, das von so gereifender Schönheit ist, an die Stelle des anderen gesetzt haben, damit es mehr ins Auge fiele. Die Wirkung davon würde vielleicht noch größer gewesen sepn." — Der Künstler schwieg einen Augenblick, und mit einem leichten sardonischen Lächeln sagte er: „Wenn ich Franzose wäre, würde ich vielleicht nach Ihrem Wunsche verfahren sepn; denn Ihre Idee ist echt Französisch; aber ich habe den Wiede des Ganzen damit zu schaden geschehen. Die Ruhe in den Gestalten hat mir nothwendig geschienen, um der unerschütterlichen Macht der Nemesis sichtbar lassen, und das bäumende Roß hätte nach meiner Ansicht diesen Eindruck gestört. Wenn Sie darüber nachdenken, sind Sie dieselben Meinung" — „Ich sehe es ein" —, erwiderte ich ein wenig verwirrt.

Ich sing darauf an, die anderen Basreliefs in Augenschein zu nehmen, die sich in den Sälen fanden; Thorwaldsen ergriff und erklärte sie mir alle. Von diesen Werken ist sie viel geschrieben und gesprochen worden, daß ich einer weiteren Anführung überhoben zu sepn glaube. Thorwaldsen interessirte mich noch mehr als seine Werke, und ich hoffe, mich in dem Gedanken nicht geräuscht zu haben, daß es für den Leser nicht ohne Interesse sepn dürfte, den Eindruck kennen zu lernen, welchen seine Art, zu leben, sich zu unterhalten, kurz, seine ganz Persönlichkeit auf Fremde machen, die ihn besuchen. Ich bemerke nur, daß das schönste Modell, welches ich bei ihm gesehen habe, das des Täufers Johannes in der Wüste ist, wie er verkündigt, daß das Himmelreich nahe herbeigekommen sey. Dieses Modell ist in der großartigsten Weise entworfen, und es ist zu bedauern, daß nicht Niemand, selbst die modernen Monarchen nicht, es dieher gewagt, ihm mit dessen Ausführung zu beauftragen; ohne Zweifel aus Scheu vor den Kosten, welche der Ankauf eines zu Ausführung hinlänglich großen Marmorblocks mit sich führen könnte. — Inzwischen bringen die Herren der Erde ihre Hulde gangen dem gefeierten Künstler dar; nicht einer kann nach Rom, ohne ihn zu besuchen; es giebt nicht Einen, der sich nach des Künstlers Freundschaft nicht geschmeichelt fühlte. Alle schicken ihm Ehrenzeichen, Ordensbander, Sterne, welche der beschiedene Künstler nur bei seierlichen Gelegenheiten trägt.

Ost sah ich Thorwaldsen in seinem Kabinet, mit ordinairer weißer Kreide auf einer Schiefertafel zeichnend. Diese zweiten prachtvollen Entwürfe waren neu in ihrer Art und ohne Geburten seines schöpferischen Geistes. Wenn ich sie über seine Schultee weg anblickte, empfand ich ein Kummerliches Gefühl, so oft er den Schwamm ergriff, um diese schönen Skizzen abzuwischen.

Man zählt der Künstler nicht viele, welche das Interesse bei ihren Arbeiten so wenig leitet wie ihn. Thorwaldsen macht allen seinen Freunden Geschenke mit Medeillen und Plänen, und als er mir sein Album zeigte, fehlte, um von ihm einige gezeichnet zu erhalten, nur nichts als der Muth, sie von ihm zu erbitten. Fremde K. machte mir dahre einst meine Schüchternheit zum Vorwurf, indem er mir das Modell des fürchtet Schiffbruchenden zeigte, mit welchem Thorwaldsen ihm ein Geschenk gemacht hatte. — Diese seine Freigebigkeit war die Veranlassung zu dem unwahren Gerücht, welches die Journale verbreiteten, daß Thorwaldsen für Skizzen Dukaten verlange. Ein Gerücht, dessen neue Modelle gesichenkt habe. Der Kontul des Königs von Württemberg zu Rom, Herr Reid, widerlegt das Gerücht und giebt darüber folgende Erklärung: Einige Modelle Thorwaldsen's, die er von dem Künstler erhalten, habe er der Stadt Stuttgart zum Geschenk bestimmt, und Thorwaldsen, der Lauge Kenntnis seinem Interesse hatte, antwortete: „In diesem Falle will ich wenigstens die Mappen, die Ihnen zur Beförderung übergeben sind, voll machen." — Als gemß aber steht es fest, daß er von allen seinen Werken Doubletten entwerfen und der Hauptstadte seiner Mitbürgen dieser kostbaren Denkmale errichten werden soll. — Eine Tochter Thorwaldsen's, die an einen Mailändischen Oberst verheirathet ist, wird die Erbin seines Vermögens, welches, wenn seine Freigebigkeit eem nicht entgegenstünde, leicht unermeßlich werden könnte.

(L'Artiste.)

Mannigfaltiges.

— Englisches Theatre. Dieses erwartet jetzt seine Regeneration von einem Mann Amerikaner. Die Klagen über den Verfall desselben sind bekanntlich nach dergestalt, als die über den traurigen Zustand der Deutschen Bühne; denn so weit ist es doch bei uns noch nicht gekommen, daß die Gebildeten alle Lust am Theater verloren haben und dieses ausschließlich der schaulustigen geschmacklosen Menge überlassen. Solchen Reiz in der sastdianadein Welt wieder zu wecken, ist keine kleine Aufgabe; aber Macready scheint jedoch der Mann dazu, wenn es überhaupt noch möglich ist, in einem fast abgekorbenen Körper das Leben wieder zur vollen Thätigkeit zu bringen. Herr Macready kam vor etwa anderthalb Jahren aus seinem Amerikanischen Vaterlande nach London, wo er mit dem glänzendsten Erfolg in den Rollen Lear's und John Bull's auftrat. Die Engländer verzogen, daß sie ihn Amerikaner vor sich hatten, und sehen den Künstler jetzt mit Stolz, als ihren eingebürgerten Landsmann an. Durch solchen Triumph stühn gemacht, will sich Herr Macready nun vollends das Bedienst erwerben, eine neue Aera für die Englische Bühne dadurch zu bahnen. Er hat die Leitung des Covent-Garden-Theaters übernommen, wo er mit einem tüchtigen Personale zunächst den Kultus der alten Englischen Dramatiker wieder zu Ehren bringen, alsdann aber durch Honorare und aufmunternde Unterstützung jüngerer Dichter einen Quell wieder eröffnen will, der in England in neuerer Zeit ganz versiegt war. Seltsam genug, ist es auch ein Amerikanischer Dichter, der dem Amerikanischen Schauspieler und Theater-Direktor mit dem ersten Drama von bestem Gehalt entgegenkommt. Herr Willis, von dessen Skizzen und Novellen wir bereits früher Gelegenheit hatten, in diesen Blättern Manches mitzutheilen, ist jetzt mit einem Schauspiel hervorgetreten, das den Titel führt: „Bianca Visconti, oder das treue Weib", und das seiner Pflicht entsprende Herr". Das, was Amerikanische Blätter davon als Probe mitgetheilt haben, zeigt von Sinnigkeit der Menschen sowohl, als der Dichter, welche die Welt bedeuten.

(L'Artiste.)

Herausgegeben von der Redaktion der Köln. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Journal der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 125. Berlin, Mittwoch den 18. Oktober 1837.

Afrika.

Ein Tag in Tanger.

Von Rossseau de St. Hilaire.

Da lagen wir im Angesichte der Stadt Tanger, die sich, in Gestalt eines Fächers, mit ihren weißen Häusern zwischen Orangengärten gar freundlich ausbreitet, unter den Kanonen der drohenden Kasbahab. Es lief sich aber an, als sollten wir das Afrikanische gelobte Land nur aus der Ferne sehen und nicht betreten. Es hatte sich nämlich zu Kadix das Gerücht verbreitet, die Cholera wäre zu Fez, sechs Tagereisen von Tanger, ausgebrochen, und darum war unser Capitain entschlossen, gar keinen Fuß ans Land zu setzen, sondern gleich am anderen Morgen nach Gibraltar dünsten zu können, nicht aus Furcht der der Cholera, sondern aus Furcht vor der Quarantaine.

Unser Fahrzeug, die Französischer Kriegsbrieg „Le Griffon", war gegen Mittag von Kadix ausgelaufen, und die Ueberfahrt nach Tanger hatte kaum sieben Stunden gedauert. Wir steichen mit frischem und günstigem Winde längs der todten, öden Andalusischen Küste hin und kamen etliche Meilen an dem Kap Trafalgar, traurigen Andenkens für Frankreich und Spanien, vorüber. Noch birgt das Meer hier in der Nähe die Trümmer manches Schiffes, dessen Mannschaft lieber zu Grunde gehen als sich ergeben wollte. Noch kennt man am Eingange der Bai von Kadix die Stelle, wo der „Sweetsur" ein Französisches Linienschiff, im Hafen eine Zuflucht suchend, in der Nacht vom 21. auf den 22. Oktober 1805 an den Felsen schitterte und versank. Die Spanier haben wiederholt versucht, die versunkenen Kanonen herauszuwinden, und von Zeit zu Zeit machen die Fischer einen Fund, der an jenen Unglückstag erinnert. Mir blieb aber nicht lange Zeit, diesen Gedanken nachzuhängen. Das Europäische Gestade wich hinter uns zurück, und unser Fahrzeug glitt zwischen den Säulen des Herkules hindurch. Wer unseren Augen tauchte das Afrikanische Vorgebirge mit seinen weiß und grünen Abhängen auf: in der Landessprache heißt es „der Affenberg", aber wer möchte der weltberühmten alten Benennung „Abyla" mißfen? Und so verblüht auch der Name geworden ist, welchen die vereinigte über Gibraltar gethürmte Felsenmasse von Ihrait, dem Eroberer Spaniens, rauhing (Gibel-el-Thrait, Berg des Thrait), doch wird der Name „Calpe" aus den Ueberlieferungen des grauen Alterthums noch verehrlich verehrt. Die Sage weiß nicht Unrecht haben, daß hier Europa vormals durch eine Landenge mit Afrika zusammengehangen und die Fluth von beiden Seiten so lange an dem Damme genagt hat, bis er brach. So weit Menschengedenken zurückreicht, geht aus Zeugnissen und Ueberlieferungen hervor, daß die Straße zwischen den beiden Kontinenten von Jahrhundert zu Jahrhundert breiter geworden ist, von zwei Meilen bis auf zwölf oder vierzehn. Die beiden Vorgebirge tragen einerlei gegensetzlichen Charakter und einerlei Vegetation.

Gegen Sechs Uhr Abends befanden wir uns am Eingange der Bai und Rhede von Tanger. Ein mit Kanonen besetztes Fort, zu den Festungswerken der Kasbahab gehörig, verdeckte die Aussicht auf die Stadt, und letztere kam uns nicht eher zu Gesicht, als bis unser Fahrzeug gen die von dem Fort bebherrschte Landspitze beg. Tanger liegt in der Ecke eines halbkreisförmigen von Bergen eingeschlossenen Weckens, dessen Boden die Bai einnimmt. Mein Auge, von dem Anblick der öfteren Sandflächen und Felsen an der Andalusischen Küste ermüdet, ruhte mit Wohlgefallen auf dieser Afrikanischen Landschaft. Die Anhöhen, welche die Aussicht begrenzten, waren mit niedrigen, aber dichten und kräftigen Pflanzenwuchs bedeckt. Große Aecker-Flächen, auf denen das reife Getreide aufgehoben wegte, lagen hier und da auf dem üppigen Teppich hingebreitet. Insgesammt dieses Ansehen war für ganz Skgano Art, und weit und breit um die Stadt war kein Dorf, so keine einzelne Wohnung zu sehen. Die Gipfel und Kuppen der Hügel lehnte niedriges Gebüsch, während an mancher tieferen Stelle ein Sandreid mit ein paar langsam einherschreitenden Kameelen oder ein paar im Blendend weißen Burnus einherstolzirenden Maurischen Reitern an Afrika erinnerte. Am fernen Horizont ragten die Höhen des kleinen Atlas terrassenförmig empor und streckten ihre Gipfel in die Wolken. Zur rechten Hand hatten wir jetzt die Kasbahab, die Citadelle und Residenz des Pascha's, sie kommt an Umfang selbst einer kleinen Stadt gleich, und ihre Mauern-Thürme nehmen sich aus der Ferne imposant aus, in der Nähe aber erkennt man, daß sie an vielen Stellen bereits in Trümmer fallen. Der Anblick von Tanger überraschte mich; es war die erste Maurische Stadt, die ich sah, und der Eindruck war fein ausfreundlicher. Die Häuser sind klein, niedrig, mit platten Dächern, glänzend weiß, zwischen dunkelgrünen Gärten und Gebüschen. Dazwischen ragen die Moscheen mit ihren Minarets hervor, die aber hier nicht schlank und dünn sind, wie in anderen muhamedanischen Ländern, sondern sich als massive Thürme darstellen. Die Häuser der Konsuln, auf Europäischer Weise gebaut, erheben sich stattlich über die niedrigen Wohnhäuser der Mauren; jedes hat einen kleinen Thurm mit einer Fahne, und so flattern hier, auf einem kleinen Raume vereinigt, die Flaggen aller Europäischen Mächte über der muselmännischen Stadt. Die Kasbahab ist durch einen beträchtlichen Raum von der Stadt getrennt und nimmt den ganzen Abhang eines Berges ein. Von gegen die Bai senkt, so daß ihr innerer Raum auch von unten sichtbar wird. Sie enthält eine große Anzahl kleiner Häuser oder Baracken, in welchen die Soldaten einquartiert werden. Ueber der Hauptthüre weht die rothe Fahne des Kaisers von Marokko. An Kanonen fehlt es nicht, aber die in den Hafen-Batterien, welche mir in der Nähe sahen, waren alt, verrostet, lagen auf morschen, gebrechlichen Lafetten und würden bei einer ernstlichen Kanonade den eigenen Artilleristen mehr Schaden thun, als dem Feinde. Gegen einen Angriff von der Landseite kann sich Tanger vollends gar nicht halten: die Kubdben beherrschen es von allen Seiten auf Flinten-Schußweite. — Ein einziges Französisches Bataillon mit ein paar Haubitzen wäre im Stande, die Stadt zu nehmen.

Wir brachten die Nacht auf der Rhede zu, wo unser Schiff Anker geworfen hatte. Ich verwünschte in Gedanken die Cholera und die Quarantaine, diese zweite Landplage, die dem Reisenden im Orient jetzt Bezwängen wegstellt. Tanger war die einzige Mauritische Stadt, die ich meinem Wege sag, und ich sollte sie nicht sehen! In meiner größten Freude jedoch erheitert mir am anderen Morgen die Verscheerung, daß an allen Gerüchten von der Cholera in Fez kein wahres Wort und in Gibraltar keine Quarantaine sei. Sofort hieß ich mir Boot, und binnen zehn Minuten stand ich auf Afrikanischem Boden; es war Dienstag, am 1. August. Ich habe auf Reisen meinen eigenen Glücksstern, dem ich vertraue. Auf einer Reise von 12—1500 Lieues, theils zu Lande, theils zu Wasser, ist mir keine Ausstattung, keine Widerwärtigkeit, geschweige denn ein ernstlicher Unfall zugestoßen. Manchen ich irgendwo nur einen Tag bleiben, so trifft sich gewöhnlich in dieser kurzen Zeit etwas Besonderes, was mir Gelegenheit verschafft, das Land und das Volk näher kennen zu lernen. So auch hier. Seine Majestät der Kaiser von Marokko hatten gerade, den alten Pascha abzurufen und einen neuen an die Regierung Tanger anzuweisen; derselbe sollte eben heute mit einem Truppen-Corps von 2—3000 Mann eintreffen. So geschah es: die Marokkanische Cavallerie rückte aus dem Lager, das eine Viertelstunde vor der Stadt aufgeschlagen war, an der Spitze einer Division von seiner Armee zur Stadt heraus. Die Kanonen des Kasbahab donnerten, aber aus Bestürzung war der Lärm, den das Gefolge des Pascha's mit Jubelgeschrei und Flintenschüssen machte. Auf dem schmalen, flachen Gestade, welches südlich von Tanger, zwischen der See und den Bergen, hinzieht, tummelten sich die besten Reiter und wetten den neuen Herrn zu Ehren ihre Kunst. Sie jagten mit verhängtem Zügel der Kolonne voraus, hielten die Pferde mit einstemmt, und in dem Momente, wo ihrem Feuer die Kraft verlagte, drückten sie los. Im stärksten Galopp hielten sie ihre Pferde plötzlich ein oder warfen sie herum. Ihre weißen Kleider flatterten und glänzten im Lichte der untergehenden Sonne. Der ganze Zug, in seiner Unruhe, in seiner Verwirrung, das wilde Geschrei und die abenteuerlichen Gebärden der Kriegesmänner, deren Reihen sich bald längs der Kolonnung der Gestades hinschlängelten, bald im raschen Dahinsprengen sich lösten — das Alles gewährte einen ungemein malerischen und phantastischen Anblick. Der Zug verlor sich in den engen Straßen der Stadt, und wir nahmen den kurz darauf beginnenden Weg zur Wohnung des Französischen Konsuls, der zu unseren Bekannten eben verreist war.

Die Mauren, welche den benschenden Stamm in den Barbareeskenstaaten bilden, sind ein kräftiges, aber ein unbändig wildes, treuloses und tückisches Geschlecht. Irrsinnal hat dieser Volksstamm, im Vereine mit Arabischer Fürstenblutader, Spanien erobert und dann wieder in die Eroberung entrissen. Nachdem ich mich lange Zeit mit ihrer Geschichte beschäftigt hatte, ohne sie je vor Augen gehabt zu haben, machte der Anblick dieser Gestalten und Gesichter einen tiefen Eindruck auf mich. Der weiße Burnus hängt weitfaltig und dauschig um die hageren, schwarzbraunen Leiber; die Arme ist gelb, der Blick hat etwas Wildes, die dicken Lippen stehen etwas offen und zeigen, wie den ganzen übrigen Gesichten verzerren, und zeigen das weiße, leuchtende Gebiß. Es sind energische, aber treuewegs thätliche Physiognomien: vielmehr gebört der Menschenschlag in dieser Beziehung dem Kelt- oder Nordvolk an, als dem schwarzen in der Mitte. Die Mauren sind in der Regel hoch gewachsen,

Digitized by Google

geschickt zu allen Leibesübungen, ein behender Fußgänger, ein trefflicher Reiter. Sein Gesicht hat eine reine, längliche Ovalform, die Haare sind schwarz, aber nicht krauß. Sein Teint ist ein Gemisch von Schwarz, als bei den Mohaliesen. Mit diesem Stamme sind höchst wahrscheinlich die Spanischen Araber und Mauresken verschwolgen, welche im 16ten und 17ten Jahrhundert von den bigotten Kastilischen Königen ausgetrieben wurden nach nach Afrika hinüber flüchteten.

(Schluß folgt.)

England.

Schottland's Geschichte, von Tytler.

(Schluß.)

König Eduard stand in der Fülle geistiger und körperlicher Kraft da; sein Ruf war über Europa und Asien verbreitet; die Könige von Frankreich und Aragonien drachten vor seinem Richterstuhl ihre Streitigkeiten; er verfügte über die Armee von Sicilien und Schottland; er hatte eben Wales mit seinem Reiche verbunden und war in der Lage, die Anmaßungen des Papstes und seine Drohungen nicht achten zu müssen. England im Innern erfreute sich in Folge seiner trefflichen Verwaltung eines Friedens, den es bisher nie gewossen hatte; die festen Ebellente fürchteten ihn wegen seiner Talente und Kraft, und das Volk liebte ihn, weil er über seine Interessen wachte. Schottland auf der entgegengesetzten Seite trug alle Züge der Erniedrigung. Sein König lag in Fesseln, sein Adel war theils durch im Gefängniß, theils unter den Kriegsfluchten der Zurückgebliebenen in fernen Ländern zerstreut und das Volk in Verzweiflung und Elend unter dem Joche des Unterdrückers. Wallace hatte die Hoffnung solchen Verhältnissen nicht auf Beseld hoffen, und man kann leicht denken, daß er sich nicht freiwillig in ein gebrochenes Unterthanen gefügt habe, das Jahrzehnte seinen Landsleute Leben und Freiheit kosten mußte. Bower und Blind Harry stimmen überein, er habe William von Hesselrige, den Englischen Sheriff von Lanerkshire, erschlagen und so Lockart gräbtet werden. Lord Hailes hielt dies für ein Mährchen, allein die Scalaronica setzt es außer allem Zweifel. Der Verfasser dieser treuen Geschichte ist Thomas von Gray (Vorfahr des jetzigen Grafen Grey), dessen Vater Zeitgenosse und Waffengefährte von Wallace war. Bei dem Scharmützel mit dem Sheriff war er auch zugegen und blieb für todt in dem brennenden Hause zurück*). Warenne und Cressingham waren damals nach England gereist, um dem Parlamente zu London zu erscheinen. Demselben war bemit der einzige Stellvertreter des Königs in Schottland. Man beschloß, ihn zu Stone, seiner Pfleiterei, zu überfallen und zu tödten; aber er wurde noch bei Zeiten gewarnt und entkam nach Cressingham. Inzwischen ward die National-Partei bedeutend verstärkt durch die offene Theilnahme des Bischofs von Glasgow, des Stewards von Schottland und seines Bruders Robert von Bute, durch Richard Lundin, Sir Andrew Murray, Sir William Douglas und Andere.

Graham erzählt die Nachricht von dem Aufstand in Schottland gerade, als er an Begriffe war, sich nach Flandern einzuschiffen. Er selbst konnte für jetzt nicht nach dem Schauplatze der Rebellion, aber er ergriff die wirksamsten Maßregeln, die er für mehr als hinreichend betrachtete, den plötzlich Schaden geworfenen Geist des Ungehorsams zu vernichten. Er schrieb den Grafen von Warenne an der Spitze der ganzen Kriegsmacht von England, die er nach dem Norden eilten ließ. Zugleich erhielt Cressingham die Weisung, die ihm streng verbieten, irgend eine Zahlung aus dem Schottischen Schatze zu leisten, da die Gemüthen Einkünfte des Landes dazu verwendet werden sollen, die „Rebellen, Hochverräther und Friedensstörer" zu vernichten.**) Allein die Einkünfte Schottlands waren bereits für Eduard verloren. Cressingham antwortete, daß alles Königliche Schreiben, daß es unmöglich sey, einen Pfennig mehr zu erheben, da mit Ausnahme von Berwick und Roxburg im ganzen Lande kein Englischer Sheriff mehr sey, daß die Häfter dieser Besitzungen geschlagen, die andere Hälfte niedergehalten werden sey. Was seine Person anbetrifft, so hatte er sich nicht gewagt, sich in Perth zu zeigen, sondern sey in Stirling geblieben, wo er sich mit Lebensmitteln und Kriegsbedarf versehen habe, um sich gegen jeden Angriff vertheidigen zu können. Einen Monat nach der Niederlage bei Stirling nannten sich diese Beide in Staatsschriften: „Duces exercitus regni Scotiae et communitatis ejusdem regni", und unter diesen Namen knüpften sie den Russlande die Befreiung ihres Landes vom Schottischen Joche an.

Lord Hailes bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Daß Wallace die hohe Stelle verdient hat, leidet keinen Zweifel, aber wie er dazu gekommen, bleibt problematisch." Eine ungefähre Uebersicht, die zur Aufklärung der Regierung Eduard's II. geschrieben ist, macht uns hierüber mit einigen näheren Umständen bekannt, die Glauben verdienen. Sie giebt an, daß die Volksstimmen nach der Schlacht bei Stirling sich für die Wahl des Wallace vereinigt, da er durch seinen Geist und seine rastlose Thätigkeit die Erwartungen übertroffen habe, und daß ihn zu diesem Ende der edle Graf von Schottland bei einer Nationals-Versammlung mit dem Ritterschwert umgürtet (aus diesem geht hervor, daß er noch nicht Ritter war).

Die Schritten brangen jetzt in England selbst ein und vergalten den Englischen Horden doch heraufmärsch die erlittenen Unbill. Northumberland und Cumberland wurden geplündert und die Einwohner niedergemacht. Hemmingford, ein gleichzeitiger und ganz vorurtheilsfreier Geschichtschreiber, erzählt folgende Anekdote: Das Kloster zu Hexham war, wie alle Klöster auf dem Kriegs-Schauplatze, von seinen Einwohnern verlassen. Als aber die Nachricht einlief, die Schotten hätten einen anderen Weg eingeschlagen, kehrten sie die vier Winde in ihre Zellen zurück. Doch kaum waren sie da, als Soldaten auf sie eindrangen und ihnen den Todesstreich geboten, die Klosterleichte aufzuliefern. Die Noth der armen Väter war aufs Höchste gestiegen, denn sie hatten weiter nichts als unbedeutende Geräthschaften angeboten, was aber die beutegierigen Soldaten nicht glaubten. Sie trieben die Mönche mit Peitschenhiebe hinaus und bot, daß man die Messe lese, weder er sich ganz entwaffnete, seine Kriegsleichter ablegte, um in aller Ehrfurcht, die der Ort und die heilige Handlung einflößten, vor dem Altar zu erscheinen. Während er in einem Nebenzimmer die Rüstung ablegte, drangen Soldaten in die Kirche und nahmen Kelch, Patene und Meßbuch. Sogleich ließ er eine Untersuchung anordnen, um die Diebe zu züchtigen. Aber man war übereinig, daß es sie Lösen lassen müsse, daher gaben die Unterschen keinen an. Er schickte durch seine beträchtige Gegenwart die Priester und die Klosterleute gegen seine wilden Krieger, und bei seiner Ankunft in der Kirche sah er ihnen Schutzwache, worin er sah, daß er den Priester und das Kloster von Hexham, so wie das ganze Eigenthum und die Pächter und Diener auf den Gütern desselben, unter seinen unmittelbaren Schutz nahme.

Eduard kam aus Flandern zurück und drang an der Spitze eines mächtigen Heeres in Lothian ein. Wallace hatte sich geschickt vor der Uebermacht zurück und suchte den König in ein Land, das unfähig war, weder die Truppen noch die Pferde zu ernähren. Zum Unglücke für Eduard blieb seine Flotte wegen widriger Winde aus, und er war zu unzufrieden Rückzug gezwungen, bei welchem er die ungeheuren Meereren des verlassenen Feindes sollen mußte. Doch bei Falkirk setzten sich die Schotten von neuem dieser so glücklich beobachteten Systeme, seine Schlacht anzunehmen, abringen. Eduard war Alles daran gelegen, seinen Feind zum Stehen zu bringen; durch Spione belehrt, überraschte er die Schotten, sie nahmen die Schlacht an, statt der überlegenen Feindesmacht zu weichen, und wurden geschlagen.

In der Schlacht bei Falkirk hatte Wallace nicht nur gegen die Uebermacht des Feindes, sondern auch gegen den Verrath in seinen eigenen Reihen zu kämpfen. Aus Verdruß über die Treulosigkeit seines gröblicher Parteien legte er seine Würde nieder und verschwand für mehrere Jahre von Schauplatze. Wir sind in dieser Zeit beschäftigt, wenige man dieser nicht. Es ist schwer zu glauben, was Blind Harry berichtet, daß er nach Königs von Frankreich gereist habe, die Engländer der aus Gnaden zu verteidigen es ist noch schwerer zu glauben, daß er in lieutbaldigkeit der Unterschung seines Vaterlandes durch Eduard zugegen habe. Der Zweifel bei dieser Frage hat sich durch die glaubwürdigen Berichte der oben erwähnten Chronik beseitigt werden.

Der anonyme Chronist aus der Zeit Eduard's II. erzählt, daß Wallace gleich nach der Schlacht bei Falkirk beschloß, beim König von Frankreich Beistand zu suchen. Philipp, der damals zu Amiens residirte, verehrte dem Helden einen anderen Empfang, als er erwartet hatte. Er wurde ins Gefängniß geworfen, und man schrieb an Eduard, ob er den Gefangenen ausgeliefert haben wolle? Eduard überschrieb von Dankversicherungen gegen den König von Frankreich, daß aber zugleich, man möchte Wallace portaufs noch in sichrem Gewahrsam behalten. Unsere Chronik verliert uns hier, doch die Bericht wird durch Froissart mit der Wahrscheinlichkeit. Freilich lag es in Philipp's Interesse, mit den Schotten im Bunde zu sein, um von dieser Seite den Engländern, mit denen er nicht im aufrichtigen Frieden leben konnte, zu schaden. Aber der Papst hatte damals gerade eine Versöhnung zwischen den Königen von England und Frankreich gestiftet, und Eduard war im Begriff, Margarethe, Philipp's Schwester, zu heirathen. Philipp schlug einen Mittelweg ein, um seine alten und neuen Freunde zugleich zu täuschen. Er erbot sich, den Gefangenen auszuliefern, ließ ihn aber entweichen und gab ihm noch Empfehlungsschreiben an den Papst mit.

Aber letzteres Faktum haben wir die beste Gewißheit in dem Originalbriefe, der Wallace anvertraut wurde. Er ist aus Pierrefeet*) vom Montage nach dem Feste Allerheiligen datirt und an die Französischen Agenten am Römischen Hofe gerichtet, die darin aufgefordert werden, Beistand zu erbitten, daß er dem Schottischen Ersbmanne William Le Waleis ein günstiges Ohr für seine Vorschläge leihen möge. Dieser Brief, dessen Authentizität über allen Zweifel erhoben ist, hat auf der Rückseite die Aufschrift von einer gleichzeitigen Englischen Hand:

*) Scalaronica p. 123. Anhang des Maitland Club. Glasgow, 1836.
**) Rotuli Scotiae 24. Juni 1297.

*) In der Nähe von Compiegne, wo noch die Ruinen eines Schlosses zu sehen sind.

Digitized by Google

„Der vierte Brief des Königs von Frankreich.“ Wie der Brief nach England gekommen ist, welches die Verhandlungen mit dem Papst waren, und ob Wallace wirklich in Rom war, darüber bleiben uns nur Konjekturen. Gewiß ist, daß um diese Zeit Bonifacius einen hohen Ton gegen Eduard annahm, und in einem Schreiben, in welchem er große Kenntniß über Schottlands früheres und damalige Verhältniß an den Tag legte, befahl er Eduard, alle Anforderung auf den Besitz Schottlands aufzugeben, da er (der Papst) dieses Land besonders beschütze. In einem Briefe von Robert Hastings, dem Befehlshaber zu Roxburgh, kommen auch Andeutungen über Wallace's Verrichtungen im Auslande vor. Nachdem er dem Könige in diesem Briefe sagt, daß die Schotten einen Angriff auf das Schloß gemacht, sich aber zurückgezogen hätten, fährt er fort: „Einige Tage nachher hielten sie Versammlung, wobei ich meinen Spion hatte. David von Graham erhob sich und verlangte, daß man ihn die Länderein und Güter des Sir William Wallace zuerkenne; dieser habe ihnen Besitz verwirkt, weil er ohne ihren Rath der Reichsverweser (Guardian) von Frankreich und dem Königreiche abwesend sey. Diesem Vorschlage widersetzte sich Malcolm Wallace, der Bruder des William, indem er behauptete, das Reich habe Nutzen von seines Bruders Abwesenheit, und dieser dürfe nicht darüber zu seinen Besitzungen gestraft werden. Darauf schimpfte man sich gegenseitig und zog dann, wie sich von selbst versteht, die Partei des u. s. w.“

Wallace kam nach Schottland zurück, nachdem er einsah, daß vom Auslande nichts zu hoffen sey. Die Geschichte schweigt über die Zeit seiner Rückkehr. Wahrscheinlich fällt sie in das Jahr 1303 und wohl, wenn man nicht irrt, noch vor Ende des Sommers. Er griff gleich wieder thätig ein; und obgleich wir von seinem Oberbefehl hören, so erfahren wir doch, daß er den Engländern großen Schaden zugefügt hat. Eduard verfolgte ihn mit einem unreifen und unverschämten Hasse. Die gleichgiltige Obrigkeitsschreiber Langtest, dessen Angaben über Schottland selten richtig sind, in der Regel bewährt sind, erzählt, daß kurz nach Weihnachten 1303 Wallace einen Getreuen an den König sandte und ihn um die Erlaubniß bat, mit ihm in Unterhandlung treten zu können. Bei dieser Mittheilung wurde der alte wüthende König zornig, nannte ihn einen Verräther und setzte den Preis von 300 Unzen auf seinen Kopf. Der Bote zeigte ihm so lange weniger erklärlich, als man viele Briefsteine hat, daß Eduard wirklichen Verräthern Gnade widerfahren ließ. Bei einer Unterredung zu Perth 9. Februar 1304 wurden die Häupter der Rebellion begnadigt, nur einige mit Ausnahmen oder kurzer Verbannung belegt; von Wallace hingegen wird in der Urkunde gesagt, daß er sich mit Gnade und Ungnade ergeben müsse. In dem nachstehenden Schreiben Eduard's athmet dieselbe Rachsucht.

„Der König an Sir Alexander Abernethy Gruß. Wir haben Euren Brief empfangen, worin Ihr uns meldet, wie Ihr bewußt seid, der Uebergabe der Häuser Perth, Dundee und Montrose, und Ihr uns instruiren und befehlen Euch, ferner Eure ganze Wachsamkeit in dieser Beziehung aufzubieten und nöthigenfalls den Beistand des William Wyet. Unsers Sheriffs zu Clackmanan, in Anspruch zu nehmen. Es wird uns gefallen, daß Ihr den Besten nicht verlaßt, weder auf Anlaß des Parliaments*) noch auf andere Veranlassung, bis Ihr uns eine Nachrichten gegeben und Unsere Wünsche darauf erhalten haben werdet. Auf Eure Bestangen, ju wissen, ob Ihr mit William Wallace ein Wort des Friedens sprechen könntet, wisset, daß dies nicht Unser Wunsch ist. Er und seine ganze Brut wissen sich ohne die geringste Bedingung auf Unsere Gnaden zu verlassen. Gegeben zu Perth, den 3. März.“

Es spricht nicht sehr für den Patriotismus Schottlands, daß man sagen muß, daß der einzige Mann von Ansehen, welcher in diesen Unruhen den Wallace treu blieb, Sir Simon Fraser war. Das treue Volk half ihm verfolgen, ihn, der es der einigen Jahren vom Joche der Fremden befreit hatte. Wallace's Heldenthaten, welche Geschichtschreiber und Balladen mußte der einzige Mann haben, der jetzt so lange seinen Verfolgern, die den allen Seiten auf ihn Jagd machten, entging! Die besten, und zwar gegen Wallace feindlichen Historiker können seine Entschlossenheit und seinen Muth nicht ohne Bewunderung lassen. Am 12. März 1304 berichtet man uns, daß er zu Roxburgh in Sitzungen, daß Fraser und Wallace bei Hofe vor Hofe gesehlagen werden seyen, und Eduard schenkte dem Ueberbringer der frohen Botschaft vierzig Schilling, damit er sich ein Pferd kaufen und schnell Briefe an den Sieger John von Segrave und an Lord Kingston bringen könne. Am 15. März gab er jehn Schilling an John de Mowbray, den Führer des Lord Segrave und andere Beriolger der Feinde des Königs, und an demselben Tage gab er an William Hatelifet 20 Schilling und 8 Pence für einen gewissen Schotten, der braustrag war, die Feinde zu verlocken und zu verraihen. Wallace hatte im folgenden September wieder ein Treffen mit den Königlichen Truppen, denn eine Urkunde sagt, Eduard habe an Thomas de Umfranwille 60 Schilling gegeben für den Verlust seines Pferdes bei diesem Treffen.

Aus den Verhandlungen des damaligen Parlaments erfahren wir, daß man einen gefangenen Schotten, Namens Ralph von Haddington, von seinem Festen besreite und ihn nach Hause gehen ließ, auf daß er zu mimpfen möge „mit Anderen dieses Landes, welche beschäftigt sind, den William Wallace zu fangen.“ Die verabredete That wurde von Sir John Menteith, Befehlshaber zu Dunbarton-Castle, getreet, dessen Hauptlister ein Mensch war, den man nur unter dem Namen des „Kuchen Hans“ (Jack short) kennt. Lord Hastes steckt sich an, den Menteith von der Mitschuld freizusprechen; allein Herr Tytler entfernt jeden Zweifel in dieser Beziehung. Wallace wurde im Hause eines gewissen Ralph Rae in der Nähe von Glasgow gefangen genommen, dem Lord Segrave Ländereien und das London geschenkt, wo er 1305 den 22. August 1305 antam. In einer Handschrift in British Museum finden wir das Verfahren Eduard's gegen seinen Gefangenen genau erzählt. Den Tag nach seiner Ankunft wurde er im Triumph von einem Hause in Fenchurch-Street nach der großen Halle von Westminster gebracht, die damals schon ein Gerichtshof war. Hier setzte man ihn auf eine hohe Bank und befestigte zum Spotte sein Haupt mit einer Lorbeerkrone. Der Englische Justizjun hielt die richterliche Rede noch sehr üblich, obgleich er das Schicksal des Opfers schon früher bestimmt hatte.

Am 18. August ernannte man zu Richtern über Wallace den Lord Segrave, Peter Mallory, Ralph de Sudwick, John de Bowquelle und John de Blunt. Manes von London, zur Unterscheidung „noch von Wesdie des Königs.“ Die Anklage, wahrscheinlich von Mallery aufgesetzt, giebt eine lange Liste angeblicher Verbrechen des Wallace. Es wird darin vorausgesetzt, daß er Autorität des Königs gewesen sey und somit Hochverrath begangen habe, als er dessen Truppen angegriffen. Eine merkwürdige Thatsache erfahren wir aus diesem Dokumente, nämlich daß der König nach seinem Siege bei Falkirk Wallace Gnade gegen Unterwerfung angeboten, dieser aber sie zurückgewiesen habe; darauf sey er für einen Schuften erklärt und geächtet worden. Da es aber in den Gesetzen Englands einem solchen nicht erlaubt sey, sich vor Gericht zu vertheidigen oder irgend eine Antwort auf die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu geben, so möge der Gerichtshof verordnen, daß Wallace gehängt und sodann geköpft werde, daß man sein Herz und seine Eingeweide verbrenne, sein Rumpf aber geviertheilt und daß da von ein Viertel zu Berwick, einer zu Newcastle, einer zu Stirling und einer zu Perth zur Schau aufgehängt werde. Diese schmachvolle Hinrichtung wurde buchstäblich vollzogen; nur so starb Wallace, ein Martyrer für Freiheit und National-Unabhängigkeit, verrathen von schändlichen Freunden und verfeuert von Feinden, die vom Erbadenen und Großen zu niedrig dachten.

Der Nachwelt denkt anders. Nicht bloß in Schottland, sondern auch in England ist der Name William Wallace in hoher Verehrung. Er war groß und edel, wo wenige Helden vom Anfange der beglaubigten Geschichte bis auf unsere Zeit. Alles, was er that, geschah für sein Vaterland, nichts suchte er für sich und seine Familie. Man wist ihm Grausamkeit vor; allein die Grausamkeit war der Geist damaliger Zeit, eine Sitte, die sich so an schreckhaftigkeit in den Verfahren Eduard's gegen seinen unbewaffneten Gefangenen bewies.

Nach obiger Darstellung glauben wir, jenen Schriftstellern nicht nachzueifern zu dürfen, die, gleich dem Ruffiger, den unglücklichen Wallace einen Räuber und Mörder schimpfen, der zusammen mit Eduard's und den Verrath Menteith's noch gar keine Gleichnamige findet hier der Angeklagte Verbrechen, wenn ihm selbst auch die Verbrechung vorsagt gblieben.

Eben so glücklich wie in der Erzählung der Thaten des Helden, den wir zu verlassen, ist Herr Tytler in der Geschichte des Letzten Bruce, Neu der Regierung Jakob's V., an dort für den Historiker die Periode der Finsternis auf. Statt der magern Chronisten und unbeholfenen Staatsschreiben geben ihm zeit Priest-Korrespondenzen wichtige Aufschlüsse. Diese hat Herr Tytler mit großem Fleiße benutzt. Je mehr wir weiter lesen, desto größer wird unser Interesse. Die Regentschaft der Königin Mutter, die Feindschaft der Reformation, die Ebenbuhler des Knox und die Politik Elisabeth's sind in kühnen Zügen dargestellt. Gerade aber, wo uns der Verfasser am wärmsten zur Theilnahme an den Schicksalen der Maria Stuart gestimmt hat, da verläßt er uns; zu einem Augenblicke, wo wir am Interessirtesten sind, ihn in unserer Gesellschaft festzuhalten. Doch wir wollen nicht selbstsüchtig sein. Wir wissen, welcher Fleiß erforderlich wird, die Materialien für einen neuen Band zu sammeln; manches ganze Tag, manche Nacht muß noch dazu verwendet werden. (Br. and f. R.)

Italien.

Rom der Annäherung der Cholera. *)

Von einem Engländer.

Es ist schon gesagt, daß der Französische Philosoph Duclos an Herrn Hervilie, einen sehr obstinen Curvollerdichter, schrieb, die Stadt Rom sey ein Kalkon, von dem man Alles könnte passiren sehen, was Europa Schönstes und Bestes zusammen hätte. Gegenwärtig ist von diesen Schönsten und Besten nichts mehr wahrzunehmen. Im Vorgefühl der ekelnden Plagegeits, die nur hier gegen die Seuche treibt, haben die meisten Ausländer das Weite gesucht, und ich kann von dem großartigen Walken des Philosophen Duclos nichts weiter gewahren, als der bekannten Vorläufer der Cholera, zwei blauen Rebel, die, einer purpurartigen Gerüch verbreitet, durch die Campagna gehen und deren Wellen gleich einem Phantasmen-Meer um die trauernden Ruinen der alten Roma spielen.

Als ich heute Morgen auf dem Kaffeehause Nacheli meine Chokolade schlürfte, fühlte ich mich beim Anblick des schon jetzt verderben Corso ganz besonnen; man sollte fast denken, die Pest von 1656 hätte die Leichenzüge über die sieben Hügel angeordnet. Ich legte unwillkürlich die Hand an meinen Magen und bildete mir sogar ein, den Appetit verloren zu haben, als plötzlich ein schauerliches Waffengetöse, von einem lange anhaltenden Schrei begleitet, mich vollständig in Todesangst versetzte. Eine reiche Kutsche, mit zwei Rappen bespannt, die sich wie Kandidaten des Lazarus auszeichnen, suhr langsam und beerdigt der Straße entlang. Zwei armselige Lakeien in schmutziger aufgeschlagener

*) Der Zujand Roms um diese Zeit war ein in eigenthümlicher, als daß es nicht noch interessant sein sollte, auf diese Stadt zurückzukommen. Es wird uebrigens dazu beitragen, die widersprechenden Nachrichten, die in Deutschen Zeitungen über die Cholera in Rom verbreitet waren, zu berichtigen.

*) Eduard stellt ein Parlament zu St. Andrews um die Mitte der Fasten. Tytler Vol. III.

Leute standen hinten auf; der Eine trug einen rothen Sack; er machte etwas bebeutet seyn, als der Andere, der nichts trug, aber Beide waren augenscheinlich sehr verschiedenen. Der Waffenrock kam von einem kleinen Detachirtement Pfälzischer Soldaten her, die vor der rothen Kanonne im Gewehr treten wollten; drüber aber die von der allgemeinen Angst mitergriffenen Präsentanne in Reih' und Glied standen, hatte die Kritik schon einen Beetpring von ungefähr vierzig Fuß gewonnen. Der Kutscher, wahrscheinlich ein Kontagionist, hatte seine Röthen angetrieben, und man hat nur der gefährlichen Nähe zu zahlreicher Menschen zu entkommen.

Das hiesige Volk ist entsetzlich rebellischer Natur gegen Epidemieen, und es ahnet mir Fluchthaten, wenn ich die Bettler ansehe, wie sie in den öffentlichen Oefen ihre Fetzen braten, — wenn ich wahrnehme, wie man leichname in Kapellen unter den Häusern beerdigt. Was sie Miasmen werden hier durch einander gähren, sobald die Epidemie Todte auf Todte häuft, ohne daß die Souterrains geräumiger und die Mönche künner werden!

Man sieht keine Nobili mehr in ihren Karrossen nach der Piazza Navona fahren, um hier Feigen und Bolognesser Wurstung zu genießen; dagegen werden auf diesem Platze schon jetzt große Feuer angezündet, welche die Atmosphäre reinigen sollen. Ich mische mich voll Neugier unter das Volk, das hier und dort in Haufen beisammensteht und mit scheuem Blick unter seinem Himmel der Cholera entgegenharrt, als gäbe es, eine Sonnenfinsterniß zu schauen. Besonderung bezeigen sich in allen Ständen; die Frauen verändern ihre vorgeflochten Haarnadeln, um neue Reliquien zu kaufen. Eben erfährt man, daß die Regierung den Bewohnern des Ghetto (der engen Judenstadt) den Patrik Cenci als Hospital bewilligt hat; diese Gunstbezeugung bringt Alles in Alarm; die Augen sprühen Feuer, und das Fieber des Aufsehns durchjagt alle Adern. Ich erinnere mich, daß man in Paris, auf dem Platze des Hôtel-de-Ville, einem Menschen die Eingeweide aus dem Leibe riß, weil er ein Gistmischer seyn sollte; ähnliche Handlungen haben sich auch hier bereits angekündigt. Das Volk betrachtet mich mit überhaupt ersten Ermohen mit Argwohn; als ich Kürzlich an einem der Brunnen mit Steinhäusern der Piazza Navone meinen Cigarro anzündete, beteuerte sich in meiner Nähe ein Konjurirer und schnitt dazu ein Gesicht, als hätte er's mit dem Teufel selber zu thun; ohne Zweifel hielt er meinen Tabacco für eine Gift-Phiole. In der Nachbarschaft des Reco di Giano quadrifonte suchte man Händel mit drei Deutschen Bildhauern, die in der Heimath mit der verpfuschten Luft im Champagner ertränken wollten.

In London hat sich die Cholera gleichsam unter der Menge verloren; die Hauptstadt des Britischen Reiches ist zu gigantisch, als daß man dort von den Verwüstungen einer Epidemie viel Aufhebens machte. In Madrid, wo ich damals war, als die Cholera zuerst aufkam, glaubte das Volk lange Zeit gar nicht an ihr Dasein. Während Sevilla ein Zehntheil seiner Bevölkerung verlor, ganz Andalusien von der Epidemie verheert wurde und selbst Saragoza, ein Dorf in der Nähe Madrids, die meisten seiner Bewohner hinterben sah, verleugnete die Hauptstadt ihren Gast noch auf die erschöpfte und helle Lage ihrer Quellen und auf den Schutz des heiligen Isidorus. Liebhaber zogen, nach wie vor, bei nächtlicher Weile mit ihren Guitarren, Teiangeln und Kastagnetten durch die Straßen; Frauen kokettirten, wie gestern und vorgestern, mit ihren Fächern in den Teetullen; die Polizei und die Alcaldes beschäftigten sich damit, den in genohnter Weise üblich reichen die Spitzmus und Alles war wie vom Donner gerührt; das hreesche Bettrauen wich wie Speer vor dem Winde, und an seine Stelle trat wirkliche Speer, die man vor alle Häuser der Stadt streute. In den Straßen rückten sich Fahrwerke aller Art; Gewalt wurde mit Gewalt gepaart, geschuret und aufgehetzt; eine Wagge trog ihrer Bleichsucht und Zellerfen bluten auf dem Pflaster liegen, ohne daß es Jemand einfiel, sie zu nehmen. Madrid gich einem Ameisenhaufen, in den ein Wanderer seinen Fuß gesetzt hat. Ich erinnere mich eines Galizischen Lastträgers, der, unter der Wucht seines angehäuften Sackes krachend, mehr als drei Stunden von Madrid in Schweiß und Verzweiflung saß. Man hatte ihm eine falsche Adresse gegeben, und so sloppte er, mit seiner unbeholfenen Bagage auf dem Rücken, an alle Häuser. Welch ein Hagel von Flüchen und Verwünschungen kam über diesen ehrlichen Kerl gerauscht! „Pierce Dich zu allen Teufeln, Hund von Sohn eines Hundes! Wie Alle hier im Hause sind geistig und fleisch.“ — „Schlage Dich todt, den verdammten Galizier; das Schwein, den Tölpel! geht ihm eine Feuer-Pestagel, daß er Zeitlebens daran zu schleppen hat“ u. s. w. Der Galizier nahm sich nicht einmal die Mühe, zu antworten; er ging, unerschüttelt wie ein Felsen, weiter und klopfte an neue Thüren, um neue Verwünschungen zu hören.

Alexander von Humboldt hat nachgewiesen, daß die wunderbare Vegetation an den Ufern des Nil und des Ganges und in den Savannen Amerika's immer mit einem heißen Klima gepaart sey. Welchen Einfluß dürften demzufolge auf die Entwickelung der Cholera in Asien die beständigen Pestwinden Simums haben, wie der Lebensengel die Menschen bei Tage und bei Nacht wie mit unsichtbaren Pfeilen erlegt! Je saftiger und üppiender die Oden sind, desto giftiger ist die Atmosphäre; je klarer der Himmel, desto verderbenschwerer das Miasma. In den Umgebungen von Mekkeri sonnten sich brenliche eisfelsenriesen, und die leichte Wolke wurde von den Seiten aus zu einen Fahrwerken eingebracht. Blumen mit feuerfarbener Krone, Pflanzen und Gräser, so üppig und voll, wie unterdiluvianische Farnkräuter, ein wahrhaft himmlisches Licht, ein unsolanes Meer, eine wollüstig tödtliche Wärme — Alles weis hier mit solchem Zauber, daß man nicht begreifen kann, wo die bösen Düfte hausen. Die Geschichte der schönen Pia Tolomei von Siena schien mir nur in Dante's Phantasie existirt zu haben. Aber ich suchte vergebens jene idealen Menschen-Gestalten, jene Frauen mit dem glühenden Blick, jene patriarchalischen Greise, wie sie auf Leopold Robert's Meisterwerke „die Schnitter in den Pohntinen“ und entgegen treten; ich sah nichts als gräßliche Hasse Gespenster, fette und erbrechene Augen, fest verbildete und abgetretene Jungfrauen, lauter stumme Anklager des schmeichelnden und heimtückischen Klimas. Noch war die Cholera nicht ausgebrochen, aber ein schreckendes Fieber wüthete schon unter dem Volke.

In der Gegend von Velletri sprach ich einen Pfarrer, dem es nicht an Menschenkenntniß fehlt, und der auch manches Verurtheil glücklich abgestreift hat. Er zeigte mir einen Chorrock aus Wachsleinwand, in welchem er seine geistlichen Pflichten am Krankenbette ohne Gefahr einer Ansteckung erfüllen zu können glaubt. Trotz seines nicht ganz gemeinen Gesichtes und seiner Weltersahrung kann auch dieser gute Mann des Glaubens an Vergiftungen sich nicht erwehren.*) Besonderes fürchtet er, es möchte den Gesundheiten gelingen, die Acqua Tofana wieder aufzusinden, jenes geschmack- und geruchlose Elixir des Todes, ein wüthiges Monument aus dem Zeitalter der Borgias, dem herr Bartolo Manni, ein verstorbener Chemiker in Rom, zerdenken auf die Spur zu kommen bemüht gewesen ist. (Rev. Br.)

*) Bibliographie.
Opuscoli varii. (Vermischte Schriften.) Von Pier Alessandro Paoroza. Turin.
Algebra, geometria piana e solida e trigonometrica. — Vom Professor Colandrelli. 3 Bde. Rom.
L'Atenaide. — Vom Abbate Francesco Ma. Pabna.

Mannigfaltiges.

— Goethe und das Kind in England. Wir waren wohl darauf gefaßt, daß die Engländer das Meiste von dem, was uns in „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde“ gefällt, nicht genießen würden; namentlich die feinige, oft reichsständliche Figur der Frau Rath, der diese unübersetzlich-poetische Form der genialen Kinder-Laune, dem in steter olympischen Ruhe ungerührten Zeus, und endlich die unübersetzbare blumenreiche Sprache, in dem allen Goethe zu so vielen Gedichten das Material geliefert, schienen uns sie andere als Deutsche Leser gar nicht gemacht, aber auf Urtheile, wie wir sie jetzt, nachdem die Englische Uebersetzung in London ausgegeben worden, in hertigen Blättern finden, waren wir doch nicht vorbereitet. So meint z. B. der Atlas (Nr. 594 vom 1. Okt.) das Buch sey zwar, vermöge der Karrikirung, mit der darin eine kindliche Leidenschaft sich darstelle, sehr amüsant, aber es werde in England dem Name Goethe's in den Augen aller wohlgesinnten und ernsten Männer geschaden schaden, als irgend eine in feindseliger Absicht gegen ihn herausgegebene Schrift. Wir wüßten eine solche Behauptung ganz unbegreiflich finden, wenn uns nicht bekannt wäre, daß gerade in England Wolfgang Menzel's Polemik gegen Goethe einen größeren Eindruck gemacht, als ihr gebührt. Wie also der Atlas, so finden die Engländer auch, daß in Menzel darstelle, da wird man natürlich auch leichter geneigt seyn, in der gelassenen Weise, mit der die grellsten Unarten des Kindes von dem vergötterten Dichter geduldet oder durch ein beschädigtes Lächeln wohl gar noch aufgemuntert werden, nichts weiter als eine Aeußerung der Schwäche und Eitelkeit zu erblicken. So Menzel's Angriff der Ruhm des Dichters ungefährdet ließen, kömmt man ihn auch jene poetischen Lieblosen und Spielereien, die ein Geist, wie Goethe, sich wohl gestatten durfte, ohne es darum mit „wohlgesinnten und ernsten Männern“ zu verderben. — Wen der Uebersetzung selbst hat das Englische Urtheil: „In Britannien und nach England gesandt, um hier zum Besten des Goethe-Denkmals verkauft zu werden, hat diese Uebersetzung durchweg einen ausländischen Ton, was, verbunden mit der sprüchlichen Wiedergebung Deutscher Provinzialismen und mit den seltsamen Irrthümern der Interpretation, die das Buch hier und da entstellen, kaum wenig dazu beitragen wird, den Englischen sehr ungünstigen Eindruck zu machen; doch ist gerade dieser Umstand vielleicht am meisten geeignet, uns in die rechte Stimmung zum Verständnisse des seltsamen Buches zu versetzen.“

— Neuere Spanische Malereschule. Auch in Spanien, und zwar selbst unter den gegenwärtigen ungünstigen Umständen, scheint die Malerkunst einen neuen Aufschwung nehmen zu wollen. Es wäre dies wahrlich eine billige Entschädigung für die Widerwärtigkeit, mit der Franzosen und Engländer in der letzten Zeit die bekanntesten Meisterwerke der alten Spanischen Malerschule entführt haben. In diesem Augenblicke findet in der Akademie San Fernando von Madrid eine Gemälde-Ausstellung Statt, die, einem kritischen Artikel in der Gaceta de Madrid vom 2. Okt. zufolge, Ausgezeichnetes darbietet, als seit langer Zeit dort gesehen worden. Besonders hervorgehoben werden folgende Werke: eine Transfiguration von Don Antonio Maria Esquivel, dessen Arbeiten überhaupt an die gereinte Schule von Sevilla, an Velazquez, Murillo, Zurbaran, Valdes und Herrera erinnern sollen; ferner ein heiliger Franciscus von einem jungen Maler von Murcia Ferry, ein allegorisches Gemälde: die Liebe, von Jose Gutierrez de la Vega, die Kathedrale von Toledo, von Genaro Perez Villamil, und mehrere Landschaften von Jose Elbe.

*) Hat doch sogar noch ganz kürzlich ein Deutsches Blatt, die in Goethe erschienene „Allgemeine Anzeiger“, in vollem Ernste die Hypothese aufgestellt und allen Aerzten zur Prüfung empfohlen, daß die Cholera durch ein pestartiges Gewitter verbreitet werde! Wenn solche Albernheiten mitten in Deutschland verbreitet werden können, darf man wohl mit den übrigaboklischen Zuständen und Stimmen einige Nachsicht haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Thlr. (1 Rthlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den löblichen Post-Aemtern.

№ 126. Berlin, Freitag den 20. Oktober 1837.

England.

Hirta, die Jäger-Insel.

In einem äußersten Winkel von Europa gelegen, von seiner großen Brennstoffentfernung der Völker und Weltstadt beraubt, ist Schottland gleichwohl zu einem bildnerischen und gewerbsamen Lande gewordenen; ja in Betracht dessen, was es noch vor hundert Jahren gewesen und was es heute ist, kann man es ein Wunderland der Civilisation nennen. Dieses streitsüchtige Volk, das noch zur Zeit der letzten Stuarts in unablässigen, trotzigen Fehden, in lauter Mord und Todschlag lebte, ist jetzt ein friedliches, fleißiges, lernbegieriges geworden, und sein Sieden nach Erwerb und Gewinn ist jetzt so unerschüttlich und unermüdlich, wie vormals seine Kampfwuth. Der Wohlstand breitet sich sichtlich aus; der eingewurzelte Aberglaube ist einer durch sorgfältige Pflege des Unterrichtes befördernden Aufklärung, die rohe Derbheit der Sitten einer verfeinerten Bildung und Höflichkeit gewichen. Die ärztliche Erwerbsamkeit und haushälterische Sparsamkeit des Schotten wollen unserenthalte Zahler Bagatellen und Kargheit schelten; mit größerem Rechte würde man den zanksüchtigen, rechthaberischen Grundzug des Volks-Charakters noch heute in der Vorgeschichte der Schotten wieder erkennen. Auch lieben sie es noch immer, wie zu Zeiten Knox'ens und des Covenant, ein bischen eigensinnig zu disputiren. Doch führen sie jetzt bei ihren Streitgelehrten die unblutige Waffe des Wortes; die Schranken des Gerichts, die Meetings, die Klatschmieen, die Reviews dienen zu Kampfplätzen, und der Schotte ist praktisch und gewinnsüchtig genug, um über dem Streit nie das wahre Ziel aus den Augen zu verlieren, dem sie Alle um die Wette nachstreben: Wermögen, Wohlstand, Comfort, um das rechte bezeichnende Wort nicht auszulassen.

So ist denn Schottland längst das üppige, ihre Land nicht mehr, von halb barbarischen Clans bewohnt, mit magern Birken, Heidekraut und bösen Disteln, die zum Schottischen Abzeichen geworden sind, bewachsen. Jetzt hat der Pflug seine Thäler in reiches Ackerland verwandelt, die Bergkämme seiner Hügel sind mit Pflanzungen bedeckt, in der Wildniß der Berge weiden zahlreiche Heerden, belebte Straßen und Kanäle durchziehen das Land in allen Richtungen. Das Alles hat Menschenhand bis jetzt geleistet; die Kraft des Dampfes wird es dinstlere weit übertreiben. Keine Bucht ist so schmal gewunden, kein See so eng eingeschlossen, wo nicht ein Dampfboot seinen Weg fände. All die unzähligen Inseln, Halbinseln, Vorgebirge und Landzungen, worin Schottlands Küsten so wunderlich und vielgestaltig auslaufen, sind nun wie durch fliegende Brücken mit einander verbunden. Denselben Dienst werden zu Lande die Eisenbahnen verrichten, die theils, wie in Dalkeith und Paisley, schon im Gange, theils, wie die zwischen Edinburg und Glasgow, im größten Maßstabe angelegt sind. Man kann sich kaum vorstellen, daß hier eine Eisenbahn den schon zu beispielloser Höhe und Lebhaftigkeit getriebenen Verkehr noch zu steigern vermöge, und doch wird sie es thun. Vor kaum sechzig Jahren, 1780, hatte Glasgow nicht voll 40.000 Einwohner, heute zählt es deren, nach der geringsten Schätzung, 220.000. Aus kleinem Anfange ist Glasgow's Handel emporgestiegen. Walter Shiels war 1666 der Erste, der ein Schiff mit Häringen nach einem Französischen Hafen laufen, Salz und Franzeuntweine zur Rückfracht einandenen ließ und dabei gute Geschäfte machte. Heute reichen zwei Flüsse, Greenock und die Mündung der Clyde, die Glasgow kaum zu: Greenock, die größte Schottische Seestadt, deren tiefe Hafenbucht für mehr als 500 Seefahrzeuge Raum hat und beständig Schiffe von und nach Indien und Nord-Amerika ankommen und abgehen sieht; die Clyde, an deren waldbedurren, zwei Englische Meilen langen Ufern die Fahrzeuge in zierlicher Reihe hinter einander angezeichnet liegen.

Die Clyde ist übrigens der reine Fluß, mit dessen Wasser man einen Dampfkessel gespeist und die Räder eines Bootes umgetrieben hat. Früher war sie nur durch ihre berühmten Wasserfälle ohne Linus in oberen Lande (Corra-, Bonnitton-, Dundas-Linn) berühmt. Schon 1786 fuhr Patrick Miller auf einem großen Fahrzeuge ohne Ruder und Segel, das nur durch Wasserkampf getrieben wurde, die Clyde stromauf, zum großen Erstaunen der Uferbewohner und der von ihm zu Zeugen seines Versuchs eingeladenen Freunde. Doch wurde gerade in Schottland die wichtige Erfindung erst spät benutzt. Länger waren durch Fulton, der auf einer Reise in Schottland Patrick Miller's Schiff gesehen hatte, die Dampfboote auf dem Hudson-Strome in Nord-Amerika eingeführt, als Henry Bell zu Glasgow 1812 mit einem in der Erfindung wesentlich verbesserten und nach ganz neuem Plan konstruirten Fahrzeug die Dampfschiffahrt auf der Clyde eröffnete. Jetzt freilich ist der ganze Fluß mit Dampfbooten bedeckt, die ihn in allen Richtungen durchschneiden. Fährt man von Glasgow nach Greenock, zu welcher Tageszeit man will, so sieht man von allen Seiten, nah und fern, die Rauchsäulen steigen und ziehen, als wenn der Strom an seinen Seiten stedete, und alle Viertelstunden mindestens muß unser Kahn längs einem der schwargen schnell dahinschnaubenden Riesenschiffe vorüberschlüpfen. Jedes Verdeck wimmelt von Menschen: Pächter- und Hochländer, Leute von den benachbarten Inseln, Bauern, Städter, Handelsleute, die einander beim Vorüberfahren mit lautem, fröhlichem Zuruf grüßen. Auch manchen munteren Spaziergänger-Trupp führt das Dampfboot in diesen schönen, milden Spätsommertagen: Pfarrer und Lehrer, junge Leute und Mädchen, die von Glasgow und der Umgegend einen Ausflug nach Greenock oder nach dem Loch-Lemond machen. Ein Leinengezt ist gegen die Sonne über das Deck gespannt, darunter wird zum Schall der Geige oder des Schottischen Dudelsacks getanzt. Jedes Städtchen, jeder Flecken, ja drei nahe jetes einsehnliche Dorf lange dem Fluß et Clyde hat zur Fahrt nach Glasgow und den benachbarten Marktstädten seinen eigenen „Steamer", wie man mitten im Lande Journalchen und Hauderer hat. Nicht selten findet man Privatleute, die ein Dampfboot zum Gebrauche oder zum Vergnügen eigen besitzen, und man sieht dergleichen zierliche Fahrzeuge, bunt und bemimpelt, wie ein Aufschalen neben den gewaltigen Schiffen einherklingeln, welche die Fahrt zwischen Glasgow, Liverpool und Dublin hin und her machen.

Sir Thomas Kennedy, ein wackerer, freundlicher Gutsbesitzer aus der Umgegend von Glasgow, den ich bei einer seiner Ruderfahrt gelegentlich kennen gelernt hatte, besitzt ein solches Spielzeug, einen kleinen Steamer von der Kraft vier rüstiger Pferde. Sir Thomas hat zu Dorfort Hutet und verfäumt keine Gelegenheit, zu zeigen, daß er sein Latein nicht vergessen hat; er pflegt dabei das Boot sein Quadrigamm zu nennen; sein wahrer Name aber, der auch zu seinem wirklichen, flinken, längerlichen Wesen paßt, ist „Kitty". Das Schiffchen ist wohnlich und bequem eingerichtet; die nette Kajüte im Hintertheil kann acht oder neun Personen beherbergen, denn Sir Thomas liebt Geselschaft. Für gewöhnlich, wenn es sich von einer bloßen Spazierfahrt auf der Clyde handelt, besteht die Bemannung des Schiffleins nur aus dem Engineer und zwei Steuerleuten; soll es aber weiter gehen, über den Firth und den Loch-Long hinaus, so wird sie um zwei Mann verstärkt, und dann kommt auch noch der Koch hinzu, unter allen Umständen eine wichtige und bei Sir Thomas' Gerreisen eine ganz und gar unentbehrliche Person. Dieser Koch war eigentlich den Französischer Geburt und Schule, hatte sich aber das Beste von den Englischen Meistern, die Puddings, den gerösteten Lachs, das seichblutige Roastbeef zu eigen gemacht und vereinigte so die Vorzüge beider Systeme. Seine Gerichte dienten zu trefflicher Auffüllung der Stunden, wo das Meer in seiner Stille so einförmig und monoton wird, daß es schon für einen rechten Zeitvertreib gilt, wenn ein Fisch im Vorbeifahren die Flossen heraus-ausstreckt. Sie Thomas war übrigens ein gründlicher Forscher und Kenner der ökonomischen Wissenschaften nach zwei Seiten hin, der politischen und culinarischen. Er sann in seinen Mußestunden, als ein Menschenfreund, über einem Systeme, wie man das Volk dahin bringen könne, so gut zu essen, wie es selbst seine Herren zu traktiren. Wenn das Fischtuch abgenommen war und die Sherry-, Porte-, und Champagner-Flaschen recht methodische die Runde machten, erging sich Sir Thomas über dieses Thema in scharfsinnigen Deduktionen und glänzenden Theorieen: Say und Bentham hätten zudrten und ihre Freude oder ihren Neid daran haben müssen.

Es besteht überhaupt zwischen Glasgow und Edinburg, den beiden Haupt- und Schwesterstädten Schottlands, ein sehr auffallender Gegensatz. Edinburg ist ein Sitz geistiger, gelehrter Bildung und literarischer Thätigkeit; es wird oft zum Scherz das Athen von Mid-Lothian genannt; Glasgow ist durchaus Kommerzstadt. Das Einwohnern gilt der feinere Sprechdienste mehr, als Pope's Ars poetica und Blair's Rhetorik. Hier hat man die Dampfschiffe, hört die Journale, Reviews und Magazines zur größten Zahl und Vollkommenheit gebraucht. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß in Glasgow keine Zeitungen und Journale erfahren, — diese fehlen in keiner einigermaßen bedeutenden Stadt Großbritanniens. Die Diskussionen in den Klubs zu Glasgow betreffen lebhaft Politik und Handel; die Wissenschaft darf sich wohl zuweilen hören lassen, aber nur schüchtern, als Dienerin, als Magd der Industrie. Die Glasgower Damen, sogar die nennoblischen, wissen noch nicht, wie der Blaustrumpf beschaffen ist; wenn sie in Gesellschaft kommen, sprechen sie von den neuesten Nachrichten aus Bombay und Kalkutta, von dem Preise der Kaschemir-Shawls, der Indischen Musseline und des Chinesischen Thees mit nicht geringerem Eifer und Interesse, als die

Digitized by Google

Fischbeingerüsten über den neuesten Wurf von Chemikern oder Schlossern, Hutmachern oder Schneidern, Schuhmachern oder Buchbindern — und Zuletzt Strumpfwirkern. Für Personen jedoch endlich, die nur Geschmacksinn im allgemeinen besitzen, ist die Verfassung von Rum und Mixturen, kommt ein Gericht auch in Gang, so betrifft es den Handel, die Geschichte, die Medizin, die Chemie, die Physik und zum mindesten Literaturen. Schließlich wird gekocht, gebraten, geschmolzen und Hitze die neueste Kunstepoche Europens ist. Ich erinnere mich noch sehr wohl der ersten Versuche, — Wenn Meister Sir Thomas war ein echter Gastronom, kommt ein Kenner und glänzender Verehrer der Antichemie. Dann hatte er Recht: mit den Zähnen hatte er schon und geschmeckt, die Nerven und Muskelfasern hatten ihn gesehen und zum Verdauen gebracht. Jetzt hatte er sich mit dem höchsten Ernst von einem halben Dutzend Mixturen zur Wahl gestellt und hatte mit feinem Kennerlächeln, seinem Koch und seinen Tischgästen ganz seinen besten Liebhaber-Scherzhaften. Jetzen Abend bei den Worthischen vermeinte er sich endlich auf seinem Gastronomischen Steckenpferde; denn nach Tisch, wenn die Gläser klingen, geht den Weisen erst recht das Herz auf, und ganz Kinder könnte ich von der Heiterkeit Gesprächigkeit des mahren Bacchus niederschreiben.

Scheinland, mit Willen, was denn und denn ist, kannte er durch und durch. Da war in den Lande, das vom Wasser so seltsam aus- gespielt und eingeschnitten ist, wie ein Blatt Papier von einem mit der Scheere spielenden Kinde, keine Stadt, kein Dorf, keine Meierei, kein Forth und kein Feeth, kein schiffbarer Fluß, kein Kanal, kein zwischen Bergen verflochter See, wohin „Kitty" sich nicht durchgewunden hätte. Noch nach den Ufanten, die einst um Scheinland liegen, von Neran bis zu den Shetlandischen Inseln, hatte Sir Thomas häufig Ausflüge gemacht, jene unter beständigem Regen, Schauern und Stürmen, ohne es mehr noch einmal gewesen, und Gott weiß, wie er es anfing, er hatte bei seinem Essen, Herdwasen und Schlafen viel gesehen und beobachtet. Die englischen Lords in eine Gabe, die Dinge im Ganze und zugleich mit ganz anderen, großeren Gedanken im Kopfe anzusehen. Mylord kannt auf seiner Jacht wie auf einer Kanonenbugel über die Landstraße da- hier, und wenn er nach Hause kommt, ist es ein wahres Gotteswunder, was er Alles zu erzählen weiß. — Einen Abends, als ein uns wieder bei der Flasche in die soziale Oekonomie vertieft hatten, bei Sir Thomas auf einmal von „Menu ich Thoms nun sage, nicht gar zu viel von Gästen, nur 60 Pfeilen von Long-Island, liegt ein Landchen, das in Hinsicht seiner Größe ziemlich gut bevölkert und wohl bestellt Verfassung ganz so ist, wie unsere Utopisten träumen; ein Ländchen, wo absolute Gleichheit herrscht und wo die gleiche Vertheilung des Grundbesitzes unter alle Einwohner sich ganz von selbst macht, — nämlich allerdings den Grund und Boden selbst theilen sie nicht, aber wohl den Ertrag, und bei dieser streng gleichen Theilung gewinnen sie Alle, werden reich auf ihre Weise und haben, was sie wünschen, in Fülle und Küle, — werden Sie wie's glauben? Gott kennen sie nicht, Soldaten haben sie nicht und brauchen auch keine, Steuern zahlen sie nicht, der König gibt sie nichts an, von Politik wissen sie nichts; es gibt keine Obrig- keit unter ihnen, keine Advokaten, keine Physiker und Pfarrer, der Lust hat, welche zu führen." — „Sagen Sie geschwind", unterbrach ich seinen Redefluß, „wie heißt dieses Eldorado? wo liegt es?" — Sir Thomas wies auf die Wandkarte von Scheinland: „Neben Sie hier, in einem ganz unbesuchten Winkel des Atlantischen Meeres, 150 Meilen vom Neuyorkischen, das schwarze Pünktchen, das den Namen Hirta oder Sanct-Kilda führt? Das ist mein geliebtes Land, meine Republik, die mir lieber ist als Plato's; denn die hat nie existirt und war ebendrein unmöglich, meine aber ist ganz gewiß möglich, denn sie existirt wirklich. Und noch steht sie in den Geographischen nicht; mit Ausnahmen hat die Spezial- und Lokal-Karten sie verzeichnet. — „Ich erstere selbst, daß ich den Namen heute zum ersten Male höre; hirta, das klingt so ein bischen Skandinavisch oder Gälisch, wüste sich in einem Lösslandischen Gedicht nicht übel machen." — „Steht aber im Osten nicht schwer bewen. Dafür haben die Gelehrten dasselbe aufgesucht und durchgeforscht, daß der Name so viel als heute oder Tod oder Verderben soll." — „Ein Ort, der gewesen! Giebt es wirklich Leute dort?" — „O ja, recht gute Leute, die ich schon oft besucht habe und noch recht oft zu besuchen gedenke." — „Da möcht' ich wohl einmal mit!" — „Ja das Ihr Gnaden!" — „Gewiß." — „Gut, ich nehme Sie also beim Wort; morgen soll mein „Kitty" zur Reise fertig sein, und Sie fahren mit nach Hirta." Mit dem Versprechen, morgen gritig am Platze zu sein, wünschten wir uns gute Nacht.

Als der Morgen graute, fanden wir „Kitty" schon am Quai, mit der Krew an den Einlegring in der Meermauer befestigt, dampfend, zischend, ausbalancirt, sich auf und nieder werfend wie ein ungeduldiger Renner. Die Mannschaft war vollzählig, und Sir Thomas hatte noch schnell über Nacht zwei gute Bekannte als Begleiter zu der Ex- kursion angeworben, was freilich bei den bekannten Vorzügen seines Koches nicht schwer hielt. Besagter Koch brachte denn auch eine nicht geringe Angahl Kübe Proviantschaften, die er mit sichtlicher und sorgsamer väterlicher Sorgfalt für ihren Inhalt im Kellerraum unterzubringen wußte war. „Lieben Sie die Jagd?" fragte mich Sir Thomas und wies auf ein Dutzend derrlicher Jagdflinten, welche er den in die Kajüte, in sein Arsenal, wie er sich scherzend ausdrückte, hinunterreichen ließ. „Ein- heimisches Gewächs, erwiderte ich. — „Nun, dann wollen wir uns schon verstehen", rief der Baronet und sprang an Bord. Der Kessel war geheizt, der Maschinist bragen sein Spiel, die Schaufelräder arbeiteten im Wasser; ein Signal von Sir Thomas, die Kette war gelöst, die Anker gelichtet und „Kitty" tanzte mit uns dahin. Wie eine Schwalbe in besonders Jagd-Laune dem Schwarm der Rabben und Raben aus- weicht, so wußte kleines Boot den Klippen seiner Gattung, die in beunruhe, hinabwandte Bahn rechts und links und unter vorüberrasten. So weit sich Gläzgow mit seinen Vorstädten am Ufer hinstreckt, ist auch der Fluß eine Stadt. Die von schwimmenden Häusern wimmelt. Weiter abwärts gewannen wir freieren Raum, und „Kitty" konnte sich in ihrer Leichtigkeit und Anmuth wahrer bewegen. Die Ufer sah ich hier auf einer großen Strecke industrirt und hat zu beiden Seiten Fabrikstädte, terrassirte Gärten schon aus dem Grunde, so weit die Luft und Berieser den Rauch hinreichend verdünnte Rückblicken, ein Schmuck der Gegend, welcher in dem ziemlich bewaldeten Scheinland zu weiter gar Norden selbst seltener wird; der heimische Hammel sachte über uns. Lang unterwärts die Natur in schärfere Herrlichkeit und Wechselen ihre Gebilde prangen, hier zeigte sie sich so arm unter Nacht gestellt, dort unwiderstehlich, dem regsamen Thätigkeit gefällig. Steinwuf, für und schwammen Felsgruppen in zahl- reicher, bunter Progession; Eisenbahnen liefen zu den Landungsstellen am Ufer; aus großen und kleinen Lustschiffen liegen die Rauchfahnen der Dampfmaschinen gleich Obelisken mit glänzender und Kanonader Spitze in die Höhe, und hier, wie dort, eine über der Felsschichten tiefen gelagert mit ihren wechselnden Rauchfahnen am Horizonte schwarz. Menschliche Industrie ist hier der schöpferischen Macht, der Seele alles Lebens.

(Fortsetzung folgt.)

Scenen aus dem Gerichtshofe Doctor's Commons.

Welch' ein sonderbarer Gerichtshof existirt doch in London unter dem Namen Doctor's Commons! Nur England kann sich rühmen, noch in unseren Tagen ein solches zu besitzen, aus dem Mittelalter herüber- genommenes Tribunal zu besitzen, welches des Kostüm und die Gewohnheiten jener alten Zeiten beibehält und den Einwohnern Londons selbst nicht sehr bekannt ist. Ich gestehe, mein Spaziergang in jenen schlechten Regionen der Stadt, in jenem mir fast fremden Lande, hat mich selbst in großes Erstaunen versetzt. Ich befand mich inmitten langen Zeilen der Gassen des Kirchhofes von St. Paul's ohne ein bestimmtes Ziel um- herzugehen, schlug ich die gleichnamige Straße ein, und da ich sie in großer Eile durcheilte, gelangte ich nach Doctor's Commons.

Dieser Ort ist wahrhaft einzig in seiner Art. Man bewilligt dort jungen, liebenswürdigen Paaren gewöhnlich Konsense und ungerechten oder für einander nicht passenden Ehebunden Scheidungen, man ernennt dort den letzten Willen derer ein, die selbst nach ihrem Tode über ihre gerichlichen Güter noch verfügen wollen, und beschafft denjenigen Gentle- man, der sich dieser Namens würdig bewiesen zum sich erlaubt hat, die großen Summen, welche ihm Stand er also vor mir, dieser Tempel der Moral! Ich konnte in Verlegenheit, die genauere Bekanntschaft dieses furchtbaren Heiligthums zu machen, nicht unterstehen, und nachdem ich mich über den eingeschlagenen Weg erkundigt, trat ich hinein.

Ich ging über einen gepflasterten Hof, den einige Bäume beschat- ten und der von mehreren aus rothen Backsteinen erbauten Häusern umgeben war, auf welchen Fenstern man verschiedene Namen mit numerirter Rechtsgelehrten. Ich blieb vor einer kleinen, grünen, mit kupfernen Nägeln beschlagenen Thür stehen; sie war einem leichten Druck, und ich befand mich in einem altertümlichen, schwarzen, jedoch ziemlich gut ausgebrannten Saal. Der sein Licht durch kleine Fenster empfing und schwach gefärbt war.

An dem einen Ende dieses Saales sieht man auf einer Erhöhung etwa ein Dutzend alter Herren mit Perrücken und zarmoisirenden langen Röcken, die ernst einen Halbkreis bilden; in der Mitte sitzt an einem Pult ein sehr dicker Mann mit kupfrigem Gesicht und einer schiefgedrückten Perrücke. Dies ist der Richter. Weiterhin sieht man einen langen grünen Tisch, der ziemlich wie ein Billard aussieht, eine große Anzahl Personen mit wichtiger Miene, die sich an ihren steifen Hals- kragen und schwarzen mit Pelz verbrämten Röcken für Advokaten und Sachwalter erkannte. An dem anderen Ende dieses Tisches bemerkt man einen kleinen Mann mit einer Perrücke, der Ihr in einem großen Lehnstuhl beinahe verloren: dies ist der Gerichtsschreiber. In der Nähe der Thür sitzen hinter einem Pulte zwei Männer; der Eine ist ziemlich bejahrt und hat ein respektables Aussehen; der Andere hat ein breites, breites Gesicht und einen freundlichen Blick, trägt einen langen, schwarzen Rock, schwarze Handschuhe, runde Stiefeletten, offenen Hemdspelz, Musikmanschetten und ist freilich fertig. An dem silbernen Stab, den Beide tragen, erkannte ich sogleich die Gerichtsdiener.

Der Letztere lieh mich nicht lange über diesen Punkt in Ungewiß- heit, denn er kam alsbald auf mich zu, sagte mir eine Unterhaltung mit mir an und bat mich, ihm zu folgen. Ich gehorchte, ohne mich zu erin- nern, daß er Thürsteher, der Andere aber Gerichts-Aufseher und der Dritt, an dem ich mich befand, das Archiv-Tribunal wäre. Daher trugen auch, sagte er hinzu, die Mitglieder des Kollegiums rothe Röcke und Kragen mit Pelz besetzt; denn die unteren Gerichtsdiener haben dies Vorrecht nicht. Dieser Grund erschien mir sehr einleuchtend. Während er sprach, machte ein kleiner, magerer, alter Mann, dessen graues Haar an den Schläfen zusammengestrichen war, meine Aufmerksamkeit regt. Sein Anzug, wie mir der Eigerone sagte, besteht darin, daß er durch Klingeln die Eröffnung der Sitzungen anzeigt, und seinen verschiedenen Amtern nach muß er dieses Geschäft schon fein Methusalem ver- richtet haben.

Der Herr mit dem kupfrigen Gesicht und der schiefgedrückten Perücke hatte so eben zu reden begonnen und that dies mit einer großen durch deftändige Uebung erlangten Geläufigkeit, und obwohl er sich nicht sehr verständlich auszudrücken, indem ich dennoch der Schlußfolgerungen seiner ungeheuren Worte an. Dies bindrete mich aber nicht, unter dem roth- röthigen Perrückenwäldchen besonders Ohren zu bemerken, der vor dem Kamin stand und sich durch seine kolossale Figur auszeichnete. Er hatte seinen Rock nach Art der Aerzten, unter sie bei schwarzem Wetter über die Straße gehen, aufgeknöpft und bewährtete sich auf diese Weise, zum Nachtheil alle Patienten, der jungen Damen des Herren. Seine schiefgedrückte Perrücke, deren Zopf sich von den Hals herum ver- liert hatte, seine zu enger Beinkleider und sein hoher gesteifter Hals- tragen, die ihm bis über die Ohren reichte, vervollständigten noch das weiter- wärtige Aufsehen seines seltsamen Mannes. Ich wurde mich aber in

Digitized by Google

Zukunft wohl hüten, mein physiognomisches Talent zu rühmen; denn nach sorgfältiger Untersuchung war ich so weit gekommen, daß ich ihn für eine andere Kurekatur der menschlichen Gestalt hielt, mit welch neuem mir mein Freund mit dem silbernen Stab nachher ins Ohr, der nämlich Doktor der Rechte, sage, ein Doktor der Rechte!

Der Mann mit der Brille hätte das Urtheil, worauf eine Pause von mehreren Minuten eintrat, damit die Versammlung still werden sollte; alsdann wurde die Sache Thomas Wood contra Sundberry vorgenommen. Bei diesem Ausruf fand nun unter den Anwesenden eine allgemeine Bewegung statt, und mein gefälliger Cicerone sagte zu mir: „Jetzt wird es einen Spaß geben; es handelt sich um eine Personalinjurie."

Der Advokat des Klägers hielt darauf seinen Vortrag; er bewies, daß die Richter nicht einem vorgefassten Statut der Edwarde die Gewalt dessen, gegen Jeden, der überführt würde, in einer Kirche oder Sakristei geschrieen oder gestoßen zu haben, den Kirchenbann zu verhängen; nun wäre es aber durch zwanzig und einige Zeugen erwiesen, daß bei einer gewissen Sakristei-Versammlung in ich weiß nicht welchem Kirchspiel Thomas Sundberry gesagt, zu Thomas Wood, dem Kläger, gesagt hätte: Hol' Sie die Pest!

Genannter Thomas Wood und noch andere Personen warfen dem genannten Thomas Sundberry vor, daß er diese Worte: Hol' Sie die Pest, wiederholt, ja sogar, daß er hinzugefügt habe, wenn genannter Thomas Wood etwa mit ihm anbinden wolle, dieser er es mit ihm thun; denn er, nämlich Thomas Sundberry, wäre der Mann nicht, dem man so etwas zu wiederholen brauche; und alles dies habe er mit gehäßigen, strafsüchtigen Ausdrücken begleitet, die Thomas Sundberry, nach Thomas Wood's Vermuthungen, gern hätte in Thätlichkeiten übergehen lassen. Dungenäß ging Thomas Wood so weit, daß man gegen genannten Thomas Sundberry, zum Heil seiner Seele und zu seiner Bestrafung in dieser Welt, eine Excommunikations-Sentenz aussprechе.

Hierüber erfolgte nun ein langes Hin- und Hergerede beider Parteien, zur großen Erbauung der zahlreichen Zuhörerschaft, die den Saal erfüllte und an solchen Skandalen nicht geringe Vergnügen zu finden schien. Nach sehr langen Reden für und wider reiswiesete der Richter mit dem kupferigen Gesicht und der schiefstehenden Brille die Verhandlungen noch einmal ganz kurz, was beiläufig länger als eine halbe Stunde dauerte, und schloß damit, daß er Thomas Sundberry zu vierzehntägiger Excommunication und in sämmtliche Prozeßkosten verurtheilte. Sundberry, ein Pfefferfischer mit rothem Gesicht und boshaftem Blick, redete hierauf den Gerichtshof an und sagte, wenn die Richter ihm die Zahlung der Kosten erlassen und ihn dafür zu lebenslänglicher Excommunication verurtheilen wollten, so wäre ihm dies um so lieber so, als er es ihnen Zeit in die Nase gesteckt hätte. Auf dieses Ansuchen antworteten der Richter nur mit einem Blick ehrbarer Unwillens, und Sundberry begab sich nebst seinen Freunden weg. Der Beamte mit dem silbernen Stabe sagte mir hierauf, daß die Strafung des Gerichtshofes bald zu Ende sein würde. Ich entfernte mich also und suchte über den Gesell der alten Kirchenstege nach, die mir Vergnügen zu machen, um das Gefühl der Liebe in den Menschen anzufachen.

In meine philosophischen Betrachtungen versenkt, ging ich eine Zeit lang immer gerade aus und schlug, ohne es zu bemerken, einen Weg ein, der mich vor eine große von zwei Pfeilern getragene Thüre führte. Als ich die Augen aufschlug, sie mir entgegen die mit goldenen Buchstaben über dieselbe geschriebenen Worte: Peerogative-office in die Augen. Ich besann mich eben in der Laune, mir Akten anzusehen, und der Ort war ein öffentlicher. Warum hätte ich Anstand nehmen sollen, hineinzutreten? Ich gelangte in ein geräumiges länglichtes Zimmer, das zu beiden Seiten in eine große Menge kleiner Abtheilungen abgetheilt war, in denen ich Kanzleisten mit dem Abschreiben oder der Durchsicht von Akten beschäftigt sah. Mitten im Zimmer befanden sich einige druckfreie Pulte, an denen mehrere Personen mit vieler Aufmerksamkeit ihre Bände durchwandten. Ich erfuhr, daß diese seine alte Testamente aufschrieben, und faßte sie dahero sehr aufmerksam ins Auge.

Es war interessant, den Kontrast zwischen diesen Fremden, welche nach den Testamenten ihrer Verwandten forschten, und den Schreibern, welche jegere ein Aktenstück lasen, zu beobachten. Die Letzteren ruhten mit gleichgültiger Miene aus, bohrten sich mit langem Gähnen auf ihren Sitzen und sahen recht wie Leute von Berufsgeschäften aus. Jene aber, wenn die Ersteren, über ihre Bücher gebückt, die in jener Kolumne befindlichen Namen sorgfältig prüften. Unter diesen befand sich ein kleiner Mann mit weißer Schürze, der den ganzen Tag über gesucht und so eben sein liebes Testament gefunden hatte. Einer der Beamten, der einen dicken mit Klammern versehenen Band vor sich hielt, las es ihm mit tiefer und ungemein rascher Stimme vor. Je mehr aber der Kanzelist las, desto weniger verstand davon der arme Mann mit der weißen Schürze, die anfangs, als das Buch gebracht wurde, den Hut abgenommen, sein Haar glattgestrichen und wohlgefällig geschaut hatte, während er seinem Blick von dem Vorleser verwandte, um ja recht genau den Sinn der Worte, die er vernahm, auffassen zu können.

Die ersten Zeilen hatten ihm ziemlich verständlich geschienen, bald aber kamen die technischen Ausdrücke dauenweise vor und machten ihn verwirren; hierauf folgte eine lange Reihe sehr verwickelter Verfügungen, die ihn ganz verschüchtig aus der Fassung brachten. Je weiter der Kanzelist vorlas, desto mehr konnte man sehen, wie die Verstandesräthsel des kleinen Mannes sich umnachteten, denn sein offener Mund und die auf den Lesenden gehefteten Augen gaben ihm einen wahrhaft komischen Ausdruck des Schreckens und Staunens.

Etwas weiterhin durchlief ein alter Mann, mit Hülfe seiner Hornbrille, ein langes Testament. Von Zeit zu Zeit hielt er inne und notirte sorgfältig einige Memoranda. Das Gesicht dieses Mannes wies tiefe Furchen, und die Strenge der Züge, der durchdringende Blick, so wie der Ausdruck seines Mundes, zeigten von Schlauheit und Geiz. Seine Geberden, seine Augen, kurz Alles, selbst die kleine zinnerne Dose, woraus er zuweilen eine Prise nahm, ließen auf Reichthum, kaufmännige Umsicht und eine schmutzige Seele schließen. Ich sah ihn das Register umwenden, die Seite abwenden, etwas Papier zusammenfalten und legen in eine große lederne Brieftasche legen. Aus seiner zufriedenen Miene konnte ich abnehmen, daß er irgend einem armen Schlucker, der es wilde war, ein Jahr nach dem anderen zu warten, bis der Tod eines reichen Verwandten die Ausgahlung seines Legats herbeiführte, letzteres gerade in dem Augenblick, wo es ganz Wucher werth erlangt, abgetauft hatte, und eine Dreifel zu einem Dutzfitel seines wirklichen Werthes!. . . .

Gern hätte ich meine Beobachtungen noch über einige andere Individuen ausgedehnt; jedoch aus dem Gedränge der staubigen Bücher, die man an ihre Plätze zurückstellte, konnte ich entnehmen, daß der Augenblick des Akten-Schaffes da war. (Skelton, by Boz.)

Afrika.

Ein Tag in Tanger.

(Schluß.)

Die Weber der Mauren führen, wie überall im Orient, ein eingesperrtes Leben in den innersten Zellen der Häuser, und die Fenster der Frauengemächer gehen nicht nach der Straße, sondern auf einen eingeschlossenen Hof hinaus. Auf der Straße sieht man nur Türkinnen, Mauriſche oder schwarze Sklavinnen und zuweilen Weiber von der ärmsten und niedrigsten Volkeklasse; aber auch diese verhüllen und verschleiern die ganze Gestalt und den Kopf in ein weites, faltiges Gewand von weißer Wolle, so daß nur die Augen frei bleiben. Einmal erblickte ich am Fenster einer ziemlich ärmlich aussehenden Hütte eine Frau, die mir etwa zwölfig Jahre alt zu ſeyn ſchien; ein ſchönes Geſicht von teuſtem, faſt männlichem Charakter, ein höchſt intereſſant gebogener Kopf, Adlernaſe, dolle Stirn, helles und ſcharfes Auge. Sie war unverſchleiert, alſo löblich wahrſcheinlich eine Jüdin, obwohl ich an ihrer Phyſiognomie und Haltung das ſonſt überall ſo kennliche Gepräge der Hebräiſchen Abkunft darzuthun vermißte.

Von der Mauriſchen Bevölkerung des Küſtenſtriches und der nie. drigeren Verhuſen des Atlas verſchieden ſind die Dſchebali, die Bewohner des höheren Gebirges: eine bei weitem robere, häßlichere und an allen phyſiſchen Vorzügen kleinere Menſchenrace. Hier tritt das Mauriſche Gepräge ſchon merklich hervor, das Geſicht iſt mehr rund, die Naſe mehr ſtumpf mit breiten Nüſtern, die Lippen aufgewerfen, die Geſichtsfarbe ein ſchmutziges Gelbbraun in der ganzen Phyſiognomie ſpricht ſich ein geringes Maaß der Intelligenz, einen Wilden, Gewöhnten, Thieriſches aus. Die Frauen offenbar nicht mehr dem Kanzöſiſchen Typus an, ſondern ſind wahrſcheinlich ein im Lande urſprünglich heimiſcher, von den Eroberern unterworfener und in die Berge zurückgedrängter Stamm. Auf mein Befragen erhielt ich die Auskunft, daß dieſe Schedali eigenthümlich gar nicht in der Umgegend von Tanger zu finden, ſondern aus einer fünftägigen Reiſe von der Küſte im Innern anzutreffen ſind. Die despotiſchen Sultane von Marokke haben nämlich mehrmals die Bevölkerung ganzer Landſchaften aus den Gebirgsgegenden des ſüdlichen Atlas hinweggeführt und in verſchiedene Wohnſitze längs der nördlichen Küſten vertheilt, um ſie völlig dienſtbar zu machen. Dieſe Atlas-Leute, wie geſagt, häßlicher und unterſetzter als die Mauren, ſind nicht minder kräftig; ich ſah über eine ganze Schaar, wohl mehr als zwanzig, in der Nähe vorüberziehen, lauter ſtarke, martialiſche Figuren. Wir befanden uns nämlich in einem Zimmer des Franzöſiſchen Konſulats-Hauſes, als draußen auf der Gaſſe ein mißtönender Lärm ſich erhob und Flintenſchüſſe dicht unter unſeren Fenſtern losgingen. Es war abermals das Geleite des Paſchas, welches vorüberzog. Wir ſtiegen ſchnell auf das platte Dach und ſahen von da oben der ſeltſamen Proceſſion zu. Eine alte, raſſelnde Kanonnet war ein paar klaffende, kreiſchende Dreben machten eine barbariſche Muſik. Voran trabte die Kavallerie in zwei Gliedern, ſonſt aber ohne alle Ordnung; denn die Unſtäbiren waren von den Gemeinen nicht zu unterſcheiden. Das Koſtüm dieſer wilden Söhne der Wüſte war in der Form bei allen gleich, nur die Farbe wechſelte; eine gewiſſe Schönheit ließ ſich ihm auch abſprechen. Ein langes, weites, faſt durchſichtig weißes Gewand, das einem dem Leibe eines Nachtkittels ähnlich war, den Hals geſtickt, ihre Schultern und Hüften in Falten herab, die ein Bikſbauer dicht halten mögen. Mir erſchien dieſe Tracht einfacher und gefälliger, als der eigentlich in Algier und der Umgegend einheimiſche Burnus; es iſt das eigentliche Gewand der Arabiſchen Hirten, natürlichen Herrn. Ein breiter Gürtel um die Mitte, Jagad genannt, den ſie geſtickt, ihre Falte dieſes Mantels wird über den Kopf und den weißen Turban geſchlagen; das dunkelgebräunte Antlitz der Männer mit den funkelnden, durchdringenden Augen und dem dichten, ſchwarzen Bart ſticht ſchön energiſch gegen die weiße, leichte, vom Winde flatternd bewegte Umhüllung ab. Statt der weißen Gewänder ſah ich jedoch bei einigen Reitern, auch ſonſt noch oft bei den Leuten aus der ärmeren Bevölkerung, einen Ueberwurf von grobem, ſchwerfälligem, ſchwarz und grau geſtreiftem Zeuge, der ſich eben ſo anſtaubet und widerwärtig, wie zene roſtbeſchreibene Tracht würdig und elegant annimmt. Die Bewaffnung beſtand aus der langen Flinte, wie ſie der Bedwine in Arabien und Aegypten und der freie, räuberiſche Nomade die ganze Nordküſte von Afrika entlang führt, und aus dem Yatagan mit kurzer und gerader Klinge, ohne Schmuck an Griff und Scheide, der unter den Falten des Mantels verſteckt liegt. Der Sattel iſt auf Arabiſche Manier, ſehr hoch und eng, und unmöglich die Füßen des Reiters ſo feſt, daß ein Sturz faſt unmöglich wird. Während aber bei den Arabiſchen Streifhaufen die eine abgeſchärfte Kante als Sporn dient, iſt der Wade der Mauriſchen Reiters nach hinten mit einem ſpitzhaarn, ſcharfen Stab langen eiſernen Stachel bewaffnet, der unbarmherzig in die Flanke des Pferdes eindringt und jedesmal eine blutige Furche in das Fleiſch zieht. Die

Digitized by Google

Pferde sind nicht von besonders edler Rage, aber kräftig, ausdauernd und trefliche Renner. Die Zuchtrage waren ganz eben so gekleidet und gesattelt, wie die Reiter, und da im Orient Sitten und Trachten sich in Jahrtausenden nicht ändern, so hatte ich, die Flinte umgehangen, die aus jüngeren Zeiten herrührt, in vielen Beziehungen wahrscheinlich das genaue Bild der Nisaischen Krieger vor Augen, die mit Pfeil und Bogen zu Roß und Wagen in der Schlacht am Granikus über das Schicksal des West-Persischen Reiches entschieden. — Auf einmal wurde das Freudengeschrei lauter und stürmischer, die Flintenschüsse knatterten schneller hinter einander: der Pascha in eigener Person kam vorüber. Sein breitspänniges Gefolge kam kaum Platz in der engen, winkligen und unebenen Gasse. Er saß auf einem schönen apfelgrauen Hengst, und die echt orientalische Gravität und Langsamkeit, womit er einherritt, stach auffallend gegen die lärmenden Freudenbezeugungen des Haufens ab. Er war ein wohlbeleibter alter Mann, hatte einen genauen Bart, ein strenges, gebietendes Antlitz und ging übrigens so einfach gekleidet, daß er durch Nichts Aufsehen, sondern nur durch die ererbte Ehrfurcht sich auszeichnete, die ihn umgab. Seine Begleiter sah von ihm hielten. Unser Konsular-Haus würdigte er im Vorüberreiten seines Blickes, aber der Haufe erhob ein lautes Gebrüll, und die Maroktanischen Milizen richteten sämmtlich die Mündung ihrer Flinten auf uns und feuerten ab. Der ganze Zug rückte, ohne sich weiter um den einen Schreck eingezogen zu haben. Ohne Zweifel waren die Flinten blind geladen, doch wurden wir gebeten, und der Vorsicht halber von der Terasse zu entfernen, weil doch leicht ein Verseben eintreten und uns zu einer Bekanntschaft mit den Kugeln der Barbaresken verhelfen könnte.

Sobald der Tumult sich gelegt hatte, stiegen wir wieder hinauf und erfreuten uns von dem Divan bread der Aussicht über die Stadt, die in Vogel-Perspektive vor uns ausgebreitet lag. Die kleinen, viereckigen, weißen Häuser, zwischen hohlem Grün, nach der Ruinenseite fast ohne Fenster, dagegen sämmtlich mit einem innern Hofe versehen, haben ein gröstes Aehnlichkeit mit den Wohngebäuten in den unterirdischen Pompeji. Der Muselmann sucht für sein häusliches Leben den Schatten und die Beobergenheit; was er besitzt, was er genießt, muß er dem Blicke seiner despotischen Herren entziehen. Was sie uns vor dieses häusliche Herrlichkeit, das sie über die von den Mauren gestützte Wildnis und Felsenbaum, unter denen kühlen Schatten er mit unbeschreiblichem Behagen Wasser aus seiner Binsenmatte sitzt und, von seinen Weibern umgeben, die Tage in bequemer Indolenz hindringt. Ist er reich, so genießt er seinen Reichthum verstohlen, wie ein dem Despoten entwendetes Gut, und sieht mit gemischter Besorgniß dem Augenblicke entgegen, wo er auf Geheiß des Herrn sein Vermögen und vielleicht dazu sein Leben lassen muß.

Ein starker Wechsel wandelnden der Bevölkerung von Tanger bilden die Juden. Sie treiben auch hier den Handel beinahe ausschließlich und vermitteln den Verkehr zwischen den Europäern und den indolenten Eingeborenen; eine Klasse kleiner, unscheinbarer Gestalten, die fast gleichfalls in ihre Hand. Ihre Tracht ist reich und buntfarbig, nie das Kostüm der Juden im Orient überhaupt. Das unterscheidende Kennzeichen aber, wodurch man den Juden im ganzen Gebiete der Barbaresken-Staaten erkennt, ist die Farbe von schwarzem Tuche, die er bei Strafe auf dem Kopfe trägt. Ihre Gesichter überraschen auch, weil sie mit den Physiognomieen der Juden, wie ich sie in Frankreich und Deutschland kennen gelernt, so gar keine Aehnlichkeit haben. Die Adlernase, die breitgeschlitzten Augen, das langgezogene, nach unten schmal und mager zulaufende Gesicht mit hervorstehendem Kinn, ist hier gar nicht wiedergefunden; der gange Gesichtsschnitt ist runder, sogar die Haare schweren mir weniger schwarz und glänzend. Die Jüdinnen zu Tangier machen dem alten Ruf von der Schönheit der jüdischen Frauen alle Ehre; das orientalische Kostüm hebt die Hoheit ihres Wuchses, die Rembdit ihrer Gesichtszüge und diesen altadelsmenschen, nur etwas blassgelben Teint aufs vortheilhafteste hervor. Unter allen Frauen sind die Juden ein verderbenes Spanisch; Hebräisch verstehen sie zwar, aber sie reden es selten.

Nachmittags machten wir allen Konsuln der Reihe nach unsere Aufwartung. Der Botschafter des Französischen Konsulates, ein Jude, führte uns durch ein Labyrinth von Gassen, die eng, dunkel, finster, aber dem Klima vollkommen angemessen sind, nämlich schattig und die ohne Lüftung. Einen ganz eigenen Nadlick gewährte uns der Markt von Tangier. Weder unter Verkäufern noch Käufern sieht man Frauen, Alles wird von Männern besorgt und abgemacht. Der Feilbietende sitt unter einem Zeltdach, das Kommunalgut-Zelt, hat seine Waaren, Gemüse oder sonstige Waaren in Haufen vor sich aufgeschichtet und preicht kein Wort, verspricht keine Gebote, die Käufer umgehen, sondern warten, bis sie von selbst kommen. Noch lebendiger sah es auf dem Platze um den großen Springbrunnen aus. Da kamen die Reiter des Paschas daher, den eigenen Dienst zu schonen und ihre Pferde zu tränken. Da stimmen Alaun mit Kesseln und Eimern ab und zu; am sonderbarsten aber nahmen sich die männlichen Sklaven aus, junge Burschen, zum Theil noch Knaben, halb nackt, mit kahl geschorenem Haupte, — nur auf dem Wirbel läßt man ihnen einen einzelnen Busch Haare stehen, damit der Engel sie am Tage des Gerichtes beim Schopfe fassen und ins Paradies tragen könne. Unsere Franzosischen Sterbiffierre in der glänzenden Uniform wurden, wo wir vorüber kamen, mit stummer Neugier und großem Respekt, aber keineswegs mit freundlichen Mienen betrachtet. Ich in meinem bescheidenen bürgerlichen Frack wurde keiner Aufmerksamkeit gewürdigt und galt wahrscheinlich für den Bedienten, höchstens etwa für den Schreiber des Capitains, der uns begleitete. — Die Konsuln bilden zu Tangier eine kleine Europäische Kolonie. Sie leben hier, obwohl an der Schwelle des Europa, doch in einem Exil voll Entbehrungen, dessen Einförmigkeit und Langeweile nicht zu ertragen wäre, wenn sie nicht unter einander im freundschaftlichsten geselligen Verkehren stünden. Jeder Europäische Reisende findet bei ihnen die herzlichste Aufnahme und Gastfreundschaft; ihre Wohnungen lassen an Europäischer Eleganz und Bequemlichkeit nichts vermissen, Diener konnten unsere Besuche nur kurz und flüchtig nennen; doch auch sie hatten der Genüsse genossen, die wir in dem liebenswürdigen Familienkreise des Schwedischen Konsuls, Herrn Ehrenhof, und zwar in seinem herrlichen Garten zugebracht haben, in welchem seine schöne und seltene Pflanze Europa's und Afrika's fehlt.

Leider mußten wir zeitig aufbrechen, da die Ebbe von Tanger mit Einbruch der Nacht geschlossen werden. Seit mehreren Stunden blies der Ostwind in heftigen Stößen und trieb die Wellen gegen das Land, so daß wir Mühe hatten, mit unserer Barke an Bord der Weiga zu kommen. Die Ueberfahrt betrug nur etliche hundert Schritt, dauerte aber eine volle Stunde, und als wir anlangten, waren wir so durchnäßt, als gingen wir durch einen Regenguß. Es kam noch schlimmer. Gegen drei Uhr Morgens schlief ich noch still in meiner Kajüte, als ein lauter Lärm auf dem Verdeck mich weckte. Man hatte den Anker heraufwinden wollen, und er war jedoch den. Wahrscheinlich hatte er sich zwischen andere Anker und Ketten verwickelt, mit denen der Meeresboden in Folge vieler ausstehenden Jahre, Schon so manches Schiff schiffbrüchig, bedeckt ist. Der Ostwind nahm noch immer an Heftigkeit zu und trieb das Schiff mit dem Hinterbeeld gegen das Land, so daß unser Steuer den Felsen auf achtzehn Klafter nahe kam. Im der Nord wurde ein zweiter Anker ausgeworfen, der zum Glück Grund faßte; aber zu bleiben war an dieser Lage nicht, unser Loosse mußte und an, zu machen, daß wir fortkämen, ehe die Flut eintrete und uns unwiderstehlich gegen den Strand schleuderte, und lieber auch den zweiten Anker im Stiche zu lassen, als mit dem Heraufwinden die wenigen kostbaren Minuten zu verlieren. Sie geschah es, der Anker wurde gekappt; mit genauer Noth arbeiteten wir uns aus der verwickelten Lage heraus und dankten Gott, daß es uns nicht mehr als dieser Anker gekostet hatte.

Mannigfaltiges.

— Aufmunterung der Kunst in England. Der Präsident der Akademie der Künste in London, Sir Martin Archer Shee, hat eine kleine Schrift drucken lassen, in der er sich darüber ausspricht, wie in seinem Vaterlande dem Zustande der Kunst und namentlich der Malerei aufzuhelfen sein möchte.*) Nebulöse Vorschläge hat er zwar bereits ohne Erfolg im Jahre 1809 gemacht; damals hatte Galgade aber andere Dinge zu thun, als sich mit der Kunst abzugeben. Freilich ist diese Periode auch schon längst vorüber, und England hätte, wenn sonst der Sinn dafür dort vorhanden gewesen wäre, Zeit genug gehabt, Kunst eben so zu fördern, wie die Wissenschaft, den Handel und seine so höchsten Verwollkommnungen in Maschinen. Der Präsident Sir Martin meint jedoch, es liege an der fehlenden öffentlichen Aufmunterung, wenn die Kunst, und insbesondere die historische Malerei, zu keren Jüngern er sich selber zählt, in England zurückgeblieben sey. Das Parlament, sagt er, habe oft schon große Summen zu ganz unnützen Zwecken bewilligt; er verlange nur eine — jährlich 5000 Pfd. Sterl. (35,000 Thaler) — um für England auch in Bezug auf höhere Kunstleistungen seinen Rang unter den gebildetsten Nationen Europas zu vindiziren. „Mögen wir doch", ruft der Präsident der Akademie, „die krankende Voraussetzung, das unser Land keinen Kunstsinn besitze, nicht eher als wohl gegründet gelten lassen, bis wenigstens ein Experiment in dieser Beziehung versucht haben. Mögen wir doch diejenigen, welche die Tugenden und die Tapferkeit der Griechen besitzen, nicht für unfähig erklären, auch den Geschmack der Griechen sich anzueignen, so lange wir Ihnen nicht den Weg dazu gezeigt oder Mittel und Gelegenheit dazu gegeben haben." — Es sollen die in England seit Jahrhunderten angehäuften Kunstschätze des Alterthums und der neueren Zeit diesen Weg viel eher zeigen und dem Empfänglichen auch mehr Gelegenheit zur Begeisterung für die Kunst geben, als die 5000 Pfd. jährlich, die Sir Martin Shee verlangt, möchten wie billig an Hogarth fallen. Indessen wird man doch sehr für die Ehre dieses Vaterlandes besorgten Präsidenten die Erfüllung seines Wunsches gönnen. Nur alle drei Jahre will er die ausgesetzte Summe, die mithin auf 15,000 Pfd. anwachsen würde, verstreit wissen, und zwar schlägt er die Vertheilung auf folgende drei Klassen vor: Erste Klasse. Gemälde aus der biblischen ehre aus der Britischen Geschichte, mindestens mit 13 Figuren in Lebensgröße; doch darf kein Mild umfangreicher sein, als die Cartons von Raphael in Hampton-Court. Erster Preis 3000, zweiter 2000 und dritter 1000 Pfund. Zweite Klasse. Gemälde nach Wahl der Künstler, mindestens mit 7 Figuren in Lebensgröße oder mit 13 in kleinerem Maßstabe; doch muß das Bild wenigstens die Dimensionen des bekannten Gemäldes von West „der Tod des General Wolfe" erreichen. Erster Preis 1500, zweiter 1000 und dritter 750 Pfund. Dritte Klasse. Gemälde ebenfalls nach Wahl der Künstler, ohne Bestimmung der Anzahl von Figuren; doch muß das Bild mindestens die Dimensionen des Sakramente von Poussin erreichen. Erster Preis 750, zweiter 500 und dritter 300 Pfund. Außerdem sollen noch in jeder Klasse drei Preise, in der ersten von 300, in der zweiten von 200 und in der dritten von 150 Pfd. an diejenigen vertheilt werden, welche nach den gelobenen Siegern als die Würdigsten erscheinen.

*) Outlines of a plan for the national encouragement of historical painting in the United Kindom. By Sir Mart. Archer Shee, President of the Royal Academy.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅛ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 127. Berlin, Montag den 23. Oktober 1837.

Rußland.

Giebt es Russische Klassiker?

Mit einem lauten, vernehmlichen Ja! beantwortete die hier aufgeworfene Frage das Conseil des Werkes: Die Russischen Klassiker*). Der Plan seiner Herausgeber war unstatthaft: sie versprachen in einer sauberen und dabei billigen Ausstattung einen neuen Abdruck der Werke von Kantemir, Trediakowsky, Lomonossoff, Sumarokoff, Chrasskoff, Petroff, Bogdanowitsch, Chemnizer, von Wisin, Kostroff, Knäshnin, Murawieff u. A. m. — einen geschichtlichen Ueberblick über die Russischen schönen Wissenschaften — Muster Russischer Kanzelberedsamkeit und Schriftsteller, die sich mit einem Theile der Russischen Geschichte beschäftigt haben. Ob dieser Plan ausgeführt wird, ob bei dem voluminösen Umfang einer großen Theils der hier genannten Schriftsteller billig zu bezweifeln. Der Titel Russische Klassiker aber läßt kaum noch in Augenblick darüber, daß eine Sammlung von Mustern Erzeugnissen der Russischen Literatur gemeint sey.

Indeß das Wort Klassiker hat bekanntlich eine dreifache Bedeutung: Ursprünglich waren die Cives classici die zu den höchsten Klassen der Gesellschaft gehörenden Bürger, und in dieser Abgeschiedenheit wieder nur der allerhöchste Stand, mithin das, was heutzutage „die gewählte Gesellschaft", „die höheren Kreise", „die schöne Welt". Analog hiermit sagte man später Auctores classici, um die auserlesensten, die Schriftsteller erster Klasse zu bezeichnen. Weil aber diese klassischen Schriftsteller zur Zeit der Wiedergeburt der Wissenschaften durch die einzigen Autoren, deren Werke auf den Universitäten ausschließlich geschätzt und beachtet wurden und als Muster dienten, Griechische und Lateinische waren, so entstand die Gewohnheit, die Griechen und Römer vorzugsweise die Klassiker zu nennen. Eine weitere Ausdehnung bekam dieser Ausdruck, als endlich die neueren Literaturen sich gebildet hatten; denn nun bezeichnete er überhaupt die vorzüglichsten Schöpfungen aller Europäischer Sprachen, so weit man sie den Griechischen und Römischen an Vollendung und Wichtigkeit gleich achtete. — das höchste Lob, das man zu zollen vermochte. Diese sind die neueren Klassiker. Leider indeß hat sich in neuester Zeit eine vierte Bedeutung hierzu gebildet. Im Gegensatze nämlich zu den Neuerungen der Romantik hat man angefangen, Dichtungen Klassiker zu nennen, welche in ihrer Form den früher schon als solche bezeichneten Griechen und Römern nachahmten. Aber wahrlich! tiefer hätte man das erhabene Wort nicht erniedrigen können, als indem man ihm die Bedeutung von Nachahmern unterschob!

Nun aber gilt es die Frage: Giebt es denn auch unter den Russischen Schriftstellern wirklich solche, die den Namen Klassiker in jener hohen Bedeutung des Wortes verdienen? Und hierauf antworten wir unbedenklich mit Nein! In unserer Rechtfertigung deshalb berufen wir uns auf das allgemeine Urtheil des Lesenden, zu des Schreibenden Publikums selbst. Weniger aber läßt sich unsere Behauptung auch durch einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Russischen Literatur, durch eine Prüfung der Aeltern Schriftsteller selber darthun.

Zuerst unterscheiden wir die Autorität des Schriftstellers während seines Lebens von derjenigen, die er bei der Nachwelt findet. Daß ein Buch den Zeitgenossen zu Verfassers großer Celebrität verhelfen und dennoch schon für die nächste Nachwelt todt seyn — von der Leserwelt heute verschlungen und morgen schon vergessen sein kann, ist eine eben so alltägliche, als unangenehme Erfahrung. Die wiederholte Auflage eines Buches bei den Zeitgenossen seiner Urheber beweist also für seine Klassicität nichts. Aber es giebt auch Bücher, die auf die Nachwelt übergezogen, Bücher, die wiederholt mit Gier gelesen und abgedruckt, obgleich sie von ihren Zeitgenossen kaum warm aufgenommen worden sind. Auch dies ist unbezweifelte Wahrheit, und eine solche Nachdauer tritt nicht bloß Talente ersten Klasse, sondern auch Schriftsteller der zweiten Ordnung, wenn sie eine selbstständige, scharfe geschichtliche Bedeutung haben. Von welchem unserer Russischen Zeitgenossen z. B. könnten wir dies sagen? Gewiß von sehr wenigen nur: von zwei, drei, vier — doch, wir sind ja nicht die Nachwelt und haben also auch gar nichts zu sagen. Aber von den Alten? Vielleicht von Derschawin.

Schmerzlich uns müßt' es nun thun, wenn um dieses Aufspenches willen vielleicht Viele auf uns zürnen, die zwar jene Schriftsteller keineswegs lesen, dennoch aber jederzeit für deren Ehre eintreten. Wir wollen ja weder das gegenwärtige, noch das künftige Rußland wegen Unfruchtbarkeit an großen Talenten tadeln. Wer aber vom früheren Rußland und von den früheren Russen klassische Schöpfungen verlangt, der seekert Akten, wie nur ein Gouvernement sie verrichten kann, von einem Unmöglichen.

Die Russische Literatur bis auf Peter den Großen, die zur Bildung der jetzigen Russischen Sprache, war nur eine Vorbereitung, nicht eine eigentliche Russische Literatur. Hierüber kann wohl kein Zweifel obwalten. Ja, selbst die Russische Geschichte beginnt erst mit dem funfzehnten Jahrhundert. Die unaufhaltsame Vereinigung der Slaven mit den Normannen, die Periode des Russischen Faustrechtes, der Russischen Kreuzzüge (gegen die Tataren) und die Erhebung Moskau's zu der Würde eines Hauptes aller einzelner Theile Rußlands — alles dies liegt nicht etwa die Geschichte des Russischen Rußland, wie es nachher, politische Selbstständigkeit erlangend, angefangen, alle Bedingungen einer Vergeschichtung von außen in sich aufzunehmen, wenn es vorher nothwendig auch einen Anfang zu einer Literatur gewinnen mußte. Diesen bekam es in den ersten geistlichen Werken und Uebersetzungen, in schulmäßigen Oden, Lustspielen, Satiren, Gedichten, Liedern und Psalmen, welche die Kiew-Polnische Gelehrsamkeit geistlicher Anstalten der Klein-Russen ergenzte. Da wurden Lustspiele in Schulanstalten und am Hofe vorgestellt, Oden und Kantaten den Großen gesendet und vor ihnen abgesungen; Psalmen und Lieder kamen unter das Volk, dessen ganze Sprache ein lächerbarbarisches Böhmisch-Polnisch war.

Peter der Große wollte eine neue Sprache und setzte deshalb auch ein Alphabet zusammen. Da kam nun wieder eine Bücher-Sprache zum Vorschein, welcher die Kanzlei oder die gerichtliche Sprache zur Grundlage diente, jedoch vermischt mit einem Theile der Umgangs-Sprache und mit einer Menge neuer Wörter für neue Begriffe und Gegenstände und mit einem Prunke ausländischer, vorzüglich Deutscher Wörter und Redensarten. Den Grund zu der Literatur der neuen Sprache legten Uebersetzungen. Schaffieff etwa schrieb das erste Russische Buch in dieser Sprache.

Wie Rußland nun nach allen Richtungen seines neuen Daseyns hin angeregt war, so wurde die Nothwendigkeit einer Anregung auch der Literatur fühlbar. Da entschied sich die ernste Frage über die literarische Sprache: die Sprache der früheren Literatur anzunehmen, war nicht möglich. Die Russischen so wie die Kirchen-Buchschaven wurden daraus entfernt und der gesellschaftlichen Beredsamkeit allein Preis gelassen.

Unter welchen Gestalten aber konnte die damalige Literatur sich offenbaren? Da sie nicht eine Folge innerer Geistes-Bildung war, der Nothwendigkeit, eigene selbstständige Ideen auszusprechen, gewesen war, so legte sie auch wieder Hand an das, was in der früheren Literatur schon bestanden hatte und die bekannt war: an das Lustspiel, an die Ode, Satire und an das Lied. Anstatt der Kiewer Formulare lernte man nun Russische auswendig und, in Folge der neuen Bildung, Lateinische, Französische, Italienische und Griechische Muster; andere kannte man damals auch im übrigen Europa nicht. Aber indem man in die Französischen, als in allgemeiner zugängliche, immer mehr eindrang, gewann man in Rußland einen falschen Begriff von der Nachahmung der Alten, der man sich denn auch hingab, ganz wie die Literatoren der früheren Perioden, indem die Lateiner lernten.

So erschien Lomonossoff, brachte die Russische Sprache in einen grammatischen Rahmen, unter das Glas der Rhetorik, und dante die Ode, den Psalm, das Lied und das Trauerspiel. Vor ihm schon schrieb auch Trediakowsky Lieder, Oden und Trauerspiele. Dann kam Kantemir und schrieb die Satiren des Horaz und Boileau. Zugleich mit und noch nach ihm machte Sumarokoff Fabeln, Lieder, Oden und Trauerspiele nebst Lustspielen, weil in Petersburg gerade ein Schauspielsaal gebaut wurde. Maikeff sang Oden und schrieb Trauerspiele, Chrasskoff machte Trauerspiele, weil Rudere in Charm, und Gedichte, weil es gerade an Gedichten fehlte, um die Literatur zu bereichern. Petroff fertigte Oden, um sie seinen Mäcenen zu widmen, und eine Uebersetzung der Aeneis, weil man ja doch ohne eine Uebersetzung der Aeneis unmöglich bestehen konnte. Knäshnin sorgte für Trauer- und Lustspiele, weil man doch Etwas aus der Bühne vorzustellen haben mußte. — Bemerken sag die Literatur nur auf das Feld eines Autoritäten-Mauses und war auch möglich für den Dienstag bewiesen gab sie eine angenehme Nebenbeschäftigung, sie Schriftsteller wie für Leser, ab. Man schrieb, man druckte, man stritt. Ja, die Zeitgenossen der Einzelnen verschlangen wohl auch in diesem innen Ansehe, in Jenem einen Expektanten, in Dritten einen Heiner. Die

*) St. Petersburg, 1836.

Digitized by Google

gelehrten Leute arbeiteten am ganzen Werk, die aus den Schulen Neuyorks hervorgingen und Gewohnheit und so ferner. Bisweilen hätten leidenschaftlichkeit heftige Gefühle auf, wo von Wissen mit seinen Kunstwerken, Chemie nitzte mit seinen verführerischen Apologeten, Bogdanowitsch mit seinem „Liedchen“ und endlich auch Derschawin mit seinem großen Talente. Aber der Reinem, vom Besten bis zum letzten, was die Literatur Lobenswerth; sondern immer nahm sie nur einen vorübergehenden Antheil am, wie ja auch bei unseren Künstlern und Gelehrten Künste und Wissenschaften nur ex officio einen Platz finden. Aus der ganzen Russischen Literatur, von Peter dem Großen bis auf uns, kann mag höher auch nur vier bemerkenswerthe Männer aufführen, die in der Literatur nicht einen Lehrstuhlsitzer sahen: Lomonossoff, Karamsin, Schukowsky und Puschkin. Jeder von diesen hat Epoche gemacht, eine Veränderung in Sprache und Literatur zu Wege gebracht. Unter ihnen bewegten sich die Nachahmer, die literarischen Tagelöhner, die Literaten aus Notdurft, die Literaten en passant, denen Verleger anfingen: „Da wir gerade hinreichende Worte übrig beizuten u. s. w.“ — Weder die Sprache, welche eine unintereßrochene Veränderung verlangt und bei jeder neuen Periode reifend sich verändere, noch die fremden Muster, über welche Alles mit der Lere von Meistungen herfiel, indem man meinte: wenn man nur diese nachzuahmen verstände, könnte man auch Etwas Schuldbuchstaben schreiben — noch vielweniger, nicht oberflächliche und nicht aufklärsam schleichende Bildung — noch sogar das Gesellschafts-Leben waren förderlich für das Erscheinen von klassischen Schriftstellern und Werken.

Für ein schöpferisches Land aber Volk zieht es zwei Epochen: die Periode der Kindheit, wo der Geist der Poesie noch mit dem lichten Segen, seine ungezogenen Kinder-Gesänge, seine Märchen schafft. Diese Zeit schloß für Rußland mit Peter dem Großen. Doch giebt es noch eine, eine höhere Periode des Lebens-Alters für ein Volk und Land: wann die nationale und Heidn-Bücher erkannt, wann die Nationalität begriffen, ein Land sein Recht in der Geschichte der Menschheit und des menschlichen Geistes eingeräumt wird. Diese ist die Zeit der Reife. Für uns Russen beginnt sie vielleicht erst jetzt. Die Zeit zwischen diesen beiden Epochen gehört dem Uebergange und der Nachahmung derer, die in Bildung ihnen zuvorzukommen gesucht haben. Kein Talent bildet sich, ohne daß neben seinen Naturgaben auch Anstände mitwirken, die von der allgemeinen Bildung und Nationalität bedingt werden. So ergänzte sich unter Lomonossoff über eine Menge von Gegenständen, die ihm zur Bearbeitung vorkamen. So auch konnte Derschawin nicht sich losmachen von den unglücklichen Gesetzen des Klassizismus, die er für unverletzlich achtete, Und eben so wenig vermochten in unserer Zeit Schukowsky und Puschkin vollkommener Selbstständigkeit sich zu überlassen, hingereißen, wie sie es waren, von den Reizen der literarischen Richtungen Deutschlands und Byron's. Wollt Ihr nun vielleicht wissen, was in solchen Perioden die Talente niedren Ranges ihun können? Ihr habt unter den Früheren Bogdanowitsch, den Witzling, Chemnitzer, wenn's beliebt, auch Kostroff und Merzlikoff vor Euch. Wir aber haben ja schon einmal gesagt, daß wir über die Zeitgenossen nichts zu sagen haben.

Scheint es nun nicht, daß man bireaus, ohne irgend zu verlieren, auf die Unwahrscheinlichkeit des Vorhandenseins klassischer Schriftsteller im stehen Russland schließen müßte? Und wie erklären sich die Lobsprüche von Russischen Klassikern? Wahrlich, kein einziger Grund ist für sie vorhanden; kein Ziel ist dabei abzusehen, es müßte denn Jemand recht absichtlich sein Gold verschleudern wollen; denn Vortheil, allgemeiner Nutzen kann daraus nimmermehr erwachsen. Dagegen werden wohl solche Schriftsteller, die, wenn sie auch nicht klassisch sind, doch ein ungemeines Talent bewiesen haben, noch immer bei uns neu gedruckt. Wer diese Glücklichen sind? Von Wissin, Bogdanowitsch, d. h. dessen Dutzbrüder — und Ebenwiger. Aber fragt nur einmal die Buchhändler, warum sie Lewenossoff, Semmatoff und Kuschnin nicht auflegen; sie werden Euch gewiß antworten: Dazu ist ja gar kein Platz vorhanden; sie werden nicht verlangt (d. h. sie werden nicht mehr gelesen)! Und was beweiß dies? So viel, daß den früheren Schriftstellern jetzt nur noch ein Platz in der Geschichte und in den großen Bibliotheks-Katalogen zukommt, wo sie, während man früher nicht davor erschrak, von Kuschnin fünf, von Ebersdorff sechs, von Semmatoff zehn Bände, selbst zwei Mal abzudrucken. Das war aber auch die Zeit der Kuschnine, der Ebersdorff's, der Semmatoff's, die ist vorüber!

(b. A. H.)

Engnand.

Hirta, die Jäger-Insel.

(Fortsetzung.)

Die Sonne stand hoch und glänzend am Himmel, als unser Dampfboot an der steilen südlichen Wand des altersgrauen Felsens vorüberglitt, dessen Gipfel das Schloß Dumbarton krönt. Sir Thomas, der seit unserer Abfahrt von Glasgow in der Kajüte den verstummten Morgenschlaf nachgeholt hatte, kam jetzt hervor auf das Deck. Geschwind am Nationalgruß und Pitterer Mütze er jetzt nicht, wohl aber den wachtigen Trieb, der auch den Wären die feiner Höhe zwingt. „John!“ rief er dem Koch, „ist das Frühstück fertig?“ — „Yes, Sir.“ — „Trag hier oben auf; schöner Morgen, frischer Wind, und wenn die Sonne herum will, haben wir ja das Zelt. Sind Sie's zufrieden, meine Herren?“ Ich bemerkte hier ein für alle Mal, daß dergleichen Phrasen sehr häufig von Sir Thomas gebraucht wurden und jedesmal durchfingen nemine contradicente. Während wir tapfer einbiegen und den gebratenen Fisch, das frischfastige Roastbeef mit Thee, Kaffee oder Wein, nach Jedes Belieben, hinunterspülten, verschwand der Ben Lomond mit seiner weißen von der Sonnenwärme bereits in tausend feine Fäden zerfaserten Nebelkappe hinter einer sich höher vorschiebenden Bergreihe, und nun fuhren wir den Mittag und Nachmittag über durch den Firth of Clyde und die Kyles of Bute. Den letzteren Namen führt der enge langgewundene Kanal des Meeres zwischen der Insel Bute und dem festen Lande; die Ufer zu beiden Seiten sind malerisch wild und schauerlich, alleine da es immer dieselbe Scenerie ist, die sich auf allen Punkten wiederholt, so finden sich Ruge und Sinn bald ermüdet. Der Kanal neigte sich gen Westen, der Schatten von den Bergen lagerte sich über die ganze Breite des Loch Fine; unser Fahrzeug lag nun die Spitze von Lomond, und während es an den Orten, nachten, dürren, verlassenen Gestaden der Halbinsel Cantire vorüberstrich, stärzte uns das Diner die Arit. Es war völlig Nacht, als wir in der Einfahrt zum Crinan-Kanal nymeit des Dorfes Lochgilphead anlegten. Der Crinan-Kanal, welcher die Halbinsel Cantire vom festen Lande trennt, befindet aus einer Reihe von tiefen Kesseln, die durch enge Rinnen mit einander zusammenhängen; wie passieren ihn am anderen Morgen selb und erquicken dadurch einen Umweg von mehr als hundert Meilen um die Halbinsel herum. Sir Thomas erwachte noch zeitig genug, um mit bedten auf dem Land zu stehen, indem Jahren, von weißen Felsengipfen starrenden Berg zu zeigen: „Er heißt Stumbgaoid, d. h. der Berg der Liebenden“, sprach der Baronet, indem er seine frische Morgen-Cigarre anzündete und-innen großen Schluck Whiskey zu sich nahm; „Gott weiß, wie er zu seinem Namen kommt, denn er sieht gar nicht danach aus, zärtliche Gedanken zu wecken. Im Gegentheil, die Sage tüdt diesem Thalen dort geschehen: Ossian Diarmid, der Ahnherr des Geschlechtes der Campbell, ist in den Schlachten des Stiamh-gaoil ermordet worden.“ Wir hätten nun zunächst durch ein wahres Labyrinth von Seen und Meerengen, erst zwischen Cantire und der kleinen Insel Jura, dann zwischen Jura und Mull, dann zwischen Mull und dem festen Lande. Auch in der Nähe des vielgepriesenen Staffa kamen wir vorbei, aber wir verspurten den Besuch der bekannten Fingalgrotte — Baimb Biu heißt sie auf Gaelisch — auf ein andres Mal. Eine kurze Zeit zogen wir bei dem großen Felsen-Dorfe Tobermory, dem Hauptorte der Insel Mull, an, um Wasser, Steinkohlen und frisches Fleisch einzunehmen, denn wir mußten nun über den breiten Meeres-Arm nach Long-Island hinüber. Sir Thomas wies mir in der Bai, wo wir ankerten, genau die Stelle, wo im Jahre 1588 die vom Sturm hierher verschlagene Mannschaft der Armadaschiffe vor der großen Spanischen Armada sich sammt ihrem Fahrzeuge in die Luft sprengte, um den nahen Insulanern nicht in die Hände zu fallen. Es war Nacht, als wir von Mull nach Long-Island übersuhren; uns zur Rechten brannten Leuchtfeuer auf den Inseln Muck und Canna, am Himmel glänzte Sirius bei Stern, kein Lüftchen regte sich. Auf unserem Fahrzeuge herrschte eine solche Todtenstille, daß sich einsamlich auf das Deck legte und Nichts hörte, als das Athmen, ob die Leute etwa eingeschlafen wären. Ich fand sie alle auf ihrem Posten, den Steuermann, den Einheizer, den Wachmeister, sorgsam und pünktlich bei ihrer Arbeit, als hätten sie den Dienst auf einem Seedampfer festen Ranges zu versehen. Nur Verdacht war auch nöthig, sonst konnte „Kitty“ unversehens auf die Riffe gerathen, deren es dichte, selten oder gegen einen Riff laufen, und das hätte einen unsanften Tanz gegeben. Als die Sonnenscheibe wieder aus dem Wasser aufstanden, sahen wir zur rechten Hand die Insel Skye schon dinter uns liegen. Diese Stunde — im Westen Schottlands, Jura, Mull, Skye und wie sie sonst noch heißen mögen — sehen alle einander gleich: Berg an Berg, Zahn an Zahn, in allen denkbaren Winkeln an einander und über einander geschoben, mit Grasmuchs, der zur Weide dient, oder mit Haideland bedeckt; dazwischen gräbt sich das Meer tief hinein und streckt seine unzähligen Arme aus, wie ein Riesenpolp, der seine Beute umfaßt. Still Jahre tausenden nagt es an Ihre dieser Steinmassen und wohl auch Jahrtausende nagen, ohne daß die harten Felsenzähne unter seinem Zahne morsch werden — „Kitty“ war gar nicht müde von der Nachtfahrt; sie trug uns rasch zwischen den kleinen Inseln der Hortisstraße hindurch; gegen Mittag schnitten wir den 58sten Grad nördlicher Breite, der Atlantischen Ozean brauste sich unterwegs zu uns auf unserer Rechten. Wir hatten nun noch sechzig Meilen zu dem gelobten Lande, auf das wir losstürmten: in der nächsten Nacht kommten wir die Einwohner von Sanct-Kilda überraschen und uns dem Schlafe wecken. Aber Sir Thomas war viel zu vorsichtig, sich mit „Kitty“ in der Finsternis auf den Ozean, seinen Stürmen und Klippen anzuvertrauen. Wir ankerten, er ließ rechts wenden, und wir nahmen zu Big auf der Insel Lewis, welches die größte unter den Hebriden ist, Nachtquartier. Um halb zwei Uhr in der Frühe wurden die Steine am Himmelsgezelt schon bleich, und der Tag kämmerte heraus; so ganz sind gegen Ende Juni die Nächte in dieser hohen Breite. Sir Thomas aufging, war uns alles Land aus dem Gesichte: wir fuhren mehrere Stunden und sahen weit und breit nichts als Himmel und Wasser. Ich wurde ungeduldig, wie Columbus' Gefährten, als der zweite Monat in Ende ging. „Sir Thomas!“ rief ich, „wo sind „Kitty“ mit uns hin? Wasser und kein Ende, — wollen wir den seichten Weltheil entdecken?“ — „Noch ein Stündchen Geduld“, kam die Antwort, „und dann sehen Sie dort zur rechten Hand hinaus, wo jetzt die Wolke steht.“ Das Stündchen war noch nicht verganzen und die Wolke noch nicht verzogen, da tauchte ein schwarzer Punkt in der bezeichneten Gegend der Horizontes auf. „Hirta, Hirta!“ rief Sir Thomas mit Schalkheit im Stimme, — sein Matrose kann nach sechsmonatlicher Seefahrt sein „Land!“ mit solcher Herzensfreude vom Mastkorbe herunterschreien.

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Bordeau und seine Bewohner.

Es ist meine Gewohnheit, die Städte nach ihren äußeren Ansehen zu beurtheilen und mich ihnen ganz zu überlassen, sobald sie mir gefallen; das heißt, ich ordne ihnen meine Zeit und mein Geld, ich

Digitized by Google

opfere ihnen Freunde, die mich verwandte, und Verwandte, die ich jetzt Jahre nicht gesehen; kurz, ich gehe mich ihnen mit Leib und Seele hin, indem ich mich den Tag über damit beschäftige, sie zu sehen, und des Nachts davon träume, wie von einer jener schönen Gestalten, denen man en passant zwölf Lieue schenkt.

So habe ich es auch mit Bordeaux gemacht. Doch zuvor muß ich erklären, was ich unter dem Ausdruck verstehe: die Physiognomie einer Stadt gefällt mir; denn die Physiognomien sind nicht alle einander gleich, bei den Städten so wenig wie bei den Menschen; ihre Mannigfaltigkeit ist unendlich, und eben so oft nichts verschiedener, als der Geist und die Stimmung, die man bei ihrer Benennung mitbringt. Da muß man sich also verständigen.

Es giebt Städte, die von weitem gefallen. Auf einen Hügel hingeworfen oder wie ein Schwalbennest an den Kamm eines Berges schwebend, bieten sie in den Gesammtheit einer Landschaft einen herrlichen Prospekt, der den Augen wohlthut, ganz wie eine schöne Dorem-Dekoration. Doch näher betrachtet darf man nicht zu laut die Straßen eng, dunkel und traurig, die Häuser plump gebaut, und jener Dom, den man noch aus der Ferne bewunderte, wie ein prächtiges Schiff, das in Gold- und Zinnoberlilien mitten unter dem Gewölk des Horizonts zu schwimmen schien, ist in der Nähe nur ein mittelmäßiger Bau, ohne Charakter, ohne Größe und Würde. Von der Art ist, wenn nur's die ehrenwerthen Städte nicht übel nehmen, die Schönheit Blois', Saints-Lô's, Poitiers' und so vieler anderer Orte in Frankreich, denen nur der Reiz der Landschaft, in der sie liegen, zu Statten kommt; so sind dies alte Gemälde, die von den Antiquitäten-Liebhabern noch keinerwöchentlich verehrt werden; sie ziehe ihnen den einzig neuen Rahmen vor, in den sie eingefaßt sind.

Dagegen giebt es wieder Städte, in welchen beim ersten Eintritt Alles neu erscheint; und wer sich da nicht gleich vorsieht, der kann sich in eine Stadt verirrt glauben, die später als es selbst auf die Welt gekommen ist. So z. B. wenn man nach Nantes von Orleans her kommt, nach Havre auf der Straße von Paris, nach Toulon über die Loire-Brücke, da ist man in einer ganz neuen Stadt. Diese Städte, die so modern aussehen, haben gewöhnlich eine große Straße und eine schöne Westlage. Die große Straße ist nur eine Maske, die ihre wahre Physiognomie verstecke; hinter dieser Maske sind sie durch aus durch alt.

Ich bitte jedoch, zu bemerken, daß ich hier nur von dem Eindruck spreche, den der erste Anblick einer Stadt macht, und auch da nur von dem äußeren Schein; denn so wie es häßliche Menschen giebt, die oft eine sehr schöne Seele, einen hoch gebildeten Geist besitzen und bei näherem Umgang wieder gewinnen, was sie bei der ersten Zusammenkunft verloren haben, so verdienen oft alle die Städte, die ich angreifbar, eine ernste, gründliche Untersuchung und gewinnen nur, wie man zu sagen pflegt, bei genauerer Bekanntschaft. Neuen ist voll unterstützen Erinnerungen und Monumente, die man aufsuchen muß und studiren muß; Weis hat sein historisches Schloß, Hover seine wunderschönen Bassins, Poitiers seine alte Notre-Dame-Kirche, den schönsten Rest Karolingischer Baukunst, den man in Frankreich finden kann.

Doch hier ist nicht von den Karolingen die Rede, sondern von Bordeaux, und ich muß Euch dahin zurückführen. Was ich in Bordeaux besonders bewunderte, ist, daß diese Stadt ganz ausgezeichnet schön ist; sie ist schön beim ersten Anblick, schön, auch nachdem der erste Eindruck sich gelegt hat, sie ist immer mit überall schön. Was mir an ihrer Physiognomie gefällt, das ist zwar offene, ausstrahlende, heitre und glänzende Luft, die überhaupt der Gegend aller wahren Berühmten Physiognomien ist. In der That, kaum kommt man auf den Gipfel einer Höhe, welche die Stadt beherrscht, und schon lacht Einem Bordeaux freundlich entgegen. Man sieht hinunter; da öffnen sich zwei herrliche Abhänge, die mit dem vortrefflichen Wein der Stadt beitrag sind und zwischen denen man sanft bis an die Thore rollt. Dort kauft der Fluß, der eine halbe Meile breit ist, doch bald? bald wieder sich die prächtige Brücke vergessen, welche die Stadt von einem Ufer zum anderen gewogen und zwischen deren siebzehn steinernen Bogen der Fluß lieblich hindurch. Jetzt sind Sie auf dem linken Ufer der Garonne; die Stadt breitet sich amphitheatrisch vor Ihnen aus und man sieht in diesen ungeheuren Umkreis ihren gelehrten Fluß mit ein, der ihr den Fuß netzt, und die Niederung innerhalb jener unermeßlichen, reizenden Kurve, die mit Monumenten und Palästen besetzt ist.

Während das linke Ufer der Garonne Einen Holz und königlich aufmuntert auf seinen prächtigen Kais, auf denen man unter alten Bäumen freundlich an mit seinen Lustschlössern, seinen Gerichten, seinen Gärten, mit dem Weinland, womit es bekränzt ist, und zu seinen Füßen haben sich zahllose Tranenweiden in den Wassern des Flusses, wie ein grüner Laubwald, der mitten aus den andern Wolke von Masten, womit der Fluß besäet ist, hervorragt. Nur ist mir wirklich ein häßlich langweiliger Anblick; und doch ist der Fall nicht ein Beweis von Geschmack, der ihn macht jeden Morgen zwischen ihnen: er braucht nur die Nase durchs Fenster zu stecken oder funfzig Schritt aus dem Hause zu gehen. Ein Hafen ist fast immer ein Kunstwerk, an welchem die Gedult und der Geist des Menschen einen harten Kampf gegen die Natur zu bestehen haben, und welcher tiefe und unverwischbare Spuren dieses Kampfes an sich trägt. Der Hafen von Bordeaux hat nur der Natur seine Bedeutung zu verdanken. Sie ist es, die jene zierliche Kurve gezeichnet, welche, städter als alle Dämme von Granit, den sich brechenden Ocean innerhalb ihrer Land- und Blumengehege bannt und einschließt. Daher hat auch der Mensch nichts weiter zu thun gehabt, als sich auf dieser Küste hinzusetzen. Die Natur selbst hatte schon alle Arbeiten der ersten Niederlassung auf sich genommen; und während sonst überall die Nähe des Oceans an der Unfruchtbarkeit des Landes Schuld ist, so könnte man hier sagen, daß der Boden gerade dem Seewinde, der ihn kalt, und der Einwirkung des salzigen Elementes, das unablässig durch alle seine Poren dringt, jenen unvergleichlichen Saft, jenes feurige Gepräge, jenen feinen Geschmack, kurz, alle jene köstlichen Eigenschaften, jene reiche, kräftige Fruchtbarkeit verdankt, die seit Jahrhunderten denen edlen Weine der Gironde auf allen Märkten der Welt Eingang verschafft hat.

Ich schreibe allerdings unter dem wohlthätigen Eindruck der ersten Bekanntschaft, und ich möchte auch nicht darauf schwören, daß ich mit ruhigem Muth schriebe. Doch, was thun das zur Sache? Es ist keineswegs meine Absicht, einen „Führer" zu schreiben für die Reisenden, auch spüre ich nicht die geringste Lust in mir zu einer ordentlichen, aus-führlichen Beschreibung aller Orte, die ich besucht. Es bleibt mir also nichts übrig, als von meinen Empfindungen zu sprechen: so ist es wenigstens jetzt Mode, und in der That verlangt auch das Publikum von den Reisenden eine Darstellung ihrer Eindrücke (Impressions), Reiseblicke, Reise-Novellen u. s. w.). Es liegt ihm wenig daran, zu wissen, was Einer gesehen hat, wenn er nicht zugleich erfahrt, in welcher Stimmung ihn der Anblick gefunden und wie er auf ihn eingewirkt. Das Publikum zeigt in dieser Hinsicht eine Zudringlichkeit und eine Unbescheidenheit, die kaum zu glauben ist. Es will bei jeder Gelegenheit ein eigenes Glaubensbekenntniß und der Allem verteutschte Gefühlsmisse hadern. Wenn meine Leser also erlauben, so führe ich ohne weitere Umschweife zu den Empfindungen und Einfällen zurück, die ich bei meinem Aufenthalt in Bordeaux erfahren.

Man hat der Bemerkung gemacht, daß die Städte, welche bedeutenden Handel treiben, niemals großen Eifer zeigen, sich durch Künste und Denkmäler zu verschönern. Die meisten begnügen sich mit den schönen Augen der Kaiser: dann liegt alle Verdienst und all ihre Schönheit. In Bordeaux hat der Handelsgeist den Genius der Künste nicht unterdrückt. Die Hauptstadt der Gironde war reich; sie wollte auch glänzen. Da äußerte sich einen Tages auf den Ruf des brüllenden Lourup, des Intendanten der Provinz, all die Gleichsam, die der Wohlthandel zufällt; da kamen die Thaler heraus, sich vermehrend ob der Tageslöhne; und von Allem verlangten sie Raum, Luft, Monumente, große Straßen, schöne Perspektiven, Erweiterungen; seit unbenklichen Zeiten in niedriges, baufälliges Gemäuer verstickt, wollten sie jetzt gut unterzebracht sehn; sie bekamen die Stadthaus und alle Landhaus, ihre Bälas und ihre Hotels, die einander aus dem Versuch der Prunksüchte und Luftsuchte mit dem ewigen Lächeln eines bezaubernden Horizonts und einer wundervollen Landschaft liebäugeln.

Von dieser großen Revolution durch die Thaler datirt, um die Mitte des letzten Jahrhunderts, die Wiedergeburt Bordeaux's in seinen Monumenten.

Seit überall ist es, wenigstens in unseren Tagen, die Macht der Centralregierung, welche die Monumente errichtet hat; sie restaurirt, sie erhält und verschönert. In Bordeaux dagegen ist es der Handel, der nicht bloß ein Palais für die Börse gebaut hat, sondern auch das schönste Theater, das es in Frankreich giebt, eine Bade-Anstalt, die der alten Römer würdig, ein unterirdisches Hofbad, und jene ganze Reihe prachtvoller Hotels, die sich vom Theaterplatz bis zum Chapeau-Rouge erstreckt über den Tourny'schen Spaziergang und die schöne Promenade der Quinconces auf den Ruinen des Schlosses Trompette; der Handel ist es, der alle diese herrlichen Lustorte gestiftet, wo der Luxus der Bordeaux und die großartige Wirkung der Gebäude seinen Spaziergang hat, wo so viel Licht und Helle zusammen ist, wo die Luft so frei umherstreift, durch das Wehen des Seewindes immer neu erfrischt und mit den Düften vom Felde der durchzogen, wo so viel stattliche Gebäude doch nur der Wohnungen reich gewordener Kaufleute sind; kurz, das Geld des Handels hat fast ganz allein jene neue Stadt erschaffen, die sich jeden Tag ausbreitet, jeden Tag größer wird, auf Kosten der alten Stadt, die von ihr immer neu umgeschaffen wird. Freilich zeigt sie bei diesem Neuerungseifer nur wenig Ehrfurcht für die alten Mönchen oder Gothischen Ruinen, die sie etwas ungeschickt in ihren neuen Plan mit hineinflechte, wie jene alten Familienbilder, deren Rahmen und Farben jetzt oft neu machen läßt; aber jedenfalls scheint sie die Verschönungen jenes Ministers zu rechtfertigen, der auf das Anfuchen eines Gironde-Präfekten um die Approbation zu einer neuen gymnastischen Unternehmung die Antwort gab: „Ihre wenn ich Ihre Bitte bewilligte, wein Heer, so wird Bordeaux in zehn Jahren schöner als Paris sein."

So ist Bordeaux vom malerischen und Monumental-Gesichtspunkt aus; eine Stadt, die in den ersten Tagen ihrer Gründung schön sein mußte, da ihr die Natur entgegengekommen war. Später hat ihr der Geist ihrer Bewohner jenen reichen Glanz verliehen, der sie zu einer der prächtigsten Städte Frankreichs, und jenen glänzenden Schmuck von Gärten, die sie ringsum beleuchten; der Geist des Menschen hat Bordeaux zur Prachtstadt gemacht.

Hier ich' ich mich gedrängt, einem Gewinnst der Oekonomisten Rede zu stehen; denn wenn heute sieht hinter jenen unserer Sätze ein Oekonomist, der mit Recht mir einen aufrichtigen Enthusiasmus für Bruyère's Einfalt und seine Verachtung gegen Überschwall, gegen jenen Todtenkuhfen, die nun in Memphis mitten unter den Freuden eines Gastmahls sand. Doch hören wir, was der Oekonomisten sagen: „Daß eine Handelsstadt eine Prachtstadt sein? Könnten Kaufleute, die so thrner wohnen, tanar Zeit gewissenhafte Liefrantten und ehrliche Schuldner sein? Verträge sich der Handelsgeist, die Klugheit, die er erfordert, die Thatern, unter denen er lebt, die Genügsamkeit, die das öffentliche Vertrauen dem Leben der bauerlichen Bürgerschaft zur Pflicht macht, mit jenem unerhörten Aufwand, den sie so anpreist? Wenn die Thaler sich empören und mit Gewalt aus den Gefilden herausfahren, kehren sie jemals wieder zurück? Wenn sich Paläste auf den Quais erheben, verschwinden da nicht die Schiffe aus dem Hafen? Ihr lobt Bordeaux wegen seiner königlichen Pracht; aber gerade deshalb rufe, daß Bordeaux im Verfall und daß der Luxus dieser unersättlichen Stadt eine Lasterhöhle Schmutz ist, wenn sie die Augen ihres Armen und die Vergiftungen ihrer Lüsternheit bedeckt."

So sprechen die Feinde Bordeaux'.

Digitized by Google

Der Verfall seines Seehandels ist allerdings eine viel zu unbestreitbare Thatsache, als daß es mir einfallen sollte, sie in Zweifel zu ziehen, und ein viel zu ernster Gegenstand, als daß ich ihn hier in dem leichten sorglosen Geschwätz besprechen sollte. Doch so viel hoffe ich, wenn man jemals die dürftige Umgestaltung Bordeaux's ernstlich unter die Lupe zöhli, die seine Handelsbrüder griffen, so wird man auch nicht vergessen, noch ganz andere Gründe dieses Sinkens anzuführen, die weit gewisser und wichtiger sind. Man wird nicht vergessen, daß die Nähe jener großen Industrie-Communationen, die sich der Norden Frankreichs seit dreißig Jahren erbaut, einen Theil des Handels, den Bordeaux mit unserm Kolonieen trieb, und seiner Verbindungen mit der neuen Welt Haare zugewendet hat; daß die Begünstigung des inländischen Zuckers der Stadt, als Entrepot der fremden Produkte, einen neuen großen Schlag versetzt hat; ferner das allmälige Versanden ihres großen Flusses auch und nach die Schiffe, welche gewohnt waren, das Gold aus dem adelichen und schiffbaren Amerika dort einzuschiffen, daraus verleiden hat, und daß endlich, was am ebenfalls, wenn man gerecht sein will, zugestehen muß, die Interessen der Bordeaux Handels nicht immer der den Kammern den Schutz gefunden, den sie verdienten.

Das sind einige Gründe, welche zeigen, wie überflüssig es ist, der äußern Umgestaltung Bordeaux's den Vorzug zu geben, den sie zu genießen, daß es so schön ist. - Wie viel Frauen giebt es, die den Angriffen der Verleumdung unterliegen mußten, ohne ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als schön zu sein! Bordeaux ist es nicht besser gegangen. Doch hier ist wenigstens diese ungerechtigkeit ohne Gefahr; es ist ein Reiz und nur Eitelkeit, die Bordeaux den Städten, die das Unglück haben, häßlich zu sein, gern verzeihen kann.

Dagegen kann ich andere Vorwürfe nennen, die Bordeaux wirklich verdient, da sich wenige Stunden von den Unruhen, welche den Aufenthalt des Herzogs Decazes in Bordeaux merkwürdig gemacht, datirt war. Ein politisches Clarinail ist zu allen Zeiten und in allen Ländern ein Leidsame Thorheit; nun erst gar einem Staatsmann, einem Französischen Pair, einem berühmten Redner beschimpfen, der, auf das Recht einer Vollsmahl gestützt, seine Meinung in einem Departements-Conseil vertheidigen will, das ist ein Attentat gegen seine Freiheit, ein Verbrechen in einem freien Lande! Doch die letzten Unruhen in der Hauptstadt der Guienne decken auch einen Zug in dem Bordeauer Charakter auf, den ich hier hervorheben muß, da es versuche, die Physiognomie der Stadt wiederzugeben In diesem Augenblick fühlt sich Bordeaux wirklich höchst unbehaglich, und gleich jenen Kranken, welche die Hestigkeit ihrer Leiden zum Arzt zum Verzweifeln macht, beschuldigt auch Bordeaux die Regierung wegen der Dauer seines Uebels. Bordeaux bildet sich ein, daß es von der Regierung (ich spreche nicht von den Kammern) seinen Reichthum und Wohlstand zu erwarten hat, gleich wie es ihr seine Ordnung, seine Polizei und die strenge Handhabung der Gesetze verdankt. Kall steht es aus, als ob der Wiederaufbruch der Seidenarbeit der Gironde in Händen habe, und als ob es von einer Ordonnanz des Königs abhinge, in schlechten Jahren die Saatenernte oder Weinlesen reifen zu lassen. Das ist die Ungerechtigkeit der Bordeauer. Sie sind schon von jeher, und in unseren Tagen mehr als je, daran gewöhnt, Alles, was ihre Industrie, ihren Interessen und Hoffnungen bedroht, der exekutiven Gewalt zuzuschieben.

Von der Bevölkerung Bordeaux's habe ich noch einige Worte zu sagen. — Beim ersten Anblick ist nichts verwirrender, nichts ungewisser und unbestimmbarer, als die Elemente, welche diese Bevölkerung bilden; die Race selbst ist nicht wahrnehmbarer; das Volk, das gewöhnlich sich der Sonnenstrahlen können nicht in dunkleren und beengteren Resteren auf dem dichten Grün seiner Alleen spielen. Alle Länder der Erde scheinen an dieser Mosaik Hand angelegt zu haben; alle Charaktere, alle Physiognomieen vermischen sich hier; Spanier, Engländer, Amerikaner, Orientalen, Indianer, alle diese Typen werden durch den Handel aus allen Marktplätzen der Welt hierher zusammengetrieben; der Bürgerkrieg, die politischen Revolutionen führten unaufhörlig ihre Gegner und ihre Opfer hierher. In Mexiko drückt eine Empörung aus; zwanzig Kamillen ergreifen die Flucht; jeden Augenblick segelt nach Cuba, mit Gold, mit Möbeln, mit Waaren beladen, ein Schiff, das von den Ufern an der Mündung der Gironde. Ein anderes Mal ist es wieder Chili, das die Hotels von Bordeau anfüllt; den dritten Tag kommt der Brasilianer dich und läßt sich für baare Zahlung von zugeknöpften Piastern sein Mittagbrod geben; denn alle Amerikanische Flüchtlinge scheinen die die Verbannung die unerschöpflichen Minen ihrer Heimath mitgenommen, und Bordeaux wird mehr als jede andere Stadt in Frankreich, welche hilfsquellen die constitutionnellen Völker sehr oft in den Ueberheiten der Republiken finden.

Mitten unter diesem Gemenge und dieser Vermischung ist es schwer, gleich auf den ersten Blick die Züge der Nationalphysiognomie herauszufinden. Was mich betrifft, so habe ich in dieser Forschung eine der schwierigsten Schulen durchgemacht; und, Gott vergeb' es mir, ich habe einen Augenblick lang geglaubt können, daß in Bordeaux keine Bordeauer mehr gebe. Roller Eifer, mich mit einigen von den Landsleuten jenes berühmten Geschlechts, dem Frankreich seinen Montesquieus und Montaigne verdankt, in nähern Rapport zu setzen, machte ich mich hinter einander und ohne große Auswahl im Theater, auf der Promenade, in den Lese-Kabinets, an der table d'hôte, kurz überall an alle diejenigen heran, die ihr böser Stern mir zu Nachbarn gab. Doch der Eine antwortete mir mit dem Tacitus, der Andere mit Shakespeare; Dieser hat mich, Englisch mit ihm zu sprechen, Jener konnte nichts als Griechisch, und zwar das Griechisch der Mitaulie und Reiskeren, von dem ich wenig oder nichts weiß. Ich verlor allen Muth. Endlich, da ich die vorzüglichsten Monumente der Stadt besuchen wollte, mußte ich mir einen Wagen und einen Führer; nun denken Sie sich, dieser Führer war ein Auvergnate! . . . Das ging über meine Geduld hinaus. Voller Wuth brach ich den Handel ab und setzte Bordeaux ganz allein und zu Fuß, was eigentlich der allerbeste Rath ist, wenn man gut sehen, Alles genießen und ein neues Eindrücke von seinen Reisen mit nach Hause bringen will, ohne Gemisch von Ungeduld, Eitel und Ueberdruß.

Doch ich muß nun schnell hinzufügen, daß es trotzdem in Bordeaux eine wirklich Bordeauische Bevölkerung giebt. Das ist der feste Grund, der alle diese fremden Schichten auf sich trägt, der Kalkast, der das Schiff über dem Wasser erhält; eine derbliche Beständigkeit, so sehr sie auch durch einen traurigen Beisatz verdorben sein mag; ein lebendiges, enthusiastisches Völkchen voller Expansivkraft und Geselligkeit; ein Geschlecht, das man an der Regelmäßigkeit seiner Züge, an der intelligenten Höhe der Stirn, an dem Glanz der Augen und an der Gewandtheit mit der Gesammte der Typus erkennen kann, einer Race, die bei der Beredsamkeit angeboren scheint, und wo es überhaupt viele politische Talente und doch nur wenig Staatsmänner giebt; denn fast alle die, welche die Gironde zu den Staatsgeschäften geschickt, haben sich mehr durch die wunderbare Gewandtheit ihres Talents, als durch die Macht, die Tiefe und Festigkeit ihres Geistes, ausgezeichnet. Der Bordeauer haben viel Anlage zum Spott; Montaigne, der erhabene Schwätzer, ist vielleicht ihr treuster und strengster Typus. Man könnte auch sagen, die Bordeauer sind die Athener Frankreichs; wenigstens haben sie ihren Egoismus, ihr praktisches Wesen und jene Sucht, Alles auf sich zu beziehen, mit ihnen gemein. Wer sprechen muß, wird auch den Bordeauxern eigenthümlich ist. Athen nannte sich vorzugsweise die Stadt, und auch Bordeaux glaubt mitunter, daß es allein auf der Welt ist. Es würde seitlich nicht das gemeinschaftliche Vaterland Philipp dem Macedonier vietauten, aber jedenfalls mit den allgemeinen Interessen Griechenlands seine lange Landfahne machen; Athen wäre nur für Athenischen Redner und die Kaufleute des Piräus da!

Die Bordeauer waren auch energische Rathgeber, unerschrockene Kämpfer, heroische Märtyrer; das Bordeauische Blut hat zuallererst das politische Schaffen eingewirkt. Sie waren und sind noch jetzt Bürgerwehr Leute und unternehmende Publizisten; doch ich wiederhole es, der Regierungsgeist scheint ihnen zu fehlen. Denn wenn es wahr ist, daß die großartige politische Beredsamkeit aus dem Herzen kommt und diese Quelle den ihnen unerschöpflich ist, so erfordert die Leitung der menschlichen Angelegenheiten mehr Ruhe, mehr Besonnenheit, mehr Beharrlichkeit, als der Bordeauer Charakter verräth. Die Bordeauer sind dazu gemacht, die Welt zu ergötzen und reich zu machen, aber nicht, sie zu regieren.

(J. d. D.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Nord-Amerika. Die Nord-Amerikaner fangen seit einiger Zeit auch an, sich mit der Philosophie zu beschäftigen. Zwar bewegen sie sich auf diesem Terrain noch etwas unsicher: sie schwanken noch zwischen dem alten Locke, der früheren Schottischen Philosophie und den neuesten Eklektikismus des Victor Cousin, aber sie sind doch auf dem Wege, bald selber auch etwas Tüchtiges zu leisten und sich dann namentlich der Deutschen Wissenschaft eng anzuschließen. In Boston ist bereits im Jahre 1832 eine Uebersetzung von Cousin's „Einleitung zur Geschichte der Philosophie“ von H. G. Linberg erschienen. Später hat der Hr. C. S. Henry in Lüttich Französischen Autors „philosophische Fragmente“ übersetzt und kommentirt, und endlich enthält eines der letzten Hefte des in New-York erscheinenden Christian Examiner and general Review eine mit großem Fleiß ausgearbeitete Uebersicht der verschiedenen philosophischen Systeme des gelehrten Europa und insbesondere des Cousinschen Eklektizismus. Daß der Letztere, eben weil er selber noch so schwankender Natur ist und angeblich eine Auswahl des Besten, einerseits von Locke, Reid und Dugald Stewart und andererseits von Kant, Schelling und Hegel giebt, den Nord-Amerikanern, diesen Anfängern in der Philosophie, besonders Mißverständnisse, am meisten nahe muß, läßt sich leicht begreifen. Aber wie viele Confusion auch in Frankreich zwar als ein Uebergang von der sensualistischen Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts zu der neueren idealistischen Auffassung dieser Wissenschaft, nicht aber schon als ein selbstständiger Träger der letzteren, angesehen werden kann, so dürfte es auch in Amerika nur kurz, um dort das Verständniß der schroferigen Deutschen Philosophen zu erleichtern oder zu vermitteln. In Amerika, wo man in gewohnten Denkweisen und allen Gleisen noch nicht so eingefahren ist, wie in England; wo die Philosophie als eine neue Welt sich darstellt, in der eine frische, allen Eindrücken noch empfängliche Jugend tausend neue Entdeckungen machen kann, in Amerika dürfte bei der Wissenschaft Hegel's und seiner Deutschen Vorgänger eine Aernte bevor, wie das Vaterland sie bisher noch nirgends vorgeboten hat.

— Bulwer's Zeitgenossen. Englische Blätter kündigen nun doch ein Buch unter diesem Titel als bevorstehende Erscheinung an. Während aber die in Stuttgart in Deutschem Gewande erschienenen „Zeitgenossen“ als ein Werk von Edward Bulwer Lytton ausgezeichnet werden, treten die Englischen als eine Arbeit Henry Lytton Bulwer's auf. Dieser ist bekanntlich ein Bruder Edward's und jetzt zum Preußischen Gesandtschafts-Secretair in Konstantinopel ernannt. Der genauere Titel des angekündigten Buches ist „Portraits of his Contemporaries“ (Bildnisse seiner Zeitgenossen); wir müssen die Erscheinung desselben abwarten, um zu bestimmen, ob diese Zeitgenossen in irgend einem Bezug oder wahrverwandtschaftlichen Rapport mit den Stuttgartern stehen, die in Deutschen Blättern schon so mancherlei Kontroversen erregt haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 128. Berlin, Mittwoch den 25. Oktober 1837.

Rußland.

Fürst Kantemir.

Ein biographisch-kritischer Versuch.

Nachdem wir in unserem Artikel über die neueste Ausgabe der Russischen Klassiker*) zu dem Resultat gelangt sind, daß es gar keine Russische Klassiker giebt, kommen wir jetzt auf denjenigen Schriftsteller, mit welchem jene Ausgabe der Russischen Klassiker eröffnet worden ist: auf Fürst Kantemir. Werfen wir einen Blick auf sein Leben und auf seine Werke, und zwar um so mehr, als auf einem gewissen Dunkel sein ganzes Wesen und sein Einfluß noch heutzutage viele ganz falsche Vorstellungen von ihm haben, indem sie ihn nicht nur zu den Russen zählen, sondern auch, wie figura zeigt, zu den Klassikern, ja, was seltsich noch viel lustiger ist, sogar zu den Dichtern!

Der Name Kantemir oder Kantemirs (Eisen-Wut oder Wuth-Eisen) kommt in der Geschichte der Tataren häufig vor. Der Ahn der Knäsen von Kantemir scheint sich aus der Krim in die Moldau übergesiedelt und dann die Taufe empfangen zu haben und ein Bojar von großem Ansehen geworden zu sein. Seine Nachkommen wurden mit den der Fanariotischen Fürsten und mit den Kantakuzenen verwandt, waren zum Theil Lehnsbesitzer der Mesbau und Beagemaar der Pforte und zeichneten sich besonders durch Sprachtenntnisse, so wie durch die Kunst, mit der Pforte stets übereinzustimmen, aus. Dimitry Kantemir, klug, beredtsichtig, verschmitzt, bald dem Sultan eine Geisel für die Treue der Moldau, bald ein Despodar desselben, betam dieses Amt zuerst nach einmal im Jahre 1710 und zwar in dem damaligen Kriege Peter's des Großen gegen die Türken ein Mittel zu finden, sich zum selbstständigen Herrn der Moldau zu machen. Zu dem Ende wurde ein geheimer Vertrag zwischen ihm und Peter geschlossen. Der Krieg ging; sein unglücklicher Erfolg ist bekannt. Kantemir entkam nur mit Mühe in das Russische Lager am Pruth, wo er sich in Peter's Wagen verbergen hielt. Als dann die Türken zu einer der ersten Friedens-Verhandlungen seine Auslieferung machten, gab Peter zur Antwort: Nie werde ich daerin willigen, meine Rettung durch das Verderben eines Mannes zu erkaufen, der mir sein Schicksal anvertraut hat. Ich habe Kantemir mein Wort gegeben, und Niemand soll mich ungestraft, noch viel weniger mein Wort nicht. Lieber trete ich den Türken mein Land ab; denn dann behalte ich ja immer noch die Hoffnung, das Abgetretene einmal wiederzubekommen. Das Wort brechen aber heißt: der Ehre entsagen; und, dieser entsagen, ist schlimmer, als der Herrschaft. — Kantemir blieb daher in Rußland und wurde vom Zaar mit Gnadenbezeugungen überschüttet. Zugleich mit ihm waren alle seine Angehörigen und 2000 Moldauer übergesiedelt. Er lebte auf seinen Gütern, und zwar als so unumschränkter Gebieter, daß er selbst am Leben standen konnte. Später indeß rief Peter ihn an den Hof nach St. Petersburg, und Kantemir war klug genug, einzusehen, daß hier aus seine leicht verzeihlichen Anwandlung von Mißtrauen gesehen war. Deshalb blieb er ganz in der Hauptstadt. Dasselbe verwahrte er sich zum zweiten Male) mit der sehr jungen Tochter des Fürsten Trubetzkoy, wobei er seine Moldauische Tracht ablegte, seinen Bart abschnitt und ganz und gar Russe und Hofmann wurde. Bisher begleitete er den Zaar auf dessen Festzuge gegen Persien, erkrankte aber während desselben und starb auf seinen Gütern im Jahre 1723.

Denselben Festzug machte auch Antiochus, der jüngste seiner vier Söhne (1708 geboren), mit. Dieser schrieb aber hinterwegs sein Lieblingsgedicht zu seyn; 1719 ließ er ihn in Petersburg in das Dreobraschenskische Regiment eintreten. Einmal schlug er ihn fast zu Tode, als er ihn auf seinen Posten schlafend gefunden. Des Vaters Testament besagt: Wie er den Zaar gesucht haben wolle, sein ganzes Vermögen dem besten seiner Knäse zu geben, oder welchem er wolle. — Da ging Antiochus völlig leer aus, sein Konstantin, einer seiner Brüder, durch Verheirathung mit des Fürsten Golizin Tochter dieses und den Dolgorukys's eng verbunden, trug die ganze väterliche Erbschaft davon. Antiochus wurde nur wie aus Gnaden erhalten und sah sich gezwungen, fortzudienen, trotz seinem Widerwillen und seiner schwachen Gesundheit. Auch er hatte das beschränkte Erbtheil seiner ganzen Stammes: ausgebreitete Kenntnisse, bedeutende Sprachkenntnisse, Beredsamkeit. (Sein Vater verstand gleich ausgezeichnet Türkisch, Arabisch, Persisch, Moldauisch, Alt- und Neu-Griechisch, Lateinisch, Italiänisch, Kirchen-Slawonisch und Französisch. Er schrieb auch Geschichtsbücher in Lateinischer Sprache, dichtete Türkische Lieder und verfaßte ein System der Muhammedanischen Glaubenslehre.) Seine Lehrer waren der gelehrte Grieche Kondoity und Jynsky, unter deren Leitung er im Lateinischen und Griechischen schon zu Hause so rasch vorwärts schritt, daß er in seinem zehnten Jahre eine Griechische Rede in Gegenwart Peter's des Großen halten und 1727 eine Symphonie zum Psalter erscheinen lassen konnte. In den Zeiten seiner Aktivität äußerte Verehrungsgrift fand er Empfehlung zu wissenschaftlichen, im Schreiben, im Uebersetzen und in der Durchsicht des Wörterbuchs der Wissenschaften, das damals herauskam. Fortwährend von den Seinigen vernachlässigt, verfiel er am Hofe gar daraus. Russische Verse zu schreiben, und sicher ist Keiner seine erste Bezeichnung grausen. — Den Geschen seiner Zeit waren die neuangekommenen Deutschen eine Plage verhaßt. Fürst Galizin sagte dies ganz öffentlich; und Menschlichkeit und seine Nachsolger zeichneten sich in Rücksicht auf die Wissenschaften den auch nicht aus. Eine gelehrte Partei war damals dasjenige, zu welcher Männer gehörten, wie Theophan Prokopowitsch, Fürst Trubetzkoy, Ludwig Prinz von Hessen-Homburg, der alte Fürst Tscherkasky und noch einige Andere. Bei diesen fanden die Gelehrten und die Studien Achtung und Unterstützung. Trubetzkoy verlebte nach der Schlacht von Narwa 18 Jahre in Schwedischer Gefangenschaft; sein Neffe aber war ein treuer Freund unseres Antiochus und brachte den jungen Dichter in diese Gesellschaft, wo ihm selbst Theophan seinen unaufstehlichen Spott über die Geistlichen nach altem Style so wenig übelnahm, daß er ihn sogar im Gegentheile (in seelich mit sehr mittelmäßigen Versen) nach Lesung seiner ersten Satire lobend aufzeichnete. Dieselbe ward dieses aber auch die zweite gewidmet. Nach Peter's II. Tode jedoch verschwand sich die Lage der Dinge. Biron berief den auf Anna Iwanowna zu übertragen. Antiochus war derjenige, welcher die bekannte Berufung der Kaiserin verfaßte. Aber Parteiungen blieben nach wie vor rege und thätig; die Dolgorukys's und ihre Anhänger wurden zwar gestürzt, und der Antiochus Gönner und Freunde zeigen freilich Standhaftigkeit, Ergebenheit und Ehrenfestigkeit genug; es scheint aber, daß sie ihn nichts zu hoffen war. Den Verwechslungen und Umtrieben der Hof-Parteien zu entgehen, hielt er es dahre für besser, Rußland zu verlassen. Er suchte und erhielt die ehrsame und friedsertige Stelle eines Residenten in England. Dort verbrachte er seinen ruhige Jahre, mit Wissenschaften, wie alle Welt bekannt, verkehrt. Größere Zerstreuungen erlandten ihm weder seine Gesundheit, noch seine Vermögens-Umstände; drehald lebte er in seinem stillen Kabinette dem Studien, übersetzte des Horaz Episteln (die 1744 erschienen), den Cornelius Nepos, Fontain, Epistel's Vorbrüdgemen und den Algarotti (Alles aber nur Versuche von Uebersetzungen, ohne Bezeichnung). Schon 1720 war seine Uebersetzung der in jenen Tagen glänzenden Gespräche über die Mehrheit der Welten von Fontenelle gedruckt worden. Weiter ist des seinem Leben nichts von ihm in Druck erschienen. Seine Satiren sind erst 1762 und später, zugleich mit seinem Fontenelle, nochmals aufgelegt worden. Eben so Uebersetzer er Horaz. Auch das seinen Zeitgenossen die Köpf ganz verdrehte: Die Pretsschen Briefe von Montesquieu; dieser, Maupertuis und Horaz, als Philosoph sowohl, wie als Dichter, waren seine Lieblinge.

Aber seine Gesundheit wurde immer schwächer; auch waren die Anzeichnisse für ihn noch keineswegs zu Ende: Er hatte einen heimlichen wichtigen Freund an Ostermann, der „diesen beschränkten Gelehrten" schrieben. Antiochus erbeilt weder Titel noch Belohnungen und blieb fortwährend Geschäftsträger, was er schon 1728 geworden war, bis er endlich 1743, in „Anerkennung seiner Wohlbestissenheit und aus Achtung für seine berühmte Abstammung", zum Gesandten ernannt wurde. Nun war er nun Ausland, weil er gern nach Italien wollte. Anstatt dessen erhielt er aber plötzlich die höchst schwierige Stelle eines Gesandten am Hofe zu Versailles. Dort hoffte Ostermann durch nichtige Verleumdungen ihn zu verwirren und zu verderben. Als Kammerherr ging er 1738 nach Paris, wo sein seelisch zeigte sich das Plötzliche seiner Stellung zwischen zwei so hinterlistigen Mächtern, wie Fleury und Ostermann. Glaubte doch z. B. Ostermann, als er Kantemir's Bericht über Fleury's Charakter erhielt, die Satiriker habe sein (Ostermann's) Wiltnis entworfen, und wendete nur noch mehr entdiert, als Fleury ihm einmal schrieb, daß Fürst Kantemir Alles wohl sehr rasch abthue, als er zu dieser die Lehren eines so großen Ministers, wie Ostermann, zuletzt wünsche. — Weil Antiochus nun fortwährend Verwürfe und Verweise empfing, beschloß er, um seinen Abschied nachzusuchen. Da bekam er plötzlich die unerwartete Nachricht von dem Ableben der Kaiserin Anna und von dem der Biron'schen Regentschaft. Nun sah er ein Unbeständigkeit der neuen Regierung wohl voraus, und schrieb deshalb seinen ersten Bericht nicht geradezu, sondern an einen seiner Freunde,

*) S. Nr. 127 des Magazins.

Digitized by Google

mit der Bitte, denselben, wenn das Testament der Kaiserin in Kraft getreten, an die Adresse, im entgegengesetzten Fall aber dem Feuer zu übergeben. Und dieses wenigstens ist Lanskoi's Adjutanten bewilligt. Als seine Papiere in Petersburg anlamen, war Biron schon im Gefangnisse. Jetzt aber lächelte dem Antiochus ein ganz unerhörtes Glück. Die Portei seiner Gönner wurde mächtig bei der Kirche-Beowerein; Fürst Tscherkaffy warb Kanzler. Bei dem Willen Gottes Ostermann nun zwar im Amte und ihre ands Ränke und Verfolgung, wie immer; doch verschüchterten ihn jetzt die Augen der Freunde und Gönner des Antiochus, die sich wieder auf diesen richteten, da sie in ihm einen klugen und gewandten Staatsmann, einen tüchtigen Gegner Ostermann's sahen. Der alte Tscherkaffy erhob zuerst den Rang eines Geheimen Rathes für ihn und trug ihm dann sogar die Hand seiner jungen Tochter, die ein sehr schönes Mädchen und Erbin einer Herrschaft von 30,000 Seelen war, an. Die Reichsverweserin aber ernannte ihn zum Hofmeister für den jungen Kaiser. Doch, wie stumten Alle, da Antiochus Alles ausschlug!*) Indes, er that es aus leicht erschlichenen Gründen und bezog nach seinem Belieben Quartier; er gereift weiter mit Urlaub in Ungnade, noch mit Ostermann nach Sibirien. Die neuen Reiches verwirfet Ehrbehalten ihn mit Wohlwollen, und Elisabeth hatte die Gnade, ein Exemplar seiner Satiren entgegenzunehmen.

Antiochus wollte, seiner obligi zerrütteten Gesundheit wegen, nur Ruhe, bekommen, als er sich, bei die Gemahlin Peters, Elisabeth kam. Dethalb hat er um die Stelle eines Präsidenten der Akademie, erbitt sie aber nicht. Da hat er wieder um Urlaub zu einer Reise nach Italien; diese erlebte er jedoch nicht mehr. Er stand zu Paris im Anfange des Jahres 1744, ausfrichtig beteuert von Allen, die ihn gekannt; denn ungeachtet seiner beständigen Kränklichkeit und seltenden Zustände war er sehr liebenswürdig und beliebt in Gesellschaft, witzig und scherzhaft. Dabei hatte er umfassende Kenntnisse sich erworben. Sein Leichnam wurd, seinem Willen gemäß, nach Moskau gebracht und in den neben seinen Aeltern und in der Nähe des dreifachen Simeon Polezky bestattet.

Nun fragen wir: Wenn man das Leben Kantemir's parteilos betrachtet, zeigt es denn nicht, daß er mehre in Rücksicht auf seine Zeit, noch in Betracht seiner Gesitts- und Charakter Eigenschaften ein Literat, ein Schriftsteller, noch weniger aber ein Dichter gewesen? Ein gebildeter Kanatier, mit der Welt bekannten Geschäften, der er in seiner bedrängten Lage und in seiner schwachen Gesundheit, so wie in den damaligen betrübenden Umständen Rußlands, hindernisse, die ihm entgegenstanden, wenn er eine bedeutende politische Rolle spielen wollte, und war zugleich sing genug, der Verbindung durch Eingeg aus, zuwichen. Deshalb fand er sich auch in Rücksichtshaft und Ruhe seine Edelmuth; doch sind sie bei ihm wie zu jenem unausbalsamen Strome gewordet, der das ganze Leben und den ganzen Menschen mit sich fortreißt. — Aber, er schied ja Russische Werke! — Und wenn denmoch die Flamme der unseren Poesie in seiner Seele nicht glühte, wenn kaum mißkam Verse schrieben? Wir umherstehen sie finden, wie in Kantemir jene heilige poetische Flamme niegend gewahren. Er schrieb eben so Russische Verse, wie er ein Buch seines Vaters in's Italianische übersetzte. Unbekümmert um die Russische Sprache, nahm er Formen, Ausdrücke, Versfüße, wie Überhaun, Wortfreist, Maximes musick, Ideale und andere Wörter, die zu seiner Zeit in Mode waren, damals für einen Halbgott gachtet. Die Satire war die Mehrgattung der Verestünstler. Was waren denn eigentlich Kantemir's Satiren? Nicht die mächtig tönende Stimme eines kräftigen Geistes, der gewaltig zuwerden ist über das Laster seines Jahrhunderts — sondern nur ein schwacher Spiegel, in das Lächerlichkeiten, Fehler seiner kleinlichen Schwächen, Wunderlichkeiten und Gebrechen des Zeitalters. Und alles dies bestand noch obendrein aus einem zusammengelesenen Gewisch von Horaz, Boileau, Lucian, Juvenal, Perstius, Pope u. A., ja nicht einmal allein aus einem Gewisch, sondern oft sogar aus einer gewissen wörtlichen Übersetzung. Ihr findet Witz, Schärfe, Spott, aber Alles ist entlehnt. Wollte man den Kantemir dasjenige streichen, was ihm nicht gehört, gewiß, es wiede ihm nicht viel übrig bleiben. Recht treffend bezeichnet er sich selber im Schreze:

„ . . . wie sich die neuen
Und alten Meister kaut' und was sie Russisch schwatzen.
Was Römer und Franzosen schon an ihrem Witze
Mit schöner Kunst gesagt.

Wir finden bei ihm weder Russisches Kolorit noch Russische Charaktere. Er nahm eben das System der Franzosen an, welche in Betten in Französische Charaktere umarbeiteten, und trug es in seine Russische Ueberstzung oder besser: Umarbeitung über. Dieses Kolorit, diese Charaktere passen aber zu allen Weltgegenden. Also über man doch nur endlich auf, von portissen Verdiensten und vom Russentume der Kantemirschen Satiren zu sprechen! Als russische Schöpfungen, als selbstständige Russische Erzeugnisse haben sie gar kein Recht auf unsere Beachtung. Zu seiner Zeit konnten sie vielleicht nen erscheinen; es waren frühere Versuche von Übersetzungen des Horaz und Boileau. Aber als Lomonossoff die Sprache umgestaltete, verlor Kantemir mit seiner Umbrauemlichkeit in Versen und Sylbenmaßen seine Leser. Unsere Väter wurden Sumarokoff und Lomonossoff unsterblich, den Kantemir aber wahrscheinlich nicht. Ganz konterbarer Weise jedoch wurde sein Ansehen in der ersten Hefte unseres Jahrhunderts unverschens wiederhergestellt: P. A. Schuskowsky nämlich versteht in einem seine glänzendsten Augenblicke, in welchem unsere Seele so geneigt ist, der Nachklang Gedrichten zu vergeben, darauf, im Europäischen Worten von 1810 Kantemir einmal zu loben. Der Artikel bestand, unter der Aufschrift Kritisches Gespräch, in lauter Ausfällen, mit einer Zugabe von Lobsprüchen. Und siehe! Graf S. A. Schuwalow's Wort wurde Kantemir zum Chore der Russischen Sänger zugezählt! Man sing an, ihn zu lesen; aber man verstand ihn nicht; doch schob man die Schuld nur auf sich selber, nicht auf Kantemir. Noch stärker wurde die Uebertzeugung, als Batjuschkoff das reizende, sinnige Schlußchen Ein Wehrd des Kantemir schrieb. Seitdem aber sind mehr als 20 Jahre vergangen! Und dies ist viel, sehr viel besonders, wenn interessen all' unsere Literaten und alle Begeirr von der Russischen, ja sündhaft von allen Literaturen sich umgeholten haben. Uns erscheint es jetzt eben so seltsam, Kantemir zu den selbstständigen Satirikern zu zählen — gerschweige denn, Russische Werke. Er hat bloßes gar Sprachmuster in ihn zu suchen — wie wenn man Knlschnin einen Russischen Komiker, oder Ossreff einen Russischen Tragiker nennen wollte. (L. A. 4.)

Bibliographie.

Erinnerungen an Sirilien, von A. Tscherkeff. 2 Bde. Moskau.
Gedichte, von Konstantin Bachturin. St. Petersburg.
Poetische Umrisse von der Ukraine, Odessa und der Krim; Briefe in Versen, von Iwan Bogodrow.
Geschichte der Regierung der Kaiserin Katharina II., von K. Lefort. Bd. I. und II. Moskau.
Anfangsgründe der Russischen Landwirthschaft, von Schukeff.
Die Tataren-Rähe im Russischen, Lauterwilie in einem Aufzuge. Von Th. Kono.

England.

Hirta, die Jäger-Insel.

(Fortsetzung.)

„Kitty" richtete mit einer leichten Wendung ihr Vorderthril gerade nach dem Punkte hin; die Insel wuchs vor unseren Augen und schien uns entgegenzulaufen, so schnell näherten wir uns. Aus dem schwarzen Punkt wurde ein Felsen, aus dem Felsen ein Berg, der Berg bedunte sich zu einem Eiland, das sich in steilen Umrissen von dem Himmelsgrunde, den Meer und Himmel silterten, abhöbe. So weit sich die Küste vor uns erstreckte, stieg sie aus dem Meere wie eine festerrechte Mauer zu schwindelerregender Höhe auf; darüber thürmten sich seltsam geformte Bergzipfel, wunderlich gezackt und durchbrochen, mit schatten Spitzen, Vorsprüngen und Ecken in den blauen Himmel hineinragend; das Eiland lief in vier Kuppen von ungleicher Höhe aus, die zwischen sich weite Vertiefungen, gleich Einsätlern, hatten. So stark sich die Insel einer riesenhaften Thurm-Ruine vergleichen, oder einem einzelnen im Meere steilgebrochen Säulenkolosse, dessen Schafe durch übermenschliche Gewalt in der Mitte abgebrochen wäre, indem sein Kopf unterschiedlich im Meeresgrunde ruhte.

„Nicht mit Unrecht", nahm Sir Thomas das Wort, als wir in einiger Entfernung unter dieser Küste vorüberfuhren, „nicht mit Unrecht hat man diese Insel das Großbritannische Teneriffa genannt. Der Gipfel, dieser hohe Spitze da, unter der Wolkendecke, erhebt sich recht kühn; sie ist über die Maßen hoch, und dabei ist die Wand senkrecht, wie nach dem Winkelb zugehauen, so daß Einer allenfalls oben sitzen und unten, wo das Wasser an den Fuß der Mauer schlägt, Leiche angeln könnte, Nota bene, wenn sein Angelschnur 1400 Fuß lang wäre. Wenn man sich oben am Rande des Felsens auf den Bauch legt und den Geschlicht nach unten wendet, die Füße an das Wasser stoßen und der Klippe draußen nah schäumen, aber man sieht es nicht, so gewaltig ist die Höhe." Wir mußten um die Felsenwand in ihrer ganzen Länge herumfahren, weil man nur auf der anderen Seite der Insel landen kann. „Eigentlich", fuhr Sir Thomas fort, „sollten die Teufelen der Insel verschlungene Königreiche kennen, und sondern alle Jahre einmal zu dieser wunderbaren steinernen Brücke wallfahrten, — erweisen sie doch der Grotte auf Staffa und dem Riesendamm in dem ewigeisen-Island die Ehre. Aber sterlich, sie liegt ihnen gar zu sehr aus dem Wege." Aus diesem Umgeheißt tauchte unser Dampfrad so dicht unter dem schwindelnden Abhange vorbei, daß ich mir meine Haare an den Felsen stühte. Es schien, als müßten diese steilen, wild in die Höhe starrenden Felsenspitzer sich mit ihrer ganzen Wucht über uns neigen und uns erdrücken. Auf einmal tauschte es über uns, wie eine weite Decke sich es sich von den Felsen und Klippen ab und breitete sich wallend und flatternd in den Lüften aus; der Felsen hallte und nahl, wie die Schrier wegte im Winde, der Lärm von Myriaden Flügelschlägen erdönte unsere Ohren. „Was ist das?" rief ich erschrocken, „flirrt der Berg denn? ist's eine Wolke, ein Wirbelwind?" — „Nein, ein lebendiger Wirbelwind: der ganze Gänse- und Sidvogel von St. Kilda ist schon gewordes, weil schon „Kitty" den Dampf von ihrer Gegend her die Nase bläst. Vorhin waren die Felsen über und über weiß, weil die Gänse und allerlei Seen- und Strandvögel zu Millionen daraus saßen; jetzt sehen wir, daß sie grau sind. Na, es ist schon wieder vorbei, die Wolke fällt sich wieder; da oben flattern nur noch ein paar weiße Fetzen; so — da haben wir den ganzen Berg wieder weiß." — In der That, die wilden Vögel kamen von ihrem Schreck allmälig wieder zu sich. Zwei- oder dreimal flatterten sie noch auf und schwärmten mit entsetzlichen Lärmen, kreischend und schnatternd, um unsere „Kitty"; so dicht waren ihre Schaaren, daß sie auf Augenblicke ganz wörtlich die Luft verfinsterten. Endlich setzten sie sich und ließen sich nicht weiter stören. „Meiner Treu!" sprach Sir Thomas, giebt es wohl einen schöneren Taubenschlag im ganzen Britannischen Meere? Mac Culloch ist vor etlichen Jahren hier gewesen und hat ausgerechnet, wie viel Paar Gänse auf diesem Gestade leben und wie viel ihrer jährlich geboren werden mögen. Es sind Zahlen, wobei Einem gelb und grün vor den Augen wird. Die Einwohner der Insel fangen ihrer jährlich eine Menge weg; die Gänse

*) Der innige Dame wurde dieser Tod stehr von einem der Schreiber, sieh's abgenommen, dessen Familie so durch ihre Mitgied, in der russischen in ganz Rußland machte. Das gegenwärtige Haupt derselben zählt zwar Mitglieder unter seinen Feindschaften. Die Tochter eines seiner Bei-Kondurren trug an ihrem Hochzeitage einen Schmuck von Brillen Rubin an Werthe. Er selber jedoch stehe, wegen Verschwendung, unter der Kaiserl Vormundschaft.

(Anmerk. des Verf.)

Digitized by Google

machen ihre Hauptnahrung und ihren ganzen Reichthum aus, als es ist gar kein Abgang zu spüren."

Wir waren in nordwestlicher Richtung um die halbe Insel herum und abermals unter einer Bergwand vorüber gefahren, die an Höhe dem Cynachen wenig nachgab, und besonders nun jetzt einer steinernen Bai, der einzigen Landungsstelle der Insel, gegenüber. Obwohl das Wetter schön, der Wind nur mäßig und das Meer still war, so brachen sich doch die Wellen hier mit außerordentlicher Wuth, und die Einfahrt wäre für jedes andere Schiff schwierig gewesen; aber unsere „Klippe", bei ihrem leinenen schlanken Bauche, wußte sich zu beugen und schlüpfte seitwärts, lange einer Klippe, die zwischen sich und der Insel eine enge geschützte Wasserstraße offen ließ, in die ruhige spiegelglatte Mai hinein. Hier konnte sie von der langen Fahrt ruhen; die Klappe wurde geöffnet, der Dampf sehr zischend und pfeifend in die Luft; der Anker wurde ausgeworfen, und wir setzten den Fuß ans Land. Etliche Weiber waren mit entgegengelaufen und standen gaffend am Strande, bieten sich aber von uns und unserem Fahrzeuge noch immer in scheuer Entfernung. Lustig genug sahen sie aus, von oben bis unten mit Federn überzogen und überdies; sogar ihre Füße hatten sie in Vogelfelle gesteckt, an denen die Federn auch die Füßchen ganz bedeckten. Sie erinnerte ihr Anzug an Merkur, den Götterboten, aber ihre Häßlichkeit und Plumpheit zeigte uns bald, daß wir es keineswegen mit geflügelten Bewohnern des Olymps zu thun hatten. Allmälig fanden sich zu den Weibern noch etliche Männer und Kinder, und nun kamen sie allesammt mit Geschrei und großen Gesten der Begrüßung auf uns zu. Ihre Sprache nichts an ihnen als Federn; die Federn gaben als ein dichter Ueberzug auf ihren Kleidern, klebten in Schweiß und Fett auf ihrer Haut; sie hatten mehr Federn als Haare auf ihrem Kopfe. Wir hörten uns auf die Insel der Vögel in Sindbad's Märchen von der Tonne versetzt glauben. Nun kenterten auch die Kinder auf; die Federn saßen ihnen Flaum; auf dem Leibe, wie jungen Küchlein in Nestes; sie wechten wohl eben aus ihren Betten gekrochen seyn, die aus weiter nichts bestehen, als Federn, ohne Laken und Ueberzug. Wo wir hinsahen, war Alles befiedert, Land und Wasser, die Felsen weiß von Federn wie, das Meer wimmelte davon. In den Häusern waren die Federn angeflogen, sie lagen zollhoch auf den Dächern; die Erde war weich, schagran und dunkt tapezierte. Auf der Wiese stachen sie weiß unter dem grünen Grase hervor, wie anderwärts die weißen Sommerblümchen. Die Straße des Dorfes, das den Haupt- und beiläufig den einzigen Ort der Insel ausmacht, war mit Federn gepflastert; die Wände hausen bestanden zur größten Hälfte aus Federn, und zum paar überflogene Federn, an welchen unser Weg vorüberführte, schien auch nichts Anderes in den Furchen gesät zu sein als Federn. Sie erfüllten die Luft und flogen uns um die Köpfe, wie Bätzen im Walde, wenn der Herbstwind die Bäume schüttelt. Es dauerte nicht lange, so waren auch wir in der Art weiß und Federn angeflogen. Der Dampf und Unangenehmste war dabei, daß der weiche in der Luft schwimmende Flaum, den wir mit einathmeten, uns Nase und Mund zu verstopfen drohte, so daß wir beständig husten und niesen mußten, um uns seiner zu entledigen. „Um Gottes willen, wo sind wir denn?" rief Ein Mann gebrüllig. „Und denn alle Gänse auf der Insel auf einmal in den Mauser, daß man mehr Federn bei Euch findet, als Luft und Land?" — Einer von den Männern erklärte uns die Sache. „Der Laird von Macleod", vernahmen wir, „wird dieser Tage seinen Steward herüberschicken und die vierzig Pfund gelesener Federn holen lassen, die wir um billig schönsten müssen, da haben wir eine große Jagd gemacht und wohl drei Tausend Gänse erlegt, und seit drei Tagen thun wir nichts als Federn rupfen, Männer, Weiber und Kinder. Morgen ist wieder Jagd; wenn's der Herren mit anziehen wollen, so kommen sie gerade zurecht."

„Schön, Schön", brach der Dritte ein, „wir sind heute jetzt wollen wir einmal Eure Hauptstadt ansehen." — Der Weg dahin war nicht weit: das Dorf lag kaum eine Viertelstunde südwestlich von der Bai, wo wir eingelaufen waren. Ein einziger übrigens steiler und schmaler Pfad führte zwischen den Felsen aufwärts, und ein Dutzend Menschen eben auf der Höhe konnten durch breadwaglige Steinhöfen fenster Mühe einer ganzen Armee den Eingang zur Insel verwehren. Sir Thomas wies hinauf zu den überhängenden Felsen, die zehn Klaftern gemblist, in Klüften und die Hinanklimmenden zu zermalmen drohten: „Da hat die Insel ihren ewigen Festbelebrief", rief er, „und wenn ich's sage, er ist auf Felsen gegründet, so ist das seine Redensart."

Während wir nicht ohne Anstrengung zum Dorfe hinaufkletterten, wußte der unermüdliche Sir Thomas uns beeilüpig dies und jenes von der Insel zu erzählen, die er zu seinen Bergschlagsbereien für den Sommer rechnete und die uns zu Kissiste genau kannte. „Wenn ich nur aus dem Namen St. Kilda gefscheit werden könnte. Habe ich mich doch über allen Schwarten in den Einsiedler und Obrigkeiten Büchern krumm und blind gelesen, habe ich doch in dem Edinburger Advokaten-Archiv ein Manuskript nach dem andern durchblättert und durchstöbert, um herauszubringen, wer die Heilige gewesen ist. Die Schottischen Strikenten kennen ihn nicht, auch nicht vom Hörensagen, und in der ganzen Irländischen Heiligenverzeichniß steht kein Wort davon. Die Insel ist aber doch gut christlich, obwohl sie einen so obtusen Patron hat. Anno 1690 gab es drei Kapellen hier; davon steht nur eine noch, zwei liegen in Trümmern. Der Laird von Macleod drüben rechnet die Insel zu seinem Gegenthum, und die guten Leute kennen sich alle Jahr, wenn sein Steward kommt, und seine Menschen aus der Welt bringt; aber ich wäre doch neugierig, wenn die St. Kildaner einmal dem Steward die Thür vor der Nase zuschlügen und ihn abziehen ließen, wie es der Laird dann wohl anfangen wollte, die Rebellen zu Paaren zu treiben." Unter solchen Reden hatten wir das Dorf erreicht. Es besteht aus zwei Häuser-Reihen, zwischen denen eine gepflasterte Straße läuft. Die Häuser sind alle von bedeutenden Steinen aufgeführt, ohne Kalk und Mörtel; die Steine von breiten zerweichter Torf, der in Lagen zwischen die Mauerstücke gestrichen wird. Wir wunderten uns, die Häuser hier durchgängig viel höher zu finden, als auf Long-Island und den Hebriden; den Grund erfuhren wir rest spärer. Dächer haben sie gar nicht und können keine haben. Der Sturm würde sie zur Zeit der Nachtgleiche jedesmal hinwegfegen. An allen Thüren haben wir hölzerne Riegel; das kam uns sonderbar vor, wenn Alles, was es in den Häusern nichts zu stehlen und nichts zu verschließen giebt? Wie wir später den Prediger darum fragten, erfuhren wir, der Ehebruch auf der Insel hätten die Riegel eingeführt, und nun wird uns die Sache sittlich klar: die Riegel waren für das sechste Gebot und nicht für das siebente; es sie aber den St. Kildaner Ehebrechen gelassen haben, daß er wollte ich nicht stehen. Jedes Haus hat zwei Abtheilungen: die innere oder hintere dient der ganzen Familie zum Wohn- und Schlafzimmer, in der vorderen, die sich zunächst an der Hausthür befindet, wird bei schlechtem Wintervetter das Vieh untergebracht. Statt der Bettstellen haben sie große hölzerne Vertiefungen, ungefähr wie Kamine oder Backofen, in der Steinwand; diese Löcher werden mit Federn warm und weich ausgepolstert, und die Nacht über kriechen ihrer drei oder vier in einer solchen, Groß und Klein, so viel Platz finden.

Der Prediger von St. Kilda war gleichfalls gekommen, uns zu begrüßen und uns das Nachtquartier in seinem Hause anzubieten, aber die Neugierde trieb zur Lande weiter zu den christlichen Tugenden hinüber, noch zu den besonderen eines Predigers gerechnet wurde und der Aufzug des würdigen Geistlichen sein besonderes Verlangen in uns erweckte, seine Häuslichkeit kennen zu lernen, so gegen wir es vor, die Nacht in den Kasten auf unserem Schiffe zuzubringen, und setzten den ganzen Plunne für sein Anerbieten und erfuchten ihn, uns für jetzt beim Spaziergange durch die Insel als Wegweiser zu dienen. Weit hatten wir nicht zu gehen — ganz St. Kilda mißt von Osten nach Westen höchstens drei, von Norden nach Süden zwei (Engl.) Meilen — aber der Einzige, worüber Boden, das beständige Einauf- und Herabklettern ermüdete uns sehr. Hin und wieder deutete bis, von Felsen gegen Norden und Nordwesten geschützt, ein grasbewachsener Abhang, wo etliche Rinder und Schafe weideten. Sie Thomas schnaufte und keuchte, daß aber das Gespräch keinen Augenblick stocken. Aus seinen Fragen und Bemerkungen und aus den Predigers Antworten lernten wir den ganzen ungefähre folgende Reihen zusammen: Die Insel hat gegenwärtig hundertzwanzig und etliche Einwohner; bis zum Jahre 1764 zählte sie hundertundachtzig, damals aber rafften die Blattern über die Hälfte der kleinen Bevölkerung weg und ließen eine schwangerhaftig Kind. Die St. Kildaner sind von einerlei Stamm von den Bewohnern der Hebriden und Hochschottlands, sie sprechen Gälisch, nur ist ihre Tracht unterschieden sie sich von den Bergschotten, — den Plaid, die breite Mütze und den Philabeg (Schottischen Schurz) sieht man auf St. Kilda nicht. Sie haben etwa hundert Kühe Rotrland. Nur auf den Abhängen, die nach Südwesten gehen, können sie säen und pflanzen; wo unterwärts Erdreich zwischen den Felsen liegt, können sie es bebauen, denn die fruchtbaren Strecke aus Nordwest würden nichts aufkommen lassen. Sie säen Gerste und Hafer; ersterer gerät nirgend im ganzen Schottischen Hochlande so schön, wie auf dieser kauben, stürmischen Insel, der Hafer aber taugt wenig. Kleesaat gerät es nicht, auch keinen Baum auf der ganzen Insel, an einigen besonders wohlgeschützten Stellen pflanzt man Kohl und Kartoffeln, sie werden aber kaum genießbar. Alle Erdarbeit wird mit den Spaten und dem Kaschoren oder Handspaße verrichtet. Der Acker gehört nicht einzelnen Familien, sondern der ganzen Gemeinde; sie theilen sich das Jahr in der Arbeit ab, und wenn die Aernte eingebracht ist, theilen sie sich darein. „Aber können denn, fragte ich, die paar Morgen Acker, auf ihrem, Reinigem Boden so viel einbringen, als die Leute das Jahr über verzehren?" „Wieder allerdings nun möglich sehn, erwiederte der Geistliche, wenn nicht noch die äußerst sorgfältige und mühsame Pflege wäre, wodurch die Fruchtbarkeit des Bodens verdoppelt und verviefacht wird. Erst wird im Frühjahre die Erde sorgfältig mit dem Spaten durchgegraben, jede Scholle wird zerklopft und dann Alles noch einmal mit dem Fuß durchgerissen und zermalmt, so daß auch kein Steinchen, keine wilde Wurzel, keine Faser von Unkraut übrig bleibt. Wenn sie das Erdreich so zubereitet haben, bestehen sie's mit einer hohen Hoge von einem halben Klaftern Dünger, welchen sie den Winter über in ihren Häusern bereiten. Nämlich gleich nach der Aernte brennen sie große Moffen trockenen Torfes und streuen die Asche in über Stube, wo sie essen und schlafen, auf den Boden. Ueber die Asche kommt eine Schicht Torf, dann über diese wieder Asche, und so immer fort; dabei wird das Ganze mit Wasser begossen und mit den Füßen festgestampft, bis es einen trockenen, zähen Estrich bildet. Auf diesem Estrich brennt man Tag und Nacht das Torffeuer, womit sie ihre Stube heizen, und zwar wandert der Herd von einer Ecke zur andern, sie fegen die Asche Tag für Tag und lassen sie Stück für Stück gehorsam ist. Dieser Stand wird dann wieder besenchtet und mit neuen Lagen von Asche und Erde überschüttet; so geht es den ganzen Winter hindurch. Dieses ist der Grund, warum sie ihre Häuser so hoch bauen; denn diese Torfasche häuft sich dermaßen in ihren Stuben an, daß sie zwei Drittheile der ganzen Höhe wegnimmt. Gegen Ende des Winters kann man in manchen Stube kaum mehr aufrecht stehen. Im Frühjahre wird dann Alles aus den Häusern auf die Felder geschafft und giebt einen ganz vortrefflichen Dünger ab; das Land trägt davon auch einmal so viel." — „Das Aergern", sprach Sir Thomas lachend, „will ich meinen Bekannten zu Hause mittheilen; sie sollen nur, unsere Schweinchen Pächter, die da so viel auf weiße, schwarte Dünen und blanke Esche halten, werden sich zu der Düngesabrikation nicht bequemen. Von Beten und Schwamm, ebenfalls gerer Heer, weiß man vermuthlich auf St. Kilda nichts, und wenn das Frühjahr kommt, ist wahrscheinlich die Haut der Leute so fest gedörrt wie ihr Feld." — „Mag sein", erwiederte der Prediger, „aber es bekommt ihnen auch gut, und sie leben lange dabei. Die Leute werden hier alter, als in ganz Hochschottland. Das macht die einfache, abgehärtete Lebensweise, und vornehmlich, daß wir von Whisky, trinken

Digitized by Google

wissen. Wir haben keine Schenke auf der ganzen Insel." — „Dagegen Sie," fiel ich ein, „was haben die runden Häuserchen mit den Kuppeldächern dort unten zu bedeuten, die wie Bienenkörbe aussehen?" — „Das sind unsere Magazine", erklärte der Geistliche, „unsere Getraidehöhen. So unförmlich und roh sie auf den ersten Blick scheinen, so sind sie doch mit großer Kunst und Festigkeit angelegt, aus hartem, ungebrannten Lehm. Es kommt nämlich darauf an, daß von oben durchaus kein Regen eindringt und das Getraide doch von den Seiten Luftzug behält, um zu trocknen und nicht zu verderben. Wollten wir unsere Gerste, Hafer, Hen und Torf im Freien trocknen lassen, so würde uns Alles zu Schanden gehen, denn es vergeht fast kein Tag ohne Regenguß. So aber bringen wir das Getraide, sobald es geschnitten, und den Torf, sobald er ausgestochen ist, unter Dach und Fach, Alles trocknet schnell, und seit ich mich zu erinnern weiß, ist nichts verdorben." — „Bei Arthur Young!" betheuerte Sir Thomas, „das sollen meine Leute zu Hause auch lernen, die Erfindung muß Glück machen; und nun erst gar auf Long-Island und Skye, wo alle zwei Jahre unter treiben alles Heu und die Aerndte am Boden versauft." — „Das Verfahren", explizirte der Geistliche weiter, „muß schon den alten Caledoniern bekannt gewesen sein und ist vielleicht durch Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit verloren gegangen. Es kommt schon bei Selinus in der Beschreibung der Scheiden vor. Ich habe im meiner Muße Manches über diesen Gegenstand gelesen, und wenn ich nach der Abbildung urtheilen darf, so ist der von den Schottischen Antiquaren so genannte Tempel des Römischen Gottes Terminus gar nichts anderes, als ein Getraideschober, wie wir ihn hier auf St. Kilda haben; die Form, die Breite, die Höhe, die seitlichen ausgebrochenen Oeffnungen, Alles stimmt überein; aber die Gelehrten haben sich mächtig den Kopf darüber zerbrochen." — „Ja, ja", lachte Sir Thomas, „die Herren haben manchmal mehr Gehirn als Phantasie."

(Fortsetzung folgt.)

Frankreich.

Der Streit über Quamquam und Kamkam.

Der berühmte la Ramée, noch bekannter unter seinem Lateinischen Namen Ramus, war einer von jenen Gelehrten, deren rastlosem Eifer wir es verdanken, daß die mittelalterliche Finsterniß von Europa wich und die Zartel Roms und Athens den Geistern wieder leuchtete. Leo X., Franz I. und die Medici waren Gönner dieser Männer, und ihre schönsten Genius der Menschheit zu werken; aber trotz ihrer reinen Bestrebungen guckte die Barbarei noch aus allen Ritzen hervor: die Sprache des Volkes war ein rohes Gemisch verschiedener Jargons; das Latein und das Griechische wurden durch die sogenannte Gothische Ausprache entstellt, die man sogar auf den Katheder der Universität zu hören bekam. Ramus reibt Geschmack genug, um das Lächerliche dieser Aussprache zu fühlen, Kühnheit genug, um sie zu bekämpfen, und das rechte Maaß von Energie, um ihre Herrschaft ganz zu vernichten.

Bleichem er während Jahre am Kollegium Presle Philosophie gelehrt hatte, erhielt Ramus auf Empfehlung des Kardinals von Lothringen die Stelle eines Professors der Beredsamkeit an dem Königlichen Kollegium. Jetzt beseelte ihn ein neuer Eifer, die Wissenschaft zu reinigen und anzubauen. Der erste Mißstreich, den er angriff, war die Gothische Aussprache, vermöge welcher das Qu wie K lautete; man sagte Kiskis für Quis, Kiskis für Quisquis, und Kamkam für Quamquam! Ramus machte seine Zuhörer auf die Mängel dieser Aussprache aufmerksam und demonstrirte ihnen sehr gelehrt, daß sie dem Buchstaben seinen gehörenden Laut nicht vorenthalten dürften. Mehrere Kollegen folgten seinem Beispiel, und bald hörte man in den Schulen weder Kamkam noch Kiskis mehr. Aber die Doktoren der Sorbonne nahmen es sehr übel, daß nur so gewaltige Reform mit Umgehung ihres Gutachtens ins Leben getreten; sie versammelten sich zu einer gründlichen Untersuchung der K- und Q-Frage und entschieden — wie sich voraussehen ließ — zu Gunsten der ersten Laute. An diese Entscheidung schlossen sie den Beschluß, daß Jeder, der sonst noch Quamquam sprache, in die Ungnade der Sorbonne fallen sollte.

Bald nach diesem hohen Beschlusse wagte ein junger Geistlicher, Namens Pillorge, den Gelegenheit einer öffentlichen Disputation, das verdammte Quamquam hören zu lassen. Die Anhänger des Kamkam machten der Sorbonne gleich von diesem Frevel Anzeige, und die ehrwürdigen Väter gingen in ihrer Entrüstung so weit, daß sie einen dreitägigen Pfingst, in ihrem Besitze Pillorge war, für valant erklärten.

Der Schuldige hatte unter den Studenten viele Freunde, die, als sie von jenem despotischen Verfahren Kenntniß erhielten, sogleich für ihn zu Felde zogen. Sie versammelten sich in großer Menge auf dem Platze Cambrai und marschirten dann, eine rothe und weiße Fahne schwenkend, gegen die Gebäude der Sorbonne. Auf der Fahne standen in ungebrochen Buchstaben die Worte: „Es lebe der König! Es lebe die Universität! Nieder mit dem Kamkam!"

Die Gegenpartei war unterdeß auch nicht müßig gewesen. Von dem drohlichtigten Sturme unterrichtet, rückten die Studiosen der Theologie aus ihren Zellen in der Straße Fouarre und pflanzten eine Fahne auf, mit der Inschrift: „Es lebe die Sorbonne! Nieder mit dem Quamquam!"

Schon waren beide Heerhaufen einander sehr nahe — schon erhoben die jungen Fanatiker mit wüthender Geberde ihre Stöcke, ihre Federmesser und Radirmesser — als plötzlich Ramus, begleitet von dem Stadt-Profos und einigen Pedellen, auf dem Wahlplatze erschien und sich also vernehmen ließ: „Was ist das für ein Betragen, meine Kommilitonen! Sind wir Römer, sind wir Griechen, daß wir uns solche Streiche erlauben? Wie? um eines Wortes, eines armseligen Wortes willen soll es Meuchel und Blutvergießen geben zwischen Brüdern? Pfui — nicht doch! Legt diese Mordwaffen weder, meine Lieben — legt sie bei Seite und unarmt mich! Laßt dem Parlamente die Sorge, den Streit zu schlichten, der sich auf den Bänken erhoben, und einen Beschluß zu fassen hinsichtlich treffen, was er zur Folge gehabt. Die hohe Weisheit dieses ehrfurchtgebietenden Senates ist eine sichere Bürgschaft dem Unterdrückten!"

Der Anblick und die Stimme des Professors wirkten wie ein Deus ex machina; der allgemein verehrte Ramus hatte das Vorrecht, die Universitäts-Statute zu beschwören, die schicksalschweren Gewitter abzuleiten.

Germain Pillorge folgte dem Rathe der Weisesten und Klügsten seiner Kollegen: er appellirte an das Parlament, und nun kam es zu einem förmlichen Prozeß. Die Doktoren der Sorbonne traten auf mit Argumenten ihr Kamkam nach besten Kräften zu Schutz, wogegen Ramus an der Spitze der Professoren des Königlichen Kollegiums mit eben so viel Beredsamkeit als Logik über Gründe zu Schanden machte. Zwei General-Advokaten, Jean Baptiste von Hurepoix und Felix Sebastian Dumouchel, erklärten sich von ihrem Standpunkte zu Gunsten der Universität und des Quamquam. Nach drei Sitzungen folgte von Seiten des Parlamentes ein Ultimatum, kraft dessen der junge Geistliche seine Pfründe zurückerhielt und die Entscheidung über Kamkam und Quamquam den Grammatikern anheimgestellt wurde.

Damit hatte aber der Streit noch lange nicht ausgetobt. Die eifersüchtige Sorbonne, die außerdem wenig Genugthuung in den Verordnungen des Parlamentes sich zu fügen, schwierete endlose Kabalen gegen die Universität und gegen Ramus, den sie als einen gefährlichen Neuerer anklagte. Daher stammen jene unaufhörlichen hartnäckigen Zwiste zwischen den Studenten an der Universität und den jungen Theologen; daher jene blutigen Raufereien, die fast täglich vorfielen. Dieser Streit war gleichsam die zweite Ausgabe des berüchtigten Konzilismus zu Antiochien, wo man sich um einer Silbe halber in den Straßen niedermetzelte.

Ramus und der ganze Geschmack siegten endlich ihren Triumph; aber ein paar Jahre später mußte dieser große Mann in der Bartholomäus-Nacht unter den Dolchen der Meuchelmörder Katharina's von Medicis sein Leben. Sein Leichnam wurde aus einem Fenster auf die Straße geworfen, von den jungen Theologen mit kannibalischer Lust fortgeschleift und auf empörende Weise verstümmelt. So flüchterlich waren die Nachwirkungen des Streites um Kamkam und Quamquam!

(Gaz. des Tribun.)

Mannigfaltiges.

— Italien, wie es ist. Die Widersacher des Italiänischen Himmels, der Italiänischen Luft und des Italiänischen Bodens mehren sich täglich. Man sollte zwar glauben, daß derlei Dinge gar nicht im Bereiche menschlicher Antipathie liegen, aber wir haben an Herrn Gustav Nikolai's Buch gesehen, wie selbst die Mäßigste und Gelassenste Herrschaft, die der Natur und des Klimas, in unserer Zeit den Angriffen der Opposition nicht entgeht. Herrn Nikolai's Buch scheint in England gelesen worden zu sein, oder wenn dies nicht der Fall ist, wenn die Contagion durch unmittelbare Berührung nicht stattgefunden, so muß sie der Luft mitgetheilt sein, denn wir bedauern, daß vielerlei Krankheit in England wie in Deutschland erzeugt. Im Oktober-Hefte des New-Monathly-Magazine (S. 272) befindet sich eine kritische Anzeige der „Louren at Naples" (Stunden in Neapel), einer Sammlung weicher Gedichte der Lady Emmeline Stuart Wortley, und bei dieser Gelegenheit äußert sich der Kritiker folgendermaßen über Italien: „Wer singt nicht heutzutage von der schönen Italia, und wir Wenige wissen, daß diese Italia das schmutzigste, elendeste, am meisten hungerleidende und lasterwüthigste Land in Europa sei. Wenn einer Engländers Lage Schönheiten gewahren kann in einer beständigen Reihe von Knochbrüchen Jahrs, so möge er sich am Hungertuche erlaben. Wenn ihm der faulige Geruch von Sumpfboden, gewürztem Hanf und, ungelunden Miasmen, deren es jeden Monat andere giebt, eine angenehme Abwechselung ist, so möge er sich den Genuß der Ebenen Mailands, Ferrarae, der Campagna und hundert anderer Provinzen gönnen, von denen ein gesitzter Indianer mit Abscheu seine Nase abwenden würde. Wer an einer verkrüppelten Vegetation, die so drann wie ein Bettlerhausch und so stundig wie eine Landstraße ist, Gefallen findet, so möge er die Olivenhaine, die Weinberge und die von Räubern wimmelnden Wälder aber Gegenden dieses Antiparadieses entzückend nennen. Wenn sein Gefühl für Schicklichkeit nicht verletzt wird durch das abgeschmackte Sitten-System, das es dreifeits Obdauft giebt, so möge er die gebildete Gesellschaft eines Landes aufsuchen, das die Pluralität der Ehemänner als eine seiner schönsten Eigenthümlichkeiten betrachtet. Ist die Kunst sein Steckenpferd, so möge er die trockenen, dunkeln, ibratasischen und scheußlichen Gemälde der unteren Italiäner, von den Alpen bis nach Kalabrien, sich ansehen. Ist er endlich ein Rechtsgelehrter, so mag er es zum Spaß einmal mit einem Prozesse vor einem Römischen Gerichtshofe versuchen und, wenn er die Richter gehörig beschochen hat, dasjenige gewinnen, was ihm nirgends noch übrig bleibt." Sollte man nicht glauben, der Engländer habe das Buch des Deutschen Jakobsgen abgeschrieben? Nur Eins vermissen wir in dieser Schilderung: die kleinen bedeutenden Gesellschafter, die unser Landsmann in jedem Italiänischen Gasthause angetroffen hat und von deren unangenehmer Zudringlichkeit er gar nicht genug zu erzählen weiß.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 129. Berlin, Freitag den 27. Oktober 1837.

England.

National-Denkmale in England.

Da, wie Muhammed sagt, jedes Volk eine kriegerische Glanz-Periode gehabt hat, so muß jedes Volk auch seine Siegs-Denkmale und seine Helden-Statuen besitzen, und da dies nun bewiesen, daß der Krieg ein Hazardspiel ist, in welchem jeder Spieler einmal einen glücklichen Tag hat, so darf auch Niemand daran Anstoß nehmen. Der Reisende, der Europa besucht, trifft überall Inschriften, Säulen, marmorne oder eherne Bildsäulen, die den Heldenmuth aller Nationen bezeugen. Die Engländer besitzen zwar bänderreiche Annalen, aber nicht viele Denkmale. Man trifft bei ihnen nur Einen Namen und Einen Helden: Waterloo und Nelson. An allen Orten sieht man den Schildern von Strumpf- und Flanell-Händlern das Wort Waterloo. Waterloo-Haus, Waterloo-Platz, Waterloo-Straße, Waterloo-Brücke, Waterloo-Square und dergleichen wiederholt sich unaufhörlich in den Städten und Flecken der drei Königreiche, und dies geht bis zur Uebertreibung. Wenn man eine Stadt betritt, so trifft man unfehlbar auf ein dem General Nelson errichtetes Denkmal, bald in Form einer Bouteille, wie in Sackville-Street in Dublin, oder einer Bildsäule, wie in Birmingham, oder einer dramatischen Gruppe, wie in Liverpool; oder Säule, Statue und Gruppe zeigen sämmtlich von einer wahrhaft wunderbaren Armuth in der Ausbildung. Die Engländer haben es stets zu hinterreichen gewußt, daß man den Mohren des Helden über den des Bildhauers vergeße, und der Minister der schönen Künste hat jedes Mal, wenn er irgend einem eingeborenen Phidias einen Nelson auftrug, das ausdrückliche Verbot, kein Meisterwerk zu liefern, hinzugefügt; und zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, man hat ihm stets gehorcht. Wir können ist noch diese Gehorsamsverleugnung der Kunst! Als Liverpool beschloß, Nelson auf dem Börsen-Platze ein Denkmal zu errichten, und der Bildhauer seinen Entwurf überreichte, sagte Letzterer: „Ich werde Nelson vorstellen, wie er tödtlich verwundet auf dem Verdeck der „Victory" liegt; ihm zur Seite einen Matrosen, um anzudeuten, daß die Sterne auf der See verstäßt; von der Höhe soll eine weinende Siegesgöttin herabsteigen, die über dem Haupte Nelson's eine Krone von Lorbeern hält; endlich soll in einem Winkel ein großes Skelett lauern, dessen Schädel sich zum Lachen verzieht und das seine Knochenhand nach dem Herzen des Helden ausstreckt, um die Schläge desselben zu zählen und ihm so lange sehen zu lassen, bis er die Siegesbotschaft vernimmt." — Nun hätte zwar das Liverpooler Künstler-Comité an diesem Entwurf viel auszusetzen können, wenn es sonst gewollt hätte; doch hütete es sich wohl, auch nur den geringsten Einwurf zu machen, sondern ließ den Künstler gewähren, fest überzeugt, er würde Nelson nicht beerdigen.

England ist also voll von Nelson und Waterloo, und man sollte glauben, daß es in Ermangelung dieser beiden Namen an Stoff zu einer National-Inschrift dort gefehlt hätte.

Im Park von St. James begegnet man einer Wellington gewidmeten Trophäe, die aus einem ehernen von Spanischen Rutern umgebenen Mörser auf einem Postament besteht und eine Englische und Lateinische Inschrift trägt. Jedoch sind die Engländer nicht sehr stark im Lateinischen, und man begreift nicht, warum sie es sich haben einfallen lassen, den Ruhm des Herzogs von Wellington in Lateinisch sein sollender Prosa zu verherrlichen. Der Lateinist, der diese Prosa zu Tage förderte, hat seine Aufgabe bis auf das schrecklichste Wort Mörser mit ziemlicher Geschicklichkeit gelöst; das Wort aber machte ihn stutzig, da die Römer bekanntlich von Mörsern noch nichts wußten. In sechzehnten Jahrhundert fand ein Gelehrten-Kongreß in Statt, dem Europa den Auftrag ertheilte, der unlängst erfundenen Wurfart und Kanone entsprechende lateinische Benennungen zu geben. Das Konzilium debattirte vierzehn Tage lang, nach deren Verlauf die Sprache Virgil's und Horazens mit zwei neuen Wörtern bereichert wurde; man gab nämlich Flinte durch catapulta und Kanone durch tormentum bellicum wieder. Diese Uebersetzung war allerdings nicht sehr gelichtet, die Schuld lag jedoch an den Römern; warum hatten sie nicht das Pulver erfunden? Da nun aber das Wort: Mörser sich nicht auf der Tagesordnung des Konziliums befunden hatte, so sah sich der mit der Abfassung der Trophäen-Inschrift beauftragte Gelehrte in nicht geringerer Verlegenheit, als das Konzilium in Betreff der Musketen und Kanonen. Es übersetzte demnach die ersten Zeilen: Als der Herzog von Wellington die Gallier in der Schlacht bei Salamanca besiegt hatte, durch devictis Gallis apud Salamancam .... bis hierher ging es recht gut, nun kam aber: so eroberte er diesen Mörser, der noch nie abgefeuert worden war .... Mörser! Wie das? .... der noch nie abgefeuert worden war .... adhuc inauditus! inauditus! .... aber Mörser! Mörser! .... welch' furchtbare Gedanke, dies Lateinisch wiedergegeben! Vielleicht hat auch nur Victor Belluno gedacht, als er diesen Mörser im Stiche ließ? Kurz, der Einwirkungsgrad der Trophäe kam, der amtliche Latinist sah sich durch südrathlichr Entschleidung in die Nothwendigkeit versetzt, seinen Erfindungsgeist anzustrengen. In dem Augenblick, als sich Bezwerflung seiner bemächtigen wollte, fiel er auf bombarda. Welch herrliches Wort! Er sieh es nicht wieder verschwinden, packte es mit beiden Händen und überlieferte es dem Gießer. Der Gießer nahm bombarda, wie er jedes andere Wort genommen hätte, und goß es in Erz. Nichts ist anstößiger als dieses bombardum im Accusativ, das grandiosisch auf dem Postamente prunkt. Es ist viel besser, in seinem Leben nur Schlacht bei Salamanca zu verlieren, als auf ehernen Pfeiler der Nachwelt entgegenzuwandeln und an seinem Gegrichen Namen eine bombardum angehängt zu sehen.

Auf dem Wege von St. James nach dem Park bemerkt man zwei stumme, plumpe und, was das Schlimmste ist, so traurig wie junge Mauten aussehende Triumphbogen, die den Beschauer gedanken mit nichtssagender Miene anblicken und ihn doch am Verübergehen hindern; man hätte diese Steine besser zur Makadamisirung der benachbarten Landstraße verwenden können. Auf der anderen Seite sieht man durch ein Eisengitter die berühmte Achilles-Statue, welche die Englischen Damen dem Herzog von Wellington's errichtet haben. Diese Statue, deßgl. die Inschrift, ist aus den drei Toulouse, Vittoria, Salamanca, welche erbeuteten Kanonen „konstruirt" worden. Ungefähr drei Kanonen bedurfte es zu diesem Guß: einer von jedem Siege. Die Damen haben auf dem Wendome-Platz weniger Beschwerdeführt als man nach der Benennung von jehn Schritten sehe diese Achilles-Statue zu sehen hätte der Bildhauer die vier Kanonen in ihrem natürlichen Zustand gelassen und der Gießer nichts dabei zu thun gehabt. Das wäre vielleicht auch ein recht sinnreiches Kunstverfahren, wenn es bei Botivsäulen in Anwendung käme; als jedoch die Damen sich die Mühe gaben, dem Künstler eine Helden-Statue aufzutragen, hätten sie wohl so galant sehen sollen, mindestens einen Menschen darzustellen. Indessen muß man ungerecht seyn, wenn man den kleinen Koloß in der Nähe betrachtet, bewundert man das Talent, womit die vier Kanonen auf eine Weise zusammengestellt sind, daß man darin noch die menschliche Form wiedererkennt, gleichwie man aus den buchstabenarmen Dosen Alles, was man nur will, herausfinden kann. Wenn der Beschauer diese Statue Centur von allen Seiten betrachtet, so kommt ihm gewiß ein Augenblick der Illusion, der er allerdings selbstalten muß und die ihm das Gestädnnig verstattet: Ja, das ist eine Statue. Ist erst das Dasein einer solchen eingeräumt, so geht man zur Beobachtung anderer Einzelheiten über und entnimmt aus der Inschrift, daß, was man da vor sich sieht, ein Achilles sey. Nun hat der Künstler an dem Ende eines Stückes Kanone, das den linken Arm bildet, das Bodenstück eines Geschützes nach Art eines Schildes angebracht. Da der Achilles die Stellung eines Helden, der sich mit einem Schild bedeckt, darbietet, so darf ich wohl vermuthen, daß der Künstler weder den Erfinder des Achilles, Homer, noch die anderen Dichter, die von diesem ziemlich bekannten Helden gesprochen, gelesen habe. Achilles machte vom Schilde keinen großen Gebrauch; denn er vertheidigte sich nie, griff immer an, und seine Lanze hat einen Europäischen Ruf erlangt; ja, nehmen wir auch wirklich an, daß Achilles einmal in der Zerstreuung einen Schild genommen hat, so ist zu wetten, daß er ihn nicht über den Kopf, sondern unter die Ferse gehalten hätte und das ist ein großer Unterschied.

Am 18. Juni dieses Jahres sah ich gegen drei Uhr Nachmittags auf einer Bank in Hyde-Park in der Nähe des Bier-Kanonen-Stückes und hatte das Vergnügen, mit einem Engländer, einem sehr freundlichen Manne, mich zu unterhalten, der durch seinen Aufenthalt auf dem Kontinent in einer Atmosphäre toleranter Civilisation alle Eigenheiten Britischer Reizbarkeit abgelegt hatte. Wir sprachen von Waterloo, und er sagte zu mir mit der Gleichgültigkeit eines durch vieles Reisen blasirten Menschen: „Wenn ich heute vor zweiundzwanzig Jahren, um dieselbe Stunde ungefähr, einen Franzosen auf der Seine von Mont-St.-Jean begegnet wäre, so hätte er mich gewiß mit einem Pistolenschuß begrüßt; nicht wahr?" — Ich verneigte mich höflich, als wollte ich den Franzosen entschuldigen. — „Ohne Scherz, ist es nicht besser, daß man hier ruhig mit einander plaudert, als sich da bekriegen auf einem Belgischen Getraidefeld herumzuschlagen, um Menschen zu kreuzen zu jerstören und zu welchem Zweck?" — „Um eine Statue dieses Schlages zu errichten; das ist Alles, was England dabei gewonnen hat." — „Sie sind also auch der Meinung, daß es nicht der Mühe lohnte, uns

Digitized by Google

fünfzehn Jahre lang zu ruinieren und unseren Kredit zu erschüttern?" — „Ich bin vollkommen dieser Meinung; es ist eine Statue, die Englands Ihnen zu setzen kommt." — „Und welchen Vortheil hat der durch jenes Siegel daraus gezogen! Sehen Sie einmal da dinüber; ungefähr zwanzig Schritte von hier neben dem Gitter des Parks bemerken Sie einen Palast; es ist die Wohnung des Herzogs von Wellington und das einzige Haus in London, das keine Glasfenster hat; denn das Volk hat gegen diese Mauern mehr Steine geworfen, als Wellington den Franzosen bei Waterloo Kugeln zugesendet. Die Spur der Kugeln ist verschwunden, die der Steine aber geblieben, und der edle Herzog hat sich in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, alle Fensterladen mit Eisen beschlagen zu lassen. Nicht die Statue bedarf eines Schilder, sondern der Palast des Helden."

Während er so sprach, kam der Herzog von Wellington incognito aus seinem Palast, und nachdem ich die Statue und das Haus bewundert, sah ich den Helden. Ich hatte in meinem Leben noch keinen Helden gesehen; nun bot sich mir ein Englischer dar! Der edle Herzog ritt einen Fuchs und trug einen runden Hörrock und weiße Beinkleider; sein Haar fiel ins Graue, sein Rücken beschrieb eine Ellipse. Ich kann die Wirkung nicht schildern, die diese alternde, abgemagerte, sorgenvolle Figur, dieses melancholischen Aussehen eines berühmten Mannes auf mich hervorbrachte, der mit seinem Ruhm, seinen Verwägen, seinem Ordern und seinen Namen nichts mehr anzufangen wußte, der aus Langeweile in Begleitung eines einfältigen Groom zu Pferd steigt am 18. Juni bei seiner Statue, die er nur von der Seite anblickt, verstohlen vorüberreitet, um in dem feuerschlingen Hyperdromus von Hyde-Park ein wenig Staub zu erregen. Ich werde mich stets dieser Stunde des Zaghaftes, die ich in einem Winkel jener dichten Gartenmauer unter einem grauen Himmel so traurig schien sah, jener Statue, die kein Ruhm zu paradieren schien, und jenes Haus Palastes erinnern, an den das Wolf gleichsam ehrene Siegel gelegt hat. Die Melancholie, die traurig auf Hyde-Park herabfällt, verlieh der auf ihren Sarkophag hingeklärten Erzmaske, den düsteren Gebäuden, der den Garten in ein Gefängniß verwandeln, den weitentfernten traurigen Bäumen und selbst jenem neuen Palast von St. James, der keines seiner Fenster der frischen Luft öffnet, einen Grabesfinsterich: dies alles ist der Ruhm!

Mein Gesellschafter, der Engländer, betrachtete dies Gemälde aus Gewohnheit mit gleichgültigen Blicke und schlug mir eine Spaziergang auf der Themse vor. „Ich will Ihnen," sagte er zu mir, „ein Meisterwerk modernen Denkmal zeigen, mit dem Sie zufrieden seyn werden. Kommen Sie.

Wir nahmen in Hungerford-Markt eine Fiz und begaben uns abwärts nach den Docks der Ostindischen Compagnie. Das Dock, in das wir hineinfuhren, ist eines jener Wunderwerke der Industrie, wie sie England hervorbringt, und seinen Ruf hat sie Macht unerschöpflichen Reichthum, wie so vieler Großartigkeit großfundart als hier. „Dieses Dock", sagte der Engländer zu mir, „ist von James Millingam, einem Londoner Kaufmann, angelegt worden, und hier sehen Sie seine Statue"; und dies Mal sah ich eine wirkliche Statue, eine Statue in wirklicher Größung, ein aus den Händen eines Meisters hervorgegangenes ächtes Kunstwerk. Das Postament trägt folgende Inschrift: Dem Londoner Kaufmann James Millingam. Hier schwindet aller Spott; man muß schweigen und bewundern. Wie viel besser ist es also, für England ein Dock anzulegen, als eine Schlacht gewinnen; Millingam erscheint dort viel erhabener als Achilles, der gottliche Held. Mery.

Hirta, die Jäger-Insel.

(Fortsetzung.)

„Ich sehe da unten", fragte nun Sir Thomas den Geistlichen, „eine recht hübsche Heerde: ist viel Vieh auf der Insel?" — „Wohl an tausend Stück, gegen achtzig Kühe und Ochsen, alle schwarz, wie die, welche da weiden, Schafe und Ziegen zahlreich, aber unnennbunter. Die Rinder sind von kleinem, aber kräftigen Schlage; die Schafe von Norwegischer Race, mit kurzem Schwanze, brauner Wolle und häufig mit mehr als zwei Hörnern am Kopfe, wie die Isländischen. Ihr Fleisch ist sehr zart und wohlschmeckend, und auch der zuhumengegossenen Milch von unseren Schafen, Kühen und Ziegen machen wir Käse, der weit und breit berühmt sind, besser als auf Long-Island." Der gute Geistliche warf sich bei dieser Herzählung nicht wenig in die Brust; Sir Thomas aber murmelte, in Gedanken verloren: „Sehr zart und wohlschmeckend; — hm", sagte er dann, „ich möchte wohl morgen zum Frühstück eine St. Kildar Hammelkeule verspeisen." Ein Mundvoll von einem so vortrefflichen Braten, wie Sie Thomas, klang dem Prediger wie Befehl, und er schickte sofort einen von seinen Landleuten mit der nöthigen Order ins Dorf; uns aber führte er weiter an einen einsamen, von steilen grauen Steinwänden eingeschlossenen Platz und machte uns auf eine tiefe Spalte im Boden aufmerksam. Unsere Augen folgten den seinigen; wir sahen durch Wasserstraht von ansehnlicher Stärke aus dem Felsen ein Gerinne hervorquellen und sich in ziemlicher Nähe zwischen den Felsen ein Gerinne bilden. „Hier entspringt", belehrte uns unser Cicerone, „der einzige Bach der Insel; er heißt Tobre-nam-Boy. Zwar fließt noch an zwei anderen Stellen Wasser aus den Felsen, aber bei weitem nicht genug, die ganze Insel zu versorgen; der Tobre-nam-Boy hingegen strömt sein Menschengedenken so reichlich, wie heute; ohne ihn wäre St. Kilda nicht bewohnbar. Gott allein mag wissen, wie und woher dieser Springquell süßen Wassers auf unserem Eilande, mitten aus der salzigen See, zu Tage kommt."

Wir hatten jetzt einen der höchsten Punkte auf der Insel erreicht: ein weiter Horizont lag vor uns, der Ocean, die, finster, unermeßlich, rings zu unseren Füßen. Vor uns breitete sich der graue Steinboden des Eilandes aus; stellenweis überzog ihn ein heller, einförmig grüner Rasen, zwischen welchem schwarzte Torfboden hervorstach. Nicht ein Baum, nicht ein Strauch; es giebt auf der Insel kein anderes Holz, als angeschwemmtes. Die grasbewachsenen Torfstücke können dem Vieh zur Weide, den Menschen als einziges Brennmaterial. Zunfzehn bis zwanzig Pferde von kleiner Shetlandischer Race werden von den Einwohnern gehalten und lediglich zum Transport des Torfes verwendet; wir sahen etliche dieser Thiere mit ihrer schwarzen Last die Felsen ab nicht stimmen, und sie glichen aus der Ferne Hüte mit weißen Federbüschen Stücken schwärzlichen Gesteins, als lebendigen Wesen. Als wir den Rückweg zum Dorfe antraten, sahen wir die Semse zu unseren Füßen ins Meer niederstauchen. Sir Thomas, der ein nicht minder großer Naturforscher war, als der Reisende Arthur Young, bei dessen Namen er so schwören pflegte, brachte den Vorfall sogleich mit der Agricultur auf die Sitten des Inselvölkchens zu sprechen. Da bekamen wir denn manches Eigthümliche zu hören. Ein kleiner Stamm Menschen, der seit unbenklicher Zeit auf einem Fleck Landes mitten im Ocean von aller Berührung mit Fremden isolirt lebt, muß natürlich ein sehr eigenthümliches Gepräge tragen und in seinen Gebräuchen, zur Ehe, gewonnenen Beschränktheit und Seltsames darbieten. Sitte, Gutmüthigkeit und Lebensweise ist hier gewiß noch wie vor fünfhundert Jahren. Selten verläßt ein Sankt-Kildaer seine Insel, noch seltener kömt sich ein Fremder bei ihnen nieder. Während Britannien sind sie, in ihrer abgeschiedenheit, die einzige Welt-Europa, der in beständigen Fieberen lebt. Der Boden ihrer Heimath giebt ihnen vollauf, was sie brauchen; Noth kennen sie nicht, und alle künstliche Bedürfnisse sind ihnen fremd. Sie leben daher ohne Neid, Streit und Zwietracht unter einander, friedlich, zufriedlich, in Einfalt, und glücklicher Unwissenheit wie die Kinder. Ihr Bauer auf Van-Diemens-Land, das von den Missionairen eigener Wilder auf den neuen Hebriden weit vorwandelt ist um die Europäischen Ereignisse der letzten vierzig Jahre dieser Welt, als ein Bewohner von Sankt-Kilda, das doch in der Geographie zu den alten Hebriden und mithin zu Europa gerechnet wird. Die Indianer in den Urwäldern Amerikas und die Australier, unsere Antipoden, erzählen sich den Namen Europa's für die Sandfluth, die sie nicht erblicken, — die vor ein paar Jahren hatten sie nichts von ihm gehört. Der Geistliche, der nicht auf der Insel geboren, sondern von der Gesellschaft zur Verbreitung des Christenthums als Prediger hingeschickt war, erzählte uns: „Als ich vor sunfzehn Jahren, Anno 1822, auf diesem von der Welt vergessenen Eilande anlam, war das Andenken an das die Feute und Europa wußten, die Insurrection der Hochländer vom Jahre 1745 und die Niederlage des Prätendenten Karl Emaed Stuart. Damals nämlich hatte sich etwas Unerhörtes an den Gestaden der Insel zugetragen; der General Campbell war mit einer ganzen Flotte gekommen, den Prätendenten zu suchen, auf Treffen Inseln die Kunde gelegt war und von dem das Gerücht ging, er hatte sich auf St. Kilda verflackt; die erschrockenen Insulaner wußten in ihrer Einfalt und Unschuld nur zu antworten, sie hätten von dem Manne im Leben nichts gehört, — was auch zang der Wahrheit gemäß war. Aus höherer Zeit war einem ein unbestimmtes Gerücht zu Ohren gekommen, daß die große Insel — so heißt Großbritannien bei ihnen — mit einem sehr weit entfernten Lande, Amerika genannt, im Kriege läge; daß aber dieser Krieg schon längst zu Ende war, wußte man 1822 hier noch nicht. Als sie das Fahrzeug kommen sahen, welches den Schiffbrüchigen und mich aus Land setzte sollte, liefen sie alle aus dem Dorfe weg und verkrochen sich unter die Felsen; sie meinten, es käme wieder ein Amerikanischer Korsar. Von den jüngsten gewaltigen Kriegen in Lande und zur See, von Nelson und Wellington und allen unseren Helden hatten sie nicht die geringste Kunde." — „Das wolle' ich ihnen schon vergelten", fiel Sir Thomas sprotend ein, „wenn sie nur Kunde hätten vom echten Englischen Rosbeef und von dem wahren Französischen Salat. Aber ich wette, hochwürdiger Herr, Ihre Insulaner stechen noch mit der zweizinkigen Eisengabel in das Beefsteak hinein, und haben keinen Begriff davon, wie gut ein Tunkchen spricht." — „Was Gabeln betrifft", erwiderte der Geistliche, der endlich mit seinem Senf und seiner Einfalt auf Sir Thomas' Späße einzugehen anfing, „sie halten sie sich lediglich an die fünf Finger, die ihnen Gott gegeben hat, und ihre Beefsteak schneiden sie sie gewöhnlich nicht aus Rinderschenkeln, sondern unterm Rücken mit einer Eisergane aber einer ganzen Taucherente heraus. Doch hiermit unser St. Kildaer Gänse in einheimischer Zurichtung keine schlechte Kost sind, davon sollen Sie sich morgen überzeugen, wenn Ihr Koch nicht verschmäht, was ich aus dem Brodmaterialie für Ihre Tafel schicke." — „Die Sendung soll respektirt werden", versetzte Sir Thomas lachend, „und wenn sich Ihre Insulaner nicht zu fein dünken, sich den Sir Kildaer Gänsen einen Ehrenplatz auf meinem Küchenzettel ein. Also es bleibt dabei, morgen kosten wir die St. Kildaer geistliche Küche; aber die eine Bedingung steht, sie müssen meine Einladung am Bord der „Kitty" annehmen." — „Von Herzen gern, aber die Jagd muß erst vorbei sein." — „Wie so?" — „Morgen nach der Jagd." Gott beschehen, hochwürdiger Herr!" So verlieren wir den freundlichen Geistlichen am Eingange des Dorfes, wo der Geruch von einer Legion geschlachteter Gänse und ein wüthendes Gebäller von Federn uns zum Rückzug zwang, um stiegen zu unserem Schiff hinab, um der nächtlichen Ruhe zu pflegen.

Die Gälische Sprache scheint an Wohllaut ungefähr mit dem Rabengekrächz auf gleicher Stufe zu stehen. So urtheilten wir mindestens, als in der frühesten Dämmerung ein zwanzig Insulaner, der Prediger an ihrer Spitze, an den Strand heruntersamen und uns mit mißtönendem Geschrei aus dem Schlafe weckten, damit wir je die Jagd nicht verschliefen. Der Himmel schmückte sich in allen mit blendenden Farben, weiß und gelb gestaumt; dahwischen schwammen leuchtende rosenrothe Wölkchen; die tiefsten Felsenwände gaben dem Horizont eine tiefsmalte, schwärzliche Einfassung, die das berliche, ätherische Farbenspiel noch glänzender hervorhob. Sir Thomas war nichts weniger als

Digitized by Google

ein Dichter, doch begeisterte ihn der Anblick zu einem kühnen, wenn auch etwas sinnlich-materialistisch gehaltenen Gleichnis. Es ist, sagte er, als hätte man in einem Prachtkorb Safran umgerührt und Rosenblätter eingestreut. Darauf klingt es, als ein echter Skalde, ein Gluh Whistey hinunter, gegen die bösen Nebel — obwohl weit und breit keine Flocke Dunst zu sehen war — nahm einen der oben beschriebenen kleinen Klopper zwischen die Beine, wie Anderen und der Prediger thaten desgleichen, und so ging unser Zug über Stock und Stein munter dergauf, in Vortrab und Nachtrab die lustigsten und verwegensten jungen Jäger von der Insel, die wir den Riesenberg, den Conachan, erklommen hatten. Da oben auf der höchsten Terrasse machten wir Halt. Die Sonne war eben aufgegangen; sie „barbierte" sich noch, wie unsere Kildaer Jäger sich auszudrücken beliebten. Die Metapher ist nicht schlechter als manche andere und auf eine wahre, von den wahren Sinne der Insulaner aufgefaßte Naturanschauung gegründet. In der That, die Sonnenschibe lag matt flimmernd zur Hälfte über, zur Hälfte unter dem Wasser, und die vom Winde bewegte, weit ausgekräuselte Fluth lief sich nicht übel einem um Bobbys Antlitz spielenden Seifenschaum vergleichen. „Wie ist's möglich", wenn wir selbstgefällig sagten, Thomas sah derweilen, und glitt dabei langsam und gemächlich, wie eine Lotung Tauf, von seinem Klepper zur Erde: „die scharfe Luft hier oben könnte Einen erdenklich zum Menschenfresser machen; die Zähne sind mir schon ganz lang, und wenn sie nicht bald was kriegen, binden sie mir nicht in der Klinikate Ihnen." Wir Alle hatten unsere wohlbehaltenen Hyperite und nun ging es an ein Essen. Unser St. Kildaer Freunde brachten das Delikatesse hervor, was sie an Gänse-Eiern hatten auftreiben können, damit war uns aber nicht gebolfen; sie fehen nämlich die Delikatesse darein, wenn mit dem Ei zugleich schon das junge Gänslein inwendig, das Kücklein, mit seinem Schnäbelein aufpicken würde, gekocht wird. Da unser Hyperite diesmal nicht bestreunden wollte, so mußten Pötel- und Räucherfleisch, frischzugesange Fische und ein halber gebratener St. Kildaer Hammel herhalten: letzterer namentlich lagte große Ehre ein und rechtfertigte in vollem Maße das gestern vom Prediger gesprochene Lob. Dazu tranken der Prediger und die Fingerlosen nicht etwa Wasser, sondern Einer oder Zeben tranken rothe Flaschen Portwein oder Sherry, welche Sir Thomas weislich mit heraufgeschafft hatte, indem er sie wie Pistolenhalfter am Sattel der Pferdchen festband. Als wir nun des Mahles sattsam gepflogen hatten und alle Rippenstücke des Hammels, auch alle die ungeborenen Gänslein waren, „gegangen" waren, wie Sir Thomas seine Exkremente, die jetzt, bei gestillitem Magen, ungefestigt wie ein Waldbeen schmeckte: „Nun! nun kann's losgehen!" Sie rief er, der Teufliche, und streckte sich unweit des Ufercandes nieder, um zuzusehen, wie es losgehen würde. Ich folgte seinem Beispiele, da ich so wenig wie er meinen guten Vätern in Kilda Gelegenheit verschaffen wollte, mir irgendwie Unbequemlichkeiten zu machen. Sie sind bestand aus drei sehr fest zusammen gedrehten und durch einander geflochtenen Riemen von mit Schwefter abgegrebter Kuhhaut, der Schnitte aus eben so unzerreißlichem Schafleder; sechzig Fuß lang ist dieser, ohne seiner Biegsamkeit zu schaden, und zugleich dauerhafter; an beiden Enden befinden sich Schlingen. Als sämmtliche Stricke, in Allem zehn, aufgerollt waren, faßten die Jäger je zwei und zwei einen Strick an den Enden und zogen und zerrten mit aller Macht daran, um die Festigkeit zu prüfen; dieselbe ist wirklich ungewöhnlich, und man kann ungeheure Lasten anhängen, ohne daß die Stricke sich an einer einzigen Stelle ausfechten, geschweige denn reißen. Dann warfen sie sich die Schlingen über und befestigten sie mitten um den Leib, so jedoch, daß die Arme und Beine vollkommen frei blieben. Auf diese Weise waren ihre immer zwei an einem Strick zusammengekoppelt. Das erste Paar, das mit seinen Vorbereitungen fertig war, nannte nun gestreckten Laufes auf den Rand des Absturzes zu, nicht anders, als wollten sie zu einem gewaltigen Sprunge die vierzehnhundert Fuß hohe senkrechte Felsenwand hinab ansetzen. Ich trech auf dem Bauche vorwärts, bis ich mit dem Kopfe dort an den Rand des Felsens gelangte, und sah, wie sie sich in die beiden Taue hinabsenkte; da sah ich weit, weit unter mir die Brandung wüthen und den weißen Schaum an den Fuß der Riesenmauer spritzen, aber ich hörte ihr Toben nicht, — es verhallte ohnmächtig in der Luft, bevor der Schall diese Höhe erreichte. Mein Auge verfolgte mit Neugier und Angst jede Bewegung der beiden Jäger. Der Strick lief jetzt um einen Felsen, mehrere Fuß tief in das harte Gestein eingerammten Pflock, und wurde von dem Einen festgehalten, der oben blieb und sich mit Händen und Füßen, mit aller Macht, an den Vorsprüngen des Felsenandes in Spalten und Löchern festklammerte, während sein verwegener Kamerad, am anderen Ende des Strickes in der Schlinge hängend, mit großer Schnelligkeit und Behendigkeit an der senkrechten Wand hinunterglitt, oder besser gesagt, sich herunterfallen ließ. Denn nur hin und wieder gelang es ihm, mit den Armen und Knieen eine vorspringende Ecke oder Kante des Gesteins zu fassen und sich daran zu stützen; meistens hing er freischwebend, hin und her schwingend, über dem Abgrunde. Dem ersten Paar folgten rasch die übrigen, und so schwebten und schaukelten zehn Menschen, von zehn anderen gehalten, längs der nackten, schroffen Klippe in der Luft, ohne Stütze, zweihundert Fuß senkrecht über der Brandung. Ich konnte den Anblick nicht aushalten: der Kopf fing mir an zu drehen, es faßte mir in den Ohren, alle Gegenstände wirbelten in doppeltem Bilde vor meinen Augen, der Krampf durchzuckte all' meine Nerven. Es war mir zu Muthe, als hinge ich selbst in der Schlinge, am verbotenen Strick, im tiefen, den Schwunge zwischen Himmel und Meer, Abgrund über und unter mir. Als ich von der Betäubung wieder zu mir kam, spürte ich eine furchtbare Beklemmung, den Alp auf der Brust, eine Emmer-Last im Kopfe, so daß ich meinen Nachbar um Gottes Willen bat, mich bei den Beinen zurück zu ziehen; denn wir war nicht anders, als drücke mein Kopf überschwere und mein Körper nachstürzen. Unser Jäger hingegen schaukelten sich an ihren Stricken so fröhlich und wohlgemuth, wie ein Kreolenmädchen in der Hängematte zwischen Gartenbäumen, und trieben ihr Spiel so unbesorgt, als hätten sie einen schwellenden Rasenteppich drei Fuß, und nicht einen zähnenden Strudel und scharfe Felsenzacken zwölftmeter Fuß unter sich. So viel mir der Schwindel und die noch immer nicht überwundene Beklemmung erlaubten, ließ ich den Blick von dem einen äußern Ihnen Paare nicht ab. Der, welcher sich hinabgelassen hatte, sah an dem Stricke daumrind aus der Höhe wie ein winziges Fleisch aus, der an der Angelschnur gefischt wird, und der mit der Fischer mit aller Gewalt aufzuschütteln versucht. Er schien noch gar nicht an den Fang zu denken, sondern sich zu seinem Vergnügen hin und her zu schwenken und allerhand Kunst- und Bravourstücke zu exerzieren, um die Kraft, Behendigkeit und Geschmeidigkeit seiner Glieder zu zeigen. Doch hatte er offenbar während dieses scheinbaren Spiels den Felsen und dessen geflügelte Bewohnerschaft mit spähendem, tausendem Blicke recognoszirt und seine Angriffsstelle gewählt; jetzt gab er dem Seile einen flarken und so richtig berechneten Schwung, daß es ihn gerade an eine Stelle trug, wo er auf einem schmalen Einsprung Fuß fassen konnte; seine Hände und Füße packten den Stein wie Eisenklammern, und er hielt sich angedrückt, wie mit dem Gestein zusammengewachsen. Jetzt ließ auch der Andere, welcher so lange oben geblieben war, sich zu seinem Kameraden hinab, und Beide schwebten, halb näher halb entfernter neben einander, ungefähr wie zwei Einer am Brunnenseil, während der Pfloek oben am Felsenrande in der Stelle sich verstreckt; wenn der Eine sich niederließ, so lief der Strick an sich zog, flog der andere. Bald sahen wir die zwanzig Leute wie Fliegen oder Mücken an der Klippenmauer schweben und krabbeln. Das gesteterte Volk, das in den Löchern und Spalten des Conachan hauste, Eidergänse, Tauchen, Mövenreste, Seen- und Strandvögel aller Art flogen nun an zu werren, daß es nicht gehören kep. In Schaaren kamen sie aus den Nestern hervor und kreisten wie eine dichte weiß und graue Wolke, mit wilbem Flügelschlagen und heiserndem Gekächz, ihren Feinden um die Köpfe. Aber die Jäger, kaltblütig und unerschrocken, achteten das kleine Gewimmel nicht und ließen sich weder durch den Lärm, noch durch die Finsterniß, womit der Schwarm sie auf Augenblicke umhüllte, in ihrem Geschäft irre machen. Sie holten, die Einer und die zungen noch nicht flüggen Vögel aus den Nestlöchern heraus oder griffen sie mit den Händen von dem Steingestims herunter. Binnen kurzem hatte Jeder einen ganzen Haufen von wilden Vögeln um den Leib und die Schultern hängen und im Busen so viel Eier gepackt, als sein aufgebauschtes Hemde nur fassen konnte. Nun wanden sie einander mit Vorsicht heraus, um ihre Ladung nicht zu beschädigen; der Zweite, welcher hergestanden war, zog am Seil und brachte dadurch den Ersten in die Höhe, welcher, ohne anzuhangt, alsbald seinen Kameraden nachzog. So kamen alle Zwanzig nach einander, unter lauter Lust und Lustigkeit, und packten ihre Beute triumphirend vor Sir Thomas' Füßen aus. Der alte Herr rief und klatschte freudigen Beifall und trank den braven Jägern in Sherry und Portwein eine Gesundheit über die andere zu. Die Leute waren noch ganz frisch, und kaum hatten sie ihre Last abgelegt, so traten sie ihre gefährliche und mühsame Jagd zum zweiten und wiedre zum dritten Male an; da blieb auf zwiehundert Fuß Höhe keine Felsenspalte, kein Winkel, kein Ein- und Vorsprung unturchsucht. Wir Fremden schämten uns des faulen Müßiggangs und fühlten uns recht eigentlich wohl dem Nichtsthun. Den Schwindel hatten wir just so gründlich überwunden, wie jeder Handwerksmann sich an die steile Leiter gewöhnt, das Schaukeln und Schwebern, wie es unsere verwegenen Begleiter trieben, drängstige uns nicht mehr. Die guten Leute machten und den Vorschlag, wir sollten selbst eine Schlinge um den Leib nehmen und die Fahrt mitmachen; aber dazu hatten wir doch keine Neigung, wir hatten nun einmal das Geschick, die Kraft und die Besonnenheit der braven Insulaner verlassen können, aber sie nicht auf unsere. An allerwenigsten mochte ich den Sir Thomas oder er mich zum Gegenzeugwerke bei der Schaukelfahrt über dem Abgrunde haben. Wir beschäftigten daher auf eine andere Weise unsere Zuschauer, griffen zu unseren Flinten und schossen von einem der Eingeborenen einen Pfad weisen, der, ziemlich gefährlich und schwindelnd, freilwärts zu einem rechtwinklig vorspringenden Gestimse des Felsens hinabführte; von diesem Punkte hatten wir die Felsenwand in ihrer ganzen Höhe nebst den daran schwebenden Vogelfängern in Augenschein genommen per Augen. Hier sollten wir Pfeile und Kugeln, daß es eine Lust war, recht in den dichten Schwarm hinein; auf jeden Schuß erlegten wir ein Dutzend Vögel. Sie stürzten längs den Felsen herab und blieben manchmal an einer Spitze oder Zacke hängen, von wo denn unsere Jäger sie oft mit großer Gefahr herausholten, und um die Beute ihre verwegensten Künste in Seilschwingen und Klettern zeigten. In dieser Entfernung waren die Stricke, woran die Leute hingen, mit bloßem Auge nicht immer zu unterscheiden, und so bot es einen unverbarten Anblick, die Menschen, klein wie Fliegen, bald an der Wand auf und nieder kriechen, bald gar in der Luft schweben zu sehen, als wenn sie flögen. Um die Täuschung vollkommen zu machen, fingen sie ihre Arbeit mit einem Gesange, der in dumpfen einförmigen Wollklängen, wie alle nordische Wolksweisen, sich den fern ziemlich wie Fliegengesumme anhören ließ.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Griechenland.

Italiänisches Theater in Athen.*)

Herr G. Melis war nicht der Erste, der uns ein improvisirtes und leicht gezimmertes Theater vorführte. Kanvillen, Spro, Patras, Athen selbst haben in den letzten Jahren schon oft Häuser von Brettern und Balken sich erheben, bisweilen von oben bedeckt, meistentheils aber offen, so daß der Himmel, mit Mond und Sternen, das Dach bildete. Jedes wissen wir gestehen, daß unter allen diesen Theatern das des Herrn Melis ohne Widerrede das vollkommenere ist: ihm fehlt nichts von dem, was die größeren Theater von Paris und Italien besitzen: verschiedene Scenerieen, Orchester, Parterre, Galerieen, Logen, Amphitheater, — kurz, Alles, wie im übrigen Europa, dahin es auch zu erklären ist, daß ihm der Beifall des Publikums, so wie den von ihm gegebenen Vorstellungen ein zahlreicher Besuch derselben nicht fehlte.

Im Anfange hatten jedoch die Vorstellungen des Herrn Melis für das Publikum von Athen keineswegs den Reiz der Neuheit; denn schon früher sah es Seiltänzer und zahlreiche und pantomimische Vorstellungen von einer anderen Gesellschaft von Italiänern. Gleichwohl ist die Geschicklichkeit der Gesellschaft des Herrn Melis in der Seiltänzerkunst und seine eigene Körperstärke Allen vorzuziehen, was wir bisher in dieser Art in Griechenland gesehen haben, wesshalb auch die ästhetischen Griechen hauptsächlich in sein Theater liefen und seine Vorstellungen mit Bewunderung verließen.

Dies am zweiten Oktoberstage eröffnete Theater des Herrn Melis erhielt sich diesen Beifall während mehrerer Wochen. Aber die Phantasie des Menschen verlangt Abwechselung, um in steter Bewegung zu seyn und immer neue Nahrung für sich zu haben; wie schön und anziehend auch der Gegenstand ist, der auf sie wirkt und sie begeistert, so findet sie sich doch auf die Länge ermüdet, und ihre Begeisterung wird geschwächt, wenn dieser Gegenstand stets unverändert vorgeführt wird. So ging es auch den Productionen des Herrn Melis; sie ließen endlich das Publikum kalt, wie ausgezeichnet auch die Gewandtheit in den Seiltänzerkünsten und die Körperkraft neben der Gracie der Pantomimik bei ihm und seiner Gesellschaft war. Nicht andekannt mit jener Eigenthümlichkeit des griechischen Menschen, war Herr Melis bemüht, der Phantasie der Athener neue Nahrung zu gewähren: er kündigte die Vorstellung des ersten Aktes des Barbiers von Sevilla an.

Der Barbier von Sevilla, vorgestellt in Athen! Diese Bekanntmachung erregte das Interesse aller Klassen der Hauptstadt; diejenigen, welche diese Oper auf Französischen, Italiänischen, Englischen oder Deutschen Theatern gehört hatten, lernten sich, nach so langer Zeit, wenn auch verstümmelt und nur halb, diese Oper zu hören, weil sie hofften, daß dies die Erinnerungen an einen Rubini, David, Lablache, die Phänomene Malibran und die süße Sirene Sontag in ihnen zurück zaubern würde; diejenigen dagegen, welche nicht einmal von einer Oper einen Begriff hatten oder wenigstens den Barbier von Sevilla nicht kannten, erwarteten mit der nämlichen Ungeduld den Abend, an welchem die Vorstellung Statt haben sollte.

Endlich erschien dieser Abend. Ein reizender Mondschein verschönerte denselben, und eine unabsehbare Volksmenge, wie noch nie, strömte nach dem Theater des Herrn Melis. Fremde und Einheimische, Soldaten, Kaufleute, Bauern, Pächter, Leute aus allen Klassen fanden sich in dunkler Mannigfaltigkeit ein. Schon um 7 Uhr begann die Menge, sich zu sammeln, und um 9 Uhr begann die Vorstellung. Man kann sich die lärmende Bewegung und die Unruhe des Publikums während dieser Zeit vorstellen; hier ein Streit um die Plätze, dort die laute Besorgniß, das Theater möchte zusammenbrechen, besonders wenn es hier und dort in den Galerieen krachte und sogar einzelne Bretter in das Parterre herabfielen. Endlich begann das aus nur wenig bis zehn Instrumenten bestehende Orchester, worunter sich allein zwei Violinen befanden, die Ouvertüre zur Oper; aber auch die vermochte die Unruhe des Publikums noch nicht zu beschwören, bis nach deren Schlusse der Vorhang in die Höhe ging. Die Verstummung drach augenblicklich ein in Neugierungen der Zufriedenheit und jede Mine wandten ihre Blicke nach der Bühne. Das Erste, was sie da sahen, war — ein Hund, der harmlos über das Theater radinlief. Einige der Zuschauer dachten anfangs, daß auch der Hund zur Vorstellung gehöre; indeß wurden sie durch das Gelächter der Anderen bald eines Bessern belehrt, und nun brachen auch sie in lautes Gelächter aus. Nach dem Abgange des Hundes erschien der Diener des Grafen Almaviva; aber kaum öffnete er den Mund, um die ersten Töne seiner Partie zu singen, als der Hund von neuem aus der Tiefe des Theaters zu bellen anfing, gleichsam, als wolle er das Duett mit Jenem sich nicht nehmen lassen. Nachdem der Diener des Almaviva abgetreten, erschien sein Herr, der Graf: sein Kostüm war prächtig, sein Wuchs schön, sein Gesicht voll Leben, und ich glaubte einen Augenblick, David oder Rubini vor mir zu sehen; doch kaum hatte er den Mund zum Singen geöffnet, so verschwand alle Täuschung. Zwar war der Mann nicht zu verachten; seine Stimme war nicht wenig biegsam und gebildet, aber für war dünn im höchsten Grade und in so wenniger im Stande, das oben offene Theater auszufüllen, das zu Zeit zu Zeit auch außerdem des Theaters vorüberziehende Hunde sich oben hören ließen. Auch Almaviva trat ab, und Figaro, ganz Leben, ganz Frohsinn, erschien, mit der langen Miene auf dem Kopf, mit der Guitarre in der Hand, und sprang und tanzte, und versetzte uns durch seine Grimassen in die heiterste Stimmung. Aber — seine Stimme! auch diese war so dünn, daß sie von dem schwachen Orchester selbst erstickt wurde. Im Uebrigen war Figaro nur zu loben, und namentlich hatte er den Charakter seiner Rolle wohl aufgefaßt. Nach ihm erschien der Chor, der, wenn schon er in einzelnen Theilen nicht ohne Verstöße gegen die Harmonie exekutirt wurde, doch dem Publikum von allen Stücken des aufgeführten ersten Aktes am meisten gefiel.

Es war nun der Augenblick gekommen, wo Rosine erscheinen sollte. Wer wird die schöne, die reizende, die lustige Rosine, sie, in deren Darstellung die Malibran solche Reize entfaltete, wie sie der Komponist selbst sich kaum hatte denken gedacht, darstellen? Will Jemand wissen wie, sie zu sehen; aber — vergebens. Glücklicherweise war diese ganze Partie von Herrn Melis weggelassen worden, woran er auch in der That sehr wohlgethan hatte. — So endigte die erste Darstellung dieser berühmten Oper. Die Sänger hatten, was den guten Willen anlangt, das Ihrige gethan, — die Musik, die Stimmen, fehlten. Dagegen wurde namentlich das letzte Duett von Almaviva und Figaro ziemlich gut und so vergertagen, wie es nur von wenig gebten Sängern zu erwarten war. Kaum war der Vorhang gefallen, als das ganze Personale unter lautem Geschrei und Händeklatschen hervorgerufen wurde. Mit gehörener Ungeduld und Begierlichkeit wurde selbst Lablache und Rubini in Italien oder Paris vom Publikum nicht gerufen werden können. Auch zögerten die Sänger des Herrn Melis anfänglich, dem Rufe zu folgen, und nicht ohne Verlegenheit erschienen sie endlich, den Dank des Publikums in Empfang zu nehmen. Nach diesem Schlusse der Vorstellung blieb den Zuschauern keine Zeit selbst zu ermüden; Bivatrufen und Händeklatschen von Außen verkündigten die Ankunft des Königs und der Königin. Bald erschienen sie in der Königlichen Loge, und nun begann auch im Innern des Hauses der gewohnte enthusiastische Beifallsruf. Ihre Gegenwart gewährte uns eine erfreuliche Entschädigung für die Dauben der vorhergehenden Vorstellung. Dieser selbst folgte nun noch die Darstellung zweier Pantomimen, von denen besonders die zweite den größten Beifall fand, worauf sodann um halb zwölf Uhr der Mitternacht das Theater endigte.

Wie unvollkommen auch die Vorstellung der genannten Oper ausfiel, so machte doch das Neue des Gegenstandes, die Anwesenheit des gliederen Herrscherpaares, der Andrang des zahlreich versammelten Publikums und die gelungene Vorstellung der zweiten Pantomime diesen Abend zu einem nicht wenig angenehmen, und die Menge verließ zufrieden das Haus. Die Einnahme des Herrn Melis soll fünfhundert Kolonaten betragen haben.

Wie nützlich und nothwendig ein Theater für eine civilisirte oder der Civilisation zustrebende Gesellschaft sey, wie sehr es auf die Bildung im Allgemeinen und das ästhetische Gefühl des Volks, so wie namentlich auf die Veredelung der Sitten einwirke, ist unbestreitbar; möge es auch uns bald gelingen, ein stehendes und unblöglich vollkommenes Theater zu erlangen!

*) Aus dem Griechischen Courier (Ἑλληνικὸς ταχυδρόμος), 1837. Nr. 4. vom 4ν. Juni.

Mannigfaltiges.

— Die Französische Schreckenszeit. Zur näheren Kenntniß dieser Periode, die für den Psychologen immer von höchstem Interesse seyn wird, weil sie bewiesen hat, daß Wahnsinn und politischer Fanatismus nicht bloß Individuen, sondern ganze Völker, und sogar eines der politesten, ergreifen können, ist so eben in Paris eine Sammlung von Aktenstücken aus den Jahren 1793, 1794 und 1795 erschienen.*) Es bedarf allerdings nur des wörtlichen Abdrucks der Berichte, Briefe und Befehle damaliger Machthaber, um diese in ihrer ganzen Nichtheit und Wutiger Verrücktheit darzustellen, aber nur dem Anderen macht sich die Unwissenheit der meisten Diktatoren jener Zeit kenntlich; die Englische Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse könnte diese Aktenstücke allenfalls als Beweise anbringen lassen, wie sehr das Gewühl durch Unwissenheit verbittert werde und wie das Einzige, was wir im höchsten Grade des Wortes „unwissliche" nennen, vor Allem der Geistesbildung bedarf, um nicht von der Bestialität erdrückt zu werden. Feindlich zählte der Konvent auch edlere Naturen, aber sie waren nicht einflußreich genug, um in einem Lande, wo Unterricht und höhere Bildung so wenig verbreitet waren, wie damals in Frankreich, einen Fanatismus zu beschwören, der hinter einigen anerkannten mächtigen Ihren der Zeit seine Unwissenheit und Rohheit dem großen Haufen zu verbergen wußte. Dieser Fanatismus war es, der, wie aus den jetzt gedruckten Aktenstücken noch deutlicher hervorgeht, die Republik proklamirte, bevor er sich davon überzeugt hatte, ob es in Frankreich auch Republikaner gebe, um sie zu verbreiben und zu erhalten; und da sich wirklich keine Republikaner fanden, so wollte man ihrer mit aller Gewalt, einerseits durch die Guillotine und andererseits durch die Assignaten, sich verschaffen.

— Silvio Pellico. Die Gefangenschafts-Geschichte dieses berühmten Italiänischen Schriftstellers ist nunmehr auch ins Spanische übersetzt worden, der einzigen unter den neueren gebildeten Sprachen, in der sie bisher noch nicht erschien. Diese Uebersetzung ist von Don Antonio Rotundo veranstaltet und in Madrid unter dem Titel „Mis Prisiones" erschienen. Die Gaceta de Madrid enthält eine kritische Anzeige dieses Buches, die, der darunter befindlichen Chiffre zufolge, von Martinez de la Rosa herrührt, der allerdings in einem gemäßigt wahrverwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Italiänischen Dichter steht.

*) La révolution telle qu'elle est, ou correspondance inédite du comité du salut public avec les généraux et les représentans du peuple en mission près les armées et dans les départemens, pendant les années 1793, 1794 et 1795, mise en ordre par M. Legros. 2 vol. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 130. Berlin, Montag den 30. Oktober 1837.

England.

Ernst Maltravers, von E. L. Bulwer. *)

Der Verfasser verwahrt sich in der Vorrede zu diesem neuen Roman ausdrücklich gegen die Verwunderung, als habe er bei der Person des Maltravers sich selbst auch nur entfernter Weise im Sinne gehabt, ja er weist jede Aehnlichkeit mit seinem Helden entschieden von sich. Die Abhebung darf uns nicht irre machen. Ist es denn etwas so Seltenes, daß ein Autor, ohne es zu wissen und zu wollen, in seinen Roman-Personen sich selbst portraitirt? Freilich hat Bulwer mehr als zur Genüge dafür gesorgt, daß Niemand sagen kann, er habe sich im Maltravers geschildert. Er hat in den Charakter, in der Handlungen, in die Lebensgeschichte desselben so viel Secentrisches, Unzusammenhängendes, so viel Unwahrscheinlichkeiten und Widersprüche gelegt, daß dem Leser der Gedanke gar nicht einkommt, hier könne etwas aus dem Leben gegriffen sein. Hingegen unterliegt es keinem Zweifel, daß Bulwer sich mit allerhand Gedanken und Sentenzen, mit seiner Art und Weise, die socialen Verhältnisse auffassenden und zu analysiren, in der Person des Romanhelden abspiegelt. Wir wissen seit längst, daß der plötzlich gewordene Romanschriftsteller nun alle Hebel dreht, um seine didaktischen Tendenzen und den glänzenden Luxus seines Geistes auszubringen. Ernst Maltravers ist ein junger Mann, den alle Umstände bei dem Antritte seiner Laufbahn begünstigen: er ist von gutem Hause, er besitzt großes Vermögen, er hat Feuer und Genie, er steckt noch dem Ehrgeiz; er ist von beliebter Gesellschaftler; er singt im Parlament und läßt sich die Verteirung der zurückgesetzten literarischen Interessen angelegen sein. Ich dächte doch, hier hätten wir Jemand, der dem Verfasser des Pelham ziemlich ähnlich sieht, eine Figur wiederleinen, durch deren Mund der Autor recht bequem zu uns sprechen kann.

Die Vorzüge und Mängel dieses neuen Romans düften sich so ziemlich die Waage halten; die letzteren liegen wehr in der Anlage des Ganzen, die ersteren in der Ausführung einzelner Partieen. Vieles ist unwahrscheinlich, gesucht, bei den Haaren herbeigezogen; viele Schilderungen und Situationen enthalten Madchen, aber eine positive Schönheit, die mehr erhebt, als erschüttert, die aber nicht weghilft. Die Umgebungen, in welchen sich der Held bewegt, sind mit glücklicher Beobachtung nach dem Leben geschildert; es scheint uns aber doch in dem Blicke, womit Bulwer die Dinge auffaßt, mehr Schärfe als Treue zu liegen. Welchen Zweck er sich mit diesem Buche vorgesetzt habe, ist uns, wir gestehen es, dunkel geblieben; wie wagen nur eine Vermuthung. Er hat vielleicht darthun wollen, wie leicht sich Unreinheit der Gesinnung und Verweorfenheit des Thuns mit den glänzendsten Eigenschaften des Geistes, mit der raffinirtesten Bildung, ja mit einem eingebildeten Adeldrn nach der höchsten Vervollkommnung und mit der lautesten Begeisterung für das Gute und Schöne vertragt. Wir wollen deuten begegnet man, die beides deßhalb im Munde führen, ohne von dem wahren und heiligen Sinne dieser Worte, von der ewigen Idee des Guten und Schönen nur eine Ahnung zu haben, ohne in ihrem Gemüthe davon berührt zu sein. Dieser Glaube, der sich so überschwänglich und prahlend verkündet, schützt seine Bekenner vor feinerlei Gebrechlichkeit. Das seben wir an Ernst Maltravers, einem der Beglaubtesten dieser Sekte; wir sehen, daß die Andeutung des Ideals in den Handlungen des Helden so gut wie gar keine Zweifel trägt und nur dazu gerichet, sein Leben zu verwirren. Er hat entweder die rechte Liebe oder die rechte Kraft nicht: er wird ein Spielwerk äußerer Anregungen, er sündigt, er bleibt weder sich noch Anderen treu. Das sehen wir; aber ob es wirklich Bulwer's Absicht war, uns das zu zeigen? Schlagen wir das Buch auf.

Gleich zu Anfange führen wir den Helden eben auf der Rückreise von Deutschland begriffen, wo er studirt hat. Er verirrt sich, wird in der Wildniß von der Nacht überrascht und findet in einer einsamen ländlichen Wohnung Obdach. Der Herr des Hauses heißt Darvil, ist ein Wüterich und hat eine schöne, aber gänzlich ohne Erziehung aufgewachsene Tochter Alice. Man kommt ein Glück Meinbaum. Darvil will seinen Gast brauchen und verwerben; das Mädchen retten ihn, wird deshalb von ihrem Vater gemißhandelt und entflieht. Der Zufall führt sie in dasselbe Dorf, wo auch Ernst eingekehrt ist; er bemerkt sich dankbar und nimmt das Mädchen unter seinen Schutz. Sie ist völlig roh und unwissend; sie weiß von dem Daseyn Gottes nicht, sie hat ihn im Hause ihres Vaters nie nennen hören. Unserem empfindsamen überspannten Helden ist das ganz recht: er entwirft sie das arme Geschöpf, das doch gewiß nur die einfachsten sinnlichen Eindrücke aufnehmen kann, einen glänzenden poetischen Erziehungsplan. Er wiethet ein Landhaus, wo er mehrere Meilen unter falschem Namen mit ihr zusammenlebt. Nun bekommen wir zu hören, wie erstaunlich rasche Fortschritte sie in ihrer Ausbildung macht. Der Uebertreibung und Unnatur geht hierbei wirklich die ins Lächerliche, so daß wir auf den Gedanken kamen, es stecke ein Schalk dahinter und der Autor wolle eine gewisse Schwär von Reformatoren der Pädagogik persiflieren. Das ganze Vorhaben des jungen Gelehrten mit dem jungen Mädchen ist so abgeschmackt phantastisch, so überlicht und hirnverbrannt, daß man gar nicht dazu kommt, an seiner unzweifelhaften Immoralität Anstoß zu nehmen. Es verliebt sich von selbst, daß bei dem Experimente nichts Gutes herauskommt: zwei junge Leute können so nicht zusammenleben, — es vornehm gebildet, leidenschaftlich von ein Philosoph obendrein, sie in kindlicher Unwissenheit, voll hingebenden Vertrauens und fröhlicher Hoffnung. — sie müssen an einander unglücklich werden. Aber der Verfasser weiß sich breauszuhelfen. Ernst bekommt Nachricht, daß sein Vater gefährlich krank liegt; er verreist, Alice bleibt allein und gerath in die Gewalt ihres Vaters, der ihren Aufenthalt ausgespürt hat, zur Rachsucht mit Gewalt in das Häuschen eindringt und die Tochter davon führt. Wir verlieren sie nun aus den Augen und folgen dem Helden auf mancherlei anderen Fahrten. Er geht auf Reisen und verliebt sich unterwegs in eine verheirathete Frau, eine Französin. Die Leidenschaft läßt sich tragisch an, aber zum Glück hat die Dame mehr echte Sittlichkeit, als der Liebhaber; sie bekennt ihm ihre Neigung und nimmt in demselben Augenblick für immer Abschied; sie will ihn nicht wiedersehen. Von der Trennung erschüttert, reist Maltravers zu seiner Zerstreuung nach der Schweiz. Hier kennt er eine andere Familie Conway, die ihm große Anziehung einflößt, und wir sehen ihn eine Zeit lang in diesem freundschaftlichen Verhältnisse sich bewegen. Auf einmal lebet er wieder nach England zurück; er geht nach London, er macht Aufsehen, er kommt in die Mode; er wird, was man in der Sprache der Fashionabeln und Exklusiven einen „Löwen" nennt. Dazu verhelfen ihm theils sein großes Vermögen, theils sein ausgezeichnetes Talent. Er traut sich geistige Kraft und Fähigkeit genug zu, auch als Schriftsteller aufzutreten, und siehe da, es gelingt; er findet mehrere Mächte rasch hinter einander in die Welt, und sie werden mit steigendem Beifalle aufgenommen. Die nächst folgenden Kapitel schildern nun mit vieler Wohlheit und treffendem Witz das Leben und den Standpunkt eines Mode-Schriftstellers in der großen Welt: den kannenhaften Ehrgeiz, der sich bald das Publikum zu verachten, bald ihm zu schmeicheln getrieben fühle; die Eitelkeit, welche ihnt. als ob sie auf Lob und Bewunderung stolz verzichte, und doch beides nicht wissen, ohne beides nicht leben kann. Nur despalt sich Maltravers zu sehr mit spaßhaftig abstrakten Speculationen und philosophischen Gräbeleien, die sich eigentlich mit dem Leben, das er in allerhand fashionabeln Gesellschaften und literarischen Koterieen führt, mit der beständigen Zerstreuung und müßigen Geschäftigkeit eines Schöngeistes von Profession nicht vertragen. Nichtsdestoweniger empfehlen wir diese Schilderung dem Leser: sie ist ernst gemeint, nicht ohne Nachdruck und Wirkung und wohl zu lehren zigen. Nebenbei verstedt es sich von selbst, daß ein Mann wie Maltravers nicht lehrn kann, ohne verliebt zu sein: er braucht das so nöthig, wie die Luft zum Athmen. Wie sehen ihn einer geistreichen Schönheit nach der anderen zu Füßen liegen, während die unglückliche Alice Mutter geworden ist und in Gottes weiter Welt verlassen umherirrt. Der Autor nimmt sich ihrer an, eine freundliche Lady und ein überaus freundlicher Gentleman, — Letzteer eine etwas verdächtige Person, über welche man im ganzen Buche nicht ins Reine kommt, — interessiren sich für das Mädchen. Sie ist nun wohl aufgehoben und versehwindet ganz und gar von der Scene. Der Verfasser scheint auch gar nicht mehr an sie zu denken. Etliche Dutzend Kapitel später begegnet uns eine Lady, die Gemahlin eines vornehmen und angesehenen Mannes, welche Witwe und zuletzt gar Gräfin wird, indem sie einen Pair des Königreiches heirathet. Ueber der Herkunft und den früheren Schicksalen dieser Dame liegt ein geheimnißvolles Dunkel: es wird nicht gesagt, aber es scheint, wir sollen aus mehreren Andeutungen errathen, daß sie Niemand anders ist, als die von Ernst längst vergessene Alice. Hätten wir dem Autor etwas vorzuschreiben, wir würden uns diese willkürliche und gar zu bremene Manier, die Leute glücklich zu machen, durchaus verbitten. Daß uns zugemuthet wird, uns den Zusammenhalt der früheren Kapitel gewissermaßen ganz aus dem Sinne zu schlagen, uns über die größten Unwahrscheinlichkeiten hinwegzusetzen, einen so auffallenden Schicksalswechsel im Leben einer Hauptperson gelten zu lassen, ohne

*) Vgl. Nr. 121 des Magazins, wo wir bereits unter „Monatsschau" eine kurze Notiz über diesen den Deutschen gewidmeten Roman gegeben haben.

Digitized by Google

nach dem Wie und Warum zu fragen, und uns so ohne Weiteres in die renommirte Bekanntschaft und Situation zu finden, welche herbeizuführen dem Autor beliebt, — das Alles möchte noch hingehen. Aber wir dürfen nicht ohne strenge Rüge lassen, daß der Verfasser sich auf solche Weise, durch ein wahres Taschenspielerkunststück, den ernsteren und höheren Anforderungen entzieht, die wir an ihn richten dürfen; daß er ein Verhältniß einleitet, einen Knoten schürzt und dann zur Lösung der moralischen Verwickelungen nicht an sittliche Ideen und Kräfte, sondern an Glückesfälle appellirt. Besteht die poetische Gerechtigkeit in solchen ganz äußerlichen Aperçüs? — Indeß, wegen ersehen wir uns? Bewenden a la mode. Ernsthaft Studirenden liebt die Lady Florence Lascelles, er wird mit aller Gluth und Innigkeit wiedergeliebt; Alles läßt sich aufs schönste zum fröhlichen Ende an, — denn Alter, die unterdeß unter die gräflichste Haube gebracht ist, wird so wohl gegen das Glück des vielgewünschten Paares keine Einsprüche thun. Aber Ernst hat einen Nebenbuhler, und Lady Florence hat einen bösen Vetter; die Beiden spinnen eine Intrigue an und üben Eifersucht und Verdacht zwischen dem Liebespaare. Es kommt so weit, daß die Lady einen Zweifel an der Redlichkeit und Treue ihres Verehrers ausdrücklich; sein Stolz empört sich; sie brechen mit einander. Da soll Ernst die Unrecht, wird krank und stirbt, aber nicht ohne vorhergegangene Aussöhnung mit dem Geliebten, der die Peelerumbe entlarvt und sich glänzend gerechtfertigt hat. Und damit ist die Geschichte aus. In einer kurzen Nachschrift macht Herr Mutwer uns Hoffnung, daß wir die Fortsetzung in einer künftigen Geschichte zu sehen bekommen.

(Schluß folgt.)

Hirta, die Jäger-Insel.

(Schluß.)

Wir konnten den Jägern nicht ohne staunende Bewunderung zusehen, so rüstig, rasch und behend waren alle ihre Bewegungen, so dutzlichkeit folgten sie auf einander. Streiten von mehreren hundert Fuß wandten sie sich an der Klippe herunter und wieder hervor in Zeit von wenigen Minuten. Ich sah sie, in der Schlinge hängend, sich recht eigentlich von der Höhe des Felsenrandes herunterstürzen, während nur die Hand und der Leib ihres Kameraden das andere Ende des Seils festhielt, so wohlgemuth, mit solcher Zuversicht, als wüßten sie sich an eiserne Säulen und Balken gekettet. Diese Jagd ist gewiß die halsbrechendste in der ganzen Welt, und doch ist es fast beispiellos, daß sich ein Unfall dabei ereignet, so groß ist ihre Gewandtheit und Geistesgegenwart, so klug und nervig ihre Arme, und hauptsächlich so unverwüstlich und dauerhaft ihre Stricke. Diese Jagdseile, mit äußerster Sorgfalt bereitet, stehen den Generationen oft als das theuerste Erbstück der Familie. Sie sind das wichtigste, unentbehrlichste Geräth und zugleich ein Gegenstand des Luxus bei diesen Insulanern; sie wetteifern, wer das längste, das schönste, das festeste habe. In den Testamente einen Vaters ist das Seil immer das Hauptvermächtniß, wenn der älteste Herrlich darüber, wie diese Jagd ist das Jagdseil der Familie erbt, reißen sich die jungen Burschen. Das mit Salz abgetrocknete Leder widerstieht der Zeit und Fäulniß; nur die leckerne Schnüre reibt sich an den Felsen ab und wird dünn. Alsdann wird sie sorgfältig ausgeflossert oder durch eine neue ersetzt; das innere aus Riemen geflochtene Seil bleibt unverletzlich, gelbst wenn neben so gut wie gar nicht angegriffen. So lange die Insel steht, ist noch kein solcher Streick bei der Jagd gerissen. Nur bei stürmischem Wetter ist wirklich Gefahr vorhanden, besonders wenn der Nordwest-Sturm mit Wuth gegen die hohe Mauer des Lovachon anprallt; doch lassen sich die vorwegenen, abgelösten Jäger auch durch solches Wetter-Ungemach nicht abhalten, ihrem gewohnten Geschäfte nachzugehen. Dann wird auf dem Gipfel des Berges der Donner der Brandung von unten wohl hörbar; dann liegt die Windsbraut heulend über die Felswand, daß aus, daß abdrieß; sie packt die Wagt, die an dem Felsen hängt, und schüttelt sie wirklich, reißend an und fort; da suchen sich die Jäger, der sich ihr an den schwanken Stricke aufsetzt, in weiten Kreisen durch die Luft und wirft ihn gegen das Gestein, daß die Eier, die er im Busen gesammelt hat, zerschellen und seinen Knechten Zermalmung droht. — Sonst aber, wenn ein Unglück geschähe, könnte nur die eigene Ungeschicklichkeit des Verunglückten oder die Tücke des Feindes daran Schuld sein, welcher das Seil hält, worauf der Andere sich herabläßt. „Nur einmal", verschwerte der Prediger — wir waren nämlich, nachdem wir unsere Luft am Schießen gehabt, auf die Terrasse des Gipfels zurückgekehrt und sagen in einem Gespräch auf dem Rasen hingestreckt, die Jäger, das Gestade und das weite Meer vor Augen —„nur ein einziges Mal hat sich ein Fall der letzten Art zugetragen, und zwar Böswicht war kein Sankt-Kildaer, sondern ein Ausländer. Er nannte sich Power. Ein Jahr vor meiner Ankunft, im Sommer 1821, hatten ihn Amerikanische Korsaren, mit denen er sich übermorden haben mochte, an der Insel ausgesetzt. Er blieb bei den Einwohnern zu Gaste, mußte die Zuneigung der freundlichen Leute zu gewinnen, wurde einer der gewandtesten und verwegensten Kumpane bei der Vogelsjagd, war unerschöpflich an Liedern und Geschichten, womit er den jungen Leuten die Zeit kürzte, und lebte unter ihnen wie ein Kamerad und einer ihres Gleichen. Nach seiner Heimath zurückzukehren, zeigte er kein Verlangen und hieß mehrmals, als Europäische Schiffe an der Insel landeten, die Gelegenheit unbenutzt. Auch merkte man, daß er kein Auge auf eines der schönsten Mädchen von St. Kilda warf, die aber bereits mit einem jungen Burschen Namens Harris, Power's vertrautesten Freunde, verlobt war. An einem stürmischen Morgen wußte Power den ogelosen tollkühnen Jüngling zur Jagd hier hinauf zu locken. Was oben zwischen ihnen vorgegangen sein mag, können wir nur nach den Aussagen zweier Anderen, die in einiger Entfernung gleichfalls die Jagd versuchten, vermuthen. Diese verschreiten, es habe sich zwischen dem oben stehenden Power und dem am Seile zwischen Himmel und Erde schwebenden Harris ein lauter und heftiger Wortwechsel entsponnen; darauf wurden sie im Herzwinden gewahr, wie Power ein Messer zog, das Seil sichtlich durchschnitten; Harris aber, als er die tückische Absicht erkannte und sein Leben verloren in den Händen des Böswichts sah, schienderte mit unbändiger Kraft, deren seine Wuth und Verzweiflung ihn fähig machte, ein scharfes zweigerstiges Felsenstück gegen seinen Feind in die Höhe; Power klirrte, an der Stirn getroffen, und mit einem gewaltigen Schwung des Seiles zog Harris ihn sich nach. Man sah sie Beide zerschmettert auf den Felsenzacken liegen, die das Meer zur Zeit der Ebbe am Fuße des Lovachan bloß läßt; das Seil hielt sie noch im Tode zusammen."

Die Erzählung wurde peinliche Nachdenken in uns erweckt haben; allein Sir Thomas war nicht der Mann, solche bei sich und bei Andern um aufkommen zu lassen. Indem er zu seiner Linken seewärts blickte, sah er „Kitty" in der Nähe liegen und den Scherenstein auf dem Hinterdeck gar einladend dampfen. Der Duft der Küche schien bis hier drauf in seine Nase zu dringen. „Nimmt denn die Jagd kein Ende?" ist ich Sir Thomas jetzt bös, einen Spaß, einen Witz, einen Klepper, gang St. Kilda um einen Klipper!" So sief er mit aller Macht seiner Lungen. Man brachte das Thier, Sir Thomas lud sich ihm auf den Rücken, und rasch beradt ging die Prozession. Wir ließen unsere Pferdchen den Weg suchen, die Insulaner nahmen den übrigen geraden, die Sir Thomas und Steins, und unser der Kast mit Schafen und Enten, womit sie bedeckt und behangen waren, sahen sie gar nicht menschlichen Gestalten ähnlich. „Das wird einen guten Schmaus heute Abend im Dorfe geben", bemerkte Sir Thomas und drückte sich den Schweiß von der Stirn, denn der unbequeme Ritt auf dem Kildaer Gaul strengte den korpulenten Herrn etwas an. „Mich dessen noch schiechter als alle Tage", preßte der Prediger: „das Vogelwetzen ist im Sommer die tägliche Kost, die niemals ausgeht, und im Winter, wenn die Vögel wegziehen, kommen die Fische: dafür hat der liebe Herrgott gesorgt." — „Nun hatte ich Recht zu sagen", wendete sich Sir Thomas zu mir, „daß Hirta ein gesegnet Land, ein Paradies der Mittmöchen heran ist? Wo ist noch ein Fleck auf der ganzen Welt, wo der liebe Herrgott so vollauf gibt, und der Berg Wildpret vollauf, die Heerden Fleisch und Milch, und das Wasser Fische vollauf vollauf, sag' ich, das heißt so, daß Alle davon Nahrung haben in Ueberfluß, — ein Land, wo man nichts zu kaufen und zu bezahlen braucht, wo der Boden und seine Frucht Allen gemeinschaftlich gehört? Wenn hier das Unheim der Pfuelsypfen und Dichter nicht verwüstlich ist, wo denn?" — „Gewiß", nahm ich das Wort, „es ist ein glückliches Eiland. Mag der Krieg auf beiden Hemisphären den Weltball wüthen, über Ruhe ruht sein Kanonendonner. Mögen sie außerwärts Millionen Leichen auf den Feldern des Ruhmes aufschütten, auf St. Kilda wird nur der Pfeil des Jägers Tod entrichtet. Dafür wissen sie freilich nicht, was Rang und Stand, was Kreuze und Ordensbänder sind, was Lordschaft und Excellenz, was Times, Courier und Sun, was D'Connell und was ein Pair von England. Sie liegen gar nicht weit von Irland, und der große Nationist hört sie nicht einmal an; noch wähnt der Sassenländer, mit Schottischen Steuereinnehmern nichts zu thun; was sie jährlich dem Laird drüben schicken, ist mehr ein freundliches Geschenk, als ein Tribut. Regierung und Gesetz, sie bedürfen beider nicht; sie haben ja auch keinen Arzt, und es schadet ihnen nicht an Gesundheit und langem Leben. Das einzige Uebel ist die Jagd, das Verderben ungeborener Heeren, und die verschafft ihnen reichlichen Unterhalt, warme Kleidung und ein Bett von weichstem Flaum für die Nacht. Ihre Wünsche und Bestürfnisse sind in einen mäßigen leicht auszufüllenden Kreis gebannt: hier wird das Glück wohnen, aber wo sonst?" — „Wo sonst?" rief Sir Thomas mit Nachdruck: „an einem wohlbesetzten Tisch, sollt' ich meinen; und darauf sollen Sie mir brute noch Mutwort sagen, hochwürdiger Herr! Sie haben doch Ihre Zusage von gestern nicht vergessen. Dort auf der „Kitty" ist angerichtet, doppelt, aus Ihrer St. Kildaer und meiner Englischen Küche. Nehmen Sie's nur nicht übel, daß ich den Herrn Gastleuten auf diesen Felsen Gesellschaft leiste; ich will ihr Glück und ihre Zufriedenheit nicht zu Grunde richten: ich will sie nicht Genüsse kennen lehren, wovon sie jetzt nicht träumen; ich will keine enig unerfüllbaren Wünsche in ihnen rege machen." — So sprach der alte Herr, bald pathetisch, bald mit Lachen, als wir schon am Steinwalle des Dorfes halten; er mundete in der That ausgezeichnet. Was den Portwein und Champagner betraf, so erklärte der Mann Gottes unumwunden und bewies es reichlich durch die That, daß sie ihm viel vorzüglicher schienen, als das Wasser des Tobermann-Bay. Sir Thomas nahm diese Feindseligkeit ungemein hoch auf, und bei einem ausgebrachten Toast auf das Wohl der Einwohner von Hirta und ihres hochwürdigen Predigers erklärte er dem Letzteren mit einem herzlichen Händedruck: „Herr, Sie gefallen mir!" Mit diesem Kompliment war Sir Thomas eben nicht freigebig, und es lag darin immer die Anerkennung, daß der so Belobte wie ein Mitzechbruder gegessen und wie ein durstiger Schwamm getrunken hatte. Der Geistliche blieb die Nacht über an Bord und nahm erst selbst am Morgen in dem Augenblick Abschied, da der Engineer der „Kitty" sich anschickte, ihre Ruderpfeffen in Bewegung zu setzen. Aber, how quantum mutatus ab illo! Am Abend zuvor, ehe er im Minkel der Kajüte einwickte, war er munteren und fröhlichen Herzens gewesen, wie König David, als er vor der Arche tanzte; jetzt saß er gar steif und überwächtig auf, der arme Mann mit langem, eingefallenem, verbrunten Gesicht. „Hahnemann der Hemdsopath hat Recht", bemerkte Sir Thomas lachend, „jede Arznei hat ein

Digitized by Google

primitive und eine sekundäre Wirkung. Der fromme Herr spürt jetzt die sekundäre an sich; er laboriert an der melancholischen Reaction gegen eine zu reichliche Mahlzeit." — „Und die Reaction scheint aller dings im geraden Verhältniß zur Action zu stehen." — „Desto besser; dann wird er erst recht bereit sein, wenn er seinen Kirchengängern Mäßigkeit und Nüchternheit predigt; er wird aus Gottes Wort, aus der Vernunft und aus der Erfahrung sprechen." — „Das braucht er den Leuten auf St. Kilda nicht erst zu predigen, wo sich die Nüchternheit schon von selbst macht." — „Nun wohl; ich trete immer, als wären wir noch vier Stunden von meiner Wohnung entfernt, in sieben zig Stunden sind wir doch, wenn der Wind nicht konträr geht. Hollo, — tief er dem Engineer zu, — laßt „Kitty'n" immer ein Viechen die Nägel schießen, wenn's sein kann." — Das Quadrigium setzte sich in Galopp nach dem Eingange der Bai zu. „Portrab!" gellte Sir Thomas aus und schwenkte den Hut zum Lebewohl gegen das Ufer hinüber, wo der Geistliche unter einem halben Dutzend seiner Pfarrkinder stand, welche die Neugier so früh brummergetrieben hatte, und uns träumend und wehmüthig nachsah, als wäre er gern mit von dannen gefahren. „Hurrah!" rief er zurück und suchte durch Hut- und Tuchschwenken ihn seine Pflichtscheu abzuschütteln; „hurrah!" schrieen die Insulaner im Chor. So nahmen wir von St. Kilda Abschied. — Gegen Abend des dritten Tages zogen wir über Trongate in Glasgow ein, wurden von tausend Liebkosungen und Matrosen in die Rippen gestoßen, vom Klappern der Maschinen betäubt, vom Gaslicht geblendet, von Steinkohlenqualm eingeräuchert, und wußten nicht wohl, wie befinden uns nun wieder im klassischen Lande, wo Industrie und Wohlstand zu Hause ist, im Lande der Dampfschiffe, der Eisenbahnen, der Porter- und Ale-Krüge, des Riesen-Zeitungs-Formats; mit einem Wort, wir waren auf Britischem Boden.

Fr. Meereyr.

Bibliographie.

Universal history, on the basis of geography. — 2 Bde. 12 Sh.
The protestant missions vindicated. — Von J. Heugh. 4 Sh.
The life of Sir Edward Coke; with memoirs of his contemporaries. — Von E. W. Johnson. 2 Bde.
Wanderings and excursions in South-Wales. — Von Thomas Roscoe
Bibliotheca scholastica; or a scholastic dictionary, describing the manners, customs, institutions etc. of the ancient Egyptians, Assyrians, Greeks, Romans, Normens etc. — Bey P. U. Nuthall.

Ostindien.

Die Dayadak's auf der Insel Borneo.

(Aus der Holländischen Militair-Zeitung.)

Zu Anfang des Jahres 1836 schickte die Holländische Behörde aus Banjermassing, dem Hauptorte der östlichen und südlichen Küste von Borneo, einige Abgeordnete an den Groß-Dayak, um die gewöhnliche Schatzung bei ihm zu erheben. Diese Personen wurden von der Bevölkerung der Kampong's (Dörfer) im Gebiete dieses Fürsten angegriffen und nach verzweifelter Gegenwehr mit ihrem Gefolge niedergemetzelt. In Folge dieser Ereignisse beschloß Herr Holdeman, der Holländische Residtent auf Borneo, von einer kleinen Truppen-Abtheilung begleitet, nach dem Gebiete des Groß-Dayak aufzubrechen und, nach geschehener Untersuchung des Vorgefallenen, auf die Auslieferung der Schuldigen zu dringen.

Aber Meinungsverschiedenheit der Truppen an der Süd- und Ost-Küste von Borneo war Capitain Albert Hendrik's, ein Offizier, der sich von 1831 bis 1833 in dem Kriege an Sumatra's Westküste sowohl durch seine militairischen Eigenschaften, als durch die Gabe, das Zutrauen der Eingebornen in hohem Grade zu gewinnen, vortheilhaft bekannt gemacht hatte. Mit diesen bereits, dem Europäischen Interesse so günstigen, Resultaten seiner Wirksamkeit in Sumatra verlassen; er befand sich damals in einem Zustande, der seinen aktiven Dienst von seiner Seite wohl hoffen ließ; aber der Unterstabsarzt an der Küste von Borneo war seiner Gesundheit so fördersich, daß er um die Zeit, als Herr Holdeman in das Gebiet des Groß-Dayak sich begab, an die Spitze der Truppen treten konnte.

Am 42sten Tage nach ihrem Aufbruch von Banjermassing, kehrte die Expedition zurück. Der Resident hatte seinen Zweck vollkommen erreicht, obschon es nicht eben zu bedeutenden feindseligen Operationen gekommen war. Am 13ten August 1836 schrieb Capitain Hendrik an einen seiner ehemaligen Diener einen Brief, in welchem er die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen schilderte, die er auf seinem Zuge kennen gelernt hatte. Nachstehendes sind einige Auszüge aus diesem Schreiben:

„Nach sechzehntägigem Marsche kamen wir in das Gebiet der Dayaksak's, die bei unserer Annäherung in ihre Wälder flohen. Die Bevölkerung von achtzehn Kampong's hatte an der Niedermetzelung unserer Abgeordneten Theil genommen. In der Nähe des ersten Kotta (eines Bezirks von drei Kampong's) begab ich mich, von einer Abtheilung Infanterie gedeckt, mit einem Cochorschen Mörser nach dem Walde und ließ einige Granaten in die Dickicht werfen. Bald flammte an verschiedenen Stellen Feuer auf, besonders da, wo der Boden mit Allang-Allang (einer sehr trockenen Waise, die 4 bis 5 Fuß hoch erreicht) bewachsen war. In ihrer Noth schickten uns die Flüchtlinge zwei Stammes-Oberhäupter; diese flehten um Schonung und versprachen zugleich, daß sie und ihre Untergebenen jeder Strafe, die wir ihnen aufzulegen für gut fänden, sich unterwerfen würden. — Die Dayaksak's kehrten nun in ihre Kampong's zurück, und wir setzten unseren Marsch fort. Bei jedem Kampong wurden uns die vorgenommen Schuldigen, die Waffen unserer Abgeordneten und überhaupt das Kriegsgeräth des ganzen Distes ausgeliefert. Anderen erhielten wir, dem Adat oder Herkommen*) gemäß, eine Entschädigung von 300 Gulden für jeden Geschlagenen, und fortbin war von diesem Handel nicht mehr die Rede."

„Der Dayaksak's sind Leute von hohem Wuchs und starkem Körperbau. Sie haben ein vortreffliches Gesichtsmaß und sind dreimal wie die Malayen, obschon sie weder lesen noch schreiben können. Die Männer sind vom Kopfe bis zu den Füßen tätowirt; aus der Ferne gesehen, nehmen sie sich fast wie Ungarische Husaren aus: sie tragen ein Stück Kattunzeug von etwa sechs Zoll Breite, in Form eines Ueberschlages (rabat), das vermittelst Bindfaden um den Leib befestigt ist; dieser Ueberschlag hängt über die Knie herab, das Hintergehend aber ist mit dem Hauptstabe zwischen den Beinen durchgezogen und mit Zähnen von Tigern und Kaimanen geschmückt. Die Häuptlinge winden sich ein Tuch in Form einer Turbane um den Kopf. Männer und Frauen tragen große Ringe aus Horn in den Ohren, die mit Elfenbein überzogen sind. Den Frauen liegen ihre Röcke so knapp an, daß es ihnen Mühe kostet, einen Fuß vor den anderen zu setzen; die Gang ist ein wahres Trippeln und Hüpfen. An der inneren Seite des Weiberrockes (Kain) sind drei bis sechs Reihen aus Binsen befestigt, und zwar so, daß der Kain um die Hüften weit, unterhalb der Knie aber beinahe geschlossen ist. Dazu kommt noch eine Art Schürzelein, die Sintang genannt. Einen wesentlichen Theil ihres Schmuckes bilden viele kupferne Arm-Ringe, von der Handwurzel bis zum Ellbogen, die, wenn sie blank geputzt sind, recht hübsch aussehen."

„Wenn die Dayaksak's etwas Wichtiges vorhaben, so beobachten sie den Flug der Vögel. Sie gewöhnen selbst wilde Vögel daran, auf ihren Ruf zu kommen und Futter zu holen. Fliegt nun der Vogel, wenn er gefressen hat, der Gegend zu, wohin der Dayaksak zur Ausführung seiner Vorhabens sich wenden will, so bedeutet dies einen guten Erfolg; fliegt er entgegengesetzten Falle aber wird das Unternehmen, aber man sucht sein Ziel auf Umwegen zu erreichen. — Die Dayaksak's glauben an Seelenwanderung; sie bilden sich ein, daß der Tugendhafte in einem künftigen Leben ein Vogel sein werde."

„Die Waffen des Dayaksak's sind: ein Klewang, eine zugespitzte Lanze, genannt Sompitan, deren er sich auch als Wurfspieß bedient, um vergiftete Pfeile gegen den Feind zu blasen, ein Köcher und ein hölzerner Schild. Wenn er zum Kampfe auszieht, schient ihn außerdem eine Art Waffenrock, der mit Watte gefüttert und mit Bändern und Muscheln besetzt ist. Dieses eigenthümliche Kleidungsstück hat eine kleine Oeffnung, um den Kopf hindurch zu lassen; es reicht vorne bison die Schenkel und binten bis an das Kreuz; der schärfste Pfeil kann nicht hindurchdringen. Die Pfeile, welche der Dayaksak mit seiner mächtigen Lunge durch das Sompitan bläst, sind tödlich, wenn der Verwundete nicht auf der Stelle ein Gegengift anwendet. Es entsteht eine heftige Geschwulst, und das Gift verbreitet sich schnell durch den Körper. Einreibungen mit einer salzigen Substanz werden als das wirksamste Gegenmittel empfohlen. Der Klewang ist diejenige Waffe, mit welcher man Köpfe abhaut. Ein geübter Kämpfer trennt den Kopf seines Feindes auf einen Hieb, der gewöhnlich die Mitte des Nackens trifft, von dem übrigen Körper."

„Wo drei kleine Dörfer oder Kampong's beisammen stehen, befindet sich alle Mal ein Fort (Kotta oder Benting genannt), mit einer Art von großer Kaserne, die Jedermann bei einigender Gefahr als Zufluchtsort dient. Eine Vertheidigung aus Pallisaden von Eisenholz, die 15 bis 20 Fuß hoch sind, umgiebt diese riesenmäßige Bauart, oder eine zweite Reihe Pallisaden, die man in der Entfernung von einer Ruthe befestigt. Auf der Gallerie ruht ein Dutzen in Form einer Brustwehr, den das äußere Pfahlwerk nur um wenige Zoll überragt. Hier schauen sich die Belagerten, mit ihren Blasrohren in der Faust, und begrüßen die Stürmenden mit einem Hagel vergifteter Pfeile, die aus setten ihr Ziel verfehlen. In einer Entfernung von 50 bis 60 Schritt bringen diese Pfeile noch gefährliche Wunden bei. Ein Benting ist unbezwinglich, wenn es eine wachsame und tapfere Besatzung hat, und wenn die Angreifer nur die gewöhnlichen Waffen des Landes sich bedienen. Auch versuchen die Dayaksak's nie, eine solche Festung zu erobern, um dadurch endlose Belagerungen abzukürzen; sie trachten, ihre Feinde zu umgehen, sallen dann mit dem Klewang über sie her und schlagen ihnen die Köpfe herunter. Die abgehauenen Köpfe werden als Trophäen vom Schlachtfelde heimgebracht. Dann beeilen sich die Frauen, diese Köpfe sommerstich aufzuschneiden, die mit Salz und Pfeffer, Ingwer und Kapiau (Spai), mit Pfauen-Federn geschmückt, und ein Festessen, so aufgeputzt, macht er wahre Beckerfeilige um das gräßliche Schaugericht, während ein weiblicher Chor unter Begleitung des surchtbar dröhnenden Gong Schlacht-Lieder singt. Hat die rasende Lustigkeit, der man sich wohl 24 Stunden lang überläßt, zuletzt ausgetobt, so werden die Köpfe von der Bühne genommen und verwahrt in das Schädel-Magazin ihres Eigenthümers. Wer die meisten abgehauenen Köpfe ihrer sitzt, der ist König; oft findet man in einem einzigen Hause 100 bis 150 dieser furchtbaren Trophäen. Auch stellen die Dayaksak's diese Todtenköpfe auf Pfählen von 30 bis 40 Fuß Höhe, als eine Ehrenwache ihrer Thore. Die tätowirten Schenkel sie mit dem Messer; es sind ziemlich regelmäßige Figuren von Menschen, Tigern, Kaimen u. s. w. So lange ein Dayaksak keinen Feindeskopf vom Rumpfe getrennt hat, schätzt man ihn sehr gering, das weibliche Geschlecht will gar nichts von ihm wissen."

„Die Dayaksak's lieben das Schweinefleisch über die Maßen. Die Schweine bewohnen das Erdgeschoß der Häuser und die Menschen den oberen Stock. Wenn ein Schwein geschlachtet werden soll, so bindet man es an einen langen Strick und zieht es unter lautem Gesang

*) Adat (Arabisch) gesprochen wird in der nicht unbeträchtlichen Zahl Arabischer Wörter, welche durch den Koiterverkehr, namentlich durch mercantilistischer und zum Theil auch durch religiöse Beziehungen in den Malayischen Sprachen Eingang gefunden. Seine Wurzel ist ‘ada, wiederkehren, im hebräischen עד, wieder, noch, und ‘eda, Gewohnheit. A. d. U.

Digitized by Google

mit Lanzenköpfen. Es ist abscheulich anzusehen, mit welcher Gier Männer, Frauen und Kinder über das frisch geschlachtete Rüsselvieh herfallen und mit dem aufgefangenen Blute sich die Gesichter färben. Sie kneten sogar ihre Hände in die Wunden des Schweines und langen das geronnene Blut hervor, welches ebenfalls zu dieser ekelhaften Toilette dient."

„Wenn ein Dayakkal stirbt, so verbrennt man seinen Körper. Diese Verbrennung soll den Hingeschiedenen gegen die Strapazen abhärten u. die er auf seiner Wanderung durch Wälder, Wüsten und das düstre Thal Gehenna zu bestehen hat. War der Verstorbene ein reicher Mann und Häuptling Sklaven, so sagt man die Dayakkals, ob sie ihrem Herrn ins Jenseits folgen wollen, um seinen seligen Geist zu bedienen. Ist ihnen das genehm, so tödtet man sie unter großem Gepränge mit Lanzenstichen und verbrennt ihre Körper. Ein Sklave, der auf diese Ehre Verzicht leistet, wird mit Verachtung behandelt und an den Meistbietenden verkauft."

„In jedem Kampong unterhält man einen Trupp Oberstimmen oder weiblicher Barden, die zu Kranken und Beerdigten, oder auch zu Einem, der über Projekten brütet, gerufen werden. Diese Bachantinnen erhitzen mit ihrem wilden Gesang, dem sie durch Begleitung seltsam dröhnender Instrumente einen wahrhaft dämonischen Charakter geben, die obnehin sehr erregbare Phantasie ihrer Zuhörer."

„Als wir den feindlichen Kampong's gegenüber waren, zeigten sich die uns befreundeten Häuptlinge mit Einem Male kleinmüthig und unentschlossen. Der Reiseru, welcher diese veränderte Stimmung bemerkte, ordnete sogleich ein Fest an: er stellte unsere Bundesgenossen mit Schweinefleisch und Reis und mit Arrak in Ueberfluß bewirthen, durch 25 Sängerinnen einen Oberschmaus geben. Diesen Letzteren wurde drav zugereed, daß sie ihr ganzes Talent aufbieten möchten, um den ausgiinmunten Muth der Häuptlinge wieder anzufachen, und sie drüllten — nicht vergebens, wie sie denn auch nicht umsonst gebrüllt hatten. Am nächsten Morgen war Alles gerüstet; doch wendeten die Häuptlinge, bevor sie uns zu den Verstecken der flüchtigen Dayakkal's gireiteten, noch einen vorbedeutschen Vogel fliegen sehen. Einer unter ihnen ging, mit Futterkörnern in der Hand, etwas abseits und scheie und lockte wohl eine Stunde lang, indem er von Zeit zu Zeit einiges Futter an den Boden streute. Endlich hielt er mit schen beiseiter Stimme einer wahre Harangue an den unsichtbaren Vogel: „Ich bin", sprach er, „Dein alter Sklave Rateen Anam; deschäme mich doch nicht vor dem Residenten, dem Commandeur, den Prinzen des Königlichen Hauses, den Häuptlingen Mantee, Bormie u. s. w." Da erschien plötzlich der Beherrschte Vogel, flog an uns Häuptlinge über unseren Köpfen im Kreise herum, verweeinigte Einen von uns und schlug dann, vermuthlich aus Scheuchen vor dem Anblick aller dieser fremden Gesichter, eine entgegengesetzte Richtung ein. Das war für unsere Alliirten ein Donnerschlag; Tjeiatal (böses Omen) scheie Alles wie aus Einem Munde, und die Hoffnungslosigkeit war auf allen Gesichte zu lesen. In diesem kritischen Moment ließ Herr Goldmann den Ringuren zu sich kommen, drückte ihm etwas Geld in die Hand und schärfte ihm ein, den Uebrigen zu sagen, der Flug dieses Vogels sei kein sicheren Wahrzeichen eines schlimmen Erfolge gewesen, intem er (der Vogel) zu wiederholten Malen die günstige Richtung habe einschlagen wollen. Dieß Kist gelang; denn ihre wie anderwärts ist ein goldener oder silberner Beweisgrund der unwiderstehlichste."

„Die Ablesung eines Eides ist bei den Dayakkal's immer etwas sehr Feierliches. Ein Greis zählt dem Eidesleistenden die Verbindlichkeiten her, die er übernimmt, und macht ihm eine furchtbare Schilderung von den Strafen des Meineids. Während dieß Formel gesprochen wird, verbrennt man Räucherwerk und übergießt dann den Schwörenden einen in der Mitte durchbrochenen Stock; hierauf muß er sich seiner ganzen Länge nach auf einen Baumstamm legen und, ohne den Kopf zu erheben, den Stock mit seinem Klemang in der Mitte zuspalten haben. Gelingt ihm dieser Kunststück, so glaubt man seinem Schwure unbedingt. Wenn ein sehr zweifelhafter Rechtsfall obwaltet, so läßt man die Parteien in Gegenwart der Schiedsmänner in einem Flusse untertauchen. Wer es am längsten unter dem Wasser aushält, der hat den Prozeß gewonnen."

Mannigfaltiges.

— Deutsche Philosophie in Frankreich. Der Baron Barchou von Penhoen, der früher schon einige philosophische Abhandlungen von Werth herausgegeben, hat jetzt eine „Geschichte der Deutschen Philosophie von Leibnitz bis Hegel" erscheinen lassen.*) Schon die beiden Abgrängungen seines Gegenstandes zeigen, daß sich der Verfasser mit demselben vertraut gemacht hat; denn wie wenig ist selbst in Deutschland Leibnitz's Einfluß auf die spätere Philosophie anerkannt worden; erst die neuere Zeit erwirbt sich das Verdienst, diesen großen Geist wieder vollkommen zu würdigen.**) Aber Herr Barchou de Penhoen geht noch weiter zurück; er sucht die Quellen der Deutschen Philosophie in Descartes, Malebranche und Spinoza, was allerdings auch schon Andere, aber nicht mit so gründlicher Auffassung, gethan haben. Er knüpft namentlich auch an den weniger bei uns gekannten Malebranche an, den er in genetischen Zusammenhang mit den theosophischen Tendenzen und den religiösen Ausgangspunkten der Deutschen Philosophie bringt. Während sich, sagt er, der Deutsche Leibnitz des Cartesiuschen Idealismus und der philosophischen Gottesleere des Malebranche als der mächtigsten Waffen gegen den Empirismus Locke's bediente, ward dieser gerade in Frankreich, der Wiege jener beiden Männer, von Condillac ergriffen und so die Grundlage des seichten Materialismus. Das Bösterein, seinem Vaterlande den Ursprung der Deutschen Philosophie zu untziehen, wird dem Verfasser bei der Gerechtigkeit, die er den späteren philosophischen Richtungen der beiden Länder zu Theil werden läßt, gewiß nicht verargt oder als ein dieser Eitelkeits-Patriotismus ausgelegt werden. In Leibnitz erkennt er und weist er die Keime nach zu jener über-späteren Periode von Kant, Fichte, Schelling und Hegel, die sich in jenem unbefangenen Geiste entwickeln und erkennen müßten, wie einr ganze Familie mit ihren bereits variirten Geschlechtszügen sich in dem Bildnisse des gemeinschaftlichen Urgesstvaters wiederfindet. Christian Wolf wird als historischer Uebergangspunkt von Leibnitz zu Kant dargestellt; er wird der mathematische Apostel der Moral, der Kant's und der protestantischen Nationalgeist genannt, der Leibnitz's Herrschaft um ein halbes Jahrhundert verlängern und sie seinem Nachfolger bereits in einem Deutschen Gewand überliefert habe. Herr Barchou geht nunmehr zur kritischen Philosophie über, deren wesentliche Unterschiedunge-Merkmale von allen früheren und späteren Systemen er nachweist, während er seine Arbeit zugleich mit den drei Hauptwerken Kant's so wie mit denen Jacobi's bekannt macht, nicht bloß in der sondres Jacobi und Fichte, als eigentlich Deutsche Naturen, hervorhebt. Der erste Band seines Werkes schließt mit Fichte, und der zweite wird zur Naturphilosophie, zu Schelling und Hegel, übergehen. Wir glauben, die Europäer haben an dem lebendigen Lehrbuche der Deutschen Philosophie eine tüchtige neue Grundlage, und wir sehen der Fortsetzung des noch viele Früchte tragen wird. Dazu, d. h. zu den guten Früchten, können wir jedoch die Regension nicht zählen, die Herr T. Touffenel über dieses Buch im Temps hat abdrucken lassen. Trotzdem, daß Herr Barchou seine Deutschen Meister nicht bloß verstanden, sondern auch ihrer ganzen Bestrebung nach aufgefaßt hat, will doch Herr Touffenel in einer Geschichte der Deutschen Philosophie nichts weiter als eine Geschichte des Unverständnisses erkennen. Die gewöhnlichen Klagen über Dunkelheit und Sprachverwirrung, die nur von denen wiederholt werden, die nicht einstehn wollen, daß die Sprache des abstrakten Denkens sich, ihrer Natur nach, von der einer Unterhaltung über Dinge des täglichen Lebens oder der angewandten Wissenschaft wesentlich unterscheiden muß, werden von Herrn Touffenel in Französischer Weise noch übertrieben, und der Kunststück dabei, oder auch, weil man selbst aus einem Anschein von Wahrheit immer etwas lernen kann, setzen wir hier einige Stellen aus Touffenel's Recension her. Seine Bemerkungen über „Schelling", sagt er, „haben die Gewohnheit, ihre allgemeine Gegenstände für eine kleine Anzahl von Lesern, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, für einige Particuliers zu schreiben; die Französischen dagegen schreiben über particulüre Gegenstände für die Allgemeinheit der Leser: es ist die Art der Griechen und aller unserer Meuneeurs, die nichts weniger als Geschichte sind. Die kleine Anzahl von Lesern, für die der Deutsche Schriftsteller geschrieben, ist ganz stolz und nicht weniger eifersüchtig auf ihre gelehrte Dunkelheit, und mit fanatischem Eifer vertheidigt diese kleine Anzahl von Gläubigen den Schleier, der das Heiligthum deckt. Viele dem unfähige Jünger, wollen Neugirren, die es vielleicht unternimmt, die Deutschen Philosophen popular zu machen und zum Gebrauche des großen Publikums in einfacher und verständlicher Sprache das zu wiederbeirn, was die Meister in dunkele Formeln eingekleidet haben? Heutzutage giebt es vielleicht in ganz Deutschland nur zweihundert, die sich verstehen, was seine Philosophen sagt haben. Wenn nun zufällig ein Ausländer, ein Franzose, feinen Landsleuten die Mysterien der Deutschen Philosophie zu erklären sucht, dann ist es nicht mehr bloß die Sache der Zweihundert, sondern ganz Deutschland erhebt sich gegen den Frevler, und nun beginnt eine „querelle d'Allemand." Ob der Franzose Cousins oder Victor von Deutschland gelobt hat; davon ist nicht die Rede; er hat sich herausgenommen, es verstehen zu wollen, und das ist ein Verbrechen, das man ihm nicht verzeihen kann. Das philosophische Deutschland nimmt alle unsere Komplimente mit vornehmer Verachtung hin, wie eine Spröde, die sich über die Liebeserklärungen eines Gecken lustig macht, von dem sie fürchtet, es möchte ihn Jemand hören, als habe sie gar nichts Neues gelernt. Was ich hier sage, ist die Geschichte der Frau von Staël, Cousins, Theminieres, und dies wird wahrscheinlich auch das Schicksal des Herrn Barchou (etwa*). Die Deutschen nennen Frau von Staël, die ihr ganzes Leben lang sie besungen hat, eine indolente Schwätzerin (!); sie spotten über Herrn Cousins, der ihre Philosophie so glänzend Formen gekleidet; sie weisen Herrn Theminier zurück, der ihnen höchst sonpal eine philosophische Allianz angeboten hat; sie werden selbst über Herrn Barchou ein Anathem ergehen lassen, obwohl er es so gut mit ihrer Wissenschaft meint." — Mit unserer gegenwärtigen Turzen Anzeige können wir uns zwar nicht als eine Stimme aus Deutschland geltend machen, aber so kasch ist doch wohl noch kein Prophet Lügen gestraft worden, als Herr Touffenel durch unsere einleitenden Worte. Wenn Herr Barchou der erste Franzose ist, der die Deutschen Philosophen richtig aufgefaßt hat, weil er nicht, wie seine Vorgänger, ohne der Deutschen Sprache zu kennen, nur nach den Urtheilen Anderer sich ein Urtheil gebildet, so wird es wohl auch nicht auffallen dürfen, wenn er in Frankreich die ersten wohlbegründeten Lorbeern auf diesem Felde ärndtet.

*) Histoire de la philosophie allemande, depuis Leibnitz jusqu'a Hegel, par le Baron Barchou de Penhoen. Vol. I.

**) Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf Leibnitz's Deutsche Schriften, herausgegeben von Dr. Guhrauer, deren erster Theil so eben bei Veit und Comp. in Berlin erschienr.

*) Frau von Staël hat, trog ihrer vielen unrichtigen Auffassungen Deutschen Geistes, doch nirgends so viele Irrthümer gehabt, als in Deutschland; Cousins rühmte sich, Eklektiker zu sein und nicht die Deutschen selbst, sondern nur das Resuma ihrer Philosophie wiederzugeben; Theminier ist nicht Philosoph, sondern Jurist, und den Herrn Barchou prophezeihen wir ein besseres Schicksal, als sein Landsmann.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr; ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 131. Berlin, Mittwoch den 1. November 1837.

Moldau und Wallachei.

Die Zigeuner der Moldau und Wallachei.

Nach M. v. Kogalnitschan.*)

Alle Europäische Chroniken belegen, daß das Nomaden-Volk der Zigeuner zuerst in der Moldau sich zeigte. Um von Indien, seinem Stammlande, nach Europa zu kommen, mußte es ja auch das Schwarze Meer passiren, bis zu welchem die Moldau damals sich erstreckte. Die ersten Zigeuner-Horden erschienen daselbst 1417, im neunzehnten Jahre von Alexander's des Guten Regierung. Von diesem Fürstenthum aus verbreiteten sie sich dann in die Wallachei, Transsylvanien, Ungarn und endlich über das ganze übrige Europa. Mit Benutzung des Verwahnes der damaligen Zeit in Bezug auf gebeime Künste, legten sie sich einen Aegyptischen Ursprung bei; und eben daher schreibt sich auch, daß die Ungarn sie den Pharaonen-Stamm, die Franzosen, Engländer und Spanier Egyptiens, Cypsies und Gitanos nennen. Selber ohne einen eigenen Namen, fühlen sie immer schändlicher den des Leides, in das sie gerade hinein wollten, und wußten auf diese Weise überall Duldung zu finden.

In größerer Anzahl, als in allen anderen Ländern, blieben sie in der Moldau, wo Alexander der Gute ihnen Luft und Land zum Durchstreifen und Feuer und Eisen zum Schmieden gewährte, und in der Wallachei. Doch verloren sie daselbst das köstlichste aller Güter, die Freiheit. **) Sie und ihre Abkömmlinge wurden Sklaven, wie sie es noch heute sind, so daß in den beiden Fürstenthümern ihr Name sogar gleichbedeutend mit der Bezeichnung von Sklaven geworden ist. Der Ukas Kodex der Moldau von 1833 spricht von ihnen im Wesentlichen, wie folgt:

Obgleich die Sklaverei dem natürlichen Rechte der Menschen zuwiderläuft, besteht sie dennoch in diesem Fürstenthume schon von alten Zeiten her, indem nicht in dem Sinne, wie bei den alten Römern; denn hier erstreckt sich die Gewalt und das Eigenthums-Recht der Sklaven unter keiner Bedingung bis auf das Leben, sondern nur über das Vermögen derselben, und auch über dieses bloß, wenn die Sklaven entweder keine rechtmäßige Ehen, als Aeltern oder Kinder, nachlassen oder ihrer Herrschaft durch Vergehungen irgend einen Verlust zugezogen haben. Demnach werden sie bis auf die Sklaven keinesweges wie Sachen behandelt, sondern so weit ihre Handlungen und Verträge, ihre Rechte und Verpflichtungen Jedermann (ihre Herrschaft ausgenommen) angehen, gelten sie für Personen, und stehen als solche nicht nur unter der Verbindlichkeit, sondern auch unter dem Schutze der Landes-Gesetze.

Zwischen Freien und Sklaven kann keine rechtmäßige Ehe stattfinden. Ist zwischen solchen dennoch, aus Unkenntniß des gegenseitigen Standes, eine Verbindung geschlossen worden, so soll sie nicht aufgelöst werden, wenn der freie Theil der Herrschaft des unfreien Kontrahenten, binnen Al Jahren nach dessen unrechtmäßigen Austritt aus dem Eigenthum seiner Herrschaft, den Werth erstatten will oder kann. — Ist solche Verbindung aber vom freien Kontrahenten wahrside eingegangen, so wird nicht nur diese aufgehoben, sondern der schuldige Theil auch mit Erlegung der Werthe seines Mitkontrahenten an die Gnadenkasse ***), zur Strafe, angehalten, und der Sklave seiner Herrschaft zurückgegeben, wenn diese vorher weder ihn freilassen, noch seinen Preis vom anderen Gatten (damit die Verbindung nicht getrennt würde) annehmen gewollt. — Ist dagegen eine solche Verbindung erwiesich mit Einwilligung oder auch nur mit Wissen der Herrschaft des unfreien Kontrahenten geschlossen worden, so soll die Herrschaft nicht nur den Sklaven verlieren, indem dieser frei und die Verbindung nicht getrennt wird, sondern, des Beispiels wegen, auch mit einem Verweise angesehen werden.

Alle Kinder aus einer jeden, gleichviel, ob gültig oder ungültig besundenen, Verbindung zwischen Freien und Unfreien sind frei; denn die Freiheit des einen Gatten soll für Sklavenzeugung angesehen werden und die Menschenliebe in solchem Falle, auf Grund des Kirchen- wie des Naturrechtes, vorwalten.

Die aus fremden Staaten zu uns gekommenen Sklaven, die, nach einem alten Landes-Gebrauch, der Regierung de jure gehören, werden frei, sobald sie sich mit einer freien Person verheirathet haben, gleichviel, ob derselben ihr Stand bekannt gewesen, oder nicht. Ihre Verbindung ist gültig, und Niemand soll es wagen, sie anzufechten.

Eine Heirath unter Sklaven kann nur mit Bewilligung ihrer Herrschaft stattfinden.

Der Preis von Sklaven ist, nach Maßgabe des Alters, der Geschicklichkeit und Anlagen, vom Tribunale zu bestimmen.

Zu eine Sklavin die Beschäftigung ihres Herrn gewesen und von diesem bei seinen Lebzeiten nicht freigelassen worden, so ist sie nach seinem Tode frei seyn. Eben so ihre mit ihm erzeugten Kinder.

Die Eigenthümer von Sklaven und ihre rechtmäßigen Erben dürfen immer und von Jedermann ihre flüchtig gewordenen Sklaven dinzieren; denn die Verjährung tritt für Sklaven in unserem Fürstenthume nicht ein.

Freigelassene dürfen ungehindert mit Freigebornen sich verheirathen, nur weder mit einer Tochter, Nichte, noch anderen Verwandtin ihrer gewesenen Herrschaft, noch mit der Tochter eines Adligen.

Der Sklave darf ohne Wissen seiner Herrschaft eine Erbschaft weder ausschlagen, noch annehmen. Haus, Garten und Schranne dagegen darf er, vermöge Gewohnheitsrechte, zu eigen haben, aber weder Pachtungen, noch große Ländereien.

Fast dieselben Gesetze bestehen auch für die Sklaven in der Wallachei.

In beiden Fürstenthümern sind alle Sklaven entweder Kron- oder Privat-Sklaven. Die Familien-Zahl der ersteren beträgt in der Moldau 3851, in der Wallachei 3300.

Die Kron Zigeuner zundordert zerfallen in drei Klassen:

1) Die Rudari oder Rurari, mit dem ausschließlichen Rechte, das Gold aus dem Fluß- und Berg-Sande aufzusuchen, wofür ein Jeder von ihnen drei oder vier Drammen (Drachme? Romänisch drama, dramuri), d. h. von oder von einer Oca, als Nadelgeld an die Fürstin zahlt. Zur Zeit des Fürsten Kantemir empfing die Fürstin der Moldau auf solche Weise 1600 Drammen oder 4 Oca reinen Goldes; und die Gemahlin Serdhan Racoviza's von der Wallachei erhielt im Jahre 1764 von ihren 240 Auraten 1254 Drammen feinen Goldes, oder etwa 3¼ Oca. Heute aber ist dieses Gewerbe so einträglich nicht mehr.

2) Die Ursari oder Bärenführer, auch uns bekannt, wie sie mit ihren in den Karpathen ganz sung eingefangenen Bären überall umherziehen, um deren Künste im Tanzen u. s. w. für Geld sehen zu lassen, nachdem sie den Thieren, um Schaden zu verhüten, die Zähne und Klauen abgefeilt und die Augen, mittelst Feuers, ein wenig geblendet haben. Diese Ursari, von denen einige auch Roßtäuscher sind, entrichten der Regierung eine jährliche Abgabe von 20 bis 30 Piastern (2 bis 3 Thaler).

3) Die Lingurari oder Holzlöffelmacher, welche außer dem Stücke, dem sie ihren Namen verdanken, auch noch jede andere Art von Geräthschaften in Holz verfertigen und gleichen Tribut wie die Ursari bezahlen. Sie sind die civilisirtesten aller vier Klassen und fangen sogar schon an, sich feste Wohnungen zu bauen.

4) Die Lăieşi, Herumtreiber ohne festes Gewerbe: bald Maurer, bald Schmiede, bald Kammmacher. Diese sind die verwortensten aller Zigeuner und dennoch die undeschränktesten; denn sie dürfen das ganze Fürstenthum durchziehen und haben, gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs von 30 Piastern an den Staat, die Freiheit, ihre Pferde bei allen Wegen und Dörfern weiden zu lassen. Die Mehrzahl derselben lebt nur von Diebstahl und Raub; denn, obgleich ungemein geschickt in Allem, was sie vornehmen, arbeiten sie doch sehr wenig und verbringen den Tag lieber mit Schlafen, die Nacht mit Marodiren. Thun sie aber zu einmal etwas, so haben die Arbeiten in Eisen ihren Vorzug; sie machen Schlösser, Schlüssel, Nägel, Hufeisen, Steigbügel und Fingerringe für die Bäuerinnen. Zur Verfertigung aller dieser plumpen Artikeln führen sie beständig ein tragbares Schmiedezeug mit sich. Früher waren es überhaupt die Zigeuner, welche die Gewehre, Lanzen, Säbel, Bomben und alles andere Eisenzeug anfertigten. — Während die Männer arbeiten oder schlafen, durchstreichen die Weiber die Straßen, um Träume auszulegen und den Wißbegierigen Geld oder junge treue Gatten zu prophezeien. An allen Sonntagen und den (in der Moldau und Wallachei eben nicht seltenen) Festen drängen sie die Eingänge der Kirchen, um das Mitleid der Besucher zu erregen, indem sie kleine Kinder (solche selten auch nur als solche angezogene Puppen) an der Brust tragen und sich krank, ja wohl gar todt ausgeben. Nach der Messe suchen sie die Paläste der Bojaren und die Häuser der

*) Vgl. Nr. 120 des Magazins, wo wir zuerst auf dessen Requisse zur Geschichte der Zigeuner aufmerksam gemacht. Gegenwärtig ist nun auch desselben Verfassers „Geschichte der Moldau und Wallachei" erschienen, auf die wir später noch zurückkommen werden.

**) Während sie in Ungarn schon 1496 unter eigenen selbstgewählten Häuptern und Richtern (Agilei) Banden, deren Oberhaupt der vom Palatine selber aus ihren erwählte Waywod, mit dem Ungarischen Obergemanat-Titel Cygrinus, war.

***) In der Moldau diejenige Staats-Kasse, welche die Pensionen für alte Beamte und deren Wittwen oder überhaupt an alle Hülfsbedürftige auszahlt.

Digitized by Google

Bürger heim, wobei sie, unter dem Vorgeben, Almosen zu erbitten, mit beispiellofer Dreiſtigkeit in die Zimmer dringen, um, wenn ſie Niemand darin finden, zu ſtehlen, was ihnen gerade gefällt, und zwar ungeſtraft, ſicherweiſe faſt immer, ohne entdeckt zu werden.

Keine dieſer vier Klaſſen hat eigentlich feſte Wohnungen. Im Sommer kampiren ſie unter Zelten; den Winter verbringen ſie unter Seh-Hütten, wozu ſie das Material aus den Wäldern ſich holen. In derzeit aber verweilen ſie in der Nähe von Dörfern, theils, um Niemand zu ſtören, theils, um ihrem Hange zum Stehlen nachgehen zu können. In zehn bis funfzehn Familien (sálassau, sálassuri) ſtehen unter der Gerichtsbarkeit eines Mannes, der von ihnen ſelber gewählt, von den Moldauern und Wallachen Jude oder Richter genannt wird und von einem Bulubaſſa, in Ungarn und Transſylvanien auch Woywode genannt, abhängt. Der Kandidat zu einer ſolchen Stelle muß aus einer Familie abſtammen, die ſchon Bulubaſſen geliefert hat, ſich beſſer kleiden, als die Andern, von reifem Alter und imponirendem Wuchs und Anſehen ſeyn. Die Wahl geſchieht unter freiem Himmel; der Erwählte wird, wie ebenfalls die Häuptlinge Alle, auf den Schultern der Männer dreimal emporgehoben, zum Zeichen, daß er, wenn nöthig, ihr Leben mit allgemeinem Freudengeſchrei begeßt. Nach beendigter Feierlichkeit gehen die Zigeuner ſo ſtolz aus einander, wie Kurfürſten, die ſo eben einen Kaiſer erwählt. Die Richter und Bulubaſſen werden von dem Großwaffenmeiſter des Fürſtenthums beſtätigt, an den die Letztern, die andere wählt, wobei auch Zigeuner-Könige gewählt werden, ihre Liſten einliefern müſſen, den ſie durch die Richter einſammeln laſſen. Derſelbe beſtimmt auch die Taxe, die ſie zu bezahlen haben, macht ihnen den Willen der Regierung bekannt und iſt ihr Richter in letzter Inſtanz. Dahin ſtrebten die Zigeuner ihn mehr, als den Fürſten ſelber. Die Richter und Bulubaſſen ſind, um von der Menge ſich auszuzeichnen, faſt immer zu Pferde und haben das Recht, einen Bart zu tragen, ein langes Kleid von Purpur, gelbe oder rothe Stiefeln, eine Mütze von Lammfell, welche der Phrygiſchen nicht unähnlich iſt, und, an einem Bandelier, eine kleine Piſtole mit drei Rimen, mit welcher diejenigen ihrer Leute, die ſich bei einer Diebſtahle ertappen laſſen oder die andern Vergehen begangen haben, gewiſſenhaft und von Rechtswegen beſtraft werden. Die Bulubaſſen beſenders haben eine ziemlich ausgedehnte Autorität über ihre Mitbrüder: ſie ſind deren Richter in erſter und zweiter Inſtanz, erhalten zwei Drittele von dem Tribute, den ſie erheben laſſen, und haben das Recht, Schuldige ſelber zu beſtrafen. Doch ſtehen ſie immer unter Kontrolle der Behörde des Ortes, bei welchem ihre Untergebenen ſich gerade aufhalten.

Die Privat-Sklaven gehören entweder Klöſtern oder Bojaren und zerfallen in die beiden Klaſſen der Lăcesſi und der Bătrassi.

Die Lăcesſi der Privatperſonen leben eben ſo wie die der Krone. Nach Gefallen ſchweifen auch ſie unter ihren Richtern umher; doch zahlen ſie nicht der Regierung, ſondern dem Kloſter oder dem Bojar, von welchem ſie abhängig ſind, Tribut. Haben dieſe etwa irgend einen Bau auszuführen, ſo ſind über Lăcesſi gehalten, dabei als Maurer zu arbeiten, und erhalten dafür täglich zu ihrer Beköſtigung einen Piaſter oder 2½ Gr.

Die Bătrassi dagegen haben feſte Wohnſitze und ſind überhaupt nur noch dem Namen nach Zigeuner; denn Sitten und Gebräuche dieſer ihre nomatiſchen Stammgenoſſen haben ſie ſo ganz und gar abgelegt, daß ſie von den Moldauern und Wallachen kaum noch zu unterſcheiden ſind, da ſie ſelbſt ihre urſprüngliche Sprache völlig vergeſſen haben. Einige Bătrassen wohnen in Dörfern und ſind, bei fortwährender Beſorgung des Landbaus, zu gleicher Zeit oft Barbiere, Schneider, Schuhmacher und Hufſchmiede. Die Mehrzahl jedoch wohnt in Städten, als Bojaren-Häuſern, wo ſie Mäntel als Schneider, Bücher, Pelzwerk, Kutſcher, oder in der Küche arbeiten, während die Weiber die Zimmer reinigen und hohnen, die Wäſche beſorgen, ſchneiden und, wobei ſie beſonders ſich auszeichnen, Hand- und Taſchen-Tücher in Gold und Silber ſticken. Bei den kleinen Bojaren ſind die Zigeuner Diener und Köche. Obgleich es aber in ihrer Kleidungsweiſe unterſchieden Mannigfaltigkeit herrſchen ſtattfindet, ſo haben ſie in dieſem Punkte die Sitte (oder Unſitte) ihrer nomadiſchen Stammbrüder durchgehends beibehalten, ſo ſind auch die Taſeln ihrer Herrſchaften überaus unappetitlich.

In dem Hauſe eines ſehen Erwähnenen giebt es einen Straf-Keller die ſie Stiona, die ein Verſehen begangen haben. Leicher beſtrafte man den Schuldigen, indem man ihn mit der Zlanga ſchlagen ließ: Ein außerordentlich hartes, durch das gegenwärtige organiſche Staats-Reglement abgeſtelltes Straf-Verfahren, eine Art von Baſtonnade, darin beſtehend, daß man dem Sträflinge liegend die Füße an einen großen Stock band, den zwei Mann dann ſo hoch boben, daß der Unglückliche nur mit dem Kopf und mit den Ellenbogen des Rückens am Boden aufliegen blieb, während ihm die bloßen Fußſohlen mit Ruthen gereicht wurden. Heutzutage wird ein Zigeuner, der eine Strafe verſchuldet, nur ſchleichweg ausgepeitſcht, bei vielen Bojaren ſogar bloß für einige Zeit eingeſtreckt. Will er aber etwa weglaufen, ſo werden ihm, ſobald man ſeiner wieder habhaft geworden, die ſogenannten Hörner, ein Halsband mit Eiſenſpitzen, die ihm im Schlaf außerordentlich inkommodiren, angelegt.

Unter den Bătrassi-Zigeunern finden man übrigens auch die beſten Muſiker der Moldau und Wallachei. Ohne alle Kenntniß der Noten, genügt es einem ſolchen oft, einer Bojariſche Sonate oder eine Beethovenſche Symphonie ein einziges Mal gehört zu haben, um ſie, nicht ſelten mit mehr Luſt, Genauigkeit und Talent, als ſein Vorſpieler beweiſen, wiederzugeben! Ja, wehr als einen Zigeuner bab' ich zu Jaſſy in das Franzöſiſche Theater, die Violine unter dem Arm, eintreten, die Ouvertüre und andere Stücke der weißen Dame, z. B. leiſe begleiten geſehen und nach dem Schluſſe der Oper die ganze Muſik, die er ſo eben erſt kennen gelernt, mit viel größerem Talente, als den erſten Bitmoſen des Orchelters, ausführen gehört!! Die Inſtrumente der Zigeuner ſind: die Violine, auf welcher ſie gewöhnlich unübertroffene Meiſterſchaft an den Tag legen; die Cobza, ein Mandolinen-artiges, ihnen ganz eigenthümliches Inſtrument mit neun Saiten; die Nai, oder die Panflöte; das Cymbal, und das Moscaln oder die alte Syrinx, welche ſie gleichfalls ein ungemeines Talent beſitzen, ſo daß auch der Bruder des Schach von Perſien, der als Geſandter an Napoleon abgeſchickt werden, auf ſeiner Heimkehr aus Frankreich, 1810, in der Wallachei über den muſikaliſchen Geſchmack der Zigeuner überhaupt ganz erſtaunt war, am meiſten jedoch über ihre Fertigkeit eben auf der Syrinx, von ſeiner gehabt, daß ſie hierin ſogar die Perſer übertrafen, welche doch dieſes Blas-Inſtrumentes ſo vorzüglich Meiſter ſind. Aber ſie ſpielen nicht allein ſo ausgezeichnet, ſondern komponiren auch ſelber eben ſo vortrefflich; und die Namen Sarcasmi, Vogbelnjá und Barda ſind in den beſten Fürſtenſtuben allgemein bekannt; der Name des in Preß lebenden Chöri aber hört in ganz Ungarn wieder. Die Zigeuner begleiten die Volks-Melodieen, die ſie ſpielen, immer mit ihrem Geſange und haben in der Regel ſehr ſchöne Stimmen, durch die ſie ihre Zuhörer nicht ſelten ſo in Entzücken verſetzen, daß dieſe von der Laſt ausſtringen und zwei oder drei Dukaten oder Türkiſche Piaſter in den Mund ſtecken.

In ſchönen Sommer-Nächten erklingen alle Straßen Jaſſy's von Inſtrumenten und Jubeltonen. Da erblickt man den Bojaren, der mit einer ganzen Geſellſchaft ſpazieren geht, vor ſich her Europäiſche Muſik; denn auch bei uns ſängt man heutzutage an, Alles zu verachten, was einheimiſch iſt. Dort ſieht man einen jungen Herrn ſeine Zuhörer von oben bis Holy verkauft hat, nun auch ſich einſtlagen will und deshalb, nachdem er bis zehn Uhr in einer Schenke gezecht, ins Freie ſchreitet, unter dem Vortritte von zwei Muſikanten, die ſeine Lieblingsſtücken ſpielen und ſingen, daß ihnen die Kehlen platzen möchten, während der Hohe Baumann, die Hände offen, an Beiden vorüber geht, ohne auf einen oder auf den Andern irgend ſtolz, in beſſen Augenblicken des Frohſinns alle ſeine Plagen, alle Bekrückungen, die er von ſeinem Verwalter oder vom Steuer-Einnehmer zu dulden hat, ſelig vergißt.

(Schluß folgt.)

England.

Ernſt Maltravers, von E. L. Bulwer.

(Schluß.)

Wir tadeln an dieſem Romane nicht, daß er ein Stückwerk iſt, und daß er ohne eine ſogenannte Beſtiedigung abſchließt. Das Leben ſelbſt iſt eben auch Stückwerk und läßt uns Abſchluß und Befriedigung vermiſſen. Daß Maltravers mit ſolcher Leichtigkeit aus einer Leidenſchaft in die andere verfällt und ſeine Geliebten in einander auch dies finden wir richtig. Wer reich und unabhängig genug iſt, allen Launen ſeines Geiſtes nachzuhängen, und gerade Genie genug hat, um ſich mit glänzenden Illuſionen über die Forderungen alltäglicher Moralität hinwegzuſetzen, und dergleichen oft an ſich erleben. Aber daß der Held ſo grundkorrekt iſt, daß er ſich ſelbſt, daß er die Welt nicht täuſcht, daß er, ſeines davonlaufenden Vorſatzes unmächtig, von unſtäten Trieben und Erregungen beherrſcht wird, ohne nur dagegen anzukämpfen, dies ſchreint uns vorſetzlich; einen ſolchen Charakter hat Bulwer offenbar nicht zeichnen wollen. Um uns den Unterſchied, die weite Kluft zwiſchen Genie und Lebenskraft anſchaulich zu machen, dürfte er jenes nicht in ſo nackter Schwächlichkeit, ſo ohne ſittlichen Halt darſtellen. — Mit einem Wort, die Anlage des Romans im Großen, die Farbe, die Charaktergebung erſcheint mißglückt. Aber hin und wieder ſind uns im Feinen vortreffliche Stellen begegnet, aus welchen der Grundgedanke, in dem Metall des Buches mit großer Schwierigkeit und Arbeit hervorgetrieben. Dergleichen kommt oft ganz unvermuthet, in einem Zuſammenhange, wo man es gar nicht erwartet.

Es iſt von den Memoiren, überhaupt von den geringſtzigeren Erzeugniſſen der Franzöſiſchen Literatur im 18ten Jahrhundert die Rede. „Lieſen ſie dieſe", ſagt Maltravers, „wohnt ein ſo eigenthümlicher Reiz bei. Man überſieht gern ihre Mittelmäßigkeit und hält die Schwäche über Zartheit und Feinheit zu gut. So ſind die Memoiren der Madame d'Epinay. Sie war ſelbſt nicht tugendhaft, aber ſie hatte Sinn für Tugend und liebte ſie an Anderen; ſie war kein geniales Weib, aber wie eine zitternde Blume empfindlich für den Hauch des Genies. Vielen Menſchen hat die Natur das Temperament und die Neigungen des Genies, aber nicht ſeine thätige und ſchaffende Kraft verliehen; das Genie, kann man ſagen, ſteckt bei ihnen mehr im Nervenſyſtem als in der Intelligenz; ſie haben ein lebhaftes Geſühl für das ſchöne Anordnungsvermögen. Die Alt-Franzöſiſche Civiliſation, das höfiſche Zeitalter der beiden Ludwige hat viel dergleichen Charaktere hervorgebracht, in den Memoiren dargegen ſie und entdüften ſich uns. Es iſt intereſſant, dieſe erregbaren, empfindungsreichen Gemüther im Kampfe gegen die geiſtige Unbarmherzigkeit, den inhaltleeren Ernſt, den ſittlichen Plan ihrer geſellſchaftlichen Umgebung zu beobachten. Wie wirken darauf lernen: es kann uns Manches brinkommen. Viele unter uns" — hier ließ Maltravers die Stimme ſinken — „Viele werden in dem vorgehaltenen Spiegel ihr eigenes Bild ſehen." — Wir haben die Stelle unterſtrichen, in welcher der Kern der ganzen Sentenz Bulwer's paßt auf den Verfaſſer ſelbſt; das es Bulwer ſo gewollt? wirft er ſeinen Helden unter die Leute mit genialem Temperament ohne wahre geniale Kraft? Wir würden die Frage bejahen, wenn wir nur überhaupt erſt wüßten, ob er mit dem ganzen Buche etwas gewollt hat.

Wie ſetzen das Portrait der Frau von Saint-Eustadour her, das in der That meiſterhaft gezeichnet iſt. Die repräſentirt eine zahlreiche Klaſſe von Frauen der großen Welt; jeder Zug iſt nach dem Leben. „Ihre Schönheit und ihr Geiſt trugen beide das Gepräge der Umgebungen, in denen ſie aufgewachſen war. Sie hatte die Geſinnung, die Denkweiſe der vornehmen Zirkel ganz in ſich aufgenommen; von dieſem

Digitized by Google

Standpunkte aus betrachtete, beurtheilte sie Menschen und Dinge. Ihr Geist war glänzend, scharfsinnig, ohne daß dies der Zartheit und weiblichen Einheit ihrer Empfindungen Eintrag that; ihre Anschauungen, stumwoll und gedankenreich, verlangten doch in Ton und Manier nie die Mode der sogenannten großen Welt. Ihr Witz war schwermüthig und ihre Schwermuth witzig; sie war von selbst, ohne Anleitung, auf die Philosophie der Uebersättigung gerathen, die mit derbem faustischen Spott das Menschenleben ihrer eigenen Kreatürlichkeit wegzubannen sucht. Bei dem Leben, welches Frau von Saint-Pentadour führte, blieben Herz und Geist eigentlich ganz unbeschäftigt oder wurden nur aufgeregt, nicht erfüllt und befriedigt. Sie empfand die Hohlheit, die Leerheit dieses Lebens schmerzlich und verachtete Welt und Menschen, die ihr nichts Besseres zu bieten hatten. In ihrer äußeren Erscheinung und Unterhaltung war sie das vollendete Muster einer Französischen Weltdame, eine reizende, geistvolle Aspasia. Solche Frauen ziehen einen großen Männerkreis durch Anmuth und Talent, durch Takt, Würde und Feinheit des Benehmens unwiderstehlich an sich; sie sind nicht blos Gegenstand einer oberflächlichen, sinnlichen, genußsüchtigen Neigung. Was sie darüber erhebt und ihren Verzug vor anderen," mit Schönheit und Talent begabten Frauen ausmacht, ist ihre feine vollendete Welt- und Menschenkenntniß, womit sie alle Verhältnisse der Gesellschaft überschauen und gefällig ordnen; es ist ferner eine verbalterer Wahrheit, eine im Rauschen des Lebens wohl verborgene, aber ihn und wieder hervorbrechende Trauer über ein Lebensloos, welches sie nöthigt, der Gaben des Geistes und die Neigungen des Herzens an Nichtigkeiten zu verschwenden. Solche Frauen sehen wir oft, nach einer in herren und unechten Genüssen verbrachten Jugend, im Alter zu eben solchen und unechten Empfindungs-Uebungen ihre Zuflucht nehmen. Diese Klasse von Frauen gehört eigen einem Lande, und den Stände an, wo uns das bunte, glänzend geschmückte, lustig flatternde und doch auf Gottes Erdboden allergenäßtete, allerunseligste Geschöpf begegnet — das ans der Plauderei verdammt Weib."

Maltravers ist ein ganz ordinärlicher Gelehrter. Er kennt die Philosophie, die Poesie, die Geschichte aber Zeiten und dem Grunde. Die schöne Frau von Saint-Pentadour lernt von ihm, er aber noch mehr von ihr. „Wie viele noch unverstandene Geheimnisse der wirklichen Welt, der nächsten Umgebung erschlossen sich für Ernst Maltravers, indem er aufmerksam zuhörend an Valeriens Lippen hing. Gewiß, den größten Forschgeist in der Kindheit mit Weisheit des Lebens nach sich sunge mit Geist begabte Mann, wenn er einst diehrige Theorie und Erfahrung mit dem Blicke vergleicht, den eine klage und feinsinnige Frau auf die Welt und auf ihre Umgebung wirft. Schoben wird er sich vielleicht dadurch nicht befinden, aber sein Auge wird geschärft, sein Tact geläutert. Der sinnlichen Welt, der verführenden Versuchung einer solchen öffentlichkeitserin steht tausend kleine, aber schwer anzufindende Umstände und Verhältnisse ins Licht, die ihm für Menschenkenntniß und Lebenskunst zu Gute kommen. Ohne solchen Umgang kann die Ausbildung der Maltravers schwerlich für vollendet gelten."

Die Szene, in welcher er zwischen Ernst und Valerien zum gegenseitigen Bekenntniß ihrer Liebe kommt, scheint uns und der anziehenden Darstellung willen der Mittheilung werth. In einem glänzenden ausgestatteten Gesellschaftssaal sind die Beiden in ein Zwiegespräch gerathen, welches Scheu die Nichtigkeit und Leere der Umgebung ihnen verursacht. „Sie erhob sich und ging aus Fenster. Maltravers stand eine Weile unschlüssig, dann ging er ihr nach. Vielleicht deutete er sich ihre Bewegung halb und halb als eine Aufforderung, ihr zu folgen. Die stille Scenke lag vor ihnen mit ihren schwachen sternhellen Lichtern; am Himmel zogen schwere dunkle Wolken, ein paar Sterne schimmerten hindurch; in der Ferne grollte, kaum noch hörbar, die See. Valerie lehnte an die Fensterbrüstung, durch die Vorhänge den Augen aller Gäste, nur seinen nicht entzogen. Zwischen ihnen stand eine große warmorne Blumenvase. Ein gedämpftes ungewisses Licht spielte um die reizenden Konturen ihrer Schulter und Arme, die ganz in Spitzen waren, war weich und schwermüthig. Maltravers stützte sich von Liebe für die schöne Frau übermüthige. „„Madame"", sagte er, das unterbrochene Gespräch wieder anknüpfend, leise, aber mit zärtlichem Nachdruck: „„einen Irrthum weiß ich, dessen sich mich nie schämen würde.""

„„Meinen Sie?"" zuigegnete sie, ihm mit Blumenstrauß aufschauend. Es war keine Affectation; sie hatte wirklich nicht bemerkt, daß er ihr so nahe stand. Sie neigte das Haupt und fing an, die Blumen in der Base zu zerpflücken: ein gewöhnliches Spiel, mit dem sich Frauen in einer zärtlichen Befangenheit helfen. Maltravers betrachtete die kleine, zarte, beinahe durchsichtig weiße Hand, kaum das Gesicht und dann wieder die Hand. Die Blumen, die Berührung, das Fenster, Alles schwamm ihm vor den Augen; unwillkürlich, aus unwiderstehlichem Antriebe faßte er die Hand. „„Verzeihst Du mir?"", flüsterte er mit stockender Stimme, „„kannst Du mir verzeihen? dieser Irrthum, er lag in meinen Gefühlen für Dich.""" Sie bot ihr großes krauslockendes Haupt zu ihm und antwortete nicht. Er wurde dringender: „„Schlt mich, verdöhne mich, verschwöre, daß mich, daß mein Du willst; Valerie, ich liebe Dich.""" Sie entzog ihm ihre Hand und schwieg. Er neigte sich über die Blumen zu ihr: „„O, sprich, laß Dich erbitten, sprich ein einziges Wort!"" Er hielt inne, er horchte mit zurückgehaltenem Athem; seine Antwort kam, aber er hörte sie auffassungen aus gepreßtem Herzen. Ja, so war es: die vornehme, stolze, hochverständige Weltdame stand in diesem Augenblicke der ihm, so befangen, ängstlich und schwach, wie das einfältigste Landmädchen bei der Erklärung ihres Liebhabers. Doch war es eine ganz andre Bewegung, die in Valerien vorging und sie für einen Moment der Sprache beraubte, es war ein Kampf ihrer Weiblichkeit mit der Strenge ihrer Grundsätze, und die letzteren siegten. „„Herr Maltravers"", sagte sie, und ihre Stimme klang hohl, aber durch Anstrengung fest und deutlich: „„der Schleier ist gefallen. Ich verliere einen Freund, für dessen Glück ich nicht leben kann, und für dessen Wohl ich gern mehr als mein Leben hingäbe; ich bereitete ihn für immer. Ich hätte es vorauswissen sollen, allein ich war verblendet. Kein Wort mehr, kein Wort mehr; für morgen den Abschied, verlassen Sie mich jetzt.""" „„Aber, Valerie!"" — „„Herr Maltravers!"", unterbrach sie sie mit großem Ernst, und ihre Hand berührte leise die seinige: „„eine größere Qual, als eine Verirrung, deren man sich schämt."""

„Der Berstandesmensch, dieses Wesen leichten Köpfes", sagt Helvetius, „ist lange nicht so viel werth, als der durch Leidenschaft erwachte." Von dieser großen Wahrheit, mit der aber wegen ihrer Gefahrlichkeit behutsam umzuführen ist, macht Bulwer eine Anwendung für seinen Helden, nachdem derselbe Valerien entsagt hat. „Maltravers erfuhr an sich", heißt es, „wie viel Reinigendes und Erhebendes in einer echten Herzensneigung liegt. Sogar die Verirrung einer sittlichen Liebe, wenn sie nur nicht mit Halbherziger Selbstsucht befleckt, wenn sie erkannt und edelmüthig, standhaft niedergekämpft wird, wirkt läuternd und veredelnd; das Gemüth wird gestählt, die Seele fühlt sich nach der überstandenen Prüfung freier, größer, fester als vorher. Nur eine unsichtbare Erschütterung hat sie selbst betroffen. Mit der blogen Philosophie der Erfahrungssätze würde man auserstehen, wenn nur Automaten von der Studirstube aus in Bewegung zu setzen wären; aber wer auf der großen lebendigen Weltbühne, wer auf die Herzen wirken will, der braucht eine andere Erfahrung und Weisheit, der muß die Philosophie der Leidenschaften studiren, an Anderen und an sich selbst."

Sehr glücklich stellt Bulwer den Unterschied dar zwischen dem Ebegeize des seiner Kraft bewußten Genies und der Ruhmbegier schwächerer Geister. „Maltravers fühlte sich eben nicht sehr von Ruhmsucht geplagt; solches Genie wird verhältnißmäßig am seltensten von dem Verlangen nach Ruf und Auszeichnung angetrieben. Ein gediegener, gehaltgetiefter, harmonisch ausgebildeter Geist findet in dem Bewußtsein dessen, was er vermag, eine gewisse selbstdurchtrunkene Ruhe; er zweifelt gar nicht daran, daß seine Kraft, wenn er sie wirken läßt, auch etwas ihr Angemessenes finden wird. Talente zweiten Ranges hingegen sind hastig, unruhig, angestrengt und beschränkt; sie bedürfen des Beifalls, ihre Ansprüche sucht nach der eigenen Fähigkeit, sondern sie wollen auch erreichen, was Der oder Jener erreicht hat. Sie messen nicht die Höhe des Thurmes, sondern blos die Länge und Breite seines Schattens und bilden sich ein, sie selbst könnten wohl einen eben so großen werfen. Kleine Leute reden viel von Ehre, die sie haben und suchen sich wie auf Stelzen; die Hochgewachsenen gehen nachlässig gebückt, und je mächtiger der Mann, desto geduldsicher pflegt er einherzuschreiten."

Wo von der schriftstellerischen Laufbahn und den Autor-Erlebnissen Maltravers' die Rede ist, hören wir natürlich Bulwer um so lieber, da er uns solgener reicher Erfahrung spricht. Unter den Erlebnissen Maltravers' scheinen solches Glück gemacht, wird besonders angeführt, daß er sich gehütet habe, seinen Gedanken und seinen Styl im Lohnbienste der periodischen Literatur abzunutzen. Für den Ruhing in der Literatur sind die Spalten der Journale und Magazine die Geschichte Kanonenbote. „Sich auf diesem Wege dem Publikum aufzudrängen, ist nur für gewiegte Autoren räthlich, die den Reiz der Neuheit verloren, aber dafür einen festen Ruf und einen geltenden Namen erworben haben. Sucht ein solcher Anfänger und häufige Gelegenheit, sich über Politik oder andere Literatur verschiedene Ansichten, seine Meinungen zu begründen und zu verfechten, so ist eine Zeitschrift der geeignetste Ort dazu. Ein junger Strebend dringen, der sich auf diese Weise introduziren will, lasse sa bald davon ab, sonst richtet er seinen Geschmack, seinen Styl und alle seine Aussichten zu Grunde. Er macht das Publikum in Wochenschriften, auf die es nun einmal und wohl mit Recht seinen großen Werth legt, mit seiner Manier vertraut und anziehend in Zeit weniger Monate, was von Rechtswegen erst nach vielen Jahren der Bekanntschaft eintreten sollte, den Ueberdruß der Leser. Er gewöhnt sich, sie momentanen Effekt zu schreiben; er verlegt sich in Styl und Raisonnement auf solche und glatte Gedankenschlüsse, die vor auf unrechten Wig. Sein Ehrgeiz beschränkt sich darauf, einmal zu lesen, was jeden Monat vorhält, bis das neue Heft erscheint. Er verliert den Sinn für Arbeiten, deren Resultat und Ertrag nicht gleich auf der Hand liegt; ernstere Unternehmungen, deren Anerkennung langsam trifft, über welche das öffentliche Urtheil sich erst nach Monaten und Jahren feststellt, schrecken ihn zurück. Talentvolle Schriftsteller, die von Jugend auf sich der periodischen Literatur zugewendet haben und dabei gediehen sind, behalten in Anstruct und Darstellung immer etwas Herbes, Unreifes, Verkrüppeltes. Ihre Celebrität bringt nicht zu allgemeiner Anerkennung durch, sie werden zu Idolen der Parteien und Koterien, man nützt immer einseitiger Gesprächen und Verschwörungen zu Ehren. Unter solchen Zeitgenossen, die ihre begründete Anwartschaft auf einen schönen Nachruhm in der Literatur bei dem Journalwesen verpfändet und klüglich haben verfahren lassen, dürfen wir nur den einzigen Hazlitt nennen."

Junge Autoren mögen diesen schätzbaren Wink beherzigen. Die Stellung eines Schriftstellers in der Gesellschaft, wenn er anfängt, Glück zu machen, wird uns an Maltravers' Beispiel recht lebendig geschildert. „Wer so glücklich ist, mit seinem ersten literarischen Auftreten sliegreich Beifall zu ärndten und mit einem zweiten Buche dem Publikum nicht zu mißfallen, hat die beste Aussicht, einen Platz in der Literatur zu behaupten. Aber kaum stehen auch seine Wagen an. Mit seinem ersten Produkt macht der angebende Autor sich so wenig Feinde, wie ein Parlements-Mitglied durch seine Jungfern-Rede. Seine Kollegen sehen ihn noch gar nicht für einen Nebenbuhler an. Hat er Vermögen, wovon er unabhängig leben kann, so gerathen sie sich der sichersten Hoffnung, er werde doch kein regulairer Schriftsteller, keiner „von Profession" werden. Es war eine Laune, er hat die Welt von sich reden machen wollen; er schreibt vielleicht gar nicht mehr, oder sein zweites Buch macht Fiasco. Erscheint nun aber wirklich das zweite Buch und macht Glück, so rüstet es sie aus ihrer Sorglosigkeit auf; die Mißgunst erwacht, die Bosheit beginnt ihr Spiel. Die ganze alte

Digitized by Google

Schule, alle die Herren, die an den Resten einer längst verschollenen Reputation zehren, fallen über den Eindringling her; überall begegnen ihm saure Gesichter, Spott, Ironie, beißender Repressionen und Lobsprüche, die mitleidig und bedauernd klingen. Der unerfahrene Anfänger geräth schier in Verzweiflung; er sieht sich beim zweiten Schritte auf der Laufbahn weiter von Ziele zurückgeworfen, als er mit dem ersten vorwärts gekommen."

Was nun folgt, ist offenbar ganz aus Bulwer's eigener Seele und nach dem, was er an sich selbst erlebt hat, gesprochen. „Maltravers wurde bald gewahr, welche veränderte Stellung sein neuer Charakter" — er gehört nämlich jetzt zu den berühmten Schriftstellern des Tages — „ihm in der Welt anwies. Was ihn früher in die Reihe gebracht, ihm die erlesensten Zirkel der vornehmen Welt eröffnet, einen Kreis von Bewunderern und Schmeichlern um ihn versammelt hatte, das waren Glücksumstände, die er sich selbst nicht zum Verdienste rechnen konnte, seine Geburt, sein Reichthum, seine Konnexionen. Er hatte darauf wenig Werth gelegt; jetzt sah er, daß andere Weise, auf andern Gründen ausgezeichnet und stehet. Aber er besaß zu viel echten Stolz, er war über die Eitelkeit gewöhnlicher Geister zu weit hinaus, um sich nicht auch von diesem Treiben angewidert zu fühlen. Man suchte ihn auf, man riß sich um ihn, nicht um seines Talentes, seiner Verdienste, seiner geistigen Bedürfnisse willen, sondern lediglich um seiner augenblicklichen Celebrität willen. Als Modeschriftsteller stand er in gleichem Range mit anderen Personen und Dingen, die Mode dekretirt beschäftigten. Man lud ihn ein, nicht sowohl um sich mit ihm zu unterhalten, als vielmehr um ihn im Salon figurieren und von den Leuten begaffen zu lassen. Eine solche Verschiedenheit, wie sie seinen eigenen Ansichten, seinen Wünschen, seinen Gefühlen und seinem Charakter entsprach, konnte er nicht finden, hatte er seine Wirksamkeit berechnet; für ihre Bedürfnisse, für ihre Gesinnungen hatte er geschrieben; er appellirte getrost an die Urtheil, und alle Koterien in der Welt konnten ihm nichts anhaben. Er betrachtete sich als den Vertreter eines großen zahlreichen Ganzen, der sich nicht zu schämen brauchte, irgendwo vor den Kopf zu stoßen, wenn er nur in den Gesinnungen und in dem Verteuen der überwiegenden Mehrzahl unerschüttert bleibt. Er entzog sich einem schalen müßigen Treiben, aber er sonderte sich darum nicht von der Welt und ihren Bewegungen ab. Er hielte seine Gesellschaft, wie sie ihm gelagt, schon östlig mit Luft an der Polemik und der Satyre, wenn die Tages Thell, wenn sie ernste und anregende Gegenstände betrafen; so bereicherte er seine Erfahrung, schärfte er seine Beobachtungsgabe und schuf er sich als Autor, durch seelen rückhaltslosen Verkehr mit allen Klassen seiner Mitbürger, einen weiten und fruchtbaren Wirkungskreis."

Einen dunkeln Schatten jedoch auf dieses Gemälde von dem Leben und Beruf eines Schriftstellers wirft die Betrachtung, welche hier den Schluß unserer Mittheilungen machen möge. Sie ist gewiß wahr, vielleicht wahrer als alles Uebrige. „Maltravers stand jetzt in der Blüthe seiner Jahre, er war in der Fülle seiner Kraft; der Bewunderung und Berühmtheit, alle Annehmlichkeiten des Lebens und der Gesellschaft standen ihm zu Gebote. Aber er fühlte sich krank, ernstlich krank. Kein sichtbares bestimmt hervortretendes Leiden, sondern eine allgemeine Ueberreizung des Nervensystems war es, was ihn anstrieb und seine kräftige Konstitution zu untergraben. Das Uebermaß geistiger Anstrengung rächte sich an ihm. In früheren Jahren war er ein rüstiger Jäger gewesen; in der Schweiß war er mit den Gemsenjägern zu Berge gestiegen; diese körperliche Abhärtung und Kraftfülung hatte der Thätigkeit seines rastlos feurigen Geistes wohlthätig das Gleichgewicht gehalten. Der Ueberzeugung von seinem frischen Wohlbefinden zu seinem Alter, seinem Leben, das Durchwinderterarbeiten von zanfend Ihren im Kopfe, die Anspannung der geistigen Produktionskraft, der Wissensdurst, der ihn Tag und Nacht an seine Studien fesselte — das war mehr als genug, seine Gesundheit zu zerrütten. Wie ist der Schriftsteller in solcher Lage zu bedauern! Wie Wenige haben eine Ahnung von dem, was er leidet, gönnen ihm Theilnahme und Nachsicht! Er setzt seine besten Jahre, seine Gesundheit und seine Jugend an ein hartes mühevolles Frohnwerk; die Arbeit wächst ihm unermüdlich unter den Händen, der Lohn steht weit dahin. Und wie undankbar, wie blind, wie selbstsüchtig ist das Publikum! Frei soll er sich bewegen, ungezwungen soll er leben, ohne Launen und Eigenheiten, stets munter auf dem Platze, in gefälliger Stimmung, zur Unterhaltung mit den Lesern aufgelegt, als ob er ein Leben führte voller Liebe und Luft, ein Leben, das Leid und Seele frisch und geschmeidig erhält, ein Leben, wie es die Kerzte vorschreiben, die Falten der Stirn ausgeglätten und alle Nerven behaglich harmonisch zu stimmen. Noch etwas Anderes fehlte unserem Freunde und ließ ihn bei allen glücklichen Erfolgen seiner Thätigkeit an wahrer Befriedigung darben. Sein Herz war vereinsamt; kein häusliches Band, keine Weibes- und Kinderliebe gewährte ihm eine Erholungsstätte. Bekanntschaften, Freundschaften, zahlreiche Verbindungen in der Welt erwiesen sich zwar erfreulich und anregend, aber der Eindruck ging schnell vorüber; sie vermochten nicht, dauernd zu begliicken und das Leben freundlich zu gestalten."

Aus diesen Proben wird sich der Gehalt und Ton des Buches zur Genüge abnehmen lassen. Wer für die Analyse der Erscheinungen und Charaktere, für innerliche Auffassung und greifige Portrait-Zeichnung Sinn hat, den wird Manches dazu erfreuen. Die Romanleser gewöhnlichen Schlages werden sich freilich, wenn sie dieses Buch zur Hand nehmen, in ihren Erwartungen arg getäuscht finden. Der Gesammt-Eindruck hat uns, wir müssen es gestehen, wenig befriedigt; einzelne glänzende Stellen sprechen allerdings durch ihren aus unmittelbarer scharfsichtiger Lebensbeobachtung entlehnten Gehalt ein höheres Interesse an, das für die Mängel des Plans und der Fiction einigermaßen entschädigt.

Griechenland.

Die Vorlesungen an der Universität zu Athen im ersten Halbjahre 1837 (vom Mai bis September).

Der Griechische Courier (ὁ Ἕλλην ταχυδρόμος) vom 8. Juni 1837 giebt hierüber folgende Notiz, die wir hier, zugleich als Nachtrag zu der Mittheilung über das Lehrer-Personale an der Universität Athen in Nr. 89 des Magazins von diesem Jahre, ebenfalls geben. Es lasen nämlich danach:

a) von der theologischen Fakultät:

der Dekan Misael Apostolidis Exegese der fünf Bücher Mosis, die er bereits vor einigen Monaten am Gymnasium zu Athen begonnen hatte (dreistündig die Woche).

der außerordentliche Professor Kontageanis Hebräische Archäologie, seit dem 18. Mai (dreistündig);

b) von der juristischen Fakultät:

der Privatdocent Rem. Herzog Einleitung zum Römischen Recht, seit dem 18. Mai (vierstündig);

c) von der medizinischen Fakultät:

der Dekan Anastasios G. Lenkias Anthropologie, seit dem 17. Mai (dreistündig),

der ordentliche Professor Dimitrios Mavrokordatos Anatomie, seit dem 19. Mai (dreistündig),

der ordentliche Professor J. Wurms medizinische Encyklopädie, seit dem 26. Mai (zweistündig);

d) von der philosophischen Fakultät:

der Dekan K. Wammas Einleitung in die Moral-Philosophie, seit dem 13. Mai (dreistündig),

der ordentliche Professor Ludwig Roß die Komödien des Aristophanes und über Chorographie, seit dem 10. Mai (zusammen vierstündig),

der Professor Konst. Regeis Arithmetik und Geometrie, seit dem 16. Mai,

der Professor Heinr. Ulrich Erklärung der Horaz und Brutus von Cicero, seit dem 13. Mai (zusammen vierstündig).

Man sieht aus dieser kurzen Uebersicht, daß die wenigsten der ernannten Professoren und Docenten an der am 1/3. Mai 1837 eingeweihten Universität zu Athen Vorlesungen in dem ersten Halbjahre gehalten haben, und daß namentlich manche Hauptzweige der einzelnen Fakultäten ganz unberücksichtigt geblieben sind; auch soll es, nach öffentlichen Mittheilungen, an Zuhörern gefehlt haben. Indeß ist beides für den Anfang wohl erklärlich, zumal das letztere, da es sie den Universitäts-Unterricht in Griechenland an einer ernsten und intensiv bereiten Unterlage zur Zeit noch gar zu sehr ermangelt. Eine solche Unterlage kann nur nach und nach durch größere Entwickelung des Elementar- und Gymnasial-Unterrichts gewonnen werden.

Mannigfaltiges.

— Marlowe's Tod. Die Engländer fangen jetzt auch an, einaltige Tragödien nach Art des „Wiener Nachtwächters" zu schreiben, der in England, eben so wie Kotzebue's „Deutsche Kleinstädter" und Zouque's „Undine", zu den bekanntesten Erzeugnissen der Deutschen Literatur gehört. R. H. Horne heißt der Verfasser des Trauerspieles „Marlow's Tod", das in einem Akt die letzten Leidens- und Todesaugenblicke des alten Englischen Dichters zusammenfaßt und besonders das Verdienst einer sehr edlen Sprache und leichten Versification hat.

— Robert Southey. Dieser poeta laureatus, dessen „Leben Nelson's" jedoch alle seine gefeierten Verse überdauern wird, hat jetzt angefangen, seine poetischen Werke zu sammeln, die nunmehr in nicht weniger als zehn Bänden erscheinen. Zehn Bände Gedichte! Wer kann und wird diese wohl hinter einander lesen? Jedenfalls ist es vorläufig nur auf das Kaufen und nicht auf das Lesen abgesehen. Der erste Band, der bereits erschienen ist, enthält eine Einleitung zu sämmtlichen Gedichten, in der der Verfasser Rechenschaft über die Geschichte seiner poetischen Talente giebt. Darauf folgt „Joan of Arc" und die „Visionen der Jungfrau von Orleans", beides schwache Verberrlichungen der gottbegeisterten Heldin, die nur das Verdienst für sich haben, daß sie zuerst dem poetischen Unglimpf entgegenstraten, den die Jungfrau bis dahin von Engländern und Franzosen erfahren hatte. Als Southey's Joan of Arc vor vierzig Jahren in England erschien, machte sie als ein neues Beginnen dieser Art nicht wenig Aufsehen. Seitdem jedoch Schiller's herrliches Drama die schönste Ehrenrettung der Heldin von Orleans geworden, hat Southey's Epos nicht blos allen Reiz, sondern auch seine eigenthümliche Bedeutung verloren.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 132. Berlin, Freitag den 3. November 1837.

Frankreich.

Studentenleben in einer Französischen Provinzialstadt.

Die Schulsahre am Gymnasium zu Sorrèze waren beendet, und Eduard Reynier besuchte seinen Oheim, der auf einem Landgute bei Avignon lebte, um bei ihm die Ferien zuzubringen. Seit dem glücklichen Tage, wo er dem Gymnasium für immer kehrewohl gesagt, hatte er sich ganz den ländlichen Belustigungen hingegeben, ohne sich irgend um die Zukunft zu kümmern; diese kostbare Laune schien nahm ihn der Oheim bei Seite und sprach: „Es sind jetzt bereits drei volle Monate, mein lieber Eduard, daß Du Dich hier zerstreust und jagst und das lustige Leben eines Landjunkers führst; das ist nun zwar recht schön, denn die Ferien sind dazu bestimmt, und ich habe Dich in Deinen Erholungen nicht stören wollen; jetzt jedoch nähern wir uns der Mitte November, und es ist wohl Zeit, auch an ernste Dinge zu denken. Du weißt, daß Du nicht hinlängliche Mittel besitzest, um von den Zinsen Deines Kapitals leben zu können; ja, Dein geringes Vermögen, das ich als Vormund nach bester Einsicht verwaltet und woselbst ich Dir genaue Rechnung ablegen werde, möchte wohl nicht einmal ausreichen, um davon drei einem müßigen Leben selbst nur in unserem schlichten Oesle zu vegetiren. Du mußt also einen Stand wählen und zu diesem Behuf Deine Studien an der Rechtsschule zu Nix oder an der medizinischen Schule zu Montpellier fortsetzen, da die Wahl mit der Gerichtshof die beiden einzigen Facultäten sind, die einem jungen Manne, der nur auf sich angewiesen ist, offen stehen. Ich lasse Dir vollkommen freie Wahl; doch drängt die Zeit, da übermorgen der fünfzehnte November ist, d. h. der äußerste Immatriculations-Termin der Hochschulen. Faße daher einen raschen Entschluß und melde Dich reiseförtig; denn morgen begiebst Du Dich nach Avignon, und von da fort, ganz wie es Dir beliebt, entweder nach Nix oder nach Montpellier."

Am folgenden Tage ging Eduard sogleich und unentschlossen in den Straßen Avignon's umher, denn noch wußte er nicht, ob er ein Schüler der Themis oder des Aeskulap werden sollte. Er hatte zwar einen ehemaligen, einige Jahre älteren Schulkameraden, Laurent Laurent, getroffen; jedoch war Laurent zurückhaltend und nicht Willens, die Verantwortlichkeit eines Rathes zu übernehmen. „Wenn Du keinen bestimmten Beruf in Die fühlst", sagte er, „so überlasse die Entscheidung den Zufalle; die Aussichten sind auf beiden Seiten gleich, und welche Wege können Dich zu Ehre und Reichthum führen. Jedenfalls aber hast Du die drei schönsten Jahre Deines Lebens vor Dir; denn glaube mir, lieber Eduard, man denkt seiner Studentenzeit stets mit großem Vergnügen." — „Das Nämliche sagar man mir in Betreff der Schulzahre", erwiderte Eduard, „und gleichwohl denke ich derselben eben nicht mit sonderlichem Vergnügen."

„Das ist ein himmelweiter Unterschied! Denn auf der Schule ist man ja ein Sklave, zwischen vier Mauern eingesperrt, und muß die Nase immer in die Bücher stecken; aber als Studenten dist Du frei und genießest zu gleicher Zeit die beiden größten Güter des Lebens, nämlich Unabhängigkeit und Jugend. Die Welt breitet Dir alle ihre ungeahndeten Seiten dar, ohne daß irgend eine Gegenforderung an Dich zu machen. Du wirst vermöge Deines Alters und Deines Standes der Vortheile der Geselschaft theilhaft, ohne ihre Lasten zu tragen, und dist mit einem Wort Mann den Vergnügungen nach und Schüler in den Pflichten. Einst wirst Du Dich in diese Zeit zurücksehnen, wie ich es schon jetzt thue, denn ich habe jetzt meine juristischen Studien absolviet und bin im Begriff, mir ein Notariat zu kaufen; mit den Geschäften sind die Sorgen aber auch schon da! Warum bin ich doch nicht mehr Student in Nix! Wenn Du derthin gehst, so findest Du daselbst unseren Freund Gerandeau, der Dir mit seinem Rath dienstleisten wird; gehst Du nach Montpellier, so wird Migaardet Dich in den dasigen Pfaden der medizinischen Schule leiten."

Als Eduard das Post-Büreau betrat, hatte er noch keinen Entschluß gefaßt. — „Kann ich für heute Abend noch einen Platz bekommen?" — „Wohin?" — „Nach Nix oder Montpellier ..." — „Nach beiden Orten ist noch ein Platz leer." — Eduard wurde verdrießlich und machte eine unwillige Geberde; er hätte gern seine Wahl gehabt. „Sie können noch", sagte der Beamte, „den Platz Nr. 6 im inneren Wagen nach Montpellier und Nr. 2 im Kabriolet nach Nix bekommen." Dies löste mit einemmale die Schwierigkeit und zog den Pferdeen und der Wettergehalt. Zwischen Nr. 6 im inneren Wagen und Nr. 2 im Kabriolet war nicht lange zu wählen, und Eduard beschloß, Rechte zu studiren.

Die Unentschlossenheit des jungen Musensohnes würde früher gewiß haben, und zwar aus einem triftigen Grunde, hätte er gewußt, welche reizende Reisegefährtin er in der Diligence finden würde; denn was ist natürlicher, als daß ein junger Mensch von 18 Jahren sich in Betreff seiner Zukunft durch das Vergnügen bestimmen läßt, mit einer jungen Dame von entzückender Schönheit, Anmuth und Geist zu reisen. Wie oft während der leider gar zu kurzen Stunden dieser Reise wünschte sich Eduard Glück, die Medizin der Gerichtsstube vorgeführt zu haben! Als er in Nix anlangte, war er in Fräulein Aurelie von la Möle sterblich verliebt.

Laurent hatte Recht, sagte Eduard auf dem Wege nach Grandois' Wohnung zu sich selbst, Laurent hatte vollkommen Recht; ich habe da drei herrliche Jahre vor mir. Wie schön ist doch das Studentenleben! Wie göttlich war das Lächeln, mit dem sie von mir Abschied nahm! Welch' ein Gedanke, mit ihr in einer Stadt wohnen, sie alle Tage sehen zu können! Ich begreife gar nicht, wie ich auch nur einen Augenblick habe an Montpellier denken können; ich habe auch nicht die geringste Neigung, Arzt zu werden. Aber Advokat! das ist etwas ganz Anderes; der Weg stehet demjenige überall hin!

„Was ist das?" rief Grandois, als er Eduard sah, „das ist ja der kleine Reynier aus Sorèze! Bist Du etwa auch schon Studiosus juris? Wie doch die jungen Burschen uns einholen! Nun gut, ich studire dier, seitdem ich vom Gymnasium abgegangen bin; Du kannst Dir das her recht denken, daß ich das Terrain kenne, und daß Dir Niemand besser als Leiter und Mentor zu dienen vermag."

Grandois war ein bemoostes Haupt; trotz des gewöhnlichen juristischen Treminum hatte sich bei ihm nun schon in ein Septennium ausgedehnt. Und er war nicht der Einzige seiner Art; denn in allen Fakultäten in Paris und den Provinzen findet man dergleichen Säumlinge, dergleichen ewige Studenten, die ihre Studien ins Unendliche verlängern. In Paris steht man doch aber wenigstens einen Zweck dafür, denn das Leben in der Hauptstadt hat für junge Leute allerdings einen großen Reiz; aber in der Provinz und driendere in Nix ist dies unbegreiflich.

„Ja mein Freund", sahr Grandois fort, „seit sieben Jahren studire ich die Rechte und eile eben nicht sehr, damit zu Ende zu kommen. Ich habe schon mehrere Studenten-Generationen an mir vorüberziehen sehen und werde auch Dich vielleicht an der Hochschule zu Nix überleben. Stelle Dir deshalb nicht etwa vor, daß die Stadt viele Annehmlichkeiten besitzt und ich hier, wie Rinaldo in den Gärten Armida's, durch unbegreiflichen Zauber festgebalten werde; eine solche irrige Vorstellung möchtest Du gar bald bereuen. Nix hat vielmehr gar nichts Anziehendes, und wenn ich dennoch hier bleibe, so kommt dies daher, daß ich gewisse Gewohnheiten, aber keine Kollegia, angenommen habe. Gewohnheit wird zur zweiten Natur und giebt und auch eine zweite Heimath. Ich finde Gefallen an einem Studentenleben ohne Studien; denn es ist ein Leben, das keine Sorgen kennt und keine kennte. Der Wechsel, den ich von Hause bezieht, gewährt mir hier ein bequemes Auskommen und würde anderswo und in einer anderen Lage nicht ausreichen. Deswegen also bleibe ich hier, wo ich schon lange bin und ganz nach meinem Gefallen leben kann. Ich mag deine Aussicht der Beschäftigkeit nicht fahren lassen, der sich durch die Zeit gleichsam brangebildet hat. Ich habe meinen Stuhl auf der Sonnenseite des öffentlichen Spaziergangs vor dem Kaffeehause: zum Apollo; im Kaffeehause selbst habe ich meinen besonderen Schrank, um darin mein Billardqueue, meine Pfeife und meinen Code Napoleon einzuschließen; im Theater reservirt man mir meinen eigenen Platz, von wo aus ich Publikum und Bühne beherrsche. Meine lange Studirzeit verschafft mir ungewöhnliches Ansehen; man befragt mich über Alles und unterwirft alle schwierige Angelegenheiten meiner Entscheidung; bei allen Duellen bin ich unparteiischer Zeuge; mit einem Wort, ich übe über die Studirenden einen sehr großen Einfluß, eine Art Minos-Rhadamanthe aus. Aber auch die Professoren respektiren mich, denn sie kennen meine Macht; und um mich nur beizuweisen, möchten sie mich gern, wenn ich nur wollte, bei allen Examen ohne irgend eine Einwendung durchkommen lassen; aber ich will noch nichts denn wie gesagt, ich befinde mich hier recht wohl ... aber gerade von mir gesprochen; wir müssen jetzt an Dich denken und Dir zuvörderst ein Quartier in der besten Gegend verschaffen."

„Wäre es nicht vortheilhaft, wenn ich in der Nähe der Rechtsschule wohnte?" fragte Eduard ganz naiv.

„In der Nähe der Rechtsschule? Du beabsichtigst also, Dir zu fuchrn? .... Glaube aber nur meiner Erfahrung, der Zirkel sehrt sich nicht an die Entfernung, und die Rechtsschule befindet sich in einem ganz abgelegenen Stadtviertel. Außerdem müssen Juristen sich Bewegung machen, und daher wohnen die Justiz-Beamten immer weit vom Se-

Digitized by Google

richtshof entfernt. Wie wollen also hierin unseren Vorbildern nachahmen."

Unter dem Vorwande, ein Quartier zu suchen, führte Grambois seinen Freund in der ganzen Stadt umher und zeigte ihm die zahlreichen Denkmale von Nie, die Erlöser, Magdalenen- und St. Johannes-Kirche, den Justiz-Palast, die Statue des Königs Renatus, die Bäder des Sextius, die Springbrunnen auf dem öffentlichen Spaziergange und die verschiedenen Privat-Gebäude. Als er das Hotel des Herrn von la Möle nennen hörte, konnte Eduard seine Gemüthsbewegung nicht verbergen, und darüber von Grambois befragt, erzählte er ihm, welches Glückes er auf der Reise theilhaft geworden.

„Wie ich merke", rief Grambois aus, „bist Du in Fräulein von la Möle verliebt, in die Tochter des hochgeborenen und gnädigen Herrn Trophimus, Hilarion Jansset, Marquis von la Möle, Baron von Champeretier ꝛc. ꝛc. ꝛc.? Das ist nun zwar recht schön, aber weißt Du denn nicht, mein lieber Freund, daß wir in Saint-Remy ein Haus haben, wohin man Leute Dreihundertzehen bringt, ein Haus, wenn man die Narren Deines Schlages beherbergt? Du, ein Kaufmannssohn aus Cavaillon, verliebt in die Tochter eines Marquis aus Nie! Du bezahlst, wir Du sagst, mit Fräulein von la Möle in Gesellschaften zusammentreffen und schwatzt also nicht zu wissen, in welchem Lande und in welchen Jahrhundert Du lebst. Wahrhaft Du verliebst, Du liebst in Frankreich im neunzehnten Jahrhundert! Ich verstehe Dich nicht. Du hast wohl der Gleichheit? Wie Dir beliebt. Du hast wohl der Freiheit? Sehr gut. Aber wenn nicht, wenn Du eine Heirath anstrebst, so rathe ich Dir, eine Anjahl Sturzhüte zu nehmen und den Code Napoleon zu studiren."

Grambois fuhr fort, dem armen Eduard das gesellige Leben in Nie zu schildern. „Wie haben hier", sagte er, „Soiréenabeli, Männer des Gesetzes, Bürger und den gemeinen Mann. Der Soiréenabel schickt die Männer des Gesetzes gering, diese verachten den Bürger, und der spuckt vor dem Handwerker aus. Mitten in diesem aristokratischen Systeme also leben wir Studenten, und von diesen vier Klassen will aus seiner, wie sind wahre Paria's, man sieht aus sie Feinde der Ersteren und Hämischen Rache an, und diese unbarmherzig Gott, mit den von uns lebt, verfagt uns auch das geringste Vergnügen." Als Beweis für diese Behauptungen führte nun Grambois eine Menge abscheerlicher Beispiele an, während Eduard mit großer Niedergeschlagenheit zuhörte. „Mache Dich also nicht sicherlich", sagte das bewogte Haupt zu seinem jungen Freunde: „Ist aber kommen mit zu Mittagessen, trinken, und wenn Du willst, so können wir immer Tischgenossen bleiben."

Grambois stellte Eduard seinen Kameraden vor und belehrte ihn während des Essens von den galtronomischen Gebräuchen der Rechtsschule. „Unsere verschiedenen Tischgesellschaften bestehen gewöhnlich aus Studenten desselben Jahres und Departements; ferner wird in hier auf dem nämlichen Zug wie Lieutenants der Garnison, d. h. wir zahlen sechzig Francs monatlich, ohne die Extras. Ein Extra aber nennen wir den Champagner, mit dem Du uns zum Willkommen und wir Dich als Erweiterung Deiner Höflichkeit traktiren werden." Kaum hatte er dies gesagt, so brachte der Aufwärterin einen Zettel mit den bezeichneten Nummern eines Lotteriespiels, Jeder zog eine, und die, welche die niedrigsten Nummern gezogen, bezahlten das Extra. Auf diese Weise und da sich die Extras oft wiederholten, wuchs der Preis des Mittagstisches fast auf das Dreifache.

Eduard war bald immatrikulirt, nahm Vorlesungen an, miethete im ersten Stock eines schönen Hauses in der rue des quatre-Dauphins ein Quartier für fünfzig Thaler jährlich, besuchte fleißig die Kollegia und alle Sonntag die St. Johannerkirche, wo Fräulein von la Möle ihre Andacht zu verrichten pflegte. Seine Leidenschaft wurde durch Melancholie erzeugt, und dieser Zustand war seinen Studien günstig, da er ihn von zu großen Zerstreuungen abhielt. Nach Verlauf eines Jahres machte er ein glänzendes Examen, und nach den Ferien kehrte er nach Nie zurück in Trauer um seinen Oheim, der ihm bei seinem Tode sein Vermögen vermacht hatte. In jenen andern Lande hätte der nun reiche Eduard sich um die Hand des armen Fräulein von la Möle bewerben können, doch schwand gar bald die Hoffnung, die der liebende Wissenschaft zu schöpfen gewagt hatte: denn Fräulein von la Möle heirathete einen Edelmann, der eben so hochgeboren und eben so arm war, wie sie. Dieser Schlag traf Eduard sehr hart, und von Stunde an hieß er die Studien fahren und suchte sich durch Zerstreuungen zu betäuben.

Welche Mittel konnte ihm aber der düstere Kastengeist der Stadt dazu an die Hand geben? Eine neue Liebe war dem verwundeten Herzen des jungen Mannes unmöglich, und wohin hätte er sich auch wenden sollen? Eduard verschloß es daher mit einer anderen Leidenschaft: dem Spiel. Grambois führte seinen Freund in ein Haus, wo er mehrere seiner Kameraden und einige andere zweideutig aussehende Personen fand, die Innen die Bäse leerten. Man spielte daselbst unbekannte Spiele, die in der Zeit, wo Herr von Villars durch Karten die Provinz beherrschte, an der Tagesordnung gewesen waren. Sobald die Bettlerin sein Geld mehr hatten, wurden die Gewinnenden Schuldner, und man stellte auf dem grünen Tische Wechsel aus. Eduard mußte verlieren und verlor auch wirklich. Das Beste wäre nun freilich für ihn gewesen, wenn er eine Stadt, in der er sich nie wohl befunden, verlassen hätte; jedoch das menschliche Herz besitzt unerklärliche Schwachheiten. Eduard blieb in Nie und zwar fünf volle Jahre, während welcher Zeit er es mehr als ein Mal bedauerte, daß er nicht den Platz Nr. 6 auf der Diligence nach Montpellier eingenommen.

Als Eduard sich entschloß, seine Advokaten-Disputation zu halten, war er bald vollwirt; Spiel und andere Verschwendungen hatten die Hälfte seines Vermögens verschlungen. Als er aberiste, studirte Grambois ein wenigstwayzigstes Semester. Bei seiner Rückkehr auf das Landgut, das sein Oheim ihm hinterlassen, traf er seinen Freund Laurent an, der bereits sein Notariat loszuwerden suchte.

„Meiner Treu", sagte Laurent zu Eduard, „das wäre etwas für Dich; Glaube mir, theurer Freund, es giebt keinen glücklicheren Stand in der Welt, als den eines Notars, aber nicht etwa eines Pariser Notars, denn der wird durch die große Zahl höhergestellter Personen in den Hintergrund gedrängt, abgesehen davon, daß hergleichen Stellen eine halbe Million Franken kosten, sondern ich meine den Stand eines Notars in einem Dorfe, wo er der Erste ist. Ehre wäre lieber ein solcher Notarius als ein Herr zweiter Klasse! gewesen. Bis der Fürst von Ligne die ungeheuren Lehen eines Postmeisters erhielt, konnte er die Reise eines Notariats nicht. Du hast ein kleines, hübsches, weißes Haus mit grünen Fensterläden, wie sich Rousseau eines wünschte, hast einen frischen Garten mit einem eleganten Gitter, und die Thür Deines Hauses zieren zwei vergoldete Gerichtsschilder; kurz Du lebst wie ein König in seinem Schlosse. Was ist Redeit anbelangt, so ist sie leicht und geht ganz von selbst. . . ."

„Ja", unterbrach Eduard seinen Freund, „ich habe das Glück, das Haus in der Lotterie" gesehen, und Rigaudin hat mir gesagt, was in Deinem Büreau zu thun ist."

„Ohne alles Spaß; die Reise ist leicht und gleichwohl einträglich. Du wirst neue Bücher sehen. Mein Geschäftsreis ist ausgeruhen und wenig beschwerlich, wovon Die der Umstand, daß ich mich schon nach fünfzehnjähriger Praxis zurückziehe, den besten Beweis giebt. Du gehst gern ins Theater? Wir haben nun zwar in unserem Orte keines; welches Theater aber kann der Gesellschaft eines Notars gleich? Jeder Tag bringt Dir Drames und Lustspiele, die Du zu lesen hast; die Gefangenen die Umgegend werden Die anvertraut; man kann ohne Dich weder beichten noch sterben, und Du bist bei allen Katastrophen und Entwickelungen gegenwärtig. Das geringste Alltagsstück meiner Arbeitsstube enthält mehr Interessanten, mehr Anlaß zu Gemüthsbewegungen und zum Nachdenken, als das beste Theaterstück oder der schlechte Roman. Nach zwanzigen Jahren Notariatsleben hast Du Deine zerstreitenen Umstände wieder hergestellt und deiner zugendlichen Thorheiten gut gemacht; dann ziehst Du Dich gleich mit zurück. Aufgerem bietet eine solche Stellung ganz vortreffliche Gelegenheit dar, um eine reiche Heirath zu thun. Wie dem aber auch sey, Du kannst Dich bei Zeiten zur Ruhe setzen, wenn Du nicht etwa nach einem höheren Wirkungskreise strebst; denn willst Du zum Beispiel Deputirter werden, dann bist Du der Stimmen Deiner sämmtlichen Klienten sicher, da Du ihre Gedeimnisse besitzest und ihre Angelegenheiten kennst. Es ist eine sicherer, glänzende Zukunft, die sich Dir darbietet, nimm sie an. . . ."

Eduard rejnnet sich sich von seinem Freunde Laurent überreden, kaufte die Stelle und wurde — Dorfnotar. Eugen Guinot.

Moldau und Wallachei.

Die Zigeuner der Moldau und Wallachei.

(Schluß.)

Für den Tanz ist die Musik der Zigeuner derjenigen der Europäer bei weitem vorzuziehen; denn sie feuert mit weit mehr Takt und Feuer den Tänzer viel mehr zu Dank als die Europäischen Musiker; dabei zogen in dem letzten Kriege zwischen Rußland und der Türkei die Russischen Offiziere die Zigeuner-Musik für den Tanz durchgängig über eigenen Militair-Musik vor. Diese Zigeuner sind ferner in gewisser Art auch Schauspieler. In den Pausen während zwischen Weinbuch und dem Ende des Karnevals hört man in den Straßen häufig den Ruf: Puppenspiel! Puppenspiel! Läßt man die Rufer nun bei sich eintreten, so präsentiren sich zwei Männer, die ein kleines erleuchtetes, etwa 7 bis 8 Fuß langes und 3 bis 4 Fuß hohes Theater tragen, welches so kann auf zwei Stühle stellen. In zwischen Theater und dem Parterre eine Maueröffnung in der Rolle eines Schäfers, der mit seinem Lämmchen tanzt. Dann tritt ein Zigeuner mit seinem Weibe auf; doch werden Beide gar bald durch den Herrn Polizeidi verdrängt, der um zwei junge Schönen herumschwänzt, während ihn seine Frau in alles Stadtvertein sucht. Nun aber kommt der Tod und der Arzt. Die werden, nach einigen derselben Herausforderungen, auf das grimmigste handgemein. Dabei ist wohl zu bemerken: Als die Osmanli in der Moldau waren, fabelte der Türke dem Kosaken den Kopf herunter; als aber später die Russen Herren des Fürstenthums geworden, wechselten obligat auch hier in dieser zweiten Welt die Rollen, und nun war es der Kosak, der dem Feinde das Haupt abschlug. Wer gegenwärtig der Sieger sein mag, weiß ich nicht zu sagen.

Das äußere Ansehen der Zigeuner ist sehr vortheilhaft: sie sind von hoher Gestalt und edlen Zügen, und ihre Mädchen sind noch schöner. Die Bellinetten unter diesen haben die ganze Reinheit der Griechischen Züge, im Verein mit der Glut des Klimas ihrer Rhein-Heimath. Ihre großen schwarzen Augen strahlen unter den herrlichen Schattenbogen der schönsten Augenbrauen in zauberischen Flammen; und nicht selten trifft man in der Moldau und Wallachei auf wohlhafte Puritaner und Cromwellen, die jedoch, sobald sie Militair geworden, ihre Schönheit mit einer wirklich widrigen Häßlichkeit vertauschen und zu leibhaftigen Megäremilies herzählen und verschwimpfen.

An Bildung sind übrigens die heutigen Bäterafi den Bauern weit voraus, und sie verdienen wohl, daß die Regierung ihnen endlich eine Freiheit zugestehe, deren sie so würdig sind. Auch machen die

Digitized by Google

jenigen unter den Bojaren, die der Europäischen Aufklärung theilhaftig geworden, von ihrem Rechte. Jene seriallaken, häufig Gebrauch.

Die Zahl der Priest-Zigeuner beläuft sich in diesen Fürstenthümern auf mehr als 30,000 Familien, welche alle (wie wir bereits gesehen, nur mit Ausnahme der Walrassi und einiger Lingurari) Nomaden sind, von gleichen Sitten und gleicher Sprache. Nachdem wir so ihre Eintheilung einigermaßen kennen gelernt haben, wollen wir nun auch eine Skizze ihrer Sitten und Gewohnheiten entwerfen:

Die Zigeuner-Physiognomie ist im Allgemeinen auffallend; auf ihren glänzenden und von schwarzen Haaren beschatteten Stirn lieh man eine tiefe Schwermuth; ihr schwarzes Auge glüht mit finsterem Feuer unter den dunkeln Wimpern hervor; das ganze traurige Gesicht dieses heimathlosen Volkes scheint auf ihrem Gesicht schwer zu lasten. Mit einem Worte: dieses Volk zeigt etwas Leidendes; und trotzdem zeugt der Blick seiner Männer oft von einem stolzen und unternehmenden Geiste. Obgleich nicht von hoher Statur, sind sie doch so wohlgetheilhaft gebaut, daß man an ihnen in Wahrheit Plastik studiren kann. Brust und Rücken zeigen die schönsten Verhältnisse; und ihre Arme und Beine entsprechen den strengsten Regeln vollkommener Schönheit. Selbst man sie bloß, sie glauben man trockne, sie schließen Bereichen Stunden zu erblicken: eine Täuschung, die auch durch ihre Bronze-Farbe nur noch mehr befördert und gerechtfertigt wird. Das Nomadenleben, das sie führen, die reine Bergluft, wie der würzige Thalduft, die sie athmen, wachen sie tüchtig, jede Anstrengung, jeden Ungemach und Mühseligkeit der Jahreszeit zu ertragen; die kräftigen ebenholzschen Farben Starken Constitutionen für ein sehr hohes, nicht selten hundertjähriges Alter.

Die Zigeuner bekennen sich zu gar keiner Religion; sie haben nur den Fetisch-Glauben, d. h. sie verehren Alles, was ihnen Nutzen bringt, wie ihre Zelte, ihr Zaumzeug und ihre Schmiedeessen. Wie die Türken, glauben auch sie an ein Verhängniß. Aber in den christlichen Ländern Europas befolgen sie zum Scheine die Lehren Jesu, wie in die Türkei die Vorschriften Muhammed's; und gäbe es noch ein Reich Judäa, so würden sie in diesem eben so wohl die Bekenner der Mosaischen Lehre spielen. Sie lassen ihre Kinder zwar durch orthodoxer Priester taufen, aber freilich nicht etwa aus Religion, sondern einzig wegen des unwiderstehlichen Argumentes des Don Basilio: um des Geldes Willen, das sie von den Pathen bekommen. Deshalb erwangeln sie denn auch nicht, daß selbe Kind wohl mehr als ein Mal in verschiedenen Gegenden zur heiligen Taufe zu bringen, so daß gar nicht selten einmal ein junger Täufling, von dreijähriger 20 Jahren, mit der Bitte: sein Pathe sohn zu wollen, bei Euch eintritt. Auch keine rechtmäßige Ehe wollen sie anerkennen und beobachten bei Eingehung einer Verbindung zwischen Mann und Frau keine andere Förmlichkeit, als diese, daß der Bursche von 15 bis 16 Jahren, wenn er bemerkt, wie ihm außer Brod und Wasser doch noch etwas fehle, das erste beste Mädchen, das er finden kann, in sein Zelt führt und sie, gleichviel, ob sie selbst verwandt mit ihm ist, zu seiner Frau macht, wobei sie einen irdenen Krug nehmen und ihn zerbrechen. Und diese Ehe ist Scheidens freilich.

Für die Erziehung der Kinder sorgt das Pärchen sehr schlecht, oder vielmehr gar nicht. Sobald diese nur laufen können, läßt man sie in den Wäldern oder in den Straßen der Städte und Dörfer nach Herzenslust umherstreifen. Die Beste müssen die kleinen nackten Besen sich vor Frost klapperst, ihr Bett besteht in der Erde; denn in der Zelte ihrer Aeltern finden sie kaum ein wenig Feuer, an dem sie Abends sich wieder erwärmen können. Bis ins sunfzehnte, ja sechzehnte Jahr gehen sie, Sommer und Winter, ganz nackt. Der Zustand der Kinder ist wahrhaft jammervoll! Wie weite Kellerei sinder man nicht unter ihnen! Müssen sie doch, wenn sie noch ganz klein sind, sogar um Essen betteln gehen, die bei civilisirten Leuten wohl Schmerzlerine einzunehmen pflegen; denn, sind etwa einmal zwei liederliche Gatten der feuchtlosen Dialektik so überdrüssig, daß sie glauben, ihre Zustucht zur ultima ratio, zu einem argumento ad hominem nehmen zu müssen, so regreift der Vater einer der Kinder bei den Ohren oder der Mutter eines andern; und nun bedienen sich Beide derselben, als ob sie Stöcke hätten. Doch giebt es noch eine andere Quelle des Uebersusses an Kellpolin; denn bekanntlich geschieht es nicht selten, daß die Zigeuner, um Mitleid und Almosen in größerem Maße zu gewinnen, sich selber Wunden beibringen, zu denen dann, weil sie nicht Zeit oder Geduld anwenden, um zu heilen, sondern vielmehr (häufig genug) absichtlich offen erhalten werden, endlich der Brand schlägt, der oft den Verlust eines ganzen Gliedes zur Folge hat. Diese Bettler stürzen in ganzen Haufen, Knaben und Mädchen von fünf bis zu sunfzehn Jahren völlig nackt, dann durch einander, den Wagen des Bojaren, der aus der Stadt kommt, entgegen und begleiten ihn in vollem Laufe oft über eine halbe Stunde lang, mit dem unaufhörlichen Geschrei:

Gebt uns einen Para! Einen Para!
Und wie lassen Euch auch der Zukunft!*)

Niemals jedoch, wenn sie bettelu, sprechen sie Wünsche für die Gesundheit des Angesprochenen, sondern immer nur sie besten Pferde aus; sie sagen nicht etwa: Ich wünsche Euch ein glückliches Leben! sondern: Mögen Eure Reise lange leben!

Die Zigeuner können es nicht ihre sich gewinnen, von ihren Zamdern getrennt zu leben, selbst kann nicht, wenn man deren Beraten durch Reichthümer und Geschenke aus ihrem Gedächtnisse verdrängen wollte. Oft haben die Bojaren versucht, jungen Zigeunern eine ordentliche Ausbildung beizubringen, sie bedahl in ihre Pallaste genommen und ihnen Lehrer gegeben — doch umsonst! Sobald nur eine Gelegenheit sich darbot, verließen die Unverbesserlichen alle Bequemlichkeiten des civilisirten Lebens, um zu ihren zu flüchten. Das Nomadenleben und der Rauch des Zeltes sind dem Zigeuner eben so unentbehrlich, wie das Wasser dem Fische, wie dem Vogel die Luft. Das Leben des Stammes ist das Leben des Zigeuners.

So geschieht es auch, wie schon gesagt, in Allem, was er anfängt, sich zeigt, so giebt er doch das dulce far niente und das mit diesem nothwendig verbundene Elend der ermährenden Arbeit vor, die mit dem Dasepn wahrhaft todtzlich machen könnte. Niemals legt er sich auf irgend das Große; denn obgleich er jeder Arbeit den Dienstahl unterkünftlich bei weitem vorzieht und sich darin gerne einen unaufhörlichen unverkennbaren Hang hat, so übt er doch auch nicht einmal diesen zu Großen, sondern begnügt sich immer damit, wahre Lumpereien an Kleidungsstücken und Nahrungsmitteln zu mausen.

Alle Zigeuner, besonders aber die Walrassi, sind abstrakte schwindsüchtig; das Ungeziefer scheint mit ihnen zugleich auf die Welt zu kommen. Fast immer gehen sie ohne Hemde, das Vieten unter ihnen sogar ganz unbekannt ist; meist sind sie nur mit einigen Lumpen bedeckt, und dennoch bewissen gerade diese Lumpen est, daß sie den Putz lieben; denn gar häufig sieht man Spitzen und Stickereien an den lumpigen Gewanderen. Von den Füßen sind die schreiendsten ihnen die liebsten: rothe oder blaue Kleider und gelbe Stiefeln tragen sie vor allen anderen gern.

Krankheit ist den Zigeunerinnen unbekannt; denn obgleich sie nicht gerade ein Gewerbe aus der Prostitution machen, so versagen sie sich doch auch keinem, der ihnen einige Para dafür verspricht. Ihr eigentliches Geschäft besteht im Stehlen und darin, daß sie die Leichtgläubigen in Städten und Dörfern betrügen, indem sie ihnen wahrsagen. Dies thun sie gewöhnlich mittelst Betrachtungen der Linien im Handteller, oder aus Karten, oder auch durch Beraubungen mit dem bösen Geiste in einem kleinen Spiegel am Boden einer Bleckbüchse.

Eben so entschieden als seltsam und widerlich ist das Gelüst der Zigeuner nach dem Fleische von Thieren, die an Krankheiten verendet sind, nur nicht von Pferden. Bezeigt man ihnen etwa Verwunderung darüber, so antworten sie wohl: Das Fleisch eines Thieres, bei welchem Gott der Schlachter gewesen, muß doch wohl besser sepn, als das eines durch Menschenhand getödteten. — Auf Genuß dieses Geschmackes hat man sie denn auch als Menschenfresser angeklagt; und in der That scheint es auch, nach sichreren Beweisen, daß es unter ihnen wohl Einige gegeben, die den Genuß von Menschenfleisch nicht gescheut haben. Uebrigens, in Deutschland, Frankreich, Spanien hat man sie deshalb gleichfalls des Kinder-Diebstahls beschuldigt. Ja, in Ungarn mußten zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts mehr als 200 Zigeuner, als Menschenfresser, auf den Blutgerüsten enden. Das Verbrechen scheint aber doch gar zu entsetzlich, um ganz glaublich zu sepn; auch hört man gegenwärtig von derartigen Schauergeschichten nichts mehr.

Die gewöhnliche Speise der Zigeuner besteht in der Mämäliga, einer Art von Polenta aus Mais oder Türkischen Korne, welche halb ganz einfach, bald mit Käse gemessen wird. Bisweilen jedoch finden sich auch wohl ganz erfetzliche Gabel, allerliebste Hühner oder jugendlich zarte Ferkelchen, um die Tafel am Bivuak zu siegren. Ein wahres Feuderessen giebt es aber, wenn sie ihres Leibgerichtes, eines an Krankheit verendeten Thieres, habhaft geworden. — Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser; doch lieben sie die gebrannten Sorten deffelben vorzugsweise und sind Jeden, der ihnen auch nur ein kleines Gläschen davon zukommen läßt, sehr verbunden. Das Brod lieben sie Alle, Männer, Frauen und Kinder schon vom sünften Jahre an, leidenschaftlich. Den ganzen Tag über haben sie die Pfeife im Munde, und wenn sie Tabak weder haben, noch sich verschaffen können, rauchen sie trockene Rußbaumblätter. Hunger und Durst können sie ganze Tage lang aushalten; aber ohne Pfeife, wenn das Oel sie nicht rauchen können, doch mindestens im Munde zu haben, vermögen sie kaum eine einzige Stunde lang auszudauern.

Nichts indeß erscheint seltsamer, als der Anzug eines Zigeuner-Trupps von seinem Wohnsitze. Da stecken die Kinder wie Kraut und Rüben auf den Wagen, Kessen, Dreifüßen, Schmiedeessen und andern Gerathschaften, auf einem unbedeckten und, um die etwa vorkommenden Lücke trocken zu polstern, aufgeladen hohen Fuhrwerke, das oft nur von einer einzigen Rossmanne gezogen wird und welchen die Frauen und Männer zu Fuße folgen, die auf zwei oder drei der Letzteren, die den Zug zu Pferde beschließen und anführen. Seiten und Deichseln behangen sind, in denen unter Kindern auch noch Kinder stecken, wie man freilich nur aus den daraus hervorgucknden Köpfen abnehmen kann.

Muth und Kühnheit sind niemals das Erbtheil des unterjochten, herabgewürdigten Menschen; daher sind auch die Zigeuner im Allgemeinen sehr feig. Zuweilen wagen sie es wohl, aus ihren Wäldern hervorzubrechen und Reisende anzufallen, doch immer nur Zusgänger, auf die sie dann mit großen Knütteln losstürzen. So wie aber ein bewaffnet Angefallener einen wirklichen Pistolenschuß auf sie abfeuert oder auch wohl nur erst Anstalt dazu trifft, nimmt schon die ganze Horde die Flucht, deshalbe sie selbst aus hundert, ja zweihundert Köpfen!

Natürlich verachten die Romäner, d. h. die Moldauer und Walachen, dieses Volk; doch, abergläubisch wie sie sind, fürchten sie es zugleich, indem sie glauben, die Zigeuner hätten die Macht, Flurke und unsichtbare Wesen zu ihrer Unterstützung herbeizurufen, und würden am sünften Tage mit dem Antichrist erscheinen, die Christen zu quälen und deren Kinder zu verschlingen. Indeß, wie verachtet die Zigeuner auch bei allen Nationen ist, so verachtet doch auch er seinerseits wiederum alle Völker und ist, wie Mahr-Brun sagt, stets und glücklich; ein Dünzerhaupten ist sein Thron, eine alte Eiche sein Baldachin.

Weil dieses Volk nun weder feste Wohnsitze noch Ackerbau kennt, haben Viele es geradezu für unverbesserlich, der Gewöhnung an ein regelmäßiges häusliches Leben unfähig erklärt. Die Erfahrung aber hat

*) Für Bettelnationen, ihr Landsmann. Er besteht in Sprüngen, lachtern Geberden mit Armen und Beinen, und darin, daß sie mit den eigenen Füßen recht gewaltig dahin schlagen, wo das Kreuz seinen ehrlichen Namen kriegt verdienen hat.

Digitized by Google

schon das Gegentheil bewiesen: In Transsylvanien und in der Bukowina haben alle Zigeuner gegenwärtig feste Wohnsitze, die sie nur höchst selten noch und dann immer nur sehr ungern verlassen. In Serbien hat Fürst Milosch verfucht, sie an Ackerbau zu gewöhnen, zurrst bei Poscharewatz und einigen anderen Orten; und es ist ihm wirklich gelungen: Sie leben glücklich, indem sie das Brod von dem Mais essen, den sie selber gepflanzt haben, und werden gewiß auch noch mehr sich civilisiren, wenn man sie nur fortwährend menschlich behandelt. Derselbe Versuch ist, mit demselben Erfolge, in der Wallachei im Dorfe Rizi (Distrikt Fälcii) gemacht worden, so daß man dort schon stehen oder acht Zigeuner-Familien ihr Feld mit mehr Sorgfalt als die Bauern selber bewerthschaften sieht. Aber den größten Beweis für die Möglichkeit, dieses Volk zu civilisiren, liefern die Bärasst, wie wir sie schon beschrieben haben. Die Regierungen mögen dahin nur freundliche Mittel und Wege forgen, daß es sich unter geeigneten und annehmlichen Verhältnissen niederlassen kann, und sie werden ihre Sorgfalt durch die Civilisation eines ganzen Volkes belohnt sehen; denn die Zigeuner haben freilich manche Laster, aber bringt man es erst dahin, diese mit den Wurzeln aus ihren Herzen auszureißen, so werden sie, z. B. als Fabrik-Arbeiter, besonders in der Moldau und Wallachei, die allergrößten Vortheile gewähren.

Syrien.

Zustand der Heilkunde im heutigen Palästina.

Der größte Theil der praktischen Aerzte in Palästina sind Araber, die nicht den geringsten Unterricht in der Wissenschaft der Medizin genossen haben. Auch stehen sie in der allgemeinen Meinung bei den Landleuten; nur von den niedrigsten Klassen werden sie konsultirt, und auch von diesen selbst nur dann erst, wenn kein Fränkischer Arzt in der Nähe ist. In Lydd, einer Stadt von 30,000 Seelen, ohne die 4000 Mann starke Aegyptische Garnison, ist kein Arzt, der diesen Namen verdient, aufgenommen ein Zeugniß, der ihn der Befähigung ausgestellt ist.

In Beirut, das eben so groß wie Lydd ist, aber in einer fruchtbareren und bevölkerteren Gegend liegt, sind zwei Fränkische Aerzte, der Doktor Rinaldi aus Neapel und der Griechische Doktor Paetti aus Salonichi. Außer diesen beiden wirklichen Aerzten giebt es noch eine Art Arabischer Doktoren, die einige der bekanntesten Medikamente anwenden, um sie allen ihren verschiedenen Kranken der Reihe nach zu ordiniren. Jalape, Kalomel und Brechweinstein sind ihre vornehmsten Heilmittel, und die Dosis, die sie dem kranken Opfer ihrer Kunst davon reichen, ist wahrhaft heroisch. Jalape wird der Leidenden in einer Dosis von zwei Drachmen gemischt, Brechweinstil in einer Dosis von 4 Gran und verhältnißmäßig Kalomel. Rizinusöl geben sie nie weniger als 4 Unzen, oft noch mehr. „Wührend ich zu Beirouth war", erzählt der Doktor Hanow aus Philadelphia, dem wir diese Mittheilung verdanken, „wurde ich oft von den Einwohnern konsultirt. Meine Kranken kam ein Araber aus Aleppo zu mir, der in Seifensiederei, mit einem Bißchen und Schwindsucht litt. Zwei Jahre vorher, als er sich nur wohl fühlte, fragte er einen Arabischen Arzt zu Aleppo um Rath. Dieser redete ihm ein, er habe Geschwüre am Körper, die ihm (dem Arzte) allein nur sichtbar wären. Er gab ihm darauf vier Gran Kalomel 13gtich und stellte diese Verordnung zwei Jahre lang fort; das Resultat war, wie jeder sachkundige Mann leicht voraussehen konnte, daß der Arme für alle Zeiten große und unheilbare Schmerzen davontrug. Er war noch jung, von der sanftesten Gemüthsart, und seine Leiden rührten mich lebhaft. Bei der Untersuchung fand ich eine große Weingeschwulst. Ich verordnete ihm einfachere Mittel, durch die seine Schmerzen am wahrscheinlichsten zu lindern waren."

Die Schwierigkeit für den Kranken, ärztlichen Beistand in diesem Lande zu finden, ist so groß, daß häufig die Amerikanischen Missionaire angegangen werden, den Leuten zu helfen. In den Augen der Eingebornen sind überhaupt alle Fremden mehr oder weniger in die Geheimnisse der Heilkunde eingeweiht.

Zu Teipoli, einer Stadt von 15,000 Seelen, ist kein einziger unterrichteter Arzt. Ein Europäischer Arzt, der sich im heiligen Lande niederlassen will, findet keinen besseren Ort als Teipoli. Hier hat er keinen einzigen Nebenbuhler, aber wo große Patienten. Die Stadt hat überdies eine herrliche Lage zwischen dem Libanon und dem Meere.

In Jaffa ist nur ein einziger Arzt, und zwar ein Neapolitaner. Er ist erst seit einigen Jahren dort etablirt, aber er ist schon lange im Lande. Ich wollte wie hier zu Jaffa einige Medikamente verschaffen und begab mich deshalb in den Laden des reichsten Apothekers. Terenco Jacomo, ein Spanischer Mönch im dortigen Franziskaner-Kloster, der Arabisch und Medizin versteht, begleitete mich. Der Laden war keine Europäische Apotheke, die mit schönem Maemor ausgetegt, die mit Reihen von runden Krystallschalen geschmückt ist, in denen verschiedenfarbige Flüssigkeiten in verschiedenen Farben glänzen; es war eine Bude im Basar, wie andere Buden daselbst, offen von der Seite bis zur Decke, keine Thüre, keine Fenster, sondern zwei Läden, deren einer von oben herabhing und bis auf die Mitte ging, wo er sich an den unteren schloß. Letzterer diente zugleich als Ladentisch und war voll mit Schachtein und Büchsen. Der Laden war 8 Fuß hoch, eben so tief und etwa 15 Fuß breit. Der Apotheker, ein alter, ärztlicher, ältrisch gekleideter Mann, saß mit gekreuzten Beinen am einen Ende der Bude, wo er die Waaren wog, die ihm ein Lehrling von der anderen Seite reichte.

Die Stadt Jerusalem, die 30,000 Einwohner hat, ist nicht besser mit Medizinern als andere Städte Palästina's versehen. Der einzige Arzt, der findet hat, ist ein Wundarzt bei der Armee Ibrahim's, der also nicht für immer da bleibt. Die übrigen Doktoren sind wieder Araber, die denen Studium und Erfahrung Hand in Hand gehen, d. h. beide stehen bei ihnen auf gleich niedrigem Standpunkt. Ist der Zustand der Heilmethode in ganz Palästina im Allgemeinen drückend, so wird er es noch mehr in Betracht Jerusalems, wo so viele fremde Pilger und so manche im Interesse der Wissenschaft reisende Europäer zusammentreffen. Unter den jährlichen Opfern der vernachlässigten ärztlichen Hülfe bedauert man den jungen Irländer Carnagan, einen Mann von großen Talenten, rechtschaffenen und unternehmenden Geistes. Er wollte das Rothe Meer untersuchen und machte sich zu Jerusalem zu Kahrgange, das er auf Kameelen bis zum Meere bringen ließ. Er schiffte sich darauf mit einem Arabischen Begleiter ein und fing an, seine Untersuchungen anzustellen. Zum Unglück ging der stets bueftige Araber nicht baarhäuptig mit dem süßen Wasser um, und ihr hatten daß Beide so viel von Durst, Hitze und Ermüdung zu leiden, daß sie kaum Port genug waren, das Land zu gewinnen und Jericho zu erreichen. Hier wurden Beide vom Fieber ergriffen, und der Araber starb sogleich. Carnagan ließ sich nach Jerusalem bringen, das er sterbend erreichte. Mit seinem schnellen Tode gingen die Resultate seiner eben angestellten Beobachtungen verloren, was sie die Naturwissenschaft ein großes Verlust ist; denn es ist kein Zweifel, daß der talentvolle junge Mann Manches entdeckt hat, was zur Enthüllung der Natur-Geheimnisse des Todten Meeres hatte beitragen können.

Die vorzüglichsten Arzneipflanzen in Palästina sind mehrere Arten Münze (Mentha), Ricinus Communis, Salvia Fariitina, Melia Agadarach, Datura Stramonium, der Oelbaum, Cucumis Agrestis und der Granat-Apfelbaum. Am Fuße des Kastells, welches Tripoli beherscht, sah ich eine Rizinusplanze, so groß, daß man sie einen Baum hätte nennen können. Sie muß mehrere Jahre alt gewesen sein, während ich anderwärts gewöhnlich nur ein Jahr lebt. Das Stramonium ist ebenfalls von außerordentlicher Größe, oft 5 bis 6 Fuß hoch. Einen Granatapfel kaufte ich, der 1 Pfund 10 Loth wog. Die Dei, wo die Pflanze Cucumis Agrestis am üppigsten wächst, ist der Oelberg bei Jerusalem.

Die gewöhnlichen Krankheiten in Palästina sind: Fieber, Dysenterie, Pocken, Pest, Lungenübel und Augenentzündung. Die Fieber sind besonders den Fremden gefährlich und herrschen am häufigsten zu Tripoli. Doch unter allen Krankheiten im gelobten Lande ist die Augenentzündung am verbreitetsten; sie ist in der That eine allgemeine Kalamität. Bei jedem Schritte begegnet man einem Blinden oder Halbblinden. Im südlichen Theile des Landes ist es noch schlimmer, als im Norden. Zu Ramla waren die ersten Personen, die meinen Blicken begegneten, drei Blinde, welche mit einander plauderten, und als ich einmal aus der Stadt ging, zählte ich 34 Menschen, die theils auf beiden Augen, theils auf einem blind waren. Man übertreibt nicht, wenn man behauptet, daß die Hälfte der Einwohner an Augenübeln leidet. Die Ursachen so häufiger Leiden am Auge sind: die Nähe der Sandwüsten, der Einfluß einer brennenden Sonne, gegen die der schirmlose Turban nicht schützen kann, und der Siroklewind. Wie südlicher diesen Wind, als er den Berg Carmel durchgegangen, er war kühl, trocken und führte einen feinen Sand mit sich; und obgleich wir bei Nacht reisten, so verursachte er doch den Reisenden unter uns heftige Entzündung im Auge.

Mannigfaltiges.

— Spanische Lexikographie. In Madrid ist so eben die achte Auflage des Wörterbuches der Spanischen Akademie ausgegeben worden.*) Dieselbe ist mit einer Vorrede aufgestattet, in der die Herausgeber über die gemeinsam getrene Vorausetzung sprechen, daß die Sprache das Recht habe, dieses oder jenes Wort zu konstituiren oder aufzumerzen. Nicht die Akademie, heißt es, sondern allein der Gebrauch heilige oder verwerfe Wörter und Phrasen, doch sey es die Aufgabe der ersteren, den Gebrauch zu ermitteln, wobei sie denn sowohl von der Sprache des Pöbels, als von der Schreibart untergeordneter Schriftsteller ganz und gar Umgang zu nehmen habe. Gegen die Ueberschwemmung der Spanischen Sprache mit Französischen Wörtern und Redensarten wird mit Recht große Klage erhoben. Lateinische und Griechische Wurzeln werden oft erst durch das Französische Medium hispanisirt, was zum Theil dem Umstande beigemessen wird, daß das moderne Publikum fast nur Französisch versteht. Dieß ist wohl auch der eine allen klassischen Autoren des eigenen Landes kaum noch kennt. Das Wörterbuch der Spanischen Akademie ist besonders, was die Orthographie betrifft, von großer Autorität. Bekannt sind die häufig vorkommenden Verwechslungen der Konsonnanten z, j und x im Spanischen. Das x hat die Akademie da, wo es mit seinen beiden Buchstaben kollidiren kann, schon seit längerer Zeit verdannt, wobald auch nicht werde exercito, sondern ejercito, nicht Mexico, sondern Mejico u. s. w. geschrieben wird. Weitere hat jedoch die Akademie nicht gehen wollen und dahre auch die Schreibart exito (und nicht ecsito) tc. beibehalten. Was das g und j (vor e und i) betrifft, so übt sie das erstere jetzt ebenfalls fast, wo es nicht durch die Abstammung hingehört, wobald sie ejercer tc. schreibt und dagegen nur gente, origen tc. beibehält. Gegen die Verwechslung des Spanischen Ihoms durch völlige Verdammung solcher Buchstaben wie x oder ds sprechen h zu Anfang eines Wortes spricht sich die Akademie sehr energisch aus, indem sie in dieser Beziehung eben so schön als treffend sagt: „No se debe desvirturar la noble y varonil robustez de nuestro idioma."

*) Diccionario de la Lengua Castellana: por la academia española. Madrid, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 133. Berlin, Montag den 6. November 1837.

Italien.

Malta und die Malteser.

Unter den Inseln des Mittelländischen Meeres ist Malta unstreitig eine von denjenigen, deren Lage, Charakter und Geschichte ihr in den Augen des Publikums, Halbwissens und Künstlers das größte Interesse geben. Im äußersten Süden Europa's gelegen, nahe den Küsten Afrika's und der Levante, bildet es mit Sicilien und Calabrien eine natürliche Kette, welche die Welt des Ostens von der des Westens scheidet. Im Verlauf der Zeiten von fast allen Völkern in Besitz genommen, deren Flaggen in seinen Gewässern wehten; abwechselnd unternommen den Phönicierm, den Griechen, den Karthagern, Römern und Barbaren, den Arabern, den Deutschen, Sicilien, Frankreich, Spanien, den Johanniterm, diesem gewichten Kreuzer-Orden, der unter seinen Mitgliedern Repräsentanten fast aller christlichen Nationen zählte; wieder anheimgefallen den Franzosen und zuletzt abgetreten den Engländern, hat Malta an allen Umwandlungen Theil genommen, welche das Mittelländische Meer in seinen Gewässern oder an seinen Küsten erlebte. Zwar sind von seinen seltneren Bewerbschern dort wenig Spuren zurückgeblieben; aber seine neueren Schicksale haben der Lage, den Sitten und Gestalten seiner Bewohner einen Eigenthümlichen und Unterhaltenden verliehen, ein unerklärbares Gemisch von Arabischem, Französischem, Italiänischem und Englischem. Malta mit dem schnellen Merkmal seiner politischen Verhältnisse wäre nicht übel einem weit hinaus liegenden Leuchthurme zu vergleichen, der dem Schiffer das Terrain der benachbarten Länder beleuchtete, die die mannichfachen Verschiedungen der Völker diesem Riff eine für militairische Operationen nicht zu verkennende Bedeutsamkeit gaben.

Malta gewährt aus der Ferne den Anblick eines dürren Felsens, besonders auf der Südseite, wo dieser wilde Charakter sich in seiner ganzen Stärke zeigt; denn hier erheben sich steile Felsenmassen mit einer ewige Mauer, die ihrem dunklen Widerschein weit hinaus in die Fluthen wirft und die auf dieser Seite keine Bucht oder Ankerstelle, selbst für die leichte Barke des Fischers, darbietet. Nach Osten gewendet, findet man die Häfen von Marsa-Sirocco, Marsa-Scirocco und St. Thomas, drei Buchten, die leichtgiebigen Schiffe aufnehmen können; im Westen die Buchten von Boreo di Bruto, di Faleone, Carkova und Ghoglizu, in der Fronte von Gozzo, der nahe liegenden Schwesterinsel Malta's, mit der es beständig gute und böse Tage getheilt hat. Weiterhin zeigen sich die Buchten von Melleha, San Paolo, der Salinen, von St. Marcus, Magdalena, St. Georg, und endlich Sicilien gegenüber die beiden Hauptpäfen, Marza-Muscirot oder Musset und Porto-grande. Ihrer ganzen Ausdehnung nach sind sie durch eine Erdenge geschieden, welche höher gelegen als die übrigen Stellen, ehemals Berg Sceberras genannt wurde und, so weit sie uns Mer hineinragt, die Basis des Kastells St. Elme und der Stadt la Valette, der bedeutendsten der Insel, bildet. Noch zwei andere Landzungen durchschneiden den Porto-grande; auf einer derselben befindet sich der Flecken Borgo; auf der anderen la Sangle, von wo aus man den dahinter liegenden Flecken Cotoner deide nach ihren Gründern benannt) gewahr wird. Borgo selbst, zur Erinnerung an den Widerstand, den es den Türken im Jahre 1565 leistete, heutzutage die Unbesiegliche, und wird durch das Kastell St. Angelo, ein Bauwerkmal der Sarazenen, das die Ritter bei Besitznahme der Insel als den einzigen befestigten Punkt vorfanden, verdrängt.

Der Hafen von Marza-Muscirot befpült mit seinen Wogen die Insel des Lazarethe, dessen einsörmige Stille nur durch den Anblick vor Anker liegender Schiffe und mächtig aufragender Bastelen, oder durch den Gesang eines einsamen Fischers und durch den Ruf der Schildwachen unterbrochen wird. Dennoch hat das Lazareth von Malta nichts mit so vielen Asylstätten Ähnlicher Art gemein, in denen man langsam die Tage, ja Stunden und Minuten zählt; sondern es gleicht vielmehr einer aus freiem Antriebe gewählten Behausung des Genusses und der Behaglichkeit. An den Ostküsten gelegen und bestimmt für die Aufnahme der Reisenden, welche aus Gegenden kommen, die fern von Frankreich und Italien liegen und reich an Entdehrungen und Gefahren sind, hat diese Lazarantaine allen Reiz eines Ruhepunktes an den Gränzen des heimatlichen Bodens. Noch lacht Asiatischer Himmel mit ihm die letzte und schönste Erinnerung an die so mannigfaltig erfahrenen Eindrücke, und dieser soll platonischen Vergangenheit zur Seite befindet sich zugleich die treffendste Aussicht auf Europäisches Leben. Es ist nach so langer Entbehrung in der That ein unbeschreiblicher Genuß, seine Franzöfischen Weine, sein feines Porzellan, seine blendende Wäsche, seine Lieblingsgerichte wiederzufinden, und das Alles beim Austeritt aus Griechenland und Aegypten, wo die einfachsten Bequemlichkeiten des Lebens unbekannt, das Brod ein Luxus ist! Ja, die Quarantaine zu Malta ist die Weide für das civilisirte Leben; man liest wieder die Journale von Paris und London, legt sich auf Matratzen, auf Zellnsches Linnen und entschlummert endlich bei den ernsten und melancholischen Gesang der Matrosen, deren Stimmen, von Zeit zu Zeit unter mischt, mitten durch die Stille ihre friedlichen Klänge ertönen lassen.

Die Insel Malta besitzt zwei eigentliche Städte, zwanzig zwanzig Dörfer oder Casale und eine Bevölkerung von 90,000 Einwohnern. Die älteste dieser beiden Städte, ehemals Melita, Medina genannt von den Arabern genannt, liegt, in tiefe Bergeinheit begraben, im Innern des Landes. Zur Zeit der Johanniter wurde sie von einem Haken oder Richter verwaltet, welchen der Großmeister aus der Mitte der angesehenen Bürger wählte und der die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit übte. Die Stadt Melita, welche nicht ohne Bedeutung war, gerieth nach und nach in Verfall; ihr Handel schwand, ihre wohlhabendsten Bürger zogen fort, die zurückbleibenden sahen sich mehr auf die Geschäfte des Ackerbaues hingewiesen und ließen sich auf dem Lande, in dem Dorfe Rabatte nieder. Auch der bischöfliche Sitz wurde nach la Valette verlegt, das allmälig sich in den Besitz der Rechte seiner Ältern Schwester setzte, und gegenwärtig, so Medina, verlassen, in Ruinen, nichts Merkwürdiges als seine Katakomben. Diese unterirdischen Räume, den Entschlafenen als Ruhestätte geweiht, laufen unter der Stadt in unregelmäßigen Straßen, welche, mit Leichenhügeln durchzogen, in weiten Kreuzgängen zusammenstoßen, die jene Straßen unter einander verbinden und Jedermann die ruhige Durchsicht gestatten, und das Ganze gewährt den ernsten Anblick einer Todtenstadt, welche, unberührt vom Wechselkaufe der Zeiten, glücklicher zu preisen scheint, als die darüber liegende Stadt der Lebendigen. Noch heute trägt sie dieselbe Gestalt wie ehemals, und hört sie auch nicht mehr die dringen Gesänge, welche einst in ihren Wölbungen erschallten, so bewahrt sie wenigstens unversehrt die Asche der ihrem nächtlichen Schooße anvertrauten Leichen. Historische Wichtigkeit haben die Katakomben von Medina noch dadurch, daß sie den ersten Christen dieses Landes als Kirche und den Bewohnern als Asyl während der Einfälle der Barbaren im Anfange des fünften Jahrhunderts gedient haben. Im Jahre 1007 zog sich ein Einsiedler dahin zurück und verwandelte sie für einige Zeit in einen Wallfahrtsort; eine anbächtige Menge strömte nun von allen Seiten herbei, vor dem Wundermann ihr Knie zu beugen.

Die zweite Stadt Malta's oder vielmehr ihre einzige, welche durch ihre Lage zwei Forts, die bereits erwähnten Flecken und den Kanal von Sicilien beherrscht, wurde im Jahre 1566 von dem Großmeister la Valette, deffen Namen sie führt, gegründet und von de Wonte, um die Mitte des Jahres 1571, vollendet. Sie wird auf der Seeseite von dem Kastell St. Elmo und auf der Landseite von dem ausgedehnten Fort Floriane vertheidigt, das durch zwei Wälle mit dem Kastell in Verbindung steht. Den Palast des Gouvernenes, die öffentliche Bibliothek und das Arsenal ausgenommen, bietet la Valette nne den einförmigen Anblick einer kleinen Italiänischen Stadt mit ziemlich sauberen Straßen, mit Kirchen und Häusern von regelmäßiger Bauart, ohne daß Merkwürdiges weiter zu entdecken. Jedes Haus hat seine Cisterne; die öffentlichen Brunnen werden durch eine unterirdische Wasserleitung gespeist, von der zahllose Röhren ausstaufen, welche in Zeiten der Belagerung die besonderen Behälter zu füllen bestimmt sind. Diese Wasserleitung, deren Länge über 7450 Toisen beträgt, ist das Werk des Großmeisters Perellos de la Vignaucourt, der, wie alle Ritter dieses kriegerischen Ordens, die Muße des Friedens zur Vorbereitung zum Kriege widmete. La Valette ist eigentlich nur Festung, aber in ruhigen Zeiten wehe dem stillen Beobachter der Handelswelt geöffnet; seine hohe Lage, seine Mauern und Bastelen geben ihm so sehr das Ansehen einer Citadelle, daß von vorn herein Niemand so leicht auf den Gedanken kommt, daß sie Wohlwollen ein friedliche Bevölkerung zu suchen. Wer um die Mittagszeit, wenn der Bewohner im Schatten sich ausruht und der Matrose sein Lied verstummen läßt, in den Hafen der Stadt einfährt, auf den macht Malta den Eindruck einer menschenleeren Insel, die nur ihre Mauern und Wachen vom Untergange gerettet hat. Aber bald wird die Stadt wieder lebendig, die Thätigkeit beginnt von neuem, man sühlt sich in die Mitte einer geschäftigen und lärmenden Menge, deren Dasepn man kaum geachtet hatte, wie durch Zauber versetzt; denn so ist der Malteser, ohne Sorgerung, ohne Pause geht er von der Italiänischen Indolenz zu der glühenden Geschäftigkeit des Afrikaners über. Noch immer ist das Blut der Wälle in seinen Adern, und wenn die Herrschaft der auf einander folgenden Nationen nicht ohne Einfluß auf seine Sitten war,

Digitized by Google

so hat doch nichts die frappanten Geschichtszüge des Volkes verändert. Die alte Verwandtschaft des Mahlerers mit dem nomadischen Bewohner der Wüste hat weder sie ganz, verdrängt, noch die Verschmelzung mit Europäischer Sitte jemals aufheben können.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Die Hunde, Hülfstruppen der Franzosen in Algier.

Wenn in Frankreich ein Soldat die Ordre bekommt, nach Afrika abzugehen, macht er sich gleich die überspanntesten Vorstellungen: er träumt sich ein ganz neues, romantisches Leben beginnt, der Orient mit allen seinen Reizen und Wundern schwebt ihm vor, er denkt an Aegypten, an Napoleon, er sieht nichts als geheimnißvolle Harems und reichgeschmückte ritterliche Mamelucken und vergißt über lauter Rubinen und Wonnebildern die Mißern der Wirklichkeit. Nach Verlauf einiger Wochen sind die Täuschungen verschwunden, das Kasernenleben hat hier nicht besser als anderswo. Während aber wenigstens Algier ihrer Neugier das lebendige Schauspiel eines großen Hauptquartiers bietet, wie sind dagegen diejenigen zu beklagen, deren Regiment auf einem der Plätze im Innern oder in einem der kleinen Häfen Garnison hält, die zur Vertheidigung der Kolonie angelegt sind!

So wird die Stadt Bugia (l. Bubicha) als einer der wichtigsten Occupationspunkte betrachtet, und man sorgt daher sortwährend für die Unterhaltung einer ansehnlichen Garnison daselbst, um den feindlichen Stämmen, die es umlagern, Widerstand zu leisten. Hier tritt Einem die ganze Lustleit sonst abgeschwächte Leben entgegen, das man erst nach längerer Erfahrung recht kennen lernt. Wenn die Leute alle Pflichten ihres Standes erfüllt haben, sind sie so ganz ohne alle Beschäftigung, daß ihnen jede Minute wie ein Jahrhundert hinschleicht; da hat man keine von jenen täglichen Zerstreuungen, wie sie die kleinste Stadt in Frankreich bietet; man wünscht beinahe, daß der Dienst den ganzen Tag dauern möchte. Was aber unsere Soldaten entschädigt, was sie die Langeweile mit Geduld ertragen läßt und Bugia vor jeder anderen Stadt erträglich macht, ist die beschauliche Nähe der Gebirge, die Klüfte, die sie jeden Tag zu erwarten haben, und die Flintenschüsse, die sie alles Ueberige vergessen machen. In den ersten Jahren der Occupation, wo die Vorposten jede Nacht angegriffen und die Soldaten von feindlichen Kugeln erreicht wurden, konnte man der unsichtbaren Feinde, die uns so seigherzig bekämpften, saft niemals habhaft werden, und es mußte der Hausen, welcher dergestalt gemeckt wurde, ziemlich schwach gewesen seyn, wenn die Araber es wagten, sich auf unsere niedergeschlagenen Soldaten zu stürzen und einige Köpfe abzuschneiden, die sie als Trophäe unter ihre Zelte trugen. Diese Scharmützel kosteten uns oft viel Menschen; man konnte auch während der Nacht den Angreifenden nicht helfen, weil man immer einen Hinterhalt befürchtete; man kann daher auf alle möglichen Mittel, die Araber selbst der Nachbar unschädlich zu machen: zuletzt wählte man das, welches das sicherste und natürlichste schien.

Es findet sich nämlich in allen muhammedanischen Städten eine große Anzahl von Hunden, die keinen Eigenthümer angehören, dafür aber das Eigenthum Aller sind; jeder Einwohner füttert sie, und von jeder Mahlzeit werden ihnen die Reste zugeworfen. Keiner wagt es, die herumlungernden Rudel dieser Hunde anzugreifen, aber Niemand kümmert sich auch um sie.

Die Franzosen hatten bald einige von diesen Thieren durch gute Behandlung an sich gelockt und gezähmt; ja, es gelang ihnen, diesen Naturhunden eine Menge von artigen Dingen und Fertigkeiten beizubringen, durch die sich die zivilisirtesten Hunde in der Französischen und Europäischen Gesellschaft auszeichnen. Man nannte schon einzelne Subjekte, welche in zwölf Tempos anzuschlagen wußten, auf den Ruf: vive l'empereur! Sprünge machen und bei Erwähnung Abdel-Kader's die Zähne fletschen. Diese armen Thiere regelten unseren Soldaten das Kommißbrod, das sie von ihren bekamen, mit einer wirklich ganz ausgezeichneten Zuneigung, wie sie sie eben seltenen Herren nur beweisen hatten; das kam daher, daß die Mußelmänner sie zwar fütterten, aber nicht liebkosten.

Die Hunde folgten oft ihren Freunden, wenn diese außerhalb im Dienste waren oder auf den letzten Vorposten die Wache hatten. Hier machten sich die Dienste recht bemerklich, die ihr wunderbarer Instinkt leisten konnte. Wenn ein Franzose sich näherte, so meldete ein kurzes kräftiges Gebell seine Ankunft; wagte es aber ein Kabyle, zu uns herzuschleichen, so wurde seine Nähe durch anhaltendes wüthendes Geheul angekündigt, und jedem sie nach der Richtung des Feindes zu sprangen, zeigten sie unseren Soldaten, wo die Gefahr war.

Der Nutzen dieser ganz neuen Hülfstruppen war so wesentlich und wurde so allgemein anerkannt, daß man daran dachte, sie regelmäßig unterzubringen und eine gewisse Zahl davon jeder Kompagnie zu geben. Man schrieb deshalb an den Minister, der ohne die Bitte nicht beendigte, weil, wie er sagte, eine solche Einrichtung auf dem Gedanken beruhen könnte, daß die Franzosen die Grausamkeiten der Spanier in Peru erneuern wollten. Gleichwohl wagte man nicht, den Hunden die Reklamen zu entziehen, die sie sich durch ihre tapferen Dienste erwarben, und jeden Morgen bei der Vertheilung wird ihnen ihre Portion gewissenhaft aufbewahrt.

Ein junger Voltigeur, Romens Bachard, hatte sich besonders durch die vertraute Freundschaft mit einem dieser neuen Bundesgenossen bekannt gemacht. Pyot, dies war der gewöhnliche Name, den er ihm gegeben hatte, war gewiß der gemeinste unter den Sprößlingen seiner Gattung. Man kann sich leicht denken, daß bei Hunden, die so in Rudeln herumlaufen, die Reinheit der Rassen sich nicht erhält; unter allen aber war Pyot der entartetste Bastard aus der unreinsten Vermischung. Gleichwohl schiente ihm Bachard eine außerordentliche Zuneigung, und es war ein Glück für ihn, in der Erziehung seines Pyot eine Beschäftigung gefunden zu haben, die ihm die langen und müßigen Tage angenehm machte. Pyot gehörte nicht zu den glänzenden Schülern, die gleich von vorn herein den Unterricht ihres Lehrers auffassen; in vielen Dingen strubte sich sein widersprechender Verstand gegen Lehren, die mit Geduld beigebracht und mit Stockschlägen unterstützt wurden; das für aber war er eben so treu und anhänglich gegen die Franzosen, als feindlich gesinnt gegen Alles, was den Turban trug. Besonders war die Uniform der Gegenstand seiner Verehrung: jeder Militair wurde von ihm auf die liebenswürdigste Weise mit einem austruckvollen Wedeln des Schwanzes begrüßt. Auch darf man nicht unerwähnt lassen, daß er mit einer philosophischen Verleugnung, wie sie nur selten zu finden, den Unterschied der Farbe nur wenig achtete, und daß er aus jeder Uniform, wie auch sonst ihre Stickereien und Epauletten beschaffen seyn mochten, den Franzosen heraussand.

Jedesmal, wenn eine lange Prozession von herumlaufenden Hunden vor dem Infanterie-Quartier vorbeiziehte, war es kurios zu sehen, wie Pyot sich von seiner Thüre auf den Hof sprang, auf den die Kaserne entgegenschallte, stehen blieb und unter lebhaften Zeichen der Freude rasch zu den Füßen eines jungen Voltigeur sprang, der ihn mit Entzücken umarmte, ihn abbürstete und von dem Schmutz reinigte, den er von seinen unstäten Streifereien mitgebracht. Dann wußte er voller Stolz lange Reden anzuhören, die er zwar nicht begriff, denen er aber gleichwohl diejenige Aufmerksamkeit schenkte, als hätte er sie vollkommen verstanden. Eben so kurios war zur Zunzigung des Soldaten, der jeden Morgen, nachdem sein Dienst beendigt war, sich an den gewöhnlichen Platz hinsetzte, wo sein Freund zu ihm kam, und so die Zeit zwischen Tag und Nacht hinbrachte. Pyot's Freundschaft, wie an eine letzte Zuflucht: so sehr hatte sich sein Leben umgestaltet, und so viel Täuschungen hatte er in dem Soldatenleben gefunden, das er sich so schön und ruhmvoll gedacht! Das war es nicht, was ihm sein Oheim, der alte Kaiserliche Sergeant, von den Soldaten der großen Armee erzählt hatte. Bachard war ein Knabe Kind; kaum 17 Jahr alt, war er schon seit einem Jahr im Dienste. Er hatte das mühige Leben, das den „Bamins" so köstlich dünkt, schnell satt bekommen, und verließ es, sobald er es kennen gelernt. Und als seine Mutter ihn ihm sprach: „Sieh, Du hast mich selber unglücklich gemacht, weil Du nicht arbeiten wolltest und so ein Taugenichts geworden bist", da antwortete er: Du mich nicht unglücklicher, weil ich Dich immer traurig und gedankenvoll sehe", da antwortete er ihr blos: „Nein, Mutter, ich werde Dir keinen Verdruß mehr machen, da ich fortgehen werde. Ich will kein Handwerker seyn! Soldat will ich werden, wie mein Oheim; ich werde Dir Ehre machen, wie er es war; ich werde gleich ihm das Kreuz bekommen und eine Pension, und ich werde Dir Alles geben, damit Du ohne Arbeit und Sorge leben kannst."

Ein paar Tage darauf nahm Bachard Dienst in einem Regiment, das in Bugia lag, auch Pyot zu gehören, er glaubte, er werde gleich mitten unter Schlachten kommen, wo er sich auszeichnen und sein Glück machen könne: man ließ ihn in dem Depot zurück, um das Exercitium zu lernen. Darauf kam er in ein Kriegebataillon, und seitdem hatte er, wie er sagte, noch nicht das Glück gehabt, den Feind in der Nähe zu sehen, und wünschte sich trotz alledem nichts sehnlicher, als daß man ihn zu sich herum pfeifen zu hören und der Langeweile in Bugia zu sterben. Er hatte sich den Ruhm ganz anders gedacht. Bei dieser etwas niedergeschlagenen Stimmung eines armen jungen Soldaten wird man die innige Anhänglichkeit Bachard's an seinen treuen Freund leicht begreifen, und obwohl er um dieser Zuneigung Liebe willen von seinen Kameraden manchen Spott zu erdulden hatte, fand er doch in der Dankbarkeit Pyot's hinreichenden Trost und Ersatz.

Die Kompagnie, zu der Bachard gehörte, hatte so eben die Ordre bekommen, nach dem Fort Makhoud zu marschiren, eine Meile von der Stadt, um eine Kompagnie Gemeiner abzulösen. Die seit einer Woche daselbst detachirt worden. Man wußte, daß dieser Posten gefährlich war, bei seiner weiten Entfernung von der Stadt und von jeder Hülfe war er oft angegriffen worden, und schon manche Tapfere waren dort gefallen. Die Araber wählten ihn zum Ziel ihrer Uebersälle, weil sie wußten, daß sie in Fall einer Niederlage den Rückzug sicher hätten; waren sie Sieger, so konnten sie mit aller Muße ihre Beute verstümmeln.

Oft sind man auf diesen verwünschten Posten die Schildwache nicht weiter, die man abzulösen kam, oder man sah nichts als einen verstümmelten Rumpf, der mit scheußlichen Wunden bedeckt und an einem Pfahl der Umfaßung befestigt war; denn die Araber stehlen ihren Todten Waffen und den Kopf. Daher auch die Vorsichtsmaßregeln der Vorsichtigsten, ehe sie an die Vertheidigung des wichtigen Postens gingen, der ihnen anvertraut worden; mit welcher Sorgfalt sie da die Waffen reinigten, und wie sehr die Flinte glänzen mußte! An der feinen Spitze der Bajonette saß man, daß sie so eben geschärft worden. Und waren zum alle Vorbereitungen zu Ende, sah man sich vollkommen gerüstet zu kräftigem Widerstand, da hörte man tausendfachen Freudenruf: es war, als ob ein Fest bevorstände, wo es Kugeln regnen sollte.

Auch die Hunde wurden nicht vergessen, und wie immer, mußten sie an der Spitze marschiren neben dem Trompeter. Die, welche den den Grenadieren mitgenommen worden, kamen mit ihnen zurück; die Voltigeure hatten auch welche, die ihnen insbesondere zugethan waren und sie begleiteten. Diese treuen Bundesgenossen schienen zu verstehen, daß man einen Dienst von ihnen verlange, und ihre freudigen Sprünge bewiesen, daß sie zu Allem bereit waren.

Es war schon lange her, daß die Voltigeure-Kompagnie in Madjoub einquartiert war, und gegen die allgemeine Erwartung blieb Alles ruhig: auch nicht der geringste Lärm hatte die Ruhe der Soldaten gestört. Man sah sie mitten in dem Fort, das so klein war, daß es sie kaum fassen konnte, sich mit tausend verschiedenen Beschäftigungen die Zeit

Digitized by Google

vertreiben; Jeder schuf sich eine neue Industrie, um seine Lage zu verbessern und sich das Leben angenehmer und dauernder zu machen. Diese wundervolle Thätigkeit des Fremdjöschen Soldaten, die unsere Künste und unsere Civilisation überall mitbringt, kontrastirt seltsam mit dem dürren Nadelst einer Gegend, die eben so wild ist, wie die Völker, die sie bewohnen. Waldaud liegt auf einem hohen Plateau, und trotz der Arbeiten des Ingenieur-Corps zerrissen. Nicht jene Regelmäßigkeit, die man sonst in unserer Nauart findet. Das Land bietet weder eine Vegetation, noch Bewässerung; der Boden ist hier und da durchschnitten, als hätte er eine heftige Erschütterung erlahren, und seine verbrannte Farbe paßt sehr gut zu den einzelnen, trockenen Gewächsen, die wie stehend sich zu dem Wasser verdorren, das sie niemals benetzt. Und doch war auch mitten in dieser tedten Natur und unter dieser brennenden Sonne die angeborene Französische Fröhlichkeit nicht verschwunden; die Soldaten im Fort trieben wie immer Späße und Neckereien, darin unterhielt.

„Nun, Bachard", rief ein Soltigeur, dessen ergrauender Knebelbart eine ganze Reihe von Dienstjahren anzeigte, „um zehn Uhr mußt Du auf die Wache, an den äußersten Posten; bitte Dich ja vor den Beduinen, das sind Dir gar höfliche Leute, Junge, und die fleischgierigsten Thiere der ganzen Insel." — „Heißen sie Dir hier hin, hab' ich noch nicht Einen von den Patagons gesehen, von denen Ihr so viel sprecht, und die, wie Ihr sagt, die Köpfe so gut abzuschneiden verstehen. Ich habe die jetzt die Araber nur auf dem Markte gesehen, wo sie ihren Kohl verkaufen, und ich habe immer so viel Respekt, sich zu glauben, wenn es einen Angriff setzt, so machen sie ihn also auf jenen andern Beduinen, als auf den meinigen. Uebrigens weiß Du ja, daß man die jetzt noch nichts gesehen hat; warum soll's denn nun mit einem Mal anders werden, Jarry?" — „Es heißt, die Beduinen lieben besonders feisches Fleisch; Ich, Du bist jung und rotd, werden sie sagen, das ist nicht so ein alter Krieger, wie der Jarry, der sagen uns so grausam von den unseren Frauen so beliebt ist. Hast Du nicht von meiner letzten Liebesgeschichte in Algier erzählen hören, von der schönen Frau der Straße Bab-Azun? Erebie, das war ein Weib! dreimal so dick wie eine gut genährte Poissarin. Halt, da schlägt's zehn Uhr."

„Nummer 16!" ruft ein Korporal. „Hier", antwortet Bachard, nimmt seine Flinte von dem Hakenleisten, prüft sorgfältig das Zündpulver, pfeift auf seinen Hund und eilt auf den Posten. „Hör Kleiner, gieb Acht auf die Beduinen; 's sind ganz weiße Dinger, die auf den Händen kriechen; sag Dir's gesagt sein."

Bald ward der schwere und schallende Schritt der abziehenden Patrouille immer schwächer, und Jarry fing mit einer Rührung, die ihm nicht gewöhnlich war, wiederl an: „Ein braver Junge, dieser kleine Bachard; zwar noch junges Blut, aber von Schrot und Korn. Wenn uns doch die Regierung viel solche Rekruten schicken möchte! Um zehn Uhr, Kinder, haben wir Feierabend, also laßt uns hier Niemanden unrecht machen und uns in die Ferien begraben. Heda, Elsoffer, hörst Du nicht, Du sollst Deinen Sack aufklopfen und Dich aufs Stroh hinstrecken."

Kaum hatten die Soldaten ihre Vorbereitungen geendigt, so hörte man einen Schuß und gleich darauf einen Schrei, der aber bei der großen Entfernung nur sehr schwach zu den Ohren derjenigen gelangte, die im Fort waren.

„An Eure Klorinetten!" schrie der alte Jarry, indem er seine schwere Flinte ergriff. „Ich will wetten, daß das von dem kleinen Bachard kommt; ich habe ihn gemerkt, und daran that ich Unrecht, das bringt Unglück."

Der Veteran stürzte vorwärts, von seinen Kameraden begleitet. Die Schildwachen, die fest auf ihrem Posten standen, bestätigten ihnen, daß der Schuß aus der Gegend von Bachard's Posten hergekommen war, worauf sie ihre Eile vermehrten, um ihm Hülfe zu leisten. Sie erreichten sie die Spitze des kleinen Berges, wo man ihn aufgestellt hatte, aber sie sahen ihn nicht. — „Sacre mill- chiens!" rief Jarry, indem er einen Schuß abfeuerte, „dort seh' ich Weißes, das ist ein Beduine."

Und in der That wälzte sich ein Araber auf dem Boden, von seiner Kugel getroffen. Einige Kabailen, welche eine Schildwache ungestraft erwürgen zu können glaubten, entfiehlen nach verschiedenen Richtungen, als sie sich entdeckt sahen, oder die Kugel, noch schneller, erreichte einige von ihnen auf ihrer Retirade. Während ein Theil des Haufens den Flüchtlingen nacheilte, stürzten Jarry und einige von seinen Kameraden Bachard auf, den sie verwundet glaubten; endlich bemerkte einer von ihnen einen Körper auf dem Boden ausgestreckt, der von den rothen Pantalons in der Dunkelheit zu erkennen war; alle drängten sich voll Eifer auf den Ruf ihres Kameraden herbei, der ihnen schwiegend einen verstümmelten Körper, einen Leichnam ohne Kopf zeigte.

Während sie ganz bestürzt hinstarrten, ließ sich ein schrecklicher Gebell von dem Fuß des Hügels vernehmen. Sie sehen einen Hund eilend auf einen Araber zustürzen, der sich vor ihren Blicken versteckt hatte. Der Hund sprang mühelos auf ihn los, doch der Araber, der ihn Erdenken Fußes erwartete, brachte ihm mit seinem Yatagan eine blutige Wunde bei und teilte ihn zurück, indem er ihn mit einem neuen Schlage bedrohte. Das muthige Thier erneuerte fortwährend seine Angriffe; es schien sich um seinen Schmerz nur wenig zu bekümmern, wenn es nur seinen Feind vernichtete. Endlich gelang es ihm, mit einem verzweifelten Sprung ihn an der Kehle zu ergreifen und ihn niederzuwerfen. Nun begann ein Kampf auf Tod und Leben; das schmerzliche Geschrei des Menschen vermischte sich mit dem wüthenden Gebrull des Hundes; man sah sie sich auf einander wälzen, bald kam der Afrikaner oben und gab dann seinem Gegner mit der Waffe Stiche in den Körper, bald bora wieder der Hund das Uebergewicht, und dann bohrte er nur auf, zu brüllen, um das Gesicht und den Hals seines Gegners zu zerreißen.

Die Soldaten wollten diesem Kampf ein Ende machen und dem Araber den Tod geben; schon waren ihre Flinten geladen und nach dem kämpfenden Paar gerichtet, da rief Jarry: „Halt, Kameraden, das ist Yzor, Ihr könntet ihn tödten. Wir wollen den Beduinen mit dem Bajonett durchbohren."

Trotz ihres schnellen Laufes fanden die Soltigeurs, als sie hinkamen, den Araber schon leblos auf dem Boden ausgestreckt; die Reterein seines Hofes waren ganz zerrissen. Yzor, obgleich schrecklich verwundet und nicht mehr im Stande, sich zu halten, riß einen Zipfel von seinem Burnus herbor, und der Kopf Bachard's rollte zu den Füßen seiner Kameraden. Yzor, durch Mutterwitz erschöpft, sit neben sein Opfer hin zur Erde. Nun stürzten die Soldaten von der Vertheidigung zurück; unter ihnen war ein junger Mann, den man an dem Sammetkragen seiner Uniform als den Militair-Chirurg erkannte. „Halt, Major", sagte ihm Jarry, „Ihr seyd ja so gut; da Ihr mit keinem anderen Verwundeten zu thun habt, so werdet Ihr es gewiß nicht verschmähen, einen Hund zu verbinden, der sich so tapfer aufgeführt."

Der Chirurg untersuchte das arme Thier mit ernster Aufmerksamkeit; dann sprach er: „Er wird sich wieder erholen; seine Wunden sind nicht tödtlich, aber man muß ihm die Pfote amputiren, die ihm schon fast ganz abgehauen ist." — „Und nie, Kameraden, wollen den armen Bachard an der Stelle, wo er gestorben werden, begraben."

Bachard ist jetzt Kanzl vorgestrecken, und gar viele Soldaten haben sich schon auf dem Fort Maldeud abgelöst; nur ein Hund verläßt ihn nicht. Jeden Abend, kurz vor zehn Uhr, kommt er und setzt sich vor der entfernteren Schildwache hin. Um Mitternacht schleppt er sich auf seinen drei Pfoten traurig wieder zurück. Die Soldaten versichern nicht, das Gewehr vor ihm zu schultern, auch kennen ihn die Soldaten alle recht gut; sie nennen ihn: Yzor, den Invaliden.

(L'Afrique française.)

Spanien.

Spanische Rechtspflege.

Die äußeren Formen der Spanischen Rechtspflege sind den gerichtlichen Verfahren in Frankreich einigermaßen ähnlich. Bevor die Parteien oder ihre Anwalte zur ersten Instanz zugelassen werden, müssen sie sich dem Ausgleichungs-Urtheil (juicio de conciliacion) des Alcalde*) unterwerfen, der mit den gerichtlichen Verfolgsobjekten eines Maire oder Polizei-Commissär auch die eines Friedensrichters (juez de paz) verbindet. Ist das Urtheil dieser Magistrats-Person den Parteien nicht genehm, so legen sie ihre Streitsache dem Richter in erster Instanz vor. Von dem Richter in erster Instanz appellirt man an die audiencia real oder den Königlichen Gerichtshof, der, gleich den cours royales in Frankreich, aus mehreren Kammern (salas) besteht. Die Parteien können von dem ersten Urtheil der einen Kammer an das einer anderen appelliren, die eben deswegen den Namen Rostions-Kammer (sala de revista) führt. Von dem Königlichen Gerichtshof endlich wendet die Streitsache an ein oberstes Tribunal in Madrid, dem Cassations-Hof in Paris entsprechend. Um aber diese letzten Wohlthat des Gesetzes in seinen Wirkungen theilhaft zu werden, muß man vorerst eine ziemlich bedeutende Summe bepeniren, die, falls das Urtheil der audiencia real Bestätigung findet, zum Besten der Richter konfiszirt wird. Ein Absolo erstirbt in allen Gemeinden; ein Richter in erster Instanz aber hält sich gewöhnlich im Mittelpunkte seines Gerichts-Bezirkes auf, der unter seiner Gerichtsbarkeit steht; doch unternimmt er auch häufige Runs-Reisen, besonders wenn sein Gebiet sehr weitläufig und die Bevölkerung, wie es oft in Spanien, sehr ungleich vertheilt ist.

In den Ursachen, welche auf die Handhabung des Rechtes in Spanien nachtheilig einzuwirken haben, gehört der ungeheure Widerwarn in dem legislativen Theile desselben. Die Alfonsinischen Gesetze, die sogenannte Neueste Sammlung (novisima recopilacion) und die Königlichen Dekrete, welche unter der monarchischen Verwaltung Gesetzeskraft hatten: Des Alles vereinigt bildet eine chaotische Masse unverdauter widersprechender Texte, deren Sinn nur Auszugsweise kann verstanden werden. Krimes von allen diesen Gesetzen hat die Aufhebung eines älteren Gesetzes zur Folge gehabt, und do äußerdem kein menschliches Gedächtniß den ganzen Wust umfassen kann, so ist und bleibt in Spanien die beliebige Entscheidung des Richters das höchste, ja das einzige möglliche Gesetz. Auch hat man sich bei dieser Verwirrung in einig überzeugt, daß es eine besondere Verstügung giebt, die den Advokaten verbietet, in ihren Vertheidigungen den Text des Gesetzes, das sie zu Gunsten ihrer Klienten anwenden, wörtlich zu zitiren.

Dieses dem Richter gelassene weite Feld zur Willkür muß natürlich die Entscheidung desselben zu einer Hauptsache der Vorgesichtigkeit machen, denen dabei noch der Umstand zu Statten kommt, daß Jene in der Regel sehr schlecht besoldet sind. Bevor wir aber weiter gehen, wollen wir von einer Person sprechen, die in Spanien bei der Handhabung der Justiz eine Hauptrolle spielt und einer fast sprichwörtlichen Celebrität sich erfreut: wir meinen den Escribano. Das Amt dieses Herrn ist schwer zu definiren: er hat Etwas vom Gerichtsschreiber, dem Untersuchungs-Richter, vom Notar und vom Referendarius; er ist das Faktotum, die Seele des ganzen Gerichtswesens. Verheirathet Du Dich, so macht der Escribano den Ehe-Kontrakt; kaufst Du ein Gut, so macht man ihn legalisiren. Er den Kauf-Kontrakt; Du einen Prozeß, so muß Du den Escribano in Dein Interesse ziehen; ist Dir in einem Augenblicke des Zähzorns das Unglück widerfahren, Deinen besten Freund zu

*) Die Alkalden sind nicht mit den Alkalden zu verwechseln; denn unter Alcalde versteht man einen Festungs-Kommandanten oder einen Kerkermeister. Beide Wörter stammen, wie bekannt, aus dem Arabischen; aber dem Ersteren liegt Kadi oder Kasi (der Entscheidende) zum Grunde, während das Wurzel von Alkalde so viel als Sorge tragen, in Obhut nehmen, bedeutet.

Digitized by Google

verwundet, so muß der Escribano Die aus der Verlegenheit helfen, denn Er ist es, der den Bericht über Dessen Rechtshandel absaßt und das Urtheil dazu; Er ist es, der genau weiß, wie man das Herz eines edlen Richters zu rühren vermag, der Dir auch Haar sagen wird, wie viele Realen der Mord eines Mitmenschen kostet, der Dich endlich, wenn Du ihn zur Genüge examinirt hast, aus der Hölle erlösen kann. Die diese Kerkermauer vermag nicht, der Gewalt des Escribano zu widerstehen. Uebrigens ist er ein Mann von Gewissen, der auf Lage und Mittel eines Jeden Rücksicht nimmt: ein armer Teufel braucht ihm nur wenige Unzen in die Hand zu drücken; ein Reicher kommt allerdings nicht so wohlfeilen Kaufs und — nicht so bald davon; aber das ist auch nicht mehr als billig. Der Beruf des Escribano gehört nun einmal nicht zu den bestlosen Künsten; man will sogar wissen, daß einige Madrider Escribanos Millionaire geworden sind.

Aber ganz abgesehen von der Bestechlichkeit, die in Spanien allgemein anzutreffen ist, entdeckt auch schon das Gesetzbuch dieses Landes eine Menge Keime zu Mißbräuchen. So ich hier unmöglich auf die kritische Prüfung der Spanischen Gesetzgebung eingehen kann, so sey es wie nur vergönnt, einiger Mißbräuche des Kriminal-Verfahrens zu gedenken, die unmittelbarer und verderblicher auf die Sitten einwirken, als die übrigen. Es herrscht in diesem Zweige der Legislation ein Geist der Fiskalität, dessen Kleinlichkeit zu der bekannten Grandezza des Alspanischen National-Charakters einen lächerlichen Kontrast bildet.

Ein Mensch wird auf der Straße von Mördern angefallen; er ruft um Hülfe. Es ist noch ziemlich früh am Abend; die Straßen sind noch belebt, die Thüren der Häuser offen, und man sieht Licht an den Fenstern. Ertönte sich etwas dieser Art in einem andern civilisirten Staate, so würde sicher auf das Geschrei des Unglücklichen in einem An wäre ein Haufe Volks beisammen, die Nachbarn kämen mit Lichtern oder Wachsfackeln aus den Häusern, und bald wäre das ganze Revier in Alarm. Was geschieht aber unter solchen Umständen in einer Spanischen Stadt? Jeder Vorübergehende eilt, so schnell er kann, von dem Schauplatze des Mordes weg; die Wächter verlöschen ihr Licht, begeben sich, die Lichter ausgelöscht, und die Straße ist in weniger als einer Minute wie ausgestorben. Vergebens verdoppelt der Unglückliche sein Jammergeschrei; keine Seele kommt ihm zu Hülfe, und die Mörder können ihr Verbrechen in größter Sicherheit vollenden. Woher aber nun dieser empörende Egoismus? Fürchten sich die Mörder? O nein! persönliche Feigheit ist dem Spanier fremd; man flüchtet die Justiz! Läßt Du Dich von einem unwiderstehlichen Gefühl der Menschenliebe fortreißen, dem Bedrängten beizustehen, und kommen die Beamten der Justiz dazu, so wirst Du gleich als Zeuge festgenommen; und nicht es sich dann unglücklichen Falls, daß der Gemordete aus einer Familie nicht im Stande ist, die Gerichtskosten zu bezahlen, so verlangt man das Geld von Dir! Die Justiz allein ist also für den begangenen Mord und für das eigentliche Davonlaufen der Zeugen verantwortlich.

Zu Madrid wurde im vergangenen Jahre ein Greis auf öffentlicher Straße ermordet. Die Justiz ließ den Leichnam des Ermordeten wegtragen, ohne sich nur zu fragen, ob er als Kläger auftreten wolle? „Was! Ich als Kläger?“ versetzte dieser erschrocken; „Sie irren sich; die Sache geht mich gar nichts an; ich kenne diesen Mann nicht!“ Der arme Teufel war zu entschuldigen; wär er als Kläger aufgetreten, so hätte ihn die Justiz rein ausgeplündert und seine ganze Habe konfiszirt.

Eben so wird z. B. der Militair-Dienst in gewissen Fällen als eine Leidesstrafe betrachtet: das Tribunal verurtheilt Dich, eine bestimmte Zahl von Jahren in der Armee zu dienen. Vermöge einer andern Anomalie gelten Zwangsarbeiten gar nicht für absolut entehrend, vielleicht sehen sie deshalb, weil sie selbst in Spanien ein drillioser Mißbrauch getrieben wird. So schämt sich kein Chinese seiner Tracht Bambusbiebe, wenn er sie in Form Rechtens empfangen hat; denn es ist dies eine zu alltägliche Züchtigung, deren auffretem ein Mandarin eben so gewaltig sein kann, wie ein Süstemadjor. In Cartagena lernte ich einen Kalabresen kennen, der selbst von den Galeeren kam und, als hätte er eine diese Lustseise gemacht, die unterbrochene Rederion eines ministeriellen Blattes in Madrid tüchtig fortsetzte, ja von Mendizabal selbst ermuthigt wurde, die öffentliche Meinung noch anzufeuern.

Den ebenso oft wenigstens pitteresten Zug der Spanischen Justiz-Behörden muß man aber in ihrem Verhältnisse zu Räubern und Spitzbuben suchen. Wer erinnert sich nicht des Gil-Blas, seiner Verhaftnehmung und des Verhöres, das er zu bestehen hatte, nachdem er die Höhle verlassen? Welchen Leser dieses weltbekannten Buches ist nicht Cavidan Rodrigo gegenwärtig, wie er als Alguazil mit jener berüchtigten Gesellschaft Katalonischer Subjekte eine lebhafte Korrespondenz führt? Man wird! wenn Gil-Blas wieder einmal auf Reisen erscheint, fände er in seinem Vaterlande nur Wenigen verändert; er würde sich gleich übergzeugen, daß die Alkalden und Escribanos unserer Tage der Korregidoren unter Philipp III. vollkommen würdig sind; ja, sie würden sogar die soziale Stellung der Diebe und Banditen und die Sicherheit, deren sie sich bei Ausübung ihres Gewerbes erfreuen, um Vieles gesteigert finden. Der Räuber wird jetzt nicht mehr von der bewaffneten Macht der beizigen Hermandad inkommodirt. Von ihren alten Vorurtheilen zurückgekommen, unterhandelt die Justiz, statt dreinzuschlagen, und bewilligt den Bagabunden die zartesse und rührendste Schonung, oder sie bedient sich ihrer gar als Werkzeuge, um Geld zu erlangen. Einige Beispiele, die wir gerade zunächstliegen, werden dies genügend beweisen.

Vor nicht gar langer Zeit restirte an der Gränze von Valencia und Nieder-Aragonien ein Alkalde, der eine gar finanzielle Art von Rechtsgang erdacht hatte. — Die Diebe, welche der Spitzbube entlegen muß, wird in drei Theile getheilt; davon ist einer für den Alkalden, der andere für den Angeber und der dritte für die Richter an der Audiencia Real bestimmt. Nun aber berechnete der erwähnte Alkalde das durchschnittliche Zuit dieser Gelobenden und ersann in Folge dessen eine Art von Akkord mit der Audiencia; kraft dieses Akkordes oder Bauschhandels verpflichtete er sich, Jahr aus, Jahr ein eine bestimmte Summe zu zahlen, die dem Durchschnitts-Einkommen von Räuber-Gelde gleich war, und nahm die Verantwortung für alle möglichen Folgen auf seine Schultern. Nachdem der Bauschhandel eingegangen war, ging unser Alkalde nach folgenden Plan zu Werke: er brachte sein Polizei-Personal auf einen besseren Fuß, ermuthigte die Angebereien und verhaftete so viele Diebe, als er nur aufgreifen konnte. Stocken diese Lente erst im Gefängniß, so schröpfte man sie zapfte er an ihnen, bis sie keinen Heller mehr übrig hatten. Glaubt Ihr nun, der Alkalde hätte seine Gefangenen dann auf die Galeeren geschickt? Ja wohl, so einfältig war er nicht. Er ließ den Räuber, ausgelogen wie er war, wieder laufen; dieser eilte wie ein hungriger Wolf auf die Landstraße, trieb sein altes Gewerbe von jetzt an mit verdoppeltem Eifer und verschaffte sich in wenigen Monaten Proviant genug für zwei Jahre. Inzwischen liefen von allen Seiten dritter Klagen, insbesondere Bitten bei dem Alkalden ein; der wüthige Mann hielt aber unempfindlich, denn seine Zeit war noch nicht gekommen. Endlich, wenn er so gut als überzeugt sym konnte, daß der Bandit sich wieder ernstlich verproviantirt habe, da erwachte er plötzlich aus seiner Lethargie und ließ den Unglücklichen festnehmen, dessen, daß der Held von der Heerstraße ein zweites Mal in seine Nähe gerieth. Nun kam es zu einem neuen Abrelag, der nicht minder ersiehlich war, als der erste, und nach einigen Monaten ließ den Räuber sein guter Stern (d. h. der Alkalde) zum zweiten Mal entwischen, ehe noch seine Sache vor den Richter gebracht worden konnte. Dasselbe Spiel wiederholte sich mit der Audiencia ihre regelmäßige Bezahlung, der Alkalde wurde reich, und Jedermann war zufrieden, das Publikum allein ausgenommen. Ich weiß nicht, wie lange der würdige Mann sein Wesen getrieben hat; doch sterbe ich, daß die indistrete Oeffentlichkeit, die er seinen Ihren gab, ihn seiner Stelle entsetzt haben wird.

Ungefähr um die nämliche Zeit ereignete sich etwas eben so Charakteristisches an der Gränze von Murcia und Valencia. Ein Franzose, seines Gewerbes ein Pferdehändler, kehrte von einer Geschäftsreise in Murcia nach Valencia zurück; seine Reise war ein-trächtig gewesen, und er führte viel Geld bei sich. Als dieser Mann den Gränzorte Elda ankam, forderten ihm sechs National-Gardisten seinen Paß ab, und obgleich dieses Französische Dokument in bester Form war, so wußte es sich sein Besitzer doch gefallen lassen, daß die stewelbehaften Wächter der öffentlichen Ordnung ihn arretirten. Angeblich wollten sie dem Fremdling zum Alkalden des Ortes, einer Ehre, der dessen Herr sen sie ihn augerdem der Stadtmauer, pankten ihm sein Geld und versetzten ihm so viele Bajonet-Stiche, daß er für todt liegen blieb. Zum Glücke war keine seiner Wunden tödtlich; er kam wieder zur Besinnung und schleppte sich, so gut oder so übel er konnte, bis zur Stadt, wo man ihn sogleich ins Gefängniß brachte. Als Karl darauf wurde er zwar wieder entlassen, von seinem Gelde aber war nicht mehr die Rede. Als der Unglückliche nach Valencia kam, reichte er sofort bei dem wackeren und thätigen Französischen Konsul, Herrn Gautier d'Arc, seine Klage ein. Der Konsul drang auf eine gerichtliche Untersuchung, und die Nationalgarden wurden freigesprochen! Auf nähere Erkundigung erfuhr man, daß die Angeklagten ihre Richter nach jeder Session bewirthet und täglich mit ihnen diniet hatten. Der Konsul wendete sich nun an die oberste Behörde nach Madrid; von dort schickte man einen außerordentlichen Inquirenten, und die Schuld seiner Mitgenossen lag bald klar am Tage. Ihre Strafe, einen Verweis, aber man ließ sie ruhig in ihrem Amte. Was die sechs ehrenwerthen Beschützer der öffentlichen Ordnung betrifft, so war die Prozeß, als ich Valencia verließ, noch nicht beendigt. (J. d. D.)

Mannigfaltiges.

— Ebambean's Handbuch der Weltgeschichte.*) Der Verfasser dieses in Frankreich sehr verbreiteten Handbuches der Geschichte ist ein Ausländer, der jedoch in Deutschland seine Studien gemacht hat. Sein Werk hat den Zweck, dem Studium auf Schulen bestimmt, denen dadurch der doppelte Vortheil wird, ein gut geschriebenes Französisches Lesebuch und zugleich eine mit ihrem Geiste und ohne Nationel-Vorurtheil zusammengestellte Uebersicht der Geschichte zu erhalten, die sie bisher noch nicht in Französischer Sprache existirte. Dasselbe auf engen Raume zusammengedrängt (das ganze Buch zählt 251 Seiten kl. 8. und kostet einen Thaler), haben wir in diesem Handbuche der Geschichte doch kein wichtiges historisches Ereignis vermißt; ja, die neuere Zeit ist sogar hier und da mit zu großer Ausführlichkeit behandelt. Gleichwohl hätten wir ein längeres Verweilen und ein tieferes Eingehen in Bezug auf die Kulturgeschichte der letzten Jahrhunderte gewünscht, die in einem kurzen Anhange unter der Ueberschrift „Progrès de la civilisation, des arts et des sciences“ abgefertigt wird. Die Geschichte kennt ja am Ende kein gebornes Resultat, als die Herandbildung der Gegenwart; diese ist aber nicht bloß durch Völkerwanderungen, Kriege und Staaten-Umwälzungen zu Stande gekommen, sondern sie ist genetisch im Menschengeiste und durch den Menschengeist vor sich gegangen. Herr Dr. Ebambean hat unstreitig nur gestrichtet, durch eine nähere Betrachtung dieser Seite der Geschichte die Gränzen, die er seinem Buche gesteckt, zu überschreiten; denn im Uebrigen zeigt er sich in seiner Darstellung als ein Mann, der die Resultate der neueren Wissenschaft kennt und mit Vortheil anzuwenden weiß.

*) Manuel d'histoire universelle par Charles Chambean. Berlin, Librairie de B. Behr, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganz Jahr, ohne Erhöhung in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt auf der Ztg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 134. Berlin, Mittwoch den 8. November 1837.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

I. Ankunft in Dublin.

Von C. Feuillide.

Wenn man von Shrewsbury aus das an Naturschönheiten so reiche Gebirge von Nord-Wales überfliegen, dann von Bangor nach Anglesea, wo die zwei Bergeskrige mit ihren lachenden Abhängen einander fast berühren, auf der schwebenden Kettenbrücke den schäumenden Meeresarm überschritten hat und sich nun im Hafen zu Holyhead auf der Insel Anglesea befindet, so gewinnt man bereits einen Vorschmack von Irland. Da steht man alte häßliche Fahrzeuge liegen, mit zerbogenen Rippen, einäugigem, finsterem Verdeck, schwarzen und schmierigen Masten; dazwischen bläst und schnaubt aus seinem riesigen eisernen Schornsteinen das Königliche Dampfpaketboot, welches Tag für Tag zur bestimmten Stunde, wie auch das Wetter und das Meer sich anlassen mag, die Fahrt nach der Bai von Dublin über den Irischen Kanal antritt. Nur denke dabei Keiner an die eleganten Paketboote, die man zwischen Calais und Dover oder zwischen Boulogne, Ramsgate und London lustig hin und her gleiten sieht, schlank und gefällig wie Yollen zur Spazierfahrt, mit gehobtem Deck, Sitzelegtändern, die Stückpforten mit Mahagoni eingefaßt, am Spiegel und Steven mit dem gemeißelten oder gar vergoldeten Brustbilde eines Königs oder einer Herzogin, eines Tritonen oder einer Sirene verziert, die Planken hellfarbig blank, obendrauf bebende Matrosen in reinlichen weißen Nankinhosen und blauen Jacken. Das Paketschiff nach Irland sieht ganz anders aus, schwarz über und über, kaum daß am Hintertheil sein Taufname in weißgeschwärzten Buchstaben kenntlich ist. Am Spiegel ist ein Engel angebracht, der die Flügel um die Harfe von Erin schlägt, ein unsörmlich ausgefallenes Standbild und mit einem matten, selbst Weiß überreichen, welches man bei dunstigem Wetter nicht von dem halbdurchsichtigen, in der Luft schwimmenden Nebel unterscheidet, so daß es sich in einiger Entfernung auszunehmen, als wäre aus der schwarzen Vorderwand des Fahrzeuges ein großer Stiefel ausgehrochen. Statt einer freien geräumigen Galerie läuft ein schwerfälliges schwarzes Geländer um das Deck, eine Brustwehre von starken, fest zusammengefügten, durch Schrauben mit dem Boden verbundenen Planken. An zwei Mastbäumen mit breitem eisernen Fuß hängt das dicke schmutziggraue Tau- und Segelwerk, das zu Zeiten ausgespannt werden muß, wenn die Riesenflossen der Schiffes, die laufenden Räder, im Kampfe mit Sturm und Flut zu ertragen. Der Captain ist griesgrämig, hat einen grauen Kopf und krummen Rücken, nicht vor Alter, sondern von dem unbeliebten unfreundlichen Leben, das er führt, von Wind und Wetter, von Verdrießlichkeiten und Strapazen, womit er sich Tag für Tag auf der wüsten Irländischen See herumschlagen muß. Die Matrosen haben rauhe, barmgewitterische, sonnverbrannte Gesichter, harte schwielige Hände; ihre Hemden riechen nach Unschlitt und Theer, ihre weiten leinenen Hosen starren von Theer, ihre Schuhe sind mit gewaltigen Nägeln beschlagen, deren spitze Köpfe unter der Sohle beim Klettern allenfalls als Krallen dienen können. Die Bewegung des Fahrzeuges ist gar nicht leicht, gar nicht anmuthig; als die Maschine sich in Thätigkeit setzte, der Balancier seine mächtigen eisernen Arme hob und senkte und die Räder zum Wällen brachte, da geellte und tobte es in den Eingeweiden des Schiffes wie ein dumpfes Gewitter und arbeitete mit heftigen Stößen, daß Kiel und Rippen erschütterten. Der Irische See läßt sich nicht anders bezwingen; sie kuttet, sie strudelt, sie geellt in einem fort; unter beständigem Kampfe muß das Boot sich seinen Weg bahnen; darum muß es so schwer und massiv gezimmert seyn, aus den stärksten Balken und Planken, voller Nägel und Klammern und mit Eisen gepanzert. Der Himmel über die See, unwirthliche, wirbelkammernde Wasserfläche erweckt trübe, ängstliche Empfindungen. Mwiaden Lauchervögel wiegen sich mit ausgespannten Flügeln auf den Spitzen der Wellen und mischen ihr gellendes Geschrei in das Brausen des Sturmes; weißgraue Möven setzen sich auf das Tauwerk, schütteln die Flügel und erheben ihren klaglichen Ruf. Alles scheint zu verkünden, daß man sich einem Lande nähert, welches seit einem Jahrtausend mit feindlichen Elementen um sein Bestehen kämpft, einem Volke, das mit saurer Arbeit kaum nothdürftig Brod für seinen Leib und Kleidung für seine Blöße gewinnt und noch nichts an Eleganz und Luxus zu verwenden hat.

Nach sechsstündiger stürmischer Ueberfahrt lief das Dampfboot, an Flanken und Boderbrift von den Wellen wie zerpeitscht, in die Bai von Dublin ein. Dieselbe bildet einen weiten Halbkreis, wie ein Hufeisen, ist geräumig und sicher und doch so leer, so öde, daß man sich noch mitten auf dem Atlantischen Ozean glauben könnte, wenn nicht zur Linken die Küste, geradrähte der Hafendamm von Kingstown dicht vor Augen läge und zur Rechten, am nebligen Horizont, die Thürme und Gebäude von Dublin schattar wären. Wir liegen am Quai an, und ich befand mich noch mit einem Fuß im Boote, als schon das personificirte Irland mir in Gestalt eines armen Weibes entgegenstürzte und den Ankömmling ansprach. Sie war jung, wohlgebaut, von kräftigem Buchse; sie dickte wohnlüftig aus großen blauen Augen, und die leidende Blässe ihres Gesichts war unter dem Sonnenbrande, der es überzog, nicht zu verkennen. Sie ging barfuß, mit nackten Beinen; die langen Haare hingen ihr unordentlich um Hals und Nacken; um die Schultern war mit einem Stricke ein grauer Mantel befestigt, womit sie weniger sich selbst, als das an ihrer Brust liegende Kind zu bedecken suchte. Dieses Kleidungsstück, ihr einziges, wie mir schien, befand sich im täglichsten abgerissenen Zustande: die Schöße reichten ihr kaum bis aufs Knie herab, und zahlreiche Löcher ließen mich die bloßen Arme wahrnehmen, womit sie das Kleid nothdürftig über der Brust zusammenhielt. „The potatoes are very dear, your honour" — „Die Kartoffeln sind so theuer, Eu'e Gnaden", sprach sie mit niedergeschlagenen Augen und mit einer Stimme, deren traurigen Ton ich nie vergessen werde. Das Herz schnürte sich mir vor Mitleid zusammen: „Die Aermste", dachte ich, „sie kann Kartoffeln nicht erschwingen, geschweige denn Brod. An Ende wissen die Armen hier zu Lande gar nicht, was Brod ist. Und das hier bei Dublin: was werde ich erst mitten im Lande sehen, wo es keine große Städte giebt, keine Reichen, keine Gasthöfen, wo keine Fremden anstehen und Almosen spenden."

Den Weg von Kingstown nach Dublin, sechs Englische Meilen, legt man auf der Eisenbahn längs der Bai in weniger als zwanzig Minuten zurück. Neben mir im Wagen saß ein Irischer Gentleman. Mit einer freundlichen Zuvorkommenheit, wie ich sie in England noch nie gefunden, redete er mich auf Französisch an und sprach mit mir von Frankreich; er sprach mit Wärme, mit deglichem Antheil, und jedes Wort zeugte von aufrichtiger Hochachtung und Sympathie für das Land und Volk, welches er 1814 und 1815 als Offizier im Wellingtonschen Heere kennen gelernt hatte und trotz der damals empfangenen, schwer verheilten Wunde in freundlichem Andenken trug. Hundert drängende Fragen über Zustände und Personen richtete er in der kurzen Zeit an mich, und mit wachte es Fremde, ihm zu antworten, ihn mein Vaterland kennen zu lehren, wie ich es selbst kennen gelernt habe, seitdem mir die Schuppen von den Augen gefallen sind, seitdem ich von leidenschaftlicher Verblendung zur Besinnung und zu freiem Umblick erwacht bin: mein Vaterland mit seiner Verfassung, Politik, Industrie, Kunst und Literatur, wie es geworden ist in zwanzig Jahren des Friedens und des gesetzlichen Kampfes um die Freiheit. In diesen zwei Monaten meiner Reise durch Großbritannien hat Alles, was ich sah und beobachtete, mich in der Liebe zu meinem Vaterlande nur noch inniger mit ihm verbunden, mich in der Ueberzeugung bestärkt, wie habe ich die Vorzüge meiner Heimath deutlicher und lebhafter empfunden; als ich die Ungerechtigkeit Fremder ersuhr, ging ich in mich über meine eigene. — Meinerseits richtete ich an meinen Gesellschafter gleiche Fragen über Irland; er antwortete mir mit sichtlicher Teonrie: mit tiefbetrübter, schmerzlicher Zerknirschung über das Elend seines Vaterlandes, als müßte er sich deshalb entschuldigen, daß er zur Verherrlichung des Vergangenen, womit er mir zugedient, so wenig Erfreuliches zu bieten habe. Aber eine warme, dankbare Freude leuchtete aus seinen Augen bei meiner Verstherung, daß jedes brave Franzosenherz, ohne Unterschied der Religion und politischen Meinung, die innigste Theilnahme für die Sache der unterdrückten Irländer und die eifrigsten Wünsche für ihre Erlösung und Wohlfahrt hege. Es schien ihn zu verwundern und lief wahrscheinlich allen seinen Vermuthungen über meinen Stand und Beruf zuwider, als er erwahm, ich sey nur ein unbedeutender Journalist, welcher gegenwärtig, der freisinnigen Verfassung entsetzte überdrüssig und in Erwartung besserer Tage, den einer höheren wohlwollenden Hand geleitet, diese Reise nach den Britischen Inselreichen angetreten habe, um dessen Verfassung und Sitten, Luxus und Elend in der Nähe zu betrachten, um zu lernen und, wo möglich, durch natur- und wahrheitgetreue Darstellung des Gesehenen, Andern zu lehren, daß es sich nicht schickt und überhaupt kein Gewinn vorhanden ist, vor den Augen der Fremden, ihnen zu Lieb' und Frommen, zagghaftlich dem Vaterlande und den eigenen Landsleuten Unglimpf ins Gesicht zu werfen. *)

*) Herr Capo Feuillide war früher Mitarbeiter und Redacteur mehrerer entschiedener Oppositions-Zeitungen, der Nouvelle Minerve, des Bon Sens u. a. m. Seit etwa zwei Jahren hat er sich der sogenannten ruhigen, gemäßigten

„Ich wünsche Ihnen Gottes Segen", sprach er und drückte mir die Hand: „auf unserer Insel sind Sie willkommen. Wie Irländer sehen die Fremden gern bei uns; oder sie besuchen uns so wenig", — es lag eine schmerzliche Bitterkeit in der Betonung dieser Worte — „es scheint, sie wollten uns nicht kennen lernen. Wären nicht ein solche Wandertrieb in uns, der uns in jungen Jahren fast alle in fremde Land führt, wir würden wenig von Europa erfahren und Europa von uns noch weniger. Und doch, wie schauen das Auge der Fremden gar nicht. Sie mögen kommen, sie mögen beobachten; Gottlob, wir haben uns nicht zu schämen, nichts zu verbergen. Nein sind wir, das ist wahr, aber Verachtung" — hier bob sich seine Stimme — „Verachtung verdienen wir nicht, verwerfen sind wir nicht. Mein Herr, Gott schenke Ihnen Standhaftigkeit genug, Alles zu sehen, und dann auch Muth genug, Alles zu sagen." — Ich dachte an die arme Frau auf dem Dach zu Kingstown und an ihr fühles Grab, sie sehr Irländer nöthig haben würde. Nach einer Weile Schweigens nahm ich das Wort: „Es ist zu hoffen, daß Irland jetzt einer besseren Zukunft entgegengeht. Der Antheil, den seine Lage in der öffentlichen Meinung Europas erregt, kann nicht ohne Wirkung bleiben. Auch England fängt an seine Pflicht zu erkennen und mehr als bisher sie das unterdrückte, verwahrloste Schwesterland zu thun." — „Ei freilich", fiel er mit bitterer Ironie ein: „großes Dinge thut England sie uns. Da sehen Sie nur, das schöne neue Hospital." Er wies mit der Hand rechts hinüber. „Ein Hospital?" sragte ich verwundert, denn das große Gebäude, das ich vor mir sah, war eine Maschinenbau- und Reparatur-Werkstatt. „Nun ja doch", sagte er, „ein Hospital für Maschinen. Für Menschen haben wir's nicht nöthig, ganz Irland ist eines. Die rechten Doktoren fehlen freilich dazu, und wenn die rechten Mittel nicht bald gefunden werden, stürzte ich, es wird zu spät. Einstmitten muß unser blutarmes Irland dem reicheren England sür sie wohlthätige Institution, wie sie da drüben, laudbar sepn. Damit sängt es jetzt alle moralische und politische Verderrsrung an, daß man Maschinen einführt. Dank der Weisheit der Engländer, wir haben nun Maschinen, strotzt genug, daß Menschenhände der der Arbeit unnütz werden, aber bei Leibe nicht so viel, daß wo Wohlstand und Reichthum dabei gewinnen könnten. Was man nicht beschäftigt, braucht man nicht auch nicht zu reparieren, das verfällt sich von selbst; also wozu Hospitäler für Menschen? Eine schadhafte Maschine kann man ausbessern; aber was ist mit einem Menschen anzufangen, der schadhaft geworden ist? je eher man ihn einscharrt, desto besser. Maschinen kann man gestegen und aus zum schlechten eine gute machen; aus bisher brei Fabrik-Unternehmer werden vielleicht reich dabei, vielleicht auch nicht; darüber müssen tausend zählige Arbeiter die Hände in den Schooß legen, und Millionen Familien haben kein Brod." Das klagliche: „The potatoes are very dear, your honour", klang wie wetter in die Ohren.

Wir waren längst in Dublin und hatten an der Thüre des Gasthofes, wohin der freundliche Gentleman mich begleitet hatte. Bevor er sich von mir trennte, gab er mir, als einem Fremden, sür meinen ersten Aufenthalt im Lande allerhand Anweisungen und guten Rath, wie ich mich vor Betrügereien und Prellereien, dergleichen man gegen unerfahrene Kaufmänner oft spielen treibt, schützen könnte. Er erinnerte mich, daß ich ein Irländer, ein rechter echter Engländer hätte das nicht gethan. In Alt-England wird der Fremde als tributpflichtig betrachtet, und Jeder dirft dazu, ihn um sein Geld zu bringen. Man weiß auch den Unterschied. Der Engländer weiß recht, so oft er, der Irländer sindt arm, wie er gekommen wurde.

Ich hatte in diesen ersten Stunden schon genug von Irland gesehen und gehört, um lange darüber nachzudenken. Es war mir ersichtlich in seiner Nacktheit, in seiner Armuth und zugleich in seinem Schmerz, in seiner offenen und trostverlassen Gesinnung, in seiner Freundschaft gegen den fremden Gast und den Alten in seiner Liebe zu Frankreich. Diese Liebe erklärt sich aus der Unterdrückung, welche der Katholicismus hier seit Jahrhunderten erlitten hat und zum Theil noch fortwährend leidet. In der duldenden, in der verfolgten Kirche erhält sich der Mensch darsinn lebendig; wie in den Zeiten der unterirrischen christlichen Gemeinschaft die Gläubigen einander, wo sie sich begegneten, den brüderlichen Friedenskuß boten, so sindt noch heute der katholische Irländer in jedem Katholiken einen Freund, einen Glaubensbruder, den Gott ihm aus fremden Landen zuschickt, einen Vertrauten, dem er sein Herz öffnen, einen Tröster, an dessen Rath und Zuspruch er seinen Muth zu besserer Hoffnung aufrichten kann, einen Helfer vielleicht sür den ersehnten Tag der Befreiung. Manche Französische Leser, der sich klug dünkt, wird freilich darüber die Achseln zucken: unser Jahrhundert, heißt es, ist über derartigen sentimental-mystisch-christliche Ideen hinaus; wir sind politisch, positiv; um solcher Kinderein willen lieben und dulden sich Völker dermaßen nicht mehr; es kommt darauf an, was sie von einander haben. Nun wohl, die Irländer haben uns ganz positive materielle Beweise ihrer Freundschaft gegeben: sechzig Jahre lang, von 1688 bis 1745, haben Irländer im Dienste Frankreichs ihr Blut vergossen, wie in unserer Zeit die Polen. Manches Irländer wird Euch noch heute mit rühmendem Stolze vorrechnen und den Beweis in Zahlen führen, daß wenigstens 450,000 seiner Landsleute ihr Leben für Frankreich auf dem Schlachtfelde gelassen haben. Als im Jahre 1702 der Marschall Villeroi sich von Prinz Eugen überrumpeln und gefangen nehmen ließ und Cremona in die Hände der Oesterreicher fiel, nahmen zwei Irländische Regimenter, Lord Mahond und Bourke, die Stadt wieder ein und befreiten den unglücklichen Marschall, dessen Thaten damals in einem Gassenhauer vom Pont-Neuf besungen wurden wie folgt:

Villeroi, Villeroi
A fort bien servi le roi
Guillaume, Guillaume.*)

Der arme Villeroi konnte wahrhaftig nichts dasür: warum hatte ihn die Frau von Maintenon aus ihrem Kabinette zur Armee geschickt? Zwei und vier Jahre später, bei Almanza und Ramillies, haben die Irischen Dragoner des Lord Clare allein, bis auf den letzten Mann, gegen Marlboreugh's Englische Regimenter Stand gehalten. Irländische Brigaden haben an dem Tage Fontenoy den Sieg sür Frankreich entschieden helfen. In der ermüdenden Geschichte dieser Kriege und Feldzüge, wozu die Völker im Interesse von Verschwellern, Beichtvätern und Maitressen ausgeboten wurden, und die nutzlos so viel Unglück und Schmach über Frankreich brachten, muß der Irländer, die sie uns gefochten haben, immer mit Ehren gedacht werden, und uns Franzosen ziemt es am wenigsten, diese alte in der Erinnerung noch lebende Treue und Anhänglichkeit gewinnlustig in den Wind zu schlagen.

(Fortsetzung folgt.)

Italien.

Malta und die Malteser.

(Schluß.)

Der Malteser ist von kleiner, untersetzter, aber nerviger Gestalt, mit schwarzen Haaren, muntern Augen und aufgewecktem, lebhaftgescharfen Lippen, der es ist beriesam, schlauen, Alles zu begreifen, zur Arbeit, unerschrocken auf dem Meere und im Schlachtgewühl; aber diese edlen Eigenschaften sind mit allen Fehlern gepaart, welche man den Asiatanen vorwirft; er ist habsüchtig, interessirt, voll Eifersucht, dißig in der Plünderung und in der Rache, aufbrausend, gewaltsam wie ein Araber und falsch wie ein Punier. Von Natur gewitzig, setzt er seine Meinung anzunehmen, verläßt er darum nicht die Vorurtheile seiner Väter; er findet das Mittel, Alles zu vereinigen, teilt jede Art von Schwärmerei bis zum Extrem und liegt unbekümmert seine angerbte Unwissenheit. Sein Kostüm, welches an das der Griechen, der Neapolitaner und Rhodesier erinnert, besteht aus einer weiten, langen Hose von Kattun; einem bunten Brustlatz, der mit Silbernen, zuweilen sogar mit goldenen Knöpfen besetzt ist; einem Ueberwurf, an dem sich oberhalb ein Kapuchon schließt; ferner aus weiten Beinkleidern, die um den Leib mit einem Gurt, welcher ein in der Schride steckendes Messer birgt, befestigt sind; einer breiten, rothen, in Falten gelegten Binde und an Festtagen einem Schuhwerk, das in einem mit Steinen sür die Kabbel zusammengebundenen Stück Leder besteht.

Die Maltesersinnen sind ebenfalls kleinen, aber schlanken und anmuthigen Wuchses; ihre lebhafte Gestalt, ihre glänzenden Augen und ihre schwarzen Haare nehmen sich recht artig unter den Falten eines feidenen Tuche, das um den Kopf gewunden wird und ihre Person einen geheimnißvollen Reiz verleiht, wie der Mezzaro der Genuesen, die Mantille bei den Spaniern. Mit diesem schwarzen Schleier, den sie mit selbst erworbener Fertigkeit lösten und zusammenfalten, unter dem sie das Mittelgesicht ihres Gesichtes verbergen, wie viel Koketterie getrieben: er dient zugleich als Kopfputz und Fächer und zeigt, sonderbar genug, fast immer nur die (verrikale) Hälfte von dem Gesichte seinte Gebieterin entschleiert. Diese Gewohnheit, beständig nur ein Auge zu gebrauchen, bindet häufig die gewinnschaftlicher Richtung ihrer Blicke und einen Augenfehler an, daß die Maltesersinnen schielen, ein Fehler, der ihnen indessen einen neuen Reiz verleiht; man sieht bei ihrem Anblick etwas von jenem Staunen, von dem man bei Betrachtung der ihre Augen und Brauen schminkenden Weibee des Orients ergriffen wird. Anhänglicher dem Herkommen als die Männer ihres Landes, bewahren sie mit großer Sorgfalt die Tracht ihrer Mütter; der blaue Rock und das Kamel-Korset sind mit die Zalbeta dem Wechsel ausländischer Moden entgangen. Der Maltese im Gegentheil beeilt sich, so wie er Geld genug hat, aus der ärmeren Volksklasse auszutreten, dem Französischen Schnitt den Vorzug einzuräumen. Nach dem Alten ist die Bekanntschaft mit Frauen vielleicht berechnete Klugheit: sie wissen ohne Zweifel, daß sie dem Wechsel verlieren würden. Und giebt es wohl auch etwas Verspottungswerthieres, als die unvollkommene Nachahmung der Ausländischen? etwas Gemagteres, als seine Gewohnheiten aufzugeben, um die anderen nachzuahmen, namentlich wenn man deren Eigenthümlichkeit nur vom Hörensagen kennt? Der Verzug der Maltesersinnen besteht einzig in ihrem Schmuck und ihren Steinen; sie behängen damit ihre Schultern, Arme, Hände, Ohren und Füße; ihre Schuhe sind mit goldenen oder silbernen Schnallen besetzt, und ihr Geschmeide hat im Allgemeinen viel Werth und wenig Geschmack. Es geht von einer Generation auf die andere über; die ärmsten Maltesertinnen setzen ihren Stolz darein, dieses heilige Familienzut um einige Steine oder Goldblättchen zu vermehren, und wenn sie etwa, von Noth getrieben, ein Unbedeutendes davon zu verkaufen sich entschließen, so betrachten sie dies als eine Schuld, die sie bei ihren Kindern machen, und die sie dem nachfolgenden Geschlechte Rechtschaft obligen müssen, und welche sie selbst oder spät, wenn die Noth vorüber ist, gewiß wieder abtragen werden.

---

verwandten Presse, der Schöpfung des Hrn. Emil von Girardin, angeschlossen. Indessen scheint Herr C. Neuhöfer sehr geneigt, aus alten Ueberlieferungen zu neue zu gerathen.

*) Nämlich Wilhelm III. von England, den Feind Ludwig's XIV.

Digitized by Google

Gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts waren die Malteserinnen noch dem Zwang türkischer Sitte unterworfen: in ihren Wohnungen eingesperrt, gingen sie nie ohne Eskandvik ihrer Väter oder Gatten aus. „Die Frauen", hieß es damals, „dürfeten nur zwei Mal öffentlich erscheinen, am Tage ihrer Hochzeit und an dem ihres Leichenbegängnisses." — Die Heirathen gingen auf morgenländische Weise vor sich, nach der Sitte, welche sich bei den Phönicischen Männern vorgefunden hat. Die Verlobten begegneten sich zum ersten Mal an dem Tage ihrer Trauung aber Tages vorher; in Gegenwart der versammelten Verwandten stellte man sie einander vor, freute sich über das Glück der künftigen Gatten, die sich, so gut es gehen wollte, in die neue Lage zu schicken suchten, und ließ sich dann die aufgetragenen Speisen wohlschmecken. Dabei bestrich man die Lippen der Braut mit Honig, damit ihre Rede so süß werde als ihr Athem würzig, eines der erigenden Sinnbilder der Orients, wo jede Blume ihre Sprache, jede Frucht ihr Geheimniß, jeder Baum seine Deutung hat! Dann ging's zur Kirche, bei dem Klang der Instrumente, dem Tot feurdiger Lieder und dem Dampf der Weihrauchfässer, wie in den Klöstern Griechen. Nach der Rückkehr ward der ungesehener Fremdenspender einige Hände voll Saamenkörner und kleiner Münzen von dem Dache des Hauses als Prophezeiung von Glück und Ueberfluß; aber die Hauptgebräuche lauschten noch auf ein ganz anderes Orakel: trat die Frau zuerst ein, setzte sie den Fuß vor ihren Gatten über die Schwelle des Hauses, so war sie ein scheuer Zeichen, daß der Herrin darin seyn würde. Dieser Trieb, die Zukunft voraus zu sehen, ist, besonders unter solchen Umständen, fast allen Völkern gemein, aber nirgends habe ich ihn mehr begünstigt gefunden als auf der Insel Castel-Rosso; denn dort weiß der Mann mit einer angetrauten Kerze in der rechten Hand sein Haus umkreisen, und hält ein Kleid zugeschnitten, geschweige denn gehemadet.

Wie der Orient seine Klagweiber hat, deren Seufze und Thränenwasser die pflichtmäßige Begleitung einer jeden Leichenfeier bilden, so mußte natürlich auch Malta seinen erborgten Leichenfister haben; es schuf sie nicht, das Unglück, aber nahm sie in ihre Dienste auf. Wäntel wie in Radenstätige gehaft sich vor dem Sterbehause ersammelt hatten, alle Bäume desselben kahl pflückten, als Thären bedurften, die Haare sich ausrauften und unter Schluchzen das Lob des Verstorbenen sangen. So dürfte sich ihre Trostlosigkeit, und zwar in um so höherem Grade, je heftiger sie Jemand unter sich hatte, bis Mitternacht fand man noch überall den verwüsteten Gang dieser Furien. Auf der Höhe ihrer Verzweiflung verschonten sie weder Fenster noch Geräthe; ihre Tritte deckten sich mit Trümmern, und ihre unerbittliche Sorge nahm selbst von den Haustieren den Tribut ihres Schmerzes. Dann löschte man, nach heidnischem Brauch, das Feuer aus, legte Asche den Kopf des Verschiedenen ein Kissen mit Blättern von dem Baume, welchem das Alterthum ernigende Kräfte zuschried (dem Lorbeer), und bereitete zuletzt über das Grab einen Teppich, um die neue Ruhestätte jedem geliebenen Schmuck unzugänglich zu machen. Die Stadter, welche Malta im Jahre 1576 heimsuchte, kommt vorzüglich für Leichenfeierlichkeiten dieser Ceremonie; seitdem sind die newichen vergessen, nur daß man an ihrer Stelle im Leichengefolge gemiethete Trauerweiber bemerkt, welche zwei rauchende Kohlenbecken tragen, die sie mit Wohlgerüchen unterhalten und am Rande der Gruft niederstetzen. — Eben so alt und nicht minder erwähnungswerth ist das Testament, welche die Sterbenden ihre Umwälzungen überlebt hat. Die cuccisha, dem Kern des Maltesischen Aberglaubens entsprungen und darum von so unverwüstlicher Dauer, heißt das Wiegenfest der Kinder, welches die Veranlassung wird, nach Wohrgehen sie deren Zukunft zu forschen. Man reicht nämlich dem Kinde, wenn es ein Knabe ist, in seinen Gehenkeln zwei mit Blumen verzierte Körbe; der eine enthält Getraide und Naschwerk, der andere Geld, ein Schreibzeug und ein Schwert. Das Kind wählt in Gegenwart der versammelten Verwandten das, was ihm am meisten gefällt, und diese Wahl entscheidet unverweidlich seinen Beruf. Greift es nach dem Knaufe, so wird es natürlich ein Feuermann, nach dem Stifte, ein Krämergeist; zieht es das Schwert, so offenbart es eine Heldenfreie, und greift es nach dem Getraide, so ist der Ackerbau seine Bestimmung. Man sieht, daß die Lösung des Problems zwar sachgemäß ist, aber aber im Voraus, daß, wie des Geburtstag öfters wiederkehrt, die Wahlen sich auch wiederholen werden. Ein Kind, welches das erste Mal nach dem Schwerte langte, kann sich später durch den Reiz des Konfekts verlocken lassen, dem Getraide ein anderes Mal, ohne Vorurtheil gegen Schreibzeug und Geld, welche vielleicht auch an die Reihe kommen, und dann gehört die ganze Schlauheit des Griechischen und Phönizisch-Punischen Geistes dazu, um diese heterogenen Naturen zu vereinigen. Ist das Kind ein Mädchen, so ersetzt man das Schreibzeug durch Nähnadel und Seidenstoffe; denn auf Malta vermuthet man keine klustige Sehsucht, keine Stadt in der Knaupe, keine Jungfrau von Orleans in den Windeln.

Die Sprache der Malteser ist ein Räthsel, dessen Lösung noch nicht gefunden ist. Einige glauben in ihr Reste der Phönizischen zu entdecken, Andere entschiedene Spuren des Koethogischen Idioms; Uebergänge aus dem Lateinischen und Griechischen noch Andere; die Vandalen und Geothen liessen als Denkmal ihres Durchzuges manche Eigenthümlichkeit ihrer Zunge zurück, und ungerecht wäre es, den Franzosen die Ehre zu rauben, das Ihrige dazu beigetragen zu haben; die freien Sprachen der Johanniter*) sind dazselbst gewiß nicht ausgestorben, und die Engländer werden kein Bedenken tragen, dem Werke den Schlußstein hinzuzufügen. Inzwischen muß man sich den Arabern den meisten Antheil an diesem verworrenen, barbarischen und mit Kehllauten überladenen Jargon lassen. Am auffallendsten ist es, daß alle diese Sprachelemente Malta's es unterlassen haben, ihm ein Alphabet zu geben; es ist die Geschichte von Schumabau zu Babel, wo alle sich zerstreuten und mit Lehm bauen trugen ihr Wort, ihre Mauerstein, ihre neue Sprache, ohne zu wissen, was sie damit anfangen sollten.

Uebrigens sprechen die Bewohnen das Französische, Italianische und Englische; der National-Dialect in seiner eigenthümlichen Weise findet sich natürlich nur in dem niedrern Volke und auf den Schiffen im Hafen. Von da ausbreitet bietet sich nichts von dem Alten: eine Stadt wie alle andere Städte. Nur die Trachten und Gesichter treffen sich wie selten an einem anderen Orte der Welt; der Plaid des Schottischen Kriegers, der rothe Rock der Englischen Soldaten, der schwarze Frack, der Hut und die Mütze nach Französischen Schnitt treffen in bunter Mischung zusammen mit der weißen Hemde, den gestreiften Hosen und dem Kaban des Griechenmann, der zu arm ist, sich Europäisch zu kleiden. (Rev. Fr.)

Bibliographie.

Ii Casificio. (Ueber die Bereitung des Käs.) Eine gekrönte Preisschrift von Luigi Cattaneo. Mailand.

Considerazioni etc. (Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand der Geschichtsmaterei in Italien und über die Art, sie zu betreiben.) Von C. E. Sebastio. Mailand.

Dizionario di Conversazione. (Conversations-Lexikon.) Bis jetzt sind vier Hefte erschienen. Padua.

Opere del Conte Giacomo Leopardi. 2 Bde. Neapel.

Algier.

Der Mejouard.

Die Geschichte lehrt uns, daß den Römischen Reblten die Knotenung der Spiele und Feste, die Ausbestreung der Straßen und Klosten noch, wenn sich nicht irre, auch die Vorsichtsmaßregeln derjenigen Stadtbeamts oblag, die in dem Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft sich noch unter den Klosten befunden. Diesen letzteren Theil des Arbeiten-Amtes versteht in Paris der Präfekt und in Algier bekleidet ihn eine Magistratsperson, die man allgemein mit dem Namen Mejouard bezeichnet. Jedoch ist zu bemerken, daß die letzteren unteren unteren Klasse ihm soll wie ein Lehn angehört, über das er eine Art von Oberlehnsherrlichkeit ausübt.

Die Bewohner der Barbareskien-Städte sind nicht nur die bigottesten, sondern auch die ausschweifendsten aller Lauterthaten der Türkischen Religionsübung. Diese seltsame Mischung von Unterthänigkeit und Abergläuben erklärt sich durch die Geistesschwäche, Trägheit und den Müßiggang der Mauren, die bekanntlich die Nordküste Afrika's bewohnen. Während Sultan Mahmud an den Sitten und Vorurtheilen seines Volkes rüttelte, die prächtige Nationaltracht abschaft, den Schleier seiner Frauen verbannt und sein Portrait unter die Augen seiner Unterthänigen seines Reiches ausstheilt, als wäre er konstitutionneller König, und als trotze er dem Koran, der indirekt die künftliche Nachahmung der Werke Gottes untersagt, hatten die Mauren auf fromme Weise an ihren religiösen Gebräuchen seit, weihen der Feier des Bairams acht ganze Tage lang drei und sogar zwei Stunden vor jedem der fünf Mahomets an den Tag, welche schauen, intriganten Cremobiten das sonderbare Beetecht beßtern, Stand und Heiligkeit auf ihre männlichen Nachkommen zu übertragen. Mit dieser religiösen Strenge wissen jedoch die Mauren, wie gesagt, die Bestirdigung ihrer Sinnlichkeit sehr wohl zu vereinen, und es leuchtet ganz ein, daß sie abermals von Serviindern bewohnten Städte allerdings der Orgien und Odaliesken bedurften. Demgemäß erhielt der Mejouard das Amt, nicht nur die Priesterinnen der Aphrodite Pandemos einzurgsliefern und zu bezahlen, sondern auch die ihnen auferlegten Abgaben zu erheben. Aus welch unterirdische oder auch der Ort den Ehrennamen der Strogle ihren Umgang mit den öffentlichen Bibliotinnen und setze auf die Uebertretung dieses weisen Verbots eine der jedremaligen Schwere des Verbrechens angemessene Bußstrafe. Durch eine gemlich sonderbare Bestimmung zweie ferner festgesetzt, daß gerade der Mejouard an den ungeheuren Ehrenämtern die Schätzungen in Ausführung bringen sollte, so daß er zu gleicher Zeit Vergehen und Sühnung prosonsijirte. Dieser Theil seines Amtes bot in den Augen der Muselmänner die anderen Verrichtungen desselben, da sie die Gerechtigkeit sogar in ihren Justrumenten, zu selbst in dem Henker zu ihren gewohnt sind.

Wir kennen aber auch sie, die Französische Verwaltung, welche dieses Amt vorfand, glaubte es beibehalten zu müssen.

Während meines Aufenthaltes in Algier hatte ich und noch einige andere junge Leute Gelegenheit, den Mejouard zu sehen, und wie fanden in ihm einen jungen Griechen mit Adlernase, lockigem Haar und geschmeidigen, unternehmenden Manieren; sein Name ist Nikolas. Wir richteten an ihn in Betreff seiner Untergebenen einige Fragen, die er mit vieler Bereitwilligkeit beantworteten, ja er zeigte uns sogar seinen Katalog. Es figurirten in der Zahl seiner Gewichten 150 Maurinnen, ungefähr 10 Jüdinnen, 10 Spanierinnen, 10 Malteserinnen und 10 aus Port Mahon, glücklicherweise aber wenige oder gar keine Französinnen.

Nikolas lud uns zu einem Fest ein, das er am Abend desselben Tages der muselmänischen Bevölkerung zu geben beabsichtigte und dessen

*) Der Orden der Johanniter war nach den verschiedenen Sprachen in sechzehn Zweige eingetheilt: der Provencalische, Auvergner, Französischer, Italianische, Englische, Deutsche und Kastilische.

Digitized by Google

Hauptzier, zur großen Freude der Singebornen, die kein lebendigeres, kein entgegenkommenderes Schauspiel kennen, anderen Mauritische Tänzerinnen aufmachen sollten. Auch wir waren auf diesen Anblick sehr gespannt und machten uns daher gegen 10 Uhr Abends auf den Weg nach der Behausung des Mezouard, die sich in der Casbah-Straße befindet.

Diese enge, krumme, finstere Straße steigt von dem unteren Stadttheil an und führt einen Abhang hinauf nach der Casbah oder Citadelle, welche die Umgegend beherrscht. Da diese Straße fast nur von Mauren bewohnt wird, so hat sie auch das düstere, die Ansehen nicht verloren, das vor unserer Eroberung der ganzen Stadt eigen war. Zu der Stunde, da wir sie durchzogen, findet man darin selten eine lebendige Seele, obwohl wir dennoch einen alten weiberaussehen Mauren antrafen, welcher sang und dabei rechts und links an die Häuser anstieß.

Weiterhin sahen wir einen Neger, der nicht mehr hatte zu seinem Stamme zurückkehren können, philosophisch in seinen großen Burnu gehüllt auf der Schwelle eines Hauses schliefen. Wir stießen ihn mit dem Fußgestell und riefen uns laut zu, um den Schall einer Trommel leiten, der uns plötzlich aus einem der benachbarten zahlreichen Seckgäßchen hervorzukommen schien. Da wir in der Tiefe desselben ein ziemlich Licht ausscheinden Haus wahrnahmen, aus dem sich augenscheinlich das mit rauhen verwirrten Stimmen vermischte Geräusch hören ließ, so ergriff einer von uns einen Stein und schlug damit heftig an die Thür. Alsbald entstand in dem Hause einer Todtenstille, doch kömmt uns Niemand. Wir wiederholten die Schläge und vernahmen endlich ein Geflüster, worauf an einer runden Luke, ungefähr in der Höhe des ersten Stockes, ein schwarzer Kopf erschien. Der Mond, der in diesem Augenblicke sein reinstes röthliches Licht verbreitete, zeigte uns deutlich die Züge des Menschen. Die Züge, schwarze Haut, die krausen Haare, die hervorstehenden Backenknochen, die starkaufgeworfenen Lippen und die total eingedrückte Nase ließen uns in ihm einen der Neger aus Timbuktu erkennen, die Algier in einer Anzahl von ungefähr sieben- bis achthundert beziehen und zwar groß und kräftig, aber auch die häßlichsten ihrer Race sind.

Dieses Individuum warf uns einen zornigen Blick zu und sagte mit ärgerlicher Stimme: Che demande? — Antwort: La casa del Mezouard. — Nod esto la casa del Mezouard, esto la casa negro.

Wir hatten also zufällig, daß wir nicht das Haus des Mezouard, sondern das der Neger vor uns hatten, die sich eben auch nach ihrer rohen Weise beluſtigten. Was für geheimnißvolle Saturnalien mochten an diesem Orte wohl gefeiert werden? Dies zu ergründen empfanden wir alsbald sämmtlich sehr große Lust, bewußten uns jedoch umsonst, in der Kürze irgendeinen, denn neugierlich betrachteten wir unsere ehrlichen Absichten, und vorgeblich geschwommene dergleiche von uns, der das eben angeführte Kauderwälsch am geläufigsten zu sprechen vermeinte, wahre Schätze von Verschwiegenheit, um den Neger zu erweichen; dieser blieb unbeirrsam. Wir dachten daher sogar einen Augenblick daran, die Thüre mit Gewalt zu öffnen und auf diese Weise einzudringen; dieser Gedanke war noch schnell genug, daß wir nach dieser Heldenthat uns wahrscheinlich in der Mitte von zwanzig kräftigen Kerlen befunden würden, die uns in ihrer eifersüchtigen Wuth (denn die Gesellschaft bestand aus beiden Geschlechtern) sehr übel zurichten könnten. Wir hielten es daher für rathsam, unseren Rückzug anzutreten, und führten dies auch aus, jedoch nicht, ohne uns darüber zu ärgern, daß, je weiter wir uns entfernten, wir desto stärker wieder die Trommel erdönen hören, deren Schall uns so nutzlos hergelegen hatte.

Endlich entdeckten wir den Gegenstand unserer Nachforschungen, und daß dieß uns das Geheimniß des Mauritischen Festes das fatale Abenteuer der casa negro vergessen. Der Mezouard empfing uns in Person. Den innern Theil des Hauses bildet, wie dies bei den Orientalen gewöhnlich ist, ein großer viereckiger Hof; die Zimmer stoßen an den Gang, der ihn umgiebt und der von gewundenen Säulen getragen wird. Dieser Hof also stellt das gewöhnliche Gesellschaftszimmer vor, indem das eigentliche Haus ein Geheimniß, ein dem Auge des Profanen unzugängliches Heiligthum ist, und dorthin auch wurden wir zugelassen.

Eine dicke Tabackswolke gestattete uns anfangs nicht, auch nur einen einigen Gegenstand zu erkennen; bloß aus den Nippenstößen unserer Nachbarn konnten wir entnehmen, daß wir uns in einem dichten Gedränge befanden. Rechts und links, vor uns und hinter uns hörten wir die stark aspirirten Gutturaltöne, welche die Neapolitanische Sprache charakterisiren und womit sich der noch viel rauhere Schall einer ganz entsetzlich mißtönenden, wirbligen Musik verband. Nach und nach gewöhnten sich unsere Augen an die Atmosphäre, bei deren Verdünnung sie sich anfangs konvulsivisch geschlossen hatten, und endlich konnten wir uns ungehindert umsehen.

Mauren in ihrer bunten Kleidung und Neger, in ihre weißen Mäntel gehüllt, befanden sich dort unter einander gemischt und theils an die Säulen gelehnt, theils mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend; alle aber streiften mit den Lippen leichthin an der Bernsteinspitze ihres Tschibuk vorüber und sahen unverwandten Blickes auf einen kleinen leeren Kreis in der Mitte des Hofes, in welchem eine Maurin in ihren prächtigsten, reich mit Gold durchwirkten Kleidern den Nationaltanz aufführte. Mit flitzenden Haaren, funkelnden Augen, halboffenem Munde und brennendrothen Wangen drehte sie sich langsam im Kreise; ihr rückwärts gebeugter Kopf war bewegungslos, der Körper aber in beständigen nervösen Zuckungen, so daß sie ein lebendiges Bild der Kunischen Sibylle gewährte. Ihr langes Haar, die großen schwarzen Augen und die glühende Gesichtsfarbe verriethen ihr einen ungemeinen Reiz; zugleich ließ sie mit einer gewissen Anstrengung die unterbrochenen Strophen einer Arabischen Romanze hören, die zu pathetisch mime polstkommen paßte. Jede Strophe schloß wie gewöhnlich mit einer Anspielung auf eine Blume oder eine Frucht, und das Ganze wurde nach einer klagenden Melodie vorgesungen, die durch den gedehnten Vortrag, die matte Betonung und durch den Mangel alles Rhythmus an die Gregorianischen Gesänge erinnerte. Drei Musikanten, von denen der Erste eine zweisaitige Violine, deren er sich als Violoncell bediente, der Zweite eine sämmerliche Mandoline, auf der er noch sämmerlicher kratzte, der Dritte einen mit Pergament bespannten irdenen Topf, auf dem er mit der umgekehrten Hand trommelte, und endlich der Vierte ungeheure eiserne Kastagnetten hatte, wiederholten unterdeß unaufhörlich einen einzigen musikalischen Satz, der ihren ganzen Melodienreichthum zu bilden schien. Es war dies eine Art unterbrochenen, klagenden Tremolo, das ohne irgend einen Uebergang aus Forte aufs Piano fiel, gen ließ und dessen ungemein schnelles Tempo mit dem des Gesanges so wenig als möglich harmonirte.

Die durch die Tänzerin so natürlich aufgedrückte Verstellung brachte, dem Ansehen nach, auf die Zuschauer die gewünschte Wirkung hervor; denn die Einen waren in eine Betrachtung versenkt, die Andern legten das Nationalphlegma ab und lachten, sangen und tranken ihren schwarzen Kaffee, während sogar Einige, verzehrt es ihnen Mohammed, zu dieser orthodoxen Libation noch Branntwein hinzufügten. Die Scene war von gelben Wachslichtern erleuchtet, die Sterne funkelten durch das Dach, und der Mond erhellte mit seinem Silberschein die obern Stockwerke.

Ein Neger, der mit größerer Aufmerksamkeit als die Uebrigen den Tanz der Maurin betrachtete und ihre geringsten Bewegungen mit seinen Blicken verfolgte, stand plötzlich auf und winkte ihr, herauszukommen. Hierauf zog er einen seiner rothen gelbgestickten Pantoffeln zurück, streifte ihn über seine Gesichte, besuchte sie fin wenig mit der Spitze seiner Zunge und liebte sie eingein auf die Stirn, die Wangen, die Nase und das Kinn der Tänzerin, welche, je mehr die Zahl derselben wuchs, desto mehr auch außer sich zu gerathen und allen Reizen zu verlieren schien. Als der Neger fertig war, bot er den Kuß seinen Freunden und Mitleute die Gesichte in ein Tuch, das sie in den Händen hielt. Diese sonderbare Ceremonie wiederholte sich im Verlauf einer halben Stunde wechselsweise, und ein junger Maure, der neben mir saß und mir bereits sehr verdrießlich eine Pfeife angeboten hatte, bisherte mich, daß ihr all' dieser Neger, die auf Mauritische Art zum Geschenk gemacht würde, daß man, um Fall das Spiel wirklich ausstrucksvoll schiene, auf diese Weise seine Bewunderung zu erkennen zu geben pflege, und endlich, daß der Mezouard einen Theil des Nutzens genieße. Dabei findet er auch seine Rechnung dabei, häufig derartige Tänze aufführen zu lassen, indem diese Gemälde ähnlicher Liebe bei einem so hohen Grade materialistischen Volke stets sehr wohl aufgenommen werden.

Im ersten Stock des Hauses, der gleichfalls einen Gang bildete, saßen ungefähr fünfzig von denjenigen Mauritschen Frauenzimmern, die ihrer Beschäftigung wegen unter der Aufsicht des Mezouard stehen. Die meisten waren sehr schön und hatten sehr schöne Gesichter, aber auch kein Strahl von Intelligenz zu sehen, und man konnte leicht wahrnehmen, daß diese armen Geschöpfe Gutes von Bösen nicht zu unterscheiden wußten und ihre traurige Lebensweise gar nicht zu empfinden schienen. Obwohl stets von der Menge angesehen, boten sie selbst jedoch nur selten ihre langen Augenlieder empor, ihr Kopf hing nachlässig auf die Schulter, und die ganze Aussehen verrieth ihre thierische Erniedrigung. Es war ein peinlicher Anblick.

Als ich wieder hinunterstieg, befand sich eine andere Maurin in der Mitte des Kreises; jedoch wiederholten sich dieselben Bewegungen, dieselben Gesänge und dieselbe Musik, und dies dauerte bis Tagesanbruch fort. Was die erste Tänzerin betrifft, so fiel sie nach zweistündiger Anstrengung unter den Beifallsbezeugungen der Versammlung in Ohnmacht. Ich wollte den ähnlichen Succeß der zweiten nicht abwarten, und mit behaglichem Gefühl athmete ich beim Heraustreten aus dem Hause den gelinden Wind ein, der um diese Stunde der Nacht rein und frisch vom Mittelländischen Meere herüberweht.

(La France Africaine.)

Mannigfaltiges.

— Cholera in England. Einzelne Cholera-Fälle haben sich eben erst wieder in London gezeigt, und schon sind einige Aerzte abermals mit Schriften über diese Krankheit hervorgetreten. Es ist bedenklich, als ob die eine Epidemie immer von der anderen begleitet sein müßte! Als ein interessanter Beitrag zur Geschichte dieses geheimnißvollen Weh-Uebels wird indessen ein Büchlein des Dr. Thor angesehen.*) Der Verf. stellt die Resultate aller seiner früheren Beobachtungen zusammen und weist daraus nach, daß überall in denjenigen Armen-Anstalten, Gefängnissen und Hospitälern Englands, wo bei früheren Erscheinungen der Cholera ein Verein von Wohlthätern zusammengetreten, um die Bewohner jener Institute täglich mit kräftiger Nahrung und namentlich mit Fleisch zu versehen, die Krankheit entweder gar nicht zum Ausbruche gekommen oder bald wieder unterdrückt worden sei, während sie in anderen Anstalten dieser Art, wo man sich bloß mit Absperrungen, Lufterneuerungen und anderen Partikelationen begnügte, unaufhaltsam fortgewüthet habe. Dies ist das erste aus der That Wort des Verfassers, aber nicht bloß eine negative, die diese oder jene Speise ausschließt, sondern auch eine positive, bei der eine gesunde kräftige Fleischspeise als Bedingung des täglichen Mittagstisches angesehen wird.

*) A letter addressed to Lord John Russell on the asiatic cholera. — London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 24); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 135. Berlin, Freitag den 10. November 1837.

Dänemark.

Andersen, auch X. Marmier.

Der Dänische Dichter, dessen Leben ich hier erzählen will, ist einer von den Menschen, deren Geist von Kindheit an, je höher er hinaufstrebt, desto härter gegen das Leben zu kämpfen hat, ein Mensch wie Burns und Hegg. Sie anfangs vom Schicksal verurtheilt schienen, in tiefer Verdorgenheit in einem Dorfe zu leben, bis das Bewußtsein ihres höheren literarischen Berufs in ihnen erwacht und sie wie instinktmäßig trieb, in der Welt der großen Städte aufzutreten und sich einen angemessenern Schauplatz für ihre Geistesthätigkeit zu suchen. Eines Morgens trat in Kopenhagen ein großer junger Mensch zu mir ins Zimmer, an dessen schlichtenen, etwas unbeholfenen Manieren eine feine Bildung nur wenig Wohlgefallen finden mochte, der dessen lieblosen, kalender Blick und dessen offenes, ehrliches Gesicht gleich bei der ersten Bekanntschaft Vertrauen und Sympathie einflößten: es war Andersen. Ich hatte einen Band von seinen Werken auf dem Tische liegen. Die Bekanntschaft war schnell gemacht. Die Poesie ist eine Freimaurerei, deren Jünger von einem Ende der Welt zum andern sich verstehen und nur ein Wort auszusprechen, nur ein Zeichen zu machen brauchen, um zu wissen, daß sie Brüder sind. Nachdem wir einen Abends mehrere Stunden in jener gemüthlichen Weise verplaudert, wo das Herz sich öffnet und seinen ganzen innersten Reichthum ausschüttet, sprach Andersen unter Anderem auch von den Kämpfen und Erfahrungen, die er durchgemacht, und als ich ihn muß dat, mir die Ereignisse seines Lebens mitzutheilen, fing er an zu erzählen:

„Ich ward im Jahre 1805 zu Odensee auf Fünen geboren. Meine Verhältnisse waren reich gewesen; aber durch eine lange Reihe von Unglücksfällen und falschen Spekulationen verloren sie Alles, was sie besessen hatten, und es blieb ihnen nichts übrig, als das traurige Andenken an ihren ehemaligen Wohlstand. Wie oft habe ich meine Großmutter von ihren Reisen in Deutschland und von ihren reichen Leben daselbst erzählen hören, wobei mich schmerzlicher war, als der Kontrast dieser Erinnerungen mit der armen Hütte, in der sie lebte, wurden. Mein Vater, der noch bei seiner Geburt die Aussicht hatte, dereinst ein stattliches Vermögen zu erben, war genöthigt, in die Lehre zu gehen und Schuhmacher zu werden. Als er sich verheirathete, war er so arm, daß er sich kein Bett nicht kaufen konnte. Ein reicher Odenser war so edel gesinnt, daß er ihm seinen Körper auf seinem Kaufalf ausgestreckt, und einige Zeit nachher stellen seine Eltern Alles, was zu dem Leichenbegängniß gehört hatte, verstrigten. Mein Vater nahm die Aeltern seiner Ehefrau in sein Haus und kaufte einen Theil des Katafalks zum Hochzeitsbett. Noch erinnere ich mich, jene großen schwarzen Draperien gesehen zu haben, die schon so alt und abgetragen und voller Wachsflecken waren und wo ich selbst zur Welt kam. Mein Vater trieb sein Gewerbe weiter, das bald gut, bald schlecht ging, je nach den verschiedenen Zeiten und der Kundenzahl. Wir lebten in einem höchst gedrückten Zustande, aber wie lebten doch; und des Abends, wenn die Thüre der Nähe stumm war und meine Mutter unser frugales Mahl auf den Tisch setzte, verbreiten wir mitunter noch manche fröhliche Stunde, an die ich nicht ohne Rührung zurückdenke. Als ich so alt war, arbeiten zu können, brachte man mich in eine Fabrik, wo ich den größten Theil des Tages blieb; die übrige Zeit besuchte ich die Schule, wo ich lesen, schreiben und rechnen lernte. Einer unserer Nachbarn, der eine besondere Vorliebe zu mir gefaßt, borgte mir einige Bücher, und ich las mit Begierde alle Komödien, die ich in die Hände bekam, und eine Menge Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Diese Letztere riefen ganz neue Gedanken in mir hervor; ich fing an, über die engen Sphäre des Handwerkstandes, an den ich gebunden war, hinauszugehen und mich zu fragen, ob ich nicht auch ein berühmter Mann werden könnte. Als ich zwölf Jahre alt war, starb mein Vater; ich blieb mit meiner Mutter allein, indem ich nach wie vor weiter arbeitete und mich meinen seligeren Träumen hingab. Ich hatte eine ausgezeichnet reine und helle Stimme, so daß, wenn ich in der Schule sang, die Vorübergehenden oft stehen blieben, um mich zu hören. Auch hatte ich mich darin selbst, einige von den schönsten Stellen, die ich in den Komödien fand, herzusagen, und die Nachbarn, die meinen schönen Gesten und Declamationen zusahen, versicherten, ich hätte vortreffliche Anlagen zu einem Schauspieler. Ich beschloß, Schauspieler zu werden, und nachdem ich mir durch lange Ersparnisse einen Schatz von 13 Rixthaler (gegen 9 Thaler) gesammelt, dachte ich sofort an die Abreise. Vergebens suchte meine Mutter mich festzuhalten. Sie hatte mir eine vortreffliche Lehrlingsstelle bei einem Schneider verschafft: in kurzer Zeit, meinte sie, könnte ich mir so viel Lohn verdienen, um davon zu leben; in einigen Jahren würde ich erster Geselle und in der Folge vielleicht gar Meister werden. Alle diese lachenden Aussichten konnten mich nicht bestechen. Ich war vierzehn Jahre alt, ich war allein, ich kannte Niemanden auf der Welt, der im Stande gewesen wäre, mich zu unterstützen; aber eine innere Stimme sagte mir, daß ich sie müßte. Ehe meine Mutter mir die verlangte Erlaubniß dazu gab, wollte sie noch eine letzte Probe machen. Es befand sich in der Stadt, wo wir lebten, eine alte Frau, die wegen ihrer Zauberkünste mehrere Meilen in der Runde berühmt war. Sie war unsere Sibylle, unsere Meg-Merrilies, und obgleich sie bei den guten Christen in Odensee im Verdacht der Hexerei stand, so nahmen doch alle Leute zu ihr die Zuflucht, und überall sprach man von ihr mit der größten Verehrung; denn sie wußte aus den Karten und vermittelst geheimnißvoller Beschwörungen, die man nicht verstand, die Zukunft zu deuten. Den jungen Mädchen sagte sie, wann sie sich verheirathen müßten, und den alten Leuten, wie lange der Winter dauern und wie die Aernte ausfallen würde. Meine Mutter ging zu dieser Wahrsagerin und bat sie, die Ehre ihres Besuchs zu geben; nachdem sie ihr meine Lage auseinandergesetzt und sie um Rath gefragt, setzte die Alte ihre Brille auf die Nase, nahm meine linke Hand und betrachtete sie aufmerksam; dann sprach sie mit feierlicher Stimme, man werde einst, wie zu Ehren, die Stadt Odensee illuminiren.

Diese Worte der Sibylle bewogten meine Mutter vollkommen; sie gab mir den Segen dazu, und ich machte mich auf den Weg. Mit dem dreißehn Thalern im Beutel und meinem ganzen Gepäck in einem Taschentuch zog ich in Kopenhagen ein. Ich kehrte sogleich in das erste beste Wirthshaus ein, das ich zu Gesicht bekam, und bei meiner ganzlichen Unerfahrenheit ließ ich mir aller Möglichkeit geben, was mir einfiel. Zu wenigen Tagen war ich ausgeplündert; nur ein Thaler blieb mir noch übrig. Ich ging zu einem Theater-Direktor, der, da er meine Jugend und Einfalt bemerkte, sich nicht erst die Mühe gab, mich auszufragen, sondern mich gleich unter dem Vorwande abwies, „ich wäre zu mager für das Theater.“ Es war Zeit, für meine Subsistenz zu sorgen, und ich dachte lange darüber nach. Eines Morgens erfuhr ich zufällig, daß ein Schneider einen Lehrling suche: ich ging zu ihm hin. Er nahm mich auf die Probe und gab mir Arbeit. Aber kaum hatte ich es einige Stunden angearbeitet, als ich ungemein traurig und niedergeschlagen wurde. Alle meine Phantasien von Künstlerleben, welche die Noth für einen Augenblick verscheucht, kehrten mir mit doppelter Macht wieder. Ich gab dem Schneider die Nadel zurück und sprang auf die Straße wie ein Gefangener, der seine Freiheit wiedererlangt. Doch bald sah ich ein, daß ich mit all diesen Träumereien auch nicht das kleinste Plätzchen in den Kopenhagener Hotels bekommen würde, und daß ich also, um ein Unterkommen zu finden, Beschäftigungen annehmen müßte. Während ich so voller Sorgen über meine Zukunft längs des Amagerstrom spazierte ging, erinnerte ich mich, daß man in Odensee sehr oft meine Stimme gelobt, und daß vielleicht diese Gabe der Natur zeigt mein Glück machen könnte. Auf der Straße klopfte ich an die Thür unseres berühmten Musik-Professors Siboni. Ich erzählte der Frau, die mir öffnete, meine ganze Geschichte, und als diese ihrem Herrn Alles treu wiedererzählt, hörte ich von innen lautes Gelächter. Siboni hatte gerade an jenem Tage mehrere Personen bei sich zu Tische, unter anderen auch den Komponisten Weyse und den Dichter Baggesen. Alles wollte den seltsamen Besuchen sehen, der so auf gut Glück in die Welt hineinging; man rief mich herein. Weyse nahm mich bei der Hand, Baggesen klopfte mir lachend auf die Wange und nannte mich einen kleinen Abenteurer. Siboni beschloß, nachdem er mich singen gehört, mich Musik zu lehren und mich in die Oper aufnehmen zu lassen. Ich war ganz außer mir vor Entzücken, als ich das Haus verließ; meine schönsten Träume schienen ihrer Verwirklichung nahe, und den anderen Morgen brachte mir Weyse, der bei seinen Freunden eine Kollekte veranstaltet, 70 Thaler. Er gab mir den Rath, bübsch sittsig zu seyn und mir eine Wohnung bei einer anständigen Familie zu suchen; dies that ich und kam bei meiner Unschuld zu einer von den Frauen, die in Bieter Hoge's „Prière pour tous“ vorkommen, einer den jenen leckiren Dirnen

Qui vendent le doux nom d'amour.

Lange blieb ich nicht in diesem Hause. Eines Tages verlor ich meine Stimme und mit ihr alle meine Hoffnungen. Siboni meinte, ich solle nach Odensee zurückkehren, während ich bleiben mit Schauspieler werden wollte. Ich sirk mich in die Tanzschule des Theaters aufnehmen und figurirte in mehreren Ballets. Ich spielte meine Rolle sehr unge-

Digitized by Google

schickt und verdiente nicht mehr, als zwei Thaler monatlich; doch noch dürfte ich, daß ich meine Stimme wiederbekommen würde. Ich wollte um jeden Preis Schauspieler sein, ich lernte mit in meiner kleinen Dachkammer alle möglichen Rollen auswendig, und da ich einmal gehört, daß man das, was man am 1. Januar thue, das ganze Jahr hindurch wiederhole, so glaubte ich, wenn ich am Neujahr das Theater betreten könnte, so würde dies ein gutes Omen für die Zukunft sein. Wirklich schlich ich mich an diesem Tage, während die Wagen in der Stadt herumfuhren und Freunde und Verwandte einander besuchten, durch eine versteckte Thür in die Kulissen und trat auf die Bühne vor. Hier aber ward ich von dem Gefühl meines Elends so sehr überwältigt, daß ich, anstatt die Rede zu halten, die ich zu diesem Zwecke vorbereitet, voller Angst auf die Knier fiel und winselnd ein Vaterunser hersagte.

Doch bald sollte mein Schicksal eine andere Gestalt annehmen; ich gewann die Zuneigung des alten Dichters Guldberg. Er schenkte mir das Honorar für ein kleines Buch, das er zu eben derangezeigen, gab mir beliebernde Worte zum Lesen und trieb mich immer weiter. Am mich im letzteren zu üben, schrieb ich eine Tragödie, obgleich ich noch nicht einmal die Regeln meiner Muttersprache gelernt hatte. Guldberg las sie und verurtheilte sie mit einem Lächeln. Ich machte mich aufs neue an die Arbeit und schrieb in acht Tagen eine zweite Tragödie, die ich an die Theater-Commission absandte. Nach einigen Tagen lief mich der Theater-Direktor, Herr Colbin, zu sich kommen. Er sagte mir, daß meine Tragödie zwar nicht aufgeführt werden könne, daß sie aber zu Hoffnungen für die Zukunft berechtige, und er habe mir daher einen Freiplatz in dem Gymnasium einer kleinen Stadt verschafft.

Von diesem Moment an begann ich ein ernstes Leben. Ich arbeitete und studirte fleißig und suchte die Gesellschaft zu meiner Zutunft zu ziehen. Doch die Zeit, wo ich diese Schule besuchte, war dir allerschlimmste meines Lebens. Mir habe ich so viel gelitten und gewünscht. Bei meinem Alter von 19 Jahren konnte ich natürlich unter jehrjährigen Schülern keinen Umgang finden; ich fand also ganz allein in Studium und wurde überdem von dem Aerzten für Schwindsucht gehalten. Dieser Mann hatte es sich ardentlich vorgenommen, mich feelswbrend zu kränken und mich das Drückende meiner Armuth und Verlassenheit in vollem Maße fühlen zu lassen.

Auch diese Prüfung ging vorüber. Ich bestand mein Examen und besuchte die Hochschule zu Kopenhagen. Hier gab ich einige Poesien heraus, die Aufsehen machten; einige ausgezeichnete Männer nahmen mich in ihre Protection, und ich bekam Zutritt zu mehreren Häusern. Nach Beendigung meiner Studien empfahlen mich Oehlenschläger, Dreßlert, Ingemann dem König; auf ihre Gewährleistung bekam ich ein Reisestipendium und besuchte 1833 und 34 Deutschland, die Schweiz, Italien und Frankreich. Jetzt bin ich Bürger von Kopenhagen; ich habe weder Amt noch Pension, ich schreibe in einer wenig verbreiteten Sprache und für ein kleines Publikum; gleichwohl finden meine Romane selbst oder fast Absatz, und Reichel, mein Verleger, bezahlt mich pünktlich."

So weit Andersen. Er hat in einem Zeitraum von wenigen Jahren mehrere Werke geschrieben, die ihm in der Dänischen Literatur eine ehrenvolle Stelle sichern. Besonders bekannt sind zwei Romane von ihm: der Improvisator und O. T., in welchen der Gegensatz der beiden Nationen des Nordens und Südens lebendig zur Anschauung gebracht ist. Der erstere spielt im Süden und trägt ganz die Gluth und die glänzenden Farben einer Neapolitanischen Landschaft an sich; der zweite dagegen bewrat sich mehr in Finnland und Dänemark, und seine Schilderungen gehen in treues Bild des ernsteren, abgeschlossenen Stillebens im Nordland. Außerdem hat er noch lyrische Poesien herausgegeben, die ihrem Inhalt nach elegisch-melancholischer Natur sind und wie alle die zu dieser Schaft gehören, etwas zu weich und empfindsam.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

(Fortsetzung.)

Manche wird den Irländern vorwerfen: hätten Ihr in Eurem Vaterlande, sie Euer Vaterland, solchen Muth und solche Tapferkeit bewirsen, wie im Dienste fremder Könige, so wärst Ihr nicht seit fast siebenhundert Jahren die Sklaven und Stlaven Englands gebliebern. So dächte ich auch noch vor wenigen Jahren gesprochen, seit nicht mehr. Ich bekam mich etlicher Tage schon in Begreifung einiger junger Gentlemen auf dem Schleiff zu Dublin, in dem Saale, wo ehemals die Lords des Irischen Parlaments sich versammelten. Da zeigte man mir eine alte Tapete, auf die man in Dublin große Stücke hält, obwohl die Malerei sehr schlecht ist: sie stellt nämlich die Schlacht an dem Boyne-Fluß dar. Meine Gesellschafter bemerkten, auch damals sei auf Irischem Boden Irisches Blut in Strömen geflossen für Frankreichs Sache. Da sich nun gerade aus England kam, wo ich aus manchem Gespräch gelernt hatte, daß man eine Theorie drapht und sich selber wegwirft, wenn man Fremden gegenüber aus Höflichkeit der Ehre und den Verdiensten seines eigenen Volkes etwas vergibt, so nahm ich jetzt alle meine historischen Kenntnisse zusammen und erinnerte die jungen Leute, daß seinesweges von Seiten Irlands allein Insurrection ohne Folge gewesen, sondern in einer langen Reihe von Jahren Dienst mit Dienst vergolten worden sei. „Waren nicht", sagte ich, „damals am 6. Juli 1690, in der Schlacht, die mit der am 1. Juli 1690, in der Schlacht, die mit der Niederlage Jakobs endete, auch Franzosen gegenwärtig und ließen ihr Leben für das katholische Irland, für den katholischen König Jakob, der vom Schlosse Dummore auf dem Berge herab dem Kampfe und Tode seiner Getreuen zusah? Oder haben im Jahre darauf, bei Aughrim, die Franzosen Muth und Blut gespart? Und wen anderes, als der Einschreitung Frankreichs, verdanken es nach der Besiegerung und Capitulation von Limerick viele, jedenfalls Irländer, daß sie mit Weib und Kind vor der Rache des erbitterten Siegers nach dem Kontinent flüchten konnten? Franzosen hat die Verstatten aufgenommen, ihren Bürgerrecht ertheilt, und ihre Nachkommen leben noch heute als Bürger unter uns." Ich war rinmal im Zuge, und so lief ich ganz leise auch ein Wörtchen von der Expedition des General Hoche fallen, der 1798 bei Ballotta-Point unweit Galway im südwestlichen Irland eine Landung versuchte, um den Irischen Insurgenten die Hand zu reichen. Kurz, wir hielten Abrechnung zwischen Irland und Frankreich, und das Resultat war, daß wir desto bessere Freunde wurden. Natürlich, war ich doch in einem katholischen Lande, wo noch frischwarme alte Erinnerungen aus alter Zahrhundert Zeit erloschen sind. Es ist gar nicht weit vom Dubliner Schlosse bis zum College-Green-Platz, wo noch ganz neuerlich die Reiterstatue Wilhelm's III. durch eine Petarde in die Luft gesprengt worden ist. Man hat sie etliche Schritte von ihrem alten Platze wieder aufgerichtet und seinen Titel von der alten Zwischeit weggelassen, sogar das Pferd Lex Leanrisae nicht.

Wenn übrigens auch die Gemeinschaft der Religion, wenn die Geschichte mit ihren Erinnerungen, wenn der Lieb und die Gewohnheit des Reisens, wodurch die Irländer das Europäische Festland nub am häufigsten Frankreich kennen lernen, wenn dies Alles nicht wäre, so bliebe doch der National-Irländere Widerstich gegen die Nachbarschaft, der Instinkt der Widerstandes gegen Unterdrückung, einer natürlicher und starke Hinneigung zu Frankreich bewirken. Da sie die politische Präponderanz Englands einmal anerkennen und sich ihr unterwerfen müssen, so stürzen sie sich um so mehr gegen die Herrschaft Englischer Sitten und fremden Gewohnheiten; sie geben ihrer Nationaler Fahne und Kokarde mit, daß sie verschmähen sie Englische Mode. Der niedergebrückten, oft so sonderbaren und abgeschmackten Englischen Camfant nachzueifern, sind sie zu arm: so groß denn ihr Trachten dahin, sich auch in der Lebensweise von den Engländern zu unterscheiden. Eine Menge Französischer Ausdrücke, Redensarten und Gebräuche, von reisenden aus Frankreich mitgebracht, habe ich in schlichter Irischen Bürgerfamilien bereits schrund gefunden. Sogar viele Französische Worte haben die gleichbedeutenden Englischen verdrängt, und die letzterrn müssen sich im Munde des Irländers eine absichtliche Verderbung und Verunstaltung, theils des Lautes, theils der Betonung, gefallen lassen. Ich habe viel dergleichen Beobachtungen über das Leben gesammelt, deren jede einzeln höchst unbedeutend und gleichgültig scheinen mag, die aber im Masse, und in ihrem Zusammenhange mit erwiterten Lebenserscheinungen aufgefaßt, über den Irischen Nationalcharakter sehr wesentlichen Aufschluß geben. Man muß überhaupt das Privatleben eines Volkes, von den niedrigsten Ständen bis zu den höchsten steigen, um alle seine Elemente zerlegen, um über die Richtung klar zu werden, in welcher seine Thätigkeit äußerlich und sein Charakter, seine Gesinnung innerlich sich fortentwickeln wird. Darauf läßt sich manche richtige Berechnung und Prophezeiung gründen.

Ueber als jedem anderen Fremden muß der hier beziehnete Kontrast Irlands gegen England einem Franzosen auffallen, der Irland erst besucht, nachdem er London, Oxford, Birmingham, Manchester, Liverpool, dire Hauptsitze des Britischen Reichthums und Handels, der Britischen Industrie und Geistesfamkeit, gesehen hat. Ich will meine Beispiele von London nehmen.

Die Londoner Kaufleute und Krämer, ihre Frauen, Söhne und Töchter, ihr ganzes männliches oder weibliches Ladenpersonal sind immer geneigt, den Ausländamen, der sich öffentlich bekannt, für einen einfältigen pinsel zu halten und demgemäß zu behandeln. Deutsch-Einer, deutsch sie, kommt ganz sicher dem Fremdenen, von man Seite und Seite auf die Beutrrschlichkeit Englischer Fabrikant schwört; da suchen sie denn die älteste und verlegenste Muster aus ihrem Magazin ausundringen. In dem Laden des reichen Wasserschmetes Palmer, in Regent-Street, trug man die Unverschämtheit so weit, mir eine rohe, gewebene Schere anzubieten und als vorzüglich anzupreisen. Statt unwillig zu werden, stellte ich mich, als wäre ich voller Bewunderung für die Trefflichkeit des Stoffes und der Arbeit; ich wollte doch sehen, wir weit mit der schlechte Scherz — denn daffe hielt ich's anfangs — gehen würde. Ich bemerkte ironisch, Französischen Stahl möchte der gewiß an vielen Wätern ausgetroffen haben, es scheint ihr Vorzüglichkeit in Englischen, daß an dieser Scherre das eine Blatt ganz rein gedrehren wäre. Ich fragte nach dem Preise, er war unsinnig hoch. Während dessen mißelten die Ladenburschen und Mädchen in einem fort über meine Einfalt und über die nächste Eingenommenheit der Franzosen für fremde Waare. Endlich rief mir die Verkäufe, ich legte die Scheren in den Glasksasten zurück, schlug dem nasewesen Burschen hinter dem Ladentische mit dem Handschuh ins Gesicht und rief ihm, sie aufzuheben und im nächsten Jahre zur Ausstellung nach Charing-Cross zu schicken, als ein schönes Probchen von Londoner Industrie und Aechtheit. Bei solchen Ausstritten und Beschuden in den Englischen Kaufläden suche ich gelernt, wir man mit Engländern sprechen muß, damit sie verstehen und bereitwillig antworten. Es giebt ein Zauberwörtchen, das ihnen aus jedem Munde und jederzeit wilkommen ist, ein Wörtchen, worauf sie passen, ein bloßes Frage-Wörtchen, welches hervorzurufen seine Mühe und Geduld sie verdrießt. Was man auch sinn, was man vorbringe mag, mit dem einen Wörtchen, das man allenfalls, wenn man auch gar kein Englisch weiter verstände, durch eine leichte Bewegung des Zrgefingers reklamiren kann, kommt man durch ganz England; es heißt: How much? (wie theuer?) Die Kunde da, how much? dieser Jaadband, dieses Pferd, how much? Sie kennen die Kandidate da und da, how much? das Gewissen des und des Wäbirers, how much? Dies ist das Kardinal-Wort, es herrscht in der Sprache und in dem Verkehr der Engländere. Nur merke Euch, wenn Ihr das Wort ausgesprochen und die Antwort darauf empfangen habt, so wird der Engländer wieder seinen Hals,

Digitized by Google

tief in seine Binde flecken, die Lippen zusammenkniffen, die Hände auf den Rücken legen und ganz und gar das freilige, Russische Wesen annehmen, um dessen willen man auf dem Kontinent keine reisenden Kaufleute und der Eitz mit Pfoten anredet. Dann schreigt er wie ein Klotz; mögt Ihr stundenlang allein mit ihm seyn, es kommt kein Gespräch zu Stande. Geht Euch keine Mühe, fragt ihn nicht über London und die Umgegend, nach über den Weg, den Ihr zu nehmen habt, nach über Englische Sitten und Einrichtungen, Handel und Gewerbe, er thut nichts, er sieht nichts, weiß nichts, er antwortet nichts; er hat nichts im Sinne als seine Waare, um deren Preis er Euch dreifach überseht und keinen Shilling abdonden läßt. Wir der Gualaume in dem kaltsüßete l'Avocat Patelin ist er durch alle Fragen in der Welt von seinen sechs Ellen Tuch und seinen Hammeln nicht abzubringen. Möglich, daß er jahrmal in Frankreich gewesen ist, daß er Französisch versteht und spricht; er sieht zu, wie Du Dich abquälst, Dich ihm auf Englisch verständlich zu machen, und kommt Dir mit keinem Worte Französisch zu Hülfe. Er ist ja in seinem Lande und würde dem eigenen Hausrecht, so wie der Suprematie Englands über andere Völker gar zu nahe treten, wenn er sich herbeilassen, daß er sie nöthig gefunden hat. Deine Muttersprache zu erlernen. Da aber nicht die seine. Am meisten hüte man sich, solche Londoner Lokale zu besuchen, hinter deren Glasscheiben man die Inschrift liest: Ici on parle français. Ich sage nichts von der Ohrenbeichtigen, der Euer dabei warten; aber Ihr werdet nicht eingeladen in einen Hinterhalt gelockt, wo man Euer Taschen ausplündern will. Mit der Anständigung des Parler français ist es bloß auf Vermeidung der Konkurrenz abgesehen. Geht nicht hinein, denn nicht Jeder ist so glücklich, wie ich es ein paar Mal gewesen bin, in einer solchen Spelunke nur einen tauben alten Mann oder ein kallendes kleines Kind anzutreffen.

Wie anders ist das Alles in Dublin. Da ist kein Marmor, keine Bronze, keine Vergoldung an den Kaufläden zu sehen, keine zehn Fuß hohen Spitzschreiben aus einem Stück an den Façaden und Bändern; auch kein solcher Glanz, keine solche Großartigkeit der Lenge und Breite. Oft steht man eine eingestoßene Scheibe durch Papier ersetzt; die Wände sind kahl, wie in einem Magazin oder Schoppen, wo eben aufgeräumt worden ist, so daß man sich unwillkürlich fragt, ob nicht vielleicht gestern die Gläubiger mit Gerichtsdienern da gewesen sind. Keine Legion schwarz gekleideter Commis, kein Schwarm salonsmäßig gepuzter Mädchen erfüllt diese Räume; nichts ist an der ganzen Einrichtung, was die fröhliche, eitle Jugend, oder das geschwätzige, kokette Alter, oder den Stutzer mit seinen phantastischen Gelüsten zum Eintritt locken könnte. Aber ich rathe Euch, tretet ein. Freilich, wenn Ihr seine Waaren Euch nicht zeigen läßt, nicht Schaden trinken an den großen Nägeln in den Dielen, deren Unebenheiten kein weicher Teppich bedecken, über welche noch nie die glattwachsende Wachsbürste gefahren ist. Inwerdin tretet ein. Hier düft und soll Ihr gelsen. Denn der Herr des Ladens selbst kommt Euch freundlich entgegen und grüßt mit freundlicher Miene. Er ist kein schwätzender Salonsmann, bringt Euch einen Stuhl. Der Kaufmann zeigt Euch das Beste, was vorräthig ist, und da er einen Fremden in Euch vermuthet, der von England kommt und solglich gelernt hat, mißtrauisch zu seyn, so wartet er nicht erst auf Euer how much, sondern er sagt Euch gleich den Preis, den Ihr für die Waare bezahlen müßt, wie überhaupt Jeder werdet. Er verlangt auch die Zahlung nicht in Guineen, wie der Londoner Kaufmann thut. Der ehrliche Dubliner wurdet dem Fremden nicht zu, sich mit einer andern Münze und Rechnung zu befassen, als derjenigen, welche im Lande gesetzlichen Cours hat. Wie soll der Reisende wissen, daß, wenn man in Guineen bezahlt, dann solcher Artikel 21½ Shilling gilt. — Wenn die Qualität der Waare Euch nicht zusagt oder der Preis Euch zu hoch ist, so wird der Irische Kaufmann Euch Anderes zur Wahl vorlegen, und der Preis wird zwischen Ihm und Euch auf die freundlichste Weise, im Gespräch, mit Ehrlichkeit seinerseits und mit Zutrauen Eurerseits gestuhd. Wenn Ihr ihn nicht recht verstebt, wird er sich die geduldigste Mühe geben und Alles aufbieten, was er an Französischen Worten weiß; wenn sich aber ein Mißverständniß durchaus nicht heben läßt oder die Unterhaltung gar zu Ennui verzieht, ruft er seine ältrste Tochter, die gewiß und immer des Französischen kundig ist. Dann kommt das Mädchen in Begleitung ihrer Mutter; sie ist durchaus einfach, häuslich, schmuckles gekleidet, von anmuthigem, sinnigem Aeußeren; sie giebt die Erklärung, die von ihr verlangt wird, auf solche, anspruchslose Weise, ohne Hintrein, ohne Geschäftigkeit. Indem Ihr zuhört, findet Ihr den Satz bestätigt, daß unter allen fremden Nationen die Irländer das deutlichste und wohllautendste Französisch sprechen. Nun wird die Unterhaltung lebhafter, die Tochter der Mutterssprache machen einen so freundlichen Eindruck aus dem Munde der Fremden; die Sympathie erwacht, beiderseits wird man von seiner Heimath. Da werden die Gemüther warm; die Persönlichkeit tritt ganz zurück, man verräth sich selbst; nicht mehr ein Franzose spricht mit einer Irländerin, sondern Frankreich und Irland selbst reden durch unseren Mund zu einander. Wie Vieles wird mir jetzt roll klar, wie mancher seinere, verborgenere Zug in der Physiognomie Irlands und der Irländer schließt sich mir auf, worauf nur weiblicher Sinn und weibliche Beobachtungsgabe mich leiten konnten. Und nicht lange, so schwingt im Eifer des Gespräches meine neue junge Bekannte sich zu poetischer Höhe auf; dann nennt sie ihre Heimath Erin, das grüne Erin, den Smaragd im Ozean, wo der Bäume laub nicht welkt, wo der Shamrock, der Irische Klee, ihre dem grünen Dreiblatt den rothen Blüthenbusch entgegen, das Haideteaut die Berge mit purpurnem Violett überkleidet, Wasserlilien auf den blauen Seen schwimmen und Haar Ernten im Fall über Felsen weich dahinschäumen. Aus dem Munde des jüngsten, empfindungsreichen jungen Mädchens vernahm ich einen Wiederhall der zarten Lieder Thomas Moore's und der mächtigen Beredsamkeit O'Connell's. Aber auch die Klage hörte ich nun, die sich schon von dem Genius man, meinem Reisegefährten auf der Eisenbahn, vernommen. „Die Fremden mögen uns nicht beschauen."

(Schluß folgt.)

P o l e n.

Das Polnische Ostermahl.

Zu den charakteristischen Gebräuchen der Polen gehört vor allem das sogenannte Swięcono (Schweinerne) oder Gewidte, ein Mahl, welches am Ostersonntage zu Mittage gegeben wird, und dem die ganze zu diesem Fest versammelte Familie beiwohnt.

Dies Mahl besteht aus einer großen Menge Schüsseln, doch werden die für die Feier bereiteten Gerichte sammtlich satt aufgetragen, nachdem sie zuvor von einem Priester geweiht worden, wovon das Fest seinen Namen erhalten hat. Diese Sitte, zu Ostern mit einander das Gewichte zu essen, wird in ganz Polen beachtet, auf den Schlössern wie in den Hütten, in den Städten wie auf dem Lande. Wenn der Bauer aus der Kirche seiner Parochie zurückkehrt, findet er Eier, Wurst, Lammbraten, Schinken und Kuchen mit Saffran und Rosinen auf seinem Tische. Dies Gastmahl, das er mit seiner Familie und seinen Freunden theilt, soll ihm gleichsam eine Stellung geben, die ihr strenge Enthaltsamkeit sonst, der er sich während der Fastenzeit unterzogen hat. Gegenseitige Glückwünsche geben dem Mahle voran; man wünscht sich eine glückliche Zukunft und eine frohe Gegenwart. Der österreichische Adel der Fensterlichkeit bethätigt darin, daß den Gästen vor den andern Speisen zuerst geweihte Eier, mit einem heiteren Halleluja-Gruß begleitet, dargereicht werden. Der Wirth präsentirt diese Eier, jeder Gast muß sein Theil davon nehmen.

Aus den ältesten Polnischen Schriftstellern ersehen wir, daß der Ursprung dieses eigenthümlichen Gebrauchs, der noch heutzutage in Polen fortdauert und wenas echt Patriarchalisches hat, sich in die Osterfestlichkeiten der ersten Kirche verliert. Rey sagt, wer kein Geweihtes esse, gelte für einen schlechten Christen; jede Schüssel hatte nach ihm ihre besondere Bestimmung, ihre eigene Kraft: die Bratwurst schütze gegen das Gift der Schlangen; der Rettig diente gegen der Zauberei; der jungen Hühner bedienten sich die Hexenmeister. Jeder Ehrist, der nicht zu der in den Kirchen gefeierten Neuferstehungsfeuer erwacht war, verlor das Recht, von dem Geweihten zu essen. Ein anderer Schriftsteller, der sich mit den alten Gebräuchen der Polen beschäftigt hat, berichtet, daß es in den vornehmen Häusern Sitte gewesen sei, zu Ostern zur ein wenig zu essen und das Uebrige der zahlreichen Dienerschaft zu überlassen. In einem Briefe, welchen Nikolaus Pisarz (Pischenka), ein Hofmann des berühmten Feldherrn Tarnowski, an seine Gattin geschrieben, findet man eine ausführliche Schilderung von einem solchen Gewehtrau, welches ein Krakauer Bürger gab.

„Bei Nikolaus Ebrobeski*), so lautet diese Erzählung, „einem Beamten der Stadt, wurde auf einer runden, mit einem gestickten Tischtuch bedeckten Tafel, um welche hundert Personen Platz hatten, auf sechs silbernen Schüsseln verschiedenes Rauchfleisch aufgetragen; auf sechs anderen Schüsseln waren zwei Schweinefeel, gewürzreiche Bratwürste und bunt, besonders dunkelroth gemalte Eier serbirt. Fisarten, aus Kuchenteig gewirkt, waren in sömischen Bewegungen und Handlungen dargestellt; so sah man zum Beispiel Pilatus dem Muhammer eine Strafe weist auf der Tasche stehen; nun essen aber bekanntlich Türken und Juden kein Schweinefleisch; es war also Spaß. Mitten auf der Tafel stand ein wunderschönes Lamm in Lebensgröße; aber ich hatte gern das ganze Gewichte für die Augen dieses Lammes hingegeben; es waren zwei Diamantringe von der Größe einer Haselnuß, auf schwarzem Grund aufgesetzt. Die Diamanten funkelten im strahlendsten Glanze, wahre Augen. Dies Lamm, dessen Anblick täuschend war, war, daß sie den schärfsten Blick täuschen konnte, hatten Fräulein Agnes und der Urheber ihrer Tage selbst verfertigt. Der große Kron-Feldherr, Johann Tarnowski, von Herrn Ebrobeski zu diesem Gewichten eingeladen, begab sich mit seinem Hofstaat in dessen Haus und fand lange Zeit in Staunen versunken vor dem wunderbaren Lamm. Doch welchen Werth konnten für ihn die Diamanten haben? Das Gesicht seines Säbels war ganz mit solchen Steinen besetzt. Bloß die Neuheit entzückte ihn; er aß wenig; außer sich vor Bewunderung, hatte er nur Augen für das Werk und für die Person des Fräulein Agnes. Der alte Mann stieß mehrere Male seinen Säbel zurück, denn er war über alle Beschreibung erfreut und bezaubert. Außerdem sah man vergoldete silberne Flaschen mit Oel und Weineffig und eine gewaltige Krüge voll alten Metbs auf Schüsseln von vergoldetem Silber, umgeben von gleichfalls vergoldeten Weidgeflügern; ferner silberne Schüsseln, angefüllt mit überzuckerten Früchten aller Art, wie sie Gott in unserem Lande wachsen läßt, sämmtlich von Fräulein Agnes zur Herrlichkeit so zubereitet. Kanoffinen, die in vergoldeten silbernen Körben standen, waren mit Wein gefüllt; das Glas war weiß wie Schnee und von vortrefflicher Arbeit."

„Es ist nun Zeit, daß ich von wichtigeren Dingen rede, die auch Du liebst, meine kleine Salomea, von allen möglichen Arten Backwerk, Torten, Kuchen, Baben und dergleichen, deren Zahl ich nicht unmöglich erinnern kann, und von denen die Hauptrorte angeben war. Diese

*) Ob der Verfasser dieses Briefes oder der Krakauer Gastgeber oder Beide den Pisarus für einen Juden gehalten, muß dahingestellt bleiben.

Digitized by Google

hatte wunderlich acht Ellen im Umfange und zwei Fuß in der Dicke. Kaum waren mir angekommen, so drang uns ihr süßer Duft entgegen. Die Kruder dieses koloſſalen Gebäcks waren mit verſchiedenen Figuren verziert; unter anderen erkannte man die ſprechenden Bilder der zwölf Apoſtel, aus Teig geformt. Judas beſonders machte mir viel Spaß; Du erinnerſt Dich wohl noch eines gewiſſen Gottlowski, liebes Saswochchen, der mir für meine trächtige Stute ein ſtrenges blindes Pferd anbot und, mich unwarnend, Gott zum Zeugen anrief, daß das Thier ohne Fehler ſey; gerade ſo — zwei Waſſerſuppen können ſich nicht ähnlicher ſehen — ſah Judas mit ſeinem rothgelben ſaffranfarbenen Schnurrbart aus. In der Mitte befand ſich Jeſus Chriſtus mit einer Fahne, und über ihm ſchwebte ein Engel, der, ohne daß man es merkte, an einem Draht befeſtigt war und ſeinen Flug gen Himmel zu nehmen ſchien; aus ſeinem Munde gingen die Worte hervor: Resurrexit sicut dixit, alleluja! Die übrigen Torten ſtellten mancherlei andere Begenheiten dar. Sehr angiebend war für mich das Bad, ein Kuchen von ganz beſonderer Geſtalt, der einen mit weißem Mehl geſtäubten Fiſchteich darſtellte, in welchem kleine Fiſche und Nymphen ſchwammen. Cupido ſpannte ſeinen Bogen; bei Gelegenheit aber ihre Pfeile zu ſpielen, ſtellte er Scherz, Gott verzeihe es ihm, auf ihre ſchönen Augen, die ſie züchtig bedeckten. Dieſes Stück war mit der ſeltenſten Vollendung gearbeitet."

„Nach den Oblichen verbeten ſing man an, von den Gottesgaben zu genießen. Der große Feldherr erſuchte freundlich, daß man ihm erlauben möchte, den Anfang zu machen, er es verſtünde, — da er ja von Allem ein klein wenig; vom Meth koſtete er, den Wein aber lehnte er ab, indem er ſagte: „Es wäre uns beſſer geweſen, ihn nicht zu kennen; dies Getränk hat uns viel Schaden gethan.""

„Der Kron-Feldherr reichte einem Jeden gewohnte Eier, wobei er ohne Umſtände mit Fräulein Agnes den Anfang machte, die erröthend ihr Ei aß, nachdem ſie deſſelben gedankt hatte. Wir warteten alle ehrerbietigſt, bis der Kron-Feldherr uns erlauben würde, an die Tafel heranzugehen. Es ſtimmte auch nicht, zu uns zu ſagen: „Machen Sie doch von der Großmuth des Hausherrn Gebrauch, meine Herren, oder zum Mag und Kuckuck!"" Er ſetzte ſich vertraulich ſich der Fräulein Agnes, ſtützte ſie auf die Seite und ſagte zu ihr: „„Fräulein, verſtatteten Eure Reize vor Sr. Majeſtät.""" Dann empfahl er ſich Allen und begab ſich aufs Schloß zurück. Als er fort war, fingen wir erſt an, unſeren Appetit zu ſtillen; der Meth und beſonders die Torte auf der Mitte des Tiſches eroberten die Herzen Aller. Dieſe Torte enthielt über ſunfzig Pfund Käſe, eben ſo viel Honig und andere Ingredienzien; ihr Geſchmack war köſtlich. Herr Sniatzich (Schnjatzki) aß mit ſolchem Appetit, daß er beinahe erſtickt wäre. Mitten während des Feſtes wurden wir plötzlich durch die komiſchen Gebete der kleinen Knaben unterbrochen; die Wirthin hatte ihnen verzehrt; dieſe armen Kleinen hatten große Luſt, ſich in unſere Geſchäfte zu miſchen; auch gingen ſie nicht leer aus; jeder von ihnen nahm ein gewaltiges Brod, über acht Pfund ſchwer, einen Topf Meth, ein Stück Kranzwurſt, eine halbe Elle lang, mit Senf zubereitet, und ein tüchtiges Stück gepfeffertes Schweinefleiſch, wie Gott es beſcheert, mit Hinweg. Herr Gaſtellan (Oſtſchaſtzki) lachte wie ein Beſeſſener über einen kleinen Dummkopf, der ſich, als Pilatus verlitten, einen Bart von Flachs und lange Augenbrauen von Birkenmoos angeklebt hatte. Herr Mielecki (Mjalezki) ein Verwandter des großen Feldherrn, betrachtete Fräulein Agnes, hatt ſich mit dem Gewehren zu beſchäftigen; es war, als wollte er ſie verſchießen."

„Wir wohnten dieſem Schauſpiele mit der offenen Herzlichkeit unſerer Vorfahren bei. Jeder aß nach ſeinem Geſchmack. Niemand ſprach den Getränken über die Maßen zu; wir ſchieden mit einem heiteren Halbſolyab, ſchwangen uns auf's Pferd und ritten nach dem Schloß, wo das Kindvolk an den Thüren unſerer Freunde allgemeine Zerrüttung verbreitete. Alle Hofdeamte Sr. Majeſtät und andere vornehme Herren aßen und tranken zuſammen in den unteren Gemächern des Schloſſes, vermieden aber, eingedenk der Feier des Tages, jede Ausſchweifung."

Eine andere nicht minder naive und anziehende Beſchreibung dieſes wraiten Polniſchen Feſtmahls findet man in einem alten Kalender des Großherzogthums Poſen, aus der Zeit Wladislaus IV. Der dortige Erzähler äußert ſich folgendermaßen über die Feierlichkeit:

„Die Wojewode Sopieha (Sapjaha) veranſtaltete zu Dereszyn (Dſchereſchin) ein überaus prächtiges Gaſtmahl, zu welchem ſich eine große Menge Edelleuthen und Polniſcher Großen verſammelten. Mitten auf einer langen Tafel befand ſich ein mit Piſtazien und anderen Leckereien zubereitetes Lamm, welches das agnus Dei vorſtellte, und über dem eine kleine Fahne angebracht war. Dieſes köſtliche Gericht war für die Damen, die Senatoren, die höchſten Würdenträger der Krone und die Geiſtlichen beſtimmt. Auf der einen Seite ſah man vier gewaltige Krüter, welche die vier Jahrszeiten vorſtellten: jeder dieſer Oder war mit Schweinefleiſch, Schinken, Würſten und Spanferkeln gefüllt. Der Koch hatte eine Probe von dem wunderbaften Talent abgelegt, indem er dieſe ungeheuren Maſſen zu braten gewußt. Auf der anderen Seite der Tafel waren zwölf gebratene Hirſche mit vergoldeten Geweihen der Gegenſtand der größten Bewunderung; alle Arten von Wildpret, Haſen, Kaninchen, Rebhühnern, Auerhühnern und Faſanen, waren genommen worden, um dieſe Hirſche, welche die zwölf Monate des Jahres vorſtellten, damit zu füllen. Um dieſe ungeheuren Fleiſchmaſſen herum ſtanden gewaltige Torten, die man nur nach Klaftern meſſen konnte. Dieſer Torten waren zwiundſunfzig an der Zahl, den Wochen des Jahres entſprechend. Dazu kam noch ein ganzer Wald von Samegitiſchen und Mähriſchen Kuchen*), ſämmtlich mit Roſinen, Mandeln und anderem Naſchwerk geſtäft. Hinter dieſen Beſchaffungen befanden ſich dreihundertſünfundſechzig Baben (Mauſefallen), welche die Tage des Jahres bezeichneten. Jede dieſer Baben trug eine andere Inſchrift, und manche neugierige Gaſt beeilte ſich erſt mit deren Entzifferung, ehe er daran dachte, ſeinen Appetit zu ſtillen. Getränke waren in gleicher Menge vorhanden. Zuerſt kamen vier Karaffinen voll Weins aus der Zeit König Stephan's, dann zwölf ſilberne Kannen mit Wein aus der Zeit des König Sigismund; ferner zweiundſunfzig ſilberne Töpfchen mit Schnaps, Spaniſchen und Cyper-Wein gefüllt; weiterhin noch dreihundertſünfundſechzig Flaſchen Ungar-Wein und endlich acht tauſend Edelbunnertſechzig Maß Boeſaſchen Bieres, dieſer für die Dienerſchaft des Hauſes; zuſammen wieder die vier Jahrszeiten, die Monate, Wochen, Tage und zuletzt auch noch die Stunden des Tages begriffen."

Auch in unſeren Tagen wird das Gewehte noch gefeiert, aber im Verlauf der Zeit und durch die Forſchritte der Civiliſation hat es eine etwas andere Geſtalt bekommen. Vergebens würde man jetzt ganze Hirſche und Eber auf der feſtlichen Tafel ſuchen. Jnnerſ überall, wo ſich Polen am eſten Oſtertage befinden, wird man ſie auch dieſe den ihren Vorvätern überkommene Sitte gewiſſenhaft beobachten ſehen. Wie man ſie in Spanien zur Zeit des Kaiſerreiches das Oſterfeſt mit der Feier des Gewehten begehen und ſelbſt die Spanier durch ihre frommr Geſinnung erbauen ſah, eben ſo feiern noch heutzutage die in Frankreich, England und Amerika feſtgeſetzten Fiſchtlinge den heiligen Tag durch ein Gaſtmahl, die gewiſſermaßen einen Theil ihrer Nationalität ausmacht.

Die beiden obigen Gewälde ſind in ihrer einfachen und naiven Sprache ein treuer Abdruck des Geiſtes einer ritterlichen Zeit und ein lebendiges Bild von jenem orientaliſchen Prunk, der in den Volksgebräuchen des alten Polens vorherrſchte und ſich ſo harmoniſch mit dem Charakter ſeiner Einwohner verband, die in ihren Handlungen einfach und edel, in ihrem Temperament heiter und jovial und in ihren Geſinnungen ſo gemüthlich waren.

Mannigfaltiges.

— Philoſophie in Jtalien. Das Land des Galiläi, des Savonarola und des Vico hat ſich zwar ſchon durch dieſe Namen einen Platz in der Geſchichte der neueren Philoſophie geſichert, gleichwohl hat doch gerade diejenige Periode, in der ſich die Philoſophie erſt zur Wiſſenſchaft geſtaltete, keinen ausgezeichneten Kopf in Jtalien geweckt. Es blieb ein ſtummer Zuſchauer bei allen Umwälzungen, welche das Reich der abſtrakten Gedanken in England und Frankreich ſind erſchüt, und nur der angewandten Wiſſenſchaft hat es ſeine Galvani, Volta, Meloni, Plana u. A. geliefert. Jetzt ſcheint es jedoch einen Theil ſeiner Schuld abtragen zu wollen. Es ſchallt aus Jtalien ein Ruf hervor, der einen ganzen Klang durch ganz Europa zu nehmen verſpricht. Dieſer Ruf iſt Rosmini. Der Abbate Antonio Rosmini lebt und lehrt in Turin, wo er bereits im Jahre 1830 ſeinen Nuovo Saggio, d. h. ſeinen „Neuen Verſuch über den Urſprung der Jdeen" herausgegeben auffog. In den dürftigſten Umriſſen jenes und die folgenden Jahre konnte ſich jedoch eine neue wiſſenſchaftliche Erſcheinung kaum bemerklich machen, und ſo blieb ſie im Bereiche ſeiner Lebensfühle und ſeiner Freunde. Gegenwärtig iſt jedoch in Mailand eine zweite Auflage des Nuovo Saggio, und zwar in vier Bänden, erſchienen. Der Verſuch hat ſich Bahn zu machen gewußt und kündigt ſich nunmehr zugleich als den Vorläufer einer „Philoſophie" einer „Syſtems der Moral", eines „Naturrechts" und einer neuen „Unterſuchung über die Natur des Schönen" an. Uns Deutſchen wird Herr Rosmini wohl kaum etwas noch nicht Gekanntes bringen, aber in Jtalien iſt ſein Buch mit Recht als die Morgenröthe einer neuen Sonne begrüßt worden, von der man eben ſowohl Licht als Wärme erwartet. Sein Nuovo Saggio hat nicht blos Anderer, als die Wiſſenſchaft des Abſolnten auf dem Standpunkte der Deutſchen Philoſophie. Die beiden erſten Bände geben eine hiſtoriſche Zuſammenſtellung alles deſſen, was bisher über dieſe Wiſſenſchaft gedacht und geſchrieben worden; der dritte entwickelt des Verfaſſers eigenthümliche Theorie, und der vierte endlich führt zu neuen, aber für jetzt noch unausgereiten Schlußfolgerungen aus dieſer Theorie, ſo wie zu einer Beſtimmung Cauſſiſcher Prinzipien und derjenigen einiger neuerer Deutſchen Philoſophen. Herr Rosmini hätzt unmittelbar an Kant's Kritik der reinen und der praktiſchen Vernunft an und hat ſich dadurch von ſelbſt in eine genaue Parallele oder Oppoſition mit dem Nachfolgern Kant's auf dem Gebiete der Deutſchen Philoſophie geſtellt. Er will es ſich auch keineswegs nehmen laſſen, ein ganz neues Syſtem gegründet zu haben, obwohl er nur mit dem Materiale weiter gebaut, das ihm von Kant überliefert worden. Jntuition, transſcendentale und empiriſche Erkenntniß bilden zwar auch die Grundlagen ſeiner Lehre vom Urſprunge der Jdeen, aber die Eintheilung und die Anwendung, die er dieſen Begriffen giebt, iſt eine von der Kantiſchen Philoſophie allerdings ſehr verſchiedene, und ſo dürfte es wohl auch bald dahin der ärmſten Kritik der Mühe werth finden, von dem neuen Philoſophen-Apoſtel in Jtalien Notiz zu nehmen und ihn bei uns einzuführen. Rosmini iſt damit beſchäftigt, als Erwiderung auf eine Schrift des Grafen Mamiani, eine kleine Abhandlung herauszugeben, die als Leitfaden dazu dienen kann, um mit den neueren Forſchungen in Jtalien bekannt zu werden. Sie führt den Titel „Ueber die Erneurung der Philoſophie in Jtalien" (Il Rinnovamento etc.) und iſt ebenfalls in Mailand bei Pogliani erſchienen.

*) Es nennt man noch heutzutage Saffrankuchen mit Roſinen und Mandeln.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Preuß. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 136. Berlin, Montag den 13. November 1837.

Frankreich.

Schwester Beatrix.

Eine Legende von Ch. Nodier.

Noch vor zwei Decennien war jeder gebildete Franzose der festen Meinung, daß aller Reichthum poetischen Stoffes einzig und allein in dem Schacht einiger ganzlicher mythologischer Wörterbücher anzutreffen wäre, und die klassische Einseitigkeit ging so weit, daß ein seltener Mann aus dem gelehrten Pharmutus, eine Fabel, die sich nicht im Polarsyndrus fand, oder eine anmuthige Erzählung, die ihre Abkunft von dem Chaos und den Verwandlungen des Ovid nicht nachweisen konnte, mit einem Worte, jedes dichterische Erzeugniß, das nicht die staubige und plattgetretene Heerstraße der Griechen und Römer-Poesie gehen wollte, für eine Fehlgeburt der Unwissenheit und Barbarei verschworen wurde. Hatte man genug geredet und gedichtet von den Titanenkämpfen, den Schicksalen des Phäbus und Meleager, den Labdakiden und Banaiden, von dem Raube des Pelops und Atreus und anderen perrauenen Herrscher-Familien, welche die Ueberlieferung des Alterthums und die klassische Lyra der Neueren nach dem Sprache des Schicksals dem Drkus zuwies, so blieb keine andere Wahl übrig, als von vorn anzufangen, und die Schulen wurden nicht müde, diese schönen Worthen, welche nicht die geringste Nahrung für Verstand oder Gemüth enthielten, aber mit dem süßen Wohllaut Hellenischer Rhythmen an Ohr säuselnchten, mit bewundernswürdiger Geduld von neuem zu drillanten und sich anzueignen. Bald war es die merkwürdige Geburt des Dionysos aus der Hüfte des Göttervaters, bald des Tantalus Sohn, den die Götter anbeten und mit ellenlangem Schulterblatt ehrten, dann wieder Danaiden, der aus den Augen seiner gestorbenen Mutter (der Erde), d. h. durch elckantes gewobene Steine, ein neues Geschlecht ins Dasein rief, und tausend dergleichen ungereimte und ungemeinbare Fabeln, deren lächerliche ohne gar schmutzige und gottesläsierliche Einzelnheiten man kennen mußte, um nicht in den Augen der Gesellschaft für einen Irioten zu gelten.*) Daffe auch es aber auch Belohnungen und Prämien für das Kind, dessen Gedächtniß glücklich genug war, die größtmögliche Zahl solcher klassischen Quiequillien auszuwendnen, und der erste Geistliche seiner Parochie hieß, wenn ich mich recht entsinne, die Sache sie nicht tig genug, die das Siegel des priesterlichen Segens aufzudrücken. Und diese Abhandlung und Verunstaltung aller Seelenkräfte wagte es, sich den Namen der Erziehung beizulegen!

Die geistigen Interessen der Völker hatten unterdessen seit Jahrhunderten eine ganz andere Richtung genommen, als die, welche sich mit den kindischen Mährchen des Heidenthums abfinden ließen; die Sekretärin Yvonie hatte den hohlen Götzen der Mythologie aus dem Tempel gejagt, den Lucianische Sarkasmen sie in den Staub geschlagen. Ein neuer Glaube war emporgetaucht, ernst, majestätisch, ergreifend, voll überreicher Geheimnisse und Hoffnungen des Jenseits; in das Menschenherz hatten sich Gefühle gesenkt, die dem Alterthum fremd waren: heiliger Glaubenseifer, echte Gottesfreiheit, Liebe zu den Brüdern, Mitleid und Versöhnlichkeit des Christen. Eine Poesie, welche diesen Gefühlen entsprach, hatte sich mit ergenat, hatte sich ihren selbstständigen Kreis von Geschichte und Sage gebildet. Warum fand diese neue Quelle himmlischer Begeisterung und tiefster Ergriffenheit keinen Eingang bei jenen Weltkünstlern, welche durch ihre Erzählungen aus der langweiligen Wirklichkeit in das Land der Ideale versetzen wollen? Die einzig richtige Erklärung liegt in der sonderbaren Annahme jener heiligen Einfalt, der die ersten christlichen Jahrhunderte ihre ernstesten Gesänge verdanken und ohne welche es keine wahre Poesie giebt. Denn das dichterische Leben einer Nation beruht auf zwei wesentlichen Elementen, dem ungefärbten Glauben des Dichters an seine Erzählung und dem nicht minder festen Glauben des Hörers an den Inhalt des Vorgetragenen. Wo dieses Vertrauen und die gegenseitige Sympathie der für einander organisirten Naturen fehlt, da ist die Poesie ein eitler Klang, armselige Kunst getrocknigten Spitzenfleißes, und es ist gleich, ob der Gesang, womit wir seine Poesie im einfältigen und naipräsonirten Sinne des Wortes besitzen und noch lange nicht besitzen werden, wenn sie sibrdampft zu wiedrerkehren sollte.

Um aber einen schwachen Begriff von dieser Einfalt zu bekommen, muß man die alten Ehronisten ehrlicher Mönche nachschlagen oder in einem abgelegenen Gebirgsdörfchen an dem Heerde einer unverderbenen Bauernfamilie seinen Platz nehmen. Hier werden die erhabenen und herrlichen Ueberlieferungen, deren Gültigkeit zu bestreiten Verwandten greifbt, die sich, gleich einer alten Erbschaft, von einem Geschlecht aufs andere fortpflanzen, wie das hochverehrte und unrüttliche Wort der Greise sie giebt, mit Treue bewahrt. Irrthümer bleiben die bedeutendsten Einzelnheiten einer unreifen, feinoten Aufklärung, welche, ohne etwas von Grund aus zu verstehen, dennoch keinen Glauben schenkt, weil sie die Gesammtheit des Ueberzeugungsstoffes mit ihren Versuchen lächerlich machte und den Zweifel gezaun. Diese Landleute machen ihre Sagen zu keinem Gegenstande von Erörterungen; sie werden dem Richterspruch einer aus nahenden Verwunft und einer abgesprochenen Philosophie den Zugang, binden sich an keine Gränze alltäglicher Wahrscheinlichkeiten, selbst nicht an das Gebiet der Möglichkeit; denn was jetzt nicht geschieht, meinen sie, konnte gewiß ehemals geschehen, als die Welt in ihrer Jugend und Unschuld noch werth war der Wunder, die, Gott sie sie that, als die Engel und Heiligen unter die einfachen und reinen Erdenbürger, deren Leben zwischen Arbeit und frommen Werken getheilt war, sich, ohne ihrer himmlischen Würde zu viel Abbruch zu thun, mischen durften. Diese Erzählungen bedürfen für sie auch keines weiteren Stempels ihrer Glaubwürdigkeit; es reicht das Zeugniß des Großvaters hin, der sie wieder von dem seinigen weiß, und so aufwärts bis zu dem Hirten, der Augenzeuge war, und in dieser Stammtafel einfacher Vertrauchen, die in der Schau von Sünden aufgewachsen sind, hat es nicht einen gegeben, den man der Lüge zeihen könnte.

Freunde, die ihr einen Funken von dem göttlichen Leben, das dem Menschen am ersten Tage seiner Erdbildung zu Theil geworden, in reiner Brust bewahrt, der Ihr ein Herz für Glauben und Liebe habt und in der allgemeinen Verzweiflung unseres Geschlechts nicht an Gott und der Zukunft verzweifelt, Euch sordere ich zur Theilnahme an den gemüthreichen Legenden auf, die das glückliche Leben verflossener Jahrhunderte, welche kein Wissen, aber Jugend hatten, uns in Gedächtniß zurückriefen; aber ohne Sünden, weil es noch keine ist, die der Entwickelung, die einmal begonnen, ihren reifenden Fortgang nimmt. Was Horaz vom leidlichen Tode sagt, das gilt jetzt von der Erziehung der Jugend, dem moralischen Tode alles geistigen Wachsthums, der mit unbarmherzigem Fuße selbst an die niedrigste Hütte pocht. Eben Irrungen mit Macht als Uebel, welche der durch die Zeit unterneisch erweiterte literarische Verkehr in seinem Gefolge hat, in die entlegensten Wohnungen aller Zucht und Schaam, und wie lange wird es währen, so hat die im Keime schon vergiftete Welt, welche aus Licht sich ringt, den wagnerischen Pol einer Universalpoesie gefunden und ihren Gott verloren. Drum, Freunde, ohne Sünden ein reines Gemüth des Volks-Poesie, ehe dieselbe mit Schaam ihrer Nacktheit inne wird und sich, wie Eva, als sie das Paradies verlor, mit einem Feigenblatt bekleidet.

In den höchsten Thälern des Jura, auf seinen westlichen Abhänge, wurde man noch vor einem halben Jahrhundert einen Tannenhainen gewahr, der von dem Dasein der Kirche und des Klosters Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch stummes Zeugniß gab. An dem Abhang einer engen und tiefen Schlucht gelegen und vor den kalten Nordwinden durch seine Lage geschützt, brachte dieser Punkt jährlich die seltensten Blumen der Gegend hervor. Eine halbe Stunde davon, an der entgegengesetzten Seite, wird man ebenfalls die Trümmer eines Herrenhauses anstchtig, das gleich dem Gotteshause in Verfall gerathen ist. Das Einzige, was man von ihm weiß, ist, daß es von einer durch Waffenruhm ausgezeichneten Familie bewohnt war, deren letzter Sprosse seine ganze übrige Habe bei der Errichtung des heiligen Grabes seinen Tod gefunden, aber einen Stammhalter seines Geschlechts zu hinterlassen. Die trostlose Wittwe zog nicht weg von dem Hause der Trauer; der Ruf ihrer Frömmigkeit verbreitete sich mit ihren Wohlthaten in die Welte und erhielt sich in der Tradition des umwohnenden Volkes, das, obgleich es alle andere Titel vergessen hat, sie noch zeigt die Heilige nennt.

An einem jener späten Wintertage, wo der blaue Himmel und die milde Luft gleichsam die Vorfeier des Frühlings begehen, wanderte die Heilige, wie gewöhnlich ernsten Betrachtungen nachhängend, unter den Bäumen der langen Schloß-Allee, deren Ende mit Dornengesträuchern umhegt war, und ihr Schritt stockte nicht gering, als sie das Gebüsch in voller Blüthe fand. Sie beschleunigte ihre Schritte, um sich zu überzeugen, ob vielleicht der zurückgebliebene Schnee ihr das Blendwerk verreite; aber ihr Gesicht hatte sie nicht getäuscht, das Ge-

*) Man sieht, daß der gelehrte Franzose sich wenig um die Resultate Deutscher Wahrheitforschung aekümmert oder sie absichtlich tangerner hat. Will dem auch sein, die Schriften eines Creuzer, Welker, Otfr. Müller u. A. zeugen dafür, daß die Hellenischen Mythen unter ihrer oft paradoxen Außenseite einen tieferen Gehalt und eine innewohnere Verwandtschaft mit dem Orient dem Ohr deutlich erschlieben, der sie zu deuten versteht. Anmerk d Red.

Digitized by Google

flechtwerk war mit zahllosen duftenden Blüthen und Früchten durchwirkt, und sorgfältig hatte sie ein Nestchen ab, um es der von seinem Geschlechte hochverehrten Gottesmutter, die in ihrem Andachtszimmer hing, als die Gabe eines reinen Herzens zu bieten, und tiefste Ehrfurcht heute. War dieser Zoll kindlicher Verehrung der Himmelskönigin nun wirklich angenehm, oder brachte der Engel der Gefühle zum Gegenstande ihrer Neigung eine erhöhte Stimmung in der Person, genug die Schlosserne hatte niemals so wunderherrlichen Empfinden als an diesem Abende gefühlt. In ihrer Brust gelebte sie, täglich denselben Weg zu wachen, um der Madonna immer frische Kränze verehren zu können, und man wird nicht zweifeln, daß sie ihr Gelübde treulich erfüllt habe.

Eines Tages indeß, als die Sorge um die Kranken und Armen sie länger als gewöhnlich von Schloß entfernt gehalten hatte, spurte sie sich vergebens, ihr Vorsatzgehen zu erreichen; die Nacht war schnelle hereingebrochen, und sie fühlte einen Anflug von Reue, sich allein in der Wildniß gewagt zu haben, als plötzlich ein stiller, reiner Glanz, wie das sicht des zunahen Tages, das dämmernde Gesträuch erleuchtete. Sie hielt einen Augenblick ihren Schritt zweifelnd an und nahm auch kein Gedanken, daß, wenn es nicht Johannisnächten wären, die sich so ungewöhnlich früh, wo die Nächte noch so kalt sind, herausgewagt hätten, eine Räuberbande sich hier könnte verborgen haben. Doch trat ihr das Gefühle vor die Seele, belebte ihren Muth, und mit zurückgeworfenem Mantel nahte sie dem Gebüsch, faßte zitternd einen Zweig, der ihr ohne allen Widerstand wie von selbst in die Hand zu fallen schien, und nahm hastig, ohne sich nur umzublicken, den Rückweg zum Schlosse.

Die ganze folgende Nacht dachte die Dame über diese Erscheinung nach, und von dem Wunsche, hinter das Geheimniß zu kommen, ganz ergriffen, ging sie am folgenden Tage um dieselbe Stunde in Begleitung eines treuen Dieners und des greisen Hausoplans zum Orte des Räuberlebens. Dasselbe wider Licht zeigte sich wie gestern, je lebhafter und frischer, je näher sie kamen, so daß sie einen übereinstehen Ursprung desselben vermuthen und auf ihre Knie sanken. Der Priester begann und erhob sich darauf allein, that unter Abhängung eines Kirchenliedes einige Schritte vorwärts und beg die nachgiebigen Ranken des Gesträuches ohne Mühe aus einander. Sprachlos, von Freude und Seelenzufriedenheit durchdrungen, standen sie anfangs wie angewurzelt bei dem Schauspiel, das sich ihren Blicken bot. Ein Bild der Jungfrau war so meisterlich, ans grobem Holze geschnitzt, von einem wenig gelehrten Pinsel mit Fleischfarbe überstrichen und mit Gewänderen ländlicher Wohlhabenheit bekleidet, das feinen Silberschein über die Gegend ausgoß. „Wie göttlich Dich, gebenedeite Jungfrau", sagte endlich der Kaplan mit tiefer Bewegung, und das harmonische Gesäßlein der Sänger begleitete seine Worte, als ob sie von den dämmerlichen Heerschaaren wiederholt wären. In feierlichen Weisen stimmte er darauf die Litanei an, eines jener herrlichen Lieder, in denen der Glaube, ohne es zu wissen, die Sprache der erhabensten Poesie redet, und nach diesen Zeichen seiner Verehrung sahen sie das Bild von seinen Platze, um es in ihre Kapelle zu tragen, einen würdigeren Aufenthalt anzuweisen. In sein Gebet einstimmend, folgten die Dame und der Diener langsamen Schrittes, mit gefalteten Händen und zur Erde gesenkter Stirn.

Kaum betrat es der Straßenweg, daß man dem Gnadenbilde eine festliche Rückkehr einsäumte, mit weithertönenden Kregen es umgrüßte, ihm Weihrauch streute, eine goldene Krone auf sein Haupt setzte und es bis tief in die Nacht mit heiligen Liedern willkommen hieß. Am anderen Morgen aber war es verschwunden, und der Schrecken der Gläubigen, die sich durch den neuen Fund wunderbar gestärkt fühlten, läßt sich kaum beschreiben. Welche Verborgene dürfte konnte dem Schlosse die Gnadenstätten dieser Ungnade zugezogen haben? warum hatte es die Eostesmutter verlassen und welchen anderen Aufenthalt gewählt? Der Leser wird es errathen. Sie hatte den bescheidenen Sitz in ihren Lieblingsgebüsch der Pracht einer weltlichen Behausung vorgezogen. Alle Schlossbewohner verflatten sich in der Abendstunde schon nicht mehr sonders die sonderbare als Tages vorbei. In andächtigste Stille sanken sie vor ihr hin, und die Schlosstaa begann: „Allmächtige Himmelskönigin, ich erkenne, daß Du diese Stätte zu Deinem Heiligthum auserseehen hast; Dein Wille geschehe." Und in kurzem erbob sich um das Bild eine Kirche, an dem die höhere Baukunst Heiligkeit Zeichnungen und Zierrathen anbauer über den ewigen Gedanken beseuchtete Einbildungskraft verschwendete. Die Großen der Erde wollten sie mit Geschenken verherrlichen, und Könige wirbten ihr ein goldenes Tabernakel. Durch die ganze Christenheit verbreitete sich der Ruf ihrer Wunder und lockte in das Thal eine Menge andächtiger Frauen, die zu einer Ordensregel zusammentraten. Die fromme Wittwe, welche als jemals von dem Sitzen göttlichen Gnade, der auf sie herabstieg, gestiftet, konnte den Titel einer Superiorin des neuen Klosters nicht ausschlagen und stand in diesem Amte, bescheidigt, nach einem Leben voll guter Werke und christlicher Hingebung, wie ein Opferduft an den Altären der Jungfrau die Seele verdunstete.

So gehen die Ehrenämter der Kanzel den Heiligen der Kirche und des Klosters Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch einstimmig an.

Zweihundert Jahre waren seit dem Tode der Heiligen verflossen, und eine Jungfrau aus ihrer Familie war nach dem Herkommen zuvor custos. D. Aufsicht führende Schwester im Tabernakel, das sie an hohen Festtagen den versammelten Schaaren zur Anbetung aufschloß, dessen Säuberung und gebührende Ausschmückung ihr oblag; Stand und bitterschändliche Flitzen hatte sie zu verschwichten und, um Altar und Kreuz damit zu umwinden, Blumen von der reizendsten Form und den feuchtesten Farben zu sammeln, welche, zu sinnigen Kränzen und Sträußen vereinigt, durch das nach Osten geöffnete Hauptfenster der Kirche die klarsten Blumen der Wiese, in Aur und Purpur gekleidet, die auferstehen Schwesterlinge das zu Gesellschaft luden. So wie aber die Blüthenzeit des Vorsteiauchs kam, erhielt er vor allen anderen Gaben des Frühlings den Vorzug; war sie verblüht, so legten die geschickten Nonnen, welche der Natur das Geheimniß abgesehen, den Sämereien, von seinem Staube bereitet, mit Silberstaub durchsogen, in den Schooß der Heiligen, und gewiß hätten sich die Schmetterlinge zuweilen durch die Aehnlichkeit täuschen lassen, wenn sie auf diesen bewohnten Blüthen, die nicht für sie gemacht waren, auszuruhen gewagt hätten. Die Schwester Aufseherin hieß damals Beatrix. Höchstensachtzehn Sommer alt, hatte sie kaum lagen können, daß sie schon sey; denn mit sunfzehn Jahren war sie in das Kloster, trat die dessen Bluthen, gekommen.

Beatrix hatte jenes glückliche oder unglückliche Alter erreicht, wo das Herz eines Mädchens fühlt, daß es zu lieben bestimmt sey; aber dieses anfangs noch unbegriffene Bedürfniß machte sich nur gewonnter für ihre Psychiatrie. Dunkle aufer Stunde, sich über geheimen Empfindungen zu deuten, sah sie in ihnen nur den Trieb nach größerer Innigkeit für die angebetete Jungfrau und deshalbtage sich des Mangels an Eifer für den Gegenstand ihrer Liebe, weil ihre Gluth sich nicht bis zur Verzückung, zu die zum Wahnsinn steigern wollte. Diese andächtige Schwärmerei, die sich zum Hunger sündigen, weil sie das Herz noch nichts dieser leidenschaftlichen Zuneigung Würdiges gefunden hatte, demächtigte sich aller ihrer Gedanken und Gefühle in dem Grade, daß, wenn sie mit machen Sinnen genug von der ungahnten Herrlichkeit der Geisterwelt gerätsamt hatte, selbst in den Träumen geheimnißvoller Bilder und Gestalten sie zauberisch umschwebten. In diesem Zustande fand man sie in tenstem Gebete vor dem Tabernakel knieend, Thränen erstickten ihre Stimme oder benetzten die Schwelle des Heiligthums, und lächelnd meckte die Liebreiche von ihrem Sternenthrone auf diese glückliche Unschuld niederschauen, der so nach schweren Verirrungen und Prüfungen ihre militerlichen Arme nicht zu weniglich geschlossen hatte.

Um diese Zeit ereignete sich ein Vorfall, welcher den Schleier von dem Geheimnisse hob, unter dem es für Beatrix bisher sich verborgen hatte. Ein junger Edelmann aus der Umgegend war in dem Walde von Räubern überfallen und daselbst für todt zurückgelassen worden, und obgleich die Klosterfrauen nicht die geringste Theilnahme, sein Lebenslicht, das jenen Augenblick zu erlöschen drohte, erhalten zu können, trugen sie ihn dennoch in das Krankenzimmer. Um die damalige Zeit verstanden die Klosterschüler das Medikgste von dem wundärztlichen Heilverfahren, und Beatrix, darin nicht fremd, wurde von den Oberinnen zu dem Verwundeten hin auf Hilfe geschossen. Sie brachte gleich den ganzen Vorrath ihrer ärztlichen Kenntnisse in Anwendung, zähte aber mehr auf die Allmacht und das liebevolle Eingreifen Mariens und erlangte durch die gewissenhafte Hut des Kranken, dem sie alle übrige Zeit, die sie ihren frommen Uebungen entziehen konnte, unermüdet schenkte, den gewünschten Erfolg. Sie umwand schlug seine Augen wieder zum Lichte auf, erkannte seine Retterin, die er in dem Schleife ihres Vaters einigemal gesehen hatte, und legte ein leidenschaftliches Bekenntniß seiner Liebe ab, das ihr Herz erbeben und den bedrerseitigen Retten einst gehässigen Liebe vor dem zitternden Mädchen ab. Beatrix hörte ihn stumm, und nur für ihre Gelübde fanden zu danken. Sie entwand sich den krastlosen Armen Raymund's und eilte in ihrer Verstörung zu den Füßen der Jungfrau. Aber sie fühlte in ihren Adern ein fremdes Feuer wüthen, das mit irdischem Begehren an den Saiten ihres Glaubens leichte und sie in Asche zu verwandeln drohte. Sie warnte heiße und bittere Thränen, lag flehentlich mit gebrochenem Herzen auf ihren Knieen, aber die Flamme wollte sich nicht kühlen. Einen Theil ihrer Zeit brachte sie noch immer bei dem Kranken zu, dessen zunehmende Besserung nicht mehr ihre unausgesetzte Sorgfalt erheischte.

Christ in der schönen Abendstunde, wo alle Schmettern sich bereits in ihre Zellen zurückgezogen hatten und nur die fromme Bitte im Innern empvorstieg, wahnte Beatrix sogenten Ganges den Weg nach dem Ober, und indem sie die Leuchter auf den Altar niederstetzte, öffnete sie mit bebenden Händen den Eingang zum Tabernakel, und absolute erwartet, als sürchtete sie, daß ihr Himmelsbräutigam sich mit dem Blitz ihres Auges vernichten könnte, kniete sie mit niedergeschlagenen Blicken und zitternden Gliedern hin und versuchte zu beten; aber die Worte erstarben ihr auf den Lippen, wurden von Schluchzen unterbrochen. Sie verbirgt ihre Stirn in den Händen, ringt unsonst nach Ruhe und ordentlich Sammlung. Schöner Bräutigam ihres Herzens einige unsagbaren Sünde, eben daß sie recht weiß, ob sie ein Gatte oder eine Gotteslästerung ausspräst: „Gnadenreiche Wohlthäterin meiner Jugend, bieder meine einzige Liebe und sür immer die Geheterin meines besseren Ich, warum hast du meine Beatrix verlassen? den schwachen Leidenschaften der Abgrunde sie zum Besten lassen? Dein allsehendes Auge weiß, daß ich nicht ohne blutigen Kampf die Waffen gestreckt habe; aber es ist geschehen, unwiderruflich geschehen; sortan werde ich nicht mehr in deinem Heiligthume walten, weil die Unbeilige es nicht verdient. Ich siehe sein von deinem Antlitz, den Schachel in der Brust, die Qual über die entsetzliche Sünde, die selbst deine reine Hand in das entweihte Berg mich weder zurückziehen kann. Maria, Schmerzensmutter, neige dein Ohr meinem Flehen, deine Thränenbone meinen Thränen, die bezeugen mögen, daß ich mit dem feigen Verzicht meiner Sinne nicht einverstanden war, und nimm die letzte meiner Benedeiungen wie die bisherigen auf, oder, war mein Sieg für deine Ehre einiges Aergernißerregt werth, dann weise mich, ehe ich diese Schwelle überschritten habe." Mit diesen Worten erhob sich Beatrix und nahte dem heiligen Bilde, schmückte es mit neuen Blumen und verbarg die alten, zum ersten Mal zitternd über die fromme Handlung, zu der sie kein Recht mehr hatte, unter wiederholten Küssen in ihren Skapulier, um sich nie wieder von ihnen zu trennen. Noch einen Blick warf sie auf das Bild und sloh mit einem Schrei des Entsetzens.

Die folgende Nacht lad den schönen verwundeten Ritter und eine junge Nonne, die ihr Gelübde gebrochen, von muthigen Rossen gezogen, das Kloster in Eile verlassen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Bibliographie.
Eléments d'Algèbre. — Von Bourdon. Sit Kuß.
Essai sur la déclamation oratoire et dramat., suivi d'une nouvelle méthode curative du bégaiement et de tous les vices de la parole. — 6 Fr.
Études élémentaires de la Musique. — Von Damour und Burnett. Vollständig in 45 Lief. 11½ Fr.
Olinde et Sophronie. — Trauerspiel von P. J. B. Dalban.
Le fat dupé. — Schauspiel in 2 Akten, von J. Deligat. Cambrai.
L'Officier bleu. — Drama in 3 Akten, von Foucher und Alboyz.
Expériences comparatives faites à Genève en 1836 entre des bouches à feu en fonte de fer d'origines française, anglaise et suédoise.
Cours élémentaire de Culture des Bois. — Von Lorentz. Zweite Auflage. 7 Fr.
Traité pratique des émissions sanguines. — Von H. J. L. Magistel. 7 Fr.

England.

Irland, mit Französischen Augen betrachtet.

(Schluß.)

Ich ging mit tausend Gedanken im Kopfe. Das junge Mädchen hatte mir mit solcher Begeisterung die lieblichen und erhabenen Naturschönheiten ihres Vaterlandes geschildert, die Berge und Seen von Wicklow, Killarney und Gougarriff im Süden, die Gestade von Antrim und den Giant Causeway im Norden, daß meine Phantasie ganz davon eingenommen war. — Ich konnte nicht umhin, die Ausnahme, die ich bei Irländern gefunden, mit der in England zu vergleichen. Warum ist der Engländer überall so steif, so kalt, so unsichtbarem, so wenig mittheilsam? Wie der jüngste Sohn von Gastfreiheit, Landzunkerei, der in der Hauptstadt mit viel von seinem Gute und Schlosse geprahlt hat, verlegen und verdrießlich wird, wenn ein Besuch ihn auf seinem Neste in der Provinz überrascht, so scheint es beinahe, so ist England. Es graust dem Auslande gegenüber mit seinem Reichthume, mit seinem Luxus, aber es begegnet dem Fremdlinge unfreundlich, wenn sie kommen und in der Nähe bewundern wollen, was sich aus der Ferne, jenseits eines Meeresarmes, so herrlich ausnimmt; wenn sie kommen, den Charakter und Zustand der Nation zu studiren, nicht in den Klubs, nicht in den Salons, nicht in den Gastzimmern, wo Britannia sich in ihrem höchsten Glanze zeigt, ganz darinnen von Wirthes-Seele wie Champagnerwasser, wo man sich durch Gänge und Vorzimmer, voll goldberrirter und gepolsterter Lakaien, zu ihr drängen muß; sondern wie man allein große Männer und große Völker kennen lernen kann, in ihrer Häuslichkeit, im Schlafrock, in der ungezwungenen Gestaltung des Privatlebens, im täglichen Handel und Wandel, im Kramladen, in der Taverne, auf offener Straße. Das will England nicht leiden, so betrachtet und genommen zu werden. Wenn der Ausländer sich nicht dranßagen will, die fertigen, zubereiteten Vorstellungen aus der großen Welt sie Wahrheit anzunehmen und zu seinen Landsleuten hinzutragen, wenn er Aufschlüsse über das Innerste des Staates zu verbergen, treffen es sich schon; der Mantel ariostofratischen Stolzes, in den es sich einhüllt, soll die Geschwüre verdecken, die an seinem Leibe zehren, die gräulichste Volks-Armuth und die noch gräulichere Prostitution.

Ja wohl, die Armuth und die Prostitution! In den größten, reichsten, gewerbsamsten Städten des Landes sah ich sie Hand in Hand; sie gehen neben einander und werden eines in ihren zerrüttenden Wirkungen. Riesend ist die Armuth häßlicher, widerwärtiger, als in London, Manchester und Liverpool; es ist keine nackte Armuth, die erweckt Mitleid erregt, sondern eine verwunnene, die sich verbergen möchte, die sich in alle Lumpengarne der Eitelkeit hüllt, in die Put und Hauderbuch, in schwarzen Frack, Kaschmirtuch und feinene Rede. Aber der Hut ist schmutzbrezig und rissig, der Shawl ist verblichen, das Kleid fitzt nicht, der Besatz schleppt in Fetzeln auf dem Boden nach, das schwarze Tuch ist die auf den letzten Faden durchgerieben, die Waschen klaffen, die Strümpfe haben der Farbe beraubt, zu den durchlöcherten Hantschuhen sehen die Finger, zu den Stiefeln und Schuhen die Zußzehen hervor. In solchem Aufzuge wird die Armuth erst recht dämmlich. Die Straßen in den großen Englischen Städten geben das Bild eines wandernden Trödelmagazins, wo lauter vom großen Herrn auf den Bettelmann und vom Bettelmann auf irgend einen armen Teufel herabgekommene Kostüme sich durch einander treiben. Mehr als Ein Robert Macaire spielt in dieser schmutzigen Bettelracht seine plumpe Schurkenrolle, und wehe als Ein Geschöpf, in Federhut und Schleier, redet Dich im Vorübertreiben an, während die dürren Hände den Shawl um die nackten Schultern herumstreifen: „I am hungry — mich hungert!“ Die Armuth ist die Altere, die Prostitution die jüngere Schwester; die eröffnet Straße ist beider Gebiet, da treiben sie ihr Wesen; die Polizei sieht nichts, hört nichts, sie hat nichts damit zu thun. Man hat eine Statistik der Prostitution in Paris und Frankreich entworfen, den Umfang bestimmen können, welchen sie erreicht hat. Und Länder ein zweiter Parent-Duchatelet auf, er wäre nicht im Stande, dasselbe für London zu leisten. Hier herrscht sie in riesenhafter Anerdehnung; man sieht nicht ob, wo sie anfängt, noch wo sie aufhört; über ganz England schlingt sie ein Netz des Schmutzes und der Sünde, dessen erste glänzende Ringe die Courtisanen mit den nackten bisdenend weißen Schultern im Drury-Lane-Theater halten, während die äußersten Fäden sich in Fabrikstädten und Seehäfen im Kothe der Winkelgäßchen verlieren. Das Gesetz Englands schweigt; es schützt nicht, es straft nicht, es wehrt dem entsetzlichsten Mißbrauche der menschlichen Freiheit nicht. Mag Britannien durch seine tausendstimmige Presse, durch die fremden von seinem Golde gedungenen Organe, mag es durch den Reichthum und die Verschwendung seiner Lords, seiner Compagnon auf allen Europäischen Heerstraßen rollen, den anderen Völkern zu imponiren suchen, mag es sich seiner Industrie, seiner Erfindungen, seines Maschinenwesens, seiner Legionen geschickter Arbeiter, seiner raschen Renner, seiner kühnen Wettritte, seiner Fuchs-Jagden, der Schlösser und Parks seiner Aristokraten, seiner grazioso-ungraziösen Mädchen, seiner Kunstschätze und goldenen silbernen Geräth, seiner Seehäfen, seiner Ostindienfahrer rühmen und auf die donnernden Thaten des Oceans, deffen Königin die stolze Britania sich nennt, das bemeinde Rule Britannia anstimmen. Immerhin, der Stolz ist gerecht, aber gerecht ist auch, die Krebsleiden dieser Herrlichkeit zu zeigen. Wie Schmutz und Not den Palazzo und das Ey der stolzesten Monumente zernagt, so an dem Gebäude der hochgepriesenen Englischen Civilisation jene beiden großen Krankheiten, für welche keine Heilung abzusehen ist.

Warum sieht Irland, das arme, unterdrückte, entblößte Irland, es gern, das Fremde zu ihm kommen? warum empfängt es sie mit offenen Armen und verbreitet ihnen nichts? Fragt einen Irländer nach etwas, was sein Vaterland betrifft, und das Herz sitzt ihm auf der Lippe; er giebt Euch jede verlangte Auskunft, und oft noch mehr. Und dieses Volk, das seine Gäste so freundlich aufnimmt, das ihnen so viele Zuvorkommenheit, Ehrlichkeit, Zartgefühl beweist, dieses Volk ist in einem von Gott mit Reichthümern der Naturschönheit reich ausgestatteten Lande wird gleichwohl von den Ausländern gering geschätzt; man geht daran vorbei, man würdigt es kaum eines Durchfluges. — Die Insel ist reich an Ruinen und Denkmälern aus alter Zeit; neben Gothischen Kapellen und Abteien aus dem 14ten und 15ten Jahrhundert findet man die Cyclo-, riesenmäßigen Grabsteine aus der Celtisch-Druidischen Zeit; die Dänen, die Sachsen, die Anglo-Normannischen Eroberer, die Religionskriege, die Gewaltszeit Heinrich's VIII. und seiner Tochter Maria, der zerrissende bilderstürmerische Fanatismus der Soldaten Cromwell's, religiöse und politische Verfolgungen noch im vorigen Jahrhundert boten Irland heimsuchungen und innere Wehen mit interessanten, düsterisch merkwürdigen Träumern bedeckt; warum reisen die Archäologen nicht hin und suchen sie auf? — Wer hätte nicht die klaren Seen Irlands kühnen hören mit ihren zahllosen grünen Inseln; seine Wasserfälle, oft 200 Fuß hoch, an Felsenbändern, die das Gletscher überklettert und den Begleiterbann seinen Führer nicht umgehen brauchen; Irlands schwärzliche Berge, woran die Nebel und Wolken in wunderbar und schauerlich gestalteten Massen lehnen; seine Steinklippen, mit rothem Haidekraut überdeckt, die am Rande steiler Abgründe drohend überhängen; seine fechshundertjährigen Riesendame, die in den Trümmern alten Glanzes umgehn; das Gebirge seiner Moore, die seine Ebenen wie Meeresarmen durchziehen, die in der Welt seines gleichen nicht findet. Und wenn Ihr zu den Hütten hinsteiget, die in den Thälern, am Abhange der Hügel, am Fuße der rauschenden Wasserfälle zerstreut liegen, so begegnen Euch schöne weibliche Gestalten von schlankem, kräftigem Wuchs, weißer Haut, die großen blauen Augen von langen dunkeln Wimpern überdeckt und von feinen schwarzen Brauen überdörrt; eine schöne, reine, ursprüngliche Mischung Celtischen und Sächsisch-Normannischen Typus; blonde Lockenköpfe, wie sie Lawrence nicht lieblicher gemalt hat, andere wieder mit stolzer schwarzer Lockenfülle wie Schefter's Judith. Es ist in Irland tausendfacher Stoff zu Romanen, wie die Lebensweise Nieta Land's; warum gehen die Maler nicht hin? — Es existirt ein eigener Irisches Alphabet, und wäre die Insel durch ihre Lage von Alters her zur Seeherrschaft berufen gewesen, statt an die äußerste See Europa's, an die Schwelle des Atlantischen Oceans, eine Heimat für Räuber und Abenteurer aus allen Nachbarländern, hingeworfen zu sein, wer weiß, ob nicht Irische Schrift nicht eine Verbreitung gewonnen hätte gleich der Phönizischen. Die Fischer an der Westküste Irlands sind noch von unvermischtem Celtischem Stamme, zu ihnen ist die Englische Sprache nicht gedrungen; sie singen noch in echt Erischer Sprache die uralten Balladen und Lieder ihrer Barden. Warum gehen sie Gelehrte, Sprachforscher nicht hin, diese Ursprache in der Wiege zu studiren? Warum setzt sich kein Dichter zu diesen Völkchen in die niedrige Erdhütte und lauscht den Tönen dieser harmonischen, naiven, naturtrischen, so alten und doch so ewig jungen Poesie? — Auch eine eigenthümliche Irische Musik existirt, die noch nie entdeckt, in einfachen, klagenden Accorden, bald in raschen, munteren Liedersätzen zum Herzen spricht. Es besteht manchrlei Elemente darin: die tiefen Kehllaute der Erischen Sprache, das Gemurmel der Seen, der Hall des Echo von den Felsen. Die Erinnerung an so viele Volksschicksale und Leiden. Es ist eine Naturmusik; zu ihr gehören von Anfang an die Harfe von Erin, über welche der Engel des Christenthums die Flügel gebreitet. Zwar die Harfe ist verstummt, ihre Saiten bärarn schlaff oder sind gesprungen; es jedoch hört man auf der einsamen Spitze eines Berges oder einer Klippe aus entlegenen Hütten die Melodien herausklingen, die wie im Traume an Irlands alte bessere Zeiten mahnen. Damals, in den Tagen O'Brien's, rühmten die Barden von der Frömmigkeit und Heiligkeit der Sitten des Irischen Volkes: „Ein Mädchen, jung und schön, mit Armbändern und Diamanten geziert, möge ganz allein die Insel durchwandern, ohne Gefährde ihres Schmuckes und ihrer Keuschheit.“ — Warum ist bei dem Allen Irland verpfeffen, verlassen, von den Reisenden, den Dichtern, den Künstlern, den Staatsmännern verschmäht, als wäre es ein unfruchtbares, grauenhaftes, von Gott mit Fluch geschlagenes Land?

Digitized by Google

Ich habe mich bemüht, es kennen zu lernen. Ich habe es durchwandert in allen Richtungen und überall zu beobachten gesucht; von Oft nach Süd, von da nach Westen und Norden habe ich die Runde gemacht, durch verödete Städte, über Berge, Halden und wüste Torfmoore, längs den grünen Ufern seiner Flüsse und Seen und Länge der Gestaden des grollenden Meeres. Ich trat in die armseligen Bethäuser und Kapellen der katholischen Landleute; ich sah sie unter freiem Himmel, zu Füßen eines morschen hölzernen Kreuzes, auf den Knieen zu dem Erlöser beten. Ich sah Abends in der Fischerhütte, höre den Liedern, den Mährchen, den Erzählungen der alten Großväter zu; ich freute mit den kleinen Kindern, die bloß aus Spaß, so sinnlos sie sind, kühn, kühn so nackt, so arm; und ich dachte mit Wehmuth daran, wie sie heranwachsen in diesen in die Erde gegrabenen, mit Torf und Lehm bedeckten Löchern, die man hier Hütten nennt, verloren in Elend und Schmutz, das Hausthevium zum Gesellschafter. Und oft kam ich, das Herz voll von solchen Anblicken betrübend, zu Tafel des Reichen, des Besitzthum, der 200,000 Morgen Landes sein Eigenthum nennt und herrschet, wie viel Seen, Berge und Wasserfälle er in seinen Besitzungen zählt, wie viel Pferde er in seinen Ställen füttert, wie viel Koppeln Hunde er martet und abrichten läßt, wie viel Rudeln Hirsche in seinen Parks und Forsten, und wie viele armen Bauern und Pächtern er zu leben giebt — das ist der Ausdruck —, ganz Irland und Steuern und Zehend zu leben giebt. Meine Reise ist noch lange nicht zu Ende, doch weiß ich nun schon Irland und sein ganzes Leid auswendig. Noch widerhallet diesem schönen unglücklichen Lande in der Meinung der Europäischen Welt kein Ruf, als der: Irland leidet! Führen nur Engländer, nicht Irländer, das große Wort, und sie sprechen von Irland nicht anders, als mit höhnischen Lächeln und verächtlichen Seitenblick. Was sie von Irland Gerüchtbares nach Weltenmetrischen sagen, wird nicht minder gegländt, als was sie von England prahlen. Ihre Stadt ist es, die Irrwehen sich abscheidende Verstellungen von Irland machen, und ihre Schuld, wenn der Reisende, der Irland besucht, auf den ersten Blick jene Verstellungen bestätigt zu finden meint. Sie haben Irland so gemißhandelt, so unglücklich gemacht, daß seine übrige Nachbarschaft gleich in der ersten Stunde dem Fremdling in die Augen fällt und der Schrei des Jammers ihm in die Ohren tönt. Das schreckt zurück. Das unerschöpfliche Mitleid und die aufopfernde, von fürstlichem Reichthum unterstützte Wohlthätigkeit vermag gegen diesen Umfang des Elends nichts; sie reicht nicht aus, Einen Hunger unter Tausenden zu stillen, Einen Blöße unter Tausenden zu kleiden. Wer reist, sucht in der Regel Vergnügen, Erholung, Erheiterung; hier fühlt man sein Herz, indem Schritte schmerzlich treffet, und Wenige mögen eine ganze Reise damit zubringen, Almosen anzuhäufen, über die Armen, Unterdrückten zu jammern und die Verblendung der Unterdrücker zu beklagen.

Java.

Dschoko Pirangen, der König von Negypten.

Eine Javapetische Sage.*)

Im Lande Bali lebte ein Mann von großer Weisheit; sein Gewerbe war der Landbau, sein Name Dschoko Pirangen. Zu diesem Manne gelangte die Kunde, daß in Negypten Mangel an Lebensmitteln sey. Da machte er sich auf den Weg nach Negypten und nahm große Vorräthe von Reis und anderem Getraide mit. Als er in Negypten ankam, lernte er dort einen Mann aus dem Dorfe Karas kennen, welches Dorf im Lande Bali lag. Dieser sein Landsmann hieß Kjahi Haman. Dschoko Pirangen zog mit Kjahi Haman zusammen, und sie lebten gemeinschaftlich von ihrem Erwerbe. Als Kjahi Haman die große Weisheit des Dschoko Pirangen bemerkte, aber er, daß sein Gefährte einst König werden würde; er bewies ihm die Ehrfurcht eines Unterthanen und that ihm in allen Stücken seinen Willen.

Nachdem Beide durch ihr Geschäft sehr reich geworden waren, berieben sie sich unter einander. Dschoko Pirangen sprach zu Kjahi Haman: „Wißt Du meinem Wort folge?“ — „„Ja““, antwortete Haman; „„welches auch Dein Rath sey, ich gelobe Dir Gehorsam.““ — „Wohlan“, sagte Dschoko Pirangen; „hier in der Hauptstadt wohnt armes Volk in Menge; wie wär es, wenn wir sie mit Speise und Kleidung versorgten? Gewiß würden sie dann alle uns anhangen! Sage aber ja, daß es ihnen nicht an Speise und Kleidung gebreche!“ Haman antwortete: „„Es geschehe Dein Wille.““ Darauf sammelte Kjahi Haman alles arme und geplumpte Volk und vertheilte Kleidung und Speise unter dasselbe. Alle traten zusammen und huldigten dem Dschoko Pirangen als ihrem Gebieter.

Als nun Dschoko Pirangen ein Heer beisammen hatte, ließ er auch Waffen in unter sie austheilen; wer eine Lanze haben wollte, der bekam eine Lanze, und wer lieber ein Schwert nahm, der bekam ein Schwert. Nachdem sie alle gewappnet waren, gab ihnen Dschoko Pirangen folgenden Befehl: „Bricht alle Straßen, Krieger, und so der König von Negypten irgendwo vorbeikommt, fasset ihn gleich und bringt ihn zu mir!“ Darauf besetzten sie alle Straßen und Thore.

Da kam der König von Negypten eine Nacht auf den Gedanken, in seiner Hauptstadt von Außen und von Innen die Runde zu machen; er nahm aber kein Gefolge mit. Die Kriegsleute des Dschoko Pirangen wurden bald seiner habhaft; Dschoko Pirangen ließ ihn ihrem und kleidete sich in sein Königliches Ornat. Der Leichnam des Königs aber blieb auf der Straße liegen.

Darauf erging ein Befehl des Dschoko Pirangen an sämmtliche Magnaten in den Provinzen, sich in der Hauptstadt einzufinden. Alle erschienen und begaben sich in den Palast. Dschoko Pirangen saß auf dem Throne und sprach zu ihnen: „Vernehmet auf, Ihr Magnaten! Euer voriger König ist todt. Wollt Ihr mir nicht glauben, so gehet und schauet! Dort in der Straße liegt sein Leichnam.“

Die Magnaten gingen und überzeugten sich, daß Dschoko Pirangen wohl gerathet hatte. Nachdem sie den Körper gereinigt und begraben hatten, wurden sie ein zweites Mal in den Palast beschieden. Dschoko Pirangen saß wieder auf dem Throne und sprach zu ihnen:

„Ihr Magnaten Alle! vernehmt den letzten Willen Eures vorigen Königs! Die Herrschaft über ganz Negypterland ist an mich vererbt; ich werde hinfüro über Negypten herrschen! Glaubet Ihr mir nicht, so ist hier der Beweis: Ich trage das Königliche Ornat des Verstorbenen!“

Als die Magnaten solches hörten, fürchteten sie sich alle und huldigten dem neuen Könige. Kjahi Haman aber wurde erster Minister. Also war die Herrschaft des Dschoko Pirangen über Negypten befestigt.

Darauf traumte König Dschoko Pirangen in einer Nacht, er (Sie von Jerusalem*) den ein Feuer kommen, das über ganz Negypterland sich verbreitete: das Feuer verzehrte den Königlichen Palast und die Häuser der Großen und die Häuser der gemeinen Leute dazu. Nur die Wohnung des Sajid Hinram blieb unversehrt; Sajid Hinram aber war die Seinen allein Bekenner des Islam, und alle übrige Negypter waren Heiden. Der König erschrack sehr und erwachte von dem Schrecken, aber die Erinnerung an seinen Traum ließ ihn nicht zur Ruhe kommen.

Darauf berief er den König, daß alle Stemdeuter der Hauptstadt vor ihm erscheinen sollten. Diese folgten seinem Befehl, und der König erzählte ihnen von seinem Throne herab, was er im Traume gesehen. Darauf sprachen die Sterndeuter: „Großer König! die Deutung Deines Traumes ist folgende: Deine Hauptstadt und Dein ganzes Reich werden zerstört werden durch den Sohn eines Bekenners des Islam. Derjenige aber, welcher dieses Reich zum Untergang bringen wird, ist jetzt noch nicht geboren: er wird der Sohn einer Bekennerin des Islam sein und Nabi Musa heißen.“ **)

Mannigfaltiges.

— Literarische Reactionen. Wir theilen in unserem Blatte heute den Anfang einer Legende von Charles Nodier, dem vielerfahrenen, durch die Schrecken der Revolution geläuterten und bei aller Strenge der Form doch überaus anmuthigen Schriftsteller mit. Es ist dies ein wahrgenommener Versuch, dem auf Irrwegen befindlichen Geschmack des Französischen Publikums eine bessere Richtung zu geben, keineswegs aber ein Erzeugniß der Südmuth, oder gar jener Ansicht, welche die Wiedererweckung des Abergiaubens für einen Weg der Rückkehr zum Glauben hält. Die fremdliche Legende, die uns hier mitgetheilt wird, ist allerdings nicht ohne ihre Mängel, aber diese sind so handwerks nichts Krasses, wovor ein gesunder Sinn unwillig sich abwendet, sondern sie sind in die edeln Formen der Kunst geleitet, der man so gern auch in das Reich des Uebersinnlichen folgt. Aehnliche Versuche sind in Frankreich mit Vorzug auch auf anderen Gebieten von einigen wohlgenannten Schriftstellern gemacht worden. Dazu gehören unter Anderem die Bemühungen Alfred's, seine Landsleute wieder mit den Reizen der klassischen Literatur der Alten vertraut zu machen, und dazu müssen wir auch die so eben erschienene neue Ausgabe der „Valerie“ von Frau von Krüdener, mit einer kritischen Einleitung von Ste. Beuve, zählen. ***) Valerie, ein weiblicher Charakter, wie ihn Mad. George Sand gern zum Gegenstand ihrer Darstellungen macht, weiß doch den Leiden, denen sie durch die sozialen Uebelstände der Zeit unvermeidlich ausgesetzt ist, auf edlere und menschlichere Weise zu begegnen, als Lelia, Indiana und wie die Sorgenbrecher der Dichterinnen neuerer Dichterin sonst noch heißen mögen. Dieser Gegenstand ist es, der vornehmlich die Theilnahme auch durch seine künstlerische Form ausgezeichneten Romanes der Frau v. Krüdener den Anspruch gegeben hat. Uebrigens aber ist Valerie nichts Anderes, als Goethe's Lotte in Französischen Gewande, und das Ganze eine Nachahmung des Werther, nur mit dem Unterschiede, daß es in der großen Welt spielt und daß Anstehen einer höheren sittlichen Vollendung hat, während Goethe Werk nur ein Einzelbild aus beschränkten ländlichen Kreisen zu betrachten ist. Gustav, der Geliebte Valerien's, deren Gatte eine sprechende Aehnlichkeit mit Letten's Albert hat, erschrickt sich feindlich nicht, aber er bietet doch an seiner Liebe und läßt einen nicht minder tragischen Ausgang zurück. Dieser hat jedoch die Verfasserin auf künstlerische Weise verhütet, um das Gemüth der Leser für die ewigen Wahrheiten der Religion empfänglich zu machen und mit der Verwhigung zu schließen, die in dem Glauben an eine allweise göttliche Leitung der menschlichen Geschicke liegt.

*) Die Sage aus Java, die wir hier mittheilen, und die ohne Zweifel nach einem Arabischen Originale gemodelt ist, findet sich in der Chrestomathie zu Gericke's Javanischer Grammatik. (Kortte Gronden der Javaansche Taal. Batavia, 1831.) Der Verfasser hat den von ihm aufgezogenen Texten keine Uebersetzung beigefügt.

*) In dem Javanesischen Texte steht hier der Arabische Name Jerusalems, nämlich Beit-el-Mukaddes (Heth-haadikasch) oder das heilige Haus.

**) D. h. der Prophet Mose. In einem anderen Stücke, wo Mose's Flucht und ihre Folgen ohne viele Ausschmückung erzählt werden, sagt Mose zu seinem künftigen Schwiegervater, dem Prophetem Schuaib: „Ich bin ein Sohn des Nabi Himram, der in Negypten wohnt. Dessen Vater war der Nabi Jashar; dessen Vater der Nabi Lamma; dessen Vater der Nabi Kolup; dessen Vater der Nabi Jakat; und Jakat war ein Sohn des Nabi Ibrahim, der die heilige Kaaba in Mekka baute und in der Stadt Babel König und Prophet zugleich war.“ W. Sch.

***) Valerie, par Madame de Krudener, avec une notice de Sainte-Beuve. 2 Vol. Paris, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hahn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz, so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

№ 137. Berlin, Mittwoch den 15. November 1837.

Holland.

Holländer und Deutsche.

Die Holländer wollen keine Deutsche seyn. Es ist dies seitlich eine längst bekannte Sache; indessen wiederholen sie's jetzt ausdrücklich, nachdem seit kurzem mancherlei kennzeichnender und politischer Anlaß die Frage, ob Holland sich wohl an die Deutschen enger anschließen soll, mehr in Anregung gebracht hat. In Deutschland, und zwar selbst an den Gränzen Hollands, ist an die Deutschheit der Holländer niemals ernstlich gedacht worden. Ihr Idiom steht unserer Sprache zwar viel näher, als etwa der an Kehllauten reiche Dialekt einiger Schweizer Kantone oder das Angelsächsische der Ostseitischen Landleute, und die Holländer selbst nennen darum auch sich und ihre Sprache Nederduitsch*); gleichwohl aber sind Sitten und Gewohnheiten der Batavischen Wasserländer von jeher so verschieden von denen in Deutschland gewesen, daß eine Scheidung nicht erst durch die politischen Ereignisse herbeigeführt zu werden brauchte: die Natur selbst hatte dafür gesorgt. Da indessen unsere Zeit einmal das Eigenthümliche hat, daß sie das Eckige und Abstoßende der Nationalitäten immer mehr auszugleichen sucht, so sind auch hier und dort Versuche gemacht worden, Deutsche und Holländer auf ihre nahe Verwandtschaft hinzuweisen und ihnen das Interesse einer gegenseitigen Annäherung als recht dringend darzustellen.

Namentlich hat ein in den Berliner „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" (1837 Nr. 36) erschienener Aufsatz des Herren Professor Leo in Halle, ursprünglich über sieben akademische Abhandlungen der historisch-philosophischen Schule in Leyden, zunächst durch die hier bei Gelegenheit Hollands von dem stammverwandten Deutschland, bei unseren Nachbaren großes Aufsehen gemacht. Es sind dadurch im Journal de la Haye einige Gegenbemerkungen hervorgerufen worden, die wir, weil sie das Verhältniß der beiden Nationen, wie es jetzt in Holland aufgefaßt wird, auf treffende Weise darlegen, einer Uebersetzung nicht unwerth halten. Seitdem erschient es freilich, daß in einer Sache, bei der nur Deutsche und „Niederdeutsche" betheiligt sind, gerade ein Französisches Blatt zum Organ gewacht worden; wir wollen jedoch in diesem Falle nicht die gewöhnliche Beliebe der Holländer für Französische Sprachformen, sondern nur die Meinung voraussetzen, daß das Journal de la Haye in Deutschland mehr gelesen sey, als die in Holländischer Sprache erscheinenden Blätter.

Zunächst wird von unserem Holländer auf den Verwurf geantwortet, den Herr Leo den vereinigten Provinzen darüber macht, daß sie sich im sechzehnten Jahrhundert sowohl politisch als literarisch von Deutschland getrennt. Herr Leo, heißt es bei dieser Gelegenheit, habe zwar richtig erkannt, was Holland damals gewesen, aber dabei ganz außer Acht gelassen, in welcher Lage sich sein Deutsches Vaterland zu jener Zeit befunden. „Herr Leo selbst", so fährt sein Gegner fort, „giebt zu, daß die Niederländer im 16ten, 17ten und 18ten Jahrhundert Herrliches gethan, gewalt, gedichtet, gerettet und sonst noch dergestellt haben; wie stand es nun damals um Wissenschaft und Kunst in Deutschland? Der Verfasser vergißt, daß in dieser Beziehung gar nichts vorhanden war, was uns an die Deutschen fesseln oder ihnen wieder zuführen konnte."**)

„Herr Leo fragt sich nur selbst, welches noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Geist war, der in Deutschland über Wissenschaft und Kunst verbreitet war, und er sage uns dann, ob wir wohl davon irgend einen Nutzen hätten ziehen können?***) Die Dämmerung, die seit Edomathus von Horizont aufwuchte und sich kaum in den Tag zu verwandeln anfing, war doch wohl kein Licht, dessen Holland zu seiner Erleuchtung bedurfte? Oder hätte uns vielleicht Herr Leo gern zu Gottsched in die Schule geschickt?"

„Möge sich doch Herr Leo die Wahrheit nicht verhehlen. Unter den neueren Nationen hat die Deutsche langsamer und später als wir und andere Völker Europa's ihren Rang eingenommen. Bis zu den letzten dreißig Jahren des 18ten Jahrhunderts waren wir den Deutschen in Allem, was Sprache, Geschichte, Wissenschaft und Poesie betrifft, vorangeeilt. Bis zu diesem Augenblicke konnten wir uns ihnen nicht anschließen, ohne einen Rückschritt zu thun. Wir wogten schon seit langer Zeit auf offenem Meere, als die Deutschen noch an der Küste mit tonirken Binden zu kämpfen hatten."

„Beiden haben Deutsche Sprache und Literatur allerdings einen wunderbaren Aufschwung genommen, und das wissenschaftliche deutsche Deutschland hat alle andere Länder eingeholt. Seitdem sind wir dagegen zurückgeblieben. Wir mögen uns hier nicht zu unserer Entschuldigung auf politische und sonstige Umstände berufen, die darauf eingewirkt — genug, wir blieben zurück, und das war unrecht. Ja, wir wollen sogar zugeben, daß wir von den Deutschen, wie uns Herr Leo bei dieser Gelegenheit macht, manche verdient haben. In gewissem Sinne, wenn auch nicht in so allgemeinem Verstande, wie es dieser Autor zu glauben scheint, haben wir von unserem Kapital und von unserem alten Ruhme gelebt. Wir lassen durch die Verbreite des klassischen Alterthums, durch die Forcirung der Englischen Literatur, insbesondere aber der Französischen von ehemals, durch unsere eigene Vergangenheit und endlich durch Vermehrte die Entwickelung unserer ursprünglichen Kräfte aufhalten. Die Mittelmäßigkeit nimmt einen großen Platz bei uns ein. Man sieht hier Bücher mit vieler Gebauung, die andererseits nur zur Wirkung haben würden, daß Jedermann von der kompletten Unfähigkeit ihrer Verfasser sich überzeugte. Persönliche Rücksichten und Kleinigkeitskrämerei aller Art sind einer gesunden Kritik im Wege. Viele Männer obne irgend einen wirklichen Werth haben Ehre bei uns, die wenig sie gewerth sind. In Holland kann es sich zutragen, daß ein Mann, der sein ganzes Leben hindurch für einen achtungswerthen des letzten gilt, sowie sein Schauplatze dieser Welt abtritt, ohne jemals etwas für die Wissenschaft gethan oder auch nur eine eigene Idee gehabt zu haben. Statt für die Zukunft zu bauen, beschränken wir uns in der Regel darauf, einen übertriebenen Werth auf dasjenige zu legen, was früher gebaut worden und seine Zeit gehabt hat. Wie nützen uns Muster aus älteren Werken, statt sie durch eigene Arbeit zu liefern. Nur theilweise haben wir uns mit dem neuen gestiegen Leben des benachbarten Deutschland in Verbindung gesetzt."

„Es ist endlich Zeit, daß wir nicht mehr bloß unsere Vorfahren sie uns reden lassen, und daß wir unseren Platz in der neuen Welt einnehmen! Wie sehen ein, daß wir jetzt mehr, als es bisher geschehen, versuchen müssen, mit Deutschland gleichen Schritt zu halten. Aber folgt daraus, daß wir ihm nur die Hand zu reichen haben und uns von ihm leiten lassen? Wäre uns keine andere Aufgabe vorbehalten, als Variationen auf Deutsche Themata zu liefern? Ist nie ein Glied, dessen Functionen sich nicht bloß darauf beschränken, den Impuls zu empfangen, sondern das diesen auch seinerseits ertheilt; ein Organ, auf welches viele fremde Elemente in anderer Weise als auf Deutschland einwirken. Wir nehmen einen Platz in der Mitte zwischen Deutschland und England ein. Wir erblicken in Deutschland eine abstrakte, spekulative Thätigkeit, die sich selbst genügen und über Befriedigung in der von ihr geschaffenen Welt sinnen kann. Holland dagegen desfindet sich stets, vermöge seiner physischen, moralischen und politischen Organisation, direkte oder indirekt unter dem Einflusse der sinnlichen, äußeren und objektiven Welt, der Gesellschaft endlich und der Praxis."

„Unsere Aufgabe bleibt, eben so wie es mit unserer politischen Unabhängigkeit der Fall ist, auch sie Wissenschaften und Künste das Gerne, gleichviel in welchem Grade es uns vom Himmel verliehen worden, autonomisch zu entwickeln. Es giebt kein Land, mit welchem wir in politischem Sinne eine größere Gemeinschaft der Interessen hätten, als mit Deutschland. Folgt aber daraus, daß wir nichts Besseres zu thun haben, als uns in den Deutschen Körper einverleiben zu lassen, oder ein Mitglied des Deutschen Bundes zu werden? Gerade das Gegentheil ist das Richtige. Unabhängig und an der Seite von Deutschland können wir mit ihm im Vereine und in seinem Interesse wirken; ohne wir können uns ihm nicht unterordnen, ohne die Macht und die Stelle

*) „In England werden mit dem Worte Deutsch (Dutch) ausschließlich die Holländer bezeichnet, während die Deutschen selbst mit ihrer Römischen Benennung (Germans) vorlieb nehmen müssen."

**) Hierbei vergißt aber unser Holländer wieder, daß gerade derjenige große Gedanke, der sein Vaterland vom Spanischen Joche rettete und die Niederdeutschen zu einer selbstständigen Nation machte, von Deutschland ausgegangen war, wo er, obwohl unterdrückt, auch seine kräftigste Stütze hatte. Ohne die Kirchen-Reformation, ohne Luther's und Melanchthon's großes Werk, wäre auch Holland mit den Belgischen Provinzen wer einigt geblieben. Allerdings überstrahlten Maximr, wie Erasmus, Hugo de Groot u. A. ihr Zeitalter, aber wer kennt und erkennt nicht auch in ihnen den Einfluß Deutscher Geistes-Richtung, wie sie in Luther so entschieden sich aussprach? Und waren nicht auch die Dramen, diese Tagesgrichten in der Spanischen Nacht, ein Deutsches Institutsgeschlecht?

***) Gerade in der Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte und lehrte Christian Wolf in Halle. Wer glaubte, daß sich auch die Holländer seiner nicht hatten zu schämen brauchten. Wer kann aber sicher hatte bestand, der Deutsche bedenke, gelehrt — und

„Was Ein Mann kann werth sein, habt Ihr wohl erfahren."

lung aufzugeben, die uns anzureichen, ohne zu vergessen, was wir uns selbst eben so gut wie Anderen schuldig sind."

— So weit der Holländische Revisor gegen Herrn Leo. Wir sehen, daß er mit voller Mäßigung und mit seltener Anerkennung geschrieben ist. Wenn der Berfasser sagt, daß die Holländer mit Stolz auf ihre moralische Verwandtschaft mit den Deutschen blicken, so ist dies ein Resultat der neuesten Zeit, denn wir wissen sehr wohl, welche sophistische, um nicht zu sagen boshaftmäßige Verachtung sogar die Holländische Sprache für manche Deutsche Eigenthümlichkeit besitzt. Wir wollen das Verkennen unseres Holländischen Verwandten noch als einen neuen Zeichen der sittlichen Bereduung unserer Zeit und der gegenseitigen Achtung gebildeter Nationen zu Protokoll nehmen. Wir wollen uns künftig freuen, wenn unsere Batavischen Nachbarn in Wissenschaft und Kunst gleichen Schritt mit Deutschland halten. Einstweilen aber dürfen wir den Umstand, daß das vorherrschi rechtwrte Handelsvolk sich ein so bedeutendes Gewicht auf das politische Bündniß der selber von ihm so wenig beachteten Deutschen Staaten legt, als ein neues Resultat des in seinen Wirkungen immer segenvoller sich kundgebenden großen Deutschen Zollverbandes ansehen.

J. L.

Frankreich.

Schwester Beatrix.

(Schluß.)

Das erste Jahr verfloß in dem Rausch defselbigter Leidenschaft. Die Welt war für Beatrix ein neues, an Genüssen unerschöpflich reicher Schauplatz, und der Geliebte das alle Mittel der Verführung auf, um ihren Jrrthum zu unterhalten und das Verderben zu vollenden. Sie kam aus dem Tumult des Stimmgewühls nach Versailles, wo sie, von sich in neue Festlichkeiten, in das Gewühl aufregender Tänze und verführerischer Melodien zu stürzen; ihr Leben glich einem rauschenden Ball, wo die Stimme des Gewissens, von wiehernden Bachanalien erstickt, sich nicht vernehmen lassen konnte. Und dennoch war Maria nicht ganz aus ihrem Gedächtniß geschwunden, dennoch gab es Augenblicke, wo sie mitten unter ihren leichfertigen Tollheitsräuschen fast maschinenmäßig ihr Skapulier aufschlug und einen Blick und eine Thräne auf die Blume aus dem Heiligthume fallen ließ; dennoch zeigte sich mehr als ein Mal ein Gebet auf ihren Lippen, wie eine glühende Kohle, welche unter der Asche verdeckt, wurde aber von den giftigen Küssen des Verführers getödtet. So flüchte sie selbst in diesen wahnsinnigen Taumel, daß Gebet ihre einzige Rettung wäre. — Bald aber sollte sie inne werden, daß keine Neigung von Dauer sey, als die durch den Glauben verstegelt worden, daß nur die Liebe zum Heiland und der Jungfrau keinem Wechsel unterworfen sey, so daß, während alle andere Neigungen, je glühender sie sind, desto schneller in unserem Herzen von Stand niederbrennen, diese mit der Zeit an Wachsthum und Festigkeit gewinne. Sie liebte Raymund, so viel sie konnte, aber es kam der Tag, wo sie wahrnahm, daß Raymund sie nicht mehr liebte, und bald der Verschmähten, der, für den sie den Glauben und Treue gebrochen, ihrer Reize satt, sie verließ. Beatrix war jetzt Stufe im Himmel und auf der Erde dreaubt. Vergebens suchte sie Trost in der Vergangenheit, vergebens in der Zukunft. Die Blumen aus dem Tabernakel waren verwelkt, wie die Rosen ihres Glückes, und der Quell der Thränen und Gebete versiegt. Das Gesicht, welches sich oft bereitet, ging seiner schrecklichen Erfüllung entgegen; sie wollte sich stoßen und fiel um so tiefer, je höher sie einst gestanden hatte. Mehr verabscheute sie anfangs ihr Lasterleben, aber die Gewohnheit machte es zur zweiten Natur; in diesem Zustande verflossen ihr fünfzehn Jahre, und ihr Schutzengel, der seit der Taufe ihre Wege unsichtbrie, verließ sie mit seinen Tränen und bedeckenden Flügeln.

Und welche süßter hatte die Zeit mit ihrendem Zahne hinweggerafft! Jugend und Unschuld, Schönheit und Liebe, des Lebens höchste Blüthen, die nur einmal sich entfalten, die keusche Scham und selbst die Reinheit des Gewissens, des Trösters in der letzten Noth. Der bleiche Schatter ihrer verwelkten Herrlichkeit, der niederwärts sieht, den die Ausschweifung dem Laster zahlt, dot ihr nur eine nur allzuschnell verfliegende Quelle ungenügenden Trostes. Sie fühlte immer schwerlicher ihr Allensseyn, ihren Verfall, sah sich als Gegenstand der Verachtung für sich und Andere, von Lotterbuben verdammt, von Tugendes haften gemieden, ein schaudervolles Beispiel der Schande und der sie begleitenden Elendes, das die Mütter ihren Töchtern zur Warnung zeigten, und müde der Barmherzigkeit und des Mitleidens mitleidiger Menschenfreunde, war sie entschlossen, weit von den Zeugen ihrer Höhe und ihres Falles hinaus in die Fremde zu gehen, wo man sie und ihre Geschichte nicht kannte. Die Bettlerin hüllte sich in ihre Lumpen, die armseligen Reste der einst glänzenden Garderobe, und suchte die Ferne, in dem trügerischen Wahne — daß ihr Unglück einen Schleier über ihre Verbrechen ziehen würde. Die Blumen aus dem Kloster wanderten mit, aber unter dem Kusse ihrer vertrockneten Lippen zerfielen sie eine nach der anderen in Staub.

Beatrix war noch jung, aber Schande und Hunger hatten die Runzeln des Alters vor der Zeit auf ihre Stirn gerufen. Wenn ihre bleiche und stumme Gestalt die Hülfe der Vorübergehenden schüchtern anflehte, wenn ihre zarte, weiße Hand sich bedend nach deren Gabe ausstreckte, so ahnten alle, daß sie zu einem grässen Loose auf Erden bestimmt war. Niemand war so gleichgültig, der nicht seinen Schritt angehalten und mit einem Blick voll Trauer zu fragen geschienen hätte: Wie bist du so tief herunntergekommen, meine Tochter? Aber ihr Ange hatte keine Antwort mehr; schon längst waren ihm die Thränen ausgegangen. Lange, lange irrte sie umher, sie wollte ihre Zerstörer nur mit dem Leben beschlossen. Einst hatte sie mit Sehnsucht aufgesehen ihre Wanderung über einen rauhen Gebirgsstieg angetreten, und kein Obdach bot sich der die zum Tode Matten bat. Der Hunger zwang sie, ihre Nahrung in den Felsenspalten zu suchen, die die einzige schmackhafte Wurzeln boten, ihre Schuhe fielen in Fetzen, und die Füße eitzten sich an den Steinen blutig; sie fühlte sich des einbrechenden Nachts vor Hunger und Müdigkeit dem Umfallen nahe, als sie plötzlich einen lange Reihe von Lichtern gewahr wurde, die einem großen Gebäude angehörten, und für dieses Ziel strengte sie ihre letzten Kräfte an. Aber auf den Schall einer Glocke, deren Ruf schlummernde Erinnerungen in ihrer Brust weckten, erhoben die Lichter auf einmal, und Nacht und Grauen umgab die Pilgerin. Sie that noch einige Schritte vorwärts, legte mit beiden Händen umher und entdeckte eine Thür, an welche sie bebte. Sie wollte Athem holen, die Eidesgen fester anstemmen, oder die krastlosen Finger glitten ab, und mit dem Ruse: „Maria, erbarme dich der Treulosen!", brach sie auf der Schwelle des Hauses zusammen. Mit Thränen auch der Zorn des Himmels auf dem Schuldigen lafte, solche Nächte schuen ein Leben voll Uebertretungen aus.

Die belebende Kraft des Morgens sing kaum an, ihr ein schmerzliches und dunkles Bewußtseyn von ihrem Zustande zu geben, als sie wahrnahm, daß sie nicht allein war. Eine vor ihr knieende Frauengestalt bot vorsichtig den Kopf in die Höhe und betrachtete sie mit dem Blick unruhiger Neugierde, als wollte sie sich von der Klarheit des Bewußtseyns völlig überzeugen; „Gelobt sey Gott", begann nun die gefällige Pförtnerin, „der uns, wie gewöhnlich, Gelegenheit giebt, ein frommes Werk an einer Unglücklichen zu üben; ich sehe darin ein gutes Anzeichen für das Fest der Gnadenmutter, das wir heute feiern. Aber wir kann es meine Tochter, daß Du nicht die Kraft hast, zu der mit dem Hammer anschlugst? Deine Schwestern in Epistle schnen zu jeder Stunde dem Nothleidenden ihre Pforte. Schon gut, schon gut, antworte mir jetzt nicht, armes, verirrtes Weib; labe Dich an dieser Brühe, die ich Dir in Eile bereitet, trinke den Wein, der Dir Wärme und Geschmeidigkeit geben wird. Trink! nun gut, die Du aufstehst, hülle Dich in den Mantel, den ich Die über die Schultern geworfen habe, gieb Deine kleinen zerfrornen Hände her, um Leben und Gefühl in sie zurückzurufen. Siehst Du, wie Deine Finger unter meinem Hauch aufthauen? Nun, noch einmal herzlich willkommen."

Beatrix, von Dank durchdrungen, ergriff die Hand der würdigen Nonne und drückte sie zu wiederholten Malen an ihre Lippen: „Ich folge Euch schon", antwortete sie, „und süße mich fast genug, dem Allbarmherzigen für seine Gnade im Staube zu danken, daß er meinen Fuß zu seiner heiligen Wohnung gelenkt hat. — Wo bin ich? ich möchte meine Wohlthäter zu gern zu nennen wissen, ehe ich einschreite." — „Du fragst erst, wo Du bist?" versetzte die Pförtnerin, „wo anders, als im Kloster Unserer Lieben Frauen zum blühenden Dornstrauch? es existirt ja auf fünf Meilen in der Runde kein Kloster mehr in dieser unwichtenieren Gegend." — „Unserer Lieben Frauen zum Dornbusch!" tief Beatrix mit einem Freudenschrei, „an dem Heiligthum der tiefsten Niedergeschlagenheit sieigen. „Unserer Lieben Frauen zum Dornbusch!" wiederholte sie und ließ den Kopf auf die Brust sinken; „Gott sey mir Sünderin gnädig!" — „Wie, meine Tochter", sagte die mitleidige Nonne, „das wußtest Du nicht? Freilich scheint Du mir hergekommen, wie Deine Füße verrathen. Aber unter welchen Umständen seine gelobtest Du nicht dem auf Einbruche, nein, es theilt die Ehre seines Hauses mit Allen, wo es nur bedürftige Ehrsuchende giebt." — „Ach, ich kenne es und habe dort darin gelebt", antwortete Beatrix, „aber ich komme weit der, ehrwürdige Frau, drum wird es Euch nicht auffallen, daß ich die Wohnung des Friedens nicht gleich wiederzuerkennt habe. Nun erkenne ich erst, daß ihr das Kloster, dort das Dornenge bracht, deffen Blüthen ich so oft gesammelt habe. Ja, sie blühen noch immer! ich war so jung, als ich fortkam . . . . es sind in zehn Jage", fuhr sie fort und bob, die Auge gen Himmel mit dem entsagenden Blicke des sich tröstlich verlangenden Christen, „als Schwester Beatrix Hülfreen der heiligen Kapelle zu Epistle. Erinnert Ihr Euch noch ihrer, Ehrwürdigste?" — „Wie sollte ich Schwester Beatrix vergessen haben, mein Kind, die noch jetzt wie immer ihr Amt unter uns verwaltet, jetzt wie sonst denselben musterhaften Wandel zur Erbauung der Schwestern führt und noch lange führen wird, so der Herr unsere Bitten erhört; noch vor heiligen Jungfrau Maria hat keine bessere Mittlerin für den Himmel." — „Ach, diese meine ich nicht", unterbrach sie Beatrix mit einem schweren Seufzer; „ich meine eine andere, eine gefallene Beatrix, die vor sechzehn Jahren daselbst Amt bekleidete." — „Der Herr verzeihe Dir diese siebsten Worte", versetzte die Pförtnerin und zog sie an ihr Herz, „Dein krankhafter Zustand redet Dir ein Ding und neckt Deine Erinnerung mit falschen Bildern. Ich bin länger als sechzehn Jahre im Kloster und habe nie eine andere Schwester Custos als Beatrix gekannt. Da Du übrigens gekommen bist, Dein Gebet vor Unserer Lieben Frauen zu verrichten, so begieb Dich, meine Schwester, wahrend ich Euch eine Mahlzeit bereite, hin zu dem Altar, wo das Tabernakel, dort wirst Du Beatrix finden und sie leicht erkennen; denn es hat der ewigen Güte gefallen, die die Reize der Jugend selbst im Alter nicht zu nehmen. Ich werde Dich hier erwarten, um Dich bis zu Deiner Wiederherstellung nicht wieder zu verlassen."

Mit diesen Worten ging die Pförtnerin in das Kloster zurück, und Beatrix wandte die zu den Stufen der Kirche, kniete am Eingang und verbarg mit demüthiger Verneigung den Boden. Ein wenig ermuthigt stand sie auf, schlich von Säule zu Säule ans Gitter vor, wo sie einen neuen Zufall that. Durch die Dämmerung, die der Auge unsichtbare, hatte sie die Schwester Kusterin vor dem Tabernakel wahrgenommen, die in ordentlicher Geschäftigkeit umberging. Die ausgegangenen Kerzen anzündete, frische Kränze an die Seele der alten Leute, und Beatrix konnte ihren Augen nicht, als sie näher kam. Diese Schwester war sie selbst, nicht wie Alter, Lasse und Verzweiflung sie verunstaltet hatten, sondern wie sie Natur aussehen wollte, wenn die Unschuld ihrer Jugend in das reifere Leben mit hinüber genommen hätte. War es eine Traggestalt, die das anklagende Gewissen ihr vorführte? Oder hatte der Himmel sein Nächtramt mit einem Engel dem gefallenen ge-

Digitized by Google

genöhnt schon hier auf Erden begonnen? Zweifelhaft darf sie ihren Kopf in den Händen und hielt ihn unbeweglich auf die Speichen des Gitters gelehnt, mit kaum vernehmbarer Stimme die räthselhaften Worte ihres Nonnenlehrers stammelnd. — Immer näher kam die Schwester und streifte mit den Falten ihres Gewandes an dem Gitter vorüber, — Beatrix wagte nicht zu athmen. „O du bist hier, geliebte Beatrix“, sagte die Gestalt mit göttlich milder Stimme, „ich brauche Dich nicht zu sehen, um Dich zu erkennen, und ohne Dein Gehet jetzt wie sonst. Lange habe ich Dich erwartet, und sicher, daß Du endlich kommen wirst, habe ich Deine Stelle vom ersten Tage Deiner Ankunft eingenommen, damit Deine Abwesenheit nicht wahrgenommen würde. Du hast die Nichtigkeit der Genüsse kennen gelernt, deren Lügnerei Dich verführt hat, und Du wirst mich nicht mehr verlassen für Zeit und Ewigkeit. Nimm mit geläuterter Seele ohne Zagen wieder den Klang unter meinen Töchtern ein, in dem Du einst gestanden; bezieh Dich nach deiner Zelle, deren Lage Du noch nicht vergessen hast; dort findest Du das zurückgelassene Ordensgewand, ziehe mit ihm Deine erste Unschuld, deren Sinnbild es ist, wieder an. Ich war Deiner Liebe zu mir einen andern ordentlichen Beweis meiner Erkenntlichkeit schuldig und habe ihn für Deine gründliche Reue aufgespart. Gehab Dich wohl, Schwester Ruferherin Mariens, liebe Marien, wie sie Dich.“

Es war die dämmliche Jungfrau, und als Beatrix, außer sich, ihr thränenschweres Auge in ihr aufsah und die bebenden Arme zum Dank, für den ihr die Worte schlten, sah sie Marien die Stufen zum Altar hinaufsteigen, die Thüre des Tabernakels öffnen und sich in ihrer himmlischen Glorie unter der geblauten Sternenkrone und ihren Blumengewinden niederlassen.

In heftiger Gemüthsbewegung erreichte Beatrix wieder den Chor und suchte ihre Schwestern auf, deren Vertrauen sie bezogen hatte. Sie fand alle gesalbet, doch vorzugsweise in der Nähe ihrer Strenge, ernstzugewiesenen Mienen. Sie ging hin, sich unter sie zu mischen, gesenkten Auges und bereit zu einem demüthigen Bekenntniß beim ersten Laut des Vorwurfs, und lauschte mit gespannter Seele auf ihren Gruß, vernahm aber nichts das Geringste davon. Keine hatte die Verschwinden wahrgenommen, keine legte ein Gewicht auf ihre Rückkehr; sie sank zu den Füßen der Jungfrau, wo sie niemals so lieblich gebetet hatte und auf deren Lippen ein Lächeln zu schweben schien. In den nächtlichen Bildern ihrer schwärmerischen Jugendlieder hatte sie nichts empfunden, was sich nur im geringsten dieser Seligkeit genähert hätte.

Die heilige Marienfest wurde mit einer Frier und einer Wache begangen, wo sich die gastgewichten Jungfrauen kaum eines ähnlichen nennern konnten. Die Einen hatten vom Tabernakel wunderbare Lichten niederschießen sehen, die Andern die Engel in den Gesang der Nonnen einstimmen hören und ihrer Lippe Schweigen gedoten, am nicht mit irdischem Laut das Hallelujah der Seraphim zu entweihen. Man ergobie sich geheimnißvoll in einem Fest mit Paradeise wie im Kloster zu Unserer Lieben Frauen, und, um das Seltsame dieser Tage zu verwehren, fast alle Dornsträucher der Umgegend schlugen zu ungewöhnlicher Jahreszeit aus, so daß von Außen und Innen Frühling und Wohlgeruch herrschte. Denn eine weitere Seele war in den Schooß des Herrn zurückgekehrt, entfleidet von allen Schwächen und Makeln des irdischen Pilgerlebens, und dies ist das schönste Fest der Seligen im Himmelreiche.

Nur Eine Sorge trübte für einen Augenblick die unschuldige Freude der frommen Schwestern. Ein armes krankes Weib hatte am Morgen auf der Schwelle des Klosters gestorben; die Pförtnerin hatte sie gefunden, ihr nur halben Trost zugesprochen und sich nur entfernt, um ihr ein wohlthätiges Zeuge zu bereiten, aber seitdem sie vergeblich gesucht. Spuelos war die Unglückliche verschwunden, und es blieb nur die einzige Hoffnung übrig, daß Schwester Beatrix sie in der Kirche, wohin sie sich gewendet, bemerkt haben könnte. — „Verzeihet Euch“, sagte Beatrix, von ihrer zärtlichen Theilnahme bis zu Thränen gerührt, „beruhiget Euch“, sagte sie und drückte die Pförtnerin an ihr Herz, „ich habe die arme Frau gesehen und weiß, was aus ihr geworden ist. Sie befindet sich wohl, meine Schwestern, sie ist glücklich, glücklicher als sie es vermiet und hoffen ist sie selbst im Paradeise. — Diese Antwort benahm ihnen alle Furcht, sie aber auf, weil sie das erste strenge Wort im Munde der sanften Beatrix war.

Nachdem flossen die Tage unserer Duldrin wie ein einziger hin, wie jener Tag der Auferst, den der Herr seinen Jüngern verheißen hat, nur Tag, der keine Nacht, keinen Gedanken, keine Furcht, selbst keine andere Bewegung kennt, als frommer Ergiessung gegen Gott und Mitleid mit den Brüdern, die noch im finsteren Thale wallen. Ein Jahrhundert hatte sie so verlebt, unbedächt von den Spuren, die das Alter einem von Liebeswachsen getriebenen Körper aufzudrücken pflegt. Das Leben des Gerechten ist eine ewige Jugend in der Seele, über alles Irdische und Vergängliche erhoben, hatte sich schon dienieden mit unvergänglichem Wesen bekleidet. — Beatrix starb endlich oder ging vielmehr sanft in den Gradesschlummer über, der die kurze Schiedewand zwischen Zeit und Ewigkeit bildet, und um ihr Andenken unter den Frommen zu ehren, erhob die Kirche sie unter die Zahl der Heiligen.

Ch. Nodier.

Bibliographie.

Livre de l'élevage et du propriétaire d'Animaux domestiques. — Von Manny de Mornay. 2½ Fr.

Italien.

Mar Tasso wirklich in Prinzessin Leonore verliebt?

Seit dritthalbhundert Jahren ist das unglückliche Schicksal Tasso's am Ferrareschen Hofe, seine Ungnade und Gefangenschaft auf mannigfache, aber noch nicht auf einleuchtende und befriedigende Weise erklärt worden. Das Interesse der Italiäner nicht allein, sondern aller gebildeten Europäer für den gefeierten Dichter und der Reiz des übel zene Vorgänge verbreiteten Geheimnisses haben die Müdigster stets von neuem angeregt. Es sehlte jedoch theils an Nachrichten und Aufschlüssen, die erst in neuerer Zeit aus Licht gekommen sind, theils wurden manche Andeutungen übersehen, die zur Wahrheit hätten führen können. So hat man sich denn bis jetzt mit Erdichtungen und Hypothesen behossen.

Der Unterzeichnete hofft, in einer Abhandlung, die sich unter seiner Feder befindet und binnen nicht allzu langer Zeit erscheinen wird, den vollständigen und unwiderleglichen Beweis zu führen, daß an dem ganzen Unglück Tasso's eine Unterhandlung Schuld ist, in welche er sich mit dem Hofe der Medicäer zu Florenz einließ. Scipio Gonzaga, der nachmalige Kardinal, war es, der im März 1575 diese Unterhandlung mit Tasso anknüpfte und ihn durch die glänzendsten Anerbietungen zu bewegen suchte, den Hofdienst des Herzogs Alphons II. von Ferrara zu verlassen und in die Dienste des Großherzogs Franz I. von Toskana zu treten. Es geht dies unwidersprechlich aus Tasso's eigenen Aeußerungen hervor. Wir werden zahlreiche Stellen aus Briefen beibringen, die er in den letzten sechzehn Jahren seines Lebens, von seiner ersten Gefangenschaft im Jahre 1579 bis zu seinem Tode, geschrieben hat, worin er von seinem Unglücke spricht und es an Vorstellungen gegen den Mann, welcher zu jenem unglücklichen Vertrage gerathen und getrieben habe, nicht fehlen läßt. Ferner werden wir unsere Annahme durch Zeugnisse der damaligen Toskanischen Minister, zum Theil aus noch ungedruckten Quellen und sogar durch eine ausdrückliche Erklärung des Großherzogs Franz I. bestätigen.

Aus den in Briefen Tasso's weiter wir vorläufig nur zwei Stellen anführen. Die erste ist im Mai 1579, also kaum zwei Monate nach seiner Einsperrung im St. Annen-Hospital, geschrieben und aus einem Briefe an Scipio Gonzaga entnommen. „Ihr könnt nicht leugnen“, heißt es darin, „daß Ihr, in der guten Absicht, mir zu nützen, mein bittres Unglück herbeigeführt habt, zu wenn ich gleichst habe, so habt Ihr mir Anlaß dazu gegeben, mich gewissermaßen dazu genöthigt.“ Der ganze lange Brief ist voller Klagen über sein Elend, und wenn Tasso mich mit geraden Worten beauftragt, daß und wie so Gonzaga's Rath an seiner Gefangenschaft Schuld sey, so geschieht es doch vielfach aus Rücksichten der Klugheit. Gonzaga möchte sonst unmöglich sich befürchten, wenn es bekannt würde, daß er die geheime Unterhandlung mit Tasso betrieben, um diesen dem Ferrareschen Hofe abspenstig zu machen. An den beiden rivalisirenden Höfen gab es ohne Zweifel Personen, welche gleichfalls um die Sache wußten, allein sie selber nicht laut werden. — Erst Jahre lang nach seiner Flucht aus Rom 1590 von Rom aus an Fabio Gonzaga, den Bruder des nunmehr Kardinal gewordenen Scipio, wie folgt: „Ich habe weder Sr. Hoheit, noch anderen Mitgliedern Ihrer erlauchten Familie wegen meines Unglücks Vorwürfe machen wollen, denn ein edles Herz soll sich nur der Freundschaft und der Wohlthaten, nicht der Beleidigungen erinnern, die es erfahren hat. Wenn ich aber wollte, so könnte und dürfte ich wohl Allen und Jedem in Erinnerung bringen, daß meine Reise nach Rom zum heiligen Jubiläum 1575, wohin zu kommen Sr. gegenwärtige Eminenz, damals Herr Scipio Gonzaga, mich aufgefordert hatte, die Ursache und der Anfang all meines Mißgeschicks gewesen. Denn erstens habe ich's freilich selbst, als ich thörichter Weise zur Hochzeit der gnädigen Frau Herzogin nach Ferrara zurückkehrte.“ Zu Rom nämlich, im Jahre 1575, hatte Tasso, auf Zureden des Scipio Gonzaga, jenen Vertrag mit den Kardinal Medici abgeschlossen, dem sein 1577 eine Pension von 300 Gulden zu Florenz am Hofe der Großherzogin verzeihlich und seine Zurückkunft wurde er in Ferrara gefangen gesetzt. Wenn Tasso sich so gegen Personen äußert, die um den wahren Hergang der Sache wissen mußten; wenn er im Jahre 1590, als er sich in voller Freiheit zu Rom befand, ganz dasselbe wiederholt, was er früher im Gefängnisse behauptet hatte, so dürfen wir ihm wohl Glauben schenken. Was Tasso sich in der letzten Audienz, die er vor seiner Einsperrung bei dem Herzoge hatte, vergessen, daß er verwegene und beobnde Worte gegen den Herzog ausgestossen hat, ist gewiß — (meine Abhandlung wird einiges Nähere darüber enthalten); Tasso leugnet es auch nicht, aber er bleibt dabei, daß er nicht um dieses Vergehens willen sich in sein „Medicäisches Traktatus“ willen im Gefängnisse habe schmachten müssen.

Das verwinnte Liebesverhältniß der Dichters mit der Schwester des Herzogs, der Prinzessin Leonore, ist also nicht allein an dem Unglücke Tasso's nicht Schuld, sondern es hat ein solches überhaupt nicht stattgefunden, — es ist eine bloße Erfindung, eine freiwillige Fabelung mit der Ungunst aller Geschichten und Anekdoten erweisen, die man hierüber verbreitet hat. Damit fallen denn zugleich eine Menge Erdichtungen weg, von denen es schwer zu begreifen ist, wie sie baden Standen finden können: z. B. daß der regierende Herzog dem Liebhaber seiner Schwester die Strafe auferlegt habe, sich wahnsinnig zu stellen, und daß alsdann Tasso durch ein Herzogliches Dekret zur Einsperrung in das Irren-Hospital zu Sta. Anna verurtheilt worden sey. — Wir können übrigens als Italiäner nicht anders als uns darüber freuen, daß die genaueste Untersuchung des Hergangen den Dichter von aller moralischen Verschuldung rein und frei spricht. Torquato Tasso, der zuerst im Jahre 1565 beim Kardinal Lodwig von Este, dem Bruder des Herzogs, dann beim Herzoge Alfons selbst die ehrenvollste Aufnahme, nicht wie ein Schützling bei Gönnern, sondern wie ein Freund bei Freunden fand, der mit Wohlwollen, mit Gnadenbezeugungen, mit Ehren und Geschenken überhäuft wurde — wie er denn auch selbst dankbar anerkennend schrieb, der Herzog handle an ihm, wie an einem Sohn und Bruder —, Tasso, vor allen Kavalieren des Hofes ausgezeichnet, der Liebling, der ungertrennliche Gesellschafter, der Tischgenoß seines Heren, nicht bloß Hofdichter, Hofgeometer, Hofhistoriograph, sondern auch der Vertraute, in dessen Unterhaltung der Herzog seine liebste Erholung suchte, — Tasso wäre der undankbarste Mensch gewesen, wenn er so viel Gute, so viel Wohlthaten, so viel Vertrauen mit einer Verletzung des Gastrechts gelohnt und die Intimität seiner Stellung zu

Digitized by Google

der Herzoglichen Familie bewußt hätte, hinter dem Rücken seiner beiden hohen Gönner ein wo nicht strafbares, doch unerlaubtes und unziemliches Verhältniß zu deren Schwester anzuspinnen und Jahre lang fortzuseßen. Jede Zeile, jedes Wort in Taſſo's Schriften und Briefen legt Zeugniß für ihn ab, daß er durchaus unfähig war, ſo zu handeln. Er bewahrt in allen Verhältniſſen den reinſten Tactſinn, die höchſte Discretion, und ſtellt, wie die Pflichten der Freundſchaft betrifft, an ſich ſelbſt ſowohl, als an Andre, die ſtrengſten, faſt idealiſch überſpannten Forderungen. Es ſchreibt 1577 — gerade das Jahr, in welches man ſeitdem ſo viel grundchimäriſche Hiſtorien verlegt hat — an Orazio Ariofti und rechtfertigt ſich mit eifrigen Betheuerungen gegen eine ſehr geringfügige, faſt kindiſche Beſchuldigung: „Bei den heiligen Geſetzen der Freundſchaft, ruft er aus, „bitte ich alle Unfreundlichkeiten treten habe, nicht in Worten, noch in Worten, ja nicht einmal in Gedanken!“ Sein Verhältniß zu dem Herzog nannte er eine „Freundſchaft im höchſten Sinne des Wortes“ und ſagt in einem Briefe an Scipio Gonzaga (aus demſelben Jahre und Monat wie der vorerwähnte an Ariofti): „Ich bin ihm (dem Herzog) zu ſolchem Dienſte verpflichtet, daß auch mit dem Opfer meines Lebens, wenn ich es für ihn hingäbe, der Schuld noch nicht abgetragen wäre.“ Im folgenden Jahre 1578 ſchreibt er an ſeine Schweſter: „Gott iſt gerecht, und ich finde, wenn ich in mein Herz blicke, nicht bloß, daß ich Schuldlos bin, ſondern auch, daß es unter Menſchen wenige Gleichgeſinnte giebt.“ Der Ausdruck des Heuchler wäre nicht im Stande, mit dem Bewußtſein einer Unredlichkeit, einer Pflichtverletzung im Herzen, ſolche Worte über den Mund zu bringen.

Ich bin weit entfernt, den unbedingten Lobredner Taſſo's machen zu wollen. Manche Verirrung, manche Unbeſtändigkeit der Benehmens fällt ihm zur Laſt. Jedoch iſt Vieles, wenn nicht zu rechtfertigen, doch durch die Melancholie zu entſchuldigen, die ſich ſchon früh ſeines Gemüthes bemächtigte. In ſeinem Trübſinn war er mißtrauiſch, im höchſten Grade empfindlich; er wähnte ſich, bei ganz unbedeutenden Anläſſen, abſichtlich gekränkt und zurückgeſetzt, und kam ſo zu Ausbrüchen eines krankhaft überreizten Stolzes. Ich werde im Stande ſeyn, die Veranlaſſung und den ganzen Hergang ſeiner Gefangenſetzung im Jahre 1579 der Wahrheit gemäß darzuſtellen. Es wird ſich dabei ergeben, daß Taſſo durchaus nicht für wahnſinnig gegolten, auch gar nicht im Irrengefängniß eingeſperrt hat — daß Dr. Rinnen's Meinung war auch keineswegs dieß zur Aufnahme von Ihren beſtimmt. Ich werde übrigens keine Behauptung anſtellen, ohne ſie mit gültigen und überzeugenden Zeugniſſen zu belegen; die letzteren ſollen nicht aus apocryphen oder verdächtigen, ſondern theils aus unbekannten Quellen, zumeiſt aber aus Schriften und Briefen Taſſo's und ſeiner Freunde entlehnt werden, deren Echtheit allgemein anerkannt iſt. Die Leſer wollen, bitte ich, die Zuverſicht, mit welcher ich ſpreche, aus meiner feſten und ſichern Ueberzeugung von der Wahrheit deſſen, was ich behaupte, nicht aus meiner Anmaßung erklären. Die Wahrheit iſt mir doppelt heilig, wo es einem gefeierten deutſchen Dichter gilt, einen italiäniſchen Schriftſteller mit dem ſich der ſeinen eigenen Gewiſſen ſchämen, über Taſſo's Unglück Lügen und Erdichtungen zu Markte zu bringen. Ich verlange zu auch nicht, daß wir aufs Wort geglaubt werde; ich wünſche, ja ich bitte, daß die Gedichten meiner Darſtellung prüfen und mit unpartheiſcher Strenge richten mögen.

Ich ſchöpfe mich glücklich, viele Briefe von Taſſo ſelbſt, theils über ihn von Zeitgenoſſen geſchriebene Briefe zum erſten Male bekannt zu machen. Meine Nachforſchungen in den Bibliotheken zu Paris, Turin, Neapel u. ſ. w., wo ſchon Saroſſi ſo manchen gluͤcklichen Fund für ſeine Illuſtrazioni gemacht, ſind nicht unbelohnt geblieben; ich verdanke ihnen manchen neuen und nicht unwichtigen Aufſchluß über Umſtände aus Taſſo's Leben und die Alterdeckung nicht weniger Irrthümer, die ſich in die bisherigen Biographieen eingeſchlichen haben. Es wird ſich z. B. zeigen, daß die gewöhnliche Erzählung von der Art und Weiſe, wie Taſſo aus dem Gefängniſſe zu Ferrara losgekommen, durchaus der Verſichtigung bedarf. Ich werde ferner das bisher noch gar nicht gelöſte Datum vieler Briefe Taſſo's beſtimmen und von mehreren Gedichten, die unter ſeinem Namen gehen und in die Geſammt-Ausgaben ſeiner Werke aufgenommen worden ſind, bemerken, daß ſie gar nicht von ihm herrühren. Endlich aber und hauptſächlich werde ich auf ganz unzweifelhafte Weiſe darthun, daß die Lebensbeſchreibung Taſſo's, die zuerſt 1621 an der Spitze ſeiner geſammelten Gedichte (im erſten Bande der Deuchiniſchen Ausgabe) erſchien, nicht, wie man bisher allgemein glaubte, den vertrauten Freund des Dichters, Ritter Giovanni Battiſta Manſo, ſondern den Carlo Fiamma, welcher jene Ausgabe veranſtaltete, zum Verfaſſer hat; ja es ſoll ſich zeigen, daß jene Biographie, der man auf den Namen ihres vermeinten Verfaſſers hin ſo unbedingt geglaubt und nachgeſchrieben hat, ein Gewebe von handgreiflichen Lügen iſt. Daß noch heute, nach mehr als zweihundert Jahren, das Publikum an eine ſo grobe Täuſchung glaubt, iſt um ſo unbegreiflicher, da ſich nicht der Spur dafür finden laſſen will, daß Manſo jemals ſelbſt mit einander haben, aber ſie verhalten ſich zu einander, wie ein Kaſtilianiſcher Grande zu einem Pariſer „Epicier“. In dem Einen haben Verbärtung und Grauſamkeit doch immer noch einen großartigen Anflug, während ſie in dem Anderen das Gewand einer unritterlichen Schlauheit und Hinterliſt tragen. Gleichwohl ſind doch die Madrider Publikum an Maltonade's Philipp, der hier, ſeinem Gänzlichen Antipoden Peter gegenüber, ganz mit den grellen Farben der heutigen Franzöſiſchen Trauerſpiel-Dichter, ja mit unverkennbarer Nachahmung Delavigne's, Alexander Dumas' und Victor Hugo's, gemahlt wird, mehr Gefallen, als an dem Philipp Schiller's, der doch Momente hat, wo er ein Menſch zu ſeyn ſich erkennt und ſich deß darauf iſt, die Wahrheit aus einem fremden Munde vernehmen zu können.

diese Behauptung in einer besonderen kleinen Schrift zu führen; er war es auch vor allen Anderen im Stande, denn er besaß Alles, was die auf seine Zeit über Tasso erschienen war; es schient jedoch, der Tod hat ihn vor der Ausführung hinweggerafft, und so ist es bei jener kurzen Notiz geblieben, die übersehen wurde.

Dies wäre denn die ungefähre Vorausgabe des Inhaltes und des Zweckes meiner Abhandlung über Tasso. Nicht auf unbekannt und neuen Quellen beruhen die Angaben, die ich darin zu machen habe, müssen wir uns natürlich alles Urtheils enthalten, die die angekündigte Schrift gedruckt sein und die Prüfung bestanden haben wird. Die Gelehrten mögen dann untersuchen, ob Coppoui's Gründe und Beweise, womit er seine Darstellung zu unterstützen gedenkt — besonders was die Verbärtlinge Tasso's zum Ferrarischen Hofe und seine Gefangenschaft nebst deren Ursachen betrifft — gehörig Stich halten. Bei dieser Gelegenheit erinnern wir an die in Nr. 61 und 62 des Magazins von Hen. Alfred Reumont gemachten Mittheilungen über die in Rom vom Grafen Mariano Alberti kürzlich publizirten Handschriften Tasso's, so wie an die von Wiſſiſtuf angeſtellten Gedichte Gedichte, die in neuerlich aufgefundenen Briefen und die Liebe des Dichters zur Prinzeſſin Leonore genug klar beweiſen ſollen. Wir ſind neugierig auf das, was Alberti und Wiſſiſtuf wohl zu obigem Programm Coppeui's ſagen mögen. Ein Italiäniſcher Kritiker ſpricht ſchon die kowiſche Verſicherung aus, die Literaturgeſchichte würde zwar, wenn Coppoui's Anvalmen ſich richtig erwieſen, umſtürzig genommen, die Poeſie aber in keinem Fall verlieren: alle die Klagelieder, Kanzonen, Elegieen und Tragödien über die Leidenſchaft des großen Sängers gingen dann in's Leere und könnten Einem nicht mehr rühren, ſobald man wüßte, daß die Geſchichte doch nicht wahr geweſen!

Mannigfaltiges.

— Philipp II. auf der Bühne von Madrid. Der dramatiſche Charakter Philipp's iſt auch in Spanien ſchon erkannt und zu verſchiedenen Tragödien, jedoch, wie ſich leicht denken läßt, erſt in der neueren Zeit benutzt worden. Im vorigen Jahre brachte ein junger Spaniſcher Dichter ein Trauerſpiel „Felipe II.“ auf das Theater del Principe in Madrid. Das Stück war nichts Anderes, als eine etwas freie Uebertragung von Schiller's „Don Carlos“, was übrigens auch bei der Ankündigung nicht verſchwiegen war, wiewohl vielleicht die Ueberſetzung nicht direkt, ſondern erſt nach einer Franzöſiſchen Verſion geordnet ſein mochte. Das Stück gefiel wenig; der philoſophiſche Charakter Poſa's liegt eben ſo fern dem Spaniſchen Geſchmack, als Philipp II., wie ihn Schiller darſtellt, nicht Tyrann genug iſt, um den Ihren eines eben in politiſcher Aufregung befindlichen Publikums zu entſprechen. Dieſer Meinung iſt freilich die Gaceta de Madrid nicht, „Schiller“, ſagt ein uns vorliegendes Blatt derſelben (vom 26. Oktober 1837), „Schiller hat den Charakter Philipp's in einigen Beziehungen unrichtig gezeichnet, in anderen aber ganz falſch, noch minder falſch, als Alfieri; ja beide Dichter haben den Beweis geliefert, daß ſie unſere Geſchichte nicht ſorgfältig genug ſtudirt haben und ſich von vorhandenswerthen oder irrthümlichen Berichterſtattern leiten ließen.“ — Dem Spaniſchen Kritiker iſt wahrſcheinlich ganz entgangen geweſen, daß Schiller gerade über Philipp II., was auch ſeine Geſchichte des Abfalles der Niederlande beweiſt, mehr hiſtoriſche Quellen zur Hand gehabt hat, als über irgend einen anderen ſeiner dramatiſchen Charaktere. Freilich ſind ſelbſt die Spaniſchen Geſchichtsſchreiber über den Charakter Philipp's gar nicht einig. Mikana, der Jeſuiter der Spaniſchen Geſchichte von Spanien, ſpricht ſich über ihn ſogar als ein Muſter der Weisheit, Tugend und Klugheit aus. Er hebt beſonders die reichen Schenkungen hervor, die Philipp II. den Klöſtern und Kirchen gemacht, und theilt die Meinung jenes alten Ehrenſtein, der von dem Könige ſagt, daß, wenn er auf die Dankbarkeit der Menſchen auch wenig Werth lege, er doch in der Erwartung ſtarke, daß dieſes allein ihn doch wenigſtens nicht mehr haſſen müßte! Unſer Kritiker in der Gaceta iſt geneigt, zwiſchen dieſer Apotheoſe Philipp's und den Darſtellungen ausländiſcher, namentlich Franzöſiſcher und Engliſcher Geſchichtsſchreiber, die einen Nero aus ihm machten, die Mitte zu halten. Aber die neueren Spaniſchen Dichter theilen dieſe Anſicht nicht. Vor wenigen Wochen wurde in Madrid ein Drama „Antonio Perez und Philipp II.“ von Don Joſé Muñoz Maltonade gegeben. Das Stück hat mehr gefallen, als Schiller's „Don Carlos“, aber bloß darum, weil der Dichter aus dem Spaniſchen Monarchen einen Franzöſiſchen Ludwig XI. gemacht hat. Die beiden Charaktere mögen einige Aehnlichkeit mit einander haben, aber ſie verhalten ſich zu einander, wie ein Kaſtilianiſcher Grande zu einem Pariſer „Epicier“. In dem Einen haben Verbärtung und Grauſamkeit doch immer noch einen großartigen Anflug, während ſie in dem Anderen das Gewand einer unritterlichen Schlauheit und Hinterliſt tragen. Gleichwohl ſind doch die Madrider Publikum an Maltonade's Philipp, der hier, ſeinem Gänzlichen Antipoden Peter gegenüber, ganz mit den grellen Farben der heutigen Franzöſiſchen Trauerſpiel-Dichter, ja mit unverkennbarer Nachahmung Delavigne's, Alexander Dumas' und Victor Hugo's, gemahlt wird, mehr Gefallen, als an dem Philipp Schiller's, der doch Momente hat, wo er ein Menſch zu ſeyn ſich erkennt und ſich deß darauf iſt, die Wahrheit aus einem fremden Munde vernehmen zu können.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße No. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 138. Berlin, Freitag den 17. November 1837.

Polen.

Memoiren des Johann Chrysostomus Pasek. *)

Der Graf Edward Raczynski, der Herausgeber des oben genannten Werkes, spricht sich in einem kurzen Vorworte folgendermaßen über dasselbe aus:

„Seit mehreren Jahren mit den Denkmälern unserer Alt-Polnischen Geschichte und Literatur beschäftigt, übergebe ich hier dem Publikum die Memoiren des J. Ch. Pasek, ich schmeichle mir, daß das Werk den Leser zu fesseln vermag. Mit großer Unparteilichkeit geschrieben, erzählen diese Memoiren die Geschichte der Könige Johann Kasimir, Michael Koeybut und Johann III. Sobieski, indem sie uns nicht nur viele bisher unbekannte Umstände aus jenem Zeitalter mittheilen, sondern auch die Sitten und das häusliche Leben unserer Vorfahren, zuweilen in sehr Form, doch immer in bestimmten Umrissen darstellen. Sie zeichnen sich dadurch gar sehr vor anderen Geschichtswerken damaliger Zeit aus."

„Nach dieser Empfehlung des Werkes wird der Leser einen Rückblick über den Werf, zu erfahren wünschen. Leider kann ich aber solchem Verlangen nicht genügen und führe hier nur an, was ich aus den Memoiren selbst entnommen habe."

„Pasek war aus adligem Geschlechte in der Gegend von Rawa geboren, besuchte die dortigen Jesuiten-Schulen und diente in Polnischen Heere unter Czarnieckі gegen Rakoczyn, gegen die Schweden und Kosaken. Während des unglücklichen Bürgerkrieges, welchen Georg Lubomiesкі erregte, war Pasek ein treuer Anhänger seines Königs. Gegen das Ende der Regierung Johann Kasimir's trat er aus dem Kriegsdienste und ließ sich als Gutsbesitzer in der Wojewodschaft Rawa nieder. Er befand sich auf mehreren Landtagen und dem zu Rawa 1661 wurde er zum Marschall des Ritterstandes erwählt. Mit Johann Kasimir und Johann III. war er bekannt und bei Beiden beliebt. Er starb um das Jahr 1690."

„Die Memoiren sind nach Art der Annalen in einzelne Jahrgänge abgetheilt und reichen von dem Jahre 1656 — 1688. Wir theilen hier einen dieser Jahrgänge bis auf Einzelnes mit, um Deutschen Lesern von der anschaulichen Darstellungsart und der derben Zeichnung des Verf. wenigstens einen Begriff zu geben."

Das Jahr 1658.

Im Jahre des Herrn 1658 befand sich der König mit einem Theile des Heeres bei Thorn, ein anderer stand in der Ukraine, die eine Division unter dem Herrn Czarnieckі. Drei Monate lang standen wir bei Drahim. Unde Argyllo aber wünschten wir dem Odenmarck, dem dortigen Könige zu Hülfe, der sich uns im Schwedischen Kriege eine Diversion gewagt hatte. Er that das nicht etwa aus Ergebenheit für uns, wenngleich das Dänische Volk von jeher den Polen zugethan ist, wie alle Schriften bezeugen; er ergriff vielmehr die Gelegenheit, in angestammtem Hasse gegen Schweden, wie dies unter Waldemarchen vorkommt, sich in der Zeit, da er den König Karl Gustav in Polen beschäftigt sah, alter Unbill wegen zu rächen. Er sei diesem also ins Land, plünderte und verheerte. Gustav, ein tüchtiger und glücklicher Krieger, kam, nachdem er einige Festungen in Preußen besetzt hatte, aus Polen zurück und trieb die Dänen gar weidlich in die Enge, so daß er nicht nur das Seine wiedereroberte, sondern auch bald einen großen Theil des Dänischen Landes im Besitz hatte.

Da gab der Däne der Sache den Anstrich, als ob er aus lauter Liebe zu dem Polnischen Volke seine Verträge gebrochen und mit den Schweden Krieg begonnen hätte; er sprach die Polen und den Kaiser um Hülfe an. Der Kaiser entschuldigte sich: Traktate, die er mit Schweden eingegangen wäre, erlaubten ihm nicht, Hülfe zu senden, auch besäße er jetzt kein Heer; doch hätte er den König von Polen autorisirt, überall Werbungen zu einem Hülfs-Corps anzustellen. — So sandte denn unser König ein Polnisches Corps von 6000 Mann unter Czarnieckі, und zugleich, eigentlich auch aus eigenen Mitteln, ein Kaiserliches Heer von 14.000 Mann unter dem General Montecuculi. Des Königs Stelle im Heere vertrat der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm; dieser führte gewissermaßen den Oberbefehl. Wir liefen unsere Zelte in Czaplinek (Deutsch-Krone), in der Hoffnung, spätestens in einem halben Jahre zurück zu seyn.

Als es nun aber herzugehen sollte, da traten die Herren mit ihren mancherlei Bedenklichkeiten hervor. Nicht Wenige entsetzten sich darüber, daß wir bis über das Meer ziehen wollten, wohin noch kein Polnischer Fuß gekommen war; daß 6000 Mann gegen einen Feind ins Feld rücken sollten, zumal in sein eigenes Reich, dessen Macht wir in unseren Vaterlande mit allen unseren Kräften nicht hatten brechen können. Ueberdies es noch nicht einmal ausgemacht war, daß die Kaiserlichen mit uns marschiren würden. Nun kamen Briefe von den Bürern an die Herzöhne, von den Frauen an ihre Männer, mit Rath und Bitte, nicht mitzugehen, sollte es auch die Stellen kosten, denn Alle bieten uns sie anderen. Mein Vater aber, obgleich ich sein Einziger war, schrieb mir und befahl, ich sollte mich nicht fürchten, sondern im Namen Gottes und unter väterlichen und mütterlichen Segenswünschen getrost dahin gehen, wohin des Feldherrn Wille es erheischte; er werde täglich für mich zu dem Vater im Himmel beten, ohne dessen Wissen mir auch nicht ein Haar vom Haupte fallen werde.

Kaum waren wir bis Mysenik gekommen, nahe der Polnischen Gränze, da kehrten ganze Massen Reiterei und Fußvolk wieder um, besonders Grodnonische Mutterssöhnlein, auch Viele aus den in einzelnen Kreisen uns angeworbenen Schaaren, wie aus dem Regimente des Starosten von Ossel und des Wojewoden von Podlachien, Opalinski. Die Entweichung des Kopulski erschien völlig, nur der Fähnrich und ein Reiter blieben zurück. Die Husaren-Schwadron des Wojewoden von Sandomir, Zamoiski, trat aus Neid und Glied und schleppte sich hinter der Armee drei; wir nannten sie Zigeuner, weil im Troß viele Rothröcke waren. Bei manchen anderen Fahnen blieben ihrer Zwei oder Drei. Selbst ordentlichen Kerlen benahmen diese Zeigungen den Mund, und mancher sonst Brave fing endlich auch zu wanken an.

An der Gränze schlitterte Jeder noch einmal sein Herz vor Gott aus, und Alle stimmten wie dann noch Polnischer Weise den Gesang „O glorious domina" an. Die Pferde begannen lustig zu schnauben, daß Einem das Herz aufging. Wenn es gegolten hätte für diese Vorbedeutung, Hinter Mysenik, von einem Hügel, übersahen wir zum letzten Male die Polnische Gränze, und nicht Einer mag dem Anschauen gebracht haben: „Werd' ich doch auch wiedersehen, theures Vaterland!" Das Heimweh stellte sich gar bald ein, und anstatt uns aber nur so lange, als wir Polen in der Nähe hatten, hinter der Gränze hin, als wir schon leichteren Muthes, und je weiter wir kamen, desto mehr trat das Andenken an Polen in den Hintergrund.

Die Brandenburger nahmen uns freundlich auf und sandten uns ihre Commissarien die über die Oder entgegen. Die erste Nation erhielt ein wie in Küstrin und so fort durch das ganze Brandenburger Land. Ich muß bekennen, Alles war hier in sehr guter Ordnung. Bedenken waren unsere Nachfolger bereits angesetzt, und dort fanden wir die nöthigen Nahrungsmittel vor. Auch führte man damals in unserem Heer die Deutsche Manier ein, daß bei Durchmärschen durch Städte die Offiziere mit bloßen Degen den Fahnen voranritten, die Reiter die Pistolen und die Fußgänger die Musketen erhoben. Verbrecher wurden nun nicht mehr gelöpft oder erschossen, sondern mit den Beinen an ein Pferd gebunden und so mehrere Male im Kreise umhergeschleift, was keine Kleinigkeit, sondern eine sinchterliche Pein war, da der Körper dabei so jämmerlich zerrieben wurde, daß die Knochen kaum zusammenstehen.

Unser Marsch ging über Rübel nach Arenzate, von da in die Winterquartiere nach Hadeseleben, wo unser Regiment nebst einem Regimente Dragoner unter dem Wojewoden selbst verblieb; die übrigen Regimenter wurden in Kolbitzk, Horsens und anderen Städten und Dörfern umher einquartiert. Aufsonst hieß es, wir müssen noch tiefer ins Dänische Land hineinrücken, aber unser Feldherr Czarnieckі zog es vor, dem Feinde näher zu bleiben, besonders damit wir nicht Schwedisches, als Dänisches Brot äßen. In der That durchschwärmten unsere Patrouillen den ganzen Winter hindurch die Schwedischen Oerter und erkämen das an unseren Volke verübte Unrecht. Sie verfolgten uns reichlich mit Proviant, mit Rindvieh und Schafen. Im Ueberfluß wurde uns Honig zugeführt, denn dort wird viel Bienenzucht getrieben, die Bienen aber werden in kleinen Schachteln von Stroh, nicht in Stöcken gehalten. Fische gab es in Menge. Statt des Holzes brennt man dort in Stücken abgeschlossene und getrocknete Erde (Torf), die sehr gute Kohlen giebt. Hirsche, Rehe und Hasen sah man in großer Anzahl, weil die Jagd nicht Jedem gestattet ist und es dort keine Wölfe giebt. Spürt man einen Wolf, so muß Alles aus Städten und Dörfern hinaus und ihn nach, bis er getödtet oder gefangen ist; dann wird er an einer Art Galgen oder an einem Baume mit einer starken Kette aufgehangen.

Die Häuser sind hölzerne Lente und haben schöne Frauen, die aber zu leichtsinnig sind. Die Kleidung derselben ist zierlich, bis auf ihre höhernen Schuhe, mit denen sie auf dem Steinpflaster ein solches Ge-

*) Pamiętniki Jana Chrysostoma Pasek. 2te Ausgabe. Posen, 1837.

Digitized by Google

klopfer vernuschen, daß man sein Wort nicht hört. Die Dänischen Mädchen sind leidenschaftlicher als die Polinnen. Anfangs war ihnen die Ideeans Schlichten, doch man darf nur ein wenig mit ihnen geplaudert haben, gleich verlieben sie sich aufs heftigste und zögern auch mit ihrem Bekenntnisse nicht; zu sie wärmen sich um Stande, Vater, Mutter und Brautschuh zu verlassen und in fremdes Land mitzuziehen. — Ihre Lagerstätten haben sie in einem großen Spind, der in die Wand geschoben werden kann, dort thürmen sie Massen von Betten auf. Sie schlafen nach, wie sie aus Mutterleibe gekommen sind, und tragen kein Bedenken, also neben einander sich zu- und auszuziehen. Ja, sie kämmen sich gegen der Fremden willen, sondern legen beim Licht ihre Kleider, selbst das Hemde ab und hängen dies Alles an Nägeln auf; völlig entkleidet verschlüchten sie dann die Thür, löschen das Licht aus und begehen sich in jenen Spind zur Ruhe. Wir gaffen thuen, das sey eine bäuische Sitte, so zeige sich bei uns auch die Frau vor dem Manne nicht; aber sie wandten ein, daß der Mensch keinen Grund habe, sich seiner ihm von Gott anerschaffenen Gliedmaßen zu schämen, auch solle es uns billig genügen, wenn uns die Kleidung und das Hemd den Tag über diene und bedecke, es müsse wenigstens des Nachts gesichert werden; zugleich, meinten sie, schützen sie sich so vor bösem Geschrei, daß sie um den Schlaf bringen könnte. Unsere Soldaten spielten ihnen manchen losen Streich, sie ließen aber doch nicht von ihrer Gewohnheit.

Oefen findet man in Dänemark nur in den Wohnungen der reichen Leute; sie sagten, sie müssten eine hohe Abgabe, bei hundert Thalern jährlich, für einen Ofen an den König entrichten. Dafür haben die große Kamine, um die sie sich brennwinkel, um auch besserer Erwärmung mitten durch das Zimmer eine Art Krippe, die sie mit Kohlen anfüllen.

Die Kirchen der Dänen sind besonders schön; selber wurde in denselben katholischer Gottesdienst gehalten, und noch heute zeichnen sie sich vor den Kirchen unserer Protestanten dadurch aus, denn man findet Altäre und Bilder in ihnen. Wir wohnten auch zuweilen dem Gottesdienst der Dänen bei, sie hören uns selbst ein, ihre praedicten (wie sie die Predigten nannten) mit anhörten, so sie bereiteten sich sie aus eigens vor, Lateinisch zu predigen und sprachen sehr debutsam, um unserem Glauben auch nicht den geringsten Anstoß zu geben, und man hätte meinen können, einen Katholischen Priester vor sich zu haben. Drs rühmten sie sich dann und behaupteten, sie wären mit uns Eines Glaubens, und wir nennten sie mit Unrecht Schismatiker. — Unser Priester Prokopii sprach, wie zu erwarten war, seinen Tadel darüber aus, daß wir solchem Gottesdienste beiwohnten; Manchen ging aber auch noch hin, um die schönen Mädchen in ihren religiösen Gebräuchen zu sehen.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Ein Wahl-Kandidat für die Deputirten-Kammer.

Vielleicht habt Ihr noch nie von Herrn Trageant, einem gewesenen Deputirten, reden hören, denn dieser Herr ist so wunderbar, daß Herr Trageant hat weder jemals von sich reden lassen, noch auch in der Kammer einmal gesprochen. Während der kurzen Dauer seiner Functionen hat Herr Trageant Frankreich mit einer Beschiedenheit und einer Zurückhaltung repräsentirt, die einem Philosophen Ehre gemacht hätte.

Als die Auflösung der Kammer bevorstand, wußte sich gerade der ehrenwerthe Herr Trageant von seinen parlamentarischen Arbeiten auf seinem Landgute Ligneval bei der Stadt N. Diese Stadt, die in einer unserer südlichen Provinzen gelegen und der Hauptort einer durch verschiedene gastronomische Producte berühmten Unterpräfektur ist, hatte den Herr Trageant zum Deputirten erwählt. Die Wähler hatten sich die Mundart unter gewissen Bedingungen anpertraut, als deren Erfüllung er fest nicht gedacht; dabei machte es auch einen höchst unangenehmen Eindruck auf ihn, als er im Moniteur jene Beordnung las, auf die er nicht gefaßt war, so wenig bekümmerte er sich um die Dinge der politischen Welt.

Noch denselben Tag, wo die offizielle Nachricht seiner Entlassung Hrn. Trageant in seinen ländlichen Erholungen störte, betam er den Besuch des Doktor Forgeac, des einflußreichsten und unruhigsten Menschen der Stadt N., eines Arztes, der sich durch reichen Talent, in den politischen Kriesen zu operiren, und durch seine Gewandtheit in der Wahl-Praxis auszeichnete. Gewöhnlich pflegen die Aerzte gern den Social-Körper als einen über Kranken anzusehen, dem sie es nicht an Consultationen und Recepten fehlen lassen. Der Doktor Forgeac war der politische Arzt der Stadt N.; in dieser Eigenschaft hatte er ihr Herrn Trageant zum Deputirten verordnet.

„Ich dachte mir, daß Sie heute krank sein würden, lieber Freund“, sprach der Doktor zu seinem Klienten, „darum komme ich, Ihnen eine Visite zu machen. Ich kenne Ihr Temperament, und ich weiß, welche traurige Wirkung das Journal von heute Morgen auf Ihre Gesundheit hervorbringen würde. Nun sagen Sie mir, wie Sie sich fühlen, und sprechen Sie ganz offen mit mir.“ — „Unter uns gesagt, Doktor, gestehe ich Ihnen aufrichtig, daß mir nicht sehr wohl zu Muthe ist. Steht' ich mich wieder auf die Deputations-Listen, so werden mich die Wähler fragen: Was hast Du gethan? was hast Du gesprochen? und in der That, ich muß Ihnen bekennen, ich habe weder etwas gethan, noch gesprochen.“ — „Ja! das weiß ich sehr wohl.“ — „Hätte ich nur wenigstens eine kleine Rede gehalten!“ . . . .

„Das wäre noch nicht das Aergste. Man zürnt Ihnen nicht, daß Sie nicht gesprochen haben; das habe ich schon ins Reine gebracht; ich habe gesagt, daß Sie während der Sitzung an der Brust litten, und daß die Pariser Aerzte, in Uebereinstimmung mit mir, Ihnen die Redneredühne untersagt und das tiefe Schweigen auferlegt hätten. Diese Entschuldigung hat bei allen Wählern Eingang gefunden, außer bei einigen Mitgliedern des Athenäums, die es gern gesehen, wenn sie unserer Stadt ein Kunststück von Beredsamkeit geliefert hätten. Was man Ihnen aber nicht verzeiht, das ist, daß Sie nicht Ihre Versprechungen erhalten, daß Sie nicht alle möglichen Verbesserungen für unsere Stadt durchgesetzt haben. Denn Sie können sich trey Herrsteller, lieber Freund, was Sie Alles versprochen, aber vielmehr, was wir Alles in Ihrem Namen versprochen haben. Die Stadt erwartete zwei Regimenter, einen Königlichen Gerichtshof, eine Rechtsschule und Gott weiß was! Von allem dem ist nichts gekommen. Und doch kann man den Ministern anlagen und ihnen Gunstbezeugungen abdringen, ohne sich der Würde zu vergeben.“

„Ja, Ihr glaubt gewöhnlich Alle, das sey so leicht ist, und daß ein gut gesinnter Deputirter, der sein Votum abgiebt, nur zu fordern braucht, um zu bekommen . . . .“

„Erlauben Sie, mein geehrter Freund! . . . . Werfen Sie mich nicht mit Ihren Verleumdern zusammen. Ich habe mich nicht über Sie zu beklagen, denn das, was Sie mir insbesondere versprochen, haben Sie gehalten. Was die Uebrigen betrifft, so sag' ich Ihnen nur so viel, um Sie über die öffentliche Meinung aufzuklären und über Ihre Stellung als Kandidat bei den nächsten Wahlen. Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß die Wahlchancen Ihnen nicht günstig sind. Sie werden zwar von dem Ministerium unterstützt, das ist fest gut; aber da muß man erst wissen, von wem das Ministerium unterstützt wird. Wenn übrigens hier eine Kandidatur unterstützt werden soll, so ist es nicht genug, daß sie von dem Telegraphen und dem Unterpräfekten empfohlen wird. Sie kennen vielleicht nicht die Stadt, die Sie repräsentiren! Bei uns giebt es nur zwei Wähler und zwei Parteigeist. Der beste Fürsprecher für unseren Kandidaten wird immer sein persönlicher Werth seyn: man wird mehr für den Mann, als für das Prinzip stimmen. Die Majorität ist schwankend; man kann sie einzeln und durch gedruckte Manöver gewinnen. Wenn Sie Ihre Wahl durchsetzen wollen, so müssen Sie der ganzen Welt schmeicheln und sich eine Farbe bilden, die aus mehreren geschickt vertheilten Nüancen zusammengesetzt ist; dann werden Sie Jeden das Prisma von der guten Seite zeigen. Gewiß, die Taktik ist schwer, höchst spitzlich, und Ihre Freunde werden nicht zufrieden seyn haben; aber Sie müssen, wenn Sie siegen werden, und wie werden nicht zu viel fordern. Was mich betrifft, so werde ich mein Möglichstes thun, aber Sie müssen mir zu Hülfe kommen.“

„Nichts billiger als das. Was verlangen Sie von mir?“

„Deutlicher kann man nicht antworten. Ich werde Ihre Präzision nachahmen und Ihnen schlechterdings Nichts sagen. Lieber Freund Trageant, Sie müssen sich heut den Wählern verbreiten.“

„Mich verbreiten? Gut, Doktor, das kommt zu vortrefflich zu Statten; ich hatte eben den Plan.“

„Ja, ich weiß, daß Sie Fräulein Natalie R. heirathen wollen; aber . . . . unterbrechen Sie mich nicht und hören mir gefälligst zu . . . . Wenn Sie Deputirter werden wollen, so müssen Sie Ihre Heirath entsagen. Fräulein R. ist hübsch, reich, liebenswürdig, sie gefällt Ihnen, sie liebt Sie, aber ihre Familie ist ohne Einfluß. Noch mehr, Fräulein Natalie wird von ihrem Cousin Kristide geliebt, der bei einer großen Anzahl von Wählern gilt. Wenn Sie dem Cousin Kristide zu verstehen geben, daß Sie sich zurückziehen, um ihm den Platz zu überlassen, so gehört er ganz Ihnen. Vergessen Sie nicht, daß seine Hülfe bei Ihrer Wahl unentbehrlich ist. Ich weiß, es ist schwer, einer vortheilhaften Heirath zu entsagen; aber zum Glück habe ich eine andere Partie Ihnen vorzuschlagen — eine andere zu Pflicht zu machen, denn Sie werden gewiß nicht gewöhnt werden, wenn Sie nicht Frau von Rieuville heirathen. Ich habe Sie vor einem Jahre bei dieser schönen Wittwe öfter oft gesehen, und Sie haben mir gesagt, daß Sie wegen ihres schlechten Charakters und einiger nachtheiliger Gerüchte, die Ihren unter dem Schleier der Anonymität zugekommen wären, nichts von ihr wissen wollten. Das sind so Jugendsünden! Welches Weib ist frei von Fehlern und kutzrbt der Verleumdung? Frau von Rieuville ist arm, aber sie gehört einer hochgestellten Familie an. Es ist eine Frau von Geist und Gewandtheit; sie hat ihren ersten Mann zum Zeitungsschreiber gemacht, und sie wird nicht weniger für den zweiten thun. Wie dahin, wo sie eine ihrer wichtige Wahne würde betritt, spielt Frau von Rieuville eine einflußreiche Rolle in der Provinz; sie regiert, sie übt eine Autorität aus, der sich nichts entziehen kann. Ihr Betragen gegen sie hat sie zu Ihrer Feindin gemacht, sie hat geschworen, daß Sie nicht ernannt werden sollen, und sie ist Wort halten, wenn Sie sie nicht schnell beschwichtigen, indem Sie in ihr zurückkehren. Ich kann Ihnen versichern, daß sie zur Milde geneigt ist; sie wird nichts weiter verlangen, als Ihre Frau zu sehn, und dann die Frau eines Deputirten . . . . Denken Sie über Alles nach, was ich Ihnen gesagt habe; „Ehen oder Ehrlichen, das ist die Frage.“ Ich gehe in die Stadt zurück, wo ich schnell beschäft

Nachdem Herr Trageant diesen Lustschutz gelegt, traf er Anstalten, sein Landhaus zu verlassen, als der Maire der Gemeinde ihn besuchte. Die Gemeinde forderte gewisse wichtige Privilegien an dem Eigenthum des Kandidaten gründet: es waren dies sächerliche Ausprüche, über die das Gericht in erster Instanz schon entschieden hatte. Der Maire meldete Hrn. Trageant, daß der Municipalrath zu appelliren gedächte. — „Meinethalben", antwortete Hr. Trageant, „ich werde vor den Appellhof gehen so gut wie vor dem Tribunal gewinnen, denn ich habe die Vernunft und das Recht auf meiner Seite." — Der Maire war ein gewandter Administrator; als er sah, daß der Eigenthümer in seinem Vertrauen und seiner Festigkeit unerschütterlich blieb, wandte er sich an den Kandidaten; er gab Hrn. Trageant geschickt zu verstehen, daß die Gemeinde von 37 Wählern bevölkert sey, die für oder gegen ihn stimmen würden, je nachdem er sich mehr oder minder nachgiebig zeigte. — „Aber", rief Hr. Trageant, „wenn ich Ihren Anspielchen weiche, so verliert mein Eigenthum die Hälfte seines Werthes!" — „Aber", antwortete der Maire, „wenn Sie nicht nachgeben, so verliert ihre Kandidatur 37 Stimmen, wie Ihr Gegner gewinnen wird."

Zwei Journale stritten in der Stadt N...., ein großes Journal, das von der Unterpräfektur unterstützt wurde, und ein kleineres ohne Patronat und ohne eigenthümliche Farbe, betitelt der Solitaire du departement, mit der Aufschrift: „C'est le solitaire, qui voit tout, entend tout, est partout!"

Das minifterielle Journal war, wie sich von selbst versteht, für den Kandidaten der Regierung; aber es war Hrn. Trageant daran gelegen, auch die dem Solitaire gut angeschrieben zu sein. Nun Unglück hatte Hr. Trageant zur Zeit der ersten Kandidatur dem Haupt-Redacteur, der sich damals noch Literat nannte, das Bein nicht gebrochen hatte. Er entschuldigte sich, so gut es ging, und verbreitete seine Anerbietungen. Der Journalist, der auf diese Zusammenkunft vorbereitet war, öffnete ein Karton und nahm einen Bogen heraus, den er den Kandidaten zeigte: „Hier haben Sie", sagte er, „einen Gesellschaftsvertrag. Wir stellen den Solitaire unter Aktien, zum Kapital von 20,000 Franken für zweihundert Aktien, das Stück zu 50 Thalern. Die Hälfte dieser Aktien ist schon weg, kaufen Sie die andere Hälfte und unser Journal ist zu Ihren Diensten." — „Aber, lieber Herr, das macht ja 15,000 Franken." — „Ich weiß wohl; fünfzehntausend: das heißt es: entweder, oder."

Kaum war die Verlobung Hrn. Trageant's mit Frau von Rieuville in der Stadt N. offiziell bekannt, so bekam der künftige Gatte von neuem eine Menge anonymer Briefe, in welchen die schöne Braut schrecklich mißhandelt wurde. Der Kandidat aber, entschlossen, zu siegen oder zu fallen, hatte sich mit einem unerschütterlichen Muth bewaffnet. Er flammerte sich nicht um die Ostentbarungen der geheimen Korrespondenz und heirathete Frau von Rieuville.

Nun erst gewann seine Kandidatur eine gewisse Festigkeit. Die Wähler, die seiner Frau zugeben waren, und die, über welche der Cousin seiner Frau disponiren konnte, traten auf seine Seite; die öffentlichen Beamten, die ihre Verhaltungsregeln von den Unterpräfekten bekommen hatten, verstärkten das Bataillon. Doch fehlte noch sehr viel zu einer sicheren Majorität, und Herr Trageant war genöthigt, zu größeren Mitteln die Zuflucht zu nehmen. Man muß sagen, um zu ärgern. Der Kandidat, der die Gemeinde, die ihren Vorzeß gegen ihn verloren, gewonnen Spiel und kaufte die hundert Aktien des Solitaire.

„Bleiben Sie auf so guten Wegen nicht stehen", sagte ihm der Doktor Foregeat. „Sie haben die Anhänger der Gewalt für sich, jetzt kokettiren Sie ein wenig mit den beiden Oppositionen. Gewinnen Sie sich die leichgläubigen und einfältigen. Gehen Sie zum Hochamt, zur Messe hören, das wird einen guten Eindruck machen, und mehr als ein Frommer, welcher doch weiß, daß der Kandidat der Kirche seine Ansichte hat, wird Ihnen seine Stimme geben, damit nur der Kandidat der revolutionairen Gottlosigkeit nicht triumphire. Ich glaube, die Despotuion ist eben ein Weg werth. Dann müssen Sie gegen den Bischof eine Büste machen; der Prälat ist ein guter Alter, durchaus nicht fanatisch und höchst tolerant. Er wird Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit Dank wissen. Um ihn vollends zu bestechen, dürfen Sie ihm nur sagen, daß Sie den Minister um ein Gemälde für die Kathedrale ersucht, und daß dieses Gemälde so sehr angefangen worden sey, daß man ihm jene schöne Kreuzabnahme schicken, die in Ihrem Kabinet hängt ..." — „Was? ein Bild, das 6000 Franken kostet?" — „6000 Franken? Desto besser! der Bischof ist ein Kenner."

Als man in der Stadt erfuhr, daß Herr Trageant für die Kathedrale ein prächtiges Bild erwirkt, kam der Bibliothekar in Sorge gelaufen, den Kandidaten eine Büste zu machen und ihn an 33 Briefe zu erinnern, die er ihm in der Absicht geschrieben, einige gute Werke für seine Bibliothek zu erlangen. Der Doktor Foregeat war gerade zugegen und antwortete rasch: „Mein geehrter Freund hat Sie nicht vergessen, gerade heute hat er einen Brief von dem Minister bekommen, der ihm drei Bücherkisten ankündigt: morgen müssen wir sie bekommen. Ich hoffe, Herr Bibliothekar, daß Sie allen Freunden der Literatur einen Kandidaten empfehlen werden, der sich ihrer Interessen so thätig annimmt." — Und als der Bibliothekar fort war, sprach der Doktor zu Hrn. Trageant: „Was thun Ihnen 300 Bände Ihrer Bibliothek kosten: aber dafür haben Sie die Stimmen aller Gelehrten und alle Dichter des Kreises."

Im Besitz der beiden Journale der Stadt, war Herr Trageant vor den Angriffen der Presse noch nicht gesichtigt. Man ließ ein bestes Pamphlet gegen ihn erscheinen. In dieser Schrift standen so viel Wahrheiten, daß Foregeat selbst festtigt war. Mahnen Tragant, es nicht geschehen wurde, sein Feuer und Flammen. Man lachte ganz laut, und der Skandal wurde gedämpft.

„Sie müssen den Kerl packen", sagte der Doktor zu Herrn Trageant. „Was fürchten Sie für Waffen?" — „Was meinen Sie denn?" — „Sie müssen sich mit dem Verfasser des Pamphlets schlagen. Ihre Ehre und Ihre Kandidatur sind auf dem Spiel. Die Deputation ist schon ganz Freundschaft werth."

Herr Trageant bekam eine Wunde in den Arm.

„Sie sind verwundet, sagte der Doktor, das ist ja vortrefflich. Jetzt müssen Sie Ihre Wunde zu Ihrem Vortheil benutzen. Der Gegenstich des Pamphletschreibers bringt Sie bei den jungen Leuten der Stadt in Ansehen, und dadurch gewinnen wir wieder einige Stimmen der Opposition. Kommen Sie, wir wollen in den Kaffehause unserer Damen eine Bowle Punsch trinken, und vergessen Sie nicht, sich einen guten Firnis von Liberalismus zu geben."

Die Damen zu N. ließen dem Herrn Trageant eine ausgezeichnete Aufnahme widerfahren; er lud sie zu seiner Punschbowle ein, der mehrere andere folgten. Nach dem Punsch kam man von einem Souper, das der Kandidat seinen jungen Freunden bereitet hatte. Das Fest dauerte die ganze Nacht: man fraternisirte mit dem Glase in der Hand, und über dem Wein vergaß sich Herr Trageant, der Kandidat der Unterpräfektur, so weit, daß er ein anarchisch-republikanisches Glaubensbekenntniß ablegte.

Den andern Morgen lag Herr Trageant im Bett ganz krank von den Exceffen der Nacht; aber dafür war er auch den anderen Morgen wieder mehr Kandidat, fondern Deputirter, und hinter den Vorhängen, wo ihn das Fieber feffelte, hatte er Muße, die Kosten seiner Wahl zu recapituliren.

„Das Ding ist zwar sehr ruhmvoll", sagte er, „aber auch kostspielig genug. Zuerst habe ich einer Frau entsagen müssen, die ich liebte und die mich glücklich gemacht hätte, und eine Frau heirathen müssen, die ich nicht liebe, und die alles Möglichе thun wird, um mich unglücklich zu machen. Ich habe einen Gegenstand verloren, der meine Gesundheit vielleicht für immer zu Schanden gemacht, denn Foregeat sprecht schon von einer bedenklichen Gastritis. Ich habe mein Vermögen zu Grunde gerichtet und mich meines schönsten Bildes und meiner werthvollsten Bücher beraubt; ich habe 15,000 Franken dem Solitaire in den Rachen geworfen und mein schönstes Besitzthum um die Hälfte seines Werthes gebracht; und endlich habe ich ungeheure Schulden gemacht, um Stimmen und Hochzeitsgeschenke zu kaufen. Ist das nicht um davonrett zu werden?"

„Ja", antwortete Foregeat, der ihn gehört hatte, „es ist zum davonrett werden; aber der Deputirte wird schon Alles wieder einbringen."

Bibliographie.

Mémoires et dissertations sur les Antiquités nationales et étrangeres. — Herausgegeben von der Königl. Societät der Alterthümer in Frankreich. Paris, Folgo. Mit Titel. 7½ Fr.

Abrégé des Antiquités nationales. — Von A. L. Millin. Ist die 4te Lief. mit 250 Kpfrn. 25 Fr.

Influence météorologique des montagnes et des forêts. — Von Piorel.

Portugal.

Sicherheits-Polizei in Portugal.

In Lissabon und Porto besteht eine Art von Sicherheits-Polizei, die jedoch weder sehr thätig, noch sehr energisch ist, also auch nicht allzu viel Sicherheit gewährt. Die Provinzial-Städte und die Dörfer müssen sich selbst beschützen, so gut sie können; dort ist der Einzelne und Wehrlose ganz auf die Barmherzigkeit seiner Feinde oder des Räubers angewiesen, dem nach seiner Börse und seinem Leben gelüstet. Die Obrigkeit thät nur dann Bewaffnete ausrücken, wenn ein Ort von einer ganzen Räuberbande bedroht wird. Man nennt solche Banden Miguelisten, aber gewiß mit großem Unrecht; die Politik hat an ihren Excessen seiten oder niemals Antheil; gewöhnlich bezwecken sie nur Mord und Plünderung, und ihre verruchteste Ariebfeder ist die Rache, diejenigen auch die Rache. In Ortschaften von geringem Umfang sind die einander kreuzenden Interessen immer in Bewegung: der Starke unterdrückt den Schwachen ungestraft; viel verwickelte Fehde Kellen sich Leder an die Spitze eines ihm ergebenen gröberen oder kleineren Haufens, und so giebt es Dutzende Tod um Tod zwischen Hunderten. Nicht selten trifft es sich, daß Standespersonen in ihren Häusern angefallen und ermordet werden; und fast immer steckt alsdann ein Mann von hohem Range hinter den Mördern, von dem sie bezahlt und beschützt werden.

Der Don Miguel die Herrschaft über Portugal an sich riß, herrschte in Lissabon vollkommener Anarchie. Wer an Abenden auf abgelegene Straßen oder Spaziergänge sich wagte, der wurde von den Ziegenhirten (cabreiros), einem eben so armen als rohen Gesindel, das in den Umgebungen der Hauptstadt wohnt, überfallen und geplündert. Mord ging die Frechheit und Raubsucht dieser Kerle so weit, daß sie die Vorübergehenden bei hellem lichten Tage beraubten. Die Stadt war so gut wie im Belagerungs-Stande; man sorgte sich nur in großen Karawanen und bis an die Zähne bewaffnet zum Thore hinaus.

Eines Tages ging ich, um einen meiner Freunde zu besuchen, der mit seiner Familie ein Landhaus auf dem Campo de Ourique; dieses Landhaus steht in einem der prachtvollsten Orangen-Gärten um Lissabon. Es war ein lieblicher Maitag; die Stunden entflohen uns rasch im Schatten der Maulbeer- und breitästigen Nußbäume, und in der erfrischenden Kühle eines Springquells, der aus einem Marmor-Bassin emporsprudelte. Zwei Stunden nach Sonnen-Untergang machten wir uns auf den Rückweg in die Stadt. Die Nacht war schwül und finster; dickes Gewölk zog schwer und langsam dem Meere zu. Wir gingen zwischen verdrehten und zerstümmerten Landhäusern, Denkmalen des wüsten Bürgerkrieges. Da wurde mir auf einmal sehr unheimlich zu Muthe. Mein Gefährte und ich, wir waren beide ohne Waffen; ich hatte nur einen Sonnenschirm zu meiner Vertheidigung. Durch die

Digitized by Google

Nisse der Mauern sah man in das Innere der verlassenen Häuser, furchtbare Schlupfwinkel, wo Räuber in Sicherheit ihrem Opfer auflauern konnten. Wir gingen schweigend und rasch vorwärts, bis wir etwa funfzig Schritte hier aus einem herumrollenden Cigarro an die Erde fallen sahen. Bald darauf traten uns zwei lange und finstere Gestalten in den Weg; es waren baumstarke Neger in zerlumpter Kleidung. Beide erhoben ihre varas-paos*); „Jeder von ihnen hatte seinen Mann ausgesucht. Ich sah das todbringende Instrument über meinem Haupte schwingen: ich that einen Seitensprung, der Hut fiel mir vom Kopfe, und das vara-pao fuhr an die Erde. In bewußten Augenblick sah mein Begleiter mit einem langen Schrei zu Boden; ich glaubte ihn todt. Mein Gegner starrte mir mit tödtlich blitzenden Augen ins Gesicht und schlug dann, vor Wuth schäumend, ein zweites Mal nach mir. Ich entsprang ihm von neuem und rannte fort, indem ich aus Leibeskräften um Hülfe schrie.

Eine Zeitlang hörte ich Einen hinter mir herlaufen; dann wurde es wieder still in der ganzen Gegend. Ich war mit dem Verlufte meines Hutes davongekommen. Das Landvolk, wo wir diesen Tag zurückgelegt hatten, war etwas verdrossener Schritte entfernt; ich kam athemlos an und erzählte meinem Abenteuer, was sich zugetragen. Sogleich schickte man bewaffnete Diener mit Fackeln, die meinen Freund auffuchen sollten; sie fanden ihn mit blutigem Gesicht auf einem Acker. Die Räuber hatten ihn gemordet und ihm Alles genommen, was er bei sich trug; er verdankte es nur dem Schrecken, der sich bei Annäherung des bewaffneten Trupps bemeisterte, daß sie ihn nicht vollends todteten. Wir machten sofort dem Richter des Bezirks von der Unthat Anzeige, und diesem gelang es, die Spitzbuben zu entdecken. Obgleich aber dieser Kreis keineswegs Neulinge in ihrem Gewerbe waren, so ihat man ihnen doch kein Leid an; der außerordentlich gewissenhafte Richter erklärte das Verbrechen — für unbewiesen!

Schon acht Tage darauf überfielen die nämlichen Kerle, in derselben Gegend, um 11 Uhr Vormittags, zwei Engländer von meiner Bekanntschaft, deraen man aber glücklicher Weise zu rechter Zeit Hülfe brachte. Bei dieser Gelegenheit wurde mein Hut wiedergefunden: der Spitzbube, der sich ihn angeeignet, hatte ihn während des Kampfes vom Kopfe verloren. Erst drei Monate später ertappte die Polizei die beiden Vagabunden in flagrante delicto, und nun wurden sie zur Deportation verurtheilt.

So geht es in dem Mittelder der Hauptstadt der. In der Provinz Minas die Räuber ein noch ungleich feineres Spiel; sie treiben für ihr Gewerbe im Großen. Die Mitglieder der Bande versammeln sich an bestimmten Tagen; es sind Bauern, Tagelöhner, Handwerker, Bürger. Ist ein solcher Trupp organisirt, so bricht er eine Guerilla und liefert den Soldaten, die gegen ihn abgeschickt werden, regelmäßige Schlachten. Die Guerilla's plündern verschiedene Distrikte und machen sich durch räuberische Einfälle in Flecken und Dörfer. In Luminares hab man eines Tages einen zahlreichen Trupp bewaffneter Männer zu Fuß und zu Pferde einrücken; mitten unter ihnen befanden sich sechs als Magistrats-Personen gekleidete Männer, deren wärtiges Ansehen Respekt einflößte. Der Trupp hielt geschlossen Marsch auf die Behausung eines reichen Grundbesitzers los; an alle Ausgänge pfianzte man Wachen, und die Pforte öffnete sich vor den Magistrats-Personen, die im Namen des Gesetzes (em nome da ley) Einritt verlangten. Einige Bewaffnete folgten ihnen. Der Pfarrer und alle Hausbewohner wurden gefesselt und gefesselt; nur einer alte Pfarrer ließ man frei und fesselloß; dafür mußte sie aber den unmittelbaren Befehl die Schränke und Spinde-Öffnen; in welchen das Geld und die Kostbarkeiten steckten. Die Räuber packten gemächlich ein, was ihnen des Mitnehmens werth schien, und zogen dann im Angesichte der Einwohner ab, nachdem sie geschworen hatten, daß sie die Angelegenheit ordnungsmäßig, und seine Seele vertrat ihnen den Weg. Die Urheber dieser kecken Handstreiche blieben unbekannt.

Diejenigen Räuber, die an den Landstraßen im Versteck liegen, sind gewöhnlich verlaufen. Wenn sie einen Vorübergehenden bemerken, fangen sie an zu bellen; thun sie das nicht, so pfeifen sie leise und rufen: a terra! (an die Erde!) Der Kutscher oder Fußmann springt sogleich von seinem Sitz herunter und legt sich platt an den Boden; die Passagiere müssen es eben so machen und dürfen sich dabei nicht einmal umsehen; nur unter dieser Bedingung schont man ihres Lebens. Immer das Einer von der Bande ein schärfer Augenmerk auf die Bewegungen der Reisenden, während die Uebrigen mit der Plünderung des Wagens beschäftigt sind.

Nur selten wird die Justiz dieser Räuber habhaft, und es ist sogar gefährlich, sie anzuklagen. Einer meiner Landsleute war in der Nähe der Hauptstadt von sieben bewaffneten Männern ein ausgeplündert worden. Ein paar Wochen später begegnete er Zweien dieser Herren auf der Brücke des Commercio; sie trugen seine besten Kleider. Aber der Anführer des Haufens, dem sie so übel mitgespielt hatten, drückte für keinen Augenblick aus der Fassung; sie grüßten ihn, wie alte Bekannte, mit einem recht anmuthigen Lächeln. Gewiß wär es meinem Freunde ein Leichtes gewesen, die Kerle aufhalten zu lassen; allein dann setzte er sich der Rache ihrer Kameraden aus, die ihn unfehlbar bei erster Gelegenheit an einer abgelegenen Stelle erdrosselt hätten.

Der Portugiesischen Räuber können in der Regel nur den, der ihm Widerstand leistet; zuweilen verfährt er aber dabei mit Barbarei, wenn er hofft, empfindlicher Grausamkeit. Ein reicher Goldarbeiter von Nazareth hatte mit seinen Gehilfen die Reise nach Lissabon angetreten; er führte, Juwelen mit sich, deren Werth einige tausend Thaler betrug. Drei oder vier Tage darauf kam das Maultier dieses Mannes allein in seine Wohnung zurück, und man schloß daraus, daß er ermordet sey. Nach langer Nachforschung fand man endlich die Leichname des Herrn und seines Bedienten im tiefsten Walde; Beide waren zusammen an einen Baum gebunden, aber ganz ohne Spuren äußerer Verletzung. Die Unglücklichen mußten den Hungertod gestorben sein.

Besonders häufig ist der Straßenraub zwischen Lissabon und Porto-Reisende, welche von der einen Stadt zur andern wollen, bieten Karawanen von 100 bis 150 Personen und begeben sich in den Schutz der Estafeta. Diese Estafeta ist eine Unternehmung zweier Privatleute, die den Transport der Waaren durch Maulthiere besorgen. Obschon die Zahl der Zurbleute bei dieser Art von Post nicht bestimmt ist, so wird sie doch niemals angegriffen. Man glaubt allgemein, die Unternehmer zahlen den Spitzbuben einen gewissen Beitrag; wie still es aber bedünten, als wären die Räuber selbst die Entrepreneurs; denn sie können ja das Publikum nicht sicherer betrauben, als unter dem Schatten der Königlichen Fahne, die immer den Zugt vorgetragen wird. Da die Estafeta für alle Waaren, die man ihr anvertraut, verantwortlich ist, so läßt sie sich ungefähr Transport-Kosten bezahlen: sie berechnet diesen Tarif nach dem muthmaßlichen Risiko, das aber in der That eine für den vorhandenen ist, der ihr Patronat zu erkaufen vorzuziehen.

Die Frechheit der Portugiesischen Räuber hat kaum ihres gleichen. Wer wäre wohl im Stande, zu ersinnen, wo sie die geraubten Gegenstände von Werth auszubewahren? Sie selbst behalten nichts bei sich; auch die Diebe, welche in der Nähe der Städte von Lissabon, Porto, die Wache der Depositum anvähmen. Es giebt einen viel sichereren Ort zum einstweiligen Unterbringen des erbeuteten Gutes, und dieser Ort ist — das Gefängniß, in dem ihre Kameraden sitzen! Man hat nämlich wohl in ganz Europa keins schlechter organisirte Gefängniß, als in Portugal. Die Gefangenen leben mithin auf ihre eigenen Kosten, und nur wer Mutaran ist oder Niemandem hat, der ihm von Zeit zu Zeit Spitzen und andere Bedürfnisse bringt, erhält die sogenannte Suppe der Barmherzigkeit (sopa da misericordia). Ein Spitzbube, der nicht bloß auf eigene Faust sein Gewerbe getrieben, braucht in seinem Kerker nicht Hunger zu leiden; er bleibt mit seinen Verwandten und Spießgesellen in täglichem Verkehr und nimmt bei solcher Gelegenheit auch Manches in Verwahrung, was der Geber später wieder abholt, um anderweitig darüber zu verfügen.

Oft ist das Mitverabredeten eines solchen Depositums überflüssig, weil der Kerkermeister sich zur Beherbergung aller Verbrechen aus Mitleid legt. Hat man Euch ein Kleinod gestohlen, das Euch besonders theuer war, so wendet Euch nur an diesen würdigen Mann; er wird es gewöhnlich bei seinen Klienten zu entdecken wissen und sich ein Vergnügen daraus machen, es Euch abzuliefern, vorausgesetzt, daß Ihr den doppelten Werth des Gegenstandes bezahlt. Sein Mäßer-Lohn ist ihm gesetzt; der Klient, welcher das Kleinod bewahrt hat, darf sich auch einiger Duldung Reis gewissen, und nach Abzug der beiden Honorare bleibt sich den Depenenten (d. h. den Dieb oder Räuber) immer noch mehr übrig, als er vielleicht aus dem Verkaufe des gestohlenen Gutes gelöst hätte. (Le Droit.)

Mannigfaltiges.

— Italiänische Literatur im Jahre 1836. Numerisch sind die Leistungen der Italiänischen Literatur noch immer sehr bedeutend, doch steht man sich die Sache genauer an, so sind sie nur von Zahlen — von numerus sanum. Im vorigen Jahre sind nicht weniger als 3314 Bücher in Italiänischer Sprache gedruckt worden. Diese vertheilen sich auf die verschiedenen Staaten in sehr ungleichen Verhältnissen. Es erschienen nämlich:

In der Lombardei (Mailand 322)	788
Im Venetianischen (Venedig 297)	843
Königreich Sardinien (Turin 211)	454
Herzogthum Parma (Parma 73)	111
„ Modena (Modena 26)	34
„ Lucca (Lucca 27)	27
Großherzogthum Toskana (Florenz 102)	151
Im Kirchenstaate (Rom 125)	300
Königreich beider Sicilien (Neapel 260)	356
Im Auslande (hauptsächlich Lugano und Paris)	50
Zusammen	3314

Man ersieht hieraus, daß das Lombardisch-Venetianische Königreich die meiste literarische Thätigkeit entwickelt, wie es auch überhaupt wohl den übrigen Italiänischen Staaten an Lust und innerer Bildung überlegen ist. Die wissenschaftlichen und bibliographischen Rubriken nach, vertheilten sich obige Erscheinungen folgendermaßen. Es lieferten die Theologie 651 Schriften (worunter viele Erbauliche, ascetische und liturgische Schriften, Predigten, Heiligen-Verehrungen [Divozioni verso Maria Vergine allein 31] und andere Erakturen); die Jurisprudenz 180 (worunter 56 Criminal-Prozesse, die im Königreich beider Sicilien veröffentlicht wurden); Geographie, Geschichte, Archäologie und Mythologie 492 (worunter 112 Lebensbeschreibungen verstorbener Privatpersonen); Philosophie 75; Kameralistik 72; Mathematik 61; Physik und Chemie 113; Medizin und Chirurgie 290 (worunter 75 Indisputatio-Dissertationen); Literaturgeschichte 30; Sprachwissenschaft 71; Poesie 435; Theater 112 (worunter 57 Opernterte); Roman und Erzählungen 113; Kupferstiche 2c. 69 u. s. w. — Daß unter diesen Schriften eine große Anzahl von Nachdrucken und eine noch größere von Uebersetzungen (namentlich auch vom Französischen und Englischen) sich befanden, braucht wohl nicht erst noch besonders hinzugefügt zu werden.

*) Es sind dies mit Eisen beschlagene Stöcke von fünf Fuß Länge; Spanisch, europäisch.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Ma.gazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern. Post-Aemtern.

№ 139. Berlin, Montag den 20. November 1837.

Nord-Amerika.

Die Amerikanischen Ursprachen.

Die Gesellschaft der Amerikanischen Alterthumsforscher hat im verflossenen Jahre den zweiten Band ihrer Verhandlungen zu Cambridge in Massachusetts erschienen lassen.*) Den Hauptinhalt bilden die Untersuchungen Gallatin's über den grammatischen Bau und die innere Verwandtschaft der Amerikanischen Sprachen, nebst Vokabularien und einem ansehnlichen linguistischen Apparat. Man sah in Amerika schon lange ihrer Bekanntmachung entgegen; die vieljährigen Studien des Verfassers, sein Forschertalent, die klare und richtige Gedankenfolge seiner Darstellung, beide bereits bewährt, ließen etwas Reichhaltiges und Gediegenes erwarten. Diese Erwartung ist denn auch in vollem Maße erfüllt worden. Voran geht eine historisch-kritische Einleitung (Introductory Essay), die gegen 200 Seiten einnimmt. Sie beginnt mit einer „Uebersicht der Indianer-Stämme, welche im Gebiete der Vereinigten Staaten, östlich von den Rocky-Mountains, und in den Britischen und Russischen Besitzungen auf dem Festlande von Nord-Amerika leben", und schließt mit „allgemeinen Bemerkungen". Hier hat der Verfasser in gedrängter Kürze die Resultate seiner umfassenden Beleseenheit und seines Nachdenkens über die dunkle Amerikanische Vorzeit niedergelegt. Er führt die Geschichte dieser Volksstämme von den ältesten vorhandenen Nachrichten bis auf die jüngsten Zeiten herunter. Keine auch so entlegene Quelle ist ihm entgangen; die seltensten Werke in allen Sprachen, und namentlich die Berichte der ersten gebildeten Fremden, sind mit einer Sorgfalt benutzt, die auch das Kleinste nicht übersieht. Ein vieljähriger Aufenthalt zu Paris**) ist dem Verfasser für diesen Theil seiner Forschungen zu Statten gekommen; daselbst finden sich in den Archiven des auswärtigen und des Kolonial-Departements die werthvollsten Dokumente aus der Zeit vor, als Frankreichs Herrschaft und Einfluß sich noch über Kanada, das Gebiet der großen Seen und des obern Mississippi erstreckte. Unsres Wissens ist dies die erste zusammenhängende und einigermaßen befriedigende Darstellung der Ethnographie und Geschichte jenes großen Länder-Gebietes zwischen dem Eismeer und dem vormals Spanischen Amerika.

Auf diesen Text folgen nun die gesammelten Materialien, und zwar 1) einer Aufzählung der bei den Indianischen Völkerschaften herrschenden Stammsprachen und Dialekte, mit ausführlichen Notizen über Grammatik und Sprachbau, nach den besten und zuverlässigsten Quellen. 2) Zwei ethnographische Karten; die eine zeigt uns die Wohnsitze der Indianerstämme, wie sie uns Jahr 1600 den östlichen Küstenstrich am Atlantischen Meere bis hinüber zu den Alleghany-Bergen und zum Mississippi inne hatten; die zweite ist für das Jahr 1800 entworfen und stellt die Verbreitung der Stämme im Westen, vom Mississippi bis an die Küste des Stillen Oceans, dar. Letztere ist von Herrn Gallatin selbst gezeichnet, nach den Ergebnissen eigener Forschung in Büchern und auf Reisen. 3) Den zur Grammatik der Indianischen Sprachen und Dialekte, mit Verwerbehung des Gemeinsamen und Charakteristischen in Wortbildung, Wortabwandlung und Redeformen; die Paradigmen, aus sinnfrohen Idiomen mitgetheilt, beziehen sich hauptsächlich auf die Conjugation und das Regimen der Zeitwörter. 4) Eine Tafel über die Stamm- und Sprachverwandtschaft, über die wahrscheinliche oder muthmaßliche Verbindung der Indianischen Völkerschaften; es sind ihrer 64 aufgeführt. 5) Vokabularien und kurze Sprachproben. Zuerst werden 181 Wurzelwörter, jedes in 53 Sprachen und Mundarten, verdeutscht. Darauf folgt eine kleine Nachlese, worin gleichbedeutende Wörter und kurze Sätze aus achtzehn verschiedenen Sprachen mitgetheilt werden; doch finden sich hier bedeutende Lücken, so daß aus manchen Idiom nur acht, aus keinem mehr als 32 Proben gegeben sind. Desto vollständiger ist die nun folgende vergleichende Tafel über sechs Hauptsprachen, nämlich der Mustogee's, der Eboctaw's, der Caddo's, der Mohawk's, der Seneca-Indianer und der Chrokee's, welche aus jedem dieser Idiome 452, aus dem Chrokesischen jedoch nur 393 Wörter aufführt. Eine besondere Liste hat den Zweck, die Verwandtschaft zwischen den Sprachen der Choctaw's und der Mustogee's darzuthun. Den Schluß macht eine Reihe ausgewählter Sentenzen und das Vaterunser in den vier Mundarten der Chrokee's, der Mustogee's, der Dakota's und der Choctaw's.

Die Geschichte des Amerikanischen Menschenstammes beginnt für uns erst mit den Entdeckungen des Columbus und seiner Nachfolger. Die Benennung „Indianer", welche für die Eingeborenen des ganzen Weltheils üblich geworden ist, schreibt sich von dem Irrthume der ersten Entdecker her, welche hier nicht einen neuen Weltheil, sondern das äußerste östliche Ende von Asien und Indien erreicht zu haben meinten. Daß viele weiter oder vielmehr südwestwärts gegen Ende des 15ten und zu Anfange des 16ten Jahrhunderts über ganz Amerika, vom Atlantischen bis an den Stillen Ocean, von Patagonien bis zum nördlichen Eismeer verbreitet war, wissen wir ganz bestimmt. Aber wo die ursprüngliche Heimath, die Wiege dieser Volksstämme zu suchen, von welchen Punkten ihre Verbreitung ausgegangen, zu welcher Zeit und unter welchen Umständen sie geschehen sey, ob durch Völkerwanderungen, durch Eroberungszüge, durch Colonisation, darüber fehlt uns alle Kunde so ganz und gar, daß nicht einmal Vermuthungen zu wagen sind. In die jahrtausendlange Nacht fällt mit der Landung des Columbus auf Guanahani, im Jahre 1492, nur sehr lichtstrahl. Die Berührung mit den Europäern ist der eingeborenen Bevölkerung verderblich geworden; die letzten Jahrhunderte erfüllt der langsame, aber unwiderstehliche Prozeß ihrer Aufreibung und Vernichtung. Sie wenden von der Küste nach dem innern Lande gedrängt; sie weichen vor den nachrückenden weißen Männern von Meer zu Meer, sie wollen nicht lassen von ihrem freien Jägerleben. Aber zu eigentlichen Nationenbildungen gemeiner Volksstämme kommt es nicht mehr; sie bleiben in der Gegend, wo sie zuerst gefunden wurden, oder doch in deren Nähe; da kämpfen sie unter sich oder gegen die fernden Dränger, da sterben sie aus. So sind die Neuknner in Chili, die Charibben auf Hispaniola, die Nyteken in Mexiko, die Powhatan's in Virginien, die Lenapee's und Algonquin's in Neu-England und am Sankt-Lorenz-Strom spurlos von der Erde verschwunden.

Herr Gallatin bringt die Ueberbleibsel des Theiles von Nord-Amerika, der sich zwischen den Atlantischen Ocean und den Felsen-Gebirgen, von Florida im Süden bis zum nördlichen Polarmeere erstreckt, mit Rücksicht auf die Sprachverwandtschaft unter zehn Hauptstämme. Von diesen sind einige auf der ethnographischen Karte für das Jahr 1600 als Anwohner des Atlantischen Meeres angegeben; die anderen finden wir auf dem zweiten Blatte, für 1800, längs dem ganzen Mississippi-Thale, an den Ufern der Kanadischen Seen und in den weiter nordwärts gelegenen Englischen Besitzungen verbreitet. Zünf darunter, die Seminolen nämlich, die Mustogee's, Chrokee's, Choctaw's und Chacofaw's, haben in dieser ganzen Zeit ihren Wohnsitz nicht verändert. Die Algonquin's und Lenapee's, welche Herr Gallatin zu einem Stamme rechnet, nahmen das ganze Gebiet zwischen dem Mississippi und der See, von den beiden Karolina's bis Cap Breton, und weiter nach Norden das obere Kanada bis zur Hudsonsbai ein, nur mit Ausschluß der Landstriche, welche an der südlichen Gränze dieses Gebietes von den Irokesen, Tuskarora's und Eutawa's und in der nordwestlichen Ecke zwischen den Seen und dem Mississippi von den Winnebago's besetzt waren. Die Völkerschaften, welche zwischen dem Mississippi und den Rocky-Mountains zu Hause sind, gehören zu einerlei Sprachstamm, nämlich dem der Sioux; nur die Pawnee's und die Blackfeet-Schwarzfuß-Indianer sind davon ausgenommen. Eine andere Sprachfamilie, welche Herr Gallatin unter dem Namen der Athabasca-Mundarten zusammenfaßt, herrscht in dem weiten Gebiete nördlich von den Quellen des Mississippi und westlich von der Hudsonsbai; zu ihr werden die Winnipeg's, die Tacullie's, die Biber-Indianer, die „Dogerib's" (Hunds-Rippen) u. a. m. gerechnet. Endlich die Eskobesten Küsten, Mexikanischen und Isolirgruppen der Polarsee, von Grönland bis zur Behrings-Straße und hinüber zu den Ausläufern des Asiatischen Kontinents, sind die Heimath der Eskimos. Von diesen hält es Herr Gallatin für ausgemacht, daß sie von Osten nach Westen gewandert und von Amerika nach Asien hinübergegangen sind. Was jedoch die übrigen Amerikanischen Volksstämme betrifft, so scheint die Annahme, daß ihre Ausbreitung über den Kontinent in der Richtung von Westen nach Osten erfolgt sey, mehr für sich zu haben, als die entgegengesetzte. Es ist zu bedauern, daß Herr Gallatin seine Untersuchungen nicht über die Bewohner der Westküsten von Nord-Amerika hat erstrecken können. Auch die Vergleichung der Nord-Amerikanischen Sprachen mit den Süd-Amerikanischen bleibt eine Aufgabe für künftige Zeiten. Wir erinnern uns nur einer einzigen Stelle, wo Herr Gallatin Beispiele aus Süd-Amerikanischen Dialekten, namentlich aus dem Neukanischen, herangezogen hat.

Es sind nun gerade funfzig Jahre her, seitdem Jefferson in seinen

*) Archaeologia Americana: Transactions and Collections of the American Antiquarian Society. Vol. II. Aus der Universitäts-Buchdruckerei zu Cambridge. 4. 573 S.

**) wo Gallatin Gesandter der Vereinigten Staaten war. Sein Name ist in den Verhandlungen wegen der Inkonvenienz von 20 Millionen oft genannt worden. Gegenwärtig steht er zu New-York und bekleidet eine hohe Stelle in der Finanz-Verwaltung dieses Staates.

Digitized by Google

Briefen über Virginien — sie sind 1787 erschienen, aber schon 1781 und 1782 geschrieben — auf der Nothwendigkeit aufmerksam macht, die Sprachen der Indianerstämme zu studiren, um über ihre Herkunft und ihre Verwandtschaft unter einander aus Reine zu kommen. Er beklagt die Sorglosigkeit, mit der in dieser Beziehung gewöhnlich dar-„Schon sind", sagt er, „ganze Völkerschaften, größere und kleinere, von dem Schauplatze verschwunden, andere sind im Begriff, auszusterben, und die Nachwelt wird kaum wissen, daß sie je existirt haben. Es ist sehr wenig, was auch nicht vollständig gerathen, so dürften doch die Wörter und Bezeichnungen für die natürlichen, im täglichen Leben dieser Nölke vorkommenden Gegenstände und Verrichtungen, die Anekdote für solche Gedanken und Begriffe, die auch der unkultivirtesten Horde des Waldes und der Steppen nicht fremd sein können, nützende fehlen. Auch die Grundlinien der Grammatik, die Abwandlung der Nenn- und Zeitwörter, die Regeln der Wortverbindung und des Satzbaues müßten aufgezeichnet und diese Materialien in allen öffentlichen Bibliotheken aufbewahrt werden. Niedann würden in künftigen Zeiten Sprache und Geschichtsforscher im Stande sein, diese Sprachen unter einander und mit denen der alten Welt zu vergleichen und so den Zusammenhang der Amerikanischen Menschenstämme mit den anderen großen Völkerfamilien zu ermitteln." Was Jefferson damals ausgesprochen, wird erst jetzt, nach dem Aufschwunge, welchen die wissenschaftliche Sprachforschung in den letzten Jahrzehnten genommen, in seiner ganzen Wahrheit und Wichtigkeit anerkannt. Die Sprache, nach ihrer Schriftgestalt wie Literatur, die Sprache an und für sich allein, als organisches Gebilde aus Wortlaut und Wortform, ist das lehrreichste und zuverlässigste Denkmal von dem Dasein eines Volkes; alles Andere ist dagegen unbeständig. An Gräbern, Dämmen, Erdwällen und dergleichen uralten rohen Bauten, die sich bisweilen im Innern des Festlandes vorfinden und je weiter nach Westen desto häufiger finden, erkennen wir ungefähr die alten Lagerplätze und Niederlassungen der Indianerstämme. Es wird ein irdener Topf, eine Pfeilspitze, oder sonst ein Geräth von Stein oder gebrannter Erde, von Holz, von Knochen oder von Kupfer ausgegraben; ein solcher Fund wird dem immer als ein Beweis angesehen zu unserer Kenntniß von dem Kulturzustand jener Völker, von ihren Lebensgebräuchen und Kunstfertigkeiten, — aber wie dürftig, wie unsicher ist auch im günstigsten Falle die hieraus zu schöpfende Belehrung! Die Indianer hatten und haben zum Theil noch gegenwärtig eine Art Töpferkunst, aber feiner einzig dauernde auf Stein, wie die Aegypter, sondern tiut leicht zerstörbare, schnell vergänglicher und Baumrinde oder Bast; es finden sich auch Malereien, richtiger gesagt Kleckereien, an Felsen und Steinwänden. Es wird schwer daraus klug zu werden und wenig daraus zu lernen sein; jedenfalls ist, um sie deuten zu können, mehr während Bekanntschaft mit der Sprache erforderlich, welche den Schlüssel zu der Vorstellungs- und Ausdrucksweise abgeben muß.

Das Wort ist sichtig, aber der Sprache als solcher kommt eine höhere Dauer und Beständigkeit zu. Sie ist nichts zufällig oder willkürlich Hervorgebrachtes, sondern das Lautwerden des menschlichen Geistes inmitten der natürlichen Umgebungen. Sie ist nicht etwa entwickelt sich, ein besteller Organismus, nach gewissen allgemeinen Lebensgesetzen, aber sie hat zu gleich immer eine eigenthümliche Gestaltung, ein individuelles Gepräge, einen Charakter, der sich in der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel der Formen unverzänglich behauptet. Alles, oder doch fast Alles, was die Indianer auf dem Boden Amerikas gethan und geschaffen haben, ist in Grunde gegangen oder wird zu Grunde gehen; wir sind nicht im Stande, dem vernichtenden Werke der Zeit und der Geschichte Einhalt zu thun, — was wir retten, sind stumme Fragmente und Trümmer. Ja der Sprache hingegen, wenn wir ihren Wortschatz und Regelbau der Vergessenheit entziehen und zum bleibenden Eigentum der Wissenschaft erheben, besitzen wir ein Denkmal, aus welchem uns der Geist längst entschwundener Völker und Zeiten unmittelbar anspricht. Dasjenige Element der Sprache, in welchem sich die geistige Eigenthümlichkeit die ferneren Individuums oder Volksstammes, in welchem sich, so zu sagen, das Dasein seines Geistes am reinsten ausprägt, verdient daher von Seiten der Forscher die größte Aufmerksamkeit. Dieses Element ist das grammatische, das Prinzip der Articulation und formellen Gliederung der Rede. In den Wortvorrath finden wir die Bezeichnungen der Gegenständlichen, als Gattung oder Neigung, die Grammatik führt uns zu den Verhältnissen angetroffen werden. Dieses letztere Element wiederholt am meisten der Veränderung, nimmt am wenigsten Fremdartige in sich auf. Appellativa, Adjektiva, überhaupt Nominal- und Verbalstämme gehen mehr oder weniger leicht aus einer Sprache in die andere über, — aber das ein Volk sich Flexionen, Partikeln, oder gar Flexionsformen von einem anderen Volke angeeignet hätte, ist wohl nie und nirgend, auch bei naher Berührung, bei lebhaftem Verkehr nicht vorgekommen. Die Frauenmundart kommt ganz besonders sind gewissermaßen unverwüstlich; sie schrumpfen für durch Verbindung und Zusammenziehung, durch Verschmelzung und Nichtsetzung bis auf einen einzigen Stammvokal oder Stammkonsonanten zusammen, aber sie behaupten ihre Stelle. Auch die Zahlwörter sind ein sehr fires Element in der Sprache. Mit den Indianischen Zahlwörtern hat es übrigens eine besondere Bewandtniß; wahrscheinlich nämlich war ihre ursprüngliche Bedeutung keine abstrakte unmerische, sondern eine konkrete, und schloß die Bezeichnung der gezählten Gegenstände mit ein. Etwas Aehnliches fine det sich noch gegenwärtig bei einigen Insulanern der Südsee, welche eine besondere Art von Zahlwörtern haben, um Kokosnüsse, eine andere, um Fische, eine dritte, um Vogel- oder Schildkröteneier u. dgl. zu zählen. Auch Partikeln spielen in den Indianischen Idiomen eine sehr wichtige Rolle; sie schließen sich als Präfixe und Suffixe den Nominal- und Verbalwurzeln an und erheben durch ihr Hinzutreten das in der Wurzel liegende Attribut in eine bestimmter Kategorie der Auffaßt.

Leider schrinen viele Gelehrte, die sich in England und Amerika mit linguistischen Forschungen obgeben, über den hier berührten Gegenstand noch sehr unrichtige Ansichten zu hegen, die durchaus irre führen müssen, wenn man sie bei der Unterfuchung zu Grunde legt. Man lieft zum Beispiel in einem Briefe, welchen ein Englischer Missionair unlängst an einen Amerikanischen schrieb, die Erforschung der Indianischen Sprachen betreffend, folgende Worte: „Am meisten geeignet, von einem Volksstamm zum anderen, von einer Sprache in die andere überzugehen und sich über ein großes Gebiet zu verbreiten, sind Artikel, Pronomina, Zahlwörter, Präpositionen, Adverbien und Hülfsverben." Dieses Urtheil ist wahr. — Daß die Bezeichnungen eines und desselben Gegenstandes in verschiedenen Sprachen durchaus verschieden lauten, daß ein Volk in seiner Mundart Vokale, Konsonanten, Lautverbindungen, Tonweisen, Modulationen hat, welche sein anderes nachzuahmen oder nur nachzuahmen vermag, daß jeder Laut jener natürlich und begreiflich; es liegt in den Organen. Aber daß der Uebergang der Wörter aus einer Sprache in die andere, der Sprachgang, scheint Vielen nicht eingleuchtet zu wollen.

Weil die grammatische Organisation der Amerikanischen Idiome so ganz von den Formen und Schematen abweich, an welche man sich beim Lateinischen, Griechischen, oder beim Hebräischen, Arabischen u. s. w. gewöhnt hatte, brach man ihnen gewisse grammatische Elemente und Functionen ganz und gar ab. Mit gleichem Rechte könnte ein Naturforscher, der bisher nur an vierfüßigen Thieren beobachtet hätte, den Strauß des Urwaldes zu zähmen und sich zu bemühen angeschickt, weil sie keine Füße haben. Vor 70 Jahren behauptete Golden, die Indianischen Sprachen hätten keine Pronomina. Etwas später kam Edwards mit seiner Abhandlung über die Mund-Linie oder Mundlaute und versicherte, diese hätten in ihrer Sprache keine Adjektiva, außer zur Unterscheidung der fünf Finger an der Hand. Beatties kam beim Bau der Sprache der Irokesischen Vr. Brecher beflagte sich, es gebe in der Indianischen Sprache keine Worte, die wichtigsten Wadwheiten der Bibel auszudrücken. Dr. Reisner Ex Hentan sagt von der Mundart der Lenape's, welche zu den reichsten und ausgebildetsten gehört, sie sey ohne Wortarten und Betonung. John Zumer, Missionair bei den Mohikanern, Dr. Zumer, untersuchte derausgegeben hat, behauptet von den Indianern, sie unterscheiden drei ihren Nenn- und Zeitwörtern der Einzahl und Mehrzahl nicht. Andere Schriftsteller sagen, es gebe im Indianischen kein Wort für sryn oder existiren; noch andere sprechen ihren Artikel, Conjunctionen, Zeitwortabwandlungen und Modi der Verbindung, und die gelehrtesten Amerikanische Reisenden für Bewohner und Objekte ab. Dergleichen Urtheile finden sich in Zeitschriften und einzelnen Abhandlungen aus den letzten funfzehn bis zwanzig Jahren zu Tauferuden. Die Wahrheit aber ist, daß die meisten Indianischen Dialekte eine sehr genaue, in mancher Hinsicht sehr fein Grammatik besitzen, die sich in Regeln gefaßt und aufgezeichnet ist, aber sich im lebendigen Gebrauch der Sprache von selbst, ohne Kunst und Lehre, geltend macht; eine Grammatik, welche dem deutlichen, bestimmten, erschöpfenden Ausdrucke aller Gedanken — innerhalb der Lebens- und Geistes-Sphäre des Indianers, versteht sich — nicht nur nicht hinderlich, sondern vielmehr förderlich, entwickelt, einbringlichen und oft sehr geschlagen Verdeutlichkeit günstig ist. Kein Fremder, kein Weißer namentlich — er müßte denn unter Indianern geboren und aufgewachsen seyn — ist im Stande, ein Indianisches Idiom grammatisch richtig zu sprechen. Die Prediger und Schulmeister, welche mit den Indianern in Berührung kommen, wissen gerade so viel Indianisch zu radebrechen, daß sie sich über Kauf und Tausch, über die nächsten Geschäfte und Bedürfnisse mit ihnen verständigen können; ein anderes Gespräch vermögen sie nicht zu führen.

Einen Beispiele von der grammatischen Eigenthümlichkeit der Amerikanischen Idiome — ausführlich wollen wir uns auf dieses etwas trockene Thema hier nicht einlassen — entnehmen wir aus der Algonquin-Sprache. Diese gehört der großen ehemaligen Völker-Familie der Algonquin's und Lenape's an und wird noch heut von dem Stamme der Odschibwa's gesprochen, unter welchem wenigstens Hervorragende Talente und an wenigsten ausgezartete.

*) Wir setzen uns, in diesen Andeutungen des Amerikanischen Eigenlebens eine andrwnsite, aber darum gerade um so überraschendere Bliebesolung hoffen zu dürfen, was Wilhelm von Humboldt über den Geist der Sprachen so grundlich auseinandersetzt und uns als unschätzbare Beilage hinterlassen hat. Noch überreichender freilich würde es sein unseren Amerikanern Ernst, wenn er bedeutende, was der hier mit Recht gerühmte Gelehrte daselbst und die sprachforschenden Engländer noch als frommen Wunsch ausspricht, zu dem großen Werke unserer Missionsgesellschaften macht, wenn mit philosophischer Erkenntnis in einem Ganzen absammelt zähe. Es hier nicht der Ort, auf jenes Werk, das in einer Vollendung eben so die Amerikanischen, wie die Europäischen Gelehrten erfreuen würde, näher einzugehen, aber wir können es uns nicht verkagen, wenigstens eine einzige Stelle mitzutheilen, die den Beweis liefern wird, wie der Amerikanische Geist im Besitzen und Allgemeinen aufgefaßt hat, was hier der Amerikanische nur für den besonderen Fall angewendet. In seiner Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes Einleitung zu dem großen Werke über die Kawi-Sprache auf der Insel Java) sagt Wilhelm von Humboldt, „der in den Bau einer grösseren Menge von Sprachen eingedrungen, als wohl noch je von Einem Geiste umfaßt worden": „Die Verschiedenheit der Sprachen ist nicht eine Verschiedenheit von Lauten und Zeichen, sondern eine Verschiedenheit der Weltansicht selbst. Die Sprachen stehen in solcher Innigkeit der Verschmelzung in einander, daß, wenn die eine gegeben wäre, die andere mittelst vollständig aus ihr abgeleitet werden könnte. Denn die Intellektualität und die Sprache gestalten und befördern nur einander gegenseitig zu gegen Formen. Die Sprache ist gleichsam die äußerliche Erscheinung des Geistes der Völker, ihre Sprache ist ihr Geist und ihr Geist ihre Sprache; man kann sich beide nie identisch genug denken. Mit der Wahrheit mit der man sie einer und ebenderselben, unseren Betrachtungsvermögen gegenüber stellt, bleibt uns unerklärlich verborgen. Ohne aber unter die Priorität der einen oder anderen entscheiden zu wollen, müssen wir als das reine Sprachgesetz-Prinzip und als den wahren Bestimmungsgrund der Sprachverschiedenheit die geistige Kraft der Nationen ansehen, weil sie allein beständig selbstthätig vor uns steht, die Sprache aber an ihr nur haftet."

Digitized by Google

Daß die Chippewah's (Tschipowäer) ursprünglich zu derselben Familie gehören, hat Herr Gallatin aus der Uebereinstimmung der Pronominal-Suffixe in den verschiedenen Dialekten dargethan. Die Stämme der Algonquin-Lenapee's, zu welchen auch die Mohikaner gehörten, müssen von der Gegend an, wo jetzt die Staaten von Neu-England, New-York, Connecticut, Massachusetts liegen, sich nordwärts bis an den Saint-Lorenz-Strom, an der Hurgarischen binnenländischen Nation der Irokesen oder Mohawk's vorbei, und von da westwärts längs den Kanadischen Seen bis an den obern Lauf des Mississippi verbreitet haben. Die Traditionen der Tschippewäer, die jetzt zwischen dem Huronen-See und den Quellen des Mississippi wohnen, weisen nach Osten zurück; sie sind alle ein entschiedenes Volk westwärts und nordwestwärts vorgerückt; haben andere Stämme aus ihren Sitzen verdrängt. An der Südwestspitze des Oberen Sees muß vor ihnen ein zu den Dahkota's gehöriger Stamm gesessen haben. Die Mohikaner wohnten, oder, wie der Ausdruck im Indianischen lautet, sie „wachten" vor Alters an den Gestaden des Atlantischen Meeres; sie waren eine Zeitlang mit den Munsing, oder Mohank's untermischt und entdeckten ihren Stamm in Erzeugnissen der See. Dieser Zusammenhang ist längst durch Colden's Forschungen, und auch die Sprachvermandtschaft dieser Stämme bereits durch die Wörtersammlungen und Untersuchungen Elliot's, Roger William's und des Missionairs Peter Rasle ermittelt. Ein sehr geringer Ueberrest von etlichen Stämmen der Lenapee's findet sich noch in einem Bezirke von Connecticut. Eine größere Zahl hatte sich in die Grafschaft Stockbridge, in Massachusetts, gezogen und wurde hier durch Missionaire der Schottischen „Gesellschaft zur Beförderung des Evangeliums in Amerika" im Christenthume unterrichtet. Nach dem Amerikanischen Befreiungskriege wanderten sie gen Abenk, in das Land der Oneida's im westlichen Theile des Staates New-York, und zuletzt 1820 abermals westwärts in einen Landstrich unweit der Green-Bay.

(Schluß folgt.)

Polen.

Memoiren des Johann Chrysostomus Pasek.

(Schluß.)

Der Kurfürst von Brandenburg, Friedrich Wilhelm, war gegen uns sehr zuvorkommend, sagte sich bei allen Gelegenheiten in uns, gastirte uns und bleidete sich sogar Polnisch. Wenn Truppen vorüberziehen, pflegt wohl Dieser oder Jener seine Bekannten zu begrüßen, der Kurfürst aber trat fast jedes Mal vor sein Zelt heraus, oder, wenn er sich in der Stadt aufhielt, vor sein Wohnung und hielt mit Mühe so lange in der Hand, bis alle unsere Fähnlein vorüber waren. Er machte sich Hoffnung gemacht haben, nach dem Tode Kasimir's zu unserem Könige erwählt zu werden; und vielleicht wäre es auch dazu gekommen, wenn der Abgesandte des Kurfürsten bei der Wahl selbst nicht seinem Herrn in den Rücken gefallen wäre. Als Jemen nämlich ein Starost sagte: „Nun, so wollen wir den Fürst Luthern von sich werfen und bei uns König werden!" entfielen ihm die Worte: „Das thät er auch für ein Kaiserthum nicht!"

Dort in Dänemark kosperirte unser Woywode Cyrnierti häufig mit dem Kurfürsten, weil er aus Polen und die Kaiserlichen kommandirte. Er hatte auch 12,000 Preußen zu uns stoßen lassen, ein besseres Volk, als die Kaiserlichen, weshalb wir auch mit ihnen lieber Kantonirungen bezogen, als mit diesen.

Es war bestimmt worden, daß an dem heiligen Weihnachtstage, am frühen Morgen, die Festung Kolding sollte bestürmt werden. Schon um Mitternacht waren daher Revenle geschlagen, es wurden gegen fünfhundert Aexte, die aus den benachbarten Dörfern zusammengebracht waren und zum Einhauen der Mauern dienen sollten, unter die Truppen vertheilt, und es hat die Ordre, daß Alles sich in einer Stunde zum Sturm bereit halten sollte; jeder Zugänger ein Bund Stroh zum Schutz gegen die Kinnekuglen um die Brust nehmen sollte. Durch eine kurze Andacht gestärkt, näherten wir uns dann mit Tagesanbruch der Stadt.

Indem kehrt der an die Schweden abgesandte Trompeter zurück. Sie lassen uns sagen: „Thut, was Euch Eure viterlicher Sinn zu thun heißt, wir haben Euch zu Polen nicht gerufen, noch weniger fürchten wir Euch hier." Sie schlugen unseren Angriff nicht hoch an, da sie sahen, daß wir nicht einmal eine Kanone hatten; auch bestand unser ganzes Corps nur aus einem Regimente Fußvolk, aus vier Schwadronen bei Pferde, und aus den 300 wackern Leuten der Gemeinde. Insbesondere hofften die Schweden, wie uns nachher die Gefangenen sagten, die dritte Sturme untauglich Reiterei durch die ersten Schüsse aus einander zu treiben. Unser Woywode sprenzte hinter uns her und sprach: „So mag denn Gott Euch in seinen Schutz nehmen! Send gutes Muthes! Habt Ihr erst durch die Gräben gesetzt, so suchet im schnellsten Laufe dicht an der Mauern zu kommen, denn vort kann Euch der Feind nicht mehr so viel schaden."

So ging es denn vorwärts. Von dem Fußvolke hatte Jeder sein Bund Stroh vor der Brust, die Reiter begnügten sich mit ihren Panzern. Ich lief sofort das Weihnachtslied anstimmen: „Laßt uns diesen König loben!", was auch Weltlich that, der eine Abtheilung führte, und von beiden Abtheilungen hat Gott nach seiner Güte auch nicht einen Mann umkommen lassen, während die anderen Abtheilungen fast dreimal worden sind. Als wir aus dem Graben kamen, warf Mancher sein Bund Stroh, das ihm zu beschwerlich wurde, hinab, dem Beispiele der Vordermännner folgten die Nachkommenden, und so wurde der Durchgang durch den Graben zuletzt sehr erleichtert. Schwer war freilich in dem tiefen Schnee mit seiner Bürde den Wall wieder hinanzuklimmen, wer aber sein Bund zurückbehielt, konnte nachher in demselben eine Kugel finden, die kaum bis zur Mitte eingedrungen war.

Wir trafen aus dem Graben. Ich ließ nicht, wie die Anderen: „Hu! hu!" sondern „Jesus Maria!" rufen, weil ich bemeinte, daß uns der Herr Jesus mehr helfen werde, als Jenen ihr Herr Gott, und nun ging's im vollen Laufe auf die Mauer los. Ein dichter Kugelregen empfing uns, da stürzte so Mancher, da stürzte so Mancher zusammen.

Ich gelangte mit meinen Leuten an einen Pfeiler, in dem sich ein mit einem starken eisernen Gitter verschenes Fenster befand. Ich ließ sogleich auf die Mauer losschlagen, um das Gitter herauszubrechen. Zu dem oberen Stocke befand sich aber, gerade über uns, ein gleiches Fenster, aus dem auf uns mit Pistolen geschossen wurde, denn andere Schießgewehre konnten wegen des Gitters nicht herabgerichtet werden. Obgleich Viele sich zum sonstigen Mußiren nach oben richten und deshalb, losgebrannt, sodann sich wieder einen Rand zogen. Da fiel ein Pfahl herab, und kein Feind wagte es mehr, uns seine Hand zu weisen; das gegen wurden nun Stricke auf uns herabgeworfen, deren man sich aber leichter erwehren konnte, als einer Kugel.

Kaum ist das Gitter herausgeschlagen und die Fensteröffnung weit genug, da ruft Weltlik, wie er gern überall voran ist: „Ich krieche hinein." Aber kaum ist er mit dem Kopfe drinnen, da greift ihn ein Schwede in die Haare. Er schreit. Ich ergaffe seine Füße. Die Schweden locken ihn fein säuberlich zu sich hinein, wir aber zerren ihn wieder heraus, so daß drinabe der ganze Kerl aus einander gerissen wird. Da ruft Jener: „Laßt mich lieber los, denn Ihr zerreißt mich", kein sich derselbe meinen Leuten, einige Musketenkugeln zur Oeffnung hineinzusenden. Darauf detommen wir nicht nur unseren Mann zurück, sondern wir können auch unaufgehalten einzeln hineinkriechen, und erst als schon über hundert der Unsrigen in dem Gemölbe sind, trat eine Rotte Musketiere herein, die in verschiedenen von unseren Augen nach Kräften war. Wie gehen Feuer, ihrer Sechs fallen, die anderen Feiglinge machen sich wieder auf die Flucht. So treten wir glücklich aus der Wölbung und stellen uns auf dem Hofe auf, während uns durch jene Oeffnung vorwährend Verstärkung zuströmt.

Als die Schweden uns auf dem Hofe bemerkten, da begannen sie zu teompreten und mit weißen Fahnen zu wehen, zum Zeichen, daß sie um Pardon bäten. So dieß denn die erbärmliche Prahlerei, daß Schweden niemals um Pardon bitten, nicht Sitch. Wir bekleiden unser Leute zusammen, weil der Feind noch nicht überwunden war, und wenn zugewiß, was weiter zu thun wäre; indessen Rand Jener aufmerksam auf seinem Posten. Auf einmal kamen auf der Treppe, die in die Zimmer des Kommandanten führte, Musketiere zum Vorschein. Ich rief den Meinigen zu: „Seht, da bekommen wir Gäste!" Wir ließen die Leute ziemlich einen Halbmond formiren, weil die Kugeln bei solcher Aufstellung den wenigsten Schaden thun, und schossen, gleich nach dem ersten Schusse zu den Säbeln zu greifen. Weiterhin wiederholten indeß die Trommeln, Trompeten erdönten, lebhaftes Schießen, Gescheri und Gerüfe.

Wir waren eben im Begriff, auf unser Fünflein Feinde in Hofe Feuer zu geben, als aus den Fenstern des Hinterhauses die Kaiserlichen zuführen begannen, denn auch dem Hänischen Oberst-Lieutenant Termin war es gelungen, mit seinen Dragonern hereinzudringen. Bei unserem Angriff stürzen auch Einige der Unsrigen, nur mit den Säbeln, auf die Feinde los, ein Theil reitzt auf der Treppe, einen anderen schneiden mit Hauen und Schwerdtern den Weg zur Treppe ab, um ihnen den Zurückzug, die geradezu in die Falle setzen, ist bald der Garaus gemacht, und nun zerstreut sich Alles, was noch am Leben ist, in die Gemächer, um Beute zu suchen, und dort wird noch mancher Feind niedergemacht.

Jemand meinte mit seinen Dragonern der Erste in der Festung zu sehn. Da ze rne unter Fünfzehn auf dem Hofe sinden und eine Pfütze von Todten umbeliegen sieht, so detennt er sich und ruft: „Habt Ihr Hanovoll Leute alle die hier umgedracht?" — „Wie", antwortet Weltik; „dort im Thurme giebt es aber auch noch sie Such zu thun."

Als nun das Rande der Festung, nicht auf Gnade und Ungnade, ein Thurm mit einem flachen Dache, welcher mit Blei eingedeckt und mit schönen meßingenen Rinnen verziert war; rund umher standen eben Statuen von Erz und weißem Marmor, täuschend lebendigen Wesen ähnlich.*) Gott im Himmel! welch' ein Getrach verwahnen wir plötzlich von einem Thurme her! Unsere Soldaten hatten in Eile die Gewehre festladen begehrt und füllten sich aus den vor ihnen befindlichen vollen Pulverfässern ihre Mützen, ihre Tücher und was sonst Jeder zur Hand hatte. Ein Schuß von einem Dragoner wagt sich sogar mit demnen der Lunte dahinein, ein Fünftchen fällt hinab, das Pulver entzündet sich, zerspreugt die Mauern mit furchtbarem Knall und wirft das Dach und zwar Marmor- und Alabaster-Statuen in die Luft. Eine derselben, die eine Frau darstellte, kam unversehrt wieder brad, weshalb auf das Geschrei, es liege dort die Frau des Kommandanten, Viele hinzuflitzen und Manche sich soll erst durch das Betasten überzeugen konnten, daß es ein Stein sey.

Nun hatte sich aber wirklich der Kommandant mit seinem Gefolge auf diesen Thurm zurückgezogen und gedachte von hier aus, freilich zu spät, um Pardon zu bitten. Er hatte solchen noch erhalten können, wenn die Pulvermassen, als Stockwerke durchdrechend, nicht auch die allda befindlichen Personen erfaßt hätten, so daß sie, in Rauch gehüllt, bis zu den Wolken emporstiegen und wie sie, als die Gewalt des Stoßes nachließ, einzeln wie Fröschen in das Meer herabfallen sahen. Die Armen wollten vor den Polen gen Himmel flüchten, aber da wollte man sie nicht einlassen, und St. Peter verschloß vor ihnen schnell die Thür, indem er sprach: „Sehr Ihr, in Krakau habt Ihr Eure Pferde in die Kirchen führen wollen, und da mußten die armen Jesuiten an Euch, wie an Heiden, große Summen drahten. Jetzt wollte Euch der

*) Dieses Thurm, den ich hier einen Saal nennen möchte, pflegten die Könige zu ihren Lustbarkeiten, Mahlzeiten und Tänzen zu benutzen; denn die Lage des Thurmes war überaus schön, man konnte von da aus nicht nur fast ganz Dänemark, sondern auch noch einen Theil von Schweden übersehen.

Held Czarnicki mit Frieden und Heil beschenken, und der dabei Ihr verschwadt. Gedenket, wie Ihr im Schlosse zu Saudomir heimtückisch den Polen Pulver untergelegt habt. Und jetzt habt Ihr dicht geschossen und doch den Polen nicht viel anhaben können, drehabt, will sie von den Engeln Gottes beschützt werden."

Bitter Gott! Wie gerecht sind Deine Gerichte! In Sandomir legten die Schweden unseren Polen verrätherischer Weise eine Mine in das Schloß, und doch hat damals Gott gerettet, wen er gewollt hat; denn der dortige Stadtmann Wodzicki wurde mit dem Pferde bis auf das andere Ufer der Weichsel geworfen, ohne Schaden zu leiden. Hier hatten sie sich selbst diese Gnade gegraben, und ohne Vordedacht von unserer Seite war das Unglück geschehen, ja von den Unsrigen vermißten wir selbst etwa zwölf Mann, die wahrscheinlich dabei umgekommen.

Beide Könige, der Dänische und der Schwedische, bemerkten den Unfall, es sah ihn das ganze Kaiserliche und Brandenburgische Heer; aber man meinte, es sey ein Freudenfeuer der Polen zum Weihnachtsfeste. Dem Könige von Schweden sagten jedoch gleich zwei Polen, die sich noch bei ihm befanden, daß dies etwas Anderes sein müßte, weil solche Freudenfeuer nur zu Ostern bei den Polen stattfänden.

So war denn das ganze Werk faß in drei Stunden fliegerisch vollbracht, und unser Feldherr konnte die Festung sogleich durch den Hauptmann Wonsowicz besetzen lassen. Wir zogen uns alsbald in unsere Standquartiere zurück, denn noch sollte erst die heilige Festmesse gelesen werden. Da wurde, als wir mitten in einem Walde waren, unserem Dreister Pistolett der Pferd-Reparat zugeschossen, nach dem er schon in der Nacht ausgeschickt hatte. Sofort blieb das Heer stehen. Um einen Eichenstummel, der nun statt des Altares diente, sammelten wir uns, und da wurde der Gottesdienst gehalten, wennzleich die Kälte so streng war, daß der Meßwein erst beim Fener aufgethaut wurde wußte. Weithin durch den Wald erschallte unser Te deum. — Ich meine ja ihn feierlig bekleidet, redet der Feldherr ein: „Weiter Herr Bruder, mindestens wasche Dir erst die Hände." Doch der Priester erwidert: „Kalt das gut seyn; Gott verabscheut das Blut nicht, das zu seiner Ehre vergossen worden."

Heiteren Sinnes zog der Feldherr mit uns, weil er, wovon bisher faß kein Beispiel war, eine solche Festung ohne Kanonen und Fußvolk eingenommen hatte. Beides hätte er leicht von dem Kneßestlen, der in der Nähe stand, erhalten können, aber er wollte sich nicht schmälern und denjen, und so vollführte er sein Vorhaben mit Gott, eigenen Kräften verrouend. A. Wrr.

Italien.

Handels-Notizen aus Italien.

Der Handel Toskana's mit Liverpool hat sich seit zehn Jahren ansehnlich vermehrt. Im Jahre 1826 liefen im Ganzen nur drei aus Livorno kommende Schiffe im Hafen von Liverpool ein; im vorigen Jahre sah man vierzehn Toskanische Schiffe dort. Diesen Zuwachs der Handels-Verbindungen verdankt man dem zunehmenden Verbrauch des Borax und der Vorzüglichkeit der hiesigen Fabriken. Der Borax aber wird am besten und im größten Ueberflusse in Toskana gewonnen. Die Lagunen sind es, aus deren verpesteten Dünsten man Borasstoffe zu ziehen wußte, aus denen man einen Artikel gewinnt, der viele Menschen beschäftigt und den Umkreis der Lagunen zu bevölkerten Gegenden macht, statt daß sie jetzt pestartige Luft sie zu Wüsteneien machen müßte. Seitdem man angefangen hat, die Lagunen auf diese Weise zu benutzen, wird die ganze Umgegend mit großer Sorgfalt bebaut, und die kleine Stadt Grosetie, die vor einigen Jahren höchstens 400 Einwohner hatte, zählt jetzt 1200.

Nächst dem Borax machen die Steinhöhle den wichtigsten Ausfuhr-Artikel Toskana's. Eine Zeitlang wurden jährlich 900 Kisten, 24,000 Flint enthaltend, nach England gebracht, das dafür 70,000 Pfd. Sterling, also ungefähr 3 Pfd. für den Kut bezahlte. Allein der hohe Eingangszoll, der sich bei den Flinten geringster Qualität bis auf 300 Prozent verstieg, zwang den Handel, sich entweder in Schwaggeist auszubilden, oder das bis jahrelange Lager nach Frankreich oder und die Verfertigung der Flinte und ihren Gewinn den Engländern selbst zu überlassen. Aber auch auf dieses Stroh legte die Regierung noch die ungeheure Eingangs-Steuer von 75 Prozent. Der Handel Toskana's kann blühend genannt werden, wenn man ihn mit dem des übrigen Italiens vergleicht. Besonders sind die Fabriken Roms im traurigsten Zustande. In vielen weht man noch mit der Hand, wie ein Jahr vor der Sündflutig in anderen findet man Webstühle, so derb und unbeholfen, wie bei den Hindu's im Dekan. Das Hospital St. Michael hat das Privilegium, dem Römischen Heere alle Stoffe zur Kleidung zu liefern; es hat 25 Stühle und 850 Arbeiter, und doch verfertigt man kaum 77,000 Ellen jährlich.

Einer der Hauptmärkte Italiens ist die Stadt Sinigaglia. Die Messe, die dort jährlich vom 20. Juli bis zum 10. August abgehalten wird, führt der Stadt Kaufleute von der ganzen Halbinsel zu. Seit 1831 hat sich der Umsatz der Waaren auf mehr als das Doppelte vermehrt. Man führte nämlich über Ancona ein: Im Jahre 1831 für 42 Millionen Franes; 1832 für 49, 1833 für 64, 1834 für 82, 1835 für 98 und 1836 für mehr als 100 Millionen. Die meisten Waaren kamen vom Auslande, und zwar lieferte:

Im Jahre 1832	
Oesterreich für	13,908,900 Francs
Frankreich.	11,768,900 „
England	9,769,600 Francs
Amerika	6,769,600 „
die Schweiz	3,740,800 „
die beiden Sicilien . . .	2,794,300 „

Im Jahre 1835	
Oesterreich für	23,626,600 Francs
Frankreich	21,555,800 „
England	14,365,900 „
Amerika	10,788,000 „
die Schweiz	8,603,600 „
die beiden Sicilien . .	6,883,700 „
Spanien	3,552,800 „
Rußland	2,663,900 „
Griechenland	2,199,300 „
Spanien	1,956,800 „
Toskana	1,294,600 „
die Türkei	1,200,000 „

Die vorzüglichsten Artikel waren Seidenstoffe, Wollenzeuge, Baumwollen- und Garngewebe, roher und raffinirter Zucker, Eisen, kurze Waaren, Bijouterieen, Stahlarbeiten, Rum, Brannwein, Fäbrestoffe, Kaffee, Kakao, Leder, Parfümerieen, Oliverbl, Indigo und Viel.

Mannigfaltiges.

— Wallenstein's Leben von T. Mitchell.*) Der Englische Oberst-Lieutenant Mitchell hat so eben eine interessante Lebensgeschichte Wallenstein's herausgegeben, eine Lebensgeschichte, mit wie sie im Deutschen noch nicht besitzen, da keines der beiden Schillerschen Meisterwerke dafür gelten kann, indem es entweder, wie das dramatische, eine künstlerische Vergestaltung des Stoffes, oder, wie das historische, ein Gesammtbild des dreißigjährigen Krieges ist, in welchem Wallenstein's mächtige Gestalt vor der noch mächtigeren des großen Schweden-Königs zurücktritt und Männer, wie Bernhard von Weimar und Tilly, die Aufmerksamkeit nicht minder fesseln, als er selbst. Wallenstein ist insofern durch Schiller's Darstellungen noch nicht in Frankreich, wo die Kenntniß zu erlöschen drohte, in Deutschland und England, wo glückliche Uebersetzungen ihnen zu Hülfe kamen, ein populairer Held geworden. Er ist den Völkern eine ähnliche Personification des dreißigjährigen Krieges, wie es Friedrich der Große die des siebenjährigen und Napoleon die des Französischen Revolutions-Krieges ist. „Wir sind Alle", sagt ein Recensent der Times (vom 10. Nov. d. J.), „auf das Innigste vertraut mit der tragischen Figur Wallenstein's, wie sie uns in dem ewigen Trauerspiele Schiller's gezeigt oder sie uns in Coleridge's wunderbarer Uebersetzung vorlegt worden ist. Und so groß ist die Macht des Genies — eine Gestalt, die Deutschen schon und die Welt mit seinen eigenen Schöpfungen durchtrat — daß die Hauptfigur aus Schiller's Drama für uns eine wesentlichere und wirklichere Gestalt geworden, als der wahre Wallenstein der Geschichte, obwohl uns dieser doch von nicht geringem Interesse sein muß, denn er war der größte Feind, den die protestantische Kirche jemals gehabt, und selbst in England des heutigen Europa ist zum Theil noch eine Folge dessen, was Er vor zwei Jahrhunderten für seinen Kaiser in blutigen Schlachten erkämpft hat." — Herr Mitchell darf also für seine Geschichte Wallenstein's auf ein aufmerksames Publikum und auf Anerkennung auch in seinem Vaterlande erwarten; er scheint sich sogar, unparteiischer zu Werke gegangen zu sein, als zweiten Schiller's seine Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die oft ihren protestantischen Verfasser nicht verleugnen könne. Auch den Engländern windplet er in seiner Darstellung einen Antheil nicht dieß an dem Kampfe, sondern auch an dem Ruhme des furchtbaren Deutschen Krieges, der, wenn es sich um die Vertheidigung oder Erhaltung des evangelischen Glaubens gehandelt hat. Wie gern hier aus der Einleitung des Hrn. Mitchell diejenige Stelle, die darauf besonders hindeutet, und zwifeln nicht, daß das Neue, was der Englische Biograph Wallenstein's eine bringt, auch in Deutschland seine kritische Würdigung finden werde. „Großbritannien", sagt er, „hatte um jene Zeit zum ersten Male die Königin der Meere erworben und Jakob I. begann besseren Fürsten vereinigt gesehen. Aber die Wortheile dieser glücklichen Union, welche die Quelle so vieler künftigen Größe und Ehre seyn sollte, waren anfangs nicht wahrzunehmen. England war unter der Regierung Elisabeth's mächtiger gewesen und hatte im Ausland einen größeren Einfluß gehabt, als Großbritannien unter den ersten Königen von Jakobs Stuart. Als Volk nahm Britannien keinen direkten Antheil an dem dreißigjährigen Kriege, aber Tausende von seinen Söhnen vertheidigten mit gewaffneter Hand die Ehre ihres Landes. Viele fremde Länder und Fürsten ärndteten in jenem Kampfe freilich größeren Ruhm, als irgend ein patriotischer Schriftsteller für Großbritannien oder seine Bewerber möchte sie in Anspruch nehmen kann; gleichwohl waren doch keine auf dem Schlachtfeld erwordene Lorbeern edler oder glänzender, als diejenigen, welche sich die Britischen Krieger erwarben, die den Königs Gustav Adolph nach Deutschland gefolgt. Schiller, der die Ankunft eines Britischen Heeres unter den Befehlen des Marquis von Hamilton erwähnt, sagt bei dieser Gelegenheit, daß die Landung dieser Truppen Alles sey, was und die Geschichte von den Engländern im dreißigjährigen Kriege erzähle. Eine unparteiischere Betrachtung der Blätter der Geschichte würde jedoch wahrscheinlich den großen Schriftsteller veranlaßt haben, seine Meinung zu ändern."

*) The Life of Wallenstein, Duke of Friedland. By Lieutenant-Colonel T. Mitchell. — London, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1½ Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz, so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 140. Berlin, Mittwoch den 22. November 1837.

England.

Eisenbahnen in England.

Man erstaunt, wenn man die seit wenigen Jahren in England theils zu Stande gebrachten, theils im Werke begriffenen Eisenbahn-Anlagen, ihre Ausdehnung und Mächtigkeit betrachtet. Der Eifer und die Thätigkeit auf diesem Felde, weit entfernt, nachzulassen, nehmen vielmehr noch beständig zu. Die Englischen Kapitalisten sind ausdauernde Spekulanten und wissen sich in die unausbleiblichen Anfälle der industriellen Unternehmungen zu schicken. Einige Beispiele angelegte Eisenbahnlinien haben Kosten und Zinsen nicht gedeckt, andere nur sehr geringen Ertrag abgeworfen; doch schreckt dies Niemanden ab, und jedes neue Eisenbahn-Projekt findet, zumal in den dreierlei Handels- und Manufaktur-Distrikten, eine Compagnie, die sich der Ausführung unterzieht. Im vergangenen Februar bot die Gesellschaft, welche für den Bau der Eisenbahn von Manchester nach Birmingham konzessionirt worden, um das erforderliche Kapital von zwei Millionen Pfund zusammenzubringen, 20,000 Actien zu 100 Pfund Sterling aus; der Handelsstand von Manchester allein nahm 14,000 Actien und deckte somit fast im Nu ein Kapital von 1,400,000 Pfund.

Gewiß, in England geschehen solche Wunder leichter als anderwärts, weil hier so unermeßliche Reichthümer in den Händen Weniger konzentrirt sind; doch würden sie sich daraus allein nicht erklären. Der wahre Grund liegt im Charakter der Engländer: der Unternehmungsgeist durchdringt bei ihnen wie der public spirit alle Stände. So groß die Kontraste sonst in der Englischen Gesellschaft sind, so feindlich die Parteien in der Politik sich bekämpfen: auf dem Boden der industriellen Unternehmungen sind sie einig; hier streben Alle auf gleichem Wege zu gleichem Zweck. Nicht blos die Kapitalisten, sondern auch die mäßig Begüterten, die Wohlhabenden unter den kleineren Gewerbsleuten steuern mit Eifer und nach Kräften zu den Eisenbahn-Unternehmungen bei. Ist der Beitrag einer Actie für den Einzelnen zu hoch, so schießen mehrere kleine Rentiers oder Handelsleute die nöthige Summe zusammen und erstehen eine Actie gemeinschaftlich. So ist denn hierdurch, eine neue Art des Eigenthums entstanden, welches sich durch alle Klassen der Gesellschaft verbreitet, und eine Menge Mitglieder des niederen Handelsstandes sind im wahren Sinne des Wortes Mitbesitzer der geschaffenen oder noch zu schaffenden Eisenbahnen. Die Gewißheit, sich in solcher Unternehmungen einzulassen, ist bei den Engländern so groß, daß das Parlament sich genöthigt sieht, den Eifer dadurch zu zügeln und alle dergleichen Pläne mit äußerster, fast mißtrauischer Vorsicht zu prüfen. Es ist nur zu wahr, daß die Agiotage, die Jobberei sich des Handels und Schwindels mit Eisenbahn-Actien bemächtigt und die Leichtgläubigkeit oder Unvorsichtigkeit derer ausgebeutet hat, die sich übertriebene Vorstellungen nach Hoffnungen von der Sache machten. Die noch nicht ganz verwundene Handelskrisis des vergangenen Winters wird sogar zum Theil den bedeutenden Verlusten verschiedener Eisenbahn-Spekulationen zugeschrieben.

Das beim Regierungsantritt der jungen Königin Victoria aufgestellte Unterhaus hat während seiner ersten Session nicht weniger als 118 Petitionen und Bills, Eisenbahnen betreffend, zu prüfen gehabt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß es mit vielfachen und schweren Kosten verknüpft ist, eine solche Angelegenheit vor und durch das Parlament zu bringen. Es erscheint eine eigene Monatsschrift, das Railway Magazine, das sich ausschließlich mit Eisenbahn-Angelegenheiten beschäftigt. Dieser Zeitschrift zufolge sind 79 Bills unter jenen 118, nach vorgängiger Prüfung in den Ausschüssen, zur Diskussion im Comité des Unterhauses gekommen. Nur 42, also ein Drittheil der ganzen Zahl, sind dem Unterhause genehmigt worden; 34 wurden theils von den petitionirenden Parteien selbst zurückgenommen, theils durch Abstimmung im Unterhause verworfen. Deren Bills, die durch das Unterhaus gegangen waren, verfagte das Oberhaus seine Genehmigung.

Die 42 Bills, die demnach wirklich zur Ausführung kommen werden, haben zum Zweck, das große Englische Eisenbahnnetz auszudehnen und Lücken zu benutzen, durch Verbindung gewisser Punkte und Linien auszufüllen. Hierzu gehören darunter diejenige die Eröffnung ganz neuer Communicationswege: durch 3 werden der Lauf und die Abzweigungen mehrerer noch in der Anlage begriffener Eisenbahnen bestimmt; durch 10 werden Verbesserungen und Aenderungen in der Richtung mehrerer Bahnen autorisirt; sechs andere modifiziren oder erweitern die ihren Unternehmern durch frühere Parlamentsakte eingeräumten Rechte: die 7 übrigen enthalten die Bewilligung einer im Jahre 1836 gebildeten Eisenbahn-Gesellschaft, setzen den zur Benutzung mehrerer Bahnen vorgeschriebenen Termin weiter hinaus und ermächtigen mehrere Unternehmer, die Kosten der Anlage durch Ausgebung neuer Actien bis zu einer gewissen Summe oder durch Anleihen zu decken. Diese Summe, die in keinem Fall überschritten werden darf, ist für die Birmingham-Londoner Bahn auf eine Million Pfund und für die Greenwich-Londoner auf 150,000 festgesetzt. Schon in der vorjährigen Sitzung des Parlaments hatten mehrere Eisenbahn-Compagnieen die Erlaubniß, Anleihen aufzunehmen, nachgesucht und erhalten, und dies wiederholt sich jährlich. Es müssen alle theils die Bau- und Unterhaltungskosten gewisser Bahnen den Botanschlägen weit übersteigen, theils der Passagier- und Waarentransport weniger abwerfen, als die Unternehmer erwarteten. Gewöhnlich ist Ersteres der Fall, und die erfahrensten Ingenieure erklären es aus guten Gründen. Die Schienen wurden durch die Reibung und den Druck der schwerbeladenen Wagen schneller abgenutzt, als man gedacht hatte; man mußte sie durch neue, stärkere ersetzen, und das zu einer Zeit, wo der Preis des Eisens auf eine nie erhörte Weise in die Höhe ging. Dies ist der Punkt, auf welchen man, wo es sich um die Anlage neuer Eisenbahnen handelt, auf dem Kontinent namentlich, die größte Aufmerksamkeit zu richten hat. Sind die Engländer allen Anderen zuvorgekommen, so mögen Andere dafür die von den Engländern theuer erkauften Erfahrungen nützen.

In folgender Uebersicht sind die vom Parlament in der letzten Session genehmigten neuen Eisenbahnen zusammengestellt und bei jeder die Länge in Englischen Meilen, das Kapital der unternehmenden Gesellschaft, der Voranschlag der Ausgaben und der jährlichen Einnahmen angegeben:

Bahn.	Länge in Meilen.	Kapital.	Die Meile Jährlicher soll Einnahme:
		Pfund Sterling.	
Von Bolton nach Preston	19.	380,000.	19,200. 92,386.
" Ebester nach Birkenhead . .	14.	250,000.	17,698. 88,625.
" Ebester nach Crewe	20.	250,000.	11,622. 51,066.
" Lork nach Passage	6.	200,000.	28,450. " 31,878.
" Dublin nach Kilkenny . . .	73.	800,000.	10,651. 197,376.
" Dundee nach Western . . .	24.	100,000.	4,000. 49,273.
" Glasgow nach Ayr	57.	625,000.	10,740. 113,827.
" Glasgow nach Paisley . . .	22.	400,000.	17,243. 113,513.
" Clarence nach Hartlepool . .	8.	52,000.	5,717. 18,114.
" Lancaster nach Preston . . .	20.	250,000.	12,269. 43,654.
" London nach Brighton . . .	109.	1,800,000.	21,212. 328,420.
" Manchester nach Birmingham	79.	2,100,000.	21,612. 263,474.
" Maryport nach Carlisle . . .	28.	180,000.	6,425. 50,362.
" Sheffield nach Manchester .	40.	700,000.	17,434. 238,700.

Von diesen 14 neuen Eisenbahnlinien kommen, wie man sieht, 9 auf England, 2 auf Schottland, 3 auf Irland. Ihre Gesammtlänge beträgt 471 Englische Meilen, das Gesammtkapital der 14 Compagnieen 8,090,500 Pfund, und im Durchschnitt wird auf 10½ Prozent reiner Ertrag gerechnet. Die Ausgaben für den Ankauf der Grundstücke und die Bauskosten betragen für alle zusammen 6,861,285 Pfund, so daß die Meile im Durchschnitt auf 14,566 Pfund zu stehen kommt. Die jährlichen Kosten für den Unterhalt der Bahn und den Transport, auf 45 Prozent der Brutto-Einnahme veranschlagt, geben 1,573,802 Pfund, wovon 922,078 Pfund durch den Personen-Transport und 651,724 durch den Waarentransport gedeckt werden sollen. Die beiden Bahnen von Sheffield nach Manchester und von Dublin nach Kilkenny schienen nach dem Voranschlage das günstigste Resultat für die Unternehmer zu versprechen; von ersterer erwartet man 18½ Prozent, von letzterer 14½ Prozent jährlichen Reinertrages, während alle 14 zusammen im Durchschnitt nur 10½ Prozent zu ernten versprechen, also weniger als andere große industrielle und kommerzielle Unternehmungen.

Eine besondere Bill erhielt die Erlaubniß, die schon 1836 bolvirte New-Castler Eisenbahn die York zu verlängern. Dadurch gewinnt diese Bahn eine Ausdehnung von 76 Englischen Meilen, kommunizirt mit den Eisenbahnen von Carlisle, Durham, Sunderland, Clarence, Stockton und Darlington und eröffnet direkte Verbindungen zwischen den Hafenorten New-Castle, Shields, Sunderland, Stockton und Hartlepool. In York wird sie mit der von London kommenden Bahn zusammenlaufen und dann eine der wichtigsten Sektionen in der vom Parlamente schon genehmigten großen Nord-England-Bahn (Great North Road of England rail-way) bilden. Diese letztere wird eine Länge von 300 Meilen haben, und ihre äußersten Punkte werden London und Edinburg sein. Das Kapital der Compagnie, welche die Verlängerung der New-

Digitized by Google

Eastlichen Bahn nach York unternommen hat, beträgt eine Million Pfund; sie hofft auf eine große Einnahme von dem Transport der Bergwerksproducte aus der Grafschaft Durham, wo es so viele Steinbrüche, Steinkohlen-, Eisen- und Silbergruben giebt. Auch hofft diese Compagnie durch vervollkommnete Einrichtungen die Fahrt der Locomotiven beschleunigen und den Preis der Plätze herabsetzen zu können. Erstüllt sie diese Versprechungen, so werden die Wagen, statt 12, zwanzig Englische Meilen in der Stunde machen und die Person für die Meile statt 1 Pence nur zwei zahlen.

Für die Verbindung Englands mit dem Continent, mit Frankreich namentlich, hat die Bahn von London nach Brighton das größte Interesse. Diese freundliche Seestadt liegt 54 Meilen südlich von London an der Gränze der Grafschaft Sussex, an Küsten der Normandie gegenüber, und sieht durch Dampfboote mit den Französischen Hafenorten Havre und Dieppe in täglicher Verbindung. Die Reisenden in London wird sich am südlichen Ende der New-London-Brücke in dem wolbekannten Stadtheil Southwark, also recht im Mittelpunkte des Londoner Handels und Verkehrs, nicht weit von der Strike, wo die meisten Schiffe in der Themse anlegen, in der Nähe der Docks und der großen Waaren-Magazine finden. Es wird sich für sie eine neue direkte Bahn auf dem kürzesten Wege bilden für den Ablauf und Vertrieb der Waarenmaste, die Jahr aus Jahr ein von 14.000 Schiffen im Londoner Hafen abgeladen werd. Wo die Bahn an die Seestädte stößt, da wird sie durch die Dampfschiffahrt gleichsam fortgesetzt werden und auf diese Weise Dover, Ostende, Antwerpen, die Exportorte des Rheinhandels, in Becken der Manche und der Seine erreichen. Diese Brightoner Bahn wird sich an die Eisenbahnen anschließen und Zweige nach Herne, Rewham und Shoreham abgeben. Die gesammten Baukosten sind für die Hauptbahn auf 897,073 Pfund, für die Seitenbahnen auf 302,833 Pfund veranschlagt. Wenn die Franzosen auf Jahre thun und die Eisenbahn von Paris nach Havre und Dieppe führen, so werden Paris und London einander auf eine Tagereise nahe gerückt seyn, was für Frankreich und England von unberechenbaren und für beide Länder wohlthätigen Folgen seyn muß. Eisenbahnen und Dampfschiffahrt können die Bevölkerung beider Völker rascher und wechsamer durchdringen, als alle Kunst der Diplomatie und alle politische Berechnung.

Das bisherige Fuhr- und Transportwesen wird natürlich auf vielen Punkten durch die neuen und rascheren Communicationen überflüssig gemacht. Die dabei Betheiligten haben Klage vor dem Parlament gestellt und sich zum Beweise, daß ihre Besitzthümer gegründet wären, auf die Acten berufen, daß man ihnen solche ertheilen hat. Prospecten, Rechnungsstellungen und anderen Dokumenten der Eisenbahn-Compagnie liest. So z. B. heißt es in einem Bericht, welcher neulich den versammelten Actionairen der Great Junction rail-way Seitens der Compagnie vorgelegt wurde: „Die Erfahrung weniger Monate hat hinlänglich bewiesen, daß kommerzielle Anstalten im Stande ist, mit uns Konkurrenz zu halten. Nicht allein haben wir auf der Haupt-Communicationslinie das ganze alte Fuhr- und Frachtwesen verdrängt und sind an dessen Stelle getreten, sondern auch den Vertrieb, der bisher auf Seitenbahnen geschah, hat unsere Eisenbahn zum größten Theil an sich gezogen. Auf der ganzen Linie hat das Lohnfuhrwesen völlig aufgehört; hingegen auf allen Straßen, die zur Eisenbahn heranführen, herrscht eine bisher nie gesehene Lebendigkeit. Man kann jetzt über Nacht von London nach Liverpool und Manchester kommen, und nicht allein die Lastschaten längs der Bahn, sondern auch die zunächst gelegenen Dörfer haben durch sie neues Leben, neue Rasche und des Verkehrs unterhalten gewonnen. Um endlich durch eine einzige Thatsache die Ausdehnung und Wichtigkeit unseres Kurses ins Licht zu setzen, führen wir an, daß die General-Postverwaltung und die Zeitungen und Briefsachen von mehr als 740 Stationen zugeben und durch uns befördert sind."

Solche Erklärungen sind allerdings eben so brauchbar und für die Einen, wie ersprießlich für die Anderen. Das Parlament hat sich sehr angelegentlich mit den Reclamationen der leidenden Gewerbszweige beschäftigt und die Sache durch ein besonderes Comité untersuchen lassen. Dieses Comité hat die erfahrensten Männer abgehört und sehr merkwürdige Aussagen gethan. Herr Charles Winterbotham, der einzige Londoner Fuhrwesen vorsteht, bemerkte, die alten Landstraßen würden bald so wenig befahren werden, daß ihr Unterhalt sich durch den bisherigen Straßenzoll nicht mehr würde bestreiten lassen; er erklärte ferner, die Fuhrwerksherren an allen Punkten der großen Englischen Nordbahn und namentlich die Eigenthümer der alten Mail- und Stagecoaches müßten nothwendig zu Grunde gehen. Was sie dampfschiffe zu Grunde richtet, ist die Abgabe, welche das gewöhnliche Fuhrwerk vom Personen-Transport entrichten muß. Hierin stimmten zwei andere Zeugen mit Herrn Winterbotham vollkommen überein, nämlich Herr Richard Smith, der die Strike eines Ausmaßes als mitgage daily beleidet, und Sir Edward Hers, Secretair beim Edinburger Post-Amt. Ihre Abgabe ist im höchsten Grade unzweckmäßig und unbillig; doch sie beträgt für die Meile von London nach Edinburg auf die Person acht Schilling (8 Thaler). Und was das Schlimmste ist, sie ist ungleich vertheilt. Die Dampfwagen zahlen bei weitem weniger, als die gewöhnlichen Zugfuhrwerke: sie zahlen nämlich beträgt die Meilenlänge nur ½ Pence auf jeden Passagier, für diese ½ Pence; die Dampfboote dürfen für den Passagier-Transport gar nichts zahlen. Es liegt hierin eine große Ungerechtigkeit, die das nächste Parlament wohl auszugleichen suchen wird. Dies kann auf zweierlei Weise geschehen, entweder durch verhältnißmäßigen Zuschuß aber durch gänzliche Abschaffung der Steuer. Im Interesse der Industrie und des Verkehrs wäre das Letztere zu wünschen; aber der Staatsschatz wird die Summen, welche jene Abgabe einbringt, nicht entbehren wollen, und dagegen gilt, das wissen wir längst, keine Einrede.

(R. d. P.)

Fischerei in Irland.

Seit den Ichthyophagen, bei denen Menelaos auf seiner unglücklichen Fahrt von Troja nach Sparta Zuflucht fand, bis auf der jetzigen Fischer von Australien, hielt man die Wörter Fischer und Armer für Synonyme. Trotz dieser Meinung aber ergriffen die Holländer diesen Erwerbszweig mit besonderem Eifer, und es gelang ihnen, denselben zu einer Quelle nationalreicher Wohlfahrt zu machen. Ihrem Beispiele folgten viele Küstenstädte Großbritanniens, und auch diesen war es bekannt, ihre Bedeutung Lügen zu strafen. Das kleine Dorf Eladdagh, welches die westliche Vorstadt von Galway in Irland bildet, hat 3000 Einwohner, die nur vom Gewinn ihrer Fischfänge leben. Die Einwohner von Eladdagh haben nicht, wie die meisten Irländer, ein Stück mit Kartoffeln bepflanztes Feld und ein Schwein für die zusammen benutzen. Ihre Thätigkeit eröffnete sich einen Weg zu beträchtlichem Unternehmungen. Sie bleiben gewöhnlich 3 bis 4 Tage zur See, kommen zurück, übergeben die Ladungen von Fischen ihren Weibern zum Verkaufen und siechen nach einigen Stunden Ruhe aufs neue in die See. Seit 1712 haben sie, nach der Weise der Holländer, Schiffe mit Fischfässern, um nach den Märkten London lebendige Fische zu liefern. Die Kriege zwischen Frankreich und England störten gewöhnlich die Fahrten der Irischen Fischer nach London, und im letzten Kriege waren die Märkte dieser Stadt oft gänzlich von Vorräthen entblößt.

In der neuesten Zeit ist diese Erwerbsweg der Irländer fast auf Null herabgesunken, wenn man damit den nachstehenden Gewinn der Schottischen Fischereien vergleicht. So haben 1822 die Irischen Fischer nur 12,122 Tonnen Häringe geliefert, während diese Schotten 56,548 Tonnen lieferten. 1829 hatten die Irländer 16,835 Tonnen, die Schotten aber 69,680. Dieses Mißverhältniß rührt theils von der Unwissenheit der Irischen Schiffere her und von seinen Vorurtheilen; mehr aber von den Hindernissen, die durch Mißtrauen der Regierung dieser Industrie in den Weg gelegt werden. Besonders benommen wurde die Besteuerung des Salzes. Früher waren auf den ganzen Littoral Irlands kleine Salzdarrerein zerstreut, wo sich der Fischer schnell und wohlfeil mit Salz versehen konnte; seit die Besteuerung sind sie fast sämmtlich eingegangen, und man sieht sie nur noch an der mittelöstlichen und südöstlichen Küste, zu Dublin und Waterford, wo sie eine Art von Monopol genießen sind und das Salz zu einem Preise liefern, der den Häringfang im Großen sehr beschränkt, während früher fast keine Hütte an der Küste war, wo man nicht wenigstens eine Tonne Häringe für eigenen Gebrauch jeden Winter hatte.

In früheren Zeiten betrachteten die Herrscher Englands die Fischerei als einen vorzüglichen Erwerbszweig für Irland. Daher befahl eine Verordnung Eduard's IV. schon, jedem fremden Schiffe, welches an der Irländischen Küste fischt, eine für die damalige Zeit beträchtliche Steuer aufzulegen. Der flotte Philipp II. von Spanien und die geizigen Holländer wußten den Tribut einträchtig. Das Irische Meer ist heute noch so fischreich, wie ehemals; es hat an allen Arten Ueberfluß; die Lage des Landes ist die günstigste für die Fischerei, da es überall Buchten und Häfen hat, wo leichte Schiffe gegen Stürme Zuflucht finden; allein die Regierung thut nichts für die Fischerei, aber viel dagegen.

Bibliographie.

Practical Surgery. — Mit 120 Abbildungen. Von R. Liston. 22 Sh.

Consistency of the discoveries of modern geology with sacred history. — Von Prof. Silliman. 3 Sh.

The use of auscultation and percussion. — Von Dr. J. Wolff. 6 Sh.

Vocabulary of Egyptian hieroglyphics. — Von Sharpe. 4. 12½ Sh.

The rise and progress of British power in India. — Von Rudor. Zweite Abtheil. 21 Sh.

Nord-Amerika.

Die Amerikanischen Ursprachen.

(Schluß.)

Die Lenapees sprechen den Mohikanischen Dialekt, und ein im Jahre 1827 entworfenes Vokabularium zeigt eine durchgängige Uebereinstimmung mit dem Tschippewäischen. Fast alle Wörter sind gleichlautend, bis auf einige durchgehende Dialektverschiedenheiten; das Mohikanische hat nämlich mehr Gutturallaute, auch den Laut des lispelnden (Englischen) th, welcher im Tschippewäischen fehlt. Bei Gelegenheit der Anfzeichnung jenes Vokabulariums wurde auch bemerkt, daß mehrere Worte aus den Irländischen, Holländischen und Englischen in die Sprache der Indianer aufgenommen worden sind, natürlich sind solche Begriffslaute, welche durch die fremden Nationen lernten: so Sokat (Zucker), Pepan (Pfeffer), Waiskuk (Whiskey), Hummun (Hammer), Aik (Weinessig), Sangh (Säge), — diese aus dem Holländischen, eik, zagh —, Tabok (Tabak). Diese Neu-Mohikaner — so wurden sie von ihren Nachbaren in Waffachusetts und New-York genannt — waren nun durch ihre letzte Wanderung wieder in nähere Stammverwandtschaft, der Tschippewäer, geworden, und es stellte sich dabei die interessante Tatsache heraus, daß diese beiden Stämme sich als Freunde und Bundesgenossen erkannten, obwohl sie ganz gewiß seit undenklichen Zeiten durch viele Meilen getrennt und in einer Berührung mit einander gewesen waren. Im Jahre 1827 fand eine Zusammenkunft zwischen ihnen statt, und der Mohikanische Häuptling erhfnete seine feierliche Anrede an die Abgesandten der Tschippewäer mit folgenden Worten: „Wir kommen, unseren alten Bund mit Euch zu erneuern." Was für ein Bund ist damit gemeint? wo, wann, unter welchen Umständen wurde er geschlossen? Diese Anordnung weist uns in eine frühe Zeit, lange vor der Entdeckung Amerika's durch die Europäer, zurück. Damals mögen große Bewegungen,

Digitized by Google

Kriege, Bündnisse unter den Völkern vorgegangen seyn, wodon wir nicht das Geringste wissen. Es ist Schade, daß die Indianer in Nord-Amerika keine bessere Mausoleen zu errichten verstanden haben, als dürge Erdhaufen; in Ermangelung anderer Urkunden, hätten wir uns vielleicht ihre Geschichte allmälig aus ihren Grabmälern zusammengelesen. Indeß auch unsere eigene Nachlässigkeit müssen wir anklagen, die so Vieles dat zu Grunde gehen lassen, was sorgfältig hätte untersucht, beschrieben und abgezeichnet werden müssen. Was noch an Resten und Denkmälern der Indianischen Vorzeit vorhanden ist oder in Zukunft entdeckt werden wird, das wird man hoffentlich den nun eintretenden Ruhe halten. Der Pflug und die Schaufel werden nach Manchen, im Westen besonders, zu Tage fördern; die oberste, jüngste Schicht des Bodens verdeckt doet, in der Wildniß, gewiß noch manche alte Denkstätten, Lagerplätze, Stein- und Erdbauten, Verschanzungen, Opfer- und Grabstätten.

Das Idiom der Algonquin's, und insbesondere der heutigen Ojibwa's, gebdet zu den vorzüglich ausgebildeten; alle wesentliche Redetheile, Substantiva, Adjektiva, Verba, Pronomina, Adverdia, Präpositionen, Conjunctionen, auch der bestimmte Artikel, sind darin vorhanden oder durch Aequivalente vertreten. Wir wollen dem Leser zuvörderst einige allgemeine und charakteristische Grundsätze des Sprachbaues anschaulich zu machen suchen. Das Nenn-, Eigenschafts- oder Zeitwort, wie es immitten der Indianischen Rede vorkommt, ist nicht das reine Stamm- oder Wurzelwort, sondern theils durch Umlaut modifizirt, theils mit Präfixen und Suffixen behaftet. Indem man dieß absteift, gelangt man zu der Wurzel, die das reine Grundelement der Vorstellung, das reine Attribut enthält, abgelöst von aller Aussage und aller grammatischen Beziehungen entkleidet. Diese Wurzel, als solche, ist unfähig, in einen Zusammenhang der Rede einzugehen; sie läßt sich daher zu keinem besondern Redetheil rechnen. Die Wurzel ist nicht Substantiv, nicht Adjektiv, nicht Verbum, sondern in einem gegebenen Zusammenhange wird sie durch gewisse Modifikationen des Lautes oder gewisser angeschmolzener Partikeln, entweder Substantiv, oder Adjektiv, oder Verbum. Es gewinnt dadet den Anschein, als ob alle Unterscheidung zwischen diesen Redetheilen wegfiele: Substantive und Adjektive, Nennwörter und Zeitwörter gehen mit großer Leichtigkeit in einander über. Es leuchtet hieraus ein, welche wichtige Rolle die Pronominalstämme und die Partikeln, als Präfixe und Suffixe, in der Oekonomie der Indianischen Sprache spielen müssen. — Der Indianer unterscheidet das Lebendige und Lebloſe, nicht bloß in der Wahrnehmung der Natur, sondern auch in der Bezeichnung durch die Sprache. Diese Unterscheidung wird in der großen Mehrzahl der Fälle durch Endungen bezeichnet und ist noch viel durchgreifender und wesentlicher, als die des Geschlechtes in den Aeltern und neuren Europäischen Sprachen. Es giebt Wortendungen und Suffixe, die nur auf ein lebendiges oder als lebendig gedachtes Subjekt oder Objekt, andere wieder, die nur auf ein lebloſes hinweisen können. *) Wir finden in der Indianischen Pflanzenmatik mit Fug von lebendiger und lebloſer Termination und Flexion sprechen, wie andermärts von männlicher und weiblicher. In vielen Fällen steht es dem Sprechenden frei, welche von diesen beiden Terminationen er wählen will, so daß nicht bloß in der Phantasie des Redners, sondern auch in der Anschauung selbst der Grund liegt, das Lebloſe als lebendig und perſonifizirt auftreten kann; in andern Fällen modifizirt sich die Bedeutung, je nachdem die eine oder die andere Endung derselben Wurzel angehängt wird. Vermöge dieser Eigenthümlichkeit wird die Sprache sehr geschickt für bildlichen Ausdruck, und auch ihr Wortreichthum gewinnt dadet. Der Plural der Nennwörter unterscheidet sich vom Singular durch eine regelmäßige Endung; das lebendige oder lebloſe Affixum behauptet dabei seine Stelle unmittelbar hinter der Wurzel, vor der Plural-Termination. Eine eigentliche Declination der Nennwörter giebt es nicht, sondern nur angehängte Suffixa, die dasselbe verrichten, was bei uns Präpositionen. Im dausgsten kommt die Endung in, vor, welche die Wurzel als bedeutend neben Stelle des Locativs vertritt. Z. B. wenn bidópouin Tisch bedeutet, so heißt bidópouining auf dem Tische; tschemäin heißt Kahn, tschemäning im Kahn; ja wenn der Indianer Englisch rededrecht, hängt er diese Endung an rein Englische Wörter und sagt chambering für im Zimmer, bedding auf dem Bette, — Mehrere Endungen dienen, die zu unterscheidung des Lebendigen vom Lebloſen dienen, giebt es noch andere, welche an den Nennwörtern gewisse Beschaffenheiten andeuten, z. B. Größe oder Kleinheit, Schönheit oder Häßlichkeit, Schlechtigkeit oder Vortrefflichkeit, Stärke oder Schwäche, Ansehnlichkeit oder Verächtlichkeit. So wie in den Sprachen dieser Art Wortzusammensetzungen ausgebildet, wozu wir Beiworte brauchen würden; hingegen wird wieder das Adjektiv durch ein angefügtes Suffix unmittelbar zum Subſtantiv erhoben. Z. B. wenn der Indianer sagen will „weißer Mensch", so nimmt er die Wurzel oudäschik, welche weiß bedeutet, und hängt die Endung ixai daran, welche unser ein Person ausdrückt. Oudäschikixai heißt denn auch der Europäer zum Unterschied von dem rothen Indianern und den schwarzen Negern. Soll ein einfacher Satz aus einem Subſtantiv als Subjekt und einem Adjektiv als Prädikat gebildet werden, so braucht der Indianer kein Hülfsverdum zur Kopula, sondern er giebt dem Adjektiv die Endung ixai, wenn das Subjekt ein lebendiges, äd., wenn das Subjekt ein lebloſes ist. Das Wort für Seyn, Existiren fehlt aber darum nicht, sondern ist vielmehr durch zwei Verbalstämme, jah und ata; vertreten; ersteres bedeutet lebendiges, das letztere lebloſes Daseyn. Das Verdum ata ist natürlich, was wir ein Unpersönliches nennen, da das Lebloſe nie in der ersten noch in der zweiten, sondern nur in der dritten Person vorkommen kann. Von diesen beiden Wurzeln rühren die Suffixa der, welche, an den Wortstamm eines transitiven Verdums angehängt, das Objekt andeuten: nämlich ab oder ahn für ein lebendiges, ön oder ön für ein lebloſes Objekt. Dieses ön ist nur die letzte, betonte Sylbe des non atta gelehrten Verbals attön. — Die Zeitwörter haben keinen Infinitiv. Den reinen Begriff der Handlung oder des Zustandes giebt die nackte Wurzel des Verdums; eine Verbalform, worin seine Beziehung zu einem Subjekt oder Objekt, seine Modifikation enthalten wäre, ist nach dem Geiste des Indianischen Idioms unmöglich. Die erste Person wird durch das Pronominal-Präfix Ni oder Nin (von Lippenbuchstaben Nim, vor Gutturalen Ning), die zweite durch Ki repräsentirt; die dritte Person drauch in der Regel nicht bezeichnet zu werden, da das Zeitwort Indianisches unmittelbar vorhergeht. Als so nöthig wird, betrifft die einfache Totalsylbe O die dritte Stelle vor er, sie oder es. Das Wesentliche ist die einfachste Form des Verbi und im Präsens wieder die dritte Person des Singulars, die fast nur aus der Stammwurzel besteht. Z. B. die Wurzel bos bedeutet fahren (nämlich auf dem Kahne), nin bôsi für ich (sie, es) fahre, kin bosi ich fahre, ki bos du fährst. Der Mehrzahl wird durch die Endung win angedeutet; die letztere gilt für das Präsens und Futurum, die erstere für die beiden Zeitformen der Vergangenheit (Imperfekt und Perfekt) und für das Futurum-Exactum. Wir haben damit zugleich die Tempora des Indischen Zeitwortes angegeben; diese Tempora werden aber nicht durch Flexionen am Stamm des Verbi, sondern durch Endungen unterschieden, die man an das vorangehende Personalpräfix anhängt. Im Präteritum lautet die erste Person nin-gî, im Futurum nin-gû, im Futurum-Exactum nin-gû-gî; setzt man ki oder o statt nin, so bildet man die zweite und dritte Person. Eben so werden die Modi bezeichnet; es giebt nämlich einen Verneinenden (hitrende Form), welcher die erste Person nin-gad lautet; ferner einen Potentialis (durch ich möchte, ich könnte zu übersetzen), wo die erste Person mit nin-dau, und dannben ein Prädterntum des Potentialis, wo sie mit nin-dau-gî formiet wird; endlich einen Imperativus mit nin-gau für die erste, ki-gau für die zweite, ki-tau-gau für die dritte Person. Auch der Potentialis hat sein für die dritte Person. Das Präterium Perfectum unterscheidet sich hiergegen vom Imperfectum durch die Sylbe dan, welche hinter den Verbalstamm, in der Mehrzahl zwischen den Stamm und die Pluralendung gesetzt wird. Dieses Wörtchen dan bedeutet eigentlich gewesen, d. i. was war und nicht mehr ist; an Personen-Namen angehängt, deutet es an, daß der benannte Verstorbene ihr Aelter ist. *) Durch ein hinten angesetztes nah wird die Aussage in eine Frage verwandelt: z. B. nindoxi-nah heißt fahre ich? ki-boxi-nah fährst Du?

Doch wir können dem Leser nicht zumuthen, uns in diesen Erörterungen weiter zu folgen; die grammatische Physiognomie der Kunstlosen Idiome wird noch dem Kundigen durch wenige Beispiele hinlänglichen Hauptzügen kenntlich seyn. Wir drücken zum Schlusse den Wunsch und die Hoffnung aus, daß Herr Gallatin seine Forschungen auf diesem Gebiete fortsetzen und recht bald Anlaß finden möge, neue Ergebnisse mitzutheilen. Es ist für diese Untersuchungen keine Zeit mehr zu verlieren. Noch leben in Oden der Nordamerikanischen gegen hundig Indianer-Stämme, in Allem etwa 200,000 Seelen; allein ihre Zahl schwindet von Jahr zu Jahr. Sogar die Generation der Weißen, die noch in naher Berührung mit den Eingeborenen gelebt, wird der „Rothhaut" im Urwalde gejagt haben und von den Indianischen Resten zu Tausenden weniger, auch diese Generation wird durch die hochbejahrten Männer repräsentirt, wird binnen nicht gar langer Zeit so gut wie erloschen seyn. Einen wahren Schatz von Aufsagen, die zum Theil aus der letztbezeichneten Quelle, zum Theil aus dem Munde geborener Indianer gesammelt und aufgezeichnet sind, findet man in einer schon vor dreißigen Jahren erschienenen Schrift, an welche wir hiermit wieder erinnern. Ihr Titel lautet: Inquiries respecting the history, tradition, languages, manners, customs, religion etc. of the Indians living within the United States (Nachforschungen über die Geschichte, die Traditionen, Sprachen, Sitten, Gebräuche, die Religion u. s. w. der Indianer im Gebiete der Vereinigten Staaten). Detroit (in State Michigan) 1823. Der Verfasser ist, wie man fast mit Gewißheit vermuthet, Herr Cas, den Lesern bekannt als Kriegs-Secretair unter dem Präsidenten Jackson und gegenwärtig Gesandter der Vereinigten Staaten in Paris. Damals, unter der Präsidentschaft Monroe's, befand er sich als Commissair des Gouvernementes im Territorium Michigan und setzte sich durch Befragen der hochbetagten Zeugen in Besitz der Data, welche er dann in dem genannten Buche zusammengestellt hat. Dasselbe hat zugleich den Zweck, denen, die etwa ähnliche Nachforschungen anstellen wollten, zur Anleitung zu dienen, wie und auf welche Punkte sie ihre Fragen zu richten haben. Die Anordnung verräth eine Meisterhand, und der ganze Inhalt, besonders die alte gute Lehre: „Wisse Du das Rechte erfahren, so sagt auch nach dem Rechten", oder, wie das Sprüchwort kürzer lautet: „Richtige Frag' ist halbe Antwort". Wenn wir recht berichtet sind, so befinden sich sehr werthvolle handschriftliche Mittheilungen zur Amerikanischen Völker- und Sprachenkunde seit längerer Zeit in Herrn Cas' Händen, deren Veröffentlichung wir vielleicht erst dann zu gewärtigen haben, wenn derselbe aus den Staatsdiensten in die Muße des Privatlebens zurückgetreten seyn wird.

(North-Am. Rev.)

*) Dieselbe Erscheinung kömmt in der Polnischen Sprache vor.

*) Also wie das Französische seu, welches als Particivium zu dem Präteritum ju kam, il fut etc. gehört.

Frankreich.

Lexicur.

Ueber diesen Französischen Komponisten, dessen Glanzperiode in die letzten Konsulat- und die ersten Kaiserjahre Napoleon's fällt, unter dessen Regierung er Vorsteher's Nachfolger als Kaiserlicher Kapellmeister wurde, während er später die Napoleon Ludwig's XVIII. und Karl's X. in Gemeinschaft mit Ebendiesi leitete, und der am 6. Oktober dieses

Digitized by Google

Jahres, als Mitglied des Instituts und Professor am Konservatorium, im 75sten Jahre seines Alters mit Tode abging, theilt einer seiner Kunstgenossen, H. Berlioz, in Französischen Blättern einige artistische Notizen mit, aus denen wir dasjenige hervorheben, was nicht schon in dem von Dr. Schilling redigirten Universal-Lexikon der Tonkunst zu finden ist:

„Lesueur hatte sich anfangs nur mit Kirchen-Compositionen beschäftigt; als er aber die Werke des Ritter Gluck näher kennen lernte und die Bewunderung sah, welche dieselben in Paris erregten, da ergriff ihn die Lust, sich auch in der dramatischen Sphäre zu versuchen, und er komponirte, 30 Jahr alt, 1793 seine Oper: „die Höhle", durch welche er seinen Ruf zuerst begründete. Die Oper machte außerordentliches Glück; sie wurde zu Paris in fünfzehntel Jahren über hundertemal gegeben und ging auf alle Provinzial-Theater über, auf denen sie noch jetzt aufgeführt wird. Ein Jahr später erschien die Oper „Paul und Virginie", die aber nicht solchen Beifall fand. Es hat sich von ihr nur der Introductions-Chor: „Divin soleil" erhalten, den man bis zum Jahre 1830 häufig in öffentlichen Konzerten in den Tuilerieen hörte, — ein herrliches Tonstück, dem wir nichts Aehnliches von irgend einem anderen Komponisten an die Seite zu stellen wüßten, so sehr verschieden sind die darin angewandten Effektmittel von denen, die man bei Andern findet. Im „Telemach" wollte Lesueur den melodischen und rhythmischen Styl der alten Griechen nachahmen und auf diese Weise ein gelehrtes Musikproblem lösen, dessen Schwierigkeit er allein zu würdigen wußte; auch verdankte die Oper ihre glanzlose Ausnahme nicht der Lösung dieses Problems, sondern vielmehr allgemeinem innerem Werth voller feuriger und höchst originaller Musikstücke.

Im Jahre 1804 wurden in der Kaiserlichen musikalischen Akademie Lesueur's „Bardon" aufgeführt, und dieses großartige Werk machte sich noch mehr Aufsehen, als elf Jahre früher die Caverne. Die eigenthümlichen Melodien und das ganze Kolorit der Harmonie waren hier von außerordentlicher Wirkung. Erhabener und treffender konnte die Ossianische Poesie durch die Musik nicht wiedergegeben werden. Napoleon's Vorliebe für die Gesänge Ossian's ist bekannt; der Tondichter, der ihnen ein neues Leben verliehen hatte, konnte daher seiner Protection gewiß nicht entgehen. Bei einer der ersten Vorstellungen ließ der entzückte Kaiser ihn nach dem dritten Akt in seine Loge rufen und sagte zu ihm: „Eine solche Musik habe ich noch nie gehört; der zweite Akt namentlich ist unvergleichar." Tief bewegt von dieser Anerkennung und von dem Beifallssturm, der von allen Seiten ausbrach, wollte Lesueur sich zurückziehen; da nahm ihn Napoleon bei der Hand, führte ihn vorn an die Brüstung der Loge und trat an seine Seite, indem er sagte: „Mein, mein, bleiben Sie, bleiben Sie, Lesueur; genießen Sie Ihren Triumph; dergleichen kömmt nicht oft vor."

Die reizende lyrische Tragödie „der Tod Adam's" erlebte dagegen nur wenige Vorstellungen. Die meisten erhabenen Schönheiten dieser Composition konnten kein Mangel an Harmonie und die traurige Monotonie des Gedichts nicht ausmerzen. In musikalischer Hinsicht aber setzte Lesueur dieses Werk über alle seine anderen Tondichtungen. Der Charakter Kain's ist auch in der That eine der großartigsten Erfindungen in der dramatischen Musik. In einer Frist bestimmte Lesueur sein Testament. Seine Verpflichtung und die Wahl des Mörders als solchen deutete gemalt. Lesueur's letztes Werk, „Alexander zu Babylon", eine große Oper in drei Akten, ist nicht aufgeführt worden. Es wurden daraus nur einige orientalisch prächtig gehaltene Chöre öffentlich bekannt, denen der Komponist Lateinische Worte unterlegte, um sie bei der Eröffnung der Kammern im Jahre 1828 in Notre-Dame exekutiren zu lassen.

Messen, Oratorien, Motetten und andere Kirchen-Compositionen hat Lesueur in Menge geliefert. Unter diesen zeichnen sich besonders „Noemi" und „Ruth und Boaz" durch sehr naive pastorale Haltung aus; die patriarchalischen Szenen treten nicht anmuthiger anziehender hervor werden. In den letzten Jahren erschienen noch die Oratorien „Rahel" und „Deborah", die Krönungsmesse, welche bei der Krönung Karl's X. zu Rheims aufgeführt wurde, ein Tedeum und mehrere Messen.

Ein Werk Lesueur's, der auch als Schriftsteller auftrat, ist noch gar nicht bekannt, seine „allgemeine Geschichte der Musik", die sich in seinem Nachlaß befindet, und woran er dreißig Jahre gearbeitet hat. Man kann sich keinen Begriff davon machen, welche Mühe es es sich kosten ließ, um so genau als möglich zu ermitteln, wie es mit der Musik bei den alten Griechen, bei den Hebräern und bei den Aegyptern stand. Das Ergebniß so sharfsinniger Untersuchungen wird gewiß bei Gelehrten und Künstlern das größte Interesse erregen. Viele Vorurtheile werden verschwinden, sobald dieses Buch erscheint; viele allgemein angenommene und für Wahrheit geltende Meinungen werden von Grund aus erschüttert werden. Die Notenzeichen der Griechen kannte man schon vor ihm; Niemand wird ihm also die Möglichkeit absprechen wollen, Buchstäbe über Musik in unsere jetzigen Noten umzuschreiben. Aus diesen Buchstäben nun, deren er eine große Menge zusammengestellt hat, beweist er unwiderleglich, daß in der antiken Musik Alles vorkommen. Ich habe mit ihm nach seinem Manuskript eine zweistimmige Sapphosche Ode von schöner Melodie gesungen; ich habe ferner bei ihm verschiedene antike Vokalstücke gehört, die mit mehreren Instrumenten begleitet waren, deren Akkorde zwar nur aus Konsonanzen und einigen dissonirenden Hemmungen bestanden, die aber dennoch eine sehr reine und ziemlich reiche harmonische Verbindung bildeten.

Wen so wohlwollenden Charakter Lesueur auch war, so hatte er doch einige bittere Feinde, unter denen besonders Mehul hervorragte, der zweimal einen unglücklichen Versuch gemacht hatte, mit ihm zu wetteifern. Dessenungeachtet schätzte und bewunderte Lesueur die Meisterwerke seines Nebenbuhlers, besonders dessen „Euphrosyne" und „Stratonice".

Mozart galt ihm als der Erste aller Tonkünstler, und Gluck erschien ihm größer als die Musik selbst. Für Weber empfand er wenig Sympathie, doch nahm er denselben sehr zuvorkommend auf, als dieser ihn bei seiner Durchreise durch Paris im Jahre 1826 besuchte. Was Beethoven anbetangt, so fürchtete er ihn wie den Anschlecht der Kunst. Zwar konnte er bei seiner Gerechtigkeit und bei seinem musikalischen und poetischen Sinn einen solchen Genius nicht verkennen, aber er sah von dieser Seite der genialen Form hereinbrammen, die er nicht zulassen wollte, und es schmerzte ihn, daß er dieselben nichtsdestoweniger so um sich greifen sehen mußte. Da ihn auch keine Ursache mit mit nach dem Konservatorium zu kommen, um Beethovens C-moll-Symphonie zu hören, gab er nach. Dieses Meisterwerk, von dem er keine Ahnung hatte, erschütterte ihn furchtbar, so daß er noch eine Stunde darauf zitterte. Aber dessenungeachtet behauptete er einige Monate sollet das Streben der neueren Generation, den Riesen der Symphonie nachzueifern. Lesueur's Styl gleicht kaum einem anderen, am meisten noch dem Style Paesiello's und Haffe's; auch mit Sacchini hat er einige Verwandtschaft. Im Ganzen aber, in der harmonischen und melodischen Erfindung und in dem eigenthümlichen Charakter seiner Ideen, war Lesueur unbestreitbar ein eben so origineller als geistreicher und gelehrter Komponist."

Bibliographie.

Essai sur le développp. moral et intell. du Sourd-muet, avant qu'il ait acquis la connaissance de l'écriture. — Von Th. Perrin. Lyon.

Rails mobiles, ou chemins de fer mouvans, de Hoëné Wronski. 8. Aventures de Voyage. Tableaux, récits et souvenirs du Levant. — Von P. Xober. 2 Bde.

Commentaire sur l'épître de l'apôtre Paul aux Galates, suivi d'un essai de philosophie de l'histoire de l'humanité d'après St. Paul. — Von P. F. Sardineup. Vaience.

Elémens d'histoire naturelle, dans une suite de tableaux synoptiques, accompagnés de figures. — Von C. Sauerrotte.

Chroniques des Tuileries et du Luxembourg. Physiologie des cours modernes. — Von Leuchard-Lefoff. Abt. 1 u. 2. 8. Fr.

Histoire du pape Grégoire VII. — Von Voigt, übersetzt von Jager. 2 Bde. 12 Fr.

Mannigfaltiges.

— Belgische National-Literatur. Endlich scheinen die Belgier einen Weg aufgefunden zu haben, auf dem sie zu eigenen Leistungen in der Literatur gelangen können. An Versuchen hat es seit vielen Jahren nicht gefehlt, doch jede rein literarische Zeitschrift mit Belgischen Original-Beiträgen ging bald wieder ein, und an den Schriften der einheimischen Autoren wurde so viel Schaden gemacht, daß die Buchfeler, Lütticher und andere Belgische Verleger, wie einst der Edle von Trattner in Wien, sich bald darauf beschränkten, nur Gedrucktes zu drucken. Abertungs war das, was hier nur als Wirkung erscheint, der eigentliche Ursache des Uebels. Der Buchdruck war Gegeit der Krebsschaden beleben, an dem die National-Literatur des Belgiens, der Schweiz, Nord-Amerika's und aller derjenigen Länder leiden werden, wo man die gebildete Sprache eines anderen Volkes redet, dessen Werke man nur nachzudrucken braucht, um jedes Bedürfniß geistiger Art leichter und wohlfeiler zu befriedigen, als es da geschehen kann, wo man eine eigene Literatur besitzt. Indessen hat in Belgien noch ein anderer Umstand hinzu, der sogar solche vereinzelte Erscheinungen nicht aufkommen ließ, die aus dem Nationalleben selbst hervorgehen, — die Nachahmungssucht nämlich, die diesem Lande in Bezug auf alles Französische anklebt. Wo irgend ein Schriftsteller in Versen oder in Prosa auftrat, Einsicht er nicht bloß an Französischen Beispiele, an, sondern Paris und die Pariser Gesellschaft waren auch immer die Mittelpunkte, um die alle Darstellungen sich bewegten. Natürlich aber blieb die Kopie immer weit hinter dem Originale zurück, und am Ende schlief die Nachahmerei vor lauter einschläfernden Erzeugnissen selbst ein. Hinter dieses Geheimniß ist man jetzt in Belgien kurzen in Belgien gekommen, und zwar zunächst eine Gelehrte mit einer Schrift aufterten, behandelt sie einzelnen Länder der Geschichte, Belgischer Natur und Belgische Charakter. An der Spitze dieser freilich nicht sehr zahlreichen Männer steht Heer Quetelet, der in Brüssel schon mehrere Institute wissenschaftlicher Art hervorgerufen hat und deren Leistungen namentlich auf dem Gebiete der Geographie und Statistik einen sehr ausgezeichneten Schriftsteller unter ihnen Lander kennzeichnen dürfen. Demnächst nennen wir Herren von Reifenberg, dessen Quellenforschungen freilich vor einiger Zeit etwas verdächtig gemacht worden. Zudrfen sind seine historischen Darstellungen des Mittelalters, abgesehen von den Quellen-Studien, nicht ohne eigenen positiven Werth. Mehrere Abhandlungen dieser Art waren in der Revue Belge abgedruckt, einer seit kurzem entstandenen Zeitschrift, die überhaupt alle Talente, welche die Nothwendigkeit der Bearbeitung einheimischer Gegenstände erkannten, um sich versammelt hat. Es gehören dazu noch vornehmlich die Herren von Hulst, der sich das biographisch-leistische Fach erwählt hat, Wolaer, der die Geschichten des Bistthums Lüttich bearbeitet, Wauttersrade, Grandgagnage, Tielemans, Foiter, dan der Buyken und Altmeyer, welcher Letztere eine nicht uninteressante Geschichte der Deutschen Hanse in ihren Beziehungen zu Belgien geliefert hat. Zahren die Belgier so fort, ihren eigenen Boden und ihre Geschichte gründlich zu durchdeiten, so wird dies gewiß, trotz der anscheinenden Absonderung von den Centralpunkten Europäischer Literatur-Thätigkeit, doch der beste Weg sein, um sich auch anderen Ländern bekannt und interessant zu machen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Freiblatt der Kön. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 141. Berlin, Freitag den 24. November 1837.

England.

Von der Aristokratie des gesellschaftlichen Lebens in England.

(Nach der Revue Brit.)

Nur wenige Monate sind seit dem Tode Wilhelm's IV. verflossen, und die bösen Ahnungen, die Besorchtungen und Zweifel, welche sich unmittelbar nach diesem folgenreichen Ereigniß kund gaben, sind freudlichen Erwartungen, geworbener Ordnung und altem Vertrauen gewichen. Eine Jungfrau, dem Kindesalter nahe, hat unter der Aegide unserer Verfassung die Zügel des Reiches ergriffen, und alle Schlimme, welche übelgesinnte Wetterpropheten mit bedenklichem Kopfschütteln als dem Ausbruche nahe verkündigten, scheinen bei dem bloßen Hervortreten dieser gewinnenden Unschuld beschworen zu seyn. Die Fabriken trennt Arbeiter beschäftig, der Handel in Verfall, die Nation in Zwiespalt, Irland im Aufstande, der Klerus ohne Einfluß, Rußland in erhöhrter Stellung, das Parlament aufgelöst und eine Mädchen, an der Spitze der Verwaltung, konnte irgend ein Zeitpunkt bedenklicher seyn? Um so merkwürdiger ist es, daß trotz des so übergroßen Künststoffes Alles mit Ordnung bergeht, als wenn in den Verhältnissen sich nichts geändert hätte; Handel und Gewerbe nehmen ihren alten Gang, die Ruhe ist wiedergekehrt, die Wahlen erleiden keine Störung, die Nation blickt mit Vertrauen in die Zukunft, und England verfolgt sich und frei die Bahnen, die es sich gebrecht hat. Ist es Zufall, weise Berechnung der möglichen Ereignisse oder die Umstände schlau benutzende Gewandtheit der Verwaltung, der England diese glückliche Wendung der Dinge verdankt? Nichts mag sie der Weisheit unserer Gesetze, der Ungeschwächtheit ihres Einflusses, die Ehrfurcht, deren sie bei der Nation genießen, haben einzig und allein den Sieg der Ordnung und Ruhe in England bewerkstelligen. Fern sey die Behauptung, daß unsere Verfassung keine Mängel habe, keiner Verbesserung fähig sey; aber sie zeigt große in solchen Zeiten sich wunder unvollkommen, als die anderer constitutionneller Staaten, und dieser Umstand sollte den Freunden der Reform mehr Schonung für das Bestehende auferlegen.

Jedes Menschenwerk wandelt und verfällt mit der Zeit; was die vorhergehenden Geschlechter als ersprießlich einsegnen, können die folgenden als unbrauchbig aufheben, und es sollte auffallend erscheinen, wenn unsere Verfassung, wie sehr sie auch England im Laufe mehrerer Jahrhunderte ruhmvoll auch außen und glücklich im Innern machte, Aenderungen, Verbesserungen, Reformen bedürfte? Wo gabe es größere Veränderungen als die Habeas-corpus-Akte und die Bill of Rights? Das Lehnwesen Jahrhunderte gab ihnen die Entstehung, und das neunzehnte, wenn es dasselbe Bedürfniß nach Veränderungen fühlte, sollte nicht dasselbe Recht auf Vervollkommnung wie seine Vorgänger besitzen? Es ist keinem Menschen die Nothwendigkeit der Reformen zu leugnen eingefallen, und ohne Zweifel würden alle Wünsche, welche das Land hat, allmälig erfüllt worden seyn, wenn nicht eine Partei sich erhoben hätte, die, ungefähr eine Radikal-Reform verlangend, unter dem Vorwande wieder aufzubauen, auf die Zerstörung des Bestehenden ausgegangen wäre. Von dem Augenblick, wo das Prinzip des Radikalismus als reformirende Gewalt anerkannt wird, ist es unmöglich vorauszusehen, wo die Reform stehen bleiben werde, und nur die Furcht vor einem solchen Systeme hat der konservativen Opposition ein so bedeutendes Uebergewicht gegeben. Wer wollte bestreiten, daß in der Einrichtung des Oberhauses, in den Wahlen der Mitglieder des Unterhauses, in der Stellung beider Häuser zu einander und zur Nation, in der Art ihrer parlamentarischen Verhandlungen, sich viele Eigenthümlichkeiten finden, die denn einen Anblick großer Verbesserungen nicht bloß fähig, sondern augenblicklich bedürftig scheinen, die man aber bei näherer Betrachtung, trotz ihrer anscheinenden Mängel, für die größere Haltbarkeit des ganzen Gebäudes nothwendig finden wird. Zwar verunzieren sie es, aber sie gleichen den eisernen Balken, welche man selbst den schönsten Bauwerken, um ihnen größere Dauer zu verdürgen, einzulegen nicht Scheu trägt und mit Emblemen mancherlei Art verdeckt, um sie dem Auge zu entziehen.

Werfen wir einen prüfenden Blick auf das Gebäude unseres gesellschaftlichen Verkehrs, nach seinen verschiedenen Stockwerken, so wird diese Liebrschaft uns mehr als eine Veranlassung geben, manchertei ernige Anschauen ausländischer Publizisten und selbst einheimischer politischer Schriftsteller aufzudecken. Der erste unter ihnen, Montesquieu, sand in der Schätzung, die er von der Verfassung Englands entwarf, ihre Vorzüglichkeit ausschließlich in dem Gleichgewicht der Kräfte, ohne zu überlegen, daß, welche Vorsicht man auch anwendet, das Gleichgewicht bald aufhören muß, wenn das Volk nicht zu treffen Erhaltung beiträgt durch Achtung vor den verschiedenen Kräften, nicht lediglich in ihrer Eigenschaft als Staatskräfte, sondern auch in der besonderen Stellung einer jeden gegen die beiden anderen. So lange diese Achtung Bestand hat, wird unsere Verfassung gewiß die schönste, beste und dauerbarste von der Welt seyn, weil sie dem Bürger die unbeschränkteste und meiste Freiheit gewährt, welche der Mensch in der Gesellschaft genießen kann; wäre aber diese Achtung nie vorhanden gewesen, oder ginge sie zu Grunde, so wäre das vorgebliche Gleichgewicht der Kräfte eine Täuschung und sehr oft von Nachtheil eines Soldatenregiments oder dem Zusammenstoß eines Volks-Aufstandes.

Vergebich sucht man in England die grenzenlose Verehrung, die fast abgöttische Anbetung des Monarchen, wie sie ehemals in Frankreich gefunden wurde. Dazu ist der Engländer zu stolz, zu republikanisch; als Mensch glaubt er sich nicht geringer als sein König, aber nichts gleicht der tiefen Ehrfurcht, zu Demüthigung, mit der er von der Souveränetät seines Königs in abstracto spricht. Soll z. B. gesagt werden, daß der König einer Feierlichkeit beigewohnt, daß die Gegenwart des Monarchen zur Erhöhung ihres Glanzes beigetragen hat, so wird der Engländer unser „Monarch" weder durch dasselbe auch im Einzelnen übliche „Monarch", noch durch King oder Sovereign, selbst nicht einmal durch das gewöhnliche „his Majesty", (Seine Majestät) ausdrücken, sondern durch Majesty schlechthin, also „the presence of Majesty", indem er nicht der Person des Königs den Titel „Majestät" giebt, sondern die Königliche Majestät in dem Individuum, das gegenwärtig damit bekleidet ist, personifiziert darstellt.

Im Allgemeinen wundert man sich darüber, daß der Engländer, der auf seine Freiheit so stolz ist, sich vor dem Pairs auffallend unterwürfig zeigt, vergißt aber dabei, daß, wenn er nicht vor den Pairs wie beim Königthume individuell, d. h. für die Pairschaft, die in Individuen personifizirt ist, diese Ehrfurcht besäße, das Oberhaus, dessen Glieder Pairs sind, außer Stande seyn würde, in dem ihnen angewiesenen Range die Pflichten, zu denen es berufen ist, genügend zu erfüllen.

So doch auch das Haus der Gemeinen verehrt wird, so ist aus demselben Grunde ein jedes seiner Mitglieder nur nach den Talenten, die es entfaltet, oder nach dem Grade seines persönlichen Einflusses, dessen es sich erfreut, als Individuum geachtet. Dies ist für die Behauptung des Gleichgewichts und die Erreichung des Zieles, das den Staatskräften von der Verfassung zugedacht ist, durchaus nothwendig. Unmöglich hätte aber das von Montesquieu so gerühmte Gleichgewicht der Kräfte noch fernern Bestand, wenn eine Radikalreform es dahin brächte, daß der König bloß als höchste obrigkeitliche Person betrachtet, die Pairs jedes anderen Einflusses als der ihnen durch Geburt verliehen und als natürliche Folge dieser Vorzüge die Mitglieder des Unterhauses außer der ursprünglichen Würde, auf die sie rechtmäßigen Anspruch haben, noch wie dem neuen Zuwachs derselben, welcher ihnen von der Schmälerung der Königs- und Pairsmacht zufließe, beliebet werden sollten. Ein Blick auf die Ereignisse anderer Nationen des Jahres, z. B. der Franzosen, die mit Einsetzung eines Königs und zweier Kammern sich eine der Englischen ähnliche Verfassung gegeben zu haben meinten, reicht hin, um uns über einen solchen Sieg des Radikalismus genügenden Aufschluß zu geben.

Wie Ludwig XVIII. den Thron bestieg, sah er sich berufen, über ein Land zu herrschen, das seit 120 Jahren alle Regierungsformen durchgemacht hatte, ohne eine ausschließlich zu behaupten. Constitutionnelle Monarchie, Anarchie, drei oder vier verschiedene Arten republikanischer Verfassungen, despotisches Soldatenregiment, wechselten mit einander in Frankreich ab und hatten keinen anderen Erfolg, als daß sie das Gefühl nationalen Denkens und Handelns, das gesellschaftliche Leben und Weben der Nation verwichten, ohne ein anderes an dessen Stelle zu setzen. Denn alle diese Regierungen währten zu kurz, um die Masse des Volkes meinungsechtlich republikanisch zu machen oder sie gänzlich unter das Joch des Despotismus zu beugen. Frankreich befand sich in solcher Verfassung und Ludwig in einer schwierigen Lage. Er konnte weder die alte Regierung des Landes wieder hervorsuchen, noch die Herrschermeise Napoleon's fortsetzen, und sollte dennoch regieren. So kam der König auf den Gedanken, dem Reiche eine neue Verfassung nach dem Muster der Englischen zu geben, und schuf eine constitutionnelle Monarchie mit zwei gesetzgebenden Kammern. Dies stand ihm ohne Einschränkung frei, dazu war er vollkommen berechtigt dadurch, daß ihm Vermögen jedoch ging es, dem Volke Ehrfurcht für die neuen Gesetze einzuflößen, und das Ganze blieb ein papierenes Machwerk, dem alle Kraft und alles Leben abging.

Zur Zeit der Restauration trug ein Theil des Französischen Volkes

Digitized by Google

noch die alte Liebe für seinen König, jene chevalereske Begeisterung, die gewiß alle Achtung und Rücksicht verdiente, aber nicht ausreichte, um der neuen Stellung des Königs dauerhafte Sicherheit zu geben. Ein anderer Theil des Volkes zeigte sich das Andenken Napoleon's, trotz seines Sturzes, eine fast abgöttische Verehrung, ohne diese Zuneigung, die theils von dem blendenden Glanze seiner Siege, theils von der langen Gewohnheit, im Felde zu leben und Länder zu erobern, herrührte, war rein persönlich und wurde nicht auf den neuen König übertragen, im Gegentheil waren die Napoleoniden die heftigsten Gegner der Bourbonen und der neuen Verfassung, die sie noch weniger verstanden, als die Anhänger des ancien régime. Ein dritter Theil des Französischen Volkes endlich, und zwar der, dem sich der König durch den Gang der Ereignisse genähert, on weisen anvertrauen mußte, bestand aus alten Republikanern, die jede Hoffnung aufgaben und, ihrem Systeme treu, der Volkssouverain alle nur mögliche Rechte einräumen und den constitutionellen König nur als erblichen Obrigkeit betrachten wollten. Diese Stimmung hinderte hauptsächlich, daß die Pairskammer und ihre Mitglieder in der öffentlichen Meinung zu der hohen Achtung wie ihre Standesgenossen in England gelangten, die ihnen durchaus nicht fehlen durfte, wenn die ganze Institution das Gleichgewicht der Kräfte wahrhaft herbeiführen sollte.

Aber die Folgen dieser falschen Stellung, welche die Französische Regierung angenommen hatte, waren hiermit noch nicht abgeschlossen; die Pairie verlor alle Wirksamkeit, weil sie weder das Ansehen der Englischen, noch deren Uebergewicht bei Berufungen aus dem Volke besaß, und sie ließ die Deputirtenkammer, deren Mitglieder bald persönlich die Auszeichnung genossen, die nur der Gesammtheit gebührten, somit zum ersten Staatskörper werden. Wie häufig hört man nicht den Mitgliedern der Deputirtenkammer selbst im gewöhnlichen Verkehr den Titel der «Ehrenwerthen» beilegen, ohne daß es dem Franzosen ein Gefühl, wie sehr er gegen das constitutionnelle Gefühl der Engländer verstößt. Die Engländer nennen ihr Unterhaus „das ehrenwerthe", und die Mitglieder nennen sich im Laufe der Debatten ebenfalls „ehrenwerth", vergessen aber nicht, daß dieser Titel, die ausschließliche Bezeichnung einer hohen Gesellschaft, nur den Lords zur Zierde gereicht. Seit den zwanzig Jahren, daß die Französische Regierung aus einem constitutionnellen Königthum und zwei Kammern besteht, hat dieses Institut im Lande nicht Wurzel gefaßt, und es steht dahin, ob es sie jemals fassen wird; denn das System läßt die großen Umrisse zu sehr durchblicken und entbehrt jedes inneren Triebs und Räderwerks gänzlich.

Die Anziehungskraft, welche das Englische Unterhaus als Staatskörper genießt, ist das Resultat einer tiefen Wahrheit, welche die alle barbarisch verschiedenen Zeiten des Mittelalters erkannten und das Jahrhundert der Aufklärung, in welchem wir leben, nur zu oft verlor, nämlich der Wahrheit, daß jeder Verein eine Macht ist, und daß er ein Verein ist, ein Ansehen hat, das die einzelnen Mitglieder sie sich nicht besitzen. Im Mittelalter, wo der Adel so mächtig und anmaßend war, erlangten die Zunftgenossenschaften der Bürger nicht nur Gewerbs- und Abgabenfreiheit, sondern auch Ehren- und Rechts-Privilegien, d. h. das Mittelalter erkannte jeden Verein von Menschen, so wichtig der Stand und das Gewerbe seiner einzelnen Genossen sein mochte, dem Prinzip nach sie edel an, daß um der Vereinigung willen. Dies ist der Ursprung der Wappen, Fahnen, Schilder und einer großen Zahl anderer Ehrenrechte, die den Municipal-Städten und Stadtvierteln in einigen Gewerken zuerkannt wurden. Obgleich jetzt die Zünfte in seiner ganzen Ursprünglichkeit fort; so haben die Schneider und Fischhändler Londons zu ihren Versammlungshäusern wohrhafte Paläste, ihre deren Eingang ihre Wappen glänzen. Eine der besuchtesten Tavernen in London dot zu ihrem Schilde das Meisterwerkzeug (Brickayer's arms) in heraldischen Feld.

Jedes Individuum in England dot seine genau bestimmte Stelle in dem Ganzen der Gesellschaft und genießt nur kraft dieser Stelle politischer Rechte. Von den 471 Mitgliedern, welche im Unterhause das eigentliche England vertreten, ihnen nicht alle in gleicher Eigenschaft darin, wie man dies so häufig in den auf dem Kontinent fabrizirten Englischen Constitutionen findet, sondern sie haben ihnen, von den Grafschaften oder Provinzen ernannt, vertreten das Territorial- und Agricultur-Interesse; 323 Abgeordnete der inkorporirten Städte, d. h. der Städte mit eigener Verwaltungsbehörde, vertreten das gewerbliche Interesse; die Wissenschaft endlich wird von vier Mitgliedern der Universitäten Cambridge und Oxford im Unterhause vertreten. Es ist klar, wie keinesweges, daß dieser Unterschied immer buchstaeblich in der Praxis genommen werde. Unter welchen verschiedenen Namen die Abgeordneten auch immerdin gewählt seyn mögen, sitzen sie einmal im Parlamente als Mitglieder desselben, so bilden sie einen gleichartigen Staatskörper, der die Interessen seines Landes vertritt; aber nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß, wenn ein Englischer Wähler seine Stimme einem Kandidaten giebt, er sehr wohl weiß, daß er nicht in seiner bloß allgemeinen und abstrakten Eigenschaft eines Engländers votirt, sondern als Glied eines bestimmten Vereins von Individuen, der nzdenrum ein Theil ist in der Gesammtheit der Vereine, aus denen die Englische Nation besteht. Daher leitet sich jene Anhänglichkeitsbande, die Bewunderung des Unterhauses ab, der die zur Epoche der Reform im Debatten so viel Würde verliehen und die vor ungiemlichen Ausstritten, wie sie oft die Redneristühle des Kontinents entehrten, bewahrt hatte, daß nämlich die Mitglieder nie nach ihrem Familiennamen, sondern nach dem Orte, den sie vertreten, benannt werden. Von den Augenblick z. B., wo Sir Robert Peel und Hr. Hume auf den Bänken des Unterhauses ihren Platz einnehmen, um einer Sitzung beizuwohnen, hören sie auf, Peel und Hume zu heißen, sie sind Tamworth und Middlesex.

Wie müssen leider zugeben, daß die Bill über die Reform in parlamentarischen Verhandlungen und die Bill über die Municipal-Reform dem Stand der Dinge, den wir als wesentlich für die Wirksamkeit der Englischen Verfassung ansehen, eine schwere Wunde geschlagen haben. Diese Verwundung kann nicht dauerch, daß man die Zahl der Wähler im Verhältniß zum Wachsthum der Bevölkerung vermehrt, — eine bloße Maßregel der Gerechtigkeit, die seinen Vorwurf verdient — noch weniger dadurch, daß man den großen Städten, die seit einem Jahrhundert zu einem hohen Grad von Wohlhobenheit sich emporgeschwungen hatten, das Recht der Vertretung durch Parlamentsmitglieder zugestand — ihre Forderung war gerecht und unabweisbar — auch nicht dadurch, daß man einigen verfallenen Flecken, die seit jeher nicht existirten, ihre Vertretung, die sie mit Unrecht genossen, nahm: alle diese Reformen an sich konnten sie England nicht gefahrdringend werden; ohne die Weise, mit der man sich dabei benahm, hat das Land in die Krisis gewonnen, in der es sich gegenwärtig befindet. Bei Allem wurde nur auf die Zahl von Reformen in nie endiger Hast gedrängt gearbeitet gestellt. Wie dringend auch die Gründe sein mochten, jene unbedeutenden Flecken zu übergehen, so kann man nicht leugnen, daß eine dreimonatliche Berathung nicht hinreichte, um 50 Corporationen mit einem einzigen Federstrich eines politischen Vorrechts zu berauben, das sie seit mehreren Jahrhunderten genossen. Dadurch gewann die Maßregel das Ansehen eines revolutionnairen Gewaltstreichs, was um jeden Preis zu vermeiden war. — Die zweite Fehler bestand darin, daß man eine Anzahl empräsentirender Flecken die Gränzen der Municipal-Corporotion übergeschreiten ließ. Durch die Erlaubniß, daß mit den Gliedern einer Municipalität Individuen, die keinen Theil derselben bilden, votiren durften, wurde der landesfürstliche Ernennung ein Stoß beigebracht und nicht zusammengehörige Elemente worden vermischt. Der dritte und größte Fehler von allen vielleicht war der, daß man das Recht der Vertretung Städten bewilligte, die noch nicht als Corporationen existirten. Wenn der Ort war z. B. Manchester. Wir meinen keineswegs, daß es unrecht war, nicht benannt wor, einer so mächtigen Stadt das Recht der Vertretung zu gewähren; aber man mußte damit anfangen, aus ihr eine Stadt zu machen, ihr eine Innerporations-Akte zu verleihen. Wenn man daher heutzutage in einer Debatte sagen hört, „das ehrenwerthe Mitglied für Manchester", so kann man im politischen Sinne die Frage thun: was ist das, Manchester? Ein Franzose wird mit Hindlist auf seine Deputirtenkammer antworten: ein durch gewisse dazu berechtigte Personen in das Haus geschicktes Individuum, das einen bestimmten Census entrichtet und einen Ort Nomens Manchester bewohnt. Aber damit ist uns noch kein Vertreter der Municipalstadt Manchester mehrt.

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Zur Statistik von Frankreich.

Die Französische Regierung hat in diesem Jahre wieder ein amtlich zusammengestelltes Tableau der Bevölkerung von Frankreich herausgegeben. Hiernach zählte das Land am 1. Januar d. J. 33,540,910 Einwohner. Die bevölkertsten Departements sind: das der Seine mit 1,106,000 und das des Nordens mit 1,026,000 Einwohnern. Nur vier Departements haben weniger als 200,000 Bewohner, nämlich das der östlichen Pyrenäen (164,000), das der Nieder-Alpen (159,000), das der Lozère (141,000) und das der Ober-Alpen (131,000). Die Zahl der Gemeinden, deren Bevölkerung mehr als 5000, oder unter gewissen Umständen mehr als 1500 Seelen beträgt, und deren Maires vom Könige ernannt werden, beläuft sich auf 1623. Außer dem Elsaß sind es die See-Departements, welche die meisten solcher Gemeinden besitzen.

Die Städte in Frankreich zählen mehr als 10,000 Einwohner. Folgendes ist eine Uebersicht derselben und ihrer Bevölkerung:

Paris	909,100	Douai	19,100
Lyon	150,800	Rennes	35,350
Marseille	146,200	Montpellier	35,300
Bordeaux	97,800	Toulon	35,100
Rouen	92,000	Clermont	32,400
Toulouse	77,300	Avignon	31,700
Nantes	73,800	Nancy	31,400
Lille	72,000	Brest	29,770
Strasburg	57,800	Besançon	29,710
Amiens	46,100	Limoges	29,700
Nismes	43,000	Versailles	29,200
Metz	42,700	Grenoble	28,900
Caen	41,800	Tours	26,000
Saint-Etienne	41,300	Boulogne	25,700
Orleans	40,200	Hâvre	25,600
Rhims	38,300	Troyes	25,300
Angers	35,900	Vienne	25,100
Bourges	25,300	Bezier	16,100
Dijon	24,800	Colmar	15,950
Aix	24,600	Bayonne	15,900
Montauban	23,800	Rochefort	15,400
Dünkirchen	23,600	Perpignan	15,200
Arras	23,400	Le Puy	14,900
Le Mans	23,000	La Rochelle	14,800
La Guillotière (Vorstadt von Lyon)	22,800	Alençon	14,700
Poitiers	22,000	Châteauroux	13,900
Saint-Quentin	20,370	Sedan	13,700
Arles	20,000	Blois	13,600
Tourcoing	19,000	Alais	13,500
Valenciennes	19,400	Agen	13,390
Roubaix	19,400	Ebreuil	13,360
Eberdeurg	19,300	Beauvais	13,000

Digitized by Google

Bastia	13,060	Riom	11,472
Châlons-sur-Marne	12,900	Saint-Brieuc	11,300
Graffe	12,800	Bitkuranye d'Agen	11,220
Lüneville	12,700	Lodève	11,200
Tarbes	12,630	Valence	10,960
Saint-Omer	10,100	Saint-Germain-Laye	10,950
Torient	18,970	Antillac	10,880
Carcaffenne	18,900	Calais	10,860
Abbeville	18,200	Nardonne	10,790
Niort	18,100	Tarascon	10,770
Croix-Rouffe (Vorſtadt von Lyon)	17,900	Beſtville	10,690
Cambrai	17,840	Bäumer	10,670
Laval	17,500	Pau	12,600
Perpignan	17,410	Cahors	12,410
Colmar	17,600	Châlons-sur-Saône	12,400
Nevers	16,960	Mor-le-Dur	12,300
Mühlhauſen	16,930	Mâcon	11,940
Angoulême	16,900	Saumur	11,923
Dieppe	16,800	Albi	11,800
Jfoudun	11,650	Verdun	10,500
Cette	11,640	Nimes	10,400
Bannes	11,620	Millhau	10,850
Périgueux	11,576	Autun	10,430
Auxerre	11,575	Evreux	10,200
Bayonnelles	11,560	Caſtelnaudary	10,180
Saint-Marie-des-Mines	11,540	Dole	10,100
Briſach	11,472		

Marſeille, das ſeit einigen Jahren, beſonders ſeitdem ſich die Franzoſen in Algier feſtgeſetzt, bedeutend an Einwohnern zugenommen, erſcheint hier beinahe ſo volkreich als Lyon, doch darf nicht überſehen werden, daß bei letzterem ſeine beiden großen Vorſtädte nicht mitgezählt ſind, die ihre eigenen Municipalitäten haben und mit denen zuſammen Lyon nahe an 200,000 Einwohner beſitzt. Sechs Städte von mehr als 25,000 Einwohner, nämlich Saint-Etienne, Rheims, Toulon, Brest, Bouloyne und Havre ſind ihrer Departements-Hauptorte oder Präfekturs-Städte. Es ſind lauter See- oder Fabrikſtädte, die ſich faſt nach der Eintheilung Frankreichs in Departements zu ihrer jetzigen Größe erhoben. 23 Städte dagegen ſind Hauptorte des Departements und zählen weniger als 10,000 Einwohner. Wie bereits bemerkt Bijouy auf Korſika mit 9000, Laon mit 8200, und Mezières mit 4000 Einwohnern. In 14 Departements giebt es nicht eine einzige Stadt von 10,000 Einwohnern. Wir bemerken darunter die Vendée, das Departement der Wogeſen und das der niederen Alpen. Von den 119 Städten mit mehr als 10,000 Einwohnern liegen 62 im nördlichen und 57 im ſüdlichen Frankreich. Die nördliche Hälfte, die ſich durch Handel und Induſtrie auszeichnet, nimmt übrigens verhältnißmäßig weit mehr in, als die ſüdliche, deren Bevölkerung an manchen Punkten ſtationair und an anderen im Abnehmen begriffen iſt.

Spanien.

Gibraltar.

Von Rosseeuw de St. Hilaire.

Aus Gibraltar, 3. Auguſt 1837.

Die Meerſtraßenung und der Weſtwind ſorgen dafür, daß die von Herkules zwiſchen Europa und Afrika geſprengte Pforte einen Theil des Jahres ſo gut wie geſchloſſen iſt. Aus dem Atlantiſchen Ocean ſtrömt die Fluth beſtändig in den Mittelländiſchen Meeresbecken ein; wo oll das Waſſer bleibt, das mag Gott wiſſen, — denn ſeit Jahrtauſenden iſt das Mittelländiſche Meer nicht höher geworden, vielmehr an vielen Stellen mit Sande zurückgewichen. Der Gleichgewicht, mit dem wir von Europe auslieſen, war unſerem Cours eigentlich entgegen, aber die Strömung brachte uns trotzdem nach Gibraltar. Hingegen, wenn Wind und Strom zugleich von Weſten nach Oſten geht, leiden ſich die Schiffe oft wochenlang vor der Meerenge herum und können nicht hinaus in den Ocean.

Die Spaniſche Küſtenſtrecke vom Kap Trafalgar bis Tarifa und die Afrikaniſche vom Vorgebirge Abyla bis Ceuta, Tanger ſtehen einander auf ſieben Leuen gegenüber. Aber jene erſtere verliert gar ſehr bei dem Vergleich. Sieht man die dürre, kahle, troſtloſe, bald felſige, bald ſandige Küſte Andaluſiens und das hügelige, in zauberhaften Krümmungen geſchlängelte, mit reicher Vegetation geſchmückte Mauritaniſche Geſtade, ſo fragt man ſich verwundert: Wo iſt denn das von den alten Dichtern geprieſene, paradieſiſche Land, Bætica? blühen oder drähen? Der Berg Abyla iſt maleriſch ſchön; wie die Ruine eines Rieſenthurmes ſteht er da, eine zähe Mauer von grauem Granit, den die zur halben Höhe üppiges Grün überwuchert; ſechstauſend Fuß hoch ragt der kahle, weiße Gipfel, eine Sammelſtätte der Wolken, auch beim klarſten Himmel beſtändig von Nebeln umwallt. Das Europäiſche Geſtade dagegen iſt ein kahler, nackter Fels und weiter nichts; Gibraltar liegt tiefverſteckt an ſeinem Fuße, weiterhin am Geſtade des Golfe Algeſiras, und ganz hinten wird auf einer Anhöhe die kleine Stadt San Roque ſichtbar. Aber die Landſchaft um dieſe Orte, ſo weit das Auge reicht, iſt eine wahre Wüſte, und der kleine Hain Gebüſch, kein einziger Baum hervorragt. Bergwaſſ war das anders. An dieſer Stelle Andaluſiens landeten die Kunſchaffer, welche Muſe, der Arabiſche Feldherr, von Afrika herübergefendet hatte; voller Entzücken kehrten ſie zurück, und in dem Berichte an den Chalifen Jezid ſchilderte Muſa Spanien als ein Land, „mildern und klaren Himmels wie Syrien, fruchtbar wie Aegypten, an Weidetrichten reich wie Yemen.“

Nur der Spanier ſchreint ſich in der unfreundlichſten, troſtloſen Oede ringe um ſeine Wohnſtätte zu gefallen; ſie ſtimmt zu ſeinem Charakter, ſie erklärt ſich großentheils aus ſeiner älteſten Geſchichte. Jeder Zoll breit Landes iſt den Unglücklichen, den Nationalfeinden, abgetrotzen worden. In das mit den Waffen eroberte Gebiet ſetzten die alten Könige von Leon und Caſtilien Kolonieen (pobliaciones), zum doppelten Zwecke des Anbaus und der Bebauptung gegen den Feind. So war jede Ortſchaft zugleich ein Waffenplatz, eine Feſtung, das Leben ein beſtändiger Kriegszuſtand. Die Bevölkerung konnte ſich nicht über das offene Land ausbreiten, wo ſie, verzinzelt, den Anfällen der Feinde erlegen wäre; ſie drängte ſich in die geſchützten Orte zuſammen. Der Landmann mußte ſich ſelbſt mit den Waffen helfen, daß die eigene Kraft und auf den Beiſtand ſeiner Detagnaſſen und Nachbarn (vecinos) rechnen; es galt nicht bloß zu ſäen und zu pflanzen, ſondern auch den Feind abzuſtreifen, daß der Huf ſeiner Roſſe der Saat nicht vor der Aernte niedertrat. Und ſo iſt es in Spanien bis auf den heutigen Tag geblieben. Noch lebt in dem Landmann der Stolz, der ſich auf das Recht und die Fähigkeit bewaffneter Selbſthilfe gründet; noch lebt der Unabhängigkeitsſinn an die beſchränkte Heimath, an die Lokalität, und hält einen allgemeineren Patriotismus nicht aufſtemmen; noch immer ſchaut der Spanier das ſeine Feld, es iſt ihm unheimlich, verdächtig, nicht geheuer, — und hat er etwa nicht Recht? In ſeinem Landhauſe könnte er noch jetzt ſeine Nacht ruhig ſchlafen. Sind doch ſelbſt geſchloſſene Städte vor den Räuberbanden nicht ſicher, die ihr Unweſen auf allen Heerſtraßen treiben.

Eine kleine Inſel, die in der Bai etwas ſüdlich vom heutigen Algeſiras liegt, iſt die Stelle, wo Tharik mit einem Häuflein Afrikaniſcher Krieger zuerſt landete. Er nannte ſie auf Arabiſch: El-duchsiraiai-el-chadra, d. h. „die grüne Inſel“, und dieſer Name iſt mit der Stadt übergegangen. Dann darauf ſich die kleine Landzunge auf den Felſenberg von Gibraltar, der ſich ihnen, rings vom Meere umſpült und nur durch eine ſchmale Landenge mit der Stadt zuſammenhängend, ganz in der Nähe als eine natürliche Feſtung darbot. Von dieſem Rückenſtelle ſtürmten ſie herunter, verbreiteten Schrecken über ganz Andaluſien und bahnten der Eroberung Weg. Auf dem Felſen, in der halben Höhe des Felſenabhanges, ſtehen noch die Grundmauern und der Thurm eines zerſtörten Maurichen Kaſtells. Es trägt die Spuren der Kugeln und Bomben, womit es im Jahre 1782 bei der Belagerung Gibraltars durch die Spanier und Franzoſen überſchüttet worden iſt. Dieſe Belagerung und die tapfere Vertheidigung Elliot's hat Gibraltar eigentlich ſo berühmt gemacht. Aus den Beſitz dieſes nackten, unfruchtbaren Felſens haben damals drei Europäiſche Hauptmächte mit äußerſter Anſtrengung geſtritten, mit einem Aufwande an Gold und Blut, der ehedem hingereicht hätte, Königreiche zu ſtürzen. In dieſen engen Meerbuſen, deſſen blaue, ruhige Fluth jetzt nur ein ſtiller Kauffahrteiſchiffe durchreibrt, ſind damals ganze Flotten gegen einander gegangen. Die ſchwimmenden Batterieen des Ritters d'Arçon, die Tod und Verderben auf die Vertheidiger der Felſenfeſte ſpeiſen ſollten, ſind an ihrem Fuße machtlos geſchreitert, Seitdem hat Gibraltar keinen ernſtlichen Angriff erfahren, aber ſeine Feſtungswerke ſind fortwährend verſtärkt worden: der ganze Berg vom Gipfel bis zum Fuße iſt in eine rieſenhafte Citadelle verwandelt, namentlich an der Seite, welche der Spaniſchen Küſte zugekehrt iſt. Von oben bis unten ſind mit unſäglicher Arbeit geſchlängelte Wege in den Felſen gebauen und Schießſcharten geſprengt; zu jeder Oeffnung ſtarken Feuerſchlünde ihren Rachen bervor und beſtreichen die ſchmale Landzunge, welche den Felſen mit dem Lande bei den einzigen Zugang zur Feſtung bildet. Zwei große, bedeckte Gallerieen, die eine 1200, die andere 1500 Fuß lang, ſind nach der Belagerung in der kurzen Zeit von ſechs Jahren vollendet worden und laufen in vielfachen Windungen die ganze Höhe der faſt ſenkrechten Felſenwand entlang. Auch die Landenge ſelbſt, jenes Maurichen Kaſtells, deſſen unterirdiſches Mauerwerk den Bomben eben ſo getrotzt hat, wie den Jahrhunderten, ſind zur Befeſtigung verwendet worden, und es enthält Batterieen in drei und vier Etagen über einander; über die Batterieen ragt der maſſive Thurm, und über den Thurm noch endlich hundert Fuß die ſüdwestlichſte Bergwand. — Außer dieſen Befeſtigungen, die in verdeckter Poſition angebracht und hauptſächlich beſtimmt ſind, die Seite des Meereſaume und die Landenge zu beſtreichen, erheben ſich viele andere auf freien, hohen Terraſſen, deren Geſchütz auch weiter hinüber bis an die ehemalige Spaniſche Circumvallations-Linie tragen ſoll, die man noch im Felde erkennt. Zu dem Enden erhebt ſich Terraſſe über Terraſſe die an der Oſtſeite des Felſens, die bis gegen den Berg hinbreitet, eine anderthalbe 12zöllige Mörſer ſtehen in dieſer Höhe in Batterieen aufgefahren. Dieſe furchtbaren Vertheidigungs-Anſtalten, wozu Natur und Kunſt ihr Möglichſtes gethan haben, ſind gewiß einzig in der Welt. Nur der weſtliche Abhang des Berges, in einer Erſtreckung von drei bis vier Engliſchen Meilen, iſt bewohnt, er enthält ſogar Gärten, Anlagen und Promenaden, die man mit vieler Mühe und Koſten auf dieſen Felſenboden geſtanzt hat; auch der Hafen von Gibraltar befindet ſich auf dieſer Seite. Deſſenungeachtet bildet der Berg auch hier eine unumtredrechene, mit ganzen Artillerie-Parks beſetzte Batterie; den Hafen allein beſtreichen 4 Reihen Geſchütz über einander. Die Kanonen über der am Felſen klebenden Stadt, zwiſchen freundlichen Luſthäuſern, grünen Bäumen und Gärten, machen einen ganz eigenen, beim erſten Anblick ſehr überraſchenden Eindruck. Man rechnet, daß die Engliſche Regierung in Gibraltar über 800 Stück Geſchütz unterhält, aber der Sergeant, der uns umherführte, verſicherte uns, daß gegenwärtig nur 400 Kanonen in der Feſtung lägen, alſo gerade 1 Mann auf 2 Kanonen. In Friedenszeiten mag das hingehen; es kommt natürlich Alles darauf an, ob dieſe gewaltigen und höchſt koſtſpieligen Anſtalten ſich gegen eine ernſte, regelmäßige, mit hinlänglicher Kriegsmacht unternommene Belagerung wirkſam bewähren. Gibraltar hat zwar einen ſolchen Ruf des Feſtigkeit und Unbezwingbarkeit, daß Viele glauben, es werde überhaupt ſich faſt von ſelbſt; doch ſind den Sachkundigen manche Schwächen und Uebelſtände nicht entgangen. Zörs erſte, wenn alle die Feuerſchlünde aus dieſen Felſenneſte auf einmal ſpeien ſollten,

Digitized by Europäischer Bibliothek

dürfte die Erschütterung für die Gänge, Galerieen und Gewölbe zu heftig werden und höchst gefährliche Risse und Einstürze verursachen. Die Steinmasse hat ein blätteriges Gefüge und hält vermuthlich weniger aus, als das Arabische Mauerwerk, dessen Backsteine durch Lagen eines zu Stein erhärteten Kittes zu einer einzigen, durch und durch innig zusammenhängenden Masse verbunden sind. Auch verspricht man, daß sich schon wahrzeals bei den Schießübungen bedenkliche Zufälle ereignet haben, die aber von den Engländern verheimlicht werden. Ferner muß sich der Rauch, trotz aller Vorkehrungen, die getroffen sind, ihm freiern Abzug zu verschaffen, doch in diesen verdeckten Räumen hergestalt verfangen und häufen, daß auf die Länge die Bedienung der Batterieen unmöglich wird. Endlich rechne man auf jedes Stück Geschütz nur acht Mann, so braucht Gibraltar zu seiner Vertheidigung allein über 6000 Artilleristen, mehr, als es vielleicht überhaupt an Besatzung fassen kann. Zum Stück ist noch auf lange Zeit nicht abzusehen, welche große Macht heran senden sollte, Gibraltar anzugreifen.

Von der regelmäßigen Stadt weiß ich nicht viel zu sagen. Die Häuser haben alle ein graugelbes Ansehen, von dem Staube, der über diesem von der Sonne gedörrten, zerreiblichen Steinboden beständig in der Luft schwebt; das fällt doppelt maugenehm auf, wenn man eben von Kadix, der Stadt mit den reinlich weißen Häusern, kommt. Keine lange, schmale Hauptstraße geht von einem Ende der Stadt bis zum anderen; sie enthält kein einigermaßen erträgliches Gebäude, dafür bietet sie einen häufig belebten Anblick. Gibraltar ist ein Freihafen, in einer für den Handel höchst wichtigen Lage zwischen zwei Welttheilen und zwei Meeren; ein unermeßlicher Schleichhandel nach dem Spanischen und Portugiesischen Küsten von hier aus und nach allen Europäer, Afrikaner und Orientalen führt der Verkehr hier zusammen. Gelbbraune Barbaresken in ihren weißen, wettallzugen Gewändern, Juden in ihrem orientalischen Kostüm, unter denen lebhaft bunten Farben Geld und Roth vorherrscht, Griechen mit Fäuren und scharfen Gesichtszügen, feckem Kurbelbart, in weiter dunkler Hosen und enge kurze Jacken gekleidet, schwatzen in allerlei Sprachen durch einander und halten unter freiem Himmel ihre Börse. Nicht weit davon marschirt ein Trupp Englischer Soldaten vorüber, steifen Schrittes, gestreckten Leibes, immer gerade vor sich hin: sie verjehen keine Miene, und das recht Englische Milch und Blut ihren Gesichter verrnag nicht Spanische und Afrikanische rothe Farbe zu bräunen. Auf einem Langlebigen Pferde von Engelischer Zucht reitet der junge, schmucke Lieutenant vorbei, ein echter Dandy, der vielleicht ganz frisch vom Trottoir in Boudstreet herkommt; neben ihm trabt auf einem schlecht dressirten, aber feurigen Andalusischen Hengst, mit hohem Sattel und breiten Steigbügeln nach Arabischem Reitersbrauch, der junge Maure, der Page, der Mayo, seinen Anklitzes, in der knappen Tracht, die seine nervigen Formen aufs vortheilhafteste zeigt, mit Spitzhut und Schärpe. Die Spanischen Frauen hüllen Kopf und Schultern in die landesübliche braune oder rothe Manta; die Englischen Misses und Misteresses halten unverdrosslich bei ihrer Modestracht, so unbequem und lästig sie in dem dreisen, trockenen Gibraltar fallen mag.

Gerdt man auf der südlichen, nach Afrika gekehrten Seite vor die Stadt hinaus, so findet man bei jedem Schritte Anlaß, die Gebuld, die Arbeit und den Kostenaufwand zu bewundern, wodurch der harte Felsen zur Fruchtbarkeit gezwungen und in Garten verwandelt worden ist. Auf Terrassen und Gerüste hat man Erderich hinaufgetragen und mit Einfassungen geschützt, damit der Wind es nicht wegführe. Es gedeihen in diesem künstlichen Boden Bäume von kräftigem, wenn auch nicht hohem Wuchse; ihr Laub ist graugrün vom Staube, der sich daran setzt, ablein es geraten den Südfrüchten, ehre reichen der Sonne gar nicht beranhalten wäre, so daß ihre Hauptfeinde richten nicht selten große Verwüstung in diesen Pflanzungen an, die Stürme um die Zeit der Nachtgleichen nämlich und die Affen, deren Banden nächtlich einsteigen, die Fruchtkäume plündern und sich mit ihrem Raub in die unzugänglichen Schlupfwinkel des Borgebirges flüchten, dessen Urbewohner sie wahrscheinlich sind.

Eine Viertelstunde von der Stadt liegt das Nesnal: ich hatte mir große Vorstellungen davon gemacht, fand es aber sehr klein und unbedeutend. Weiterhin ist in neuester Zeit eine große und kostliche Karserne aufgeführt worden, in deren Nähe die kleinen Wohnhäuser der Offiziere, jedes von einem Gärtchen umgeben, eine Art von Dorf bilden. Diese Gärtchen liegen in Absätzen über einander und reichen weit über die Mitte des Berges hinauf; der höchste und größte von allen gehört dem jeweiligen Kommandanten und heißt der Admirals Garten. Sie bieten im heißen Sommer Schatten und Duft, aber leider wenig Abkühlung. Der den Tag über durchglühte Steinboden, von einer dürren Staubdecke übergogen, wirft die ganze Nacht hindurch eine trockene, erstickende Wärme aus; es ist, als sollte man den Boden eines Backofens einathmen. Der Seewind mag noch so frisch sehn, er kühlt diese Atmosphäre nicht ab. Daher getrieben auch hier, in der wahrhaft Afrikanischen Hitze, viele tropische Gewächse: der weiße Pfefferbaum (spinus falsus), der in vier Jahren dreißig Fuß hoch wächst; der Drachenblutbaum, sonderbar und abscheerlich von Farbe und Gestalt, mit einer Krone von schwarzgrünen, buschelweis emporstehenden, spitzen Blättern, die, wie Nadeln am Stachelschweine, auf den Zweigen sitzen; reisenmäßige Kaktus, deren flachlige Disteln wie Lanzenschäfte in die Höhe ragen; Kopalbäume; Agaven, deren Schaft, schlank und zierlich, mit dem Blüthengehänge im Winde schwankt; mit einem Worte, die zähe Vegetation Afrika's, die zum Wachsen nicht des Regens noch des Thaus bedarf, und deren Saft in der brennendsten Dürre nicht austrocknet. Zuerst von Menschenhand eingerstanzt, kommt sie jetzt an vielen Stellen schon von selbst. — Regen ist in Gibraltar höchst selten; oft aber bringt der feuchtwarme Südwind, der über das Mittelländische Meer hergestrichen kommt, Nebel mit, die sich dann über dem Gipfel des Berges lagern und von dem erwärmten Gestein eingesogen werden. Dieser Wind wirkt in hohem Grade ermattend; er ist hier gefürchtet, wie der Sirocco in Unteritalien. Man spürt ihn stundenlang vorher, und so lang er anhält, ist es des Menschen Leib ein Schmerzhaft empfindliches Barometer, das alle Schwankungen der Atmosphäre angiebt. Auch mir benahm ein solcher Nebel die Aussicht, als ich den dreitausend Fuß hohen Gipfel des Berges erklimmt hatte. Man überstieht von da oben die Meerenge, das Afrikanische Gestade von Ceuta bis Kap Spartel, die Andalusische Küste von der Punta d'Europa bis Kadix und die Granadinische bis zu der herrlichen Sierra de Ronda. Bei heiterem Wetter muß unter diesem klaren südlichen Himmel, der alle Umrisse so scharf und alle Farben so lebhaft erscheinen läßt, der Anblick entzückend sehn.

Die Befestigung Gibraltars muß der Englischen Regierung ungeheure Summen gekostet haben, und ich preise, ob der Handel bei aller Lebhaftigkeit ihr so viel an Einkünften abwirft, als sie Jahr aus Jahr ein für die Bebauptung dieses Platzes aufwendet. Aber Gibraltar ist der Schlüssel zum Mittelländischen Meer; England hat ihn in Händen und wird ihn nicht fahren lassen. Ceuta gegenüber hat eine ähnliche Lage, aber keine feste Lage auf einer isolirten Felsenklippe und könnte in anderen, als Spanischen Händen auch eine ähnliche Bedeutung gewinnen. Ob der Kaiser von Marokko wohl eine Ahnung davon hat? er scheint mit Absichten auf Ceuta umzugehen und denkt gewiß, mit den Spaniern in ihrer gegenwärtigen Lage sey leicht fertig zu werden. Das wäre der rechte Gesichtspunkt, aus dem Gibraltar zu betrachten sey. Die Spanier hatten zu Ceuta mit großen Kosten einen Hafen, wie zu nichts nützt, als das Bagno zu bewachen. Die Marokkanische Miliz hat die Spanischen Soldaten vor den Thoren der Stadt insultirt, und die letzteren durften sich eine Zeit lang nicht heraus wagen; ja man redete schon davon, der Sultan würde mit großer Heeresmacht heranziehen. Das waren glücklicher Weise leere Bedrohungen, und wie ich höre, will das neue Ministerium, welches so eben in Madrid zu Stell getommen, sogar einen Theil der Besatzung von Ceuta nach Kadix und Malaga verübrerulen, um die Exaltades nieder und die Moderados stett zu halten. In Kadix wird man sich diese Gäste nachcrlöflichst verbitten; die Nationalmiliz spielt in dieser großen Stadt den Meister, man steht keine Soldaten und wünscht keine zu sehen.

Mannigfaltiges.

— Briefe Maria Stuart's an Elisabeth. Der bekannte Französische Litteraturforscher, Herr Francisque Michel, hat auf einer Reise, die er kürzlich nach England und Schottland unternommen, in der Cotonianischen Bibliothek in London den merkwürdigen Briefwechsel aufgefunden, den die unglückliche Maria Stuart mit ihrer mächtigen Nebenbuhlerin geführt hat. Alle Englischen Schriftsteller unterstellen haben, diesen in gutem Französisch des sechzehnten Jahrhunderts abgefaßten Briefwechsel durch den Druck zu veröffentlichen, so ist es wohl aus Rücksicht auf den Ruhm der Königin Elisabeth unterblieben, den die Nationaleitelkeit nicht gern dadurch befleckt sehen möchte. Herr Francisque Michel, der diese Rücksicht nicht zu nehmen braucht, geht damit um, das Ganze mit historischen Bemerkungen herauszugeben. Die Sprache und der Styl jener Briefe sind auf gleiche Weise charakteristisch. Wir theilen hier zur Probe eines von den fürzeren Schreiben mit, in welchem die gefangene Maria das Bertrauen zu ihrer Königin Schwester, das sie dürfen zu setzen zu können Ursach hatte, noch nicht ganz aufgegeben. Es ist aus dem Schlosse Bolton an den Grafen der Grafschaft Yorkshire datirt, wohin sie am 14. Juni 1568 aus Carlisle sich hatte begeben müssen:

„Madame ma bonne soeur, m'estant venue jeter entre vos bras, comme de ma plus asurée espérance, pour taut de respects assés souvent par moy rammenez que ni mienne n'aiez nesecrere vous en refreschir la mémoyre, ce, m'a estay grand plesair d'antandre qu'il vous a plu, suivant ma première requeste, vous mesmes prandre la poine de metre la fin de ses trop longs tronbles entre moy et mes subjects, la quelle je m'assure meintenant ne pouvoir estre que briefve et utille à toute ma pauvre affligée nation et en particulier à mon honneur, pour le respect et de la fiance que j'ay en vous et envie de vous complayre, comme j'ay fayt paroitre et par l'empeachement d'esect entrepris de mes fidelles subjects, quant leur puisance estoit batante, pour avoir un moigns resonable apointement et pour avoir l'aysse de chercsher ayleurs secoura que de vous, que je veuls asseurre ma bonne soeur et unique amye complayre en tout, m'assurant que me serés aussi favorable que me l'avés toujours asuré quant je userois votre bon advis, comme j'ay fayt et ay intention de fayre, comme par l'evesque de Rosse et milord Heris pourrés plus au long entendre, que je vous ay envoyés pour les deux plus fidelles que j'aye, vous supliant comme à tels leur donner crédit comme feriés à moy-mesme, on à part, en ensamble. L'un vous le connoisses, et l'autre j'espère vous satisfera mieulx que le raport que l'on vous en a fayt. Et pource que à eux deulx aya-je deschargé mon cueur, et milord Heris scait tout ce qui s'eat passé entre nous, me remettant sur eulx, je suiray par mes humbles recommandations à votre bonne grâce, priant Dien vous donner, madame, en santay, longue et heurheuse vie.

De Bolon, ce XXII d'octobre (1568).

Votre bien affectionnée bonne soeur et cousine,
„Marie R."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt bei Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 142. Berlin, Montag den 27. November 1837.

Spanien.

Die Maurischen Denkmäler von Granada.

Frau von Staël konnte nie von Granada, von der Alhambra und den Orangen-Gärten der Maurischen Könige reden, ohne dies in Thränen gerührt zu werden; und wirklich muß etwas Magisches in diesen Worten liegen, denn ich selbst fühle mich tief bewegt, während ich in einer an romantischen Erinnerungen so reichen Stadt diese Skizzen niederschreibe.

Ich habe die Alhambra gesehen, um dreenhalber ich, dem glühenden Himmel Andalusiens Lebe bietend, mitten in den Hundstagen meinen Wanderstab aufsetzte — ich habe ihn gesehen, den Palast aus der Blüthenzeit des Islam, und — was mir auf meinen Reisen noch selten begegnet ist — ich bin nicht in meiner Erwartung getäuscht worden.

Diesen Morgen um sechs Uhr verließ ich die Stadt, um den Anblick der hehren Trümmer genießen zu können, ehr noch der brennende Sonnenstrahl das dichte Laub in Beaddil's berühmten Gärten durchdringen drang. Aber kaum befand ich mich im Freien, als eine schneidend kalte Morgenluft, die meinen Lungen nicht besser behagte, als die von Madrid, mich daran erinnerte, daß Granada ein Paar Tausend Fuß über dem Meere liegt. Auf meiner zwei Monat langen Wanderung durch Andalusien war ich an zweierlei Dinge ganz ungewohnt geworden, der Kälte und des Regens; und obschon ich aus einer Art von kindischem Uebermuth dann und wann sogar nach einem von beiden mich gesehnt hatte, so fühlte ich doch jetzt, daß meine in Malaga und Xadix verzärtelte Constitution wenigstens gegen Kälte sehr empfindlich war. Dies unbehaglige Gefühl wurde ich übrigens bald, als die Sonne über den röthlichen Thürmen des Maurischen Kastells emporstieg, und voll gutes Muthes klimmte ich den langen gewundenen Pfad hinan, der von Granada auf die Alhambra führt.

Ein großes Portal, das in einer mächtigen Mauer aus Lauber-steinen angebracht ist, benannte zuerst meinen Weg, und eine Gemeine Inschrift verkündete mir, daß ich im Bezirke der Alhambra mich befand. Der Styl dieser Pforte, den man wohl Maurisch, noch Gothisch, noch Römisch nennen kann, hat allerdings wenig Anziehendes; von der anmuthigen Arabischen Bogenwölbung ist kaum eine leise Spur zu entdecken; allein ich setzte meinen Fuß zum ersten Male auf Maurisches Gebiet, und ein heiliger Schauer, der mich in diesem Augenblick ergriff, gestattete der Kritik keine Stimme.

Unterdessen war die Sonne am Horizont emporgestiegen; aber kaum hatte ich die Pforte der Citadelle überschritten, als unter dem dichten Laubdach an beiden Seiten des Weges eine herrliche Kühlung mich anwehte. Man muß die bärenn Einöden Andalusiens in der heißen Jahreszeit gesehen haben, muß in diesen verirrungen und staubigen Stunden Tage lang herumgewandert seyn, um die ganze Wollust eines solchen Augenblicks fühlen zu können. In Xadix besuchte ich das Theater, um wenigstens gemalte Bäume zu sehen — hier sah ich endlich einmal wieder natürliche Bäume, deren balsamischen Duft ich in vollen Zügen einathmen und in deren Schatten ich gemächlich ruhen konnte!

In der Schweiz oder in der Normandie wäre mir diese Buchen- und Ulmen-Halle etwas Gewöhnliches, Alltägliches gewesen; allein sie beschattete Andalusischen Boden, und jene großen röthlichen Thürme, die aus dem dunklen Laube hervorschimmerten, waren die Alhambra! *) Der romantische Zauber, von dem ich mich gefesselt fühlte, wurde noch mächtiger, wenn hin und wieder ein Indianischer Feigenbaum, eine Agave oder ein Strauch von Lorbeer-Rosen in dieser ganz nordischen Natur meinen Blicken begegnete und mir lebhafter ins Gedächtniß rief, daß ich wirklich unter Andalusiens Himmel wandelte.

Doch ich war ja nicht hierher gekommen, um Bäume zu bewundern, und so verließ ich endlich diese reizende Anlage, um in die enge, aber hohe und zierlich gebaute Pforte zu treten, welche den Eingang zum Kastell bildet. Dies war noch eine echt Arabische Pforte mit halbmondförmigen Bogen, sonst aber ganz ohne architektonische Verzierungen. Schön ob ihrer edlen Einfalt und in gefälligen Kontraste zu dem mächtigen Mauerwerk aus rothen Backsteinen, in welchem sie sich wie die Rische eines Heiligen in einer Kirchenmauer ausnahm. Ein Paar Spanische Soldaten, die hier als Schildwachen standen oder vielmehr behaglich saßen, ließen mich ungestraft vorbei.

Gewiß giebt es nur wenige Festungen von großartigerem Charakter, als die Alhambra; man kann sagen, daß sie in gewissem Betracht eine Stadt für sich bildet. In dem Raume, den sie einschließt, befinden sich kolossale Thürme, ein Maurischer Palast, eine Kirche, ein christlicher Palast, sehr geräumige Gärten und eine Esplanade, die so groß ist, daß ein ganzes Regiment daraus manövriren kann. Nur was man im engeren Sinne Alhambra nennt, der Palast der Mauren-Könige selbst, ist ein vergleichungsweise unscheinbares Gebäude, das nur sehr von den Reichthümern und dem ästhetischen Sinne der alten Beherrscher Granada's, als von ihrer Macht einen Begriff giebt. Diesen Miniatur-Palast nennen die Spanier schlechtweg das Königliche Haus (Casa Real), und die Erlaubniß, ihn zu betreten, wird Keinem verweigert.

Der erste Eindruck, wenn man ins Innere der Festung gelangt ist, hat etwas Melancholisches; zur Rechten erheben sich die verwitterten Trümmer von fünf oder sechs Maurischen Thürmen, von denen der höchste noch als Warte dient und durch eine gewöhnliche christliche Glocke vor muthwilliger Zerstörung geschützt wird; zur Linken aber erblickt man die jüngeren Ruinen eines Palastes Karl's V., dessen Bau nie vollendet worden. Die schöne Façade dieses Gebäudes trotzt schon seit drei Jahrhunderten dem Regen und Sturme und hat in diesem ganzen Zeitraum keinen Stein verloren.

Es scheint, als ob Karl V. diesen Palast, das Werk des berühmten Architekten Berruguete, nur darum habe erbauen lassen, damit die Welt sehen sollte, was Spanische Kunst neben Maurischer vermag. Aber Spaniens Baukünstler sind weniger stegreich gewesen, als seine Feldherrn. Die dreifache Façade des christlichen Gebäudes, seine gedrückten Gewölbe und die plumpen mit Bildhauer-Arbeit überladenen Fenster machen sich schlecht neben den schlanken Säulen und den feinen wie Stickerei sich ausnehmenden Skulpturen in den Patio's des benachbarten Maurischen Palastes.

Beelassen wir darum jenes dürre Riesen-Skelett, Berruguete's unvollendete Schöpfung, und besuchen wir die Alhambra in der Alhambra, den jugendlich hehren und lieblichen Ausschnitt der Könige Granada's. Nur wenige Schritte, und ich befand mich in der herrlichen Vorhalle, die unter dem Namen des Myrthen-Hofes (Patrio de los Arrayanes) bekannt ist. Man erwarte hier keine ins Einzelne gehende Beschreibung aller Schönheiten dieses reizenden Hofes, seine geometrische Vermessung seiner schlanken Säulenreihen und seiner langen Gallerien mit Blumengewinden aus Marmor und Stuckatur. Der wahre Enthusiasmus greift nicht nach Stab und Meßkette; auch will es mir nicht einleuchten, daß ein paar Fuß mehr oder minder an dem Gefühle von Rührung und Erhebung, das in diesem Heiligthume meinen ganzen Menschen ergriff, etwas wesentlich dabei abstrten. Wer aber mit wenigen Quadratfüßen nicht zufrieden ist, der gehe nur eine Thunstelle ihn nicht in den Stand setzt, das Uebrige sich selbst auszumalen, den verweise ich auf die „Paseos artisticos de Granada" (Künstlerische Ausflüge um Granada) und auf die treffliche Beschreibung der Alhambra, welche Fert de Labede geliefert.

Der Patio de los Arrayanes ist ein länglichtes Viereck, mit einem engen Bassin in der Mitte. Um das Bassin ziehen sich Rabatten, mit Blumen und Zwerg-Cypressen bepflanzt, deren kokette Symmetrie dem blumigen und symmetrischen Style der Arabischen Architektur sehr analog ist. Die beiden längeren Seiten des Viereck's bilden lange weiße Mauern, die stellenweise von zart gemeißelten Pforten durchbrochen werden; an beiden Enden aber erblicken wir eine bedeckte Gallerie, an welcher jene phantastische Kunst, die einem Feen-Lande entstammt schrint, das Höchste und Wunderbarste geleistet hat. Der reich geschmückte Saal der Gesandten (Sala de los Embajadores), den man im Hintergrunde des Patio gewahrt, kündigt uns zuerst und schon aus der Ferne jene Fern-Welt, jenes Maurische Paradies an, in welchen Verdoll ständigung nur schöne Odalisken und der Duft von ehelem Räucherwerk fehlen.

Aus dem Patio de los Arrayanes treten wir in den Patio de los Leones (Löwen-Hof), mit seinem berühmten Brunnen, der uns schon durch die erste Gallerie entgegenschimmert. Eine solche Schilderung dieses bezaubernden Ortes werde ich noch viel weniger versuchen. Obwohl in kleinem Maßstabe angelegt, ist dieser Patio doch eine der herrlichsten Schöpfungen, welche die Kunst jemals hervorgebracht hat.

So oft ich einer merkwürdigen Ruine gegenübertrete, ergreift mich, besonders wenn die Ruine noch eine gewisse Frische und Lebendigkeit hat, ein Gefühl stupiden Unglaubens; ich kann mich nicht ohne Widerstreben bereden, daß dieses Gebäude, diese Mauer wirklich so alt ist, wie man allgemein annimmt. In der Alhambra wurde dieser Unglaube bei mir lebendiger als jemals, denn ich hatte noch nie eine so sachende, so

*) Der Name bedeutet auch in der That die Rothe Alhambra, oder genauer al-hamra, ist die weibliche Form des Arabischen Adjektivs ahmar, und mit dem Artikel al-ahmar, rothe, der Rothe, welches, beiläufig bemerkt, nicht selten als eigener Name vorkommt.

Digitized by Google

wohl erhaltene Ruine gesehen, wenn anders eine Wohnstätte, die ihr Besitzer gestern verlassen zu haben scheint, um morgen wiederzukehren, wirklich diesen Namen verdient. Zwar bemerkt man leider auch hier die Schminke, wie auf den Wangen einer alten Kokette; denn barbarische Eigenthümer dieses Kleinods aus Stuckatur und Marmor haben vor vierzig Jahren die herrlichen Festons und Arabesken mit Kalk übertüncht und die Nischen der Mauern mit buntbemalten Ritt verstopft. Aber trotz aller Verunzierungen, denen die Alhambas sich gutwillig unterwerfen mußte, erscheint der Patio de los Leones allein schon hin, um uns eine ganze Civilisation, ein ganzes Volk, eine ganze Epoche zu offenbaren!

Ich weiß nicht, ob ich mich selber täusche; allein ich glaube mit Zuversicht, daß ich während meines zweitündigen Aufenthalts in der Alhambra eine tiefere Einsicht in den Charakter jenes zärtsehnenden Volkes erlangt habe, als die ausgebreitetste Bücher-Gelehrsamkeit mir geben konnte. Dieses Miniatur-Bild des orientalischen Lebens vor meinen Augen, dieser Bau von kleiner Dimension mit seiner weit gesuchten Eleganz, diese Architektur, die gleich der Poesie des Orients mit phantastischen Bildern überladen ist, machten mir wie durch Inspiration begreiflich, wie es zuging, daß die Arabische Herrschaft, die einst, gleich der Midgar-Schlange, eine Welt umlagerte, zuletzt in den engen Mauern der Alhambra sich zusammen konnte. Dieses lachende Harem, diese erfrischenden Schatten und murmelnden Wasser, diese unaufhörlichen Bäder, in deren Marmor-Wannen die von Sternen durchbrochene Wölbung ein sanftes, verschleiertes Tageslicht fallen ließ, diese Luft, von den Wohlgerüchen des Orients geschwängert — Alles predigte mir die Entnervung der wilden und rauhen Eroberer in dem wollüstig liederlichen Capua Andalusiens.

Ein beredtes Emblem der Schicksale des muselmännischen Spaniens, Festung und Harem zugleich, bietet uns die Alhambra mit ihren hohen, zur Stadt zurückgewendeten Thürmen und ihren Marmorsälen, die noch jetzt der fröhlichen Gäste zu harren scheinen, das Lager neben dem Polster, das kriegerische Zeit des Bekenners neben dem üppigen Pfühlen der Freude. Zur Rechten stehen noch mit drohender Geberde die Torres Bermejas (Rothen Thürme), trotz aller Norden, die ihnen der Zahn der Zeit und Ferdinand's Kugeln beigebracht; während zur Linken die niedliche Behausung uns anlächelt, in welcher der seegleiche Boabdil sein Königreich zu Grabe trug.*)

Diese Residenz haben die Alhambras (d. h. den Palast dieses Monarchen) zu klein und unschicklich gefunden; aber diese Kleinheit ist es eben, was ihr in meinen Augen so großen Reiz giebt. Es herrscht in den Details dieser Gnomen-Architektur eine Feinheit und Vollendung, die mit großartigen Dimensionen unverträglich ist. Sinnlich und kalsteinig, wie seine Religion, war seine Welt, bloß der Mensch fehlte in der Oede geschwiegt, wo er Wurzel gefaßt hatte, und die Baukunst war mit seinem materiellen Sterben in schönster Harmonie. Jene schlanken Säulchen, dem Stamme der Zwerg-Palme ähnlich, erschließen schon in bader Mannshöhe ihre üppiges Laub und neigen ihre Früchte so tief, daß man sie gemächlich greifen kann. Die Dächer sind niedrig, damit der Fürstliche Besitzer des Hauses lag hier als er stand. Er hatte Binnen, Fontainen, Wohlgerüche und Frauen: was bedurfte er mehr zu seiner Glückseligkeit?

Mitten in dem Patio erhebt sich aus reichem Blumenkor der berühmte Löwen-Brunnen. Die zwölf marmornen Löwen, welche diesem Brunnen als Stützen dienen, sind sehr plötzlich und plump geordnet; allein man vergeßt ihnen ihre Häßlichkeit um ihres ehrwürdigen Alters willen. Außerdem ist es bekannt, daß der Islam seinen Bekennern sehr Abbildung von Menschen oder Thieren untersagt, und so düsen wir die Unbeholfenheit des Künstlers bei der Unerfahrenheit der auch wohl den religiösen Skrupeln des Künstlers beimessen; er glaubte weniger zu sündigen, wenn er die Löwen nicht allzu natürlich abkonterfeite. Uebrigens findet man im Hintergrunde des Patio, in der sogenannten Sala del Tribunal, drei treffliche Fresko-Gemälde, die, wie Herr de Laborde annimmt, von gefangenen Christen gemalt wurden. Ich theile seine Ansicht durchaus nicht; denn diese Gemälde sind viel zu gut schon dar, und das wäre doch ein zu großer Verstoß gegen die Satzungen des Islam gewesen.**) Man vermißt aus diesen Gemälden das Heldunkel und die Perspektive dazu; aber die Gesichter haben viel Ausdruck und derbe unverfälschte Naturwahrheit.

In der berühmten Marmor-Halle, wo die Abencerragen, durch den Hals der Zegris verraten, enthauptet wurden, zeigt man noch jetzt einige Blutflecken; und es bleibt Jedem freigestellt, ob er an die Authenticität derselben glauben will, oder nicht. Eine rothe Ader in dem Marmor ist der Tradition zu Hülfe gekommen; aber selbst mein ganz Artiger Cicerone, der mir die Geschichte erzählte, betrachtete diese Flecken mit einigem Argwohn. Lassen wir die volksthümliche Fabel ganz bei Seite, so hat eine Sage von Blut und Mord, wenn sie mit Erinnerungen an Liebe und Sinnenreuzh verwebt ist, immer viel Rührendes und Ergreifendes. Auch Blois und Holyrood haben ihre Blutflecke, die nicht verschwinden wollen, gleich dem Blute auf Lady Macbeth's Hand; was ist aber dieses Blut Anderes als die gräßliche Nacht in populairem Gewande? was ist jeder Aberglaube Anderes als die fleischliche Hülle einer erhabenen Idee, die der ungebildete Geist nicht zu fassen vermag?

Von der Alhambra endlich schreibend, wendete ich mich zu ihrem Nachbarn, dem Generalife. Weniger prächtig geschmückt, als die Erstere, hat dieses Gebäude einen Charakter ländlicher Einfalt, der ihm eigenthümlich ist. Vor Allem aber entzückte mich der prachtvolle wilde Garten des Generalife, wo eine ganz südliche Vegetation ihre Schößlinge erschießt. Ungeheurr Gebüsche aus Orangen- und Feigenbäumen strecken ihre wuchernden Aeste und Zweige frei und fesellos der Mauern entlang, und Granatäpfel-Bäume biegen sich unter der Last ihrer Früchte, deren gedoppelte Schale die blutrothen Körner hindurchschimmern läßt. Zwei Pfirsen-Cypressen, vielleicht noch älter, als der Generalife selbst, stehen über ausgedehnten und teilweisen Gemüse gegen die Mauer. Unter diesen ehrwürdigen Bäumen wurde Sobeira von ihrem sträflichen Gemahle überrascht, als sie mit ihrem Buhlen verbrecherischer Liebe pflegte. So lautet wenigstens eine Sage, die Florian eben so dramatisch ausgeschmückt hat, wie seinen „Numa“ und seinen „Wilhelm Tell“.

Das Spanische Volk ist noch heutzutage, trotz aller Verwilderung und Verwahrlosung, für die Poesie der Sagen ungemein empfänglich; der Bauer singt in seinen Feiertunden mit einer Art von Begeisterung die Romanzen, die ihm schon in der Wiege vorgesungen worden, und nimmt an dem Schicksale der unglücklichen Sultanin und der Abencerragen den lebhaftesten Antheil. Um aber das Interesse, das in solchen Erzählungen zuweilen, vor sich selbst rechtfertigen zu können, pfropft er Christliches auf Mauriſches und glaubt mit Zuversicht, daß die Abencerragen vor ihrem Tode das Christenthum annahmen, vermuthlich, um in jener Welt ihren Todfeinden, den Zegris, nicht zu begegnen.

Ritter Navarrete ist die Alhambra noch heutzutage, einer kleinen Moschee zu gedenken, die in einem der fünf Patio's erhaut ist. Auf diesem Gebäude, das zu Karl's V. Zeit in eine christliche Kirche verwandelt wurde, sehen wir die Emblème Leon's und Castilien's mit allen Zeichnungen und Cyperen der Arabischen Kunst gemischt. Lustlichend schöne Marmorsäulen tragen die Wölbung des kleinen viereckigen Tempels, dessen Dimensionen zu denen der Alhambra im genauesten Verhältniß stehen. Die Materieen und andere Ornamente haben, weil sie gegen das Wetter geschützt sind, ihre ganze Frische bewahrt, und der plump gearbeitete Hochaltar, obschon aus einer weit jüngeren Periode, sticht beinahe älter aus, als die Moschee, die er verunziert.

Rosseeuw de Saint-Hilaire.

England.

Von der Aristokratie des gesellschaftlichen Lebens in England.

(Schluß.)

So wird es einleuchten, daß noch der alten Englischen Verfassung das Haus der Gemeinen zwar in seiner Gesammtheit die Bürgerschaft vertritt, aber in seiner Majorität die Repräsentanten gewisser Innungen besteht, in die sich die Englische Bürgerschaft abtheilte. Das eigentlicher Mittelwesen-Verhältniß, das im Fortgange der Zeit und Geschichte in dieses Haus sich eingeschlichen hatte und durchaus der Heilung bedurfte, bestand keineswegs in den Wahlgesetzen, die vortrefflich waren, sondern in der Thatsache, die sich durch das Wachsthum des Handels, die zunehmende Bildung und Bevölkerung allmälig herausstellte, daß nämlich ein großer Theil der Englischen Nation von aller Zunftgenossenschaft und mithin den allen Wahlrecht ausgeschlossen war. Zur Ausgleichung dieses Mißverhältnisses genügte es, die Zahl sowohl gewerblicher als municipaler Corporationen zu vermehren und die Zunftgesetze leichter zu machen, aber sich weislich zu hüten, seinem Individuum wegen persönlicher Befähigung, des Vermögens oder jedes anderen Gutes, unabhängig von seiner Befähigung als Glied einer Innung, das Wahlrecht einzuräumen. Dann war die Tendenz der alten Verfassung gerettet und die Reform erfolglich und gefahrlos.

Weil das Oberhaus in England ein glücklicher Gegengewicht gegen die Macht der Krone und des Volkes bildet, hielt man es in den Ländern, in denen man die Englische Verfassung nachbilden wollte, für hinreichend, eine Pairskammer zu gründen, um das Gleichgewicht von selbst sich herstellen zu sehen. Aber schon das Wort „gründen“, das wir für den eben gebrauchten, zeigt das Sanguinische der Hoffnung, die man von der Nachahmung der Englischen Constitution faßte. Nicht darum genießt das Oberhaus in England eines so mächtigen Einflusses, daß es aus Leuten von Rang und Stand besteht, daß seine Mitglieder reichsgliedrige Männer sind, oder daß sie das Privilegium haben, außerordentliche Versammlungen zu halten und die Beschlüsse des Unterhauses zu kontrollieren, sondern einzig deshalb, weil es niemals gegründet worden, weil das Haus der Gemeinen, so mächtig es auch heute geworden, um zwei Jahrhunderte jünger als das Adelshaus und nur ein Ausfluß desselben ist. Trotz der unverechtbaren Veränderungen, welche die Sitten, Gesetze und das ganze Staatsleben haben, trotz der Abschaffung der Hörigkeit und des übrigen Klitzeuges der Lehnsherrschaft, trotz der Vermischung der Pairie mit namenlosen Geschlechtern, stammt das Oberhaus in seinen gegenwärtigen Gliedern nicht um ein Zirtchen weniger in ununterbrochener Linie von jenen unmittelbaren Kron-Vasallen ab, die dem Könige seit Gründung des Normannenreiches dienten, während im Gegentheil die Vertreter der Bürgerschaft bald von den Pairs, um für den Anmaßungen der Krone, bald von der Krone, um sie als Gegengewicht dem Ehrgeiz der Lords entgegenzustellen, berufen wurden.

Hierzu kommt noch, daß dieser Glaube an die schuurgerade Abstammung der Pairs unerschüttert in den Gemüthe eines jeden Englänsers lebt und durch die feudalistischen Formen, die sich in allen großen Häusern erhalten haben, selbst nachdem ein eigentlicher Besitz nicht mehr damit verbunden ist, fortwährend genährt wird. So führen die reichsten Lords einen wahrhaft fürstlichen Hofstaat. Der erste Diener des Hauses, der in der Regel ein Mann von bedeutender Geburt ist, nennt sich den Edelmann Sr. Herrlichkeit; nach ihm kommen mehrere Almoseniers oder Kapläne, deren Zahl sich nach dem Range des Pairs richtet. Ein Herzog kann 6 Kapläne halten, ein Marquis oder Graf 5,

*) Der Name Boabdil ist ohne Zweifel eine Corruption von Abu Abdallah.

**) Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß die Türken, obwohl nicht weniger eifrige Sunnitische Muhammedaner als die Araber, aus den Zeiten ihrer sarazenischen Gesellschaftsheit und Intoleranz biographische Werke mit vortrefflich ausgeführten Portraits besitzen.

Digitized by Google

ein Viscount 4, ein Baron 3, und jede Pairs-Wittwe, welchen Titel auch ihr Gemahl führen mochte, zwei. Alle Pairs, deren Verwandten dasse ausreicht, haben ferner einen Leibarzt und einen Haus-Chirurgen, welche die Familie auf Reisen und auf ihre Güter begleiten. Bei der Geburt, der Majorennität, der Hochzeit des Erben, und — ganz im Allgemeinen — bei Mittwirkten — dieses allein, finden ausgesuchte Kostbarkeiten auf allen Gütern des Hauses statt; die Glockenspiele gehen den ganzen Tag, alle Pächter, die an diesem Tage die Stelle der Vasallen und Leibeigenen vertreten, sind in dem großen Saale des Schlosses versammelt zum festlichen Schmause, der aus den alten Nationalgerichten besteht, und der Lord braucht diese Gelegenheit, rückständige Steuern zu erlassen und den Preis des Nachgiebigen aus eigenem Antriebe herabzusetzen. Und diese Festlichkeiten und freiwilligen Spenden bleiben, was durchaus nicht überhehen werden darf, fremdweges im Kreise der Familie und eines gewissen Intognito, wie es in anderen Ländern Sitte ist, sondern mehrere Tage hinter einander sind die Spalten aller Journale sowohl der Hauptstadt als der betreffenden Provinz voll von Erzählungen der stattgehabten Festlichkeiten und Gastereien, um zwar so detaillirt, daß man genau die Zahl der Ochsen erfährt, die dem obrichtmäßigen Roastbeef zu Ehren gefallen sind, der Plumpuddings, welche die Tische der Pächter geschmückt, und der Prozente, welche durch Freudsetzung der Pacht ihre Beutel gespickt haben. Dergleichen Vorrechte, an die dergestalten Preis jeder Engländer mit Warmherzigkeit anhängt, mißfinden den Pairs ein Uebergewicht gaben, wie es sich nirgends wiederfindet.

Aber das ist noch nicht Alles. Die anerkannte Ueberlegenheit des Oberhauses, die auf jedem seiner Mitglieder ruht, offenbart sich in den geringsten Vorfällen des täglichen Lebens. Ein Kaufmann, ein Spekulant, der einen Annonce in der Times einrückt oder einen Artikel an die Straßenecken anklebt, rückt sich hinzudrachter Worte aus: The nobility, gentry and public at large are respectfully informed that, d. h. auf Deutsch: einem höchsten und hohen Adel, so wie dem Publikum, die ergebene Anzeige, daß u. s. w., aber im Englischen steht nicht bloß die Reihenfolge, sondern auch der Sinn der ganzen Gesellschaft, sondern die antikatarische Rangordnung versteht sich gar von selbst, einem Wort, das nur im Englischen existirt und in keiner Europäischen Sprache ein entsprechendes findet.

Um der Wahrheit die Ehre zu geben, müssen wir bemerken, daß in einigen Ländern Deutschlands die erste gesetzgebende Kammer aus mediatisirten Fürsten und Grafen besteht, die sich dadurch gewissermaßen in ihre ehemalige Stellung in den höheren Kreisen der Gesellschaft und die ihnen vom Adel oder den Fürsten übertragene Vertretung der Adelsrechte zurückversetzt finden. Eben so sitzen die Schottischen und Irländischen Pairs nur als Vertreter der Pairschaft der beiden Königreiche im Parlament, und so hat man in diesen Ländern, wo man die nationalen Elemente dazu vorfand, den Geist der Englischen Verfassung getroffen. Wie sehr man aber in Frankreich, wo man sich gerade knechtisch an die Englischen Formen band, von denselben sich entfernt hat, dadurch kann einer Erwähnung. Es ist möglich und unserem Bewußtsein nach wahrscheinlich, daß nach einer Restauration, die mit einem Schlage die Macht des Adels und dessen gesammte Vorrechte vernichtete, die Elemente, aus denen die Pairschaft gebildet werden konnte, nicht mehr vorhanden waren, aber das Prinzip, welches man ergriff, um sie dennoch ins Leben zu rufen, war durchaus verwerflich. Wie konnte man sich mit dem Gedanken schmeicheln, Achtung für eine Gesellschaft zu erringen, die keine für sie Ehrfurchtheit an der Gesetzgebung so hochwichtige persönliche und unabhängige Freiheit besaß, keinen Stand zu vertreten hatte und nur aus einem buntscheckigen Quodlibet heterogenommener Elemente von altem Geschlecht, aberateurlicher Glücksritter, reichgewordener Kaufleute, Bestechlichkeit Spekulanten und einiger Gelehrten bestand, kurzer Personen, die, um das Ungeheuer zu machen, nur noch einen Theil jener Unterwürfigkeit gegen die gebieterischen Befehle eines Despoten sich beikannt gemacht hatten.

Unserer Behauptung, daß der König mit dieser Ehrfurcht in England behandelt werde, könnte man leicht die Beschimpfungen entgegensetzen, welchen gerade er von den Bürgern ausgesetzt ist. Dies ist uns nicht unbekannt, und wie selbst boden darauf aufmerksam gemacht, daß dem Englischen Volke nicht eine Liebe zu erwarten stehe, jene persönliche Aufopferung und gränzenlose Verehrung, die den Königen von Frankreich von dem Ausbruch der Revolution erwiesen wurde. Das Englische Volk betrachtet sich in Besitzung zu, von Nehmen seines Königs zu richten und seine Beistand oder sein Mißfallen darüber auszuerklären, ohne daß das Königthum etwas von der ihm zustehenden Würde einbüßte. Aaßer den bereits davon gegebenen Beweisen mögen hier noch einige folgen. — Sollte man es für glaublich halten, daß in einem Lande, wo die Freiheit so tiefe Wurzeln geschlagen hat, die hohen Würdenträger des Reiches, wie der Lord-Kanzler, der Präsident des Unterhauses u. A., wenn sie den Könige in amtlichen Angelegenheiten nahen, nicht ohne Kniebeugung vor ihm erschienen dürfen? — So oft der Ausruf: eine politische Verordnung oder die Nummer eines verloren gegangenen Staatspapiers bekannt macht, läßt er sein dreimaliges „Hört!" in altnormannischer Zunge ertönen, und das Ende vom Liede ist ohne alle Variation wie der Anfang: God save the king. — Die Kondolenzzettel enthalten das Stück und die Schaustpieler, welche darin figuriren, nebst den großgedruckten Schlußworten Vivant rex et regina! — Auf seiner Reise durch Frankreich im Jahre 1813 wurde Sir Humphry Davy von den Mitgliedern der diplomatischen Gesellschaft von Paris zur Tafel gezogen und machte darauf in seinem Tagebuche die Bemerkung, daß, obgleich die Mehrzahl der Gäste aus Kaiserlichen Staatsdienern bestanden hätte, die Gesundheit Napoleon's aus Rücksicht auf ihn nicht ausgebracht worden wäre. Man wird sich aber schwerlich in der Annahme irren, daß, wenn Sir Humphry auch nicht bei Tische sich besunden hätte, dieselbe dennoch unterblieben wäre. Er glaubte sich in England, wo seine Versammlung stattfindet, ohne daß des Königs Wohl, welcher politischen Farbe auch die Theilnehmer angehören mögen, vor jeder und den ausgetunken würde. Stimmt man bei einer solchen Zusammenkunft in den Schlußspiel Nationallieder an, so ist das erste Lied: God save the king, und das zweite: Rule Brittania. — Bei dem Tode des Königs, der Königin oder eines ihrer Familienglieder, wird nicht bloß bei Hofe und feierlichen Gelegenheiten Trauer angelegt, sondern jeder Engländer, selbst der niedrigsten Standes, trägt Schwarz, so wie einem nahen Verwandten. Als Wilhelm IV. der weiland Monarch starb, ob man nicht nur die Kaufleute Londons in Trauer, sondern auch die Läden der City während mehrerer Tage geschlossen. — Noch eine Thatsache, auf die wir nicht mehr Gewicht legen, als sie verdient, verwahrt die Reihe der Proben von der hohen Ehrfurcht der Engländer für das Königthum. Die Aktenstücke des Parlaments werden nicht nach Jahren der christlichen Aera, sondern, wie einst nach Konsuln und Archonten im alten Rom und Griechenland, von der Regierung des jedesmaligen Monarchen datirt. Ferner kommt in öffentlichen und Privat-Gerichtsverhandlungen niemals der Ausdruck „Englische Bürger", sitten „Engländer" hinzweg bor, sondern der einzig zulässige Ausdruck ist „Englische Unterthanen", eine Benennung, die man sich hier zum Ruhme anrechnet, in anderen Ländern aber als Bezeichnung der Knechtschaft haßt.

Eine nähere Betrachtung verdient noch die gentry, die wir oben als einen dem Engländer eigenthümlichen Stand und Ausdruck bezeichnet haben. Man muß durchaus die gehörige Verehrung dieses Wortes kennen, wenn man einen richtigen Begriff von der Existenz der Englischen Gesellschaft erhalten will. Die Aristokratie Englands kann nämlich unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet werden: sie ist ein Mal ursprünglich und unveränderlich, das andere Mal zufällig und nach den Umständen wandelbar. An der Spitze der ersteren Aristokratie steht der regierende König oder die Königin, die Nachfolge seinem Wechsel unterworfen ist; die Prinzen von Geblüt, die dann folgen, sind nächst den Genannten die erhabensten der Nation, aber ihre Stellung ist verschieden nach den Müssen, die sie einer vor dem andern bekleiden. Nicht anders steht es mit den Pairs, welche auf die Prinzen von Geblüt folgen. Nach ihnen kommen die Baronets, welche auf den Titel Gentleman Anspruch haben, und diese bilden die Klasse der Gentry. Zu ihr gehören die jüngeren Söhne der Pairs, die reichen Grundeigenthümer, die Baronets und die niedere Adel. An die Gentry schließen sich die verschiedenen gewerbetreibenden Klassen. Die letztere, wie wir bereits bemerkten, was sich zum Englischen Aristokratie in ihre ursprünglichen Lauterkeit von so hoher Bedeutung ist, daß der Rang einzig durch die Geburt, dann durch den Willen des Königs, in einigen seltenen Fällen durch das Glück bestimmt wird, und daß es in ganz England kein Person oder Corporation giebt, die den Adeligen über seinen Stand erheben könnte. Aus diesem Grunde heben die Mitglieder des Unterhauses als solche keinen Anspruch auf eine Stelle in der Aristokratie, sondern werden als bloße Bürger angesehen, die ein bestimmtes, vorübergehendes Amt verwalten. Das Haus der Gemeinen als Gesammtheit aber nimmt seine Stelle unmittelbar nach den Pairs ein, erhält das Prädikat „ehrenwerthe" und wird durch seinen Präsidenten auf der Bank stehe der vorherrschigen Aristokratien vertreten.

Die Englischen Pairs genießen große Vorrechte, zu deren vorzüglichsten folgende gehören: Sie werden nur von Ihresgleichen gerichtet und schulden keiner nicht gesetzlich vorgezogen, in Betreff, so sich sonst die auf ihre Dienerschaft erstreckt, seit 1770 aber aufgehoben ist. Diese beiden Privilegien sind rein politischer Natur und von den Nationen des Kontinents beinahe nachgeahmt worden. Anderer Art sind noch folgende: Wenn ein Pair in der Sache eines anderen zu Gericht sitzt, so giebt er sein Verdikt nicht als Verbeiger, wie ein gewöhnliches Geschworengericht, sondern „auf seine Ehre". Dieselbe Gewohnheit stung giebt er auf Ehre, daß er, man gegen ihn beim oberstem Kanzleihof anhängig macht; aber als Zeuge in einem bürgerlichen oder peinlichen Prozeß muß er einen Eid ablegen, weil die Ehrenverweisung, welche das Gesetz dem Pair einräumt, nicht so weit geht, daß er den allgemeinen Grundsatz in Judicio non creditur nisi juramento aufheben könnte. — So oft ein wichtiger Prozeß vor einem Gerichtshof verhandelt wird, steht jedem Pair Eintritt und Sitz in der Reihe der Richter frei. — Die Pairswürde kennt sinn sonderbare Grade innerhalb ihres Standes; sie besteht in absteigender Linie: Herzog, Marquis, Graf (Earl), Viscount und Baron.

Der Herzogstitel ist nicht all in England. Eduard III. bewilligte ihn seinen beiden Söhnen; der Schwarze Prinz wurde 1337 Herzog von Cornwallis, und einige Zeit darauf Johanna de Gand Herzog von Lancaster. Die ersten Pairs, welche den Herzogstitel führten, ohne Glieder des Königlichen Hauses zu sein, waren Thomas Mowbray, Herzog von Norfolk, und Henry Bolingbroke, Herzog von England der Herzog von Norfolk, aus dem Hause Howard; er ist zugleich Erbmarschall von England, der zwölfte seines Hauses gegenwärtig, besitzt erster diesen Titel im Jahre 1483 unter Richard III. erhielt. Die Herzöge führen das Prädikat: most noble, in Briefen und mündlicher Anrede: your grace. Der Marquis ist most honourable, in Anreden und Briefen wie die übrigen Lords: Ew. Herrlichkeit. Die Grafen, Viscounts und Barone sind right honourable. Der Titel Baron findet sich nur in Urkunden, er führt in jedem anderen Falle den allgemeinen Namen Lord. — Die wirklichen im Parlament ihrenden Pairs sind die einzigen in England, die das Recht haben, einen ihrer erwachsenen Titel zu führen, und deren Kinder allein ihrem Namen den Zusatz „honourable" geben dürfen. Dies ist, genau genommen, die einzige Auszeichnung, die ihnen zusteht und in gerichtlichen Verhandlungen anzunehmen gestattet wird, aber im Umgangsleben unterläßt man es nicht, den Söhnen und Töchtern der Herzöge und Marquis Höflichkeitshalber zu geben, aber nicht mehr den Kindern der Viscounts und Barone. Die ältesten Söhne der Marquis und Grafen führen den sogenannten zweiten Titel ihres Vaters; so heißt z. B. der älteste Sohn des Herzogs von Norfolk, Graf von Sur-

Digitized by Google

rey; des Marquis von Londonderry, Viscount von Castlereagh, und der des Grafen Spencer, Viscount Althorp. Die jüngeren Söhne der Grafen und Marquis können keine eigentliche Titel im engeren Sinne führen, setzen aber das Wort Lord vor ihren Familiennamen, den dann der Taufname nothwendig vorangehen muß. Lord John Russell ist ein jüngerer Sohn des Herzogs von Bedford. Alle Töchter der Herzoge, Marquis und Grafen werden Lady titulirt, ebenfalls mit vorangehenden Taufnamen. Solche jüngliche Sorgfalt trägt man in England, daß, so wie nur der Name einer Person ausgesprochen wird, auf der Stelle der Rang erkannt wird, welchen sie in der Gesellschaft einnimmt. — Bei dem Titel „Baron" ist noch zu bemerken, daß er nicht immer eine Adels-, sondern zuweilen auch eine richterliche Auszeichnung ist; so heißen die Baronen des Finanz-Gerichts, wie sich die Räthe desselben nennen, ohne daß sie diesen Titel ihrem oder ihrer Frauen Namen vorsetzen dürften.

Obgleich die Pairs den einzigen Adelsstand in England bilden, so gehört es dennoch eine redliche Auszeichnung, sich demselben nähren und für welche sich kein Aequivalent im übrigen Europa findet: das ist die eines Baronets, ein Titel, der von Ausländern bald mit Baron verwechselt wird, und spaßhaft klingt es Englischen Ohren, wenn es in Französischen oder Deutschen Journalen heißt: „der junge Baronet", um damit den Sohn eines Lords zu bezeichnen. — Der Titel Baronet ist ein reiner Ehrentitel, den Jakob I. im Jahre 1611 schuf und eine bestimmte Anzahl davon (300) ernannte, um mit der darauf haftenden Summe die Eroberung der Provinz Ulster in Irland zu vollenden. Das Vorrecht des Baronets besteht darin, gleich den Ordensrittern den Nominativ des Wortes Sir statt des gewöhnlichen Mister ihrem Namen vorsetzen zu dürfen, während die übrigen Engländer nur den Dativ desselben und zwar ohne Hinzufügung des nomen proprium gegen einander gebrauchen. Die Eigenheit dieses Wortes Sir besteht darin, daß es, wie das Italiänische und Spanische Don, nur vor den Taufnamen, nie unmittelbar vor den Familiennamen gesetzt wird. — Ein zweites Privilegium haben die Baronets ebenfalls mit den Ordensrittern gemein, daß ihre Frauen, wie die der Lords, sich Lady nennen dürfen, und endlich, daß ihre Wappen zur Auszeichnung ein Freiviertel mit den Waffen der Provinz Ulster im heraldischen Felde enthalten. — Die Achtung, die man in England dem Adelstitel zollt, ist so groß, daß man ihn für unantastbar hält. Die Töchter eines Pairs, die wegen ihrer Geburt oder aus Rücksichten der Höflichkeit den Titel Lady führt, verliert ihn nicht, selbst wenn sie einen Bürgerlichen heirathet, wie Mister, der auch wir vor Lady. Noch mehr, wenn die Witwe eines Pairs in zweiter Ehe einen Pair niederen Rede heirathet, behält sie für ihr ganzes Leben nicht bloß den Rang, sondern auch den Namen ihres ersten Gatten. Obgleich einige Juristen dieses Recht nur den Herzoginnen einräumen wollten, so hat es der Gebrauch auch in andern Fällen festgestellt.

Auch die Klasse der Gentry genießt das Recht, Wappen führen zu dürfen. Doch ist dieser Ausdruck nicht genau; denn jede Person, welche eine gewisse Summe, die sich mit den Unkosten auf etwa 100 Guineen beläuft, daran zu wenden im Stande ist, kann bei dem Wappenbureau Englands die Erlaubniß kaufen, ein Wappen auf seiner Wagenthür, seinem Silberzeug und Petschaft malen und stechen zu lassen. Wir wissen indeß gestehen, daß nur Personen, die eines gewissen Ranges und unabhängigen Vermögens sich erfreuen, sich zu der Ausgabe und den damit verbundenen Schritten entschließen. Zwar verstehen sie augenfälligen Wappen, welche diese Contrebande-Artigen zur Schau stellen, bei der Menge nicht ihre Wirkung, sie selbst aber wissen die phantastischen Emblemr, mit denen ihre Kutschen prangen, von den goldenen Kronen, welche die Pairs allein führen dürfen, sehr wohl zu unterscheiden. —

Uebrigens würde man sich sehr irren, wenn man der Meinung wäre, daß die hier beschriebene Aristokratie des geselligen Lebens sich zwar in der Theorie vorfinde, aber die Praxis nur in seltenen und feierlichen Fällen davon Gebrauch mache. Nie, selbst in der zwanglosesten Unterhaltung nicht, wird ein Engländer einem Lord oder einer Lady die gebührende Titulatur versagen. Um einen Baronet zu reden zu können, muß man unerläßlich seinen Taufnamen erfragen, ehe man ihn Sir Richard oder Georg nennt. Jeder Gutsbesitzer ist your reverence, jeder Richter, your worship, so, was bei einem so feinsinnigen Volke, als es das Englische ist, unglaublich scheinen könnte, wenn Personen verschiedenen Ranges sich an einer Tafel oder in einer Gesellschaft befinden, wird der Baronet sich wohl hüten, vor dem Pair anzufangen oder wegzugehen, noch der gewöhnliche Edelmann vor dem Baronet. Dies würde Mangel an Lebensart verrathen und den Preciösen von guter Gesellschaft anschließen. Und damit Niemand sich mit Unkenntniß der Regeln dieser Etikette entschuldige, hat man Anglisirten zuweilen um in verschiedenen Büchern abgedruckt, womit wir unsere Leser, wenn sie nicht etwa eine Reise nach England projectiren, verschonen wollen.

Rußland.

Journalistik in Finnland.

Nach amtlichen Berichten erschienen im Jahre 1836 im Großherzogthum Finnland zehn Zeitschriften, und zwar in Helsingfors 5, wovon 4 in Schwedischer und eine in Finnischer Sprache. Den ersten Rang unter allen nimmt die Finnländische allgemeine Zeitung (Finnlands Allmänna Tidning) ein, welche, mit Ausnahme von Sonn- und Feiertagen, täglich erscheint und über die wichtigsten Angelegenheiten des Landes berichtet. Die Helsingforsche Zeitung (Helsingfors Tidningar) bewegt hauptsächlich die Bekanntmachung gemeinnütziger und interessanter Notizen, ohne jedoch ernste literarische Abhandlungen auszuschließen. Das Helsingforser Morgenblatt (Helsingfors Morgonblad) für gelehrte oder gebildetere Leser enthält größtentheils nur literarische Erzeugnisse in Prosa und Poesie. Die zwei übrigen in Helsingfors erscheinenden Zeitschriften sind religiösen Inhalts und nur für das gemeine Volk bestimmt; die eine in Schwedischer Sprache führt den Titel: Tidning att kunbtiga ämnen, und die andere in Finnischer den Titel: Hengellisä Sanomia.

In Abo werden in Schwedischer Sprache herausgegeben: 1) Die Aboscher Zeitung (Abo Tidningar) und 2) Aboscher Nachrichten (Abo Underrättelser). Sie nehmen hauptsächlich Konvulsionen, größtentheils aus fremden Zeitungen mitgetheilte Artikel auf; indessen findet man auch oft Original-Aufsätze über einheimische Landwirthschaft und Gewerbthätigkeit.

In Uleaborg erscheinen zwei Zeitungen in Finnischer Sprache: 1) Die Biene (Mehiläinen) monatlich in Heften von 2 Bogen und Neujahrsgruß von Kemi, einem einsigen Kirchspiel Finnlands. Der Hauptzweck dieser Zeitschrift ist die Verbreitung und Entwickelung aller Zweige der Finnischen Literatur. Im Hauptblatte werden aufgenommen: alte, bisweilen auch neue, bisher noch nicht bekannte Volkslieder und Gedichte verschiedener Art, Sprüchwörter, Mährchen und Räthsel; ferner Bemerkungen über die Finnische Sprache, Grammatik und Lexikographie; Nachrichten über Finnische Mythologie, Geschichte, Geographie; moralische Erzählungen, Fabeln, ökonomische Nachrichten, Notizen über ergrabte Hausmittel, Schilderungen der wichtigsten geschichtlichen Zeitereignisse und verschiedene Abhandlungen gemeinnützigen Inhalts; schließlich Ergänzungen über neu erschienene Finnländische Bücher. Im Beiblatte werden ausschließlich solche Gegenstände berührt, die sich auf allgemeine Geschichte beziehen.

2) Die Uleaborger Tages-Nachrichten (Oulun Wiikko-Sanomia) erschienen in Karelischer Sprache, in welcher auch die Zeitschrift Mehiläinen herausgegeben wird. Diese Zeitung ist vorzüglich den Finnländischen Landbewohnern gewidmet und enthält mancherlei nützliche Nachrichten über Geschichte, Statistik und Landwirthschaft.

In Wiburg erscheint in Finnischer Sprache der Wiburgsche Bote (Canan Saattaja Wiipurista) wöchentlich einmal zu einem halben Bogen in 8. Die Redaction dieser Zeitung ist die nämliche wie die der Uleaborger Blätter.

Bibliographie.

Journal des Russischen Gartenbaues, herausgegeben von Schwartz, Mitglied des Vereins für Russischen Gartenbau.

Gedichte von Constantin Batjuschin.

Dimitri Donskoi. Historischer Roman von M. D.

Michaila Nowgorodzki. Historischer Roman von N. Sräschoff.

Boris Godunoff. Historischer Roman von M. N. K.

Ueber die Verdienste der Professors Christian Loder in der Chirurgie. Von F. Joseph.

Thaten Peter's des Großen. Von J. Golikoff. Zweite Ausgabe.

Krilloff's Fabeln in 8 Bänden. Neue Ausgabe.

Pskowsche Chronik, herausgegeben auf Kosten der Gesellschaft für Russische Geschichte und Alterthümer, von Pogodin.

Mannigfaltiges.

— Napoleon und Canova. Im Monat September 1802 erbiet der damalige Französische Gesandte in Rom, Herr Cacault, von Herren von Bourrienne im Namen des ersten Konsuls den Auftrag, Canova zur Reise nach Paris einzuladen, um hier die Statue des Mannes anzufertigen, der damals schon die Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte. Dem Künstler war die Art der Ausführung ganz und gar überlassen worden, und seine Summirischen Reisekosten bot man ihm für seine Arbeit ein Honorar von 120,000 Franken. Als dem berühmten Bildhauer die Einladung mitgetheilt wurde, weigerte er sich auf das Entschiedenste, ihr zu folgen. „Bonaparte", sagte er, „ist es, der mein Vaterland zu Grunde gerichtet und es hernach einer anderen Macht überlassen hat. Ich habe hier mehr Arbeit, als ich zugusführen vermag, und ich verlange nichts von den Mächtigen. Ueberdies ist der Winter vor der Thür, und ich würde im Schnee von Paris meinen Tod finden." — Herr Cacault ließ es indessen nicht an schmeichelerischen Bitten und Versprechungen fehlen, und so entschloß sich denn der Künstler auch endlich, nach der Französischen Hauptstadt abzureisen. Hauptsächlich soll ihn auch der Umstand genommen haben, daß man ihm erzählte, Bonaparte habe in Aegypten bei der Entdeckung einer kolossalen Statue ausgerufen: „Wär' ich nicht Feldherr, so möcht' ich Bildhauer sein!" Canova's Benehmen während dieses seines ersten Aufenthaltes in Paris zeichnete sich auf gleiche Weise durch Discretion wie durch Muth aus. Schon bei dem Antrittsbesuche, den er dem ersten Konsul machte, erzählte er ihm, daß Rom verarmt und heruntergekommen sey, daß sein Handel kaiinir wäre, und daß die schönsten Ueberbleibsel des Alterthums, deren es sich früher als sein eigen rühmen konnte, in die Galerieen und Sammlungen der Ausländer gewandert seyen. Die Antwort Bonaparte's war: „Ich werde Rom wieder herstellen; die Weltschaft der Menschheit liegt mir am Herzen, und ich werde sie zu erreichen wissen."

(Artaud, Histoire du Pape Pius VII.)

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2⅔ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich. 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dasselbe Berlin, Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Postämtern.

№ 143. Berlin, Mittwoch den 29. November 1837.

Frankreich.

Napoleon als Baumeister.

Von einem Pagen des Kaiserlichen Hofes.

Obgleich es schon an und für sich zu den Lieblingsgedanken des Kaisers gehörte, auf Werke der Baukunst zu sinnen, und riesenhafte Pläne die Augenblicke seiner Muße beschäftigten, so war doch der Gedanke, daß der Flor der schönen Künste der lauteste Herold einer gesegneten Regierung ist und dem Andenken des Fürsten, der sie begünstigt, den ehrsten Nachruhm sichert, kein geringerer Antrieb dazu, „Ein großer Ruf", pflegte er zu sagen, „gleicht einer großen Erschütterung; je stärker, desto weiter vernommen. Gesetze, Sitten, Völker schwinden; aber ihre Geschichte bleibt und wächst die in die entferntesten Jahrhunderte, von einer Epoche zur anderen, wie von Felsen zu Felsen hindurchklingend." Auch lang er mit zu vieler Vorliebe an Frankreich, um nicht für alle Folgezeit seinen Namen mit unauflöslichen Banden an das Land gekettet zu wünschen, und dieser über die Gränzen einer engen Gegenwart hinausstrebende Sinn spricht sich in den mannigfaltigsten Lagen seines schicksalsreichen Lebens aus. Wie Alexander auf dem Schlachtfelde von Arbela seinen Sieg über Darius geringer anschlug als seine Wahl zum Feldherrn der freiheitsliebenden Athener, so äußerte Napoleon in einem ähnlichen Gefühle am Vorabende der Schlacht bei Austerlitz gegen seine Umgebung: „Ich werde zu Paris von mir reden machen."

Kaum war Napoleon erster Konsul geworden, so berief er die geschicktesten Architekten und trug ihnen die Wiederherstellung des Invalidenhauses auf. Es mußte natürlich der erste Gedanke eines Mannes seyn, welcher die höchste Staatsgewalt der militairischen Laufbahn verdankte, das letzte Asyl seiner Gefährten, der Zeugen ihrer Thaten, auf das würdigste auszustatten. „Es soll ihr Elysium werden", sagte er bei dieser Gelegenheit, „das Elysium ihrer Mühseligkeiten." — Der Löwe von dem St. Markus-Platze mußte Venedig verlassen, um den schönen Springbrunnen im Vorhofe des Hotels zu schmücken. Die vier Korinthischen Rosse, dieses alte Meisterwerk Griechischen Geistes, die unsichere Trophäe des jedesmaligen Siegers, die im Verlauf der Zeiten nach dem Willen der Eroberer die Reise von Griechenland nach Rom, Konstantinopel, Venedig und Paris gemacht hatte, sollte das Gespann für den Wagen der Viktoria auf dem dem Ruhme der großen Armee geweihten Triumphbogen des Carousselplatzes abgeben.

Als Napoleon von seinem ersten Feldzuge in Preußen nach Paris zurückkehrte, durchflog er in Eile, ohne sich von der Anstrengung der Reise nur erholt zu haben, die Tuilerien, um die während seiner Abwesenheit vorgenommenen Aenderungen und Verschönerungen zu durchmustern. Wie gewöhnlich hatte er Pläne ausgestehen und ereiferte sich gegen die Baumeister, die er im Scherz den Ruin der Staaten nannte. Als er aber zufällig aus einem Fenster des Marschalls-Saales nach dem Carousselplatze blickte, fragte er Herrn von Fontaine, den Oberarchitekten des Schlosses, der sich nebst den Kaiserlichen Architekten in seiner Gesellschaft befand, warum der Giebel des Triumphbogens mit Leinwand verhangen wäre? „Sire, es sind die Vorrichtungen, um die Statue Ew. Kaiserlichen Majestät in dem Wagen zwischen den beiden lenkenden Genien aufzustellen." — „Und was soll das bedeuten", rief Napoleon mit Lebhaftigkeit; „das will ich nicht." Und zu Fontaine gewandt, fuhr er fort: „Befand sich meine Statue schon auf dem Riß, den Sie mir vorlegten?" — „Nein, Sire, sondern die des Kriegsgottes." — „Und warum soll ich den um seinen Platz bringen?" — „Denen, Sire, habe ich angeordnet." — „Das ist Unrecht von ihm!" sagte Napoleon's ungeduldige Antwort. „Daß doch die Menschen das Schmeicheln nicht lassen können und mit damit einen Dienst zu erweisen glauben. Die Statue soll fort, verstehen Sie mich, Fontaine? ganz fort! Es ist gegen allen Anstand, sich selbst Bildsäulen zu setzen. Wagen und Genien werden aufgestellt, aber der Wagen bleibt leer. Basta." — Gefagt, gethan; die Statue stieg von ihrem Triumphbogen nieder und ging in die Verbannung nach der Orangerie, die unter der Gemälde-Gallerie des Louvre liegt, wo sie noch am Ende des Jahres 1839 in Ruhe gegossen und von ihrer Aehnlichkeit zu sehen war.

Im Jahre 1808 war der Kaiser auf den Gedanken gekommen, den Triumphbogen des Carousselplatzes aufzuführen. Die Bauriße waren bereits entworfen, die Kostenüberschläge gemacht, aber eine wichtige Frage noch nicht entschieden, wo das Monument stehen sollte. Die unbestimmten Zwischenretter, die, ohne gefragt zu seyn, ihre Antwort immer auf der Zunge führen, ließen sich dahin vernehmen, daß der dasste gewählte Platz, der sich in der Fronte des Hauptportals der Tuilerien nach der Carousselseite zu befand, schlecht gewählt wäre. Die Einen wollten den Stand desselben nach dem Pont-tournant, die Anderen nach dem Ludwig's-(XV.)-Platze, noch Andere nach der großen Allee der Champs-Elysées oder auf den Bastillen-Platz verlegt haben. Alle diese Vorschläge blieben Napoleon nicht unbekannt. „Wunderlich", sagte er, „kommen wir diese Menschen mit ihrer Furcht vor, daß der Wagen das Schloß, oder das Schloß den Wagen in Schatten stellen könnte. Wem soll man's nun recht machen?" — „Sire, die beste Antwort auf alle Besorgnisse und Einwendungen wäre nach meiner Ansicht, den Bau des Werkes mit Entschlossenheit zu beginnen", erwiderte Fontaine. — Diese Sprache des Selbstvertrauens gefiel dem Kaiser, und er antwortete: „Sie haben Recht; wir lassen die Leute Leute seyn, und thun, was uns gefällt."

Napoleon wollte aus Antwerpen einen Hafen machen, wo große Kriegsschiffe landen könnten, und ging einer Kommission von Sachverständigen seinen Plan zur Prüfung auf. Das Gutachten der Kommission lief dahin aus, daß Bleichungen oder Terrasse sich weit besser für dieses Beehaben eigneten. Napoleon war für diese nicht. Man stelle ihm vor, daß es unmöglich wäre, die Schelde schiffbar zu machen. Er zuckte mit der Achsel, bejahrte entschieden auf seinem Vorsatz, und die Unmöglichkeit verschwand. Die Ingenieure trugen ihre zu diesem Zweck vorgenommenen Messungen auf einer Charte von ungeheuerlichem Maßstabe ein und schlugen diese Leinwand im Kaiserlichen Palaste vor den Augen Napoleon's aus einander. Während der Vorlesung des Berichtes, welchen eines der Mitglieder der Kommission hielt, setzten der Kaiser und sein Marine-Minister Decrès, auf die Charte gebückt, durch ihren Wicken dem Resultate der vorgenommenen Messungen, und untersuchten die Punkte, welche wegen ihrer Seichtigkeit und der Gewalt der Fluth zur Bildung von Sandbänken als Hindernisse für die Durchführung angegeben wurden. Die Napoleon seinerseits beharrlich zu leugnen suchte und nicht für unübersteiglich gelten lassen wollte. Nach zweckessen Berathungen über die Ausführbarkeit oder Unausführbarkeit des Planes hielt man sich an die unerschwinglichen Kosten, welche ein so riesenhaftes Unternehmen verschlingen würde. Auch dieser Einwurf schiterte an dem Willen des Kaisers, und man sprach der Minister ohne längeren Widerstand seine Genehmigung aus: „Wir dürften es wagen, Sire, so unermeßliche Opfer für einen Hafen zu bringen, der einst aufhören kann, Frankreichs Eigenthum zu seyn?" — Bald ärgerlich, bald scherzhaft redet sich der Kaiser ungefähr bei diesen Worten, ergriff das Ende der Charte, auf die Decrès sich noch stützte, und sagte, indem er es in die Höhe Leinwand emhüllte: „Auch dann thut mir das Herz nicht leid; Antwerpen wird immer einen Feinde Englands gehören."

Auch darin fand Napoleon eine Ehre, die Werke seiner Vorgänger fortzusetzen. Als er mit dem Ausbau des Pantheon beschäftigt war, hatte er die Absicht, es seiner ursprünglichen Bestimmung wiederzugeben. „Der Hochaltar bleibt der heiligen Genovefa, der Schutzpatronin von Paris. Außerdem müssen die Seitenbogen aus den Monolithen-Klöstern, nach der Reihenfolge der Jahrhunderte geordnet, ihren Platz darin finden; sie kommen aus Kirchen, und es ist billig, daß sie wieder darin aufgenommen werden." Um dieselbe Zeit bestimmte er, daß die Kirche von St. Denis, welche, nach seinem eigenen Ausdruck, „ein weiter Saal voll des Staubes vergessener Könige" war und damals als Pfarrkirche diente, für die Aufnahme der sterblichen Ueberreste geräumt und in Stand gesetzt werden sollte. Er ging noch weiter; er unternahm einer Morgens die Besichtigung des Gebäudes und gab selbst die gewünschten Abänderungen an, bezeichnete die Lage und Aufeinanderfolge der Kapellen und hinterließ den Befehl, daß die Namen der hier begrabenen Könige nach ihrem Range in Französischer Aussprache auf Bronze und schwarzen Marmorplatten eingegraben und aufgestellt werden sollten. Endlich entwarf er auch den Plan zu der Gruft, welche die sterblichen Ueberreste der Kaiserlichen Familie aufnehmen sollte.

Und während sein Blick den höchsten Interessen zugekehrt war und sein Geist auf Unternehmungen sann, die den Erdkreis mit dem Ruhm seiner Thaten füllten, schwatte Napoleon gleich Karl dem Großen seine unzähligen Aufmerksamkeit Gegenständen eines engeren Bezirks, wie sie einem Privatmanne auffallen würde, und ging auf das Detail kleinlicher Verbesserungen ein, bei denen er nicht im entferntesten daran denken konnte, sie jemals sich zum Verdienst anzurechnen zu können. Die Pflastersteine, welche in den Straßen von Paris angebracht sind, um den Fußgänger gegen die Möglichkeit des Ueberfahrens zu sichern, hatten durch die bis zum Mißbrauch getriebene Anwendung der Schaufenster und Vorthüren an vielen Häusern schon längst ihrer Bestimmung nicht mehr nachkommen können. Auf einem seiner Inkognito-Spaziergänge bemerkte

Digitized by Google

dies der Kaiser und sah darin die Ursache von tausend Unfällen. Noch an demselben Tage schrieb er dem Minister des Innern, für die möglichst schnelle Wiederherstellung der Pflasterung Sorge zu tragen, und kam bei dieser Gelegenheit zuerst auf den Gedanken, die Hauseigenthümer zur Anlegung von Trottoirs vor ihren Häusern zu nöthigen. „Die Handwerker", sagte er, „muß seine Erhebung in den Straßen von Paris unbequem thunen, ohne von dem Kabriolet des ersten besten Vorübergehenden Augenblicke der Ruhe und Bequemlichkeit zugesagt zu sein." Sein Sinn für Staatsmann, der große Feldherr, einer der mächtigsten Monarchen, sich herab, das Amt eines Stadt-Gerzaunen zu übernehmen, wenn es dem Gemeinwohl förderlich war.

Als der Kaiser während seines Aufenthaltes in Spanien im Jahre 1808 den Wunsch äußerte, gleich drei seiner Vasallen nach Frankfurth einige Tage in Rambouillet zu verleben, wurde man alle Sorgfalt auf die Einrichtung und Möblirung des Schlosses, das sein der Revolution nicht mehr bewohnt worden war. Im Zehrzat kam Napoleon daselbst an; und seine erste Frage war nach dem Badezimmer. Von seinem Kammerdiener dahin geführt, hatte er kaum den Fuß über die Schwelle gesetzt, als er mit unverkennbarem Ekel des Mißfallens seine Blicke nach allen Seiten umherwandte und endlich in den Ruf ausbrach: „Nein, über diesen Unverstand! wer hat den skandalösen Einfall gehabt? Constant, rufe mir den Großmarschall zur Stelle." Wirklich war der Architekt auf den unpassenden Gedanken gerathen, die Lieblingsbäder der Damen unter den Kaiserlichen Gemächern, unter andern seiner Mutter Lätitia, seiner Gemahlin Josephine, seiner Tochter Hortensia und der Prinzessin Pauline, an das Wänden des Saales in Fresko anbringen zu lassen, und je länger Napoleon seine Blicke auf jede einzelne der Gestalten heftete, desto unwilliger wurde er mit den Achseln und wiederholte seine vorigen Gelegenheiten mit lauterem Unwillen: „Eine solche Schamlosigkeit!" — Der Großmarschall kam: „Darauf, ich will den Pinsel, ich meine den Maler, zur Stelle haben, der dies Meisterwerk gemacht hat, damit er es sogleich übertünche. Wie heißt der Mensch?" — „Sire, ich weiß seinen Namen nicht." — „Gut, ich will ihn auch nicht wehr wissen; aber der Schuft soll etwas Aleyel vor den Frauen haben, und er soll mir eine Nische Laubsaalgalerie herumnehmen. Wohlgemerkt, für meine Rechnung wird er mich wehr beschäftigt." — Ueberdauert zeigte Napoleon in allen Verhältnissen seines Lebens eine große Achtung für das, was er wußte und wußte. Davon noch folgende Probe. Als es sich darum handelte, den Prinz Eugen XV. mit einer Prinzessin Bayerischen Geblüts zu verheirathen, sagte der mit dieser Sache beauftragten Architekten, ihm ein Modell vorzulegen. Dieser that es. Die Entwurf bestand aus vier Rajaden, aus deren Brust der Wasserstrahl hervorsprang. Der Kaiser fand diesen Gedanken ungereimt und gab ihm dem Architekten ganz verkümmt mit den Worten zurück: „Diese Nymphen gefallen mir nichts; die Najaden waren Jungfrauen."

Seit langer Zeit hegte der Kaiser die Absicht, das Schloß zu Versailles in neuerem Geschmack herzurichten, fand aber die Kostenberechnung, die ihm Gondoin, der dazu berufene Baumeister, aufsetzte, so übermäßig, daß er die Sache auf unbestimmte Zeit hinausschob. Im März des Jahres 1809 jedoch, als er von einem Besuche in der Schule zu St. Cyr nach Hause fuhr, ließ er seine Karosse an der Treppe der Orangerie zu Versailles, welche die hundert Stufen besitzt, anhalten, nahm den Weg zum Schloß und blieb vor dem Gitter des Zeughauses stehen, in schweigender Betrachtung die großartigen Baumerke, die seit der Revolution nicht mehr berührt worden waren. Nachdem drei einige Zeit gewährt hatte, machte Napoleon jene Bewegung mit dem Kopfe, die ihm eigen war, wenn er einen großen Entschluß gefaßt hatte, und stieg in seinen Wagen, indem er zum Herzog von Bicenza, auf dessen Arm er sich gestützt hatte, sagte: „Es ist beschlossen, ich muß die Sache mit Millionen daran setzen, gründlich verfahren, ich kann die geschwänzte Sippschaft der Ratten und Mäuse nicht ferner von ihren Löchern aus das Schloß zernagen sehen, oder man wird in ein paar hundert Jahren die Ruinen von Versailles wie die Babylons, von denen, heißt es gesagt, nicht mehr ein Stein vorhanden ist, besuchen. Es schreibt mir eine Nationalversammlung." — Einige Tage darauf diktirte der Kaiser nachstehende Note dem Baron Fain: „Wenn Hr. Fontaine mir einen verlässigen Plan vorschlägt, der nicht mehr als sechs Millionen kostet, so bin ich bereit, den Schloßhau zu Versailles unter folgenden Bedingungen zu unternehmen:

1) Ich, die Kaiserin und unser Haus müssen bequem wohnen können; sich nach ertheilter Audienz zurückziehen, ohne Verdrießlichkeit hervorzurufen. 2) Es muß 6 Wohnungen für Könige, 12 für Prinzen, 24 für Marschälle und Stallung für 200 Pferde enthalten. 3) Die Seite des Schlosses, die den Namen „Ministerpavillon" führt, muß in Stand gesetzt und ihr parallel ein zweiter gebaut werden. 4) Nicht minder die Bibliothek, die Kapelle, der Schauspielsaal mit der Loge und die Kapelle; Gemälde dürfen nicht fehlen, die Speicher des Schlosses müssen eine genügende Zahl derselben enthalten. 5) Der große Aufgang muß von neuem hergestellt werden. 6) Die alten Bauten aus den Zeiten Ludwig's XIV. werden niedergerissen; sie verdauben seinen guten Geschmack. 7) Alle Zimmer müssen in gerader Linie mit einander verbunden sein, von dem ersten Kabinett im linken Flügel bis zum letzten im rechten, so daß diese Zimmer eine einzige überlebbare Reihe bilden, wie eine weite Gemäldegallerie. 8) Meine Waffenschmiede, auf welche ich viel halte, darf dabei nicht außer Acht gelassen werden; sie bringt der Stadt auch etwas ein; man sehe, ob sie in der Interdanture oder der Kanzlei unterzubringen werden könne. — So, denke ich, muß das Schloß wohnlich werden und ich jährlich dasselbe einen Theil des Sommers zubringen können. Aber ehe der Plan ins Werk gesetzt wird, soll die dazu berufene Architekt auf sein Wort verschworen, daß die Ausführung die bewilligten 6 Millionen nicht übersteigen werde; sonst will ich nichts davon hören, und die Kosten des unvollendeten Werkes fallen ihm zur Last." — Also dieser wörtlich wiedergegebenen Note geschichtlich, daß in den Berschbenerungen, welche mit dem Schlosse zu Versailles nachher vorgenommen sind, die Unterredner durchführlich die Absichten ausgeführt haben, welche der Kaiser 24 Jahre früher im Sinne hatte.

Kurz nach der Geburt des Königs von Rom ließ Napoleon eines Morgens, noch im Frühlicht begriffen, Hrn. Fontaine rufen, und sagte ihm, wie hoch sich die Kosten eines Pavillons mit Zubehör belaufen könnten, welchen er am Abhange her am Wasser gegenüber Versailles aufzubren beabsichtigte, um daselbst mit seiner Gemahlin und seinem Sohne zuweilen das Frühlicht einzuathmen. Fontaine suchte einen annähernden Ueberschlag zu entwerfen; der Kaiser unterbrach ihn: „Wir wollen nicht lange hantein, nennen Sie mir den Preis in einer runden Summe." — „Sire, die Sache stellt sich wenigst als eine halbe Million." — „Eine halbe Million", sagte der Kaiser ihm nach, indem er sich rittig vom Tisch erhob, „was, eine halbe Million sie einen Zubau im Freien, wenn der Himmel blau ausstehrt Nein, 10,000 Franken mage ich aufs Höchste daran." — „Sire, das geht nicht." — „Nun, so thut's, ich trinke noch mit vor meinen Kaffee am Fenster, und das Frühlicht stellt mich zu Lous. — Eine halbe Million?" wiederholte er und durchmaß mit langen Schritten den Saal; „nun wundere sich mich nicht mehr, daß die Baumeister Ludwig XIV. zu Gründe gerichtet haben. Aber eine Schande ist's", sagte er bald darauf hinzu, indem er durch eine der Fensterschlüssen des Zimmers nach der Kolonnade hinüber der Kaiserlichen Wohnung am Arm Versailles glaut; „es ist eine Schande, so erbärmliche Gebäude aufzuführen." Und indem er Esseßl gab, ihm mehrere Risse für eine neue Kaserne vorzulegen, wahlte er einen, und unmittelbar darauf wurde jener berrliche Palast begonnen, den man heute auf dem Quai d'Orsay in der Ecke der Straße Belle-Chasse bewundert, und der erst im verwichenen Jahre vollendet worden ist.

Wie hat ein Schauspielsaal in kürzerer Zeit mehr Revolutionen erfahren, als der im Schloß der Tuilerieen. Angezangen im Jahre 1805 und auf den Irlumnen der Sitzungssaales des Konvents aufgeführt, ward er erst im Dezember 1807 vollendet. Die Abtragung dieses Saales gab Napoleon den Stoff zu mander dauerlustmerkwürdigen Neuerung. So sagte er unter Anderem, als er die Zimmerleute das Deckenwerk einreißen sah: „Diese Bauart ist ein charakteristisches Bild von der Zeit, die ihr den Ursprung gab, indem sie ein wunderbares Gemisch von Größe und Elfenziaret darbietet. Man sieht, daß die Architekten unter Ludwig XV. mit einer Decke spannen, die nur für den Augenblick schallna, und unbegreiflich ist's, wie dieser Saal nicht schon hundert Mal unter der Last jener stürzenden, von wilden Leidenschaften gretsenen Menge, welche in diesen Räumen auf- und abwogte, zusammengestürzt ist. Nur wenn man der morsche Bau während einer ihrer verwüsteten Sitzungen zusammengebrochen wäre und einige Mitglieder der Berapaten den Kopf zerschoben hätte, was wäre da heimlich gewonnelt worden! Und die einfache Ursache davon wär? Nichts als die Unwissenheit eines Maurers. Von so geringen Veranlassungen hängen oft große Staatsumwälzungen ab!"

Wenige Tage darauf war Talma beim Kaiser: „Mein Freund", sagte dieser zu ihm, „Sie sollen über die Veränderungen, die ich mit dem Schauspielsaal vorgenommen habe, Ihr Urtheil geben; kommen Sie, ich will Ihnen Alles zeigen, nur nehmen Sie sich in Acht, daß Sie dabei nicht den Hals brechen." — „Sire, ich din ohne Furcht, auf diesem Felde sichre ich mich sicherlich." — „Aufsichtig gestanden, ich habe", sagte Napoleon's kaustische Antwort, und indem er den Schauspieler am Arme ergriff, führte er ihn über die dunkelsten Gänge und gelangte mit ihm über Logen, Parquet und Orchester auf die Bühne. Dort hatte Napoleon, um große Opern und Ballets aufführen zu können, überaschende Veränderungen vornehmen lassen. Dekorationen, Versenkungen und Wolkenzüge hatten nur mit schwierigen Mühe Verrichtungen in verhältnismäßig so engen Raume unterzebracht werden können, aber vor des Kaisers allmächtigem Willen hatte sich Alles gebeugt. Er war mit Talma allein. Das bloße Licht einer einzigen Lampe warf nur einen düsteren Schein auf die Umgebung. Plötzlich sagte Napoleon zum Schauspieler: „Wandern Sie mich mander Gespänster sich's viel Geld würde kosten lassen, an Ihrer Stelle zu spuken? Nur einer ihrer Racuten dürfte sich hier einschwärzeln, und er findet die günstige Gelegenheit, sich meiner zu entledigen." — „Sie erschrecken mich, Sire", rief Talma; „wenn Jemand hier verbergen ...." — „Verdächten Sie sich", sagte Napoleon und klopfte ihm freundschaftlich die Schulter; „in Mitgeschichte hat es viel Kühnung vor mir, um mich durch den Tod einer Kugel wie einem Bühnenhelden sterben zu lassen. Sie hat andere Absichten mit mir; denken Sie an Cäsar und sein Glück."

Nach den Schlachten bei Bautzen und Lützen im Jahre 1813 gab Napoleon neue Befehle, an der Befchönerung von Paris mit Eifer zu arbeiten, und seine Hoffnung, den Winter in Wien zu verleben, kam er den 7. November nach St. Cloud, begab sich den 9ten in den Senat und berief am 10ten die Architekten, um sich von dem Fortgange der Bauten, die er vor seinem Abgange nach Sachsen ihnen anvertraut hatte, Rechenschaft geben zu lassen. Am 19ten desselben Monats nahm er seinen Aufenthalt in Paris und hielt am 20sten eine sorgfältige Besichtigung der unteren Gallerie des Musée und der neu angelegten Theile des Louvre mit der Ausschicht nach der Straße St. Honoré. Er glaubte zu bemerken, daß sein seiner Abwesenheit nicht viel Wesentliches zu Stande gekommen wäre, obgleich ihre nicht gerinder war und lebhaft in seiner Gemüthsstimmung lag. Darauf begab er sich nach den Tuilerieen zurück, ertheilte seine Befehle und sah von dem Balkon auf der Carousel-Seite, um die neue Getraideballe in Augenschein zu nehmen, deren neue eiserne Dachbedeckung, unter Leitung des berühmten Boulanger ausgeführt, seiner Bewunderung auf sich zog, nahm dann seinen Weg durch die Hallen, von einer zahlreichen Volksmenge begleitet, die „Vive l'Empereur!" rief. Wiederholten jubelt mit unter kräftigen Ausdrücken die Arme zu seiner Vertheidigung in die Höhe

hob, und fuhr über den Pont-neuf, um die Arbeiten im Luxembourg zu besichtigen. Der dienstthuende Flügel-Adjutant, sein Stallmeister und der Kaiserliche Architekt befanden sich in seiner Gesellschaft. An diesem Tage hatte einer seiner Pagen sich die Abreibenheit des Kaisers zu Nutze gemacht, um auf eigene Hand einen Spaziergang nach den Quais zu unternehmen, kam aber gerade dem Kaiser in den Weg, als dieser um die rue de Seine bog und nach dem Luxemburg wollte. Dem Pagen half sein Sträuben nichts, er wurde von der wegenden Menge die unter das Pferd des Kaisers getragen. Nun war es aber dem Hofgeschäft streng untersagt, während des Dienstes das Schloß zu verlassen, und noch mehr, dabei Civilkracht anzulegen; das wußte der Page, gab jedoch der Hoffnung Raum, daß der Kaiser ihm im Gedränge nicht bemerkt haben würde. Aber bald mußte der Wagehals sich vom Gegentheil überzeugen; denn der Kaiser hatte ihn deutlich wahrgenommen. Abends, bei der ersten Tafel setzte, gab ihm der Kaiser einen Wink mit dem Finger und sagte: „Tritt näher!“ faßte ihn dann am rechten Ohrläppchen, welches er diesmal etwas stärker als gewöhnlich zog und fügte hinzu: „Junger Springinsfeld, was machtest Du heute Morgen in meiner Nähe, in der Vorstadt St. Germain?“ Der Page senkte den Kopf und sagte: „Sire, ich bin zu rechtfertigen. „Man verkleidet sich wohl, um diese ungeschminkter seinen Schlichen nachgehen zu können, vergißt die Ordre, oder macht sich darüber gar noch lustig! Nicht so! aber ich weiß schon, wo das hinaus soll; Du gedenkst zu denen, die mich auszuspionieren wollen.“ Diesen Vorwurf machte ihm der Kaiser nur im Scherz, der junge Mann nahm ihn aber für Ernst, bob mit einer Mit von dürftigem Ehrgefühl den Kopf in die Höhe und warf auf den Kaiser einen stummen Blick, der beredter sprach als alle Entschuldigungen, die er hätte vorbringen können, um sich von einem solchen Verdacht zu reinigen. Napoleon verstand, was in der Seele des Pagen vorging, ließ das Gut, das er bis dahin gehalten hatte, fort, und lachte ihm mit der Fingerspitze einen sanft gelinden Backenstreich gab, die bei dem Kaiser die Stelle einer schmeichelhaften Liebeserhebung vertrat, sagte er mit dem Tone des Wohlwollens hinzu: „Nein, ich bin im Irrthum, Du wolltest mich nicht ausspionieren; aber bedenke einmal ernstlich, wenn ich aufsahre und Alle es so machten wie Du, wer sollte das Haus bewachen?“

Der letzte Befehl, den Napoleon am 25. Januar 1814, wenige Stunden, ehe er zu jenem denkwürdigen, aber unglücklichen Defensivkriege auf Feindlichem Boden von Paris abreiste, seinem Minister hinterließ, enthielt die Anweisung zu zahlreichen Bauunternehmungen für die arbeitende Klasse, weil er mehr als jemals das Bedürfniß, sich beim Volke beliebt zu machen, fühlte und deßhalb die Furcht hegte, daß während seiner Abwesenheit die Arbeiter der Hauptstadt, für die er stets Sorge trug, ihren Unterhalt einbüßen könnten. Aus allem diesen geht entschieden hervor, daß Napoleon ein Freund von Bauwerken war, wie es die glänzendsten und herrlichen Denkmäler seiner glorreichen Regierung beweisen; daß er aber nicht Mörtel und Bruchsteine als solche, nicht die todte Steinmasse liebte, sondern nur eine würdige Erhebung von seinen schweren Kriegszeiten darin sah. (Le Siècle.)

Bibliographie.

Le Cercle agricole. Journal mensuel, consacré à l'agriculture, aux forêts, cours d'eau, défrichemens etc. — Der Jahrgang 6 Fr.

Compte général de l'administration de la justice criminelle en France pendant l'année 1835.

Projet de loi pour l'organisation d'une société générale entre tous les hommes dont la profession fait partie de l'art de guérir. — Von J. F. Courbaut. 2 Fr.

La science politique fondée sur la science de l'homme, ou étude des races humaines sous le rapport philosophique et social. — Von B. Contet. 8 Fr.

Voyages et naufrages curieux en Océanie. — Von Eb. Dentaire. 18.

Traité des études médicales. — Von E. J. Dubois. 7 Fr.

Encyclopédie des Lois. Dictionnaire général des lois, décrets etc. depuis 1788 jusqu'à 1837. — Von J. Forfeiller. Sieht 5 Theile in 10 Bänden zu 50 Bogen. Preis des Ganzen 125 Fr.

Vie de Martin Luther. — Von Lederhesi. Aus dem Deutschen. Straßburg.

Traité de Diagnostic et de Semeiologie. — Von P. A. Piorry. 3ter Theil. 7 Fr.

Revue coloniale. Intérêts des Colons, Marins etc. — Der Jahrgang 20 Fr.

Polen.

Die Sage von Twardowski, dem Polnischen Faust.*)

Twardowski war ein ehrlicher Polnischer Edelmann aus alter Familie. Er hatte aber den Fehler, daß er sich klüger dünkte, als andere rechtschaffene Leute, und so gedachte er sogar gegen den Tod ein Mittel aufzufinden, denn das Sterben wollte ihm gar nicht in den Sinn.

Einst las er in einem alten Buche, wie man den Teufel citiren könne. Er verließ daher nun Mitternacht in der Stille Krakau, begab sich in das nahe Bodzerge und sing an, mit lauter Stimme den Bösen zu rufen. Der Gerufene ließ nicht lange auf sich warten, und die Parteien schlossen, wie es in damaliger Zeit zu geschehen pflegte, einen Vertrag mit einander. Satan schrieb auf den Knieen einen langen Schuldbrief, welchen Twardowski mit seinem Blute, das er aus einer kleinen Wunde am Goldfinger sich gepreßt hatte, unterzeichnete.

*) Aus der demnächst in Warschau erscheinenden „Sammlung von Sagen des Polnischen und Russischen Volkes, herausgegeben von Wojcicki.“

Der Hauptartikel des Briefes war, daß der Böse kein Anrecht auf die Seele und den Körper Twardowski's habe, bevor dieser nicht in Rom angetroffen sey.

Das Erste nun, was Twardowski, kraft dieses Paktes, dem Bösen, als seinem Knechte, auferlegt, war, daß er das Silber aus ganz Polen in die Gegend von Olkusz zusammentrage und es tief in den Sand verscharre. — Der geheimne Knecht erfüllte den Befehl; schon lange Jahre gräbt man jenen Silberwassen nach, aber noch bis auf den heutigen Tag sind sie nicht alle an das Tageslicht gebracht worden.

Zum Zweiten verlangte der nunmehrige Herr und Meister, daß sein Knecht einen hohen Felsen aus der Umgegend des Pieskower Berges von seinem Orte bewege und mit dem schwerlichen Ende nach oben drehe, zugleich dafür sorge, daß dieser Fels genau so stehen bleibe. — Das Kunststück gelbrechte, und noch heute steht jener Felsen, der Falkenfels in den Karpathen.

So vermochte und bisaß Twardowski Alles, was sein Herz sich wünschte. Er durchschmidt die Luft ohne Flügel; nur bei weiten Reisen bestieg er einen Hahn, und kein Reiter hätte ihn dann eingeholt. Er fuhr mit seinen Gliedern auf der Weichsel dem Strome entgegen ohne Ruder und Segel, und nahm er das Glas zur Hand, so verdrannte er die Dörfer hundert Meilen in die Runde.

Da wach sein Herz von der Liebe zu einem Fräulein entzündet, und er wünschte sie sich zur Gattin. Das Fräulein aber hatte in einem Fläschchen ein Zaffet und wollte nur demjenigen ihre Hand reichen, der ertrinken, wo das Gift sie ihn Zaffet wirke.

Twardowski war nicht auf den Kopf gefallen; er hätte sich in die Lumpen eines alten Bettlers und begab sich zu der schönen Dame. Sie bielt ihm alsbald ihr Fläschchen vor und sprach:

„Was für ein Thierchen' ein Wurm oder Schlangen?

Katze, mein Herr, wüßt's Madam nicht zu sagen.“

„Hohe!“ rief Twardowski, „ich bin Mäuchen, Verehrte.“

Ertrathn war's, und Twardowski führte sein Liebchen heim.

Die Frau Twardowska besaß ein kleines Haus von Lehm auf dem Markte zu Krakau und verkaufte allda Töpfe und Schüsseln. Ihr Gemahl pflegte kaum wohl, wie ein vornehmer Herr gekleidet, mit gänzlich verstaubt verschwunden und von dem Gesinde die Gläser zerschlagen zu lassen. Wenn nun die Gattin daselbst keine und flachte, so saß er in der schönen Kalesche und lachte aus Herzensgrunde.

Gold hatte er immer wie Sand, denn Satan mußte bringen, was er verlangte. Nicht immer aber gelangen ihm seine Sprünge. Einst mals hatte er sich ohne sein magisches Schuhwerk in einen dunklen Wald. Während er in tiefen Gedanken saß, faßte ihn plötzlich der Teufel und verlangte, er sollte sich fort nach Rom begeben.

Der ergrimte Schwarzkünstler entgegnete mit seinen bestigsten Kauswörtern; die Wuth mußte sich zur Flucht wenden und ist in seinem Grimme eine Fichte mit den Worten aus der Erde, warf sie dem Gegner in's Gesicht, daß Blut und Feuer aus ihr rann. Von der Zeit an hinkte Twardowski und hieß allgemein „der Lahmfuß“.

Am Ende verdroß es den Teufel, daß er so lange auf des Zauberers Seele warten mußte, und er griff zu einer List. In Gestalt eines Dieners kömmt er zu Twardowski und meldet, ein fremder Herr verlange sein, sein eines erfahrenen Arztes. Twardowski eilt hinter dem Boten her in ein nahes Dorf, unbekannt damit, daß die Schenke des Dorfes „Rom“ heißt.

Kaum ist er über die Schwelle des Hauses getreten, da bedecken Schauern von Kröten, Eulen und Käuzen das Dach und erfüllen mit gräßlichem Geklicke die Luft. Twardowski ahnt, was ihm hier bevorsteht; zitternd reißt er ein eben seit gestauftes Kind aus der Wiege und beginnt es zu liebkosen, als der Teufel eintritt.

Der war höchst erfreidet: er hatte einen dreieckigen Hut und ein Französisches Fräckchen, die Weste reichte bis über den Bauch, die kurzen Beinkleider schlossen nett an, an den Schuhen waren Schnallen und Absätze; dennoch erkannten ihn alle Ungeheuer, denn die Hörner guckten aus dem Hut hervor, die Krägel aus den Schuhen, auch der Haarzopf flechte hinten heraus.

Er wollte eben seinen Mann ergreifen, als er das Hinderniß erblickte, das Kind, zu dem er sein Auge nicht hatte. Aber er schaffte sich alsbald Rath. Er trat vor den Zauberer hin und sprach:

„Biß aus gutadligem Geschlechte, also — Verbum nobile dobet esse stabile.“

Da sah Twardowski ein, daß er sein adliges Wort nicht brechen dürfe; er legte das Kind in die Wiege, und gleich flogen Beide geraden Wegs zum Schornstein hinaus.

Die Raben und Krähen und Eulen schrien freudig auf. — Jene flogen höher, immer höher. Twardowski verlor seine Besinnung nicht; er konnte noch die Erde sehen, Dörfer erschienen ihm wie Punkte, große Städte wie Ziegen und Krakau selbst wie zwei Spinnen neben einander.

Einige Reue preßte ihm das Herz zusammen. Er gab Alles auf, was ihm theuer war, was ihm Freude und Lust gebracht hatte. Schon war er, wohin kein Adler der Karpaten je gedrungen, wo ihn fast kein menschlich Auge mehr erreichte, da sammelte er den letzten Hauch in der erschöpften Brust zu einem heiligen Gesange.

Und siehe da, seine Stimme, die er in seiner Jugend, als er noch keine Zauberreien kannte und noch unsbulgten Herzens war, zu Ehren der Maria selbst gesetzt und täglich gesungen hatte.

Seine Stimme verhallte oben in der Luft, obgleich er laut und aus vollem Herzen sang, oder die Hirten, die unter ihm auf den Seen gen hüteten, schauten unter und staunten, daß aus der Wolke ein geistliches Lied erklang. Denn der Gesang flieg nicht in die Höhe, sondern strafte sich herab zur Erde, um die menschlichen Herzen zu erbauen.

Das Lied war zu Ende. Staunend bemerkte Twardowski, daß er nicht mehr in die Höhe gerissen werde, sondern sest an den Ort gebannt sey. Er blickte um sich, der Geschärte seiner Reise war verschwunden,

Digitized by Google

und eine laute Stimme rief ihm, wie ein ferner Donner, aus hellschimmernder Wolke zu:

„Hier vernehme schwebend bis zum großen Gerichtstage!“

Bis jetzt ist er noch an derselben Stelle. Die Worte sind ihm längst im Munde erstarrt, seine Stimme vernimmt Niemand mehr, aber die Greise, die sich alter Zeiten rinnern, zeigen, wenn der Mond in vollem Lichte regläntzt, hinauf nach einem schwarzen Fleckchen, dem Körper Twardowski's, der dort des großen Gerichtstages harrt.

* * *

Die hier mitgetheilte Sage hätte leicht können breiter erzählt und mit manchertei Schmuck verziehen werden, aber wir haben es vorgezogen, ihr das einfache Gewand zu lassen, in welchem sie unter dem Polnischen Volke seither einheimischtreten.

Twardowski scheint im 16ten Jahrhunderte, zur Zeit des Königs Sigismund August, wirklich in Krakau gelebt zu haben. Man hat ihn mit dem Deutschen Faust verglichen, ja er ist mit diesem für eine und dieselbe Person ausgegeben und sein Name (twardy ist zu Deutsch: fest) ist alle eine bloße Uebersetzung des Deutschen Namens gehalten worden. Mit welchem Rechte, ist die jetzt noch nicht ausgemacht. Uebergänge der Deutschen und Polnischen Sage scheinen vorhanden zu seyn, denn auch Faust soll so in Krakau eine Zeit lang gelebt haben. Man hat noch einige lustige Geschichtchen von dem Humor und den Kunststücken des Twardowski. So soll er auch dem Könige Sigismund August, als dieser sich nach dem Tode seiner zweiten Gemahlin, der trefflichen Barbara Radzwill, dem heftigsten Schmerze überließ, die Gemahlin aus dem Grabe heraufzaubern haben, worauf des Königs Schmerzlicht aber nur um so größer wurde.

In der Kirche zu Winarow befindet sich noch jetzt hoch über dem Eingange zur Sakristei ein Spiegel, der für den Hetzpfiffigsten des Twardowski gilt. Er ist aus weißem Metall, schön glattgeschliffen und hat die Unschrift:

„Lunerat hoc speculo magicus Twardovius actus,
Unum si iste Dei vernus in obsequium est.“

Man meint, daß sich früher furchtbar häßliche Gestalten in demselben gezeigt haben, und noch jetzt meidet man seinen Anblick. Neuere Besucher der Kirche haben nur mit Mühe die Erlaubniß erlangt, den Spiegel näher zu betrachten.

Sigismund August schenkte den Jesuiten in Wilna unter vielen anderen Büchern auch ein sogenanntes „Manuskript des Twardowski“. Das Buch soll, obgleich es mit eiserner Kette an der Wand befestigt war, verschwunden seyn, als ein Jesuit darin zu lesen anfing. Jetzt ist das Buch in der Krakauer Bibliothek. Es ist eine Art Encyklopädie, daher die Sage, daß man Alles aus dem Buche lernen könne. Der Vers., der sich in dem Werke selbst nennt, ist Paul Zidek, ein Böhme, der um 1460 in Krakau studirt hat.

In der Krzemionki, einer kleinen Bergreihe bei Krakau, zeigt man noch eine Höhle, welche man die „Kanzel des Twardowski“ nennt.

Der Sage haben sich zu Polnischen Dichter bemächtigt, wie der vom Faust sie aufrigen. Man hat eine Oper: „Twardowski in den Krzemionki“, und manchem unserer Leser wird die ausgezeichnete, bereits mehrmals übersetzte Ballade von Mickiewicz nicht unbekannt geblieben seyn.

A. Wrr.

England.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde in England.

Da in Nr. 125 des „Magazins“ das mißliebige Urtheil Englischer Journale über die Uebersetzung von Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde erwähnt werden, so möchte wohl auch billig seyn, auch einige wohlwollendere Beurtheilungen aufmerksam zu machen. Das Metropolitan Journal läßt sich also vernehmen: „Dieser Briefwechsel ist in der That ein merkwürdiges und sehr interessantes kleines Werkchen, eines, worüber man nicht vorreilig urtheilen darf, da die Sprache derselben zu großen Mißverständnissen leicht Veranlassung geben kann. Die Briefe, von denen nur wenige von Goethe sind, sind voller Poesie und einige davon so überströmend von Reichthum, Geist und Originalität, daß wir nicht glauben können, es werde irgend Jemand damit unzufrieden seyn, obschon Einige von uns die schöne Steinstellerin nicht ganz verstehen können. In der Vorrede werden wir unabredlich gegen alle sächsisches Mißverständnissen und Verdrehen der Bedeutungen des Wortes gewarnt. Die ungeschickten und unsichern Versuche des Textes werden für Irrungen eines reizbaren, sehr jungen und phantastischen Gemüthes erklärt, und wir sind vollständig versichert, daß der Verkehr zwischen der Heldin und dem großen Deutschen Dichter Goethe durchaus vorwurfsfreier Natur war. Die gewöhnliche Häßlichkeit verachtigt uns, diesen Briefen Wärchen einer gefährenden und sorgfältige Aufmerksamkeit zu widmen. Sie sind von einer Dame von Rang und hoher Stellung in der Welt, bestellt, von Adel und im Leben wohlerfahren. Der lobenswerthe Zweck der Herausgabe dieser Briefe im Original und eben so ihre Uebersetzung ins Englische ist die Beschaffung von Gedankstein zur Errichtung eines Denkmals für Goethe, und die gewöhnlichste Aufrichtigkeit zwingt uns, hinzuzufügen, daß diese Briefe an vielen Stellen ein mannigfaches und entgegenkommendes (delightful) Talent, zahlreicher Proben von Feinheit, großer Bildung und ausgezeichnetem Geschmack enthalten. An anderen Stellen verletzt uns der Ausdruck als herb und ungerechtlich; der Styl entfernt sich oft von der gefälligen Umgangs-Sprache, und hin und wieder achten die Übersetzer geistreichen Beschreibungen bis zum Abgeschmackten. Indessen, trotz dieser Einwürfe gegen das Werk, meinen wir dennoch, daß es in England guten Absatz und viele Nachfrage finden und zu seinem lobenswerthen Zweck keine geringe Beisteuer liefern werde.“

Mit größerer Ausführlichkeit und bestimmterem Eingehen in das Einzelne ist eine vom „Spectator“ gegebene Beurtheilung geschrieben. „Der Inhalt dieser Bände“, heißt es in dieser Kritik, „ist nicht weniger außerordentlich, als ihr Titel, obschon jener von ganz anderer Art ist, als dieser ihn uns erwarten läßt; denn anstatt eines „Kindes“ in dem gewöhnlichen Sinn des Wortes ist der Korrespondent des großen Goethe eine rüstige Jungfrau (a miss in her teens). Allein: hominem scit qui mal y pense! wenn Liebe jemals rein platonisch war, so ist es diese. Die Briefe der kleinen Bettine sind nur kindisch in ihrer wilden und spielenden Einfalt; ihre Neigung zu Goethe, obgleich weiblich, ist die eines Kindes und ihr Gefühl eben so rein und nachschuldig, als gefühlvoll und fast ausgesprochen, während Goethe die entsprechenden Gefühle väterlicher Liebe nur darunter athmet. Wie sein Motto sagt: „Dies Buch ist nicht für die Böse, sondern für die Guten“, so werden Alle, welche die menschliche Natur studiren, es interessant finden, das Herz eines erglesten, empfänglichen Wesens, wie es sich mit rücksichtsloser und furchtlosem Vertrauen in diesen durch Goethe's Namen geheiligten Briefen entfaltet, kennen zu lernen.“

„Ein sentimentaler Briefwechsel zwischen zwei Personen, auch wenn sie geistreich sind, wird sie einen Dritten sehr leicht langweilig und unschmackhaft; allein diese Briefe, selbst die anderentendern und rein persönlichen, die dem Vorwurfe ausgesetzt sind, etwas zu schmeichelnd und zu zärtlich, öfter nur zärtlich zu seyn, so die des Mädchens sehr häufig und unsongenesch sind, erfreuen als absichtslos und ungezwungen; ihre Frische und lebhafte Färbung muß selbst langweilige Leser, denen das Gefühlvolle zuwenten geflissentlich und kindisch erscheint, ergötzen. Die geringste Affectation würde den Reiz zerstören und daraus eine — wie man sagt — alleriebste Unbedeutendheit machen; allein ihre Ist Alles echt und wahr, denn sonst hätte Goethe dadurch nicht so geschmeichelt werden seyn.“ Der Beurtheiler verweist nun ausführlich bei dem Verhältniß Bettine's zur „Frau Rath“, deren Charakter ihm, wie auch den Deutschen Lesern, ganz besonders zusagt. Wenn er aber Bettina beschuldigt, daß sie mit Kaiser Karl IV., welcher bereits 1745 starb, einige sentimentale Liebeshändel (sentimental flirtations) gehabt, so ist dies eine sehr komische Verwechslung der Personen. Sehr gut anerkennt sind die von Bettina als Episoden erzählten Begegnungen mit Frau von Staël, mit Bünter und Beethoven.“)

Bibliographie.

Dr. Johannes Müller's Elements of physiology. — Uebersetzt von W. Baldo. Erste Abdrg. 9 Sh.
Dictionnary of the arts of antiquity. — Nach Julius Sillig. 8; Sh.
The philosophy of marriage. — Von Dr. Roan. 6 Sh.
The chemistery of nature. — Von Joseph Ward. 6 Sh.
Ethel Churchill — oder die beiden Bräute. Roman von der Verfasserin der „Improvisatrice“ ꝛc. 3 Bde. 31½ Sh.
A home tour through various parts of the United Kingdom. — Von Sir George Head.

Mannigfaltiges.

— Schwedischer Volks-Kalender. Der mit so kunst- und zahlreichen Holzschnitten ausgestattete Volkskalender unseres Pinsburgers, Herrn Professor Gubitz, hat in Schweden einen Nachahmer gefunden. Der bei Zeitz und Wagz in Stockholm erscheinende „Svensk Folk-Calender för år 1838“ hat zwar keine so reiche künstlerische Ausstattung, aber er ist auch mancher Vorzüge theilhaft, die dem Gubitz'schen mit entheilt dabei rinr Auswahl gehaltvoller Schwedischer Original-Beiträge. Unter Anderem befindet sich darin ein Aufsatz „Luther in Wittenberg“, welchem eine Abbildung des Marktes dieser Stadt mit der in der Mitte befindlichen aufgestellten Bildsäule des großen Reformators beigegeben ist. Eine „Schrift durch die Sächsische Geschichte“ und die Bemerkungen eines Schweden über dieses Abenland en miniature.

— Crosse's Insekten. Herr Andrew Crosse zu Broomfield bei Taunton in England hört noch immer nicht auf, mit Hülfe seines elektromagnetischen Apparats Insekten zu fabriziren, und die Englischen Provinzialblätter sind gläubig genug, alle Berichte, die er über diesen Gegenstand einsendet, ihren Lesern mitzutheilen. Kürzlich — so schreibt er wenigstens — ist es ihm gelungen, aus einer Mischung von Potterasche eine ganz neue, bisher noch nicht gekannte Art von Maden zu fabriziren, die, so lange sie jung sind, sechs Füße haben, später aber acht Füße bekommen. Es spottet über diejenigen, die seinen Experimenten keinen Glauben schenkten, und meint, man würde anderer Ansicht werden, wenn man sein Verfahren erst genauer kennen werde.

*) Wir haben diese Englischen Urtheile nicht ohne Ihrer selbst wollen mitgetheilt, denn sie sind wohl geeignet, auch unbefangen ihr über den Briefwechsel Gemüth, das nicht schon in Deutschland selbst unter dessen gefragt werden wäre. Nur um der Wahrheit die Ehre zu geben und um nicht parteiisch gegen ein Buch zu erscheinen, dessen Eigenthümlichkeiten und großen Reiz wir niemals verkannten, haben wir den obigen Bemerkungen die Atlas diese wohlwollenden angewiderstellen zu müssen gestaubt. Gleichwohl können wir auch dadurch nicht von der Ansicht zurückgehen, daß auch der übersetzung des Briefwechsels ins Englische und Französische eine verdiente Sorgfalt haben. nicht viel in Bezug auf das poetischere Element, sondern auch für die Verherrlichung von Goethe's Ruhm im Auslande scheint. Wo man nicht, wie in seinem Deutschen Vaterlande, den Dichter in seiner ganzen Größe kennt und liebt, wird man leicht geneigt sein, in diesen Briefen nur das Kinde, wie es in den Briefen sich darstellt, den liebevollen Egoismus von der einen und die ästhetische oder moralische Erbärmlichkeit von der anderen Seite zu erblicken.

D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Abonnement erscheinet drei Mahl wöchentlich. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumeriret auf dieses Zeitblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Abnahme. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 144. Berlin, Freitag den 1. Dezember 1837.

Türkei.

Die Reformen des Osmanischen Reichs.

Von L. Castagne.

Es ist für das Gemüth des Menschenfreundes ohne Zweifel eines der erhebendsten Schauspiele, ein Volk zu sehen, welches nach einem vieljährigen Schlummer in sociale Abgestorbenheit, Unwissenheit und Aberglauben endlich aus diesem Schlummer sich erhebt und sich mitten im Gefühle seiner Lehren, auf eine Laufbahn des Fortschritts und der Einsicht wirft. Wir sehen dieses wohlthuende Schauspiel in einem großen Theile der muhammedanischen Welt vor uns, ganz besonders aber und von den bedeutsamsten Umständen begleitet in der uns nahe liegenden und durch jede ihrer großen Bewegungen uns wichtigen Türkei. Sind aber die Türken aus ihrem Schlummer von selbst erwacht, oder sind sie durch den lauten Ruf Europa's und seine gewaltige Hand geweckt? Ging der Hinneigung zur verbesserten Gestalt der Dinge beim Türkischen Volke das Gefühl ihres wahren Werthes und ihrer Nothwendigkeit voraus, oder hat es nur im Gedränge der Ereignisse von außen das bittere Bedürfniß gefühlt, nach vorgewiesenen Rettungsmitteln zu greifen? Ist endlich der Drang nach fortschreitenden gesellschaftlichen Verfassungen auf Europäischen Fuß der Ausdruck des Volkswillens, oder gehört er nur den höheren Klassen oder gar nur dem Oberhaupte des Reichs an? Diese Betrachtungen sind nöthig, wenn man die Frage lösen will, ob den Türken ihre Bildungs-Versuche im Zustande der Unabhängigkeit gelingen werden, oder ob die Verderbniß und die Dauer der neuen Form nur unter der Herrschaft einer christlichen Macht möglich ist.

Ein Volk, das in der Kultur noch weit hinter seinen Nachbar-Völkern und hinter seiner Zeit überhaupt zurückbleibt, erbebt sich nicht mit einem Sprunge auf den Standpunkt der Kultivirung, wenn nicht durch eine außerordentliche Erschütterung seine Zustände von Grund aus gändert werden. Bei solchen Umwälzungen, wo alle Zugen der Gesellschaft gewaltsam auseinandergerissen und alle Existenzen innerhalb derselben theils ganz vernichtet, theils in andere Formen gezwängt werden, stellt der aufgeregte menschliche Geist mit allen vorhandenen Fähigkeiten Versuche an, um neue Verhältnisse zu schaffen, dem Leben neue Wortheile abzugewinnen und sich mit den veränderten Gestalten befestigen in möglichst glücklichen Einklang zu versetzen. Das Türkische Volk hat das gebieterische Gefühl für Verbesserungen nicht in sich. Die höheren Klassen befinden sich im Kreise ihrer gewonnenen Macht zu wohl, als daß sie ihn übersteigen sollten und sich zu niedrigeren Klassen herablassen. Diese niederen Klassen sind bisher zu weit von höherer Thätigkeit und Einsicht entfernt gehalten worden; die mittleren intelligenten Klassen sind an Zahl zu gering; und so wußte denn das Oberhaupt der Türkei den Gedanken der geistigen Umwälzung erfassen, wenn er nicht von außen her eindringen soll.

Als Peter der Große den Grundstein zu seinen durchgreifenden Reformen legte, waren die Völker Rußlands noch weit entfernt, den Begriff Europäischer Civilisation fassen und würdigen zu können. Dieser außerordentliche Mann sah, daß überall die Macht in der entwickelten Bildung, der emanzipirten Kunst ihre Wurzeln hat, daß ihr Glanz aus dem Feuer des Geistes strömt; er sah, daß Staaten, die nicht so groß waren, wie die kleinste seiner Provinzen, ein bedeutendes besaßen, er mit allen seinen rohen Massen nicht zu brechen im Stande war. Diese Wahrnehmung theilte er seinen Völkern mit, indem er sie nach und nach an die Wohlthaten der Bildung gewöhnte, vor der sie bis jetzt aus Aberglauben und Irrthum zurückscheuten. Die Türkei befindet sich aber in einer ganz andern Stellung, als das damalige Moskowitische Reich. Peter der Große und seine nächsten Vorgänger waren nicht von außen her auf ihrem Throne bedroht; die Türkei hingegen greift zu Neuerungen zu einer Zeit, wo der Sieg ihre Fahnen verlassen hat. Entdäuscht von ihrem Dünkel, von ihrem lächerlichen Hochmuth und von ihren Namen Ueberlieferungen, sucht sie Elemente neuer Kraft in Gebräuchen und Formen, welche ihr verhaßt und verächtlich waren. Mustapha III. war der erste Türkische Herrscher, der den Kriegswissenschaften der christlichen Staaten bei sich Raum gab und zu verschaffen suchte. Noch mehreren unglücklich geführten Kriegen gegen Rußland legte er den Grund zu einer Artillerie-Schule, und unter Abdul-Hamid dachte man ernsthaft an Belebung der Marine. Selim III. verfolgte mit Eifer die begonnenen Reformen seines Vorgängers; aber eben dieser Eifer trieb ihn zu jener Hast, die Bewaffnung des stupiden Fortsommens, und er fiel als ihr Opfer. Man stellt mit Erstaunen in den Denkwürdigkeiten des Barons von Tott, wie schwer es wurde, die ganz einfältigste Reform bei den Türken einzuführen. Das Volk ist aus Unwissenheit, Hochmuth, religiösem Fanatismus und vornehmlich aus angeborener Trägheit Feind jeder Neuerung; die Geistlichkeit fürchtete die Vernichtung ihres Ansehens, das bisher eben nur durch jene Eigenschaften des Volks erhalten wurde; die Großen zitterten für ihre Vorrechte, und Alle wußten gemeinschaftliche Sache, sich den aufgedrungenen Verbesserungen zu widersetzen. Gewöhnlich waren dann die Günstlinge der reformirenden Sultane die Märtyrer ihrer guten Absichten.

Bis zur Regierung des jetzigen Sultans war selbst die Griechische Bevölkerung des Osmanischen Reichs dem Gedanken der Reform abhold. Mahmud II. flößte bei seiner Thronbesteigung, daß mit innerhalb der Großherrlichen Familie die Nothwendigkeit so tiefiger Veränderungen eingesehen wird, daß aber die Massen des Volks aus Unwissenheit seine Veränderungen wünschen und aus eigenem und durch die Geistlichkeit verwehrtem Aberglauben sich der Einführung derselben mit aller Partenächtigkeit widersetzen, deren der Stumpfsinn und so viele Jahrhunderte alte Verblendung fähig ist. Mahmud unterstützte zwölf Jahre seine Wünsche, bis der günstige Zeitpunkt zu ihrer Bewerkstelligung erschien, wo er die Gränzen weit und mit dem schönsten Erfolg überschritt, die seine Vorgänger ihren Reform-Absichten gesteckt hatten.

Statt die Freundschaft des Sultans zu pflegen, hat Frankreich in neuerer Zeit den Pascha von Aegypten zum Schildträger erwählt, dessen Reform-Maßregeln einen ganz anderen Grund haben und eine ganz andere Bahn verfolgen. Es lobt in allen seinen Zeitungen die rohen Versuche des Empordämmlings, welche es früher hervorgerufen zu haben glaubt; alle seine Thaten und Unthaten werden in Französischer Lobpreisungen überleiht und so über ganz Europa ausgegossen, ohne daß man es der Mühe werth hält, zu begreifen, wie durch die Machterweiterung des Pascha's und durch seine despotischen Grundsätze Frankreich sowohl als England verlieren, indem einerseits die Länder unter dem Pascha weniger von dem Kunst- und Gewerbefleiß Europa's abhängig werden, andererseits dadurch eine Schwächung des Türkischen Reichs entsteht, die mit dessen Zerstückelung und der daraus nothwendig entspringenden Störung des Gleichgewichts im Staaten-System enden muß.

Mehmet Ali hat in Aegypten zwar eine sehr große Macht erlangt, aber es ist nur die Macht eines rechten Unterdrückers. Worauf stützt sich dieselbe? Auf die Schläge, die er durch Gewalt seinen Unterthanen auspreßt. Jedes Land hat dergleiche Hülfsquellen; erschöpft man diese ganz, so muß die Nation Rückschritte machen; und dies war das Schicksal Aegyptens. Das Land hat jetzt bei weitem nicht mehr den Reichthum der Ernennisse, den es beim Anfang der Herrschaft Mehmet Ali's hatte; seine Bevölkerung hat sich dermaßen vermindert, daß dagegen vermehrt; die Einwohner, weit entfernt, sich eines glücklicheren Daseyns zu erfreuen, sind vielmehr Sklaven, und in wirklicher grausamen Sklaverei! Unpartheiliche, sich über die Meinung des Augenblicks erhebende Reisebeschreiber erzählen, daß der Bauer in der Mitte seiner Nervollen Hungers sterbe, und daß er sie oft nur um so mehr den Händen seiner Tyrannen zu entreißen.*) Viele Menschen werden dagegen einwenden, daß, wenn die Gewalt den Reader nicht zur Arbeit triebe, er in die tiefste Trägheit versinken würde. Dies ist aber ein Irrthum. Gewiß, derjenige, der vielleicht aus der Sklaverei in Freiheit übergeht, kann sich nicht gleich mit seinem neuen Zustande befreunden; er gleicht dem Blinden, dem plötzlich das Licht zurückgegeben wird; der ungewohnte Glanz blendet ihn. Giebt man aber allmälig dem Sklaven die Freiheit, so wird er sie gegen, wie der geheilte Blinde die Hand seines Retters fasset. Es heißt, die Geschichte nicht kennen, wenn man behauptet, der Reader sey der Gesittung unfähig. Unter der Herrschaft ihrer ganz verschiedenen Religionen, unter den Pharaonen, Lagiden und Fatimiden, hirt Aegypten von den Annalen des Ruhmes nicht ausgeschlossen.**)

*) Man der Unpartheilichste der Reisebeschreiber kann mag, wie von der Plattsinnigkeit Liebe, der vollkommenen Gleichgültigkeit Bemerkungen, sie haupten, daß Viele von ihr strecken, nach Wenige aber sie gesehen haben. Welche Lügen, Schmähungen und Uebertreibungen sind darin und böhm Gunst haben sich die reisenden Herren, und Recht, nicht Unrecht, das vor unsern Gränzen liegt, erlaubt! Wie viel weiter hat sich hier das Lerge Europens schimpfen und loben, je nachdem man gut oder schlecht mit Polche und seinen Beamten aufgenommen wird, je nachdem man gut oder schlecht vom Wetter nach Forschritten denkt, und endlich je nachdem man gut oder schlecht von Fremden oder Heimden bezahlt wird.

**) Hat der Verfasser mit seinem Bilde über mit seiner Hinweisung auf die Geschichte den Sinnwurf widerlegt? Hat Perer der Große die Russen etwa anders gebildet, als durch Vernunftzwang zur Thätigkeit? Und doch waren die Russen damals nur im Aberglauben, nicht zugleich, wie der Neger, in dumpfer Tunkheit befangen. Vor Mehmet Ali waren wir die Einwohner Aegyptens, wie alle Bewohner Nord-Afrika's, fast sämmtlich in jenem Zustande, den man uns oft gern partarbarisch nennt, der aber nicht

Digitized by Google

Die Macht Mehmed Ali's ist nicht dauerhaft; die geringste Unternehmung gegen dieselbe von Seiten einer Europäischen Macht würde sie über den Haufen werfen. Eine Handvoll Russischer Truppen am Bosporus hat neulich hingereicht, den Vice-König in seinem abgelegten Vorhaben zur Mäßigung zurückzuführen. Mit dem Tode Mehmed Ali's wird in Aegypten Alles in große Verwirrung gerathen, und sollte er noch lange leben, so hat man, in Betracht des steigenden Verfalls des Landes, täglich einer fürchterlichen Katastrophe entgegenzusehen. Der Vice-König hat sich dadurch, daß er dem Unterrichtswesen scheinbare Pflege angedeihen läßt, die Gunst der öffentlichen Meinung in Europa erobert. Er hat junge Männer nach Paris und anderwärts hingeschickt, um sie bilden und unterrichten zu lassen, das heißt in seinem Sinne, er hat sie zu Werkzeugen seiner Habsucht machen lassen. Sie mißten Straßen, Kanäle und Maschinen bauen, aber nicht, um dadurch das Volk glücklicher zu machen, oder das Land in einen blühenderen Zustand zu versetzen, sondern um seine Kasse zu füllen und seine Macht auszudehnen. Wir wollen nicht behaupten, daß von diesen Einrichtungen gar nichts übrig bleiben werde; aber wir behaupten, daß das arme Volk sie mit dem Preise seiner Unabhängigkeit wird bezahlen müssen. *)

Die Reformen zu Konstantinopel gingen aus anderen Grundsätzen hervor. Die Türkischen Kaiser, die zuerst daran dachten, suchten so viel wie möglich die Kenntnisse der Kriegskunst bei den Europäischen Völker in das Reich zu verpflanzen; sie thaten wenig zwar, um den Gewerbefleiß und die Kenntnisse ihrer Völker in einen blühenderen Zustand zu versetzen, aber sie machten auch das Joch, unter welchem die Völker seufzten, nicht schwerer. Im Gegentheil, Selim III. und Mahmud II. suchten zu verschiedenen Zeiten und besonders vor der Erhebung der Griechen verschiedene Verordnungen zum besseren Schutze der Raja's. Diejenigen, welche zu Konstantinopel gewohnt haben, werden sich erinnern, wie sehr die Europäischen Legationen mit diesen Verordnungen zu kämpfen hatten, da durch sie beträchtlich der Handel der Franken mit den neuen Ansprüchen stigmatisirten Raja's in Kollision kamen. Jener Zwiespalt verminderte den Abstand zwischen Türken und Nichtgläubigen. Der Türkische Unterthan ist überdies nicht Sklave, obgleich er der unbeschränkten Willens-Herrschaft eines despotischen Oberhauptes unterworfen ist. Seit der Regierung des jetzigen Sultans hat die Wohlfahrt der Massen wirkliche Fortschritte gemacht.

Man wird uns aber sagen, die Türkei war, wie historische Dokumente unwiderleglich beweisen, früher feindthaber, bevölkerter, reicher und bereisbarer als jetzt. Darauf antworten wir, daß die Bevölkerung nur zum Theil wahr ist. Man bedenke, daß ehemals die Produkte der Levante freilich einen größeren Werth hatten, weil unsere Bedürfnisse unserer Seekunde und die Kenntniß von dem Amerikanischen Kontinent noch im Entstehen waren. Europa nahm damals aus der Levante saft Alles, was es jetzt aus beiden Indien und China holt. Endlich ist der Haupt-Genuß in allen Institutionen der Moslemin nach dem Ziele gerichtet, sie zu einem exobrerten Volke zu machen. Nirgends in diesen Institutionen vom Herr der Industrie, von Vervollkommnung des Feldbaues die Rede, nirgends von Erweiterung des Geschäftsganges im Fache des Unterrichtswesens, der Staatshaushaltung, der Gesetzgebung, die auf andere Weise anwendbar wäre, nirgends von Entwickelung der Geister-Thätigkeit im Verhältniß zur fortschreitenden Zeit und zu ihren stets wandelnden Bedürfnissen.

Als daher eine große Kette von Welt-Ereignissen dem Kriegsgeist der Türken Halt gebot und die Tage ihres Waffenruhms aus dem Leben in die Geschichte übergingen, war ihr starres Stehenbleiben beim Alten um so schädlicher, als rings um sie her die Segnungen der Civilisation in voller Farbenpracht und in lebendiger Fruchtbarkeit aufsproßten. Auch hat man unter die Gründe für die Abnahme der Bevölkerung noch den aufzunehmen, daß die Verheerungen der Pest unaufhörlich und wie in keinem anderen Lande die Zahl der Einwohner vermindern. Der Fatalismus verbietet ihnen, nach den Ursachen der Krankheit zu forschen und ihnen vorzubeugen. Die Pest war im übrigen Europa seit dem 17ten Jahrhundert nur ein seltener Gast und ist seitdem saft gar nicht wieder eingekehrt; in der Türkei hingegen ist sie immerwährende Hausgenossin, die sich so anmaßenden in der Forderung ihrer Opfer wird, je weniger man ihren Anmaßungen Trotz zu bieten wagt. In Europa sowohl als in Asien sieht man heutzutage ganze Gauen entvölkert, und besonders in Klein-Asien ist die Verödung fast schrecklicher Szidte nur der Wersen wich zu sehen.

Wer indessen nicht einen Blick auf die Zerrschrifte der Türkei in ihren gegenwärtigen Zustande und auf das, was sie werden können. Wir haben oben gesagt, daß es den Großherrn Anfangs nur darum zu thun war, die Militair-Macht Europa's glaubhaft zu machen, daß die Reformen neue Anstrengungen Trotz zu bieten wagt. In Europa sowohl als in Asien sieht man heutzutage ganze Gauen entvölkert, und besonders in Klein-Asien ist die Verödung fast schrecklicher Szidte nur der Wersen wich zu sehen. Wer indessen nicht einen Blick auf die Zerrschrifte der Türkei in ihren gegenwärtigen Zustande und auf das, was sie werden können. Wir haben oben gesagt, daß es den Großherrn Anfangs nur darum zu thun war, die Militair-Macht Europa's glaubhaft zu machen, daß die Reformen neue Anstrengungen Trotz zu bieten wagt. In Europa sowohl als in Asien sieht man heutzutage ganze Gauen entvölkert, und besonders in Klein-Asien ist die Verödung fast schrecklicher Szidte nur der Wersen wich zu sehen.

*) Dasselbe gilt, ein Zustand der Unmündigkeit in der Tagend und des barch sein Gesetz gefesselten Lasters. Die Mammelukken trieben Raubereien im Großen; die Bedouinen im Kleinen, und die Fellahs (Bauern) waren die Beute beider, bei zuerst von Mehmed Ali's Kriegsheeren und Beamten ausgesogen, die Beduinen zu Unterthanen und die Fellahs in Leibeigene Bauern gemacht, Beduinen und Fellahs gleichermaßen, das Land verheert, das Vieh beschätzt und das Talent beraubt.

*) Eben so konnte der Verfasser von allen Türken sagen: die Straßen, Kanäle, Häfen und Brücken dauen, sie stehen so nicht zum Wohle des Landes. Jahrt etwa der Pascha ganz allein auf seinen Straßen und sein anderer Begnüter, giebt es etwa seine Gemahlinn ganz für seine Tafel und seinen Harem aus? So lange Mehmed Ali die Schätze des Landes sicht verschlingt, wie seine Vorgängerin auf dem Aegyptischen Thron mit goldenen Perlen that, so lange er nicht Straßen von Salz baut, wie eine Königin im Lande des Verfassers that, um im Sommer das Verangen der Schlittenfahrt zu haben, so lange, sagen wir, sind die Bauten und Einrichtungen noch nicht die größten Verbrechen des Pascha's.

**) Dem Verfasser meint die Bürgerrieter der zwei Roten, die zwischen den Häusern Yorf (oder Yorf) und Lancaster zweite Rose) von 1455 bis 1485 mit mehreren Unterbrechungen

**) Dazu ist der Türke viel zu wenig gebildet. Schaden machen 10 eine Erfindung, die unserem hochgebildeten Geist vorbehalten war. Die Staaten des Alterthums kannten keine Anleihen; erst die Civilisation unserer Zeit hat sich so ziemlich der Schulden als Mittel zu den Bürgerkriegen bedient.

**) Aus Patrick Fraser Tytler's Life of King Henry the Eight. Edinb., 1837. 8., welches Werk den zweitundzwanzigsten Band der Edinburgh Cabinet Library ausmacht. Der Verfasser hat sich schon durch seine ausführliche Biographie des Walter Raleigh (Life of Sir Walter Raleigh Edinb., 1833. 8.) — rühmlich bekannt gemacht, und wir können nur wünschen, daß seine Zeitgeschichte der Königin Elisabeth gegeben hat. In der Vorrede zu diesem neuen Werke, von welchem wir den Anfang als Probe mittheilen, erklärt sich der Verfasser, daß er ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet habe, der durch das Wiederaufleben der klassischen Studien in England hervorgebrachten Ep. Einfluß zu zeigen, und den Wiederaufleben der Literatur, im Gewinn der Freiheit der Gedanken nachgeführt habe, welcher der menschliche Geist lange entfernbet gewesen sey, deren Wiederentreten aber man einer Reihe von Reformation in jenigen Jahrhunderte zu verdanken habe. — „Allerdings", fährt er fort, „unbedeutenden Gelehrte und scheinbare Ursachen, jedoch nicht minder mächtig in der Hand des allmächtigen Bauwerkmeisters, um in und bei der Erschütterung alter Anstalten und Meinungen die Revolution das Licht wiederzuerleuchten Wissenschaften mit der Wiederherstellung des wahren Christenthums zu verbinden. Es ist merkwürdig, daß diese Verbindung vollzogen worden, daß die Benennung des im Jahre 1890 von den Königl. Englischen Commissionern for the Publication of State-Papers herausgegebene Originalwerkes Heinrich's VIII. vom Jahre 1518 bis zu seinem Tode und anderer ungedruckter Autographe und sonstiger Handschriften dem bejahenden Theile einen großeren Werth geben. Besonders ist dieß der Fall mit Schottland hin und wieder in ein ganz neues Licht gestellt; wie man denn von dem Historiographen dieses Landes auch hier für die dasselbe betreffenden Partien die größte Gründlichkeit und Genauigkeit erwarten darf.

***) Der Verfasser meint die Bürgerkriege der zwei Rosen, die zwischen den Häusern York (oder Yorf) und Lancaster (weiße Rose) von 1455 bis 1485 mit mehreren Unterbrechungen

Bei Lebensbeschreibungen ausgezeichneter Personen ist es immer interessant, ihrer Jugendgeschichte nachzuspüren; dieses gilt ganz besonders in unserem Falle, insofern seinem Jugendfleiß unterworfen ist, daß die Erziehung, welche dem jungen Heinrich wurde, und die Ereignisse zwischen seiner Geburt und seiner Thronbesteigung einen bedeutenden Einfluß auf die Ausbildung seines Charakters ausgeübt haben.

Heinrich war bekanntlich ein zweitgeborener Sohn. Sein älterer Bruder Arthur, Prinz von Wales, war seine Jahre 1485 geboren und beinahe 16 in einem Alter von fünfzehn Jahren die Prinzessin Katharine von Spanien, da er, so viel man nach menschlicher Wahrscheinlichkeit voraussehen konnte, den Thron zu besteigen und ihn mit seinen liebenswürdigen Eigenschaften zu schmücken bestimmt war.

Die beiden Prinzen wurden von ihrem Vater nach den Grundsätzen einer strengen und weisen Zucht erzogen, indem er es vorzugsweise sein Streben sein ließ, die Prinzen vor dem geräuschlosen Glanze, den Versuchungen des Hofes zu beschützen und sie zu allen nützlichen Künsten aufzumuntern.*) Während der Ersteghoerne als wahrscheinlicher Thronerbe die Hoffnung und Anziehung des ganzen Landes auf sich zog, wurde Heinrich, mit dem sich ausdrücklich, für die Kirche bestimmt und erhielt zu dem Ende, da der Vater zu seine Erhebung zum Primas in England dachte, die Wohlthat einer so gelehrten Erziehung, als sie in jenem Zeitalter nur irgend zu ereichen stand. Man vermuthet, daß Heinrich VII. die dieser Verfahren sowohl, als auch bei der Art und Weise, die Prinzen der Kinder zu führen, noch dem Einflusse seiner Mutter, der Gräfin von Richmond, geleitet worden sey, deren Ansichten er gemöhnlich huldigte und deren liebenswürdige Eigenschaften wohl auch auf ihre Großkinder Eindruck machen mußten. Sie war in Wahrheit eine ausgezeichnete Frau, wie denn auch ihr von Ehrfurcht und Liebe für sie erfüllter Biograph, der Bischof Fisher, der ungefähr die Verhältnisse war, auf glänzende Weise ein schönes Bild ihres Charakters hinterlassen hat. Ihre Frömmigkeit, ihre christliche Demuth waren groß, obgleich mit einem gewissen Hange zur Aereie leise gestedt. Um fünf Uhr Morgens stand sie auf und brachte dann die zur Mittagsstunde ihre Zeit in feommen Betrachtungen hin. In ihrem Hause hatte sie stets dreißig arme um sich, welche sie mit Nahrung und Kleidung versah; so sie stete, obgleich Mutter eines Königs, ein so thätiges Wohlthun, daß man sie oft die Wunden der niedrigsten Bettler verbinden und dieselben durch ihre ärztliche Geschicklichkeit heregestellt sah. Sie war eine Mutter aller Studierenden beider Universitäten und eine Beschützerin aller Gelehrten Englands.“ Jene öffentliche Vorlesungen über religiöse Gegenstände wurden von ihr, die eine zu Oxford, die andere zu Cambridge, angeordnet; aber diese hochherzigen Einrichtungen und Aufopferungen wurden weit übertroffen von ihren tetieu und ebeflen Stiftungen, — wir meinen die Kollegien Christi und St. Johannis an der letzteren Universität. Eine so wohlthätige Förderung der Wissenschaft war würdig, durch ein Epitaph der Erasmus verherrlicht zu werden.**)

Ohne Zweifel hatten die Rathschläge und Belehrungen dieser ezemplarischen Frau einen beträchtlichen Einfluß auf die Leitung der Erziehung der Königlichen Prinzen, und wir dürfen vielleicht ihrem Einflusse die frühe Liebe zu den Wissenschaften zuschreiben, welche sich in den jungen Heinrich zeigte.

Der große Gelehrte***), welcher sich damals in England aufhielt, hat uns ein so freundliches Gemälde des Königlichen Schulzimmers jener Zeit aufbehalten, daß wir daffelbe, ohne weitere Entschuldigung zu bedürfen, hier einführen können. „Während ich am Hofe des Montjoy's Landsitze verweilte, überredete mich Thomas Morne, der mir daselbst einen Besuch machte, zu unserer Aufheiterung einen Spaziergang auf das nächste Dorf zu machen. Dort wurden, mit Ausnahme des Arthur, der bereits den Schulsahren entwachsen war, die Kinder des Königs erzogen. Bei unserem Eintritte in den Saal sahen wir die ganze Familie versammelt; wir sahen uns nicht allein von der Königl. Haus-, sondern auch von der Menfoyschen Dienerschaft umgeben. In der Mitte stand Heinrich, damals neun Jahre alt, mit wahrhaft Königlicher Haltung, indem er mit dem imposanten Wesen des hohen Personnes die höchste Leutseligkeit verband. Rechts stand die Prinzessin Margarethe, zwei ein elfjähriges Mädchen, später mit Jakob dem Vierten von Schottland vermählt. Links spielte die Dierjährige Marie, während Edmund, der noch auf den Armen getragen wurde, die Gruppe beschloß. Nachdem Moens mit unserem Freunde Arnold den jungen Heinrich detompliment hatte, überzab er ihm irgend etwas, ich weiß nicht mehr was, von seiner Hand geschriebenes. Da ich auf eine solche Begegnung nicht vorbereitet war und daher nichts der Art bei mir hatte, blieb mir nichts übrig, als zu versprechen, daß ich recht bald dem Prinzen meine Huldigung in einer ähnlichen Weise bezeigen werde.“†) In einigen weiteren Bemerkungen, welche

*) Lord Herbert's Life of Henry the Seventh. Works, vol. V. p. 163. Edition 1683. A. d. Ue.

**) Jortin's Life of Erasmus, vol. I. p. 34.

***) Erasmus von Rotterdam.

†) Wir können uns um so weniger enthalten, hier die Worte des lateinischen Originals auszuschreiben, da wir unsere Uebertragung zumeist nach der Englischen Uebersetzung des Verfassers der Lebensbeschreibung des Erasmus gestalten haben. In der Ausgabe des Life of Erasmus by Jortin, London, 1760. 4. Vol. II. findet sie sich p. 419. Tyller citirt sich einer anderen Otaw-Ausgabe. Appendix, p. 108.) Sie sind aus einem Briefe des Erasmus an den Schwäbischen Reformator Joh. Vogheim genommen. Pertraxerat me Thomas Morus, qui tum me in praedio Montjoli agentem invisserat, et nolui causa in proximum vicum expatiarenur. Kam illic echeadantur omnes liberi regii, non Arcturo excepto, qui tum erat aute maximus. Ubi ventum est in aulam, convenit tota pompa, non solum domus illius, verum etiam Montjoliae. Stabat in medio Heurious annos natus novem, jam tum indolem quandam regiam prae se ferens h. e. nalmi celsiodicum rum magnari

quadam bemonstrate conjunctam. A dexteris erat Margareta, audecim forme annos nata, quae post nupsit Jacobo Scotorum regi. A sinistris Maria lusitana, annos nata quatuor: nam Edmundus adhuc lactus in ulnis gestabatur. Morus cum Arnoldo sodali, salutato prius Henrico, quo rege unus floret Britannia, reliquos principes ordine recensuit. Ego, quum me nihil minus expectarem, nihil paratus, nihil habens, quod darem, polliciius sum aliquo pacto meum ego ipsum studium aliquando coelaturum.

*) Jortin's Erasmus Vol. III. Appendix, p. 54. Nihil non Latinissimum sapiebat. Ein Brief Heinrich's an Erasmus, den er schon als neunjähriger Knabe geschrieben haben soll, ist von Hearne (History of Richard II. p. 21.) bekannt gemacht; aber er ist augenscheinlich ein Werk seines Lehrers.

**) Kennet, vol. II. pag. 1.

***) Auch diese Heirath war nur ein Werk schlauberechnender Politik: Heinrich hatte nur deshalb sich um die Hand der Prinzessin Elisabeth beworben, weil seine Vereinigung mit ihrem Hause ihm in der öffentlichen Meinung viel nützen mußte und dadurch sein Thron erst recht eigentlich befestigt werden konnte.

A. d. Ue.

Digitized by Google

selbst vor jedem belauschenden Auge abgesperrte und seine politischen Machinationen Jedem verbarg. Unwählich konnte ein solcher Charaktre Zuneigung oder auch nur Achtung erwerben. Wenn er nun zu diesen abscheulichen Eigenschaften in seinen letzten Jahren auch das Laster des Geizes hinzufügt, so daß er keinen Anstand nahm, sein Volk mit hohen, ja drückenden Abgaben zu belasten, so kann es uns nicht Wunder nehmen, daß ihm seine letzte Krankheit durch keine Theilnahme erleichtert, daß sein Ableben mehr wie eine Befreiung begrüßt als wie ein Unglück betrauert ward.

Daher war dieses Ereigniß nicht so bald bekannt geworden, als sich jedes Auge mit Lust auf seinen Thronfolger richtete. Der jugendliche Monarch sah sich mit einer Fluth kriechender Schmeichelreien überströmt, die hinlänglich gewesen wäre, auch eine noch festere Natur zu entwaffnen. Ein geistreicher Geschichtschreiber der neueren Zeit hat einige von den bei seinem Regierungsantritt an Heinrich gerichteten Briefen angeführt, um damit die Größe seines Geistes und die Trefflichkeit seiner Anlagen zu beweisen. Indeß können diese einem weniger nachsichtigen Urtheile nur als Ausdrücke der größesten Schmeichelei und als Weihrauch gelten, der ausgetheilt war, um den jungen Fürsten zu Eitelkeit und Selbstgefälligkeit zu verführen. Es ist wahrlich keinesweges reich war ein gebildeter und redegewandter Jüngling, te dergleichen eine brennende Liebe für die Wissenschaften, — nichts desto weniger aber kann die Lobpreisung des Kardinal Pole in Beziehung auf die Eigenschaften, welche er in seinen frühesten Jahren zeigte, obgleich sie in der Absicht verfaßt war, die Schatten seiner späteren Verbrechen zu verwischen, nur als Annäherung zur Wahrheit gelten. Aber wenn Montjoy ihn „göttlich" nennt, wenn der Venetianische Gesandte sein äußeres Wesen dem Apollo vergleicht und seine wahrhaftige Brust dem Tore des Mars, wenn Morison die erhabene Majestät des ganzen Leibes in bezeichnenden Ausdrücken und in seine genaltigen Sturm den Sitz der Winde stellt, wenn Erasmus seine Schärfe im Argumentiren, sein Glück im Erfinden, seine Gründlichkeit im Urtheil, seine Anmuth in der Rede, den seltenen Scharfsblick seines Geistes, seine Leutseligkeit, seine Keuschheit, seine Frömmigkeit preist, so müssen wir anerkennen, daß die Wahrheit dieses Gemäldes zuzugeben. Dem Gemälde sah ein Kleid; die Züge, obgleich nicht allgemal dem Originale nachahmlich, sind in ihren Fehlern so gemildert, in ihren Schönheiten so übertrieben und idealisirt, daß wir uns von ihrer genauern Betrachtung abwenden und uns nur noch wundern, daß die verderblichen Einwirkungen so groß aufgetragener Schmeichelreien sich nicht schneller vollends gräußert haben.

An die Redaction des Magazins für die Literatur des Auslandes.

Wenn Sie in Nr. 139 Ihres geschätzten Blattes „das Leben Wallenstein's, Herzogs von Friedland, von T. Mitchell. London, 1837" mit dem Bemerken anzeigen, daß hiermit ein Englischer Oberst-Lieutenant eine interessante Biographie Wallenstein's hergestellt habe, „wie wie sie im Deutschen noch nicht besitzen", so erlaube ich mir, im Interesse Ihrer Leser, darauf aufmerksam zu machen, daß bereits im Jahre 1824 unter dem Titel: „Wallenstein, Herzog zu Mecklenburg, Friedland und Sagan, als Feldherr und Landesfürst. Eine Biographie von Dr. Fr. Förster. Potsdam bei Riegel", eine ausführliche Lebensgeschichte des genannten Herzogs erschienen ist.*) Zur Berichtigung der Berliner Deutscher Historiker muß ich zugleich hinzufügen, daß die von Englischen Blättern so pomphaft angekündigte neue Biographie, nach den bis jetzt in jenen Blättern mitgetheilten Auszügen, nichts weiter ist, als eine zum Theil wörtliche, jedoch ziemlich mager gehaltene Bearbeitung der Deutschen Biographie. Einige Stellen mögen zum Beweise genügen:

Seite 44 in der Deutschen Biographie wird gesagt:

„In dieser Zeit ist es nun, in welcher der Herzog von Friedland zum ersten Male mit einem Vorschlage hervortritt, welcher seinen Unternehmungsgeist und seinen hochfliegenden Sinn auf eine unverholene Weise aussprecht."

Bei Hrn. Mitchell heißt es:

„It was under these circumstances, that Wallenstein came forward with a proposal, wich placed the lofty and aspiring nature of his genius in full view." etc.

S. 46: „Man fand es zwar in Wien anfänglich bedenklich, dem Herzog Wollmacht zur Errichtung eines Heeres von 40,000 Mann zu geben, nur die Hälfte wolle man gestatten; allein Wallenstein entgegnete: 20,000 würden wie vor Hunger sterben, ich will mit 30,000 Mann ins Feld rücken, das sind Verhältnisse, mit denen ich in allen Ländern brandschatzen kann." Der Herzog erhielt von dem Kaiser die Bestallung zum General-Obristen-Feldhauptmann unter dem 25. Juni 1725 ausgefertiget mit einem Gehalt von wöchtlich 6000 Gulden."

Bei Mitchell:

„Even the Emperor hesitated and wished to limit the strength of the army to half the number; but Wallenstein cut the matter short by declaring that 20,000 men would die of hunger, whereas 30,000 would enable him to raise contributions at pleasure. — In his commission he is called Colonel-General and Field-Captain and is promised a salary of 6000 florins per month."

In der Deutschen Biographie S. 109:

„Straßund hatte seit alter Zeit den Ruf einer starken Festung; bei der festesten Anlage war die Oertlichkeit insofern geschickt benutzt worden, als man die Stadt in ein Dreieck gebaut hatte, welches die eine Seite durch das Meer, die beiden anderen durch Morast geschützt wurden; erhöhte Steindämme führten zu drei Thoren nach den drei Spitzen des Dreiecks." u. s. w.

Bei Mitchell:

„Stralsund is built in the form of a triangle, one side of which is washed by the sea, while the others are to a certain extent defended by lagoons or salt marshes, that can be passed only ou three causeway leading to the gates of the town."

Da die Ausfälge, welche die mir vorliegende Times aus dem Englischen Werke giebt, nur bis zum Jahre 1630 reichen, so behalte ich mir vor, sobald das Werk selbst in unseren Händen seyn wird, noch einmal darauf zurückzukommen. Mit vollkommenster Hochachtung

F. F.

Bibliographie.

Portraits of the children of the Nobility. — Herausgegeben von Mrs. Jamie. 31½ Sh.

Electricity, its nature, operation etc. — Von William Leithead. 8 Sh.

Outlines of naval routine. — Von A. D. Fordyce. 10½ Sh.

Sciences of life insurance. — Von P. Watt. 6 Sh.

Treatise on warming buildings by hot water. — Von Charles Hood. 10½ Sh.

The judgment of the Anglican church. — Von J. J. Russell. 10½ Sh.

Mannigfaltiges.

— Neue Komplimentirbücher. Die Quarterly-Review führt deren nicht weniger als sechzehn in verschiedenen Sprachen auf, doch ist sie keine augenscheinlich sehr unvollstt, so z. B. in Deutscher Sprache nur ein einziges Buch genannt wird, während doch unsere Literatur die verbesserten Alberti's, Knigge's und Numehr's zu Dutzenden besitzt. Aus der großen Anzahl Englischer Werke, die in dieser Liste aufgeführt sind, sollte man beinahe schließen, die Engländer hulgten eine ganz besondere politure oder Komplimentenbeflissene Nation seyn, doch hat es dem Referenten wohl nur an dem so vollständigen Notizen in Bezug auf andere Länder gefehlt. Wir theilen hier zu Nutz und Frommen derjenigen, die sich über die schwere Kunst der Etikette recht gründlich belehren wollen, das Verzeichniß so mit, wie es und der Englische Berichterstatter übersetzen hat:

1) Nuovo Galateo, di Melchiore Gioja, autore del trattato del merito e delle recompense. — Vierte Mailändische Auflage. Mailand, 1827.

2) Die Regeln der Höflichkeit ꝛc. — Wien, 1832.

3) L'art de briller en société, ou manuel de l'homme du monde etc. Par P. C. et A. L. R. Membres de la Société Royale académique des sciences etc. — Dritte Auflage. Paris, 1829.

4) Code civil, manuel complet de la politesse, du ton, des manières de la bonne compagnie etc. — Paris, 1832.

5) The laws of etiquette, or short rules and reflections for conduct in society. By a Gentleman. — Neue Auflage. Philadelphia, 1836.

6) Hints on etiquette and the usages of society. With a glance at bad habits. By *Aγωγος*. — Elfte Aufl. London, 1837.

7) Instructions in etiquette. — Von James Pitt, Tanz- und Fechtmeister. Vierte Auflage. London, 1836.

8) The philosophy of manner. By *ΑΣΤΕΙΟΣ*. — Glasgow, 1837.

9) The science of etiquette. By *ΑΣΤΕΙΟΣ*. — Glasgow, 1837. Zwanzigstes Tausend.

10) The true science of etiquette. By —. — Glasgow, 1836.

11) The book of etiquette or the whole art of politeness. By a Gentleman. — Siebente Auflage. London, 1837.

12) Chesterfield modernized; or the book of gentility and the Why and Because of polite society. — Von einem Mitgliede des Berkshar-Klubs. Sechste Auflage. London, 1837.

13) Kidd's pocket hints on etiquette etc. — London, 1837.

14) The book of fashion. By an Exclusive. — Neue Ausl. London, 1837.

15) The book of refinement. — Neue Ausl. London, 1837.

16) The pocket book of etiquette and Vademecum of the observances of society. — Liverpool, 1837.

Wir ersehen aus diesem Verzeichnisse, daß es in England weiter vielen anderen Philosophieen auch eine „Philosophie des Benehmens" giebt, die obendrein Griechischen Ursprunges zu seyn scheint, da ihr Verfasser, der, auch eine „Wissenschaft der Etikette" geschrieben hat, seinen ardnen Namen in Lettern wiedergiebt, die für schönen Wort ganz besonders inventen müssen. Charakteristisch ist übrigens, daß fast jedes dieser Englischen Komplimentirbücher mehr Auflagen erlebt hat, als irgend ein anderes Werk der neueren Literatur.

*) Wir hatten diese Notiz des Herrn Verfassers mit seiner früher erschienenen Sammlung von Briefen und Aktenstücken zur Ehrenrettung Wallenstein's verwechselt, und darum konnte allerdings die Meinung bei uns entstehen, daß noch keine vollständige Deutsche Biographie des großen Herzthäters vorhanden sey. D. R.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (1 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Exp. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Wilhelm-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 145. Berlin, Montag den 4. Dezember 1837.

Frankreich.

Die Tonkunst und ihre Jünger in Paris.

Von Emilien Pacini.

Die Künste und die Künstler haben seit einiger Zeit, die ersteren in unseren Sitten, die Letzteren in unserer Gesellschaft, eine so bedeutende Stellung eingenommen, daß man sich mit ihrem Schicksal eben so sehr beschäftigt, wie mit dem der Völker. Und daran thut man wohl. Völker giebt es immer; Künstler aber — man frage nur unsere feinen Kenner, namentlich in der Musik, wie viel echte Genies sie zu nennen wissen. Boileau's Vers in Bezug auf die tugendhaften Frauen findet hier fast seine Anwendung: „Wenn's doch Künstl, drei!“

Und ist es bei den unermeßlichen Hülfsquellen jeder Art, die ein Land wie Frankreich darbietet, nicht traurig, die große Opernbühne, die mit ihren 620,000 Franken jährlichen Zuschusses, mit ihrer geschickten Verwaltung und mit der Gunst eines aufgeklärten Publikums an der Spitze aller Theater Europa's stehen müßte, von so wenigen Französischen Talenten ausbeuten zu sehen? Der Erfolg ist hier fast zu einem Monopol geworden, und wir treiben es mit der Gastfreundschaft, die wir der ausländischen Muse erzeigen, ein wenig zu weit; warum sollten wir nicht auch unserer Französische Schule haben können? Auf diese Frage muß man alle diejenigen aufmerksam machen, deren Hauptaugenmerk den Mängeln unserer Bühnen-Einrichtung adhelfen und zu dahin dienlich kann, daß wir mit demjenigen Nationals-Ruhm, den uns Niemand abstreiten, mit der Ausbildung nämlich, noch einen anderen unbezweifelt hören Ruhm vereinigen, einen Ruhm, dessen Unsterblichkeit die Nachwelt anerkennen und bestätigen würde. Genug, wir bedürfen noch dauernder Monumente.

Wir wollen fürs erste die Oper, zu welcher die Bahn noch nicht gebrochen ist, beiseitelassen lassen und etwas weiter ausholen. Was geschieht in Frankreich für das Gedeihen der Tonkunst, besonders in Hinsicht auf die Compositeurs? Man giebt viel Geld aus und belohnt das Talent nach Gebühr, das ist Alles. Man wirkt es aber anderseits. Wenn die Zöglinge des Konservatoriums, die sich des Studiums der Composition befleißigt haben, diese Musterschule verlassen, die jährlich so viel junge Virtuosen, vorzüglich Instrumentalisten, hervorbringt, so geben sie daran, sich um den großen Preis des Instituts zu bewerben. Von drei oder vier Kandidaten wird eine gekrönt und für die beste erklärt, aber von wem? Man sollte glauben, von den Mustern des Instituts. Weit gefehlt! Diese Herren gehören allerdings zu der Jury, bilden aber nur einen geringen Theil derselben. Die fünf Sektionen der Akademie der schönen Künste, Malerei, Architektur, Bildhauerei, Kupferstecherkunst und Musik, sind alle zusammen berufen, über die Werke der Preisbewerber zu entscheiden. Es besteht also nur ein Fünftheil davon, sowohl für die Musik wie für die anderen Künste, wahre Sachkenntniß. Kann dabei wohl ein gerechtes und einsichtsvolles Verdikt herauskommen? Von allen Künsten ist aber die Musik vielleicht diejenige, deren Beurtheilung gerade die genaueste theoretische Kenntniß erheischt. Ein Musikstück von so ernstem und gediegenem Stil, wenn so strengen Verhältnissen und so schwierigen Bedingungen, wie es bei einer Preisbewerbung gefordert wird, kann nur von vollendeten Tonkünstlern, die sich auf den Kontrapunkt und die Fuge verstehen, die in allen Musik-Gattungen unterrichtet sind und den größten Theil der Werke älterer und neuerer Meister von Grund aus kennen, gehörig gewürdigt werden. Leute, die keine Sachkenntniß haben, können den Werth einer Composition nicht beurtheilen. Zwar sind die Schönheitsbedingungen eines lyrischen Werkes dem Eindruck untergeordnet, den es bewerbringt; aber es giebt nichtsdestoweniger in jeder Kunst eine erhabene Sprache, die ihre Erfordernisse und Gesetze hat, von denen die große Masse nur die oberflächliche Wirkung faßt, ohne den wissenschaftlichen und geheimnißvollen Bau zu begreifen, in welchem die äußeren Formen, deren Anblick die Menge begaubert, ihre Grundlage haben.

Man gehe den Malern, Kupferstechern, Architekten und Bildhauern des Instituts einen Musikalischen Gemeinsinn, und die Meinung aus der C-moll-Symphonie zu hören, ohne die Namen der Autoren zu nennen, und es sit hundert gegen eins zu wetten, daß Beethoven nicht der Erwählte der Akademie seyn wird. Wer erinnert sich nicht der Jury für die Malerei, die ein von einem jungen romantischen Künstler eingereichtes Gemälde der Zulassung in den Salon sie unwürdig hielt? Nach dieser Zurückweisung gestand der Künstler ganz ehrlich, er habe den gelehrten Aeropag dieser Herren nur auf die Probe stellen wollen, indem er ihnen einen Riviera, dessen Spur sich seit langer Zeit verloren, zur Prüfung vorgelegt. Und im vorigen Jahre erst wurde die musikalische Section, um einen näher dieselbe gehörigen Fall anzuführen, als sie die zu Ehren der Jury komponirte Kantate dreimal hatte, von den anderen Sektionen, die ihre Stimme und den Preis anderswohin wandten, förmlich Lügen gestraft.

Wenn der Preis des Instituts einmal gewonnen ist, so ist es mit Recht oder nicht, mehr oder minder Talent besitzt der Gekrönte doch immer, so bezieht sich dieser auf Staatskosten nach Rom, wo er dort drei Jahre zu studiren, und was wohl? Die Sitten, Trachten und Merkwürdigkeiten; wahrlich für einen Musiker eine sehr fruchtreiche Arbeit! Man begreift, daß Maler, Bildhauer und Architekten von ihrem Aufenthalt in der Hauptstadt der christlichen Welt bedeutenden Nutzen ziehen können. Die Denkmäler, die Statuen, die Gemälde aus der großen Schule, worau jene Stadt so reich ist, liefern den jungen Zöglingen dieser Künste mannigfaltigere und seltenere Vorbilder. Aber die Musiker, was wollen die in Rom? Das dortige Theater steht jetzt auf niedriger Stufe; Neapel, Florenz und Mailand besitzen weit ausgezeichnetere Bühnen. Die Musik also ist es nicht, was die Musiker dort studiren können. Fern von uns sey die verletzende Absicht, die unzähligen erhabenen Meisterwerke der Italiänischen Tonkunst im geringsten herabsetzen zu wollen. Alle Schulen erröthen ihnen zu viel, sie sind von zu viel Glanz und Ruhm umgeben, als daß sie haben sich die allgemeine Bewunderung mit zu gutem Rechte erworben, als daß die Ueberschätzung es wagen dürfte, sich bei zu ihnen zu gesellen. Man wird jedoch bedenken, daß die materiellen Bedingungen der musikalischen Studien mit denen der anderen Künste gar keine Aehnlichkeit haben. Um schöne Gebäude und schöne Statuen des Alterthums zu sehen und zu studiren, ist es nothwendig, den Ort zu verlassen; aber die schönen Partituren der großen Komponisten findet man in Paris eben so gut wie in Rom. Der strenge Befehl Leo's X., daß Allegri's Miserere nur in der Sixtinischen Kapelle ausgeführt werden solle, hinderte einen der berühmtesten Tondichter nicht, das von dem heiligen Vater erlassene Verbot der Kopirung dieses Werkes zu vereiteln, und dem guten Gedächtniß Mozarts, der daselbst von diesem Hören niederschrieb, verdanken wir es, daß das Monopol zu Gunsten des heiligen Stuhls für dieses Meisterwerk eben so wenig mehr besteht als für jedes andere.

Daß junge Künstler mit solchen kostenfreien Reisen noch dem schönsten und an Erinnerungen reichsten Lande Europa's unter dem Titel eines poetischen Ausfluges belohnt werden, ist erklärlich; wenn aber von Entwickelung des Talentes die Rede seyn soll, so läßt sich kein traurigeres, unfruchtbareres System denken, besonders dem Staat gegenüber, der die Wanderjahre so großmüthig bezahlt. Weniger ungereimt wäre es, in Rom eine Pflanzschule für Dichter zu begründen; die Nähe so vieler bedeutender Dinge, der Heerd der großen Erinnerungen des Alterthums, der Urdrift der herrlichen Denkmäler, die dasig noch stehen, theils in Trümmern liegen, das beredte Schweigen jener Hauptstadt der Welt, wo jeder Schritt ein so mächtiges Echo weckt, die traurige Einsamkeit dieser großen Stadt, die so mannigfache Schicksale gehabt, jene Ruinen, Straßen, Kampfplätze, Forums, Triumphbogen und Tempel, welche zwanzig Jahrhunderte vor uns so viele berühmte Männer, Könige, Konsuln, Kaiser, Feldherren, Redner, Dichter, Geschichtschreiber und Künstler gesehen; dann in der Campagna das Gemälde einer so abwechselnden und gewaltigen Natur, hier dürr, versengt und wild, dort lachend und frisch, überall geschaffig und unermüdlich; dies Alles ist wohl dazu geeignet, in der Seele des Dichters den natürlichen Keim, den der Himmel ihnen gelegt und der oft, leider! oben Erden verdorrt, sich nur dürftig entwickelt, energisch zu besuchten. Der Genius vermag aus eigener Kraft und angeborenen Mitteln nicht zu reisen, was ihm die Einblicke der äußeren Welt mittheilen, und es ist wohl nicht zu kühn, zu behaupten, daß Lord Byron, wäre er in London geblieben, niemals der Lord Byron Venedigs und Griechenlands geworden seyn würde. Beethoven aber brauchte nicht zu reisen. Die Musik lebt nicht von denselben Elementen wie die anderen Künste. Das Anschauen großer Dinge, welches in jeder Künstlerseele die Begeisterung weckt, kann zwar auch auf den Musiker wirken; seine Kunst aber, die vielleicht an die Spitze der schönen Künste zu stellen seyn möchte, ist so unbestimmter, geistiger, überirdischer Natur, daß sie in ihren Werken kein genaues und deutliches Bild von dem Gedanken, der sie bewegt hat, zu geben vermag. Es ist merkwürdig, wie in der Musik gleichartige, so oft ganz entgegengesetzte Leidenschaften dieselbe Sprache reden können, ohne daß das Musikstück an wahrem Ausdruck irgend etwas verliert. Wozu nützt es also jungen Tonkünstlern, bestimmte Anregungen aufzusuchen? Und wenn sie etwa noch bei ihrer Rückkehr nach Frankreich in Folge der Studien, die man bei ihnen vorausetzt, Gelegenheit erhielten, ihr Talent zu zeigen, so wären die

Digitized by Google

Opfer nicht gerade zu bedauern, die ihre musikalische Bildung gefostet; aber die ganze Art und Weise, wie es mit den schönen Künsten in Frankreich steht, ist dem entgegen. Dem Theater-Direktor ist es nur darum zu thun, die Gunst der Menge zu gewinnen. Die Zuschüsse, die er von der Regierung erhält, überheben ihn nicht der Nothwendigkeit eines anhaltend zahlreichen Besuchs, denn er will ja sein Glück machen. Um zu diesem Zweck zu gelangen, schlägt er einen Weg ein, der den meisten jungen Komponisten den Zugang zu seinem Theater verspertren muß. Sodald ein Jüngst Talentirter und dritzehrer Tonkünstler mit einer Partitur in der Hand erscheint, heißt man ihn aufzunehmen; es werden ihm alle möglichs Vergünstigungen angeboten, denn die Hoffnung auf einen pecuniairen Erfolg bewegt den Unternehmer zu allen Arten von Opfern für das Gelingen des Werks; Zeit, Sorgfalt, Aufwand an Dekorationen und sonstiger Ausstattung werden nicht gespart. Das Pariser Publikum darf ja die höchsten Ansprüche machen. Aber es ist viel Zeit dazu erforderlich, eine dreiaktige Oper, diese Musikgattung, in der die meiste Arbeit ist, die pezzi concertati, wie die Italiäner sagen, in Scene zu setzen und einzustudiren. Aus allen diesen Gründen kann das Theater der komischen Oper nur drei solche Werke in einem Jahre geben.

So viele namhafte Komponisten nun Frankreich auch hat, so muß man doch zugestehen, daß sich ihrer drei oder vier in den ganzen Beifall des Publikums theilen, und diese Zahl ist dieselbeen, um die komische Oper beständig zu versorgen. Es bleibt daher nur noch für die einaktigen Opern ein Platz übrig, und so wird es den jungen Komponisten schwer, zu zeigen, was sie in den größten Gattungen für eine Entwickelung, welche der enge Rahmen eines Aktes verstattet, läßt der Musik nicht hinlänglichen Spielraum und liefert dem Tonkünstler nicht mannigfaltige Situationen genug, um sich gehörig auszudehnen, auf verschiedene Schattirungen einzugehen und in seiner Musik die Leiter aller Gefühle und Leidenschaften zu durchlaufen.

Aber, wird man sagen, das heißt bei einem jungen Mann sehen ein sehr hohes Talent voraussetzen, wenn man ihn für zähig hält, sich mit solcher Leichtigkeit in allen Tonweisen und Schreibarten zu bewegen. Allerdings heißt dies von einem jungen Maestro viel erwarten; wir aber einen Preis im Institute unternegungen und sich drei Jahre durch Studien vervollkommnet hat, soll der nicht einmal einen Versuch machen können? Wozu nützt dann eine ernste Ausbildung; von zwei Dingen eines: entweder die Schulen müssen Komponisten hervorbringen, oder nicht. Im ersten Fall kann die Regierung das Talent nicht in der Nähsicht einmischt haben, um ihm dafür die Mittel zum Komponiren zu verleihen. Wozu in der That so viel Geld ausgeben, um Jünglinge die einen anderen Weg hätten einschlagen können, eine unnütze Wissenschaft beizubringen? Sollen aber die Schulen keine Komponisten hervorbringen, wozu dienen sie dann? Man sollte sie in diesem Fall lieber schließen. Doch nein, die Tonkünstler sind wirklich zum Komponiren berufener Werke berufen und nicht allein berechtigt, im Anfang pecuniairen Erfolg zu erwerben, sondern auch, ihren Namen an die unbedeutendes einaktiges Textbuch anzuverbinden, welches später, den Sängern zweiter Klasse andringegeben, nur dazu verhalten muß, die Theatervorstellungen einzuleiten und den Lohn der Arbeit zu sollen, sich zu füllen. So wie die Sachen jetzt stehen, ist also der Lohn der Arbeit verfehlt, und die komische Oper dient nur dazu, ihren Direktor reich zu machen.

Wir haben hier von der großen Oper noch gar nicht gesprochen, und das ist sehr natürlich, denn die Königliche Akademie der Musik nimmt, und mit Recht, nur die hohe Schöne ein, als sie ihre Thüren anderen als vollendeten Meistern öffnen sollte, denen sonhere Erfolge schon das Bürgerrecht in der großen Stadt verliehen haben. Die große Oper von Paris ist, nach einer Aeußerung, die man dem berühmten Komponisten „Rederet des Teufels“ zuschreibt, das Schlachtfeld der Künste. Hier gilt es Kampf; hier muß man in voller Rüstung erscheinen; und man darf sich nicht verbergen, als schwer es für einen Tonkünstler ist, unter die Zahl der auserwählten Kämpen aufgenommen zu werden, welche sich die Palme streitig machen sollen. Um in diese Schranken einzugehen, muß man sich seine Sporen schon anderswo verdient haben. Wo nun aber seine Proben ablegen und sich üben, da auch das zweite Theater Paris größere Werke mag, die einen kleinen Namen an der Stirn tragen?

Italien, welches in künstlerischer Hinsicht für die Welt von solchem Nutzen gewesen ist, giebt uns hierin ein Beispiel, dem wir wohl folgen sollten, und das, ungeachtet der verschiedenen politischen Einrichtungen beider Länder, für Frankreichs Departementals-Systeme sehr gut passen und den Erfordernissen der Kunst wie denen der Künstler genügen würde, indem es zugleich ein wenig zu dem großen Decentralisations-Werk beitragen dürfte, das von der Wohlfahrt des Landes erheischt wird. Der Glanz der Hauptstadt würde dadurch nichts verlieren, denn man will sie ja nicht mit den anderen Städten auf gleiche Stufe bringen, sondern sich im Gegentheil vielmehr, von ihrer Höhe, die die Provinzen so viel als möglich zu erheben; und soll nicht hierin das System einer wohlverstandenen Decentralisirung bestehen?

In Frankreichs großen Provinzialstädten ist das Theater sehr beschränkt und beliebt; die Tonkunst findet daher schon ein ihrer Entwickelung günstiges Element vor; man muß nur Mutzen daben ziehen, und hierzu giebt es vielleicht ein Mittel. Warum beschränken sich zum Beispiel Städte ersten Ranges, wie Rouen, Lyon, Marseille und Bordeaux, auf die Aufführung der in Paris gegebenen Werke? Könnten sie nicht statt dessen auch ihr eigenes Repertoir haben und eine jede im Jahr wenigstens Ein neues, für sie Wihmsperfional komponirtes Werk zur Darstellung bringen? Dichte und Tonkunst würden beide dabei ihre Rechnung finden, und das Vergnügen des Publikums dürfte nicht minder.

Die beispielsweise für die Pariser Oper bestimmten Werke befinden sich auf jenen Provinzialtheatern in der Enge, weil es diesen an den materiellen Mitteln fehlt, welche die Königliche Akademie der Musik verwendet, um nicht nur für das Auge, sondern auch in Hinsicht der Ausführung ein großartiges Ganzes zu Stande zu bringen. Andererseits ist einem Komponisten, der sich für die erste Bühne der Welt eine Oper schreiben soll, kein Vortheil daraus zu machen, daß er sich der innermeisterlichen Hülfsmittel, die man zu seiner Verfügung stellen kann, in ihrem ganzen Umfange bedient. Aber was wird aus diesen großen Werke, wenn man es in ein Theater einzwängt, das kein solches Personal von Schauspielern, Sängern, Tänzern, Chorsilen und Musikern hat. Der ganze Werth der Darstellung dieser aufsaudendsten, feinsten, gewaltigen Werke besteht in dem Massenbadten und in dem vortrefflichen Ensemble, womit sie aufgeführt werden. Man sehe dagegen, einmal den Jammer, wenn es an hinreichend starken Chören zu den von dem Drama und der Musik erforderten Theilungen und Unterabtheilungen fehlt, wenn das Orchester nicht alle nothwendige Instrumente hat, oder wenn es an irgend einem anderen Zubehör zur Ausführung gebricht! Da verwandelt sich das Vergnügen plötzlich in Ekel, der Zuhörer muß sich mit seinen Augen, mit seinen Ohren und mit seiner Phantasie abfinden, und nach vielen Anstrengungen und Ausgaben von Seiten des Direktors fällt das Werk durch. So wäre es vor einiger Zeit in Lyon den „Hugenotten“ fast ergangen; Meyerbir's Anwelenheit allein hielt die Oper aufrecht. Und doch gehört das Lyoner Theater noch zu denen, welche die reichsten Hülfsmittel besitzen. Wenn nun also, statt daß so viel Zeit und Geld aufgewendet wird, um nichts als eine matte Kopie von dem Original zu erhalten, wir solche Paris an seine Mitteln noch stärker anspannen, wenn statt daß große ganz vollendete Kompositen für jede große Stadt eine Partitur schrieben, die den Kräften des Theaters angemessen und deren Musik eigens für die Sänger komponirt wäre, die sie singen sollen, würde das nicht ein großer Vortheil für die Künste und den guten Geschmack sein? Der Dichter würde seine ganze Kraft auf die Aufschrift auf die Darstellung und besonderer Talente eines Jedem absassen, und damit wäre schon viel gewonnen; vor Allem aber würde der Komponist von jedem Sänger nur das fordern, was dieser zu leisten vermöchte. Der Tenor brauchte sich, wenn er seine hohe Stimme hätte, nicht mit Rollen abzuquälen, die für Andere geschrieben und die er doch übernehmen soll. Die Sängerin könnte sich mehr ihrer natürlichen Anlage überlassen und mehre Musikstücke besser vortragen, in denen nicht alle hohe, tiefe und Mittel-Töne vorkommen, die nur in Mlle. Falcon's Kehle liegen, deren Rollen daher in der Provinz natürlich verstümmelt werden müssen. Chöre und Instrumentalmassen würden sich der Zahlreichen berechnet, die sie ausführen sollen. Auf diese Weise würde man gar nicht so problematische, aber natürliche und gute Wirkungen erreichen. Ein Jeder wäre in seiner Eigenthümlichkeit und in seiner Sphäre beschäftigt und trüge so zu einem sie alle erleuchten und beseelergenden Ganzen bei. Die Provinzial-Städte wären unabhängig in Hinsicht auf die Kunst und hätten nicht den Originalwerke, die man anderwärts geben könnte. Da jede große Stadt ein Opern-Personal besitzt, so könnten sämmtliche mehrere Kompositen ihre Proben zu gleicher Zeit ablegen. Der Geschmack des Publikums müßte sich dann selbstständig entwickeln und sein eigenes Urtheil aussprechen, weil er die Meinung der Hauptstadt nicht mehr zur Führerin und seinen Führer zu haben brauchte. Viel Rücksichten, die, was man auch sagen mag, auf die allgemeine Stimme einen bedeutenden Einfluß ausüben. Die Kunstbildung würde sich solchergestalt unter den einzelnen Bevölkerungen verbreiten, in wenig Jahren könnte Frankreich mit sinn oder sechs von verschiedenen Komponisten ausgebeutenen Theatern ein eben so musikalisches Land werden wie Deutschland und Italien, denen bei weitem nicht so mannigfache und reiche Hülfsquellen in intellektueller (?) und sinnlicher Hinsicht zu Gebote stehen, wie der Französischen Nation. Freilich würden die hier vorgeschlagenen Mittel einige Kosten verursachen, die General- und Municipal-Conseile müßten von den Steuererhöhungen einige Anstrengungen mehr verlangen, aber es ließe sich ja leicht nachweisen, wie sehr das allgemeine Beste dabei betheiligt ist, als daß man nicht augenblicklich auf so lohnenswerthe Zwecke eingehen sollte. Die großen Gewerbe- und Handels-Unternehmungen gelingen so trefflich, daß man dessen darf, es werde für die Kunst ebenfalls etwas gethan werden. Auch der Geist hat seine Eisenbahnen; dies möge die Verwaltung bedenken; es eröffnet sich hier eine reiche Zukunft.

Bibliographie.

Pérégrinations d'une Paria. (1833, 34.) — Von F. Triston. 2 Bände. 15 Fr.

Nouveau manuel complet de Marine. Manoeuvres du navire et de l'artillerie. — Von Verdier. 2 Bde. 9 Fr.

La Revue des Armées de terre et de mer; recueil mensuel militaire et politique. — 1ste Lfr. 1ste Lieferung. Erster Jahrgang. 6 Fr.

Le testament d'un gueux. — Von Gurrin. 2 Bde.

Histoire du droit français. — Von Laferrière. Zweiter Theil. 8 Fr.

Voyage au Mont-Rose. — Von P. R. Rochette und J. L. Demerson. Kenolte-Saulnier.

Observations sur les phénomènes extraordinaires produits par les insectes, leur influence sur les plantes, les animaux et l'homme. — Von Latour-Marliac. Toulon.

Répertoire des travaux de la société de statistique de Marseille. — Erster Jahrgang. Marseille. 8 Fr.

Clinique homoeopathique. — Von B. Mataist.

Galeries historiques de Versailles. — Herausgegeben von C. Gavard. (Jede Lieferung mit zwei Stahlstichen und mit Text von J. Janin kostet 1 Fr.)

Digitized by Google

Türkei.

Die Reformen des Osmanischen Reichs.

(Schluß.)

Die Oekonomie eines Staats befördert nicht in bloßer Einschränkung der Ausgaben, sondern wesentlich in einer klugen Ordnung; gerade diese fehlt bei der Türkischen Armee. Der zu Konstantinopel wohnende Fremde muß erstaunen, wenn er von den Truppen des Westes, des Seriasker, den Truppen dieses und jenes Paschas und auch von den Truppen des Großherrn sprechen hört. Diese Sitte, den hohen Würdenträgern Truppen-Corps zu bekommen, welche sie auf eigene Kosten unterhalten und unterhalten müssen, macht jedenfalls die souveraine Gewalt des Oberbefehls schwächen und muß das Zusammenwirken aller Theile der öffentlichen Macht stören, da diese Truppen sich nicht als Werkzeuge des Reiches und seines Oberherschers, sondern der Person dessen, der sie anwirbt und nährt, betrachten. In der Hauptstadt selbst, wo der Sultan auch Truppen hat, können die der anderen Heeren nicht so sehr nach Willkür Böses thun, aber in der Provinz hat der Pascha seine Soldaten ganz allein und hat durch sie eine schrankenlose Gewalt, die er bei jeder ihm günstig scheinenden Gelegenheit mißbraucht und die gegen die Völker anwendet, zu deren Schutz er scheinbar eingesetzt ist. Die unglückliche Wahl der Oberoffiziere dem Landherer macht sich noch viel fühlbarer bei der Marine. Fast immer ist ein Seriasker dem Kommando eines unwissenden Menschen anvertraut. Die Türkischen Schiffe können heutigen Tages nur in einer beschränkten Jahrezeit segeln und können die Sicilischen Gewässer nicht befahren. Auch ist seit lange die Türkische Flotte mit keinem Feinde zusammengestossen, ohne von ihm wenigstens verbrannt, in den Grund gebohrt, oder genommen worden zu sein.

Im gegenwärtigen Augenblick sind die Kriegsstärke der Türkei wenig beträchtlich, sie haben keine feste, Achtung einflößende Haltung, sind unfähig, sich in Uebereinstimmung zu bewegen, und vor Allem verlassen von der Hoffnung des Sieges. Wenn man diese Lage der Dinge durch Aufzählung des alten Schlendrians noch vervollständigt, so wird es sehr schwer halten, von den anderen schon eingeführten Reformen einen kräftigen Nutzen zu ziehen. Vielleicht, daß eine kommende Regierung die Früchte ärndtet von den Reformen und Ideen, die von der jetzigen Regierung erst als schwache Saatkörner ausgestreut worden sind.

Die Verschlechterungen der Münzsorten sind auf eine Art, wovon wir oben gesprochen haben. Die Annahme einer allgemeinen Uniform, regelmäßiger Waffenübungen und neuer Bewaffnungsarten dient schon sehr schwer, und es kostete einen großen Aufwand von Geschicklichkeit, Festigkeit und Mut, den Vorurtheilen, die ihr widersetzt haupt entgegen, Schranken zu gebieten. Die Verbesserungen des Sultans sind Früchte getragen, und man sieht heutzutage eine Masse von jungen Männern, die nach dieser Methode und nach den neuen Grundsätzen eingeübt sind. Die junge Generation schreint sogar mit Liebe dafür zu sein, und man darf annehmen, daß dieser Reformanwis jetzt sicher gegen Rückschritte und Neigungen ist. Jetzt ist nicht zu vergessen, daß wir hier nur von der Hauptstadt sprechen; die Provinzen sind den glücklichen Neuerungen fast noch ganz fremd. Die Resteng hat immer mehr und bleibendere Berührungspunkte mit dem Auslande, als die Provinz; in ersterer ist auch in der Regel höhere Bildung, die natürlich höhere Leistung gewährt, und mit anderen handelnde Menschen mit sich führt, und daher finden die fremden Ideen eher Eingang in Konstantinopel, als in der übrigen Türkei. Hier hängt es vom guten Willen, der Einsicht und der Energie des Paschas ab, Verbesserungen an die Stelle der alten Mißbräuche zu setzen. Ein gutes Mittel, die Reformen zu verbreiten, wenigstens anfangs, wäre, wenn man ihrem Anblick vertraut zu machen wüßte, wenn man sich entschlösse, einen periodischen Wechsel der Garnisonen zu bewerkstelligen.

Mit Recht kann man sich jedoch darüber wundern, daß, so thätig auch das Streben für Verbesserungen der Anstalten und Gewerbe bei der Türkischen Regierung hervortritt, doch gar nichts für die Belebung des Ackerbaus geschieht. Der letzte Krieg hat bewiesen, daß die Getreideprovisantirung Konstantinopels das Getreide von Dessa vollig ist, denn die reichen, herrlichen Ebenen von Mysien, Macedonien und Thrazien liegen brach! Wo ehemals sich majestätische Städte erhoben, wo zahlreiche Völkerschaften im Wohlstand schwigten, da sind jetzt Wüsten und hungerige Wetter oder Wasser! Um den Ackerbau dieser sonst so lachenden Fluren zum Gipfel der Blüthe zu bringen, bedarf es meiter nichts, als Schutz von Seiten der Regierung, als die Erlaubniß für den Landmann, seine Kenntnis auszuüben und damit handeln zu dürfen. Man sagt, die Vernachlässigung dieser so hochwichtigen Pflege der Landes-Kräfte rühre von einem Vorurtheil der Religion her. Allein man müßte man diese Vernunftung sehr wahrscheinlich finden, wenn man für die Nachlässigkeit der Türkischen Staats-Verwaltung eine Entschuldigung dadrig hätte.

Die übrigen den Fremden nachgeahmten Einrichtungen sind an sich unbedeutend, doch ein großer Fortschritt im Verhältniß zu dem Zustande der Türkei vor dreißig Jahren. Die Modifikation der Kleider-Tracht hatte einen weit wichtigeren Gedanken zur Grundlage, als viele Europäer und viele Türken glaubten. Der Sultan selbst machte damit den Anfang; durch die Aufhebung der Verschiedenheit der Trachten und Abzeichen sollte der erste Schritt zur Annäherung an Europa geschehen und die bürgerliche Gleichstellung der Rajas mit den Muhammedanern vorbereitet werden. Welchen großen Einfluß die Verschiedenheit der Trachten auf die Gesinnung der verschiedenen Stände und Bürgerklassen gegen einander ausübten, kann man bei uns an Adel, Geistlichkeit und Juden seit der Revolution sehen. Letztere waren, so lange sie sich durch ihre Kleidung von den übrigen Bürgern absonderten oder durch schmähliche Gesetze absondern mußten, vom gemeinen Manne für unfähig gehalten, am Genusse bürgerlicher Rechte Theil zu nehmen, während jetzt, wo sie sich wie jeder Andere kleiden, der christliche Bürger sich im Leben an sie anschließt, selbst in Ländern, wo sie noch durch das Gesetz von ihm entfernt sind.

Mit der Abschaffung des früheren Kostüms hat der Sultan auch eine früher nicht gekannte Einfachheit im Ceremoniell des Hofes eingeführt. Der Soldatenrock bildet jetzt, wie bei den meisten Europäischen Fürsten, das Gallakleid; die Eunuchen haben die Ausseben schon faft ganz verloren, und bald wird es schwierig sein, gar keine mehr im Serail gehen. Die fremden Gesandten werden nicht mehr mit so viel Dünkel, Lächerlichkeit und Anmaßung behandelt, sondern werden auf die einfachste Weise bei Hof eingeführt. Der Sultan erbeitet mit seinen Ministern, macht mit Personen und Dingen Bekanntschaft, um sich über Alles zu belehren, und zeigt sich jedenfalls seinem Volke, statt daß seine Vorgänger nur am Freitag beim Gang in die Moschee sichtbar waren.

Das Studium der abendländischen Sprachen war von den Türken verachtet, sie hielten es gar für eine Art von Abfall von der Reinheit des überlieferten Glaubens; jetzt hat man dies Vorurtheil schon weit hinter sich; die Französische Sprache wird eifrig getrieben, und viele Beamten, man sagt, der Sultan selbst, sprechen sie. Wenn einmal die Sprachen des Europäers in der Türkei verbreitet sein werden, werden sich auch seine besseren Gedanken dort Eingang verschaffen. Die Regierung wuntert das Studium der fremden Sprachen auf. Unter Anderem werden auf ihren Befehl viele wissenschaftliche Werke des Auslandes, besonders militairische und medizinische, ins Türkische übersetzt; sie giebt auf ihre Kosten eine Französische Zeitung heraus, und man gebt damit um, in Konstantinopel auch eine Zeitung in Griechischer Sprache zu gründen.

Bei den wirklich schon gemachten Fortschritten und bei den weit größeren, deren Keim schon da ist, bleibt jetzt noch die Frage: wird die jetzige Dynastie gutmüthschaftlich mit dem Volke oder letzteres allein die Früchte sammeln? Daß das Türkische Reich im Zustand einer gewaltigen Krisis ist, giebt Jedermann zu; möglich, daß es derjüngt aus dieser Krisis hervorgeht, möglich, daß es sie mit seinem Zusammensturz beendigt. Wann man die letzte Hälfte der Vermuthung wahrscheinlich findet, so kann man sagen, daß die Verbreitung neuer und besserer Ideen ein großer Gewinn für denjenigen ist, der im Besitze des Machtspruchs sein wird. Er wird den Weg gebahnet für die Unterwerfung der Türken finden, sie werden sich mit viel weniger Hartnäckigkeit unter sein Joch schmiegen, als es die Türken des 16ten, 17ten und 18ten Jahrhunderts gethan haben würden. Man täuschte sich nicht über den Patriotismus des Muselmannes. Die innige Liebe der Vaterlandserde waren den Türken von jeher fremd; dagegen ist ihm das Gefühl eines Volksvorbandes nicht ganz fremd. Den heimischen Boden zu vertheidigen im Sinne der alten Griechen, weil er die Wiege der Götter und Stammväter ist, singt ihm nicht am Herzen; dagegen wird er für sein Volk kämpfen, das sich ihm als eine gleiche Glaubensgenossenschaft darstellt. Eben so hatten die barbarischen Besieger Roms wohl ein Gefühl von Volksthümlichkeit, nicht aber das des Patriotismus. Diese Volksthümlichkeit aber wird durch den Eindrang fremder Sitten und Gedanken täglich lockerer und wird die besiegten Türken geliebig machen für die Gesetze des Siegers. Hätte Rußland wirklich die Absicht, das Türkenreich zu stürzen und sich zu nehmen, es stehe soll auf fein Hindernis von Seiten der Türken selbst, wenn erst die Truppen zerstreut sind. Unzerstreut warten Tausende von Griechischen, Armenischen und Lateinischen Christen nur auf den ersten Wink Rußlands, sich ihm zu unterwerfen und ihm zahlreiche Hilfsvölker zuzuführen. (B. U.)

Amerika.

Die Alterthümer der Neuen Welt.

Daß auch Amerika seine Alterthümer habe, glaubt man in unserem Europa erst seit wenigen Jahrzehnden. Was uns Europäer in diesem Punkte so lange unglaubig machte, war der eingewohnte Gewohnheit, den Neuen Kontinent als einen Weltheil zu betrachten, der kaum die erste Stufe der Kindheit überschritten haben sollte. Wie sehr auch die Geschichte von Peru's und Mexiko's Kulturgeschichten zeugten mochte: immer malte uns die Phantasie Amerika's Fluren wild und jungfräulich, als wären sie unlängst erst dem Chaos entstiegen.

Und doch erheben sich mitten in jenen unburchdringlichen Urwäldern, in jenen Einöden, die kein menschlicher Fuß jemals betreten zu haben schien, ganze Städte, Bauwerke, imposant durch ihren Charakter und ihre gigantischen Verhältnisse, Bauwerke, die, um mit Chateaubriand zu reden, vormals Wälder beherrschten und jetzt auf ihren zerrümmerten Zinnen Wälder tragen.

In den westlichen Staaten der Union findet man große Tumuli oder künstliche Hügel, die einer sehr frühen Generation als Grabstätten dienten, und unermeßlich ausgedehnte Erdwälle von den verschiedensten Formen. Bei den heutigen Indianern hat sich keine Sage erhalten, die dis zur Gründung jener Wälle hinaufreichte. Die antike Verschanzung in der Nachbarschaft von Chillicothe ist auf einem Raume von hundert Morgen Landes errichtet; die Erdmauer derselben hat bei zehn Fuß Höhe zwanzig Fuß Breite, und es umgiebt sie ein zwanzig Fuß tiefer Graben. Von den Mündungen der Cataragu's in den See Erie erstreckt sich eine antike Linie von Erdwällen hundert Englische Meilen lang gegen Süden; und in den westlichen Theile des Staates New-York entdeckt man Spuren ähnlicher Befestigungen, die wenigstens 500 Morgen Landes bedecken.

Die Tumuli im Norden haben gewöhnlich eine kleinere Dimension, als die südlichen; der Durchmesser der ersteren beträgt nur zehn bis sechzig Fuß, wogegen die letzteren über achtzig bis neunzig Fuß hoch sind. Der Staat Saint-Louis gegenüber erhebt sich ein 100 Fuß hoher Tumulus, der an seiner Basis 2900 Fuß im Umfang hat; und im Stromgebiete des Mississippi sind man deren wenigstens 3000; die kleinsten derselben haben an 100 Fuß im Durchmesser. Auch sogenannte

Digitized by Google

cyklopische Steinmauern aus großen unbehauenen Blöcken sind in mehreren Gegenden Kentuckis's aufgefunden worden.

In dem Staate Kentucky befinden sich Ruinen einer alten Stadt, die ein Areal von fünf- bis sechshundert Morgen einnehmen. Diese Ruinen sind mit sehr dicken Erdschichten und mit Waldung von drei oder vier Perioden (jede Periode zu 500 Jahren) überkleidet; folglich muß die Zerstörung der wenigstens anderthalb Jahrtausende erfolgt seyn; und was hinüber war, zuzunehmen, daß die Erbauung dieser Stadt die in Homer's Zeitalter hinaufreiche?

In dem Staate Massachusetts erhebt sich am Ufer des Mississippi ein merkwürdiges Denkmal anderer Art: es ist dies ein großer Festungswall mit einer Unzahl eingeschnittener Inschriften in unbekannten Charakteren. Ein verschiedenen anderen Orten gewahrt man ähnliche Schriftzüge, die gleichfalls in Felsenwände eingegraben sind.

Süd-Amerika bietet uns seine Monumente auf einem engeren Raume. Dem hat alte Bauten aus Stein aufzuweisen, die schon zu häufig beschrieben sind, als daß sie hier noch ausführlich beschrieben werden brauchten. Wir erwähnen daher nur die Feste von Cuzco, die von Tambo, den Sonnen-Tempel von Cuzco und den von Callo, die 30 Miglien lange steinerne Mauer bei Huaracaje; die Kanäle von 120 und 150 Fuß Meilen in der Länge, welche nur zu Bewässerung der Weideplätze angelegt waren, und vor Allem die beiden breiten Straßen Hochkraigs, von denen jede 500 Meilen lang ist. Der Inka Huayna Capak wollte, nachdem er alle seine Feinde besiegt hatte, eine Reise durch die Provinzen seines Reiches machen. Auf die Kunde von dem beabsichtigten geokartigen Triumphzuge des angebeteten Herrschers legten seine Unterthanen sogleich Hand ans Werk; sie ebneten Hügel, füllten Thäler mit Damm-Erde, unterbrachen die Felsschichten durch Minen, mußten und beachten mit erstaunenswürdiger Kunst und Schnelligkeit eine Bahn zu Stande, die in gerader Richtung 500 Meilen weit sich erstreckte. Als die Inka bis zur äußersten Gränze seiner Staaten gekommen war, sprach er den Wunsch aus, längs dem Meeres-Ufer zurückkehren zu können, und sogleich bauten ihm seine Völker, mit noch Jahre, eine andere Straße von derselben ungeheuren Ausdehnung, deren solide Struktur noch jetzt hohe Bewunderung erregt.

In Neu-Granada fanden die Spanischen Eroberer zwar keine Monumente, aber wenigstens eine bedeutend vorgeschrittene Civilisation. Die Eingeborenen theilten ihr Zeit in Wochen, Monate und Jahre; sie besaßen in Stein geschnittene Kalender und bestimmten ihre Epochen nach Sonnenzeigern in Gestalt großer Säulen. Bei ihnen fand man auch die Kunst, Metalle zu schmelzen, welche den übrigen Amerikanern unbekannt war. Brasilien hat bis und wieder Trümmer von antiken Gebäuden aus Backsteinen aufzuweisen; und an den Absindungen der Flüsse Amazon und Neworete erheben sich Festen, in welche Charaktere von vierzig Fuß Höhe eingegraben sind. Diese koloffalen Charaktere gleichen der Phönizischen Schrift; man unterscheidet sie aus einer Entfernung von einer halben See-Meile.

In innern Süd-Amerika, einer noch wenig erforschten Region, sind seit neuer einige Knabhöhen, denen in Nieder-Ägypten, mit eingeine mit symbolischen Figuren beschriebene Felsen entdeckt worden.

Werden wir uns jetzt nach Mexiko, dem klassischen Boden der Civilisation in der Neuen Welt. Wir verweilen noch nicht bei Palenque, jener verödeten Stadt von acht Stunden im Umkreise, mit ihren Tempeln aus Granit und ihren koloffalen Steinkatus-Arbeiten, — auch nicht bei Milla, der Todtenstadt, wo Mauern von muffischer Arbeit, monolithische Säulen und Ornamente in Griechischem Geschmack unseren Blicken sich enthüllen. Eine jablose Menge anderer archäologischer Denkmäler, die in gleichem Grade unsere Bewunderung in Anspruch nehmen, ist über das ganze Land verbreitet.

Da entdecken wir gigantische Tumuli, theils aus Erde, theils aus Steinen und Kalk, oder Ziegelsteinen aufgeführt. Einige derselben sind ohne Eingang, während andere von einer Gallerie oder zwei sich kreuzenden Gallerieen durchbrochen werden. Diese Gallerieen haben zum Theil durchbrochene Bogen-Wölbungen und sind mit regelmäßig behauenen Steinplatten ausgelegt. Mit dem Tumuli innen-Gallerieen vergleichen die kolossalen ersteinbrochenen Altäre von 30, 60 oder 80 Fuß Höhe (Teocalli's), aus behauenen Steinen, mit plattem Dache, das bisweilen einen Tempel als Ueberbau hat. Der Aumuel, welches die Steine der Teocalli's deckelet, ist sich ungetheilbar. Andere höchst merkwürdige Alterthümer von Mexiko sind: die verschiedenen Pyramiden, nach ähnlichem Prinzipe gebaut, wie Aegyptens Spitz-Pyramiden, nur von verschiedener Form — die unterirdischen Grab-Monumente aus Stein, mit mehr oder weniger Skulpturen geziert — die cyklopischen Brücken, worunter eine, deren Bogen von zwei riesen gewölbten Steinen gebildet wird — die massiven Wasserleitungen — eine Menge Statuen und Basteliefs aus Kalkstein, Granit, Jaspis und Porphyr und viele andere Dinge.

Diese Arbeiten stammen ohne Zweifel, wie die alten Erzeugnisse der Kunst bei allen übrigen Nationen, aus verschiedenen Epochen. Einige haben einen rohen und barbarischen Charakter, während andere von echtem Sinne für das Schöne zeugen. Hier, wie in Aegypten, bleiben solche Bildwerke, die sich auf Gegenstände der Verehrung beziehen, durch alle Perioden der Kunst unverändert; man kunterlt die Verehrung nur an Nachbildungen von Gegenständen des gewöhnlichen Lebens.

Mexikere Thole der alten Mexikaner sind aus den härtesten Stoffen mit wahrer Meisterschaft gearbeitet. Dahin gehört z. B. ein kleiner Kopf aus gelb und weiß gebrochem Quarze, im Besitze des Herrn Galinde, Statthalteres einer Binnen-Provinz von Mexiko. Von diesem vortrefflich ausgeführten Köpfchen hat Herr Farey eine Kopie genommen. Als plastische Kunstwerke verdienen besonders die Reliefs in Stuckatur, welche den großen Tempel von Palenque zieren, rühmende Erwähnung. Zartheit und Anmuth der Formen paaren sich hier mit bewundernswerther Feinheit und Zierlichkeit der Draperieen.

Die Monumente von Palenque sind, gleich denen des alten Mexiko nach dem Aegyptischen Prinzipe der Böschung (en talus) gebaut. Dieses Prinzip mußte ihnen, im Vereine mit dem gewählten Material und der Großartigkeit ihrer Dimensionen, dieselbe Dauer sichern, wie den Pyramiden und Tempeln Aegyptens; dennoch befinden sie sich weit mehr im Verfalle. Man darf aus diesem Umstande schließen, daß Palenque und Alt-Mexiko in eine mindestens eben so fehle Periode hinaufreichen, als die Riesen-Bauten der alten Aegypter.

Die Hieroglyphen auf den Ruinen von Palenque haben ihrer Form nach mit den Aegyptischen Hieroglyphen nichts gemein; anderen sind jene in Relief und nicht hohl eingegraben, wie die letzteren. Am meisten überrascht uns aber der Umstand, daß die Bilderschrift der Azteken (des Volkes Montezuma's) von den Charakteren auf Palenque eben so verschieden ist, obschon beide demselben Lande angehören.

Noch verdient Beachtung, daß die Lehrart der Grund-Malweise in ihrer Bauart manches Eigenthümliche haben. Alle diese Tempel sind bedeckt, und man findet in Palenque keine eigentliche Pyramiden, während im nördlichen Mexiko jedes dem Götzen-Kultus gewidmete Gebäude nur ein ungeheurer pyramidalischer Altar ohne Dach ist, auf dessen Plattform die religiösen Ceremonien unter freiem Himmel begangen wurden.

Als die Azteken, das Volk Montezuma's, im zwölften Jahrhundert unserer Zeitrechnung Mexiko in Besitz nahmen, fanden sie alle diese großartigen Denkmäler schon vor und seitdem sie, weil die einheimische Sage nicht weiter hinaufreicht, Jahrhunderte lang wohnen, den 13ten Jahrhundert, welche um das sechste Jahrhundert auf dem Plateau von Mexiko angelangt waren. Vermuthlich hatten jene Tolteken, die von Norden her einwanderten, den Anbau Nord-Westlichster nach Amerika hindurchgeschlitter Stämme weichen müssen. Im Jahre Norden findet man ihre Spur in Denkmäler aus Stein; auch können diese Vermuthung ist Grund genug, um den Tolteken die Ehre der Erbauung Palenque's abzusprechen. Begnügen wir uns einstweilen mit dem negativen Gegenbeweis, bis die auch auf diesen Gebieten immer tiefer eindringenden Forschungen etwas Positiveres über die-alte Geschichte Amerika's als Resultat liefern werden.

(A. U.)

Mannigfaltiges.

— Philosophie in Holland. Der Professor Philipp von Heusde in Utrecht genießt seit seinem Vaterlande den Ruf, der größte Philosoph Hollands zu seyn. Vierachtel seines Beifalls sind die Sache etwas genauer, so ist es nicht eigentlich Philosophie, was Herr von Heusde treibt, sondern nur ein philosophisches Studium der Alten, namentlich aber der Sokratischen Lehre und der Schriften des Plato. Was bei uns höchstens in die Geschichte der Philosophie gehört, zum größten Theil aber in das philologische Gebiet einschlägt, stellt der Utrechter Professor als die würdigste Aufgabe der menschlichen Forschung, als das letzte Resultat aller Bildung und Gelehrsamkeit dar. Nachdem er selber in lateinischer Sprache zwei Schriften über die Philosophie des Plato herausgegeben*), ließ er die deutschen Gegenstand in holländischer Sprache ein dreibändiges Werk erscheinen, das ihm viele Bewunderer und Nacheter verschafft hat. Kürzlich sind von ihm auch: „Briefe über das Studium der Philosophie, besonders in unserem Vaterlande und zu unserer Zeit" erschienen.**) Darin, wie in seinen früheren Schriften, spricht er sich mit großer Entschiedenheit gegen alle spekulative Philosophie als eine „dem gesunden Menschenverstande" einen ärgerlichen Anstrich erhält) und insbesondere gegen die philosophischen Systeme der Deutschen aus. Viele Versuche, sagt er, seyen bereits gemacht worden, um diese Systeme auch auf Holländischen Boden zu verpflanzen, doch hätten sie hier niemals Wurzel fassen können, und die verderbliche Kultur hätten daher immer einen ersticken Charakter behalten. Die Jugend Hollandern am meisten zusagende Philosophie sey und bleibe das Studium der Alten, deren Verständniß dem neueren Europa von hier aus zuerst geworden sey. Männer, wie Hemsterhuys, Walckenaer, Ruhnkenius, Wyttenbach und Andere, dürfen sich nicht etwa blos auf die Interpretirung des Buchstaben, auf die Aufstellung der Worte beschränken, sondern auf Interpretirung des Textes beschränkt, sondern seyen vom Geiste der Alten durchdrungen gewesen und auf diese Weise die Lehrer des Schönen und Wahren, die einbringlichsten Muster der Jugend geworden. Man kann Herrn von Heusde nicht absprechen, daß er seinen bochgeschätzten Plato mit Ringen Fleiße habe; er scheint Anmuth und Zierlichkeit, seine philosophischen Schriften sind selbst dem Layen verständlich, der sich um die Wissenschaft des Gedankens niemals gekümmert hat; wenn er jedoch behauptet, die Weise der Holländer, die Alten zu kommentiren und auszulegen, das sey Philosophie, so ist dies eine grundverkehrte Verwechselung eines Mittels mit dem Zwecke. Der sittliche Standpunkt der Alten wird allerdings der Verehrung und der Forschung aller Zeiten würdig bleiben; die Philosophie ist jedoch keine bloße historische Auffassung einer Periode der Wissenschaft — und handelte es sich auch um die Zeit ihrer schönsten Blüthe — sondern wir suchen in ihr das Verständniß der höchsten Begriffe: Gottes, der Welt und des Menschen. Und wer mag es, zu behaupten, daß die Alten auch hier die beste Belehrung geben, das Ziel aller Forschungen und zeigen können?

*) Specimen criticum in Platonem und Initia philosophiae Platonicae.
**) Brieven over het beoefenen der Wijsgeerte, inzonderheid in ons vaderland en in onze tijden, door Ph. W. van Heusden. Utrecht, 1837.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 2½ Ggr. (½ Rthlr.) vierteljährlich, 3 Rthlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Werkzeit der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 146. Berlin, Mittwoch den 6. Dezember 1837.

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

Die erste Amerikanische Ausgabe eines Spanischen Klassikers — nicht etwa eine Uebersetzung, sondern der Urtext mit sehr schätzbaren Erläuterungen begleitet — liegt vor uns. Eine solche Erscheinung verdient näher besprochen zu werden; sie beweist uns nicht blos, daß man sich in Amerika mit der Spanischen Literatur immer mehr bekannt und vertraut macht, — sie deutet zugleich, im Zusammenhange mit vielen anderen Thatsachen, auf den großen Prozeß geistiger Befreundung hin, welcher zwischen allen civilisirten Völkern im Werke ist. Diesen Prozeß haben die Begebenheiten und Umwälzungen der neuesten Zeit theils eingeleitet, theils rascher gefördert. Fehler faß jedes Volk innerhalb seiner Gränzen eingesperrt und wußte von seinen Nachbarn kaum so viel, wie wir jetzt von Siam oder Japan. Ein Strom, eine Bergkette, eine imaginaire auf der Karte gezogene Linie schied ein Land von dem andern vollständiger, als jetzt der weite Ocean. Wie hat sich dies geändert! Die Theile des christlichen Staaten-Systems stehen in Mitleidenschaft zu einander, wie Glieder und Organe eines und desselben Körpers; die äußersten Enden Europa's sind einander näher gerückt, als vormals die Provinzen einer Monarchie. Die schrecken und leichten Communications-Mittel, die wir den neuesten Entdeckungen der Wissenschaft verdanken, werden das Uebrige thun. Schon jetzt braucht man zu einer Reise von Britannien, dieser ultimo Thule der Alten, die in die südlichste Spitze von Italien weniger Zeit, als Horaz zu seiner Fahrt von Rom nach Brundisium. Ein südländischer Tourist besucht mit dem Dampfboot binnen wenigen Wochen alle Plätze, die in der Ilias und Odyssee namhaft gemacht werden. Jeder ansehnliche Hafenplatz des Europäischen Festlandes wimmelt von Reisenden; Paris und Rom zählen ihre Gäste zu Zehntausenden. Ja, es besucht heutzutage so Mancher fremde Länder, der im eigenen Vaterlande nie über die nächste Nachbarschaft, über den Umfang seines Dorfkirchthurmes hinaus gekommen ist. So gedankenlos und stumpfsinnig ist drum doch wohl Keiner, daß ihn im fremden Lande, unter fremdem Volke nicht eine Art Neugier oder Wißbegier anwandeln sollte, die Sprache, die Schriften, die Meinungen, die Sitten desselben kennen zu lernen. Dabei selbst es auch nicht an gründlich unterrichteten Reisenden, die ein ernstliches Interesse für Kunst und Literatur einer fremden Nation mit nach Hause bringen und daselbe durch gründliche Studien bethätigen.

Es zeigen sich die Wirkungen hiervon in den Reformen, die das Unterrichtswesen in unseren Zeiten erfährt. An den beiden neuen Londoner Universitäten werden nicht blos über die alten klassischen Sprachen, sondern auch über alle neueren Literaturen Vorlesungen gehalten; es sind Dichter und Schriftsteller in sehr schätzbaren neuen Bearbeitungen erschienen, zum Beweise, daß die Professoren auf ihren Posten nicht müßig sind. Viele Zeitschriften, meist sehr geschickt und zweckmäßig redigirt, wirken zu dem gemeinschaftlichen Zwecke, das Publikum mit den Leistungen der Literatur und Kritik des Auslandes bekannt zu machen. Die Engländer haben sich dadurch mehr mit der politischen, als mit der literarischen Geschichte fremder Völker befaßt. Die Geschichte Spaniens namentlich hat in England sehr ausgezeichnete Darsteller gefunden, von denen nur zu bedauern ist, daß sie sich beinahe ausschließlich mit den auswärtigen Staatsverhandlungen und Kriegen der Spanischen Könige befaßt, den inneren Zustand des Landes und Volkes aber, im Dunkeln gelassen haben. Das bekannte Werk von Robertson ist eine Geschichte, nicht Spaniens, sondern Europa's zur Zeit der Regierung Karl's V. Watson's „Regierung Philipp's II." würde mit größerem Recht den Titel: „Der Niederländische Befreiungskrieg" führen, denn dieser macht den Hauptinhalt aus. Hingegen sind in den letzten Jahren in Nord-Amerika, aber von Nord-Amerikanischen Verfassern, nicht wenige Schriften erschienen, welche über den gesellschaftlichen Zustand, den Charakter und die geistige Bildung der Spanischen Nation Licht und Aufschluß geben. An Washington Irving wollen wir hier nur erinnern, da seine neuesten Werke gewiß jedem Leser, mindestens dem Namen nach, bekannt sind. Lieutenant Slidell hat seine Reise durch Spanien beschrieben und die eigenthümliche sociale Physiognomie dieses Landes mit großer Lebendigkeit skizzirt. Cushing's „Erinnerungen aus Spanien" sind zwar ein Gemisch von Wahrheit und Dichtung, enthalten aber nichtsdestoweniger sehr gründliche und nützliche Forschungen über besonders interessante Punkte der Spanischen Geschichte. Des verstorbenen Professors Ticknor „Vorlesungen über Spanische Literatur", am Harvard College zu Cambridge gehalten, sind noch ungedruckt; sie geben eine umfassende kritische Darstellung, dergleichen man in keinem Spanischen Werke findet, und lassen, was Reichhaltigkeit und Gediegenheit betrifft, sowohl Bouterwek als selbst Ausschreiber, den glänzend beredten Sismondi, weit hinter sich. Ticknor's Nachfolger, Longfellow, durch mehrere verdienstliche Schriften bekannt, hat die „Coplas de Manrique", die schönste Perle der Castilischen Poesie des Vier Jahrhunderts, trefflich ins Englische übertragen. Sein Eifer aus Philadelphia haben wir eine sehr gewandte Uebersetzung der „Schelme des Darwede", feine trichte Nebeit. Gegenwärtig nun hat uns Herr Sales, der an demselben Harvard College Lehrer ist, den Fürsten der Castilischen Klassiker, Cervantes, in einer neuen Ausgabe vorgeführt, die in vielen Stücken eigenthümliche Vorzüge besitzt. Wir nehmen davon Gelegenheit, das Buch selbst, den Don Quixote, und seine Bedeutung für die damalige Zeit zu besprechen. Wir haben es ja mit einem Werke zu thun, das populair in einem Umfange geworden ist, wie schwerlich ein anderes, und das nicht blos den Spaniern, sondern in Wahrheit dem ganzen gesitteten Europa als ein Lieblingsbuch zugehört.

Cervantes lebte zur Zeit Philipp's II., als die Spanische Monarchie von der Höhe ihrer Macht herein zu sinken anfing, aber sich mit den äußersten Anstrengungen auf derselben zu behaupten suchte. Das Reich begann schon an Altersschwäche zu leiden und strebte doch noch immer, sich auszudehnen; es hatte seine Flotten auf allen Meeren, es führte Krieg in der alten und in der neuen Welt. Die Waffen im Dienste des Königs und der Katholischen Religion zu führen, war die einzige Ehre des Edelmannes. Alle ausgezeichnete Dichter und Schriftsteller, welche Spanien damals zählte, haben in den Kriegen Karl's V. und Philipp's II. gefochten, sie müssen dem geistlichen Stande gewiesen seyn. Cervantes war arm, aber aus altem edlem Geschlecht; überhaupt waren ein edler Castilier sonst nichts sein, so hat er doch einen Stammbaum. Auch er führte in seiner Jugend und in der ersten Hälfte seines Mannesalters ein unruhiges und abenteuerliches Kriegsleben, von dem er auch dann noch nicht lassen wollte, als er in der Schlacht einen Arm verloren hatte. Unter mannigfachen Schicksalen sah er alle Länder rings um das Mittelmeer; fünf Jahre brachte er als Christen-Sklave in Algier zu. Doch war dein Zeit für ihn nicht verloren: dier faßte sein scharfes Auge das muselmännischer Leben auf, dessen Pracht und schwelgender Luxus in mörderen seiner Erzählungen mit so glänzenden und brennenden Farben geschildert ist. Nachdem er viel erfahren und unglaublich viel erduldet, kehrte er in sein Vaterland zurück, mit Ruhm und mit Narben bedeckt, arm an Geld, reich an Beobachtung und Kenntniß des Lebens, einem Schatz in sich tragend, den er später in seinen Romanschöpfungen wucherud anlegte. Er kannte sich übrigens auch jetzt zu einem thörichten, unthätigen Leben nicht bequemen. Mir finden ihn da und dort, in den verschiedensten Predigten Spaniens; auf seinen Wanderungen bemerkte er die ersichtlichen Gebrechen, die ihm bei, den Volkscharakter zu studiren. In Andalusien mag er die Muster für den lebendig sprudelnden Witz, die seine Ironie gefunden haben, womit so viele seiner Romanfiguren ausgestattet sind; in Sevilla machte er ganz besondere Bekanntschaft mit der Art von ingeniosen Schelmen, den Gaunern und Betrügerschneidern, welche in seinen Novelas-Novellen eine so respektable Rolle spielen. In der Mancha endlich hat er nicht blos die Geographie zu seinem Don Quixote studirt, sondern auch an den Söhnen dieser edlen Landschaft den wunderlichen Kontrast von überspannem Stolz und kläglicher Armuth, welchen die Spanischen Komiker zu so mancher ergötzlichen Karikatur ausgebeutet gewußt haben. Bis dahin hatte sich Cervantes als Dichter nur durch seine „Galatea" bekannt gemacht. Es ist darin viel dichterische Schönheit an eine Art von Poesie verschwendet, die für unsere Zeit ungenießbar geworden ist. Das damals sogenannte Hirtengedicht (pastoral) hat etwas Unnatürliches, Gezwungenes und Geschmackloses; von naturgetreuer Charakter-Ausstaffirung, worin Cervantes' spätere Stärke lag, kann darin gar nicht die Rede seyn. Er hat auch eine große Anzahl Schauspiele verfaßt, die aber sämmtlich verloren sind, bis auf zwei zu Ende des vorigen Jahrhunderts wieder aufgefunden. Eines von diesen, „die Belagerung von Numantia", bewährt in schöner und richtiger Charakterzeichnung und in dem lebhaften Kolorit der Darstellung die Hand des Meisters. Erst im Alter Jahre seines Lebens legte Cervantes die letzte Hand an den ersten Theil seines Don Quixote. Ueberhaupt sind alle ausgezeichnete Romane hierin anderen Erzeugnissen der Dichter-Phantasie unähnlich, das Produkt der spätern Lebensjahre ihrer Verfasser. „Die Schule des Romandichters ist die Welt, deren mannigfaltige Erscheinungen und Kräfte man nur durch eine lange, sorgfältige Uebung kennen und behandeln lernt. Der Verfasser erzählt uns selbst, daß er an seinem Don Quixote zu schreiben anzufangen habe, als er fast im Gefängnisse saß. Wodurch er sich diese Haft zu-

Digitized by Google

gezogen, ist nicht ermittelt; wir wiß, mit was für Muthwillen er sich an dem erlauchten Volke von la Mancha verständigt haben mochte. Im Druck erschien die erste Hälfte des Don Quixote nicht eher als 1605. Der Versuch, diese Satire gegen den herrschenden Geschmack und die alten, eingewurzelten Vorurtheile seiner Landsleute vom Sabel lauten zu lassen, machte dem Verfasser binnahe so abenteuerlich und mistisch vorkommen, wie das Turnier seines Helden gegen die Windmühlen. Daher suchte er sein Buch unter dem Patronate eines großen Namens in die Welt einzuführen und bat um Erlaubniß, es dem Herzoge von Bejar, einem Castilischen Granden, dedyziren zu dürfen. Der Herzog hatte dazu nicht rechte Lust, sey es, daß er Plan und Absicht des Werkes nicht kannte, sey es, daß er sich keinen großen Erfolg davon versprach. Auf vieles Bitten des Verfassers willigte er ein, sich einige Kapitel vorlesen zu lassen. Es gefiaud ihm in Gegenwart mehrerer Zuhörer, und schon an den ersten Seiten ergötzten sie sich dermaßen, daß sie dem Dichter keine Ruhe liessen, bis er ihnen das Ganze zu Ende las. Man denken sich nun, daß der Herzog nicht länger und erwand seinem Namen, indem er ihn auf das erste Blatt des Don Quixote setzen ließ, einen Paß für die Druckerschickerei.

Das Urtheil eines kleinen auserlesenen Zirkels giebt allerdings keinen sichreen Maßstab für die Aufnahme, die einem Buche bei der großen lesenden Welt bevorsteht. Wir erinnern uns einer Anekdote von Berkarten de St. Pierre, der, um sein Buch „Paul et Virginie“ in gehöriges Experiment anstellte, wir Cervantes mit dem Don Quixote. Er las das Buch nämlich einer erlesenen Gesellschaft von Pariser Literatoren und geistreichen Frauen vor; da waren Herr und Madame Necker, der Abbé Galiani, Thomas, Buffon u. A. m., lauter brillante Schöngeister vom ersten Wasser. Anfangs wollte das Vorlesen gar nicht gelingen, man schlief nur still; allmälig ließ die Aufmerksamkeit nach, man fing an zu flüstern, leise zu plaudern, zu gähnen, und Niemand gab mehr Acht. Buffon sah auf seine Uhr und rief nach seinem Wagen. Die der Thür zunächst saßen, schlüpften hinaus, Thomas ging zu Bett. Necker lachte die Damen aus, weil sie weinten, und die Damen schämten sich, über Rührung eingenommen. Als die Vorlesung zu Ende war, ließ sich keine lobende Stimme hören; Madame Necker aber fand zu tadeln, die Gespräche Paul's mit dem alten Manne wären überaus langweilig, störend für die Handlung, voll bergebrachter Moral und kraftlos wie ein Glas Eiswasser. Die Vorbergeschlagenheit des armen St. Pierre gränzte an Verzweiflung; es war ihm, als hätte er sein Todesurtheil vernommen. Als aber Paul et Virginie wirklich ans Licht trat, wurde es eines der beliebtesten Französischen Volksbücher. Ungefehr gelinde sein Autor auf den Beifall eines Privat-Zirkels oder einer literarischen Koterie zu führen Hoffnungen. Manches Schiffchen taucht lustig auf dem engen Strom und geht im Strome unter.

Bei Cervantes indeß strafte die Erfolg die erste gänzliche Vorbedeutung nicht Lügen. Der Don Quixote machte gleich nach seinem Erscheinen außerordentliches Aufsehen; es war, als wenn ein elektrischer Schlag durch ganz Spanien führe. Ueberall und bei allen Ständen fand das Buch Anklang; der Verfasser hatte den rechten Ton, den zur rechten Zeit, angeschlagen. Vier Ausgaben folgten in Zwischenraum auf einander, zwei zu Madrid, eine zu Valencia, und eine zu Lissabon. Ein solcher Erfolg wäre auch in unseren Tagen außerordentlich; bedenkt man nun, wie klein damals, im Vergleich zu heute, das lesende Publikum war, so muß er fast unglaublich erschienen. Daß der Autor seine sehr schnell seinen Mig in die höchsten Kreise der Gesellschaft, bis an den Hof und zu dem Könige selbst fand, beweist die bekannte Geschichte, wie König Philipp III. einen Studenten über einem Buche ganz unmäßig lachen sah und sprach: „Der Mensch ist entweder von Sinnen,“ oder er liest den Don Quixote.“ Gleichwohl hören wir nicht, daß der Verfasser des Don Quixote sich eines Zeichens der Königlichen Gunst zu erfreuen gehabt hätte. In seiner Noth wäre ihm dergleichen wohl zu Statten gekommen. — indeß von Philipp III. war nichts der Art zu erwarten. Jene hat-nutte dessen Menschen die Castilische Literatur vor ihr goldenes Zeitalter gehabt, eine zahlreichen Bildung entstehen; allein er selbst hat wahrlich nicht dazu gethan. Er abgelagen, wie Madrid-Residenzen und indolentem Genüssen brachte er seine Zeit hin; sein Günstling und allvermögender Minister, der Herzog von Lerma, hatte den Kopf voll anmaßlicher, eigennütziger und leichter politischer Pläne, — was kümmerten ihn Dichter! Er ließ Roman Romane und Comödie Stücke schreiben. Cervantes hatte eine Bahn eingeschlagen, die wohl zu Ruhm und Ehren, aber nicht zu Reichthum führte. Sehr häufig sind in seinen Gedichten sowohl wie in seinen prosaischen Schriften, die Anspielungen auf seine kümmerlichen und gedrückten Verhältnisse. Zum Glück für seinen Ruhm und für die Nachwelt lieb er sich nicht verdrießen, des Gewinnes halber flüchtig und viel zu schreiben; vielmehr hielt er auch den Erscheinen seiner Bücher bei der Presse oft mehrere Jahre zurück, ehe er mit seinem „Novelas exemplares“ hervortrat. Etwas diesen Erzählungen Aehnliches war weder in der Castilischen, noch in irgend einer Europäischen Literatur bisher da gewesen. Dramatisch in der Anlage, voll sinnreich erfundener Situationen, mit feiner und die in die kleinsten Züge ausgeführter Charakterzeichnung, im Vortrage allen Reichthum und alle Anmuth der Castilischen Sprache entfaltend, wurden sie vom ersten Augenblicke an populair und verbreiteten, schneller vielleicht als der Don Quixote, den Ruhm des Verfassers über Frankreich, England und Italien.

Daß Cervantes von den ersten Auflagen seines Don Quixote so gut wie gar keine Einnahme hatte, ist kein Wunder. Ein Buchhändler hatte das Manuskript sammt dem ganzen Verlagsrecht um eine Lächerlich geringe Summe an sich gebracht, als die Herausgabe des Romans noch für ein gewagtes Experiment und der Erfolg für sehr zweifelhaft galt. Aber es scheint unserem Dichter, nachdem sein Glück bei dem Publikum aufs entschiedenste gemacht war, darum doch nicht besser ergangen zu seyn. Seinem Verger über die Verleger macht er an mehr als einer Stelle Luft. „Was meint Ihr, Herr!“ sagt der arme Teufel von Autor im Don Quixote, „soll ich den Ertrag meiner Arbeit an einen Bücherkrämer verhandeln, für 2 Maravedis den Bogen? denn das ist das Höchste, was sie bieten, und für die große Gnade, meinen Sie, soll man ihnen noch dankbar seyn.“ Dergleichen Klagen sind indeß so alt, wie die Kunst des Büchermachens selbst, und da nun die Autoren, nicht aber die Verleger ihre Sache bei der Nachwelt führen können, so müssen wir mit unserem Urtheile auf unserer Seit stehn. Wenn Cervantes nicht übertreibt, so haben seiner Zeit die Buchhändler in Castilien ihre Gewerbe mit Knissen und Schlichen betrieben, die allerdings den Praxis gar verdienten. Er läßt in einer Novelle einen Licentiaten sein Leid klagen, „daß sie nie ehrlich mit dem Autor umgehen, wenn sie ihm das Verlagsrecht einer Schrift abkaufen, sondern immer mit allerlei Pfiffen, Tücken und Verklarerien. Wer aber gar sein Buch auf eigene Kosten drucken läßt, dem spielen sie am ärgsten mit. Daß sie Euch um die Hälfte der Auflage prellen, ist dabei ganz in der Ordnung. Fünfzehnhundert Exemplare beingen sie Euch in Rechnung, unter der Hand haben sie wohl dreitausend abgesetzt, wovon sie den Preis ganz allein in die Tasche stecken.“

Zum Glück indeß gewann sich Cervantes durch seine Schriften zwei vornehme, einflußreiche und thätige Gönner, Sebastian Cobra, Grafen von Lemos, und Diego de Negas, Erzbischof von Toledo. Zu jenen Zeiten bedeutete jeder Dichter, wenn er in der Welt nichts Anderes vorstellte, einen Diener, einen Schützen, Patronat, um ihn mindestens in Elend und Dürftigkeit zu verkommen. Ein Dichter unserer Zeit, wenn er einen wahrhaft großen und populairen Namen errungen hat, wird durch die Gunst und Liebe des Publikums getragen und kann, stolz und frei, alle Gönnerschaft der Großen entbehren. Damals, in Spanien, gab es keinen solchen Publikum, und Lope de Vega, es gab einen, aber nur für den dramatischen Dichter. Die Poesie, die sich das Theater schuf, hatte allein einen goldenen Boden. Es ist die allgemeine Regel, daß bei jedem Volke das Theater seine höchste Blüthe in dem Zeitpunkte erreicht, wo eine National-Literatur sich eben erst zu bilden anfängt. In solcher Zeit hatte England seinen Shakespeare, Jonson und Fletcher, Frankreich seinen Corneille, Spanien seinen Lope de Vega. Das Schauspiel ist der erste literarische Genuß, sie welchen ein Volk im Großen empfänglich wird, eben weil es Schauspiel ist, weil es sinnlich aus spricht mit Schauspielkunst, weil es Augenlust, wohl auch mit Wurst und Ersatz. Ein Publikum, das zu einem Theater Drang des Unterrichts und der Belehrung herangereift ist, in welchem ernste und tiefe geistige Interessen Anklang finden, — sie ein solches hat das Theater keine Bedeutung mehr. Es bedarf für uns der feinischen Zurüstung nicht, damit die Schöpfung des Dichters lebendig an unserem inneren Auge vorüberzieht; wir fassen die poetische Welt und gehen unmittelbar in sie über, ohne daß sie uns erst auf den Brettern verständlich wird. Wir sind Leser, nicht Zuschauer: die Zeit hat uns dazu gemacht. Der Verfasser des Theaters und der dramatischen Dichtkunst ist zu beklagen, allerdings, oder man muß sich als in eine Nothwendigkeit darein ergeben; der Gang unserer Civilisation hat ihn verdrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Afrika

Der Hrachich, des Orients Champagner.

Europa schickte dem Orient seine Weine, und die Paschas und Patschahs sungen an, sich in Champagner zu betrinken; der Orient war nicht unbandbar und schickte uns wieder sein Opium, aber das Opium ist zu nichts gut, als zum Schlafen und Träumen. Wir brauchen einen feurigen, stimulirenden Genuß, einen Genuß, der Geist und Körper zugleich in die höchste Bewegung bringt, wo Beide zum um zum Opium nur in mystische, einseitige Verzückung, in jenes wollüstig seelige Anschauen verfinkt, wo alles Bewußtseyn und Leben, aller Witz und Humor fehlt. Daher ist auch das Opium mehr bei indolenten Türken und Persern, so wie in Cbina und Indien vorherrschend, als bei den Arabern. Diese lieben vor Allem einen edlen, vollen Geist, einen Geist, der sich zuletzt die zum Delirium steigert, und zu diesem Zweck haben sie schon seit alten Zeiten ein ganz eigenes Mittel, ein trefliches Aequivalent für alles vom Propheten verbotenen Weingenuß, und dies ist der Hrachich.

In der Türkei haben wir ganze Hausen von Opium-Essern gesehen, die sich in Gesellschaft zu bestimmten pflegten. In Kabiro dagegen trafen wir fröhliche Banden auf den Straßen, die man uns unter dem Namen Hrachochs, d. h. Hrachich-Esser, bezeichnete. Wie selbst baden es mit beidem versucht, mit Opium sowohl als mit Hrachich: das Opium machte uns allerdings selig, aber das war eine negative Seligkeit, eine mit wollüstiger Verzückung, wo der Körper schwer gefesselt wird, wie der Geist, und so oft ich Opium nahm, erinnere ich mich, daß ich nie bis zwei Stunden damit zubrachte, mit innerlich zu wiederholen: „Ach, wie glücklich bin ich!“

Was dagegen den Hrachich betrifft, so kann ich nicht umhin, zu glauben, daß sein Geist von seiner Kraft es war, die dem Propheten bei seinem reißend schnellen Zug in den siebenten Himmel wenigstens eben so sehr zu Hülfe kam, als die Flügel des Engel Gabriel. Wir haben hier und da an den Wänden orientalischer Kaffeehäuser Darstellungen von dem Paradiese gesehen, die, wie man uns erzählte, von Derwischen gezeichnet waren. Auch hier konnte nur der Hrachich diese Paläste geschaffen haben, deren schöner Bau und bizarre Eleganz alle Beschreibungen überstieg, diese Thiere, die vielleicht noterfindlich auf dem Monde zu Hause sein können, jedenfalls aber nicht auf unserem Planeten zu finden sind, diese Bäume mit goldenem Stamm und silbernen Blättern, die mit unbekannten Früchten beladen und von phantastischen Vogelgestalten belebt sind, diese Bäche endlich, in denen man Fische schwimmen sieht, die sicherlich weder auf unseren Tafeln, noch in unseren Fischbehältern jemals gesehen worden.

Digitized by Google

Uebrigens ist die Art, wie der Hrachich bereitet wird, kein Geheimniß: die Araber kneten uns, daß die herauskommende Stoff darin nichts Anderes sey, als ein Aufguß vom Samen und von der Wurzel des Hanfs, den man in Butter kochen läßt und dann mit Zucker, Mandeln oder Pistagien zusammenbäckt. So entsteht ein Gebäck, das in Tästchen, so groß wie die Hand, verkauft wird; die Hälfte davon genügt, um den Rausch herbeizuführen: wie wenigstens brauchten beim ersten Mal nicht mehr. Noch sehe ich unseren Kaufmann vor mir stehen; er hielt den besten Hrachich in ganz Kahira, und die Menge strömte fortwährend vor seiner Bude, die unter seinem Himmel fast dicht an dem Eingang einer Moschee stand.

Trotz der Beeilung der Araber sah den Hrachich ist das Opium nicht ganz Gewohnheit gekommen; auch ist ja der Hrachich keine Erfindung von gestern, vielmehr haben beide seit Jahrhunderten friedlich neben einander geherrscht, und jedes hat immer seine eigenen Anhänger gehabt. Das Opium ist und bleibt der Lieblingsraum aller anständigen Leute, aller ehrbaren Bürger, mit einem Wort der Türken, die, selbst während sie den Verstand preisgeben, ihre Würde nicht verlieren wollen; will man dagegen in die Zunft der Hrachich-Esser aufgenommen werden und sich ohne Scheu mit dem Prädikat Hrachach bezeichnen lassen, was so ziemlich unserem Trunkenbold oder Säufer gleichkommt, so muß man sich schon ein ganz besonderes, liederliches Aeußere geben und den Turban nach der Seite tragen. Man sollte sehen, was diese Hrachachs, wenn sie vorübergehen, für Spektakel machen: alle Frauen verschließen sich dann bis an die Augen, und die stillen Leute machen schnell Abstand; sind sie in einem Garten, so hört man nichts als ihr Gelächter und ihre lauten Reden, und ihre Ausschweifungen müssen sonderlich fortgehen. Ein hervorstechender Unterschied zwischen Hrachich und Opium ist der, daß das erstere von der Welt abzieht und isolirt, das letztere dagegen immer mit Anderen zusammen genommen sein will und nur in Gesellschaft wahren Genuß bringt. Man kann das Opium auch in Gesellschaft genießen, aber man thut doch immer allein; wenigstens ist das Zusammensein sehr mythischer Natur und ohne alle äußere Wirkung. Die Hrachachs dagegen brauschen sich noch gegenseitig, sie ermuntern einer den Anderen zu neuen Thaten, sie spotten und necken einander, sie lachen sich mit unverwüstlichem Gleichmuth ins Gesicht, und so kommt ein wahres Drama, eine Komödie, eine Pantomime voller Leben und Lebendigkeit zu Stande, wo noch immer eine gelbe Verwunschstimmer durchdringt.

Der Hrachich ist ein Proteus unter tausend Formen, nie sah ich ihn an denselben Individuen dieselben Phänomene hervorbringen. Auch geht die Wirkung des Hrachich erst sehr langsam vor sich: drei viertel, ja oft eine ganze Stunde bringt man zu, ohne etwas zu verspüren, bis man auf einmal unglüdlig zu lächeln anfängt und die Explosion da ist; oft ist es wie ein leichter Traum, man reibt sich die Augen, man glaubt zu schlafen, man fühlt sich so behaglich zu Muthe, besonders in der Gegend des Oberdaches, und bleibt da, auf ein Wort, auf ein Nichts ergreift Einen ein unwiderstehlicher Lachkrampf, der nur selten zum wieder anzuhangen. Ist dann eine zahlreiche Gesellschaft beisammen, so wird ein allgemeines Gelächter aufgeschlagen, ein Gelächter, das fast konvulsivisch in einzelnen Absätzen erschallt und nur unterbrochen wird, um einige Worte durchschlüpfen zu lassen, die, unbedeutend oder drollig, die Heiterkeit verdoppeln. So ist die Kette da; doch anfangs ist man noch immer auf der Hut, man merkt den Abgrund auf und sieht man sieht, zwischen der Vernunft und der Tollheit; man sucht sich zu halten, man will noch nicht alle Zügel fahren lassen. Ueberdauert das dieser Rausch das Eigenthümliche, daß der Verstand nie ganz verschwindet, es entspringt sich eine Art Kampf zwischen der Vernunft und der Tollheit, das Bewußtsein, daß man irre redet, ist da, und doch kann man es nicht lassen. Einige, besonders die Neulinge, werden dabei von einer ganz schrecklichen Marter gepeinigt: sie fürchten nämlich, sie immer toll zu bleiben, und ich erinnere mich Einen unter ihnen, der bei einer solchen Gelegenheit beide Thränen vergoß und immerfort sagte, wie er sich denn in einem solchen Zustande seiner Familie und seinen Freunden zeigen könne.

Ein anderer Charakter dieses Rausches ist die rasche Aufeinanderfolge der Ideen, deren hier eine unglaubliche Menge produzirt wird. Man fängt eine Geschichte an, kann nur das Ende der ersten Worte ergreift, so fällt einem ein neues Thema ein, man spricht von der Geschichte; man kommt wieder darauf zurück, um sie noch einmal zu verlassen; oft fragt Einer den Anderen, was er denn zuletzt gesagt habe, und daß das Alles nicht ohne Begleitung von Gelächter, von Thränen, von Exclamationen, von Wüten, von improvisirten Reden und Liedern abgeht, versteht sich von selbst.

Was sind doch die großen Dinste des Weines gegen diese grobsinnige Tollheit des Hrachich, wo man mehrere Jahre in einer Stunde lebt, wo das Blut in eine glühende Lava und das Gehirn in eine brennende Feuersee verwandelt, wo die Sensibilität auf einen außerordentlichen Grad gesteigert wird und die Erinnerung noch zurückbleibt, wenn der Rausch verflogen ist. Wenn in diesen Zustand eine Komik mischt der Ideen da wäre, wenn man sich der Entwickelung eines Gedankens ganz hingeben könnte, so würden aus dem Munde der Menschen, die das Herz und den Kopf voll haben, Reichthümer hervorströmen, die man nie in ihnen ahnte und von denen sie selbst nichts wußten; doch die Scheu ist zu groß, sich einander zu zeigen, wie Jeder leben kann sich hier nur in einzelnen raschen Blitzen manifestiren.

Man wird nicht, wer der Verfasser von „Tausend und einer Nacht" ist, ich glaube ihn zu kennen, es ist ganz gewiß der personifizirte Hrachich. Uebrigens sah ich nur wenige Fälle von äußerer Melancholie beim Hrachich, zumeilen sehr vorübergehende Wuthanfälle, am allerhäufigsten die ausgelassenste Fröhlichkeit. Einmal war es, wo ich nur mit Mühe einen Hrachach abhalten konnte, als Vogel aus dem Fenster hinaus auf einen Baum des Gartens zu fliegen. Er hielt die beiden Enden seines seidenen Gürtels aufgebunden in der Hand und schrie: „Ich bin ein Vogel des Paradieses, ich muß hinaus." Zum Glück steckte man den Vogel in den Käfig; ein Anderer bildete sich ein, die Sprache der Schlangen zu verstehen, und was noch besser ist, er sprach sie selbst; ich verstand kein Wort davon, wiewohl ich in einer Höhe mit ihm war. Auffallend ist es, daß Judwiwum in dieser Lage sich diese gegenseitigen Zustandes recht gut bewußt sind; daß Jemand sie sich auch unter einander ohne Umstände als Narren; so wie aber eine nüchterne Person ihnen in den Weg tritt und sich über sie lustig macht, gerathen sie entweder in Wuth, oder sie werden traurig und verstimmt. Zu den Mißungen die Hrachich gehört auch die Einbildung, daß man den Kopf vom Rumpfe verliert, doch ist dies nicht immer eine nothwendige Folge, es giebt auch Leute, die ihren Kopf immer auf den Schultern fühlen. Bei der Gelegenheit erinnere ich mich eines ähnlichen Falles, wo einer von meinen Freunden sich für einen Statue hielt. „Stäbt mich nicht an", schrie er, „Ihr könnet mich zerbrechen"; und als ihn einer dennoch berührte, rief er: „Da habt Ihr's; seht Ihr, wie hier der Kopf, dort die Arme herumrollen, und wie die Füße nach beiden Seiten auseinandergehen."

Gewöhnlich verliert man auch alles Maß von Raum und Zeit; die Pause von einem Wort zum anderen scheint ein Jahrhundert zu dauern, und die Personen, die unmittelbar neben ihm stehen, schienen dem Hrachach in einer unermeßlichen Entfernung von ihm getrennt zu sein. Oft schreit man wie ein Taubre mit einer Donnerstimme, und gleich darauf fragt man: habe ich denn gesprochen? Habt Ihr mich verstanden? Ein andermal bewegt man nur leise die Lippen und glaubt mit lauter Stimme gesprochen zu haben. Es giebt Leute, denen es unerträglich, als ob ihre Zähne Finger zu sein wären, daß sie das Ende nicht mehr fühlen; andere würden bitten sich fest ein, daß ihnen die Augen und die Nasen aus dem Kopfe herausspringen und vor ihnen hertanzen.

Der Erste, den ich in diesem Zustande sah, war ein junger Mensch von ausgelassenem Geist und lebhafter Phantasie. Er lag auf einem Divan ausgestreckt mit geschlossenen Augen. „Ich sehe lauter Farbe Eurer Worte", sing er an: „die einen sind rosafarben, die anderen grün, wieder andere schwarz; auch der Ton ist materiell." Er behauptete, sein Bild dringe durch die Mauern, er sehe die Leute, die auf der Straße vorübergingen, und über deutlich, was sie sprächen. Da er allein in diesem Zustand war, mit seiner selbst, zum ersten Male diesen Schauspiele beiwohnend, uns nicht enthalten konnten, zu lachen, so rief er: „Nicht doch, Ihr dürft nicht lachen, Ihr thut mir weh. Ich kann Euch versichern, daß mir in diesem Augenblick die Gabe des Doppelsehens verliehen ist, ich sehe Eure Worte und die Farbe Eurer Worte, ich sehe Eure Gedanken und die Farbe Eurer Gedanken. Ach, wenn Ihr wüßtet, was ich Alles jetzt denke und empfinde! Ein Gelehrter, der sich in diesen Zustand versetzt, würde in einem Augenblick finden, wozu ihm sonst jahrelangee Sammlung nicht genügt. . . ."

Noch eins, um zu zeigen, daß der Hrachich auch in der Geschichte keine unwichtige Rolle spielt: es ist bekannt, daß der Alte vom Berge seine Anhänger durch ganz besondere Mittel zu begeistern und zu fanatisiren wußte, und zu diesen gehört auch der Hrachich. Daher der Name Hrachachin, der Plural von Hrachach, d. h. Hrachich-Esser, oder, was gleichbedeutend war, Fanatiker und Meuchelmörder, und davon stammt wieder das Fremdwörtchen assasin. Gelehrte aus es wohl glauben, daß diese Worte assasiner assassiner einige Verwandtschaft hätten mit dem Hrachich? Und doch ist es historisch wahr.

England.

Disziplin in der Britischen Armee.

Von einem Englischen Offizier.

Eine falsche Meinung scheint neulich unter dem Publikum Verbreitung gewonnen zu haben, eine Meinung, welche, die durch eine bekommene Betrachtung und unparteiische Würdigung leicht zu entfernen ist. Wie meinen nämlich den Glauben, daß die Mannschaft Englands, das Militair einer der fleißigsten und gläzendsten Europäischen Armeen, nicht mehr jene alte kriegerische Tugendsinnung, jenen moralischen und physischen Muth besitzt, der die Heere unserer kleinen Insel über die Höhe von Europa hinaus trug und erstreute.

Wie haben nicht die Absicht, durch eine ausführliche Besprechung etwas zu widerlegen, was buchaus nicht der Fall, noch irgendwie wahrscheinlich ist, und wenn wir eine Thatsache suchten, nun das Gegentheil zu beweisen, so dürften wir nur eine aufführen, dessen Erinnerung noch so frisch in den Herzen alle Englänber lebt, und die Zungen jener Unglücksgepredigten zum Schweigen zu bringen: das nämlich noch vor kurzem, den 16. März, 4600 Englische Soldaten sich ganz allein und standhaft behaupteten gegen mehrere Tausend der besten Guerilla-Truppen in der Welt, — Truppen, die nicht für Sold, sondern für ihre Heimath und ihr theuerstes Gut, die Britische Ehre, kämpften — und das sie, nachdem sie ihre Feinde durch mehrmalige männliche Haltung abgewehrt, sich mit jener Ordnung und Disziplin, jener ritterlichen Berachtung alles Gefahr zurückzogen, die ihnen das allgemeine Lob Europa's dreifachste — während der alte General der Französischen Armee an der Pyrenäen-Gränze mit der aufrichtigen, ungeheuchelten Bewunderung eines Mannes zuhob, der schon manche Truppen unter Siegen und Niederlagen angeführt.

Dieses eine Beispiel wird jedem Militair zu beweisen, daß die strenge Disziplin und Tapferkeit der Britischen Armee unvermindert geblieben ist, und daß sie nur einmal wieder aufgeben unter dem Banner All-Englands, im Kampf für ihre gerechte Sache, da wird es sich recht zeigen, wie sie jenen Ferdhum vollends vernichten werden.

Wenn wir übrigens die Ursache dieser festsamen Täuschung, die sich in der Welt verbreitet hat, nennen sollen, so ist es, glaub' ich,

Digitized by Google

nichts Anderes, als der letzte Sieg der Karlisten über die Britische Legion bei Hermani. Da ist vor Allem zu bemerken, daß diese Legion unter dem Umstand, daß sie eine bewaffnete Macht war und mit Kugel und Bajonnet kämpfte, kaum eine andere Aehnlichkeit hatte mit dem Britischen Heer. Auch bekleiden sie außer ihrem Commandeur fast keinen einzigen Britischen Offizier in ihren Reihen; und obgleich viele Soldaten darunter sich auch für die regulaire Armee qualifiziret haben mögen, so bestand doch die Mehrzahl aus Zuschenden von halbvertunnerten Handwerkern, die als der Auswurf der Hauptstadt ganz gewiß zurückgewiesen worden wären, wenn sie sich bei irgend einem aktiven Britischen Regiment gemeldet hätten. Diese Leute dienten auch für keine patriotische Sache, sie fochten nicht unter der Fahne Alt-Englands, sie hatten keinen esprit de corps, und daher ist es kein Wunder, wenn sie, nachdem sie mehr gethan, als sich von einem solchen Haufen erwarten ließ, zuletzt Niederlagen erlitten. Dies kann den Ruf der Britischen Armee nicht berühren.

Wir selbst wurden jung in dieses Heer aufgenommen, und wir hatten das Glück, in einem der schönsten Regimente unseres Landes schnell zu avanciren. Es ist jetzt jedes Regiment im Britischen Dienst so gut disziplinirt, daß es gedrängt wäre, wenn wir Vergleichungen anstellen wollten, doch so viel wird man wir zu gute halten, wenn ich versichere, daß wir in einigen solchen Stellungen, in der Exercirung, Ordnung und in brauer, gentlemännischer Gesinnung — Eigenschaften, die unter Soldaten wie Offizieren gleich bedeutet waren — seinem anderen den Vorrang ließen. Dies war jedoch nicht der einzige Vorzug dieses Regiments. Wir hatten einen Oberst, dessen unverdiente, tadellose Ehrenhaftigkeit und Tapferkeit ihn in den Stand setzte, die strengste Disziplin mit den besten Erfolgen durchzuführen und sich zugleich die Liebe und Achtung der Offiziere und Soldaten zu gewinnen.

Unsere Station war in Malta, vielleicht eine der angenehmsten in der Welt, für Offiziere wie für Soldaten. Im Winter und Frühling, wo das Wetter nicht zu heiß war, hielten wir sportmäßige Uebungen und Manöver, die durch die ganze Art ihrer Ausführung keinesweges zu schwer oder ermüdend waren. So hatte z. B. jede Woche ihre eigenen Tage für die Strickübungen, die, wenn ich nicht irre, fast allgemein bei der ganzen Armee eingeführt sind; zwei Tage waren für Bataillonsübungen und einer oder ein paar von den übrigen für praktische Feld-Manöver bestimmt — gewiß, nach unserer Meinung, ein sehr vortrefflicher Plan in jeder Hinsicht, da er sowohl die beste Gelegenheit bot, sich bei den Soldaten beliebt zu machen, als sie aus den Wirthshäusen und den nachtheiligen Folgen des Müßiggangs herauszuziehen.

An den festgesetzten Tagen zog das ganze Bataillon auf mit schwerem Gepäck, jeder Mann mit seinem Knapsack, da die Rationen schon früh ausgetheilt worden. So gerüstet marschirten wir aufs Feld, bald in der einen, bald in der anderen Richtung, wie Umstände oder Wahl es mit sich brachten: dann spielte die Musik ein lustiges Stückchen, bis wir die äußersten Gränzen der Evolution erreichten. Nun wurde der Befehl zum „leichten Marsch" gegeben, und fort ging's mit Scharfschützen-Waffen, wobei die Cigarre und die kurze Thonpfeife ihre angenehmen Rauchspiralen von sich gaben; Scherz und Lachen ließen sich hören, und die muntere Fröhlichkeit drang in alle Reihen, ohne daß dabei die Achtung vor den gegenseitigen Verhältnissen und Stellungen im Geringsten verletzt worden. Nachdem wir eine Strecke weit marschirt, machten wir Halt an einer auserwählten Stelle, wo wir die nöthigen Vorräthe von Holz und Wasser zum Biwouac fanden. Die Gewehre wurden aufgestellt und einzelne Haufen zu verschiedenen Beschäftigungen abgetheilt: die Einen mußten Feuer anzünden, die Anderen gekreuzten Holz und Wasser holen, wieder Andere kochten u. s. f., es dauerte nicht lange, so waren Rationen ausgetheilt und kochten in den zinnernen Schüsseln auf ihren Biwouac-Feuern. Die Offiziere bereiteten ihr eigenes Pikenik, reichlich versehen mit allen Mitteln zu einem Mahl, welches die lange Morgen-Promenade höchst schmackhaft machen mußte.

War der Schmaus vorüber (zu dem natürlich nur schöne Tage ausgerechnet wurden), so begannen wir eine mannigfaltige Reihe von Spielen, als da sind Schießenwerfen, Wettrennen, Springen und zuweilen auch Ballspiele; überall waren die Offiziere und Soldaten fröhlich zusammen und bestimmten auch gelegentlich einen kleinen Preis für den glücklichen Rivalen. Das ästhetischste Vergnügen, was selbst erinnern uns noch mit Stolz, was sie ein guter Läufer wir gewesen — und wir wir mit dem damaligen Sergeant-Major, einem jungen ausgewachsten Mann, und mit vielen anderen Gliedern des Corps jahrleicht Kämpfe zu bestehen hatten.

Während dieser Spiele wurden auch militairische Exercitien nicht vergessen: Pioniere wurden an den besten Punkten ausgestellt und in kurzen Zwischenräumen abgelöst, wodurch das Ganze ebenwohl ein Spiel als eine Uebung wurde und die Leute bei dieser Gelegenheit eine so nothwendige militairische Fertigkeit praktisch erlernten. Dann und wann machte auch ein Husar einen verstellten Angriff, was das Interesse der Scene und den Reiz des Ganzen erhöhte.

Diese ländlichen Spiele und Uebungen wurden so oft wiederholt, als es das Wetter erlaubte, und es war höchst erfreulich, zu sehen, wie viel guter Wille und Energie, an Geist und Körper, im ganzen Corps durch diese angenehme Belehrungsweise erzeugt wurde. Wo die Natur des Landes es gestattete, wurden auch auf dem Marsch selbst verschiedene Bewegungen ausgeführt, z. B. gedrängte und kleinere Feuutbildungen, Angriffe auf den Vorrath, Carrés, Passagen über enge Brücken, Scharmützelgefechte u. s. w.

Wir wissen wohl von einem Befehl, der existirt, daß die Offiziere, welche Regimenter befehligen, ihre Leute in Feld- und Kavalübungen exerziren sollen; ob aber dieser Befehl allgemein oder überhaupt jemals ausgeführt worden, glauben wir nicht. Und doch bieten gar viele unserer Garnisonsplätze den schönsten Boden in ihrer Nähe für diese militairischen Uebungen — so Portsmouth, Portsdown, Hill, Winchester, die alle ihre Ebenen haben — auch Exeter, Plymouth und manche andere in der unmittelbaren Nähe von ausgedehnten offenen Heidelands, auf welchem viel überflüssiges Holz und Wasser zu finden ist. Depots und Regimenter würden von diesen praktischen Manövern gleichen Nutzen ziehen, während die Kaulheit und das Zuhausesitzen die Meisten, welche die Mittel haben, in die Kneipen treibt, die Geld zu verrauchen und zu vertrinken.

(U. S. J.)

Bibliographie.

Thoughts on religion. — Nach einer Handschrift des Jahres 1832, von einem Osforder Graduirten.

Rudiments of a vocabulary of Egyptian Hieroglyphics. — Von Samuel Sharpe.

Electricity: its nature, operation and importance in the phenomena of the Universe. — Von William Leithead, Secretair der „Elektrischen Gesellschaft".

The Squire. — Roman vom Verfasser der „Edwin". 3 Bände. 31½ Sh.

Scenes and shadows of days departed. — Nebst Gedichten aus der Jugendzeit und aus dem Alter. — Von W. Liste Bowles.

Tales about Wales, with a catechism of Welsh history. — Von einer Dame. Zweite Auflage. Herausgegeben vom Capitain Basil Hall.

An address to emigrants intending to settle to South-America. — Von einem früglich zurückgekehrten Oekonomen.

Britannia Ingeata. — (Ein Gedicht, welches den Britischen Krieg auf der Pyrenäischen Halbinsel und die Tapferkeit des Englischen Heeres feiert, das dasselbe, wie der Dichter behauptet, gar nicht berühmt worden sey.) Von Major Williams Wrighte.

Isabella, or the orphan cousin. — Eine Jugendgeschichte, von der Tochter eines Geistlichen.

Mannigfaltiges.

Die Kossiniana. Ob breist eine neue musikalische Zeitung, die jetzt in Französischer und Italiänischer Sprache in Paris erscheint; Französisch lautet die Titel vollständig: „La Kossiniane, Annales cosmopolites de la musique, du chant et de la pantomime". Sollte man es nach dieser Benennung wohl für möglich halten, daß in der Zeitschrift selbst (uns liegt Nr. 2 vom 12. Nov. d. J. vor) weder von Rossini, noch von Gesang und Pantomime die Rede sey, ja daß von Musik überhaupt fast gar nicht darin gesprochen wird? Wir finden in dem Blatte zunächst ein „Musikalisches Glaubensbekenntniß" (Französisch: „Profession de foi musicale"; Italiänisch: „Professione di fede musicale), in welchem zwar das Wort „Musik" hier wiederholt, aber die Musik selbst auch nicht im entferntesten besprochen wird; ein Plan zu einer allgemeinen Association à la Saint-Simon, zu einer Art von Bank, an der man auch ohne Geld und durch sein bloßes Talent Theil nehmen kann, ist es vielmehr ausschließlich, womit der Artikel sich beschäftigt. Die Rettomanie unserer Zeit hat schon mancherlei tolle Pläne zu Tage gefördert, der gegenwärtige aber ist der tollste, so weit uns jemals vorgekommen; ja, man wäre fast versucht, etwas Diplomatisches dahinter zu suchen, so verzweifelt dumm erscheint das Ding beim ersten Anblick. Der Baron Cordoja, ein Italiäner, der sich als Herausgeber nennt, will um sein Unternehmen alle musikalische Talente Frankreichs und Italiens versammeln; sie sollen nach ihren Verdiensten an den ungeheuren Einnahmen Theil nehmen, doch versteht man sie sich bei seinen Zeitschrift als Actionnaire interessiren. Es werden zu diesem Behufe einige co-gerenti (Mit-Redacteure) in Italien reisen und in Mailand, Turin, Neapel und anderen Italiänischen Hauptstädten Kommanditen der Kossiniana errichtet werden. Die nächste Folge des großen Unternehmens wird das völlige Aufhören aller Armuth sein, und der „Distruzione del pauperismo" ist in der neuen musikalischen Zeitung der zweite aufsätzliche Artikel gewidmet, worauf dann eine Kriegserklärung gegen die Börsenspiele (Giuochi di borsa) folgt. Unverkennbar ist die Speculation der neuen Zeitschrift, so sehr es auch vorzugsweise auf Italien abgesehen scheint, auf die leichtgläubigen Französischen Actionnaire berechnet. In Italien wird die Kossiniana wohl schwerlich Eingang finden; in Frankreich aber sind in der unteren Zeit noch viel schwindelhaftere Projekte unterstützt worden.

— **Rabel in Frankreich.** Das neueste Heft der Revue de Paris (vom 26. Nov.) enthält unter der Ueberschrift „Madame de Varenhagen" einen mit besonderer Bosheit für Deutsches Gemüths- und Geistesleben geschriebenen Artikel des Marquis A. von Custine, der eine Zeit lang in Deutschland gelebt und die Frau, mit deren Gedanken-Inwelt er das Französische Publikum vertraut macht, persönlich gekannt hat. Herr von Custine weiß nicht, daß auch bereits Herr Prof. Ebermwier in seinem Werke Au-delà du Rhin über Rahel ausführlich gesprochen und Proben aus ihren Briefen mitgetheilt hat. Es beruht dahre auf einem Irrthume, wenn Herr von Custine sagt, daß außer einem von Herrn Philarète Chasles geschriebenen Artikel, der einmal im Journal des Débats gestanden, in Frankreich noch nichts über die merkwürdige Frau gedruckt worden sey. Es selbst ist übrigens unserem Lesern bereits durch ein interessantes Schreiben über Frau von Stael bekannt, welches wir (in Nr. 151 des Magazins von 1836) in einer Salon-Schilderung der Madame Sophie Gay mitgetheilt haben.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung.

Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei H. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (¼ Thlr.) vierteljährlich, 1 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Weltblatt der Hrn. Dr. Eduard Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 147. Berlin, Freitag den 8. Dezember 1837.

Italien.

Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara.

Es war leicht vorherzusehen, daß die Behauptungen des Marchese Gartano Capponi, die wir in Nr. 137 des „Magazins“ mitgetheilt, in Italien nicht ohne Widerspruch bleiben würden. Noch bevor Capponi mit den angekündigten Beweisstücken herausgerückt ist, hat bereits der bekannte Literat- Historiker und Novellist, Professor Giovanni Rosini, ein geharnischtes Sendschreiben gegen Capponi erlassen. *) Dasselbe ist ganz mit jener gereizten Empfindlichkeit geschrieben, welche in der Polemik Italiänischer Schriftsteller von jeher immer vorherrschend hat. Herr Rosini, der frühere die Liebeshändel des Tasso zum Gegenstand eines Dramas gemacht, das er mit reiner kritischen Einleitung herausgegeben, steht das Manifest de Herrn Capponi als eine directe Kriegserklärung an und schreint darüber um so empfindlicher zu seyn, als er jenes Drama dem Marchese Capponi in tiefster Verehrung gewidmet hatte. Die Letztere soll, wie sein Gegner behauptet, die heiren von ihm dreißigen Briefe Tasso's an Scipio und Fabio Gonzaga (Bgl. S. 347 des Mag.) zum Theil verstümmelt und zum Theil in ganz verkehrtem Sinne ausgetzigt haben. Die Liebe Tasso's zur Prinzessin Leonore läßt sich, wie Hr. Rosini behauptet, aus denselben Actenstücken beweisen, die Capponi dagegen anführt, und steht übrigens durch zahlreiche Gedichte des Sängers der Gerusalemme unwiderruflich fest. Rosini scheint ebenfalls von den Manuscripten des Grafen Alberti, deren erste Lieferung Livorno, 1837 bis jetzt erschienen, noch manche Beweise für seine Ansicht zu erwarten, so wie Referent jüngst bei dem einmal seit Jahrhunderten feststehenden Glauben an die Liebe Tasso's und Leonorens, allerdings etwas Gewagtes und Schwieriges ist. Freilich ist Herr Capponi nicht der Erste, der es unsprsicht, daß Alfons von Este den großen Dichter nur darum einsperren ließ, damit er nicht in die Dienste der Medicäer eintrete. Schon Serassi hat es im Jahre 1785 gethan; aber gleichwohl ist gerade um jene Zeit der erste Entwurf zu dem schönsten Drama entstanden, in welchem der Dichter jemals gefeiert worden und worin seine Liebe zu Leonoren so poetisch wahr erscheint, daß sie wenigstens in den Herzen des Deutschen Publikums immer fortleben wird, wenn auch ihr Ungrund bis zur Evidenz erwiesen werden sollte.

Inzwischen können wir den Streit auf sich beruhen lassen, bis einerseits Graf Alberti seine Handschriften und Dichtungen als Beweise für und andererseits Marchese Capponi die seinigen gegen das Liebesverhältniß Tasso's vollends herausgegeben haben wird. Eine unbefangene Abhandlung des Für und Wider mag alsdann den für die Literaturgeschichte allerdings nicht uninteressanten Ausschlag geben. Zur Ehre Deutscher Forschungen dürfen wir jedoch nicht verschweigen, daß Capponi's scharfsinnige Verwuthungen über Tasso's Verhältnisse zum Hofe von Ferrara lange vor ihm schon in Deutschland ausgesprochen worden, und daß er selbst auch sich dazu bekannt hat, durch einen Aufsatz, der einmal in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ über Hrn. Professor Ranke's akademischer Beiträge zur Geschichte der Italiänischen Poesie gestanden, zu Forschungen in dem Modernesischen Archiv veranlaßt worden zu seyn, welche diejenigen des Deutschen Gelehrten vollkommen bestätigt hätten.

Interessant ist, daß gerade jetzt auch drei Abhandlungen, die Herr Ranke voelängst im Schooße der Königlichen Akademie der Wissenschaften vorgetragen, im Druck erschienen sind. **) Wir werden dadurch in den Stand gesetzt, in dem Prozesse, der eben in Italien verhandelt wird, ein wichtiges, vielgeltendes Zeugniß zu vernehmen. Die großen historischen Gemälde, die Herr Ranke von Fürsten und Völkern, von Päpsten und Reformatoren entworfen, haben ihm auch den glücklichen Anlaß zu jenem anziehenden Generelbilde gegeben, das die Italiänische Poesie zum Gegenstande hat. Wir sehen darin diese Poesie aus den Gestaltungen des Mittelalters zu den Formen der moternen Zeit übergehen. An den poetischen Erzählungen der Italiäner, von den Kreuzfahrern — über deren dichterische Verherrlichung letzten Theil uns hier zuerst eine Darstellung nach einem in der Bibliothek Albani zu Rom befindlichen Manuskripte gegeben wird — bis auf Tasso, weist Herr Ranke die geartliche Fortbildung mittelalterlicher Stoffe nach, bis am Ende in ihrem wodernen Grunde einer ganz anderen Welt anzugehören schreinen. Tasso aber ist es, für den Herr Ranke das Bedürfniß vindizirt, der Aristotelischen Einheiten in die Poesie eingeführt und zum ersten Male den comanischen Stoff klassischen Gerichten unterworfen zu haben. Tasso repräsentirt die vollendete Form der Italiänischen Poesie; er hat ihr jenen modern-klassischen Stempel aufgedrückt, der zuerst in Spanien nachgeahmt, später aber in Frankreich durch das Jahrhundert Ludwig's XIV. zum allgemeinen Europäischen Gesetz erhoben worden ist.

Hören wir nun, was Herr Ranke über das Schicksal Torquato Tasso's am Hofe von Ferrara sagt. Es wird uns damit ein tiefer Einblick in das Gemüthsleben des Dichters gewährt, und wir werden dadurch auf die Entscheidung der obschwebenden Frage vorbereitet, für welche nun aufsallen, wie sie wolle. — S. 77 der vorliegenden Abhandlung heißt es:

„Jedermann kennt das unglückliche Schicksal Tasso's im Allgemeinen. Bei weitem weniger bekannt sind die innern Motive desselben, die zugleich mit der anziehsten Verwandlung des Kriegsrates zusammenhangen.

Denn an jene Erzählung von einem Verhältniß des Dichters zu der Prinzessin Leonore von Ferrara, die zuerst ein gewisser Bonsoni, ein unerkannt fabelhafter Autor in der Mitte des 17ten Jahrhunderts, in Umlauf brachte, ist nun zuvörderst gar nicht zu gedenken. Bloe wehrerem Jahren hat die Gazzetta di Milano einen Fund angekündigt, den man in der Casa Falconieri zu Rom gemacht habe; da seyen die Originale der Briefe von Tasso an Leonore verstellt gewesen, die zwischen Beiden gewechselt worden, um deren willen Alfonso II. den Dichter gefangen gesetzt habe. Gleich als wäre der Fürst, nachdem er sich der Person derselben, nicht auch die Papiere an sich genommen haben: er, der sogar das unschuldige Gedicht der Gerusalemme lange Zeit nicht herausgeben wollte. Gewiß ist hier irgend eine Mystification im Spiele.

Man braucht in der That nur die Briefe Tasso's im Zusammenhange zu lesen, um sich von dem Ungrunde dieser Fabel zu überzeugen.

Tausend Mal erörtert Tasso in denselben sein Unglück; in der Heftigkeit seiner Leidenschaft verschweigt er nichts, was er weiß, was zu seiner Entschuldigung dienen könnte; jedoch von einem Verhältniß dieser Art, das ja doch nicht unbrtrennoll sie ihn war, findet sich nicht die leiseste Spur, nicht die entferntrste Andeutung. Er hat dieser Prinzessin einige Sonette gewidmet, in denen er sagt, er würde noch zu andern Gesühlen gegen sie erweckt worden seyn, wenn ihn nicht ihr Rang zurückhielte; allein das ist eben nur eine poetische Formel; ihrer Schwester Lucrezia trägt er ganz andere Schmeichelreien mit dem Ausdruck persönlicher Leidenschaft vor. Leonora war sehr zurückgezogen, männlich, gestrl sich in einer sloskichen Gleichgültigkeit; sie galt für eine Heilige; man scheid es z. B. ihrem Gebeten zu, daß Ferrara von einem Erdbeben, welches eintrat, nicht härter mitgenommen wurde. Von einer schwachsinnigen Hinneigung zu einem jungen Hausgenossen der Person war die renste, stille, breauschtige Fürstin weit entfernt. Auch könnte man ehre sagen, daß Tasso ihrem Andenken Gerechtigkeit bewiesen habe. Als er gestorben war, wurde sie von Allem, was in Ferrara Verse machte, besungen; Tasso allein, der doch auch da war und sonst jedes Gefühl in ein Madrigal, ein Sonett gießt, schweig still; er hat sie niemals wieder erwähnt.

Weit andere Dinge waren es, die den armen Tasso derängten und in innerer Gährung herumwarfen.

Einmal seine Lage am Hof in Ferrara überhaupt. Die Italiänischen Literaten pflegten, wenn das Glück sie nicht besonders bedacht hatte, sich irgend einem Großen, einem Fürsten, einem Kardinal, einem reichen Edelmann anzuschließen und in dessen Hause, ohne bestimmte Bedienung, zu verweilen, die Glück oder Verdienst ihnen bei diesem ihrem Herrn einer einigermaßen sichere Stellung verschaffte. So stand auch Tasso anfangs bei dem Kardinal Este, dann bei dem Herzog von Ferrara: und auf dies persönliche Verhältniß gründete er die Hoffnungen für seine Zukunft. In seinem Gedicht hatte er nach dem Muster seiner Ferrarerstichen Vorgänger das Haus Este aufs neue verherrlicht; er zweifelte nicht, daß diese Bestissenheit und das Verdienst seines Werkes ihn auf eine höhere Stufe, in eine bequemere, angenehmere Lage bringen würden. Hoffnungen aber, auf Hoffnungen gegründet, sind zu allen Zeiten trügerisch gewesen; auch Tasso wurde hingehalten, nicht befriedigt. In dieser Zeit geschah nun, daß er einen Antrag erhielt, in die Dienste des Hauses Medici zu treten. In der Stimmung, in der er war, ließ er sich bewegen, darauf einzugehen. Hätte er es nun wenigstens auch sogleich ausgeführt! Da er sich aber doch nicht völlig entschließen konnte, getrieb er in eine unbestimmte, schwankende und höchst unbequeme Stellung. Schon mit sich selbst ward er uneins. Indem er in Ferrara darauf antrug, daß man ihn zum Geschichtschreiber des Hauses ernennen möge, gelobte er seinen Florentinischen Freunden, dies Amt nicht anzunehmen, um nicht von dem Hause Medici

*) Lettera di Giovanni Rosini al sign. Defendente Sacchi a Milano sul saggio annunziato della causa fingo ignota delle sventure di Torquato Tasso, del sign. Marchese Gaetano Capponi. — Pisa, 1837.

**) Zur Geschichte der Italiänischen Poesie. Von Leopold Ranke. Gelesen in der Königlichen Akademie der Wissenschaften 4. Berlin, 1837.

Digitized by Google

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

(Fortsetzung.)

Lope de Vega und der Verfasser des Don Quixote waren Freigenossen. Jener beherrschte damals das Spanische Theater fast ausschließlich; sein Ruhm, sein Name galt über Alles, — er war der Liebling, der Abgott des Spanischen Publikums. Cervantes nannte ihn im Raisonnement, im Monstrum, um seiner ungeheuren poetischen Fruchtbarkeit willen. In der That überfleigt die Leichtigkeit und Schnelligkeit, womit er die Unzahl seiner theils dramatischen, theils lyrischen Produkte hinwarf, alles Glauben. Die Summe seiner literarischen Productionen läßt sich, man mag es anfangen wie man will, gar nicht anders als in ganz erstaunlichen Zahlen ausdrücken. Z. B. er hat 21,300.000 Verse — sage einundzwanzig Millionen und dreimalhundertvierundzwanzigtausend Verse — im Druck hinterlassen, dabei noch einen Pfahl Manuskripte. Sein vertrauter Freund, Montalban, versichert uns, daß Lope der Spanischen Bühne 1800 regelrechte Schauspiele und nebenbei 400 autos oder religiöse Dramen geliefert hat, die sämmtlich zur Aufführung gekommen. Er selbst rühmt sich, über 100 Komödien geschrieben und zu seiner mehr als vierundzwanzig Stunden Zeit gebraucht zu haben, wobei der Fasser bedenken mag, daß jede Komödie zu zwei- bis dreitausend Versen gerechnet werden muß, und daß an vielen Stellen weit mehr Assonanz und Reim, sondern oft auch die schwierigste und verschlungenste metrische Form, z. B. Sonett, Ottave, Terzine herrscht. Lope de Vega ist 72 Jahre alt geworden; rechnen wir nun die Zeit seiner dichterischen Thätigkeit auf 50 Jahre, so kommt im Durchschnitt auf jede Woche ein Drama; nicht zu vergessen, daß er nebenbei auch Aemter bekleidet und ziemlich zeitraubenden Berufsgeschäften obgelegen hat; nicht zu vergessen, daß außerdem noch 21 Quartbände vermischter Schriften von ihm übrig sind, darunter sind epische Gedichte, wovon er in „seinen Augenblicken" gemacht hat. Wie sehen uns genöthigt, diese Zahlen nach neueren Autoren nach Beispielen einer ähnlichen ertensiven Fruchtbarkeit zu, um nächsten, doch immer noch in ungeheurem Abstande, kommt viel-leicht Walter Scott. Die neueste, von Murray angekündigte vollständige Ausgabe seiner Werke wird 90 Bände in kl. Oktav betragen. Davon sind 21 ihrem reine poetischen, theils prosaischen Inhalte nach Alter als das Jahr 1814; hinzugerechnet die Romane, so verschwindet die historisch-biographischen Schriften, welche 21 Bände füllen, sind sämmtlich in den 17 Jahren 1814—1831 entstanden; das giebt auf je drei Monate einen Oktavband. Man sollte denken, die Zeit hätte kaum zum bloßen Niederschreiben hingereicht. Dabei war Scott gleichfalls durch anderweitige öffentliche Geschäfte vielfach in Anspruch genommen und führte ein gastliches, vielgeselliges Leben, welches manche Stunde und manchen Tag in Anspruch nahm. — Der Leser verzeihe uns die Abschweifung. Wir wissen, das Genie läßt sich nicht nach der Elle oder nach der Uhr messen. Es war einmal in Gegenwart des bekannten Kapitain Wolf von Baldenstein, der Name entstammte viel Scott täglich schreibe. „Das ist nicht gar so wunderbar", bemerkte unser literarischer Argonaut; „ich bringe, wenn ich just will, täglich vor dem Frühstück eben so viel zu Stande." Einer aus der Gesellschaft war unhöflich genug, zu fragen: „Ob aber die Qualität dieselbe sein möchte?" Das ist der Punkt, worauf es ankommt, und in diesem Betracht verdient die Erscheinung, daß Lope de Vega viel von Kritikern bedrängt wurde, Beachtung. Von seinen unzähligen Dramen finden die allermeisten heute noch Leser, kaum zwei haben sich auf der Bühne erhalten. Man kennt die Italiänischen Improvisatoren, die, von der Geschwindigkeit und dem Wohlklang ihrer Landessprache und von dem Reichthume derselben an volksüblichen, in Reime ausschlagenden Wendungen unterstützt, die sächlichen Eingebungen ihrer Phantasie augenblicklich in Verse einkleiden und vortragen. Ein solcher Improvisator war Lope de Vega, und die Gassische Sprache giebt sich zu solcher Handhabung noch leichter als selbst die Italiänische her. Auf solchem Wege wuchsen seine Dichtungen höchst wahrscheinlich mit Leichtigkeit gleichfalls augenblicklich rasche Auseinanderfolge lief das Publikum gar nicht zur Besinnung kommen und jedes neue Stück überraschte die Zuschauer durch eine Erfindung, fesselte sie durch eine Intrigue ganz neuer Art und bezauberte durch den leichten, raschen, lebendig fortdrehenden Dialog. Mit einem Wort, Lope de Vega hatte das Spanische Publikum ganz und gar in Bezüge genommen, er war, wie Montalvan sich ausdrückt, „Alleinbeherrscher der Bühne". Aber nicht blos die Ehre, auch der goldene Dank wurde ihm reichlicher zu Theil, als je vielleicht dem Lieblings-Dichter eines Volkes. Lope ging äußerst sorglos mit dem Gelde um und brachte es doch zu einem Vermögen von 100.000 Dukaten, was so viel sagen will, als bei heute 7—800.000 Dollar. Dazu kam eine Heirath mit seiner vornehmen Gönnerin — denn Lope de Vega, von den Großen und dem Volke um die Wette gleichbeifall und bereichert, beklagte sich noch, daß man ihn Verdienst nicht genug anerkenne — in derselben Stunde wohnte Cervantes, im Kampfe mit Dürftigkeit und Widerwärtigkeiten aller Art, und erwarb sich mit der Feder, mit der die Unsterblichkeit schrieb, mühsam seinen Unterhalt. Welcher Kontrast! und wie trichtet die Nachwelt so ganz anders, als die Mitwelt! Lope de Vega, dessen Name damals ganz Spanien erfüllte, ist jetzt bei seinen eigenen Landsleuten mißachtet und vergessen; der Ruhm des Cervantes ist mit der Zeit erstarkt, — er ist nun für alle Zeiten der Stolz Spaniens, und seine Werke erfreuen die ganze gebildete Welt.

Indeß hat Cervantes sich schon bei Lebzeiten eines gerechten Anerkennung und eines bis in fremde Länder verbreiteten Ruhmes erfreut. Als eines Tages der Erzbischof von Toledo einen Besuch bei dem Französischen Gesandten in Madrid abstattete, kam zwischen den Begleitern des Erzbischofs und den Französischen Herren das Gespräch auf Cervantes. Die Letzteren sprachen in Ausdrücken der Bewunderung und des Entzückens über die Galatea, den Don Quixote und die Novellen

*) Lettera di Tasso Opere Tom. IX. p. 412.
**) Lettera di Torquato Tasso 1580. 17 Maggio bei Serassi Vita di Tasso p. 65.
***) Man sehe unter anderem den Brief Tasso's an Silvio Antoniani: Opere Tom. IX. 147.
†) Serassi p. 232, p. 248, p. 282.

Digitized by Google

und verschiedenen, diese Schriften wieder in allen Ländern weit und breit gelesen, ja in Frankreich wisse Manches sie beinahe auswendig. Sie wünschten sehr, diesen ausgezeichneten Mann von Angesicht kennen zu lernen, und erkundigten sich eifrigst, womit er sich denn beschäftige, wie und in welchen Umständen er lebe. Die Cavalliers wußten keine andere Auskunft zu geben, als daß der Mann die Waffen für sein Vaterland getragen habe, schon in Jahren sey und in Dunkelheit und Dürftigkeit lebe. „Was?“ rief einer von den Französischen Kavalieren, „Señor Cervantes in Dürftigkeit? wie ist das möglich? warum wird für einen solchen Mann nicht aus dem öffentlichen Schatze gesorgt?“ — „Das verhüte der Himmel“, fiel ein Anderer ein; „wenn die Noth macht, daß er so herrliche Sachen schreibt, so muß man ihn dabei lassen, denn seine Armuth macht sie Welt reich.“ — Berühmte es übrigens noch eines Beweises für die Größe des Mannes und für seine hohe Stellung in der Meinung seiner Zeitgenossen, so hätten wir einen zwar indirekten, aber vollgültigen den der Eifersucht, der Mißgunst, den Schmähungen, womit die Schaar damaliger Dichterlinge den Heroen überschütten hat. Er wachte das reizbare Geschlecht durch so manche scheinbürtige und schasse Kritik, die er in den Don Quixote und in einige Novellen mit einflechten ließ, gegen sich aufgebracht haben, obwohl seine Satire immer nur die Sache, nie die Person traf. Die Pfeile seiner Gegner waren freilich weder scharf geschärft, noch richtig gezielt, daher selten reichlicher in Stoff und Gehalt gegründet, als Lope de Vega soll sich nicht entblödet haben — wir glauben es nicht — mit ihnen gemeine Sache zu machen. Man schreibt ihm ein Sonett zu, welches nach großem Eigenlob mit der schmutzigen Prophezeiung schließt, die Werke seines Gegners (Cervantes') würden ihren Weg in die Kloaken finden. Aber diese schlechte Machwerk ist ganz gewiß nicht von Lope, der viel zu viel von Erfindung war, und in Cervantes' Leben als Dichter viel zu hoch stand, um mit seinen Klassikern gemeine Sache zu machen. Vielmehr spricht er mehr als ein Mal in seinen Werken seine begeisterte Verehrung für Cervantes aus, und in dem Gedichte „el Laurel de Apolo“ (Apollo's Lorbeer), welches 1369, vierzehn Jahre nach Cervantes' Tode, erschien, schließt die glänzende poetische Lobrede auf den Verfasser des Don Quixote mit folgenden beiden Versen:

Parece se digna que una mano herida
Pudo dar á su dueño eterna vida.

Ein unvergleichlicher Irrthum hat sich, wie wissen nicht wie, in Rochbart's Uebersetzung (der Englischen) Ausgabe des Don Quixote eingeschlichen. Hier heißt es nämlich: „Nach Lope de Vega's Tode im Jahre 1615 war Niemand mehr vorhanden, der unserem Autor (Cervantes) den ersten Rang in der Literatur streitig machen konnte.“ Lope ist aber bekanntlich erst 1635 gestorben und hat somit den Cervantes um neunzehn Jahre überlebt.

Im Jahre 1615 gab Cervantes eine Sammlung seiner Komödien heraus, die auf der Bühne wenig Glück gemacht hatten. Es ging ihm darin, wie allen fruchtbaren Romandichtern: der Zauß seiner Darstellung ergoß sich zu reichlich ins Breite und sträzte sich den beschränkenden Regeln und Formen der dramatischen Gesetzgebung nicht. In der vorangeschicken Dedication an die Leser läßt sich Cervantes vernehmen, der edle und sinnreiche Junker Don Quixote sey bereits wieder gestiefelt und gespornt und werde allerdings stum zweiten Mit in die Welt ausziehen. Man könnte sich wundern, warum es Cervantes so lange anstehen ließ, seinen Helden, der mit seinem ersten Fahrten so viel Glück bei den Lesern gemacht hatte, wieder ausreiten zu lassen. Wahrscheinlich sah er selbst anfänglich die Geschichte mit dem ersten Theile für beendet an; in der That schließt sie sich völlig ab, und Don Quixote wird zwar nicht vor unseren Augen totgeschlagen, allein er gilt so gewiß für todt, daß wir sogar zum Schluß seine Grabschrift zu lesen bekommen. Cervantes haben sich den Plan zu dieser Fortsetzung lange getragen und gemächlich daran geschrieben, als ihm ein eben so unerwarteter als unangenehmer Streich gespielt wurde. Es erschien nämlich eine Fortsetzung des Don Quixote von fremder, unbekannter Hand. Der Verfasser nannte sich Avellaneda und gab vor, er wäre aus Tordesillas; sein Vaterland und Geburtsort ist nicht ausfindig gemacht werden können. Nach den Eigenthümlichkeiten seiner Schreibart und nach dem Geiste und Sinn seiner Aeußerungen zu schließen, war er ein Aragonier, seines Standes ein Geistlicher, wahrscheinlich einer von den kleinen Theater-Dichtern, denen Cervantes Kritik etwas unbarmherzig mitgetheilt hatte. Die Idee des Cervantischen Don Quixote, das Charakteren sind, die Cervantes sind, den unbewußten Fortsetzer beibehalten, und neben manchem Plagiate aus dem ersten Theile findet sich Mehreres, was mit dem später erschienenen echten zweiten Theile des Don Quixote so auffallend übereinstimmt, daß man sich der Vermuthung nicht erwehren kann, entweder daß der fernerste Verfasser über Cervantes Manuscript gekommen sey, oder — und dieses ist wahrscheinlicher, — daß er dergleichen aus Cervantes eigenem Munde aufgeschnappt hat, welcher, ohne sich einer solchen Freibeuterei zu versehen, im Gespräche eine und die andere Andeutung über das im Zeitgange begriffene Werk fallen ließ. Die unechte Fortsetzung war nicht ganz ohne Verdienst, und schon der Name, den sie an der Stirne trug, machte Aufsehen und verschaffte ihr Leser. Doch verstehe in den abenteuerlich-komischen Situationen, durch welche der Held geführt wurde, in den burlesken Szenen, womit das Ganze reichlich durchwebt war, das große Element sehr merklich vor, und die Sinnrichtigkeit, ja die Unfehlbarkeit der Darstellung erregte selbst in seinen Extremen, wo man über dem Plumpen bei weitem nicht so heiklich dachte, Anstoß. Lezlage hat, um dies beiläufig zu bemerken, auch diesen Pfundo-Don-Quixote Französisch übersetzt oder vielmehr paraphrasirt und aus dem rohen und geschmacklosen Materiell seines Originals durch geschickte und glänzende Fassung ein Buch zu Stande gebracht, das sich gefällig und geschmackvoll liest. — Cervantes bekam, wie es scheint, das Machwerk des Avellaneda zu Gesichte, als er just beim 59sten Kapitel im zweiten Theile seines Don Quixote stand. Von da an mindestens begannen uns bittere Anspielungen und mehrfache Aeußerungen der Entrüstung gegen seinen Verkäufer, der, um seiner Unverschämtheit die Krone aufzusetzen, sich in der Vorrede sogar gegen den Spott über Cervantes körperliche Eigenschaften, Manieren und Lebensverhältnisse erlaubt hatte. Der Verdruß hierüber trieb indeß den Gekränkten und überlegenen Dichter zur raschern Vollendung seines Werkes, und die echte Fortsetzung des Don Quixote erschien gegen Ende des Jahres 1615. Fortsetzungen populairer Romane, in welche sich das Publikum mit Eifer und Liebe hineingelesen hat, mißlingen fast immer, sogar wenn der Autor selbst sie unternimmt, und machen auch bei den Lesern kein Glück. Indeß der Don Quixote ist eine glänzende Ausnahme von dieser Regel. Der zweite Theil erfreute sich eben so rascher Verbreitung, so vollständiger Beliebtheit, so einstimmigen Beifalls wie der erste, und die beiden Hälften wurden wetthlich, auch für das Publikum, ein in allen seinen Theilen gleich geliebtes, gleich werthgeschätztes Ganzes. Cervantes hatte sich die Beurtheilungen, welche der erste Theil erfahren hatte, zu Nutze gemacht, die meisten der dort gerügten Mängel sorgfältig und mit Geschicklichkeit; keinen seiner sogenannten Gegner übersah er in der Kastilischen Sprache wie er, Keinem floß sie in solchem Reichthum und so vielgestaltiger Anmuth.

Jetzt stand Cervantes auf der Höhe seines Ruhmes. Auch seine Vermögensumstände besserten sich; der Ertrag seines neuen vollendeten Werkes, so wie die Ehrengeschenke, womit ihn der Vertegenheiten reichen, womit er sein Leben lang gekämpft hatte. Leider war ihm kaum ein halbes Jahr gegönnt, sich dieses Glückes zu freuen, denn schon im nachstfolgenden Jahre, am 23. April 1616, starb er. Er hatte eben noch seinen Roman: „die Leiden der Persiles und der Sigismunda“, vollendet; die Dedication desselben an seinen alten Gönner und Freund, den Grafen von Lemos, welcher sich damals als Vicekönig nach Neapel begeben hatte, ist wenige Tage vor des Verfassers Tode geschrieben. „Ich sehe“, heißt es darin mit Anspielung auf ein altes Spanisches Sprüchwort — „ich sehe nun schon mit einem Fuße im Steigbügel. Die letzte große Reise anzutreten. Gestern empfing ich das Sakrament, der Tod breitete seine Schatten über mich. Und doch hänge ich noch am Leben mit allen meinen Wünschen; ja ich habe das Leben lieb und möchte Euch noch einmal sehen. Ist es aber bei Gott anders beschlossen (sein Wille geschehe!), so gedenke ich mich, daß Ihr, gnädiger Herr, den Mann kennt und sein gedenken werdet, dessen Wunsch und Wesen, daß Ihr ihn kennt, größer war, als seine Kraft, Euch zu dienen.“ Weiterhin spricht er den Vorsatz aus, falls ihm Gott vergönnte, von diesem Krankenlager wieder aufzustehen, noch einige bereits angefangene Werke zu vrendigen. So athmen seine letzten Worte noch die edle und treue Gesinnung, die zarte Empfindung, die Liebe zu seinem Dichterberuf und die Sehnsucht Heimkehr des Genius, welchem er im Reiche der Alten ausgezeichnet war. Begraben wurde er, in aller Stille und ohne Pomp in der Kirche des Klosters Santa-Teinidad zu Madrid. Kein Denkstein bezeichnet die Stätte, und während der winzigste Spanische Grande sein kostbares, prangendes Grabmal hat, ist die Stelle vergessen, wo Spanniens größter Genius die irdische Hülle ließ. Sie verfällt heute den Steinen, den Steinen, den Steinen und Gras wächst, aber der Nation gerechte solche Vergessenheit zur Ueber.

Mit dem Inhalte des Don Quixote ist der Leser zu wohl bekannt, als daß es hier einer Analyse desselben bedürfte. Ueber die Tendenz des Romanes hingegen und über seine Wirkung auf die Zeitgenossen dürfte ein erläuterndes Wort am rechten Orte sein. Es ist, wie schon bei bekanntlich den Ritter-Romanen in Spanien den Garaus gemacht. So, wie es in dieser Gattung von Romanen geschildert wird, hat das Ritterthum in der Wirklichkeit freilich niemals existirt. Aber die Gesinnung, die Denkweise, wie sie bei den Helden und Heldinnen in jenen erzeugungen Geschichten gang und gäbe ist, die übertriebenzliche Tapferkeit und Galanterie, die phantastischen Gestalten, die tollen Abenteuer, die Zweikämpfe, die prahlerischen Großthaten gegen Heiden- und Mohrenfürsten, gegen böse Zauberer, grimmige Riesen und Drachen, das Verschenken der Einbildungskraft in eine ganz ungeheuerliche, unvernünftige, und jeder Scheitt und Tritt verzeichnende Bahn, das Alles ist bekanntlich den Ritter-Romanen in Spanien den Garaus gemacht. So, wie es in dieser Gattung von Romanen geschildert wird, hat das Ritterthum in der Wirklichkeit freilich niemals existirt. Aber die Gesinnung, die Denkweise, wie sie bei den Helden und Heldinnen in jenen erzeugungen Geschichten gang und gäbe ist, die übertriebenzliche Tapferkeit und Galanterie, die phantastischen Gestalten, die tollen Abenteuer, die Zweikämpfe, die prahlerischen Großthaten gegen Heiden- und Mohrenfürsten, gegen böse Zauberer, grimmige Riesen und Drachen, das Verschenken der Einbildungskraft in eine ganz ungeheuerliche, unvernünftige, und jeder Scheitt und Tritt verzeichnende Bahn, das Alles ist bekanntlich den Ritter-Romanen in Spanien den Garaus gemacht. So, wie es in dieser Gattung von Romanen geschildert wird, hat das Ritterthum in der Wirklichkeit freilich niemals existirt. Aber die Gesinnung, die Denkweise, wie sie bei den Helden und Heldinnen in jenen erzeugungen Geschichten gang und gäbe ist, die übertriebenzliche Tapferkeit und Galanterie, die phantastischen Gestalten, die tollen Abenteuer, die Zweikämpfe, die prahlerischen Großthaten gegen Heiden- und Mohrenfürsten, gegen böse Zauberer, grimmige Riesen und Drachen, das Verschenken der Einbildungskraft in eine ganz ungeheuerliche, unvernünftige, und jeder Scheitt und Tritt verzeichnende Bahn, das Alles ist bekanntlich den Ritter-Romanen in Spanien den Garaus gemacht.

mit neuer Glut durchdringe und ihn vor allem unritterlichen Thun behüte. Dieses Gesetz war kein todter Buchstabe, sondern der Ausdruck der Sitte und Gesinnung, die bei den Spaniern noch herrschend blieb, als für Franzosen und Engländer die Zeit des romanischen Ritterthums längst vorüber war. Im 15ten und 16ten Jahrhundert noch erschienen häufig, wie theils Spanische, theils ausländische Chronisten-Schreiber, die Letzteren nicht ohne Verwunderung, und berichten, — an den Hofstagern Europäischer Fürsten Spanische Ritter, die auf Abenteuer zogen durch alle Länder der Christenheit, vor: cherecher honneur et reverence par leurs faits d'armes, wie eine Französische Chronik damaliger Zeit sich ausdrückt. In den Paston Letters, die zur Zeit König Heinrich's VI. von England geschrieben sind, lesen wir, daß ein Castilischer Ritter an des Königs Hof gezogen kam, der die Farben seiner Dame am Arme trug und die Englischen Ritter herausforderte: „eine scharfe Lanze mit ihm zu brechen, seiner hohen Herrin und Frau zu Ehren." Der Spanische Chronist Pulgar, der in der zweiten Hälfte des 15ten Jahrhunderts lebte, spricht von dieser irrenden Ritterschaft als von einer noch zu seiner Zeit unter dem jungen Castilischen Adel ganz gewöhnlichen Sache. Oviedo, der noch um etliche Jahre jünger ist, übt die Kunstrennung, welche nach Lacombe vollendet sein soll, oder doch sich verliebt stellen, weil sonst seine tapferen Thaten des Glanzes und Reizes ermangeln würden. Das merkwürdigste Prodeßlich abenteuerlicher Romantik ist ohne Zweifel das Turnier, dessen Beschreibung sich der Chronist des Alvaro de Luna angehängt findet und in der 1784 durch die Spanische Akademie veranstalteten Ausgabe jener Chronik mit abgedruckt ist. Zehn Ritter verbrüderten, in Gegenwart des Königs Johann II. und seines Hofes, den Paß zu Ordjas in Galizien, nicht weit von der Kirche und dem Grabe des heiligen Jakob zu Compostella, und machten sich anheischig, Allen und Jedem den Zugang mit den Waffen zu verwehren. Der Kampf mit dem Dampfhammer unter den zehn ist uns aufbehalten, er hieß Suroo de Quenones; seine Dame hatte ihm die Verpflichtung auferlegt, alle Donnerstag einen eisernen Ring vor aller Leute Augen um den Hals zu tragen, und wollte ihn dessen nur entbinden, wenn er jene Aufgabe siegreich und mit Ehren übe. Das Kampfziel dauerte 30 Tage, die männlichen Kämpen fochten nicht Schritt noch Tartsche, ihr Leugen hatten Spitzen von Mailändischem Stahl. Es fanden 627 Gänge statt, 166 Lanzen wurden gebrochen; da endlich erklärten die Kampfrichter, daß die Sache ausgefochten und von den Zehn mit Ehren bestanden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Java.

Adschi Soko.

Eine Javanesische Sage.*)

Als Adschi Soko in Java angekommen war, begab er sich zunächst auf den Berg Kendang. Darauf sprach er zu seinem Diener Punsemdobo: „Bleibe Du hier allein und bewahre dieses mein Krismesser**); ich will nach Mendang gehen. Gieb dieses Messer Keinem, der es verlangen sollte, es sey denn, daß ich selbst es selber langte." Adschi Soko machte sich dann auf den Weg nach Mendang; Punsemdobo aber blieb zurück und hütete das Messer. Als Adschi Soko die zur Gränze von Mendang gekommen war, fragte er einen Landbewohner, ob hier das Land Mendang sey? Dieser sagte: „Ja; wer bist Du aber, Fremdling?" Adschi Soko antwortete: „Ich bin übers Meer hierher gekommen und will dem Radu (Könige) von Mendang meine Dienste anbieten." Der Bauer entgegnete: „Wenn Du diese Absicht hast, so wird es Dir übel ergehen; denn der Radu von Mendang ist ein Menschenfresser; alle seine Unterthanen fliehen ihn, weil er jeden Tag einen Knaben verspeist. Auch Fremdlinge müssen ihm zur Nahrung angeliefert werden." Adschi Soko versetzte: „Dem sey, wie ihm wolle; ich gehe doch!" Darauf verwandelte sich Adschi Soko in ein schön und lieblich aussehendes Knäblein und ging geradee Weges in die Behausung des Patih (Ministers) von Mendang. Er trat vor den Minister und sprach zu ihm: „O Patih, ich wünschte, von dem Könige Radu von Mendang zu speisen." Der Patih antwortete: „O Knabe, ich staune über diesen Deinen Wunsch! Du wißt also sterben? Denn wer Jemanden als Speise dient, der ist gewißlich des Todes." Adschi Soko entgegnete: „Ich habe keine Lust, Mensch (Erwachsener) zu werden; wenn ich jetzo mit dem Leben dasjenommen sollte, so bitte ich um gerade so viel Land, als mein Kopftuch bedeckt, wenn ich es ausbreite." Der Patih gelobte ihm dies.

Darauf wurde Adschi Soko dem Könige zur Mahlzeit für den heutigen Tag ausgeliefert. Als Sang-Nyo den schönen und wohlgestalteten Knaben sah, stemte er sich unmäßig auf diese leckere Speise. Zur Essenszeit brachte man ihn vor den Radu Soko, der ihn wohl aufzuwehren lassen, und eben wollte der König voll Gierigkeit zugreifen — da nahm Adschi Soko plötzlich seine vorige Gestalt — die eines bejahrten Mannes — wieder an und faßte mit der einen Hand die obere, mit der anderen aber die untere Lippe des Königs. Da zerriß der Mund des Sang-Nyo, und er gab seinen Geist auf.

Jetzt verwandelte sich Adschi Soko wieder in ein Knäblein, ging straks in das Haus des Patih und erzählte ihm, wie Sang-Nyo gestorben hatte. Der Minister staunte sehr, daß es einem so zarten Knaben gelungen, den Sang-Nyo zu tödten; zugleich aber ferner sich sein Herz, denn er hoffte, das Land Mendang werde nun wieder zur Ruhe kommen und einen Fürsten erhalten, der kein Menschenfresser wäre, wie Sang-Nyo.

Darauf erinnerte Adschi Soko den Patih an sein Versprechen. Dieser brachte das Kopftuch des Adschi Soko aus und sagte: „Auf einem solchen Stückchen Land kannst Du nicht einmal stehen; begehre das Hundertfache: ich gebe es Dir!" Jetzt nahm Adschi Soko sein Kopftuch und breitete es mit eigener Hand aus. Das Tuch wurde größer und größer; schon bedeckte es die ganze Stadt Mendang, und noch war sehr viel davon übrig; darauf breitete es sich über den ganzen Bezirk, und immer blieb noch ein großes, großes Stück. Als das Tuch endlich völlig ausgebreitet war, überdeckte es die ganze Insel Java.

Der Patih staunte über die Maßen ob solcher Wunderkraft. Darauf nahm Adschi Soko seine vorige Gestalt wieder an, worüber der Patih sich erschreckte, und sprach zu ihm: „Du bist Dich schon verrechnet; soll Dir gnug werden, soviel ist nun mein Eigenthum geworden! Es sind sich wieder erholt hatte, sprach er: „Dem sey also!" Darauf wurde Adschi Soko König von Mendang, und das Reich kam unter ihm in blühenden Wohlstand.

Kurz nach seiner Thronbesteigung erinnerte sich Adschi Soko, daß er sein Krismesser Punsemdobo dem Odhut seines Dieners Semdobo auf dem Berge Kendang gelassen hatte. Da rief er seinen nunmehrigen Diener Pun-Dhoro und befahl ihm, dieses Messer zu holen. Pun-Dhoro machte sich auf den Weg und traf auf dem Berge Kendang mit Semdobho zusammen. Nachdem sie einander begrüßt hatten, fragte Semdobho den Pun-Dhoro, was er hier zu thun habe? Dieser sagte: „Ich komme, um das Eigenthum meines Herrn abzuholen, welches in Deinem Odhut sich befindet." — „Daraus wird nichts*)", entgegnete Punsemdobho; „denn mein Herr hat mir ausdrücklich befohlen, dieses Messer keinem Menschen abzuliefern, außer ihm selber.*)" Die Boten geriethen in Wortwechsel, und am Ende kämpften sie mit einander, — sie sie Beide ihrem Geist aufgaben.")

Adschi Soko harrte lange mit Erbnsucht der Rückkehr seines Boten. Als schon graume Zeit verflossen war und dieser immer noch nicht erschien, wurde es dem Könige bang ums Herz. Er begab sich insgeheim selbst nach dem Berge Kendang und fand bald die Leichen seiner treuen Diener.

Der König verfant in tiefes Nachsinnen und bittere Reue ob seiner Uebereilung. Erst nach langer Zeit tröstete er sich mit dem Gedanken, daß dieses Ereigniß eine göttliche Schickung gewesen sey.

W. Sch.

Mannigfaltiges.

— Goethe in Italien. Bisher war der Dichter gerade in dem Lande, das er doch am meisten, außer seinem eigenen, geliebt hat, am allerwenigsten bekannt. Mit Ausnahme des Werther und in neuerer Zeit auch des Wilhelm Meister, war — man sollte es kaum für möglich halten! — von Goethe noch nichts ins Italiänische übersetzt, während man doch Kotzebue's sämmtliche Theaterstücke und ihrelweise auch die von Iffland längst schon einer solchen Ehre würdig erachtet hat. Gegenwärtig erscheint in Mailand nach dem Meister des vor mehreren Jahren in Frankreich herausgekommenen Théâtre de l'Etranger ein Auseo drammatico unter der Leitung von Giacinto Battalia, und dieses hat bereits zwei Dramen von Goethe, den Götz von Berlichingen und den Faust, in Uebersetzungen geliefert. Ueber den letzteren war klüglich in der Gazzetta Piemontese der Anfang eines historisch-kritischen Aufsatzes zu lesen; die Fortsetzung scheint noch auf Hindernisse gestoßen zu seyn, denn sie hat bisher vergebens auf sich warten lassen. Die Uebersetzung des Götz (wie wissen nicht, ob auch die des Faust) rührt von Herrn Francesco Bergani her und wird von Italiänischen Blättern sehr gelobt.

— Geographische Differenzen. Es geht doch nichts über die Genauigkeit, besonders bei statistischen Angaben! Wie erfreulich muß es daher jedem Freunde der Wahrheit sein, der sich über die Bevölkerung der sogenannten Raubstaaten Afrika's belehren will und nun, nachdem er zwar größeren Sicherheit zwei verschiedene geographische Schriftsteller nachgeschlagen, folgende Tabelle als Resultat erhält:

Bevölkerung nach Hassel,	nach Balbi.
Marokko	14,800,000. 4,500,000.
Algier	2,300,000. 1,500,000.
Tunis	2,000,000. 1,500,000.
Tripolis	2,500,000. 660,000.
Zusammen	24,300,000. 8,460,000.

Der Zeitungsleser hat also nun zwischen 24 und 8 Millionen die Wahl — allerdings eine etwas harte Zumuthung, aber leide berühmte Geographen können sich mit Recht darauf berufen, daß man in Afrika keine so genaue Einwohner-Listen anfertigt, als in des Zeitungsfreres Wohnort, und er muß sich daher, solle er sich hierbei nicht beruhigen will, bis zu der Zeit gedulden, wo entweder der Sultane oder die Frangösischen Reformen auch in den bereits sehr obrigen Raubstaaten eine bessere Ordnung der Dinge herbeigeführt haben.

*) Diese tragische Begebenheit soll in den Namen der Javanischen Buchstaben verewigt sein, für deren Erfinder Adschi Soko gehalten wird. Dieß man diese Buchstaben in ihrer alphabetischen Ordnung und mit den inkarirenden Vokalen, so entsteht ungefähr folgender Sinn: „Die Boten geriethen in Kampf und sochten kapfer, bis sie endlich zu Leichen wurden."

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich. 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Exp. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Plotten-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 148. Berlin, Montag den 11. Dezember 1837.

Frankreich.

Bücher-Ankündigungen und Literaten in Paris *).

Ungeachtet der vollendeten und vielgebrauchten Worte: Fortschritt und Verbesserung, hat sich doch frit Jahrhunderten der Kreis der praktischen Ideen eben nicht sehr verändert, ungefähr, und gleichwohl ist man heutzutage wohl als je von den festen Ziele alles Strebens entfernt, nämlich vom Glück. Denn wann hätte man jemals so viele Deutsche nach Amerika auswandern, eines der drei Reiche Großbritaniens bei den beiden anderen um Brod betteln, Spanien und Portugal ein Unglück so schwer beklagen und endlich Frankreich mit so vielen Steuern belastet gesehen?

Es ist in diesem allgemeinen Schiffbruch schwer zu entdecken, wo denn eigentlich das Glück sey, und ich will mich daher nur auf Frankreich beschränken. In diesem Lande hat die Wuth, reich zu werden, einen nie geahnten hohen Grad erreicht, und wie mir scheint, ist dies Phänomen auch ganz leicht zu erklären; denn wenn man auf einer Eisenbahn in der Stunde fünf Meilen zurücklegt, so will man natürlich auch Geld mit gleicher Schnelligkeit verdienen. Da sich nun der Mensch nicht von Kohlen und Eisen übertreffen lassen darf, so hat er ein Mittel entdeckt, das man in mehrfachen Beziehungen mit dem Dampf vergleichen kann. Dieses Mittel war ein Geheimniß und Räthsel, so selbst den Erfindern unbekannt, obwohl Niemanden weiß, daß sie es nicht ohne Ausnahme schon längst entdeckt haben, selbst das, was Andere erst noch entdecken werden.

Dieses Mittel sind die Annoncen. Im literarischen Sinne versteht man unter Annonce eine Anzahl Zeilen, durch die der Krämer seine Schwefelfaden, der Schriftsteller seine Werke bestmöglichst anzupreisen sucht; im typographischen Sinne versteht man darunter ein viereckiges Stück bedrucktes Papier von der Größe eines gewöhnlichen Bogens bis zur Höhe eines Hauses; zu es sind deren zwei Stock hohe, mit Thür und Fenstern versehene Annoncen zum Vorschein gekommen. Aus dieser Vielseitigkeit der letzteren kann man schließen, daß sie einer Entwickelung fähig sind, die nur an den Enden der Erde ihre Gränze findet.

Ich habe mich jedoch in meiner Definition geirrt, wenn ich mich zu allgemein ausdrückte und sagte, daß Annoncen nur Eigenlob enthielten. Allerdings hat Jedermann von sich und den Seinigen die beste Meinung von der Welt, allein nicht Jeder versteht es, sich nach Verdienst zu loben, woran theils vernachlässigte Erziehung, theils die Besorgniß Schuld ist, man möchte sich zu beschränken ausdrücken; in beiden Fällen wendet man sich dahin an gewisse Personen, die dann statt des Beaufstragenden roth werden müssen. Diese sogenannten Annoncirateurs haben nun ein ganz neues Gewerbe geschaffen, das den ersten Rang vor allen übrigen einnimmt, da ohne dasselbe kein einziges anderes Gewerbe wahrhaft einträglich wäre. Zuvörderst nimmt also der Annoncirateur die zu verkaufende Waare in Augenschein, besteht sie nun in einem Kramladen, einer Advokatur, einem Gedicht, 100 Flaschen Bordeauxwein, einer Kirche, einem Roman, kurz aus irgend Etwas. Hierauf taxirt er sie im Vertrauen und bemerkt, wie viele Annoncen sie kosten und wie viel sie einbringen müßte. Wir wollen, sagt er z. B., in sechs großen Journalen, in einem kleinen literarischen und in zwanzig Provinzialblättern davon auf gedrängte Weise sprechen; und selten irrt er sich in seinen Berechnungen. Nur muß man es freilich nicht wie jener Buchhändler machen, der 2000 Francs auf Ankündigungen für einen neuen nicht vorhandenen Roman aufgab, und als man nun nach dem angekündigten Buche fragte, ließ er durch seine Commis antworten, daß die Auflage vergriffen sey, wodurch er bewirkte, daß man im Publikum so lange von ihm sprach, bis er etwas Neues erscheinen ließ. Unglücklicherweise aber zeigt derselbe Buchhändler jetzt Werke an, die nur alljährlich erschienen, bis er auch solches abzulegen vermag. Wirklich jedoch macht er nicht genug Annoncen.

Als Beispiel von der wunderbaren Macht der letzteren möge folgende in Paris allbekannte Geschichte dienen. Unter den noch lebenden Schriftstellern giebt es einen, der zwar sehr bekannt, zu dieser Bekanntheit aber auf ganz ungewöhnliche Weise gelangt ist. Er trug sich mit den Ministern, die ihn für einen Literaten hatten, und die Literaten, die da glauben, er sey wenigstens so viel als ein Minister, behandelt er höchst geringschätzig. Dieses Aasehen hat er aber folgendermaßen erworben. Er besuchte eines Tages einen wohlbekannten Buchhändler und sagte zu ihm mit gebrimmisvoller Miene: „Hören Sie, Herr ....

*) Aus der Erzählung „Washington Lemoet und Socrates Leblanc", von Leon Gozlan.

wie wäre es, wenn Sie den Verlag eines Werkes übernähmen, das ich aber noch nicht geschrieben habe?" — „Was ist das für ein Werk?" sagte gleichgültig der Buchhändler. — „Ein sehr schönes Werk." — „Das ist möglich." — „Ein unübertreffliches Werk." — „Darauf zweifle ich nicht; was für einen Titel führt es denn aber?" — „Einen Titel, der 20 Auflagen absetzen wird." — „Und zwar" — „Geschichte der Restauration; was meinen Sie dazu?" — „Ich meine, daß das Buch, wenn es gut geschrieben ist und somit nur neun Bändchen enthält, heutzutage guten Abgang finden müßte. Belegen Sie es mit einmal her." — „Ich werde es Ihnen dringen; unteressen kündigen Sie nur immer an, daß die Geschichte der Restauration im Laufe dieses Monats erscheinen werde."

Der Buchhändler verfuhr nicht, in allen Journalen die Geschichte der Restauration mit Posaunenstoß anzukündigen und ihr zu ihrem dereinstigen Auftreten eine erwartungsvolle Aufnahme zu bereiten.

Kaum erfuhr man in gewissen beiden Zirkeln, daß ein Werk über die Restauration vom Erscheinen nahe wäre, als man auch schon in starke Bewegung gerieth, Entdeckungen denselben und von gewissen Altensstücken sprach, die man für verbergen hielt, deren Veröffentlichung man aber besorgte. Man näherte sich daher dem Autor, gewann ihn durch Schmeicheleien und Versprechungen und gab ihm zuletzt eine Stelle von 6 bis 8000 Francs.

Gleichwohl zeigt nach Verlauf eines Jahres der Buchhändler wiederum die Geschichte der Restauration an. Mit neuen Erfindungen treten schon größere Beschwungen ein, und die Entschädigungssumme oder, wenn man will, der Gehalt steigt auf 12,000 Fr. jährlich; dies ist aber noch nicht Alles. Das Gerücht von jenem unsichtbaren Werke hatte sich in den Salons verbreitet, und so oft der genannte Schriftsteller sich derselben zeigte, sagte man sich einander heimlich Ihr: das ist der Verfasser der Geschichte der Restauration. In der Provinz interessirte man sich gleichfalls für das Werk und dessen Autor, und diese erlangten daselbst einen ausgebreiteten Ruf.

Man hätte nun wohl vermuthen dürfen, daß das so ungeheuer erwartete Werk endlich einmal ans Licht treten würde. Allein es zeigte auch nach Verlauf von sechs Jahren der Buchhändler das nahe Erscheinen desselben mit dem Bemerken an, daß darin vielfache Irrthümer enthalten, vielfache Fehler bloßgestellt würden. Alsdann fährt gewissen Leuten wieder der Schreck in die Glieder; man nennt den Schriftsteller über Hals und Kopf zum Autor der Lobeserhebungen und weist ihm 40,000 Francs jährlicher Einkünfte auf verschiedene Staats-Kassen an. Zwölf Jahre sind es nun her, daß er diese 40,000 Francs bezieht, sich Equipage hält und im Rocher de Cancale zu Mittag speist; und was berechtigt ihn dazu? die sämtliche Geschichte der Restauration, die er weder geschrieben hat, noch schreiben wird, und die er überhaupt zu schreiben unfähig wäre.

Nun leugne Jemand noch die furchtbare Macht der Annoncen!

Noch bin ich aber nicht zu Ende. Während dieser berühmte Schriftsteller mit seiner Geschichte der Restauration nie fertig wurde, schickt ein Anderer ein Werk über dieselben Gegenstand und zwar, wie ich behaupten darf, mit Talent und Unparteilichkeit; jedoch hat noch Niemand etwas von diesem Werk erfahren. Vermöge der Annoncen also ist der, welcher die Geschichte der Restauration nicht geschrieben hat, einer der reichsten und bekanntesten Männer in Frankreich, und der Verfasser der wirklich vorhandenen Geschichte der Restauration sieht noch die erste Auflage seines Werkes unverkauft.

Da ich jetzt gerade von literarischen Angelegenheiten rede, so will ich auch noch der Literaten erwähnen. Unter diesen giebt es nämlich Minister, Rentiers, Journalisten, Literaten, die nach einem Platz in der Academie française streben, Literaten, die mit Literaturmoden verheirathet, und endlich Literaten, die eigentliche Literaten sind.

Der Contrebandhandel von allen ist der literarische; der die Leute wie ein Minister empfängt, ohne einer zu seyn, ein Haus führt, als lebte er von Renten, ohne doch deren zu besitzen, und sich benimmt, als wäre er Garçon, dabei aber zu Hause die Leiden eines Ehemannes zu ertragen hat. Diesen habe ich mir jetzt bis zu Ende auf und lange mit den Ersteren an.

Der Minister-Literat beschäftigt gewöhnlich die Maler, Bierdrechsler, verleiht den Laubwirthen von Cote d'or Pensionen, schickt den Leuer Seidenwaaren-Fabrikanten Medaillen, läßt aber nie einen Literaten vor sich. Einer der letzten Minister, gleichfalls Literat, hörte eines Tages mit an, wie man in der Kammer die literar. deren Ergebnisse wegen des Krieges anvertraut wurden, zu beschützen suchte, und als er vernahm, daß Napoleon zwei oder drei Auflagen der Werke Delille's oder irgend eines anderen Schriftstellers auf ein Schiff laden und in

Digitized by Google

einiger Entfernung vom Ufer Presa und Posse ins Meer werfen ließ, rief der Minister aus: „Kein übles Mittel, in der That, die Bücher zu ersäufen. Es giebt aber ein besseres: Man lese sie haben Niemand mehr!“

Der Neuvermählte selbst, den Elegant, wohnt auf der Chaussée d'Antin in der ersten Etage, seine Pferde konkurrirten bei den Wettrennen auf dem Marsfelde, und er giebt sich alle erdenkliche Mühe, nicht für einen Schriftsteller zu gelten. Er beweist sich nie am Lobpsalme in den Journalen und erhält auch wirklich seiner der Kritik, in dem er sich bewegt, beschränkt sich auf einige Salons, wo seine literarischen Urtheilsurtheil adressirt wird, und seine Sucht besteht darin, in allen Stücken als Gentleman zu erscheinen. Jedoch selbst es nicht an deutzen den Bemerkungen über ihn, und sodale er den Rücken kehrt, heißt es: Ein scharmanter Mensch; er gleicht exaktant seinem Vater, dem Käsehändler; seine Stimme klingt ganz so, als ob man seine Mutter, das Waschweib, hörte!

Der Litterat, der nach einer Stelle in der Académie française strebt, wartet auf einen Todesfall, um selbst größtig und in aller Form sterben zu können. Man glaubt es kaum, wie er sich abmüht, meine weigt und beobachtet, um nur seine Absicht zu erreichen. Meiner Ansicht ist mittelmäßig, sein Profa total unbrauch, sein Name lebt nur im Gedächtnis einiger Freunde, und er weiß in der That selbst nicht, was ihn beerchtigt, sich um den Platz des verstorbenen Mannes zu bewerben, dessen Nachfolger er zu werden wünscht. Erhält er ihn nun, so erhebt er seine Kollegen die zum Himmel; im andern Falle sind sie grobe Thiere.

Wie kommen nun aus der letzten Klasse, dem Litteraten, den nichts Eigenes besitzt als seine Feder, und der dennoch auf dem tuinirenden Fuß einer Bank-Direktors leben, als Freitag mit dem Grenäge eines Präsidenten der Pairskammer des Aufwandes empfangen und endlich im Hause und außer demselben in Dienerschaft einer Prinzessin Fürsten um sich haben will. Meine Zärtl, deffen jede Schüssel in seinem Hofen Zingern, deffen beerschaftliche Weißzeugen in seinem Gehirn bestehen.

In dem Palast eines Litteraten dieser Klasse muß herrscht der ausgesuchteste Luxus; überall die prächtigsten Teppiche und Atmosfel, die festdarten, feidenen Tapisserien, herrliches Porzellan und zahlose Domestiken, ohne die Freunde mitgerechnen. Einige von diesen, nämlich von den Domestiken, schlitten auf den Treppen-Absätzen Tiger und Pardelteden aus; andere ordnen prachtvollen Silber-Service in den Servanten, welcher andere bohnern die Salons, andere liebkosen die mit Bijouts gestickerten Windspiele, andere tummeln im Hofe die Tages vor der bei Cremieux gekauften Pferde, andere fangen die Kammerjäcken auf, welche voller Eile aus dem Schlafzimmer der Madam läuft, die gellingelt hat; man klingelt aber zugleich auch auf einer anderen Seite und an einem dritten Orte. Welch' ein Spektakel, welch' eine unnütze Geschäftigkeit!

Dies ist das Innere eines Hauses, das ein Mann bewohnt, der Seite für Seite und Zeile für Zeile, wie der Dachdecker Ziegel für Ziegel, bezahlt wird, sich aber von Letzterem darin unterscheidet, daß er, wann es regnet, wann es zu heiß oder die Luft zu beklemd ist, seine Lust zum Arbeiten hat und dahe auch wirklich nicht arbeitet. Zo, Sybe sie Sybe, freilich nicht Ihre für Ihre, erwiebe ihm genug, um damit die Domestiken, das Gesinde Service, die Lieferanten und die Pferde zu bezahlen, die in ihren Ställen mit lautem Wiehern Heu und Journals-Artikel fordern. Aber auch die Jagdhunde haben Hunger; rasch eine Seite Prosa! Das Wintersport verlangt nach Wäsche; rasch ein Kapitel Roman! Ein Domestik fordert seinen Lohn, ein anderer hat seine Livree, ein dritter kleinen Ersatzkun weht, ein vierter noch seine Schuhe, der Kutscher hat die Peitsche verloren, die Reitknecht hat keinen Alee mehr, der Futtermeister zeigt sich an der Schwelle mit der Rechnung; rasch Prosa der! — Aber ich bin unwohl, der Hals thut mir weh, der Kopf ist mir einzunehmen, ich habe Stiche in der Brust! Hilfe! nichts, Prosa der; kein Gild, kine Pferde; keine Prosa, kein Geld.

Da fängt denn der Litterat an zu seufzen, setzt sich an den Tisch und beginnt den Frühling in Prosa, die Zeile zu fünf Sous.

Italien.

Tasso und sein Verhältniß zum Hofe von Ferrara.

(Schluß.)

Zwimal entweicht er von Ferrara: aber die Uebereredung seiner Freunde und die poetische Meinung, der Herzog werde großmüthig allen Groll fahren lassen, wenn er sich wieder in seine Nähe wage, bringen ihn beide Mal dahin, zurückzukehren. Als er das zweite Mal wiederkommt, mit neuen großen Hoffnungen, trifft er gerade zu einer Zeit ein, wo man mit Festen deshalbsieht ist und Niemand auf ihn achtet. Er empfindet das als eine absichtliche Kränkung; in einem Anfall seiner melancholischen Aufregung läßt er beleidigende Reden gegen den Herzog aus. Der Herzog, der auch nicht mit sich scherzen zu lassen pflegte, hält sie das Beste, zugleich um ihn zu strafen und ihn kurieren zu lassen, ihn in das Spital von St. Anna einschließen. Und hier wurde nun der arme Tasso sieben lange Jahre, von 1579 bis 1586, festgehalten. „Er ist in der That wahnsinnig“, schreibt der Florentinische Resident am 4. April 1583 an seinen Hof, „doch spricht er zuweilen recht vernünftig und macht poetische Compositionen“.*) Seine Seele war in ihrer Tiefe zerrissen und die endlich zurückgegebene Freiheit konnte sie doch nicht völlig herstellen. Sie suchte 1589 einer Zuflucht in Rom, wo er denn auch drei eine Zeit lang im Palast Gonzaga gastfreie Aufnahme fand. Aber sey es nun, daß seine Melancholie den Umgang mit ihm unangenehm machte, oder aus welcher Art persönlicher Abneigung auch immer, in kurzem fanden wir ihn aus diesem Hause vertrieben. Er suchte in Gastfreien herumzuziehen, und suchte Geld, ohne anständige Kleider und von seiner Krankheit gezwungt. Er endigte in ein Hospital gebracht werden, das einer seiner Verfahren für arme Landsleute gegründet hatte. Es fehlte nicht viel, so hätte der Mann, der damals in großem Ruhm als der ausgezeichnetste in Italien angesehen werden konnte, dessen Gedicht die Italienische Litteratur überschäte, vor den Kirchthüren betteln müssen. Es ging ihm unglücklich noch schlimmer als unserem Kepler oder als seinem Zeitgenossen Camoens.

In diesen verzweiflungsvollen Zuständen nahm aber Tasso eine immer entschiedenere geistliche Richtung. In seinen Gesängnis glaubte er durch eine dramatische Erscheinung die heiligen Jungfrau gesehen zu haben: als er dann befreit wurden, that er das Gelübde, seine Poesie mit wieder einem profanen Gegenstande zu wenden. Am liebsten hielt er sich seitdem in Klöstern auf: so studirte nur noch die Kirchenväter, die alten Lehrer: es fiehrt sich ein Exemplar des Augustin durchwrg mit Randgefissen von seiner Hand: er war gläubig, als er endlich einen Thomas von Aquino zu Hören bekam. Allein diese religiösen Richtungen verhinderten nicht, daß er sich nicht doch noch den ausschweifendsten Phantasieen überlassen hätte. Er glaubte alles Ernstes zuweilen von einem guten Engel besucht zu werden und wollte sich nicht überzeugen lassen, daß dies Imagination sey. Selbst in Gegenwart eines Dritten hatte er einst diese Erscheinung: man hörte ihn zu den Fenster hinaus über die unsichtbaren Fragen der Geisterbeschwörer mit jenem Genius, den er zu sehen glaubte, Zwiesprache halten.

Schmerzlicher Entwickelung eines so reich begabten Geistes. Aber er ist ein Beispiel, welche gewaltsame Lebenserschütterungen die Reflexaktion der Katholizismus, die sich damals vollzog, in einzelnen Gemüthern zur Folge hatte.

In dieser ganzen Epoche sucht Tasso fort zu dichten; jedoch wie die Zuständen, so waren auch die Werke verschieden. Endlich legte er Hand an, auch das beseelte Jerusalem umzuarbeiten: natürlich in dem Sinne, der ihm jetzt der einzig zulässige schien. In der Gerusalemme conquistata — denn so nannte er das Gedicht — sind die Regeln nach viel strenger gehalten, die anstößigen Stellen ausgemerzt, die unzeitlichen Phantasieen gestrichen, die Beziehungen auf Ferrara, das er jetzt haßte, mit ängstlicher Peinlichkeit vermieden, — an die Stelle des Rinald z. B. muß allenthalben ein Ricardo treten, was dann sehr unbequem, sprachliche Aenderungen nothwendig macht — Gottes sich neue Zusätze der Dewotion oder der Gleichsamkeit; aber zugleich ist dem Gedichte auch sein Reiz genommen: es ist Alles schroffer, gewaltsamer, übergangsloser geworden. Es ist wohl nur Eine Stimme, daß die früher Reiz eigentlich durchdrungen eine Verredung des früheren ist. Allerdings bezeichnet sie auch eine Stufe in der Italienischen Literatur: die noch vorhandene strengere Herrschaft der geistlichen Tendenzen, die sich in Kunst und Gleichsamkeit ebenfalls durchsetzte. Aber es war nur kein Gedicht mehr: Niemand hatte daran Wohlgefallen.“

* * *

In Bezug auf die hier von Ihren Ranke erwähnte spätere Behrit Tasso's möge es uns gestattet sein, noch eine andere minder bekannte Hypothese anzuführen, die ein Italiänischer Kritiker zur Erklärung der langen Gefangenschaft des Dichters aufgestellt hat. Herr Zuccala behauptet nämlich, daß weder die Liebe Tasso's zu Leonoren, noch dessen Absicht, an den Hof der Medicäer auszuwandern, den Herzog Alfons von Este zu solcher Strenge veranlaßt habe. Vielmehr sey es nur die Besorgniß gewesen, daß der Sänger des Gerusalemme, eingedenk der schlechten Behandlung, die er am Hofe von Ferrara erfahren, sein Gedicht andern und alle Verbrechungen des Hauses Este, die wir seines Wissens bekannt, herausklerichen möchte. Um ihn daran zu hindern, sey also der Dichter Jahre lang eingesperrt worden; dieser aber habe den ersten Moment seiner Freiheit dazu benutzt, um gerade das anzustiften, wovon man ihn auf so grausame Weise zurückzuhalten. Es ist dies freilich eine auf nichts weiter als eben jene Gerusalemme conquistata gestützte Hypothese, aber als eine dritte sich geltend machende Ansicht scheint sie sich doch am meisten Freisinn zu Meinungen zu haben, die die Gefangenschaft des Dichters in anderen Motiven, als in seiner angeblichen Liebe zur Prinzessin Leonore sucht. — Am Schlusse seiner Abhandlung kommt übrigens Herr Ranke in einer nachträglichen Bemerkung auf die vom Grafen Alberti herausgegebenen Papiere zurück, und will glauben, zur Beschwichtigung der Altmeisterlichkeit auch diese Stelle hier noch wiedergeben zu müssen. Sie lautet:

„Da ich p. 77 der Papiere aus der Feder Galeoniert gedacht habe, so will ich doch weiblich verkümmen, hinzuzufügen, daß der erste Theil derselben so eben weiblich erschienen ist (Lucca, 1837). Noch ist das Buch nicht in meiner Gegenden gelangt, aber ausführliche Zeitungs-Anzeigen benachrichtigen uns, daß es von jenem gehimen Verhältnis Tasso's zu der Prinzessin Leonore, das man hier in allen Details hervorretten zu sehen erwartete, auch nicht das Mindeste enthält. Natürlich! Schon Serassi benutzte dieselben Papiere, und diese ebrewerthe, gelehrte und alles Zutrauens würdige Mann ist es gerade, der von den drei romanhaften Erzählungen am entschiedensten leugnet. Wir Freunden würde ich aus neuen Dokumenten neue Kenntnis schöpfen: jetzt ist der Stand der Sache folgender. Falle jene Erzählungen werden, einige Briefe und Gedichte angefidet, die aber sämmtlich nichts enthalten, was sich nicht auch andere erklären ließe. Solch ein mißliches Unternehmen ist es überhaupt, aus den leichten Schwingungen der Phantasie eines Poeten die realen Verhältnisse und Lebensbeziehungen deffelben ernstlich ermitteln zu wollen. Man mag doch dereher Lessing einmal wieder lesen! In unserem Falle stehen aber auch die überdies in sich unzusammenhängenden Aktenstücke eines solchen Memschens voll allen glaubwürdigen Zeugnissen im Widerspruch. Da ist gleich der Brief M. Venier's an den Großherzog von Toskana, einen Herrn, dem wahr-

*) Dispaccio Horatio Urbani MS Arch. M-d. III 23. Il Tasso come as V. A. è qua lo converse, e lo afferto e pazzo, se bene molte volte parla a proposito, discorre e fa di componimenti, i quali tutti sono a pocho a pocho sparisci divulgando e stampati in diversi luoghi fuori della sua volontà e per lo più imperfetti e ripieni d'infinite scorrezioni et alterazioni.

Digitized by Google

dahtig die etwanigen Anzüglichkeiten der Ferrarenschen Hofgeschichte nicht verschwiegen zu werden brauchten; den Tag nach der Gefangennehmung Tasso's, über welche dieser Briefe überhaupt die einzige glaubwürdige Meldung enthält (Serassi p. 247). Brauer schreibt das Unglück Tasso's, den er von Herzen bedauert, den melancholischen Grillen desselben, der Einbildung, daß er ein Ketzer sey, zu. Dann folgen alle die eigenen Erklärungen Tasso's, zuweilen obrupt und in der Aufwallung hervorgestoßen, zuweilen sehr ausführlich und eingehend (S. Opere S. VIII. p. 255), die aber einen ganz anderen Gang seiner Entwicklung nachweisen. Diese Entwickelung, so wie die Verhältnisse späterer Verlauf seines Lebens und Dichtens fortführt, diese Rückwendung der allgemeinen eine Zeit beherrschenden Tendenzen auf den individuellen Geist, sich ihnen unterwirft, oder von ihnen zerstört wird, ist es auch allein, weshalb der ganzen Sache gedacht worden ist."

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

(Fortsetzung.)

Die Neigung zu derzleichen romantischen Extravaganzen im Leben erzeugte und bestärkte natürlich eine Neigung zu entsprechender Lektüre. Beides wirkte dann auf einander zurück. Die Normannisch-Französischen Ritter in England hatten sich auch vor Zeiten die langen, mündigen Mondverabredet mit Wundermährchen und Legenden vertrieben; aber im Fortgange der Zeit war der Witzung nur noch in Frankreich zurückgekommen und hatte an anderen nature- und wahrheitgemäßeren Darstellungen Gefallen finden gelernt. Wie die romanischen Ritterzagen in der Italiänischen Literatur verarbeitet worden sind, wer wüßte es nicht? Wer hätte sich nicht bei Pulci oder Ariost an dem launigen Spiel ergötzt, das sie mit der alten Sage treiben, an dem schalkischen Lächeln, womit sie den Leser durch alle Wunderexkommen des Mährchen-Labyrinths führen, an der drolligen, tagedlichen Gravität, womit sie den Glauben an all diese überschwänglichen Dinge wiederum als durch feinen Witz hinwegsetzen? Anders in Spanien. Hier nahm man es sehr ernst, sehr gläubig, sehr andächtig mit den Wundern der Romantik. Nicht genug, als hätte man alle Geschichten für buchstäblich wahr gehalten, — aber man gab sich der Illusion ganz ohne verständigen Rückhalt hin, man erhitzte sich, man gerieth in Begeisterung und Ekstase bei der Erzählung von Heldenthaten, deren Lächerlichkeit und Abgeschmacktheit selbst für die rohsten Schauereln, welche eine ausgelassene Phantasie ausdenken mag, zu weit ging. Auch diese Manie etwas zu schildern, ist der Lebendigkeit der Darstellung, anmuthiger Styl, wohllautender Versbau den Leser für die Mühe schadlos, ich durch den Wust durchzuarbeiten. Im Gegentheil, ich halte Ariost der Ungereimtheiten war in die schwerfälligste, weitschweifigste Form gekleidet; Ereignisse und Charaktere auf das plumpste übertrieben und verzerrt; die Erzählung ohne Anmuth, Lebendigkeit, breitgetreten. „Perfies-Mauler", getreuzt, verschroben, schwülstig, mit Knüpelungen und ödigen Schilderungen überladen, so daß diese Lektüre nicht allein allen gesunden Geschmack untergrub, sondern auch die sittliche Reinheit junger Gemüther gefährdete. Alle Sinn für Einfachheit und Natürlichkeit, für verständiger Maß war in solcher Behandlung in Darstellungen der Poesie und Kunst, alle Empfänglichkeit für die schmuckloseste, aber lebendige Wahrheit der Geschichte ging bei der Beschäftigung mit jenen Ausgeburten der entarteten Romantik verloren. Was der ungenannte, aber sehr verständige Verfasser des „Dialogo de las Lenguas" (Dialog der Sprachen), in Spanien 16 Jahren unterm, von sich selbst aussagt, gilt wahrscheinlich auch für die meisten seiner Zeitgenossen. „Von der besten Jahre meines Lebens, — klagt er — habe ich unnütz, schlimmer als unnütz damit verdorbt, daß ich jene Lügen-Historien verschlang, und zwar mit solcher Gier, daß ich selbst während der Essens das Buch nicht aus der Hand legte. Davon wurde mir der Kopf so verdreht, daß ich gar keine wahre Geschichten mehr lesen mochte, und konnte sich mich durch eine vernünftige Historie gar nicht mehr durcharbeiten." — Wie verderblich dieser Geschmack des Publikums auf die Geschichtsschreibung zurückwirken mußte, begreift sich von selbst. Alles Helle und Bestimmte verdunkelte sich, und so wundern die Ereignisse mit Wunder- und Heldenthaten aller Art reichlich bis zu gänzlicher Entstellung aller Wahrheit verdrämt. Das mythische Zeitalter Griechenlands ist kaum so sehr mit Fabeln und Mährchen durchwebt, wie die Spanische Geschichte in der letzten Periode des Mittelalters, als sie alle Europäischen Völker der historische Tag klügst angebrochen war. Jeder tapfere Ritter in den Spanischen Chroniken als eine Art Heldgeist, der alle Thaten des Herkules zu Schanden macht; jeder fromme Einsiedler oder Mönch wird zu einem Heiligen gestempelt und thut, nicht nur bei lebendigem Leibe, sondern auch nach dem Tode, eine solche Menge Wunder, daß man darauf hin ein ganzes Kloster heiligsprechen könnte. Tritt nun der Historiker, mit der Leuchte der Kritik bewaffnet, seinen Weg durch dieses dämmernde Labyrinth an, so zerstieben ihm die Gestalten der vermeinten Spanischen Geschichte in Nichts. Die berühmtesten Namen in den Jahrbüchern Castiliens, Navarra, die mit den größten und wichtigsten Ereignissen in der Landes- und Volksgeschichte in Verbindung gebracht, die in Chroniken und uralten Romanzen gepriesen werden, Namen, an welche sich die stolzesten Erinnerungen des Nationalruhmes knüpfen, — werden jetzt als Mährchengebilde erkannt, denen keine historische Existenz zu Grunde liegt. Der Held Bernardo del Carpio gehört in eine Kategorie mit den Paladinen Karl's des Großen und den Rittern von Arthur's Tafelrunde. Sogar der Cid wird von der neuesten Kritik hart angefochten, und wenn es auch erwiesen bleibt, daß der tapfere Ritter mit Kriegsheld Ruy Diaz le Vivar zu Ende des 11ten Jahrhunderts gelebt und gefreiten hat, so fällt doch das ganze über diesen einen Namen aufgeführte Sagengebäude bei der leisesten prüfenden Berührung über den Haufen.

So war denn in Spanien, durch eine sonderbare Verkehrung, die Geschichte zum Mährchen geworden, und Mährchen standen im Ansehen der Geschichte. Greisen und denkenden Männern entging das Lächerliche und Verderbliche dieser fremdartigen Geistesrichtung im Volke nicht. Auch die Regierung wurde natürlich darauf aufmerksam. In die Amerikanischen Kolonieen — so lautet ein Edikt Karl's V. vom Jahre 1543 — sollten keine Ritterbücher eingeführt, auch daselbst nicht gedruckt und überhaupt gar nicht gelesen werden. Da nämlich die Eroberungen jenseit des Oceans als anschauliches Gegenstück der Kreuzzüge nach Palästina gelten, so ging auch die Verordnung gegen Ritterbücher und Ritter-Königereche ganz allein vom Könige aus. Im Jahre 1555 rechnen die Cortes von Castilien in einer an den König gerichteten Petition — (eine solche Lektüre nur der Königlichen Untergerichtung, um sofort Landesgesetz zu werden) — die vielen städtischen Werbungen der Ritter-Romane her. Es liegt in dem Worte, wenn sie hier verzeugen, so viel schlichte Einfalt und feierlicher Ernst, daß wir den Eingang dieses Antrages in wörtlicher Uebertragung beisetzen: „Das Weiteren gewahren wir und ist männiglich bekannt, wie großer Schaden so jungen Leuten als Jungfrauen, zum andern Personen daher erwachsen, daß sie Bücher gelesen voller Lügen, Eitelkeit und Narrheiten, dergleichen sind der Amadis und andere Historien derselbigen Art. Sintemalen das junge Volk von Natur dem Müßiggange nachhängt, gerath es über solche Bücher und lieft, wird eingenommen von Liebesgeschichten und verwegenen Abenteuern und hat den Kopf voll der Augenwimbern, so darinnen ausgekramt werden. Dergestalt von Herz und löblicher Lehre weggeleitet, kann sich die Gelegenheit ereignen, ebenso in solchen Weisheit nach und handeln wider Zucht und Frömmigkeit, zeget denn sonst. So die Mutter aus dem Hause geht und meint, die Tochter nähme sorgsältig einzuschlichten und zu hüten, ergötzt sich dieselbe an solchen Büchern, und wenn sie sei sitzet die Zeitverzeih an ihrer Seite gröberen Schaden, als wenn sie sei sitzet die Straße gegangen wäre. Bis dieses gereicht nicht allein den Einzelnen zur Unehre, sondern auch im Allgemeinen zur Verwirrung und Verderbnis der Gemüther, macht sie abspenstig von der heiligen und wahren christlichen Lehre und verleckt sie zu sündhafter Eitelkeit, daraus die Verwunst wir von einem Rausch und Wahnsinn getrieben wird. Der Königliche Rath bittet und ersucht Se. Majestät wollen verordnen, daß jeglon sein Buch mehr, das von solchen Historien handelt, dürfe gelesen werden; die aber schon gedruckt sind, soll man einsammeln und verbrennen, und kein neues drucken, ohne besondere Erlaubnis. Dadurch werden Se. Majestät der Kirche Gottes und der heiligen Religion zu einem großen Dienst erweisen, nicht minder diesen Königreichen u. s. w. Indem Ihr dieser nachverderblichen und Pfuilichen Neuerung des Müßiglaufens bliebet sind Romane populair nach wie vor. Durch Verbote war dagegen nicht zu wirken, der Gesichtsact und das Urtheil der Leser mußte gebessert werden. Kaiser Karl V. selbst, des eigenen Verbotes unmöglich, las mehrere Ritter-Historien mit großem Vergnügen. Sehr häufig werden bei den Schriftstellern des Hofes der Stoff zu theatralischen Darstellungen und Aufzügen aus jener Lektüre entlehnt, und der nachmalige König Philipp II. reat als Prinz mehrmals bei solchen Gelegenheiten in Heldenrollen oder als irrender Ritter auf. Moratin führt die Titel von mehr als 70 dieser heiligen Romanen an, die sämmtlich im letzten Jahrhundert erschienen und zum Theil in mehreren Ausgaben erschienen sind; es ist aber Grund da, zu vermuthen, daß die Liste nicht vollständig ist; zu vielleicht ist bei weitem die größere Zahl den Nachforschungen Moratin's entgangen. Das letzte Buch dieser Art wird unter dem Jahre 1602 angeführt. Der Verfasser war einer der vornehmsten Edelleute am Hofe Philipp des Dritten.

So sah es in der Spanischen Literatur aus, als Cervantes mit dem ersten Theile seines Don Quixote auftrat und mit den leichten Waffen des Witzes und der Ironie gegen ein Vorurtheil ankämpfte, das sich bisher der anfgelassten Meinung und den gesegneten Verschriften zum Trotz behauptet hatte. Es war kein geringes Wagestück. Um seinen Zweck zu erreichen, durfte er nicht eine bloße lustige Travestie der romantischen Legende liefern, wie die Italiänischen Dichter; er wollte nicht bloß zum Lachen reizen, sondern mit aller Schärfe der Satire in einen ernsthaften Schaden einschneiden. Und doch war sein Gemüth zu edel poetisch, zu tief von der Hoheit und dem wahren Geiste des Ritterthums durchdrungen, als daß er sich mit leichtfertigem Hohne daran hätte versündigen, das Ideal in den Staub ziehen wollen. Darum rieth bei dem Autodafé, welches der Pfarrer mit Don Quixote's ganzer Bibliothek veranstaltet, Einade über den „Amadis von Gallien" und seinen andern Romane, die Ritter des Nei. Cervantes gestellt selbst, daß er in jüngeren Jahren einmal allen Ernstes daran war, eine Ritterepide zu schreiben.

Diese Gesinnung und Absicht des Verfassers giebt den Schilfsel zur richtigen Beurtheilung des Ganzen nach Plan und Ausführung. Der Held, Don Quixote, ist an und für sich gar kein lächerlicher, vielmehr ein verehrungswürdiger, idealisch vortrefflicher Charakter. Alle ritterlichen Tugenden sind in ihm versöhnt und personifizirt: Unigenützigkeit, aufopfernder Muth, Verachtung aller Gefahr, steckenlos Ehre, zarte Contenoise, jenes Anstehen auch höchster, selbst übermenschlicher Wollenmenschheit, das man einen Wahn schelten mag, der einen Wahn der edelsten Gemüther. Dies ist die hochpoetische Seite des Werkes, An die Schilderung und Ausmalung der Traumwelt, in welcher Don Quixote mit seinen Gedanken lebt, hat Cervantes allen Reichthum der Phantasie, allen Farbenschmuck der Dichtung verwendet. Auch die Sprache hat in diesen Partieen eine ausnterordentliche Schönheit und Wärme und gewinnt noch besonderen Reiz durch einen altertümlichen, an den Ton der Legenden und Ritter-Historien gemahnenden Anstrich, welcher freilich in einer Uebersetzung zum größten Theil verloren geht. Da werden uns alle Herrlichkeiten der Romantik noch einmal vorgezaubert, alle Bilder einer goldenen Zeit, das idealische Heldenthum, die idyllisch heglicher Ländlichkeit, die holde, prächtige Fabelwelt, an der

sich unsere Vorahnen ergötzten. Wie schimmernde Seifenblasen spielen diese Illusionen um den Leser und spiegeln die Gestalten der Wirklichkeit in tausend überirdischen Farben wieder, bis sie bei der Berührung zerfließen und in Luft zerstieben. So hat Cervantes seine Aufgabe, zu zeigen, wie das Ideal an der baudgerissischen Presse des Lebens scheitert, wie unbarmherzig die Wirklichkeit den gläubigen Schwärmer mißhandelt, auf wahrhaft dichterische und zugleich auf heitere, freundliche Weise gelöst. Wenn Simondi den Don Quixote die Tragödie des Witzes nennt, „die Begeisterung lächerlich zu machen, den Heroismus im Kontraste und Kampfe gegen das Gemeine als unterliegend darzustellen", und der Meinung ist, daß hieraus sich Gedanken von sehr unerfreulicher, ja niederschlagender Art ableiten, — so scheint uns eine solche Auffassung mindestens sehr weit hergeholt. Warum sollten wir Cervantes eigenen, klaren und einfachen Worten nicht glauben, daß er nichts weiter beabsichtigt hat, als seinen Landsleuten den falschen, verschrobenen Geschmack für Ritter-Romane auszutreiben? Dabei hat er aber auch der trefflichen, gesunden Tendenz seiner Feder, nicht auf Kritiker gerechnet, die hinterher, nachdem sie das Buch aus der Hand gelegt haben, schwermüthige Reflexionen anstellen. Soll indeß durchaus eine Moral aus dem Don Quixote herausgeklaubt werden, so wäre es noch am ehesten die Lehre, daß wir bei Allem, was wir unternehmen, das Maaß unserer Kräfte zu Rathe ziehen sollen.

Die Ueberschwapphaftigkeit des Helden äußert sich auf zweierlei Weise, indem er bald die Wirklichkeit für Ideal, bald das Ideal für Wirklichkeit nimmt. Alles, was in Romanen vorkommt, wohnt er im Leben zu finden, und Alles, was ihm im Leben begegnet, wird für ihn zur romanhaftesten Fiktion. Aus dieser Verwirrung entspringen komische Effekte und Situationen in Ueberfülle. Aber Cervantes begnügte sich nicht damit, diesen phantastischen Charakter zu zeichnen und handelnd vorzuführen; sondern um sein Wesen in das hellste Licht zu setzen, um den Kontrast der scheinbaren Begeisterung des platten Verstandes schlagend und lebendig zu versinnlichen, ist ihm in der Person des Begleiter beigegeben, welcher durch und durch das Gegentheil von ihm ist. In dem trefflichen Sancho Pansa, der bald willig, bald unwillig, aber treu wie ein Schatten, auf jedem Schritt hinter seinem Herrn her ist, hat Cervantes den rein sinnlichen materiellen Trieb, die schlichte Einfalt des natürlichen Verstandes eben so meisterhaft dargestellt, wie in Don Quixote das rein geistige, idealische Streben. Sancho hält sich an der Erde, er klebt mit Leib und Seele in seiner Haut. Er ist erstaunlich, pfiffig, immer für sich und seinen lieben Leib besorgt; sein Herr träumt von Ruhm, er von gutem Essen und Trinken. Von Ehre hat er ziemlich dieselben Begriffe, zu denen sich Falstaff in den berühmten Monolog vor der Schlacht bekennt. In dem redabmäßigen Realismus Sanchischer Lebensklugheit ist ein Muster von Paides gelten kann, wo die Erwartung immer höher und höher auf irgend ein Schreckniß gespannt wird, bis am Ende eine Wallmühle herauskommt, beschwört der zitternde und bebende Sancho seinen Herrn: „Wozu habt Ihr nöthig, Euch mit diesem Abenteuer zu befassen? es ist Nachtzeit, keine lebendige Seele sieht uns; traben wir ganz sachte aus, so gehn wir allem Schaden aus dem Wege. Wer wird danach fragen, ob wir ausgeritten sind?" Läßt sich in wenigen Worten dessen Gegenbild aller ritterlichen Gesinnung ausdrücklicher? Ueberdaupt liefert uns das ganze Gebiet der Dichtkunst kein zweites Beispiel eines mit ungemeiner Kunst und so glücklicher Wirkung bis in die kleinsten Züge durchgeführten Kontrastes zwischen zwei Charakteren. Der richtige Takt und das große psychologische Geschick des Autors bewährt sich auch darin, daß Don Quixote, obgleich er uns einem seltsamen, klaglichen und lächerlichen Anfall in den andern treibt, doch dem Leser nicht verächtlich, und Sancho, trotz seiner vielen gemeinen Eigenschaften, uns doch nicht zuwider, vielmehr durch seine gesunde Natur, seine Gutmüthigkeit und seinen gerechtenen Witterwitz, je weiter wir sehen, desto lieber wird. In Grunde ist er ein viel zu pfiffiges und verschmitztes Subjekt, um seinem wohlwitzigen Herrn so für nichts und wieder nichts aus bloßer Treue nachzulaufen. Aber ihn lockt die Hoffnung, daß der Ritter allen diesen Dingen, die er nicht begreift, eine recht erfreuliche Wendung, eine Staatsbetterschaft, ein Vice-Königreich für ihn abfallen wird, und mit diesem Trost führt er sich selbst, drollig genug, an der Nase herum. Dabei strebt er, als der personifizirte Volkswitz, beständig von Sprichwörtern über; „ein leibhaftig Sprichwörter-Bündel" nennt ihn Don Quixote. Die Sprüche, wo der ehrliche Sancho im Eifer seinen Redefluß ergießt, sind die Kastilischen Sprachforscher und Puristen ganz ausschließe Fundgruben, indem die Redensarten und Sprüche, welche er im Munde führt, zum Theil in das höchste Alter der Sprache hinaufreichen und als Belege für Wortformen und Wendungen dienen, die später außer Gebrauch gekommen sind. In den Sprichwörtern steckt überhaupt der Kern, der konzentrirte Gehalt derjenigen Weisheit und Einsicht, die ein wahres, gemeines Volksgut genannt ist. Die Spanische Sprache ist in dieser Hinsicht eine der reichsten, wahrscheinlich die allerreichste unter ihren Europäischen Schwestern, und ihre Literatur zählt mehrere Sprichwörter-Sammlungen von sehr ausführlichem Umfange.

Die Figuren, welche in den verschiedenen Scenen und Episoden des Romans neben Don Quixote und Sancho Pansa auftreten, dienen zwar zum bei weitem größten Theile nur als beweglicke Staffage, aber es sind durchgängig lebendig getroffene, mit wenigen Strichen meisterhaft portraitirte Spanische Volks-Charaktere. Auch hier macht der Don Quixote für die gesammte Europäische Literatur Epoche. Es ist der erste Versuch, die Form des Romans als einen künstlerischen Rahmen zu benutzen für natur- und wahrheitgetreue Lebensbilder. In weiterer Fortbildung hat sich auf diesem Wege der Sittenroman und endlich der historische Roman gestaltet, und so ist diese Dichtungsform zu solchem Gehalt und solcher Bedeutung gediehen, daß wir sie in den Rang und zum Theil sogar in die Functionen der Geschichte eintreten sehen. Die Geschichte, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, schildert nicht sowohl den Menschen, wie er ist, als vielmehr die Rolle, welche er auf der großen Schaubühne der Begebenheiten spielt. Ihre Lucllen sind selten rein und dringen nur zu oft absichtlichen oder unabsichtlichen Trug. Politische Dokumente sagen faft niemals die Wahrheit über Absicht und Gesinnung der Handelnden; Verwirrheit, Leidenschaft, Selbstsucht macht die Berichte der Zeitgenossen unzuverlässig. Indeß abgesehen davon machen so Staatsaktionen, Umwälzungen, Kriege, politische Verbindungen und Intriguen die Geschichte der Menschheit aus; es ist also nur eine Seite, und zum großen wohl die unterschiedlichste nicht die erfreulichste, für die Betrachtung des Ganzen. Der Fortgang und Charakter des Menschen und der menschlichen Gesellschaft will auf andere Weise aufgefaßt, mit anderen Farben geschildert sein. Das alltägliche Leben, die Familie, die häusliche Sitte, das hägetrische Thun und Treiben, der Verkehr der Stände und Geschlechter, die Meinungen und Vorurtheile, die Neigungen und Vergnügungen, die Zeit- und Volksfesten in seiner lebendig bunten Mannigfaltigkeit, — wie können wir, ohne von diesen Dingen eine Anschauung zu haben, uns die Vorzeit vergegenwärtigen? Und doch ist der Historiker in der Regel genöthigt, eins Alles bei Seite liegen zu lassen, und die trockene, gedrängte Form der Berichterstattung und Erzählung über sich ergehen zu lassen. Jetzt hat sich, in seinen lebendigen Momentbildern, wie können wir, ohne von diesen Dingen eine Anschauung zu haben, uns die Vorzeit vergegenwärtigen? Und doch ist der Historiker in der Regel genöthigt, eins Alles bei Seite liegen zu lassen, und die trockene, gedrängte Form der Berichterstattung und Erzählung über sich ergehen zu lassen. Jetzt hat sich, in seinen lebendig bunten

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis vierteljährlich, 3 Thlr. (6 Fl. rhein.) für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34), in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 149. Berlin, Mittwoch den 13. Dezember 1837.

Frankreich.

Charles Fourier und sein Social-System.

(Nach der Revue des deux mondes.)

Das Leben Charles Fourier's trägt den Charakter der Isolirung und in Reiche des Mondes und der Vergänglichkeit das Bild einer unwandelbaren Zurückgezogenheit aus dem Getriebe irdischer Wünsche und Meinungen, indem es nicht elastisch genug war, in zwei Welten, der Welt der Ideale und der Welt der Wirklichkeit, sich heimisch zu machen. Aus an und für sich unbedeutende Thatsachen brachten auf seine eigenthümliche organistische Natur einen bleibenden Eindruck hervor: die eine bestand in einem unverdienten Tadel, den er sich im Laden seines Vaters, eines Tuchhändlers zu Besançon, zuzog, als er eine gewöhnliche Kaufmannslüge durch die kindliche Erzählung des wahren Hergangs widerlegt hatte — damals war er fünf Jahr alt —; die andere, welche ihm in seinem neunzehnten Jahre zufiel, war die Verfeindung einiger Getraide-Wucherer, welcher er als Kommis, einer Marseiller Handlungshaus beitreten mußte. Diese beiden Vorfälle, die er oft die Wendepunkte seiner inneren Weltanschauung nannte, riefen seine Ansicht über die Natur der geselligen Verhältnisse hervor; die Unwahrheit lag er als die aufgetrungene Gespielin der Kindheit und als Herrscherin im Handel und Wandel, und die Raschheitsschrift der Monopole selbst die feinen Gaben der Natur unter ihr eisernes Scepter bringen. Dieser zwiefache Verrath ließ ihn mit Bestimmtheit auf eine frühere oder später einzutretende neue Ordnung der Dinge schließen, welche auf die größere Treue im Verkehr und eine harmonischere Berechtigung Aller sich gründen würde. Von der Persönlichkeit seiner Gegenwart gelehrt, legte er sich vor Allem auf die Beobachtung der unsittlichen Zurückgezogenheit. Eine angeborene Abneigung, ein systematisches Mißtrauen erleichterte es ihm und gestattete ihm nicht, sich zu die Gewohnheiten des geselligen Lebens sklavisch anzuschließen, daß sie ihm wie den Anderen zur zweiten Natur wurden, und verwehrte ihm die Ruhe, sie zu beurtheilen, und die Kraft, sie zu bekämpfen. Zu diesem Zweck stellte Fourier sich eine Regel auf, welche die seines Lebens, das Gesetz seines Denkens, der Schlüssel zu seinen Thesen war, nämlich absolute Skepsis und Unbefangenheit gegen die Autorenweit, um sie unparteiisch zu würdigen. Vermittelst dieser Unbefangenheit konnte er die Dinge in ihrer wahren Gestalt betrachten, nicht aber in dem teilgerechten Lichte, welches den, der sich der kurseenden Münze gängs und geber Meinungen widerstandslos hingiebt, ohne sie in dem Zokus einer kräftigen Persönlichkeit zu sammeln, größtentheils blendet und anlockt, und der Zustand geistiger und sittlicher Armuth der Menschheit zeigte sich ihm in seiner ganzen Blöße. Neben den heiligen Banden der Ehe warf die frevle Verletzung derselben ihre Schlingen, die Künstlichkeit wohnte im Gefolge der Politik, die Beschränktheit Hand im Wechselwerke mit der Intrigue; der Mensch vergeudete seine Kräfte in nutzlosen Kämpfen, die Geschicke der Nationen durchkreuzten sich die zur Zerrüttung, und eine allgemeine Erschlaffung war die Folge. Kurz, unser Kreuz und Jammer, unsere Dornenreihen, unsere todtwundiges Kachen standen in ihrer ganzen Größe vor seiner beklommenen Seele. Von der Ueberreife der Menschheits-Entsagung überzeugt, ergriff er zwei Fackeln und dieuchtete mit der einen den Irrweg des künstlichen und moralischen Schwarzes, mit der anderen den geebneten Pfad der Befreiungung und des Gelingens, und bei ihrem hellen Schein suchte und fand er nach seiner Ansicht das Bessere.

Alle Mißverhältnisse in der Gesellschaft haben nach Fourier nur eine gemeinschaftliche, aber tiefliegende und darum nicht genug ergründete Quelle, nämlich die falsche Ansicht, das Gott nicht allen Dingen die Bestimmung, wahrhaft gut und nützlich zu seyn, gegeben hätte. Wenn die Menschheit nicht mit derselben Harmonie ihren Kreislauf wie die Sphären beschreibt, so liegt der Grund in dem den göttlichen Absichten entgegenstehenden Anschauung, den sie eigenmächtig sich gegeben hat. Zwischen Schöpfer und Geschöpf herrscht ein stillschweigendes Mißverständniß, indem alle Philosophie- und Moral-Systeme bisher zwei Arten der Triebe am Menschen unterschieden, die guten und die bösen, und die Erziehung die Unterrichtung dieser und die Herandildung jener erstrebte. Welche andere Folgerung läßt sich aber aus diesem sein so vielen Jahrhunderten fruchtlos versuchten Unterdrückungs-Systeme ziehen, als daß die bösen Triebe ungerechtfertigter Name und ebenfalls höheren Ursprungs seyen? Dies vorausgesetzt, bleibt wohl etwas Anderes übrig, als zu versuchen, od diese Triebe und Neigungen, die man in die Kategorie der bösen setze, nicht einen Beruf, eine nothwendige Stelle in der allgemeinen Harmonie der Wesen haben, ob sie, mit einem Worte, nicht eine Wohlthat werden könnten, anstatt ein Uebel zu seyn? Die Leidenschaften dienstbar zu machen, ihnen eine freie und ungehinderte Entwickelung zu gestatten, so daß sie alle Rubin äußerten, keine Schaden, die widerstreberden Neigungen und Kräfte in einen harmonischen Verband zu bringen: dies sollten die Hebel des Fourierschen Socialismus, dies die Stützen des neuen Systems werden.

Den diesem dunklen, reiser Prüfung anstehenden Gedankenblicke ausgebend, erschien im Jahre 1808 seine lange Zeit unbekannt gebliebene Schrift: la Théorie des quatre mouvemens*), die bereits das System des Verfassers enthält. Den ganzen eigenthümlichen Ideenkreis desselben, zu dem die folgenden Schriften nur die weitere Ausführung und den Kommentar liefern konnten. Schon ist es seine Absicht, die Einzel-Haushaltungen zu vereinen, die Masse nach Phalangen**) zu organisiren mit Hülfe einer Art von prästabilirter Harmonie oder Anziehung der Geister, attraction passionée, wie er sich ausdrückt, um das freie Spiel der Neigungen in seinem neuen Reiche zu bezeichnen. Alles, was früher die Stärke und den Glanz seines Systems bilden sollte, findet sich dort im Umriß, als ringender Gedanke, als Divination: die häuerlichen Vereine, der Grundzug der wechselseitigen Arbeit, die kosmogonischen Phasen des Erdballs ***). die Verbreitung nach Serien und Gruppen, die Begünstigung von Kunst und Wissenschaft, selbst die der rührig gewordene Fornut, Verwirrung, Kunst und Talent in gehöriger Mischung aufzunehmen. Trotz dieser Verdienste ist das Buch einseitig und unpraktisch; das Bild der beabsichtigten Sittenumwälzung geht unter in der breiten und zerstossenen Kritik ihrer bisherigen Gestaltung, kurz, der Verfasser ist über seine Reformen selbst noch nicht im Klaren. — Aber auch schon in dieser ersten in aller Form Fourier's, überrascht den Leser die Mannigfaltigkeit der Studien und die große Besenbendt des Mannes, die sie voraussetzen. Fourier's reicher Geist durchirrt alle Felder des Wissens mit Kennerschaft und eine dringenden Blick, die Literatur liefert ihm ungesucht eine große Zahl täglich gewahrter Symptome, die Geschichte seltene Belege, die treffende Data, das gemeinbliche Leben sinnvolle Beobachtungen, die Mathematik die strengen Beweisführungen, die seine Werke charakterisiren, die Philosophie die vielseitige und lichtvolle Entwickelung, als Zeugniß seiner großen Gewandtheit in den verschiedenen Formen der Speculation. Und dieser Mann, welcher den Kreis menschlicher Kenntnisse wie zu seinem Vergnügen durchlaufen hat, um sich dann von ihr losgulosen und sie für eitel zu erklären, dieser Denker, dieser Forscher, wer ist er? Ein Mensch von untergeordneter Stellung, der keine Universitäts-Studien gemacht, es ist der Kommis eines Handlungshauses, der seinen Namen nicht zu veröffentlichen wagt und sich nur Obertis nennt, unter dessen Firma allein er alle Einwürfe, die man gegen ihn erheben würde, zu widerlegen sich bereit erklärt. Zu seinem Bedauern erhoben sich deren aber wenige; denn die kleine Zahl von Lesern, die er fand, hielt ihn ohne Zweifel für einen Schwärmer.

Zwar nährte Fourier keine eitle Hoffnungen über das Schicksal seines Buches, indem er, wie sein ganzes Leben darlegt, die Menschen kannte und besser als ein Anderer wußte, daß seine Theorie von den gewöhnlichen Köpfen unbegreifen bleiben würde, aber doch die, daß es selber oder später die Aufmerksamkeit eines vermögenden oder einflußreichen Mannes, eines Banquiers oder vornehmen Herrn, wer weiß, ob einer Königs auf sich ziehen würde. Und allerdings bedurfte Fourier

*) Diese drei Bewegungen, in denen er hatte eine Einheit hinzuführte, waren mouvement matériel, Anziehung der Weltkörper; m organique, Anziehung der Stoffe; instinctuel, wechselseitige Anziehung der Neigungen und Triebe; arsmal, der Zwischenbrabitus, und social, Wohlvermandschaft des Menschen mit seinen limitirten Geschicken.

**) Zum näheren Verständniß deren Folgendes: ein Phalanx ist ein Verein von ungefähr 180 Serien, der sich in Serien von 24 bis 32 Gruppen, von 7 bis 9 Personen gestaltet. Ein Phalanx besteht aus einem geschlossenen Wohngebäude eines reichen Phalanx heißt Phalanstère, ein großartiger Palast, der sein Zentral-Theater, seine Bäder, seinen Telegraphen haben soll, von 60 reichlichen Wohnhäusern in einer Französischen Provinzialstadt.

***) Von diesen soll mehr als apokalyptischen Traumereien den sonst so nüchternen Fourier können wir dem Leser zum besseren Verständnis des Folgenden einige Proben nicht vorenthalten: die Welt hat nach ihm eine Dauer von 80,000 Jahren, 40,000 des Wachsthums und eben so viel der Abnahme. Die Welt ist also noch im Kindesalter. In spätern Perioden stehen ihr noch große Veränderungen bevor. Das Eis des Nordpols wird schmelzen und das Polarmeer schiffbar werden, das Mittelmeer seinen Salzgehalt verlieren und in ein angenehmes Trinkwasser sich verwandeln. In Sibirien werden Orangen blühen und die Aloen der Neuweltvegetationen am ewigen Paradiesbaum emporreifen sehen, und als Zeichen der ruhigen Verklärung sich ein Saturnsring um den Nordpol lagern.

Digitized by Google

nicht sowohl eines Kreises von Männern, die für seine Ideen begeistert waren, als der Mittel zur Realisirung seiner Vorschläge; ihm lag weniger daran, eine Schule zu stiften, als die Früchte einer Gemeinschaft in der Erfahrung reifen zu sehen. In der gerechten Erwartung, daß das Wirkungsvermögen seiner Ergebnisse, die Bündigkeit seiner Schlüsse, das Großartige und Spirituelle seines Planes ihm aus Staats- oder Privatmitteln Gelegenheit zu Versuchen in Großem bieten würde, harrte er geduldig, erschwiegen, und glaubte mit jedem neuen Tage die Entscheidungsstunde anbrechen zu sehen, um diese und die einzige Aeußerung, weil weiter Gleis- noch Gedankenlos ein Auge hatte für den neuen Sternenhimmel, der in seinem System aufgegangen; die Hoffnung war nur eine chimärische: daß diese beiden Mächte eine Welt, in der sie herrschen und das schönsten Loose sich erlesen, mit einer anderen, und wäre sie auch genialischer als die jetzige, vertauschen würden.

Nach dieser ersten Schrift schwieg Fourier während einer Reihe von Jahren und arbeitete mit Eifer an der Vervollkommnung seines Systems, mitten unter unbandbaren, tagelöhnerischen Comptoir-Geschäften, ohne in seinem Glauben irre zu werden. Erst im Jahre 1822 erschien er wieder vor dem Publikum mit seinem „Traité“ des unitéismes domestique agricole, den er nicht zu benennen wagte, wie es sein Inhalt verlangte: Théorie de l'unité universelle. Obgleich von diesem Werke, das auf 6 Theile angekündigt war, nur zwei erschienen, so enthalten diese dennoch eine genügende und ausführliche Entwickelung seiner Neuerungs- und weiten Ideen über Politik und Nation an. Wie Newton die Anziehung der Welttheile entdeckt hat, so Fourier die Anziehung der Geister; wie jener die Wissenschaft von dem Leben und Wandel der Gestirne, so hat dieser die Wissenschaft von dem Leben der Menschen begründet. In der Harmonie des Universums, nach unwandelbaren Gesetzen seine Bestimmung erfüllt, sah Fourier die großartige Analogie für den Wirkungskreis der Menschen, für Ordnung und Zerrissenheit ursprünglich nicht angezeodnete Schranken voraussetzt. In dieser Annahme liegt ein knabenhafter Wunsch, in der normalen von Gott deabsichtigten tellurischen Harmonie zurückzukehren, und dies ist einzig möglich, wenn alle Leidenschaften und Neigungen ihre Stelle in dem Complex der Lebensäußerungen der verschiedenen Gebenweisen finden, wie alle Gestirne ihre Relation im Sidereal-System finden. Beide vermögen dies nur wiederum, wenn sie dem Gesetz der ihnen innewohnenden Anziehung gehorchen, aber nicht einer gewaltsam von Unterdrückung dieses Gesetzes, selbst Bewußtsein sie aus ihren Bahnen reißt und die sonnlichen die Planeten, die Planeten zerbrechlich stören. Wenn also das Jahdividuen-System unserer Weisen die freie Entwickelung der Neigungen hemmte, so fällt die Schuld nicht auf die Neigungen, gute und böse, weil sie alle, göttlichen Ursprungs, als freigeborene und gesetzliche Kinder des Geistes sich entfalten dürften, sondern auf das Individuen-System des Menschen, das, vorgänglich wie er, sich wandeln läßt wie er.

Diese ganze Schrift und die darauf folgenden, als le nouveau monde industriel (1829). le Pauphlet contre St. Simon et Owen, nebst den Artikeln des Phalanstère (sonst Journals, von dem bald die Rede sein wird), sind nur als Kommentare zu dem Traité anzusehen, aufgestellten und entwickelten Systems zu betrachten. Fourier fand eine Welt vor, deren ruhendes Moment die Agrikultur und das treibende die Association war, und sie beide wollte er einen ins Einzelnste gehenden Kodex schaffen, gerecht aber jedoch in ein Weitsehvergügst, in deren Labyrinth zu folgen oft viel Muth fehlt. Diese Gesetzbuch und nicht die verneinenden Erörterungen, die das ungeordnetste Machtgefühl und eine unbegreiflich selbstüberschätzende Zuschlagergewißheit voraussetzen, verschaffen seinem Buche Leser, welche die streng wissenschaftlichen Abhandlungen überschlingen, um die oft bizarr klingenden Eingleitungen desto ungeschreckter mit der Lunge ihres Witzes zu begießen. So wurde Fourier gelesen, mehr um über ihn zu lachen, als bis ihn Belehrung zu suchen; aber das Lachen gieng in Frankreich den Todesstoß, weil man sich dann erst gar nicht die Mühe nimmt, einer Sache auf den Grund zu gehen. Deshalb erhielt die Entdeckung des neuen Attractionsgesetzes nur Zurücksetzung und Verachtung, so oft er die Stimmstücke der öffentlichen Meinung um ihre Meinung anging, selbst für die beschränkte Oeffentlichkeit anzing. Reiche freundliche und vorurtheilvolle zeigten sich die sozialisirenden Systeme. Die Häupter des Eklektizismus, die damals ihre Blütheperiode hatten, wiesen höhnend einen Mann ab, der sich eines eigenen Wissens rühmte; der St. Simonismus, der, damals kaum das Licht getreten, schon den Hochmuth eines Empyrismus zeigte, verspiegelte andankbar seine Hülfe einem Denker, mit dessen Federn er sich schmückte; Robert Owen, der gleichzeitig in England eine cooperative society gründete, verspierte eine Initiative Fourier's mit leeren Ausschlüssen, die mindestens für diesen nicht ehrenvoll waren.

(Schluß folgt.)

Spanien.

Cervantes und Don Quixote.

(Schluß.)

Die Spanische Volksthümlichkeit gewährt für solche Darstellungen günstigen Boden und reichlichen Stoff, vielleicht in größerer Fülle als selbst England. Der Spanier hat seinen Nationalsinn und in jeder Provinz seinen Lokal-Charakter unverkümmert erhalten; in den niedersten nichtigen Kreisen des Lebens ist viel freies, selbstständiges Wesen, viel Originalität zu finden. Sogar was wir Humor nennen, ist der Rede weise, der Unterhaltung des gemeinen Spaniers nicht fremd; die Sprüche weiser und Witze dauert genügt, — ganz besonders aber in den Provinzen-Novellen, diesen echt-Spanischen Erzeugnis des dramatischen Volkes, spielt der Humor eine bedeutende Rolle, obwohl er hier nicht selten in beudgreiflich Possenhafte ausartet. Der freien Entfaltung des Volkscharakters war die ältere politische Verfassung sowohl Castiliens, als ganz besonders Aragoniens günstig; seit die Könige der Habsburgischen Dynastie, Karl V. und Philipp II., sich mit eiserner, despotischer Hand alle Landshängigkeit und Selbstständigkeit erstickt. Jahrhunderte lang war die Spanische Landmann zugleich Krieger gewesen, hatte die Waffen wider die Ungläubigen geführt und so einen Antheil an ritterlicher Waffenehre, ein höheres Maaß persönlicher Geltung gewonnen. In Catalonien namentlich bestehe ein demokratischer Geist, der den Königen die wiederholten Zugeständnisse und der Unmittelbarkeit ihrer Hülfeleistung abgerungen hatte. Als ganz Spanien unter der Herrschaft einer Regentin vereinigt war, hatte dies seine Auflösung, seine Verschmelzung der provinziellen Unterschiede zur Folge; die einzelnen Königreiche und Landschaften bebrüten ihre Institutionen, ihre Sitten und Gebräuche, und so blieb innerhalb der Spanischen Nationalität eine große Mannigfaltigkeit der volksthümlichen Charaktere und Abbildungsmomente. Der rauhe, beide Arbeiter der hochmüthige, trotze Castilier, der betriebsame Aragonese, der freiheitsliebende Catalane, die eifersüchtige, verschmitzte Andalusier, der weichliche Valencianer, die stolze, prunksüchtige Granadiner, — in diesen Stereotypen zahlreichen Typen finden wir die Dichter, der Maler, der Dichter sie Stutzen und Darstellungen unerschöpflichen Stoff. Dazu kommt die Vermischung des eingebornen Stammes mit Asiatischem und Afrikanischem, Maurischem und Jüdischem Blute. Die Erebeere, welche das Land Jahrhunderte lang heiß hielten, haben ihm ebenfalls und zugleich die Elemente aufgedrückt, mit denen sie ihn hat dasselbe nicht auszurotten können. Der Ursprung der edelsten Spanischen Geschlechter, in Andalusien namentlich, ist nach den bigotischen Verstellungen der spätesten Zeit nutzen. Ein Buch, das in ganz Spanien populair geworden ist, el Tizon de España (der Feuerbrand Spaniens) betitelt, sucht mit pietistischer Gläubigkeit den Stammbaum aller berühmten Häuser des Königreichs auf Mauritische und Jüdische Aeltern zurück. — Durch alle diese Umstände gewinnt der Spanische Volks-Charakter ein fruchtbares, poetisches Interesse, einen pittoresken Anstrich; ein solches Volk gewährt natürlich dem Dichter reicheren Anlaß und Stoff zu Roman-Schöpfungen, als ein einförmig civilisirtes, bei welchem alle Besonderheiten durch einen gleichmäßigen Nivellirungsmus ausgeglitt oder in der allein berechtenden Mode untergegangen sind. Auf wie engem Felde bewegt sich der Romandichter in Frankreich, wo die Gesellschaft durch und durch künstlich gebildet, wo die conventionelle Form die in die uebrigsten Kreise eingedrungen ist und sich die so feinen, natürlichen Gestalten des Charakters und der Neigung gar subtiliniet hat. In der Thot hat Frankreich für die Gattung des Romanes, zu welcher der Don Quixote gehört, nur Einen namhaften Schriftsteller, le Sage, und dieser eine hat alle seine Stoffe aus Spanien entlehnt, weil er im eigenen Vaterlande keine fand, die ihm zusagten.

Um bei der Würdigung des Don Quixote seinen wesentlichen Gesichtspunkt zu übergehen, sei zuerst noch erwähnt, daß er für die damaligen Zeiten ein in jeder Hinsicht ausführendes und belehrendes Buch war und nicht bloß in Bezug auf die Ritter-Romane, sondern über viele andere Gegenstände der damaligen Literatur und der Neigung gab. Schon die im Ganzen moralische Tendenz, die ethische Kraftheit des Don Quixote wirkte ihn vor allen literarischen Produkten jener Epoche auszeichnen. Er ist oder zugleich voll verständiger Reuterungen, voll eben so richtiger als witziger Urtheile über Angelegenheiten der Literatur und der Kunst, wozu nicht nur gesunde Kritik und durchdringender Scharfblick, sondern auch, zumal für einen Mann des 16ten Jahrhunderts und einen Spanier, große Selbstständigkeit des Geistes und noch größere Freimüthigkeit gehörte. So z. B. wird bei jeder Gelegenheit der bei den Spaniern tief eingewurzelte Aberglaube an das Heren- und Zauberwesen lächerlich gemacht. Mit noch größerer Schonheit wird die Tortur angegriffen, welche damals noch in allen gerichtlichen Verhören nicht mehr, wohl aber bei den furchtbaren Inquisitions-Tribunale noch üblich war. Wo sich Cervantes über literarische Gegenstände auslätt — und dies geschieht im Laufe des Werkes sehr häufig — zeigt er die gediegenste kritische Einsicht und einen durchaus richtigen, früherten Geschmack, der in seiner Hinsicht weit hinter dem unsrigen weit voraus, und seine Urtheile sind als literaturhistorische Zeugnisse vom größten Gewicht. Es hat auch vielleicht nie eine Satire ihren Zweck so siegreich und vollständig erreicht, wie der Don Quixote. Drei Jahre vorher, 1602, war in Spanien der letzte Ritter-Roman erschienen und seitdem keiner weiter. Was der Dichter mit diesem Gegenstand, seiner Bewunderung und Skandarbonirung nicht vermocht hatten, das bewirkte der heitere Spott. Die ganze schwerfällige Masse des Unsinns war wie im Nu hinweggehaucht. Keiner konnte sich mehr mit Rittergeschichten Ehre verschaffen; die Illusion bei den Lesern war den Grund aus zerstört. Der Satiriker hatte sie hinter die Coulissen gelockt, ihnen gezeigt, wie sie gemacht wurde, mit was sie vorbereitet, Kram aus Paladine und Feen, Könige und Königinnen aufstutzte. In der Regel hat die Satire seine lange Lebensdauer: wenn der Feind ihren Angriffen erlegen ist, dann ist sie selbst so todt zu achten, gleich den Insekten, die ihren Stachel bei der Wunde stecken lassen und sterben. Nicht so der Don Quixote. Die Dinge, worauf sein Spott zielt, haben für uns längst kein Interesse mehr; wir verstehen die Anspielungen, die Seitenblicke nicht, die für damalige Leser einen Hauptreiz des Buches ausmachten. Und doch bewahrt er sich durch seinen tiefen Kunstwerth in der Gunst des gebildeten Publikums aller Länder; ja seine Popularität ist beständig im Zunehmen, und jedenfalls ist er heute weiter verbreitet und wird öfter gelesen, als bei Lebzeiten des Dichters.

Cervantes war sich der Vorzüge seines Werkes nicht unbewußt und hat ihm diese Popularität selbst prophezeit. „Was wollt Ihr wetten, Herr!“ ließ er den Sancho Pansa sagen, „es wird nicht gar lange dauern, so sieht man in jeder Straße, in jeder Schenke, in jeder Barbierstube Euer und meine Thaten abgemalt.“ Das Wort traf vollkommen ein, und Cervantes kann mit eigenen Augen seinen Don

Digitized by Google

Quixote und Sancho Pansa in alle Situationen, in der Romanheld gab, in großen Holzschnitten und Kupferstichen, in Form fortdauernden Heldenbüchern Hofgesellschaften, Kostümfesten gezeigt haben. Bis zu der Verfassers Tode waren schon zahlreiche Ausgaben nicht in Spanien allein, sondern auch in Portugal, Italien und in den Niederlanden erschienen. Der Don Quixote ist in alle Europäische Sprachen übersetzt worden, in die meisten mehr als einmal, achtmal ins Französische, zehnmal ins Englische, mindestens eben so oft ins Deutsche. Bei dieser ungemeinen Verbreitung und bei den öfter wiederholten Ausgaben des Original-Textes konnte es nicht fehlen, daß sich Unsätze und Unbrauchbare dem Geschäfte der Herausgabe unterzogen, und indem man den neuen Abdrücken Alters zu Gunste legte, schlichen sich jährliche Fehler in den Text ein, es entstanden Lücken, und diese hatten wieder Interpolationen zur Folge, die dem Werke zur höchsten Unzier gereichten.

Der erste Versuch der Wiederherstellung des Textes ging, sonderbar genug, von England aus. Die Königin Karoline, Georg's II. Gemahlin, legte sich eine Sammlung von Romanen an; sie nannte spielend im Scherze „die Bibliothek" von Romanen Bücher. Nur der Don Quixote fehlte ihr noch, und der Englische Gesandte in Spanien, Lord Carteret, machte sich anheischig, diese Lücke auf würdige Weise auszufüllen. So entstand die berühmte Londoner Ausgabe des Don Quixote, die 1738 bei Tonson in vier Lavort-Bänden erschien. Der Lord hatte nicht allein den größten Eifer bei Besorgung, sondern auch den Spanischen Gelehrten Mayans y Siscar bewogen, eine Lebensbeschreibung des Dichters voranzuschicken. Diese Biographie ist die erste, die überhaupt Erwähnung verdient. Cervantes' Leben-Umstände waren damals schon so in Vergessenheit gerathen, daß selbst Spanische Städte, wie der Homer, um seine Geburt stritten — Don von England aus gegebener Beispiel reizte denn auch in Spanien Nachstrebung. Die Königliche Akademie zu Madrid veranstaltete eine Prachtausgabe, die nach langen Vorbereitungen endlich 1780 in vier Quartbänden and der berühmten Ibarraschen Offizin hervorging. Diese Akademie ist auf gründschöne Weise thätiger gewesen, als manche ihrer Schwestern, und hat sich durch treffliche Original-Abhandlungen, theils durch mit Sorgfalt und Gelehrsamkeit bearbeitete Ausgaben alter Nationale-Schriftsteller großes Verdienste um die Spanische Literatur erworben. Der Don Quixote wurde einer sehr sorgfältigen Text-Revision unterworfen, wobei man die zu Lebzeiten des Verfassers in Spanien erschienenen Abdrücke zu Grunde legte, in der Vorrede Cervantes' Leben und Schriften selbst treubier und kortigirt sein. Diesen Geschäft hat sich auer Cervantes, wenn überhaupt, gewiß nur mit größter Zichtigkeit unterzogen, und seine Kollisions-principien wimmeln überdies von den gröbsten Druckfehlern. Dem Texte voranzuschicken ist eine sehr elegant geschriebene und ziemlich vollständige Biographie des Autors, die Mayans y Siscar solgt eine ebenso weitschweifige als unnöthige Analyse des Romans, worin eine Parallele zwischen dem Don Quixote und der Iliade und Odyssee durchgeführt wird. Daß es dabei zu großen Absurditäten kommt, läßt sich denken.

Im nächsten Jahre. 1781. kam abermals in England eine sehr verdienstvolle Ausgabe des Romans ans Licht. Ein Landgeistlicher, Namens Bowle, Prediger zu Ivemstone in der Grafschaft Suffolk, machte sich den Don Quixote zu einem Lieblingsstudium seines ganzen Lebens, brachte einen ungemeinen Apparat sie seinen Zweck zusammen und arbeitete 14 Jahre lang an dessen Commentirung. Sie sah war aber allerdings nöthig. Viele satirische Anspielungen verstand man nicht, aus Unbekanntschaft mit dem Inhalte der ältern Ritter-Romane, auf welche gezielt war. Vorfälle und Geschichten, welche dem Publikum zu Cervantes' Zeit in frischer Erinnerung waren, Sitten und Gebräuche, die damals herrschten, waren nun großentheils in Spanien selbst vergessen — um so mehr draußen in Englands Nähe. Sie sind, nach einer Aussage, auch die Spanische Sprache hatte große Aenderungen erfahren, und die altertümliche oder provinzielle Ausdrucksweise an vielen Stellen des Buches war den Lesern des letzten Jahrhunderts unverständlich. Man wurde überdies auf manche störende oder komische Versehen aufmerksam, die dem Verfasser selbst unterlaufen waren, theils durch Unschlüssigkeit und die spätrer Durchsicht seiner Aufmerksamkeit entgangen waren. Sancho's Schecke zum Beispiel erscheine und verschwindet zu mehreren Malen auf ganz unerklärliche Weise; man weiß nicht, wie er wegkommt und wie er wiederkommt. Cervantes hat nämlich nicht im Gedächtnisse behalten, daß man dem trefflichen Sancho diesen Schecken nachher gestohlen hat. Als man ihm den Schnitzer bemerklich machte, verbesserte er ihn an etlichen Stellen, aber bei weitem nicht an allen. Auf ähnliche Weise erklären sich die vielen anfsollenden Anachronismen, deren einige freilich allstschlich und aus muthwilligem Scherz begangen sind, z. B. wenn Don Quixote im zweiten Theile ersten Theil und darin seine eigene Geschichte kritisirt. Es scheint, Cervantes hat gegen das Verbessern und Korrigiren einen großen Widerwillen gehabt. Fehler, die nicht abzuleugnen waren, schob er, wo er nur konnte, auf den Setzer und Drucker; bei Anderen half er sich mit der Ausrede, sie wären wie Mädchen mit Flecken. Ein einem hohnen Gesicht wohlthaben. Der gute Geistliche ließ sich freilich nicht irremen, daß man ihm nach zweihundert Jahren so genau aufpassen, ein Register über alle Stellen fähren würde, wo er sich wiederholt, und wo er sich widersprecht, ja eine förmliche chronologische Tafel entwerfen über alle Thaten und Fahrten des ssinnreichen Junkers und des ehrlichen Sancho. Hat doch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Französische Gelehrten-Gesellschaft, die Académie des lettres et des beaux arts zu Tropes, eine Dissertation aus über Minie nach Spanien geschickt, um — es ist kaum glaublich, aber buchstäblich wahr — um wöglich in der Bibliothek des Eskorial die Original-Handschrift des Arabischen weisen Mannes ausfindig zu machen, aus welcher Cervantes seinen Roman übersetzt zu haben vorgiebt.

Unter den Spanischen Herausgebern des Don Quixote sind bis auf die neueste Zeit Pellicer, Navarrete und Clemencin zu nennen. Pellicer's Ausgabe empfiehlt sich durch eine recht gute Abhandlung über Cervantes Leben und Schriften und hauptsächlich durch sehr gründliches und gelehrtes Eingehen auf viele historische und literarhistorische Themata. Navarrete, auf historischem Gebiete durch die Sammlung und Herausgabe der auf die ersten Entdeckungsreisen der Spanier bezüglichen Dokumente rühmlich bekannt, hat zugleich die beste und vollständigste Biographie von Cervantes geliefert. Sie enthält durchaus Alles, was wir bis jetzt, auf sicherem und indirektem Wege, über die Lebensumstände und die schriftstellerische Thätigkeit desselben in Erfahrung gebracht haben. Die Nachrichten über ihn sind nämlich, wie über Shakespeare, so mangelhaft und fragmentarisch, daß für gelehrte Konjekturen und scharfsinnige Hypotheses großer Spielraum bleibt. Clemencin, der treffliche Secretair der historischen Akademie zu Madrid — der jüngste (VI.) Band ihrer Memoiren ist gegen ans seiner Feder — ist leider durch den Tod an der Vollendung seiner Ausgabe des Don Quixote gehindert worden; nur der erste Theil von vieren ist erschienen. Der Herausgeber hat ihn mit einer treffischen Einleitung versehen; die Erklärungen verbreiten, wie es von einem Gelehrten gleich Clemencin zu erwarten war, über die dunkelsten und zweifelhaftesten Stellen des Textes Licht; dauptsächlich aber ist der Kommentar ästhetischkritisch und macht auf die Vorzüge und Schönheiten der Sprache und Darstellung, worauf man beim Lesen gemeinhin weniger achtet, stellenweise auch auf Mängel und Verstöße aufmerksam. Es ist die vorzüglichste Bearbeitung, die bis jetzt einem Klassischen Klassiker zu Theil geworden ist.

Unter den vielen Uebersetzungen, wodurch die Engländer ihr Gesallen am Don Quixote bekundet haben, blieben mehrere gelungen heißen, zumal in Vergleich der nicht geringen Schwierigkeit, die volksthümliche Redeweise und die charakteristischen Abstufungen der launigen Dialoge gerecht zu werden, noch ungenügend verderzugeben. Das Beste leistet dabei die Uebersetzungen von Motteux, Jervis und Smollett gemacht. Die erstgenannte ist die älteste und dürfte die beste seyn. Motteux war ein Franzose, wanderte aber zur Zeit Jakob's II. nach England aus und blieb daselbst bis zu seinem Tode. Seinem englischen merkt man keineswegs an, daß es nicht seine Muttersprache sey; im Gegentheil, seine Diction hat Farbe und Kern, ist reich an Kraftausdrücken und recht geeignet, den Ton des Kastilischen Originals zu treffen. Und da zwischen dem Englischen, wie es Motteux schrieb, und dem gegenwärtigen schon andertheil Jahrhunderte liegen, so hat sein Styl für den heutigen Leser den Reiz eines Antiquen, worin Alterthümlichkeit sich bar reizvollen Weisen des sinnreichen Junkers Don Quixote doppelt gut ausnimmt. Da nun überdies Lockhart der neuesten Ausgabe der Motteuxschen Uebersetzung Noten und eine Anzahl alter Kastilischer Romanzen in poetischer Uebertragung beigefügt hat, so wird dieser Englische Don Quixote den anderen noch lange Zeit seinen Rang behaupten. — Wie steht es Deutschland? Die erste gute Ausgabe eines Spanischen Klassikers erschien in England; den ersten Kommentar liefert gleichfalls ein Engländer und zwar schreibt dieser Engländer Spanisch; und die beste Englische Uebersetzung des Spanischen Autors ist von einem Franzosen.

Die neue Ausgabe des Don Quixote von Sales, auf welche wir hiermit zum Schlusse zurückkommen — die erste in Amerika, obwohl bald Amerika Spanisch spricht — ist zunächst durch das Bedürfniß veranlaßt, den Jugdoren bei den Vorlesungen, welche Herr Sales am Harvard-College über den Spanischen Autor hält, einen korrekten und gleichlautenden Text in die Hände zu geben. Die bisher in Amerika gangbaren Ausgaben waren von innen und außen gleich schlecht beschaffen, von unwissenden Spanischen Buchdruckern für die Nachfrage fabrizirt, voll grober, sinnentstellender Fehler und ohnen obendrein. — Der Plan, wonach Herr Sales gearbeitet hat, ist einfach und verständig. Für den Text ist die Ausgabe der Spanischen Akademie, in ihrem neuesten sehr korrekten Wiederabdrucke, zu Grunde gelegt; der Text ist stereotyp, so daß der Text von jedem Fehler, der bemerkt wird, sofort gereinigt werden kann. Auch die Orthographie, Interpunktion und Interpunction befolgt genau das von der Akademie gegebene Muster. Nur bei der Akademie, indem sie durchgängig die neue Orthographie an die Stelle der ältern bei 1700 und 1726 gesetzt hat, auch viele altertümliche, jetzt absolut gewordene Wortformen etwas zu rücksichtslos ausgemerzt und dadurch nicht selten den Ton und die Färbung des Styls dreinträchtigt. Herr Sales hat an geeigneten Stellen die alte Form wieder in ihr Recht eingesetzt, so namentlich in den Reden, welche Don Quixote führt. Ein sehr nützliches Supplement der Akademie ist die Masse der Fehler in den ältesten Spanischen Abdrücken des Romans, — Fehler, welche die Grammatik verletzen, das Verständniß stören und zum größeren Theile zwar den Buchdruckern, zum Theile aber auch der Sorglosigkeit und Flüchtigkeit des Verfassers zur Last fallen. Cervantes' Manuskript ist sehr unleserlich, und seine correction

lich ist und deshalb von den einheimischen Erklärern mit Stillschweigen übergangen wird, für den Ausländer einer Erläuterung bedarf.

(N. A. R.)

Polen.

Die Sage von dem Fürsten Trojan. *)

I.

„Bringe mir mein Pferd! Rasch, bringe mein Pferd, denn längst ist die Sonne hinabgesunken. Schon leuchten die Sterne, schon scheinet der Mond, der Thau glänzt an den Rainen. Nicht heiß mehr wehet, sondern kühlend der Wind. Wohlauf denn auf Pferd! jeder Augenblick gilt sich verloren! Schon lange harret mit klopfendem Herzen mein schwarzäugiges Liebchen. Ihn nun im Finge, denn nur kurz ist die Nacht, und so lang ist der Tag, und nur die Nacht bringt mir das Leben."

Also rief Trojan, der Serbier Fürst, er, der die Strahlen der Sonne nicht ertrug. Er kannte nicht ihren Glanz, er hatte im Leben den weißen Tag nicht gesehen. Denn wenn auch nur ein Strahl auf sein Haupt fiele, er würde zerfließen wie eine Woltze in Regen, sein Gebein zerginge in Thau.

II.

Gehorsam führt der Knappe das Pferd hervor. Auf sitzt Trojan und jagt davon, der treue Knapp rasch hinter ihm her.

„Kühl und abendlich, das ist meine Zeit!" ruft Trojan entzückt. „Wohl leuchten die Sterne, wohl scheinet der Mond, aber dieser Glanz versengt nicht. Ha! wenn die Thautropfen, wie weiße Korallen, die grünen Wiesen bedecken und in jedem der Sterne und des Mondes Bild erschinet! — welch' ein Schweigen umher, welch eine Stille!" —

„O Herr", antwortet der Knapp, „lieber ist mir doch die Sonne und der weiße Tag. Er kennet, er versenget zwar, aber lieber ist mir doch der weiße Tag. Denn in dem Schatten der Nacht spähet das Auge vergebens nach den Reigen des Feldes umher, nicht entdeckt ich das Sinngrün, noch den Basilikat") oder das Veilchen, aller Schmuck verschwindet in Eins. Nur der Eule Krächzen vernehme ich jetzt, nicht der Wögel Gesang; erst das Feldvolk weckt die Lerche, erst die Sonne und den weißen Tag begrüßt sie. Mensch und Thier stärkt nun in dem Schlafe seine Kraft, nur wir irren in dem nächtlichen Dunkel umher."

III.

In der Ferne leuchtet ein Haus von Lerchenholz hervor, aus jedem Fenster schimmert ein Licht. Dort sehnet sich die Geliebte, den Fürsten in ihre Arme zu fassen. Trojan entellt mit verdoppelter Schnelle, er sprengt über die Brücke und den steinernen Hof. Schon ist er am Eingange, schnell stirgt er vom Pferd' und eilt in die dekannten Gemächer. —

Lange stand der Knappe da mit den Pferden, Schlummer überzog seine Augen. Aber er ermuntert sich und spricht:

„Ha! schon fräben die Hähne, der Herr muß zurück, denn der Weg nach dem Schlosse ist lang, und bald wird es tagen."

Er leitet an die Thür der Gemaches und pocht mit eisernes Faust.

„Erwache, o Herr, erwache! Bald wird es tagen, bestelge Dein Pferd und leite deins!"

„Sieh' mir, Knappe, nicht den Schlaf!" erwiedert Trojan im Zorn. „Ich weiß besser, wenn es tagt, wenn der Vorr meines Todes, wenn die Sonne sich erhebt. — Pflege Du mein Pferd und harre meiner!"

Der getreue Knecht antwortet nicht, er wartet wieder eine lange Zeit. — Da blickt er um sich, mit Schrecken bemerkt er das steigende Feldvolk, also eilet er, und mit eisernes Faust pocht er noch heftiger gegen die Doppelthür der dunklen Gemächer.

„Herr, erwache!" ruft er in Verzweiflung; „ich sehe den Glanz des Morgenrothes; säumst Du noch einen Augenblick, so ertiegst Du dem Strahl der Sonne."

„Nur ein Weilchen noch harre mein; bald ist ja das Pferd bestiegen. Eh' den Roß die Sonne folgt, bin ich schon in meinem Schlosse."

Der getreue Knapp wartet mit Sorgen; endlich stirgt Trojan hervor, rasch aufs Pferd und fort mit Pferdesschnelle.

IV.

Kaum hat der Fürst den Hof durchsprengt, er ist mitten auf der Brücke, da ergliehen plötzlich die Bergspitzen.

„Herr, da ist die Sonne!" schreit der Knapp.

„Nun, so ist die Todesstunde nahe. Laß mich vom Pferde steigen, an die kühle Erde will ich meinen Körper anschmiegen; bedecke mich mit dem Mantel, und am Abend führe mein Pferd zu mir her."

Zitternd und schwach stirgt Trojan ab; es sinkt hin auf das feuchte Erdreich, und der treue Knecht deckt sorgsam den Herrn mit dem weiten Mantel.

„Mein, o Herr, verlassen kann ich Dich nicht. Auf der Wiese mag Dein Roß sich Nahrung suchen, ich werd' zu Deinem Schutze bei Die bleiben bis zum Abend."

V.

Es war ein schwüler Tag, die Sonne brannt' und kein Lüftzug wehte. Trojan zitterte unter dem Mantel vor Schmerz.

Da kommen Hirten, ihre Heerden treibend; sie haben die Pferde, erblicken den Knappen und den Mantel.

„Was verbirgt Du da?" so fragen sie.

„Waget nicht zu stören dessen Ruhe, denn Trojan schläft hier im Gras."

„Nicht jetzt ist Ruhezeit. Ha! geräbret hast Du wohl, den Du verbirgst. Oder ist's ein flücht'ger Räuber? Laß uns zusehn!"

Der Knappe flehet und beschwöret, doch sie dringen auf ihn ein. Er stellt tüchtig sich zur Wehre, aber wechten muß er vor der Menge.

Trojan selbst ruft und beschwöret. „Diebe, Mensch, nicht auf den Mantel. Laß nicht zu den Strahl der Sonne."

Bitte und Gebet sind vergebens. Ganz entblößt wird der Fürst, und die Strahlen treffen gerad' ihn das Gesicht.

Da verstummt er; in zwei Tropfen sind die Augen ihm zerflossen, Haupt und Hals und Brust zerschmelzen, und der ganze Leib zerbricht sich in Schalen. Ein Wachen glänzt der Asche noch an der Stelle. Auch den letzten Tropfen zieht die gier'ge Sonne ein. —

Und die Hirten sieh'n dem Wunder.

VI.

Der treue Knappe mit der Dienerschaft des Schlosses eilt herbei. Doch vergebens ist sein Eilen, nicht mehr findet er den Fürsten. — Nur den Mantel sieht er liegen. Er ringt die Händ' und weint und trauert. — Thräu' und Trauer sind vergeblich, sie erwecken nicht den Herrn.

A. Wer.

Mannigfaltiges.

— Unbefugte Nachbildungen. Unter „contrefaçon" verstehen die Franzosen nicht blos das, was wir Nachdruck nennen, sondern überhaupt jede unbefugte Nachbildung eines Originals, dasselbe möge nun in einem Manuskripte, in einem gedruckten, gestochenen oder lithographirten Werke, oder in einem Modell von Künstlern, Fabrikanten oder Handwerkern, in einer patentirten Erfindung oder endlich in einem eigenthümlichen Muster für die Fabrication und den Zeugdruck bestehen. Die Gesetzgebung über diesen Gegenstand ist seitlich nicht so einfach und übersichtlich, daß der Richter darin immer die Norm für seine Entscheidung dreffe, doch sind die ersten Prinzipien allerdings festgestellt, wozu denn eine Flugbl besonderes Regierungs-Dekret und richterlicher Entscheidungen getommen, welche letztere ebenfalls in neuen Kollisions-Fällen als Anhaltspunkte dienen. Zur bequemeren Handhabung und Uebersicht hat jetzt der Advokat Etienne Blanc in Paris eine vollständige Sammlung der auf unbefugte Nachbildungen sich beziehenden Aktenstücke verfaßt, die Frankreichischen Gesetzbücher eingeschlossen. Wir geben den Titel dieses Buches unten in der Anmerkung adellich, weil es auch wohl in Deutschland ein besonderes Interesse haben möchte, den Schutz genauer zu kennen, den Fremdenich in allen oben erwähnten Beziehungen gewährt.") Was den Schutz gestigten Eigenthums betrifft, so wird seitlich auch die österreichische Gesetzgebung durch die neuesten Verordnete, die sie darin gemacht, Fortschritte, die zu wünschen wir gerade jetzt wieder Gelegenheit erhalten, jeder bieder bekannten ausländischen Abertegen werden; gleichwohl kann, bei dem internationalen Verkehr, in welchem sich zu unserer Zeit die Literaturen aller Länder befinden, auch die fernste Gesetzgebung oft nicht ohne Bedeutung für einheimische Unternehmungen sein.

— Nichts für die Jugend. Wir besitzen bisher Kinderschriften aller Art, aber noch keine Bücher, die sich ausschließlich an Personen von einem bestimmten höhern Alter wenden. In Paris ist nun von Dr. Guyétan ein Buch herausgegeben worden, das nur für Leute bestimmt ist, die über fünfundvierzig Jahr alt sind. Ob Damen, die es taufen wollen, selbst kommen oder mindestens ihr Alter nachweisen müssen, wird nicht gesagt. Es hat aber nicht ausschließlich für Damen bestimmt; der Verleger hat dagegen ausdrücklich protestirt, weil er sonst riskirte, alle seine Exemplare auf dem Lager zu behalten. Sowohl Männern als Frauen werden darin weise Ratschläge ertheilt, wie sie zu einer Zeit, wo die Natur nicht mehr mit der alten Regsamkeit des Lebens erneut und kräftigt, bei geistiger und körperlicher Frische sich erhalten können. Charles Nodier sagt von dem Buche, er bedauere blos, daß es der Verfasser nicht früher geschrieben und herausgegeben habe, denn er (Nodier) sey nun bereits längst über das 45ste Jahr hinaus. Nach solchem Urtheile läßt sich wohl voraussetzen, daß das Buch nicht mit dem Charlatanismus ähnlicher Schriften abgefaßt sey, und wir gehen daher in der Annerkung den vollständigen Titel desselben **).

*) Wir entnehmen diese Sage, die wir auch der Form nach, einer an mehreren Stellen chathmischen Bewegung, wiederzugeben und dennicht haben, dem 3ten Hefte der Zeitschrift: „Panorama literatury krajowéj i zagranicznéj" (Warschau, 1836), wo sie Wosciech mittheilt. Die Meinung des Volks, daß das Morgenroth die Gräber verschwende und ihnen Verderben bringe, haben die Serbier auf ihren Inseln aufgeboten.

**) Beide Gewächse (Viuca per vinca und pervinca bastiloum Linn.) werden oft in den Serbischen Liedern erwähnt.

*) Traité de la contrefaçon, et de sa poursuite en justice; les brevets d'invention, de perfectionnement et d'importation, les marques des fabriques, les noms des commerçans, les désignations de marchandises, les enseignes, la propriété littéraire, les oeuvres musicales, la peinture, gravure et sculpture, les dessins de fabriques en tous genres; avec le texte des lois, décrets, ordres, ordonnances et les principaux monumens de la jurisprudence sur la matière; suivi d'une table alphabétique. Par Etienne Blanc, avocat a la cour royale de Paris.

**) Le médecine de l'age de retour et de la vieillesse, ou conseils aux personnes des deux sexes, qui ont passé l'age de quarante-cinq ans. Par D. Guyétan, docteur de la faculté de médecine de Paris, membre de l'académie royale de médecine etc.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Horn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin
für die
Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 150. Berlin, Freitag den 15. Dezember 1837.

Süd-Afrika.

Unbilden gegen die Kaffern.

Genug, ein schönes Zeichen unserer Zeit ist es, daß keine erhebliche Unbill oder Ungerechtigkeit gegen sonstig verübt werden kann, ohne alsbald auch einen Eifer zu erwecken, der sie mit lauter Stimme denunzirt und schon, um die gerechten Anforderungen der verletzten Menschheit zu behaupten, ohne Rücksicht auf Abkunft und Farbe der Schützlinge oder auf Gunst oder Scheelsucht der Betheiligten. So hat nunmehr auch das Kaffer-Volk eine Stimme in England gefunden, die seinen Unbilden ein Gehör verschaffen wird. Die Gesetzt, welche den letzten Krieg zwischen den Kaffern und den Kolonisten gebrandmarkt haben, und die kaltblütige Ermordung des Kaffer-Königs Hintza haben das Maaß der Feindseligkeiten und Grausamkeiten voll gemacht, die, mit wenigen Ausnahmen, bei den Holländern wie bei den Engländern, in der Behandlung der Eingeborenen, Hottentotten und Kaffern, seit der ersten Begründung der Kap-Kolonie die Regel gebildet haben.

Joshua, der menschenfreundliche Verfasser der Unbilden gegen das Kaffer-Volk*), hat zuerst einen flüchtigen Rückblick auf die frühere Geschichte der Niederlassung: Keine schwärzere Seite giebt es in der Geschichte der gebildeten Völker, als diese rettes Bestrahren mit denen, welche sie als Barbaren bezeichnen und als Thiere behandeln. Hierin macht auch die Kap-Kolonie keine Ausnahme von der Regel. Die leider überhaupt niemals unterbrochen worden, außer von Penn und den ersten Ansiedlern in Pennsylvanien bei ihrem Verkehr mit den Rothhäuten und für einige Zeit auch von den Jesuiten in Paraguay. Als die Unterdrückung in der Entgestaltung und Unterjochung der Hottentotten-Stämme nicht weiter gehen konnte und ein schwaches Widerstreben begonnen hatte, richtete sich derselbe Geist gegen den edleren Kaffer-Schlag, dessen ergiebiges Land und zahlreiche Heerden die Europäische Habgier in noch stärkere Versuchungen führten. Man reizten häufige Einfälle der Kolonisten, von Plünderung und Blutvergießen begleitet, natürlich auch zur Wiedervergeltung; und diese wurde dann zu einem Systeme, das sich erhielt, die die rechtmäßigen Eigner des Landes endlich in aller Form für unverbesserliche Barbaren und beständige Feinde erklärt und folglich ihre Vertreibung durch Waffengewalt beschlossen wurde. Dies war zum Theil schon im Jahre 1812 wirklich ausgeführt, als man die Kaffern über den Großen Fisch-Fluß zurückgedrängt hatte. Indeß erwies es sich als viel leichter, sie zurückzutreiben, als ihr Land friedlich und sicher zu besitzen. Da vollendete die eben so gefährliche als unverantwortliche Politik des Lord Charles Somerset das, was in denselben Geiste schon begonnen war, ehe er Statthalter der Niederlassung geworden. Fürchterliche Einbrüche der Kaffer-Stämme unter ihren verschiedenen Häuptlingen geschahen dann sehr ernstlich die Sicherheit, wenn nicht das ganze Bestehen der neuen Niederlassungen, die seit dem Frieden in den den Kaffern entrissenen Gegenden gegründet worden waren. Und in Folge dieser Einbrüche entstand eine Reihe neuer Plünderungen und Vertreibungen, wiederum mit Vergießung von ganzen Strömen Barbaren-Blutes und überdies nach mit der blutgierigen und ganz unpolitischen, wenn nicht gar verrätherischen Ermordung vieler Kaffer-Häuptlinge verbunden. So hatten denn gegen den Schluß des Jahres 1834 gar viele Verletzungen die Kaffern mit Recht zu einem allgemeinen Kriege erbittert. Hierüber sagt Joshua:

„In dem Winter von 1833 und während des ganzen Jahres 1834 wurden die sogenannten Kommandos (die Lord Glenelg mit Recht eigentlich bewaffnete Haufen zum Plündern nennt —) mit wachsender Härte in das Kafferland geschickt, so daß dieses Jahr als das einer unabläßigen Plünderung bezeichnet werden kann. Diese Runden gingen immer nur darauf aus, das den Kaffern zugehörige Vieh wegzutreiben, und in jedem Monate, ja fast in jeder Woche, ertönten und verbreiten sie das arme Volk aufs bärteste. Die Bauern und Pächter, die bis in das neutrale Gebiet vorgerückt waren, und Andere in den östlichen Theilen der Niederlassung fanden nun gar bald, daß nichts leichter sey, als ihre Heerden ohne die Lästige Weitläuftigkeit vom Einkaufen und anderen solchen alten Förmlichkeiten zu vermehren: sie brauchten ja nur bei den Militair-Stationen mit einer Klage einzukommen, und sogleich wurden, ohne alle vorgängige Untersuchung ihrer Beschwerden, die Runden in Bewegung gesetzt, deren unermüdlicher Eifer den dankbaren Pächtern dann Alles herbeischaffte, was hierzu fehlte. Oder konnten sie das ihnen bezeichnete Vieh nicht sogleich finden, etwa weil es von den Eingeborenen niemals anders als im Bereiche der Einbildungskraft besessen, also auch nicht gerade gestohlen worden war, so trieben die großmüthigen Exekutoren eben anderes Vieh hinein, als drei Kaffer-Ochsen für einen von den Kolonisten, weil dieser ja doch gewiß immer einen viel bedeutenderen Werth, als jene, hatte. Daher scheint es mir in der That, als ob es damals geradezu die Absicht einiger Personen in der Kolonie gewesen, die Kaffern zu einem Kriege zu reizen, wobei sie wohl voraussehetten, daß das Ergebniß derselben wieder ein weiteres Vordringen in dem Gebiete der Amakosa seyn würde."

Die Unbilden, die schon vorher der Kaffer-Häuptling Macoma bei seiner Vertreibung erlitten, mußten wohl dem Ausbruche des Krieges noch in seinem Gemüthe gähren. Die Geschichte derselben giebt W. Gisborne, der damals Prädikant in der Kolonie ersten, folgendermaßen: „Macomo's Land wurde unter dessen Willen mit Gewalt besetzt; seine Ausdehnung kenne ich nicht, jedenfalls aber muß es mehrere Meilen umfassen. Ich begleitete eine der Truppen-Abtheilungen, die in dasselbe hineingeschickt wurden. Das ganze Land war, glaube ich, in drei oder vier Abtheilungen geschieden, und diese brachten zwei Tage darin zu, um es zu durchstreifen und die Kraale zu zerstören, ohne daß mir einander in Berührung zu kommen, so ausgedehnt war das Gebiet. Ja, so weit waren die anderen Abtheilungen von uns entfernt, daß wir ihre Richtungen überhaupt nur an dem Rauche der von ihnen angezündeten Dorfschaften erkennen konnten und erst am zweiten Tage Abends sie wieder erreichten. Zur Zeit dieser Besitznahme war das Land ein vortreffticher Weidetrieb; auch wurde es damals allgemein als eine sehr große Erwerbung und sie die Kolonisten sehr gut gelegen gerühmt. Die Abtheilung, an die ich mich angeschlossen, fand bei ihrem Einritt in das Gebiet einzelne Wilden-Hütten, traf aber nur einige Weibsbausen, die sogleich in die Wälder flüchteten, sing dann alles Vieh ein, das auf den Weiden gefunden wurde, und verbrannte jeden Kraal und jedes Haus, die ihr auf dem Zuge vorkamen. Während dieser ganzen Zeit trafen wir nur mit einem einzigen Kaffer zusammen, der hatte die uns entgegenkommenden Truppen anfangs erfliehen, während wir ein Dorf in Brand steckten, und rief uns in der Kaffer-Sprache die Frage zu: Warum verbrennt Ihr mein Haus? worauf eine Antwort freilich sehr schwer schien und von unserer ganzen Mannschaft auch nur ein allgemeines Schweigen erfolgte."

Von den Kafferstämmen, ihren Sitten, Gewohnheiten und ihrer Regierungsform (welche freilich noch im Wesentlichen dieselbe, wie hier gesagt ist, die noch vor kurzem in den Schattirungen Hochlanden bestand) giebt Justus folgenden anziehenden Bericht: „Die Kaffern sind ein Hirten-Volk; sie lieben ihre Heerden mit aller Einfachheit einer rein nomadischen Zuneigung. Sie studiren die Gewohnheiten und Eigenthümlichkeiten ihrer Thiere mit großer Sorgfalt, schonen ihre Lieblinge darunter aus und predigen gern mit den Eigenschaften, welche dieselben für die Zukunft versprechen. Die jungen Hirten flechten zu ihrem Vergnügen die verwortretenden Hörner des Vieh's zu gar phantastischen Gebilden zu einander, die denselben, wenn sie älter werden, ein höchst seltsames Ansehen geben. Auch Wettrennen halten sie mit den flüchtigsten aus ihren Heerden, wobei das siegreiche Thier mit tausend Lobpreisungen bis in die Wolken erhoben wird. Pferde sind erst seit den letzten Jahren bei ihnen eingeführt; und einige Engländer haben sich die freundschaftliche Mühe gegeben, deren Zucht durch wertheolle Geschenke von Stuten und Beschälern zu verbreiten. Früher hat die Pferde, wie es bei einem solchen Volke auch ebenfalls wohl voraussehen war, gar bald vorzugsweise und so beliebt geworden, daß man anordnen darf, daß um ihretwillen das Rindvieh einmal ganz vernachlässigt werden wird. Sie haben große Schaaf- und Ziegen-Heerden; den Hund und Baden aber nennen sie bis jetzt noch lange nicht die hineichende Aufmerksamkeit; denn wenn sie auch Mais, Hirse und anderes Getraide bauen, so ist's doch nur für den unmittelbaren Gebrauch; und die Pflege der Heerden bleibt noch immer die überwiegende.

„In Betreff ihrer Persönlichkeit sind die Kaffern ein merkwürdig schöner Menschenschlag; das edle Antlitz, die Kraft der Gliedmaßen, die hohe Gestalt und wiederrasche Haltung haben die Bewunderung schon vieler Reisenden erweckt. Vielleicht ist allgemein ein Volk zu finden, das sie an männlicher Stärke und schönem Ebenmaße übertreffe. Ihre Farbe ist ein dunkles Braun, mit einem etwas lehhafteren Gelb untermischt; ihr Haar ist schwarz und wollig; ihre Züge aber nähern sich den Europäischen und überreffen, nach unseren Schönheits-Begriffen, die der Hottentotten und Neger bei weitem. Ihre ganze Bekleidung besteht in einem Felle, das sie sich übermerfen, doch hauptsächlich nur zum Putze; denn übrigens gehen wenigstens die

*) Wrongs against the Caffre-nation, London, 1837.

Digitized by Google

Männer ganz nackt. Von Slanes-Mei sind die Kaffern munter, offen und gutmüthig, sehr dreschädig, nur sehr Schwätzer und, wie die Arbeiter, in einer Klüftigkeit wunderlems, jederzeit bereit, etwas Neues zu ergähten oder anzuhören. Sehr empfindlich sind sie im Punkte der Nationalehre, daher sie sehr einem Stamme mit Geringschätzung behandeln und jeden einem Häuptling angethanen Schimpf außerordentlich übel fühlen. Und doch sind sie dabei auch wieder ungewöhnlich leicht zu beschäftigen, im Vergleiche mit den sachsüchtigen Barbaren anderer Völker. Das scheint wie die schönste Seite ihrer Gemüthsart. Und dies wolle kommen die obersten Kolonial-Behörden abscheulich verächtliche und meerschlige, unverdiesserliche Wilde u. dgl. m. benennen." —

Ihre Religion besteht aus einigen wenigen abergläubischen Sätzen, an welchen unser Verfasser eine eigenthümliche Verwandtschaft mit Negyren entdecken will. Sie haben die Beschneidung, weiten den Genuß von Schweinefleisch und Hasen, und brechen gern Schlangen. Sie glauben an Hexerei; Zauberer und Hexenmeister vertreten bei ihnen die Stelle der Priester. Auch regelmäßige Gerichts-Sitzungen haben sie und, ohne Juristen und Oberbruch eine ganz gute Handhabung der wesentlichen Rechts-Pflege.

Nun Einiges über Matomo's Schicksale: Um das Ende des Jahres 1833 erwarteten die Kaffern, im Januar gehalten von Matomo, der zum Oberherrscher einiger ihrer Stämme erwählt worden war, mit Ungeduld die Ankunft Sir Wm. D'Urban's, des neuen Statthalters auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung; denn von diesem sollten sie die Rechte (wenigstens so viel Recht, als der Schwächeren zungefehlen pflegt) erwarten. Da schichtigerweise jedoch nie ein so geringfügiger Umstand den Ausbruch des Krieges: Im Anfange des Dezember kam eine Rinder unter dem Befehle des etwa 18jährigen Häuptlichs Spaka in das Kafferland, um, wie gewöhnlich, Kaffer-Vieh zu holen. Die Kolonie hatte nämlich vier Pferde verloren; das für wollte man nun 40 Ochsen entschädigt haben, und als man darüber auf einigen Widerstand stieß, wurden der junge Herr sehr böse. Das gab denn ein Handgemenge oder ein Gefecht: die Soldaten fureten; ein Kaffer warf seinen Haßagay und verwundete unseren Häuptlich am Arm. Dies betrachteten die Truppen als ein ganz unverdientes Verbrechen; die Diffizier getrieben in Wuth über die Verwundung des Häuptlichs, nun ihrer einstimmig erkannt, daß das Losbrechen bei dieser ewig denkwürdigen Gelegenheit vergessene Blut dem von 300 Ochsen gleich zu achten, die Wunde des jungen Mannes also nur durch eine dreifache Hekatombe zu sühnen sey — welche Buße dann auch, von dem Häuptlinge Eno, erhoben wurde. — Sehr bald hierauf brang ein neuer Zug unter dem Lieutenant Gutzo in das Kafferland, um eine neue Pfändung auszuführen. Dieemal wandte man sich gegen Tyali's Kraal, obgleich man nicht gerade behauptete, daß dessen Bevölkerung die Kolonie bestohlen hätte. Zufällig war Tyali nicht zu Hause, sondern nur sein jüngerer Bruder Lauzze, der bedahl, mit einigen Begleitern, zu der Stadt zu gehen und den Diffizier Fragte: Warum man mit Krieg Bruders Tyali Ochsen wegnehmen? Zwischen uns ist ja kein Krieg. Hat Euch etwa die Spur Eurer Ochsen oder Heerde in unser Land geführt? — Als diese so einfachen und auch keineswegs beleidigenden Fragen wurde gar keine Antwort gegeben, sondern nur ein Gewehr angelegt und der junge Häuptling durch den Kopf geschossen. Auf diesen Strahl mit der Heerde gelassen abzog.

Jetzt Kaffer aber, der Lauzze's Wunde sah, ging in seine Hütte, nahm Haßagay und Schild und rüstete sich zum Kampf, ihnen er sprach: Es ist besser, zu sterben, als uns so behandeln zu lassen! Was soll uns das Leben, wenn sie unsere Häuptlinge erschießen? Tyali, den die Engländer gewiß nicht Gnathen angiftern, der mit Dank so Manches hat, gab diesen Tod ausdrücklich als die nächste Ursache zum Kriege an und erzählte: In den letzten lichten Augenblicken vor seinem Sterben sieh Jener den Kaffern, die bredigerlich waren, ihn noch einmal zu sehen, die Worte zu: Fort zum Kriege!

Dieser begann nun auch wirklich. Die Kolonisten waren jedoch auf den feindlichen Einfall noch ganz und gar nicht vorbereitet, als die Kaffern, 10,000 Mann stark, nichts weniger, als nach gehörigem Plane oder mit Berechnung, das neutrale Gebiet, das vor ganz kurzer Zeit noch die eigenen war, betraten, die Forts wacker angriffen und die Pflanzereien der Pflanzer so verwüsteten, daß diese in größter Verwirrung und Noth schauerenweise in die damals so eben gegründete Geäny-Stadt Graham's Town zusammenströmten. Ihr Bericht an Eigentlum war beträchtlich; und auch die Leben blieb nicht verschont; doch zeigt sich bei den Feindseligkeiten der Kaffern keine so wüste Grausamkeit, wie sie die barbarischer Kriegsführung im Allgemeinen wohl begleitet. Sie sind gewaltthätig, ja eitterlich in ihren Betrachtungen der weiblichen Geschlechts im Kriege. Unmittelbar nach dem Ausbruche des Kampfes richtete Matomo, zur Rechtfertigung desselben, an den Statthalter ein Schreiben, dessen Hauptpunkte so lauten: „Niemand hat Die erzählt, wie die Kolonisten mit dem Kaffer-Volke gewöhnlich verfahren haben. Oberst Somerset berichtet Die freilich über die Vorgänge auf der Oftgränze; aber er spricht immer nur von der einen Seite. Er hat seit langer Zeit schon die Kaffern fortwährend erschlagen, den Frieden des Landes unaufhörlich gestört und dasselbe in Stücke zerrissen. Daher sind die Sachen nun auf einen solchen Wendepunkt gekommen, daß Du allein im Stande bist, sie wieder gehörig zu gestalten. Oberst Somerset hat mich zu Grunde gerichtet, nicht sich allein, schon im Jahre 1829, gerade als ich Bowana pfff die Tambuki's züchtigen, welche die Kolonie des Lodvien hatten. Dann tödtete Einer der Unsern, ohne alle gerechte Ursache, einen von Eno's Söhnen in dessen eigenem Hause. 1830 kam ein Aufseer ins Kafferland, um Vieh und Pferde der Kolonie aufzusuchen. Da ließ man auch Jetu, einem von Habahi's Söhnen, sagen, er möge sich zu einer freundschaftlichen Unterredung unbewaffnet einfinden. Der Häuptling kam zur Unterredung und wurde ohne rechtmäßigen Grund getödtet. Erst neulich haben sie einen Sohn Gaika's, meines Vaters*), vermundet. Nun mußt Du, Herr, ein ausdrückliches Wort reden, damit unsere Angelegenheiten in Ordnung kommen. Nur Du kannst diesem Allen, als ein Friedens-Richter, Einhalt thun und die Sachen zu einem glücklichen Ausgange bringen. Ich wünsche auch, daß Du nicht vergessen mögest, wie Gaika's Land diesem genommen worden, aber daß er gegen die Kolonie Krieg geführt hat. Ein Englischer Offizier ist bei Fort Wilhelm vor den Kaffern verwundet worden; dafür bald Ihr Genugthuung verlangt; und sogleich sind 400 Stück Vieh ihm gegeben worden. So oft aber auch Kaffer-Häuptlinge erschlagen worden sind, hab Ihr uns noch niemals eine Genugthuung gegeben. Macomo."

Hierauf wurde Macomo gerathen, an den Oberst Somerset zu schreiben; er weigerte sich aber durchaus, irgend etwas, mündlich oder schriftlich, mit einem solchen Feinde zu verhandeln. — Als Herr Kepser, ein Missionair im Kaffenlande, hörte, daß Fort Wilhelm angegriffen worden, suchte er einen Zusammenkunft mit Macomo, der in folgender Weise berichtet: Auf dem Wege zu Macomo's Ansiedlung begegnete ich einem Kaffer, der mir sagte, daß am vorigen Tage ein Befehl an alle junge und rüstige Kaffern ergangen, in dieser Nacht gegen die Kolonie aufzubrechen, um den Pächtern ihr Vieh wegzunehmen. Bei meiner Ankunft in Macomo's Wohnung erfuhr ich dann, daß er nicht zu Hause, sondern im Walde sey. Darauf ihm Jemand Rathe brachte, dem man gemeldet, daß ich Jenen zu sehen wünschte, und der deshalb zu mir sprach: „Es ist vergeblich, daß Du Macomo sehen oder sprechen willst. Wir haben den Krieg angefangen; denn wir können es nicht länger mit ansehen, wie man unsere Häuptlinge erschießt. Auch sind Dinge vorgefallen, die Dir bekannt worden; und doch sind wir immer ruhig geblieben. Jetzt aber haben mit beschlossen, zu streiten!" — Endlich erschien ich mit aber doch einen Führer, der mich auf die entgegengesetzte Seite von Kriskamma, einer Kuhdde in der Nähe des Forts, brachte, wo ich Macomo, mit einer großen Menge Krieger, im Busch, am Ufer des Flusses, antraf. Fast wollte mir bei seinem Anblicke das Herz zerspringen; und das Thränen konnt' ich anfangs gar nicht sprechen. Sobald ich aber mich gefaßt hatte, fragt' ich ihn: Was thust Du hier Macomo? worauf er mir erwiderte: Ich bin ein Rebbel; denn wir Häuptlinge werden zu erlegt, wie Felche, und gar nicht mehr für Häuptlinge geachtet. — Als nun aber der Kepser sich mit Macomo unterredete, und besonders des Häuptlings Gefühl in Anspruch nahm, gab dieser ihm eben so unbefangen als offen zur Antwort: Freilich ist's wahr, daß ein großes Blutvergießen entstehen wird; aber das Feuer brennt nun einmal; und ich kann's nicht mehr dämpfen. Geh' aber zu Oberst Somerset und sag' ihm, daß Macomo Ihn wich hier im Busche gefunden, weil mein Bruder in den Kopf geschossen worden ist.

Viel noch schlimmer jedoch erging es Hintza, dem letzten Oberhäuptling oder Könige des Kafferlandes, obgleich er gar keinen Theil an diesem Kriege haben, wovon man freilich das Gegentheil behaupten wollte. Er hatte sich sogar noch mit Truppen für Fort Wilhelm rüsten können. Die vor dem Ausbruche des Krieges von den Häuptlingen an ihn abgeschickten Boten kehrten mit dieser Antwort an ihre Herren zurück: Hintza sendet sein Beet an Euch; und Hintza sagt: Ihr sollt nicht streiten; denn er wird nicht streiten. — Und dennoch wurde er mit in die blutige Strafe für seines Landes Empörung hineingezogen, wie sie aus amtlichen Urkunden hervorgehen, jener meuchlische Gemüth mit Abscheu erfüllen. So berichtet der in diesem Kriege so traurig ausgezeichnete Oberst Smith einmal an den Statthalter: Die wilde Feind hat seit dem 8. Januar, da ich die Offensive ergriffen, einen Verlust von 600 Kriegern, an Todten, erlitten, und auch die Zahl der Verwundeten muß beträchtlich sein, denn die Kolonisten sowohl mit kanonendonnerähnlicher Genauigkeit und immer mit dem großen Schusse, welchen sie den Wegpuyze (loper) nennen. Eine Zahl ich aus seinem Kraale verjagt, wobei nur er allein mit dem Leben davongekommen ist; zwei seiner Weiber und ein Sohn von ihm, so wie 30 seiner Krieger, den meisten seiner Feuer-Waffen sind dabei in meine Hände gefallen. Kaali's Kraal ist auch zerstört. — Das Ende des Krieges bestand, kant den Berichten des Statthalters an das Kolonial-Amt im Mutterlande, darin, daß man die zurückgebliebenen Kaffern von einer Höhe zur anderen jagte, in ihren Kraalen umzingelte, sie niederschoß und zahlreiche Züge ihres Viehes, besonders großen Schaaf- und Ziegen-Heerden wegnahm. — Nach Empfang von des Obersten Meldung berichtete der Statthalter: Die Stämme Gaika und Slambi haben 4000 Mann, worunter viele Aufführer, verloren. Unser Verlust beträgt im Ganzen noch nicht 100 Mann, worunter nur zwei Offiziere. Auch sind dem Feinde, außer seinem Eigenthum an Land, gegen 60,000 Stück Vieh und 40 Pferden genommen, seine Wohnungen überall zerstört, seine Gärten und Kornfelder verwüstet. Sie sind hörmlich, aber ihnerdig, aber hinreichend gezüchtigt worden.

Und dies Alles nicht nur, sondern noch viel Gräulicheres konnten selbst gerechte und durchaus nicht boswillige Männer sie zu verbreiten und deshalb erkennen, während Boer Wienrik, weil seiner meinen Entfernung vom Schauplatze, sogleich die rechte Einsicht erlangte und, in Gemäßheit derselben, eben so edel als klüftig der Unterdrückten sich annahm, indem er, unter Anderem, an den Statthalter schrieb: „Bei allen Gelegenheiten war das Verfahren gegen die Kaffern, Behufs der Wiederherstellung gestohlenen Viehes, durchgängig der Art, daß die Ungerechtigkeit deselben nicht sterng genug verdammt und die dadurch hervorgerufenen unheilvollen Ergebnisse nicht tief genug betrauert werden können. Die Kaffern sind dadurch unvermeidlich in ein Räuberwesen verwandelt worden; denn die Besitzer eines gestohlenen Kraals hatten ja nur die Wahl, ob sie vor Mangel umkommen oder durch Vergeltung an dem nächsten Eigenthümer von Vieh, den sie überfallen und demüthigen konnten, das Verfahren ihrer Angreifer nachzuahmen

*) Königs von Amakosa.

Digitized by Google

wollten. Sie mögen freilich wohl die Kolonisten oft mit Plünderungen heimgesucht haben; indeß, verstrieben, wie sie es zu allen ihren alten und erschwinglichen Besitzungen waren, zusammengedrängt in einen vergleichsweise engen Raum, auf welchem die Weiber sich die Mühe nicht ganz nach Wunsche zu finden steh mochte, und durch die systematische Ungerechtigkeit, deren Opfer sie gewesen waren, zur Rache und Verfolgung angetrieben — hatten sie ein vollkommenes Recht, den feindlich dessaugelosen Versuch zu wagen, durch Gewalt die Ausgleichung, die sie auf andrer Weise nicht mehr erwarten konnten, sich zu erzwingen. — Mitten unter all' den Unfällen, welche die Kaffern in Folge ihrer unmittelbaren Nachbarschaft mit uns betroffen, haben sie unter Leitung ihrer christlichen Geistlichen Stellen für den öffentlichen Gottesdienst eingerichtet, wohrere Bethetten- oder Schüler-Vereine gebildet, Schulhäuser erbaut und ihre Kinder zum Unterricht dahin geschickt. Zu gleicher Zeit sind sie zu auch im Ackerbau und Handel nicht unbedeutend vorgeschritten. — Schwerlich ergreift mich noch bedenkend das, daß ich in allen Ihren Berichten auch nicht einen Nachweis über Gefangene, bei vielen Gelegenheiten aber Hunderte von Kaffern als getödtet aufgeführt finde. Aus den zahlreichen Stellen, welche zur Vertheidigung der Art und Weise dienen, wie die Englischen Truppen diesen Krieg geführt haben, wähle ich die folgende aus einem Briefe des Obersten Smith an Sie, vom 11. Juni: Der Feind floh, obwohl er sehr zahlreich war, so schnell, daß wir nur wenige Mann getödtet werden konnten. Sie übet nur drei Schüsse gegen uns. Der ganze Vorfall ist durch und durch verschrieben, mehr als 1200 Hütten, neue und alte, sind dabei verbrannt, unermeßliche Vorräthe von Korn überall vernichtet, 215 Stück Vieh von allen Gattungen einzefangen, viele Pferde und fast 1000 Ziegen erbeutet worden. Zur willkommensten Genugthuung gereicht es, zu wissen, daß diese Wilden, indem sie in die ungerechten Angreifer gewesen, alles das Elend, was ihre Plünderer und ihre Familien zu erdulden gehabt werden, selber auf sich herabbeschworen haben, und daß der große Tag der Vergeltung und Strafe für die von diesen mordsüchtigen Barbaren an unseren Kolonisten ungestraft verübten Grausamkeiten endlich gekommen ist."

(Schluß folgt.)

Frankreich.

Charles Fourier und sein Social-System.

(Schluß.)

Aufgestoben von dieser Welt, blieb Fourier nichts übrig als in der Welt seiner Ideen zu leben, und die in sein sechzigstes Jahr durch Briefschreiben sein tägliches Brod zu suchen gezwungen, fand er Erbauung und Freude einzig in dem Eldorado seines Socialismus. Mit Muße bedenkend, wandelte er dort unter seinen und glücklichen Menschen, die ihn als ihren Befreier grüßten, die Krone des Herrscherraums ihm reichten. Mit diesen Wesen, den Söhnen seiner Einbildung, redete er eine uns Anderen unverständliche Sprache, dunkel, bedrückte seine Phantasieen und verfaß sie mit wilden Staats-Einrichtungen; leitete selbst seine Harmonierden zu Wirken, gründete eine Stadt, eine Residenz, einen Mutterstaat, vereinigte durch das Band des Socialismus den Orient und Occident, Nord und Süd, ließ einen König der Erdkreises (Omniarque) ausrufen und wand mit eigener Hand um das Haupt dieses Wesen reiche Gefäße den ihm von zwei Millionen zurückkanten Lorbeer. Hohes Laubergnügen, das ist der einzige, das wir aus des Fürstenberges im Weltenmantel, du warst auch der einzige dessen, der, gleich Sokrates, ein Weiser, ein Armer, ein König war.

So viel Arbeit, so viel Nachdenken konnte jedoch nicht spurlos vorübergehen. Reichten ihm auch Menschen nicht über einsußreiche Rechte und Kapitalisten die tätigen Summen, so fand Fourier mindestens Schüler und Anhänger, ohne daß er sie suchte. Schon im Jahre 1814 hatte sich ein Herr Just Muiron zu seinen Ansichten bekannt und, seinen Grundsätzen sich anschließend, ein Comptoir commanal gegründet, dem aber alle Hülfe von Seiten der Akademie zu Besançon versagt blieb. Außer dieser isolierten Erscheinung war zu ferneren Erweiterung seines Kreises beizutragen, als ein Victor Considerant, ein feuriger und kenntnisreicher junger Mann, sich den Plänen Fourier's anschloß und gänzlich widmete, als der einzig berufenzutreten Zukunft des menschlichen Geschlechts. Considerant war Zögling der polytechnischen Schule und brachte die Besonnenheit und die mathematische Methode derselben, die auf dem Gebiete der Ausgabe blieb, als dankenswerthe Gaben mit in die Fourierische. Sein praktischer Sinn trieb ihn ferner, die Doktrin von den dornigen Bahnen der Speculation auf die gebreiteten Straße der Wirklichkeit zuzuführen, um sie vor Erschlaffung zu bewahren. Der Meister, im Gefühle seines Werthes, wartete, daß man ihn aufsuche, und trug das Schreiende und Gebieterische seiner Theorie an sich; der Jünger strebte nach Vermittlung zwischen diesem unbeugsamen Genie der Studirstube und einer Welt, die es verlachte, weil sie dasselbe nicht verstand. Verschiedene Mittel zur Verbreitung des Systems wurden versucht, griefere Versammlungen zu Paris gehalten, denen Fourier einzelne Theile desselben vortrug, kamen wieder die Presse, sie geeignete gefunden und von Considerant ein Lehrstuhl des mechanismo societaire zu Metz eröffnet.

Es war um die Zeit, wo der St. Simonismus, von seiner kurzen Glanzperiode heruntergerissen, in Zwiespalt und Mißtheiligkeit verfiel, als einige Scheinweiser desselben, namentlich aber durch ihre Kenntnisse ausgezeichnete Männer, die Herren Jules Lechevalier und Abel Transon, dem Socialismus huldigten und unter den Jahnen Fourier's den Sieg des neuen Systems proklamirten. Lechevalier hielt darüber Vorlesungen zu Paris, die später durch den Druck bekannt gemacht wurden, Transon gab in zwei Artikeln der Revue Encyclopédique einen kurzen Abriß des Systems. Considerant, Muiron, Madame Eiserne Gegenwehr, Meriet ließen es ebenfalls nicht an Schriften fehlen. Sie trugen neben vielen Schönheiten alle einen gemeinschaftlichen Fehler, zu sehr die klinischen Bänder der Gegenwart, anstatt die großen Fragen der Zukunft, in Betracht zu ziehen. Auch in der Form vermißt man die Glätte, die von einer gewissen Mäßheit verbannt weiß, aber auch die gehörende Richtung vor den literarischen Notabilitäten, die der zweideutigen Ehre genießen, einem überladenen und halgebildeten Publikum täglich neue Geistes-Produkte aufzutischen.

Mit diesen Schriften Dunker und Journalisten erhielt das System einigen Schwung und ein Organ in der „Phalanstère", der von den schon genannten und einigen nenhinzugekommenen Mitgliedern edirt wurde. Bald fand sich auch Gelegenheit zu einem praktischen Versuche, auf den Fourier so lange vergeblich gedroht hatte, indem Baudet-Dulary und Oberst Devay gemeinschaftlich zu Condé-Sur-Vesgres beträchtliche Besitzungen einkauften, um daselbst die Gründung eines Phalanstère zu unternehmen. Die Arbeiten wurden begonnen, die Aecker zum Theil urbar gemacht und einige Wohnstgebäude, zur Verarbeitung der Naturerzeugnisse aufgeführt, aber Alles unzweckhaft und mit ungenügenden Fonds. Noch fehlte zinzen alle Mittel aus, und das Werk gerieth ins Stocken, so daß der Versuch sich als unzeitig und von geringstem Erfolge erwies. Manchen eines Theile der Unternehmer dürfte die theuer erkaufte Erfahrung, daß man einen zweiten Versuch nicht ohne den Besitz der vollständigsten Mittel unternehmen dürfte, so äußerte sich auch anderseites das Mißtrauen des Planes auf Condé-Sur-Vesgres, scheinen die Schüler Fourier's sich nicht mehr von der Welt zurückziehen zu wollen, nehmen die Gesellschaft mit in die Berechnen das „Spyn soll" als Aufgabe der Zukunft. Sie treten in der einfachen Gestalt von experimentierenden Männern auf, die Allen die Wichtigkeit und den Nutzen des Socialismus im Kleinen anschaulich machen wollen, so lange es im Gesetzen nicht gestattet ist. Noch mehr; indem sie richtig folgern, wie langsam und schwach ihr Einfluß auf Menschen, die über einen ganz anderen Leisten gefchlagen sind, sein werde, suchen sie druseben auf Kinder geltend zu machen und ein „Institut associétaire" zu gründen, worin die Erziehung nach Fourierscher Methode geleitet werden soll. Einstweilen ist eine solche Schule auf einer der Plateauxreisen (Isle de France) gegründet und die Ernte der Erwartung groß. In dieser Anstalt wird das Kind von seiner Entwöhnung an in die Lehre genommen und in dritten Jahre schon zu Dienstleistungen angehalten (d'être associétairement utile). Zwangsmittel werden gar nicht angewendet, alle Neigungen des jugendlichen Alters, die Kriegslust, Spielsucht, Naschhaftigkeit, Kunstliebe, selbst die Verkehrtheit sind darin nicht bloß geduldet, sondern zugleich den Gesammtzwecken dienstbar gemacht. Bevor wir aber diesen Erfahrungen, man möchte sagen, einer anderen Hemisphäre Glauben schenken, müssen wir andere, in minderer Entfernung unternommene und einer besseren Kontrolle unterworfene Bestrebungen abwarten.

So fand es mit dem System Fourier's, dem er die Freuden seines irdischen Daseins opferte, als der Tod ihn im 66sten Jahre seines Alters adrief. Bereits seit acht Monaten hatte die Krankheit so feste Wurzel gefaßt, daß der Arzt nur Palliativ-Mittel anwandte. Er sah ein, daß um sein Lager Andere Verzichten, als um das Bett eines Reichen. — Fourier war klein und schwächtig von Gestalt, aber sein Gesicht trug das Gepräge eines edlen Geistes. In seinem Blick lag eine Mischung von Tiefe und Bitterkeit, von Erhabenheit und Unglück; und auf seiner Stirn fand in tiefaren Zügen das Problem, dessen Lösung er mitten unter dem Spott und der Gleichgültigkeit der Welt während seines ganzen Lebens verfolgt hatte, ohne mit dem Bewußtsein ihrer Verfehrtigung seine Augen zu schließen. Louis Reybaud.

Bibliographie.

L'honnête homme. Études morales. — Von S. H. Berthoud. 73 Zr.

Cuvier, Leçons d'anatomie comparée, recueillies et publiées par Duméril. — Zweite Auflage.

Chronique d'Einsiedlen. — Von J. Regnier. 5 Zr.

Finnland.

Die Literatur Finnlands.

Ein Land von zwar beträchtlichem Umfange, aber unter dem Einfluß eines rauhen Himmels, von einiger Fruchtbarkeit in seinen südlichen Theilen, aber geringem Anbau nach Norden, von Felsenketten durchzogen und bedeckt mit undurchdrang Wäldern und einer großen Zahl von Landseen, welche die Raubheit des Klimas noch vermehren: mit einem Wort, das Großfürstenthum Finnland, dessen Hülfsquellen so unergiebig und dessen Einstlusse so dürftig im Vergleich mit den südlichen Gegenden Rußlands erscheinen; dieses Land hat ungeachtet der Schwierigkeiten, welche seine Bewohner zu bekämpfen hatten, Fortschritte in der Kultur gemacht, die unter solchen Umständen gewiß als aufsehend und frühzeitig hervorstechen und wegen der eigenthümlichen Richtung, welche die Bestrebungen seiner Bewohner in der jüngsten Zeit genommen haben, die besonders Aufmerksamkeit des übrigen Europa verdienen.

Digitized by Google

Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften im Ausgange des Mittelalters sah man in dem Studium der alten Sprachen, in der Lektüre ihrer Klassiker, in der genauen Kenntniß Griechischer Philosophie und Römischen Rechts die Grundlage aller höheren Erziehung. Dadurch gerieth der geistige Ertrag des Mittelalters selbst in Vergessenheit, und die volksthümlichen Ueberlieferungen, die Lieder und Epopöen mit ihrem phantastereichen Gewebe von Geschichte und Sage aller derjenigen modernen Völker, welche, unberührt von dieser Verjüngungsperiode unseres Weltheils, die wunde Kunde der Urzeit unter sich erhalten hatten, wurden in ihrer tiefsten Einfachheit für minderwerthig und der Bildung des Studirens nicht werth gehalten. Namentlich wußte dies in einer Provinz wie Finnland der Fall sein, wo die oberen Klassen der Gesellschaft von Ausländern gebildet werden, wo Adel und Bürger Schwedischen oder Deutschen Blutes sind. Darum ging, bis vor kurzem, alles wissenschaftliche Streben darauf hinaus, unter diesen Schätzen die Kenntniß der alten Sitten und Meinungen zu verbreiten, zu verbreiten und auf diese Weise die gelehrten Entdeckungen der weiter vorgeschrittenen Länder gewissermaßen nach Finnland zu verpflanzen. Damit bedangten wir keineswegs, daß es nicht auch Schaden in Finnischem Interesse gegeben und der Elementar-Unterricht sogar viele Auffallende für die Ausbildung des Geistes in sich schließe. Es mußte jene Begeisterung unter den gebildeten Finnen für ihre Muttersprache zu erwecken, dies gab der einheimischen Literatur nicht einen Aufschwung, der ihr nothwendig war, um sie zum Range einer Europäischen zu erheben. Selbst die alten Kernsteine blieben vernachlässigt und wurden nicht lebendig im Munde des Volkes, geschweige denn, daß sie zur Kunde des Auslandes gelangten.

Und doch ist Finnland ein Europäisches Land, das hinlängliche Wichtigkeit erlangt durch seine zahlreiche Bevölkerung, durch seine Originalsprache, die es dem Zerfließungszuge der Zeiten entrissen hat, und durch sein langgestrecktes, in mehr als einer Hinsicht merkwürdiges Terrain, obgleich die Stufe derselben in der Kette staatsrechtlicher Bedeutung, die es eine selbstständige Stufe der Bildung gewinnen konnte. Aber gerade diesem Umstande verdanken vielleicht seine Gesänge und Ueberlieferungen den Umstand des Alterthümlichen, der in unseren Augen ihnen ein so hohes Interesse verleiht; denn wenn jedes Jahrhundert seiner Prüfung an geschichtlichen Geschäften gereift, wenn es geprüft und die ganze Streitkraft der Nation in Anspruch genommen hätte, wenn jede Epoche derselben durch großartige Erinnerungen der Nachwelt merkwürdig geworden wäre, so würden die früheren Eindrücke vor dem frischen Glanze der nachfolgenden ihre Stärke eingebüßt haben. Aber das ebenthümlichste Loos Finnlands war von unserer Art, und die seine Ueberlieferungen knüpfen sich im Gegentheil an die ältesten Zeiten, an die längst vergangenen Tage seiner Unabhängigkeit.

Erst seit einigen Jahren hat man angefangen, die Wichtigkeit dieser Ueberlieferungen besser zu würdigen: jene inhaltsvollen Dichtungen, welche die Finnländer noch heute gern hersagen, jene Lieder und Beschreibungen heroischer Kämpfe, in welchen man trotz der Mühe der, womit die Poesie derselben ausgeschmückt hat, geschichtliche Ereignisse noch im Hintergrunde zu erkennen glaubt, sind eingestandlich wissenschaftlicher Untersuchung für die eindringlichen Gelehrten geworden. Man hat sich das Verdienst, Sammlungen zu veranstalten, und Finnische Touvenir mit dem bezweckten Zweck zu gestalten, diese Reliquien alter Zeit zur Kenntniß der Gebildeten anderer Länder zu bringen und umgekehrt deren nützliche Erfindungen zur Kenntniß der Finnländer aus Licht treten zu lassen. Von den zehn Journalen, die gegenwärtig daselbst herauskommen, sind vier in Finnischer Sprache abgefaßt, und zwar von diesen erschienen zu Abo, der ältesten Stadt unter den 70 bis 80 Meilen langen und den ungastlichen Ufern des Bothnischen Meerbusens, nahe den Gränzen Lapplands.

Diese Unternehmungen erfreuten sich einer außerordentlichen Begünstigung der Russischen Regierung, welche die Einverleibung Schwedischer Provinzen in ihr Reich unter den weisesten Gesichtspunkt, wie die gelehrten Anstalten, welche das Universitäts-Studium vorbereiten, und gleichzeitig die Hochschule selbst mit der rühmenswerthesten Sorgfalt umfaßt. So wie sie von der einen Seite bemüht gewesen ist, die Zahl der Schulen in allen Theilen Finnlands zu vermehren, so hat sie andererseits die Landes-Universität auf das freigebigste begnadet. Aber ein beklagenswerthes Mißgeschick wollte es, daß die großen Räume derselben mit ihren kostbaren Sammlungen im Jahre 1827 nebst einem Theile der Stadt ein Raub der Flammen wurden, und wie entwerfen zur besseren Einsicht aus einem zu Helsingfors erschienenen authentischen Werke einige Data über die dadurch hervorgerufenen Verluste. Abo, unter der Regierung der Königin Christine im Jahre 1640 zur Universität erhoben, hatte, weil es ihr an Mitteln fehlte, lange Zeit nur unerhebliche Sammlungen zu seiner Benutzung, bis im Jahre 1811 die Russische Regierung ihm eine reichere Einrichtung bewirkte und zur Vergrößerung der Bibliothek eine beträchtliche Summe jährlich zurückgelegt wurde, welche zur Freigebigkeit der Behörden oft durch außerordentliche Zuschüsse erhöhte, namentlich im Jahre 1826, wo der Universität zum Ankauf der Handschriften Privat-Bibliothek 63,000 Rubel Silber bewilligt wurden. Schon war die Zahl der Werke auf 40,000 gestiegen, die naturhistorischen Sammlungen waren bedeutend in ihnen, das Herbarium zählte 15,000 Exemplare, nicht weniger das mineralogische Kabinett, die Frucht gelehrter Reisen, welche die Universitäts-Lehrer auf Kosten der Regierung nach den nördlichen Siemere, der Krimm, dem Kaukasus und anderen Gegenden unternommen hatten. Eine Sammlung von Manuskripten und Urkunden, welche ein neues Licht über die älteste Landesgeschichte zu verbreiten Hoffnung gaben, war offenbar ein noch herberer Verlust als alles Uebrige, weil wenig Aussicht war, eine ähnliche je wieder zusammenzubringen. Alle diese Schätze hatten in wenigen Stunden in den Flammen ihr Grab gefunden.

Die Regierung schreute keine Mühe und Kosten, das Entstandene wieder zu ersetzen. Die Universität wurde nach Helsingfors verlegt und erhielt eine neue Organisation, und obgleich seit dem Brande kaum 10 Jahre verflossen sind, zählt sie nicht minder reiche Sammlungen als ehemals und ist gegenwärtig im Besitz einer Sternwarte, die zu den schönsten in Europa gehört.

Wissenschaftliche Institute anderer Art wurden ebenfalls gegründet, von denen nur eine mit der hohen gelehrten Gesellschaft zu Helsingfors, die sich durch ihre große Thätigkeit auszeichnen, nämlich die Kaiserl. Finnische Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues und die zur Förderung vaterländischer Geschichts- und Alterthums-Kunde. Unter anderen Nationalwerken, welche die letztere während ihres fünfjährigen Bestehens veröffentlicht hat, verdient das Epos „Kalewala", d. h. die alte Gesänge der Provinz Karelien, in einer Reihe zusammenhängender Sagen in mehreren Beziehungen die Beachtung eines größeren Kreises von Gebildeten. Das Grundthema bilden die ewigen Kriege zwischen den Finnen und Lappländern, ihren unversöhnlichen Feinden, nebst den Wunden, die der Hauptheld des Gedichtes, Wäinämöinen, verrichtet, um seinen Landsleuten die Wohlthaten, welche eine friedliche Untersuchung des Werkes unternommen haben, sind nicht einig über den Namen und Charakter des Helden; bald sehen sie in ihm einen Heros, den die Bewunderung des Volkes unter die Zahl der Halbgötter erhoben, bald einen menschgewordenen Gott. Eben so schwierig zeigte sich bis jetzt die Lösung der Frage, ob das Gedicht rein mythischen oder einen Theil nach vielleicht historischen Gehaltes sei. Doch hat die Gesellschaft bereits einen Preis für eine gelungene Uebersetzung des Kalewala ins Schwedische oder Deutsche und einen zweiten für eine systematische Bearbeitung der Mythologie des alten Finnlandes ausgesetzt und auf diesen Wege die gerechte Hoffnung erweckt, daß die Schwedische Literatur in Kurzem um zwei Werke reicher sein werde, die das Interesse der Gelehrten und Literatoren im höchsten Grade erwecken müssen.

(Russ. Journ. des Unterrichts-Ministeriums.)

Mannigfaltiges.

— Die Jungfrau von Orleans auf der Englischen Bühne. Zwei neue Prachtstücke wurden kürzlich auf den Londoner Theatern Covent-Garden und Drury-Lane gegeben, und beide hatten die Jungfrau von Orleans zum Gegenstande. Am Mittwoch den 29. Nov. führte Covent-Garden das „historisch-romantische Drama" Joan of Arc, die Maid of Orleans auf, und am folgenden Tage gab Drury-Lane unter demselben Titel eine „große Original-Oper" mit Musik von Balfe, dem Englischen Rossini, Meyerbeer, Auber oder was man sonst will, denn Herr Balfe versteht sich auf jeden Geschmack und liefert die Komponisten ganz wie sie bestellt werden, bestellt sie nach dem Modischen des gegebenen Publikums, das jedesmal einen früher noch nie da gewesenen Spektakel verlangt und durchaus kein Liebhaber jener Musik ist, die sich dieß an das Gefühl der Zuhörer wendet, einer Musik, wie nur die wenigen Kunstfernande sie lieben, die an das Landauer Publikum die seltsame Zumuthung richten, Gefühl anzuhören, wenn sie in die Oper gehn! Herrn Balfe's Musik setzt nur Ohren und ein tüchtiges Trommelfell voraus, nichts weniger aber als Gefühl — ein Beweis, wie vortrefflich er seine Zeit versteht, und wie ganz er für Drury-Lane geschaffen ist. Seine Jungfrau von Orleans (gesungen von Mrs. Romer) scheint ihre Absichten, eben so wie ihre Gedenkthaten auf Privatrechnung, ganz für sich zu treffen. Diese Spektakel-Oper ungeschickt zu haben, wobei das Erfreulichste ist, daß die Helden am Ende leben bleibe und das Publikum die Hoffnung mit nach Hause nehmen kann, sie sey auch noch eine glückliche Hausfrau und die Mutter einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden. In dem Trauerspiele des Covent-Garden-Theaters dagegen, das sich an die Jungfrau, aber treulich an seine Quelle, Schiller, hielt, ist es nicht so. Da ist Johanna die Hirtin, selber eine Hauptrolle mitspielt, hat unsern Schiller nicht wenig beschadet, aber Alles dabei so hübsch verhalborrt, daß es der Deutsche Dichter allerdings nicht mehr als sein Eigenthum erkennen würde. Sir Lionel spielt in dem Englischen Stücke eine viel größere Rolle als in dem Deutschen. Er tritt gleich in der ersten Szene auf, und zwar wird er von der Jungfrau verdrängt gehalten, die ihm Schutz gegen seine Feinde gewährt und sich doch trogdem den Letzteren anreiht, um die Reiterin ihres Vaterlandes zu werben. Die Szene am Hofe Karl's VII., ferner der Krönungs-Akt in Rheims hat ganz den Verlauf wie bei Schiller, doch ist natürlich Alles bei weitem mehr noch zu glänzenden Theater-Effekten benutzt. Die Jungfrau, die Miß Faucit gespielt wird, erscheint unter Anderem zu Pferde an der Spitze ihrer Truppen, und Karl wird mit derselben Pompe gekrönt, wie sonst gewöhnlich die Englischen Könige. In Rheims ertönt Johanna dem gemüthlichen Sir Lionel, der von Volke dort aufgegriffen wird, zum zweiten Male das Leben, und dieser Umstand ist es am Ende, der sie auch in die Hand der Engländer liefert. Es kann jedoch sein, daß das Covent-Garden-Drama dieß darum weniger Gnade bei dem Londoner Publikum findet, weil die Jungfrau hier Kirbt, während sie in Drury-Lane leben bleibt. Der Spektakel ist in beiden Stücken gleich groß, denn was in dem einen die Musik von Balfe thut, das wird in dem anderen durch Pferde, Mauben, durch große Schlachten, Tableaus und durch den Krönungs-Pomp in Rheims geliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 2½ Sgr. (⅙ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz in wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 151. Berlin, Montag den 18. Dezember 1837.

Frankreich.

Napoleon und Canova *).

Im Jahre 1810, kurz nach der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise, wurde Canova aus Rom an den Hof des Kaisers berufen. Es wurden dem berühmten Bildhauer die glänzendsten Anerbietungen gemacht, falls er seinen bleibenden Wohnsitz in Paris aufschlagen wollte; die Senatorenwürde, die Hof-Charge eines General-Intendanten der schönen Künste, eine Wohnung in Louvre, das Napoleon damals wiederherstellen und zur Residenz für fremde Könige einrichten ließ, werden ihm zugesagt. Die berühmten stolze Künstler schlug Alles aus, und als er am 12. Oktober durch den Groß-Marschall Duroc dem Kaiser und der Kaiserin präsentirt wurde, konnte er in den überherzigsten Ausdrücken sein tiefe Verehrung und erklären sich bereit, den Befehlen Sr. Majestät augenblicklich nachzukommen, um nach Vollendung der ihm gewordenen Aufträge nach Rom zurückkehren und seine dortigen Arbeiten wieder aufnehmen zu können. „Nicht doch", fiel der Kaiser, der mit Marie Louise am Frühstück-Tische saß, lebhaft ein; „Paris ist die Hauptstadt, Sie müssen hier bleiben; ich rathe Ihnen, bleiben Sie hier." — „Sire", erwiederte Canova, „Sie haben hier mein Leben zu verfügen, es soll ganz dem Dienste der Kunst und Sr. Majestät geweiht seyn, aber dies ist nur in Italien möglich. Ich bitte daher dringend um die Gunst, nach Rom zurückkehren zu dürfen, sobald ich hier den Aufträgen Ew. Majestät genügt haben werde." — „Sie werden vor allen Dingen Ihre Majestät mit den Attributen der Concordia bar." — Der Kaiser lächelte freundlich, die Idee gefiel ihm wohl. „Warum wollen Sie durchaus nach Italien zurück?" fragte er; „hier sind Sie im Mittelpunkte, hier finden Sie alle meine Meisterwerke; der Famesische Herkules fehlt uns noch, indeß wir werden ihn noch bekommen." — „Gewiß Ew. Majestät zu gestatten", erwiederte Canova, „daß Italien etwas von seinen Kunstschätzen behalte. Dort ist die Heimath der Antiken; dort bilden sie ein Ganzes mit unseren Ueberresten des Alterthums, die sich nicht nach Rom und Neapel nach Wien transportiren lassen." — „Ach, was!" sagte Napoleon, „die Italiäner können leicht ihren Verlust ersetzen, sie dürfen nur nachgraben. Sagen Sie, hat sich der Papst die Nachgrabungen viel kosten lassen?" — „Nicht viel, Seine Heiligkeit war nicht reich, aber ein Kenner und Freund der Kunst, und hat durch zweckmäßige Verwendung geringer Mittel ein artiges, ziemlich reiches Museum zu Stande gebracht." — „Aber die Vorgabe?" fragte Napoleon weiter, „die Antiken-Sammlung im Palaste dieser Familie soll große Summen gekostet haben." — „Das Gerücht übertreibt", erwiederte Canova, „die Nachgrabungen geschahen nicht auf der Fürsten alleinige Rechnung. Eine Compagnie gab die Hälfte der Kosten her; wenn sich ein besonders werthvoller Fund ereignete, kaufte ihr der Herzog ihren Antheil ab." — „Wissen Sie wohl", fiel Napoleon ein, „daß sich sie die Vorgabe'schen Statuen 14 Millionen bezahlt habe? Wir hier mag der Papst auf die Künste wenden? 100,000 Scudi jährlich, wenn's hoch kommt." — „Bei weitem nicht so viel; so reich ist Seine Heiligkeit nicht." — „Also meinen Sie, man könne mit weniger Geld viel ausrichten?" — „Allerdings, Sire." — —

Die Rede kam auf die kolossale Statue des Kaisers, die nach einem von Canova zu fertigenden Modell gegossen werden sollte. Es war Napoleon nicht recht, daß Canova ihn in nackter Figur mit einer antiken Draperie darstellen wollte. Der Künstler gab sich alle erdenkliche Mühe, ihm begreiflich zu machen, warum dies so seyn müsse. „Sire", sagte er, „es wäre dem lieben Gott selbst nicht möglich, wenn er Sr. Majestät in kurzer Französischer Uniform mit Reitstiefeln darstellen wollte, eine schöne Statue herauszukringen. Die klassische Ausdrucksform in unserer Kunst ist nun einmal das Nackte, und auch für den Kaisermantel der Gewänder haben gewisse bestimmte Regeln. Wie sich in der Poesie nicht jede Sprache für das Erhabene schickt, so haben auch wir dafür einen eigenen Styl." — „Wenn dem so ist, warum machen Sie die andere kolossale Bildsäule, wo ich zu Pferde sitze, nicht auch nackt?" — „Das ginge nicht an; hier werden Sr. Majestät dargestellt, wie sie zu Pferde Ihre Armee kommandiren: da muß ein heroisches Kostüm seyn. So ist es zu allen Zeiten Brauch gewesen: Sr. Majestät können es an den Reiter-Statuen der alten Könige von Frankreich sehen; auch an der Statue Kaiser Joseph's II.", setzte Canova mit einer Verneigung gegen die Kaiserin hinzu. Diese Erinnerung an die Französischen Könige, als seine Vorgänger, und an Joseph II., den Gemahl Ihrer Tochter, machte dem Kaiser großes Vergnügen, er lächelte. „Sie haben die Bronze-Statue des General Desaix gesehen", sagte er nach einer Weile, „was meinen Sie dazu? ich glaube, sie ist schlecht: der alten dicken Gilletel giebt ihr ein lächerliches Ansehen." — Canova wollte dem Kaiser ein Gefühl erklären, welche der Französische Künstler dabei gehabt; allein Napoleon wartete die Antwort nicht ab, sondern fragte rasch: „Wann werden Sie das Modell zu meiner Statue gießen?" — „Sire, es ist schon gegossen." Der Kaiser gab seine Zufriedenheit zu erkennen und sprang mit einem Male auf ein anderes Thema über: „Ich denke Rom zu besuchen", sagte er. — „Und Rom verdient, daß Sr. Majestät es dereinst; der Kubikel, Sire, wird Sie begeistern; das Kapitol, das Zesuitische Forum, die via sacra, alle die Ständen, die Triumphbogen, der Wasserleitungen, die Ringmauern, diese noch in ihren Trümmern herrliche Welt, die sieben Hügel, die Apische Straße mit ihren Grab-Denkmälern, und dann Pompeji . . ." — „Nun, was ist daran so merkwürdig", unterbrach ihn Napoleon, „die Römer waren ja die Herren der Welt." — „O nein! Sire", fuhr Canova in fliegendem Eifer fort, „die Macht allein hat es nicht gethan; der Italiänische Geist, die Liebe für das Große und Schöne hat den meisten Antheil daran. Florenz war ein kleiner Staat, und doch wie Herrliches haben die Florentiner, wie Herrliches die Venetianer in ihren Lagunen zu Tage gefördert! Die Italiäner Venedigs in jenen Zeiten ist deutlich forschenderweise geworden; mit den Schätzen, die der Levante-Handel einbrachte, erhöhten sie den Glanz ihrer Vaterstadt. Die Florentiner aber haben den großartigen, wundervollen Bau ihres Domes, soweit meinen Sr. Majestät, beleuchtet? Durch eine Erhöhung der Wölbung, die den Kuppelbogen von Architekten aufgelegt war, um einen Stock auf das Ganze. Sie haben es ausgeführt, und kein Monarch würde sich heute getrauen, es ihnen nachzuthun. Die bronzenen Thüren der Taufkapelle im Dom zu San Giovanni, das Meisterwerk Ghiberti's, haben der Gemeinde zu Florenz 30,000 Zechinen gekostet, was sie jene Letzten so viel sagen will, als einige Millionen Franken. Ghiberti wenig stolzen Gemüthe, das Geld für edle Zwecke und waren dabei ein gewerbsames, ein Handels-Volk; sie bauten ihr Land mit musterhafter Sorgfalt, — bedarf es eines besseren Beweises dafür, als die Urbarmachung der rauhen Schluchten von Valombrosa?" — Es war Canova's Absicht, dem Kaiser eine günstige Meinung von Italien und den Italiänern beizubringen, und er schmeichelte sich, als er für dies Mal entlassen wurde, mit der Hoffnung, daß seine Rede nicht ganz ohne Eindruck geblieben sey.

Am 15. Oktober befand sich der Künstler mit dem Kaiser und der Kaiserin allein. Während er dem Kopf der Kaiserin zu modelliren begann, kam das Gespräch wieder auf Rom. „Nun sagt, Herr Canova", fragte Napoleon, „ist Lust zu Rom sey ungesund, und zwar soll sie dies seit in neueren Zeiten geworden seyn; was halten Sie davon?" — „Sire, wenn ich mich dessen recht erinnere, was ich in den alten Autoren gelesen habe, so ist es von jeher so gewesen. Die Alten schienen sich, die heiligen Haine der Götter zu betreten; wahrscheinlich war die verderbliche Ausdünstung des Bodens gefährlicher, als der Zorn der Gottheit. Allfährlich um die Zeit der größten Sommerhitze riß unter der unermeßlichen Bevölkerung Roms und der Umgegend eine starke Sterblichkeit ein. Tacitus erzählt, daß viele Soldaten von dem Heere, das mit Vitellius in Rom einzog, krank wurden, weil sie eine Nacht unter freiem Himmel auf dem Monte Vaticanus kampiren hatten." Napoleon schaltete und ließ einen Tacitus aus seiner Bibliothek holen, um die Stelle zu suchen, — sie fand sich aber nicht. Der Kaiser war zu eilfertig und der Künstler in Gedanken zu sehr mit seiner Arbeit beschäftigt. Als jedoch Canova nach Hause kam und mit größerer Ruhe nachsuchte, fand er die Stelle allerdings im zweiten Buche der Historien*), und theilte sie das nächste Mal dem Kaiser mit. Die Unterhaltung ging übrigens, nach jenem philosophischen Intermezzo, ihren Gang fort, und Napoleon war natürlich, weit von einer Armee die Rede war, auf sein Lieblingsthema gebracht. „Wir wollen sehen", sprach er, „was Tacitus sagt; indeß der bloße Umstand, daß Soldaten auf dem Kastan erkrankten, beweist nichts. Die Römer hatte einen weiten Marsch zu

*) Kürzlich schrieben wir aus Ireland's Geschichte des Pontes Pius VII. eine kleine Anekdote mit derselben Ueberschrift mit. Gegenwärtig hat sich Hr. Ireland veranlaßt gefunden, das Thatsächliche des Kaisers zu dem Künstler in wächstehendem Artikel aufführlicher zu charakterisiren.

*) Ne salutia quidem cura; insalubres Vaticani locis magna pars tetendit, unde crebrae in vulgus mortes. Hist. II, 93. Canova hatte allenfalls auch den Horaz, Epist. I, 7, v. 5 citiren können:

dum sicus primus calorque
Deligna parum decorat Hesperidum urbis,
Dum puerile omnis patres et matertulis pallet ete.

Digitized by Google

machte, wenn Truppen aus einem Klima schnell in ein anderes kommen, giebt es immer anfangs viel Kranke, — erst im zweiten Jahre stellt sich der Gesundheitszustand wieder her." — „Die Malaria", bemerkte Canova einlenkend, „kömmt übrigens den Ausländern furchtbarer, als den Römern selbst, und gegen die andern Uebel, an denen Rom gegenwärtig leidet, kommt sie vollends gar nicht in Betracht. Rom, Sire, ist verwaist, es ist in Elend versunken, seitdem der Papst nicht mehr dort residirt. Nur Ew. Majestät könnten durch Ihre Macht der Stadt wieder aufhelfen. Sie hat ihren Souverain, 40 Kardinäle, über 200 Prälaten, eine ganze geistliche Bevölkerung, die fremden Minister und Gesandten verlocken, — es wird Gras in den Straßen wachsen. Ew. Majestät kann meine Fremdthätigkeit nicht beleidigen; ich beschwöre Sie, Sire, weil Sie allein es im Stande sind, nehmen Sie sich Rom's in seinem Unglücke an. Früher Gedanken des Römers das Gold aus allen Ländern Europa's zu; jetzt ist es Strom versiegt." — „Mit dem Golde", erwiederte Napoleon, „hat es in der letzten Zeit ohnehin nicht viel zu bedeuten gehabt. Ihr wollt Römer machen, Canova? Aber, das wäre mehr einerlei." — „Sire, im Vergebung: Ihr Bruder Lucian hat den Versuch anstellen lassen, aber ohne Erfolg. Rom ist verarmt; es ersteht sich der schlechten Herrschaft Sr. Majestät, allein es betauf auch Ihrer Glnade und hat vor Allen Aussichte darauf." — Napoleon nahm den Faden des Gespräches wieder auf. „Wenn ich Rom aus dem Italien Eins mache, Neapel dazu und Rom zur Hauptstadt, wäret Ihr Römer damit zufrieden?" — „Rome Gebieten, Sire, hängt ganz von der Pflege der schönen Künste ab. Im Anfange Ew. Majestät und der Kaiserlichen Familie werden zwar viele Neubten ausgeführt, aber bald macht Niemand Bestellungen. Auch die Nichten, die Neffen, die Mutter und Beschäftigen der Künste, verliert tagtäglich an Einfluß. Bei den Neapolitern, Sire, bei den Griechen, bei den alten Römern ist die Kunst aus dem Schoße der Religion, aus den Tempeln und Heiligthümern hervorgegangen; die Religion gab den Anlaß und den Stoff für die größten Kunstschöpfungen. Und nicht bloß Prachtgebäude, wie das Pantheon zu Athen, nicht bloß Statuen wie die Pallas auf der Burg zu Athen und die Jupiter zu Olympia, — nein, auch die unscheinbaren kleinen Bilder und Weihgeschenke, die bei tausend Gelegenheiten von Privatleuten, von den gefeierten Siegern bei öffentlichen Spielen, von den Heilern sogar in den Tempeln der Götter aufgestellt wurden, all' diesen Reichthum an Kunstschätzen verdankte der Griechenland seiner Religion. Brauche ich die erhabenen Denkmäler der alten Baukunst erst zu nennen, die durch ihre religiöse Bestimmung der den Zeitstürmungen barbarischer Zeitalter bewahrt und sie uns geerettet werden sind: die St. Markus-Kirche zu Venedig, die Dome zu Pisa und Orvieto und das Islamische Campo Santo? Und setzen nun Sie sagt, welche andere allen Religionen die liebreichste Mutter, die treueste Pflegerin und Beschützerin der Künste gewesen ist, so ist es die ewige, die Römisch-katholische Religion. Die Protestanten beanlagen sich für ihren Gottesdienst mit einer einfachen, schmucklosen Kapelle und einem Kreuz; darin ist für die Kunst nichts zu thun. Die wenigen Bilder und schöne Kirche haben, da ist sie nicht von ihnen gebaut." — „Er hat Recht", bemerkte Napoleon gegen Marie Louise; „die Protestanten haben nichts Schönes in der Kunst aufzuweisen." *)

Es war eben so schön als reel von Canova, sich auf solche Weise vor gewaltigen Machthaber zum Anwalte der Ehre und des Ruhmes Italiens aufzuwerfen. Da er mit Nachsicht, ja mit Gunst angehört worden war, so getraute er sich weiter zu gehen und die traurige Lage seines früheren Herrn und Wohlthäters, des Papstes Pius VII., welcher sich damals in Französischer Gefangenschaft befand, zur Sprache zu bringen. Natürlich mußte dies mit äußerster Vorsicht geschehen. Canova wußte mit solcher Takt und großer Klugheit den Anlaß des einfachen, bescheidenen, harmlosen Künstlers zu bewahren, dem das Herz auf der Lippe sitzt, während alle seine Gedanken bei dem Werke sind, das er vorhat. Er stellte sich, als ob alle seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet wäre, die Züge der Kaiserin, die ihm saß, zu studiren und aufzufassen, — als ob er ohne Absicht und Nebenhalt, bloß aus angenehmlicher Einsehung des Gemüthes spräche. Als Canova das erste Wort fallen ließ, runzelte Napoleon die Stirn, — doch belann er sich, wen er vor sich hatte, und im nächsten Moment war seine Miene wieder völlig wie zuvor. Die Künstler schöpfte Hoffnung; „Der Kaiser ist von ehrlicher Natur", dachte er bei sich, „jeder dem Schmeichlern unabrem, die ihm die Wahrheit verbrehlen, thn zu Gewaltthaten verleiten." So nahm er denn all seinen Muth zusammen und sprach, in den ehrerbietigsten Ausdrücken, mit aller glatten Feinheit eines Venetianers, — Canova war aus Venedig, — aber mit Ernst, mit Wärme, mit einbringlicher Wertsamkeit. Sein Französisch war nicht ganz fertig, er trug nicht immer das rechte, bezeichnende Wort, — aber gerade in dem Fremdartigen seiner Ausdrucksweise mochte etwas Gefälliges liegen. Der Kaiser hörte ruhig zu; die Kaiserin betrachtete den schönen Redner mit Erstaunen, nicht ohne Mangsicht, — innerlich gelobte sie ihm Beistand. „Warum", so schloß Canova, „warum verstehen Ew. Majestät sich nicht auf irgend eine Weise mit dem Papste?" — „Es geht nicht. Die Priester wollen überall herrschen, den Meister über Könige und Kaiser spielen, wie Gregor VII." — „Ew. Majestät haben das nicht zu fürchten; ganz Italien gehorcht Ihnen, der Papst ist ohnmächtig." — „Was kann Euch Italiänern überhaupt an einem Papste gelegen sein? Die Päpste haben sich schlecht um Euch verdient gemacht; sie haben die Nation verunreinigt, niedergehalten, fremde Zwingherren ins Land gerufen. Sie hatten oft nicht so viel Macht, sich in Rom gegen die Factionen der Colonna und Orsini zu behaupten, aber immer Macht genug, dem Lande zu schaden." — „Es gab auch Zeiten, wo die Päpste die schlimste Gefangenhaft dem Herren von ganz Italien zu werden; nur die Kühnheit fehlte ihnen." — „Nicht doch", erwiederte Napoleon und legte die Hand an seinen Degen, „das fehlte ihnen; das ist das Werkzeug, womit man Herrschaften gründet." — „Auch damit, Sire, wußten Päpste umzugehen. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn Alexander VI. länger gelebt hätte; Cesar Borgia hatte einen schönen Anfang gemacht. Auch Julius II. und Leo X. haben sich unternehmend bewiesen; aber in der Regel waren die Männer, die man zu Päpsten wählte, zu alt, und wenn Einer mit kühnen Plänen umgegangen war, so sorgte man dafür, ihm einen desto zahmeren Nachfolger zu geben." — „Es bleibt schon dabei, Herr Canova: nur das Schwert erwirbt und befestigt Königreiche." — „Sire, ich erwage auch, in den Dienerstl von Machthabern gerathen zu haben: es daß sich nicht entscheiden, wer mehr zu der sinnlosen Größe Roms beigetragen habe, ob Romulus durch das Schwert oder Numa durch den Priesterstab." Weise mischten zusammenwirken. Wir Italiäner dürfen übrigens nicht unbankbar gegen die Päpste sein: sie haben des Großen und Schönen viel in unserem Lande gegründet. Die Bäder zu Civita Castellana, ein Päpstliches Geschenk, sind ein Meisterwerk; die Gebäuden pont du Gard nichts nach." — „Giebt es in Italien noch viel Leichen auf der alten Römerzeit?" — „Mir sind nur drei bekannt: eine zu Jesea in Piemont, wo Ew. Majestät vor der Schlacht bei Marengo Ihr Hauptquartier hatten; eine zu Rimini; dann der ponte di Nona vor Rom, der alten Prenestinischen Straße." — „Die Römer sind ein großes Volk gewesen; was seitdem aus Italien geworden ist, daran tragen die Päpste die Schuld. Sie haben beständig die Zwietracht geschürt, sie haben Italien den Fremden, den Deutschen, den Franzosen geöffnet. Sie sonnten nie Waffen nicht stören, sich selbst nicht behaupten, und doch wollten sie herrschen; sie haben sie immer gestört und zu Grunde gerichtet." — „Sire, Italien hat jetzt einen Herrn: Ist den Euch durch den Degen die Macht erworben, unser Wohlthäter zu sein, — setzen Sie den Leiter Italiens ein Ziel. Wenn Ew. Majestät sich Roms nicht annehmen, so wird es der Stadt traurige trachten als zu der Zeit, da die Päpste zu Avignon saßen. Damals, Sire, hatte die Stadt unzählige Mordverschwörungen, Tumulten und Gräuelthaten, aber weil Niemand dafür sorgte, sie in Stand zu halten, fehlte es an Wasser, und das Volk wußte den gelben, süßlichen Schlamm der Tiber trinken." — „Es wird es nicht kommen", rief Napoleon mit einer ungewöhnlichen Bewegung, — „aber warum verreitet man meine guten Absichten? warum sagt man mir? Ihr Römer habt Recht, über Italien, über drei Viertheile von Deutschland *); ich bin der Nachfolger Karl's des Großen. Hätte sich der dumme Papst so gegen seinen Kaiser benommen, wie die damaligen. Alles wäre gut. Sie sind so ein Venetianer, Herr Canova; wissen Sie nicht, daß Ihre Republik sich weder als einmal mit den Päpsten überworfen hat? Ich will Ihr dort, Sire, mit Ew. Majestät. Und wenn auch, — die kleine Republik hatte ernstlich für ihre Unabhängigkeit zu fürchten; Sie aber, Sire, sind mächtig genug, um großmüthig sein zu können. Nur Rom ist des Papstes wiedrger Besitzthum; was liegt Ihnen, Sire, daran, an welchem Orte ein schwacher, hilfloser Greis ein armseliges Leben hinbringt?" — „Wenn ich den Papst in Italien laße, so ist er ganz und gar ein Deutscher Papst", sagte Napoleon und sah dabei Marie Louise an. — „Ich kann Ew. Majestät versichern", erwiederte die Kaiserin, „in Wien sagte man just das Gegentheil, er wäre ein Französischer Papst." — „Die Italiäner kennen sie", fuhr Napoleon fort, „sie haben an, wie an den Franzosen, Engländern, Russen. Schwerter, Verstand gebraucht; er hätte sie jenigen sollen, den Kirchenstaat zu räumen, er wollte nicht." Canova ließ nicht ab, dringend zu einer Versöhnung zu rathen: „Ew. Majestät", sagt er, „wollen gewiß lieber angebetet und geliebt als gefürchtet sein" — „So ist mein Verlangen", erwiederte Napoleon, „nur muß man es damit machen." Hierauf brach er das Gespräch ab.

Ein andres Mal wußte Canova die Unterhaltung auf seine Vaterstadt Venedig zu lenken. Er sprach von ihrem Ursprung, ihrer Verwaltung und nahm die Gelegenheit wahr, dem Kaiser eine Vorstellung von Venedig zu überreichen. „Ist es klug?" fragte Napoleon, und da er mit der Einrichtung die größte Aehnlichkeit mit einer Stadt fand, las er sie auf der Stelle, skeptte sie ein, und wenige Tage darauf erfolgte die Verwährung des Gesuchs. Auf diesen Anlaß kam die Rede auf die Verfassung und Regierung der alten Republik Venedig und auf die Dauerhaftigkeit aristokratischer Institutionen. Canova ließ sich darüber lobpreisend aus und schloß mit den Worten: „Ich hätte nicht gedacht, der Sturz Venedigs zu erleben. Mein politisches Orakel, Machiavelli, sagt jedenbwo: die Venetianer verstehen ihre Sache; sie malen ihren Sankt-Markus mit dem Evangelium und dem Schwert in der Hand; das Buch allein thut's nicht." — „Gerade die Maximen", erwiederte Napoleon, „haben sie Venedig verzehrt. Die engherzige, aeambhnische Aristokratie der Nobili lebte in beständiger Furcht, es möchte ihnen aus ihrer Mitte ein Cäsar über die Köpfe wachsen; darum buldeten sie auf ihrer Terraferma keinen geborenen Venetianer als Generasl." — „Doch zuweilen, Ew. Majestät, in sehr dringenden Fällen; allein dann vertrauten sie ihm das Kommando nur auf sehr kurze Zeit an." — „Darin hatten sie Recht", bemerkte Napoleon mit großem Ernst; „nichts ist sie Republiken gefährlicher, als das Kommando über Truppen zu lange in den Händen eines Generals zu lassen. Ich habe es den Mitgliedern des Directoriums vorausgesagt: wenn Ihr mit dem Kriegsführen kein Ende macht, so findet sich über kurz oder lang ein General, der Euch Alle kommandiren wird."

Napoleon war nicht ohne Verliebe für die Italiäner; er ließ sich nicht ungern an den alten Toskanischen Adel seiner Abkunft erinnern. Einmal fragte Napoleon plötzlich: „Wo liegt Alfieri begraben?" —

*) Stellant' tind doch tehte damals Deutschlanden schon, ein Protestant, der der Canova des heutigen Italiens ist.

*) Machiavelli sagt sogar, Dieu. I, 11: talche se si havesse a disputare a quale principe Roma tosse più obligata, ò a Romolo, ò a Numa, credo che più tosto Roma ottenerebbe il primo grado; perche dove è Romolo, bisognerebbe si ponesse introdurre Numa, e dove sono Numi e non religione, con difficultà si può introdurre quella.

**) Napoleon zahlte dahrei unstreitig alle Staaten des Rheinbundes mit zu seinen Besitzungen.

Digitized by Google

„Sire, in der Kirche Santa Croce zu Florenz, nicht weit von Michel Angelo und Machiavelli." — „Wer hat das Grabmal errichten lassen?" — „Es trat eine Gesellschaft zusammen und brachte die Kosten durch Subscription auf." — „Wer hat dem Galilei sein Denkmal gesetzt?" — „Seine Verwandten, wenn ich nicht irre. Erlauben Ew. Majestät, daß ich eine Bitte für die herrliche Kirche Santa Croce, dieses ehrwürdige Denkmal der Vorzeit, bei Ew. Majestät einlege. Sie ist in kläglichem Zustande, der Regen schlägt durch das Dach, sie bedarf von allen Seiten der Reparatur. Die Regierung hat die Einführung der kirchlichen Gebäude zu sorgen. Um den schönen Dom zu Florenz wird es, fürchte ich, binnen kurzem nicht besser stehen; wenn hat es gang vergessen, ihm einen Fonds für die nöthigen Reparaturen anzuweisen, — Alles verfällt. Helfen Sie uns, Sire, — ich bitte im Namen von ganz Italien, — daß unsere herrlichen Kunstdenkmäler nicht in Trümmer über in die Hände spekulativer Schacherer fallen." — „Was? werden sie verschachert? nicht doch, ich will Alles nach Paris bringen, restauriren und aufstellen lassen." — „Sire, wäre es nicht besser, sie in Florenz zu lassen, wo sie mit ihrer Umgebung eins geworden sind? Können Ew. Majestät die Fresken Michel Angelo's nach Paris bringen? Wenn Sie aber wollen, daß Sie Verzierungen der Akademie zu Florenz, die Fürsorge für die Erhaltung der Gemälde und Fresken übertragen, deren sich jetzt Niemand annimmt." — „Es soll geschehen." — „Dies wird Ew. Majestät nun so mehr zum Ruhme gereichen, da Florenz sich rühmen darf, daß die Familie der Bonaparte ihm ursprünglich angehört." — „Florenz, warum Florentinische Eroberung?" — „Ich bat wohl?" fragte die Kaiserin, zu Napoleon gewendet. — „Allerdings", versetzte Napoleon; „unsere Familie wohnte zwar seit langer Zeit auf Korsika, allein sie stammt aus Toskana." — „Der Senator Graf Alessandri", nahm Canova wieder das Wort, „bewahrt in der Akademie zu Florenz, gedruckt selbst zu einer der ältesten Familien der Landes, die auf Familienurkunden nachgewiesen, daß im 14ten Jahrhundert eine Tochter des Hauses an einen Bonaparte vermählt worden ist. Also sind Ew. Majestät vom ältesten Italiänischen Adel, und wie sind stolz darauf."

Das Gespräch kam auf die Italiänischen Improvisatoren, denen Napoleon großen Beifall spendete; sodann auf die Malerei. „Wir haben jetzt in Frankreich dreißig Maler als in Italien", sagte Napoleon, „die Guten taugen nichts mehr." — „Sire, ich kann nicht urtheilen", erwiederte Canova, „da ich seit langer Zeit keine Französische Gemälde zu sehen Gelegenheit gehabt; doch kann ich mehrere sehr vortheilhafte Urtheile nennen: Camuccini und Landi zu Rom, Benvenuti zu Florenz, Appiani und Bossi zu Mailand." — „Ihr Italiäner mögt größere Meister im Kolorit seyn, aber die Franzosen zeichnen korrekter. Ich glaube auch, die Italiäner malen besser al fresco, aber in der Oelmalerei haben ihnen die Unsrigen den Rang abgelaufen. Sie haben die bronzene Statue auf dem Bendome-Platz gesehen, die Sie mir ehedem wie gefällt sie Ihnen?" — „Sie ist ein Meisterwerk, Sire." — „Die Reiter an den Ecken wollen mir nicht recht dünken." — „Sire, die viele gepriesene Trojanerstute, welcher die Jyrige nachgebildet ist, hat eben solche Verzierungen." — „Der Lemmyhodgen, an welchen draußen im Hofe des Louvrepalastes gebaut wird, soll noch großartiger werden." — „Diese Denkmale werden den Ruhm Ew. Majestät auf die späteste Nachwelt fortpflanzen. Ihre Straßenbauten, Sire, sind gediegener und gewaltiger als selbst die Römischen." — „Künftiges Jahr", sist Napoleon lebhaft ein, „wird die Straße hier die Cormeria fertig; dann wird man Jahr auf, Jahr ein von Paris nach Venedig reisen können, ohne unterwegs Schnee zu sehen. Von Parma wird in den nächsten Jahren eine Straße nach dem Golf von Sorzia geführt, wofelbst ich einen großen Kriegshafen anzulegen gedenke; von da soll eine Reihe Batterieen dort an Ufer streichen bis zu den Batterie-Terrassen, die Pommerreul bei Cattalonne angelegt hat." — „Sire, ich wünsche von Herzen, daß diese Zurüstungen gegen mir Feinde Ew. Majestät unnütz seyn und die friedlichen Künste sortan allein den Ruhm Ew. Majestät verkünden mögen. Noch einmal wage ich zu bitten, Sire: schützen Sie unsere Alterthümer, erhalten Sie uns unsere Kunstdenkmäler." — „Sie haben Recht, Herr Canova; ich werde dasür sorgen."

Am 5. November sollte von der Kaiserin die Hülle gegegen werden. Es war ziemlich früh am Vormittag. „Noch nicht", sagte Napoleon, „ich muß erst hilfreiche Hand bin ich müde, — ich habe die ganze Nacht hindurch die Zeit dichtet." — „Wie sangen es Ew. Majestät an, diese Last von Geschäften zu bestreiten?" — „Wie Sie sehen, Herr Canova. Ich habe sechzig Millionen Unterthanen, eine Armee von acht- bis neunmalhunderttausend Mann mit hundertfausend Pferden; die Römer haben niemals eine solche Streitmacht auf den Beinen gehabt. Vierzig Schlachten hab' ich geliefert; bei Wagram hab' ich hundertundzwölf Kanonenkugeln verschossen, und ich weiß ein Dutzchen", — sagte er lächelnd, zur Kaiserin gewendet, — „ein Dutzchen, das damals Erbprinzessin von Oesterreich war und mir von ganzem Herzen den Tod wünschte." — „Ja wohl, das that ich damals", sagte Marie Louise. Die Enthüllung der Büste geschah an einem der nächsten Tage; sie hatte Napoleon's ganzen Beifall, und er äußerte zu wiederholten Malen seine Freude über den Gedanken des Künstlers, die Kaiserin mit den Attributen der Concordia darzustellen. Sch. Artaud.

Bibliographie.

De la reforme des prisons en France. — Von L. M. Moreau. 7½ Gr.

Code de commerce d'Espagne. — Uebersetzt von B. Foucher. 7 Fr.

Dictionnaire historique et géographique de la bible. — Von H. M. Cottard. 1½ Fr.

Double espérance. — Psychologischer Roman von A. Darten.

Deux pour l'aimer. — Roman von Demoiselle.

Les deux fous. — Geschichte aus dem J. 1524. Mit einer historischen Einleitung über die Hofnarren der Könige von Frankreich. — Von P. L. Jacob. 2 Bde. 12 Fr.

Enquinse d'une langue universelle. — Mit zwei Kupfertafeln. L'oculiste. — Von Lagegnry Saint-Joseph. 5 Fr.

Südafrika.

Unbilden gegen die Kaffern.

(Schluß.)

Der schlagendste Beweis aber für die Schlosslosigkeit dieses Krieges und zugleich ein Gegenstand für Romanzen- und Bühnendichter ist die Ermordung Hintza's, des Königs von Kaafa'd. Sir Benj. Urban hatte aus einem noch dunklern Grunde Hintza in den Verdacht, daß er ein doppeltes Spiel spiele und, während er Neutralität zeigte, die anderen Häuptlinge heimlich aufwiegele. Dieser Verdacht sind aber nirgend vorhanden. Freilich war gesetzliches Recht durch kein weites Gebiet hindurchgetrieben worden, weil die schwer auszuhaltig zu machenden Wege deselben den Raubzügleren besonders leichtes machten. Dies nun gänzlich zu verhüten, war Hintza natürlich gar nicht im Stande, obgleich es sein ernstes Bestreben gewesen, den Kolonisten als Schutzwache zu dienen. Sein eigentliches Verbrechen scheint aber vielmehr darin bestanden zu haben, daß er es abzulehnen, mit den Kolonisten in ein Offensiv- und Vertheidigungs-Bündniß zu treten, wie solches wohl wäre, den Häuptlingen westlich vom Kap den Krieg zu erklären. Dies verlebte der Statthalter, als der Mord beschlossen war, in die Anklage, daß ohne allen Zweifel Hintza Assistirer der Verbindung jener Häuptlinge gegen die Kolonie gewesen. Der ganze Hergang nun ist folgender: Sir Benjamin schickt an Hintza eine Aufforderung, binnen fünf Tagen zu ihm zu kommen. Da dieser es aber für unräthlich hält, einer so perentoweichen Einladung sofort Folge zu geben, erklärt der Statthalter ihm den Krieg, und Oberst Smith beginnt die Feindseligkeiten, indem er in die Berge bei Hintza's Wohnsitz eindringt (wobei er dem Häuptlinge sehr überraschend nahe kam) und viele plündernde Affaire kommt beschieden, daß an 30,000 Stück verschiedenen Viehes, wovon ein Theil des Königs persönliches Eigenthum war, hinwegtrieb. — Wenige Tage nachher kam der Kaffer-König, mit seinem gewöhnlichen Gefolge von 50 Begleitern, in das Englische Lager, wo er eine eben nicht besonders freundliche Aufnahme fand, von dem ihn umtergebenen und ungerechneten Range unterschied noch ihm angefindlich wurde: „Wie es Sr. Excellenz gefallen, die Hintza's unter ganz besonderen Schutz (mit anderen Worten: dem Könige 16,000) seiner Unterthanen, die, von einem benachbarten Fürsten verfolgt, aus ihrem Gebiete geflohen waren und seitdem friedlich unter den Kaffern lebten) zu nehmen." Wahrlich, ein sehr bequemer Vorwand-Unbilden! — Ferner gerathen die Herr Statthalter, dem Könige zu bezahlen, 50,000 Stück Vieh und 1000 Pferde, nach dem Gutachten von Kommissorien, zu ersetzen, und zwar die Hälfte sogleich, die andere Hälfte nach einem Jahre, und äußerten noch eine Suite von 600 Stück extra Vieh für die Erwerbung zweier Englischer Handelsleute auf seinem Gebiete zu entrichten. Als unerkannte Hand der Kaffrelanden hatte er letzthin den kriegführenden Häuptlingen und deren Untergebenen die gemessensten Befehle, alle Feindseligkeiten sogleich einzustellen, zumowen zu lassen und für deren Befolgung Sorge zu tragen. — Dies Alles hat, wie allgemein verlautet wird, der aufbrausende Hintza rohen disgracemuthig und so wurde zwischen den beiden kontrahirenden hohen Mächten ein bedingter Friede geschlossen. Wer aber erwartet nun wohl, daß auch dies noch nicht Alles war, was man in contumaciam gegen den Fürsten erkannte? Ja, der König und sein Sohn, der gewiß Erbe, wurden als Geiseln für die Sicherheit der pünktlichen Leistungen zurückbehalten und nachher ohne allen haltbaren Grund, sogar zu Gefangenen erklärt! Später wurde ihm verstattet, sich zu seinen Unterthanen zu begeben, um das ihm abverlangte Vieh zusammenzubringen; doch nur unter Aufsicht des Oberst Smith und einer starken Eskorte; denn man fürchtete, er möchte, wäre er nur erst aus dem Lager, Schwierigkeiten machen. Die Geschichte seiner letzten Tage giebt Zuflucht mit folgenden Worten: „Wie der gefangene König und sein Schier am 10. Mai Halt gemacht, kann ich nicht ermitteln; am 11ten aber gingen sie, auf Hintza's eigenes Verlangen, nach der Mündung der Bashee-Flüsse zu, wo sie zahlreichen Viehheerden auf die Spur kamen. „Es war augenscheinlich sagt Oberst Smith), daß die Heerden aus allen Kraalen der Nachbarschaft nach der von Hintza angegebenen Richtung hingetrieben werden waren, weshalb ich denn auch seinem Verlangen, diesen Weg einzuschlagen, gern nachgab."" — Am 11ten, am Mittermacht, setzten sie ihren Zug bis Morgens acht Uhr weiter fort und fanden dabei, laut des Oberst Zeugniß, auch „sorgfältig verborgenes frisches Viehfleisch in großer Menge!"" Dies ist nun doch gewiß ein Beweis für die Aufrichtigkeit Hintza's, der übrigens an diesem Morgen ganz besonders unruhig schien und fahrmals nach des Obersten Berichte) unter Anderem auch sagte: „„Was hat denn das arme Vieh gethan, daß Ihr es durchaus wegführen wollt? Aber weshalb muß ich meine Unterthanen deßselben beraubt sehen?"" — Um zehn Uhr zogen sie weiter; und bald nach dem Aufbrechen sprach Hintza: „„Sieh, wie meine Landleute mich behandeln: sie treiben, mir zum Trotze, das Vieh davon!"" Deshalb hat er nun um die Erlaubniß, seinen Vertrauten, Mantisi, an seine Unterthanen abzusenden, um ihnen die Entfernung ihres Viehes zu verbieten. Dies ward ihm zugestanden. Als sie zum Kebsha-Flusse kamen, fanden sie die Spuren getheilt: der eine Theil derselben führte zu einem erstaunlichen Gebirge, der andere auf eine sehr hohe, einzelne, steile, waldbedeckte Höhe. Da rief Hintza dem Obersten, der letzten Spur zu folgen; und hier be-

Digitized by Google

schloß er, einen Versuch zur Flucht zu machen. Er war gut bereitet; der Weg, auf welchem der Zug vorrücken mußte, war ein schmaler Bergpfad, hin und wieder durch Felsenspalten sich hindurchwindend. Als Sie bemerkte die Spitze der steilen Höhe erreicht hatten, sagte Hintza plötzlich mit verdächtigem Blick seinen, während die Wachen riefen: „Sieh, Oberst! Sieh!“ — Jener nahm seine Richtung einen sanften Abhang nach dem Kebaha hinab. Der Oberst hatte sogleich seinem Pferde die Sporen gegeben, den flüchtigen Fürsten im Zuge einzuholen, und erblickte, so wie er ihm nahe gekommen, zwei Pistolen auf ihn ab. Sie versagten jedoch beide, Kebaha verlor den Zügel, noch weiter gekommen, mit dem Pistolenkolben einen Schlag auf den Kopf. Dabei dauerte das Wettrennen immer fort und Hintza behielt die Spitze. Nach einer Jagd von etwa anderthalb Meilen Weges kam ihm der Oberst jedoch so nahe, daß er ihn von Pferde herunterreißen konnte. Hintza erhob sich aber im Nu von seinem Falle, warf einen hoffnungs nach seinem Gegner*) und flüchtete eiligst davon. Nun kannte der Oberst sein Pferd nicht mehr dahinten, so daß es sporenstreichs mit ihm durchging. Doch Herr George Southey, von Guidens-Corps, kam unterdessen herbei und rief, etwa noch 600 Fuß von Hintza entfernt, diesem zu, er solle stehen bleiben, sonst müsse er schießen. Dennoch eilte der König weiter. Southey schoß also, vermuthete ihn aber nur leicht in ein Bein. Als der König jedoch auch noch nicht von seiner Flucht abstand, schoß Southey nochmals und traf ihn in den Rücken. Da fiel Hintza häufig lings zu Boden; doch sprang er sogleich wieder auf, und von Lieutenant Wallour (des Obersten Adjutant) sah auf den Zeugen gestoßt, flüchte er sich in das Kebaha und ertrankt sich darin zu ertränken. Man feuerte Southey wieder und schoß dem König durch den Kopf, so daß er todt in den Kebaha hinabfiel. — So lautet des Obersten Bericht. Ein Andrer aus dem Guidens-Corps, der bei den Einfällen der Kaffern zwar selber viel gelitten hat, die Erwerbung Hintza's aber dennoch nicht ohne Schauder mit anhören konnte, theilt mir den Hergang der Sache also mit: Nachdem Hintza zweimal verwundet worden war, sprang er in den Kebaha hinab und barg sich hinter einem großen Stein. Der Erste, der nun an ihn herankam, war einer von den dreitteren Kopfschützen; dieser sprang gleichfalls hinab und richtete schon sein Rohr, als Hintza ihm: Barbier! Barbier! hervorrief und sich ergeben wollte. Der Zweite, der herankam, war auch ein dreitterer Jäger und wurde in dem Augenblick, da er Feuer geben wollte, durch die flehentlichen Bitten des Königs ebenfalls zurückgeschreckt. Unmittelbar darauf erreichte aber das Guidens-Corps den Platz, und da kein Einziger auf denselben zu zeigen schien, kommandirte Hintza, da er noch keinen Augenblick zu verlieren hatte, auf und rief: Faku umapikali! (Nehme mich zum Gefangenen!) was Alle gehört haben. Southey endete gab Feuer und zerschmetterte ihm von oberen Theil der Kopfes. — So sieht der König von Amaseka, indem er um Gnade bat! Sein Tod aber war von Allen schon vorbestimmt worden, sobald man erfahren, daß er sich in den Guidens-Corps befand. — Der Ruhm dieser That ist Gegenstand eines Gedichtes, das man, um die Anwerthsamkeit des Volkes anzuziehen, an die Kirchthüre in Grahams-Town geheftet — Southey aber als Retter der Menschheit gepriesen worden. — Doch zurück zu Hintza, dem es noch keineswegs ausgemacht ist, ob er so durch seinen Tod! — Das Haupt der erworbenen Fürsten wurde nämlich von Lenard, dessen Namen ich lieber verschweigen will, über das Wasser herausgezogen und seiner Ohren beraubt, obgleich ein Anderer rief, man sollte dies doch nicht thun, weil es zu Hause leicht ein Geschwätz veranlassen könnte. Doch, wie gesagt, umsonst; die Ohren wurden abgeschnitten und dann als Siegs-Zeichen nach Graham's-Town gebracht. — Noch ein Anderer, dessen Namen ich gleichfalls kenne, schnitt dem Leichname das Fleisch vom Kinn herunter, nahm das Bajonett eines der Soldaten, grub damit die Zähne aus der Kinnlade und schickte sich, auch durch diese schauderhafte Schlächterei noch nicht befriedigt, schon dazu an, den ganzen Kopf vom Rumpfe abzuschneiden; als er ihn aber gar zu enstellt fand, gab er seinen Vorsatz auf.“

In Erwiderung auf des Statthalters Bericht von diesem völlig absichtlos vollzogenen Akt der Gerechtigkeit**) an dem Urheber und erbeu Kuteger aller Gräuel, der das Schicksal Europa's über ihn getommen, für seine Person, durch eine lange Reihe von Handlungen scheiender Treulosigkeit, Feindschaft und Ungerechtigkeit gegen die Kolonie, über und über verschuldet — rügt Lord Glenelg ganz besonders Haut, daß Hintza getödtet worden, als er offenbar schon lange nicht mehr als Feind gewesen, sich auch nur gegen einen, einzelnen Feind gegen eine ganze Colonie den Verfolgern, mittsam zur Wehr zu setzen. Ob man denselben von seinem Volke fast abgöttisch verehrten Häuptling aber überhaupt gefangen gehalten habe — ob dies geschehen durfte — und ob und wie seine Flucht dann zu verhindern gewesen wäre, bleibt dabei ganz und gar dahingestellt.

China.

Die rechte Art, zu studiren, nach Dschu-hi***).

Der Mensch, welcher sich dem Studium widmet, muß vor Allem dahin trachten, daß er das innere Wesen eines jeden Gegenstandes erfaßt. Dazu ist aber vollkommene Geistesruhe die erste Bedingung.

*) „Sollte er diese wirklich jetzt noch gehabt haben? Nachdem er zweimal geflohen, und nach einer solchen Jagd?“

**) „Denn wer das bezweifelt, der müßte menschlichen Wünschen, weil er zu Hause gewiß manches eben so boshafte als ungerechte Geschwätz vernehmen dürfte.“

***) Auf einer Abhandlung dieses in China sehr geschätzten Philosophen, die sich unter der Ueberschrift Dschi-Dschi (wie man zum Wissen gelangt) in seinen gesammelten Traktaten befindet.

Die zweite Bedingung lautet: erforsche Dich selbst, ehe Du Deine Forschungen nach der Außenwelt kehrst, sonst gleicht Dein Geist einem ungeglätteten Spiegel: er schweift ohne Plan und Zweck herum und findet sich selbst nicht wieder.

Fe-ping sagt: „Bevor Du studirst, fertige Dein Herz und bedarfe nicht, daß ein äußerer Gegenstand — gleichviel, was sie sei einer — es bewältige. Gehe bei Deiner Prüfung auf den Grund jeder Sache und forsche unverdrossen, bis Du alle Schwierigkeiten beseitigt hast.“

Gewisse enge geistig Erwerbenes nicht eher, bis Du Dir sagen kannst: „Ich habe mancher gekämpft und gerungen.“ Strebe immer dahin, die höchste Weisheit zu erlangen (laß Dir immer das höchste Ziel vorschweben), und rede Dir niemals ein, Du seiest unfähig oder nur zu kleinen Dingen begabt, sonst richtest Du Dich unfehlbar zu Grunde.

Warum geraten die Augiegenheiten der Menschen so oft in Verwirrung? Antwort: weil der Mensch nicht über sich gewinnen kann, mit Ruhe zu denken. Das Heilmittel dieser Krankheit liegt in den Worten: studier und bezwinge Dein eigenes Herz!

Wie unterscheidet sich das echte Wissen von der ihnigen Halbwisserei? Wer den ersteren nachstrebt, dem ist es um die innerste Wesenheit jenes Dinges zu thun — um es aber mit dem letzteren Ich, der hat nur Befriedigung seiner Neugier zum Zwecke: er fragt nicht nach Haupt- oder Nebensache, Wahrheit oder Falschheit. Unser Geist wird um so heller, je mehr er in die dunkle Tiefe dringt, und um so finsterer, je weiter er auf der hellen Fläche sich ausbreitet.

Das Bücherlesen ist ein Mittel zum Erforschen der Dinge, obwohl nicht das einzige.

Wenn Jemand lesen will; so sammle er zuvor seinen Geist, bereite ruhige sein Gemüth und schlage dann erst das Buch auf. Höre Dich ja, den Sinn auf dem Papiere zu suchen; lehre vielmehr in Dich selbst zurück und prüfe sorglich. Die Regel des Lesens besteht darin, daß Du Alles gründlich verstehest und Nichts stehen darüberhastest. Unterstehe jedes Wort; ergründe den Sinn jedes Satzes. Schreite nicht eher zu etwas Folgendem, ehe Du das Vorhergehende richtig erfaßt.

Laß den Gedanken des Schriftstellers in Dir so reif werden, daß er gleichsam Dein eigner Gedanke sei.

Während Du liesest, sei mäßig und anhängiger Haltung, als spräch Du dem Weisen selber gegenüber, der das Buch geschrieben hat. So wird Dein Geist die nothwendige ernste Richtung erhalten und die Erfassung des Sinnes Dir erleichtert sein.

Die bruttigen Leser lassen den Inhalt eines Buches niemals in sich reif werden“): sie lesen in flüchtiger Hast oder mit seichter Behaglichkeit; wie ist es da möglich, daß der Stoff langsam und sicher in ihren Geist eindringe (wörtlich, in ihnen einsicker)?

Wenn ich in meiner Jugend ein Buch las und gerade bei diesem oder jenem Artikel verweilte, so wollte ich noch gar nicht wissen, daß ein nächster folgte, der mit ihm verbunden war. Wer beim Lesen wirklich, und nicht nur Eine Stelle verstehen gehe, der erlebt stets mit wahrem Nutzen.

Die Gelehrten klagen oft darüber, daß sie den Inhalt eines Buches nicht behalten können. Ich weiß sie viele Krankheit nur folgendes Heilmittel: Leset weniger und studiert mehr über das Gelesene nach, so wird es unmerklich in Euren Geiste Wurzel schlagen.

Vorsicht beim Studium eines schweren Werkes wie ein tüchtiger Feldherr, der dem Feind keine Ruhe läßt, bis er ihn vernichtet hat; oder wie ein strenger Magistrat, der unaufhörlich mit Fragen in den Verbrecher dringt und kein ungetilgtes Erdarmen fühlt. W. Sch.

Mannigfaltiges.

Internationaler Literatur-Vertrag. Die Herren K. und W. Baligmont in Paris, die zur Verbreitung der Englischen Literatur in Frankreich — Belgien auch nicht ohne Bedeutung sind in solchen Fällen zwar gesetzlich gestatteten, aber unrechtlich immer verwerflichen Nachdrucks — schon so namentlich getban, wollen nun auch mit ihrem London and Paris Observer, einer bereits seit vielen Jahren erscheinenden Wochenschrift, eine regelmäßige Revue (Revue) aller in Frankreich herauskommenden Werke verbinden. Die Verleger-Handlungen, die an der gesetzlich Regelmäßigkeit ihrer Französischen Nachbarn ein besonderes Interesse nehmen, wird eine solche Uebersicht gewiß sehr willkommen sein, und dem Unternehmen ist dabei ein guter Erfolg zu prophezeien.

— Französische Neuigkeiten. Eine „Geschichte von Frankreich unter Ludwig XIII.“ ist so eben von Herrn A. Bazin, einem bekannt durch das Livre des cent et un bekannt gewordenen Pariser Schriftsteller, herausgegeben worden und wird der gründlichen Studien halber gelobt, die der Verf. zu diesem Behufe gemacht haben soll. Nicht minder wird ein neues Buch des bekannten See-Poetikers Eugène Sue viel besprochen. Es heißt Latreaumont und hat einen interessanten historischen Hintergrund, nämlich die bisher noch wenig bekannte Geschichte einer unter Ludwig XIV. entdeckten republikanischen Verschwörung.

*) Wie können dem Deutschen Leser versichern, daß Dschu-hi, adelteh ein Schriftsteller des zwölften Jahrhunderts, doch mit weitem nicht der älteste Chinese ist, der über das wichtige Thema zu reden versteht. Von großer Zeit an hat es bei den Chinesen, wie bei jedem anderen Volke, ein schlimmes Jetzt und ein besseres Sonst gegeben.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird den Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

№ 152. Berlin, Mittwoch den 20. Dezember 1837.

England.

Die Universitäten Cambridge und Oxford.

Eine genauere Kenntniß dieser alten Institute, aus denen für Großbritannien so viele berühmte Namen hervorgegangen, in denen Baco, Hume und Robertson, Samuel Johnson und Gibbon herangebildet worden sind und in denen zu allen Zeiten das Gesetzstudium, die Kanzel, die Wissenschaften und Künste, die Literatur, Politik und der Krieg ihre berühmtesten Vertreter gefunden haben, eine genauere Kenntniß dieser Institute also dürfte vielleicht nicht unwillkommen erscheinen.

Dort, so heißt es immer, macht man angestrengte Studien, dort ruht das durch die Zeit sanktionirte Erziehungswesen auf festen Grundlagen, alle unnütze Anstrengungen sind verbannt, der Geist entwickelt sich stufenweise, dort herrscht politische und religiöse Toleranz, mit einem Wort, die Wissenschaft und die Sicherstellung der Kenntnisse und einer guten Methodik sind die einzigen Beschäftigungen der Leiter dieser Institute. Aber nichts von allem dem ist wahr. Die Englischen Universitäten, von deren Organisation man sich auf dem Kontinent gar keine Vorstellung machen kann, trotzen noch heutzutage der Reform und den Forschritten der neueren Zeit. In allen anderen Ländern liegt nur den Professoren der Unterricht ob, nur in ihren Händen befindet sich dieses Amt und in ihren Vorlesungen gelangt die Jugend zur Kenntniß der höheren Wissenschaften. In Cambridge und Oxford aber lehren die Professoren gar nicht; man bewilligt ihnen einen zu weiten nominellen Gehalt und einen Ehrentitel nebst einer bequemen, manchmal auch prächtigen Wohnung, wo sie sich in aller Zurückgezogenheit ihren Lieblingsstudien gänzlich widmen können; denn ihr Amt dient bloß zum Staat und Luxus, so daß, wenn sie auch noch so fleißig arbeiteten, die Universität eben so wenig einen Nutzen davon hätte, als die gänzliche Absicht ihrer Aemter auf die Verbreitung der Wissenschaften und nur irgend einen nachtheiligen Einfluß ausüben würde. Inzwischen wollen wir diese beiden Institute etwas näher betrachten.

Der Ursprung derselben ist sehr alt, da die Universität Oxford bereits unter Alfred dem Großen gegründet wurde. Wie bei meisten Hochschulen, hatten Oxford und Cambridge bei ihrem Entstehen eine rein akademische Form. Es waren Verbindungen von Professoren und Studenten, die Allen offen standen, sich ohne Unterschied des Ranges und Glaubens aus allen Ständen ergänzten und nur die Wissenschaft und ihre größtmögliche Verbreitung im Auge hatten. Mit solchen Einrichtungen verbanden gewöhnlich diese Universitäten den Laute unermeßliche Vortheile; sie boten sich immer mehr; die Regierung bewilligte ihnen in Betracht des Guten, das sie bereits gewirkt, zahlreiche Privilegien und reiche Einkünfte, und endlich erkannte sie auch die Unabhängigkeit der oberen Würden in allem dem an, was die Leitung und Verwaltung der innern Angelegenheiten der Hochschulen betraf; kraft welches Rechtes sich auch heutzutage die Universitäts-Behörden den von der Regierung vorgeschlagenen Verbesserungen hartnäckig widersetzen. Die Gewalt der Universitäten wurde gleich der politischen in die ausübende und gesetzgebende getheilt; die ausübende Gewalt befand sich in den Händen eines Kanzlers, der als Haupt der Universität in allen Angelegenheiten die oberste Gewalt hatte, und zweier Proctors oder Aufseher, und mit Ausnahme von Kriminal-Verbrechen gehörten alle Vergehen unter ihre Gerichtsbarkeit, die sich nicht nur über die Stadt, sondern auch noch über einen Umkreis von einer Meile außerhalb der Vorstädte erstreckte. Hieraus entsprang auch die Einrichtung eines Ober- und Unterhauses. In Oxford erhielt das eine den Namen Convocations-Haus, das andere Congregations-Haus; in Cambridge diesen die Regentenhaus oder Haus des weißen Stabes, wegen des mit weißer Seide verzierten Stabes, den die Mitglieder desselben in den Versammlungen trugen, und Non-regenten oder Haus des schwarzen Stabes. Das Unterhaus bestand aus allen Magistern und Doktoren der Universität; das Oberhaus hingegen nahm nur solche Magister und Doktoren in sich auf, von denen die Ersteren ihre Würde fünf, die Letzteren zwei Jahre bekleidet hatten; man erwog daselbst alle Angelegenheiten der Universität und Alles, was zum Gedeihen derselben beitragen konnte, und die von beiden Häusern angenommenen Maßregeln hatten Gesetzeskraft. Dies war die Form, die sich auch in gereifter Lebenserfahrung bis auf unsere Zeit erhalten hat. Jetzt, wie ehemals, besitzt Cambridge ein Haus des weißen und eines des schwarzen Stabes, und noch immer wird daselbst unter dem Vorsitz des Kanzlers, und in seiner Abwesenheit unter dem des Vice-Kanzlers oder auch der Proctors desliberirt. Zur Zeit ihrer Entstehung aber und lange nachher wählten diese beiden Häuser, auch Senat genannt, welche die ganze Universität repräsentirten, die beiden Beamten derselben, und zwar aus den verschiedenen Klassen der Lehrerschaft, so daß der Wahlsieger, d. h. der, welcher in beiden Häusern die meisten Stimmen für sich hatte, das Haupt der Uebrigen wurde. Die Bürgen selbst waren weder eingeschränkt, noch sonst durch einfluß Leiter, die legislativen Berathschlagungen frei, und es galt weder Censur noch Veto. Doch alles dies hat sich geändert.

Zu dem ersten Gedanken an eine Umgestaltung so weiser Einrichtungen gab ein Gebrauch Anlaß, dem zufolge die Magister nach Belieben ganz ihrer Würde während einer bestimmten Zeit ihr Haus zur Aufnahme einer gewissen Anzahl Studenten, die bei ihnen wohnten und deren Erziehung und Sitten sie beaufsichtigten, berent hatten mußten. Der Zweck dieses Gebrauches war, zwischen dem Lehrer und Schüler eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Interesses hervorzurufen, da jener des Wohlstandes und eigenen Vortheils wegen die Studien seiner Zöglinge so viel als möglich zu befördern suchte, diese hingegen stets unter Aufsicht und solchergestalt gehindert waren, sich der benutzunge so gewöhnlichen Verschwendung und Ausschweifung zu überlassen. Diese Einrichtung mußte jedoch den Clerus, Dieser Stand nämlich erlangte an den Universitäten immer mehr Einfluß, seine numerische Stärke überstieg die der Laien, und da er in den Universitäts-Angelegenheiten die oberste Gewalt zu erlangen strebte, so wollte er natürlich auch, daß nur ihm die Beaufsichtung und Erziehung der Zöglinge anvertraut werde. In dieser Absicht wurden mehrere Kollegien gegründet: in Cambridge entstanden nach einander Clare-Hall, das Alles von allen, Pembroke und Caius-College, Trinity-Hall und King's College von Eduard VI., und Queen's College, von zwei Königinnen gegründet, nämlich von Margarethe von Anjou, Gemahlin Heinrich's VI. und Elisabeth Widville, Gemahlin Eduard's, und Trinity's College, das reichste und bedeutendste von allen: in Oxford bestanden Baliol's College, dessen Stifter der Schottischen König Baliol Vater, John Baliol, und dessen Gemahlin Devorzguilla waren, Oriel New College, Lincoln's all soul's, Magdalen Christ Church, John und Jesus ihren Ursprung lediglich dem Klerus. Das Aufblühen des Letzteren war ungeheuer, und verwöge seines thätigen und unmittelbaren Einflusses auf die Fürsten und Völker, unter gewalttem Heinrich I., der berühmte Kardinal Wolsey, Heinrich VIII., die Königinnen Marie und Elisabeth, Jacob I., der gelehrte Graf Clarendon, Karl I. und später Georg I. und Georg III. diesen Instituten ihren mächtigen Schutz, reiche Dotationen an Ländereien und Einkünften, und endlich die Errichtung der Sizerships, Fellowships und Scholarships*), Plätze, die anfangs ausschließlich den Klerus vorbehalten waren, benutzten aber allmählig gewonnen Land, wenngleich mit ihnen noch die ursprüngliche Bedingung, nämlich die genaue Beobachtung des Cölibats, verknüpft ist.

Oxford und Cambridge wuchsen immer mehr, jedoch auf Unkosten der Freiheiten, die sie bis dahin genossen hatten. Die Studien wandten sich alle zur Theologie hin, der Klerus gewann sich vermöge seiner Gewalt der wichtigsten Aemter, zog ungestraft die Studenten durch den Reiz der Belohnungen in seine Kollegien, in denen er unumschränkte Gewalt übte, erwirkte dann durch seinen mächtigen Einfluß eine Parlamentsakte, kraft deren kein Student einen akademischen Grad erlangen konnte, wenn er nicht in einem der Kollegien studirt hatte, schaffte endlich den alten Gebrauch ab und bemächtigte sich dann, ohne Hindernen und legislativen Gewalt sie seines ausschließlichen Vorrechts, das er auch seit der Zeit immer besessen hat. Dies war ihm aber noch nicht genügend, vielmehr setzte er überdies eine Neuerung in den Privilegien des legislativen Körpers durch. Bis dahin hatte dieser nämlich die Universitäts-Beamten frei aus seiner Mitte ernannt; aber das bei mehreren Veranlassungen an den Tag gelegte Bewußtseyn der Unabhängigkeit erweckte Mißfallen, und demgemäß entzog ihm eine Königliche Verordnung, die unter dem Einfluß des Klerus erlassen wurde, seine alten Freiheiten oder ließ ihm wenigstens nur einen Schatten derselben. So war zwar sein Votum nie selber nothwendig, um die Wahlen zu bestätigen, jedoch mußte er sich auf die ihm von den höchsten Beamten der Universität vorgeschlagenen Kandidaten beschränken: der Vice-Kanzler

*) Sizers sind gemeine Studenten, die auf Kosten der Kollegien unterhalten werden und zum Theil eine bestimmte Summe empfangen. Die Fellows und Scholars werden im Convocations-Haus erwählt und bestehen aus Doktoren und Baklalaureen der Rechte, der Medizin und Theologie und aus Magistern oder Baklalaureen der Philosophie. Der Fellow erhält 20 Pfund Jährlich, der Scholar 20 Pfund. Nach zweijährigem Aufenthalt kann man Scholar werden. Die Zahl derselben und der Fellows wechselt nach Belieben des legislativen Körpers. Die Universität nimmt derzeit fest 400 Fellowships. Der Fellow und der Scholar legen die Gelübde der Ehelosigkeit ab und verlieren ihren Platz, wenn sie dasselbe zurücknehmen.

Digitized by Google

lee wurde vom Kanzler ernannt; dieser ernannte seinen Subdirektor; der High-steward oder Großseneschall, ein neues Amt, das über die obere und Kriminal-Polizei der Universität wachte, wurde gleichfalls vom Kanzler ernannt, und die Wahl der Beisitzer, der Taxatoren, denen die Beaufsichtigung der Märkte und des Maaßes und Gewichtes oblag, der Proktoren, Skentatoren und endlich des Rektors selbst geschah auf gleiche Weise. Gleichwohl zählte der Senat in seiner Mitte eine große Menge Laien und widersetzte sich der Anmaßung des Klerus. Also thorten aber die neuen Herren, um ihrer Macht noch fester zu begründen? Sie erlangten von der Königlichen Gewalt die Errichtung des Kanzl. Dieses Kanzl bestand aus dem Vice-Kanzler, einem Doktor von jeder Fakultät und zwei Magistern, von denen der eine das akademische Oberhaus, der andere das Unterhaus repräsentirte, im Ganzen sechs Personen. Die Rechte Letzterer bestanden in der Untersuchung aller Verleihungen, Dispensationen, Bälle und anderer Vorschläge, die sie den beiden Häusern vorgelegt wurden, und diejenigen von diesen Maßregeln, die ihm mißfielen, konnte das Kanzl durch ein Veto hindern. Dieses Veto war absolut und in der Gewalt eines jeden der 6 Mitglieder. Ferner hatte dieses Kanzl die Organisation der Universität durch die Uebergriffe des Klerus verändert.

Diese Mißbräuche bestehen noch heute in ihrer ganzen Ausdehnung, so daß man das erbauliche Schauspiel vor sich hat, daß die Inhaber der obersten Würden sich selbst gegenseitig erwählen, die wichtigsten und einträglichsten Stellen der Universität sich auf den Antrag einander, und daß so von einem einzigen übelgesinnten Mitglied die ausgedehnteste Bewerbung eines Vorschlages, so brillam er auch sein mag, ohne irgend eine Verantwortlichkeit abhängt. Freilich kann durch dies Verfahren eines jeden Mitgliedes eben so wohl eine schlechte, als eine gute Maßregel mit einem Veto belegt werden, und eine Unthätigkeit ist allerdings noch unmöglich, doch ist sie sehr selten; denn wenige Jahre jetzt beherrschen Wahlsystems gehören die Mitglieder des Kanzl entweder alle der Geistlichkeit an oder die Laien besitzen sich doch unter dem unmittelbaren Einflusse derselben.

Der Ursprung dieser Einrichtung schreibt sich bereits aus dem 13ten Jahrhundert her, und das Veto war anfangs auf die Bewilligungen und Gesetze beschränkt. Eduard VI. wollte in den Statuten, die er zu Gunsten der Universitäten erließ, trotz der Bitten des Klerus, dieses Privilegium nicht vergrößern. Der Kardinal de la Pole trug in dieser Beziehung, wie man sagt, weniger Skrupel, obgleich weder von seinen Eltern, noch in den spätesten Universitäts-Statuten, der Königin Elisabeth vom Jahre 1559, noch auch in den spätern Reglements, die 1562 von Lord Burleigh aufgesetzt und vom Senat bestätigt wurden, eine Erwähnung in dieser Hinsicht geschieht, und erst im dritten Statute der Autoren findet man diese wichtige Klausel in ihrer ganzen Vollständigkeit. In diesem Statute wird gesagt, daß die Vorschläge der Vice-Kanzler unter Beistand des Vice-Kanzler volle Gewalt haben sollen, jährlich fünf Personen zu ernennen, welche so wie der Vice-Kanzler selbst das Recht besitzen, die der Sanction des Senates bedürftigen legislativen und exekutiven Maßregeln für gültig oder ungültig zu erklären. Das dieser Gesetze, besonders aber das, was sich vor einigen Jahren zutrug, als das Kanzl einen Antrag der Disseltars zurückwies, in welchem diese die Aufhebung des Interdikts forderten, das auf ihnen lastet und ihnen den Eintritt in den Senat verbietet, giebt zur Genüge zu erkennen, welchen Gebrauch das Kanzl von seinem Veto macht.

Jenes Interdikt schreibt sich freilich noch von den Katholiken her, die beutzutage selbst die Strafe dafür erdulden müssen. Es datirt zwar von der Regierung Eduard's VI., doch der Tod dieses Fürsten vereitelte die Ausführung desselben. Unter der Regierung der Königin Maria aber war man glücklicher und schickte sich, das Versäumte zur Universität zu geben sollte, der nicht die Verbindung gewisser Glaubensansichten getadelt hätte. Vermöge des Schisma, das von allen Seiten ausbrach und die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zog, hielt sedoch diese Maßregel unbemerkt und wirkungslos. Die Königin Elisabeth beschränkte sich, trotz ihres bekannten Charakters, darauf, im Anfange der beiden Universitäten die jenigen Vorsteher zu unterlagen, welche die Lehren, zu denen sie sich bisher bekannten, sich bekannten, dürfen gefährlich werden könnten. Jakob aber ging schon weiter, denn er bewilligte zwar jener Universität das Recht der Repräsentation im Parlament und traf so allerdings eine weise Maßregel, allein er fandte auch den 30. Juni 1630 an die Oberbeamten der Universität eine lange Vorschrift, worin er die Wiederherstellung der Mißbräuche forderte, der unter der Regierung der Königin Maria stattgefunden. Der Senat gehorchte. Jakob wollte diesen Vorschrift verfolgen und forderte ferner, daß jeder Student, bevor er eine akademische Würde erlange, seine Anhänglichkeit an die Dogmen der herrschenden Kirche beschwören sollte. Diese Maßregel, welche zwei Drittheile der Englischen Bevölkerung in die Verbannung oder Knechtschaft entsog, wurde von dieser mit der höchsten Freude angenommen; was aber die Nachwelt kaum glauben wird, ist der Umstand, daß außer einer kleinen Abänderung in der Formel, die jetzt lautet: ich schwöre, daß ich binna finis Mitglied der Anglikanischen Kirche bin, jene Bestimmung sich trotz so vieler politischen Ereignisse in ihrer ursprünglichen Gestalt bis auf unsere Zeit erhalten hat. Daher werden noch heutzutage Alle, die sich bei einer Fakultät um einen akademischen Grad bewerben, in Folge jenes Interdikts zurückgewiesen, wenn sie Katholiken oder Dissenters sind und einen Eid nicht leisten wollen, den ihre Religion ihnen nicht gestattet.

Indessen glaube man nicht, daß diesen die Thüren der Universität verschlossen sind; im Gegentheil steht es ihnen vielmehr frei, sich unter den jenen churchmen auf den Bänken der Hörsäle niederzulassen, vorausgesetzt nämlich, daß sie bezahlen, unter welcher Bedingung Katholiken, Presbyterianer, Independenten, Baptisten, Quadrafisten, kurz alle Sekten, wenn sie sonst wollen, des Unterrichts theilhaft werden können; ja man sraat sogar weder Aufforderungen noch selbst Schmeichelreien, um so viele Non-Konformisten als irgend möglich herbeizulocken, und Alles geht auch beste, bis es sich um eine Feierlichkeit oder eine akademische Würde handelt, da schließen sich die Thüren der Universität gar schnell wieder zu. Man schwöre entweder, daß man bona fide Mitglied der herrschenden Kirche sey, oder wenn nicht, überlasse man die Stelle den treue einnehmen, da eine solche Aussohne eines Dissidenten in den Schooß der Universität den Glauben gefährden würde und Unkraut unter den Weizen säen hieße. Zugestanden, sagte in Bezug hierauf ein Mitglied des Unterhauses, daß die Religion eine einschränkende Kraft besitzt, so ist dieses Princip nicht, daß sie Vorschriftsmäßigkeit allerdings sehr klug und verständig; warum aber ruft man denn die Wölfe in den Schaafstall und läßt sie darin, so lange sie nur nicht von einer Zellenfolge reden? Ich denke in diesem Falle das Säen des Unkrauts unter den Weizen weniger gefährlich?

Wir wollen hier jedoch noch ein anderes Beispiel anführen und daran wiederum die Logik der Häupter des Lehrstandes in einem Falle kennen lernen, wo sie ihr Interesse für gefährdet halten.

Es ist bekannt, daß die Bevölkerung Irlands aus drei Theilen besteht, nämlich aus Bekennern der Englischen Kirche, aus Katholiken und Dissenters, welche letzteren breiten zusammen genommen sieben Achtel der Bevölkerung ausmachen. Im Allgemeinen sind die Katholiken im höchsten Grade unwissend, und der Grund hiervon ist sehr leicht einzusehen, denn es giebt kein Volk, das unter einem längeren und schändlicheren Joch geschmachtet hätte, als die Irländer, die sich noch seine 140 Jahre her, daß im Parlament eine Akte passirte, kraft deren jeder Katholik, der irgend wo anders als dem Anglikanischen Klerus Belehrung und Unterricht suchte, dort bestraft wurde; ja man brauchte sogar den, welcher Irland verließ und aus Paß gegen seine Unterthanen auf dem Kontinent Unterrichtung suchte, seiner Güter und Schlösser zu berauben und überhaupt des Verbrechens des Protestantismus. Diese Verfolgung wiederholte sich unter verschiedenen Gestalten. Im Jahre 1769 hatte ganz Irland nur 22 Schulen, die höchstens von 2000 Kindern besucht wurden. So groß aber waren die Hindernisse, die man diesen Instituten in den Weg legte, daß sie trotz aller Anstrengungen nicht emporkommen konnten. Irland lag in Finsterniß versenkt und sollte, wie es schien, nie wieder daraus befreit werden, als im Jahre 1800 das Institut vom Kildare gegründet wurde, zu dessen Hauptgrundsätzen es gehörte, daß man nicht, wie bis dahin geschehen war, die Katholiken zu bekehren suchen sollte. Dies Institut wurde von allen Katholiken und unparteiischen Männern mit ungemeinem Königreiche im höchsten Grade gebilligt. Gleichwohl kam sie erst im Jahre 1807 einigermaßen empor, zu welcher Zeit ihr fortschreitendes Gedeihen, trotz aller Hindernisse von Seiten des Anglikanischen Klerus, die Aufmerksamkeit der Regierung erweckte. Da man nun vor allen Dingen ein ausgedehntes System für unumgänglich nothwendig erachtete, das besonderes dahin streben sollte, aus dem Irländer Leute zu machen, die sich ihrer Fehler, sowie der Lehrsätze ihrer Religion bewußt würden, so lebhaften Haß einer Bewohner gegen einander aussprechen, so wurde ein von Lord Grey entworfener Unterrichts-Plan im Unterhause sogar von Sir Robert Peel unterstützt und dadurch bewiesen, wie unparteiisch man bei der Ausarbeitung desselben zu Werk gegangen war. Lord Grey's Plan sah in Folge dessen die Errichtung von 40 Gemäßheit dieses Planes die verschiedenen Bestimmungen der Gründer des Instituts zu Kildare und ließ jeden Kultus gehörende Freiheit; da aber in Folge der örtlichen Umstände und des wenigen Systems die protestantischen Kinder mit den katholischen in Berührung kamen, so verfügte man zum Gebrauch aller ein Schulbuch, in dem eine gerade, für jede Glaubensbekenntnis passende Moral zu finden war.

Dieses Buch, das zum Theil Bruchstücke aus den vier Evangelien enthielt, wurde unter Aufsicht der ausgezeichnetsten Männer beider Kulte verfaßt, und Folgendes wäre als Probe des darin herrschenden Geistes dienen.

„Jeder Christ soll mit seinen Nebenmenschen, selbst mit denen, deren religiöser Glaube von dem seinen abweicht, in Liebe einander leben. Dies lehrt und der Apostel Paulus."

„Unser Herr Jesus Christus sagte zu seinen Jüngern: „„Liebet einander und seyd stets liebet eure Feinde; segnet die, so euch hasset für die, so euch verfolgen."" Er betete auch selbst für seine Mörder."

„Die Menschen sind zum Verdrießen unterworfen, jedoch müssen wir sie deswegen weder hassen noch verfolgen. Unsere Pflicht ist es ferner, die Mißbrauch zu suchen und sie, wenn wir ihrer gewiß sind, festzuhalten; dennoch müssen wir uns wohl hüten, Anderungen dort zu bekämpfen, die andres dreisten als wirr. Denn Jesus Christus wollte seine Religion den Menschen nicht durch gewaltsame Mittel aufdringen und predigte seinen Jüngern, für dieselbe mit Waffen zu kämpfen."

„Wenn der Irrwand ein Uebles thut, so folge seinem Beispiel nicht; denn Christus und seine Jünger lehren uns, Böses nicht mit Böses zu vergelten. Halten wir uns an die Briefe des christlichen Lehrers gegenwärtig: Thut einen Nebenmenschen, wie ihr wollet, daß sie euch thun; u. s. w."

Wahrlich, ein Türke, wenn er sonst nur nicht ganz und gar unvernünftig wäre, könnte gegen diese Lehren nichts einwenden; und dennoch war es in England ganz anders. Obgleich Lord Cambridge, die Lords spiritual, Pfarrer und Vikare der drei Königreiche erhoben sich nämlich, sobald das Buch erschien, in Masse, schleuderten gegen das unglückliche Buch den Bannstrahl und erklärten es für unmoralisch, ruchlos und gotteravergessen. „Ich wollte lieber", sagte einer der bigotten Vorsteher, „ich wollte lieber meine Hand in Feuer stecken, als meinen Namen mit einem solchen Werk in Verbindung bringen. Ja, wollte ich, daß eine Schule wie diese in meiner Pfarre verbauten wäre, so wollte ich den niedrigsten Bauern auf meinen Knieen anflehen und zu ihm sagen: Ich habe in dieser Welt eine göttliche Sendung zu erfüllen und muß Eure und Eurer Kinder Seele in Gottes Hand geben; so müßet denn, daß das ewige Leben Eures Kindes von Euch abhängt; schicket es nicht in diese Schule, ohre sein Leben gehört dem Satan!

Digitized by Google

Wir, Gottes Wort zerrissen, verdammwirft! Man will ein einziges Wort von diesem heiligen Buche wegnehmen! Nein, nimmermehr; der Bibel, und nichts als die Bibel!"

Doch möchte dies noch hingehen, wenn man nicht erst vor kurzem noch anders gesprochen hätte! Es war nämlich ein Verein unter dem Namen Bibel-Gesellschaft gebildet worden, dessen Zweck darin bestand, Bibeln unter die Armen zu vertheilen und so das Wort Gottes unter ihnen zu verbreiten. Dieses Verfahren mißfiel jedoch den Anglikanischen Klerus, der darin einen Eingriff in seine Rechte zu sehen glaubte und seinen Einfluß zu verlieren fürchtete; daher sprach er auf folgende Weise zum Präsidenten der Bibel-Gesellschaft:

„Tauschen Sie sich nicht, Mylord! Die Gesellschaft wird nie durch Vertheilung von Bibeln das Ziel erreichen, das sie sich vorgesteckt hat; denn leider sind die Menschen so beschaffen, daß das kostbare Buch des Lebens in ihren Händen sowohl zum Werkzeug der Wahrheit als des Irrthums, sowohl zum Segen als zum Fluch werden kann. Wenn man bedenkt, daß die wahre Kirche Christi, die Englische Kirche (wohlverstanden), nicht die einzige ist, welche sich auf die Bibel als auf ihr heiliges Buch beziehe, sondern daß die Ketzereien gleichermeise ihre Grundsätze und Irrthümer daraus herleiten, wenn man den verdammten Papisten, den Puritaner, den Socinianer, den Kalvinisten, den Anabaptisten und den Quäker insgesammt, gleich uns, das heilige Buch als das seinen angebringe, als das ihres Gottes und Glaubens in Anspruch nehmen und sie, wiederum gleich uns, behaupten hören, daß sie das Recht dazu besitzen, so kann man nicht umhin, einzusehen, daß die Bibel, wenn man sie ohne Kommentare und Erklärungen vertheilte, nicht nur nichts Gutes erzeugen, sondern sich im Gegentheil in den Händen des Volkes nur als schädlich erweisen würde. Ist es denn nicht in der That augenscheinlich, daß sowohl Papst als Socinianer die nämliche Bibel, jener in seiner eigenen Sprache, reden lassen und der Kalvinist, der Quäker und Baptist sie nach den Lehren seiner Sekte erklären wird? Unsehlbar müßten sich also durch diese Bibel-Vertheilung solche Lehren ausbreiten, die einst sür unsere heilige Religion traurige Folgen haben könnten. Wie führen aber noch ein Beispiel zur Bestätigung unserer Meinung an; man gebe z. B. einmal den Euklid oder Newton einem schlichten Landmann in die Hände und fordere ihn auf, dieses Werk zu erklären; wird er dies im Stande thun, wenn man ihm nicht Hülfe? Eben so, Mylord, ist es mit der Bibel in den Händen des gemeinen Mannes; denn wenn man sie ihm nicht erklärt, so wird er ihr einen falschen Sinn unterlegen."

So sprechen die Häupter des Lehrstandes, wenn es sich um ihr Interesse handelt. Aber, wird man sagen, diese Reden gehören ohne Zweifel nur wenig weisen, vorurtheilsfreien Männern, welchen dumpfigen Fanatismus an. Nein doch! Sie sind von den einflußreichsten Würdenträgern des hohen Klerus gehalten, in alle Journale eingerückt, zu mehrjährigen Predigten als Text benutzt, von den Eifrigsten als Meisterstücke der Beredsamkeit und Dialektik gepriesen und endlich von der Menge mit dem größten Beifall aufgenommen worden!

(Schluß folgt.)

Italien.

Leonzio Pilato, der erste Professor der Griechischen Sprache in Italien.

Bereits während sich das vierzehnte Jahrhundert seinem Ende, und mannigfache Bestrebungen, das Studium der orientalischen Sprachen aufs neue zu beleben, daran sich immer mehr knüpfte, bewiesen, war der Griechischen Sprache leuchtete ein günstigerer Stern; denn Leonzio Pilato, ein Calabrese, der im Besitz einer nicht gewöhnlichen Kenntniß der Griechischen Literatur war, besuchte auf einer Reise nach Avignon auch Venedig.

Boccaccio, dem die Pflege und Verbreitung der Griechischen Sprache im hohen Grade am Herzen lag, ließ diese günstige Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen, und suchte sich seine freundliches Benehmen gelang es ihm, Leonzio an sich zu fesseln. Er nahm ihn mit sich nach Florenz und erlangte für ihn nicht nur die Errichtung eines Lehrstuhls an der Florentinischen Universität, um die Ilias des Homer öffentlich zu erklären, sondern gewährte ihm auch Wohnung und Unterhalt in seinem eigenen Hause. Damit noch nicht zufrieden, verschaffte er ihm sogar einen Gehalt und sammelte auf eigene Kosten die Werke des Homer, den er zuerst von allen Italiänern privatim erklären hörte.

Den unermüdeten Bestrebungen des Boccaccio also verdankte Florenz den neuen Lehrstuhl der Griechischen Sprache, und ich weiß nicht, sagt Tiraboschi, ob man im Occident einem Lehrer ausfindig machen kann,

Während aber Boccaccio das Fortschreiten des Studiums der Griechischen Literatur zu befördern suchte, sah er sich leider bald in seinen Hoffnungen getäuscht; denn da er den Leonzio auf einer Reise nach Neapel mit sich nahm, gab er ihm so wider Willen Gelegenheit, hier seinen lebhaften Wunsch, nach Griechenland einen Ausflug zu machen, zu befriedigen, und er kehrte daher voll tiefen Schmerzes ohne seinen Freund nach Florenz zurück.

Der Sommer war seinem Ende nahe, als Leonzio sich zur Reise anschickte, ohne daß das schmeichelhafte Zureden der Petrarka im Stande gewesen wäre, ihn von seinem Vorhaben abzubringen; vielmehr ließ er sich bei seiner Abfahrt nach Griechenland sehr unmildig gegen Italien und dessen Bewohner aus.

Kaum hatte er jedoch das Ufer des ersehnten Landes betreten, so sandte er an Petrarka ein Schreiben, das wie Jupiterer sagt, länger als sein Haar und wilder als sein Bart war, worin er das unlängst von ihm verwünschte Italien bis zum Himmel erhebt und seinen Abschied gegen Konstantinopel ausspricht, das er vor kurzer Zeit noch für den wonnevollen Aufenthaltsort gläubiger Menschen gehalten hatte.

Petrarka schenkte jedoch diesem Wankelmuth seinem Glauben, sondern ließ sich vielmehr im Dezember desselben Jahres in einem aus Pavia datirten Briefe an Boccaccio folgendermaßen über Leonzio aus: „Mein, so sehr er mich auch bitten mag, er soll in meinem Namen nie, weder schriftlich, noch durch einen Boten, zurückgerufen werden; er bleibe da, wo er sein wollte, und lebe da in Vergnügniß, wohin er wollte! Hochmuth gezangen ist."

Obwohl ohne Antwort auf seine Briefe, zweifelte Leonzio doch nicht, in seinen Gönnern noch die ehemalige Freundschaft wiederzufinden, und in dieser Voraussetzung hatte er das Schiff, das ihn nach Italien bringen sollte, bestiegen, als er, bereits im Angesichte dieses Landes, während eines Sturmes von einem Blitz erschlagen wurde, der auf ihn und den Mast, an den er sich geklammert, niederfuhr.

Im Jahre 1365 beschreibt Petrarka, der nicht umhin konnte, einen solchen Verlust zu beklagen, mit dem lebhaftesten Bedauern seinen Freund Boccaccio das Schicksal, welches Leonzio betroffen.

Der Verfasser des Decamerone hat uns ein unvortheilhaftes Gemälde von seinem Gelehrten hinterlassen, denn er schildert ihn als einen Mann mit abschreckendem Aeußern, widerlichen Gesichtszügen, langem Barte, schwarzen Haaren, stets in tiefes Nachdenken versunken und von reden ungewöhnlichen Sitten, zugleich aber als höchst gelehrt in der Griechischen Literatur und als eine sast unerschöpfliche Vorrathskammer Griechischer Geschichten und Fabeln, wenngleich ohne sehr große Kenntniß der Lateinischen.

Das einzige Werk des Leonzio, das auf uns gekommen, ist die Uebersetzung des Homer; da nämlich dis zu seiner Zeit nur Bruchstücke einer alten Lateinischen Uebersetzung, die man in der Regel Pindar zugeschrieben pflegte, vorhanden waren, diese jedoch dem allgemeinen Wunsch der Gelehrten nicht genügten, so wandte Boccaccio seinem ganzen Einfluß an, um Leonzio zu einer neuen Uebersetzung zu verwögen; und es gelang ihm auch. Daher müssen wir sowohl dem Boccaccio sür diese seine Bemühung Dank wissen, als auch dem Leonzio Pilato sür eine überwolle Unterkennung zu Theil werden lassen, daß er den Homer zuerst aus dem Griechischen ins Lateinische übertrug.

Gaetano Calfino.

Die alten Italiänischen Romane.

Von Desdendente Sacchi.

Kürzlich gab sich Jemand die Mühe, mich in einem anonymen Briefe darüber zu belehren, daß wir eine recht alberne Bemerkung enthalten sey. Ich hatte nämlich in einem kurz vorher gerrucken Artikel gesagt, die Romanen-Literatur verfinge sich in Italien wenig, woraus denn mein Unbekannter mir bedeutete, daß es vor dem Erscheinen der Promessi Sposi gar keine Italiänische Romane gegeben habe und diese Zweig der Literatur, sofern er Italien angehört, erst im neunzehnten Jahrhundert dem altergrauen Stamme unserer Literatur ents sproßen sey. Es ist sonst nicht meine Gewohnheit, auf anonymen Briefen viele Umstände zu machen; allein der Irrthum, in welchem dieser neueste sich befangen zeigt, ist leider so weit verbreitet, und es thäten ihn so viele Andere meiner Landsleute, daß ich eine mäßlichst gründliche Widerlegung desselben sür meine Pflicht halte.

Der Roman bietet gleichsam ein Mittelding zwischen Poesie und Geschichte: er erzählt srohe und traurige Begebenheiten des Privatlebens, zeichnet Charaktere, schildert die Sitten des Zeitalters, die Tugenden und Laster der Individuen und läßt uns allen diesen Elementen das Total-Bild des Charakters einer Nation in einer gegebenen Periode durchempfinden. In diesem Sinne haben die antiken Völker des neueren Europa's schon beim ersten Erwachen ihrer Literatur Romane gehabt, und wir Italiäner nicht minder. Das Ilie und Ilie Jahrhundert bieten uns sogar eine reiche Auswahl romantischer Erzählungen, die sämmtlich, dem Geiste und der Geschmacksrichtung jener Zeiten analog, das Ritterthum zum Gegenstande hatten und historisches Material zu rein mittelalterlichen Dichterwerken lieferten, an welchem Italiens Muse so fruchtbar gewesen ist.

Wer semals in unserem Dante die ergreifenden Lebens-Scenen Francesca's gelesen oder von Ginevra und Lancilotte gehört, der wird wohl auch eine Art Schnsucht nach dem Roman empfunden haben, den die Nöthe und edlen Frauen des ritterlichen Jahrhunderts der Minne, und welchen Dante selbst einer Erwähnung würdigte. Es ist auch gar, außer Zweifel, daß dieser Roman in Dante's Zeit allgemein verbreitet war; denn noch jetzt bewahrt die Lorenzianische Bibliothek ein Manuskript desselben aus den ersten Jahren des 14ten Jahrhunderts, und im Jahre 1339 wurde er zu Venedig gedruckt, unter dem Titel: „Die berühmte und merkwürdige Geschichte des Lancilotto vom See*)." Er besteht aus drei Büchern in eben so vielen Bänden; die ersten zwei Bücher erzählen uns die Schicksale Lancilotto's und der Dame vom See, desgleichen sämmtlicher Ritter des Königs Arthur; das zweite Buch getraut der Thaten des Königs Artusius, und das dritte berichtet über die Abenteuer der dritten Person, welche von der Tafelrunde. Dieses ein Werk umfaßt also drei Romane, wenn auch die Schicksale Lancilotte's am schönsten erzählt sind. Es ist ein Buch voll wunderbarer Abenteurer, seltsamer Gebräuche und erhrender Schicksale; sein Stil zeigt uns die Muttersprache in ihrer herrlichsten Blüthe und reinsten Naivetät; dennoch ist es nicht minder entstellt worden.

In jene ritterlichen Zeiten gehört auch die „Geschichte des Joseph von Arimathia oder die Eroberung des Heiligen Gral's**). Dieses Buch ist so selten, daß nur Wenige es gelesen haben.

Wer hat nicht von dem Zauberer Merlin erzählen hören und,

*) L'illustre e famosa storia di Lancilotto del Lago.

**) Storia di Giuseppe d'Arimatia o la conquista del San Graal.

Digitized by Google

durch diese Erzählungen angeregt, nach genannter Kunstmeister alten Magie, der Zauberdrang- und Künste, der Hexen-Künste und Hexen-Sabbathe verlangt? Es giebt lange gelehrte Abhandlungen über diese Materien; wie viel schöner wär' es aber, durch die Lektüre eines ehrwürdigen alten Buches, das alle Gebräuche der fantastischen Kunst nau, gewissenhaft und fern von Systemsucht uns beschriebe, wir draußen vertraut zu werden? Wohlan, ein solches Buch ist vorhanden unter dem Titel: „Historia von Merlin, dem Zauberer". Es wurde 1379 ins Italiänische übertragen, erschien 1480 das erste Mal (zu Venedig) im Druck und erlebte während des folgenden Jahrhunderts fünf neue Auflagen, seitdem aber keine mehr. Eine Menge interessanter und höchst schätzbarer Beiträge zur Geschichte des menschlichen Aberglaubens wurden aus ihr kindlich harmlos und äußerthen in reinem schönen Italiänisch dargeboten.

Es giebt noch andere alte Romane, die man, gleich den eben erwähnten, nicht eigentlich Italiänische Original, aber doch nicht bloße Uebersetzungen nennen kann, weil die Bearbeiter derselben ihnen wenigstens die Farbe ihrer Zeit und ihrer Nation gaben. Dahin gehören diejenigen, welche die Geschichte Karl's des Großen und der Paladine betreffen; diese Romane lieferten das Historische zu jenen ritterlichen romanistischen Poesien und Gaukeleien, die uns Ariosto, Bojardo und Berni so vielen Genuß gewährten. Besonders gedenken wir der Reali di Francia und der Storia di Bovo d'Ancona, zweier Bücher aus dem 14ten Jahrhundert, welche von Treue und Galanterie viel zu erzählen wissen, wie die Hysterie des Lancelotte, doch mit dem Unterschiede, daß in jenen mehr sittliches Gefühl und ein feinerer Sinn für das Gegiemende walten, als in diesen. Guerra di Troja sind sich noch einen weiblichen Tugendspiegel und machen keine übergroße Ansprüche an den moralischen Werth ihrer Gelehrten, wogegen Duliana und Dufolina (die Heldinnen der oben genannten Romane) Reinem erlauben, daß er ihre Farben trage oder sich ihren Ritter nenne, er sey denn ein Kämpe ohne Furcht und ohne sonstigen Tadel. Diese Bücher, welches zuerst 1491 in Modena erschien war lange, durch Fehler entstellt, unter dem Volke verbreitet, bis der gelehrte Bartolomeo Gamba 1821 in Venedig eine korrekte Ausgabe besorgte. Die „Abenteuer des Guerrino Meschino" werden noch jetzt bloß von dem gemeinen Manne gelesen, weil sie von Druck- und Sprachfehlern wimmeln und auch wohl unverständlich sind. Es erwuchs das diese Romane, der uns ebenfalls in die Periode des großen Franken-Kaisers versetzt, Bilder, was die gebildetsten Leser fesseln könnte. Dazu ist er ein Italiänisches Original und, wie Quadrio meint, das Werk eines gewissen Maestro Antrea, der im 14ten Jahrhundert lebte. Gedruckt erschien er zum ersten Male in Pavia (1473).

Zwei andere Romane aus dem Jahrhundert des guten Stiles sind: „Die Abenteuer Rinaldo's von Montaldan", und „Rolpho's ritterliche Thaten". Eine dritte romanische Geschichte, die 1303 geschrieben wurde, liegt noch immer als Manuskript in der Laurenzianischen Bibliothek; sie führt den Verschollenen: „Buch eines Armen, der aus dem adligen Blute von Narbonne entsprossen war und der kluge Reime benannt worden"*). Diesem Buche hat Pulci den Stoff zu seinem Morgante entlehnt; es gehört unter die Titeln Bücher unserer Literatur und wäre, wenn es im Druck erschiene, dem Malespini und Compagni würdig zur Seite stehen.

Der Schauplatz dieser Ritter-Romane war gewöhnlich das Ausland, weil die während des Mittelalters ein Schwunge gedehnten Ritter-Sagen entweder die Paladine Karl's des Großen oder die Recken des Königs Arthur zum Gegenstand hatten. Da es in Italien keinen großen Fürstenhof gab, welcher der ganzen Ritterschaft des Landes als Sammelpunkt dienen konnte, so ließen die Italiänischen Schriftsteller schon bekannte Helden, besonders Franzosische und Englands, in ihren Erzählungen figurieren und kleideten sie nur in vaterländisches Kostüm. Oft ging man der der Wahl seiner Heroen sogar die ins Alterthum zurück; vor sich davon überzeugen will, der nur den „Trojanischen Krieg" des Guido delle Colonne, oder die „Thaten des Aeneas", von Fra Guido da Pisa, und er wird sehen, auf was für bizarre Weise diese guten Leute den Achilles, Hektor und Aeneas, die Andromache und die Königin von Karthago in eben so viele ritterliche Ritter und edle Frauen des Mittelalters zu umwandeln wußten.

Einen ganz Italiänischen Stoff wählte dagegen Busone da Gubbio in dem „Sicilianischen Abenteurer", einem Romane, der 1832 die neueste Auflage erlebt hat. Er spielt in der Periode der Sicilianischen Vesper und enthält die Geschichte von sieben Rittern, die auf Abenteuer ausgehen, zuvor aber sich verabreden, nach einiger Zeit an einem bestimmten Orte wieder zusammenzutreffen zu wollen. Die Erzählung der mannigfachen Glücksfälle dieser ritterlichen Wanderer und die Schilderungen der Sitten jener Epoche sind eben so einfach, als anmuthig und elegant.

Dreyerlei Schriftsteller endlich, welcher sein Zeitalter mit so unverbrauter Meisterschaft in dem unvergleichlichen Novellen-Kranze abbildete, giebt uns auch in seinen eigentlichen Romanen — Fiammetta, Ameto, Filotopo, Urbano und Corbaccio — das getreue Bild jener Zeiten. Zwar entbehren Boccaccio's Romane des Zaubers, der über sein Decameron ausgegossen ist; sie halten das Interesse nicht in so gleichförmiger Spannung; aber wir fühlen uns doch bei ihrer Lektüre ganz entzückt aus der Gegenwart; Alles steht lebendig und wahr vor uns, der Ritter im Kampfe und als Treubbour, die Turnier und die Liebesbäder, wo edle Frauen zu Gerichte saßen.

Ein Italiänischer Original-Roman von kleinerem Umfang ist die „Liebes-Geschichte (Historietta amorosa) von Leonora de Barbi und Apollino Bondremonte", welche 1471 in Florenz zum ersten Male gedruckt wurde.

Alle Romane, deren ich bis jetzt gedacht, gehören, wie schon bemerkt, dem goldenen Zeitalter unserer Literatur an. Dasselbe kannten die Dichter und förderten eine Ueberfülle romantischer Poesie zu Tag. Im 17ten Jahrhundert deßhalb man sich wieder des Romanes in Prose und besonders wurde Italien damals mit Uebersetzungen Spanischer Romane überschwemmt. Auch das 18te Jahrhundert hat viele Italiänische Romanverschreiber aufzuweisen, die auf Chlori, der jetzt vergessen ist und einst nur allzu berühmt war. Zu Anfange unserer Jahrhunderts bewies Ugo Foscolo, daß eine großartige poetische Natur in Italiänischer Prosa die plastische Vollkommenheit Goethe's erreichen kann.

Wenn man unserer alten, jetzt selten gewordenen Romane aus den 14ten und 15ten Jahrhundert dem schönen Geschlecht in einer elegant ausgestatteten Sammlung präsentierte, so würden unsere Damen die Möglichkeit daraus lernen, und die junge Italiänische Welt würde über haupt zu der Ueberzeugung gelangen, daß unser mütterlicher Idiom die echte Sprache der Galanterie und der Liebe ist. Ich behaupte sogar, daß die Geschichtungen der gewaltigsten Dichter Italiens nur nach vorgängiger Lektüre jener bestbaren Urbertreffe wahrhaft verstanden und gewürdigt dürfen werden können.

Mannigfaltiges.

— Briefsammlungen unserer Zeit. So wie früher von Coleridge, so sind auch jetzt von dessen Freund Charles Lamb, dem Verfasser des Elia und vieler geistreicher „Essays", gesammelte Briefe, verbunden mit einer von Talfourt abgefaßten Biographie, erschienen.*) Coleridge und Lamb gehörten zu denjenigen, deren geistiges Leben mehr selbst mitgeteilt haben möchte, um die eigene Seele empfänglicher, vorbereiteter und gereifter für künftige Bestimmungen zu machen. Das eben ist es auch, was einen so großen Reiz ihrer Briefe und vertrauten Unterhaltungen ausmacht, daß sich darin ein menschliches Herz ohne allen Zwang ausspricht, daß dem so oft das größere Publikum tritt, dessen Gegenüberstehen schon dem Gedanken des Schriftstellers eine feste Färbung und einer andere Richtung, als die ursprüngliche, oder nur von Herz zu Herz verständliche, gegeben hat. Ferner wir uns daher, daß gerade unsere Zeit, und daß namentlich Deutschland so reich an solchen Briefsammlungen ist, und daß wir sie von unseren reichsten Briefschriftstellern erhalten haben. Die Edinburgh-Review (Nr. CXXXIII) äußert sich über die Briefsammlungen unserer Zeit folgendermaßen: „Unser Vorfahren mögen eben so viel wünschlich sich unterhalten haben, als wir, schriftlich aber geschah es weder so häufig, noch in so vortrefflicher Weise. Briefe, die bloß um ihrer selbst willen geschrieben werden, sind ein Produkt unserer Zeit und eine von den edelsten Früchten unserer Civilisation. Damit sie aber werden konnten, was sie sind, mußte die Gelegenheit erst gegeben seyn, Briefe eben so leicht abzusenden, als sie zu schreiben. In Alterthum und im Mittelalter ist jedoch das Eine wie das Andere sehr schwierig gewesen. Nur wenige Personen mögen wenige Jahre hatten das Schreiben überhaupt gelernt; demnächst aber war auch das Schreibmaterial höchst umgeschickt und jeder Brief eine Art von Pergamentrolle; bedenkt man dabei, daß auch die Communicationen überaus prekär und kostspielig waren, so kann man es nur bewundern, daß die auf uns gekommene Briefe Literatur des Alterthums und der folgenden Zeit noch so reichhaltig ist, als man sie unter solchen Umständen nennen kann. Der Pedantismus, der eine Zeit lang die neuere Gelehrsamkeit beherrschte, hat ebenfalls nicht wenig dazu beigetragen, gerade den vertraulichen epistolarstil nicht aufkommen zu lassen. Bischof Sprat litt Cowley's Korrespondenz vernichten, und zwar aus Gründen, die gerade sie ihre Erhaltung hätten sichern sollen. Er sagte, daß deutschen Ihren gefangen, als er seine Briefe schrieb, weshalb sie denn auch eben so wenig Briefe, d. h. Herzensergießungen zu nennen sind, als man seinen übrigen Homer mit dem wirklichen vergleichen kann. Man wüßte Pope gewiß sehr unrecht thun, wenn man glaubte, daß er mit seinen Freunden eben so gesprochen hätte, wie er mit ihnen schrieb. Die guten Briefe der neueren Zeit waren von Frauen geschrieben, und Briefe dürften auch immer wohl ihr eigenthümliches Geistesprodukt bleiben. Frauen, die vor der Pedanterie der Buchgelehrsamkeit in der Regel bewahrt sind und die in der Gesellschaft mehr Gelegenheit haben, die Kunst, zu gefallen, sich anzupassen, dann natürlich zuerst darauf, die anmuthige Leichtigkeit und Freiheit des täglichen Lebens in ihren Briefen auch wiederzugeben. Die Briefe der Lady Mary Wortley Montague sind denen von Pope eben so überlegen, als es die der Frau v. Sevigné denen von Voltaire, Balzac und St. Evremont sind." — Gegenwärtig ist die Kunst des Briefschreibens um so allgemeiner verbreitet und um so höher geflogen, jemehr auf der einen Seite die Schul- und auf der anderen die Postmeister dem Bedürfnisse entgegengekommen sind. Jeder Tag schafft, ihnen selber unbewußt, neue Menschencharaktere, die ihre Beobachtungen in Briefen niederlegen, und jede abgedruckte, jede aufgefundene Post bringt vielleicht in bisheriderer Fülle mehr frischtragenden Geist, als oft eine ganze Bücherreihe. Wer immer verdaue! Ist es doch besonders die Liebe, die sich gern in Briefen ausspricht; so mag denn unsere Zeit, wie an jenen gesammelten Reliquien, auch immer reicher an Liebe werden!

*) Vita del Povero nato del gentil sangue di Narbona detto il Povero arrabolie

*) The letters of Charles Lamb, with a sketch of his life. By Thomas Noon Talfourd. 2 vols. London, 1837.

Herausgegeben von der Redaktion der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Thlr. (½ Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin

für die

Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Blatt in der Exp. der Allg. Preuß. Zeitung in Berlin, in der Expedition (Madern-Etage Nr. 24); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 153. Berlin, Freitag den 22. Dezember 1837.

Frankreich.

Das Thal der Arriège und die Republik Andorre.

Von Michel Chevalier.

Das Thal der Arriège ist bis in die Gegend von Pamiers schön und fruchtbar. Wälder der Vorzeit nicht von malerischen Hügeltrieben begränzt, so könnte der Reisende leicht annehmen, er befinde sich noch in der angebeteten und üppigen Ebene von Toulouse. Oberhalb Pamiers rücken die Hügel einander näher und schwellen zu Bergen an; die Landschaft wird wilder, das Klima rauher, der Boden karger bebaut. Dem Wanderer belohnt dieser Wechsel der Scene ganz wohl, wenn das Wetter schön ist; denn unter einer glühenden Sonne nehmen sich die Berge immer prächtig aus, wie dünn gesäet auch das Grün sey, das ihre Abhänge bekleidet. Aber selbst der enthusiastischste Liebhaber einer rauhen Gebirgs-Landschaft mit ihrem ewigen Schnee und ihren lebendigen Quellen zieht sein Herz bestimmt, wenn er jenseits Tarascon gegen Viehoffoo hinaustieht. Man glaubt wirklich, in eine Gruft oder in die Behausung verwünschter Geister zu treten, wenn man die Schlucht la Raunade passirt, wo die Arriège durch Granitfelsen ihren Weg gebahnt hat. In beiden Seiten erheben sich ungeheure nackte Felsenmassen, die selbst hier, wo der Landmann seinen Karbpoll Erde, den der Regen ins Thal gespült, zu nützen sucht, ohne Anbau geblieben sind. Nur die alten Ritter wagten es, an diesem Orte des Grauens zu wohnen, wie das Schloß Miglos beyzeugt, dessen ziemlich wohlerhaltene Thürme noch Zinnen von einem der dem Gipfel benachbarten. Erst in der Nachbarschaft des Städtchens Tarascon bemerkt man sich die Gegend und mit einem Male sehen wir das interessanteste Panorama, wo der Mensch und die Natur im Bunde gewirkt haben, vor uns aufgerollt: große Dörfer, deren Bewohner in blühendem Wohlstande leben, und majestätische Berge mit dem reichsten Anbau. Neben unweitlichen Tropfstein-Grotten erheben sich andere nicht minder tiefe und geräumige Höhlen aus, an welchen der Mensch Jahrhunderte lang gearbeitet, um das Eisen dem Schooß der Erde zu entziehen; die Funken aus den Oefen der Eisenhämmer erblicken auf Druiden-Denkmalen, auf Thürmen, die Karl den Großen Obdach gewährten. Mitten durch diese Landschaft windet sich die Arriège ihre brausenden Wellen, und den ganzen Horizont umgränzt eine breitzackige Reihe von Gipfeln, deren Formen sehr verschieden sind, fernachdem Granit, Schiefer oder Marmor die Substanz ist, je nachdem die verwitterlichen Erschütterungen des Erdballs und die unterirdischen Feuer mehr oder weniger auf sie eingewirkt haben.

Jener Berg, der alle übrigt beherrscht, ist der Montcalm, einer der höchsten Gipfel der Pyrenäen; favre andere ist der Bassiéssès, den seine fetten Weiden in Ruf gebracht. Der Käse, die man auf diesem Berge bereitet, sind allein von dem Anathema ausgeschlossen, das Langedoc's Gastronomen gegen alle übrige Käse des Landes geschleudert haben. Dort erhebt sich der eisenhaltige Rancié, dessen Eingeweide gegenwärtig durchwühlt werden. Der Einsen thronen der Col de Sem, neben welchem ein einsamer von einem Granitfelsen gebildeter Gipfel emporragt. Dieses Felsenspitzel tragen drei kleine Bäche, die, gleich den Beinen eines Dreifußes, den Tag hindurchschimmern lassen. Auf diesem Felsen saß in der Druiden-Zeit das Blut der Menschenopfer, und man bemerkt noch an der Oberfläche eine trogförmige Höhlung, welche als Blutbecken diente. Zur Rechten wacht uns der Col de Lhers, welcher nach dem gleichnamigen in den Annalen der Geologie berühmten Teiche führt. Im Hintergrunde des Thales ragt der Zinckes Biedefos; am Abhange der Berge gewahren wir die Dörfer Sue, Tanat, Dhier und Dens. Den Bewohnern von Dhier erhielte Karl der Große das Privilegium, ohne Kleidung Schwerter zu tragen.

An der einen Seite von Biehoffoo führt eine Straße im Zickzack aufwärts nach den Minen; ein prächtiger Wasserfall von zweihundert Fuß Höhe, der zwischen überhangenden Tannen herabstürzt, macht diese Straße sehr malerisch. An der andern Seite von Biehoffoo, auf einem großen abgerundeten Hügel, bemerkt man die Trümmer einer alten Befestigung: hier stand das Lager von Montreal, das eine Zeitlang den Soldaten und den zwölf Paires des großen Frankenkaisers als Aufenthalt diente.

Ich breche hier meine Beschreibung ab, um auf einen Gegenstand zu kommen, der interessanter ist, als die Configuration des Bodens oder die kleinernen Denkmäler aus Vorzeit und Mittelalter: ich meine die heutige Bevölkerung dieser Thäler und Berge.

Die großen modernen Erfindungen und Reformen in jenem Zweige der Industrie und des Staatslebens sind mir sehr willkommen und erfreulich; dessenungeachtet muß ich bezweifeln, ob die Menschheit jetzt auch besser, glücklicher und zufriedener sey, als vor Jahrhunderten. Die Annalen der Gerichtshöfe und die Listen der unehelichen Kinder schrieen sogar zu beweisen, daß das Sittenverderben mit der Volks-Aufklärung gleichen Schritt hält; und wirklich können schon wenige Personen darüber nach, wie man die Reform selbst reformiren, das heißt, durch Läuterung und Moralstrenge wahrhaft segenreich machen könne. Diese Wermüthe sind aber nicht die einzigen, welche das neue Reformenwesen treffen. Seine wunderbarsten Ergebnisse, auf die wir mit dem größten Recht stolz sind, schienen alle Poesie aus der Welt zu treiben, indem sie der Menschheit einen gar zu monotonen Charakter gäben; und wird man es nicht vor lauter Nivellirung endlich dahin bringen, daß selbst die Persönlichkeit des Individuums untergeht? Wird nicht jede zartere Gemüths-Regung unter der Last des Positiven erdrückt werden?

Was mich hier in den Pyrenäen bezaubert, das ist eben die Abwesenheit aller unsern Civilisations; hier sehe ich noch reiche Mannigfaltigkeit, Buntheit und Poetisches, an Menschen und an Dingen. Jedes Thal ist eine Welt für sich, von der benachbarten Welt eben so verschieden, wie Mexiko vom Kroatis; jedes Dorf ist ein Staat, eine Art von Staat, der seinen eigenen Patriotismus hat. Auf jedem Schritt entdecken wir neue Typen, neue Formen, andere Meinungen, andere Gewohnheiten, andere Gebräuche. Selbst die unmittelbar liegenden Thäler haben einen Abglanz dieses buntscheckigen Charakters bekommen. Außerhalb Stunden von dem mönchisch mittelalterlichen Pamiers treten wir in das vollkommen büreaukratische Foix, treffen Haupt-Bevölkerung Regierungs-Bäume und Handlungs-Kommis bitten, und wo kein Stein auf dem andern ist, da sind wir hinter, wenn im Mai, die Gendarmerie, das Gefängniß und das Schuldgebäude wegschaffen wollte. Eine Stunde von Foix liegt Lavelanet, ein Manchester in Miniatur, wo Jedermann spinnt, webt oder krämpelt, wo fast nur Fabriken und Manufakturen zu schauen sind.

Aber mitten im Gebirge werden die Uebergänge noch schroffer, die Kontraste noch auffallender. Da finden wir abwechselnd Thäler, wo nur Ackerbauer wohnen; andere, die nur von Viehzüchtern, und wieder andere, die nur von Bergleuten bewohnt sind. Jenes Dorf zur Rechten steht im Rufe großer Thätigkeit und Spartsamkeit, während in dem Nachbar-Dorfe zur Linken der ganze Ertrag der Roberer Wohlstand sich bekennt.*) In Sem sind alle Familienhäupter, selbst wenn sie keinen Buchstaben lesen können, mit den Physikern des gerichtlichen Versahrens vertraut; die Natur hat sie Alle zu Advokaten gemacht, während ihre Nachbarn in Goulier mit Leib und Seele der Gastronomie huldigen. Der berühmteste Arzt des Landes beschied mir einige Frühstücke, Versperbrode und Mahlzeiten, deren er eingedenkt hat, und die selbst Lebemännern Respekt einflößen könnten. Einer der ersten Gourmands von Goulier war von einem tüchtigen Hochzeitsschmause heimgekehrt; da ihm aber die Zeit bis zum Abendessen sehr lang wurde, so verzehrte er noch eine gebratene Gans und einen Schinken, von denen er ein durchschnittenes Stück des Morgens zum Gabelbissen hinlegte. Der erwähnte Doktor, verschrieb mir, er habe mit eigenen Augen gesehen, wie zwei Bergleute aus Goulier an einer Wirthstafel gemeinschaftlich zwanzig Kilogramm Fleisch, zehn Kilogramm Brod und zwölfzehn Litres Wein (das Litre wiegt ein Kilogramm) zu sich nahmen; jeder dieser Fest-Ungeheuer aß also sechzig Französische Pfund schwer, als es von der Mahlzeit aufstand.

Die Kontraste in Natur und Menschenleben, welche dieses Gebirgsland uns bietet, haben auch auf die politische Verfassung zurückgewirkt. Nur wenige Stunden von hier dehnt sich das Thal Andorre aus, ein kleiner Freistaat, den der Genius der Freiheit in seinen besondern Schutz genommen haben muß; denn dieser Freistaat existirt schon ein volles Jahrtausend. Das Thal hat die Form eines Y; d. h. es spaltet sich in der höheren Region in zwei Thäler, die von den Flüssen Embalire und Ordino durchfurcht werden. Gewaltige Höhenzüge, die sechs Monate des Jahres ganz unzugänglich sind, trennen es von Frankreich. Als Karl der Große um Jahr 790 gegen die Mauren in Spanien zu Felde zog, schlug er sie in einem Thale, das an die Republik Andorre gränzt und noch jetzt seinen Namen (vallis de Carol) führt. Die Andorrenser nahmen das Herr Karl's des Großen freundlich auf und zeigten ihm den Weg durch die Engpässe von Catalonien. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst ertheilte sie Karl für unabhängig und gebattete ihnen, sich nach eigenem Gesetzen zu regieren. Sein Sohn, Ludwig der Fromme, gab den Andorrensern eine Verfassung, die bis auf den

*) Dieser Wahlspruch sautet: Por est una chiovitre et il faut savoir s'en servir. *

Digitized by Google

heutigen Tag ihre alten Formen und Namen bewahrt; so z. B. heißt noch jetzt ein Theil des Zehnten der Stadt Andorre das Karlovingische Recht.

Andorre's Privilegien blieben durch alle Stürme des Mittelalters ungefährdet. Als auf Heinrich IV. stand der kleine Freistaat unter dem nicht eben lästigen Schutze der Grafen von Foix und der Bischöfe von Urgel; von Heinrich's Zeit an trat aber die Französische Krone in die Rechte, welche bis dahin den Grafen von Foix zustanden. Im Jahre 1793 wurden die Verbindungsfäden zwischen Frankreich und Andorre unterbrochen; aber Napoleon stellte sie 1806 wieder her. Diese Oberwaltung, der die Neutralität seines Landes und die Rechte seines Fürsten ehrte, sobald sie nicht mehr in seine Pläne paßten, unternahm es während der ganzen Dauer seiner Regierung, trotz des Krieges mit Spanien und der Nachbarschaft Mirat's, nicht ein einziges Mal, der Neutralität von Andorre auch nur ein Haar zu krümmen. Ihr entwichen nu die 6000 Bewohner dieses Pyrenäischen Sau Marino an Frankreich einen jährlichen Tribut von 960 Franken; eine gleiche Summe zahlen sie an den Fürstbischof von Urgel, und auf diese Weise erhalten sie sich mit der geistlichen wie mit der weltlichen Macht in guten Verhältnissen.

Man zählt in Andorre sechs Gemeinden und einige zwanzig Dörfer. Dies kleine Hirtenvolk ist, obgleich von Patriarchen regiert, noch nie auf den Gedanken gekommen, die Geschichte des Nonnitianischen Berges zu erneuern, geschweige denn, daß man bei ihm von einem 10. August, einem 2. September oder 18. Brumaire-Geschäfte, oder einer Jacksonianern gehört hätte. Und doch finden wir hier den echten Geist pyrenäischer Unabhängigkeit. Wer von Paris nach Andorre kommt, der traut seinen Augen kaum. „Wie!“ ruft er verwundert aus; „die Apostel der Revolution, die Rousseau's und Voltaire's, die Mirabeau's und Dantons haben das Gespenst der Reform durch ganz Europa und sogar jenseit der Meere wiederhallen lassen; auf ihren Ruf ist, wie auf den Stab der Posaunen vor Jericho, das ganze Bauwerk der Vergangenheit um Andorre herum zusammengekracht, und nur in diesem kleinen Thale hat es sich unversehrt erhalten! Hier sind ich Register des Civil-Stands in den Händen der Geistlichkeit — ein Besitzrecht, das solchen Alter und mit solcher Konfessung aufrecht erhalten, daß manche Familie schon seit sieben- bis achthundert Jahren im Besitze desselben Beerdigens ist, ohne dieses Beerdigen irgendwie vermehrt oder vermindert zu haben — eine große Ungleichheit der Stände, oder wenigstens sehr reiche Leute neben sehr armen — beständige Thätlichkeiten, unregelmäßige Vermögensverschiedungen durch andere unträgliche Kennzeichen des überwiegenden Aristokratismus — und Alles dies erduldet man ohne Murren, ohne Klage.“

Dieses Räthsel löst sich von selbst, wenn wir bedenken, daß der Gürtel von Gebirgen, welcher Andorre umzieht, für dieses Ländchen eine Schutzwehr Mauer ist — daß Andorre noch im ausgedehntesten Grade den patriarchalischen Sinn bewahrt, der ehemals gewesen ist, wo jenem unermeßlichen Reiche, welches ehm so viele Millionen Einwohner zählt, als in Andorre Jahrede leben, eine tausendjährige Stabilität zu sichern — daß endlich dieses anscheinbare Ländchen seiner Religion und seinen eigenthümlichen Sitten treu geblieben ist. Wenn die Pateiper von Andorre zu befehlen verstehen, so wissen sie in Mehrheit auch zu gehorchen; wenn sie ihre Rechte kennen, so ehren sie auch ihre Pflichten. Sie üben ihr Patronat auf eine weit freiinnigere Weise, als die Französische Reisterate jemals getban. Die Familien-Häupter und Familienväter erfassen niemals den Vorschlag, sie machen keine Art von unnöthigem Aufwand und verwenden ihr ganzes Einkommen auf Kleidarbeiten und Viehzucht. Der arme Bauer, dessen Hütte an die Besitzung des Gutsherrn stößt, theilt die Arbeiten seiner Kinder und ihre Mahlzeiten; seine Kleider sind, wie das Kleid des Herrn, aus Wolle seiner Heerde gewebt; an Festtagen glänzt man ihn dieselben Erzgürtschleifen; er wird nie gedemüthigt, nie mißhandelt. Das Volk, weit entfernt, den Reichen nun sein Glück zu beneiden, ehrt ihn, wie seine Obrigkeit, liebt ihn, wie seinen Wohlthäter und betrachtet sein Gut als eine unerschöpfliche Werkstatt, in der es beständig Arbeit und Brod finden kann.

(Schluß folgt.)

England.

Die Universitäten Cambridge und Oxford.

(Schluß.)

Wir haben nun Ihre den Ursprung der Englischen Universitäten und die auf denselben herrschenden Mißbräuche zur Genüge geschrochen; daher wollen wir jetzt die Lehrmethode, die man zu Oxford und Cambridge befolgt, betrachten.

Den Besuchen der Deutschen Universitäten zufolge sollen die Studenten ten regelmäßig die Vorlesungen besuchen, und zwar ist dies eine so unerläßliche Bedingung, daß sie ohne deren Erfüllung nicht ihre Examina ablegen können; man sieht sie daher auch zu Ende des Semesters die Zahl der Professoren belagern, um sich von denselben die Zeugnisse ihres Fleißes ertheilen zu lassen. Das ist allerdings eine sehr vortheilhafte Einrichtung; von den Vorlesungen sind ferner die der Brodstudien gar beauchtenen und diesen poetischen Geist in Bezug auf wissenschaftliche Ausbildung und in manchen anderen Dingen noch haben wir Engländer mit den Deutschen gemein. Gleich diesen berechnen wir, wie viel noch beendigter Erziehung uns die verschiedenen gepriesenen Pfunde, Shilling und Pfunde weiteren einbringen werden; nichts ist jedoch für das allgemeine Interesse der bürgerlichen Gesellschaft schädlicher als eine Erziehung, die den Menschen nur für einen bestimmten Stand ausbildet. Ohne Zweifel kann er auf diese Weise sein materielles Wohlergehen befördern und Reichthümer anhäufen, aber ein so beschränkter, stets auf den Gelderwerb gerichteter Sinn vermag nie eine große, erhabene Idee zu ergreifen, und wenn er sie ergreift, so besitzt er weder Muth noch Kraft, sie auszuführen. Auch lord Bacon war dieser Meinung und stimmte darüber, daß unter so vielen Kollegien in Europa kein einziges existirt, welches der Pflege der schönen Künste und Wissenschaften oberstimmtes vorhanden wäre; wenngen er auch den Universitäten Oxford und Cambridge die reichen Dotationen verlieh, die er zu jenem Zweck bestimmte.

Aber im Gegensatz zu den Deutschen widmen wir uns auf unseren Universitäten nicht auch den Studien der Medizin und der Physik, als Beschäftigung; denn das sie diese Wissenschaften bestimmte Domizil-Kollege in Cambridge ist fast ganz verödet. Die Vorlesungen werden von zwei Professoren gehalten, von denen der eine Doktor der Rechte, Magister der Philosophie und seit zehn Jahren Mitglied der Universität, der andere Doktor der Theologie, gleichfalls Magister der Philosophie und bekleidete seit zwei Jahren ein Amt ist. Jeder von diesen zwei Professoren erhält 200 Pfund jährlichen Gehalt. Die medizinischen Vorlesungen beschäftigen sich auf anatomische Pathologie; von einer Klinik und praktischen Kursen aber weiß man nichts. Wer Baccalaureus der Medizin werden will, muß vorher Baccalaureus der Philosophie geworden sein und demnach die Examina der Sittlich, der Principien der Algebra, die geradlinige und sphärische Trigonometrie, die Kegelschnitte, Mechanik, Hydrostatik, Optik, die Principien des Newton, das Griechische Testament, die Philosophie des Paley, die Essays von Locke, die Logik von Duncan und die Griechischen und Lateinischen Autoren, mit einem Wort, alles das bestehen, was er nicht zu wissen braucht; hingegen weiß er sehr wenig Chemie und Botanik. Kurz, mit den medizinischen und juristischen Studien ist es in Cambridge und Oxford sehr schlimm bestellt; da aber diese Fakultäten Privilegien und Fellowships besitzen und besonders die Universitäten von dem Englischen Adel bereit sind, das ganze Jahr hindurch Lektionen zu versehen, die eine genaue Beobachtung der 39 Artikel der herrschenden Kirche beschworen haben, so wird man noch lange Baccalaureen und Licentiaten der Rechte und der Medizin creiren; am meisten zu beklagen sind jedoch die Kleriker und Patienten, die ihr hoher Sinn so unzeschicklich machten in die Hände liefert.

Einen Mangel jedoch haben unsere Universitäten mit den Deutschen gemein, es fehlt ihnen nämlich an einer guten Gymnasiik. Freilich legen viele Leute auf letztere nur wenig Werth; einige behaupten sogar, daß die so kostbare auf derzlichen Uebungen verwandte Zeit für die Wissenschaft verloren sei und sodann demgemäß die Unterschätzung der Studien. Allein Personen, welche, wie Milton, so wie der Geschichtsschreiber der verflossenen Jahrhunderte, dachten in dieser Beziehung ganz anders, und Milton war ein eben so guter Schütze als gelehrter Hellenist. Aber wie, — sollte die Unbildung der physischen Kräfte gar keinen bestimmten Einfluß auf die Geistesthätigkeit ausüben? Macht denn physische Schwäche und ein feiglicher Charakter nicht die Seele krank, und schließt sie nicht die Einbildungskraft in hohen Grade? Man betrachte nur einmal jenen Deutschen Professor; Niemand kultet mit mehr Beharrlichkeit und Ausdauer; sieht man ihn aber aus seiner Arbeitsstube hervor, so findet man nirgends einen Menschen, der weniger tauglich wäre, als er, einer anderen Physischen Kraft sich zu bedienen. Alle ganz Geschriftsteller der verflossenen Jahrhunderte, dachten in dieser Beziehung ganz anders, und Milton war ein eben so guter Schütze als gelehrter Hellenist. Aber wie, — sollte die Unbildung der physischen Kräfte gar keinen bestimmten Einfluß auf die Geistesthätigkeit ausüben? Macht denn physische Schwäche und ein feiglicher Charakter nicht die Seele krank, und schließt sie nicht die Einbildungskraft in hohen Grade? Man betrachte nur einmal jenen Deutschen Professor; Niemand kultet mit mehr Beharrlichkeit und Ausdauer; sieht man ihn aber aus seiner Arbeitsstube hervor, so findet man nirgends einen Menschen, der weniger tauglich wäre, als er, einer anderen Physischen Kraft sich zu bedienen. Alle ganz die angestrengten Studien entkräftet, ist sein Körper oft zu 30 Jahren schon gebrechlich und der Lohn seiner Arbeiten verloren.*)

In Oxford und Cambridge ist also weder Gymnastik, noch auch ein gründliches Studium der Medizin, der Physik, der Chemie oder Botanik zu finden; ebenso wenig das der Statistik, Kameralia, Mineralogie, Geologie und Naturgeschichte überhaupt liegt fast ganz darnieder, und ungeachtet der großen Fortschritte, welche die Psychologie in neuerer Zeit gemacht, hat dennoch diese schöne Wissenschaft keine andere Hilfsmittel als die Werke von Locke und Mackintosh. Diese gänzliche Vernachlässigung ist, wie man sagt, gerade die Folge der neuesten Aufnahme dieser Wissenschaften in den Kreis der Universitäts-Studien und des unbezwinglichen Widerwillens, den die Verbreiter der akademischen Phasen gegen alle Neuerungen haben. Wie soll man aber die fast gänzliche Vergessenheit rechtfertigen, in die das Studium der orientalischen und fast aller anderen lebenden Sprachen gerathen ist, da doch dieses Studium für das Land eine so große Quelle von Wohlstand, Reichthum, Diplomaten, Philosophen und Linguisten sein würde!

Was treibt man denn nun aber auf den Universitäten zu Oxford und Cambridge? Die mathematischen Wissenschaften, die klassischen Sprachen und die Theologie, das sind die Beschäftigungen der Englischen Hochschulen, und die Beförderung dieser Studien durch die Verbindungen und alle Bemühungen der Professoren. Die Scholarships und Fellowships, die bei diesen Fakultäten hohen Adel der Sammlichen vorhandenen ausmachen, die zwei goldenen Medaillen des Kanzlers, denn denen der 15 Guineen werth ist, die vier Preise seiner zu 35 Guineen, die vier Universitäten von den Parlaments-Mitgliedern, die Preise der Smithsche Preis von 25 Pfd., der Norrische Preis von 12 Pfd., und der Seatonische Preis von 40 Pfd. — das sind die Belohnungen, die den Wetteifer des Studenten erregen sollen, oft aber ein ganz anderes Gefühl in ihnen erwecken, nämlich das des Neides.

In der Organisation des Pariser Universität finden sich gleiche Irrthümer vor, obgleich das Studium der Naturwissenschaft auf entgegengesetzten Prinzipien beruht. Wetteifer und zwar die zu Ehrenmal gereichenden Wetteifer ist der vorzüglichste Stimulus der Französischen Erziehung. Was Andorre ist die allgemeine Preisbewerbung, an der die 8 Königlichen Kollegien der Hauptstadt Theil nehmen als eine Centralisation des Unterrichts zum Nachtheil der Provinzial-Anstalten? Das ist aber noch nicht Alles. Denn aus diesem Konkurs entspringt eine Ausbildung der Schüler in den Kollegien, welche die Professoren, angenommen selbst, daß sie volles Talent, Eifer und Thätigkeit besäßen,

*) Mit den Deutschen Studentgelehrten, wie sie schöner so häufig waren und wie sie das Ausland immer noch als Muster aller Fleiß und gründlichen Studienmäßig sich bildet, ist es indessen jetzt auch nicht weiter so arg.

Digitized by Google

dennoch ihre besondere Sorgfalt nur auf die sächsischen Zöglinge zu verwenden nöthig, und gleichwohl ist die wissenschaftliche Ausbildung der vorzüglichsten derselben oft nur dem Anschein nach gelungen, da es in der That nicht selten geschieht, daß eine oder die andere Anlage des Zöglings mit Vernachlässigung der übrigen ausgebildet wird. So bemerkschaftigt sich der Eine jahrelang nur mit Latein, der Andere nur mit Griechisch oder der Mathematik, um bei der öffentlichen Bewerbung einen Preis zu erlangen, während die übrigen Schüler ihre ganze Studienzeit hindurch völlig vernachlässigt werden. Hieraus entspringt natürlich der Verfall der Vereinigungsschule, indem ihrer Vorsteher Ehrgeiz und ein in weiteren Kreis wissenschaftlicher Ausbildung der meisten Zöglinge in Pacis, daß sie bei ihrem Austritt ins Leben für gar keinen Stand tauglich sind.

In den obengenannten Belohnungen kommt auf den Englischen Universitäten nun noch der sogenannte Fellow d. h. der Beisitzer, derjenigen jungen Leute, die sich im Laufe des Jahres in ihren Studien ausgezeichnet haben; letzteres sind entweder klassischer oder mathematischer Art und die Listen werden zweimal jährlich in der Universität bekannt gemacht. Der mathematische Trupos ist eine unerlässliche Bedingung des philosophischen Baccalaureates; denn wer kleine Grade erlangen will, muß zuvor optimo sein, d. h. es muß seiner mathematischen Fähigkeit eine ehrenvolle Erwähnung auf dem Tripos stattgefunden haben; doch ist dies eine ungerechte Bedingung. Freilich giebt es nichts des Fleißes Würdigeres, als ein gründliches Studium der Mathematik, und wichte Köpfchereien als die Bewährungen der Professoren, die diese Wissenschaft mit besonderer Liebe schätzen und pflegen, mag daß zu bedauern; denn gerade ihr verdankt England einige seiner größten Männer, wie Herschel und den großen Newton. Jedoch kann man nicht leugnen, daß sich sehr leicht Mancher, der in der Integral- und Differential-Rechnung nur mittelmäßig ist, gleichwohl in anderen Wissenschaften auszeichnen kann. Die meisten großen Namen, welche auf der politischen Arena glänzen, sind, wenn wir dem Tripos glauben, nur mittelmäßige Mathematiker gewesen. Allerdings wendet man ein, daß das Studium dieser Wissenschaft den Geist gelenk und geschmeidig mache, die Fassungskraft schärfe und ungemein geeignet sey, die Entwickelung des Verstandes zu befördern; man würde aber durch das Studium jeder anderen positiven Wissenschaft, z. B. der Logik, denselben Zweck auf rascherne und daher vortheilhaftere Weise erreichen, vorausgesetzt natürlich, daß der Geist des Zöglings sich dazu geeigneter zeigte.

Mit einem Wort, das Studium der Mathematik wird sehr gründlich getrieben, denn so die Theologie, und letzteres steht zu ihrer Vollkommenheit nur Toleranz, das Studium der Klassiker aber hat trotz aller Anstrengung noch viel zu wünschen übrig; denn es beschränkt sich auf die Kenntniß einer kleinen Anzahl Autoren. Terenz, Plato, Demosthenes, ein paar Lateinische und Griechische Ausarbeitungen, die nur eine traurige Parodie des Stils sind, der nachgahmt werden soll, endlich die Fertigkeit, mündlich Ersatzen einen ziemlichen oder elenden Vers herauszubringen, — darauf beruht die klassische Bildung, die man in den Universitäten erhält. Was Sophokles, Thucydides und Herodot betrifft, so sind diese großen Meister, deren eleganter und reiner Ausdruck für unsere Sprache von so großem Nutzen seyn könnte, in eine schmähliche Vergessenheit gefallen. Ein Klassiker aber, der trotz aller die Redekunst und die Beredsamkeit des Styls; benutzungs sind dies in seinen Augen nur sehr untergeordnete Nebensachen. So erschien vor einigen Jahren eine Zeitschrift unter dem Titel: Philologisch Museum, die von den ausgezeichnetsten Gelehrten und Schriftstellern Deutschlands redigirt wurde; sie behandelte höchst wichtige Gegenstände der Philosophie, Mythologie, der Künste, der Geschichte und des Rechts, so weit sie nämlich die verschiedenen Perioden des Alterthums betreffen, und interessirte auf diese Weise die ganze gelehrte Welt; jedoch — sie ging ein. Einige Tage nachher befand sich einer der Herausgeber derselben in einer Gesellschaft, die gebildetste was an den höchsten und angesehensten Mitgliedern der Universität Cambridge zu Dessert bestand, und äußerte sein Bedauern über das Eingehen der Zeitschrift; wie fand sich aber der arme Gelehrte gekränkt, als er inne wurde, daß die meisten Personen, an die er sich wandte und bei denen er Sympathie zu finden hoffte, nicht einmal wußten, daß seine Zeitschrift jemals bestanden hätte; — und nun urtheile man!

(Br. Her.)

Das Unglück, berühmt zu seyn.

Wahrlich, unter den zahlreichen Mitgliedern der „beunruhigten Klassen" hat Keines so anhaltende und mannigfaltige Leiden anzuklagen, als das Opfer der Berühmtheit. Um diese ohne allen große Unglücksfälle ertragen zu können, muß man wirklich zu dem Geschäft geboren seyn, oder jedenfalls gebildet eine lange Vorzeit dazu, um den Rücken an die Last zu gewöhnen. Ihre Gleichmuth und die Geigen, womit gewöhnlich der geborene Neidhelfer sich ihr unterjocht, sind in hohem Grade ausgezeichnet. Wenn dagegen ein Mann nach einer in stiller Obscurität verbrachten Jugend plötzlich vom Glück ergriffen wird und sah, ohne zu wissen wie oder warum, mit einemmal von Berühmtheit erdrückt sieht, so giebt es wohl nur wenig Constitutionen, die diesen Stoß ertragen können. Wenn z. B. ein simpler ehrlicher Mann, der sich langsam nach und nach durch die untersten Grade der Flotte heraufgeschwungen, wiewohl nicht gänzlich unbekannt mit dem, was Ruf heißt, doch jedenfalls weit entfernt von jener Notorität, die zur Bekümmerniß führt, — wenn, sage ich, solch ein Mann unverledens die Meisten bekannt, den Nordpol aufzusuchen oder gar eine Königliche Braut ihrem Gatten heimzuführen, so wird er recht sehen können, was es heißt, ein Opfer der Popularität seyn. So geht es auch dem obskuren Schriftsteller, der plötzlich auf einen Gegenstand für seine Feder gerathen, über den die Welt in Erstaunen geräth, oder einem berühmten Arzte und stillen Professor, der von der Roder, aus Langeweile, zum guten Ton gemacht wird, oder einem Ausländer endlich, der durch eine besondere Expreise sich einem Mitgenossen der öffentlichen Aufmerksamkeit geworden. Ein solches Individuum wird bald nach seiner Erhebung bemerken können, daß es die Gewalt über sich selbst verloren, daß es nichts weiter gewesen ist, als das Lieblingsthier seiner Herrin, sein Hund, sein Esel, der Kutscht, den es zu Allem braucht. Nicht von der Stelle kann es sich rühren ohne die Aufsicht seines Thrannen, nicht das kleinste Vorhaben ausführen ohne seine Erlaubniß. Sind er sich, sein bisheriges Arbeiten zu besuchen, in seine Heimath und Familie zurückzukehren, einen Nachmittag einmal mit seinen Freunden zu verbringen unter die Augen zuzudrücken — die Gesellschaft ist unerbittlich. Er muß warten auf den Schmaus bei Lord N. oder wegen des Unfalles Zeites bei der Herzogin von B. Herr E. D. verzeiht es ihm nie, wenn er seine Convex-zazione verfäumt, und seine Entschuldigung gilt bei Sir John für gar nichts, so sie sich dergleichen einreden. Unmöglich scheint ihm ein Arzt die strengste Abstenderung und Diät vor; umsonst sind seine eigenen Neigungen und Gewohnheiten sie ein zurückzugezogenes Leben. Er muß überall hin; er wird, wie die Franzosen sagen, arrachié, d. h. in Stücken zerissen von den verschiedenen Kandidaten, die sich um seine gesuchte Gegenwart streiten; kein Wunder, wenn er sterben muß in Folge von Gicht, Dyspepsie oder bloßer Ermüdung. Zuerst seine Vergnügungen: da hat er vielleicht mit seinem Advokaten Geschäfte abzumachen oder die Rechnung seines Banquiers nachzusehen; er hat die Lords der Admiralität zu besuchen, den Kauf eines Landguts abzuschließen oder um eine junge Frau zu werben; er hat vielleicht ein Buch herauszugeben, Briefe durchzusehen und zu vernichten, Besuche zu machen für seine Freunde zu besorgen, kurioses und interessante Sammlungen zu besuchen. Erwerbsmerke zu machen, und was es noch für andere unerlässliche Geschäfte giebt, von denen zu sah keine Klasse in der Gesellschaft ganz frei ist. Aber das bloß Nöthe machte, reiß man er die Lausen und ein Gefühl wieder abhalten, die jetzt nicht sogleich zu erledigen Dummheit in der Stadt sich emdulzt, mit Recht von ihm verlangen zu können, natürlich unter der Bedingung der Wiedervergeltung. Er muß sich entweder ein Fieber an den Hals tauten oder sein Vermögen durch Räuber rauben, um nur sein lästiges Dasseyn durchzumachen, und doch wird er, gleich dem Thier des Silvesters, nimmermehr aus der Sache der Ruhe erreichen. Bei seiner Rückkehr nach Hause findet ihn ein frisches Pack von Einbringlingen entgegen, noch größer als das vorige, das er sich eben vom Halse geschafft. Hier endet die Morgen-Arbeit noch nicht; abgearbeitet und gebudert von diesen regungungen Wanderungen zurückgekehrt, muß er sich vor dem Kaminfeuer niederstrecken und noch die endlose Masse von Briefen von Neuem, Bittern und Anfragen lesen, die seinen Tisch belasten. Bei Lady Betty muß er annehmen, bei Sir Harry reffüren; bei dem Einen muß er sich entschuldigen, mit dem Anderen hat er sich sonstwie zu arrangiren; dem Dritten muß er Erklärungen geben, den Vierten um eine Woche Aufschub bitten und, mit einem Wort, alle möglichen Fragen von allen möglichen Personen über alle möglichen Partikularitäten beantworten, die ihm persönlich höchst gleichgültig sein müssen.

Der berühmte Mann muß ferner sämmtliche seinere Genüsse des Lebens entbehren. Er kann es sich nicht gönnen, ein Stück im Theater zu sehen, ja er darf sich nicht einmal in eine Loge blicken lassen. Ein Spaziergang ist eine Unmöglichkeit, da ist der berühmte Mann von allerschlimmsten gestellt. Wenn die Dienerin, die ihm zu Diensten stehen, durch das ganze Jahr gleich dertheilt wären, so brauchte er gar nicht in ein Wirthshaus zu gehen; gewöhnlich aber ist es so, daß sie ihm alle auf einmal gerade in den Sommer-Monaten zusammenkommen, welche in London die Winter-Saison bilden. Um dieß Heer von Verehrer Mann mit Einladungen zu verschonen, was soll er machen? Wenige Menschen können drei oder vier Mal an einem Tage dinieren, wie etwa der arme Charles Dignum, singenden Andenkens. Dazu kommt noch, daß jetzt Alles zu gleicher Zeit soiré, und der steife Magen in der Welt kann doch nicht an zwei Orten zugleich arbeiten. Was soll der berühmte Mann mit Einladungen zu Bällen machen, wo sich ein dutzeres Leid, nicht zu gedenken der schweren Wahl und der Unglücke, in einer gewöhnlichen Familie schon verwechsen zu seyn, wenn endlich die längst ersehnte Einladung von Lord L — oder von R — 6 kommt.

— Ein solcher Mann ist für die ganze Welt eine wahre Heißsporne. An ihn wendet man sich in allen Arten von Verlegenheiten, und zwar sowohl von Seiten derjenigen, die ihn kennen, als Fremder, die ihn nicht kennen. Jede „Wittwe mit sieben kleinen Kindern", jeder erbedetzte Hausbesamann, „der durch eine Verkettung von unglücklichen Ereignissen entlassen worden", jeder Geistliche, „dessen Rosgaben seine Einkünfte übersteigen, jeder ländliche Junggesell", Alle machen ihn mit ihrer respektiven Noth bekannt und schauen noch Ihm um Hülfe. Der Herzog von Wellington, wir können es bestätigen, hat mehr Briefe von Offizier-Frauen, die durch Waterloo verwittwet wurden, bekommen, als jemals Offiziere in allen seinen Feldzügen zusammen gestellen sind. Ja aber die Berühmtheit gar literarischer Natur, dann hat die Verfassung gar kein Ende. Jeder Tag bringt sein Epos oder Drama, seine Novelle in drei oder seine Reise in zwei Bänden mit der beschriebenen Bitte, sich durch das schlecht geschriebene Manuskript durchzuarbeiten, es zu beurtheilen, zu verbessern, eine Vorrede dazu zu schreiben und es einem Verleger oder seinen Freunden zur Subscription zu empfehlen. Nicht

Digitized by Google

zu gedenken der „unanständlichen „Briefe mit doppelten Porto aus Nordamerika“ ꝛc.“, oder, was noch schlimmer ist, ärgster Pasteur aus Amerika, wie die, welche Herr Lockhart in Sir Walter's Leben anführt, alles tanzer abenteuerliche, phantastische Pläne, die gegen seiner Person und Tasche berechnet sind. Solche Wüste müssen, wahrlich nicht weiter helfen, als seine persönliche Eitelkeit aufgeben; sie abschlagen, dürft, sich einen Feind machen, dessen Anfrissen in den Zeitungen und Journalen man sein ganzes Leben lang ausgesetzt ist. Ja selbst wenn man in die Sache eingeht und dem Mann den heraßlichen Rath der „wenn Jahre“ giebt, so wird die Sache nicht besser; das wird nur als Feigheit, Furcht, Mangel und Eifersucht gegen einen neuen Mitbewerber ausgelegt. Doch ist resignirt immer noch besser als leben; denn kein Lob ist doch genug, um die Eitelkeit eines Autors von dieser zudringlichen Natur zu befriedigen. Bei Gelegenheit des Postzeltes ist noch eine andere Plage der Berühmtheit zu erwähnen — die Besteßungen nämlich durch die Stadt post. Es läuft in der Regel eine Masse Zeit und ernsthafter Beschäftigung, deine Interessirt allein ihre Gelegenheit gleich kommt, und für welche die innigsten Briefe der beste Graus sind, so daß es wenig bedürfnis Leute giebt — ohne weitere Rücksicht auf den Grund ihrer Berühmtheit —, die nicht wenigstens einmal die Woche ihren Autorenpalast Briefe bekommen, mit dem gewöhnlichen Anfange: „Sie trefflicher Schaufe!“ oder „Sie ausgezeichneter Greis!“ und mit Versuchen von einer Menge Laster, wie man sie kaum in dem Katalog eines Gesangnuß-Predigers findet. Ist der Korrespondent eine Dame, so kann man sich darauf verlassen, Unanständigkeiten zu lesen, wie sie kaum in Broad St. Giles gehört werden. Nun ist das zwar Alles höchst verächtlich, aber auch zugleich ärgerlich und unangenehm genug; es giebt einem einen zu tiefen Blick in den Abgrund der Gemeinheit und Niedrigkeit, die in der Gesellschaft grassirt, es macht einen seine Nebenmenschen zum Esel, und der Autor ist es auf die Länge ungewiß lesstpielig.

Ein anderes reizendes Anhängsel der Berühmtheit ist die besondere Aufmerksamkeit von Seiten der weiblichen Welt. Die Damen erzählen sonderbares von den Besuchen solcher Menschen bei Königs und Ministern, und wie diese beiden Personen nur um ein Haar breit ihren Händen entrinnen; oder das Uebel erstreckt sich auf alle Klassen, deren Namen im Publikum bekannt sind. Schauspielerinnen besonders wenn sie jung und hübsch sind) müssen sich die Leben verleiden lassen von wahnsinnigen Liebhabern. Es ist in beständiger Angst und Unruhe erhalten und zuweilen von dem Parterre auf sie feuern oder auf ihrem Wege zur Kutsche ihnen auflauern. Nach diesen kommen die kaum weniger einnahmen und sich eben so mahnsinnigen Schaaren jener ausgelegten Nacten, die sich mit Gewalt in die Gegenwart unsrer Majestät dringen, entweder um sie ihre Aristokratische Ehren anzusehen, oder vielleicht gar um sie in ihr Geschäft einzutragen. Solch ein Kerl besucht einen berühmten Schriftsteller unter dem Vorwand, ihn für eine andere Person, die derselben Namen führe, verkaufen zu haben, oder er redlich sich wohl auch liegend ein vergnügliches Geschäft, bis schon eine halbe Stunde mit seinem Autorlichen Gast und gestellt ihm zuletzt ganz ruhig die Kiste, deren er sich bedient, um in seine Gegenwart zu kommen. Sechs Monate darauf kommt so ein getrockter Verzeichniß daraus von dem Pöbel des Autors, seinen Zimmerschmuck, seinen persönlichen Eigenthümlichkeiten und Schwächen, mit einer vollständigen Schilderung aller seiner Meinungen über Personen und Dinge, Meinungen, in deren unbesangener Aeußerung er sich im vertraulichen Geschwätz leicht verleiten läßt, und er kann ganz froh sein, wenn nur sonst nichts in der Erzählung hinzugefügt oder entstellt wird. Von den vielen Besuchen, die man sich so von Gierigkeit von Curiositätsgaffen gefallen lassen muß, wollen wir gar nicht reden — sie sind es gar sicherlich Leid — nur mit dem Unterschied, daß dieser sich beinahe eine Einmischung auf legislativem Wege verdiente, auf den nämlich genau bestimmt würde, welche Leute das Recht haben sollen, und welche nicht, ihren berühmten Bekanntschaften solche Kosten aufzubürden.

Und nun zu allerletzt noch die innerlich verbitterte Stimmung, welche die Berühmtheit in ihren Opfern hervorruft, das letzte zwar, aber gewiß nicht das kleinste in dieser langen Leidensliste. So gebässig und widrig ihnen die öffentliches Leben durch die bittern Erfahrungen werden muß, so sängt es zu gleicher Zeit auch an, ihnen zur Gewohnheit zu werden, und es ist sehr selten, daß irgendein Mann nach der engen Stelle eines obskuren Loofes zurückzumachen mag, bei näherer Probe wird es sich finden, daß er dasür ganz anständig geworben. Die Publizität ist seine Luxus, aber es ist eine Luxus, von der er sich nicht trennen kann. Es hat sich schmälich in ihm eingewurzelt, gleich dem Feuerwasser bei den Indianern, und er ist ihm unwiderstehlich Reiz geworden. Es ist wie die Lust des Himmels, ohne die er sterben muß. Darum wird und muß es die beständige Arbeit eines berühmten Mannes sein, daß ihn die Welt nicht vergißt, ja die Größten und Besten sind von dieser Nothwendigkeit nicht befreit. Ein großer Theil selbst der Theorien, womit Moore's rühmvolles Andenken bedacht ist, wird auf Rechnung dieses Ruhmbursteß geschrieben werden, der um so heftiger war, je weiter der Gegenstand desselben seiner Gier zu entfliehen schien. Die Sucht nach Publizität wächst mit ihrer Befriedigung, und das Verlangen wird zuletzt so gebieterisch, daß die Poor's und die Snobs's, eher sowohl wie die Denker's und die Weiber's, in der erwähnten Beziehung gleich werden, „es sey besser, ein wilder, rohher Kerl, als keinen Menschen bekannt zu sein.“ Daher die ängstliche Unruhe, sich überall sehen, sich bei jeder Gelegenheit nennen zu lassen, daher die castlose Unwohnheit, wenn Zeitungs-Berichterstatter Einen überseben oder wenige Zeilen Einen flechten, oder, was noch schlimmer ist, wenn andere Leute Erfolge darreichen. Daher die Kabalen, sich zu Festmählern Dinners zu drängen, oder sich so viel wie möglich Adressen zu verschaffen, den wenn sie auch kommen mögen, selbst von einer Freimaurerloge oder von einem Klub Goodrichingen auf dem Lande. Hat man nicht gesehen, daß Leute, von dieser krankhaften Furcht vor Oeffentlichkeit getrieben, es darauf anlegten, ihre Knochen zu zerbrechen, in einem Schiffbruch umzukommen, ja sogar sich unter ausgestellt zu werden, — natürlich dieß in den Zeitungen — damit sie dadurch nur eine Gelegenheit bekämen, noch einmal von dem Publikum genannt zu werden, bei einer schweren Widerlegung dieser Nachrichten? — Dieser Versuch müssen wir auch einen Theil jener Geschwätzigkeit bei mehr als einem seiner abhängenden Publizistik-Krankheiten zuschreiben, sich zuweilen mit dem Abgeordneten zu vergleichen, welcher das Parlament einer glücklichen Unterschaft ist, noch obendrein durch tausend persönliche Affectationen und Albernheiten alle Augen auf sich zu ziehen suchen und selbst die höchsten Damen zufrieden, die in solchen unadeligen Gesellschaft mit ihnen die Aufmerksamkeit theilen.

Doch wir fangen an, verdrießlich zu werden, und es ist Zeit, zusammenhalten. Wir wollen schließen, indem wir dem Himmel für unsere eigene Anonymität danken und uns freuen, daß wir, um recht gemütlich zu sprechen, nichts, sage nichts sind, „pas même académicien“, und daß unsere eigene Person vor den neugierigen Augen unserer Leser für diesen Artikel wie für alle Zukunft sich ganz konstant verbirgt.

(N. M. M.)

Mannigfaltiges.

— Molière Deutsch. Vor uns liegen die drei ersten Lieferungen einer Gesammt-Ausgabe der Molièreschen Lustspiele in Deutschen Uebersetzungen von L. Braunfels, F. Demmler, E. Duller, F. Feilitzsch, L. Lax, W. von Lüdemann, M. Runkel, E. Werdien, O. L. B. Wolff u. A.*) Das Unternehmen selbst können wir nur als zweckmäßig bezeichnen, wenn das Französische Lustspiel unserer Zeit eine so überwiegende Rolle auch auf unsern nichtfranzösischen Bühnen spielt, Molière, als der Vater und das unübertroffene Muster desselben, wohl vor allen Anderen es verdient, in Deutschland näher gekannt zu werden. Die heutigen Franzosen lieben ihren Molière noch eben so enthusiastisch, wie die der beiden vorigen Jahrhunderte ihn liebten, während die Bereicherung ihrer alten Tragöden dramatisch sehr abgenommen hat, noch wenigstens nicht unangeschoten bleibt. Molière, obwohl er eben nur seine Zeitgenossen darstellte, ist doch darum wahrer geblieben, als der Pathos jener Tragerschrei-Dichter, der eigentlich gar keiner Zeit, weder der alten noch der neuen, angehört und, wenn auch ein in sich vollendetes, doch nur ein künstliches Wesen ist. Molière's Typen und seine Gestalten begegnen uns auch noch im heutigen Französischen Lustspiel, obwohl unter veränderten Namen und nicht mit demselben Geiste verarbeitet. Wie unzählige Mal sind nicht sein Geizige, sein Schwindelriger, seine meisterlichen Charaktere, seine geistvollen Ehemänner und seine liebenswürdigen auf die Bühne gebracht worden, oft nur, damit auch die kleinsten Pariser Theater sich mit seinen Figuren schmücken konnten, da der alte Molière selbst das anschließliche Eigenthum des Theâtre Francais blieb. Aber wie alle Nachahmer alter Meister, so geben auch die des Molière nur ein Bild davon, „wie er sich repräsentirt und wie er spuckt;“ seinen Geist aus sich mögendes als bei ihm sicher suchen. Daher ist es allerdings auch sehr verdienstlich, ihn vollständig dem Deutschen Publikum zugänglichen. Aber wir wünschen lieber gesehen haben, wenn ein einziger Bearbeiter, Jemand, der sich durch und durch mit dem Originale vertraut gemacht und nicht blos auf dieses oder jenes Stück sich vorbereitet hat, die Uebersetzung unternommen und so in Einem Guß aufgeführt hätte. Molière will, wie Shakespeare, nicht blos dem Wort nach, sondern auch im Zusammenhange mit seiner Zeit und deren Eigenthümlichkeiten vollständig aufgefaßt sein, wenn er sich ohne Widerstreben in das moderne Gewand einer anderen Sprache fügen soll. Dazu aber gehört ein Studium, das man bei dem oder jenen derselben Autoren wohl nicht zu gründlicher Zeit voraussetzen darf. Wir finden davon auch die Bestätigung in dem vorliegenden Werke; Einzelnes ist trefflich übersetzt; während die Verfasser mit Leichtigkeit wiedergegeben worden, sind auch Auslassungen und Doppelsinnigkeiten nicht vermieden. Manches Andere Mante scheint im Vergleiche mit dem Original als ein verunglückter Versuch dienen, das der Verfasser sie unsere Muttersprache nicht gemacht sey, und das Französische Witz Französisch bleiben müsse, wenn er nicht sein Aroma einbüßen soll. Die drei ersten Lieferungen bringen neun Lustspiele; darunter sind zwei (die Schule der Ehemänner und die Lästigen) von Dr. L. B. Wolff, eine (Prinzessin von Elide, eine (le coeur imaginaire) von Ernst Meyern, eine (die Gräfin zu Escarbagnas) von P. A. Andrer und drei (worunter die précieuses ridicules, die früher von Ludwig Robert so trefflich bearbeitet worden) von dem Herausgeber übersetzt. Der Letztere hat es vorgezogen, die Verse in Prosa zu verwandeln, was wir nicht ganz billigen können. Allerdings ist sie eine ganz Prosa Verse, als Prosa selbst betrachtet, ist Reichheit und Kühe erinnernde Rococo-Prose; Molière's Natur ist jedoch eine wesentlich poetische, die nicht mit Scribe und seines Gleichen in Einen Topf geworfen sein will. Drei Alexandriner wollen wir freilich dem Uebersetzer gern erlassen, aber er muß uns dafür auch durch einen Deutschen und ins Ohre leicht sich anschmiegenden Vers entschädigen.

*) Molière's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Louis Lar. Racken. bei J. J. Mayer. (Es erscheinen zwölf Lieferungen, eine in Einem Bande gr. 8. und die andere in mittleren Bänden 8. 12.)

Das Montags-Blatt des Magazins wird in der nächsten Woche erst am Dienstag ausgegeben werden.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 154. Berlin, Dienstag den 26. Dezember 1837.

Türkei.

Frauen und Männer im Orient.

Von M. J. Duin*).

Ehe ich in der Türkei reiste, konnte ich nie recht wissen, wie wichtig das Weib ist für die harmonische Vollkommenheit der Schöpfung. Dort erst bekam ich so wenig von dieser Gattung zu Gesicht, daß ich zum ersten Male anfing, sie zu vermissen. In den Städten, in den Dörfern, auf dem Felde, im Dickicht der Wälder wie auf den offenen Ebenen, überall sah ich Tag für Tag nur das Gesicht des Mannes. Dann und wann an der Schwelle einer Hütenthür ließ sich das Ferne der weiße Schleier blicken, woran die Gegenwart eines Frauenzimmers zu erkennen war. Doch kaum hatte mein Roß die Richtung nach der heiligen Stadt genommen — denn heilig war sie damals in meinen Augen — so verschwand das hohle Bild, und statt seiner zogte mich entweder die finstere, drutchaute Scien meines eigenen Geschlechts an, oder gar ein grimmiger Wallenbrüder, der sich anschichte, mich zu verschlingen, wann ich mich dem von ihm bewachten Gebiet allzu nahr gewagt hätte.

Die Sache kam so weit, daß mir der lauter Männer-Gesichtern übel wurde. Mußte nicht auch der fortwährende Anblick von schwarzbraunen Gestalten mit starkem Bart, mit wildrollendem sengen Auge, mit straff gesichtgen Fäustin, mit den dauschigen Shawls um den Leib und Pistolen und Jatagans im Gürtel, das Auge trunken? Pfuite ein nicht mehr als je nach den trefgen Wangen, den rubinrothen Lippen, den sanften Blick und den zarten langen Fingern einer Seelenschter schwachten? — Doch weder im Thal, noch am Bermunen, weder im Weingarten, noch auf dem Hügel, weder im Walder, noch bei den Heerden war ein Weib zu sehen. Ueberall war Er und wieder Er und nichts als Er.

Ist über ich aus der Ferne die Lämm der Schafe oder Ziegenschellen. Halt, dacht' ich, dort auf der Höhe, wo die Thirte ihr Futter suchen, da muß gewiß eine Schäferin in der Nähe seyn, und spornstreichs ging's die Höhe hinauf, um, wie ich meinem Führer reinredete, zu botanisiren, in der That aber, um die innerste Erbsucht meines Herzens zu stillen, um, wenn auch nur momentan, einen Blick zu erhaschen von der Maid, die vielleicht unter dem Schatten eines Felsens oder einem hausen Strauchwerk schlummerte und mit dem Habertrohr oder ihrer zarten Stimme die Heerde unter Aufsicht hielt. Das Kostüm war mir ganz gleichgiltig: mag sie in einem ungeläuterten Lammfell stecken oder in den Lumpen hessen, was einst ihrem Papa als Mantel diente — das kümmerte mich wenig, wenn ich nur hinter der Vermummung den verschämten Blick des weiblichen Geschlechts entdecken konnte. — Aber auch hier sollte ich getäuscht werden. Tief eingewickelt in ein grobes Sackluch oder in dir Haar eines Rhinoyeros lag ein kleiner Wilttier da, bald Orangutang, bald Robinson Cruser, saß schwatzend, mit dem spärlich gesträuften Schnappsack unter dem Kopf und seinen dürftigen Stück Hirtenstab neben sich. Kurz, Frankenkrim**) selbst war seiner eigenen Schöpfungen nicht bald so überdrüssig, als ich dieses ewigen Einerlei von Männern, an deren Existenz ich so ganz unschuldig war. — Der Nachts fuhr kamen mir an eine Anstalt, wie man sie in Frankreich eine unbewohnte nennen möchte, in der Mitte einer kleinen Häusergruppe. Wir wollten ein Paar Betten und ein warmes Abendbrod, keinen Kaffee, auch nicht einen Fingerhut voll, denn nach einem so langen Ritt und nachdem wir den ganzen Tag nichts gegessen, als eine Brodkruste, eine Zwiebel, drei harte Eier und eine Handvoll Steinsalz, konnten wir unmöglich mit Kaffee zu Bett gehen. Wir wurden, wie gewöhnlich, von einem Manne empfangen, der sich anschickte, die Kohlen auf dem Heerd anzublasen und seinen Kaffee-Apparat in Ordnung zu bringen. Doch so wohlfeil war ich nicht zu bekriegen. Vergebens entschuldigte er sich damit, daß seine ganze Familie in den Betten wäre. Ich blieb dabei, ich müßte das Beste bekommen, was das Haus beschaffen könne. — Während noch meine Befehle zwischen dem Führer und dem Gastwirth hin und her diskutirt wurden, ging ich selbst an eine nähere Prüfung meines Gewissens, und da mußte ich mir denn gestehen, daß eine gute Mahlzeit zwar nichts schaden könnt, daß es aber bei diesem dringenden Verlangen nach warmem Abendbrod auf etwas Anderes abgesehen wäre: ich hoffte dadurch eine von den Frauen der Familie aus dem Harem in das Küchen-Departement des Hauses hinauszulocken. Wirklich sah ich auch von draußen mehr als ein Kerzenlicht hinter den vergitterten Fenstern des Obertocks hin- und zurückwandeln, und im Hause selbst konnte ich deutlich mehrere leise Fußtritte vernehmen, die rasch über mir dinglitten. Jetzt, dachte ich, sind sie aufgestanden, und sobald sie sich angekleidet und verschönert, müssen sie mit ihren Schmuckspfannen, ihren Schüsseln und den Produkten ihrer Speisekammer herunter kommen. Sind dann auch die Gesichter so viel wie möglich versteckt, so lassen sich doch die Augen nicht zuschleichen, und selbst dann bleibt noch der sidelmarige Zauber ihrer Gestalt und die Musik ihrer sanften, zarten Stimme, und die schöne Hand endlich, die das Mahl zu tragen oder den Knochen auf den Herd zu werfen hat. — Aus diesen poetischen Träumen merkte mich die aufgehende Thür: ein Mann mit einer großen hölzernen Mulde trat herein, setzte die Mulde auf die Erde nieder, und in meinem Schrecken erkannte ich einen fertigen warmen Knchen und einen hölzernen Napf mit geschmorten Rebhuhn, Zwiebel und Reis. Hierauf brachte mein Wirth einen Krug und eine Serviette, goß etwas Wasser auf meine Hände und überreichte mir die Serviette mit dem gastlichen Blick eines Patriarchen aus der Vorzeit, indem er mich freundlich zu dem Mahle einlud, das mir wunderbar vor mir dergestalten war. Ueber eine wurde es immer stiller, daß hörte man keinen Fußtritt mehr, und es schien, als ob in dem ganzen Hause des Mannes kein weibliches Wesen vorhanden sey. Die tiefe Pest, dachte ich, hat gewiß sämmtliche Frauen aus diesem Theil der Osmanischen Besitzungen mitgenommen.

Woher es kommt, daß das Weib gerade in dem Erdtheil, wo es seinen Ursprung hat, so allgemein und so ängstlich abgeleert wird, ist eine Frage, die ich noch nicht genügend beantwortet gefunden. Ohne Zweifel ist es eine Sitte, die sich schon von den allerältesten Zeiten herschreibt. Es geht aus vielen Stellen in den heiligen Schriften hervor, daß die Frauen der Familie in den Zelten wenigstens, von welchen diese Bücher handeln, meist nur in den innersten Gemächern des Hauses zu sehen waren. Man sieht aus den schönen Schilderungen häuslicher Beschäftigung, wie sie in der Dörfer so häufig vorkommen, daß die Alteren Griechen eine ähnliche Sitte hatten, die selbst heute noch nicht unter ihren Nachkommenschaft erloschen ist. Die polytheistischen, wie die muhammedanischen Hindu's, die Perser, die Armenier, die Türken, Alle, namentlich die Letzteren, beobachten ganz dasselbe Gesetz; sie alle halten ihre Weiber, ihre Heiligthümer (Kaaba, wie Mir Panther*) sie nennt, Odaliesken) und ihre Töchter vor den zudringlichen Blicken der Außenwelt abgeschondert, und man sieht also, daß dieses Verfahren nicht, wie Viele geglaubt haben, in den Vorschriften des Koran seinen Ursprung hat, sondern in einer alten Sitte, die sast in allen Ländern Asiens gleiche Geltung zu haben scheint.

Einem Europäer aber, der zum ersten Mal dorthin kommt, kann nichts schrecklicher seyn, als wenn er unter allen Arten von Männergruppen, die er auf der Reise antrifft, vergebens nach einer weiblichen Gestalt sucht. In Bulgarien, wo noch unter den Andängern des Propheten ein anscheinlicher Rest christlicher Bevölkerung lebt, scheinen die Frauen, seit der Krieg ungehobben, einen Freiheit zu genießen, als ich sonst in diesen Gegenden bemerkt. Sie gehen frei umher, wie im civilisirten Europa, oft in bloßen Haar, zumeilen auch mit Tüchern um den Kopf, meist unverschleiert. Als Zeichen der Verrichtung auf diese Privilegien, die ihnen durch Rußlands Fürsprache zugestanden worden, müssen sie auf der linken Schulter oder Brust ein rothes Kreuz tragen, das gewöhnlich in Seide gestickt oder auf ihre Kleidung geflickt ist. Dieses heilige Symbol macht einen herrlichen Eindruck. Es erinnert an die Tage der Kreuzfahrer und giebt einen mächtigen Beweis von der civilisirenden Kraft des Christenthums. Besonders schön nimmt es sich in der Ferne auf, umringt von lauter muhammedanischen Weiben, da ist es recht dazu gemacht, jene Liebe und Harmonie in das Leben zurückzuführen, die durch den monotonen Männerdespotismus der Türken daraus verbannt war.

Bei meiner Ankunft in Konstantinopel fand ich in diesem Absonderungs-System der Frauen eine größere Milderung, als ich erwartet. Obgleich die Zahl der Männer auf den Straßen noch immer größer war, als die der Frauen, so sah man doch die Letzteren ganz frei nach den verschiedensten Richtungen ihren Weg nehmen; alle alte mehr oder weniger dicht verschleiert. Eine Europäische Dame verstieht unter den Ausdruck „verschleiert" eine oder ein Paar Daadeat-Tücher von feinem Musselin oder Seiden, so über Kopf, Busen und Rücken geworfen, daß man noch Gesicht und Gestalt deutlich unterscheiden kann, wie die Sonne hinter einer Nebelwolke. So haben mir diese Mode aus Spanien bekommen, und ein Schleier der Art ist wahrscheinlich nur eine Modifikation der strengen Tracht, die von den Mauren in

*) Dem Verfasser der „Donau-Reise mit dem Dampfboote durch ungarn, die Türkei ꝛc."

**) Der Held eines Englischen Romans.

*) Die Verfasserin des Buchs: „The City of the Sultan."

Digitized by Google

bigtes Land mitgebracht werden. Der Türkische Schleier dagegen hat große Vollendtheit mit unserm Nonnenschleier; es ist in der That eine längere Binde, welche, dicht um die Stirn herum gebunden, Augenbrauen, Kinn und Mund bedecken soll, um die Gesichtszüge so viel wie möglich vor männlicher Bewunderung zu schützen; indem muß der Schleier sehr oft die häßlichkeit verdecken, und geradezu wird er so geordnet, daß er gerade jene Bewunderung weit eher in Anspruch nimmt, als vielleicht bei neun Zehnten unter jehn das offene Gesicht erregen hätte.

In Konstantinopel besonders, der wahren Metropole weiblicher Erfindungsgunst in Hervorhebung äußerer Körperreize, wird der Schleier so getragen, daß er die dunkle Krümmung der Augenbranen, auf die eine ganze Welt von Zeitungsblatt verwandt wird, in ihren zärtesten Umrissen hervortreten läßt. Mit Farbe, die weltschmutzlich in dem Geheimnisse eingetrunnen ist, erzählt uns von gewissen chemischen Präparaten, welche man dort für diesen Theil der Augen braucht, und die einem Auge von 60 Jahren das frische, jugendliche Aussehen eines 16jährigen geben. Diese Glanzerze muß vorgleichen Aufschlüsse zu rücksehen; auch ist die Anslage eines solchen Drogen sehr parteiisch und verschämig: Niemand darf ihre natürliche Gegenwart vermuthen, sie weiß, daß die Augen in den Ländern, wo es keine Schleier giebt, soft durchweg denen im Lande der Schleier an Schönheit nachstehen, und darum möchte sie gern die letzteren etwas in Mindtredit bringen. — So viel indeß ist gewiß, daß durch die künstliche Art, wie der obere Theil des Gesichtes angelegt wird, die Augen sowohl wie ihre Formen und auch die Stirn bedeutend gewinnen muß. Auch der Theil der Tracht, der in der Nähe des Mundes seinen Platz hat, wird immer so gestaltet, daß das Mäulchen in seinen reizendsten Formen hervortritt, und was endlich die Wangen betrifft, so haben wenigstens die, welchen ich das Glück hatte, in der Sultans-Straße zu begegnen, ein so zartes Pfirsichrot und einen so vollkommenen Oval-Umriß aufzuweisen, wie ich noch in keinem anderen Theil der Welt vor mir gesehen.

Hier spielt Mich Pardee wieder die Anklägerin, indem sie die Gewohnheiten des Harem verrät. Sie hat den Mund, uns zu erzählen, daß die Türkischen Damen sich sämmtlich schminken. Der Rindvieh ist etwas stark und, auf die Demaskirung Schleier angewiesen, nur ein Ungriff auf ihre natürlichen Reize. Wenn an einem kalten Winter-Morgen, dergleichen Stambul so gut wie London hat, eine Türkische Lord an ihrer Toilette bemerkt, daß die Rosen ihrer Wangen etwas zu stark gegen die Lilien zurücktreten, wenn sie dann zu einem kleinen Glase oder einem mogisch bezahlten Kamelthaar-Pinsel greift, der die Folgen der strengen Jahreszeit verdecken und einige Spuren des letzten Sommers wieder aufsischen soll, wer möchte dier irgend etwas Anstößiges finden? — Dazu kommt noch ein anderer sehr wichtiger Umstand, den man ja nicht übersehen darf. Eine Syrische Dame z. B. kann in ihrer Heimat sich als möglichst Verborgen machen; sie kann gehen, wo sie will, fahren oder reiten, wohin sie will. Im Herbst kann sie nach dem Strande her eine ganze Menge Roth holen, woran sie sie ein Jahr genug hat. Es steht ihr nie an der nöthigen Uebung: hat sie keinen Fortritt in die Bäuarke, so kann sie, versteht sich, wenn sie aufgefordert wird, die ganze Nacht tändern oder Walzer tanzen. In Bäuarke Säalen zu Pader und sie ist Mitglied eines Schützen-Gesellschaft, so kann sie, ohne Schaden für ihren Teint, sich der Bogenflinte befleißigen. Und wenn sie endlich der Lede überdrüssig ist, so darf sie nur mit Madame Geern im Ruffian-Salon aufsteigen und dem Regenbogen seinen Purpur stehlen.

Vergleichen wir damit das Loos der Osmanischen Schönen. Wir betreten das innerste Heiligthum, wenn wir unsere die Selamlik haben, es zu schauen, im Gefolge einer so glücklichen Reisenden, wie Mich Pardee: da haben wir ein großes, reich tapezirtes Gemach vor uns mit einem Divan auf drei Seiten. Divan wird jede Bank genannt, die gegen einen Fuß hoch, reich gepolstert und mit Kissen und Kissenstümpfchen bedeckt ist. Unten und oben liegen in Zwischenräumen zahlreiche Kissen umher, mit Goldfaden und bunter Seide glänzend durchwirkt. Außerdem sieht man hier eine Fülle von Teppichen, der Jahreszeit angemessen, bei kaltem Wetter einen wollingenen oder kupfernen Kohlen-Mit Holzfeuer, einen Servirtisch von Elfenbein, Servietten für die nöthigen Abwaschungen und endlich einen Koran. Zwei ehre drei Spielmerker von Rosenholz vollenden das Möbel des Zimmers, und dieses Zimmer heißt der Haerm. — Die Fenster des Harem sind nicht verglitzert, eine hemmende Schiedewand gegen die Zudringlichkeit der Außenwelt und die oft regere Neugier von innen. Doch sind diese Jalousien so dicht angebracht, daß Harem vor der übermäßig wenigen Sonne zu schützen, in einem Lande, wo man einen großen Theil des Tages nichts Besseres thun kann, als schlafen. Wenn eine Dame in England ihre Fenstern besucht, so bringt sie sich ein Buch oder eine Arbeit mit, oder beides; sie wollen den ganzen Tag zusammen bleiben und sich recht ausplaudern. In der Türkei ist das anders, da hört man nur die stehende Formel: „Besuch' uns morgen zu einem Schlafchen.“ Eine Türkische Dame kann schlafen, so oft sie will, und zwar eben so leicht, wie sie eine Schale Kaffee oder ein Glas Sorbet zu sich nimmt; das macht Alles die Gewohnheit. Sie braucht nur ihre Polster zu ordnen und niederzusinken, und in einem Moment schwebt sie seliger Geist durch die Gärten des Elysiums. Diese Gewohnheit ist offenbar nicht sehr förderlich für das Gedeihen des Leibes, dem man also bei einem so einschläfernden Klima durch etwas künstliche Reizmittel nachhelfen muß. (Schluß folgt.)

Frankreich.

Das Thal der Andre und die Republik Andorre.

(Schluß.)

Gefangen seien also die Wege! Sie bewahren noch manche Reminie aus den goldenen Tagen der Menschheit. Wer sollte es sie möglich halten, daß drei Schritte von Frankreich, dessen Beherrscher noch vor wenigen Monaten, so oft er nur einen Fuß aus seinem Palaste setzte, von der Geschichte angestaunt wurde, daß zwei Schritte von Spanien, wo man erst gestern in einem Madrider Kaffeehause den blutigen Leichnam des ersten Anarchen zur Schau ausstellte, noch ein Winkel der Erde zu finden ist, wo der Name der Anarchie und der Revolutionen sein finsteres Haupt nie erheben darf! Während am Pyrenäen der Politik von allen Seiten Gewitterwolken drohen, genießt der tausendjährige Duodez-Staat Andorre alles Früchte des tiefsten inneren Friedens, und noch ist keine Spur von Wurmfraß an seiner Wurzel zu bemerken. Unsere modernen Republikaner haben sich's nicht nehmen lassen, daß echte Religiosität, Ehrfurcht vor dem Alter, herzliches gegenseitiges Vertrauen und praktische Duldsamkeit mit republikanischen Formen verträglich seyen. Der Geist der Streitsucht und der Ehrsucht ist schon so ganz mit unserem Naturell verwachsen, daß man den Diplomaten Europa's zum Gelächter würde, wenn man sie auf ein Land aufmerksam machte, wo Familien-Prozesse in Sachen der Ehrfolge völlig unbekannt sind: „Vermuthlich deutet Du an die Pelewinseln,“ wird es gar sehr Eigenthum sein, wie an das Zeller-Eiland Juan Fernandez, das von seiner menschlichen Seele bewohnt wird?“ Ich bitte um Entschuldigung, meine Herren; Sie können dieses Phänomen und noch anderes, die Ihnen nicht minder paradox erscheinen werden, in dem Thal Andorre beobachten.

Ich will erlaube mir nun, einige Details über die Constitution des kleinen Freistaates folgen zu lassen.

Andorre erstreckt sich von Norden nach Süden ungefähr zwölf und von Osten nach Westen zehn (Franz.) Meilen weit. Es zerfällt in sechs Kirchspiele oder Gemeinden: den Hauptort Andorre, von welchem das Land seinen Namen hat, und die Dörfer Ordino, Encamp, Canillo, Camille (vormals Canillon), Ordino (sonst Ordinano) und la Massana.

Die Regierungs-Geschäfte verwaltet der Conseil-général et souverain, ein Verein von 24 Mitgliedern. Diese Mitglieder sind: zwölf Konsuln, welche die sechs Kirchspiele verwalten, und zwölf Räthe, die im vergangenen Jahre Konsuln gewesen. Der Große Rath kann bei jeder außerordentlichen Gelegenheit alle Bewohner, sonst hält er alljährlich fünf regelmäßige Sitzungen; am Weihnachten, Ostern, Pfingsten, am Tage Allerheiligen und am Sankt-Andreas-Tage. Bei jeder Versammlung hören die Mitglieder in corpore eine Messe in der Kapelle des Palastes oder Gemeindehauses. Keiner andere Person darf dieser Messe beiwohnen.

Der Große Rath ernennt aus seinen ebenmäßigen Mitgliedern einen Syndikus-General-Prokurator auf Lebenszeit. Dieser Syndikus erhebt die Mitglieder und präsidirt in jeder Versammlung. Alles wird nach Stimmen-Mehrheit entschieden, und dem Syndikus fällt die Beschlußnahme im Streichfalle anheim.

Vor dem 1. Januar, als der Epoche, in welcher die Weihnachts-Sitzung geschlossen wird, bringen die sechs Gemeinden respektive ihre Kandidaten zur neuen Konsul-Wahl in Vorschlag. Alle diese Kandidaten werden aus den Stammhaltern der jetzigen Familien gewählt; und wenn ein solcher Stammhalter Bedenklichkeiten äußert, so pflegt ihn der Konsul-Würde unter einer geringen Zahl Personen, die nachdem ein für allemal ein Jahr privatisirt, von neuem gewählt werden müssen.

Zur Verwaltung der Justiz ernennen der König von Frankreich und der Bischof von Urgel Jeder eine höhere Magistrats-Person (viguier); aber will dem Unterschiede, daß der König immer einen Franzosen wählt, während der Bischof von Urgel nur einen Andorrenser wählen kann, den er, wenn es ihm so gefällt, nach drei Jahren wieder absetzt. Der Bizguier oder Ober-Richter von Seiten Frankreichs behält seine Charge auf Lebenszeit. Jeder Bizguier ernennt einen Richter in Civil-Sachen (juge de paix) und sein Amt niederlegen muß, sobald ein neuer Bizguier installirt wird.

Der Große Rath führt den Titel Illustrissimo; seine Mitglieder und die zwei Ober-Richter betitelt man Illustres. Letztere heißen dabei allein das Privilegium, Degen zu tragen.

Alle Ernennungs-Akten müssen sowohl dem Bizguier von Urgel ausgefolgt; dieser entsiegelt die Unterschrift unter dem Beistande des Secretairs und macht sofort seinem Kollegen davon Anzeige. Der andere Bizguier stellt sich ein, sobald er kann, und nun setzen sie die Unterschrift gemeinschaftlich fort. Als Grund zu einer Leibes- oder Ehrenstrafe vorhanden, so tritt, nach vorgängiger Aufforderung von Seiten des Syndikus, der Große Rath als gesammter Richter gegen seiner Mitglieder zu Beistand bei der gerichtlichen Verhandlung. Diese haben darüber zu wachen, daß keine bisherende Form und kein Landesbrauch verletzt werde. Der Angeklagte darf sich einen Vertheidiger wählen, den man raisonadoer (ein Sprecher) nennt.

Es lange ein Kriminal-Prozeß währt, sind alle Civil-Verhandlungen suspendirt. Die Civil-Richter und die Konsuln bleiben in ihren Wohnungen, um gleich bei der Hand zu sein, wenn es darauf ankommt, die Beschlüsse des Gerichtes zu vollstrecken.

Das Urtheil, welches die Bizguiers fällen, wird im Namen des ganzen Staates auf dem öffentlichen Platze verkündet. Den kleinen Urtheil steht keine Appellation statt, und die Vollstreckung erfolgt schon in 24 Stunden. Es kommt übrigens in Andorre nur sehr selten zu einer Kriminal-Untersuchung.

Ein geschriebenes Gesetzbuch ist nicht vorhanden; es giebt nur einige Reglements, welche die Formen des gerichtlichen Verfahrens betreffen, somit überlässt man die Bestimmung der Strafe und überhaupt jede Entscheidung dem Gewissen oder der verständigen Einsicht des Decernenten. Unter den bestimmten Strafen giebt es noch einige kanonische; so z. B. kann Jemand wegen eines schweren Vergehens auf längere oder kürzere Zeit von der Theilnahme an den öffentlichen Gottesdiensten ausgeschlossen werden.

Die öffentlichen Renten werden unentgeltlich verwaltet; selbst für

Digitized by Google

Militairs-Dienste giebt es keine Befreiung. Jeder Bürger von Andorre ist verpflichtet, im Falle der Noth zum Kampfe auszuziehen, und mit Bewaffnung ein Gewehr und eine bestimmte Quantität Munitionen im Hause haben. Die vornehmen Familien Frankreichs sind nicht mit dem verschiedenen städtischen Gewehre; Jeder von ihnen besitzt eine wahre Rüstkammer, so daß der Stammhalter zu jeder Zeit mit allen seinen Söhnen oder Brüdern bewaffnet auszuziehen kann.

Die Bigulers sind zugleich die Chefs der bewaffneten Macht, deren Organisation sehr einfach ist. Jedes Kirchspiel hat einen Capitain und zwei Unter-Officiere, die alle Jahre von den gleichfalls mit den Konsuln gewählt werden. Alle Jahr in der ersten Woche nach Pfingsten halten die Bigulers gegrße Heerschau über die Wehrmänner der verschiedenen Gemeinden, untersuchen ihre Waffen und übergezogen sich, ob jeder Bürger die erforderliche Quantität Pulver und Kugeln in Vorrath hat. Die Bigulers dürfen von Niemandem jeden Waffenübungen oder Fahnenflucht auf längere oder kürzere Zeit in Arrest belegen lassen.

Die Bergwerken von Andorre sind theils Gemeingut und anderen Theils das erbendere Eigenthum der einzelnen Kirchspiele. Die ersteren liegen der Spanischen Gränze zunächst; man verpachtet sie alle Jahr an die Eigenthümer der Schafherden von Urgel, und dieses Pachtgeld ist das einzige sichere Einkommen des Landes.

Alle Wälder von Andorre sind nur das Eigenthum der Gemeinden. Da der Ertrag dieser Waldungen die Bedürfnisse der Bevölkerung übersteigt, so verkauft jede Gemeinde ihren Ueberschuß an die Eigenthümer der Schmelzhütten. Die aus dem Verkaufe erlösenden Fonds dienen zur Bestreitung außerordentlicher Kosten.

An Ackerland ist in Andorre Mangel; daher trägt der Boden nur in sehr guten Jahren so viel Getraide, als zur Ernährung seiner Bewohner hinreicht. Man hat auf diese Erfahrung ein sehr weises Handelsgesetz gegründet: die vorzeglichen Eigenthümer, welche mehr Früchten, als sie verzehren können, dürfen den Ueberschuß nur an ihre Mitbürger verkaufen, wie viel man ihnen auch in Auslande dafür bieten mag. Selbst der Bischof von Urgel muß den Zehnten an Getraide, der ihm zukommt, in Andorre selbst zu Geld machen lassen; keine Rehe dürfen wandern ins Spanische Gebiet. Umgekehrt sind die Andorrenser von Seiten der Französischen Regierung zugestanden, jährlich 2000 Salmen bestimmte Quantität Nahrungsmittel und andere nothwendige Dinge zollfrei aus Frankreich zu beziehen.

England.

Irland mit Französischen Augen betrachtet.

Zweiter Artikel.

Beim Anblick einzelner Straßen Dublins, die so breit wie große Straßen und mit Trottoirs versehen sind, die selbst mitunter den Anblick Berlin von Straßen haben, möchte man glauben, diese Stadt sey dazu bestimmt, von einer unermeßlichen festlich geschmückten Menge Tag und Nacht durchschritten zu werden. Und von welchem die öffentlichen Gebäude, die Dublin besitzt und an denen Säulen, Giebelfelder, Kapitäle und Gesimse mit wohlstyl Akkuratesser Verschwendung angebracht sind! Das Trinity-College mit der ausgebreiteten Bank in College-Green, das Post-Gebäude in Sackville-Street und das Zoll-Amt im Hafen gewähren in einer Ausdehnung von fast zwei Quadratmeilen das vollständigste Muster Griechischer und Römischer Architektur.

Wozu aber so viele gewaltige Bauwerke? .... Sie sind da.

In dem Post-Gebäude könnten alle Briefe Irlands auf einmal expedirt werden, und doch korrespondirt Irland mit Europa nur über London. Man gehe nach dem Zoll-Amt; dort giebt es hinreichenden Raum, um alle Ballen aus Kaschmir und Madras, alle Weine aus Frankreich und Madera und alle Polyzoaren aus den Schwarzen Meere an einem Tage zu wiegen, zu visiren und zu versteuern; doch gehe man einen ganzen Monat hin und her den geräumigen hohen Säulengängen auf und ab, und nie wird man daselbst die geschäftige Wichtigkeit auch nur einer Beamten gewahr, da im Zoll-Amt das ganze Jahr hindurch, und zwar aus triftigen Gründen, Feierruh ist; denn in sechs Monaten kommen vielleicht drei Schiffe im Hafen an.

Diese Waare kommt eine noch leichtere Reise! Man hat dem Lande, von dem man auf jede Weise allen Handel, alle Industrie, allen Lande bau fern zu halten sucht, einen Polizei als Wort gegeben! Die sogenannte Irländische Paar ist eine Kommandite Englischer Kanalleute und eigentlich nur Filialdamt der Englischen, welche gleichwohl in London die Register führen und mit Irland correspondiren und Briefe nennen stämmen, ist für den Kredit Irlands auf ihrer eigenen Wange obrigkeit.

Fast alle Bauwerke Dublins schreiben sich aus neuerer Zeit her, da das Alter derselben nicht über die Regierung Elisabeth's hinaufgeht, die das Trinity College auf der Stelle des All-Hallows-Klosters errichtete; und gleich diesen Gebäuden sind die meisten Gebäude auf den Trümmern der öffentlichen oder religiösen Denkmäler des Mittelalters, welche die Stadt einst besaß, erbaut worden.

In ganz Irland ist auch nicht ein einziger Stein zu sehen, den man dem eigenen Ruhm dieses Landes aufgerichtet hätte, kein einziger, auf dem die Namen seiner alten Barden, deren Gesänge die Fülscher der Weltstadt noch jetzt wiederholen, eingegraben wären, auch nicht eine Statue, um das Andenken der frommen Bischöfe zu ehren, die zur Zeit der Unwissenheit und Barbarei Irland zur Zufluchtsstätte der Wissenschaften, der Zucht und, die Civilisation und des Glaubens machten! Damit ich es kurz sage, einer der Söhne O'Donnell's müßte nach Paris reisen, um sich von dem Französischen Kriegs-Ministerium die Dienst-Leiden der Irländischen Legion auszubitten, damit er seinem militairischen Ruhm, der auf zwanzig Schlachtfeldern Europa's einen so großen Glanz erworben, einige bisherige Seiten weihen konnte.

Auf die Spitze einer steinernen Säule in Sackville-Street, die über alle Gebäude Dublins emporragt, ließ der Lord-Lieutenant, Herzog von Richmond, im Jahre 1808 die Statue Nelson's setzen. Das Wellington's-Denkmal Dublins ist ein plumper Obelist aus Mauerwerk, dessen breite Basis auf einer der erbärmlichsten Wiesen ruht, die nach dem Zoologisch-Garten führen, und wo man den Schafen Gras und mit ihnen verdauen müssen.

Wie haben doch die Lord-Lieutenants so übricht sein können, zu glauben, daß Irland auf die in seine Hauptstadt wie einen Köder, wie einen Lockvogel hingeworfenen Gebäude eitel sey, der daraus einen Ringen ziehen möchte? Wenn man gegen die Irländer die architektonische Schönheit Dublins erwähnt, so schütteln sie traurig den Kopf und antworten nicht; äußert man hierauf sein Erstaunen über ihre Gleichgültigkeit, ach, dann offenbaren sich ihre innersten Gedanken, und ihr Schmerz und ihr Gleichgültigkeit, wie einer neue auch immer sein mögen, fließen sich als wohl verbunden. Es ist wohl möglich, sagen sie dann, daß Künstler und Kunstliebhaber eine Stadt nur von einem Gesichtspunkt aus ansehen und um eines Giebelfeldes, einer Karyatide willen in Entzücken geraten. Diese Bewunderung entspringt aus einem Kunst-Enthusiasmus, und ohne ihn recht zu begreifen, vergeben wir ihn gleichfalls. Dagegen Dubliners der Europäischen Civilisation aber, im Herzen des so doch gepriesenen Britannischen Reiches kann man eine Stadt nicht so in zwei Theile theilen und dann einen einzigen für sich, ohne Rücksicht auf den anderen, bewundern. Wie Irländer schränken nicht so die Mauern unserer Hauptstadt von der Bevölkerung, die sie bewohnt, und selbst unsere Steinmassen bewundern, welche, wenn bewundernder sie will man aber die Städte nicht gleich einem einzigen Reisenden betrachten, der nur die seinem scheinbaren Range zugewandte Seite anschaut, so wende man sich um, senke den Blick von der Höhe der Kapitäle und Kuppeln auf die Steinplatten nieder, die ihnen zur Grundlage dienen, sehe da, wo die Centralsten seit Jahrhunderten an diesen Wunderwerken der Baukunst verübt worden sind, so sage uns dann, in welchem Grund zur Eitelkeit haben, sage uns dann, was wir mit unserer Bewunderung anfangen sollen, und die Fremde, der ein Herz hat, mit der seinigen.

Man kannte sich hier in Dublin nach Italien, wo die Lazzaroni sich auf den Stufen der leeren Paläste lumen, oder in diejenigen Epochen des Mittelalters versetzt glauben, wo Hansen von Ingermen oder Räubern im Besitz der durch Furcht entvölkerten Städte blieben. Doch nein, das ist nicht Italien, denn sonst entdrehte man nicht der Sonne und der durchsichtigen Luft, der kalte Wind des Nordens wird weder durch Heftigkeit noch Frigorien Kampen, und ein kalter Regen fällt auf die nackten Häupter; aber auch keine Banditen sind dies nicht, denn schlechten und ohne Murren entfernen sie sich vor dem Reichen und Glücklichen. Noch nein, das ist Italien nicht, denn die Paläste sind nicht leer, sondern wohlgepuzt, wohlgekleidet, in seidenen Sitzsämpfen kommt der Lord-Lieutenant und sagt durch Gebete und Segen seine Liebe Irlands der Civilisation aus, dessen Anblick das Auge des Herrn verletzen und die Heiterkeit seines glücklichen Daseyns durch unheimliche Ahnungen trüben könnte.

Dieses Elend jedoch bietet nichts Widriges dar. Freilich wohl erwerft es alles Erbarmen, alle Thränen, denn der Fremde fühlt sich; aber eben dadurch wird es anziehend und reizt ein gewisses Gefühl, gleichwohl aber angenehmes Mitleidsgefühl. Und zwar kommt dies daher, daß das Elend Irlands, obgleich es in den verschiedenen Grafschaften einen verschiedenen Anblick gewährt, dennoch überall denselben Charakter trägt — den einer ergreifenden Resignation. Nicht um Mitleid zu erregen, hüllt es sich in sein Lumpen, sondern weil es nichts Anderes hat, und weil Englische Tröstee vor einigen Jahren die in allen Ländern des Kontinents gesammelten Lumpen hindrachten; und die Irländischen Namen preisen sich noch glücklich, ihre Blöße mit denjenigen Fetzen bedecken zu können, welche die Bettler Europa's zerissen zu schicken gefunden hatten; denn das Irländische Elend steht noch 20 Grad unter dem Elend des sämmtlichen übrigen Europa.

Schwer wird es mir allerdings, ohne Weiteres den bitteren Tadel für wahr zu halten, den ich von einem meiner Freunde gegen die blinde und taube Gleichgültigkeit und Herzlosigkeit der Reichen hatte äußern hören. Nach dem, was mir auf dem Continente erzählt, mußte ich annehmen, daß die Armen durch die schreienden Bettelarien des Mitleid der Reichen ermüdet und hintergangen hätten. Deswegen nun, und um die Ersatz herabzustimmen, in die wir im Lauf der Unterhaltung über diesen Gegenstand geraten waren, sagte ich zu meinem Freunde: „Ist nicht aber etwas Wahres an dem Sprichwort, nach welchem die Armen in Irland für ein Almosen alle Jacken und Hosen der Welt geben würden?“ — „Ja, mein werther Freund, dieses Sprichwort ist in Europa, sogar in Irland selbst, besonders aber in England ganz und gebe. Und es ist in der That nicht ganz unbegründet; man trinkt in Irland viel, ja zu viel, aber nicht in den niederen Klassen. Sie werden wohl bereits den langen Einzug der Bettler bemerkt haben, die unsere Herren nach Tisch, wenn sich die Damen zurückgezogen, zu halten pflegen; da wandern die stets vollen und stets geleerten Flaschen der zahlreichen Spanischen und Französischen Weine in Begleitung von Whisky, Branntwein, Zucker, Zimmt und Wasser ohne Unterlaß umher. Und weil wir gerade davon sprechen, so will ich Ihnen einige Schritte von meinem Hause einen Ort zeigen, wo sie Gelände, Gut man weiter mit den Damen im Geselschaftszimmer zusammenkommen, keinen Zwang auferlegt. Sie werden da ein Gemälde der Irländischen Trinksitt im Großen sehen, und welchen Klippen die Köpfe und Beine angehören, die sie drehen und wanken macht. Es ist bald Mitternacht und daher gerade die rechte Zeit. Kommen Sie.“

Wir einen schönen Bowle in Grafton-Street, dessen Thüre durch ihre elegante Glasloorrein erhellt wurde, besanden sich eine Menge armer Weiber und Kinder. Die Straße erdnte von dem lauten Lärm tonsiser Stimmen, der aber nicht von der düsteren, stummen Menge, welche die hellerleuchtete Thür umgab, herkam, sondern aus dem Innern

Digitized by Google

des Hauses und zwar durch einen langen Gang, in welchem der Schein von Lampen sich in einer dicken warmen Dampfsphäre verlor, und zwar mit einzelnen Stößen von Rauch vermischt, so daß es schien, als käme er aus einem Spracyrohr und einem Ofen. Dort nämlich tost und brüllt den Abends der Dubliner Divan, die Réssource der höheren Klassen, wo Tories und Whigs, besonders aber Erstere, die politische Wahrheit auf dem Boden der von Whisky, Porter und Terrowein über Strömenden pumpern suchen.

Welch' herrliches Gemälde, wenn ich Maler wäre! — das Gerüchel der Säle und die Tapezirung der Sitze wischen über verschwimmenden Farben mit den bläulichen Rauchwarden der Pfeifen und Cigarren; hier sumseln die Röcke, die Haare sind in Unordnung, der Hals ist entblößt, die Gläser schwanken und stürzen bei den kräftigen Faustschlägen, unter denen die Tische erdröhnen, die Worte sind unzusammenhängend und kommen polternd hervor; dort zeigen sich bereits trübe Blicke, der Körper sucht sich zu stützen, die Köpfe wanken schwer und schlafsuchtig, und wenn sie einen Augenblick plötzlich emporsahren, sinken sie dann wieder auf den Armen nieder, welche der Länge nach auf den Tische ausgestreckt liegt, die Jungen sind schwer und unbedolfen, die Worte stumlos und unterbrochen, die Beine schleppen sich mühsam noch und tragen kaum noch den übrigen Körper; alles dies ist die leidhafte Trunkenheit. die Trunkenheit ohne Begnügen und Fröhlichkeit, die eben nur Trunkenheit ist, weil die Gewohnheit es so will, daß man sich alle Abende zu dieser Stunde betrauschte, und weil das Leben eines Gentleman es so mit sich bringt.

Nicht alle diese Trunkenbolde, die sich von dort erst um 3 Uhr Morgens entfernen, sind jedoch Gentlemen der Geburt oder dem Verwögen nach; nein, bei weitem die größte Theil gehört zu der Irländischen Jugend, die nur eine halberziehung erlangt hat und in Gesellschaft als nur irgend möglich gelassen wird; eitle Geckeu, die es sich zur Ehre anrechnen, wenn sie an den Festen und Jagden, die der Reiche ihnen giebt, Theil nehmen können; schmarotzerische Faststeße, die mit ihren bodzgedornten Redsdrüstern auf gleichem Fuß zu stehen glauben; Thoren, die auf diese Weise seit Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht ihr saft nur durch ein Wunder den räuberischen Händen entgangenes Erbgut verschwenden und davon jährlich einige Morgen Landes zur Abrundung der Englischen Paste verkaufen; junge Männer, die, gleich ihren Vätern, sich an das Englische Supermaul gewöhnen und in der Unmäßigkeit alteren; brausche Raufbrüder des Kneipabends, die sie Kraken nobeln, weil sie nichts zu leben haben und auch nicht die sämmerliche Fähigkeit besitzen, sich ihren Unterhalt auf so schmarotzerische Weise zu erwerben, sondern nach wie vor darauf einbergehen und sich von den Kartoffeln nähren, die man ihnen zuwirft!

Plötzlich erhebt sich ein Streit, die Tische werden umgestürzt, die Streitenden stehen zugleich auf und fangen an, einander Hauben zu boxen und gaben sich gegenseitig einige Faustschläge, deren Kraft jedoch glücklicherweise die Trunkenheit theils schwächte, theils weniger fühlbar machte; einr wahre Irländische Prügelei nach einem Saufgelage! — Wir hatten Beide genug gelehrt.

Was sagen Sie zu diesem wertheu Freund, ist es der gemeine Mann, der hier zu Lande am meisten leidet?" — Dies warfen die ersten Worte meines Begleiters, lange Zeit nachdem wir aus dem Haus gegangen waren; und er hatte wahrgesprochen! Es ist nicht das Volk, das hier am meisten leidet.

Ich war in Dublin während der Wahlen und kam nach Limerick den darauffolgenden Tag, ehe die dortigen stattfanden. In letzterer Stadt zeigt sich die Aufregung weit gewaltiger, als in Dublin, da sich mit den politischen Leidenschaften dort auch noch die volle Heftigkeit der religiösen vereint. Ich habe also zwei sehr verschiedene Bevölkerungen in jenem wichtigen Moment gesehen, es gab an beiden Orten Momente, wo das Volk seine eigene Sache für verloren halten konnte, und da wahrlich hatte es hinreichenden Grund, in der Trunkenheit Trost oder blinden und verzweifelten Muth zu suchen. Zum Ruhm Irlands jedoch sey es gesagt, ich habe in diesen beiden großen Städten weder bei Tag noch bei Nacht auch nur einen Betrunkenen aus den niederen Klassen gefunden . . . die Trunkenheit war höher hinaufgestiegen.

Sehr viele Wähler in Limerick hatten das Versprechen treu gehalten, das sie in den ersten Tagen des Polls dem Mister Guinest, dem berühmten stout-porter-Fabrikanten, auf dem Hustings gegeben. Mister Guinest, der sich Fremder nennt, hatte seinen in der Stadt sehr großen Einfluß auf das thätigste zu Gunsten der beiden durchgefallenen Tory-Kandidaten West und Hamilton verwandt. Da er jedoch wohl wußte, daß sein Kredit (der Kredit eines Mannes, die in einem einzigen Tage das ganze vereinigte Königreich herzusehen kann) nicht den erwarteten Erfolg hatte, da er die Unlage seiner Freunde fürchtete, als habe er statt Geld eine Porter und statt Goldbier eine Bier-versprechungen ausgetheilt; da er ferner seinen ziemlich improvisirten Torysinnus unter dem Mantel einer innerlichen Ueberzeugung, die alle Poteien respektiren müssen, verbergen wollte, und endlich durch den Gedanken noch mehr angetrieben, daß ein von ihm gethaner öffentlicher Schritt einige noch furchtbare Schwankungen zu einem festen Entschluß bringen würde, wandte sich Mister Guinest, ehr er seine Stimme abgab, gegen die Menge und sprach: „Ich kümmere mich gewöhnlich nicht sehr um die Wahlen; der Augenblick jedoch ist gekommen, wo Jeder seine Pflicht erfüllen, seine Meinung öffentlich darlegen und laut erklären muß, ob er für die Aufrechthaltung oder den Umsturz der Constitution ist."

Dieser gute Mister Guinest wurde von den O'Connellisten, d. h. den Armen (und sie waren in Masse auf den Hustings), mit Grunzen und Gebrüll empfangen und entlassen, und zugleich ertönte das Geschrei: We'll drink no more of your beer, Mr. Guinels." (Wir werden euren Porter nicht mehr trinken, Mister Guinest).

Mister Guinest konnte damals wohl über diese Drohung lachen, da sein Gebräu nicht in die Kehlen des gemeinen Volkes strömt, das nicht oft an eine Flasche Porter den Schilling, den sie kostet, setzen kann. Ich wette jedoch, Mister Guinest hat jetzt aufgehört zu lachen, denn er ist inne geworden, daß das Volk, wenn es nur will, gleichwie die Wohlhabenden jenseits eine Kehle zu haben weiß.

Wohl wissend, daß ihre Mißgriffe allein sie Guinest kein großer Vortheil ist, haben die Armen Irlands dem ganzen Land und dem Rest des verwinigten Königreiche Mißgriffe aufgerieg. Man trinkt nur noch den in den Kellern vorräthigen stout-porter, denn die neuen Sendungen sind gegenwärtig nicht mehr an ihre Bestimmung. Ich habe es auf vielen Handstraßen und besonders auf denen, die nach den Merrchöfen führen, mit angesehen, wie das Volk sich der mit dem wohlbekannten Zeichen des Hauses Guinest versehenen Fässe und Tonnen bemächtigte und ihnen den Boden einschlug, und zur Steuer der Wahrheit sey es gesagt, das Volk hält Wort und trinkt nicht einen Tropfen des einst-porter, der auf dieß Weise in seine Gewalt fällt, sondern läßt mit seltener Gewissenhaftigkeit die schäumenden Wellen verfließen über die Wege und Torfmoore hinströmen.

Das heißt nun zwar allerdings das schon an und für sich problematische Recht, andere Menschen am Trinken zu hindern, zu weit treiben; das heißt allerdings die Grenzlinien von Wahrscheinlichkeit schlecht verstehen; aber das ist nun einmal so an der Tagesordnung in Irland.

C. Feuilleton.

Mannigfaltiges.

— Historische Monographie. Als eine solche stellt Herr Granier de Cassagnac seine so eben erschienene „Geschichte der Handwerker und Bürger-Klassen" dar.*) Er protestirt im Voraus gegen jede Rangirung seines Werkes in eine gewisse Klasse politischer Vorschriften. „Es ist eine", so beginnt er seine Vorrede, „keine politische, sondern ein historisches Buch. Ich schlage keine neue Social-Theorie vor; ich greife keine an und vertheidige auch keine. Ich erzähle blos Thatsachen und erdeterte sie." Der Verfasser bekennt sich zur Schule Guizot's, die, seiner Darstellung zufolge, keine Politik ohne Geschichte anerkennt und nur auf den Grundlagen einer solchen Theorien aufbaut. Guizot hat sich durch seine historische Monographien, namentlich über Fragen der Römischen Geschichte und des Mittelalters, den Weg gebahnt, den jede auf Französische Historiker betreten müßten, wenn sie ihrer Wissenschaft eine positive Grundlage geben wollten. Erst durch die genauste Beobachtung aller einzelnen Thatsachen kann man auch eine richtige Theorie der Gesellschaft erhalten. Geschichte des Bürger- und Handwerkerbundes sey ein solcher Theil, und er habe jahrelange Studien darauf verwendet, um zu seinem heutigen Werke zu gelangen, das er keineswegs jedoch als einen Schlußstein, sondern eben nur als einen Beitrag zu der Grundlage eines künftigen historischen Gebäudes im Publikum vorlege. „Wenn Einer von großen Geschichtsforschern geistiget werden, sey allerdings das Ruhmes werth, den ihm Nach- oder Mitwelt zu Theil werden lasse; aber allgemeine Geschichte sey es noch nicht, weil in einer solchen nichts, gar nichts fehlen dürfe, was die Menschheit gefördert und auf ihren heutigen Standpunkt gebracht habe. Das Glückwünschen sey in dieser Hinsicht so bekannt, so sprüchwörtlich geworden, daß auch für die nächste Zukunft noch keine Aussicht vorhanden sey, eine allgemeine Geschichte der Welt zu besitzen. Vorher müßten noch zahlreiche, kann zu überlebende Monographieen erst geliefert werden: z. B. eine „Geschichte der Familie", d. h. eine Geschichte aller Veränderungen, die in den Verhältnissen zwischen Mann und Frau, Eltern und Söhn, Aeltern und Kindern, Hausherrn und Dienstleuten, in moralischer wie in rechtlicher Beziehung vorgegangen seyen; ferner eine Geschichte aller Religionen; eine Geschichte des Rechts in allen Theilen der Erde; eine Geschichte aller Sprachen und Literaturen; eine Geschichte der Sitten und Gewohnheiten, der Moden und Trachten. Der Verfasser schließt mit dem Wunsche, sein „Hierzu einen Beitrag", so schließt Herr Granier de Cassagnac seine Einleitung, „und nichts weiter habe ich durch meine Geschichte der Handwerker und Bürgerklassen liefern wollen."

— Italiänische Weltgeschichte. Herr Leser Cantu ist anderer Meinung als der oben bei unseren Lesern introduzirte Herr Granier de Cassagnac. Herr Cantu, der sich besonders viel mit Deutscher Wissenschaft und Literatur beschäftigt hat, kündigt jetzt eine allgemeine Weltgeschichte an, die vom 1. Januar 1838 an lieferungsweise erscheinen und das umfassendste Werk dieser Art in Italiänischer Sprache werden soll. Er hat sich dazu mit dem Buchhändler Pomba in Turin verbunden, der Cantu's „Storia universale", auch mit dem Nebentitel „Historische Encyclopädie" (Enciclopedia storica) herauszugeben wird, weil die letztere in einzelnen Abtheilungen auch die besonders gedruckten Anmerkungen und Citate, archäologischen, chronologischen und biographischen Abhandlungen enthalten soll. Der Verfasser hat seine allgemeine Geschichte in achtzehn synchronistische Epochen abgetheilt, von denen jede einen Band umfassen wird. Jährlich sollen zwei Bände erschienen, die, wie Herr Cantu versichert, nicht nach fremden Darstellungen, sondern nach eigener Forschung und sämmtlich von demselben einheitlichen Gedanken beseelt, abgefaßt seyn werden.

*) Histoire des classes ouvrières et des classes bourgeoisse. — Ein Band von 600 Seiten. Paris, bei A. Desrez.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerations-Preis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 155. Berlin, Mittwoch den 27. Dezember 1837.

Frankreich.

Der Sonntag in Paris.

Kein Tag hat mir in Paris von jeher eine so unüberwindliche Abneigung gegen sich eingeflößt, als der Sonntag, aber nicht etwa der kirchliche Sonntag, der Tag der Ruhe, des Gebets und des Gottesdienstes, sondern der bürgerliche, feiertägig gefeierte, mit einem Wort, der sonntägliche Sonntag. Als ich noch auf dem Pfauenstuhl war, erweckte mir, wenn ich zu Hause blieb, ein Tag mehr Unruhe in den Beinen, mehr Unbehaglichkeit in der Stimmung, als eben dieser Tag. Nicht die Sonntagsfreiheit verwünschte ich, sondern die Leere dieser Tagfreit. Wenn der Pöbel mit geheimnißvollem Lächeln seinen abgetragenen schwarzen Rock bürstete und sich wohlgefällig vor einem Stück Spiegel, das ich ihm mit mürrischer Miene geliehen, das Halstuch knüpfte, focht mir unsäglicher Neid im Herzen; denn dieser Mensch war am Sonntage glücklich, mir aber wurde er immer mehr verhaßt. Als Student traf ich den Sonntag in der Gestalt eines Polizei-Kommissairs auf den Tanzböden der in der einen verborgenen Bierkuchen in den Tabagieren an, und zuweilen sah ich ihn auch im Orkan hinter einer klassischen Tragödie Andrieux'ens lauern. Wie soll ich also nicht dem Sonntag von Herzen gram sein!

Um ihm nun zu entgehen, hatte ich den Faubourg St. Germain, den Sitz der Künste und Wissenschaften, kaum los Viertel St. Denis, hierauf die Straßen um das Palais-Royal und endlich die Gegend des Luxembourg, der durch seine Sonntage am unerträglichsten ist, nach einander verlassen; aber eitles Bemühen! vergeblich waren alle diese Wohnungsveränderungen; jenseits der Odiusischen Wüste sand ich den Sonntag mit seinem ganzen Gefolge wieder, nur um so mehr dadurch diesen mir lächerlich, da er sich mit der Eleganz Pluto'n in hohem Grade prächtig, elegant, müßig und neugierig zeigt. Dort drüben auf der anderen Seite sieht der Sonntag allerdings etwas steif aus, jedoch studirt er fleißig und verstebt mehr Griechisch, als irgend Jemand in Frankreich; hier aber weiß er nichts davon und hat eine Eisenbahn!

In Paris erkennt man den Sonntag an der Miene derer, die ihn genießen, und derer, die an demselben laboriren. Am Sonntag nimmt die Stadt eine ungewöhnliche und höchst eigenthümliche Physiognomie an, von der gewiß die Moralisten eines Tages reden werden, und welle der Himmel, daß dieser Tag kein Sonntag sey. Des Sonntags kennt Paris seine Zudlichkeit, seine Fremde, seinen Geist, seine Poesie, seine Kunst, seine Verdrießlichkeit, seine Liebe! Der Geist geht spazieren, das Genie fährt auf dem Wasser, und die Schönheit brüstet sich. Den Maler, dessen Atelier während der Woche der Sammelplatz der Kunstfreunde, des Fleißes und der interessantesten Plauderein ist, sieht man am Sonntag mit einer Frau unter dem Arm und die Taschen voll mit Kindern vor der Thür irgend eines Theaters harren, und der Komponist, dessen Oper am letzten Freitag das Publikum begeisterte und hinriß, streift des Sonntags in der Nationalgardeuniform umher und geht in die Bataillonsschule, um dort zu spielen. So giebt Jeremie, deuen man nur Sonntags begegnet, vergessene Geliebte, die man nur Sonntags liebt, und sogar Bücher, die man nur Sonntags liest; selbst die Theater haben ihre Sonntags-Vorstellungen, wie man Sonntags-Soireen, Sonntags-Diejeuners und einen Sonntagsrock hat.

Am Sonntag schlägt man zum Rappell, am Sonntag werden die Paraden abgehalten, am Sonntag bringt man die Rechnungen, am Sonntag wird die bürgerliche Hausfrau zur Kokette, am Sonntag verlangen die Kinder Bonbons, und am Sonntag sieht man den hausfreund bei sich zum Mittagbrod. Macht Jemand am Sonntag eine Landpartie, so verbricht ihm ein Regenguß seinen Sonntagshut, oder ein widerspänstiger Esel bricht ihm den Hals oder rennt ihm die Frau um und versetzt sie in einen schwer zu beschreibenden Zustand. Geht man ins Museum, so kommt man um sein Schnupftuch; geht man nach der Eisenbahn, so verliert man seinen Stock; besucht man das Tivoli, so erweckt der Wahrsager eifersüchtigen Verdacht oder der Walzer Gewissensbisse; geht man zu Musard, so hat man unverschens ein Duell auf dem Halse, und fährt man auf dem Wasser, so ertrinkt man sicherlich; ja man wird die ganze Woche hindurch geboren, stirbt oder nur am Sonntag. Aerger, Verdruß und Kosten regnen auf den Sonntag wie auf einen verwünschten Tag herab, und sogar Tollerrand lächelt nie am Sonntag.

Und vollends die Liebe! Diese ist ein abgelogter Feind des Sonntags. An den Wochentagen ist das schöne Geschlecht stets um drei Uhr zu sprechen; um drei Uhr werden die Tribunale, die Kammern, die Ministerien und die Börse eröffnet; der Advokat plaidirt, der Banquier diskontirt, der Deputirte votirt und der Minister ängstet um drei Uhr; die jungen Damen haben um diese Zeit ihre Bonnitage-Zerstreuungen beendet und die jungen Mütmen ihre Kinder in der Tuilerieen geschickt; alles Leben, alle Bewegung drängt sich auf einmal in den Straßen zusammen, alle Geschäfte, alle Schwärmereien flüchten in das Innere derselben. Die kleinen Salons, in denen die Bilderdamen die neuen Romane lesen und die Besuche empfangen, bilden gleichsam Oasen, welche die Arbeit der Wochentage respektirt und langweilige Menschen nie beunruhigen; denn die ersteren beschäftigt bereits unterwärts im Uebermaß und die letzteren sind selbst zu sehr beschäftigt.

Am Sonntag aber ist die legislative Nednerbühne stumm, die steuernden Notabeln reichen sich die Hände, die Dukaten feiern, der Zoues-Spekulant schneidet sich die Nägel ab, und die Ministerial-Beamten rasiren sich. Es giebt keine Liebe mehr! Die Frauen stehen sich in der Wirthschaft um, reinigen die Wäsche und kochen bald an ihren Männern und bald an der übrigen Familie etwas zu tadeln; alle Stunden dieses Tages sind voller Gerüsch,, keine einzige gemährt der Einsamkeit. Die Frauen haben ihre Sonntagsdamen, und die Männer haben ihre Cafés.

An den Wochentagen ertönt es nichts Liebenswürdigeres, nichts Malerischeres, nichts Französischeres als das ganze Wesen der Pariserinnen in ihren Comptoirs. In ihrer Weise, sich zu kleiden, zu sprechen, zu gehen, zu sehwören, zu sehweigen, zu lachen, zu weinen, überall eine vollkommene Harmonie. Fast in allen Waarenlagern findet man höchst Verkäuferinnen, und Schürze, Kopfputz, Lächeln, Sprache, Benehmen, Eleganz, alles dies zeigt da seine Nationalität im vortheilhaftesten Licht. Wenn sie ihre Waaren rühmen, so sind sie voll seiner höflichkeit und geistreicher Antworten, so sogar die Stellung, in der sie beim Vorrufen ihrer Waaren sich befinden, verraten ihren Geist; stehl über Pult sprechen sie, streiten um die Zeilungen oder berechnen das Steigen und Fallen der Rente. Auf ihre Arbeit niedergeblickt, durch die Strahlen der hellen Gaslampen verschönert und durch die Fenster angegaft, stehen sie des Abends unbeweglich da wie die Statuen in den alten Thermen; die weißen Finger fliegen über die Stickerei hin, und so üben die Galanterieen an, ohne daraus zu antworten. Das Gold, der Marmor, der Stahl und die Teppiche, mit denen man sehr die Waarenlager so reich verziert sieht, verleihen diesen ein orientalisches Ansehen, und an den Wochentagen glaubt man, in den Straßen Japans umherzuwandern, die ihre ganzen Länge nach zu beiden Seiten mit Baremé belegt sein sollen.

Am Sonntag aber sind die Läden geschlossen und die Geistesten werden auf 24 Stunden zu vorsehenen Damen. Statt der kokettirenden, farbenreichen, transparenten Waarenlager sieht man in den Straßen von Paris rechts und links zwei Reihen schmutziger Mauern, die einen schweren, einförmigen Anblick gewähren, von den Straßendämmen mit Kreide vollgeschmiert werden und mit eisernen Stangen versehen sind, als wären sämmtliche Häuser von oben bis unten nur ein einziger Gefängnis; statt der schalbhaften Verkäuferinnen mit der pfiffigen Schürze und Haube begegnet man improvisirten Damen, die in den Domibus und Fiakern mit finstern und ergrämzenen Gesichern ihre prächtigen Höte und blendenden Roben ins Theater oder zu den Restaurateurs fahren oder im Wallstaat bei Lefage Pasteten oder auf den Meutonne Wirsen Melonen verspeisen.

Mein Schuhmacher, Herr B., ist ein großer Künstler, Freimaurer, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften und endlich ein Mann, der mit dem Talent, Stiefeln zu machen, noch das überschwängliche Verdienst verbindet, daß er nie seine Rechnung bringt; endlich besitzt er sogar auch gesunden Menschenverstand, denn er hat ein Vermögen von 300,000 Franes. Die Woche über ist dieser große Künstler in die engste, verschämteste Tracht seines Standes gekleidet, er bewegt seinen Kopf leicht und ungezwungen, da er keine Kravatte trägt, und um den Mund spielt ihm ein freundliches Lächeln, dem man die Natürlichkeit ansieht. Mit seiner grünen Sergeschürze, seinen Aebrzug-Aermeln und seiner Hausmütze hat der Mann ein eigenthümliches Ansehen, eine gewisse Originalität; mit einem Wort, er ist Schuhmacher. Des Sonntags aber hält er sich seines Vergnügens wegen für verpflichtet, seinen schwarzen Frack in den Tuilerieen spazieren zu führen; wenn er gräßt, so vergeht eine Viertelstunde, ehe er seinen Hut, der ihm stets zu klein ist, wieder zurechtsetzt, und zu lachen wagt er vollends gar nicht; denn seine Gesichtsmuskeln, die zwischen dem Schraubdeckel seines steifen Halstorgans stecken und noch vom Rasiren bluten, würden bei dem geringsten Verziehen schmerzliche Zuckungen empfinden. Ich habe ihn im Theater des Palais-Royal, auf den Paraden in den Champs-Elysées und beim Puppenspiel im Tivoli mit verzweifelter Anstrengung seine

Digitized by Google

ernsthafte Miene behaupten sehen, und der große Künstler, der vor Lachen hätte sterben mögen, wagte dennoch nicht zu lachen.

Die Kleinstädter in Paris sind des Sonntags an ihren besonderen Bewehmen und ihrer unverfälschten Neugier zu erkennen. Man begegnet ganzen Familien, die an den Küchenfenstern des Cafés de Paris stehen und wie in vollen Zügen die Düfte einsaugen, welche die Straße Taitbout einhüllen; der Vater breitet nach und nach seine ganze Nase, die Mutter steckt den Kinderspitzen zu, und das kleine Töchterchen weint vor Appetit. Im Theater langt man eine Dame ausgelassen nach der Loge des Ministers; je weit etwas überhaupt die Kleinstädter nach Paris kommen, um die Diamanten der Mlle. Mars, die einen großen Ruf genießen, zu Augenschein zu nehmen, und da sie selbst des Sonntags sich voll dessen bleiben als zu der Woche, so lassen sie an den Tage, an dem sie vermuthen, daß Mlle. Mars ihre Diamanten anlegt, nas Théâtre français. An dem Sonntag wählen die Provinzialen ferner vorzugsweise, um auszuruhen, den botanischen Garten zu besuchen, ihre Söhne in die Pendions-Anstalten zu bringen und Nähmesser zu kaufen; sie überreiten die Leute auf den Boulevards, necken auf mannichfaltige Weise den Löwen in der Menagerie, fahren nach der Pensions-Anstalt in einem Fiaker, auf dessen Fenster die Schatten-Umrissen des wenigstens kommenden Haltings gepaßt sind, und unter dem Vorwand, sich zu rasieren, schwärzen sie sich den Hals ab.

Nachts ist aber in Paris interessanter, als ein Leser-Kabinet am Sonntag. Man sieht daselbst Leute, die alle Sonntag Romane lesen; an der Stelle, wo die Herbin verstehen, brechen sie das Blatt um, und den folgenden Sonntag finden sie dieselbe, da wo der Band sich zu Ende neigt, auf dem Gipfel des irdischen Glückes und als Mutter wehrerer Kinder wieder. In der Zwischenzeit haben die Leser Vaterfreit gemacht, Reine amputiert, das Vaterland verheidigt, Mädchen entführt, geweint, Reisen unternommen, ja sogar begraben und wer weiß, was noch Alles anhau! jedoch den Roman vergessen sie nicht, und wenn auch über Privat-Angelegenheiten gelitten haben, so thut dies doch ihrer Sonntags-Lektüre keinen Abbruch. Es gibt auch Leute, die des Sonntags in den literarischen Salons sie die ganze Woche politisieren; denn an den Wochentagen dürfen sie an nichts, als an die Spanische Anleihe, die Rente, die vier Sous und noch an tausend andere Dinge des Sonntags aber gehören sie ihrem Vaterlande an, und die Einen erobern Konstantine acht Tage zu früh, die Anderen acht Tage, nachdem bereits das Ding erschöpft ist.

Ehemals hatte der Pariser Sonntag einen religiösen Anstrich; die religiösen Vorschriften hatten seinem Geist der Regierung genäß. indem sie streng über die Feierlichkeit des wöchentlichen Festes wachten; die Glocken wurden geläutet, die Kirchen waren gefüllt, die Kaufläden geschlossen, und man wußte, woran man war. Heutzutage hingegen ist der Sonntag in Paris kein sicheres Fest, sondern eine Lüge, eine Unterbrechung, eine Leere in der Woche; die Einen arbeiten, die Anderen nicht, eine Straße sieht aus wie eine Wüste, die andere wie ein Basar, und es giebt Professionen, die den Sonntag und weiter andere, die den Montag feiern; mit einem Wort, jetzt weiß man nicht, woran man ist.

Wenn die Verwirrung nur noch etwas zunimmt und Jeder einen besonderen Tag zum Feiertag macht, so wird bald die Woche in Paris auf sieben unterschiedlichen Sonntagen bestehen, und es ist doch wahrlich schon genug an einem.

(Le Siècle.)

Bibliographie.

L'exilé. — Une rose au désert. — Erzählungen von der Herzogin von Abrantes. 2 Bde. 15 Fr.

L'ambassade. Annales romantiques. — 9 Fr.

Sidnia — Roman von C. Bedin. 2 Bde. 15 Fr.

Une année en Espagne. — Von Ch. Didier. 2 Bde. 15 Fr.

Un serment. — Von C. Blame. 2 Bde.

Sagas et Legendes des bords du Rhin. — 10 Fr.

Essai sur l'histoire de Marguerite d'Autriche. — Von P. J. Eusinet.

Les larmes du poète. — Gedicht in sechs Gesängen von M. de St. Hilaire. 5 Fr.

Türkei.

Frauen und Männer im Orient.

(Schluß.)

Wenn die Türken zu Tisch gehen, so wird in dem Speisezimmer, wo die Familie sich versammelt, ein niedriges Gerüst, gegen 18 Zoll hoch, aufgestellt; auf dieses Gerüst setzt man eine große Matte, die nach den Umständen der Familie von Silber, von Holz oder platten ist, und hierein kömmt eine geräumige große Schüssel mit Suppe. Um die Schüssel herum stehen Porzellan-Schalen mit geschnittenem Käse, Sardellen, Kaviar, Zuckerwerk und Eingemachtes aller Art, Becher mit reinem kühlem Sorbet und warmes ungesäuertes Brod. Die Betheiligten setzen sich auf Polstern um die Matte herum. Jeder mit einer hölzernen Gabel und dem Löffel, und nachdem die vorgeschriebenen Waschungen vollzogen sind, beginnt das Werk.

Auf die Suppe folgt gutgemachtes Hammelfleisch, Geflügel, Wild und Gerichte verschiedener Art. Alles vom Koch in kunter kleine Portionen geschnitten, die die Gäste ohne Unterschied mit Löffel oder Finger aus einer Schüssel herausfischen. Den Fremden zu Ehren wird aus der Flasche eine Kenke oder ein Fischzel herumgereichen, wenn man ihm ansonsten: eine Ehre, die der Europäer beim ersten Besuch seinem Türkischen Wirth gern erspare, wäre nicht die ganze Weise, in der die Ceremonie vor sich geht, so delikat, daß sie seinen Kreb zuzieht. Noch stehen eine Menge kleiner Teller da von verschiedenem Inhalt: Fische, Pasteten, Sahne, mitunter auch noch Hühnerbrein, Mais, Pfannenfisch, Vegetabilien und zuletzt wieder Kuchen, ohne Rücksicht auf die gastronomischen Vorgänge, die bei den Englischen und Französischen Meistern der gastlichen Kunst empfohlen werden.

Nach dem Mahle werden Pfeifen und Kaffee aufgetragen; dabei erscheint der Maulasche oder Mädchenerzähler, dessen Amt es ist, die Einen eines langen Abends zu vertreiben. Diese Mährchenerzähler sind Männer von bekanntem Talent, die oft Erzählungen erfinnen, wie man sie am Nile von Neapel hören kann. Meist beschränken sie sich auf die traditionarten Geschichten von Geistern und den alten Zeugeiten der „Tausend und eine Nacht". Einige glänzen in komischen Erzählungen, die mitunter eine dramatische Form annehmen, während die höhere Klasse dieser herumziehenden Barden nur die Dichtungen von Hafiz und Ferdusi und den anderen bekannten Dichtern auf der Persischen Literatur wiedergiebt. Ihr Auftreck ist sehr oft und gesucht, und um den gehörigsglichen Gewinn aus ihrem Beruf zu ziehen, theilen sie ihre Mährchen in Abschnitte und brechen immer da ab, wo der Aufmerksamkeit der Zuhörer auf den höchsten Punkt gespannt ist. Dann lassen sie sich durch keine Bitten zuschalten: sie springen auf und laufen aus dem Hause, so schnell sie können. Will man etwa schon früher mit ihnen abmachen, daß sie die Geschichte gleich zu Ende führen, so weichen sie mit der Entschuldigung aus, daß sie unbenweitig verpflegt sind, und nur die Verwehrung ihres Geschäfts bringt einen Vergleich zu Stande, der alle Parteien befriedigt.

Während der Erzähler sein Mädchen feelspinnt, sitzt die ganze Familie auf Kissen um ihn herum und horcht mit einer Aufmerksamkeit, wie sie unsere Kinder bei Geistergeschichten zeigen: dabei wird den alten Seiten gerauscht, von Vater und Sohn, Mutter und Tochter, und man sie anblickend, daß eine dicke Rauchwolke sie Ganz einhüllt, hinter welcher ihre Züge mit Mühe zu erkennen sind.

Dieser allgemeine Gebrauch des Tschibut herrscht eben so sehr im öffentlichen, wie im Privatleben des Orients; denn ich sage: öffentlichen leben, so denke ich an nichts Politisches: ich verstehe darunter dieß was Griechisch zu der Beschaffenheit eines Raum, also die Straßen, die Kaffeehäuser, all die öffentlichen Orte, wo der müßige Türke, wenn er nicht im Harem ist, den ganzen Tag zubringt. Diese Kaffeehäuser sind stets offen. Jedermann kann hineinsehen, selbst da, wo kein Balken ist. Die Balkone strecken, die sehr weit und geräumig sind, werden meist vorgezogen. Da sitzen sie, die Einen auf Matten — am Langsten sind dort Alle, die so viel haben, daß sie nichts zu thun brauchen — und rauchen und schlafen den lieben langen Tag. Auf dem Balken nimmt auch der fremde Reisende sein Mahl, was sie einen Fanaten höchst peinlich ist, da es sich daran gewöhnt hat. Er muß sich gefallen lassen, von allen Seiten begnackt und beobachtet zu werden, von seinen Mißvergnügten, die sich sonst um einander nicht viel bekümmern, wie von den kleinen Buben der Nachbarschaft: sie treten dauernwerse um ihn herum und beobachten jeden Bissen in dem Verlauf des Kauaktes mit einer Zutringlichkeit oder Gier, die den unerfahrenen Fremden höchlich erbittern muß.

Ich habe es oft bedauert, daß ich mir das Rauchen nicht angewöhnt: überall machte ich hierin eine Ausnahme, in Spanien, in Deutschland und in der Türkei. Bei den Türken besonders hält man einen Mitbraucher für einen halben Bekannten oder vielmehr für ein unbegreifliches Wesen. Nicht rauchend wie ich war ich auch nur dann unter den, wir kann man essen? Das eine Verbindung schreint dem Türken eben so nothwendig für die animalische Existenz, wie das andere. Uebrigens ist die Allgemeinheit der Sitte in diesem Lande kein Wunder. Der treffige Tabak ist ein wahrer Wohlgeruch, ein Weihrauch, der einen prattischen Nutzen hat, indem er die Luft reinigt von den pestilenzialischen Dünsten des Sütens.

Noch will ich von einer anderen Eigenthümlichkeit des orientalischen oder wenigstens des Türkischen Charakters erzählen, die ich nie genug bewundern konnte. Der wahre Osmane, er mag beschäftigt seyn, wie er will, er mag rauchen, Kaffee trinken, essen, schlafen, zu Pferde fahren, gehen, reiten, schreiben, lesen, fischen oder jagen, handelt absichtslos, so wie der Moment es ist, wo er vom Minaret den Ruf des Muezzin zum Gebet hört oder aus dem Sonnenstand die Nähe dieser Zeit abmerkt, nimmt er ohne Weiteres seinen Teppich bread, breitet ihn auf den Boden aus, wirft sich darauf nieder und verstutt ganz in die Andacht seiner täglichen Gebete. Die Umstehenden stören ihn nicht: mag er von Fremden oder Fremden umgeben seyn, mag er sich im Dampfboot oder auf der Straße befinden, im Harem oder auf dem Basar, in der Stadt oder auf dem Lande, im Versammlungen oder im Walde, wie wird er verstehen, zur vorgeschriebenen Zeit dem Schöpfer sein Kindesopfer zu bringen.

Treten ist in der Türkei wirklich das, was es überall seyn sollte: ein weltweitlicher Theil der Lebensgeschichte. In christlichen Ländern würde man Jeden auslachen, der vom Diner oder Kartenspiel aufstehen wollte, um in einem Zimmerwinkel sein Gebet herzuiagen, und selbst unter den Nationen, die sich mit ihren Teppichen ins Wirthsgeschäftslokal, ihren Hospitälern und Armenhäusern schwen, war ich nie so glücklich, eine Spur von der inneren tiefen Weihung zu finden, die der Akt des Gebets auf ein muhammedanisches Gemüth ausübt.

Ich reiste einmal mehrere hundert Meilen mit einem Türkischen Muselman zusammen, dessen Pünktlichkeit in dieser Hinsicht mir besonders auffiel. Mit Sonnenaufgang war er auf den Beinen, und so wie die Feuerkugel am Horizont hervortauchte, lag sein Teppich auf dem Boden ausgebreitet; indem er sein Gesicht nach Osten wandte, stieß er sich den Bart zwei bis drei Male; sodann sist er auf seine Knier, faltete die Hände und bewegte die Lippen kaum im leisen Gebet. Nachdem er sich dreimal mit der Stirn auf die Erde erwiesen, stand er auf, legte die Arme über die Brust und sprach das Gebet leise, in die vorige

Digitized by Google

kwinende Stellung zurückkehrend und den Körper vor und rückwärts neigend. Diese Exercemenen wiederholte er dreimal und schien damit, daß er die offenen Hände zum Himmel emporstreckte. Nachdem er endlich zum letzten Mal aufgestanden, stellt er sich noch einmal den Thieren mit den deutlichen Ausdruck innerer Zufriedenheit, und von dem Moment an war sein ganzes Wesen verändert, er ward ganz der heitere, lustige Reisegefährte und zeigte sich bereit, wie alle möglichen Dienste zu leisten.

Als ich zum ersten Male durch das nordwestliche Thor von Konstantinopel passirte, bekam ich von einem Türken ein kleines Brödchen von Weizenmehl, das ich anfangs nicht recht verstand. Er sah gerade vom Bergabsteigen und hatte in der Hand eine rüstche Ruß, deren Schale er oben aufgerechten hatte. Indem er einen Theil des Kerns herausnahm, kam er mit einigen und bat mich mit freundlich lächelnder Miene, dies anzunehmen. Ich nahm es und hatte ihm mit derselben Verbindlichkeit, als hätte ich ihn schon vierzig Jahre gekannt. Ich ist die Ruß auf der Stelle, trotz meiner Furcht vor der Pest, die, wie ich dem Weiterreisen sah, die Cypressen-Hainer ringsherum mit Leichen anfüllte. Später erfuhr ich, was diese einfache Gabe an den neugierigsammenden Fremden bedeute. Sie sollte mir das Zeichen des Wohlwollens in Konstantinopel geben und mich der Gastfreundschaft der Staat verschicken. Kein Fremder verläßt ein Türkisches Haus ohne ein ähnliches Andenken an die Güte seines Wirthes. Er muß eine Hand voll Nüsse, eine Tasse Kaffee, einen Salat oder einen Kuchen mitnehmen, damit er nicht mit leerer Hand das Haus gehe, denn sie wäre ein Zeichen für böse Omen für den, der gebe, als für den, der empfangen sollte. Dieser Sitte zufolge spricht mehr als Zollamts für den Schutz von Hergenskäfer, den das Volk dieses Landes in sich trägt.

M. J. Dorn.

Ostindien.

Indische Landwirthschaft.

Mit Unrecht nur stehen Manche noch heutzutage Indien für ein Eldorado an. Hindostan ist in der Wirklichkeit ganz und gar nicht so beschaffen, wie die Erzählungen der Reisenden, noch mehr aber die pomphaften Geschichten des Orients es darstellen. Die Wogen seiner Gebirge schauten nichts weniger als Goldadern in ihrem Schooße; seine Bäumen bieten wahrhaftig nicht durch und durch lauteren Balsam; seine Fürsten und Priester als Regenten nimmer viel Palästes, Moscheen und Minarete. Freilich finden sich noch immer zahlreich Spuren des früheren Glanzes darstellt: die Höhlen-Gewölbe Ellora's und Elephanta's sind in Betracht ihrer Tierischtheit und Regelmäßigkeit vollkommene Werke. Die Säumer von Amrutsa-Teich's Palaste in Amritsa-Tabad, so wie Dulmahal in Jeipur, sagen uns noch deutlich genug, welcher Geist ehedem in Hindostan gebrichst. Auch gegenwärtig stellen Kalkutta, wo der Europäische Geschmack mit Allem, was Asiatische Größe irgend Wunderwerkartiges hat, sich verbindet — und Bombay, wo hundert Nationen zusammenströmen, einen Aufsand, eine Pracht zur Schau, wie man sie sonderwärts gewiß vergeblich suchen dürfte. Aber vergißt nur einmal diese Städte, und dringt in das Innere des Landes ein: dort begegnen, anstatt jener prachtvollen Monumente, Euren entzaubernden Augen nur Elend und Lumpen, nichtige plankachlige und schmutzige Hütten ohne Fenster, worin zu wohnen kaum ein Lappe oder Esthone verlachen würde. Gegleichene Erscheinungen drängen sich 2/3 der Hindostanischen Bevölkerung. Treiet nun doch einmal hinein! Freilich die Thür ist so niedrig, daß Ihr Euch wie ein Taschenmesser zusammenklappen müßt, um hindurchzukommen; ein Unheilteil reizgender Dunst erfüllt das Innere; am Hinterte stehen Gefäße aus gemeiner Erde, mit Salz, Pfeffer, Pfeffer, Pfeffer und Gewürzen; in einem Winkel ein großer Korb, mit dem Getreide-Vorrathe für den Hausbalt; am Boden: Stroh, mit den täglichen Bedarf von jenem zu mahlen; zwischendurch: Kinder, mit bazaren Geschirren und halbnackt umher kriechend. Da habt Ihr den jetzigen Zustand der Wiege der Künste und der Wissenschaften, wie er wirklich ist. Heutiges Tages ist Indien, Dank den Eroberungen Englands, eine Pflanzschule von Bettlern und unglücklichen Hungerleidern.

Doch werfen wir einen Blick auf dies unermeßliche Ländergebiet, wie es von Indien nach Westen sich erstreckt, von Beadwanpatna bis zum Indus, in einer Länge von ungefähr 1500 Meilen, bei einer mittleren Breite von 350 Meilen.

Die Präsidentschaft von Bengalen umfaßt 328,000 Engl. □Meilen, mit 57 Millionen Einwohnern — die Präsidentschaft von Madras, auf 154,000 □ Meilen, 15 Millionen Bewohner — die von Bombay, det 11,000 □ M., 2½ Mill. Menschen. Die seit 1815 im Dekan gemachten Eroberungen 60,000 □M. mit 8 Mill. Einwohnern. Nimmt man zu den bisher aufgezählten 553,000 □ Meilen und 83 Mill. Einwohnern nun noch die Bevölkerung der damit verbündeten und zinspflichtigen Staaten, die sich auf 40 Mill. Seelen beläuft, so erhält man die Gesammtzahl der Bevölkerung von 123 Millionen, wovon 1/3 an die Bearbeitung des Bodens verwiesen sind, von denen der Reichste nicht mehr als 500 Pfd. Sterl. besitzt.

Der Indische Landbauer ist in der That durchaus elend daran. Die Scholle, die ihn geboren werden sah und an welcher er mit einer ganz unbegreiflich festen Anhänglichkeit klebt, gewährt ihm, vermöge seiner Unfruchtbarkeit und der Unterdrückung, welcher er ausgesetzt ist, nur eine schwache Entschädigung für seine Bemühungen und Sorgfalt. Und dennoch, wie maßlos stark ist die Liebe zu ihrem diesem Lande bei ihm! Während der letztverflossenen dreißig Jahre entstanden in einigen Theilen Indiens immer Zwischiaetten, in Folge deren mehrere Dorfschaften verlassen wurden; die Bewohner derselben zerstreuten sich in alle Gegenden des weiten Reiches. Doch kennte die Entfernung weder das Andenken, noch die Bande der Zärtlichkeit, die sie an die alten Wohnungen fesselten, vernichten. Sie hierben mit einander in steter Berührer, verheirateten ihre Söhne mit den Töchtern ihrer entfernten Freunde und traten, als die Ruhe in der Heimath hergestellt und Ihnen erlaubt wurden wie, zu den alten, ihnen so theuren Wohnstätten zurückzukehren, zusammen und gegen den Polizei ever das Gemeinde-Haupt voran, wieder in ihre Dörfer ein. Jeder nahm wieder von seinem Hause und Felde Besitz, ohne daß der geringste Streit darüber entstand. Und daß dies auch nicht eine einzige Spur der Spaltungen, die ihnen so ihrer zu stehen gekommen waren, übrig.

Der Konvertenz bezahlen insgemein etwa den Werth von 1/5 ihres Erträges als Steuer in die Hände des Patail, der es dann zur Regierung abliefert. Der Preis der Hauptarbeit ist in den meisten Provinzen sehr mannichfar; gewöhnlich jedoch besteht der tägliche Lohn des Tagarbeiters in einigen Unzen Getreide oder Mais und in etwas grüner Gerse. Arbeiter, welche das Land bestellen, die Ernte dreschen, die Pflüger und der Ochsen fremdes Heren sich drehenen, um den Wintel Erde, der ihm eigen gehört, zu dreschen. Zur Zeit der Ernte hat er auf 1/4 derselben Anrecht, und seine Familie darf in seinem Namen die Aehren lese. Wenn er sich verheirathet, leiht ein Herr ihm Vorschuß; dann arbeitet er täglich zehn Stunden und dreißig Tage hin den Rest seiner Zeit nach Gutdünken. Der Dienstmann auf dem Indigo-Pflanzungen nun etwas besser bezahlt; sein Lohn beträgt, abgesehen von seiner Beköstigung, vier Pice täglich — tee des Zimmermanns, so wie des Schmieds, zwei Annas.

Das Ackergeräth der Indier ist über alle Maßen mangelhaft. Schon die plumpe Verfertigung dieser Werkzeuge allein deutet auf den Grad des Verfalls dieser Künstlichkeiten. Sie bestehen zwei Pflüge: einen leichten und einen schweren. Jener, dessen Pflug-Messer aus hartem Holze gemacht ist, dringt nur einen Zoll oder vier Zoll, dieser dagegen fünfzehn Zoll tief in die Erde ein. Fünf bis zehn Büffel werden vorgespannt; einen Thierer des dritten Paares sitzt ein Kind, dessen eine Hand mit einem langen Lederriemen bewaffnet ist, um die Thierer anzutreiben. An der Spitze der ganzen Zuges steht man einen alten Mann, mit jeder Hand einen Büffel beim Ohre haltend, rückwärts verankschreitet. Die Egge, so wie das sogenannte Kolpet, bestehen sie zum Theil, das sie verschieden, die die Pflügen Europäischen Ursprungs haben. Fast durch ganz Indien sind Räder-Fuhrwerke unter Gebrauche, aber nicht, weil die Natur des Bodens etwa deren leichte Anwendung nicht gestattete, sondern nur, weil bei dem Hinzu die Gewohnheit eine zweite Natur ist, die selbst der sonnenklarsten Ueberzeugung widerstebt. Sie führen auch heute die Getreidekörner auf den Tennplätzen, läßt die Strohbündel von Büffeln auf dem staublgen und schmutzigen Erdboden hinschleifen und schafft den Dünger auf den Köpfen der Tagelöhner hinaus auf die Felder. Dieser Dünger besteht übrigens aus der Streu des Viehes, die man sorgfältig zusteht, aus Holzasche, aus abgefallenem Laube und aus zerfetzten Vegetabilien.

Merkwürdig ist, daß der Beschaffenheit des Erdreiches in dem ganzen unermeßlichen Gebiete fast überall dieselbe ist. Der Boden der Ganges-Ebene besteht aus einem reichen, feinen, schwarzen, durch Anschwemmung entstandenen Marschlande. Nur findet man daselbst eben so wenig, als in Delta. Die entlegensten Provinzen, der Westen Malwahs, Pendschab und einen Theiles des Dekan ist gleichfalls ein fettes Land. In Malaba besteht das Erdreich am Fuße der Gebirge aus einer dichten Lage von rothem Thone. Nach Quarz- und Strasbildungen findet man dort; in den höchsten Gebirgen dagegen Granit und in der westlichen Kette Basaltgesteine.

Die Ländereien sind durchgehends bebaut. An die Stelle der freien Natur-Erzeugnisse des Bodens sind Pflanzen, wie der Mensch sie bedarf, getreten. Dergleichen sind: der Zucker, der Reis, die Baumwolle, der Pfeffer und der Indigo. Im Mongt Jrobi, welcher der hitzen Hälfte unserer Mai's und der ersten der Juni entspricht, wird Reis zu sane, und zwar: das Till (sesamum orientale), das Dorreb (phaseolus max.), das Mukka (Mais), das nicmals reift; das Ratchenee (cynosurus coracanus) und die Hirse. Alle diese Pflanzen wachsen sehr rasch und werden vor dem Ende der Regenzeit gränkt. Im Monat Bhadar, der auf den Juli folgt, beginnen die Haupt-Jahreszeit sie die Aussaat des Reis, den die Indier in verschiedener Weise konsumiren — des Goaree von Gujerat (holcus sorghum), des Bajra (holcus spicatum), des Mut und des Moong (phaseolus aconitifolius), des Hoorthwa und der Papota (dolichos biflorus), des Zabich, des Hanfs und Allmas (cucumis conomalus). Die anderen Aussaaten fallen in den Monat Assin (der Jndische Monat), d. h. in die letzte und erste Hälfte des September und Oktober. Dahin gehören: Das Kupes von Gujerat (gossypium herbaceum), der Tabak und der Safflor (carthamus tinctorius), der besonders in Gujerat gebaut wird, wo er sehr schön purpurroth blüht. Der Streug ist bei ihm von verschiedener, wie überhaupt bei allen hier angeführten Pflanzen! So enthält eine Reihe des Joaree (surgurum) zuweilen 4 bis 500 Körner, während man, unter anderen Umständen, deren die zu 2000 zählt.

Vor allen ist der Mohnbau der Hauptzweig der Indischen Landwirthschaft; ihm widmet man den größten Theil der fruchtbaren Ländereien von Mysal, Ländereien, die, Dank ihrer Pflege, einen schönen Garten gleichen. Um sie zur Aufnahme des Saamens vorzubereiten, theilt man sie in kleine Hobbierte von sechs bis neun Fuß ab, dejetzt diese und bedeckt sie mit pulverisirtem Dünger. Dann macht man darauf Vierecke von vier bis fünf Fuß, in welche man von Steinen dringt. Dies geschieht im Dezember. Zehn Tage später nimmt man reichliche Wässerungen vor und bringt die Pflanzen aus einander, so daß sie vier bis fünf Zoll von einander zu stehen kommen. Die Blüthen zeigen sich in den Monaten Februar, März und April; dann sind die Saamenkapseln so weit gereift, daß man ihnen das Opi zu entziehen. Dies geschieht mittelst Einschnitten in die Pflanze, aus denen ein weißer Saft herausfließt, den man Abends sammelt und dann unter Einwirkung der Wärme bringt, damit die Wasserbeimischen daraus verdunsten, worauf

Digitized by Google

das Opium in Gefäße gethan und darin mit ein wenig Oel verfetzt wird, damit es nicht dort werde.

Obwohl der Anbau dieser Pflanze sehr wahrscheinlich ist, zieht doch die Ost-Indische Compagnie, die das ausschließliche Monopol darüber sich anzueignet hat, jährlich einen beträchtlichen Ertrag daraus. Das Einkommen hieraus hat sich in dem Zeitraume von zwanzig Jahren beinahe verviersacht: Im Jahre 1810 betrug es nur 180,000 Pfe. Sterl. im Jahre 1830 schon 2,000,000 Pfe.; allein nach China gingen im Jahre 1817 2,433 Kisten, 1830 aber 16,303.

Der Anbau des Zuckerrohrs ist in Indien so mangelhaft. Wie die Eingeborenen selber, ist es aus der Art geschlagen. Sein Ertrag kann mit dem des Westindischen Zuckers keinen Vergleich aushalten. Und doch ist sein Anbau für eine gerste Anordnung geeignet. Die Ausfuhren betragen durchschnittlich 3,500,760 Pfund jährlich, können aber bis zur Höhe von 450 Millionen, des gegenwärtigen Verbrauchs in Europa, steigen. Und wenn man, anstatt den Indischen Zucker stärker als den aus Amerika zu besteuern, die Pflanzer vielmehr ermuthigte, so würde man ihn dort, vermöge des beispiellos niedrigen Arbeitslohnes, billiger, als irgendwo sonst, darstellen können.

Auch die Baumwolle ist ein Gegenstand beträchtlichen Gewinnes. Die verschiedenen Arten derselben, auf die der Pflanzer sich besonders verlegt, sind die Rebdeha, die Hawtee und die Zeitowa. Die Rebdeha, die schönste Gattung, aus der man früher die reichen Musseline von Dakan fertigte, wird nur zur Herbst- Tag und Nachtzeichen gesäet. Ausgefäet wird hiervon jetzt nur sehr wenig. Die Hawtee, die etwas minder geachtet wird, als die vorige, säet man im Mai, zugleich mit dem Mais; sie bedarf gar keiner Wässerung, und das Verhältniß ihres Ertrages zum Saatkorne ist das von 3:1. Die Zeitowa wird gleichfalls sehr geschätzt, obgleich sie von geringerer Güte als jene beiden Sorten ist. Ihr Ertrag verhält sich zur Aussaat wie 3:1. In Algier meinen sie, sie sey aber auch dieser Zweig des Feldbaues sehr im Argen; und die schwunghaft gehobe Baumwolle soll Körner wird auf den Europäischen Märkten wenig geschätzt. Doch könnte sie mittelst Reinigungsmaschinen, wie die Amerikaner anwenden, die Konkurrenz mit der Baumwolle der anderen Länder gar leicht aushalten.

Aber nicht allein mit Vielheit und der Mannigfaltigkeit der Erzeugnisse ist Indien ein werthwürdiges Land; nirgend auch stehen dem Landbaue so viele Thiere zu Gebote, wie hier, obgleich auch diese größtentheils nur schlecht unterhalten werden und häufig umkommen. So zieht der Rekredan z. B. von den Pferden gar keinen Nutzen; die indischen Pferde sind klein, schmächtig, nicht viel höher, als Bullenbeißer — schlecht gebaut und voll Fehler. Die Regierung macht ihre Reiterei nur mit Pferden aus den Gebirgen von Nepaul bestritten, oder auch wohl mit Tatarens, oder Mahratten-Pferden, die sie auf den Märkten von Kabul einhandeln läßt. Auch die Büffel und Ochsen haben gleichermaßen von der allgemeinen Entartung gelitten, die auf dem Lande von Hindostan zu lasten scheint. Der Büffel findet sich in allen mittägigen Bezirken von Indien sehr häufig. Kein Thier ist sanfter, als er; keines leistet dem Landbaue größere Dienste. Hat er auch nicht die Thätigkeit des Ochsen, erträgt er auch die Hitze nicht so leicht, so ist er dafür stärker und genügsamer. Der Büffel hört auf den Zuruf seines Herrn und läßt sich von einem Kinde leiten, das oft auf seinem Rücken schläft, während er wiederkäut. Bisweilen verdrießt er es selbst gegen seine Thiere, die es angreifen wollen. Die meisten Büffel sind ohne, wie sehen gesagt, entartet; indeß, dank den Bemühungen der Regierung, die erkannt hat, wie wichtig es ist, jene nicht ganz ausarten zu lassen, die Rezirke von Burneah und Sarun liefern gegenwärtig Büffel von sehr schönem Schlage. Ferner besitzt Indien auch Zebra's von vielerlei Gattung. Diese feurigen Thiere voll reger Lebendigkeit können sehr gut zu verschiedenen Diensten verwendet werden. Die Zahl derselben ist nur wenig Millionen. Diejenigen ausgenommen, die durch Kreuzung von einheimischen mit Englischen Gattungen erzeugt sind. Die Milch dieser steht zu ihres Gewichtes als Butter ab. Endlich besitzt Indien in seinen Ziegen und Hammeln Erzeugnisse, deren Akklimatisirung in anderen Gegenden bisher noch immer nur vergeblich versucht worden. Bei dem Allen aber ist doch auch nicht ein Indier etwa darauf bedacht, seinem Grund und Boden auch für den Unterhalt dieser Thiere zu bestellen. Ein Indischer Hammel, wenn er recht fett ist, wiegt 20½ Pfund. Zweimal des Jahres wird er geschoren; dann wiegt die ganze Schur etwa ein halbes Pfund. Diese Hammel und Ziegen haben seidenartige Haare und rückhängelehrte Ohren. Die Ziegen von Tibet und Kaschemir sind in einigen Theilen Indiens Gegenstand großer Sorgfalt geworden. Die Kaschemir-Ziege erkennt man an ihren feinen glatten Hörnern mit einer einzigen Windung, zwischen denen sie einen kleinen Büschel weißer Haare hat. Ihre Schwanze ist gleichfalls weiß und der Länge nach mit einem schwarzen Striche gezeichnet.

Griechenland.

Die Piloten der Insel Milos*).

Es ist bekannt, daß die Einwohner der Insel Milos das Geschäft der Piloten, welches sie von größten Theile nach betreiben, von Vorfahren durch Ueberlieferung vom Vater auf den Sohn ererbt haben. In der That vereinigt sich auch Alles, sie zu den erfahrensten und von Natur fähigsten Piloten für die Schiffe im Archipelagos zu machen. Ihre Insel kann in gewisser Beziehung gleichsam als die Mündung des Archipelagos angesehen werden; der Horizont derselben hat eine solche Ausdehnung, daß ihre Bewohner an heiteren Tagen die übrigen Inseln aufsuchen und finden, auf jene Klippe oder jene Felsspitze einer jeden, der Südbringen, Berge und Klippen, so wie ihre Entfernungen unter einander, je nach dem Stande des Windes kennen lernen — alles Verhältnisse und Umstände, die für jeden Schiff höchst nothwendig, besonders dem vortheilhaft aber für die Führung fremder Nationen sind, welche im Archipelagos Abenteuern wollen und aus diesen Gründen seit vor kurzlichen Zeiten zur Fortschaffung ihrer Waaren die Dienste der Piloten aus Milos sich bedient haben. Außer diesen kennen die Milier von Kindheit an die im Archipelagos befindlichen verstecken Klippen mit der größten Genauigkeit und Aufmerksamkeit und kennen nicht nur mit völliger Sicherheit die Lage derselben, sondern auch die verschiedenen Durchfahrten durch dieß Klippen, ein Vorzug, den Andere, als die Bewohner des Archipelagos, entweder gar nicht, oder nur mit der äußersten Mühe sich anzueignen im Stande sind.

Die aus den verschiedenen Theilen Europa's kommenden Schiffe pflegten bisher immer zuerst in Milos anzulegen und sich dasselbst mit den nöthigen Piloten zu versehen, ehe sie ihre weitere Fahrt nach den Schwarzen Meere fortsetzten. Es ist daher in Griechenland längere wah gewommen worden, daß seit kurzem einige Schiffe die Piloten von Milos verabschiedet und statt derselben andere, z. B. von Malta, den Jonischen Inseln, von Venedig, aus Dalmatien u. s. w. angenommen haben. Regelloses davon, daß diese Schiffe für den ersteren Piloten mehr, als für die von Milos, bezahlen, so setzen sie sich zugleich mit ihnen der größten Gefahr aus; und Einige von ihnen haben bereits das Unglück gehabt, durch Schiffbruch oder Beschädigungen, die sie durch die Unwissenheit und Unerfahrenheit solcher Piloten erlitten haben, ihren Irrthum auf eine traurige Weise zu büßen.

Mannigfaltiges.

— Englische Geschichtschreibung. Nächst Lingard, dessen Auf als parteiloser und würdiger Historiker jetzt feststeht, wird Alison, ein Schotte, der, so viel uns bekannt ist, eine Professur in Edinburg bekleidet, unter den lebenden Englischen Schriftstellern als der beste Geschichtschreiber angesehen. Seine „Geschichte der Französischen Revolution“ wird in England sehr gestellt, als Miguel's und Thiers' bekannte Werke — natürlich ihren Vorzügen, weil der Französisch-Englischen Kämpfe, die einen so wichtigen Theil dieser Geschichte ausmachten, von einem nationalteren Standpunkt aufgefaßt sind. Indessen ist Herr Alison doch weit entfernt, in den Fehler seines Landsmannes Walter Scott zu verfallen; vielmehr läßt er dem großen Gegner Englands, dem General Bonaparte wie dem Kaiser Napoleon, seine besseren Schattenseiten zu verdecken, doch die vollste Gerechtigkeit zu Theil werden. Seine Geschichte umfaßt den Zeitraum von 1789 bis 1815; der kürzlich erschienene sünfte Band derselben beginnt mit der Schlacht bei Eylau und endigt mit der bei Cernsa. Mindestens zwei Bände dürfte also noch nöthig sein, um zu enden. Herrn Alison's Darstellung ist populär, jedoch auch nicht ohne gelehrte Studien, die sich indessen nur in den sehr zahlreichen Anmerkungen und Citaten, nicht aber in der Erzählung selbst, etwas mehr als nöthig ist, bemerklich machen. Für das Ausland hat seine Geschichte noch das besondere Interesse, daß er vorzugsweise die Englischen Original-Dokumente, so wie sie besonders Auschluß zu geben vermochten, für seine Schilderungen benützt hat. Daß indessen auch diese, eben so gut wie die Bülletins der großen Armee, mancher dringenden Berichtigung bedürfen, hat sich erst in der neueren Zeit an einem recht schlagenden Beispiel ergeben. Hoffen wir daher, daß Herr Alison besonders für den letzten Band seines Werkes auch die aus der Feder eines berühmten Preußischen Feldherrn geflossene Darstellung des Feldzuges von 1815, deren erster Band kürzlich erschienen ist, mit seinen Englischen Quellen vergleichen und so denjenigen Irrthümern vorbeugen werde, zu welchen er durch unrichtige Auffassungen, wie sie gerade über diesen Zeitraum in England vorgekommen sind, verleitet werden möchte.

— Nelson's Leben, von einem Seemanne. Dieses ist jetzt mit dem Naval Keepsake ausgegeben worden, und der großen Popularität ungeachtet, deren sich Southey's Biographie des großen Britischen See-Helden erfreut, wird der neuen Darstellung doch von Englischen Blättern ein glänzender Erfolg verstattet. Das New-Monthly-Magazine meint, daß ein Festlands-Mann (das Wort landsman hat im Englischen diese Bedeutung) unmöglich ein Seeleben nach allen seinen Seiten richtig auffassen könne. Schon das Kriegerleben eines Wellington sey ausschließlich die Aufgabe eines Darstellers, der die Soldaten genauer als etwa um den Paradeplatz der oder aus Zeitungsberichten und Bülletins kenne; noch mehr aber mache die Wirksamkeit eines Seehelden, eines Mannes, der auf dem Wasser in seinem Element gewesen, seinen Biographen die genaueste Sach- und Ortskenntniß zur Pflicht; denn auf einem Kriegesschiffe nehme sast jede menschliche Handlung eine andere Gestalt an, und selbst der Matrose, wenn er auf seinem Lande sey, gleiche schon kaum mehr dem Matrosen im Dienst einer Fregatte.

Das mit dem 31sten d. M. zu Ende gehende Abonnement wird den Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

---

*) Aus dem Ἀλληνικός παρατηρητής vom 7/19. September 1827.

Verantwortlich von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (2 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preußischen Monarchie.

Magazin für die Literatur des Auslandes.

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staats-Zeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Straße Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohllöbl. Post-Aemtern.

№ 156. Berlin, Freitag den 29. Dezember 1837.

Frankreich.

Bonaparte's Depeschen aus Ober-Italien.

(Nach dem United Service Journ.)

Groß ist der Unterschied zwischen einer bloßen Biographie — mag sie nun von dem Helden selbst geschrieben oder aus dem Werk seiner Freunde und Bewunderer seyn — und zwischen einer Korrespondenz, die während eines langen, thätigen, wildbewegten Lebens in verschiedenen Ländern und in jedem Wechsel des militairischen Glückes geführt worden. Hier kann der Verfasser nichts verschweigen, nichts zurücklassen — hier ist keine Entstellung von Thatsachen möglich. Die Instructionen kommen gerade so ungeschminkt ans Licht, wie sie in einer Bauerhütte oder bei dem Feuer eines Bivouacs niedergeschrieben worden. Die Unruhe des Helden, wenn er sich in kritischen Lagen befindet, offenbart sich eben so nachdrücklos wie sein stolzes Selbstzutrauen, wenn er eine Siegesnachricht erhalten kann.

Die gedruckten Korrespondenzen der beiden großen Feldherren unserer Zeit, die sich in England und Frankreich einander gegenüber standen, sind mehr als jede Biographie und jede Sammlung von Denkwürdigkeiten geeignet, uns von ihrer wahren Gesinnung, von den Motiven ihres Handelns ein treues Bild zu geben. Die Korrespondenz Napoleon's, welche 1820 in Paris gedruckt wurde, enthielt uns neben seinem militairischen Genie auf allseitigen Scharfblick überall auch jenen unerschütterlichen Ehrgeiz, dem Patriotismus und Begeisterung für die höheren Interessen der Menschheit nur als Maske dienten, während aus den Depeschen Wellington's der wahrhaft redliche Zweck und die echt patriotische Gesinnung des Siegers an unzweideutigen Strahlen leuchten.

Die Korrespondenz Napoleon's begann mit dem Frühjahr 1796, als Bonaparte zu Nizza den Oberbefehl über die gegen Italien bestimmte Armee erhielt. Außer den eigenen Depeschen des Ober-Generals fanden wir in derselben viele Instructionen des Directoriums und viele Rapports der subalternen Befehlshaber. Anfänglich setzte man einige Zweifel in die Echtheit dieser Urkunden-Sammlung; allein es lebten im Jahre 1819 noch sehr viele von den Offizieren, die während des denkwürdigen Italiänischen Feldzugs unter Bonaparte gedient hatten, und doch wurde keine Zeile der Korrespondenz für unterschrieben oder verfälscht erklärt. Es sprechen aber auch Rath, innere Gründe für die Authentizität dieser Urkunden. Alle nachmals so berühmt gewordene Personen, die in denselben figurieren, verleugnen ihren individuellen Charakter vom Anfang bis zum Ende nicht ein einziges Mal. Sie klagen oft und bitterlich Einer über den Andern; aber in keinem dieser Berichte finden wir auch nur einen indirekten Vorwurf, der dem Ober-General gälte, oder einen Versuch, gegen seine Befehle anzukämpfen. Es scheint, als hätte sich's von selbst verstanden, daß Bonaparte frei von Schuld sey, selbst dann, wenn die strengste Noth aller Zucht und Subordination ein Ende zu machen drohte.

Dem allgemeinen Plan zufolge, welchen das Directorium dem Ober-General vorgeschrieben, sollte er zunächst Saelusien angreifen, die Truppen des Königs auf Turin zurückwerfen und ihn selbst bald mit Gewalt und bald mit List zu einem Waffenstillstand oder vielmehr zur Unterwerfung bewegen. Die Republik Genua sollte Bonaparte einstweilen ruhig lassen, bis er Nord-Italien von den Oesterreichern befreit haben würde. Er war ferner angewiesen, den Papst und die Neapolitaner mit allerlei Drohungen im Zaum zu halten, damit sie nicht, falls das Französische Heer eine Niederlage erlitte, die Gelegenheit benutzten, ihm in den Rücken zu fallen.

Nachdem man den Plan des Feldzugs entworfen hatte, kam die Subsistenz der Armee, welche schlecht bestellet, ohne Sold und ohne Lebensmittel war, zur Sprache. „Wie sollte dieser Noth abgeholfen werden? Einer von Bonaparte's ersten Briefen lehrt uns das Mittel kennen:

„Oneglia, den 4. April 1796.

„Der Ober-General befiehlt eine Kontribution von 400 Säcken Mehl u. s. w. Er benachrichtigt den General Colli-to, belegte Contributionen zu erheben. Der Ober-General befiehlt ferner, daß diejenigen Dörfer, die nicht binnen 24 Stunden dem obigen Befehle gehorcht haben, für jeden Sack Mehl, den sie stellt, 100 Franken als Geldbuße entrichten sollen."

Aber Säcke voll Mehl waren nicht das einzige Bedürfniß der Französischen Armee: es fehlte auch an Geld. Ein ganz einfaches Mittel, dieses aufzutreiben, lernen wir aus einer Depesche Napoleon's an das Directorium kennen, die drinabe von gleichem Datum ist.

„Ich habe in Oneglia Kunst-Gegenstände aus Marmor vorgefunden, die einigen Geldwerth haben. Diese sollen auf meinen Befehl taxirt und versteigert werden; so können wir zu einer Summe von dreißig- bis vierzigtausend Livres gelangen."

Diese Auction betraf also Privat-Eigenthum und außerdem Kunstwerke, einen Artikel, den jeder civilisirte Sieger die dahin respectirt hatte. Es war sehr natürlich, daß ein von Strapatzen und Entbehrungen fast aufgerichtetes Heer solchen Befehl, als ihr eigenen Begehrlichkeiten ihm gaben, nicht widerstehen konnte; und wir lesen die bittersten und ergreifendsten Klagen darüber von Seiten solcher Französischer Generale, in denen republikanischen Schwindel nicht alles Gefühl von Recht und Unrecht untergegangen war. Lahaye schreibt einmal aus Piemont an Bonaparte: „Die Agenten, die Kassirer der Magazine u. s. w. machen ihre Requisitionen ganz ohne Fug und Rücksicht; der Bauer wird ruinirt, und der Soldat schmachtet im Elend; nur fette Schurken bereichern sich. Unter solchen Umständen ist es unmöglich, den Soldaten im Zaum zu halten. Wenn diese geschmälerten Requisitionen fortdauern sollen, so thäte man besser, sämmtliche Einwohner niederzuschießen und alsdann die Verwüstung vollständig zu machen; denn am Ende sterben sie doch vor Hunger." Ein anderer Offizier, Chambaelhac, schreibt aus derselben Gegend: „Es giebt keine Exzesse mehr, die unsere Soldaten nicht begingen, und Alles, was ich dagegen thun kann, ist fruchtlos. Ich bitte Sie daher, meine Entlassung anzunehmen; denn ich kann nicht ferner bei einem Heer dienen, das seine Art von Subordination kennt und jeden Augenblick seine Chefs und Offiziere bedroht."

Bonaparte sah recht gut ein, daß ohne Mannszucht kein Erfolg zu hoffen sey; er erließ daher aus seinem Hauptquartier strenge Befehle gegen Plünderer und Marodeurs. Seine Befehle schienen auch die Herren im Directorium, wo sein Freund Carnot damals die militairischen Angelegenheiten leitete, davon überzeugt zu haben, daß es aufs Neußerste gekommen sey. Carnot that dem General Bonaparte bei den strengen Maßregeln, die er zur Wiederherstellung der Disziplin ergriff, alles möglichen Vorschub. In Folge dieser Maßregeln wurden während der ersten drei Monate des Feldzugs von 1796 mehr Exekutionen an Französischen Soldaten vollstreckt, als während des ganzen Feldzugs auf der Pyrenäischen Halbinsel an Britischen Soldaten. Aber Strafen allein wirkten das Uebel nicht ausgerottet haben; man wählte deshalb militairische Beamte zu Commissairen, damit sie Zurcht vor dem Kriegsgerichte auch hier das Ihrige thue. Jene Maßregeln waren aber um so schwerer ins Werk zu setzen, als das gewissenlose System der offiziellen Plünderung Italiens dem Soldaten ein gar böses Beispiel vorhielt. So erfahren wir aus einem eigenhändigen Briefe Bonaparte's, daß er bei Gelegenheit der Plünderung der Gräfin de Orsi-Borgo von Toskana sind schöne Pferde ausdrücklich und als Geschenk an Carnot schicke. Nur die Hoffnung auf Raub und Beute, der Geist solcher Führer, wie Massena und Augereau, und das steigende Vertrauen auf den Ober-General, der im Angesicht dieser Verwirrung und dieses Elends mit fast ununterbrochenem Erfolge die Oesterreicher zurückwarf und Beaulieu's Pläne schon in ihrem Entstehen vereitelte, konnten ein zusammenfassendes und desperates Gefühl, wie die Italiänische Armee, zusammenhalten. Montenotte, Millesimo und eine Menge anderer mit Blitzesschnelle auf einander folgender Triumphe erzeugten bei dieser rohen Soldateska einen tollkühnen Unternehmungs-Geist und eine unerschütterliche Zuversichtigkeit; Bonaparte wußte allmählich die Wagen und konnte bald von seinem gewaltigen Einfluß Vortheil ziehen, indem er ein System militairischer Disziplin begründete, das auch den unglücklichen Landbewohnern Schutz und Sicherheit gab.

Als dieser große Zweck endlich erreicht war, konnten die öffentlichen und offiziellen Verordnungen sich einmüthiger vor sich gehen. Die Armee erhielt Besoldung und Bekleidung; der rückständige Sold wurde ausbezahlt, und immer noch hielt sie zu bedeutenden Sendungen nach Paris und an die Rhein-Armee Geld genug übrig. In einem seiner Briefe bemerkt Bonaparte dem Directorium, daß sechs Monate allein Krieger der Republik nur 450,000 Franken gekostet haben. Es ist wirklich spaßhaft, im Verlaufe dieser Korrespondenz zu lesen, wie einige Französische Generale bitten, daß man doch Männer von wissenschaftlicher Bildung ins Hauptquartier schicken möge, damit sie (die Generale) erfahren könnten, was für Kunst-Gegenstände wirklich gekauft zu werden verdienten. So schreibt General Cervoni am 17. Mai 1797 von Parma aus an Bonaparte: „Das berühmte Gemälde Correggio's, der heilige Hieronymus, wird mit den vier besten Gemälden, die man außerdem in hiesiger Stadt vorgefunden, eingepackt und morgen früh nach Tortona geschickt werden. In Bezug auf die übrigen Bilder halte ich es für nothwendig, daß Sie, wenn Sie eine gute Wahl

Digitized by Google

treffen wollen, einen Kunstkenner hierher schicken; denn ich selbst verstehe mich nicht auf Malerei."

Während die Französische Republik mit Genua, als mit einer unabhängigen Bundesgenossin, unterhandelte, zeigte sie den Bürger dieses Staats, so lange das Glück den Französischen Waffen bald war, durch zahlreiche Agenten zum Aufruhr; so oft aber ein unangenehmer Wechsel eintrat, schrieben die Herren vom Directorium an den Ober-General, er möge nicht vergessen, daß die Verbreitung der republikanischen Ideen nur ein Vorwand sey, und daß man nicht politisch recht daran thäte, den Unterthanen der Italiänischen Staaten einen Freiheits-Schwindel einzupfropfen, der es ihren Fürsten unmöglich machen dürfte, sie im Gehorsam zu halten, falls es nothwendig würde, diese kleinen Staaten der Oesterreichischen Krone zu opfern. „Die Politik und unser Interesse, wenn wir es verständig zu Rathe fassen, schreiben uns vor, die Vergrößerung der Italiänischen Bürger sogar in Schranken zu halten." Dies sind Lepeaux's eigene Worte.

Von den Civil-Beamten, die im Geiste des angekreideten Systemes rüstig arbeiteten, bewies Reinier mehr Gewandtheit und Verschlagenheit, als Carnot, der Gesandte des Directoriums zu Rom. Dieser Mann war mehrere Jahre der Hauptagent der Revolution der Jacobiner-Gesandtschaft in Neapel anfänglich worden; er bekriegte dem republikanischen Prinzip von ganzem Herzen, und seine diplomatische Erfahrung wurde von dem Directorium nach Verdienst gewürdigt. Am 31. Juli schrieb er aus Rom an Bonaparte, er habe von Seiner Heiligkeit, als Bonesace für die Allianz, deren Ihnenkreuz den Papst bedrängte, einen Brief und zwanzigtausend Franken bekommen, und setzte hinzu: „Nous commencerons demain à travailler avec les savans et les artistes pour régler les objets à demander dans ce genre." Und gewiß betrieb man diese neue Art von gelehrten Untersuchungen mit erstaunlichem Eifer, denn Rom war binnen wenigen Wochen seiner schätzbarsten bewaglichen Kunstwerke beraubt.

Während diese unterirdischen Räubereien in bester Form vor sich gingen, machten Bonaparte und seine Generale über das Betragen der Civil-Beamten, welche die Contributionen für das Heer einrieben. Am 8. Oktober schreibt Bonaparte an das Directorium: „Ich bin ganz von Geldsorgen umlagert; ich habe schon drei Kriegs-Commissäre, zwei Administratoren und mehrere andere Beamte vor das Kriegsgericht gestellt." Dennoch läßt er drei Tage später folgenden Befehl ergehen: „Die Lombardische Legion soll von den Mailändern besoldet, gekleidet und equipirt werden. Für Bestreitung dieser Ausgaben wird man sie ersuchen müssen, Silbergeräth und Kirchen zu veräußern, dessen Werth ungefähr 100,000 Franken beträgt."

Das Uebel griff jedoch so bedrohlich um sich, daß Bonaparte den ersten ruhigen Augenblick benutzte, um in Mailand eine Untersuchung gegen die Commissäre einzuleiten. Es ergab sich, daß einige dieser Schurken große Dokumisiren Myuri verkauft hatten, während ihr Hofprüfer mit Kranken angefüllt waren, und sogar Strob-Matratzen entwendeten, obgleich der arme Verwundete seinen anderen Schutz gegen die Steinplatten oder den Estrich der Fußböden hatte. Seinen desfallsigen Bericht an das Directorium (vom 12. Oktober) schließt Bonaparte mit folgenden Worten: „Wir rechneten ohne Zweifel darauf, daß Ihre Commissäre zwar stehlen, aber wenigstens ein Bischen sich schämen würden — dem ist aber nicht so; sie stehlen auf eine so lächerliche und unverschämte Weise, daß ich, wenn ich nur einen Monat Zeit hätte, alle mit einander erschießen lassen würde. Täglich werden einige dieser Schurken vor das Kriegsgericht gestellt; allein man erkauft das Urtheil der Richter — es ist kein ein Jahrmarkt. Alles ist käuflich." Hören wir nun, auf welche Weise Bonaparte selbst Verpflegungen annahm und sein Gewissen darüber beruhigte. Er sagt in dem erwähnten Schreiben: „Ebenwie ist ein Dieb — er affektirt einen prunkenden Luxus — er hat mit einige sehr schöne Pferde offerirt, denen ich bedarf, und die ich annehme; aber er will durchaus aus seine Bezahlung passe. Lassen Sie ihn arretiren und stelle Monate ins Gefängniß bringen."

In den undgereiflichen Schwierigkeiten anderer Art, mit denen Bonaparte Kämpfen mußte, gehörte auch Mangel an Waffen; und es zeigt von den Charakter des Französischen Gelehrten, daß, als der Oberneral einen großen Vorrath Spanischer Gewehre in Livorne, unter dem Vorwande, sie zu leihen, in Beschlag nehmen ließ, die Soldaten erklärten, diese Gewehre seyen zu schwer, und sich schleichenderings weigerten, sie zu tragen. Dennoch trotzten diese nämlichen Leute dem Hunger und der Nachtheit und verfolgten den Feind mit blutenden Füßen, bis sie vor Erschöpfung niederstürzten und an der Heerstraße starben. Ihr Zustand wurde jedoch in dem Maße besser, als ihre Triumphe sich mehrten; und Bonaparte schreibt im Oktober 1796 aus Modena, daß er jetzt nicht blos im Besitze des zum Unterhalt der Armee nothwendigen Getres sey, sondern einen Ueberschuß von 800,000 Franken nach Frankreich geschickt habe!!!

Es verdient auch bemerkt zu werden, daß man gleich von Anfang an, wie gesagt auch die Noth der Soldaten sehr mochte, keine Ausgaben scheute, um Spione zu unterhalten; nicht blos der Ober-General, sondern jeder höhere Offizier scheint seine Spione gehabt zu haben, obschon die dringende Lebensgefahr, der diese Menschen sich aussetzten, gewiß mit ungeheuren Summen bezahlt werden mußte.

Die Wichtigkeit einer wahrhaft starken Festung ist vielleicht durch Nichts evidenter gemacht worden, als durch den Einfluß, welchen General Wurmser's ruhmvolle Vertheidigung von Mantua auf den Krieg des Jahres 1796 hatte. Es spricht sehr für Napoleon, daß er bei dieser Gelegenheit einem schändlichen Befehle der Directorium keine Folge leistete. Er sollte nämlich Wurmser, als einen Französischen Emigranten, mit dem Tode bedrohen, wenn er die Festung nicht augenblicklich übergäbe, und ihm Verzeihung angeloben, im Fall er zum Heer zurück wünde. Wurmser war allerdings in Frankreich geboren, aber von Deutscher Familie und schon lange in Oesterreich naturalisirt. Als er endlich kapitulirten mußte, bewies ihm Bonaparte einen Grad von Hochachtung, der dem Sieger und dem Besiegten gleich ehrenlich war.

In den zweideutigen Schandbichtleien des Directoriums gehört unstreitig sein Verfahren gegen den Neapolitanischen Gesandten (2400 Piaun), welche, kraft des Waffenstillstandes, der im Juni 1796 mit Neapel geschlossen wurde, von der Oesterreichischen Armee sich trennen und im Range des Französischen Heeres Winter-Quartiere beziehen sollte. Das Directorium betrachtete diesen Waffenstillstand gleich von Anfang an nur als einen diplomatischen Kunstgriff, um dem man jedem erdenklichen Vorwand ziehen müsse, und die Herren nahmen es Bonaparte übel, daß er nicht die Pferde und die Equipirung der Mannschaft auf irgend eine Weise sich anzueignen versucht hatte, da der Waffenstillstand, ihrer Logik zufolge, nur auf die Personen und nicht auf ihre Sachen sich erstrecke. Ob der Ober-General aus Grundsätzen oder gehandelt, als das Directorium von ihm erwartete, ist eine große Frage; man hat darauf schreibt er in Betreff der schweren Contribution, die den Venzianern aufgelegt werden soll, an das Directorium: „Peut-être jugerez vous à propos de chercher une petite querelle avec le ministre de Vénise à Paris, pour que après la prise de Mantoue, et que l'aurai chassé les Autrichiens de la Vérone, je puisse trouver plus de facilité pour la demande que vous avez intention que je leur fasse de quelques millions!!"

Wir glauben, aus dieser merkwürdigen Urkunden-Sammlung gerade so viel mitgetheilt zu haben, als hinreicht, um den schreibenden Kunstrichter zu zeigen, der zwischen Meisterwerken und Pferden Vergleichungen anstellte. Die Handlungsweise des Letzteren war einigermaßen damit zu entschuldigen, daß sein Gouvernement ihm unmenschliche Instructionen ertheilte, und daß er sich von wachsamen Emissairen umgeben sah, die ihn, wenn er einem seinem Empfinden nachgegeben gemeint war, als Verräther an der Republik verunglimpft haben würden.

In der ganzen Sammlung stehen wir uns vergebens nach einem so freundlichen und innig ihrliebenswerten Briefe um, wie sie in Wellington's Korrespondenz häufig vorkommen. Bonaparte überhebt sich des Geschäftes, die Freunde und Anverwandten gefallener oder verwundeter Offiziere zu trösten; doch nimmt er wenigstens ein paar Mal die Sache braver Offiziere in Schutz und verlangt persönliche Unterstützung für die Familien solcher, die im Kampfe gefallen sind. Sein Brief an das Directorium, worin er darauf anträgt, daß man der Familie des Adjutanten Muiron die Rechte und Besitzungen zurückstellen solle, deren sie wegen der Emigration einiger Glieder dieser Familie verlustig geworden war, macht ihm unstreitig Ehre. Ein anderes Schreiben, Brief Bonaparte's an den General Clarke, nachmaligen Herzog von Feltre, als dieser seinen Neffen preisten hatte, offenbart sogar einen gewissen Grad von Gemüth und Gutherzigkeit.

Der Stil dieser Korrespondenz unterscheidet sich gar sehr von den gemalten bombastischen Stile der Bülletins aus den Zeiten der Kaiserherrschaft. Er ist sehr gedrungen, klar, scharf und bestimmt. Napoleon's damalige Schreiber scheint den Unter-Befehlshabern als Muster gedient zu haben, denn die Berichte seiner vornehmsten Generale verdienen gleiches Lob; ihre kräftige Kürze und Klarheit hat ohne Zweifel viel dazu beigetragen, daß Napoleon's Verschleierungs-Versuchen des Krieges im Gebirge die verschiedenen Abtheilungen der Armee, welche dieser durch bedrutende Räume getrennt, in so wunderbarem Einklang wirken konnten.

Ein Britischer Offizier.

England.

Ludwig's XII. letzte Gemahlin*).

Nachdem König Heinrich (1514) in seine Staaten zurückgekehrt war, hatte er Rüstungen angeordnet, um den Feldzug in Frankreich zu schaffen und die Jahreszeit nur gestattete mädchte, wieder zu eröffnen. Indessen wendeten König Ludwig's XII. geschickte Unterhandlungen den Krieg für das Mal ab. Obgleich dieser kluge Monarch von allen Seiten einen solchen Knoten von Verwicklungen sich zusammenschürzten sah, daß man für ihn selbst keine Möglichkeit des Herauskommens mehr absehen konnte, hatte er dennoch hier wie dort alle Entwürfe glücklich Gelingen. Durch Verwerfung des Pisanischen und Annahme des Lateranischen Konzils gewann er die Freundschaft Papst Leo's X.; er versöhnte Ferdinand den Katholischen, indem er ihm Navarra abtrat, er gewann den Kaiser Maximilian, indem er dessen Enkel Karl (dem nachmaligen Kaiser Karl V.) seine Tochter Renata zur Ehe versprach; endlich beseitigte er selbst die Animosität König Heinrich's VIII., indem er ihm auf eine listige Weise die Unsere seiner Bundesgenossen aufdeckte und einen Bund ehelicher Vereinigung zwischen den Häusern Frankreich und England vorschlug. König Ludwig war ein dreimaliger Wittwer, Heinrich's Schwester, die schöne Prinzessin Marie, war sechzehn Jahre alt; noch dazu hatte sie reife Liebe dem Grafen Brandon, Viscount Lisle, einem der schönsten und gebildetsten Edlen an ihres Bruders Hofe, zugewendet; — aber als Ludwig jetzt ihre Hand suchte, da mußte die Liebe dem Ehrgeize weichen. Es ward ein Vertrag zwischen den beiden Kronen abgeschlossen, worin die Heirath des Französischen Königs mit der Englischen Prinzessin als Bedingung war.

Am 9. Oktober (1514) zog sie mit den Damen ihres Gefolges, unter deren Zahl sich auch Anna Boleyn, damals ein junges Mädchen, befand, in Abbeville ein; — die Hochzeit wurde nachmals mit außerordentlichem Glanze, mit den steubarsten Schaugepränge gefeiert.

.... Diese Heirath einer der schönsten Frauen ihrer Zeit gehörte zu denjenigen Ehebündnissen, mit welchen Jugend und Glück an dem kalten Altare der Politik hingeopfert werden. Wie sehr auch Titel und Rang einer Königin von Frankreich der Verbindten schmeicheln mochten, der Kontrast zwischen ihrem vorigen Geliebten, dem Viscount Lisle,

*) Aus P. F. Tytler's History of Henry VIII. S. Nr. 144 des Magazins.

Digitized by Google

wie er in den festlichen Turnieren glänzte und den jedem Ritter den Preis gewann, einerseits — und zwischen ihrem dergaten Ehegemahl, wie er nur aus der Säule heraus, an welche ihn seine körperliche Schwächlichkeit fesselte, die Spiele mit ansehen konnte, andererseits — jehreten an ihrem Herzen. Und auch damit war das Maaß ihres trübseligen Schicksals noch nicht erschöpft. Denn an dem Morgen nach der Hochzeit wurde Lady Guilford, ihre Gouvernante, an welcher sie mit unbeschreiblicher Liebe hing, mit dem Gefolge der Englischen Damen Anna und Jane Wallace die ihr Heimath beordert. — Wer dieser sie sie so tauzigen Gelegenheit richtete die angläschische Prinzessin, die sich ihrer Freunde beraubt und allein unter Fremdlingen zurückgeblieben sah, die folgenden Zeilen an den König, ihren Bruder:

„Mein guter Bruder!

„Ich empfehle mich mit tiefster Herzlichkeit Eurer Gnade. Es hat mich sehr Wunder genommen, seit unserer Abreise nichts von Euch zu hören, so oft ich auch zu Euch senden und an Euch schreiben mochte. Izzt bin ich wirklich allein zurückgeblieben, denn gleich am Morgen nach unserer Hochzeit wurde mein Kammerherr mit allen männlichen Dienern fortgeschickt; ein Gleiches geschah mit meiner guten Mutter Guilford und allen meinen Hofleuten und Frauen. Nur solche sind ausgenommen, die der weder Erfahrung noch Kenntnisse haben, mich in Zeiten der Noth mit Einsicht und Rath zu unterstützen; und wenn sehr zu fürchten steht, daß diese in längerer Frist kommen, als Euer bisherige Huld bei meiner Abreise vermuthete, kann meine Mutter Guilford besser schließen, als ich es zu schreiben vermag; ich bitte Euch, ihr Glauben zu schenken. Ich ersuche Euch herzlich, wenn es irgend möglich ist, zu veranlassen, daß meine Mutter Guilford hierher zurückkehre. Sollte sie nicht vermag ich, wenn etwas Anderes als Gutes mir widerfährt, nicht zu wissen, wie oder wo ich zuten Rath erfahre, weder zu Eurer Zufriedenheit, noch zu meinem Vortheile. Ich bin erstaunt, daß Mylord Northolk so leicht Alles zugiebt, was sie hier verlangen, und hatte mich derselbst, wenn Ihr ihn nicht bewogen hättet, mit Nachdruck zu widersetzen, Mutter Guilford schützen kann, erfahren. Ihr Euch der Nachricht einer solchen Behandlung wenig versehen haben werden. Wollte Gott, Mylord Peer wäre in Norfolk's Stelle gekommen, um vieles glücklicher und zufriedener würde ich zurückgeblieben sein! Somit lege ich in den herzlichsten Gesinnungen Eu. Gnaden Lebewohl, indem ich Euch mehr Vergnügens zu wünschen, als ich jemen sah.“

Beim Schreiben dieses wehmüthigen Briefes gedachte die Prinzessin ihres edlen und ritterlichen Brandon und besonders in ihrer Seele die glücklichen Tage, welche sie in England verlebt hatte. Aber diese Harm über ihr eigenthümliges Schicksal sollte nicht lange dauern. Noch nicht volle drei Monate nach ihrer Hochzeit erlag ihr Königlicher Gemahl dem Anfalle einer Krankheit, welche einer so geschwächten Leibesconstitution zu viel wurde. „Der Alte König“, erzählt uns der unterhaltende Verfasser der Memoiren des Bayard, „hatte seiner Gemahlin zu Gefallen seine ganze Lebensweise geändert. Während er sonst um acht Uhr sein Mittagsmahl hielt, wußte er jetzt um zwölf Uhr speisen; sechs Uhr war seine gewohnte Stunde zum Abendessen gewesen, jetzt lag er oft bis nach Mitternacht auf.“ Dieser Wechsel und diese Unregelmäßigkeit der Lebensweise, zumal bei einer so geschwächten Gesundheit, trug nicht wenig bei, den verliebten Fürsten bald unter die Erde zu bringen.

Sobald Heinrich von dem Ableben Ludwig's Botschaft erhielt, schickte er den ehemaligen Geliebten seiner Schwester, den Viscount Lisle ab, um die Prinzessin in ihr Vaterland zurückzugeleiten. Das Ende dieser Sendung läßt sich ohne Mühe voraussehen. Ihrer hohen Stellung herzlich müde und der alten Liebe getreu, welche die ritterlichen Eigenschaften Brandon's ihr eingeflößt hatten, erklärte Marie, daß sie entweder ihrer ersten Liebe folgen oder in ein Kloster gehen wolle. Die Ehe ward dreimlich in Paris geschlossen, und der König wurde, nachdem er mit ihr eine kurze Zeit drehold gespielt hatte, mit dem Scheine versöhnt. Brandon, der mit dem Könige aufgewachsen war, verstand sich trefflich auf die Laune desselben; er war vorsichtig genug, nie auf seine Verbindung mit dem Königlichen Hause Anspruche zu begründen. Aeußerst bezeichnend für seinen ganzen Geschmack nicht minder als für seinen hellen Verstand ist das weltbekannte Motto, welches auf dem Zäbnchen seiner Lanze eingeschickt war, und welches auch unter einem Original-Gemälde von ihm und der Prinzessin angebracht ist:

Sey nicht verächtlich, gutmes Kleid,
Hast du auch kein Gold noch Seide;
Du Priesterkleid, ist den Hochmuth fern,
Ist worden auch das Goldkleid gern. *)

Portugal.

Antonio Feliciano de Castilho.

Dieser im übrigen Europa noch wenig gekannte, aber in seinem Portugiesischen Vaterlande als ein Stern erster Größe geschätzte neuere Schriftsteller ward zu Lissabon den 26. Januar 1800 geboren. In seinem sechsten Jahre ungefähr bekam er die Masern, und trotz der zärtlichen Sorgfalt seines Vaters, welcher erster Professor der Medizin zu Coimbra war, wurde er nur erst nach einer langwierigen und äußerst gefährlichen Krankheit wieder dergestellt; die Hornhaut des rechten Auges jedoch blieb mit Flecken bedeckt, und daher dem Licht für immer undurchdringlich, die Sehkraft des linken Auges aber war minder zerstört, und nach einigen Jahren gelang es ihm, mit demselben die Farben und nahe Gegenstände von gewisser Größe zu erkennen; gleichwohl lernte er nie weder schreiben noch lesen und wurde daher von seinen Aeltern, die ihn selber zu den Wissenschaften bestimmt hatten, für unfähig gehalten, denselben in Zukunft obliegen zu können.

Trotz dem und ungeachtet der Hindernisse, die ihm seine Blindheit gewährte, trieb ihn doch die Liebe zum Wissen dazu an, Theil an den Studien seiner Bessere zu nehmen und dem Unterricht, den sie genossen, beizuwohnen. Sein Fleiß und seine Fassungskraft waren so ungemein groß, daß er seinen Brüdern auf dem Wege der Wissenschaft nicht nur folgte, sondern sie auch zur Bewunderung der Lehrer bei weitem übertraf. In seinem 10ten Jahre schon hatte er die vorbereitenden Studien der Grammatik, Rhetorik, Philosophie, Geometrie, der Lateinischen und Griechischen Sprache beendet, und es würde zu weit führen, wenn wir erzählen wollten, auf welche Weise er sich alle diese Kenntnisse erwarb, da man kaum begreift, wie ein Blinder besonders in der Geometrie auch nur die geringsten Fortschritte machen könnte; jedoch fehlt es weder in neuerer noch in älterer Zeit an Beispielen dieser von mächtiger Liebe zu den Wissenschaften vollbrachten Wunder.*) Zu seinem Glücke wirkte sich einer seiner Brüder, Namens Augusto Feterigo, der sich stets als sein treuester Freund erwiesen hat, sich nie müde zu werden darin, dem Studium der Literatur, und da dies auch das Lieblings-Studium Antonio's war, so erlangte er durch seinen Bruder Kenntnisse, die er sonst nicht hätte erwerben können. In seinem dreizehnten Jahre schrieb er Lateinische Verse, welche die Bewunderung der gelehrten Kenner erweckten, und im Jahre 1816 schrieb er zum ersten Male in seiner Muttersprache. Dieses war er eine geschlossene und an sichersten Schönheiten reiche Elegie auf den Tod der Königin Donna Maria verfaßte. Er studirte alsdann auf der Universität zu Coimbra die Rechte, beschäftigte sich nicht minder mit Naturgeschichte, Physik und Botanik und brachte seine Katholischen Studien im Jahre 1822. Da er diese aber mehr seinem Vater zu Liebe als aus eigener Lust getrieben, so ließ er wohlen derselben auch keine Gelegenheit unbenutzt, seinen Lieblings-Beschäftigungen obzuliegen und sich neben den Lateinischen Autoren besonders mit den Italiänischen, Portugiesischen und Französischen Schriftstellern bekannt zu machen; dabei erschienen bereits, als er noch Student war, seine ersten Versuche in der dramatischen Dichtung, die er sogleich mit Glück, nämlich die cartas de Eco e Narciso (Briefe der Echo und des Narciß), die, was in Portugal höchst selten ist, in wenig Jahren vier Auflagen erlebten, und die Primavera (der Frühling), welche in diesem Jahre neu aufgelegt wurde.

Sein Vater wünschte nun, daß er sich dem Advokatenstande widmen möchte, doch konnte sein für die Anschauung der freien Natur geschaffenes Gemüth an dürren Akten und an den Kabulistereien der Gerichtshöfe keinen Gefallen finden, und trotz mannigfacher Schwierigkeiten weihte er seine ganze Zeit der Poesie und den Musen. Hierin bestärkte ihn besonders der Umstand, daß sein Bruder Augusto Feterigo, der sein geistlichen Stand gewählt hatte, in der Wüsthum Mertier am Abhange der Sierra de Coremalbe, in einer der schönsten Gegenden Portugals, eine Landpfarre erhielt und nun im Verein mit seinem Bruder, der so die poetischen Träume seiner Kindheit verwirklicht sah, seine Zeit den Studien zuwandte.

Bei dieser Einsamkeit verlohnt sie fern von der Welt viele Jahre, und dort verfaßte Antonio's Bruder unter anderen eine Uebersetzung von Lukan's Pharsalia, er selbst aber übertrug die Metamorphosen und die Amores des Ovid, so wie einige Tragödien des Französischen Dichters Duris; ferner schrieb er einige kleinere Gedichte, deren Stoff die Einsamkeit, in der sie lebten, bildete, wie z. B. die Castello-Folie (die Schloßnacht), die zuerst in Lissabon und bald nachher in Paris gedruckt wurde; außerdem verfaßte er eine Prosische Erzählung in Versen nach Art der Taufend und eine Nacht, so wie vieles Andere noch.

Trotz ihres poetischgezogenen Lebens und ihrer freundlichen Beschäftigungen wurden die beiden Brüder unter der Herrschaft Don Miguel's vielfach verfolgt, und sie sahen sich daher gezwungen, um dieselbe Zeit noch Porto zu flüchten, als der Kaiser Dom Pedro in Lissabon zu landen beabsichtigte.

Izzt leben sie in letztgenannter Stadt seitgleich von ihren schriftstellerischen Arbeiten, in der Nähe des Königs Johann VI. unserem Antonio zur Belehrung seiner wissenschaftlichen Eifers gegeben, aufgehoben worden ist; und dennoch wäre er glücklich, hätte ihm nicht der Tod eine zärtliche, liebevolle Gattin gerandt, die seine ganze Sehgkeit ausmachte. Die Geschichte ihrer Verbindung ist sehr originell und gleicht mehr einem Roman als einem Ereignisse des wirklichen Lebens. Donna Maria Isabel de Vasona war drei Jahre in den Benediktiner-Kloster zu Bairão, vier Meilen von Porto. Sie war eine Verwandte des berühmten alten Dichters Antonio Ferreira und des neueren Dichters Nicolas Tolentino de Almeida, von denen, so wie von ihrem Vater, der den Wissenschaften gleichfalls sehr zugethan war, sie den Geschmack an letzteren in einem sehr hohen Grade erbte. Sie hatte sich eine genaue Bekanntschaft mit den Portugiesischen Klassikern erworben und ohne fremde Hülfe eine vollständige Kenntniß der Französischen, Spanischen und Italiänischen Sprache erlangt. Als die „Primavera“ zum ersten Mal erschien, las sie das Gedicht mit solchem Vergnügen, daß sie von dem Verfasser desselben eine höchst vortheilhafte Meinung bekam und ihn nach Coimbra, wo er sich damals aufhielt, folgende Worte schrieb:

*) Reid führt in seinen Philosophical Essays an, daß der blindgeborene Doctor Saunderson die sphärische Projection und die wichtigsten Grundsätze der Perspektive vollkommen verstand. — Francisco de Salinas wurde zu Burgos um das Jahr 1513 geboren und starb zu Salamanca 1590. Er verlor vor seinem 10ten Jahre das Gesicht und erlangte alsdann mit ungemeiner Kenntniß in der Mathematik, im Griechischen, Lateinischen und in der Musik. Er wurde Professor der Musik an der Universität zu Salamanca und vom Herzog von Alba und dem Papst Paul IV. beschenkt. Ersterer ernannte ihn zum Lehrer seiner Tochter, und Letzterer verlieh ihm eine Spanische Pfründe. Sein berühmtes in Lateinischer Sprache geschriebenes Werk de Musica erschien 1577 in Salamanca und nun ungefähr abendzehnfach 1592, zwei Jahre nach seinem Tode.

*) Cloth of gold do not despise
Though thou be match'd with cloth of frise;
Cloth of frise be not too bold
Though thou be match'd with cloth of gold.

Digitized by Google

„Wenn sich eine Echo jetzt Dir zeigte,
Mädchen! Du es wohl wir Dein Narciß*)“ *)

Sie schrieb darunter einen erdichteten Namen und gab an, wie er ihr die Antwort zukommen lassen sollte. Jene Worte enthielten nämlich eine Anspielung auf Coffildo's Briefe der Echo und des Narciß, welche die Liebe der Nymphe, die das grausame Herz ihres Geliebten nicht zu bezwingen vermag, die Unanwendbarkeiten des Ehestandes und das Glück derer schildern, die frei von dem Joche desselben leben. Es war daher sehr natürlich, daß Donna Maria, ehe sie sich entdeckte, erst zu erfahren wünschte, ob der Dichter etwa seinem Helden gliche. Die Antwort entsprach jedoch einer Erklärung, die der Eigenliebe des Dichters in so hohem Grade schmeichelte, und es begann hierauf ein regelmäßiger Briefwechsel, der bereits graume Zeit fortgedauert hatte, ehe der blinde Dichter den Namen seiner unbekannten Geliebten erfuhr. Als dies Ereigniß herannig schwant, kannten sie sich bereits durch ihren Briefen vollkommen und wurden nun leicht inne, daß sie für einander geschaffen seyen. Mannigfache Hindernisse jedoch verzögerten von einer Zeit zur anderen ihre Vereinigung, bis im Jahre 1834 der Dichter ganz unerwartet in Bairão eintraf und bereits einige Tage darauf, mehr als je in seine romantische Laune verliebt, mit ihr nach Lissabon zurückkehrte. Nicht lange jedoch währte das Glück Coffildo's; denn nach zwei Jahren schon entriß ihm der Tod seine Gattin, die ihm das Licht seiner Augen ersetzt und die Oede seiner Blindheit freundlich belebt hatte; sie starb den 1. Februar 1837, und er hat verschrieben, sein nächstes Erzeugniß ganz ihrem Andenken zu weihen.

Die Werke, die bis jetzt von ihm erschienen, sind folgende:

Briefe der Echo und des Narciß, der akademischen Jugend Coimbra's gewidmet, nebst verschiedenen auf denselben Gegenstand bezüglichen Dichtungen.

Der Frühling (A Primavera). Zweite sehr vermehrte und verbesserte Ausgabe. Lissabon, 1837.

Portugiesischer Tribut für das Andenken des Verewigten. Lissabon, 1836.

Die Schlußnacht (A noite de Castello). Ein Gedicht. Nebst Amalias Betrunkenheit, nach Delphine von Gay. Lissabon, 1826.

Werke eines Gläubigen (Palabras do un Crente). Aus dem Französischen des La Mennais übersetzt.

Liebe und Melancholie (Amor e melancolia), wovon jetzt eine neue Ausgabe vorbereitet wird.

Dazu kommen nun noch eine Menge anderer Erzeugnisse in Prosa und Versen, die in den Zeitschriften, besonders in dem Journal da sociedade dos Amigos das letras erschienen sind und von großer Gelehrsamkeit und tiefem Wissen zeugen. (Rev. de Madrid.)

China.

Auf dem Chinesischen Meere.

(Aus dem Schiffstagebuche eines Engl. Capitains.)

Die finsteren und trüben Wogen des Chinesischen Meeres hatten noch nie ein fürchterlicheres Ansehen, als am Morgen des 12. Januars 1836. Unser Schiff wurde von dem Orkane pfeilschnell vorwärts getrieben, und Wasserberge ohne Zahl rollten über das Verdeck. Die Wuth der Elemente legte sich nicht eher, als bis wir unter dem 11ten Breitengrad angekommen waren, und beinahe zu gleicher Zeit entdeckten wir zu gerade Westen das Verdeck eines Schiffes. Der Capitain ließ die Segel etwas einziehen und befahl, auf das verunglückte Schiff loszusteuren; es war eine Chinesische Dschonke, deren Mannschaft stehenblieb um Hülfe rief. Bei unserer Annäherung gaben sie Zeichen der ausgelassensten Freude, die aber schon im nächsten Augenblick wieder der Verzweiflung Platz machte; denn der immer noch anhaltende Sturm wind trieb uns schnell an dem Wrack vorbei. Wir wußten unser Schiff umdrehen; und als dieses Manöver glücklich ausgeführt war, ließen wir aus einem unserer Böte ein Tau mit einem Bosel-Knoten (bowlingknot) gegen die Dschonke werfen. Mit Hülfe dieses Taues wurden achtzehn Personen, Einer nach dem Andern, aus der beinahe sichern Todesgefahr errettet und glücklich in das Boot gezogen, von wo sie dann eben so wohlbehalten auf unser Schiff gelangten.

Freude und Dankbarkeit der Geretteten waren grängenlos. Sie warfen sich ihrer Länge nach auf das Verdeck und küßten bald die Füße der Mannschaft, bald die Planken des Schiffes. Sie gaben uns durch Geberden zu verstehen, daß sie in acht Tagen keinen Tropfen Wasser getrunken hätten, und Einige boten ganz Börsen voll Dollars für einen Schluck Wasser. Unser Schiffs-Eigner verordnete ihnen weislich nur kleine Quantitäten des erfrischenden Elementes; der Mannschaft aber wurde Krug unterstagt, von den Geretteten Geld anzunehmen.

Es waren Chinesen aus einer Nord-Provinz des Reiches, meistens junge Leute von schönem athletischen Wuchse und einnehmender Gesichtsbildung. Ihr Capitain, der ungefähr 35 Jahre zählen mochte, hatte kohlschwarze Augen voll Geist und Feuer, denen ein dichtes, glänzend schwarzes Haar und eine prächtige unbarnartige Kopfbedeckung noch mehr Reitz gaben. Das ganze Aeußere dieses Mannes und mehrerer seiner Gefährten überzeugten uns, daß vollkommene männliche Schönheit auch mit dem Gesichts-Typus der Mongolischen Race vereinbar sey**). Seine ruhigen Skrupel erlaubten ihm nur den Genuß des Mindfleisches*); die übrigen Chinesen verzehrten unbedenklich Alles, was man ihnen vorsetzte. Leider konnten wir uns mit der ganzen Gesellschaft nur kümmerlich durch Pantomimen verständigen; jede europäische Sprache war ihnen unbekannt.

Nach einer weiteren Fahrt von fünf Tagen anterten wir vor Pulo Nor (unter 2° 40' N. B.). Hier fanden unsere Chinesen einen Landsmann, oder wenigstens eine Person, die mit ihnen reden konnte. Wir trafen eine Uebereinkunft mit dem Radscha, frei welcher die Schiffbrüchigen, wie es ihr eigener Wunsch war, nach Singapore befördert werden sollten. Von dort aus konnten sie in ihre Heimath zurückkehren.

In Pulo Nor versorgten wir uns mit frischem Wasser-Vorräthen. Unsere schiffbrüchigen Chinesen duldeten es nicht, daß Einer von der Britischen Mannschaft das Wasser herbeitrage, sondern bereiteten sich die Gefäße mit eigenen Händen zu füllen. Beim Abschiede hielten sie Kamalick auf die Knie und küßten Jedem von uns mit Inbrunst die Füße. So schieden wir von siebzehn Personen, die neun Tage lang auf einem elenden Floß ohne Masten und Ruder sich herumgetrieben hatten und in dieser Zeit ohne Trinkwasser und beinahe ohne Speise gewesen waren. Einer der Geretteten, ein alter Mann, starb noch am Bord von Pulo Nor. Seine Leiche wurde der ausgelassenen Strömung; die Uebrigen sind dagegen wohlerhalten in ihrer Heimath angelangt.

(Asiat. Journ.)

Mannigfaltiges.

— Geschichte Ludwig's XIV., von James. Herr G. P. R. James, der Verfasser der Geschichte des schwarzen Prinzen, deren wir früher ausführlich in diesen Blättern gedacht, hat jetzt auch eine Geschichte des verzehrenden Ludwig herausgegeben.**) Wer den vielen Französischen Memoiren- und Geschichtswerken, die in der neueren Zeit gerade über die Regierung Ludwig's XIV. erschienen sind, kann wohl die Compilation eines neuen Buches, und zwar eines solchen, das ganz den Reiz eines Originalwerkes besitzt, eben nicht sehr schwierig sehen. In der Abfassung, die Herr James hier geliefert hat, hat derselben daß Sie nichts weniger als eine Lederetzung ist, doch die Französischen Elemente, aus denen sie gebildet worden, kaum zu verkennen. Es giebt dieser Art auch manche neuere Deutsche Novellen und Reisefitzen, deren Verfasser es sehr übel nehmen würden, wenn wir ihre Originalität in Zweifel zögen, die aber gleichwohl von Sage, Damas, Hans oder Sue nicht bloß die Farben, sondern oft ganze Figuren für ihre Gemälde sich geliehen haben. Doch er bleibt auch immer noch ein Verdienst, das hier und dort zusammelte geistige Material so geschickt zu verarbeiten, daß nur eben ein Kenner das Fremde, das nicht auf heimischem Boden Gewachsene, herausfühlt. So wird auch das neue Buch des Herrn James in England mit großem Vergnügen gelesen. Man unterhält sich an den zahlreich eingestreuten Anekdoten und Holzgeschichten, deren es eigentlich mehr zum Besten giebt, als solche Schilderungen, die das politische Leben des damaligen Frankreichs und seine Verhältnisse zu dem übrigen Europa in das rechte Licht stellen. Das „Leben und die Zeit Ludwig's XIV.“ nach der Englischen Bearbeitung gehört daher auch eigentlich mehr in die Kategorie der unterhaltenden, als der mehr belehrenden und streng historischen Schriften.

— Romeo und Julia auf der Französischen Bühne. Eine freie Bearbeitung des Shakespeareschen Meisterwerkes, die selbst dessen bester Kenner, Schriftsteller Fr. Soulié voraussagte, hat sich jetzt von neuem auf dem Theater des Odeon in Paris zur Aufführung gekommen. Herr Soulié hat es dem Französischen Geschmacke noch immer nicht zugetraut, den Heros mit seiner ganzen überwältigenden Kraft schön finden zu können, und so hat er denn z. B. von den fünfundzwanzig Personen des Originals nicht weniger als siebzehn gestrichen und die übrig gebliebenen auch ganz nach dem ästhetischen Zuschnitt des Französischen Theaterzeitels ausstaffirt. Neben Romeo und Julia treten in dem Soulié'schen Stücke nur noch folgende Personen auf: der alte Capulet, Tybalt (der jedoch nicht, wie bei Shakespeare, ein Vetter, sondern der Bruder Julia's ist), Graf Paris (bei Soulié ein Spanischer Grande), der Fürst Escalus von Verona, Pater Lorenzo (bei Soulié ein Staats-Secretair Talerni) und die Wärterin Julia's (bei Soulié natürlich über „Wertrante“). Bon Shakespeare's „Bürger- und Partieen-Krieg kann unter solchen Umständen nicht die Rede seyn, und es erscheint nur äußerselbst, wie eine so massenhafte Handlung sich hier hinzwang, von diesen acht Personen, die ewig kommen und wieder gehen müssen, getragen werden kann. Jamin, ein Freund Soulié's, aber — was seinem Geschmacke gewiß zur Ehre gereicht — ein noch viel größerer Freund des Britischen Dichters Heros, weiß in einem interessanten Feuilleton des Journal des Debats das Französische Publikum auf den Genuß hin, den es sich selber dadurch beraubt, daß es sich solche Dramen, wie Romeo und Julia, noch immer nach seinem Geschmacke zustutzen läßt. Nur der letzte Akt des Trauerspiels soll dem Französischen Bearbeiter, aber nur darum, weil er sich hier treuer an das ergreifende Original halten konnte, vollkommen gelungen seyn.

*) Sí se os perseguisse una Bella,
¿imitaríais vos a vuestro Narciso?

**) Unser Landsmann Giuseppi Acerbi hat von den Chinesen der Provinz Pechichili, daß sie in ihrer Physiognomie viel mehr Europäisches haben, als die Bewohner des mittäglichen China. Besonders schön und anmuthig fand er in jenen Gegenden die Mädchen und Frauen.

*) Dieser Umstand bringt uns auf die Vermuthung, daß jener Capitain ein Chinesischer Mohammedaner war.

**) The life and time of Louis the Fourteenth. 2 vols.

Mit dem heutigen Blatte endigt der Jahrgang 1837. Titelblatt und Inhalts-Verzeichniß zum letzten Semester werden nachgeliefert.

Herausgegeben von der Redaction der Allg. Preuß. Staats-Zeitung. Redigirt von J. Lehmann. Gedruckt bei A. W. Hayn.

Digitized by Google

Digitized by Google